Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

126

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1841.
Erster Band.

Berlin, bei W. Besser
1841.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Rep. (Bdg. No.) 4317/06

1879

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1841 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Cousin, Cours d'histoire de la Philosophie morale au 18me siècle. — Jan. S. 41. — Erdmann.
2. Hegel's Encyklopädie der philos. Wissenschaften. Erster Theil. Herausgegeben von Dr. Leopold v. Henning. — Jan. S. 49. — Weisse.
3. Feuerbach, über Philosophie und Christenthum. — Febr. S. 241. — A. Schmidt.
4. Bayrhoffer, die Idee und Geschichte der Philosophie. — März S. 381. — Pfannkuch.
5. Staudenmeyer, die Philosophie des Christenthums. Erster Bd. — April S. 481. — Carriere.
6. Hinkel, die specul. Analysis des Begriffs „Geist." — Mai S. 657. — Bayrhoffer.
7. La Métaphysique d'Aristote, trad. par Pierron et Zévort. — Mai S. 724. — Stahr.
8. Weber, die Konstruction des absoluten Standpunkts. — Mai S. 657. — Bayrhoffer.
9. Aristoteles Werke, übers. von Hoffmeister und Knebel. (Die Rhetorik und Poetik.) — Juni S. 875. — Stahr.
10. Reiff, der Anfang der Philosophie. — August S. 174. — Zeller.
11. Bayrhoffer, Beiträge zur Naturphilosophie. Zweiter Beitrag. — Sept. S. 409. — Hinrichs.
12. Lamennais, Esquisse d'une philosophie. — Sept. S. 395. — A. Schmidt.
13. Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition. — Oct. S. 601. — König.
14. Reiff, über das Verhältniss von Philosophie und Religion. — Oct. S. 481. — Pelt.
15. Trendlenburg, logische Untersuchungen. — Oct. S. 513. — (Erster Artikel.) — Gabler.
16. Glaser, die Metaphysik des Aristoteles. — Nov. S. 641. — Michelet.
17. Hegel und Preufsen. — Nov. S. 687. — Carriere.
18. Ixem, ein Logos Protreptikos. — Dec. S. 828. — Mullach.
19. v. Lasaulx, die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniss zu dem einen auf Golgatha. — Dec. S. 869. — Göschel.

II. Theologie.

1. Matthies, Erklärung der Pastoralbriefe. — Jan. S. 93. — Baur.
2. Die evangelische Landeskirche Preufsens und die Wissenschaft. — Febr. S. 279. — A. Schmidt.
3. Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes. — März S. 321. — Weisse.
4. Les livres sacrès de l'Orient, publ. par Pauthier. — März S. 333. — B.
5. Schneckenberger, über den Zweck der Apostelgeschichte. — März S. 361. — Baur.
6. Straufs, die christliche Glaubenslehre. Erster Bd. — April S. 561. — Rosenkranz.
7. Reuter, de erroribus, qui aetate media doctrinam christianam de S. Eucharistia turpaverunt. — Mai S. 773. — Matthies.
8. Ehrenfeuchter, Theorie des christlichen Kultus. — Juni S. 955. — Moll.
9. Van der Vlis, disputatio critica de Ezrae libro Apocrypho etc. — Juni S. 835. — Bauer.
10. Reuchlin, Gesch. von Port-Royal. — Juli S. 145. — Binder.
11. Sainte Beuve, Port-Royal. Tom. I. — Juli S. 145. — Binder.
12. Klausen, Hermeneutik des Neuen Testaments. — Aug. S. 161. — Matthies.
13. Klöpper, Liturgik. — Aug. S. 257. — Moll.
14. Entwurf einer Liturgik für die evangelische Kirche Würtembergs. — Sept. S. 441. — Klöpper.
15. Neudecker, Einleitung in das Neue Testament. — Oct. S. 492. —
16. Schwegler, der Montanismus u. s. w. — Oct. S. 588. — Planck.
17. Rudelbach, Einleitung in die Augsburgische Konfession. — Dec. S. 811. — Schmieder.

III. Jurisprudenz.

1. Proud'hon, traité du domaine public. — Mai S. 753. — Rauter.
2. Auer, das Stadtrecht von München. — Juni S. 905. — Phillips.
3. Kolderup-Rosenvinge, Grundrifs des Dänischen Kirchenrechts. — Sept. S. 321. — Michelsen.
4. Rabenius, Lehrbuch der schwedischen Kirchenrechtskunde. — Sept. S. 321. — Michelsen.

5. Puchta, Kursus der Institutionen. Erster Bd. — Dec. S. 875. — Rudorff.
6. Reginonis libri duo de synodalibus causis. Ed. Wasserschleben. — Dec. S. 921. — Jacobson.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Hoffmann, die Bevölkerung des Preufsischen Staats. Erster Bd. — Jan. S. 1. — Baumstark.
2. Bernhardi, Laokoon oder Hermes u. Perone. — April S. 531. — Riedel.
3. v. Schütz, über Kirchen- u. Staatsrecht in der Preufs. Rheinprovinz. — Juni S. 892. — Marheineke.
4. v. Prittwitz, die Kunst reich zu werden. — Juli S. 1. — Bülau.
5. Fallati, die statistischen Vereine der Engländer. — Sept. S. 479. — Baumstark.
6. Osiander, über den Handelsverkehr der Völker. — Sept. S. 463. — Baumstark.
7. Thomas, die Theorie des Verkehrs. Erste Abtheilung. — Sept. S. 423. — Baumstark.
8. Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preufsen. — Sept. S. 389. — Boumann.
9. Bernouilli, Bevölkerungs-Wissenschaft. Erste Hälfte. — Dec. S. 951. — Reuter.

V. Geschichte, Biographien und Kriegswissenschaft.

1. Dönniges, Kritik der Quellen für die Gesch. Heinrichs des VIIten. — Jan. S. 121. — K. Hegel.
2. Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen v. Kalkreuth. — Jan. S. 157. — Varnhagen v. Ense.
3. Wiggers, Kirchengeschichte Mecklenburgs. — Jan. S. 118. — Lisch.
4. Fr. v. Gentz, 4ter und 5ter Bd. seiner Schriften. — Febr. S. 289. — Bülau.
5. Quix, Geschichte der Stadt Aachen. — Februar S. 319. — Aschbach.
6. v. Willisen, Theorie des grofsen Kriegs. — Febr. S. 161. — Rühle v. Lilienstern.
7. Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des 7jährigen Kriegs. — März S. 467. — Preufs.
8. Haug, die allg. Geschichte. Ersten Bandes erstes Heft. — März S. 412. — Binder.
9. Müller, über den Organismus und den Entwickelungsgang der politischen Idee im Alterthum. — März S. 412. — Binder.
10. Stenzel, Scriptores rerum Silesiacarum. 2ter Bd. — März S. 404. — Riedel,
11. v. Bohlen's Autobiographie. — April S 625. — A. Benary.
12. Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tom vingtième. — Mai S. 713. — Waitz.
13. Schmidt, kritischer Versuch zur Feststellung der Aera und der ersten geschichtlichen Momente des Buddhaismus. — Mai S. 735. — Schott.
14. Schott, die Deutschen am Monte Rosa. — Mai S. 814. — Leo.
15. Jacobs, Personalien. — Juni S. 937. — Bernhardy.
16. Reuchlin, Paskals Leben. — Juli S. 57. — Riedel.
17. — dasselbe recensirt von Binder. — Juli S. 145.
18. Röpell, Gesch. Polens. Erster Theil. — Juli S. 30. — Cybulski.
19. Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preufsen. — Sept. S. 389. — Boumann.
20. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preufsen. — Oct. S. 633. — Marheineke.
21. Denkwürdigkeiten des Freihrn. von der Asseburg. — Nov. S. 793. — Preufs.
22. Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern. — Nov. S. 675. — Lebrecht.
23. Göttling, Gesch. der römischen Staatsverfassung. — Nov. S. 718. — Marquardt.
24. v. Hammer-Purgstall, Gesch. der goldnen Horde in Kiptschak. — Nov. S. 753. — Schott.
25. Peter, die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. — Nov. S. 718. — Marquardt.
26. Brotonne, histoire des migrations des peuples. — Dec. S. 833. — Heusinger.
27. Dahlmann, Gesch. von Dänemark. Erster und zweiter Bd. — Dec. S. 843. — Michelsen.
28. Jardot, Révolutions des peuples de l'Asie moyenne. — Dec. S. 833. — Heusinger.
29. Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen. — Dec. S. 801. — Grimm.
30. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs in Europa. Erster Theil. — Dec. S. 905. — Aschbach.

VI. Philologie.

a) Allgemeine Philologie.

Hitzig, die Erfindung des Alphabets. — August S. 235. — Benary.

b) Orientalische Philologie.

1. Lee, a Lexicon, hebrew, chaldee, and english. — Jan. S. 129. — Benary.
2. Kasem-Beck, Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache. — Juni S. 967. — Schott.
3. Gesenius, über die himjaritische Sprache. — Nov. S. 791. — Schott.

c) Griechische Philologie.

1. Pausaniae descriptio Graeciae. Ed. Schubart et Walz. Vol. I—III. — Febr. S. 207. — Franz.
2. La Métaphysique d'Aristote, trad. par Pierron et Zévort. Tome I. — Mai S. 724. — Stahr.
3. Hermesianactis poetae elegiaci fragmentum. Ed. Bailey. — Sept. S. 375. — Bergk.
4. Droysen, über Phrynichos, Aischylos und die Trilogie. — Dec. S. 913. — Schöll.

d) Römische Philologie.

1. Rutilii Claudii Namatiani de reditu suo libri duo. Rec. et illustr. A. W. Zumptius. — Jan. S. 103. — v. Gruber.
2. Köne, über die Sprache der römischen Epiker. — Febr. S. 301. — Paldamus.
3. Vellejus Paterculus. Ed. Kritzius. — März S. 343. — Zumpt.
4. Ciceronis de officiis libri III. Editionem a Conr. Heusingero curatam repetivit suisque animadversionibus auxit Car. Tim. Zumptius. — Mai S. 707. — v. Gruber.

Ciceronis de officiis libri III. In usum scholarum ed. Zumptius. — Mai S. 707. — v. Gruber.

Walckenaer, histoire de la vie et des poésies d'Horace. — Aug. S. 278.

Ciceronis de oratore libri III. Rec. Ellendt. — Sept. S. 347. — v. Gruber.

Commentarii de bellis J. Caesaris. Pars I. — Oct. S. 574. — A. W. Zumpt.

Ciceronis de divinatione libri duo. Ejusdem liber de Fato. Ed. Alanus. — Nov. S. 735. — A. W. Zumpt.

Taciti Germania. Ed. Trofs. — Nov. S. 689. — Mafsmann.

e) *Moderne Philologie.*

Φιλομούσου Παίγνια. — Febr. S. 311.

Schuakenburg, Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France. — März S. 449. — Fuchs.

Schafarik und Palacky, die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. — Juli S. 100. — Purkinje.

Schifflin, wissensch. Syntax der franz. Sprache. — Aug. S. 309. — Schuakenburg.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

Aegyptische Alterthumskunde. — Febr. S. 257. — J. L. Ideler.

Cordelia. Von der Verfasserin von Agnes von Lilien. — Februar S. 313. — Abeken.

Gaye, carteggio inedito d'Artisti del secolo XIV—VI. Tom. I. — Febr. S. 190. — v. Rumohr.

Klein, Berichte über die Berliner Kunstausstellung. — Febr. S. 255. — Carriere.

Charikles, Bilder altgriechischer Sitte. Von Becker. — März S. 427. — Hertzberg.

Gedichte von Moriz Fränkel und Max Ring. — März S. 375. — M. C.

Gaye, Carteggio inedito d'Artisti. Tom. III. — März S. 439. v. Rumohr.

Coddé, memorie biografiche dei pittori, scultori, architetti ed incisori Mantovani. — April S. 655. — v. Rumohr.

Memorie originali italiane risguardanti le belle arti. Serie prima. — April S. 655. — v. Rumohr.

Bojardo's verliebter Roland. Uebers. von Regis. — Juni S. 915 — Carriere.

Bojardo's verliebter Roland. Uebers. von Gries. 3ter und 4ter Theil. — Juni S. 915. — Carriere.

Gaye, Carteggio inedito d'Artisti. Tom. I—III. — Juni S. 817. — Papenkordt.

Boeckh, Urkunden über das attische Seewesen. — Juli S. 71. — Keil.

Klausen, Aeneas und die Penaten. — Juli S. 119. — Hartung.

Pauca quaedam de rebus Deli Cycladis insulae. Ed. Schlüger — Juli S. 131. — Franz.

Ambrosch, Studien im Gebiet des altrömischen Bodens und Kultus. Erstes Heft. — Aug. S. 207. — Merkel.

Forchhammer, de Scamandro commentatio. — Aug. S. 217. — Schöll.

Forchhammer, Apollons Ankunft in Delphi. — Aug. S. 217. — Schöll.

Nägelsbach, die homerische Theologie. — Aug. S. 271. — Hartung.

Streckfufs, der italienischen Dichtkunst Meisterwerke. Aug. S. 295. — Carriere.

Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes. Bearbeitet von Bellermann. — Dec. S. 937. — Franz.

Anonymi scriptio de musica. Bacchii senioris introductio artis musicae. Ed. Bellermann. — Dec S. 937. — Franz.

Immermann, Tristan und Isolde. — Dec. S. 897. — Sommer.

VIII. Mathematik, Geographie, Physik und Chemie.

Kriegk, Schriften zur allg. Erdkunde. — Jan. S. 81. — Reuter.

Ulrich's Reisen in Griechenland. Erster Theil. — Jan. S. 30. — Franz.

Hülsee, Bearbeitung der Vegaschen logarithmisch-trigonometrischen Tafeln. — Jan. S. 63. — Wolfers.

Külb, Gesch. der Entdeckungsreisen vom Ende des 15ten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Erste Abtheilung. — Febr. S 201. — J. L. Ideler.

Bindseil, Akustik. — April S. 539. — Roeber.

Fiedler, Reise durch Griechenland. — April S. 509. — v. Dechen.

Lüdde, die Gesch. der Erdkunde. — April S. 559. — F. M.

Meyer, Topographie und Statistik Dresdens. — April S. 553. — Carus.

v. Olfers, die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu asiatischen Sagen und chinesischen Schriften. — April S. 495. — Schott.

Rüppell, Reise in Abyssinien. — Mai S. 785. — Parthey.

M. Kenny und James Hall, history of the Indian tribes of North-America. — Juli S. 113. — Heusinger.

Rofs, Reise auf den Griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Erster Bd. — Juli S. 131. — Franz.

Vail, Notice sur les Indiens de l'Amérique du Nord. — Juli S. 113. — Heusinger.

Polack, Manners and Customs of the New-Zealanders. — Sept. S. 449. — Heusinger.

Schomburgk, geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana. — Sept. S. 433. — Meinicke.

Monographien über Stürme. — Nov. S. 737. — Dove.

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

Toussaint de Charpentier, Libellulinae europaeae. — Febr. S. 228. — Burmeister.

v. Keiserling und Blasius, die Wirbelthiere Europa's. — Febr. S. 198. — Ratzeburg.

De Selys Longchamps, Monographie des Libellulidées d'Europe. — Febr S. 228. — Burmeister.

Reichenbach, Deutschlands Fauna. Erster Theil. — April S. 645. — Gloger.

Nic. Damasceni de plantis libri duo, ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Rec. Meyer. — Mai S. 670. — Link.

De Siebold, Flora Japonica. — Juni S. 885. — Nees v. Esenbeck.

Wimmer, Flora von Schlesien. — Sept. S. 425. — Beilschmied.

X. *Physiologie und Medizin.*

1. Ebn Baithar, über die Kräfte der bekannten einfachen Arzeneimittel. Aus dem Arabischen übers. von Sontheimer. Erster Bd. — April S. 550. — Link.
2. Christison, on granular degeneration of the Kidnies and its connexion with dropsy. — Mai S 745. — Heusinger,
3. Osborne, on the nature and treatment of dropsical diseases. — Mai S. 745. — Heusinger.
4. Prichard, researches into the physical history of mankind. — Mai S, 689. — Heusinger.
5. Rayer, des maladies des reins. — Mai S. 745. — Heusinger.
6. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten. Ersten Bandes erste Abtheilung. — Mai S. 697. — Volkmann.
7. Solon, de l'Albuminurie ou hydropisie causée par la maladie des reins. — Mai S. 745. — Heusinger.
8. Willis, urinary diseases. — Mai S. 745. — Heusinger.
9. Geigel, Untersuchung über Entstehung des Krankheitsgenius. — Juni S. 852. — Steinheim.
10. v. Ringseis, System der Medicin. — Juli S. 45. — Lorinser.
11. Prout, on the nature and treatment of stomach- and nary diseases. — Aug. S. 317. — Heusinger.
12. Morton, Crania americana. — September S. 449. Heusinger.
13. Alcide d'Orbigny, L'homme américain considéré sea rapports physiologiques et moraux. — Sept. S. 4 Heusinger.
14. Stilling, über die Spinalirritation. — Sept. S. 36 Volkmann.
15. Wagner, Lehrbuch der Physiologie, erste und zwei theilung. — Nov. S. 769. — Schultz.
16. Meryon, on the physical and intellectual constitut Man. — Dec. S. 833. — Heusinger.

XI. *Vermischtes.*

1. Fleckii Anecdota maximam partem sacra in itin Italicis et Gallicis collecta. — Mai S. 763. — Hahn.
2. Forchhammer, Dankrede auf Lucian Bonaparte. — S. 217. — Schöll.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

I.

Die Bevölkerung des preufsischen Staats nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 *aufgenommenen Nachrichten in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung dargestellt von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Büreau's zu Berlin.* 1 *Bd. Berlin,* 1839. *in der Nicolaischen Buchhandlung. XII. u.* 292 *S. 4to.*

Every line a lesson, every page a history. Dieser englische Spruch pafst ganz auf dieses vortreffliche Buch, dessen Anzeige wir für eine heilige Pflicht unserer Zeitschrift hielten, und alle diejenigen, welche der Statistik den Vorwurf machen, dafs sie im glücklichsten Falle nur todte Geburten zur Welt bringe, mögen dies Buch zur Hand nehmen, um sich eines Besseren zu belehren. Der ehrwürdige Verf. desselben hat sich um Wissenschaft und Staatsleben seines Vaterlandes so viele Lorbeeren errungen, dafs er auf einem hohen Lorbeerlager ruht, und während er beginnt, sich's auf demselben bequem zu machen, kommt ein bedeutendes Buch um das andere aus seinem Pinsel hervor, den man in seinem Fache den πολλυτρόπος, ὃς μαλὰ πολλὰ πλάγχθη, im edelsten Sinne des Wortes nennen kann. Viele Jahre hat sich der Hr. Verf. auf das Genaueste im Einzelnen mit seinem Gegenstande offiziell beschäftigt. Sehr häufig erschienen die Ergebnisse seiner Arbeiten in Aufsätzen, welche in der preufsischen Staatszeitung abgedruckt wurden. Allein so sehr es auch den Anschein haben mochte, dafs dieselben auf diese Weise am besten und schnellsten Gemeingut der für Wissenschaft und Leben Wirkenden würden, dennoch war jene Art der Veröffentlichung für diesen Zweck nicht der geeignete Weg. Denn im Auslande ist die Staatszeitung selbst an öffentlichen Plätzen dafür viel zu wenig verbreitet, und von Privatleuten wohl kaum gehalten. Aber auch im Inlande erfährt sie das nämliche Schicksal wie die andern Zeitungen, und man kann sich Glück wünschen, wenn man statistisch reichhaltige einzelne Blätter für sich vom Untergange rettet, während ihre Benutzung aus öffentlichen Lesecirkeln zu viele Unbequemlichkeit hat, und die Aufsätze des Hrn. Verfs. etwas mehr verdienen, als blos gelesen zu werden. Es wäre daher schon sehr dankenswerth gewesen, wenn jene zerstreuten Aufsätze des Verfs. über Bevölkerung aus der Staatszeitung auch nur zusammen gedruckt und als ein Buch in die Welt geschickt worden wären. Selbst denjenigen, welche, wie Ref. dieselben schon in eigenen Excerpten besitzen, war dies erwünscht. Allein das vorliegende Buch ist mehr als soviel, nämlich eine Gesammt-Verarbeitung jener einzelnen Aufsätze, besonders der ausführlichen von 1838, in ein selbstständiges Werk voll der bedeutungsvollsten und interessantesten Ergebnisse und Beziehungen. Jene Aufsätze haben aufgehört, blofses Gut der Preufsen und blos für Preufsen geschrieben zu sein, sie sind mit allen ihren Enthüllungen und mit neuen Erörterungen über den Gegenstand jetzt Gemeingut der civilisirten Welt und ein unerschöpflicher Schatz für die Wissenschaft geworden, ein unabsehbares Feld voll Blüthen; in deren Kelche sich die Bienen der Wissenschaft verkriechen können, um immer reich beladen für ihren Bau und dessen Ausfüllung mit köstlichem Stoffe zurückzukehren.

Das Buch hat die Aufgabe, den Zustand der Bevölkerung des preufsischen Staates in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung insoweit darzustellen, als es das über die Bevölkerung dieses Landes bis zum Ende des Jahres 1837 vom statistischen Büreau in Berlin amtlich gesammelte Material gestattet. Die Statistik ist wirklich in doppeltem Sinne

eine unerbittliche Wissenschaft. Denn so gut sie felsenfest auf der Wahrheit ihrer zuverläfsigen Ergebnisse ruht und selbst das geistreichste und wärmste Raisonnement, das aber ihrer Erkenntnifs zuwider läuft, mit Strenge und Kälte in seine Schranken zurückweist; eben so gut verschmähet sie es, aus dem reichsten Materiale, das sie besitzt, so lange es nicht zuverläfsig ist, Resultate zu ziehen. Darin liegen nun aber auch die Gründe, wefshalb der Hr. Verf. die in dem Buche enthaltenen Betrachtungen für unvollständig erklärt. Sie sind unvollständig, insoweit als es nicht möglich war, zu den darin schon angestellten Betrachtungen über die Bevölkerungszustände des preufsischen Staafs noch andere hinzuzusetzen und als die vorhandenen Betrachtungen selbst nicht mit Zuverläfsigkeit weiter ausgesponnen werden konnten. Damit aber ist gegen den Reichthum, die Vielseitigkeit und Vortrefflichkeit des Buches dennoch nichts gesagt. Die Betrachtungen und Ergebnisse, welche es enthält, sind nicht blos einseitig oder absolut, sondern sie sind vergleichend. Das Buch ist eine vergleichende Bevölkerungsstatistik, freilich nicht in *dem* Sinne, dafs es die Verhältnisse Preufsens mit jenen anderer Staaten vergleicht, aber insofern als es die preufsischen Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise, Städte u. s. w. in Betreff ihrer Bevölkerungsverhältnisse mit einander vergleicht. Diese Betrachtungsweise auf den preufsischen Staat angewendet ist darum besonders lehrreich, weil es die Flächenausdehnung und Eintheilung des Staatsgebietes mit sich bringt, dafs die einzelnen Provinzen und Regierungsbezirke in höchst interessanten Gegensätzen einander gegenübertreten, so als ob sie andere Länder wären. Dazu aber kommt nun noch, dafs in unserem vorliegenden Buche die Betrachtung der gewerblichen Verhältnisse, des Viehstandes, u. dgl. im Vergleiche mit der Bevölkerung einen beträchtlichen Theil ausmacht. So gewährt es eine ungemein tiefe und umfassende Einsicht über den Stand und Zustand der Bevölkerung des preufsischen Staats. Allein abgesehen von dem preufsischen Interesse, welches dasselbe gewährt, so ist es auch ein überaus reicher Beitrag zu allen denjenigen Untersuchungen der Volkswirthschaftslehre, welche die Bevölkerung überhaupt betreffen und neuerdings besonders Gegenstand der eifrigsten Forschung geworden sind. Just solche Werke über die Bevölkerung der einzelnen Staaten fehlen uns, und das vorliegende dürfte immerhin als Muster für ähnliche Arbeiten über andere Länder dienen, namentlich ist es aus vielen Gründen höchst wünschenswerth, dafs solche Werke auch über die andern Staaten des deutschen Zollvereines zu Tage gefördert werden. Allerdings müfste alsdann von allen Seiten, auch vom preufsischen Staate, alles Mögliche gethan werden, um vollständige Gewerbetabellen aufzubringen.

Nachdem eine Uebersicht der verschiedenen Eintheilungen des Königreichs in politischer und administrativer Hinsicht gegeben ist, wird die ganze Bevölkerung desselben zu Ende des Jahres 1837 mit Ausschlufs Neufchatels zu 14,098,125 Einw. angegeben, welche auf 5077,^{41} □ Meilen vertheilt sind. Die kleinste Provinz, Westphalen, hatte auf ihrer Flächenausdehnung von 367,^{96} □ M. 1,326,467, also auf 1 □ M. 3605 Einwohner; die gröfste Provinz, nämlich Preufsen, dagegen auf ihrem Flächenraume von 1178,^{03} □ M. 2,152,873 oder auf 1 □ M. 1827 Einwohner. Die bevölkertste Provinz ist Schlesien mit 3612 Einw. auf 1 □ M., die am wenigsten bevölkerte dagegen Pommern mit 1724 Einw. auf 1 □ Meile. Der gröfste Regierungsbezirk ist Königsberg mit 408,^{13} □ M., der kleinste aber Erfurt mit 61,^{74} □ M., der bevölkertste Regierungsbezirk ist Düsseldorf mit 7799 Einw. auf 1 □ M., der am wenigsten bevölkerte aber ist Köslin mit 1413 Einw. auf 1 □ M. Der bevölkertste Kreis ist Elberfeld, denn er hat auf 5,^{47} □ M. 102,488 Einwohner, also auf 1 □ M. 18,736$\frac{208}{547}$ Einwohner *); der am wenigstens bevölkerte aber ist der Kreis Rummelsburg im Reg.-Bezirk Köslin, welcher auf 21,^{05} □ M. 20,198 Einw., also auf 1 □ M. 960,^{4} Einw. hat. Die ganze Bevölkerung des preufsischen Staats betrug am Ende des Jahres 1816 = 10,349,031 Einw., also nahm sie bis Ende 1837 um 3,749,094 Einw. zu. Unter dieser Zunahme ist zwar der Zuwachs des Fürstenthums Lichtenberg mit 35,256 Einw. mit inbegriffen, allein nach Abzug dieser Summe bleibt immer noch eine ordentliche Zunahme von 3,713,838 Einwohner. Da die Ueberschüsse der Geburten aber 3,038,699

*) Ref. erlaubt sich einen Recensenten seiner *volkswirthschaftlichen Erläuterungen*, der nur die Abhandlung I. recensirt hat (Hallische Lit. Zeitung 1839 No. 38.) hierauf und auf ähnliche Summen der preufsischen und anderer Länder-Bevölkerung aufmerksam zu machen.

Einw. erweisen, müssen 675,139 Individuen mehr in den preufsischen Staat ein-, als ausgewandert sein, oder der Mehrbetrag rührt von früherer zu geringer Zählung her. Der Hr. Verf. erwähnt den dritten auch möglichen Fall nicht, dafs a. 1837 auch zuviel gezählt worden sein kann, denn die Anfertigung der Bevölkerungslisten nahm an Genauigkeit zu, während anderseits, wie der Hr. Verf. erwähnt, die Verheimlichung oft im Interesse der Bewohner und Gemeinden liegt, und just eher vor Jahren zu grofse Angaben gemacht wurden, als jetzt.

Hierauf geht der Hr. Verf. zur Angabe der Bevölkerung nach Geschlechtern über. Die Zählung hat für das Ende des Jahres 1837 folgende Hauptresultate geliefert. Es waren vorhanden Menschen:

	Männl. Geschlechts.	*Weibl. Geschlechts.*	*Zusammen.*
v. bis zu 7 Jahren	1,412,127	1,402,520	2,814,647
v. 8—14 —	1,065,161	1,034,225	2,099,386
v. 15—45 —	3,370,986	3,298,838	6,669,824
v. 46—60 —	781,490	892,745	1,674,235
v. über 60 —	409,459	430,574	840,033
	7,039,223	7,058,902	14,098,125

Man kann hieraus den Schlufs ziehen, dafs es im preufsischen Staate mehr alte Frauen als alte Männer, aber umgekehrt mehr Jünglinge und junge Männer, auch mehr Jungen und Knaben, als Jungfrauen, junge Frauen und Mädchen gibt. In Procent ausgedrückt, was der Hr. Verf. in Promillion angegeben hat, so zeigt sich, dafs die Bevölkerung enthält an *Menschen:*

	Männl. Geschlechts.	*Weibl. Geschlechts.*	*Zusammen.*
v. bis zu 7 Jahren	10,0164 %	9,9483 %	19,9647
v. 8—14 —	7,5553	7,3359	14,8912
v. 15—45 —	23,9109	23,3991	47,3100
v. 46—60 —	5,5432	6,3324	11,8756
v. über 60 —	2,9044	3,0541	5,9585
	49,9302	50,0698	100,0000

Im Ganzen ist also fast gar kein Unterschied in den Gesammtzahlen der Geschlechter. Die Unterschiede in den einzelnen Altern, vorausgesetzt dafs die Zählung richtig ist, erklärt der Hr. Verf. aber folgendermafsen: Obschon gewöhnlich, wie auch hier in den zwei erstgenannten Altersperioden das männliche Geschlecht der Zahl nach vorherrschend ist, aber wegen der gröfseren Sterblichkeit der Knaben die Zahl der Knaben sich bis in die zweite Altersperiode hinein gewöhnlich der Zahl der Mädchen ungefähr gleichstellt; so findet sich diesmal in Preufsen das Gegentheil ein, denn die Zahl der Jungen von 8—14 Jahren ist um etwa 3 % gröfser als jene der Mädchen dieses Alters, eine ausnahmsweise Erscheinung, die in zufälliger gröfserer Sterblichkeit der Mädchen in Folge besondrer Kinderkrankheiten ihre Ursache haben mufs. Der Ueberschufs des männlichen Geschlechtes über das weibliche im Alter von 15—45 Jahren ist mit der gröfseren Sterblichkeit der Frauen in Folge der Schwangerschaften und Geburten, welche gerade in diese Periode fallen, leichter zu erklären, und mufste sich in den letzten Jahren um so wirksamer erweisen, als kein Krieg das männliche Geschlecht decimirte. Dies wird zur Gewifsheit erhoben durch die Thatsache, dafs sich bei der Zählung pro 1816, also nach den verheerenden Kriegen, 33,817 männliche Einwohner weniger vorfanden, als hätten vorhanden sein müssen, wenn damals das Verhältnifs pro 1837 stattgefunden hätte, und dafs sich a. 1816 nur 18,368 Individuen weiblichen Geschlechtes, aber 228,411 Individuen männlichen Geschlechtes v. 15—45 Jahren weniger vorfanden, als hätten vorhanden sein müssen, wenn das Verhältnifs pro 1837 damals obgewaltet hätte. Indessen ist dabei immer zu bedenken, dafs in jener Zeit manche Jünglinge u. dgl. der öffentlichen Zählung entgingen. In dem Lebensalter von 40—60 Jahren herrscht natürlich die weibliche Zahl vor, weil jene Geschlechtsursachen hinwegfallen, und, wie der Hr. Verf. meint, Nahrungssorgen, heftigere Leidenschaften, und vielleicht am meisten der Mifsbrauch des Branntweins zerstörend auf das Leben der Männer einwirkten. Man kann sich, woher nun auch diese gröfsere Sterblichkeit der Letzteren kommen mag, leicht vorstellen, dafs sie gröfser sein mufs als das Sterblichkeitsverhältnifs der Frauen überhaupt, denn sie rafft nicht blos den früheren Ueberschufs des männlichen Geschlechts, sondern noch weit mehr hinweg. Etwas gemildert wird dieser Umstand durch des Hrn. Verfs. Bemerkung, dafs unrichtige Altersangaben von Seiten des weiblichen Geschlechts im mittleren Lebensalter häufiger vorkommen als von Seiten des männlichen. Indessen ist dies sicherlich auch in der Periode von etwa dem 20.—25. Jahre der Fall. Das Entgegengesetzte stellt sich in der Zeit nach dem 60. Jahre ein.

Die im Buche hierauf folgende Darstellung betrifft die Zahl der schulpflichtigen Kinder, wehrhaften Mannschaft, und gebärungsfähigen Frauen. Die Zahl der schulpflichtigen, also 6—14 Jahre alten Kinder war a. 1837 = 2,830,328, oder 1,430,141 Knaben und

126

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1841.
Erster Band.

Berlin, bei W. Besser
1841.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

zwei ganz kleine Städte, keine grofse Handelsstrafse, und wenig Fabrication hat. Die Kreise Bergen und Plefs sind fast in jeder Beziehung Gegensätze, und doch stehen sie sich in obigem Ergebnisse so nahe, während jene beiden andern darin so sehr verschieden sind, und der Kreis Wittgenstein noch die grofse Stadt Berlin übertrifft, was die Zahl der unehelichen Geburten anbelangt. Der Hr. Verf. erwähnt es nicht, aber um so mehr glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, dafs die Grafschaft Wittgenstein derjenige preufsische District ist, wo sich die meisten in aller Welt umherziehenden Hausirer befinden.

Nach diesen Untersuchungen geht das Buch zur Erörterung der Sterblichkeit über. Die Vorbemerkungen des Hrn. Verfs. über den Causalzusammenhang der Fortschritte der Völker im leiblichen, geistigen und sittlichen Leben (S. 39) sind ebenso einfach als wahr. „Das geistige Wohlsein der Völker setzt ein leibliches so nothwendig voraus, dafs der Gegensatz zwischen materiellen und geistigen Interessen in der höheren Staatskunst ein leeres Wortspiel wird". Das Erstere ist wahr, aber wir möchten das Letztere nicht buchstäblich daraus folgern. Im preufsischen Staate starben

a. 1823	318,809	Individuen	bei einer	Bevölker.	v.	11,664,133	Seelen
a. 1831	462,665	—	—	—	—	13,038,960	—
a. 1837	438,603	—	—	—	—	14,098,125	—
a. $18\frac{31}{37}$	5,754,161	—	—	—	—	177,293,980	—

Dies macht also in diesen 15 Jahren auf 100 Seelen $2,^{9778}$ Seelen. Die gröfste absolute Zahl der Sterbefälle ist a. 1831, dieselbe ist aber von 1823 an gestiegen, und die fast 3 % für die 15 Jahre eine beträchtliche Sterblichkeit. Die Verschiedenheit der Sterblichkeit nach den Lebensaltern leuchtet aus folgender tabellarischer Uebersicht, die wir aus des Hrn. Verfs. umfassenden Mittheilungen zusammenstellen, hervor:

	a. 1823.	a. 1831.	a. 1837.	a. $18\frac{31}{37}$.
Neugeborene überhaupt	498,686	490,562	557,893	7,744,587
Todtgeborene darunter	15,969	17,258	21,139	271,904
Es starben:				
im 1ten Lebensjahre	81,639	87,303	101,354	1,341,117
— 2ten u. 3ten Lebensjahre	36,784	46,733	50,676	645,717
— 4ten — 5ten —	14,804	21,525	19,247	264,186
— 6ten — 7ten —	7,434	13,181	9,648	149,651
— 8ten b 10ten —	6,354	12,210	9,391	135,680
— 11ten — 14ten —	4,828	10,151	8,065	109,164
— 70st. — 75st. —	15,767	20,931	20,809	259,774
— 75st. — 80st. —	11,658	16,655	14,192	198,176
— 80st. — 85st. —	7,825	10,858	8,712	129,493
— 85st. — 90st. —	3,281	4,869	4,098	58,963
im 90sten Jahre und darüber	1,667	1,908	1,721	27,176

Die Betrachtungen, welche sich an die numerische Vergleicung dieser Zahlen knüpfen, ergeben sich leicht von selbst. Aber folgende relative Zahlenangaben sind von besonderer Wichtigkeit. Es kommen im Durchschnitte der 15 Jahre $18\frac{23}{37}$ jährlich auf 100 Neugeborene $3,^{5109}$ Todtgeborene, und starben von 100 Neugeborenen im 1sten Jahre $17,^{3170}$. Also gingen von 100 Neugeborenen im 1sten Jahre ab $20,^{8279}$.

Es befanden sich unter 100 Gestorbenen: Todtgeborene $4,^{7254}$
Vor dem 1sten Jahre Gestorbene $23,^{3070}$
Nach dem 1sten und vor dem 8 Jahre Gestorbene $18,^{4135}$
— — 7ten — — 15 — — $4,^{2551}$
Also überhaupt Untervierzehnjährige $50,^{7010}$

Folglich ist die Hälfte der Gestorbenen noch nicht 14 Jahre voll alt geworden. Es waren aber unter 100 Gestorbenen solche

von mehr als 70 aber unter 80 Jahren $7,^{9586}$
— — 80 Jahren $3,^{7474}$
also überhaupt Uebersiebenzigjährige $11,^{7060}$

Wenn nun unter 100 Verstorbenen $11,^{7060}$ Uebersiebenzigjährige und $50,^{7010}$ Untervierzehnjährige waren, so mufs der Rest der Gestorbenen aus Menschen bestehen, die zwischen dem 14. u. 70. Lebensalter standen und ihre Procentzahl beträgt demnach $37,^{5930}$.

Was aber die Ursachen des Todes anbelangt, so ergeben des Hrn. Verfs. Angaben folgende Sätze: Es waren unter 100 Gestorbenen jährlich im Durchschnitte derselben 15 Jahre:

Todtgeborene	$4,^{7254}$
an Altersschwäche gestorben	$12,^{4453}$
eines gewaltsamen Todes und durch Unglücksf. gestorben	$1,^{3163}$
durch Selbstmord umgekommen	$0,^{3195}$
Mütter in den Wochen gestorben	$1,^{2358}$
an der Hundswuth gestorben	$0,^{0145}$
an den Pocken	$0,^{5287}$
an inneren hitzigen Krankheiten gestorben	$23,^{5326}$
an inneren langwierigen Krankheiten gestorben	$37,^{2536}$
an schnell tödtlichen	$7,^{2057}$
an äufseren	$1,^{9453}$
an unbestimmten	$8,^{4774}$

Die sich hieran knüpfenden Betrachtungen im Allgemeinen sind nicht schwer. Aber bemerkenswerth ist, dafs nach allem diesem unter 100 Gestorbenen $79,^{1145}$ an Krankheiten gestorben waren. Der Hr. Vf. stellt einzelne Betrachtungen über einzelne Todesarten an und verweilt bei dem Tode der im Wochenbette sterbenden Mütter, wobei sich ergibt, dafs im Durchschnitte der Jahre $18\frac{26}{37}$ inclusive von 107 bis 108 Geburten 1 der Mutter das Leben kostete. Es hatten in dieser Zeit aber Statt gefunden:

6,072,424	einfache Geburten	mit 6,072,424	Kindern
70,092	Zwillingsgeburten	— 141,804	—
874	Drillingsgeburten	— 2,622	—
15	Vierlingsgeburten	— 60	—
6,144,215	Geburten mit	6,216,910	Kindern

Auch zeigt sich das interessante Factum, dafs bei den mehr als einfachen Geburten verhältnifsmäfsig die Zahl der Mädchen die Oberhand erhält. Denn es kamen a. $18\frac{56}{58}$ inclusive auf 100 Knaben bei den

einfachen Geburten	94,^{3}	Mädchen
Zwillingsgeburten	95,^{3}	—
Drillingsgeburten	96,^{3}	—
Vierlingsgeburten	150,^{0}	—

Wir müssen sehr bedauern, dem Hrn. Verf. wegen Mangel an Raum nicht in seinen Untersuchungen in Betreff der einzelnen Provinzen folgen zu dürfen. Allein nicht zu überschlagen scheint uns zu sein, dafs die Regierung ihrer Seits zu der Erreichung der im Ganzen recht günstigen Resultate der Sterblichkeit ungemein viel beiträgt. Denn es kamen im Durchschnitte a. 1837 Einwohner in den Provinzen:

	auf 1 *Arzt höherer Klasse.*	*auf* 1 *Hebamme.*	*auf* 1 □ *Meile.*
Preufsen	9046	1405	1827
Posen	8476	2017	2105
Brandenburg	2822	1080	2317
Pommern	5052	1283	1724
Schlesien	5571	1174	3612
Sachsen	3423	1004	3341
Westphalen	3537	1040	3605
Rheinprovinz	3877	1603	4994
Im ganzen Staat	4490	1264	

Die Civilwundärzte II. Kl., andere zu ärztlicher Hilfeleistung berechtigte Personen und Apotheken sind darunter nicht mitbegriffen. Indessen gab es a. 1837 im ganzen preufsischen Staate Aerzte höherer Klasse 3140, Civilwundärzte II. Kl. 1501, andere zu ärztlicher Hilfleistung berechtigte Personen 100, Apotheken 1352, und geprüfte Hebammen 11,155. Da aber 557,893 Kinder geboren wurden, so kamen durchschnittlich auf jede Hebamme 50 Entbindungen, folglich noch nicht 1 wöchentlich.

Zunächst geht das Buch hierauf zur Untersuchung der Bevölkerung in Betreff des Unterrichts über. Es befinden sich a. 1837 im ganzen preufsischen Staate 2,830,327 schulpflichtige oder zwischen dem 6. und vollendeten 14. Lebensjahre stehende Kinder, und davon besuchten 2,283,078 solche die öffentlichen Schulen gleichzeitig, so dafs also von 100 solchen Kindern 80,^{66} die öffentlichen Schulen besuchten, jedoch so, dafs von 100 Knaben 82,^{47} und von 100 Mädchen 78,^{82} solche Schulen besuchten, also bei Mädchen der Schulbesuch seltener ist als bei Knaben. Ein sehr nahe stehendes Verhältnifs, das beweist, wie anerkannt das Bedürfnifs des Unterrichts in unserem Staate ist, wenn man bedenkt, dafs Mädchen gemeinen Standes gerne frühe zur Arbeit genommen werden, und solche höheren Standes Privatunterricht erhalten. Zur Beurtheilung der einzelnen Regierungsbezirke in dieser Hinsicht, mag folgende abnehmende Reihe dienen, welche wir nach des Hrn. Verfs. Mittheilungen zusammenstellen. Es besuchten von 100 schulpflichtigen Kindern die öffentlichen Schulen in dem Regierungsbezirke:

Merseburg	94,^{06}	Arnsberg	84,^{62}	Aachen	75,^{94}
Magdeburg	93,^{07}	Münster	84,^{39}	Königsberg	75,^{56}
Erfurt	92,^{82}	Stettin	83,^{46}	Cöslin	73,^{72}
Coblenz	91,^{21}	Oppeln	82,^{99}	Danzig	69,^{59}
Potsdam ohne Berlin	89,^{73}	Minden	81,^{19}	Marienwerdr.	68,^{53}
		Trier	81,^{15}	Posen	65,^{58}
Breslau	88,^{69}	Gumbinnen	78,^{01}	Stralsund	61,^{70}
Liegnitz	87,^{29}	Cöln	77,^{32}	Stadt Berlin	59,^{63}
Frankfurt	85,^{42}	Düsseldorf	76,^{52}	Bromberg	53,^{78}

Diese Uebersicht spricht für sich selbst. Die geringe Anzahl in der Stadt Berlin erklärt sich durch das Nehmen von Privatunterricht. Im Ganzen aber sind obige Ergebnisse für das Land staunenswerth, da man erwägen mufs, dafs manche Kinder wegen Privatunterricht, Krankheit und äufserer Verhältnisse vom öffentlichen Schulbesuche abgehalten sind. Immerhin aber sind des Hrn. Verfs. besondere Bemerkungen über die einzelnen Regierungsbezirke sehr lesenswerth.

Was das Verhältnifs der Bevölkerung zu den Religionsbekenntnissen anbelangt, so enthält das Buch sehr interessante Untersuchungen. Wir heben folgendes heraus: Am Ende 1837

waren vorhanden:		*dies macht auf* 100 *Einwohner:*
evangelische Christen	8,604,748	61,^{0347}
katholische Christen	5,294,003	37,^{5511}
griechische Christen	1,300	0,^{0092}
Mennoniten	14,495	0,^{1028}
Juden mit Staatsbürgerrecht	102,917	1,^{3022}
Juden ohne solches	80,662	

Die Darstellung der einzelnen Landestheile müssen wir in dieser Hinsicht übergehen, weil uns der Raum dazu gebricht. Aber die Anzahl der Kirchen glauben wir nicht übergehen zu dürfen. Es waren a. 1838 vorhanden:

	Mutterkirchen.	*Tochterkirchen.*	*Zusammen.*
für die Evangelischen	5118	3032	8150
für die Katholischen	3897	1328	5225

Dazu aber kommen Versammlungsörter ohne Parochialrechte für die Evangelischen 800, für die Katholiken 1938; also haben die Katholiken im Ganzen verhältnifsmäfsig nach der Bevölkerung betrachtet mehr

kirchliche Versammlungsörter als die Evangelischen, denn jene verhalten sich zwischen Katholiken und Evangelischen wie 5 : 8 und die Zahl der Letzteren wie 7 : 9 ungefähr. Es kommen Einwohner:

	auf 1 Pfarrkirche.	*auf 1 kirchl. Versammlungsort überhaupt.*
bei den Evangelischen	1056	961
bei den Katholiken	1013	736

Höchst interessant sind die Untersuchungen des Hrn. Verfs. über die Bevölkerungsverhältnisse der Juden für sich und im Vergleiche zur ganzen Bevölkerung des Staats. Denn es ergeben sich daraus bedeutende Abweichungen in allen Beziehungen (S. 81—93). Wir bedauern dem Hrn. Verf. hier nicht mit Auszügen und Berechnungen folgen zu dürfen. Aber wir begegnen dabei einer eben so grofsen Klarheit der Ansichten als wahrer Humanität der Gesinnung.

Nach allen bisherigen Erörterungen folgt die Darlegung über die Vertheilung der Bevölkerung nach Wohnsitzen. Zuerst macht der Hr. Vf. einige fruchtbare Bemerkungen über die Normen, wonach man den Unterschied zwischen Stadt und Land festsetzen und die Städte selbst klassificiren kann. Wo derselbe nun von der Grundherrlichkeit der Gemeinde selbst über ihr Gebiet spricht, erwähnt er auch, dafs sogar Fälle vorkommen, in welchen eine Stadt die Grundherrlichkeit über eine andere hat. Wir haben uns selbst davon überzeugt, dafs es auch Fälle gibt, in welchen die Kirche der einen Gemeinde auf dem Grund und Boden einer anderen steht.

Der preufsische Staat zählt a. 1837 im Ganzen 43 *grofse* Städte von mehr als 10000 Einwohnern. Darunter ist Berlin die gröfste mit 265,394 Einwn.; dann 5 Städte von über 51,300 bis über 88,800; hierauf 11 Städte von über 21,800 bis über 38,800; und zuletzt 27 Städte von über 10,200 bis über 19,700 Einwohner. Derselbe hat 185 *Mittelstädte* von über 3500 bis nicht voll 10,000 Einwohner. Darunter befinden sich 59 Städte von über 6000 bis über 9900 Einwohnern, und 126 Städte von 3500 bis zu 6000 Einwohnern. Derselbe hat 475 *kleine* Städte von 1500 bis gegen 3500 Einwohner. Darunter befinden sich 177 Städte mit zwischen 2500 und 3500, und 298 Städte mit zwischen 1500 und 2500 Einwohnern. Aufserdem aber gibt es noch 239 Städte von nur 600 bis gegen 1500, und 24 Städte von sogar noch nicht einmal 600 Einwohnern. Die kleinste Stadt war a. 1837 Trebschen bei Züllichau mit 252 Einwohnern. Indessen ist zu bemerken, dafs in obiger Eintheilung alle diejenigen Gemeinden als Städte aufgeführt sind, welche bei den Landtagen im Stande der Städte repräsentirt werden, und dafs die 239 letztgenannten Ortschaften blos aus diesem Gesichtspunkte, aber sonst keinem andern Grunde, unter den Städten aufgeführt worden sind. Der Begriff der Flecken oder Marktflecken ist im Königreich Preufsen nicht verwirklicht, daher man denn aber auch wirkliche Städte hat, welche in anderen Ländern nicht so genannt werden würden. Aus der folgenden Tabelle, welche wir hier entwerfen und mit der von uns berechneten letzten Columne versehen, ergibt sich die absolute und verhältnifsmäfsige Städtezahl der einzelnen Regierungsbezirke.

Regierungs-Bezirke.	*Zahl der Städte*	*Darunter befanden sich Städte*				*Es kam eine Stadt auf □ Meil.*
		von der III. Gewerbesteuer Klasse.	*von der II. Gewerbesteuer Klasse*	*von der I. Gewerbesteuer Klasse.*	*mit Mahl- und Schlacht-Steuer.*	
Königsberg	48	21	3	1	3	8,5
Gumbinnen	19	8	3	—	3	15,7
Danzig	11	2	2	1	3	13,8
Marienwerder	43	9	3	—	3	7,4
Posen	91	31	4	—	12	3,8
Bromberg	54	10	1	—	3	3,9
Potsdam	72	26	10	1	11	5,8
Frankfurt	66	26	6	—	8	5,2
Stettin	35	12	6	—	7	6,7
Köslin	23	11	4	—	4	11,2
Stralsund	14	4	4	—	3	5,6
Breslau	59	18	6	1	6	4,2
Oppeln	38	14	4	—	5	6,4
Liegnitz	48	13	9	—	9	5,8
Magdeburg	49	26	8	1	7	4,3
Merseburg	64	21	8	—	6	2,9
Erfurt	19	6	5	—	4	0,96
Münster	28	15	1	—	1	4,7
Minden	27	9	4	—	4	3,5
Arnsberg	43	16	7	—	2	3,2
Köln	12	3	2	2	3	6,04
Düsseldorf	53	19	10	1	4	1,6
Koblenz	25	14	4	—	3	4,3
Trier	11	8	2	—	3	11,9
Aachen	14	5	5	1	3	5,4

Um aber ein richtiges Bild zu bekommen, ist wenigstens nothwendig zu wissen, wie die verschiedenen Städteklassen unter die Provinzen vertheilt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Die Bevölkerung des preufsischen Staats nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 *aufgenommenen Nachrichten in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung dargestellt von J. G. Hoffmann.*

(Fortsetzung.)

Die Darstellung auf die Regierungs-Bezirke auszudehnen, würde hier zu weit führen. Es hatte nämlich die

	Städte von mehr als				
Provinz	100,000 *E.*	50,000 *E.*	20,000 *E.*	10,000 *E.*	6,000 *E.*
Preufsen	—	2	—	2	5
Posen	—	—	1	—	5
Brandenburg	1	—	1	1	7
Pommern	—	—	1	4	4
Schlesien	—	1	1	5	8
Sachsen	—	1	2	5	13
Westfalen	—	—	—	1	7
Rheinprovinz	—	1	5	9	10

Provinz.	3,500 *E.*	2,500 *E.*	1,500 *E.*	600 *E.*	*Städte von weniger als* 600 *E.*
Preufsen	11	28	47	26	—
Posen	9	15	42	57	16
Brandenburg	30	20	39	32	—
Pommern	13	17	16	17	—
Schlesien	21	25	38	44	8
Sachsen	13	27	43	25	—
Westfalen	11	21	41	17	—
Rheinprovinz	18	24	32	21	—

Diese sämmtlichen Städte haben zusammen eine Bevölkerung von 3,639,446 Seelen, woraus sich ergibt, dafs die städtische Bevölkerung 25,^{8151} aufs 100 der ganzen Bevölkerung der preufsischen Monarchie ausmacht. Davon kommen 6,^{5278} % auf die grofsen, 5,^{4915} % auf die mittleren, 11,^{8174} % auf die kleinen, und 1,^{9784} % auf die kleinsten Städte von weniger als 1500 Einwohnern. Die einzelnen Provinzen weichen darin sehr von jener Gesammtverhältnifszahl und unter sich ab. Denn die Bevölkerung der grofsen, mittleren und kleinen Städte betrug von der ganzen Provinzialbevölkerung in der Provinz Brandenburg 38,^{204} %, Sachsen 32,^{637} %, Rheinprovinz 24,^{040} %, Pommern 23,^{888} %, Posen 20,^{495} %, Preufsen 19,^{074} %, Westphalen 18,^{853} %, Schlesien 16,^{906} %. Wir bedauern dem Hrn. Verf. in seinen Untersuchungen über die Zunahme der Bevölkerung einzelner Städte in den letzten 21 Jahren vor a. 1837, mit denen er sich selbst begnügen mufste, weil das Material fehlte, um sie über die ganze städtische Bevölkerung auszudehnen, nicht folgen zu können.

Im Buche selbst folgt nun aber einer der interessantesten und reichhaltigsten Theile, nämlich über die Bevölkerung in Bezug auf die gewerblichen Verhältnisse. Nichts ist in volkswirthschaftlicher Hinsicht wegen des allgemeinen Wohlstandes so wichtig als die Bewegung der gewerblichen Bevölkerung, und der Hr. Verf. hat sich so überaus glücklich ins Einzelne dieser Verhältnisse nach Zeit, Oertlichkeit, Bevölkerung überhaupt u. dgl. versenkt, dafs es nicht möglich ist, auch nur einen einigermafsen genügenden Abrifs seiner vortrefflichen Arbeit zu geben. So durchsucht er die Verhältnisse der Bevölkerung von 67 Hauptgewerben und der Gesindeklasse bis ins Einzelne, was von Wichtigkeit ist. Eine ganz besondere Sorgfalt verwendet er auf die Zunahme der gewerblichen Bevölkerung und Unternehmungen im Einzelnen von a. 1822 bis a. 1837, auf die Verhältnifszahl zwischen Unternehmern und Gehilfen und deren Bewegung (eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit), und auf die Vertheilung der gewerblichen Bevölkerung, Unternehmungen und Gehilfezahl zwischen Stadt und Land, ja sogar zwischen den Städten verschiedener Klasse. Es ist bewunderungswürdig, wie der Hr. Verf. sein unübersehbares Material beherrscht. Wir können nur einiges Einzelne hervorheben und müssen uns selbst das Vergnügen der Vergleichung mit andern Staaten versagen. Es waren in der preufsischen Monarchie vorhanden:

nen von im Durchschnitt 1040 bis 1790 Spindeln. An Spinnanstalten im *Baumwollengeschäft* besafs ganz Preufsen 152 mit 125,972 Spindeln. Die gröfsten davon sind in der Rheinprovinz, nämlich in den Regier.-Bezirken Düsseldorf 29 mit 65,677, Köln 9 mit 18,670 und Koblenz 2 mit 14,000 Spindeln.

Es waren a. 1837 vorhanden:

an Tuchscheerern u. dgl.	1364	Meister	2116	Gehf.	3480	Zusammen
an Färbern	3387	—	3852	—	7239	—
an Zeugdruckern	971	—	4202	—	5173	—

Ferner Geld- und Effectenhandlungen 368, Grofshandlungen 3926; Handlungen in Läden 11,062; Ausschnitthandlungen 5,633; Metallwaarenhandlungen 1321; Galanterie- und Nürnberger-Waarenhandlungen 784; andere Waarenhandlungen 2982; Weinhandlungen 1,149; Getreidehandlungen 3209; Holzhandlungen 3,700; Mäkler im Grofshandel 275; Buch-, Kunst- und Musikhandlungen 447; Antiquare 86; Leihbibliotheken 451; Krämer mit kurzen Waaren 26,607; Höker und Victualienhändler 46,789; herumziehende Krämer 15,753; im Ganzen Handeltreibende 124,174 Individuen. Die Zahl derselben war a. 1834 = 110,578 und a. 1831 = 98,236 gewesen; also fand hier ein bedeutendes Zuwachsen Statt. In dem Tuchscheerer-Gewerke dagegen ergibt sich, obschon von 1831 auf 1834 ein Steigen, von 1834 auf 1837 eine Abnahme in der Zahl, während die Zahl der Färber und Drucker sich vermehrt hat. Denn es waren vorhanden

	a. 1834.			a. 1831.		
	Meister	*Gehf.*	*Zusam.*	*Meister*	*Gehf.*	*Zusam.*
Tuchscheerer u. dgl.	1514	3943	5457	1392	3651	5043
Färber / Zeugdrucker	3791	4729	8520	3470	4045	7515

Die Zählungen in den Handlungsgeschäften sind unsicher theils in Bezug auf den Umfang des Geschäfts, theils weil auch oft Fabriken damit verbunden und unter manchen gemeint sind. In nächster Beziehung zum allgemeinen wirthschaftlichen Wohlstande stehen besonders die in folgender Tabelle von uns zusammengestellten Handelszweige. Wir stellen sie im Verhältnisse zur Bevölkerung nach den einzelnen Provinzen zusammen. Es kamen a. 1837 auf 100 Einwohner

in den Provinzen.	*Material-H.*	*Ausschnitt-H.*	*Kurzewaaren-H.*	*Hausirer.*	*Victualienhändler.*
Preufsen	0,064	0,031	0,023	0,019	0,261
Posen	0,078	0,040	0,042	0,069	0,255
Brandenburg	0,109	0,055	0,043	0,112	0,346
Pommern	0,070	0,035	0,017	0,112	0,234
Schlesien	0,066	0,031	0,025	0,155	0,234
Sachsen	0,113	0,043	0,037	0,131	0,446
Westfalen	0,051	0,047	0,048	0,194	0,220
Rheinprovinz	0,082	0,043	0,051	0,101	0,337
Im ganzen Staat	0,078	0,040	0,036	0,112	0,332

Vergleicht man diese Zahlen mit der Dichtigkeit und mit dem städtischen Theile der Bevölkerung der Provinzen, so lassen sich interessante Resultate ziehen.

In sehr naher Beziehung zum Volkswohlstande stehen die *Getreidemühlen*. Es waren im ganzen preufsischen Staate vorhanden solche:

	a. 1837.	a. 1834.	a. 1831.
Wassermühlen (mit 23,771 Gängen a. 1837).	14,110	14,083	13,949
Windmühlen und zwar Bockmühlen in der Regel mit 1 Gang	9,985	9,857	9,764
Holld. Mühlen in d. Regel mit 1 Gang.	735	710	687
Rofsmühlen (mit 1294 Gängen a. 1837).	1,247	1,363	1,184
Dampfmühlen (mit 64 Gängen a. 1837).	27	—	—
Zusammen	26,104	26,003	25,574

Hier sprechen die Zahlen ganz deutlich schon von selbst. Aber noch mehr Aufschlufs gibt die Betrachtung darüber, wieviel Mahlgänge in den einzelnen Provinzen auf eine gewisse Bevölkerung kommen. Es kamen a. 1837 auf 100 Einwohner in der Provinz Preufsen 0,133; Posen 0,188; Brandenburg 0,180; Pommern 0,168; Schlesien 0,279; Sachsen 0,276; Westphalen 0,214; Rheinprovinz 0,235; und im ganzen Staate 0,214 Mahlgänge. Um den Bedarf an Mahlwerken richtig zu ermessen, wäre nöthig zu zeigen, welche Arten Brod in den betreffenden Provinzen vorzüglich verzehrt werden.

Von grofser Wichtigkeit sind auch die *Schankwirthschaften* u. dgl. in Bezug auf die Beurtheilung des Volkslebens. Es waren im ganzen Staate vorhanden:

	a. 1837.	a. 1834.	a. 1831.
Gasthöfe für gebildete Stände	3,700	3,315	3,076
Solche für niedere Stände	19,982	19,027	18,606
Speisewirthschaften u. dgl.	1,899	1,992	2,077
Schankwirthschaften	55,721	53,613	51,123

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Die Bevölkerung des preufsischen Staats nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 *aufgenommenen Nachrichten in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung dargestellt von J. G. Hoffmann.*

(Schlufs.)

Die enorme Zunahme an Gasthöfen und Schankwirthschaften ist hier so auffallend, wie die Abnahme der Speisewirthschaften. Nach den Provinzen ergibt sich eine grofse Verschiedenheit. Denn es kamen a. 1837 auf 100 Einwohner

in der Provinz.	*Schankwirthschaften.*	*Von den 3 andern Häusern.*
Preufsen	0,^{303}	0,^{181}
Posen	0,^{399}	0,^{163}
Brandenburg	0,^{318}	0,^{226}
Pommern	0,^{194}	0,^{181}
Schlesien	0,^{331}	0,^{191}
Sachsen	0,^{328}	0,^{206}
Westphalen	0,^{463}	0,^{172}
Rheinprovinz	0,^{692}	0,^{139}
im ganzen Staat	0,^{395}	0,^{181}

Ein noch gröfserer Abstand besteht zwischen den einzelnen Regierungsbezirken, wenn man bedenkt, dafs auf 1 Schankwirthschaft im Reg.-Bezirk Düsseldorf 132 Einwohner (am wenigsten) und im Reg.-Bezirk Stettin 582 E. (am meisten), und dafs auf 1 Gasthof niedrigerer Art im Reg.-Bezirk Magdeburg 424 Einwohner (am wenigsten), im Reg.-Bezirk Trier 1552, und in der Stadt Berlin 3941 Einw. (am meisten) kommen, — äufserste Sätze, zwischen denen noch viele in der Mitte liegen.

Aber auch das *Frachtfuhrwerk* hat bedeutend zugenommen, als Transportgeschäft im Binnenlande. Es waren im ganzen Staate vorhanden:

	Stromfahrzeuge.	*zusammen mit Lasten.*	*Frachtfuhrer.*	*mit Pferden.*
a. 1831.	7,761	163,306	5,614	11,994
a. 1834.	8,351	190,969	6,390	13,513
a. 1837.	9,287	208,045	fehlt	14,935

Wir haben auch hier, wie bisher bei einzelnen Gewerben, die Angaben früherer Jahre beigesetzt, auch wenn sie vom Hrn. Verf. nicht verglichen worden sind.

Noch bleibt uns ein Blick auf das *Gesindewesen* übrig, worüber der Hr. Verf. sehr belehrende Mittheilungen gemacht hat. Es waren im ganzen Staate vorhanden:

	männliches Gesinde		*weibliches Gesinde*	
	Hausgesinde.	*Gewerbsgesinde.*	*Hausgesinde.*	*Gewerbsgesinde.*
a. 1819	23,958	456,358	75,014	478,285
a. 1828	22,233	417,742	78,324	442,345
a. 1837	26,938	481,431	94,750	507,374

Also a. 1837 männlich 460,469 und weiblich 543,368; folglich 82,899 mehr weibliches Gesinde. Der Zeiten Ungunst brachte a. 18$\frac{19}{31}$ eine Beschränkung der Menge von Gesinde von Seiten der Herrschaften hervor, und die günstigen Jahre der sich entfaltenden Volkswirthschaft und Wohlhabenheit a. 18$\frac{31}{37}$ bewirkte wieder in höherem Grade das Gegentheil. Es waren a. 1837 von dem männlichen Hausgesinde (481,431) in den Städten nur 49,227 (über $\frac{1}{10}$), dagegen von dem weiblichen Hausgesinde (507,374) in den Städten 112,094 Individuen (fast $\frac{2}{9}$). Je nach Stadt und Land vertheilt sich das weibliche und männliche Hausgesinde relativgegenseitig, so dafs auf 1000 männliches Hausgesinde kommt weibliches:

	a. 1828.	*a.* 1837.
in Berlin	4,232	3,659
in den 9 andern Städten 1. u. in den 30 Städt. 2. Gew. St. Kl.	7,049	6,963
in allen andern Städten	7,418	8,236
auf dem platten Lande	1,141	1,195

Also ergibt sich eine Abnahme in den grofsen Städten und eine Zunahme in den kleinen Städten und auf dem Lande. Im Vergleiche zur ganzen Bevölkerung sind die Summen der Gesindepersonen in den einzelnen Landestheilen sehr verschieden. Wir wollen blos den höchsten, mittleren, und niedrigsten Satz angeben. Es kamen auf 100 Einwohner im Reg.-Bezirk Trier 3,^{932}; im ganzen Staate 7,^{877}; und im Reg.-Bezirk Posen 11,^{889} Gesindepersonen. Innerhalb dieser Sätze ste-

hen nun aber eben so viele verschiedene andere, als es Reg.-Bezirke gibt.

Soweit handelt der Hr. Vf. von der Bevölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes. Der Rest des Buches beschäftigt sich mit dem *Viehstande* und mit der *Viehzucht*. Wir glauben die Uebersicht für a. 1837 am besten in folgender Tabelle geben zu können. Es hatte a. 1837:

die Provinz.	*Pferde und Füllen.*	*Rindvieh.*	*Schaafvieh.*	*Ziegenvieh.*	*Schweine.*
Preufsen, im Ganzen	442235	870009	2139577	6464	531833
auf die □ Meile	357	739	1816	5	451
Posen, im Ganzen	134124	476308	2165020	3324	222320
auf die □ Meile	250	890	4035	6	414
Brandenburg, im Ganzen	179968	554318	2489863	43773	175424
auf die □ Meile	246	758	3406	60	240
Pommern, im Ganzen	135085	401436	2118049	10749	189841
auf die □ Meile	235	699	3687	19	243
Schlesien, im Ganzen	181230	824167	2769199	32065	128263
auf die □ Meile	244	1111	3733	43	173
Sachsen, im Ganzen	147740	425736	2170752	74146	233723
auf die □ Meile	320	924	4713	161	507
Westphalen, im Ganzen	130405	512835	550209	73862	227966
auf die □ Meile	354	1394	1495	201	620
Rheinprovinz, im Ganzen	122114	773813	608783	83124	276934
auf die □ Meile	251	1588	1250	171	568
der ganze Staat	1472901	4938622	15011452	327525	1936304
auf die □ Meile	290	953	2957	65	381

Wir bemerken, dafs diejenigen Provinzen, welche den getheiltesten Grundbesitz haben, auch die relativgröfste Zahl Rindvieh, Ziegen und Schweine; und die relativkleinste Zahl Schaafe besitzen; nur Schlesien macht in letztern eine Ausnahme, indem es in Betreff der relativen Schaafzahl die dritte Stelle einnimmt.

Nach Alter, Geschlecht und Raçe vertheilt sich der Viehstand des ganzen Staats folgendermafsen:

Füllen bis zu vollendetem 3. Jahre	277,455	Stück.
Pferde bis zu vollendetem 10. Jahre	648,121	—
Pferde über 10 Jahre	547,325	—
Pferde im Ganzen	1,472,901	—
Maulthiere	396	Stück
Esel	6,686	—
Bullen	66,405	—
Ochsen	742,558	—
Kühe	2,719,619	—
Jungvieh	1,310,040	—
Rindvieh	4,838,622	—
Merinos und ganz veredelte Schaafe	3,617,469	—
Halbveredelte Schaafe	7,165,088	—
Unveredelte —	4,228,895	—
Schaafvieh	15,011,452	—

Um aber von der Vermehrung und von der Verbesserung des Viehstandes eine kurze Anschauung zu erhalten, dazu kann folgende Tabelle dienen. Es waren im ganzen Staate vorhanden:

	a. 1816.	a. 1834.	a. 1837.	
Pferde	1,243,261	1,415,389	1,472,901	Stück
Rindvieh	4,003,912	4,780,831	4,838,622	—
Ziegen	143,433	263,303	327,525	—
Schweine	1,494,729	1,941,209	1,936,304	—
Schaafe überhaupt	8,261,396	12,647,910	15,011,452	—
Merinos u. ganz veredelte	719,200	2,831,553	3,617,469	—
Halbveredelte	2,369,010	5,639,333	7,165,088	—
Unveredelte	5,174,186	3,977,024	4,228,895	—

Also stieg seit 1816 die Zahl der Pferde um fast $18\frac{1}{5}$ %, des Rindviehes um 20,^{8} %, der Ziegen um 130,^{7} %, der Schweine um $29\frac{7}{5}$ %, und der Schaafe überhaupt um 182,^{4} %. Die Zahl der Merinos und ganz veredelten Schaafe hat sich mehr als *verfünffacht*, jene der Halbveredelten mehr als *verdreifacht*, und jene der Unedlen hat sich vermindert wie 6 : 5; aber von a. 1834 auf a. 1837 hat sich die Zahl der letzteren wieder etwas vermehrt.

Die meisten Pferde im Vergleiche zur Bevölkerung haben einige Kreise im Reg.-Bezirk Gumbinnen, nämlich 1 Pferd auf 3 Einwohner, die meisten, einige Kreise im Reg.-Bezirk Düsseldorf, nämlich 1 Pferd auf 40 Menschen. Auf die □ Meile hat am meisten Pferde der Reg.-Bezirk Gumbinnen, nämlich 501 Pferde, und die wenigsten der Reg.-Bezirk Coblenz, nämlich 137 Pferde.

An Kühen hatten im Vergleiche zur Bevölkerung am meisten die Provinzen Pommern und Westphalen, nämlich auf 100 Einwohner resp. 24,^{5} und 24,^{0} Kühe, am wenigsten die Provinz Sachsen, nämlich auf 100 Einwohner 17 Kühe, der ganze Staat aber 19,^{3} Kühe. Auf die □ Meile hat am meisten der Reg.-Bezirk Düsseldorf, nämlich 1200 Kühe, am wenigsten der Reg.-Bezirk Marienwerder, nämlich 271, der ganze Staat 536 Kühe.

Im Vergleiche zum Flächeninhalt stellt sich die Zahl der Schaafe sehr verschieden. Es kommen auf die □ Meile in der Gegend in der Provinz *Schlesien* zwischen der Oder und dem Gebirg 7180—8208 Schaafe; in der Prov. *Sächsen* zwischen dem Harze, der Elbe und Saale 6648—7940; in der Prov. *Brandenburg* und in *Vorpommern* an den beiden Seiten der Oder, aber nicht an der Ostsee 6163—7623; in der Prov. *Posen* in einigen Kreisen 5443; in der Prov. *Preufsen* ebenso 3201—3325; in *Hinterpommern* ebenso bei schon dichterer Bevölkerung 3187; in der Prov. *Westphalen* ebenso 3071; in der *Rheinprovinz* ebenso 2271—2853; in *Hinterpommern* in einzelnen Kreisen 2086—2955; in der Prov. *Schle-*

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Reisen und Forschungen in Griechenland von H. N. Ulrichs.

(Schlufs.)

Der veränderte Accent, woran Hr. Rofs (inscr. ined. fasc. I. pag. 28) Anstofs nahm, mufste der veränderten Bedeutung folgen; und diesen Namen (Chrysó) konnten die Einwohner mit desto mehr Recht dem Dorfe geben, als es eines der wohlhabendsten und schönsten in Griechenland ist. So überzeugend aber auch diese Exposition des Hrn. U. erscheinen kann, so wird man sich doch schwerlich der Vermuthung entheben können, dafs der Name der Küstenstadt Kirrha, welche der homerische Hymnos nicht kennt, aus dem alten *Κρίσσα* entstanden sei: und wir können die Ansicht des Hrn. U. nicht theilen, „wäre *Κίῤῥα* nur eine dialektische Umwandlung von *Κρίσσα*, so wäre kein Grund vorhanden, wefshalb dieselben Schriftsteller die Hafenstadt *Κίῤῥα*, den Golf hingegen und die grofse Ebene krissäisch nennen, wie doch Dikaearchos, Heliodoros und Pausanias selbst thun." Dies Verfahren zeigt eben, dafs *Κίῤῥα* der ausschliefsliche Name der Hafenstadt geworden, dafs aber früher der Name *Κρίσσα* sich der ganzen Ebene bis zum Meere hin bemächtigt hat und bedeutend genug war, selbst dem Golf seinen Namen zu geben, der dann auch wirklich fortbestand. Im homerischen Hymnos bedeutet ja *Κρίσσα*, wie Hr. U. selbst erklärt, nach dem Vorgang von Argos und Trojá, Stadt und Land bis an das Meer hinab.

Bei dieser interessanten Exposition über Krissa hat uns Hr. U. mit der Wiederauffindung einer der ältesten Inschriften angenehm überrascht. Innerhalb der Mauern Krissa's, des erwähnten Stephani, ehe man zur Kirche der vierzig Heiligen gelangt, stöfst man rechts am Fufspfade auf rohe Substruktionen. Zwischen den hier befindlichen Trümmern steht ein Altar, dessen Arbeit und Bustrophedon-Inschrift auf eine uralte Zeit deutet. Dieser Altar, in Form eines länglichen Würfels, hat auf der Oberfläche zwei runde Vertiefungen oder Feuergruben (*ἐσχάρας*). Es war also ein gemeinschaftlicher Altar (*βωμὸς κοινός, δίδυμος*), dergleichen öfter erwähnt werden. Zwei Seiten dieses Altars sind von der dreizeiligen Bustrophedon-Inschrift bedeckt, welche sich im Corpus Inscriptt. graec. n. 1. findet. Das fac-simile dieser Inschrift, das ziemlich abweichend von der im Corp. Inscr. gr. ausfiel, will Hr. U. am Schlusse des Werkes folgen lassen. Indefs hat er einstweilen in den Anmerkungen (S. 31) das Ergebnifs in gewöhnlicher griechischer Schrift und mit der späteren Orthographie mitgetheilt. So trefflich aber auch der Aufschlufs ist, den uns diese Mittheilung über die Beschaffenheit und ursprüngliche Bestimmung des Steines giebt, so können wir doch über die Lesung der Inschrift nicht eher unser Urtheil vollständig abgeben, bevor wir im Besitze des fac-simile sind. Gegen den Schlufs, wie ihn Hr. U. statuirt, erheben sich mächtige Zweifel, wenn wir gleich die *Ἥρα* und die *Ἀθηνᾶ κτησία*, als diejenigen Gottheiten, denen hier von einem Individuum geopfert wurde, mit Dank hinnehmen. Das anscheinend Sichere beschränkt sich nach der mitgetheilten Zeichnung nur auf folgende Worte, die wir mit der gewöhnlichen Orthographie also schreiben würden:

— — — — — — — ιος ἴχοι κλέος ἄφθιτον αἰεί
— ιστος ἔθηκ' Ἥρᾳ τε βό[α]ς καὶ κτασίᾳ Ἀθάνᾳ.

Bei *κτασίᾳ* macht sich hier die Synizese geltend; *-σίᾳ* ist als Eine Sylbe zu lesen, wie *-τίη* bei Homeros in *Αἰγυπτίη*. Vgl. Il. γ'. 152. *δενδρέῳ ἐφεζόμενοι*. Dafs Hr. U. im Anfang an *εἶος* (f. *ἕως*) denkt, darüber wollen wir mit ihm gerade nicht rechten; aber offenbar ist es, dafs dort eben so gut ein anderes Wort gestanden haben kann, wovon *ΕϜΟΣ* die Endung ist (z. B. *ἌρηϜος*).

Westlich von den Mauern Krissa's liegt das Dorf

Chrysó. Von hier erreicht man in dreiviertel Stunden die Tennen von Kastri (τὰ ἀλώνια τοῦ Καστρίου). Ueber diese Tennen führte der alte Weg von Kirrha nach Delphi und Hr. U. will neben dem jetzigen Saumwege die alten Wagengeleise entdeckt haben. Von den Tennen der Kastriten übersieht man das ganze delphische Thal, welches links der Parnassos mit seinen phädriadischen Felswänden, rechts die grünende Kirphis umgiebt. Dem Glauben, dafs dort eine Festung gestanden habe, verdankt Delphi seinen heutigen Namen Kastri. Unterhalb der Tennen rechts vom Wege, bei der Kapelle des heiligen Elias, die in einem geräumigen viereckigen Hofe steht, dem jetzigen Begräbnifsplatz der Kastriten, fand Hr. U. eine von griechischen Inschriften bedeckte marmorne Tafel, welche Beschlüsse des römischen Volkes über Delphi's Freiheit enthält (S. 36. 110. 115.) Hr. U. giebt die Inschriften mit Minuskeln und da die Tafel rechts abgebrochen ist, mit den kürzesten Ergänzungen, welche er dadurch motivirt, dafs sich nicht erkennen lasse, wie viel verloren gegangen ist. Es mufste aber Hrn. U. selbst einleuchten, dafs seine Ergänzungen gröfstentheils falsch sind; denn jedenfalls ist viel mehr weggefallen, als man nach seinen Ergänzungen vermuthen soll. Weiter fortgehend sah Hr. U. links über abhängigen Kornfeldern etwas höher als das Dorf die Ruinen des Stadiums von Delphi. Ungefähr in der Mitte des Dorfes links vom Wege, der von den Tennen in das untere Dorf führt, bemerkte er eine grofse aus sechs Fufs langen Steinplatten gebildete Substruktion, die unter mehreren Häusern fortläuft und vollkommen dem Sockel eines grofsen Tempels gleicht. In der Nähe derselben grub man zur Zeit, als Hr. U. gegenwärtig war, Stücke von dorischen und jonischen Säulen und ein dazu gehöriges schönes Kapitäl nebst anderen Architekturstücken aus. Hr. U. trägt kein Bedenken in jener Substruktion den Sockel des delphischen Tempels zu erkennen. In der Nähe fand er eine griechische Inschrift, auf die Statue eines böotischen Feldherrn bezüglich. Die beiden ersten Zeilen sind verstümmelt, so wie die Unterschrift des Künstlers, und Hr. U. konnte nur folgende vier Zeilen mit Sicherheit lesen (S. 43):

πεῖραι ὑ' ἱππῆές τε γύρας θέσσν, αὖς πρόεμεν
δᾶμος ὁ Βοιωτῶν τοῦδε μεθ' ἁγεμόνος
ἐυσ[ο]μένους Ὀποέντας, βαρὺν δ' ἀπὸ δεσμὸν ἑλόντες
φρουρᾶς, ἀυκρόδιον τόδε τᾶν ἐλευθερίαν.

Ausserdem fand er hier ein Basrelief, einen Kampf hellenischer Reiter gegen Barbaren darstellend. Diese Trümmer liegen neben und über einer polygonen Substruktion, welche den Tempel getragen zu haben scheint. Auf den Polygonen stehen zahlreiche noch unedirte Inschriften, auf Sklavenschenkungen bezüglich, dergleichen mehrere an der Mauer des Theaters sich befinden (S. 39) und bereits im Corp. Inscr. gr. n. 1699 — 1710 enthalten sind. Hr. U. hat diese Inschriften nicht kopirt; dagegen zogen die Reste der Mauern des Tempelbezirkes, des Theaters und der Quelle Kastalia seine Aufmerksamkeit auf sich. Er verweilt sodann bei den delphischen Alterthümern, wobei er die Angaben des Pausanias verfolgt (S. 44—110). Diese Exposition ist sehr unterrichtend und die Methodik verdient Anerkennung. Hr. U. geht von festen Punkten aus, welche Pausanias und Plutarchos an die Hand geben (S. 60) und innerhalb welcher er alles Uebrige von denselben Angegebene unterzubringen sucht. Ein Plan vom alten Delphi, ergänzt nach den vorhandenen Ruinen, verbreitet hierüber erwünschtes Licht. Weitläuftig wird sodann der Tempel des pythischen Apollon beschrieben und versucht, ein auf lokale Anschauung und Ueberlieferung gestütztes Bild von demselben zu vergegenwärtigen. Auch die übrigen Heiligthümer, die innerhalb des Peribolos nördlich vom Tempel lagen, beschreibt Hr. U. und weiset die erhaltenen Reste von dem, was Pausanias angiebt, befriedigend nach. Mit diesem alten Führer findet er auch die Quelle Kassotis auf, für welche frühere Reisende die grofse Quelle Kerna zu halten pflegten; allein diese liegt aufser dem Peribolos und wird von Hrn. U. als der alte Brunnen von Delphi (Delphusa) erkannt (S. 109). In einer der Stufen der nahen Nickolaos-Kirche fand er auch eine Proxenie-Inschrift (S. 62), wovon er die Abschrift in Minuskeln giebt (S. 67). Ueber der Kassotis lag nach Pausan. die Lesche, deren Fufsboden H. U. in dem Heumagazin eines Hauses entdeckt (S. 107). Von dieser Untersuchung führt uns Hr. U. auf den Parnassos (S. 117 ff.), über dessen zwei Gipfel er uns S. 48 erwünschten Aufschlufs giebt. Der Parnassos hat nämlich nur Einen höchsten Gipfel, welcher Λυκώρεια (jetzt Λυκέρι) heifst (S. 122). Von Kastri setzt Hr. U. seine Reise weiter fort nach Arachoba, einem Ort, den er für das alte Anemoria hält. Ref. hat zwar dagegen nichts Er-

hebliches einzuwenden; allein diese Annahme scheint ihm doch zu wenig begründet, als dafs er dadurch abgehalten wäre, Anemoria mit einem geographischen Freunde gerade da zu suchen, wo Hr. U. Kyparissos ansetzt (S. 145). Da sich in Arachoba kein Stein vorfindet, an den sich alte Erinnerungen knüpfen liefsen, so verweilt Hr. U. bei Beschreibung des modernen Lebens, welches hier gerade mit seinen schöneren Eigenthümlichkeiten hervortritt. Auch nimmt er hier die Gelegenheit wahr, mehrere neugriechische Lieder mitzutheilen (S. 131 ff.). Von Arachoba führt der Weg nach Böotien wieder an die Ufer des Plistos hinab. Hr. U. beschreibt diesen Weg näher und gelangt bei der alten Schiste an, wo Oedipus seinen Vater erschlagen haben soll (S. 147). Von hier führt er uns nach Daulia (Daulis), nach Chaeronea, welches heut zu Tage durch ein kleines Dorf mit Namen Kapraena vertreten wird, und nach Lebadea, das gegenwärtig die Hauptstadt von Böotien ist (S. 164). Ueber die Lage der alten Stadt Lebadea hätten wir hier etwas Näheres mit Berücksichtigung der Ansicht Gell's zu hören gewünscht. Von Lebadea führt der Weg nach Skripu (Binsendorf) und den Ruinen von Orchomenos über eine weite Ebene, welche jetzt eben so baumleer ist, wie nach dem Zeugnisse des Plutarchos in alter Zeit (S. 178). Länger verweilt der Reisende bei den Resten und Alterthümern von Orchomenos (S. 180 ff.). Interessant ist der Abschnitt über Topolia. Hier finden sich viele Ueberreste alter Mauern, Fundamente von Gebäuden, Grabsteine und Inschriften. Unter den älteren Inschriften in böotischen Dialekt zeichnen sich zwei militärische Kataloge besonders aus. Eine dieser Inschriften ist bereits bekannt (Corp. Inscr. gr. n. 1574) für welche indefs Hr. U. nachweist, dafs auf dem Steine Z. 6 *ΛΟΧΑΓΙΟΝΤΟΣϜΑΛΩΝΟΣ* gelesen wird. Aus der zweiten unedirten theilt Hr. U. nur eine Zeile mit: *ΤΟΙΑΠΕΓΡΑΨΑΝΤΟΕΜΠΕΛΤΟΦΟΡΑΣ*, wonach auch in der anderen bereits edirten Inschrift Z. 2 eine Modifikation der Ergänzung vorzunehmen sein dürfte. Diese Verzeichnisse lassen auf eine nicht unbedeutende Heeresmacht schliefsen, und machen es mehr als wahrscheinlich, dafs, da keine andere Stadt in dieser Gegend genannt wird, Topolia das alte Kopae sei, eine Vermuthung, welche übrigens nicht neu und schon im Corp. Inscr. n. 1574 ausgesprochen ist. Pausanias sah Kopae nur noch als eine kleine Stadt. Von den älteren kopaischen Inschriften führt Hr. U. nur noch folgende auf (S. 203), die er auf einer grofsen Steinplatte in der Kirche des Propheten Elias fand:

Ἀρχανδρὶς Καπίωνος τὸν υἱὸν (d. i. *υἱόν*) *κὴ Πτωῖς Κράτωνος φίλωνα τὸν ἀδελφιόν* (d. i. *ἀδελφεόν*) *τῦς θεῦς.*

Der kopaische See und seine Merkwürdigkeiten sind das Nächste, was Hrn. U's. Aufmerksamkeit in Anspruch nahm (S. 205 ff.) und wir finden hier sehr ausführliche und gute Bemerkungen, namentlich über die sogenannten Katabothren. Die Ruinen des ptoischen Orakels auf dem dreigipfeligen Berge Ptoon haben eine alte Weihinschrift an den ptoischen Apollon geliefert, welche Hr. U. bereits in dem Bullettino des archäologischen Instituts zu Rom (1838. S. 109 ff.) herausgegeben und hier in Minuskelschrift wiederholt (S. 247). Nachdem er das ptoische Orakel in seinen lokalen und geschichtlichen Verhältnissen beleuchtet, geht er auf die Ruinen von Akraephia über, in der Nähe des Dorfes Karditza. Auch hier erhalten wir Bruchstücke von Inschriften, eines aus der Zeit der Selbständigkeit Akräphia's (S. 248), und ein gröfseres (S. 243. 250), ein interessantes Seitenstück zu der akräphischen Inschrift im Corp. Inscr. gr. n. 1625, welches dieser um einige Jahre vorangeht und sich auf denselben Akräphier Epaminondas bezieht. Von den Ruinen Akräphia's geht Hr. U. in die Seeebene herab, wo er in der Nähe uralter Werke zur Ableitung und Abdämmung des kopaischen See's die homerische Stadt Arne zu entdecken glaubt, welche man schon in Strabon's Zeit in die Nähe von Akraephia brachte. Später behauptete man Chaeronea oder Koronea käme dieser homerische Name zu, indefs scheinen Hrn. U. die Epitheta *πολυστάφυλος* (Hom. Il. II. 507.) und humida (Stat. Theb. VII. 331.) weder auf Chaeronea noch auf Koronea zu passen. Ob diese Behauptung wenigstens für Koronea richtig sei, läfst sich sehr bezweifeln. Von den beiden fischreichen Landseen erhielt der eine, der Hylische, seinen Namen von der nahe gelegenen Stadt Hyle (Hylae). Schwierig ist die Nachweisung des antiken Namens für die nordöstlich gelegene Paralimne. Hr. U. meint, dafs der von Aelian. V. H. III. 45. genannte böotische See Harma die heutige Paralimne sei, da südlich von dieser am Wege von Theben und Chalcis der tanagräische Ort Harma lag, dessen Gebiet sich vielleicht einst über diesen See erstrecken mochte. Diefs ist freilich eben so problematisch oder vielmehr unwahrscheinlich, als wenn Hr. U. noch hinzufügt, dieselbe Paralimne konnte ebenfalls von dem Orte Hyria (Ov. Met. VII. 371.) benannt worden sein. Nicht minder vorsichtig müssen wir sein bei der raschen Kombination des Hrn. Vfs. über den Geburtsort des Pindaros, welcher *Κυνὸς κεφαλαὶ* in Böotien gewesen sein soll. Da nämlich die thessalische gleichnamige Gegend, die sogenannten Hundsköpfe bei Skotussa, nach Plut. Flamin. c. 8. gleiche nebeneinanderliegende Hügelspitzen bildet, so vermuthet er, dafs die beiden konischen einander auffallend ähnlichem Hügel Eleusae die böotischen Hundsköpfe seien. Die Ruinen an dem Fufse dieser Hügel hält er für Hylae, wodurch die abweichende Tradition, dafs Pindaros Geburtsort Hylae sei (Mosch. III. 89.), mit der anderen vereinigt würde (S. 258). Allein zuvörderst ist die Zuversicht zu rügen, mit welcher Hr. U. von Pindaros Geburtsort spricht, während eigentlich gar nicht die Rede davon ist. Pindaros war Thebaner; als solcher mufste er einem *δῆμος* (*κώμη*) angehören; dieser *δῆμος* ist *Κυνὸς κεφαλαί*. Er lebte aber, wie er selbst sagt, gewöhnlich in Theben, wo auch sein Vater sich aufgehalten zu haben scheint und wo er ein Haus besafs. Daneben konnte er im thebanischen Hylae einen Grundbesitz haben und braucht defshalb nicht

dort geboren zu sein. Diefs hätten die Berichterstatter wohl nicht übergangen, wenn sie etwas davon gewufst hätten; und Moschos scheint die Quelle, aus der er schöpfte, mifsverstanden zu haben. Denn aus Pindaros eigenen Worten, welche bei Böckh in dem Fragment 102. niedergelegt sind, läfst sich mit Wahrscheinlichkeit schliefsen, dafs er in Delphi das Licht der Welt erblickt habe zur Zeit der pythischen Festspiele, zu deren Feier seine Eltern sich dahin begeben haben mochten. Was aber die Lage von *Κυνὸς κεφαλαί* betrifft, so wird, wenn auch Xenoph. Hellen. V. 4. 15. keine nähere Bestimmung giebt, doch aus der Vergleichung von Xenoph. Agesil. 2. 22. und Hell. V. 4. 38. so viel deutlich, dafs dieser Ort zwischen Thespiae und Theben lag und dafs kein Grund vorhanden ist, ihn so weit nördlich über Theben anzusetzen.

Aus dieser und ähnlichen Behauptungen, welche einen bedeutenden Mangel an Sicherheit und Begründung an den Tag legen, sieht man, wie wenig günstig für Hrn. U. die Umstände waren, um im Gebiete der Topographie gröfsere Entdeckungen zu machen. Vieles bleibt fortwährend in gleichem Dunkel eingehüllt und die materiellen Ergebnisse dieser Reise lassen sich denn doch im Ganzen nur auf wenig Neues zurückführen. Uebrigens bietet das Werk des Hrn. U. noch manche andere Seiten der Betrachtung dar, welche weitläuftigere Erörterungen erheischen. Wir können uns indefs hiebei um so weniger aufhalten, als es Hrn. U. selbst nicht immer um nähere Begründung seiner Ansichten zu thun war. Seine Klage über das Willkührliche der Etymologie in der Mythenerklärung verräth gerade keine besondere Bekanntschaft mit diesem Zweige der Alterthumskunde (S. 68), so wenig wir auch läugnen wollen, dafs in neuerer Zeit grofser Mifsbrauch damit getrieben worden; allein das scheinbar Willkührliche in den Mythen ist in den meisten Fällen eben nur die Natur der Sache; und da kann man freilich leicht auf Abwege gerathen, dergleichen Hr. U. (S. 68) nicht übel persiflirt. Das Sinnbild, das dem Apollon im Wolf beigegeben wird, sucht er (S. 63) auf eine andere Weise zu erklären, welche eben wegen ihrer Einfachheit weit entfernt ist überzeugend zu sein. Es wäre noch immer zu beweisen, dafs dieses Symbol nicht erst aus der Aehnlichkeit einer Benennung entstand, welche Apollon früher aus ganz anderer Quelle gegeben worden ist (vgl. Welcker Syll. epigr. 1828. S. 135). Dafs der Wolf frühzeitig mit in's Spiel kam, beweis't allerdings der Mythos bei Pausan. II. 19. 3. Aber daraus geht noch nicht hervor, dafs er die erste Veranlassung zum Beinamen des *Ἀπόλλων Λύκειος* gab. Wir behaupten im Gegentheil, dafs Aeschylos (Sept. adv. Theb. 131.) nicht einmal die Anspielung auf die gedachte Deutung des Namens *Λύκειος* gemacht haben würde, wenn er nicht eine andere ursprüngliche Bedeutung desselben anerkannt hätte.

Einen nicht unähnlichen Eindruck macht bisweilen die Geltung, welche Hr. U. dem Glauben an das Fortbestehen uralter Sitten und Gewohnheiten in Griechenland verleiht. Ref. gehört nicht zu denjenigen, welche läugnen, dafs aufser den Ruinen noch etwas Altgriechisches in Griechenland zu finden sei. Aber er kann es nicht verhehlen, dafs der Aufenthalt in Griechenland, die Natur, die wir sehen, die Luft, die wir einathmen, und die Ueberreste von Architektur und Kunst, die uns begeistern, geeignet sind, uns auch die Sitten und Gebräuche der jetzigen Griechen oft in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen, als sie es wirklich verdienen. So möchten wir es sehr bezweifeln, ob der heut zu Tage übliche Reigentanz *συρτὸς* mehr als den Namen mit dem alten gemein hat (S. 242). Das Hauptelement des hellenischen Lebens, die rhythmische Harmonie, ist mit allen Künsten aus Griechenland verschwunden; und aus der jetzt üblichen Aufführung dieses Tanzes einen Schlufs auf die antike zu ziehen, dürfte eben so voreilig erscheinen, als zu glauben, dafs das Astragalspiel, welches Hr. U. in dem Dorfe Arachoba fand, gerade dasselbe sei, bei dem einst Patroklos im frühesten Knabenalter so unglücklich war, den Sohn des Amphidamos zu erschlagen. Es ist einladend, bei Beobachtung solcher Spuren alter Sitte die möglichen Mittelglieder zu überspringen; aber Argwohn haftet immer an den häufigen und mit eben so grofser Willkühr als Zuversicht geführten Vergleichungen; und es wird jedenfalls gerathener sein, die Spuren anzuerkennen, ohne sie näher erklären oder auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückführen zu wollen. Einen näheren Anknüpfungspunkt bietet nicht sowohl die Denkweise im Allgemeinen als vielmehr der angestammte Aberglaube des neugriechischen Volkes dar, worüber Hr. U. Einiges beibringt (S. 237 vgl. S. 133). Dagegen finden wir sein Urtheil vollkommen begründet, wenn er behauptet, dafs viele altgriechische Wörter, welche die gebildete Umgangssprache nicht mehr kennt, im Munde der Landleute fortleben, und dafs selbst manche Wurzelwörter fortbestehen, die älter sind, als die uns bekannte altgriechische Schriftsprache (S. 123). Hr. U. hörte in Kastri und anderen Dörfern am Parnassos (S. 128) statt des sonst üblichen *τρέχω* die Wurzelform *δρέμω* mit ihrem Aoristus *ἔδραμα* (imperat. *δρέμε*, *δράμε*). Verbreiteter scheinen die Wurzelformen *βήχω* (*βήσσω*), *πλάθω* (*πλάσσω*), *ῥάφω* (*ῥάπτω*), *σκάφω* (*σκάπτω*), *κρύβω* (*κρύπτω*), *φυλάγω* (*φυλάσσω*) zu sein, auf deren Kenntnifs die Methodik der altgriechischen Grammatik heut zu Tage nicht so vornehm herabblicken sollte.

Indem wir von diesem dankenswerthen Beitrag zur nähern Kenntnifs Griechenlands scheiden, versäumen wir nicht, den Wunsch auszusprechen, dafs die ferneren topographischen Untersuchungen, die uns Hr. U. mit vorliegendem ersten Theile verspricht, durch das Zusammenwirken günstiger Verhältnisse an Ort und Stelle recht fruchtbar und ergiebig werden mögen.

J. Franz.

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

III.

Cours d'histoire de la Philosophie Morale au dix-huitième siècle, professé à la faculté des lettres en 1819 *et* 1820, *par M. V. Cousin; première partie, école sensualiste, publiée par M. E. Vacheron, Agrégé docteur ès-lettres. Paris,* 1839. *XI.* 354 S.

Der Herausgeber erklärt sich in der Vorrede über den Zweck der Herausgabe dieser Vorlesungen dahin, dafs er einer Lücke habe abhelfen wollen, die sich in den Schriften des berühmten Verfs. finde. Während nämlich den psychologischen Untersuchungen, so wie denen über Geschichte der Philosophie und Philosophie der Geschichte, eigne Werke von Hrn. Cousin gewidmet seien, vermisse man eines über Moral und Politik. Er habe nun die Erlaubnifs erhalten, die Vorlesungen, welche derselbe in den Jahren 1819 und 20 gehalten, die ihm in mehreren Nachschriften vorlägen, herauszugeben, und dadurch einigermafsen jenen Mangel zu beseitigen. Der vorliegende Band enthält indefs nur einen Theil jener Vorlesungen. Diese nämlich hatten erstlich die sensualistische Richtung betrachtet, zweitens den „furchtsamen" Spiritualismus der schottischen Schule, endlich den absoluten Spiritualismus der deutschen Schule. Wir haben es hier nun mit dem Theil zu thun, welcher die Kritik der sensualistischen Richtung enthält.

Indem wir nun zu der Darstellung des Werkes selbst übergehn, werden wir den Gang befolgen, dafs wir eine Relation geben von der Durchführung des Verfs., und diese, wo es nöthig scheint, mit Bemerkungen durchflechten.

Gleich am Anfange der *ersten Vorlesung* erklärt sich Hr. Cousin über die Bedeutung der ganzen Vorlesung. Sie soll weder eine blofs historische sein, noch auch eine blofs dogmatische, sondern beides. (Er hat ganz richtig erkannt, dafs ein System der Moral nothwendig auch eine Kritik der Moralsysteme enthalten mufs. Zu diesem Ende sucht er erst einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine solche immanente Kritik unternommen werden kann.) Er sucht erst den Begriff der Wissenschaft zu fixiren, und befolgt dabei ungefähr den Gang des Aristoteles in Met. 1., indem er zeigt, dafs die sinnliche Wahrnehmung allein noch keine Wissenschaft gebe, dafs auch das Erkennen der Gesetze noch nicht befriedige, sondern man sich zum Wissen des den Gesetzen zu Grunde liegenden Princips erheben müsse, so dafs als drei verschiedne Grade des Wissens bezeichnet wird das Wissen, welches zum Gegenstande habe le fait, la loi empirique, le principe nécessaire, was denn die Wissenschaft als connaissance de la vérité absolue bestimmen läfst. Da nun das Mittel hiezu zu gelangen die *Beobachtung* ist, so wird eine Reflexion auf sich selbst dies Princip finden lassen. In dieser Reflexion finden wir als ein Factum, dafs wir *Empfindung* haben. Weder aber in der Empfindung noch auch in den mit ihr zusammenhängenden Leidenschaften, überhaupt in keiner Form der Passivität kann dies Princip sich finden. Diesem passiven Zustand gegenüber steht die *Freiheit;* sie ist kein blofses Postulat des Glaubens wie Kant gesagt hat, sondern ein Factum. Ein Factum kann aber nach dem oben Gesagten nicht Princip der Wissenschaft sein, also auch die Thatsache der Freiheit nicht Princip der Moral, sondern dieses findet sich nach dem Verf. in der *Vernunft,* dieser Macht, die über das blofse Ich hinausgehend von ihm p. 31 in mehr religiöser Form bezeichnet wird als Dieu s'abaissant jusqu'à l'homme et se révélant à lui sous la forme de la vérité absolue. Ohne das Factum der Freiheit gäbe es freilich kein Moralprincip, jenes Factum, dessen wir durch das Bewufstsein gewifs werden, ist es aber auch nicht, sondern die Vernunft spricht, ausgehend von jener

Thatsache, dies Princip aus. (Il appartient à la raison seule de poser un principe *à propos d'un fait*). Dies Princip spricht denn der Vf. kurz und prägnant als diese Forderung aus: Être libre reste libre. Von diesem gewonnenen Punkte aus soll nun der kritische Blick in die Vergangenheit geworfen werden. Um der Gegenwart willen, denn die gegenwärtige Philosophie wurzelt in der frühern. Namentlich aber sei es die Philosophie des 18. Jahrhunderts, in welcher sie ihre ersten Ursprünge habe, und die ihr vor allen verwandt sei. Diese Verwandtschaft bestehe einmal darin, dafs die Philosophie des 18. Jahrhunderts, im Unterschiede von der frühern, eine directe Beziehung aufs Praktische habe, andrerseits darin, dafs alle Systeme dieses Jahrhunderts mit einer Untersuchung über die Werkzeuge des Erkennens beginnen, und insofern auf einer psychologischen Basis beruhen. (Unter psychologischen sollen aber nicht die Untersuchungen verstanden werden, die auf die Beobachtung des blofs Individuellen in uns gerichtet sind). Bei dieser Untersuchung haben sich nun drei verschiedene Ansichten ausgebildet, die sich alle auf die Erfahrung berufen; *erstlich* die sensualistische Richtung, die ihren ersten Stifter in Locke hat, *dann* die Ansicht der schottischen Schule, welche Spiritualismus sei, nur ohne einen streng wissenschaftlichen Charakter, *endlich* die deutsche Philosophie, wie sie von Kant und Fichte repräsentirt werde. Schelling setze diese Richtung nicht fort, sondern beginne eine neue Aera. In dieser sucht zwischen jenen einseitigen Ansichten die neue Philosophie sich auszubilden. (Unter dieser letztern kann nur verstanden sein die, welche der berühmte Vf. später als den Eklekticismus bezeichnet hat) p. 32—56.

Nachdem in der ersten Vorlesung ein kurzer Ueberblick des ganzen Ganges gegeben ist, geht Hr. Cousin in der *zweiten Vorlesung* zu dem über, den er mit Recht an die Spitze der sensualistischen Richtung stellt, zu *Locke*. Mit Recht gibt er hier eine ausführliche Auseinandersetzung des theoretischen Theils seiner Philosophie, indem er den Gang des Essay on human understanding kurz angibt, und bei den hauptsächlichsten Resultaten seine widerlegenden Bemerkungen hinzufügt. Zwei Punkte sind es, die er hier vornehmlich tadelt, einmal, dafs der Ursprung der Ideen ganz abgesehn von ihrem Inhalt betrachtet werden soll, dann die Zweideutigkeit, die in dem Worte Ursprung liegt, da darunter eben sowohl das Vermögen verstanden werden könne, das die Ideen hervor*bringt*, als die äufsere Veranlassung, die sie hervor*ruft*. Die Darstellung ist im Wesentlichen richtig, nur läfst der beredte Lehrer Locke weiter gehn als er in der That gegangen ist, wenn er ihn sagen läfst, dafs die Reflexion nur solchen Stoff bearbeite, den sie von der Sensation erhalten hat. Dies hat erst Condillac gesagt. Was die praktische Philosophie Lockes betrifft, so kann von der allerdings nur sehr wenig gesagt werden, da Locke sie fast ganz unbearbeitet gelassen hatte. (Ja das Wenige enthält sogar eine Unrichtigkeit. Es wird nämlich p. 98 gesagt, nach Locke bewege den Menschen zu einem bestimmten Handeln die Furcht vor dem Uebel, was aus einem andern Handeln folgen würde. Nun läfst allerdings Locke in der uneasiness den eigentlichen Grund des Handelns liegen, aber diese uneasiness ist nicht *zukünftiges* Uebel, sondern *gegenwärtiges* Unbehagen, d. h. nach Locke ist alles Wollen nur aus Gefühl des Mangels hervorgegangen, ist blofser *Trieb*.) Der Vf. gesteht selbst ein, Locke habe nur das Princip ausgesprochen, die praktischen Folgerungen hätte er Andern überlassen. Dadurch geschieht aber das Seltsame, dafs hier, wo doch die Entwicklung der *Moral*ansicht gegeben werden sollte, von einer wesentlichen Entwicklungsstufe der Philosophie nur die theoretische Seite ausführlich, dagegen die praktische gar nicht dargestellt wird. Dieser Uebelstand aber war vermieden, sobald Hr. Cousin nicht zwischen der zweiten und dritten Vorlesung eine Lücke liefs, die er sehr wohl hätte füllen können. Seine Darstellung konnte dadurch nur gewinnen.

Indem der Ref. selbst oben ausgesprochen hat, Locke habe im Praktischen so gut wie Nichts geleistet, scheint die Forderung, keine Lücke zu lassen, wo in der Geschichte selbst eine geblieben, seltsam. Der Vf. der vorliegenden Vorlesungen aber wird dieses nicht entgegen setzen können, wenn er sich darauf besinnt, was er im Verfolg seiner Untersuchung thut. Es wird dort Condillac als ein Ausbilder der Lockeschen Ansicht bezeichnet. Auch dieser hat sich nur auf das theoretische Gebiet beschränkt. Dennoch aber finden wir dort in der Darstellung keine solche Lücke, wie hier bei dem Lockeschen Standpunkt. *Darum* nicht, weil dort der Vf. mit Recht hervorhebt, dafs ganz das, was Condillac auf dem theoretischen, Helvetius

und St. Lambert auf dem praktischen Gebiete geworden seien. Genau so aber verhält es sich auch bei dem Standpunkt Lockes. Dieser findet seine Ergänzung im praktischen Gebiete in den Moralsystemen eines Wollaston, Shaftesbury, Hutcheson. Diese Moralsysteme, von welchen man, wenn nicht Schleiermacher wieder auf sie aufmerksam gemacht hätte, vielleicht bei uns gar Nichts mehr wüfste, sind noch lange nicht genug gewürdigt. Man spricht es wohl aus, dafs die Moral bei ihnen auf einer empirischen Basis ruhe, damit aber begnügt man sich, wirft sie alle zusammen, ohne zu bedenken, dafs in der That in diesen Systemen eine Stufenfolge sich zeigt, in welcher diese Moralansicht sich immer weiter entwickelt: *Wollaston* ist, ähnlich wie schon vor ihm Clarke, ein innerhalb des Empirismus stehender Moralist, denn ihm ist Norm der Handlung nicht die Autonomie der Vernunft, sondern die Beschaffenheit der Dinge. Doch aber statuirt er noch die gleiche Möglichkeit im Subject, nach der Beschaffenheit der Dinge sich zu richten oder nicht, also determinirt der Mensch sich selbst. Dies Vorrecht nimmt ihm *Shaftesbury*, indem, was den Menschen determinirt, selbst eine *angeborne* Neigung ist. Und wenn *er* doch noch, weil zwei sich gegenüberstehende Neigungen von ihm angenommen werden, die Entscheidung dem, *nicht* von der Natur stammenden, sondern durch eigne Uebung erworbenen, sittlichen *Tact* überläfst, so setzt endlich *Hutcheson* auch das Recht der Entscheidung in ein *natürliches Gefühl*. Hr. Cousin hat diese Bedeutung jener Moralsysteme nicht hervorgehoben. *Hutcheson* erwähnt er zwar — mit Recht gesellt er ihm A. Smith zu —, aber, wahrscheinlich durch geographische Gründe bewogen, stellt er ihn mit Price, Reid und Dugald-Stewart zusammen, obgleich er den bedeutenden Unterschied zwischen ihrem Standpunkt selbst anerkennt: Hutcheson assimile la perception morale aux perceptions sensibles. — Par un progrès remarquable Price substitue l'idée au sentiment, la raison au sens p. 45. — In einer Darstellung der Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts durften diese Systeme nicht fehlen. Wurden sie dargestellt, so erschien die erste Stufe des Empirismus durch Locke und sie, eben so repräsentirt, wie eine spätere durch Condillac *und* Helvetius. *Eine* spätere; denn in einer genaueren Untersuchung als sie der Zweck dieser Vorlesungen zuliefs, möchte sich zeigen, dafs wie im theoretischen Gebiete zwischen Locke und Condillac Hume zu stehn kommt, eben so im Praktischen den Uebergang von Shaftesbury zu Helvetius die Bienenfabel vermittelt, welche gegen den Erstern gerichtet, irre ich nicht, dem Letztern wohl bekannt war, und ein deutlicher Beweis ist, wie ein an und für sich unbedeutendes Product so aufserordentliches Aufsehn machen konnte, weil es „das Geheimnifs der ganzen Welt aussprach". Indem in den Mondevillschen Werken nur gezeigt wurde, dafs die eigne Neigung ein ganz andres Ziel habe als das wahrhaft Vernünftige, wurde dadurch ein Schritt näher zu dem Ziele gemacht, das Letztere ganz wegzuwerfen.

Die *dritte* Vorlesung, welche Condillac betrachtet, würdigt ihn im Vergleich mit Locke sehr richtig, weist die steten Erschleichungen und Cirkel im Beweise namentlich bei der Untersuchung über die Sprache gut nach, zeigt wie die Verwechslung von désir und volonté von der äufsersten Wichtigkeit für die Moralansicht geworden, und hebt es hervor, dafs, wenn gleich Condillac selbst weit von ihm entfernt war, Cabanis seine Lehre sehr leicht in reinen Materialismus verwandeln konnte.

Die *vierte* Vorlesung beleuchtet die Lehre des Helvetius; sowohl seine Psychologie als seine Moralansicht ist richtig und gut dargestellt. Sehr richtig wird hervorgehoben, wie die völlige Gleichheit der moralischen Anlagen, die Helvetius behauptet, ein nothwendiges Correlat sei zu der tabula rasa, die dieser ganze Standpunkt lehrt. Wenn der Redner in der Kritik dieses Standpunkts sich häufig auf das unmittelbare Bewufstsein und auf die Erfahrung beruft, so sind dies freilich Instanzen, durch welche die angegriffne Ansicht sich nicht in Verlegenheit gesetzt finden wird, es ist aber bei dem vorliegenden Werke immer zu bedenken, dafs wir es mit einem akademischen Vortrage zu thun haben, wo selbst das Declamatorische, das an einigen Stellen hervortritt, kein Fehler ist.

Die *fünfte* Vorlesung ist der Betrachtung St. Lamberts gewidmet, dessen Verhältnifs zu Helvetius p. 189 so charakterisirt wird: Après la morale générale la morale particulière; après Helvétius, Saint-Lambert. La morale générale traite du devoir, la morale particulière traite des devoirs. Diese Begriffsbestimmung wird dann die Veranlassung zu einem sehr hübschen

Excurs über das Verhältnifs des Allgemeinen und Besondern, wo der Unterschied fixirt wird zwischen dem prius dem Begriffe und der Zeit nach (origine logique und origine chronologique oder auch historique). Die Charakteristik der Sachen von Saint-Lambert ist, verglichen mit der Censur, die Condillac erfahren hatte, etwas zu gelinde ausgefallen. Sehr gut wird ihm nachgewiesen, wie er immer wieder unwillkührlich aus seinem Materialismus eben sowohl als aus seiner Eigennutztheorie herausfällt.

Mancher Leser wird nicht wenig erstaunt sein, wenn er in der *sechsten* und den folgenden Vorlesungen den Redner plötzlich um zwei Jahrhunderte zurückschreiten sieht zu *Hobbes*, in wunderbarem Widerspruch mit dem Titel des vorliegenden Werks. Halten wir aber hier wieder fest, dafs diese Vorlesungen wirklich gehalten wurden, so werden wir die Delicatesse des Vfs. nur ehren können, die ihn zu einem allerdings sonderbaren Auskunftsmittel gebracht hat. Die Sache ist diese: Es sollte in den letzten Vorlesungen gezeigt werden, zu welchen *politischen* Ansichten die sensualistische Richtung consequenter Weise führen mufs. Ehe die Politik in diesem Sinne behandelt war, sagt der Redner p. 230, brach die Revolution aus, und liefs für eine Zeitlang alle wissenschaftlichen Betrachtungen zurücktreten. Nach derselben erneute sich diese Richtung, und als Repräsentant derselben wird Destutt de Tracy genannt. Aber, fährt der Vf. fort: Il ne nous appartient pas à nous, les représentants d'une autre philosophie, d'engager une polémique contre d'illustres adversaires que l'âge a désarmés. So sucht er denn in der frühern Vergangenheit nach einer Lehre, welche zeige, zu welchen Ansichten ein consequenter Materialismus führe, und dies ist der Grund, warum er die beiden Werke von Hobbes einer kritischen Betrachtung unterwirft. Es war dies aber gerade hier am ehesten thunlich, da gerade in diesen letzten Vorlesungen die Kritik andrer Ansichten Hrn. Cousin nur die Veranlassung ist, seine eignen rechtsphilosophischen Gedanken ausführlich auseinanderzusetzen. Nachdem er gezeigt hat, wie jede rein sensualistische Philosophie consequenter Weise die Freiheit leugnen mufs und also auch nicht die politische Freiheit lehren kann, sondern nur Despotie, möge sich diese nur monarchisch, aristokratisch oder demokratisch gestalten, setzt er auseinander, warum gerade Hobbes zu einem monarchischen Despotismus kam, und sucht dann Punkt für Punkt ihn zu widerlegen, indem er *erstlich* hervorhebt, dafs überhaupt die Untersuchungen über den *Ursprung* des Staates sein Wesen noch gar nicht erkennen lassen, indem er *dann* gegen das bellum omnium contra omnes den Trieb nach Geselligkeit als in der Vernunft liegend behauptet, indem er *ferner* der Behauptung, dafs Jeder von seinem Rechte und seiner Freiheit Etwas ablassen müsse, die richtigere entgegenstellt, dafs was *wahrhafte* Freiheit sei, *gar nicht* veräufsert werden dürfe, indem er *weiterhin*, statt dafs das Eigenthumsrecht auf einem Uebereinkommen beruhen solle, es aus dem Wesen der Freiheit abzuleiten sucht, indem er *endlich* gegen die Behauptung der absoluten ganz schrankenlosen Gewalt des Fürsten, die Ansicht geltend macht, dafs dieselbe beschränkt sein müsse. Nachdem dann eine Entwicklung der politischen Freiheit im Gange der Geschichte von ihm dargestellt worden, geht er zum Schlufs zu den verschiedenen Theorien über, welche die Repräsentativverfassungen zu rechtfertigen suchen. Er selbst entscheidet sich weder für die, welche sagen, dafs die Einzelnen, noch für die, welche behaupten, dafs Stände repräsentirt würden, sondern sieht von den drei Gewalten im Staate die verschiednen *Momente* (principes) vertreten, die zur politischen Entwicklung gehören. Die letzten Worte betreffen eine Tagesfrage: Le droit de publier sa pensée ne peut donc être absolu, puisque tout droit absolu devient oppresseur: aussi, réclamer une liberté illimitée ce n'est pas faire preuve d'un esprit vraiment libéral; car à côté de ce droit se trouvent des droits non moins sacrés: si vous avez le droit de tout dire et de tout écrire, moi aussi j'ai le droit d'être respecté dans vos paroles et dans vos écrits. La liberté de la presse, comme toute liberté, a pour limite l'éternelle justice. —

Soll nun der Ref. in wenigen Worten sein Urtheil über die vorliegenden Vorlesungen sprechen, so kann er dem Herausgeber nur danken für die Mittheilung eines Documents jener Zeit, wo der berühmte Verf. selbst Glied eines der Institute war, die er itzt leitet. Es läfst sich der Enthusiasmus der Zuhörer beim Anhören dieser Vorlesungen wohl erklären, die um so bedeutender erscheinen, wenn man bedenkt, dafs sie vor 21 Jahren gehalten wurden. Ref. hat auf die Anzeige, zu welcher ihn die Soc. f. w. Kr. aufforderte, sehr lange warten lassen. Es geschah, weil die Aufforderung ihm wurde gerade als er den Band seiner Geschichte der Philosophie zu beendigen im Begriff stand, der die Entwicklung des Empirismus und Materialismus im 18. Jahrh. behandelt. Er hatte mit den Schriften dieser Richtung sich so gesättigt, dafs er die Anzeige verschob, um nicht ungerecht gegen den zu werden, der wieder diesen Gegenstand vor die Betrachtung brächte. Mit gespannter Erwartung sieht er dem Theil entgegen, der die schottische Schule behandeln wird. Hier weifs er sich im Voraus mit dem berühmten Lehrer einverstanden, da auch ihm die Schotten Repräsentanten einer Stufe in der einseitig idealistischen Richtung sind. Anders verhält sichs freilich mit der deutschen Philosophie nach Kant. *Kant* ist ihm — und itzt nach zwanzig Jahren vielleicht auch Hrn. Cousin — der Anfänger jener neuen Aera, er der Beginner der neuen über Sensualismus und Spiritualismus sich erhebenden Philosophie, die, mag sie auch manchmal sich des Vaterhauses schämen, doch wo sie ehrlich mit sich zu Rathe geht, in ihm ihren Erzeuger erkennt.

Dr. Erdmann.

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

IV.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Erster Theil. Die Logik. Herausgegeben und nach Anleitung der vom Verfasser gehaltenen Vorlesungen mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von Dr. Leop. v. Henning. (Hegel's Werke, sechster Band). Berlin, 1840. *bei Duncker u. Humblot. XLII.* 414 *S. gr.* 8.

Von allen Werken Hegel's ist die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" unstreitig das verbreitetste und einflufsreichste, aber zugleich dasjenige, bei welchem, in seiner bisherigen Gestalt, das Mifsverhältnifs des Inhalts und der Form das gröfste war. Man kann dieses Buch in seinem Ursprunge beinahe *eine* Gelegenheitsschrift nennen, denn wirklich trägt *die* erste Ausgabe fast nur den Charakter eines Programms, mit welchem der Verf. seinen Wiedereintritt in das akademische Lehramt ankündigte. Von anderen und höher gespannten Erwartungen begrüfst, als die Meisten, welche in einen ähnlichen Beruf eintreten, und dabei doch, trotz der bedeutenden, aber schwierig zu bewältigenden Schriftwerke, welche man von seiner Hand besafs, dem Publicum, nicht blos dem engeren seiner Zuhörer, sondern auch dem weiteren, über das sich, wie man schon zu ahnen begann, bald sein Wirkungskreis erstrecken sollte, noch so gut wie unbekannt, mochten dem bereits erprobten, an Bildung und Lebensalter vollkommen gereiften Denker vielfältige Aufforderungen zugekommen sein, über seinen wissenschaftlichen Standpunct, und über den Sinn, in welchem er der philosophischen Speculation eine neue Bahn zu brechen dachte, so schnell als möglich den lernbegierigen Kreis, der sich um ihn versammelte, aufzuklären. Diesem Anlasse folgend schrieb er in kürzester Zeit die gedrängten Sätze nieder, die den Inhalt jener Ausgabe bilden, theils als einen flüchtigen, mehr für das Bedürfnifs des Augenblicks, als für den dauernden Bestand der Wissenschaft berechneten Auszug seiner frühern gröfsern Werke, theils als das bis zu jenem Augenblick gewonnene, für jetzt nicht weiter auszubildende, sondern in schlichter Nacktheit hinzustellende Ergebnifs seiner einsamen Meditationen über die übrigen, noch nicht in Schriftwerken bearbeiteten Theile der Philosophie. Denn für etwas mehr als einsame Meditationen, wird man wohl auch jene Vorstudien schwerlich ansehen wollen, die er bis dahin zum Behufe des philosophischen Gymnasialunterrichts unternommen hatte, welche sich, wie wir aus den jetzt im Druck zusammengestellten Heften der „philosophischen Propädeutik" ersehen, über den ganzen Umfang des in der Encyklopädie umfafsten Systems erstreckten. In den zwei spätern Ausgaben, die der Verf. selbst während seines Lebens besorgte, hat das Werk zwar eine Menge von Erweiterungen erfahren, so dafs es weit über das Doppelte seines ursprünglichen Inhalts angewachsen ist. Aber diese Erweiterungen, so reich an gründlich durchdachtem Inhalt und wichtig für das Verständnifs des Ganzen sie durchgehends der Kenner dieses Ganzen finden wird, betreffen doch zunächst allenthalben nur das Einzelne, welches bei der Ausarbeitung eben die Aufmerksamkeit des Verfs. beschäftigte oder in Anspruch nahm; sie sind nicht planmäfsig über das Ganze vertheilt, und noch weniger ist eine planmäfsige Umarbeitung dieses Ganzen erfolgt, welche dem Werke die seinem Inhalt entsprechende Form gegeben, und den tumultuarischen Charakter seiner ersten Abfassung völlig ausgetilgt hätte. Das Werk, auch wie es in der dritten Ausgabe vorliegt, ist alles andere eher, als ein mit schriftstellerischer Kunst abgefafstes Lehrbuch zur Einleitung oder zum

ersten Unterricht in der Philosophie; fast könnte man es in dieser seiner bisher letzten Gestalt ein Repertorium nennen, welchem der bis an den Schluſs seiner Laufbahn in unabläſsiger speculativer Arbeit begriffene Denker die Gedanken einzuverleiben, sich zur Pflicht gemacht hatte, die ihm bei jeder erneuerten Bearbeitung als wichtig und von Interesse für eine spätere, dereinst kunstmäſsig zu unternehmende Darstellung der Philosophie in ihrem ganzen Umfange erschienen waren.

In dieser Beschaffenheit des viel verbreiteten und mit Recht viel gesuchten Werkes, war für die Unternehmer der Gesammtausgabe von Hegel's Werken die Aufforderung gegeben, es nicht bei derjenigen Gestalt, welche das Werk zuletzt unter den Händen des Verfs. erhalten hatte, bewenden zu lassen. Nicht als ob sie sich zu Veränderungen gleicher Art hätten berechtigt halten können, wie der Verf. es an solchen, wäre es ihm noch vergönnt gewesen, auch diese vierte Ausgabe, gleich den früheren, selbst zu besorgen, wahrscheinlich nicht würde haben fehlen lassen. Daſs der von Hegel's eigener Hand ehemals für den Druck ausgearbeitete Text eben so unverkürzt als unverändert bleiben muſste, verstand sich hier, wie bei jedem ähnlichen Unternehmen, von selbst; nur von Zusätzen solcher Art, die aus authentischen Quellen, das heiſst aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfs. und vornehmlich aus dessen Vorlesungen zu entnehmen waren, konnte die Rede sein. Ref. ist der Meinung, daſs die meisten Leser es mit ihm und zwar in um so höherem Maaſse, je mehr sie selbst noch mit dem unmittelbaren Bedürfnisse des Unterrichts in der Philosophie zu dieser Lectüre kommen, den Herausgebern überhaupt und dem Herausgeber des vorliegenden Bandes insbesondere danken werden, den Ersteren, daſs sie eine solche Erweiterung des encyklopädischen Werkes beschlossen haben, dem Letzteren, daſs er sie mit so kluger und sicherer Hand ausgeführt hat. Bei einem planmäſsiger angelegten und kunstvoller ausgeführten Werke würden dergleichen Zusätze wenigstens nicht wie hier, als unmittelbar in den Text eingeschaltete, statthaft gewesen sein; darum können wir nicht umhin, es zu billigen, daſs man bei den zwei groſsen Hauptwerken Hegel's, der Phänomenologie und der Logik, so wie ohnehin bei sämmtlichen kleineren Abhandlungen, deren einige mit seltner Meisterschaft des Styls und der Darstellung abgefaſst sind, sich derselben enthalten hat. Auch in Bezug auf die Encyklopädie und auf die Rechtsphilosophie, würden wir den entgegengesetzten Beschluſs, welcher hinsichtlich dieser beiden Werke gefaſst worden ist, durch die Lehrbuchsform oder Paragraphenabtheilung derselben noch nicht hinlänglich gerechtfertigt finden, da wir auch bei Schriften solcher Art eine wahrhaft künstlerische Composition, welche durch dergleichen Einschaltungen nur gestört werden könnte, weder für unmöglich, noch für beispiellos halten. Aber was wir vorhin von der Encyklopädie sagten, dasselbe gilt, wenn auch in minderem Grade, von der Rechtsphilosophie. Beide Werke sind in Form und Darstellung keineswegs so vollendet, oder so fest in sich geschlossen, daſs von Erweiterungen solcher Art, wenn sie zweckmäſsig und einsichtsvoll abgefaſst sind, ein Nachtheil für sie zu befürchten wäre. Nicht zu bezweifeln waren dagegen die Vortheile, welche bei beiden Werken und bei der Encyklopädie insbesondere, diese Art der Bearbeitung, nicht für sie selbst allein, sondern für die Gesammtausgabe der Werke des Verfs. darbot.

Um diese Vortheile richtig zu würdigen, ist es nöthig, das Eigenthümliche der Stellung nicht zu übersehen, in welcher sich das Unternehmen jener Gesammtausgabe der Werke Hegel's zu dem Publicum befand. Weniger als fast jemals Andere, denen ein ähnliches Geschäft auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur übertragen war, waren die Herausgeber von Hegel's Werken in dem Falle, das von ihnen zu Liefernde als das Denkmal eines bereits der Geschichte angehörenden, in das Jenseits der Vergangenheit zurückgetretenen Geistes anzusehen. Wenn sonst bei dergleichen Sammlungen der Werke wissenschaftlicher Schriftsteller, namentlich verstorbener, die Absicht zu sein pflegt, eine Art von Abrechnung zu halten mit ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, und die Periode derselben, so zu sagen, für geschlossen zu erklären: so lag es in den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen Hegel philosophirt und gelehrt hatte, daſs keineswegs so schnell nach seinem Tode ein Abschluſs der Periode seines unmittelbaren, directen Wirkens zu erwarten war. Hier konnte und sollte die Gesammtausgabe nicht sowohl ein Denkmal für den Abgeschiedenen sein, als vielmehr eine neue Basis der Wirksamkeit des noch im Geiste Gegenwärtigen, ja des nun

erst in einem Umfange, wie es dem Lebenden nicht vergönnt war, als philosophischer Meister der Gegenwart, als Lehrer aller, für philosophische Belehrung Empfänglichen Auftretenden. Zum dritten Male seit Cartesius und Kant hatten die neuern Jahrhunderte in Hegel den Gründer einer philosophischen *Schule* gesehen, das heifst, in dem Sinne, wie wir hier dieses Wort nehmen und zu nehmen uns berechtigt wissen, eines eigenthümlichen und umfassenden philosophischen Bildungstypus, der als solcher, (was z. B. von Schellings Philosophie *nicht* gesagt werden kann, so sehr dieselbe in anderer Weise gewaltig anregend gewirkt und eine Masse von Geistern in ihrer Richtung mit sich fortgezogen hat) Studium und wissenschaftliche Arbeit für sich in Anspruch nahm, und auf die Gesammtheit alles Wissens umgestaltend einzuwirken versprach. Dieser Schule eine gründliche und möglichst umfassende Unterlage zu geben, dies mufste sich als die nächste und eigentliche Bestimmung jener unmittelbar nach seinem Abscheiden unternommenen Sammlung der Werke ihres Stifters darstellen. Darum konnte das Augenmerk dabei nicht blos auf kritisch genaue Ueberlieferung des von Hegel urkundlich niedergeschriebenen Buchstabens, sondern es mufste mindestens eben so sehr auf eine nicht blos treue, sondern zugleich vollständige und übersichtliche Fassung des zum Theil nur in mündlicher Rede ausgesprochenen Sinnes gerichtet sein. Daher die bedeutende Stelle, welche in dieser Sammlung die Vorlesungen einnehmen, deren Redaction uns allenthalben um so mehr als gelungen, um so mehr als dem Plan und der Absicht des Ganzen entsprechend erscheint, je weniger sie nur einfache Wiedergabe des dem Verf. nachgeschriebenen oder in seinem Nachlasse handschriftlich vorgefundenen Buchstabens, je mehr sie dagegen wirkliche Verarbeitung dieses Buchstabens, — versteht sich allenthalben in strengster Anschliefsung an den Sinn und die Meinung des Verfs., — zu einer zusammenhängenden, dem Charakter nicht blos des mündlichen Vortrags, sondern eines Schriftwerks entsprechenden Darstellung ist. Es lag aber in der Natur der Sache, dafs nicht alle Vorlesungen, die Hegel gehalten hat, sich zu einer Redaction dieser Art im Ganzen und Grofsen zu eignen schienen. Wo die Paragraphen der Encyklopädie, oder wo, wie bei der Rechtsphilosophie, ein eignes zu diesem Zweck abgefafstes Lehrbuch als der leitende Faden des Ganzen dienen konnte, da verstand es sich von selbst, dafs der mündliche Vortrag an sich schon mehr die Form einer Erläuterung des zum Grunde gelegten Textes hatte annehmen müssen; auch für die schriftliche Redaction war demnach diese Form die natürlichere, während die Verarbeitung des Ganzen zu einem selbstständigen Buch als ein unnöthiger Ueberflufs erschienen sein würde. So nun ist es geschehen, dafs man in Form selbstständiger Werke, nur diejenigen Vorlesungen hat erscheinen lassen, deren Inhalt in der Encyklopädie entweder gar nicht, oder in unverhältnifsmäfsiger Kürze berührt worden war, die Vorlesungen über Philosophie der Geschichte und über Geschichte der Philosophie, über Aesthetik und über Religionsphilosophie. Diejenigen Disciplinen, welche in der Encyklopädie als die eigentlichen Haupttheile des Systems behandelt sind, die Logik, die Philosophie der Natur, die philosophische Lehre vom subjectiven und vom objectiven Geiste, würden, was die aus den mündlichen Vorträgen auch für sie zu entnehmenden Erläuterungen anlangt, leer ausgegangen sein, wenn man in Bezug auf sie nicht den schon bezeichneten Weg eingeschlagen hätte, sie in der Form von Anmerkungen und Zusätzen zwischen die Paragraphen der Encyklopädie und der Rechtsphilosophie einzuschalten.

Die Erweiterung, welche durch diese Zusätze das encyklopädische Werk erhalten hat, machte eine Vertheilung in zwei Bände nothwendig, von denen wir hier den ersten vor uns haben; den zweiten haben wir, wie die Vorrede uns sagt, nicht von der Hand des gegenwärtigen Herausgebers, sondern von Hrn. Prof. Michelet's, zu erwarten. Prof. v. Henning ist, nach seiner eigenen Bemerkung in der Vorrede, bei Abfassung der erläuternden Zusätze zu Gegenwärtigem, in der freieren Weise verfahren, von der wir so eben andeuteten, dafs wir sie bei der Redaction der Vorlesungen für eben so berechtigt, als sachgemäfs erkennen. Wir finden keinen Grund, der uns abhalten könnte, dieses Zugeständnifs auf die vorliegende Arbeit auszudehnen, und wir halten dafür, dafs durch diese Zusätze der kurze Abrifs der Logik, welchen dieser erste Band der Logik enthält, an Brauchbarkeit namentlich für das Bedürfnifs der Anfänger im Studium dieser Wissenschaft wesentlich gewonnen hat. Zugleich aber tritt hier ein eigenthümlicher Umstand ein, welcher

bewirkt, dafs genau dieselben Vorzüge, welche dieser Arbeit ihre Angemessenheit für denjenigen Zweck, auf welchen sie zunächst berechnet sein mufste, sichern, ihr auch für einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt ein nicht unbedeutendes Interesse geben. Indem wir es versuchen, die Beschaffenheit dieses Interesse näher zu bezeichnen, so werden sich hieran am bequemsten einige weitere Bemerkungen üben den wissenschaftlichen Gesammtinhalt des vorliegenden Buches knüpfen lassen, welche uns bei dem Wiederauftreten eines so wichtigen in die wissenschaftliche Bildung unserer Zeit so tief eingreifenden Werkes an der Zeit zu sein scheinen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dafs der Auszug, welchen Hegel in diesem ersten Theile seines encyklopädischen Werkes aus seiner ausführlichern Darstellung der Logik gegeben hat, in wesentlichen Punkten eine andere Gestalt gewonnen haben würde, wenn er ihn statt unmittelbar nach Vollendung jenes gröfsern Werkes, erst zu einer Zeit entworfen hätte, wo ihm persönlich dieses Werk in eine gewisse Ferne getreten war, und wo er dagegen zwar nicht bei demjenigen Publicum, für das er diesen Auszug zunächst bestimmte, aber doch bei dem wissenschaftlichen Publicum überhaupt, schon auf einige Bekanntschaft mit seinem Inhalte, auf ein gewisses Eingedrungensein seiner Idee in die allgemeine wissenschaftliche Bildung des Zeitalters rechnen konnte. Es liefsen sich manche Beispiele anführen, um das Verhältnifs zu erläutern, in welches, wie wir als wahrscheinlich annehmen, dann die kürzere Darstellung zu der gröfsern getreten sein würde; wir nennen hier nur eins, nämlich Kants „Prolegomena zur künftigen Metaphysik" in ihrem Verhältnisse zur „Kritik der reinen Vernunft." Denn wenn auch zwischen diesen zwei Schriften nur ein kurzer Zeitraum in der Mitte liegt, und die Kritik der reinen Vernunft erst geraume Zeit nach Erscheinung der Prolegomena den allgemeinen Eingang im wissenschaftlichen Publicum gewonnen hat, so erhalten doch die Prolegomena in der That nicht einen so unmittelbaren Auszug aus der Vernunftkritik, wie Hegels Encyklopädie aus seiner Logik, sondern einen durch die Reflexion auf die Gesammtgestalt des gröfsern Werkes, auf seine leitenden Principien und seine grofsen Hauptergebnisse vermittelten. Solche Reflexion, die bei Kant sich schon aus der Beschaffenheit seines gröfsern Werkes sehr bald nach Vollendung desselben von selbst ergab, würde bei Hegel, dessen Logik zunächst nach ihrer Vollendung den Blick ihres Verfs. vielmehr über ihr unmittelbares Gebiet hinaus in das der Realphilosophie treiben mufste, wo die Kategorien der Logik ihre concrete Bethätigung erhalten sollten, wahrscheinlich durch ein späteres Zurückkommen auf dieses Werk angeregt worden sein. Sie ist auch wirklich in dieser Weise später bei ihm angeregt worden; dies beweisen uns ausführlichere Einleitungen zur Logik, die in den spätern Auflagen sind. Allein da der Auszug selbst bereits fertig vorlag, so ist das Ergebnifs dieser Reflexion dort nicht, oder nicht in dem Grade, wie es ohne Zweifel geschehen wäre, wenn der Text der Encyklopädie erst damals wäre ausgearbeitet worden, in die Darstellung des Ganzen eingedrungen. Was nun hiernach dieser von Hegel selbst für den Druck ausgearbeiteten, encyklopädischen Darstellung der Logik nothwendig abgehen mufste, was auch in der jüngsten Gestalt, in welcher sie der Verf. uns überliefert hat, derselben wirklich abgeht: das ersetzen uns jetzt in einem Grade, der bei der vorhandenen Sachlage wenig zu wünschen übrig läfst, die erläuternden Zusätze, welche der Herausgeber aus den Vorlesungen des Verewigten, und zwar, seiner Aussage zufolge, theils aus nachgeschriebenen Heften, theils aus freier Erinnerung zusammengestellt hat. Im mündlichen Vortrage über diese Wissenschaft nicht minder, wie über alle übrigen philosophischen Disciplinen hat sich Hegel stets frei reproducirend verhalten, niemals das früher Ausgearbeitete nur mechanisch wiedergebend. Es konnte daher nicht fehlen, dafs der mündliche Vortrag der Logik, je öfter er denselben zu wiederholen Gelegenheit hatte, um so inniger sich mit jener freien Reflexion über das Ganze der Wissenschaft durchdringen mufste, von welcher wir den gedruckten Text der Encyklopädie noch nicht hinlänglich durchdrungen finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse.

(Fortsetzung.)

Der Herausgeber seinerseits ist vollkommen in diesen Geist einer freien Reflexion eingegangen; er hat eben in ihm, nach unserm Dafürhalten mit Recht, die Befugniſs sowohl, als auch die Aufforderung zu dem von ihm eingeschlagenen Verfahren gefunden. Daſs er dabei sowohl den Sinn des Verfs. im Allgemeinen, als auch die in den mündlichen Vorträgen wirklich ausgesprochenen Gedanken im Einzelnen so treu wiedergegeben hat, als es die Bestimmung dieser Arbeit erforderte: darüber gestattet weder das Verhältniſs, in welchem, wie man weiſs, der Herausgeber als Freund und Zuhörer zu dem Verewigten stand, noch auch die innere Beschaffenheit des von ihm Gegebenen, einen Zweifel.

Sollen wir nun aber näher angeben, was durch diese freiere Reflexion über das Ganze für die Darstellung gewonnen ist, so finden wir uns, diesen Gewinn nicht ausschlieſslich in die, allerdings *auch* dadurch in höherem Maaſse, als bisher der Fall war, erreichte Popularität und Deutlichkeit zu setzen, durch folgenden Umstand veranlaſst. Mehr als andere Werke des groſsen Denkers, z. B. als die Phänomenologie des Geistes, von welcher vielleicht eher das gerade Entgegengesetzte gelten dürfte, scheint uns die „Logik" ein Werk zu sein, dessen Wichtigkeit und Bedeutung auf dem Grundgedanken des Ganzen und auf der organischen Gestaltung und Gliederung der Theile im Groſsen vielmehr, als auf der Ausführung und Darstellung des Einzelnen beruht. Der Verf. selbst hat, zunächst in Bezug auf die *Methode* dieser Wissenschaft, in der Einleitung zu dem gröſseren Werke das Bewuſstsein ausgesprochen, daſs diese noch vieler Vervollkommnung, vieler Durchbildung im Einzelnen empfänglich, aber zugleich die Gewiſsheit, daſs sie an sich selbst oder ihrem *Begriffe* nach die einzig wahrhafte ist. Was dort von der Methode gesagt ist, das gilt, bei der unzertrennlichen Einheit der Methode mit dem Inhalte, — einer Einheit, welche bekanntlich den Grundgedanken des gesammten Hegel'schen Philosophirens ausmacht, — nothwendig auch von dem Inhalte als solchem: die Wahrheit, oder wenn nicht die Wahrheit im strengsten Sinne, so jedenfalls die Bedeutung, die Berechtigung des Ganzen ist fester gestellt, als die Vollkommenheit, die Unfehlbarkeit des Besonderen und Einzelnen. — Wir haben, indem wir dies aussprechen, nicht übersehen, daſs Hegels Logik freilich nicht nach dem Maaſsstabe solcher Werke beurtheilt werden kann, bei welchen zwischen der Idee des Ganzen und der Ausführung des Einzelnen ein Verhältniſs der Aeuſserlichkeit besteht, ein Verhältniſs etwa, wie von Zweck und Mittel, oder wie von Grund und Folge, wo man ohne Widerspruch das eine gutheiſsen, das andere verwerfen kann. Bei einer organischen Verknüpfung der Theile mit dem Ganzen, des Besonderen mit dem Allgemeinen, wie solche in Hegel's groſser Schöpfung stattfindet, hat eine Unterscheidung dieser Art mehr Schwierigkeit; indessen auch bei Werken der Kunst ist jene Verknüpfung, oder soll sie sein, eine organische, und doch tragen wir in unzähligen Fällen dort kein Bedenken, dem Ganzen eines Werkes, oder seiner Grundidee einen Beifall zu ertheilen, den wir seiner Ausführung im Einzelnen ganz oder theilweise versagen. Man könnte, in Bezug auf Hegels wissenschaftliche Werke, vielleicht näher noch daran erinnern wollen, daſs, dem Geist ihrer Methode zufolge, streng genommen, von ihnen gesagt werden müſste, daſs der Act ihres Hervorbringens den ungekehrten Weg, wie bei Werken der Kunst, gegangen ist, von dem Besonderen

und Einzelnen zu dem Ganzen und Allgemeinen aufwärts. Es ist nämlich nicht zu verkennen, dafs die Dialektik, welche daselbst das Princip des Fortschritts ausmacht, sich allenthalben zunächst an den einzelnen Begriffsbestimmungen hervorthut und, allmählig aufsteigend, aus ihnen die Idee des Ganzen entstehen läfst. Allein dieser Einwurf verliert sein Gewicht, wenn man bedenkt, dafs die hier bezeichnete Weise des Fortschritts zwar objectiv der Begriff des Processes ist, in welchem die Methode das Höhere aus dem Niederen, das Ganze aus den Theilen, das Allgemeine aus dem Besonderen entstehen läfst, dafs aber von diesem objectiven Processe die subjective Genesis der Wissenschaft im Geiste ihres Entdeckers nicht minder, wie in den Geistern derer, die sie lernen oder lehren wollen, zu unterscheiden ist. Diese Genesis wird, je mehr auch das wissenschaftliche Werk von der Natur des Organischen ist, um so mehr eine Analogie mit der Entstehung künstlerischer Werke zeigen, um so mehr also, — denn dieser nur ist der natürliche, der allein dem Begriff des künstlerischen, des geistigen Schaffens überhaupt entsprechende, — den Weg vom Ganzen zum Einzelnen, von der Idee zur Ausführung gehen, wenn auch die Ausführung dann ihrerseits, was in gewissem Sinne ja auch von poetischen, von Kunstwerken gilt, sich als eine zweite Schöpfung der Idee erweist, indem sie die Idee auf freie, oder, was gleichviel ist, auf methodische Weise aus dem Einzelnen hervorgehen läfst. Dafs dieser allgemeine Hergang des geistigen Schöpfungsprocesses, dessen Voraussetzung allein das Ganze wissenschaftlicher Werke vor den Einwürfen sicher stellen kann, welche aus dem etwanigen Mislingen einzelner Theile sonst unausbleiblich folgen würden, in der Hauptsache auch bei Hegel's Werken statt gefunden hat, dies läfst sich nicht blos aus der vorhin angeführten Aeufserung, sondern bestimmter noch daraus erweisen, dafs ein beträchtlicher Theil von Hegels System von dem Verf. als Abrifs oder Skizze verzeichnet war, ehe er an die eigentliche wissenschaftliche Ausführung auch nur denken konnte; was offenbar nicht hätte geschehen können, wenn subjectiv eben so, wie objectiv, das Ganze immer nur aus der Dialektik des Einzelnen bei ihm hervorgegangen wäre. — In der Logik war dies zwar nicht der Fall; hier ist die Darstellung den umgekehrten Weg gegangen; das gröfsere Werk, dessen einzelne Bände, wie man weifs, in ziemlich langen Pausen auf einander folgten, läfst sich an seinem Beginn auf keine Uebersicht des Ganzen ein, und erst nach seinem Abschlufs erschien der encyklopädische Auszug, der aber, wie vorhin bemerkt, auch seinerseits mehr mit dem Einzelnen, als mit einer freien Reflexion über das Ganze der Wissenschaft beschäftigt bleibt. Um so mehr wird es gerade hier von Interesse sein, durch eine spätere, nachfolgende Reflexion jene Beschäftigung mit den Haupt- und Grundideen des Ganzen, die auch hier unstreitig in dem Geiste des Urhebers der Ausarbeitung des Einzelnen vorangegangen ist, nachgeholt zu sehen. Die Reproduction im freien Vortrage hat bei Hegels Logik gethan, wozu die schriftliche Ausarbeitung über der Sorgfalt, die sie auf die Ausführung des Einzelnen zu wenden hatte, nicht gekommen ist: sie hat, die strenge Dialektik, welche dort das Einzelne an das Einzelne knüpft, freilich einigermafsen auflokkernd, um so deutlicher das organische Band hervorscheinen lassen, wodurch das Einzelne mit dem Ganzen verbunden wird. Es läfst sich nicht läugnen, dafs dies Band in gewissem Sinne ein subjectives ist, eine Thätigkeit subjectiver Reflexion vielmehr, als streng objectiven, methodischen Gedankenfortschritts; insofern nämlich die Genesis des Einzelnen aus dem Ganzen, wie vorhin bemerkt, der Weg des freien Geistes in seiner Gedankenschöpfung, die Genesis des Ganzen aus dem Einzelnen durch Vermittlung des Einzelnen in sich selbst dagegen der Weg der Sache selbst in ihrer immanenten dialektischen Bewegung ist. Allein durch diese Betrachtung würde die Bedeutsamkeit, welche wir auch im Interesse der Wissenschaft als solcher, nicht blos in dem ihrer populären Gestaltung, einer solchen freieren Darstellung zuschreiben müssen, nur dann geschmälert werden, wenn wir uns versichert halten dürften, dafs dasjenige, was uns in der früheren Darstellung für den objectiven Gang der Sache gegeben wird, auch wirklich allenthalben mit diesem objectiven Gange zusammenfällt. Da nun aber für die Unvollkommenheit dieser Darstellung in ihren Einzelheiten das eigene Eingeständnifs ihres Urhebers zeugt: so können wir nicht anders, als es sowohl ihm selbst, als auch dem Herausgeber des Gegenwärtigen Dank wissen, dafs Beide uns, der Erstere in seinen mündlichen Vorträgen, der Letztere in den Auszügen, die

er aus ihnen gefertigt hat, ein Mittel in die Hand gegeben haben, für den objectiven Gang der Begriffsentwickelung in dem subjectiven der Reflexion über die Resultate jenes objectiven, einerseits die Bestätigung, anderseits vielleicht hin und wieder die Berichtigung zu finden.

In diesem Sinne wird man uns verstehen, wenn wir behaupten, dafs die hier bezeichnete Behandlungsart der Logik ein besonderes Interesse für diejenigen hat, welche von dem Standpuncte Hegel's aus eine *stetige* Fortbildung der Philosophie überhaupt, und der Logik insbesondere, für möglich und für gefordert halten. Verschiedene Anhänger des grofsen Denkers haben behaupten wollen, dafs solcher Fortschritt, für jetzt wenigstens, nur in einer methodischen Fortbildung des Einzelnen innerhalb der von Hegel für das Ganze der philosophischen Speculation und für jede einzelne Disciplin gezogenen Gränzen werde bestehen können. Wir läugnen nicht, dafs wir uns mit dieser Ansicht nicht zu befreunden vermögen, weil sie uns die Natur der philosophischen Gedankenerzeugung zu verkennen scheint. Auch sie zwar beruht, wie man sieht, auf derselben Voraussetzung, die wir im Obigen zu begründen suchten, nämlich auf der Annahme einer Priorität des subjectiven Processes der Entstehung des Einzelnen aus dem Ganzen vor dem objectiven der Entstehung des Ganzen aus dem Einzelnen. Denn gäbe sie solche Priorität nicht zu: wie könnte sie dann jene Gränzen selbst, und mit ihnen gewisse Haupt- und Grundergebnisse der philosophischen Speculation für jetzt, oder für alle Zeiten festgestellt glauben, da doch der Begriff der Methode, welcher selbst zu ihnen gehört, wesentlich dieses mit sich bringt, dafs diese Haupt- und Grundergebnisse, objectiv betrachtet, ihre Wahrheit nur als Resultat des dialektischen Processes haben, der als solcher seinen Verlauf in dem Einzelnen hat? Allein so gewifs, wie zwischen diesen beiden Processen, oder zwischen diesen beiden Seiten des Einen Processes der philosophischen Gedankenerzeugung, der subjectiven und der objectiven, ein Unterschied ist, so gewifs findet auch zwischen beiden eine Wechselwirkung und ein gegenseitiges sich Bedingen statt. Wie ohne zuvorgefafste allgemeine Gesichtspuncte, und umfassende, sich über das Ganze erstreckende Ideen und leitende Principien, ohne eine, aus diesen Ideen und Principien sich vorläufig ergebende Gliederung und Abgränzung des Ganzen kein einigermafsen sicherer Fortschritt, ja nicht einmal ein Anfang der Dialektik des Einzelnen möglich wäre: so bleibt, streng genommen, die Gewifsheit jenes Allgemeinern so lange eine subjective und also, mehr oder weniger, eine problematische, bis sie in einer vollständigen, durchaus lückenlosen, dialektischen Ausführung des Einzelnen sich bewährt und bekräftigt hat. Es ist daher eine unstatthafte, dem eigenen Begriff der Methode, deren Entdeckung das unsterbliche Verdienst des grofsen Denkers bleibt, widersprechende Forderung, wenn man uns, irgend Etwas in dem System, was seine Wahrheit als Resultat einer vorangehenden dialektischen Vermittelung hat, als schlechthin feststehend, keiner weitern Modification empfänglich hinzunehmen, eher zumuthen will, bevor nicht diese Dialektik vollständig ausgeführt und über jede Möglichkeit einer Nachhülfe und Verbesserung auch im Einzelsten hinweggehoben ist. Hieraus aber folgt, dafs umgekehrt jedes dialektische Fortarbeiten im Einzelnen von jener freien Reflexion auf das Ganze wird begleitet sein müssen, die, wenn auch an einem bereits vorausgenommenen Resultat fürerst festhaltend, doch die Arbeit selbst von der Gebundenheit an dieses Resultat befreit, indem sie das Bewufstsein eines gegenseitigen Bedingtseins der Dialektik des Einzelnen durch ihr Gesammtergebnifs, und des Gesammtergebnisses durch die Dialektik des Einzelnen eröffnet. — Eine solche nun, meinen wir, wird jene Reflexion gewesen sein, durch welche Hegel in seinen mündlichen Vorträgen die starren Paragraphen seiner Encyklopädie in Flufs zu bringen, und mit dem Einzelnen zugleich das Ganze neu aus dem Geiste schaffend hervorzubringen liebte. Sie, diese Reflexion, ist in Wahrheit schon der Anfang einer Fortbildung des Hegelschen Systems, wie im Einzelnen, so nicht minder im Grofsen und Ganzen über die Gestalt hinaus, in welcher es die „Encyklopädie" verzeichnet hat; und wenn sie bei Hegel selbst gewisse Gränzen nicht überschritten hat, so folgt, da diese Gränzen der Natur der Sache nach, nothwendig nach einer Seite hin subjectiver und persönlicher Art sind, daraus noch keineswegs die *absolute* Giltigkeit derselben auch für jeden andern Weiterforschenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Sammlung mathematischer Tafeln. Als neue und völlig umgearbeitete Auflage von Georgs Freiherrn von Vega Gröſsern Logarithmisch-Trigonometrischen Tafeln. Herausgegeben von Dr. J. A. Hülsse. Stereotyp-Ausgabe. Erster Abdruck. Leipzig*, 1840. *Weidmann'sche Buchhandlung.

Ein Werk, wie das vorliegende, welches dem Rechner Hülfsmittel darbieten soll, durch welche er seine Rechnung theils kürzer, theils genauer durchzuführen in den Stand gesetzt wird, darf unserer Meinung nach weniger in Bezug auf seinen Inhalt, als auf die Form der Anordnung betrachtet werden. Die letztere scheint uns aber, was namentlich die am häufigsten in Anwendung kommenden Logarithmen-Tafeln betrifft, noch nicht ganz vollkommen zu sein und aus diesem Grunde werden wir bei der folgenden kurzen Betrachtung des Werkes uns hauptsächlich an diesen Theil halten. Am zweckmäſsigsten dürfte es sein, die vorliegenden Tafeln mit denen von *Callet* zu vergleichen, welche häufig angewandt werden, und beider Vor- und Nachtheile gegen einander abzuwägen.

In der Tafel I., welche die Briggischen Logarithmen der Zahlen enthält, würden wir es zweckmäſsiger finden, wenn in den vorliegenden *dis* Stellen, wo zu den vier letzten Ziffern der Mantisse die drei ersten der folgenden Abtheilung genommen werden müssen, abgesetzt gedruckt worden wären, wie dies bei *Callet* der Fall ist. Vielfache Erfahrung hat uns gelehrt, daſs ein solcher Absatz weit sicherer vor Rechnungsfehlern bewahrt, als das hier angebrachte Sternchen. Dagegen scheint in den vorliegenden Tafeln ein Fehler vermieden zu sein, welcher durch Unachtsamkeit in *Callet* häufig vorkommt und der darin besteht, daſs man das erforderliche Täfelchen der P. P. nicht auf den aufgeschlagenen Seiten findet. Dieser Fehler ist zwar nicht bedeutend, aber doch störend, wenn man genau interpoliren will. Die achtziffrigen Logarithmen der Zahlen von 10000000 bis 10799999 finden sich in beiden am Ende der Tafel; in vielen Fällen würde man sie lieber im Anfang finden, wo sie die Stelle der entsprechenden siebenziffrigen Logarithmen einnehmen könnten.

In der Tafel II., welche die Logarithmen der trigonometrischen Linien enthält, hat Ref. den ersten Abschnitt, in welchem innerhalb der ersten Minute das Argument um 0″,1 anwächst, häufig beim Gebrauch der Calletschen Tafeln vermiſst. Der nächstfolgende Abschnitt, in welchem die Logarithmen von Sinus und Tangente, von Secunde zu Secunde berechnet vorkommen, hätte wie bei *Callet* füglich bis 5° fortgeführt werden können, wo erst die Differenzen klein genug werden, um bequem zu interpoliren. Neben dem Logarithmen jedes Sinus stehen hier blos die entsprechenden 4 letzten Ziffern vom Logarithmen der Tangente desselben Winkels. Vielleicht ist dies nur zur Ersparung des Raumes geschehen; es erwächst jedoch hieraus ein Vortheil für den Rechner, den die Tafeln von *Callet* gar nicht oder nur unbequem darbieten. Indem man nämlich den zweiten Logarithmus vom ersten subtrahirt, erhält man den Logarithmen des Cosinus, den man häufig gleichzeitig mit dem von Sinus und Tangente braucht. Was den nun folgenden Abschnitt für die gröſsern Winkel betrifft, so müssen wir entschieden *Callet* den Vorzug einräumen, indem bei diesem das Argument durchgehends von 10″ zu 10″ fortschreitet, was hier nur bis 6° exclusive der Fall und ferner die ganze diesem Intervall entsprechende Differenz aufgeführt ist. Durch erstere Einrichtung werden die Tafeln freilich umfangreicher, allein der praktische Rechner gewinnt dadurch an Zeit, deren er doch in bedeutendem Maſse bedarf. Um jedoch den ganzen Umfang solcher Tafeln wieder zu vermindern, könnte dafür aller Text fortbleiben, dessen der praktischgeübte Rechner doch nicht bedarf. Es wäre zu wünschen, daſs einmal derartige 7 und 6 ziffrige Tafeln erschienen, welche letztern auch häufig gebraucht werden.

Die nun folgenden Tafeln kommen seltener in Anwendung, als die beiden bisher betrachteten. Wie sämmtliche im Werke enthaltenen Tafeln schon durch die Bemühungen des neuen Herausgebers um die Verbesserung der früher vorgekommenen Fehler bedeutend gewonnen haben, so gilt dies ins Besondere von den Tafeln X. und XI., welche der Erfahrung entnommen sind und daher mit der Zeit andere Werthe enthalten müssen.

Die Tafel XII., welche die Gaufsischen Logarithmen enthält, wird denen willkommen sein, welche die von *Köhler* herausgegebenen Tafeln *Lalande's* nicht besitzen, denen jene Logarithmen auch einverleibt sind. Die hinzugefügten Erweiterungen werden die Auflösung numerischer quadratischer Gleichungen bedeutend erleichtern.

Die Interpolationstafel scheint Ref. nicht so praktisch eingerichtet, als es sein könnte. Bei der Anwendung ist es nämlich zweckmäſsig, allmählig die einzelnen Differenzen durch die nächst höhere zu corrigiren. Demnach müſsten für die einzelnen Werthe von x die entsprechenden Werthe von $\frac{x-1}{2}$, $\frac{x-2}{3}$, $\frac{x-3}{4}$ u. s. w. aufgeführt werden. In der Praxis wendet man übrigens zweckmäſsiger diejenigen Interpolationsformeln an, bei denen man die höhern Differenzen ober- und unterhalb einer an der betreffenden Stelle gezogenen Horizontallinie nimmt. In diesem Falle werden die Coëfficienten, mit denen die Differenzen respective multiplicirt werden müssen, um jede einzelne durch die höhere zu verbessern x, $\frac{x-1}{2}$, $\frac{x+1}{3}$, $\frac{x-2}{4}$ u. s. w. und diese Werthe müſsten in einer solchen Interpolationstafel aufgeführt werden.

Haben wir in dem Bisherigen auch einzelnes an dem Werke ausgestellt, so bleibt doch so vieles Vortreffliche darin übrig, daſs dasselbe gewiſs in den Besitz vieler Rechner gelangen und diese zum Dank gegen den Herausgeber verpflichten wird. Wenn es übrigens schon herkömmlich ist, bei einem Bericht über ein Werk auch der Ausstattung zu erwähnen, so scheint dies bei dem vorliegenden selbst Pflicht zu sein, indem die Verlagshandlung bei einem mäſsigen Preise für eine vortreffliche Ausstattung gesorgt hat.

Wolfers.

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse.

(Fortsetzung.)

Bis zum gegenwärtigen Punct glaubt Ref. sich für seine Bemerkungen der Beistimmung aller besonnenen und selbstdenkenden Anhänger des grofsen Denkers versichert halten zu dürfen. Mehr Widerspruch mufs er zu finden erwarten, wenn er jetzt zu der Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf die Frage fortgeht, welche bei Betrachtung auch dieser erneuten Gestalt, in welcher das vorliegende Werk uns die „Wissenschaft der Logik" darbietet, sich in Folge jener Bemerkungen ohne Zweifel vor allen andern aufdrängt. Wir meinen diese: ob zu demjenigen, was beim stetigen Fortarbeiten von dem durch Hegel gewonnenen Standpuncte aus und mittelst der von ihm entdeckten Methode fürerst als annoch problematisch *bleibend*, zu betrachten ist, auch die Grundidee dieser Wissenschaft zu rechnen sei, die Ineinsbildung des logischen Inhalts mit dem metaphysischen? — Aus dem Bishergesagten scheint die Nothwendigkeit, diese Ineinsbildung zu dem annoch Problematischen zu rechnen, allerdings zu folgen. Denn wenn das einzig sichere Kriterium des objectiv Feststehenden, für alle Zeiten Unantastbaren nach Hegel nur dieses ist: die vollständige, lückenlose und zum höchsten Grade der Evidenz und wissenschaftlichen Vollkommenheit gebrachte Ausführung aller dialektischen Zwischenglieder, durch welche in dem System ein Begriff vermittelt wird: so wäre offenbar Dem, der etwa die Vereinigung der Logik und Metaphysik zu Einer Wissenschaft als etwas über alle Möglichkeit eines wissenschaftlichen Zweifels Hinausgehobenes betrachten wollte, die Frage vorzulegen, ob er meint, dafs bei dem Begriffe dieser Ineinsbildung, oder vielmehr bei dem Begriffe, welcher diese Ineinsbildung zu seiner *unmittelbaren* Folge hat, solches Kriterium wirklich zutreffe? Wir glauben, dafs nur Wenige die Kühnheit haben werden, diese Frage schlechthin zu bejahen; es müfste denn sein, dafs sie, was allerdings vielleicht Einige thun werden, von dem Begriffe, der hier in Rede steht, behaupten wollten, dafs *er* überhaupt keiner dialektischen Vermittlung bedürfe, dafs er das schlechthin Erste sei, das durch sich selbst Klare und Gewisse, von dem alle dialektische Vermittlung anhebt, über das mithin jeder, der sich überhaupt auf eine wissenschaftliche Dialektik in Hegel's Sinne einlassen will, zuvörderst aufs Reine gekommen sein mufs. Diesem würden wir wohl nicht mit Unrecht den eigenen Ausspruch Hegel's entgegenhalten dürfen, dafs es in der Wissenschaft gar nichts Unmittelbares gibt, dafs hier vielmehr Alles, wenn auch nicht Alles in derselben Weise, vermittelt ist, und sich einander gegenseitig vermittelt. Am wenigsten, — so könnten wir dann etwa noch hinzusetzen, — am wenigsten kann es Hegel's Absicht gewesen sein, den Grundgedanken seiner Logik, die Identität, die absolute Einheit des Idealen und des Realen, des Denkens und des Seins (dies nämlich ist der Gedanke, aus welchem die Nothwendigkeit, das Denken und das Sein in *Einer* Wissenschaft zu behandeln, unmittelbar zu folgen scheint) statt ihn *durch* seine Logik zu erweisen, der Logik, als ein unmittelbar Gewisses, vorauszusetzen. Denn eben darein hat ja von jeher Er selbst den wesentlichen Unterschied seines Systems von dem Identitätsysteme Schellings gesetzt wissen wollen, dafs die Idee jener Einheit, allerdings auch nach ihm in gewissem Sinne die höchste und letzte, das oberste Princip aller Speculation, durch seine Philosophie *erwiesen* werde, während Schelling sie als ein unmittelbar Gewisses in angeblich intellectueller Anschauung Erfafstes unerwiesen hingestellt hatte. Höchstens würde, wer sich

von Hegel's Sinn nicht entfernen will, demjenigen, der Bedenken trägt, jene Idee als eine erst innerhalb der Logik entstehende, als ein *Ergebnifs* der Logik anzuerkennen, und es sich nicht nehmen lassen will, dafs dieselbe bereits in dem *Anfange* der Logik enthalten sei, dies zugeben können, dafs der Erweis derselben nicht *in* der Logik, sondern *vor* dieser Wissenschaft, etwa in der Phänomenologie des Geistes zu suchen sei. Damit aber wird gegen unsern obigen Satz offenbar nichts gewonnen. Denn wenn von der Logik zugestanden wird, dafs dieselbe ihrem besondern Inhalte nach noch nicht als dialektisch in sich vollendet zu betrachten ist, so ist ein Gleiches von der Phänomenologie des Geistes um so viel mehr zuzugeben als durch die spätere Anordnung des Systemes sogar die Bestimmung dieser Disciplin, in der Weise, die hier noch vorausgesetzt wird, der Logik als wissenschaftliche Einleitung zu dienen, zweifelhaft geworden ist. Das Resultat scheint zu sein, dafs die Idee, auf welcher die Einheit der Logik mit der Metaphysik beruht, sei es nun, dafs man dieselbe als das *Ergebnifs*, oder dafs man sie als die *Voraussetzung* der Logik betrachten will, jedenfalls eine, gleich allen andern philosophischen Begriffsbestimmungen auf wissenschaftlichem Wege zu erweisende ist, und nicht eher als über allen wissenschaftlichen Zweifel hinausgehoben betrachtet werden kann, als bis die Betrachtung, welche diesen Beweis enthält, vollkommen abgeschlossen und bis in alle Einzelheiten vollendet ist.

So das Raisonnement, mit welchem wir, an unsern obigen Prämissen festhaltend, die Freiheit der weiteren Forschung auch in Bezug auf diesen Hauptpunct, der für die Wissenschaft der Logik eine Präliminärfrage ist, wenigstens gegen einen ersten Angriff von Seiten der strengeren Anhänger Hegel's vertheidigen könnten. Ref. ist jedoch weit entfernt, hiermit jene Frage schon genügend beantwortet zu glauben. Um eine gründlichere Antwort möglich zu machen, ist es nöthig, die Frage selbst anders zu stellen, oder vielmehr nur, uns der Stellung zu erinnern, die uns bereits im Obigen für sie gegeben ward. Es handelt sich uns nämlich hier nicht eigentlich um den *absoluten* wissenschaftlichen Beweis der Ideen und Begriffe, auf denen die Ineinsbildung der Logik und der Metaphysik beruht; — von diesem mag man, so glauben wir auch im Sinne jener strengeren Anhänger sagen zu dürfen, immerhin zugeben, dafs er, wie jeder andere ähnliche Beweis, nur unter Voraussetzung einer vollständigen und allseitigen Vollendung des Systems in allen seinen Gliedern, wie solche vielleicht noch in weiter Ferne liegt, möglich ist. Es handelt sich vielmehr darum, ob solche Ineinsbildung als eine nothwendige Voraussetzung, als eine ein für allemal nicht zu überschreitende Schranke der Forschung für denjenigen zu gelten hat, welcher in dem *Princip* des Philosophirens, das heifst in dem Begriff der speculativen *Methode*, mit Hegel übereinstimmt, und auf dem von Hegel gebahnten Wege, also *durch* seine Methode, die Philosophie weiter zu bilden, unternimmt. Eine bejahende Antwort auf *diese* Frage würde um so weniger befremden können, je unzweifelhafter eben dieses, die Annahme des Princips, das Eingehen in die wissenschaftliche Methode, an sich selbst Act einer Ueberzeugung ist, die auf anderem Wege, als mittelst jenes strengen objectiven Beweises, der allenthalben erst durch die Methode geführt werden soll, gewonnen sein mufs. Wie aber ist solche Annahme, solches Eingehen denkbar, wenn man nicht zugleich mit der Methode gewisse Voraussetzungen von objectivem Gehalt annehmen und in sie eingehen will, solche, von denen sich nachweisen läfst, dafs ohne sie die „Methode" keinen Sinn noch Bedeutung haben könnte? Dahin nämlich müssen doch wohl Alle, denen von Hegel's Methode auch nur eine oberflächliche Kunde zugekommen ist, einverstanden sein, dafs dieselbe nicht als ein blofses Werkzeug in der Hand des Philosophirenden zu denken ist; dafs sie gegen ihren Inhalt sich nicht äufserlich und gleichgiltig verhält, sondern ihre Wahrheit wesentlich von der Natur und dem Begriffe ihres Inhalts hat. Jene Voraussetzungen also, wenn sie auch erst *durch* die Methode wissenschaftlich erwiesen werden können, wie ja auch die Methode nur durch sich selbst, durch ihre Ausführung und Bethätigung im objectiven Erkennen, wissenschaftlich erwiesen wird, werden jedenfalls, zugleich mit der Methode selbst, auf demselben Wege, sei es der unmittelbaren Gewifsheit des Denkens, oder, was wohl das Richtigere sein möchte, der geschichtlichen Vermittelung, entweder angenommen, oder verworfen werden müssen. Wie nun, wenn unter diesen Voraussetzungen, bei genauer Analyse derselben, auch ein Begriff, eine Idee angetroffen würde, aus welcher sich die Nothwendig-

keit einer Vereinigung der logischen und der metaphysischen Forschung zu Einer Wissenschaft mit unmittelbarer Evidenz ergiebt? Was für eine Ausrede könnte es denn noch geben gegen die Folgerung, dafs nur innerhalb der Gränzen dieser Einheit, oder auf dem Grunde ihrer Voraussetzung, ein philosophisches Forschen in Hegel's Sinne möglich sei, und welch eine Vertheidigung gegen den Vorwurf des Dualismus, oder des Abfalls von dem durch Hegel für die philosophische Speculation gewonnenen Princip für diejenigen, welche nichts destoweniger eine Wiederabtrennung beider Wissenschaften für möglich halten?

Der Fall, den wir hier als einen möglichen setzen, scheint in Bezug auf die Idee, mit welcher man, und gewifs nicht ohne Grund, den Begriff der mit der Metaphysik vereinigten Wissenschaft der Logik gewöhnlich in Verbindung zu denken pflegt, in der That einzutreten. Er scheint, wenn man auch von Allem absehen wollte, was sich bei Hegel aus der näheren Art und Weise ihrer Anwendung als Prädicat der Methode ergeben hat, schon deshalb eintreten zu müssen, weil die Methode, wie so eben bemerkt, eine Bewegung ist, die nicht blos an der subjectiven Natur des Denkens haftet, sondern den Inhalt, den Gegenstand des Denkens eben so sehr, wie das Denken selbst, angeht. Wenn nämlich zugestandener Maafsen die Logik Wissenschaft des Denkens, das Denken aber in seiner Wahrheit, d. h. in der Gestalt seiner vollständigen *Ausbildung* und Entwickelung, nothwendig speculatives, methodisches Denken ist: so erhellt, dafs die Logik, als Wissenschaft von der *Methode* des Denkens, nothwendig zugleich Wissen von dem Inhalte, von dem Gegenstand des Denkens sein mufs, insofern nämlich, als durch diesen Inhalt die Methode das ist, was sie ist, oder als sie die Bewegung dieses Inhalts, dieses Gegenstandes ist. Die Einheit, die absolute Identität des Denkens und des Seins ist aus dem Identitätsysteme zwar nicht als feststehende, ein für allemal fertige *Voraussetzung* in die Philosophie Hegels übergegangen, auch nicht als Gegenstand einer „Anschauung", wenn auch immerhin einer „intellectuellen"; wohl aber ist sie darein übergegangen als der eigene, inwohnende Begriff des Denkens selbst, welcher *Denken*, spekulatives, methodisches Denken nur dadurch ist, dafs er das Sein nicht aufser sich oder neben sich hat, sondern dafs er selbst das Sein, und das Sein umgekehrt nichts anderes, als der Begriff des Denkens ist. Wie also das Identitätsystem mit der ungerechtfertigt bleibenden Voraussetzung der absoluten Identität, so hebt das System Hegels mit einer *Bethätigung* dieser Identität an, mit einer Bewegung des reinen Denkens, welche eben dadurch, dafs sie Bewegung des *reinen*, von aller Beimischung der Sinnlichkeit oder Vorstellung freien Denkens ist, sich zugleich als eine Bewegung des reinen, d. h. des dem Denken nicht äufserlich gegenüberstehenden, sondern unmittelbar mit ihm identischen Seins erweist. Diese Bewegung ist nun eben die Wissenschaft der Logik, und es bedarf sonach keines Beweises mehr, dafs dieselbe an und für sich selbst, oder vermöge ihres Begriffes, mit der Wissenschaft der Metaphysik zusammenfällt, und schlechterdings nicht von derselben abgetrennt sich behandeln läfst.

Dies ungefähr scheint uns der Sinn der Argumentationen zu sein, mit denen man die Nothwendigkeit, dafs der Begriff der mit der Metaphysik in Eins gebildeten Wissenschaft der Logik mit dem Hegel'schen Princip der Methode zugleich stehen oder fallen müsse, zu erweisen pflegt. Wir würden keinen Anstand nehmen, uns dieser Beweisführung gefangen zu geben, wenn wir nicht einen doppelten Mangel an ihr zu berichtigen fänden. — Auch wir halten es für vollkommen wahr und richtig, dafs in der wissenschaftlichen Speculation an die Stelle der „intellectuellen Anschauung" des Identitätsystems eine methodische Bewegung des reinen Denkens treten mufs, welche, mit einer Bewegung des reinen Seins zusammenfallend, den Inhalt jener Anschauung durch die That ausführt, und somit aus dem, was zuvor nur Postulat, nur Voraussetzung war, eine erwiesene Wahrheit macht, und wir erkennen es für Hegels unsterbliches Verdienst, diesen wichtigen Schritt, den epochemachend ersten, den die Philosophie nach Schelling zu thun hatte, gethan zu haben. Aber wir können nicht finden, dafs der Begriff dieser reinen Denkbewegung nothwendig gerade mit dem Begriffe der Logik, wie Hegel ihn aufgestellt hat, zusammenfällt. Eine reine Denkbewegung in dem hier angegebenen Sinne enthalten ohne Zweifel auch schon die zwei ersten Bücher von Hegels Logik, die Lehre vom „Sein" und die Lehre vom „Wesen"; ob der Fortschritt vom zweiten zum dritten Buche, vom „Wesen" zum „Begriff" der einzig mög-

liche, und also der wissenschaftlich wahre und richtige sei: dies scheint uns eine Frage der speciellen, dialektischen Ausführung dieser besonderen Theile des Ganzen, aber nicht eine Vorfrage, die man sich, um das Princip des Hegel'schen Philosophirens zu erfassen und in die Dialektik des reinen Denkens einzugehen, schon beantwortet haben müfste. Es läfst sich gar wohl als möglich denken, dafs von einem dem Gange dieser Dialektik aufmerksam nachgehenden Forscher diese Frage verneinend beantwortet würde, ohne dafs man deshalb Grund hätte, denselben eines Abfalls von Hegels Princip, oder eines Misverständnisses des wahren Sinnes seiner Methode zu bezüchtigen. Auf den Begriff des *Denkens* freilich wird jene Denkbewegung, — die *metaphysische* wollen wir sie einstweilen nennen, da, ob sie die *logische* zu nennen sei, eben noch problematisch bleibt, — an ihrem Schlusse so gewifs kommen müssen, so gewifs die Voraussetzung, dafs das wahre Sein mit dem wahren Denken identisch, und die Methode die gleichmäfsige Bewegung beider sei, sich bewähren soll. Aber daraus folgt noch keineswegs, dafs auch die weitere Bewegung des auf sich selbst *als* Denken, in seinem Unterschiede vom Sein reflectirenden Denkens, die Bewegung durch Begriff, Urtheil und Schlufs, durch analytisches, synthetisches Erkennen u. s. w., sich nothwendig an jene metaphysische Denkbewegung unmittelbar anschliefsen, oder mit ihr in Eins zusammenfallen mufs. — Es könnte vielmehr gar wohl sein, dafs diese Formen des subjectiven Denkens in ihrer Wahrheit nicht blos die Totalität der metaphysischen Kategorien, sondern auch manche Bestimmungen des concreten Daseins, oder der natürlichen Aeufserlichkeit, welche durch sie ja nicht minder, wie die metaphysischen Kategorien, in das Eigenthum des Geistes verarbeitet werden sollen, zu ihrer Voraussetzung zu haben sich erwiesen. In diesem Falle würden, wie man sieht, diejenigen in ihrem guten Rechte sein, welche, unbeschadet des von Hegel für beide Wissenschaften, und für die philosophische Speculation überhaupt, aufgefundenen Grundprincips, die Wiederabtrennung der Logik von der Metaphysik für eine weitere Forderung der, unter dem Obwalten dieses Princips stetig fortschreitenden Wissenschaft halten.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, auf jene Frage selbst näher einzugehen, von deren Entscheidung das *wirkliche* Fortbestehen der Vereinigung beider Disciplien, oder ihre Trennung von einander, abhängen wird. Ref. hat seine Gedanken darüber in seinen „Grundzügen der Metaphysik" und in verschiedenen mit diesem Werke zusammenhängenden Abhandlungen niedergelegt, auf welche er hier um so weniger zurückzukommen gedenkt, je weniger es im Gegenwärtigen ihm um die Entscheidung jener Frage selbst, sondern nur darum zu thun ist, die Möglichkeit, dafs jene Frage überhaupt noch aufgeworfen werde, nachzuweisen. So wenden wir uns denn jetzt zu dem zweiten jener Puncte, die wir der vorhin angeführten Argumentation für die Unabtrennbarkeit der logischen Forschung von der metaphysischen entgegenzustellen haben. So wenig nämlich, wie für die metaphysische Dialektik die Nothwendigkeit, unmittelbar und ohne Zwischenglieder zu der Verhandlung des subjectiv logischen Inhalts überzugehen, oder diesen Inhalt in *ihr* Bereich hereinzuziehen, eben so wenig scheint uns durch jenes Räsonnement für die Wissenschaft der subjectiven Logik die Unmöglichkeit erwiesen zu sein, auf andere Weise, als durch die Vereinigung mit der Metaphysik, den *objectiven* Gehalt jener Denkformen, mit denen sie sich beschäftigt, und die *absolute*, auf der Identität des Denkens mit dem Sein, welches ihm gegenübersteht, beruhende Bedeutung derselben zu bethätigen. Darin nämlich, dafs die Logik, wenn sie ihrer Bestimmung genügen soll, nicht blos *Denk-*, sondern auch *Erkenntnifs*lehre sein mufs, oder mit andern Worten, dafs sie, über die Betrachtung der blofsen *Form* des Denkens hinausgehend, die Art und Weise aufzeigen mufs, wie die subjective Thätigkeit des Denkens sich des objectiven Seins der Dinge bemächtigt und eben dadurch zum Erkennen wird, sind wir mit Hegel vollkommen einverstanden; auch halten wir dafür, dafs *diese* Bestimmung der Logik in dem Systeme der Philosophie, so wie es sich durch Hegel gestaltet hat, nicht als ein einzelner, auf besondern dialektischen Prämissen beruhender Lehrsatz, sondern als eine unmittelbare Folge des *Princips* der Forschung gelten mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse.

(Schluſs.)

Wäre nur die Wahl zwischen jener formalen, dem eigentlichen Probleme des Erkennens rein äuſserlich bleibenden Logik, welche bisher in der philosophischen Schule gelehrt wurde, und der mit der Metaphysik in Eins gebildeten, so würden wir uns keinen Augenblick bedenken, uns für die letztere zu entscheiden, und sie als diejenige zu bezeichnen, welche dem Standpunkte, auf welchen die philosophische Speculation durch Hegel erhoben ist, die einzig gemäſse ist. Allein die Frage scheint uns vielmehr dahin zu stellen, ob nicht eben jenes Princip eine Logik, eine logische Erkenntniſslehre noch in andern Sinne, aber die nicht minder weit, als jene metaphysische, über die gemeine formale oder analytische Logik hinausgehen würde, zuläſst, ob es eine solche nicht vielleicht sogar fordert.

Wenn in Bezug auf die Einheit des Denkens und des Seins als Princip der Philosophie, der Sinn der Methode dieser ist, daſs diese Einheit, statt als Gegenstand einer mysteriösen Anschauung vorausgesetzt zu werden, sich im reinen Denken durch sich selbst vermittelt: so scheint in der That nahe genug zu liegen, daſs diese Vermittelung von einem doppelten Ausgangspuncte anheben kann, von dem reinen Sein, um es mit dem Denken zu vermitteln, einerseits, von dem reinen Denken, um es mit dem Sein zu vermitteln, anderseits. Giebt man diese doppelte Möglichkeit nicht zu, läſst man, wie es Hegel thut, nur den einen dieser beiden Anfänge als den einzig wahren und richtigen gelten: so kann es kaum fehlen, daſs nicht in die Gestaltung und Motivirung dieses Anfangs sich das entgegengesetzte Moment zugleich mit einschleicht, und solchergestalt die Identität, welche erwiesen werden soll, schon vorausgenommen wird. Dies ist in der Bezeichnung, die Hegel am Anfange seiner Logik von dem reinen Sein giebt, in der That der Fall. Wir verweisen statt alles Anderen auf die Worte eines Zusatzes in gegenwärtiger Ausgabe der Encyklopädie (S. 166), welche folgendergestalt lauten: „Wir haben, wenn angefangen wird zu denken, nichts als den Gedanken in seiner reinen Bestimmungslosigkeit, denn zur Bestimmung gehört schon Eins und ein Anderes; im Anfang aber haben wir noch kein Anderes. Das Bestimmungslose, wie wir es hier haben, ist das Unmittelbare, nicht die vermittelte Bestimmungslosigkeit, nicht die Aufhebung aller Bestimmtheit, sondern die Unmittelbarkeit der Bestimmungslosigkeit, die Bestimmungslosigkeit vor aller Bestimmtheit, das Bestimmungslose als Allererstes." Wer, der diese Worte liest, kommt nicht in Versuchung, zu erwarten, daſs es sich hier davon handelt, auf das *Denken* als solches, auf den subjectiven Act des Denkens zu reflectiren, in der Absicht zu reflectiren, um, von der bestimmungslosen Unmittelbarkeit desselben anhebend, die absolute Bestimmtheit, die das Denken in der Identität mit dem Sein, als *Erkennen* hat, zu vermitteln? Und wer findet sich nicht überrascht, wenn er unmittelbar nach den angeführten Worten weiter liest: „Dies aber nennen wir das *Sein?*" Nicht, als ob wir Hegel tadeln wollen, überhaupt mit dem „Sein" begonnen zu haben. Auch wir erkennen diesen Anfang für die Metaphysik als den einzig gehörigen, und, wiefern die verschiedenen philosophischen Disciplinen zugleich Ein Ganzes des Systems bilden sollen, als den einzig gehörigen objectiven Anfang des Systems überhaupt, denn die Metaphysik ist, und soll auch nach uns bleiben, die objectiv erste unter den Disciplinen, in welche das System der Philosophie sich gliedert. Nur können wir uns nicht überzeugen, daſs Hegel zu *diesem* Anfang in den oben angeführten Worten, und sonst

mehrfach, auch in dem gröſsern Werke, die richtige Einleitung getroffen habe. Diese Einleitung scheint uns vielmehr auf eine dialektische Betrachtung des subjectiven Denkens hinzudeuten, also auf eine Wissenschaft der Logik, die nicht von dem Sein, sondern von dem Denken den Ausgang nähme. Ein bestimmungsloses Denken nämlich möchten wir dasjenige schon nicht mehr nennen, welches das reine Sein zu seinem Inhalte hat; eben dieser sein Inhalt ist seine Bestimmung. Das wirklich bestimmungslose Denken wäre vielmehr dasjenige, welches *gar keinen* Inhalt, als nur sich selber hat, das Denken, welches nur ein Denken des Denkens, ein Denken des Denkens des Denkens ist, und sofort ins Unendliche, kurz, der unendliche Progreſs desjenigen Denkens, welches, weil ihm kein anderer Inhalt, keine andere Bestimmung gegeben ist, in der Reflexion auf sich selbst seinen Inhalt, seine Bestimmung sucht. — Es entgeht uns nicht, daſs wir hier von einem Denken sprechen, welches Hegel seinerseits gar nicht als ein Denken würde gelten lassen. *Dieses* sogenannte Denken, so würde Hegel sagen, dieser in die schlechte Unendlichkeit ausgehende Progreſs des *leeren* Denkens, ist in Wahrheit kein Denken, es ist nur die schlechte, dem *Begriff* des Denkens unangemessene *Vorstellung* des Denkens. Das *wahre* Denken ist ohne einen Inhalt, ohne den metaphysischen Inhalt der Kategorien nicht vorhanden; darum eben muſs der Anfang der Kategorien für den wahrhaften dialektischen Anfang des Denkens gelten. So, meinen wir, würde Hegel sagen, und vom metaphysischen Standpunct aus gewiſs mit gutem Rechte. Im metaphysischen Zusammenhange nämlich giebt es gar kein unmittelbares Denken; *dort* ist der Begriff des Denkens eben durch die Kategorien vermittelt, welche, als in ihm *aufgehobene*, seinen Inhalt, seine Bestimmung ausmachen. Allein eben dies ist die Frage, um die es sich uns handelt, ob es neben dieser metaphysischen nicht noch eine eigenthümlich *logische* Betrachtungsweise giebt, in welcher der Begriff des Denkens, als *unmittelbarer* gefaſst, wie er in Hegels Logik nirgends gefaſst worden ist, den Anfang macht. *Falls* es eine solche giebt, so erhellt von selbst, wie denn die schlechte Unendlichkeit, in welche das als unmittelbar und inhaltslos gefaſste Denken ausläuft, nicht mehr als ein Einwand gegen diese Fassung des Denkbegriffs gebraucht werden kann. Diese schlechte Unendlichkeit nämlich wird dann als das Moment der Negation zu gelten haben, durch welches sich das unmittelbare, inhaltlose oder abstracte Denken zum concreten und erfüllten, also zum *wahren* Denken fortbestimmt. Wie in der Metaphysik das reine Sein sich als identisch mit dem Nichts erweist, so erweist in der Logik sich das reine Denken als identisch mit dem Denken, welches ins Unendliche nur sich selber denkt, das heiſst, mit dem Nichtdenken, mit der leeren, inhaltlosen Vorstellung des Denkens. Aber wie in der Metaphysik das mit dem Nichts identische Sein sich durch das *Werden* zum *Dasein* fortbestimmt: so bestimmt in der Logik das mit dem Nichtdenken identische Denken sich durch den unendlichen Progreſs des Sichselberdenkens zum — *Bewuſstsein* fort. Das Bewuſstsein nämlich, wie sich demjenigen, der in diese Dialektik eingehen will, leicht wird nachweisen lassen, ist nichts anderes, als das abstracte Sichselberdenken, als *Daseiendes* gefaſst, und dadurch aus der schlechten Unendlichkeit des Progresses zur wahren Unendlichkeit des Fürsichseins oder der Beziehung auf sich selbst oder auf einen inneren Mittelpunct zurückgerufen.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um, so weit es sich im gegenwärtigen Zusammenhange thun lieſs, die Möglichkeit eines selbstständigen, von der Metaphysik abgetrennten Anfangs zur Wissenschaft der Logik nachzuweisen. Was den Fortgang dieser Wissenschaft betrifft, so haben wir schon bemerkt, daſs er zu seinem Ziele die Einheit des Denkens mit dem Sein, des Subjects mit dem Objecte im *Erkennen* haben wird. Freilich wird, um die Gültigkeit dieses Fortgangs zu erweisen, Alles ankommen auf das Gelingen der Ausführung, die eben erst noch zu versuchen ist. Da es jedoch hier nur um die allgemeine Möglichkeit einer solchen Ausführung zu thun sein kann, so wird es hinreichen, zu diesem Behuf auf die Analogie der metaphysischen Dialektik hingewiesen zu haben, welche auf ganz entsprechende Weise vom reinen Sein zur *Idee*, das heiſst zu demjenigen Sein gelangt, welches mit der Bestimmung das Denken oder das Denkende zu sein, gesetzt ist, wie umgekehrt die logische vom reinen Denken zum *Erkennen* d. h. zu demjenigen Denken, welches mit der Bestimmung, die Totalität des Seins in sich zu umfassen, gesetzt ist. Solchergestalt würde man, auf das gemeinschaft-

liche Princip beider Wissenschaften hinblickend, so wie uns dasselbe in Hegel's Speculation gegeben ist, von der Metaphysik und von der Logik sagen können, dafs sie, von entgegengesetzten Anfangspuncten ausgehend, bei demselben Ziele, der Einheit des Sems und des Denkens, anlangen, und dafs eben in diesem Zusammentreffen beider Wissenschaften die dialektische Methode sich als das bewährt, was sie ihrem Begriffe nach sein soll, als die *Bethätigung*, als der *Erweis* der absoluten Einheit des Denkens und des Seins. So, sagen wir, würde man sich das gemeinschaftliche Verhältnifs beider Wissenschaften unter sich selbst und zu dem gemeinschaftlichen Princip vorstellich machen können, wiefern beide als selbstständige, aber durch das nämliche Princip beherrschte Wissenschaften betrachtet werden sollten. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dafs diese Betrachtweise, wenn auch innerhalb ihres Standpunkts eine berechtigte, doch eine einseitige bleibt, und noch durch eine andere Betrachtung sich ergänzen mufs, wenn nicht durch sie ein nicht minder wesentliches Bestimmungsmoment des Hegel'schen Princips, nämlich die Einheit und Geschlossenheit des *Systems* der philosophischen Erkenntnifs, gefährdet werden soll. Die Metaphysik und die Logik, auch wenn sie in der hier von uns angedeuteten Weise gefafst werden, sind nicht *nur* als selbstständige, nicht *nur* als parallel neben einander hergehende Disciplinen anzusehen. Beide Disciplinen werden, auch wenn sie als selbstständige betrachtet und behandelt werden, in anderer Hinsicht als Theile, als organische Glieder in das System der philosophischen Erkenntnifs überhaupt eintreten müssen; und so betrachtet wird der Anfang der einen nicht in gleicher Weise, wie der Anfang der andern für einen unmittelbaren gelten können. Beide Anfänge werden durch Prämissen verschiedener Art, der eine, wie auch bei Hegel der *absolute* Anfang, wenigstens durch subjective, der andere jedenfalls auch durch objective, d. h. durch solche Prämissen vermittelt sein, welche in dem System, als solchem durch besondere, diesem Anfang vorangehende Disciplinen vertreten sind. Lassen wir es nun, mit Hegel, gelten, dafs der absolute Anfang des Systems mit dem Anfange der Metaphysik zusammenfällt, dafs also für *diesen* Anfang nur eine subjective, aber keine objective Vermittelung, oder eine objective nur in so fern gefordert werden kann, als sie in diesem Zusammenhange nur die Bedeutung einer subjectiven hat: so erscheint uns die Logik als diejenige Disciplin, für welche eine Stelle in den späteren Theilen des Systemes, also ohne Zweifel wohl unter den Disciplinen, welche die philosophische Wissenschaft des *Geistes* ausmachen, zu suchen ist. Und dies nun trifft auch mit dem überein, was wir vorhin im Vorbeigehen andeuteten, dafs die besonderen Denk- und Erkenntnifsformen, welche das hauptsächliche Object dieser Wissenschaft ausmachen, nur dann vollständig in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen sind, wenn sie als die Art und Weise, wie das Denken sich seiner äufserlichen, realen Objecte bemächtigt, betrachtet werden. Wir verkennen nicht das Wichtige und Grofse, was Hegel für diese Formen durch ihre Hereinziehung in den metaphysischen Zusammenhang geleistet hat, aber wir können nicht glauben, dafs es bei dieser Ineinsbildung für alle Zeiten sein Bewenden haben wird. Die Formen des Begriffs, des Urtheils und des Schlusses, und noch auffallender die Formen der Erkenntnifs im Ganzen und Grofsen, die Formen des *wissenschaftlichen* Erkennens, wenn auch in gewissem Sinne sie alle als Typen für alles Sein, das bewufstlose nicht minder wie das bewufste, gebraucht werden mögen, habe ihre eigentliche, wissenschaftliche Bedeutung doch wesentlich nur als Formen des seiner selbst *bewufsten* Denkens und Erkennens. Sie sind nicht, wie sie in der gemeinen Logik dafür gelten, nur abstracte, lediglich subjective *Denk*formen, wohl aber sind sie Formen der selbstbewufsten Thätigkeit des Ineinsbildens der äufseren, sinnlichen Gegenständlichkeit mit dem subjectiven Denken, kurz, *Formen der Genesis des Erkennens in dem Denken*. In diesem Sinne stehen wir nicht an, zu behaupten, dafs die speculative Logik, welche sich mit ihnen beschäftigt, einer viel concreteren, realeren Sphäre angehört, als die Metaphysik und die blos metaphysische Logik. Sie beruht auf der *Voraussetzung* des natürlichen, sinnlichen Daseins, und der sinnlichen Vorstellung, welche die unmittelbare Weise der Umsetzung dieses Daseins in das Fürsichsein des Geistes ist; eine Voraussetzung, die bekanntlich der metaphysischen Logik fremd bleibt und fremd bleiben mufs, so gewifs dieselbe die Wissenschaft von der Idee im reinen Elemente des Denkens, und fern von aller Aeufserlichkeit des natürlichen Daseins ist. Ihre Aufgabe ist, der Einheit dieses Daseins, ausdrücklich *als* äufserlichen, *als* natürlichen, mit dem Denken, welches sie ihm zunächst gleichfalls als äufserliches und unmittelbares gegenüberstellt, nachzuweisen, gleichwie die Aufgabe die Metaphysik diese war, die Einheit des Seins und des Denkens in einer Sphäre, der jene Aeufserlichkeit, jener Gegensatz noch ein fremder und jenseitiger ist, aufzuzeigen.

Diese Betrachtung über die Stelle, welche die logische Erkenntnifslehre im System einnehmen wird, kann uns indessen nicht abhalten, zugleich noch auf einen andern Gebrauch hinzuweisen, welcher von dieser Disciplin, die dabei doch immer zugleich, wie alle andern einzelnen philosophischen Wissenschaften, eine selbstständige, von sich selbst anfangende und auf sich selbst beruhende bleibt, ausdrücklich für die aus dem Hegel'schen Princip der Methode hervorgehende Gestaltung der Philosophie zu machen ist. Es ist vielfach, innerhalb des engeren Kreises sowohl, als des weiteren, der philosophischen Schule Hegel's das Bedürfnifs einer wissenschaftlichen Einleitung in die Philosophie, einer philosophischen *Propädeutik* empfunden worden. Der Anfang mit dem reinen, dem Nichts gleichen Sein, so entschieden er für den objectiv gültigen Anfang des Systems erkannt werden mochte, wollte doch, als subjectiver Anfang des Philosophirens, nicht genügen. Man fand insbesondere, dafs, vor diesem

schwierigsten, abstrusesten Anfänge der methodischen Dialektik, eine Erörterung des Begriffs der Methode als solchen vorangehen müsse, und zwar wo möglich nicht eine blos referirende, sondern eine selbst vom Geist der Methode durchdrungene, eine solche, wodurch zugleich die Nothwendigkeit der Methode als der einzig dem Begriffe, der Idee des Erkennens angemessenen Weise des Denkens zum Bewufstsein gebracht würde. Dies nun wird unsers Erachtens, auf die den Forderungen der Wissenschaft am meisten entsprechende Weise eben durch die Logik geleistet werden, wenn man sich, dieselbe von der Metaphysik abgetrennt, aber doch nicht als blos formale Denklehre, sondern als philosophische Erkenntnifslehre, zu behandeln entschliefsen will. Das Endziel dieser Wissenschaft ist nämlich dann offenbar kein anderes, als eben der Begriff der Methode, — der Methode als der wahren und vollendeten Form des Erkennens, derjenigen Form, in welcher allein das, was in andern Formen nur als *Forderung* gilt, die Einheit des Denkens mit dem Sein, des Subjects mit seinem Objecte, zur *Wahrheit* geworden ist. Die Einsicht in den Begriff der Methode mufs in der Logik, wenn sie als philosophische Wissenschaft behandelt wird, selbst auf methodische Weise gewonnen, und in diesem Sinne läfst sich nicht läugnen, dafs auch diese Wissenschaft die Wissenschaft von der Methode, mit der *Voraussetzung* der Methode behaftet ist. Aber *dieser* Anwendung der Methode wird auch der im Denken noch ungeübtere Anfänger um so vieles leichter folgen können, als jener abstrusen, metaphysischen, je mehr der Gegenstand ein concreter, auch dem gewöhnlichen, vorstellenden Denken geläufiger ist, und je unmittelbarer hier auf *das* Ziel losgegangen wird, um welches es dem, vor Allem sich über sich selbst zu orientiren begehrenden Denken zunächst zu thun sein mufs. Solchergestalt wird zugleich der Forderung Kant's genügt, welche in einer oder der andern Weise in aller neuern Philosophie doch immer wiederkehrt, sich *vor* dem objectiven wissenschaftlichen Erkennen über die Natur und die Gesetze dieses Erkennens zu verständigen, und doch dem höhern Rechte der Wissenschaft nichts vergeben, welche *als* Wissenschaft, sogleich mit dem Objecte des Erkennens anzufangen und dasselbe *unmittelbar* zu ergreifen sich befugt weifs. Denn, wie gesagt, nicht von einer *objectiven* Priorität der Logik ist hier die Rede; wenn aber *subjectiv* einer philosophischen Betrachtung die Priorität vor dem objectiven Anfang der Wissenschaft zugestanden werden soll, so kann dies, soll anders diese Betrachtung den Charakter einer ächt wissenschaftlichen tragen, offenbar nur eine solche sein, der von dem objectiven Standpuncte aus eine eine Stelle in der Mitte des Systems angewiesen wird.

Abgesehen übrigens von dieser populär didaktischen Beziehung, giebt es noch einen höheren Gesichtspunct, von welchem man eine logische Untersuchung der Art, wie die hier bezeichnete, unbeschadet der Stelle, die ihr innerhalb des Systems wird anzuweisen sein, als die nothwendige wissenschaftliche Propädeutik zum Systeme betrachten kann. Sie ist als solche, wir möchten sagen, durch den geschichtlichen Entwicklungsgang der Philosophie gefordert, indem derselbe durch das, was wir eben jetzt auf dem Gebiete der philosophischen Forschung vorgehen sehen, auf die Nothwendigkeit einer gründlichern und vielseitigern Verständigung über das Wesen und den Begriff der philosophischen Methode hinweist. Die vielfachen Spaltungen innerhalb des Kreises derer, welche die Methode im Allgemeinen anerkennen, nicht minder, wie die gehäuften Angriffe, die sie von aufsen erfährt, (so eben ist wieder ein beachtenswerther Angriff in den „Logischen Untersuchungen" von A. Trendelenburg geführt worden) geben Zeugnifs von dem, was innerhalb des erstgenannten Kreises jetzt vor Allem noth thut. Es wird wohl von keinem besonnenen Anhänger Hegel's in Abrede gestellt, dafs auch der Begriff der Methode, so vollständig man von seiner Wahrheit in der Hauptsache überzeugt sein mag, doch nicht als ein von vorn herein fertiger zu betrachten ist, dafs vielmehr mit der inneren Ausbildung des Systemes zugleich auch die ausdrückliche Einsicht in die Natur und Bedeutung der Methode an Klarheit und Bestimmtheit gewinnen mufs. Eine wissenschaftliche Ableitung des Begriffs der Methode in dem hier von uns angedeuteten Sinne, mittelst einer logischen selbst methodisch durchgeführten Erkenntnifslehre, ist unsers Wissens bis jetzt noch von Keinem versucht worden. Und doch will es scheinen, als ob nur durch eine solche sich manche Fragen werden beantworten lassen, welche von verschiedenen Seiten her sich den Jüngern der Methode aufdrängen, manche Einwürfe widerlegen, mit welchen die Gegner sie zu bekämpfen nicht müde werden. Es will insbesondere scheinen, als ob nur durch sie, wenn sie, so wie wir es vorhin verlangten, nicht in abstract metaphysischer Weise, sondern mit ausdrücklicher Bezeichnung auf die Gegenstände der äufseren sinnlichen Erkenntnifs, als eine dem concreten Gebiete des Geistes angehörige Untersuchung, ausgeführt wird, das Verhältnifs des methodischen Philosophirens zu den Ergebnissen der Erfahrungswissenschaften sich auf gründliche Weise wird feststellen lassen, dessen Unbestimmtheit man jetzt (vgl. Trendelenburg a. a. O. Bd. 1, S. 81) nicht ohne scheinbaren Grund als einen Einwurf gegen die Methode geltend macht. Dafs freilich eine philosophische Propädeutik solcher Art, wie wir sie hier fordern, eine solche „Wissenschaft von der Methode", nicht ohne bedeutende Abweichungen von dem Buchstaben Hegel's wird zu Stande kommen können, liegt am Tage, da dieselbe nothwendig Logik noch in einem andern Sinne sein mufs, als was Hegel Logik nennt. Aber wer wird ängstlich nach dem Buchstaben fragen wollen, da wo es gilt, den *Geist* zu bewahren und ihn zur immer freieren, vielseitigeren Entfaltung zu bringen?

Weifse.

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

VI.

Schriften zur allgemeinen Erdkunde, von Dr. Georg Ludwig Kriegk. Leipzig, 1840. *bei Engelmann. VIII u.* 370 S. *gr.* 8.

Wenn man den Titel dieser Schrift nimmt, wie er gegeben ist und nicht den Inhalt der einzelnen Abhandlungen beachtet, so erhält man keine klare Vorstellung von den behandelten Gegenständen, welche jedoch höchst interessant und belehrend sind, indem sie neben der Gemeinnützigkeit durch Wissenschaftlichkeit sich auszeichnen und zum Hauptzwecke eine Anregung für gröfsere Beachtung und gründlichere Untersuchung verschiedener Seiten der allgemeinen Erdkunde haben. Das Studium der Geographie und ihre Behandlung als Wissenschaft ist noch zu jung, als dafs sie auf allgemeine Sicherheit und Richtigkeit in den Resultaten der Forschungen Anspruch machen könnte: wie viele Irrthümer, Unrichtigkeiten, sich widersprechende Ansichten und falsche Beurtheilungen sich in den geographischen Darstellungen finden, dürfte dem aufmerksamen Beobachter nicht fremd sein: der Verf. beabsichtigt die Beseitigung mancher derselben und nahm die Beispiele in den einzelnen Abhandlungen aus *Ritters* Werk, das auf festem Grunde ruht und noch lange nicht so verstanden und gewürdigt wird als es in jeder Hinsicht verdient.

Ritters grofsartige Ideen wurden schon vielfach verstanden und brachten manches Unsichere in die frühern Untersuchungen, wovon man sich durch das Studium geographischer Werke überzeugt: viele Geographen suchen in der Erdkunde keine Ideen, keine Theorie, sondern nur Thatsachen, wie namentlich die Anhänger der sogenannten politischen Geographie durch ihre Schriften zu erkennen geben, indem sie nach ältern, häufig chaotischen Einleitungen lange Nachweisungen von vereinzelten Thatsachen und Merkwürdigkeiten ohne Sinn und wissenschaftlichen Werth mittheilen. Gerade in der Methode und Bearbeitungsweise der Geographie ist noch sehr viel zu verbessern übrig, worüber der Verf. hier und da nur einzelne Winke giebt.

Erwägt der Geograph, wie sehr z. B. das Studium der vertikalen Ausdehnung, oder die Kenntnifs der Erhebung jedes Ortes über das Meer, woraus der grofse Gegensatz zwischen den Hoch- und Tiefländern und manches höchst interessante Gesetz sich ergiebt, vernachläfsigt ist, obgleich der Gegenstand zu einem Hauptgesichtspunkte der Geographie gehört und eines ihrer unterscheidenden Elemente ausmacht, obgleich die Kenntnifs selbst allen Theilen der Landfesten ihre Bedeutung und ihre Wechselverhältnisse und den Abbildungen selbst sowohl Mannigfaltigkeit als wirkliche Bestimmtheit giebt, und betrachtet er die verschiedenen Ansichten über die Flüsse, ihre Gebiete u. s. w., so erhält er Ursache genug, mit dem Verf. die Nothwendigkeit einer Sichtung und Verbesserung der Ansichten für dringend zu erklären.

Er bestimmt sein Buch hauptsächlich für Geographen, deutet daher Manches nur kurz an und erklärt sich über Anderes wieder ausführlicher, um allen Mifsverständnissen zu begegnen und die Absicht der Belehrung möglichst vollkommen zu erreichen. Er beschäftigt sich mit speciellen Forschungen und allgemeinen Gegenständen der Erdkunde, wie die einzelnen Abhandlungen dieser Schrift beweisen; er forscht mit Liebe und redlichem Eifer und will nur nützen in einer so vielseitigen, so schwer zu erschöpfenden und in gewissem Sinne noch so jungen Wissenschaft, wie die Erdkunde: Antrieb und Anregung zu weiteren Forschungen beabsichtigt er mit der Veröffentlichung der in den Abhandlungen liegenden und weiter ausgearbeiteten Ideen.

Das Ganze besteht aus sechs Abhandlungen, de-

ren 1ste S. 3—80 über die Ländernamen sich verbreitet, die 2te S. 81—122 den Witz, Scherz und Spott in der geographischen Sprache der Völker zum Gegenstande hat; die 3te S. 123—204 Ideen über die Geographie der Flüsse enthält; die 4te S. 205—220 die Beziehungen geographischer und ethnographischer Verhältnisse zum Handel und zur Fabrikation zur Sprache bringt und die 5te und 6te die ästhetische Geographie behandelt S. 221—370.

In der ersten Abhandlung gelangt der Verf. durch allgemeine Bemerkungen über die Sagen, Sitten, Gebräuche u. dgl. der Völker zu den Charakterzügen der Deutschen und zur Wichtigkeit der National-Erkenntnisse für die geographischen Belehrungen, wefswegen er die geographischen Völker-Erkenntnisse, so weit sie aus Länder-Namen hervorgehen, speciell verfolgt und den Gewinn nachweist, den die Geographie in wissenschaftlicher Beziehung daraus schöpfen kann. Mit Zugrundlegung der zwei Erscheinungen, dafs nämlich gröfsere, oder kleinere natürliche Länderabtheilungen von den Völkern erkannt und als solche meistens besonders benannt werden und dafs sich eine ziemliche Anzahl von Ländernamen, trotz des mannigfaltigsten Wechsels der Bewohner oder ihrer politischen und administrativen Verhältnisse im allgemeinen Gebrauche behauptet haben, gelangt er zu dem für den Gebrauch der Geographie im Leben und für die wissenschaftlichen Zwecke der Erdkunde wichtigen Unterschiede zwischen den politisch-statistischen und populären Namen: auf letztere legt er ein besonderes Gewicht, weil sie jedem Beobachter beständig entgegen tönten, Waaren nach ihnen benannt seien und sie in den historischen und belletristischen Schriften der Völker so häufig erwähnt würden, dafs man z. B. sagen könne, ein Gebildeter in Petersburg, der die deutsche Literatur kennen lernen wolle, dürfe wohl zur Noth über das, was die Wörter Baden und Würtemberg bedeuten, in Unwissenheit bleiben, müsse aber durchaus von dem Worte Schwaben einen Begriff haben.

So wichtig und einflufsreich die populären Namen auch sind, weil sie zugleich auf den Charakter des Volksstammes u. s. w. hindeuten, so können sie in der neuesten Geographie, welche es mit dem Umfange und den Lagen der jetzigen Staaten, die die Diplomatie freilich oft sonderbar gestaltet und aus den verschiedensten Volksstämmen gebildet hat, zu thun hat, doch nicht unbedingt als diejenigen angesehen werden, welche allen Bedingungen der Staatszwecke entsprechen, weil dieselben auf zu viele Eigenthümlichkeiten, Gesetze, Rechte, Neigungen u. dgl. hindeuten, deren Verschmelzung in ein Ganzes den Staaten um so mehr erschwert wird, je hartnäckiger die einzelnen Volksstämme an jenen hängen und je feindseliger sie sich selbst einander gegenüber stellen. So erwähnt der Vf. wohl mit Recht des von der bayer'schen Regierung gegebenen Beispieles der Anerkennung der alten, populären Ländernamen; allein ihm läfst sich gar manches entgegnen; man berücksichtige nur die Abneigung, welche zwischen den Franken und Aschaffenburgern, ehemaligen Mainzern, dem gröfsten Theile nach, welche zwischen den Oberfranken und Unterfranken u. s. w. bestand und mehrfach noch besteht. Was hierüber wegen der Verschmelzung in einander und Ausgleichung von Differenzen in Ansichten und Meinungen, wegen brüderlicher Eintracht und politischer Rücksichten, wegen geistiger Beziehungen und anderer Umstände zu sagen ist und theilweise auch schon gesagt wurde, kann hier nicht angegeben und wiederholt werden.

Sache des Geographen ist es aber, Alles, was durch Natur und Völker geschieden ist, darzustellen; was aber die Herrscher, den Staat nach Zeitumständen ordnend, mannigfach umändern, nur kurz anzuzeigen; er mufs, ins Einzelne eingehend, zwar Theile machen, aber dabei mehr die Zerlegung in Glieder nachahmen, als jene nach dem Zufalle geschehene Theilung; denn das Bezeichnende und Wohlumgränzte, dessen der Erdbeschreiber bedarf, ist nur dadurch zu gewinnen. Diese Regel *Strabo's* möge jeder Geograph nach Umständen benutzen; der Verf. hat sie stets vor Augen, betrachtet zuerst die vollkommen abgeschlossenen Länder, nämlich die Inseln und Wüsten, die Mesopotamien und besonders den zwischen Gebirg und Ebene bestehenden Gegensatz: dieser Unterschied der Bodenformen ist für den Geographen von höchster Wichtigkeit; denn die Flufsgebiete sind diejenigen Landstriche, wo der Mensch zuerst eine höhere Bildung erreicht, aber auch am Frühesten verweichlicht; die Bewohner der Gebirgsländer bewahren eine grofse Einfachheit der Sitten und alten Gebräuche; sind muthig und stark, meistens hochgewachsen und lieben die Unabhängigkeit. Ueberhaupt ist der Einflufs der Formen der Erdoberfläche auf die Eigenthümlichkeiten der Völker von

gröfster Wichtigkeit, welche jedoch noch nicht von allen Geographen anerkannt, oder doch so berücksichtigt ist, wie sie es verdient, um jene Charakterzüge kennen zu lernen.

Der Vf. betrachtet diesen Formen-Unterschied und die abwechselnde Gestalt der Landoberfläche, dann die Verschiedenheit in den Boden-Bestandtheilen, in der damit zusammenhängenden Fruchtbarkeit und Befeuchtungs-Verhältnisse, in den Flufs- und Küstenländern nebst der aus der Vegetation hervorgehenden relativen Wichtigkeit und den Charakter mit besonderer Aufmerksamkeit; er deutet aber das Meiste nur kurz an, berührt die klimatischen Verhältnisse, die aus manchen Beziehungen hervorgehende Anmuth der Länder, welche besonderer Gegenstand der ästhetischen Geographie ist, und betrachtet das Uebertragen hinsichtlich der Begriffe *neu* und *alt* nebst anderen Beziehungen mit gleicher Kürze, dem Sachkundigen nur Winke für weitere Forschungen oder für Anwendungen gebend, um zu zeigen, wie populäre Ländernamen entstehen und wie sich aus den gebräuchlichen auf physisch-geographische Verhältnisse zurückschliefsen läfst. Er will die Wichtigkeit der populären Namen von Ländern für die Zwecke der Erdkunde aufser allen Zweifel setzen und für eine Verbindung der historischen und physischen Geographie anregen, um weitere Untersuchungen darüber hervorzurufen.

Was *K. Ritter* für die kulturgeschichtliche Bearbeitung der Geographie gethan hat, erkennt der Verf. wohl an; aber was dessen Schüler und Anhänger für die Verbreitung der Ideen jenes und für die Einführung derselben in die Schulen schon geleistet haben, scheint er nicht zu beachten; wefswegen Refer. bemerken mufs, dafs alle Gesichtspunkte, welche der Verf. in dieser Abhandlung berührt hat, in dem Handbuche der vergleichenden Geographie von *Rougemont*, in dem Handbuche der Länder- und Völkerkunde von *Roon* und in anderen Schriften, freilich eben so kurz oder noch kürzer, beachtet sind, worüber sich Refer. jedoch nicht weiter verbreiten kann, weil er mehr in das Einzelne eingehen und verschiedene kurze Winke des Vfs. näher auseinader setzen müfste, um für das Belehrende und Nützliche der Darstellungen desselben noch weitere Beweise zu finden: die Angaben befriedigen jeden denkenden Leser und führen diesen zu speciellen Nachforschungen.

In der 2ten Abhandlung macht der Verf. auf dasjenige aufmerksam, was die Erdkunde aus den vom Volke in seine Sprache niedergelegten Gebilden des Witzes, Scherzes und Spottes gewinnen kann: diese erscheinen in doppelter Hinsicht wichtig, indem sie entweder wissenschaftliche Betrachtungen, deren Gegenstände mit denen der geistigen Thätigkeit des Volkes zusammentreffen, berühren, oder zur besseren Erkenntnifs der ethnographischen Seite der Geographie führen. Schon die kurzen Andeutungen hierüber zeigen dem Leser, dafs die Wissenschaft noch auf Vieles, keineswegs aber in Büchern und Systemen, sondern im Leben selbst Liegende zu achten, und bisher ganz mit Unrecht unberücksichtigt gelassen hat. Er führt zuerst geographische und ethnographische Spitznamen und Spottgeschichten an, und weiset nach, dafs sie sich überall um intellectuelle Beschränktheit und Unbeholfenheit drehen, welche im Allgemeinen ihren Grund entweder in einem Nachstehen an Bildung, oder in gutmüthiger Offenheit und Unvorsichtigkeit, oder in einer geringen Gewandtheit des praktischen Verstandes und der Sprache haben und dafs sie in zwei Klassen, in wirklich geographische, entweder allein oder mit einem Zusatze als solche gebrauchte und in neu gemachte, mit denen man Länder, Völker oder Orte zum Spotte belegt, zerfallen. Die Angabe der einzelnen Beispiele verbindet Unterhaltung mit Belehrung, Nachdenken mit Vergleichungen und erregt vielseitiges Interesse.

Unter den geographischen Sprichwörtern und Redeweisen, welche meistens sehr tiefe Beziehungen auf den moralischen Charakter, auf die Gemüthsstimmung und die damit zusammenhängenden Sitten der Bewohner von Ländern, Gegenden und Orten haben, sind manche höchst vielsagend und sehr bezeichnend: sie werfen auf die Ethnographie und geschichtliche Erdkunde leuchtende Lichtstrahlen, die der Geograph sorgfältig benutzen mufs, weil sie entweder die Charakterzüge der Bevölkerung, oder physische Verhältnisse der Länder oder einzelner Theile derselben, oder verschiedene Beziehungen, oder den intellectuellen Zustand u. dgl. betreffen. Aehnlich verhält es sich mit den Wahrzeichen und Sprüchen über Wunderwerke und Merkwürdigkeiten, mit den geographischen Calembourgs und Witzspielen anderer Art: das Herausheben einzelner derselben würde dem Zwecke der Anzeige

nicht entsprechen, weſswegen Refer. auf das Buch selbst verweist und zugleich das über die geographischen Zunamen Gesagte einer ernsten Ueberlegung empfiehlt.

Von noch gröſserer Wichtigkeit ist der Gegenstand der 3ten Abth., weil alle civilisirten Völker ihren Flüssen vom Standpunkte der Agricultur- und Handelsinteressen aus stets eine groſse Aufmerksamkeit schenkten und einen Theil ihrer intellectuellen Kräfte zuwendeten. Der Verf. will zum Studium der Erscheinungen an den Flüssen anregen und nebst den Verhältnissen zu den praktischen Zwecken des Lebens ihre geographische Bedeutung, ihre Selbstständigkeit als Naturkörper und Individuen, ihre üblichen Klassificationen und Begriffsbestimmungen und Namen, ihr Eigenthum auſserhalb ihres Bettes, die Messung ihrer Wasserstände, die Fluſsfamilien und die Flüsse nach dem verschiedenen Charakter ihres Laufes und ihre Natur nach der geographischen Vertheilung auf sicherere Grundsätze zurückführen, um in der Geographie für den Unterricht allgemein haltbare und klare Vorstellungen von den genannten Gegenständen zu gewinnen. Erwägt man, wie unendlich wichtig der Einfluſs der flieſsenden Gewässer der Erde auf die ganze Oekonomie, auf die Entwickelung der ganzen Thier- und Pflanzenwelt, auf das Menschengeschlecht und auf dessen Vervollkommnung ist, und wie viel von ihrer gründlichen Kenntniſs nach den einzelnen Beziehungen abhängt, so findet man die fleiſsige und aufmerksame Behandlung der kurz berührten Verhältnisse der Hydrographie von Seiten des Verfs. ganz an ihrem Orte. Die Flüsse haben gleichsam ein eigenthümliches Leben und unterscheiden sich von einander durch den höheren oder geringeren Grad der Entwickelung desselben und durch seine verschiedenen Modificationen.

Der Verf. deutet auch hier das Meiste nur kurz an, charakterisirt die Individualität der Flüsse durch lebendige Thatsachen und weiset zur genaueren Erkenntniſs auf die meisterhafte, vergleichende Darstellung des Inhalts und Ganges in *Ritters* Erdkunde. Seine Angaben verschaffen dem Leser eine klare Uebersicht von den Merkmalen jener Individualität und setzen ihn in den Stand, diese an jedem gröſseren Flusse nachzuweisen. Nach seinen Erörterungen über Eintheilungsgründe herrscht unter den Geographen wenig Bestimmtes; Ref. selbst bemerkt, daſs die meisten hiervon gar keine bestimmte Idee haben, da er in ihren Schriften entweder gar keinen Eintheilungsgrund berührt oder meistens nur höchst oberflächliche Bemerkungen mitgetheilt findet. Auch in etymologischer Bedeutung sind jene nicht klar; dem Verf. ist Fluſs ein Gewässer, welches hauptsächlich in Folge des Gefälles flieſst, Strom aber ein solches, worin sich die Masse und Gewalt des Wassers, der sogenannte Druck auf die Bewegung, zu erkennen giebt. Diese Merkmale sind übrigens nicht entscheidend genug, mögen also für des Verfs. Ansichten nicht unbedingt sprechen, indem man die meisten Flüsse in ihrem oberen und mittleren Laufe nicht Ströme nennen könnte. Läſst man den Unterschied zwischen kleineren und gröſseren Flüssen und ihrer Mündung gelten, so wird man sich des Begriffes „Strom" enthalten können.

Die Betrachtungen über die Fluſsnamen beziehen sich im Besonderen auf die Ermittelung dessen, was für Eigenschaften oder Beziehungen der Flüsse ihre Namen veranlaſsten: die Geschwindigkeit oder das Reiſsende, die Gröſse des Flusses, Farbe, Umgebung, Bette, Form und andere Momente führten die Namen herbei, wie durch einzelne, lehrreiche Beispiele dargethan wird. Zum Eigenthume des Flusses auſser dem Bette rechnet der Verf. das Uferland, über und unter der Erde und betrachtet die Sache als wichtiger, wie man glaubt, ohne diese Wichtigkeit durch besondere Beispiele zu begründen. Von allgemeinerem Interesse sind die Angaben über Fluſsfamilien, welchen Begriff er statt „Fluſssystem" einführt, womit jedoch nicht viel gewonnen ist: die Sache selbst behandelt er sehr gut, indem er die Eigenthümlichkeiten der Glieder einer Familie hervorhebt und die Verbindungen als bedeutungsvoll für Natur und Menschen darstellt. Die den Angaben zum Grunde liegenden Ideen regen zu umfassenderen Studien an und sind mit besonnener Aufmerksamkeit zu lesen, um die Beziehungen möglichst genau kennen zu lernen, welche maaſsgebend sind.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Schriften zur allgemeinen Erdkunde, von Dr. Georg Ludwig Kriegk.

(Schlufs.)

Die Betrachtungen der Flüsse nach dem verschiedenen Charakter ihres Laufes gehen gegen Ritters verbreitete Ansicht von dem oberen, mittleren und unteren Laufe, wofür man hier und da die Begriffe „hochgebirgig, mittelgebirgig und flach" gebraucht, und gegen die Meinung, dafs Flüsse, welche, wie die Wolga, ganz in Ebenen, oder wie die norwegischen, ganz in Gebirgen laufen, Individuen von verfehlter oder unvollendeter Bildung seien. Diese Ansichten betrachtet der Verf. als solche, welche die Geographie mit der Gefahr neuer, stabil werdender Irrthümer bedroheten. Unter Annahme des Charakters der Bodenform unterscheidet er Höhen- und Form-Charakter, welchen er dort in oberen, mittleren und unteren, hier in Gebirgs- oder Thäler-, Thalebenen und Ebenen-Lauf eintheilt; diese letzteren betrachtet er er im Besonderen: der Thäler-Lauf zeichnet sich durch grofses Gefäll aus, der Thalebenen-Lauf stellt sich stufenförmig, abwechselnd zwischen Stürzen, Giefsen und Fliefsen mit allen Eigenthümlichkeiten dieser Begriffe dar und der Ebenen-Lauf ist die eigenthümliche Beschaffenheit des Bettes. Die weiteren Angaben über diese drei Modificationen begründen des Verfs. Ansicht, welche durch einzelne Beispiele als richtig dargestellt wird. Refer. konnte sich mit der Annahme des oberen, mittleren und unteren Laufes nie recht befreunden und entwickelte bei seinem Unterrichte eine der Ansicht des Verfs. ganz ähnliche Betrachtungsweise, welche er von Seiten des Verfs. allseitig bestätigt findet. Läfst sie auch noch einzelne Unbestimmtheiten, so entspricht sie doch dem Wesen der Sache weit besser.

Zuletzt untersucht der Verf. den aufser der Wassermasse hervorgehenden Unterschied zwischen Ermattung, Ruhe und Zeit der regeren Thätigkeit und Kraft: die Jahreszeiten bedingen diese Verhältnisse, welche sich in den verschiedenen Zonen eben so verschieden gestalten: die Flüsse aller Zonen haben keinen sich stets gleichbleibenden Wasserstand; jedoch zeichnen sich die in der heifsen Zone durch regelmäfsigere Perioden aus. Hierbei hat jedoch der Verfasser einen Hauptumstand übersehen, nämlich die gröfsere oder geringere Bewaldung der Gebirge, in welchen die Quellen der Flüsse und ihrer Nebengewässer liegen und welche ihren Lauf begleiten; denn von dem Grade der Bewaldung hängt der Wasserstand der Flüsse vorzüglich ab und wird jedes der berührten Verhältnisse bestimmt. Auf diesen Umstand ist daher vorzüglich zu sehen, wenn die dabei obwaltenden Erscheinungen zureichend erklärt werden sollen: der Main und Rhein, jeder europäische Flufs dient zum Belege; man hat nicht nothwendig, nach Asien oder Amerika sich zu wenden.

Die Abhandlung über die Beziehung geographischer und ethnographischer Verhältnisse zum Handel und zur Fabrication enthält zwar höchst interessante Winke für die grofsartige Beziehung der Länder und Völker zu- und den Einflufs aufeinander; allein es sind die übrigen materiellen Interessen, namentlich der Ackerbau und die Gewerbe in jenem Verhältnisse übersehen, was als eine kleine Lücke anzusehen ist. Was der Verf. von der Einwirkung beider Verhältnisse auf das Wesen der Bevölkerung im Allgemeinen zu dem Einflusse derselben auf Industrie und Handelsverkehr sagt, findet Refer. für die erwähnten Gegenstände nicht maafsgebend, obgleich die gewählten Beispiele von Mitteldeutschland, der Rhein und die Elbe, sehr charaktervoll und geeignet sind, die Lebhaftigkeit des Verkehres nach jedem materiellen Verhältnisse der Völker darzustellen. Dafs die Bedeutung des Rheines

gröſser ist und die der Elbe weit überbietet, liegt am Tage; die Schwierigkeiten und Hemmungen der Schifffahrt auf letzterer werden in Folge ihres sich verringernden Wasserstandes und ihrer Versandung fast in jedem Jahre gröſser und vermehren sich mit der Verminderung der Gebirgswaldungen, wovon hier kein Beweis geführt werden kann. Die Angaben des Verfs. sind unfehlbar die Resultate fleiſsiger Studien und beruhen auf besonnenem Nachdenken: sie veranlassen zu lehrreichen Vergleichungen und umfassenden Studien, welche die berührte Sache in ein helleres Licht stellen müssen, als es wirklich der Fall ist: denn diese berührten Beziehungen sind noch zu wenig erforscht, als daſs sie auf allgemeine Grundsätze sich zurückführen lassen. Sie sind wichtig genug, die Forschungen der Geographen auf sich zu ziehen und durch diese erweitert zu werden, um ein gröſseres Publikum zu gewinnen.

Die 5te u. 6te Abh. beschäftigen sich mit den geographischen Verhältnissen in Bezug auf das innere Leben, auf das Gemüth des Menschen: sie berühren die vorherrschende Stimmung der Bewohner eines Landes, welche von der Naturbeschaffenheit des letzteren abhängt, und führen die Ueberschrift „ästhetische Geographie", eine Benennung, welche nicht leicht zu rechtfertigen sein dürfte, weil der Begriff „ästhetisch" dem Wesen der Sache nicht entspricht: dieses besteht in der unveränderlichen Uebereinstimmung zwischen der Erdoberfläche und dem Menschengeschlechte, ist ursprünglich und betrifft die physische und moralische, die geistige und wirthschaftlich-technische Kraft, also den ganzen äuſseren und inneren Menschen: es ist von höchster Wichtigkeit und noch lange nicht so erforscht, wie es nothwendig ist, um zuverläſsige Resultate aufstellen zu können. Die allgemeinen und besonderen Beziehungen des Menschen zur Erdfläche betreffen nicht bloſs die Verbreitung, sondern auch den erziehenden Einfluſs, indem die Erde den Menschen in seiner Kindheit langsam und weise erzogen, unterrichtet und stärker gemacht hat, als sie selbst ist; indem sie ihn bis dahin entwickelte, wo er zur eignen Kraft gelangt ist und sich ihrer bemächtigt, wo er der Gottheit unterworfen, Herr der Erdoberfläche ist. Hier erlaubt sich Refer. die Bemerkung, daſs der Verf. bei der umständlichen Betrachtung dieses Theils der Geographie, dieser Wechselbeziehung zwischen Erdoberfläche und Menschheit, jenes göttliche und unantastbare Element der Eigenthümlichkeit der Völker, jene Abhängigkeit des Menschen von einem höheren Wesen, das in der Natur waltet und welches jene Wechselbeziehung belebt, nicht gehörig hervorgehoben und die Wahrheit nicht begründet hat, in wie fern die Gottheit in der Natur ist und hierdurch die Einwirkung der Erde auf ihre Bewohner bedingt ist, wie Ritter so erhaben darstellt.

Ueber diese Sache hätte Refer. noch viel zu sagen, wenn es der Raum gestattete; allein er muſs es für eine andere Gelegenheit versparen und bemerkt bloſs, daſs bei der Darstellung der Leistungen *Ritters* in der Geographie für Wissenschaft und Bildung, für Schule und Leben der passendste Ort zu solchen Erörterungen wäre. Der Verf. deutet zuerst auf den Unterschied der Mittel hin, deren sich der Maler und der eigentliche Beschreiber, besonders der Dichter, bei der Darstellung der Länder bedient, und geht alsdann zu allgemeinen Bemerkungen über die landschaftlichen Charaktere und ihre Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Bodenform und der Pflanzendecke, zu dem besonderen Einflusse der Natur auf Sprache, Poesie und Kunst der Völker, zu dem moralischen und intellektuellen Einflusse über. Diese einleitenden Betrachtungen führen den Verf. zu der Darstellung ästhetischer Beziehungen, welche aus dem Formenwechsel des Bodens, aus der Pflanzenwelt, aus der in Meere, Seen und Flüsse vertheilten Feuchtigkeit, aus den Verhältnissen der Luft und des Klimas, aus der Thierwelt und mittelst des durch Belebung des Landes, Kultur des Bodens und historische Beziehungen einzelner Gegenden mitwirkenden Menschen sich ergeben. Alle Gegenstände sind zwar umfassend behandelt, aber nur in ihren Hauptresultaten berührt, weil die Darstellung des Speciellen zu manchem nicht ganz Erkannten geführt und weitläufige Erörterungen erfordert hätte.

Die bisherigen Mittheilungen betrafen meistens nur Allgemeines und zwar die Formen der Erdoberfläche: die nachfolgenden aber gehen in die Landschaften selbst ein, und beziehen sich im Besonderen auf die Formen und Farben der Pflanzenwelt, auf die Gewässer u. s. w. Manches hätte sich wohl noch kürzer und einfacher mittheilen lassen, wenn der Verf. nicht durch Vorliebe für das Studium dieses geographischen Theils hier und da zu Weitläufigkeiten sich

hätte verleiten lassen. Refer. bedauert, einzelne Partien nicht herausheben und an ihnen zeigen zu können, wie der Verf. bemüht ist, den Zusammenhang der Erdoberfläche mit dem Menschengeschlechte zu versinnlichen und im Besonderen darauf hinzuweisen, wie einzelne Gedanken zu ganzen Abhandlungen führen und in den von ihm mitgetheilten Resultaten außerordentlich viel Stoff zu weiteren Forschungen liegt; wie vorzüglich der Lehrer der Geographie in denselben viele Winke erhält, welche seinen Unterricht beleben und fruchtbar machen und wie er aus denselben sich einen reichen Schatz von Ideen und Ansichten für weitere, gründliche Studien verschaffen kann. Möge die Schrift hinsichtlich dieses Gesichtspunktes fleißig benutzt und zu diesem Behufe in die Hände möglichst vieler Sachkenner kommen, um das Gute zu stiften, welches ihr Verf. beabsichtigt hat. Refer. hat sie zu eigener Belehrung mit steigendem Interesse gelesen. Papier und Druck zeichnen sie gleich aus; der Preis ist übrigens hoch.

Reuter.

VII.

Erklärung der Pastoralbriefe, mit besonderer Beziehung auf Authentie und Ort und Zeit der Abfassung derselben, von Conr. Stephan Matthies, Dr. und Prof. der Theol. an der Königl. Univers. zu Greifswald. Greifswald, bei Ernst Mauritius. 1840. *VI.* 594.

Die Zweifel, welche in der neuern Zeit gegen die Aechtheit der Pastoralbriefe erhoben worden sind, müssen auch von denjenigen, welche ihren Glauben an den paulinischen Ursprung und Charakter dieser Briefe nicht wankend machen lassen, für so wichtig gehalten werden, daß keine neue Bearbeitung derselben es unterlassen kann, in eine nähere Untersuchung der noch immer obschwebenden kritischen Frage einzugehen. Auch Hr. D. Matthies hat dieselbe, wie schon der Titel seines Werkes es ausspricht, zu seinem leitenden Gesichtspunkt gemacht. Sein Commentar ist im apologischen Sinne geschrieben, aber es wird von ihm nicht nur das Recht, das die Kritik gegen diese Briefe geltend macht, vollkommen anerkannt, sondern auch die Sache der Vertheidigung auf eine so würdige und umsichtige Weise geführt, daß eine solche Untersuchung, wie auch ihr Resultat sein mag, nur zur Förderung der Sache dienen kann. Ref. sieht sich zwar nicht veranlaßt, seine Ansicht von der ganzen Beschaffenheit dieser Briefe zu ändern, spricht aber gern die Anerkennung aus, daß der hier aufs neue gemachte Versuch, diese Briefe als paulinische zu rechtfertigen, sobald man sich auf den Standpunkt stellt, von welchem der Hr. Verf. ausgeht, als ein grossentheils sehr gelungener zu betrachten ist. Nur um so mehr hat sich aber dem Ref. bei der Beschäftigung mit dem Werke des Hrn. Verfs. die Ueberzeugung aufgedrungen, wie viel bei einer Frage, wie die vorliegende ist, davon abhängt, auf welchen Standpunkt man sich stellt, indem die allgemeine Ansicht, die man zu dem Einzelnen schon mitbringt, die Auffassung desselben bedingt, und den durchgreifendsten Einfluß auf die ganze Behandlung der Sache haben muß. Ref. glaubt in dieser Hinsicht zwei Standpunkte unterscheiden zu müssen, je nachdem entweder das exegetische oder das historische Interesse das überwiegende ist. Sieht man in der Frage, um welche es sich hier handelt, vorzugsweise eine exegetische Aufgabe, sucht man demnach diese Briefe als paulinische, wofür sie sich ja ausgeben, und woran man zu zweifeln, zunächst keine Ursache hat, aus sich selbst, und aus dem ganzen Zusammenhang der paulinischen Briefe, in welchen sie hineingehören, zu erklären, so wird man es nicht zu schwer finden, das Eine um das Andere als paulinisch zu rechtfertigen; die Möglichkeit ist ja immer vorhanden, auch das Abweichende und Unterscheidende als eine neue Form der paulinischen Individualität anzusehen, und je mehr man so von Stelle zu Stelle fortschreitet, desto mehr wächst auch das Vertrauen zu einer solchen Rechtfertigung, man wird allmälig mit der Kritik immer unzufriedener, und die Klagen über ihre Willkür werden immer häufiger und stärker, wie denn auch der Hr. Verf. in der Bestreitung der Aechtheit dieser Briefe zuletzt nur eine „moderne kritische Sitte" sieht (S. 454). Hat man dagegen statt des exegetischen Interesses vorzugsweise ein historisches, so wird man sich auch von vorn herein in einen weitern und freieren Gesichtskreis hineinstellen, und es nicht vermeiden können, dem nächsten Anschein nach zwar weit auseinanderliegende, aber doch in unverkennbarer Verwandtschaft stehende

Erscheinungen in ihrer steten gegenseitigen Beziehung aufzufassen, und je mehr man so von Schritt zu Schritt immer wieder an eine spätere Zeit erinnert wird, und durch die ganze Umgebung sich in sie hineinversetzt sieht, wird die Schwierigkeit, mit diesen Briefen in der paulinischen Zeit stehen zu bleiben, immer gröfser und drückender, und es ist nichts natürlicher, als dafs man auch in solchen Stellen, die für sich selbst allerdings nichts beweisen, aber im Zusammenhang des Ganzen betrachtet, auch eine andre Bedeutung gewinnen, eine Bestätigung der allgemeinen Voraussetzung, zu welcher man sich genöthigt sieht, zu finden glaubt. Je verschiedener das Interesse dieser beiden Standpunkte ist, desto weniger kann man aus dem Zusammenhang des einen in den des andern willkürlich übergehen, und es ist daher auch eine natürliche Forderung der Billigkeit, dafs man sich, wenn der eine der beiden Standpunkte von dem andern aus beurtheilt werden soll, so wenig als möglich an Einzelheiten hält, sondern immer zugleich das Ganze ins Auge fafst. Ref. wird daher, ohne in das Einzelne, weiter als nöthig ist, einzugehen, einige der Hauptmomente hervorheben, über die Ansicht des Hrn. Vfs. referiren, und die Bedenken, die sich dabei aufdringen, kurz bemerklich machen.

Eins der wichtigsten Momente, um welche es sich bei einer richtigen Auffassung der Pastoralbriefe handelt, sind unstreitig die Häretiker, welche in diesen Briefen als eine sehr bedeutende Zeiterscheinung characterisirt werden. Der Hr. Verf. spricht von ihnen zuerst in der allgemeinen Einleitung in die Pastoralbriefe S. 28 f. Er wendet gegen die Ansicht des Ref. ein, dafs wenn Ref. in so manchem theils überhaupt Beziehungen auf gnostische Lehrpunkte oder Grundsätze, theils besondere Entgegnungen auf die marcionitische Irrlehre, theils auch ganz unfreiwillige Aeufserungen der eigenen gnostischen Anschauungsweise des Verfs. deutlich zu sehen glaubt, dies doch sicherlich keine ausgemachte Thatsachen seien, keine objective in und aus sich klare Erscheinungen, also keine unzweideutige Zeugnisse, sondern eigenthümliche Ansichten von der Sache. Dagegen sei mit Recht einzuwenden, dafs allerdings manches aus den Pastoralbriefen zur Polemik gegen gnostische Irrlehren benutzt werden könne, aber keineswegs nur aus einer solchen Beziehung in jenen Briefen zu erklären sei u. s. w. Dies ist gewifs sehr im Allgemeinen gesprochen, gleichwohl glaubt der Hr. Verf. schon hieraus S. 39 wo er wieder auf diesen Punkt zurückkommt, die Folgerung ziehen zu dürfen, was die Pastoralbriefe in Ansehung ihrer polemischen Seite betreffe, sei dabei weder im Allgemeinen an gnostische, noch im Besondern an marcionitische Gegensätze zu denken, und hiernach werde man nun wohl überhaupt von ausgebildeten nachapostolischen Erscheinungen absehen müssen. Nachdem auf diese Weise der in Frage stehende Gegenstand, ohne irgend eine nähere Untersuchung, voraus im Allgemeinen abgeurtheilt ist, fährt der Hr. Verf. weiter so fort: Aus der Polemik, wie sie in allen drei Pastoralbriefen wesentlich gleiche Grundzüge erkennen lasse, ergebe sich summarisch, dafs der Verf. es mit Menschen zu thun habe, welche sich zwar dem Christenthum angeschlossen hatten, da sie ja sonst nimmermehr inmitten der evangelisch-kirchlichen Lebenssphäre eine solche aufregende Bedeutung und gefährliche Stellung hätten erlangen können, aber mit eigennütziger selbstverblendeter verderblicher Tendenz fremdartige Elemente dem christlichen Wesen und Wandel einzufügen suchten. Sie werden als Anderslehrende, als Irrlehrer bezeichnet und zu besondern Merkmalen ihres Wesens und Strebens dienen die μῦθοι und γενεαλογίαι u. s. w. Wir haben demnach als characteristische Eigenheiten dieser Irrlehrer besonders Folgendes anzusehen, dafs sie theosophischen Grübeleien, phantastischen Einbildungen, selbstsüchtigen Ereiferungen ergeben waren, ferner an ascetischen Satzungen, traditionellen Bestimmungen und ceremoniellen Formen ängstlich festhielten, dabei aber mit ihrer vermeintlich tiefern Gottes- und Gesetzes-Erkenntnifs die praktische Gesinnungs- und Handlungsweise im argen Widerstreit erscheinen liefsen. Als ursprüngliche Anhänger einer jüdischen, von orientalisch-theosophischem Einflusse inficirten und nach den herrschenden Partheirichtungen mannigfach modificirten Geheimlehre haben sie ihre phantastischen Schwärmereien, ceremoniellen Satzungen und ascetischen Grundsätze mit der christlichen Lehr- und Lebensweise zu vermischen gesucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Erklärung der Pastoralbriefe, mit besonderer Beziehung auf Authentie und Ort und Zeit der Abfassung derselben, von Conr. Stephan Matthies.

(Fortsetzung.)

Sie dürfen demnach nicht wie eine fertige mit diesem oder jenem Wahrzeichen ausschliefslich versehene Secte betrachtet, aber auch nicht mit der einen oder andern der damaligen Parteien, nach Abrechnung der christlichen Ingredienzien, indentificirt werden, ja es wäre ein durchaus verkehrtes, aller objectiven Nöthigung ermangelndes Bestreben, wenn man die mancherlei Züge der Irrlehrer, welche in den Pastoralbriefen hervortreten, nach den Merkmalen einer einzelnen bekannten Partei ohne weiteres abmessen wollte, da vielmehr die erwähnten mit christlichem Scheinwesen umkleideten verschiedenartigen Geistesstoffe, wenngleich sie traditionelle Bestandtheile und nicht minder gewisse Keime späterer häretischer Richtungen in sich schlossen, vorerst doch noch in unbestimmtem kritischem Gährungsprocesse begriffen waren. Sei es aber einmal auf eine Vergleichung mit spätern Erscheinungen abgesehen, so liege es allerdings nahe, an die sogenannten Clementinen wegen der darin vorherrschenden theosophischen judaistischen Richtung zu erinnern, und noch bei weitem eher, besonders mit Rücksicht auf Ort und Zeit an Corinth, u. s. w. Nimmt man Dies und Anderes, was der Hr. Verf. in gleichem Sinne weiter ausgeführt hat, zusammen, so hat man in der That Mühe, die verschiedenen Richtungen, zwischen welchen der Hr. Verf. hin und hergezogen wird, zur Einheit der Vorstellung zu verbinden, und man kann sich diese Schwierigkeit nur daraus erklären, dafs der Hr. Verf. selbst im Streite mit sich ist, wie er diese Sectirer einerseits als Gnostiker anerkennen und andererseits doch nicht zu den eigentlichen Gnostikern werden lassen soll. Die in Frage stehenden γενεαλογίαι weisen uns, sagt der Hr. Verf. S. 167 f., auf höhere Geistergenealogien hin, d. h. auf die Wahngebilde von den verschiedenen Klassen, Abstammungen und gegenseitigen Verhältnissen der himmlischen Geister, die einen besondern Lehrpunct unter den Fabeleien der Irrlehre waren, und es fällt in die Augen, wie viel Aehnliches zwischen den schon damals vorhandenen Richtungen und den spätern gnostischen offenbar der Sache nach, d. h. in Betreff der eingebildeten Objecte stattfand. Wäre daher nur erweislich, dafs die γενεαλογίαι nebst den verwandten Begriffen ζητήσεις und μῦθοι nur in der Beziehung zu vollständig ausgebildeten Aeonenlehren sprachlich und sachlich eine passende Erklärung finden könnten, so wäre hiermit, wie sich von selbst versteht, ein sicheres Merkmal der Unächtheit unsers Briefs und der beiden an Timotheus entdeckt (S. 169). Was fehlt denn aber zu diesem Beweis? „Es ist der bedeutsame Unterschied nicht aufser Acht zu lassen, dafs die Vorstellungen von den höhern Geistern auf dem Gebiete der Pastoralbriefe noch nicht in Systemen entwickelt und zusammengefügt waren, sondern dafs sie das Ansehen loser stoffartiger Gebilde hatten, dafs ihnen demnach, obgleich sie die Elemente oder Grundstoffe für weitere Bildungen enthielten, dennoch eben diejenige Form abging, welche sie als Bestandtheile des Gnosticismus haben. Aus diesem Mangel einer systematisch und characteristisch in sich abgerundeten Form erklärt es sich, dafs mehrere Bezeichnungen der Irrlehre, wiewohl sie dem mit der Sache bekannten Titus gegenüber deutlich und treffend sein mochten, für uns etwas Unbestimmtes und Vieldeutiges haben, was jedoch nicht sowohl gegen als vielmehr für die Sache spricht, da ja dieselbe in elementarischer, wenig entwickelter Beschaffenheit aufzufassen ist." (S. 169). Dafs also jene ächt gnostischen Vorstellungen noch nicht die

teien, in welchen der Streitende a priori Unrecht hat, und der Name αἱρετικὸς eben diefs aussagt, dafs die Häresie an sich das Verwerfliche ist, wie hier unstreitig der Ausdrück αἱρετικὸς gebraucht ist, solche Häretiker gab es erst seit einer bestimmten Zeit, nämlich seit der Zeit, seit welcher man unter Häresen nicht mehr Streitigkeiten und Parteiungen überhaupt verstund, sondern nur solche, die sich auf den Glauben der herrschenden Kirche beziehen, d. h. seitdem die Gnostiker schlechthin als die ersten Häretiker galten.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Rutilii Claudii Namatiani de reditu suo libri duo. Rec. et illustr. A. W. Zumptius. Berol. Dümmler. 1840. 8. 230 *S.*

Ungeachtet der zahlreichen Ausgaben klassischer Schriftsteller des Alterthums sind wir doch noch ziemlich weit von der Erreichung des mäfsigsten Wunsches und Bedürfnisses in der Philologie entfernt, nämlich davon, eine Reihe von Handausgaben zu besitzen, welche einen auf besonnene Kritik und auf Handschriften gestützten Text geben, in welchem man beim Nachlesen und Nachschlagen gleich erkennt, was zuverlässige Lesart, was blofse, wenn auch *nothwendig scheinende* Emendation sei; denn wie manche allgemein angenommene Conjectur ist durch spätere Forschung wieder verworfen und die vermeintlich fehlerhafte Lesart wieder hergestellt; man gedenke nur z. B. der Texteskritik Ernesti's, des tüchtigen gründlichen Kenners ciceronianischer Latinität. Hat nun die neuere Zeit mit all' ihrem Forschen nach kritischen Hülfsmitteln diesem Mangel nicht einmal in Betreff der gelesensten Autoren bis jetzt ganz genügend abgeholfen; so ist dies natürlich bei den spätern, weniger gelesenen Autoren noch weniger der Fall und vorliegende Ausgabe des Rutilius daher ein willkommner Beitrag dazu. Seit Wernsdorf hat sich dieses Dichters Niemand angenommen, und wenn der Text durch ihn auch sicherer geworden war und gewonnen hatte, so war er doch noch keineswegs durch eine gleichmäfsige Kritik zuverlässig: dies haben wir nun durch vorliegende Ausgabe erreicht. Der Text in derselben ist auf die einzige noch vorhandene Wiener-Handschrift und besonders auf die secunda manus derselben gestützt, neben welcher überall die Lesarten der editio Romana 1523 als übereinstimmend mit der wahren editio princeps Bononiensis, die aus einem nicht mehr vorhandenen codex Bobiensis flofs und als Grundlage der Ausgaben bis Wernsdorf anzusehen ist, angegeben sind. Durch consequente Durchführung des Grundsatzes keine Conjectur aufzunehmen, wo die Lesart der Handschrift vertheidigt werden kann oder die Verbesserung sehr willkührlich bleibt, und durch Genauigkeit in der Angabe der Lesarten haben wir somit einen sichern zuverlässigen Text gewonnen. Diesen Text hat der Herausgeber nun in einem sehr schätzbaren gründlichen Commentar erläutert, der zugleich die Conjecturen früherer Herausgeber und ihre Abweisung enthält. Nur Eins möchten wir an dem Commentar aussetzen, dafs derselbe nämlich für ein so unbedeutendes opusculum, als dies Bruchstück des Rutilius, zu reich ausgefallen ist, weshalb einerseits die Ausgabe den der Wichtigkeit des Autors angemessenen Umfang überschreitet, anderseits die schätzbaren Anmerkungen selbst weniger werden bekannt und benutzt werden, als sie wohl verdienen. Wenn es schon ein Uebelstand ist, dafs man in den Commentaren der gelesensten Schriftsteller so viel für die Kritik und das Verständnifs des Autors selbst Entbehrliches findet, so ist dies bei weniger gelesenen noch übler, wo man gern nur das Unentbehrliche liest; bei diesen mufs die Erklärung sich kurz und bündig auf das beschränken, was dem Schriftsteller und seiner Zeit eigenthümlich ist und wozu die Kritik nöthigt; jede blofs gelegentliche Bemerkung, die allgemeineres sprachliches Interesse hat (wie v. 27 nescire, 37 terrena) oder den Sprachgebrauch der frühern Zeit betrifft (wie vs. 379 ludere, vs. 391 damnari mit dem Abl.), sowie die Erläuterung von Sachen, für die der Autor nicht gerade eine Hauptstelle enthält (wie z. B. hier manche historische und geographische Notizen) — Alles dies scheint uns in dem Commentar eines solchen Schriftstellers eine Verschwendung, weil man es da selten suchen wird und weil es die ohnehin nicht sehr anziehende Lektüre zeitraubender macht. Die grofsartigste Verschwendung in dieser Manier ist der bekannte Commentar des Salmasius zum Solinus, mit dem wir jedoch den vorliegenden in dieser Beziehung keineswegs vergleichen wollen. Dagegen müssen wir rühmend erwähnen, dafs das, was Rutilius in sprachlicher und sachlicher Beziehung Eigenthümliches hat, hier seine genügende Erledigung ohne überflüssige Breite findet, und sich daher viele sehr brauchbare Bemerkungen sowohl über die Staatsverhältnisse damaliger Zeit, als über den Sprachgebrauch der spätern Dichter in Vergleich mit den früheren in diesem Commentare finden, auf welche wir alle, die sich mit dem Studium der römischen Kaiserzeit besonders beschäftigen, aufmerksam machen wollen; z. B. über die gradus dignitatis vs. 171, den praefectus urbis vs. 161, die praefectura vicaria 499, die comites illustres 507, den magister officiorum 563, die tribuni militum 561 u. a. m. Doch gehört als nothwendige Ergänzung des Commentars in dieser Beziehung zu der vorliegenden Ausgabe noch die kurz vorher erschienene Dissertation des Herausgebers über seinen Dichter. —

v. Gruber.

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Erklärung der Pastoralbriefe, mit besonderer Beziehung auf Authentie und Ort und Zeit der Abfassung derselben, von Conr. Stephan Matthies.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter nicht minder wichtiger Punct, welcher in der Kritik der Pastoralbriefe in Betracht kommt, begreift alles dasjenige in sich, was sich in diesen Briefen auf das kirchliche Regiment und die äufsern kirchlichen Institutionen bezieht. Dieses zweite Moment steht mit dem ersten in einem sehr engen innern, durch die Natur der Sache selbst gegebenen Zusammenhang, wie der Hr. Verf. selbst anerkennt (S. 47): „Wo einmal in Folge des rege gewordenen innern Widerstreits die äufsere apostolisch-evangelische Bekämpfung mit negativer und positiver Geisteskraft eintreten mufste, da war zur Förderung des evangelischen Sachstandes vornehmlich die kirchliche Gemeindebefestigung, sowohl in den Lehr- und Glaubenspuncten als auch in den Verwaltungs-Angelegenheiten nach allen noch nicht genug begründeten Seiten hin auf das Eifrigste und Vorsichtigste zu betreiben, und Evangelium und Kirche gegen fernere fremdartige Einflüsse und gefährliche Beeinträchtigungen möglichst zu schützen". Diefs war allerdings der Gang der Sache im Laufe des zweiten Jahrhunderts. Die Gnostiker, als die ersten eigentlichen Häretiker, gaben den mächtigsten Anstofs zur Begründung der bischöflichen Verfassung. Gab es nun Häretiker ganz derselben Art schon im Zeitalter des Apostels Paulus, so wäre es ganz in der Ordnung gewesen, dafs schon damals auf die gleiche Weise auf eine bestimmtere Organisirung der christlichen Kirche gedrungen wurde. Je zweifelhafter aber jene Voraussetzung immer wieder wird, desto bedenklicher müssen wir schon aus diesem Grunde gegen das Andere werden, das erst durch jene Voraussetzung seinen geschichtlichen Halt und Zusammenhang erhalten soll. Wenn nun aber dieses Letztere noch überdiefs, auch wenn wir es für sich betrachten, Zweifel und Bedenken genug erweckt, so mufs es als ein um so stärkeres Argument gegen die Aechtheit der Pastoralbriefe angesehen werden. Eine höchst auffallende Erscheinung bleibt es gewifs immer, dafs der Apostel Paulus gerade nur in diesen Briefen mit so grofsem Ernst und Nachdruck auf kirchliche Institutionen dringen soll, für welche er in allen denjenigen Briefen, die uns als der sicherste Maafsstab der Beurtheilung seines apostolischen Wirkens gelten müssen, so nahe ihm auch die Veranlassung bei einer Gemeinde, wie namentlich die korinthische war, liegen mufste, nicht das geringste Interesse zeigt, und je tiefer der Mangel eines solchen Interesses in dem ganzen Geist und Charakter des paulinischen Christenthums begründet zu sein scheint, desto vorsichtiger sollte man sein, ihn zum Urheber und Beförderer von Institutionen zu machen, welche bald genug zeigten, in welcher nahen Verwandtschaft sie mit der hierarchischen Tendenz des Judenthums stehen. Das Eigene dieser Erscheinung in den Pastoralbriefen nöthigt die Vertheidiger ihrer Aechtheit, sich nach besondern Motiven umzusehen, welche den Apostel hier gerade zu einer solchen Pastoralinstruction bestimmt haben sollen. Der Hr. Verf. bemerkt in dieser Beziehung, es sei sicherlich gerade für diese Gemeinden, zumal in solchen an evangelische Organe und Apostelgefährten gerichteten Privatschreiben, besonders dringend und heilsam gewesen, dafs auf die Organisirung der kirchlichen Verhältnisse das sorgsamste Augenmerk gerichtet wurde. Allein theils vermifst man die nähere Nachweisung eines solchen speciellen Bedürfnisses, theils hängt das hierüber Bemerkte selbst wieder mit erst in Frage stehenden Voraussetzungen zusammen, wie ja auch schon das Moment, dafs diese Briefe als Pri-

vatschreiben um so mehr Anlafs zu solchen Vorschriften gegeben haben, von selbst hinwegfällt, sobald man bedenkt, dafs nicht die Form des Schreibens den Zweck, sondern vielmehr nur der Zweck das Schreiben selbst bestimmt haben kann. Ref. hebt, um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, nur einen Punct hier noch hervor. In der Stelle 1. Tim. 1, 3. bestimmt der Hr. Verf. den Sinn so, dafs Timotheus, nach dem Auftrage des Apostels in Ephesus bleiben sollte, zunächst nach Macedonien reisend, oder als er nach Macedonien zu reisen im Begriffe stand. Dieser Erklärung wird, obgleich der Hr. Verf. anerkennt, dafs die gewöhnliche Auffassung, bei welcher πορευόμενος auf das in παρεκάλεσα enthaltene Subject, also auf Paulus bezogen wird, so dafs Paulus, als er gerade nach Macedonien reisen wollte, an Timotheus jenen Auftrag gegeben hätte, grammatisch durchaus richtig sei, gleichwohl der Vorzug gegeben, wie es nach dem Commentar zu sein scheint, einzig nur aus dem exegetischen Grunde, dafs πορευόμενος erst nach ἐν Ἐφέσῳ und nicht schon bei παρεκάλεσα steht. Dafs aber dabei doch noch ein anderes, als ein rein exegetisches Interesse im Spiel ist, ist aus den Schlufsbemerkungen zum ersten Brief an Timotheus S. 445 f. zu ersehen, indem es nur bei der von dem Hrn. Verf. vorgezogenen Erklärung möglich ist, dem bei der gewöhnlichen Erklärung stattfindenden Uebelstand auszuweichen, dafs der Apostel nach Ap. Gesch. 19, 22. den Timotheus von Ephesus aus nach Macedonien vorangeschickt hatte, und sodann nach 2 Cor. 1, 1. mit ihm in Macedonien wieder zusammentraf. Gegen eine solche Ausgleichung der Stelle 1. Tim. 1, 3. mit der Apostelgeschichte wäre nichts einzuwenden, wenn die beiden hier in Frage stehenden Erklärungen gleich zulässig wären; allein der Hr. Verf. läfst sich durch sein harmonistisches und apologetisches Interesse nicht nur dazu verleiten, von der gewöhnlichen Erklärung, welche er doch im Commentar eine grammatisch durchaus richtige genannt hat, nun im Widerspruch mit sich selbst zu sagen, sie lasse sich sprachlich nicht rechtfertigen, sondern auch eine Erklärung zu geben, welche in Ansehung der Sprache und Sache auf keine Weise angenommen werden kann. Was auch der Hr. Verf. zur Rechtfertigung der Construction, dafs πορευόμενος, ungeachtet seiner Beziehung zu dem Accusativ σε im Nominativ steht, sagen mag, es bleibt an sich schon äufserst hart, den Satz πορευόμενος u. s. w. auf Timotheus zu beziehen, allein der Hr. Verfasser scheint dabei noch überdiefs übersehen zu haben, dafs der Apostel sich gar nicht so ausgedrückt haben kann, wenn nicht seine Worte nothwendig den Sinn bekommen sollten, Timotheus sollte auf der Reise nach Macedonien, also in Macedonien, das thun, was er ihm hier aufträgt, indem, sobald πορευόμενος nicht mit σε zusammen construirt ist, nichts anders übrig bleibt, als πορευόμενος εἰς Μακεδονίαν ἵνα παραγγείλῃς u. s. w. zusammenzunehmen. Gesetzt aber auch, die Stelle sei so zu nehmen, wie sie der Hr. Verf. construirt und erklärt, so entsteht ja noch die weitere Schwierigkeit, dafs man sich durchaus keinen vernünftigen Grund denken kann, warum der Apostel diese Bestimmung πορευόμενος u. s. w. noch hinzusetzt; welche Beziehung hätte denn diefs auf die Sache selbst, wie müfsig und zwecklos wäre also dieser ganze Satz? Die einfache und natürliche Erklärung, bei welcher der unbedeutende Umstand, dafs πορευόμενος u. s. w. erst nach ἐν Ἐφέσῳ steht, gegen jene Härten und Schwierigkeiten gar nicht in Betracht kommt, gibt ohne allen Zweifel nur den Sinn, dafs der Apostel, als er nach Macedonien reiste, den Timotheus mit dem angegebenen Auftrage in Ephesus zurückliefs. Steht aber diefs fest, so ist es von höchst wichtiger Bedeutung für die Auffassung der in dem Briefe gegebenen Pastoralinstruction. Mag es allerdings der Hr. Verf., wie er S. 446 sich ausspricht, im höchsten Grade unwahrscheinlich finden, dafs der Apostel, nachdem er fast drei Jahre in Ephesus verweilt hatte, sogleich nach seiner Abreise zum Behufe einer vollkommenen Gemeindeorganisirung diesen Brief dorthin geschrieben und einen baldigen Besuch versprochen haben soll, während er nichtsdestoweniger nach der entgegengesetzten Seite hin, nämlich nach Macedonien, reiste, welches Recht giebt denn diese Unwahrscheinlichkeit dem Ausleger des Briefs, ihr zu lieb, von der einzig natürlichen Erklärung jener Stelle abzugehen, und eine ganz unnatürliche aufzustellen? Es bleibt also, wenn man nicht mit der gröfsten Willkür verfahren will, bei dieser so grofsen Unwahrscheinlichkeit, und eben diefs ist es, was gegen den apostolischen Ursprung des Briefs aufs entschiedenste spricht. Ref. trägt sogar kein Bedenken, selbst in Beziehung auf die Stelle 1. Tim. 4, 14. auf die Seite des von dem Hrn. Verf. bestrittenen katholischen Erklärers

Mack zu treten, und sich nach dem Sinne des Verfs. dieses Briefs den Hergang ganz so zu denken, wie ihn Mack angibt, dafs, als der Apostel Anstalt machte, Ephesus zu verlassen, und es sich darum handelte, wer während seiner Abwesenheit der Gemeinde und ihren kirchlichen Dienern vorstehen sollte, Timotheus zum einstweiligen Bischof an des Apostels Stelle eingesetzt wurde. Bei welcher andern wichtigeren und passenderen Veranlassung hätte der 1. Tim. 4, 14. erwähnte feierliche Art stattfinden sollen, und welche natürliche Beziehung erhalten so die schon 1, 18. erwähnten *προάγουσαι προφητείαι* zu dem dem Timotheus gegebenen Auftrage? Ganz richtig erklärt Mack 4, 14. *διὰ προφητείας* „wegen Prophezeiungen" sofern sie nämlich die Ursache waren, aus der dem Timotheus das Charisma der Amtsführung mitgetheilt wurde, und der Hr. Verf. weicht auch hier ohne alles Recht von dem grammatischen Sinne ab. Wie kann *διὰ προφητ.* „unter Prophezeiung" genommen werden, wenn doch die *προφητείαι* selbst, als *προάγουσαι*, wie sie 1, 18. heifsen, nicht auf ein „unter", sondern ein „nach" oder „wegen" hinweisen. Sie waren also die vorangehende Ursache. Sehr gleichgültig ist es dagegen, ob man bei dem Ausdruck *πρεσβυτέριον* den Begriff des Collegiums mehr oder minder scharf hervorhebt, und ihn für einen blofsen Collectivbegriff erklärt: die Presbyter bilden auch so eine Einheit und stehen dem Timotheus als Collegium zur Seite. Mit Einem Worte, Mack hat hier vollkommen Recht, und wenn der Hr. Verf. demselben S. 347 zu Gemüthe führt: „auf grammatisch-historischem Wege werden solche Resultate schwerlich zu erlangen sein, aber die kirchlich-divinatorische Interpretation sei freilich in ihren freien Explicationen an Aufschlüssen reich" so ist dieser protestantische Eifer gegen den katholischen Interpreten sehr am unrechten Ort. In Wahrheit ist hier die Explication des Katholiken eine freie, wenn der Protestant durch falsche Voraussetzungen und fremdartige Rücksichten sich selbst die Hände bindet, und sich in eine ganz unfreie Stellung zu seinem Object begibt. Es ist nicht, wie der Hr. Verf. S. 347 sagt, blos die haltlose Vermuthung Macks, welche deutlich eine willkürliche Vermischung späterer Gemeindeverhältnisse mit den apostolischen durchscheinen läfst, sondern der Brief selbst läfst sie durchscheinen, und der katholische Erklärer trifft so von selbst das Wahre, da der Brief derselben späteren Zeit angehört, deren Verhältnisse der Katholik immer vor sich hat. Die Exegese des Hrn. Vfs. würde bei den die kirchliche Verfassung betreffenden Stellen noch vielfachen Stoff zu Gegenbemerkungen geben, Ref. erlaubt sich bei diesem Punct nur noch eine Bemerkung über die Wittwen c. 5., um seine Erklärung gegen den Widerspruch des Hrn. Verfs. durch die Nachweisung der Schwierigkeiten, in die sich derselbe verwickelt, zu rechtfertigen. Sie treten besonders 5, 9. hervor, wo der Hr. Verf. keine Vorschrift gegen Deuterogamie, oder die sogenannte successive Polygamie, annehmen zu können glaubt, und zwar hier besonders aus dem Grunde, weil ja v. 14. den jungen Wittwen ausdrücklich befohlen werde, wieder zu heirathen, also eine zweite Ehe einzugehen. Wenn daher durch diese, nach der Vorschrift des Apostels, jenes *καταλέγεσθαι* für immer ausgeschlossen sein solle, nun warum werde denn den jungen Wittwen durch die anempfohlene zweite Ehe geradezu die Möglichkeit genommen, dermaleinst jenes *καταλέγεσθαι* zu erlangen? Werde nur die einmalige Verheirathung im Gegensatz zu der Deuterogamie urgirt, so erscheine diese Vorschrift ganz formell, blos negativ, und es wäre dagegen ohne Zweifel die positive Bestimmung der Enthaltsamkeit, treue, sittliche Selbstbeherrschung hier bei weitem mehr an Ort und Stelle gewesen. Der Hr. Verf. stimmt daher der Wegscheider'chen Erklärung bei, nach welcher zu übersetzen ist: „die Eines Mannes Weib, immer nur mit Einem Manne in der Ehe lebte, nur Einem treu blieb" mit der hinzugefügten Bemerkung, dafs die Vorschrift von dem durchaus fleckenlos gebliebenen monogamischen Verhältnisse der Wittwe zu verstehen sei, wobei das einmalige oder zweimalige Verheirathetgewesensein, vorausgesetzt dafs letzteres ohne sittlichen Anstofs bestanden habe, ganz aufser Acht gelassen sei. Wie läfst sich aber denken, dafs diefs durch die Worte *ἑνὸς ἀνδρὸς γυνὴ* ausgedrückt sein soll, so dafs der Ausdruck von dem Einen, dafs eine Frau successive wenigstens auch mit mehreren Männern verheirathet sein könne, den Worten nach das gerade Gegentheil sagt, und das Andere, dafs es in diesem Verhältnifs einzig nur auf die ehrliche Treue ankomme, wenigstens nicht ausdrücklich gesagt ist? Läfst sich eine solche Unbestimmtheit in einer Instruction voraussetzen, welche doch sonst bestimmte Vorschriften ertheilt? Und wie ist es möglich,

auch schon den Satz: ἑνὸς ἀνδρὸς γυνή, ohne irgend eine Andeutung, dafs er so zu nehmen ist, in sittlichem Sinne zu verstehen, wenn doch die eigentlich sittlichen Bestimmungen erst nachfolgen? Da nun offenbar auch nicht an eine Vorschrift gegen die eigentliche Polygamie zu denken ist, so bleibt nur die von dem Ref. gegebene Erklärung übrig, über welche der Hr. Verf. sehr unbillig urtheilt. Er kann nicht läugnen, dafs Wittwen, welche in keuscher Enthaltsamkeit beharrten, den Jungfrauen wieder gleichgestellt wurden, will auch zugeben, dafs nicht blos überhaupt die gottgeweihten Frauenspersonen, sondern insbesondere auch die dazu gehörigen παρθένοι mitunter χῆραι heifsen, stöfst sich aber schon daran, dafs diefs auf der einzigen Stelle des Ignatius ad Smyrn. c. 13. beruhe (wie wenn ein so klares und bestimmtes Zeugnifs so gering zu achten wäre! Es ist jedoch nicht einmal richtig, dafs diefs die einzige Stelle ist, Ref. hat noch eine andere, die dasselbe bezeugt, aus Tertullian angeführt). Allein, fährt der Hr. Verf. fort, dafs αἱ νεώτεραι χῆραι, oder blos αἱ νεώτεραι im kirchlichen Sprachgebrauch des zweiten Jahrhunderts jene Jungfrauen bezeichne, sei nichts weniger als ausgemacht, und andererseits hiefsen die Jungfrauen, welche sich in ihrem rein geistlichen Interesse der Ehe enthielten, späterhin wirklich χῆραι, so bilde doch hier in dem betreffenden Abschnitte αἱ ὄντως χῆραι und αἱ νεώτεραι χῆραι durchaus nicht einen solchen Gegensatz wie Wittwen und Jungfrauen. Ref. mufs gestehen, dafs er hier nicht recht weifs, wie er die Worte des Hrn. Verfs. zu nehmen hat. Sollen denn χῆραι in dem angegebenen Sinne, wenn sie doch nach vs. 9. wenigstens sechzig Jahre alt waren, nicht alt genug sein, um jüngeren χῆραι derselben Art entgegengesetzt zu werden, und wenn doch zuzugeben ist, dafs das Wort χήρα die angegebene Bedeutung hat (diejenige Bedeutung also, vermöge welcher die beiden Begriffe χήρα und παρθένος so in einander übergehen, dafs eine wirkliche Wittwe παρθένος heifsen und eine wirkliche Jungfrau als χήρα gelten kann, wie sich aus den beiden von dem Ref. in seiner Schrift über die Pastoralbriefe S. 45 f. angeführten Beweistellen, wenn sie zusammengenommen werden, ergibt), wie soll nichts weniger als ausgemacht sein, dafs νεώτεραι χῆραι jüngere χῆραι derselben Art sind? Derselbe Eifer des Widerspruchs läfst den Hrn. Verf. noch sagen: ja es bedürfe zur Behauptung eines solchen Gegensatzes der augenfälligsten Abweichungen von dem Sinne der v. 12 f. enthaltenen Bestimmungen und man könne ebendefshalb dem neuen Erklärungsversuche, wie eigenthümlich sinnreich er auch sei, keinen Beifall geben (S. 371). Mit der Erklärung des Ref. und dem wahren Sinne der Stelle verhält es sich einfach so: Sind χῆραι kirchliche Personen des weiblichen Geschlechts in dem angegebenen Sinne, so sind ὄντως χῆραι solche, die zugleich wirkliche Wittwen sind. Möglich ist es, vielleicht sogar wahrscheinlich, dafs der Verf. des Briefs den Ausdruck ὄντως χῆραι zugleich auch noch im moralischen Sinne nimmt, und unter demselben nicht blos wirkliche Wittwen, sondern auch Wittwen der Gesinnung nach versteht, in keinem Fall aber wird durch diese Nebenbestimmung der angegebene Unterschied der ὄντως χῆραι von den χῆραι aufgehoben. V. 9. wird nun verordnet, dafs in die Zahl oder den Stand der χῆραι (welche nach dem Zusammenhang und den v. 11. u. 14. folgenden Bestimmungen von selbst zu ὄντως χῆραι werden) nur solche weibliche Personen aufgenommen werden, welche nicht unter sechzig Jahre alt sind, und wenn sie verheirathet waren, es nur einmal waren (nach der bekannten Vorstellung, welche die ältesten Christen von der Heiligkeit der Monogamie hatten). V. 11. wird der Sinn, in welchem Ref. diese Worte nimmt, noch klarer werden, wenn er nun ausdrücklich bemerkt, dafs er νεωτέρας χήρας nicht zusammennimmt, sondern νεωτέρας als Subject und χήρας als Prädicat auffafst, und παραιτοῦ als Gegensatz zu καταλεγέσθω v. 9. So erhalten die Worte den ganz einfachen und natürlichen Sinn: jüngere Personen des weiblichen Geschlechts aber nimm nicht in den Catalogus der χῆραι auf, weise sie als χήρας ab, weil ihnen nicht zu trauen ist, denn wenn ihnen ihr Lebensunterhalt so leicht wird, so entstehen in ihnen Christo widerstrebende Lüste, und sie wollen heirathen, sie haben sinnliche Triebe, die nur in der Ehe befriedigt werden können, und doch können sie sie nicht befriedigen, ohne das einmal übernommene Gelübde zu brechen. Defswegen ist es nun — so schliefst sich v. 14. im besten Zusammenhang an das Vorhergehende an, — mein Wille, dafs jüngere Personen des weiblichen Geschlechts heirathen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

Erklärung der Pastoralbriefe, mit besonderer Beziehung auf Authentie und Ort und Zeit der Abfassung derselben, von Conr. Stephan Matthies.

(Schluſs.)

Ref. stellt es dem Urtheil jedes unbefangenen Interpreten anheim, ob gegen die hier gegebene Erklärung irgend eine gegründete Einwendung gemacht werden kann, und ob es überhaupt möglich ist, dem ganzen Abschnitt, von welchem hier die Rede ist, seinen befriedigenden Sinn zu geben, ohne daſs dabei die aus dem kirchlichen Sprachgebrauch des zweiten Jahrhunderts nachgewiesene Bedeutung des Worts χήρα vorausgesetzt wird. Ist aber dies der Fall, so ist ebendamit so evident als es überhaupt in solchen Dingen möglich ist, der Beweis geführt, daſs der Brief nicht in das apostolische Zeitalter, sondern nur in das zweite Jahrhundert gehört, weil es allen Data zufolge erst damals ein kirchliches Institut dieser Art gab, wie der hier so bestimmt gemachte Unterschied zwischen χῆραι und ὄντως χῆραι voraussetzt.

Ein weiteres Moment zur Entscheidung der kritischen Frage in Betreff der Pastoralbriefe sind die eigenen mit dem sonstigen Lehrbegriff des Apostels Paulus nicht recht zusammenstimmenden dogmatischen Vorstellungen, welche sich in diesen Briefen finden. Die früher hierüber geäuſserten Bedenken sind dem Ref. auch durch den Commentar des Hrn. Vfs. nicht gehoben worden. Namentlich gilt dies von der Christologie dieser Briefe, wie sie besonders in den beiden Stellen 1. Tim. 2, 5. und 3, 16. sich darlegt. Sicherlich sind, wie der Hr. Verf. S. 314 gegen den Ref. erinnert, Gott und Mensch nicht unter der Kategorie eines unlösbaren Widerspruchs zu begreifen, allein die Frage ist ja nur, ob und wie der Verf. dieser Briefe sich das Verhältniſs des Göttlichen und Menschlichen in Christus ohne Widerspruch gedacht hat. Ref. will darauf nicht weiter eingehen, doch über die Stelle Tit. 2, 13. kann er sich nicht enthalten, ein paar Worte hinzuzufügen. Ref. hat in seiner kritischen Untersuchung über die Pastoralbriefe Anstand genommen, von der genannten Stelle Gebrauch zu machen, da ihm die Einwendung gar zu nahe zu liegen schien, daſs τοῦ μεγάλου θεοῦ von dem Folgenden getrennt werden müsse. Da nun aber der Hr. Verf. so entschieden behauptet, daſs hier sprachlich und dem Zusammenhange gemäſs nur der Heilsmittler als Subject bezeichnet werde, Christus demnach hier geradezu ὁ μέγας θεὸς genannt sein soll, so muſs Ref. ebenso entschieden erklären, daſs dies eine durchaus unpaulinische Lehrbestimmung ist, indem in keinem der Briefe des Apostels, die hier als sichere Grundlage dienen können, Christus geradezu als Gott prädicirt ist, und nur eine befangene und willkürliche Exegese in der Stelle Röm. 9, 5. über die Beziehung der Doxologie auf Gott im Zweifel sein kann. Die dogmatische Ausführung, welche der Hr. Verf. über Tit. 2, 13. giebt, kann nicht genügen, da es sich hier keineswegs um eine abstracte Bestimmung handelt, sondern einzig um die historische Frage, welche Vorstellung von Christus der Apostel Paulus wirklich gehabt hat.

Hat sich der Erklärer der Pastoralbriefe durch alle Schwierigkeiten, welche ihm die Vertheidigung ihrer Aechtheit machen muſs, mit besserem oder schlechterem Erfolg hindurchgewunden, so bleibt ihm immer noch die für sich schon höchst bedenkliche Frage zurück, in welchem Zeitpunkt des Lebens des Apostels die Abfassung dieser Briefe zu setzen ist. Der Hr. Verf. handelt hiervon in den Schluſsbemerkungen zu jedem Briefe. Die Abfassung des Briefs an Titus, setzt der Hr. Verf. in die Zeit des dreimonatlichen Aufenthalts des Apostels in Hellas vor seiner Rückreise nach Jerusalem, Ap. Gesch. 20, 2. „Während dieser Zeit konnte er recht gut auch nach Kreta rei-

sen, da ja von Hellas aus am kürzesten und am leichtesten eine Reise dorthin sich bewerkstelligen liefs. Er machte die Reise mit seinem Gefährten Titus u. a., legte daselbst den kirchlichen Grundstein, liefs sodann, als er nach Hellas umkehrte, zur Besorgung der weitern evangelischen Angelegenheiten Titus zurück, und schrieb an denselben diesen unsern Brief" (S. 194) — um ihm zu schreiben, was er weit natürlicher und besser ihm unmittelbar vorher mündlich hätte sagen können! Dies bleibt eine blofse Möglichkeit, deren Annahme nichts zu Statten kommt, als die Unbestimmtheit des Berichts der Apostelgeschichte. Das kurze Resultat der Schlufsbemerkungen über den ersten Brief an Timotheus ist, „dafs Paulus, kurz vorher ehe er die Rückreise von Achaia nach Jerusalem antrat, den Timotheus mit mündlichen Aufträgen nach Ephesus voraufschickte, dorthin auch selbst zu kommen gedachte, aber nicht mit Gewifsheit darüber zu bestimmen vermochte, und ebendefshalb bei erhaltener günstiger Gelegenheit zum Behufe einer interimistischen zweckmäfsigen Anweisung diesen Brief von einem Orte Achaias oder Macedoniens aus an ihn schrieb, nur kurze Zeit, vielleicht nur einige Wochen oder ein paar Monate später als der Brief an Titus abgefafst war" (S. 458). Ein paar Wochen können es in keinem Falle gewesen sein, wenn der Voraussetzung nach der Apostel dem Titus schreibt (Tit. 3, 12.), er gedenke den Winter in Nikopolis zuzubringen, also nicht in Macedonien, sondern in Epirus, und doch der Brief an Timotheus in Macedonien geschrieben sein soll. Aber auch diese Annahme selbst, dafs der Brief in Macedonien geschrieben sei, verwickelt sich in Widersprüche. Der Hr. Verf. sagt in Beziehung auf die Stelle Ap. Gesch. 20, 4. f. welche ihm als Angabe des Zeitpunkts, in welchem Timotheus mit dem Apostel noch zusammen war, aber von ihm sich trennte, wichtig ist, es sei anzunehmen, dafs Timotheus nicht blofs wie die übrigen Ap. Gesch. 20, 4. genannten Reisegefährten bis Troas voraufreiste, sondern in Folge des mündlich erhaltenen Auftrags sich weiter nach Ephesus begab, wohin ihm auch der Apostel zu folgen gedachte, aber in Ungewifsheit über die Ausführung dieses Plans (3, 15.) inzwischen von einem Orte Macedoniens aus unsern Brief schrieb (S. 453). Wie ist dies möglich, wenn doch aber in jener Stelle der Apostelgeschichte, auf welche der Hr. Verf. sich hier stützen will, deutlich gesagt wird, auf der Rückreise durch Macedonien habe den Apostel bis Asien mit mehreren anderen namentlich auch Timotheus begleitet (*συνείπετο δὲ αὐτῷ ἄχρι τῆς Ἀσίας — καὶ Τιμόθεος* V. 4.)? Es ist daher auch ganz gegen den klaren Buchstaben dieser Stelle Ap. Gesch. 20, 4. wenn der Hr. Verf. S. 219 zu 1. Tim. 1, 1. bemerkt: vor der Rückreise des Apostels von Achaia nach Jerusalem reiste Timotheus mit mehreren Anderen nach Troas *vorauf*. Selbst wenn man annehmen wollte, was jedoch die Stelle durchaus nicht zuläfst, die V. 4. Genannten seien dem Apostel vorausgereist, so dafs der Apostel zu den von Lucas V. 5. durch *ἡμεῖς* bezeichneten gehört, so wären im zweiten Falle die beiden Reisegesellschaften in Troas zusammengetroffen nach V. 5. Es ist nun zwar nicht ausdrücklich gesagt, dafs Timotheus den Apostel von Troas aus noch weiter begleitet habe, wir mögen aber das Eine oder das Andere annehmen, entweder dafs Timotheus von Troas aus eine andere Richtung nahm, oder auch noch auf der weitern Reise der Gefährte des Apostels war, in keinem Falle ist hier irgendwo ein Ort zur Abfassung eines Schreibens an Timotheus nach Ephesus. Begleitete Timotheus den Apostel von Troas aus noch weiter, so hätte der Apostel am einfachsten den Timotheus selbst zum Ueberbringer des an ihn nach Ephesus geschriebenen Briefs gemacht, indem ja den Apostel seine Reise so nahe an Ephesus vorbeiführte, dafs er die Vorsteher der ephesinischen Gemeinde zu sich nach Miletus berief (Ap. Gesch. 20, 17). Ging aber Timotheus von Troas aus anderswohin, so konnte der Apostel wenigstens nicht nach Ephesus an ihn schreiben. Hieraus erklärt sich zwar von selbst, warum der Apostel in seiner milesischen Abschiedsrede den ephesinischen Presbyteren nichts von Timotheus sagt, wenn aber schon damals, wie der Hr. Verf. annimmt, der Apostel sein Schreiben an Timotheus nach Ephesus erlassen hätte, so kann die von dem Hrn. Verf. selbst S. 457 berührte Frage, warum denn Timotheus den in Milet versammelten Presbytern aus Ephesus nicht unverholen als bevollmächtigter Stellvertreter des Apostels empfohlen worden sei, keineswegs so abgewiesen werden, wie von dem Hrn. Verf. geschieht. Es werde hiebei, wird gesagt, in der Regel die ganz ungehörige Voraussetzung gemacht, dafs Timotheus die Stelle eines förmlich installirten Oberaufsehers oder ersten Bischofs der ephe-

sinischen Gemeinde eingenommen habe, während er doch nach dem Vorbilde des von dem Apostel in den verschiedenen Gemeinden beobachteten Verhaltens ohne Bekleidung eines fixen Postens und ohne alle Vorrechte (wie stimmt diefs mit 1. Tim. zusammen!) auf anspruchslose gemeinnützige Weise seine Wirksamkeit zu bewähren hatte. In jedem Falle hätten die ephesinischen Presbyter den Timotheus als ihren Vorgesetzten, als den Stellvertreter zu respectiren gehabt, und so gut der Apostel dem Timotheus vorschreibt, wie er sich gegen die Presbyter zu verhalten habe, ebensogut müfste man mit allem Recht erwarten, dafs er auch den Presbytern irgend etwas über ihr Verhältnifs zu Timotheus gesagt hätte. Allein es ist klar, es pafst hier nichts zusammen; der Verf. unsers ersten Briefs an Timotheus läfst den Timotheus bei der Abreise des Apostels nach Macedonien in Ephesus bleiben, der Verf. der Apostelgeschichte macht den Timotheus zum Begleiter des Apostels auf der Reise durch Macedonien nach Troas und wohl auch noch weiter nach Ephesus, und der Hr. Verf. des vorliegenden Commentars, welcher beides vereinigen will, stellt eine neue Hypothese auf, welche alles gegen sich hat, die innere Wahrscheinlichkeit der Sache ebensosehr als den klaren Buchstaben der Apostelgeschichte sowohl als der Briefe selbst. So steht es überhaupt mit diesen sogenannten Pastoralbriefen, wo man sie auch anfafst, um einen neuen Rettungsversuch mit ihnen zu machen, alle Stützen, die man anlegt, brechen immer wieder in sich selbst zusammen. Mag es auch vielleicht gelingen, fur den Brief an Titus und den zweiten an Timotheus eher noch ein windstilleres Plätzchen im grofsen Reiche der Möglichkeiten ausfindig zu machen, der völlig gleichartige Charakter und das durchaus connexe Verhältnifs mit dem ersten Brief an Timotheus, welcher immer der Hauptverräther der falschen Brüder bleibt, reifst alle drei immer wieder in dasselbe unvermeidliche Verderben hinein. In Ansehung des zweiten Briefs an Timotheus macht der Hr. Verf. die grofse Concession, dafs er von der Annahme einer zweiten römischen Gefangenschaft des Apostels abstrahirt, nur um so mehr bleiben nun auch in der Darstellung des Hrn. Verfs. die längst bekannten Schwierigkeiten, über welche Ref. ein weiteres Wort für überflüfsig hält.

D. Baur, in Tübingen.

IX.

Kirchengeschichte Mecklenburgs. Von Julius Wiggers, Lic. der Theologie, Dr. der Philosophie, Privatdocenten auf der Universität zu Rostock. Parchim und Ludwigslust, 1840. *im Verlag der Hinstorff'schen Buchhandlung. XVI u.* 248 S.

Kaum möchte etwas ein höheres Interesse haben, als die Kirchengeschichte Norddeutschlands, wenn man ihr wahres Wesen auffafst: grade nicht so sehr durch die in vieler Hinsicht eigenthümliche Geschichte der Bekehrung der heidnischen Völkerschaften und der Ausbildung des Katholicismus, als vorzüglich durch die Entwickelung der Reformation, welche mit ihren unermefslichen Folgen für den ganzen Erdkreis, in Norddeutschland die Quelle der höchsten Cultur und die Trägerin alles dessen geworden ist, was an tiefer und reiner Geistesbildung von der Welt bewundert, wenn auch oft verschmäht wird. So viel nun auch für die Erkenntnifs der Geschichte der Reformation geschehen ist, so fehlt es doch noch immer an einer klaren und vollständigen Uebersicht über die Entwickelung und Verbreitung jenes tiefen, ernsten und gediegenen Geistes, der nicht durch die Opposition eines Einzelnen urplötzlich erwachte, sondern in seinem oft stillen, oft kräftigen Ringen sich alle Jahrhunderte hindurch verfolgen läfst. Der Heerd dieser Reformation mit seinem rein christlichen, germanischen und volksthümlichen Streben, mit seiner hohen Staatsweisheit und seinen begeisterten Religionslehrern, mit seinen glänzenden Schulen und Universitäten ist sehr beschränkt und umfafst nur wenige kleine Länder deutscher Zunge. Es wird nicht übertrieben scheinen, wenn behauptet wird, das wahre Wesen der Reformation lasse sich nur dann klar erkennen, wenn die Geschichte der Kirche in diesen Ländern vollständig und rein vorliegt.

Aber eine solche Forderung ist grofs. Es ist gleich schwierig, das einzelne Wichtige aus den Quellen zu erforschen und das Ganze im Ueberblick zusammenzufassen. Der Verf. des vorliegenden Buches hat das Letztere gewählt und mit kühner Hand eine Kirchengeschichte Meklenburgs, die vorher nicht existirte, und doch äufserst interessant ist, wenn sie erst existirt, in kurzer Frist geschaffen, in der allerdings richtigen

Ueberzeugung, dafs die allgemeine Geschichte nicht auf die vollständige monographische Erschöpfung des Einzelnen warten dürfe. Arm an Materialien für eine Kirchengeschichte war Mecklenburg nicht; aber das Vorhandene war ein ungeheurer Wust unverbundener Einzelnheiten oder stand nur im Zusammenhange mit der Profangeschichte. Eine übersichtliche Kirchengeschichte Mecklenburgs war dringendes Bedürfnifs und ward daher mit Freuden aufgenommen. — Der Verf. las in den ersten Zeiten seiner akademischen Laufbahn im Wintersemester 183⁸⁄₉ auf der Universität Rostock die Kirchengeschichte Mecklenburgs; aus diesen Vorträgen ist das vorliegende Buch entstanden und zur dritten Säcularfeier der ersten mecklenburgischen Kirchenordnung im J. 1840 erschienen, schon seinem Umfange nach mehr ein Leitfaden und Handbuch, als ein vollständiges Geschichtswerk. Der Verf. hat den vorhandenen gedruckten Stoff bearbeitet, ohne auf die Quellen seiner Vorgänger zurückzugehen, um nur erst der formlosen Masse Leben zu verleihen. Daher gehört eine vollständige und kritische Würdigung dieses Buchs an einen andern Ort. Soll Ref. sein Urtheil in kurzem abgeben, so mufs er bekennen, dafs die schnelle Ueberwältigung eines unglaublich grofsen Materials, die enthaltsame Zusammenfassung des Wichtigsten, die treffliche Hervorhebung des Bedeutendern, die geschickte Periodirung und Abtheilung, die ernste und wissenschaftliche Behandlung des Einzelnen, die würdige Sprache alle Achtung abnöthigt und in dem Vf. einen unverkennbaren Beruf zu Arbeiten ähnlicher Art erkennen läfst, ja ihm schon jetzt ein bleibendes Verdienst sichert. Dabei läfst es sich aber auch nicht leugnen, dafs gegen die Wahrheit der Behauptungen und Erzählungen in sehr vielen Fällen sich sehr begründete Zweifel aufwerfen lassen und der Vf. besser gethan hätte, das Buch ein halbes Jahrzehend reifen zu lassen, was freilich nicht in seiner Absicht lag, da er nur das vorhandene Material bearbeiten und erst ein Vorbild einer mecklenburgischen Kirchengeschichte aufstellen *wollte*. Man konnte nicht verlangen, dafs er die ganze Kirchengeschichte Mecklenburgs aus den ersten Quellen erforschte; aber es giebt gewisse Dinge, welche zuverläfsig erforscht sein müssen, wenn das Ganze Haltung haben soll, die Quellen mögen gedruckt oder nicht gedruckt sein. Der Verf. wird auch gewifs schon jetzt seine in der Vorrede etwas absprechend ausgedrückte Ansicht über Quellenforschung zurücknehmen. Denn heifst es, eine Kirchengeschichte Mecklenburgs schreiben, nur: das gedruckte Material verarbeiten? — Wie erwähnt, liefse sich gegen das Einzelne viel einwenden, wozu namentlich Ref. Beruf haben dürfte. Ref. wählt einen der kleinsten Abschnitte, den über die evangelische Predigt in Schwerin (§. 74.), um seine Behauptung zu begründen; er wählt gerade diese Stelle, weil dieser Gegenstand am wenigsten bearbeitet ist, um dem Verdachte der Partheilichkeit zu entgehen. Dafs der Kapellan Jürgen Westphal zuerst der Bürgerschaft Schwerins die Reformation gepredigt habe, ist mehr als zweifelhaft, da sich die ganze Angabe nur auf einen sehr dunkeln, von der Familie Westphal im 18. Jahrhundert zu ihrem Glanze stark hervorgehobenen Brief stützt; J. Westphal war bald nach seiner angeblichen Predigt ein alter, blinder Mann, der als Dom-Vikar lebte und starb. Der erste evangelische Prädicant, der Sachse („Oberländer") Martin N. N., predigte nicht in einem „elenden Häuschen," sondern in der St. Georgen-Kapelle in der Vorstadt und, wenn der Raum zu enge ward, im Freien auf dem Rosengarten. Aegidius Faber kam nach Martin nach Schwerin; die Kapelle in der Stadt erbaute der Herzog Heinrich und nicht die Gemeinde; in ihr predigte A. Faber, der wahre Reformator Schwerins, der eine seltene Aehnlichkeit mit Luther hat und grofse Aufmerksamkeit verdient, und nicht Martin, der nach den Chronisten schon todt war, als die Kapelle eröffnet ward, diese also nicht „feierlich einweihen" konnte: eine ästhetische Ausschmückung, die, wie manche andere in dem Buche, durch *nichts* begründet ist und um so mehr auffällt, als sie sich in keiner Hinsicht vertheidigen läfst. Ein Historiker soll es aber mit jedem *Worte* genau nehmen! — Dies sind fast so viele gegründete Bedenken, als gedruckte Zeilen! Und für die Perioden der katholischen Kirchenverfassung liefsen sich fast noch mehr Mängel aufdecken.

Dennoch fühlt Ref. sich genöthigt, mit Dank gegen den jungen Verf., dessen Erstlingsgabe herzlich willkommen zu heifsen und ihn zu bitten, seine Bemühungen für diesen Zweig der Wissenschaft nicht ruhen zu lassen; die Aerndte ist grofs und der Lohn ist reich. Der Gewinn, den die Urbarmachung eines wüsten Feldes schon in dem ersten Jahre geboten hat, ist so bedeutend, dafs es unverantwortlich wäre, den Acker ferner unbebauet liegen zu lassen. Ref. hofft, dafs mit ihm alle Leser mit gleich günstigen und gleich gerechten Ansichten das Buch benutzen werden.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

X.

Kritik der Quellen für die Geschichte Heinrichs des VII. des Luxemburgers von Dr. W. Dönniges. Berlin, 1841. *Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.* X. 343 S.

Hr. Dönniges hat es unternommen, die Geschichte des deutschen Kaiserthums im vierzehnten Jahrhundert zu schreiben, nachdem er sich dazu durch gründliche Studien und Forschungen in den Archiven und Bibliotheken Italiens vorbereitet hat. Das Resultat seiner litterarischen Entdeckungsreise ist dem gelehrten Publicum bereits vor Jahres Frist in einer Sammlung reichhaltiger, bis dahin unbenutzter Urkunden zur Geschichte Heinrichs des VII. mitgetheilt worden. Darauf folgt jetzt ein Theil von Studien in einer Beurtheilung der Quellenschriftsteller für diese Geschichte. Es scheint somit die Absicht des Verfs. zu sein, dafs wir seinem historischen Verfahren Schritt vor Schritt nachgehen sollen, und indem er uns die Materialien und zugleich den Gebrauch, den er davon gemacht hat, vor Augen legt, führt er uns gleichsam in die Werkstätte der historischen Kunst und gibt uns alle Mittel der Beurtheilung für das zu erwartende Werk selbst an die Hand.

Das vorliegende Buch theilt sich zur einen Hälfte in die Einleitung und die Beurtheilung der Schriftsteller, zur andern in die Uebersetzung der florentinischen Chronik des Dino Compagni. — In der Einleitung legt der Verf. seine theoretischen Bekenntnisse über das Verfahren des Geschichtschreibers, über die Arten der Geschichtschreibung und über ihr Verhältnifs zur Philosophie nieder. Gewifs ist es gut, sich selbst erst klar zu werden über das Werk der Geschichtschreibung, bevor man darangeht, und zweckdienlich, gewisse Grundsätze oder Grundgesetze derselben so lange zu wiederholen, bis diese auch in Praxi Gemeingut geworden sind. Aus dem Verhältnifs der receptiven und productiven Thätigkeit im Subjecte zu einander entstehen dem Verf. die verschiedenen Behandlungsweisen oder Arten der Geschichtschreibung, die ihrer innern Natur nach den Grundcharakter des Epischen beibehalten mufs (p. 17). Der Verf. setzt mit Recht den gröfseren Werth in die productive Thätigkeit des Historikers, die erst nach der Kritik anfängt, und, indem er von ihm verlangt, dafs er die herrschende Idee in den Begebenheiten aufsuche und darstelle, steht er sofort in dem vernünftigen und versöhnten Glauben, dafs die Vernunft in uns der Vernunft der Dinge aufser uns entspreche. Das drückt er so aus: „die Begebenheit in ihrer Idee kann nicht anders erkannt werden, als wenn das Allgemeine, die Vernunft des Menschen sich der besonderen Idee der Begebenheit bemächtigt; je reiner die Idee der Wahrheit in dem Individuum des Geschichtschreibers ruht, je heller und wahrer wird die Begebenheit von ihm aufgefafst werden". So findet er auch, dafs der Historiker und der Philosoph sich in Einem Punkte treffen müssen, denn Beide haben es mit Ideen zu thun und das Endziel beider ist die Erkenntnifs der höchsten Vernunft (p. 22. 23).

In den Abhandlungen über die einzelnen Schriftsteller, welche Quellen für die Geschichte Heinrichs des VII. sind, werden die Lebensumstände derselben, die Quellen, woraus sie ihre Nachrichten geschöpft haben, das Verfahren bei Abfassung ihrer Werke und die Zeit dieser Abfassung, endlich die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller untersucht und bestimmt, und daraus das Resultat in einer allgemeinen Charakteristik gezogen. In dieser Weise werden zunächst *Nicolaus Bischof von Butronto*; *Albertinus Mussatus von Padua*, *Ferretus von Vicenza* und *Johannes von Cermenate* behandelt. Unter diesen ist *Alb. Mussatus* nicht nur der bedeutendste Historiker, sondern auch der historisch bedeutendste Mann. Wir wollen daher besonders auf die mit Genauigkeit und

gründlichem Fleifs gearbeitete Lebensbeschreibung und die gelungene Charakteristik, welche uns der Vf. von diesem Manne gibt, aufmerksam gemacht haben. — Albert. Mussatus erhob sich durch den Ruf seiner classischen Gelehrsamkeit und seiner lateinischen Dichtungen, so wie durch seine politischen Kenntnisse und Beredsamkeit zu den höchsten Ehrenstellen in seiner Stadt; ja es widerfuhr ihm sogar die höchst seltne Ehre, von der Universität daselbst feierlichst als Dichter gekrönt zu werden. Wahrlich, wenn man an diese und an die noch ruhmvollere Krönung des Petrarcha auf dem Capitol und an die andern überschwänglichen Ehrenbezeugungen denkt, welche besonders dem Letzteren von seinen Zeitgenossen ganz ungemessen zu Theil wurden, so mufs man wenigstens dem italienischen Mittelalter noch mehr als unseren Tagen zugestehen, dafs es Kunst und Wissenschaft gebührend zu schätzen wufste. Gleichwie ein ächter Bürger des Alterthums weihte Mussatus seine Kenntnisse, seine Erfahrung, sein Leben seiner Stadt, deren Freiheit er gegen den Can Grande mit seinem Blute vertheidigte, und im Exil schrieb er die Geschichte seiner Zeit, wie einst Thucydides. — Von *Ferretus von Vicenza* hat der Verf. zum ersten Mal gründlich nachgewiesen, was der Commentator des Alb. Mussatus, Felix Osius, nur vermuthet hatte (s. Muratori, Scriptores X. p. 38), dafs er den Mussatus unverschämt ausschreibt, ohne ihm die Ehre dafür zu geben. —

Nachdem der Verf. noch einige unbedeutendere mailändische Chronisten und den Anonymus von Trier, den er für ganz unzuverlässig hält, beurtheilt hat, kommt er auf die florentinische Geschichte des *Giovanni Villani*, der, da er sich vielfach und breit über die allgemeinen Weltangelegenheiten ausläfst, allerdings hieher gehört. Sehr treffend ist es, wie der Vf. diesen Schriftsteller im Allgemeinen charakterisirt: „Wie wir uns etwa denken, dafs in dem öffentlichen, städtischen Leben seiner Zeit die guten und wohlhabenden Bürger sich in den Gasthäusern, auf den Märkten, in den Hallen und Kreuzgängen der Klöster treffen, sich von den Begebenheiten da draufsen in England, Frankreich, Germanien unterhalten, und sich dann immer gewisse Stimmführer hervorthun, die mit dem Talente einer fliefsenden Sprache, meistens mit vielem Behagen und Gemüth, hie und da auch mit Witz, ja mit Kenntnissen ausgerüstet, ihre Neuigkeiten vorbringen, so möchte ich mir den Villani unter den Chronisten vorstellen" (p. 108). Zu der Kritik der Geschichten des Villani müssen wir nur bemerken, dafs gerade die allgemeine Geschichte, für welche er hier fast allein in Betracht kommt, seine schwache Seite ist, und dafs man, um ein vollständiges Urtheil über diesen Schriftsteller zu erhalten, die treffliche Charakteristik von Gervinus in seiner florentinischen Historiographie als Ergänzung hinzunehmen mufs. Doch können wir dem Endurtheil des Verfs. nur beistimmen, wenn er sagt: „Villani hat weit mehr den Charakter einer Zeitung und eines pragmatisirenden Chronikanten, als den eines tüchtigen Geschichtschreibers, dessen unverletzliche Pflicht es ist, Unbedeutendes vom Bedeutenden zu sondern und sich nicht in lauter Episoden aufzulösen".

Der letzte in der Reihe der hier beurtheilten Schriftsteller ist der Florentiner *Dino Compagni*, der die Geschichte seiner Vaterstadt vom J. 1280—1312 als Zeitgenosse geschrieben hat. Dieser Schriftsteller hat in neuerer Zeit nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland (von Gervinus) die Anerkennung, welche er in hohem Maafse verdient, gefunden. Der Italiener bewundert an ihm vorzugsweise die reine kraftvolle Sprache des Trecento, der Deutsche die Energie und Würde seiner Gesinnung, den Ausdruck seiner Zeit und den Charakter eines ächten Historikers. Der Stoff, die Geschichte der Parteiungen der Ghibellinen und Guelfen, des Adels und des Volks, der Schwarzen und der Weifsen mufs Jeden, der sich für menschliche Dinge überhaupt interessirt und der das Parteiwesen in lebendigen, grofsen und ewig wahren Zügen ein für alle Mal kennen lernen will, reizen und bewegen. Dazu sind das dieselben Zeiten, in welchen der grofse *Dante* seine kurze und bedeutende Rolle im florentinischen Staate spielte, dieselben Zustände und Personen, welche der verbannte Dichter mit jenem Ingrimm, der sich nur durch seine Liebe zur Vaterstadt erklärt, an vielen Stellen seines erhabenen Gedichtes brandmarkt. Wen sollten daher diese Geschichten des Dino nicht doppelt und dreifach anziehen?

Bei der grofsen Verbreitung, welche Dante durch die ausgezeichneten Bemühungen kundiger Uebersetzer in unserem Vaterlande gefunden hat, müssen wir es daher für sehr zeitgemäfs und verdienstlich halten, dafs uns der Verf. aufser einer kurzen Charakteristik

des Dino, der als Historiker dem grofsen Dichter würdig zur Seite steht, auch eine Uebersetzung seiner florentinischen Geschichten darbietet. Die Uebersetzung war schwierig; Dino's Sprache ist kraftvoll, bezeichnend, prägnant, darum aber oft dunkel und das Verständnifs an manchen Stellen zweifelhaft. Die Satzverbindung mufs bisweilen errathen werden, da die erklärenden Conjunctionen entweder fehlen, oder wie che, perchè in vielen Bedeutungen variiren. Aufserdem ist der Text hie und da durch die Abschreiber verderben, und an mehreren Stellen lückenhaft wie z. B. gegen Ende des ersten Buchs, wo die Erzählung vom Uebergang der Pistojesischen Parteien der Schwarzen und Weifsen nach Florenz ausgefallen ist. Zum richtigen Verständnifs ferner ist insbesondere die Kenntnifs der Verfassung von Florenz nothwendig, worüber Dino, wie überhaupt die florentinischen Schriftsteller, wenig Aufschlufs geben, da sie für Kundige schrieben. — Bei diesen Schwierigkeiten hat der erste Uebersetzer des Dino das Recht, Nachsicht von dem Beurtheiler zu verlangen.

Was zuerst den sprachlichen Ausdruck anbetrifft, so schien es uns eine Hauptaufgabe des Uebersetzers zu sein, dafs er den richtigen Ton zu treffen suchen müfste, um den Eindruck des Originals in dieser Beziehung wiederzugeben, wie das z. B. in der trefflichen Lange'schen Uebersetzung des Herodot geschehen ist. Die naive und kräftige Bibelsprache Luthers gibt uns manchen ein leichtes Mittel zu solcher Färbung an Hand. Doch der Uebersetzer ist hierin andrer Ansicht gewesen, und hat es vorgezogen, sich wortgetreu dem fremde Idiom anzuschliefsen, wenn auch der deutsche Ausdruck darüber bisweilen verloren ging. Er wollte, dafs der deutsche Leser sich in die fremde Ausdrucksweise hineingewöhne, nicht dafs ihm ein altbekannter Ton aus der eigenen jugendlich kräftigen Poesie scheinbar entgegenklinge. Dies ist ein nicht geringer Verlust, der noch einen andern wesentlichen Nachtheil nach sich zieht. Gerade beim wortgetreuen Uebersetzen nämlich geschieht es sehr leicht, dafs nicht nur der passende Ton, sondern auch der richtige Sinn verfehlt wird und dafs die Uebersetzung oft nur dem Original oder auch gar nicht verständlich ist. Für letzteren Art ist z. B. die Stelle p. 213. „Der Ser war il Corazzo von Siena, den man für einen Guelfen hielt, dafs man kaum glaubte, dafs in dem Sinne irgend eines Andern diese Partei ausgelöscht wäre". Das gibt keinen Sinn; im Dino steht: Se si riputava tanto guelfo, che a pena credea nell' animo di niuno quella parte fosse altro che; zu deutsch: der *sich* für einen solchen Guelfen hielt, dafs *er* kaum glaubte, dafs in dem Sinne irgend eines Andern diese Partei *anders als* ausgelöscht wäre, dafs er glaubte, dafs diese Partei im Sinne eines Andern verschwunden wäre, — er allein sei ein Guelfe. Oder p. 276 „nämlich, weil er (der Graf von Ferrara) zur Gemalin genommen hatte Schwester des Königs Karl von Anjou, und weil er sie nehmen liefs, *ihr jene wegeben*, so kaufte er sie gegen alle Gewohnheit und vermachte ihr als Aussteuer Modena und Reggio". Das ist nach einem sinnverwirrenden Druckfehler im Muratori und Manni (dargliele statt: dargliela) übersetzt. Es mufs heifsen: Weil er die Tochter des Königs Carl von Apulien zur Frau genommen hatte, und *damit er einwilligte, sie ihm zu geben*, so kaufte er sie u. s. w. — Auch der italienische Sprachgebrauch, besonders bei den Partikeln, ist nicht überall richtig verstanden. So z. B. p. 172 „indem er (Giano della Bella) neuerlich *von den* Signoren gewählt war" (eletto dei signori); es mufs heifsen: *zu den* Signoren. p. 268: „Oft sind die Zeiten den Menschen *zu vergleichen*, welche nicht aus Tapferkeit, sondern durch ihre Reden grofs sind" (molte volte i tempi sono paragone degli uomini); es mufs heifsen: Oft sind die Zeiten der *Prüfstein* der Menschen, welche u. s. f. p. 292. Es ist erzählt worden, wie der Kaiser Heinrich zu Mailand das entzweite Geschlecht della Torre zur Eintracht nöthigte. Darauf folgt: Ma i figliuoli di messer Guidotto non ressono d. i. aber die Söhne M. Guidotto's *ertrugen es nicht*. In der Uebersetzung falsch: „aber die Söhne M. G.'s *regierten* nicht". — Für die Bezeichnung der städtischen Aemter und Institutionen wäre das Festhalten bestimmter Ausdrücke wünschenswerth gewesen z. B. i rettori sind in Florenz nicht die Regierenden, denn das sind die Signoren, sondern die Rectoren, nämlich: der Podestà, der Capitan und seit 1307 auch der Esecutore degli Ordini della Giustizia, welche aufser militärischen hauptsächlich richterliche und polizeiliche Functionen hatten. I reggenti oder i governatori aber sind beim Dino nicht blofs die Signoren, sondern die herrschende Partei überhaupt. p. 208 übersetzt Hr. Dönniges: „Sie beriefen die allgemeine Versammlung der Guelfen und der 72 *Zünfte, welche alle Consuln* hatten". 72 Zünfte mit Consuln sind unerhört, und Dino selbst sagt an einer andern Stelle, dafs 24 Zünfte mit Consuln in Florenz waren (sonst war 21 die constante Zahl). Aber in der angeführten Stelle ist der Ausdruck: 72 mestieri d'arti i quali aveano tutti consoli, und damit sind die *Gewerke* der Zünfte gemeint; denn es gehörten mehrere Gewerke zu einer Zunft mit Consuln z. B. die Färber, Maler, Tuchscheerer, Wollkrämper, Tuchhändler u. a. gehören alle zur Wollzunft (Arte della lana). — Für die Chronologie war das florentinische Jahr, welches erst mit dem 25sten März beginnt, zu berücksichtigen, und der Uebersetzer mufste entweder die Jahreszahlen ändern oder ausdrücklich bemerken, dafs die Daten des florentinischen Jahres beibehalten seien. —

Ref. glaubte diese Berichtigungen dem besseren Verständnifs des Dino schuldig zu sein, scheut sich jedoch die Anzahl derselben zu vermehren, um nicht das Hauptverdienst des Uebersetzers, welches in der ersten Einführung dieser Schrift in die deutsche Sprache und in der Würdigung des hohen und kräftigen Geistes des Dino besteht, dadurch in Schatten zu stellen. Denn der vorausgeschickten kurzen Uebersicht des Inhalts und der mit Wärme und Vorliebe

ausgeführten Charakteristik können wir unsern ganzen Beifall nicht versagen. Treffend ist die Bemerkung: „die Idee der *Gerechtigkeit* ist es, die seine Seele erfüllt; sobald das Recht von einer Partei verletzt wird, geräth die Stadt in Gefahr; dieser Gedanke zieht sich durch sein ganzes Buch" und „gottesfürchtig und wahrhaft fromm ist sein hoher Gedanke, den Rath Gottes zu verstehen und die Strafe wie den Lohn Gottes auf Erden zu erkennen". In der That, das ist die leitende Idee dieses Historikers, welcher er seinen hohen Standpunkt über der Parteiwuth und den selbstsüchtigen Interessen verdankt, welche ihm die gleichzeitige Geschichte in die historische Ferne rückt und durch welche er allein die Unparteilichkeit, die ihn auszeichnet, den Factionen gegenüber behaupten kann. Seine Leidenschaft gilt nur der Wahrheit und dem Gemeinwohl, seine Liebe dem Vaterland, sein Hafs und sein Zorn den inneren Feinden desselben, den Parteien und ihrem furchtbaren Unrecht. Diesem Glauben an die leitende Vorsehung ist nichts Zufall, sei es ein Meteor am Himmel, oder M. Tibaldo's Sturz vom Pferde, die Rettung Pistoja's vom völligen Untergang u. s. f.; überall findet er den Zusammenhang mit der gerechten Vorsehung, welche den menschlichen Dingen die Wendung gibt, die sie nach der göttlichen Gerechtigkeit nehmen müssen. Ja, dieser Glaube ist so stark und geht so weit, dafs er selbst die menschliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit aufzuheben scheint; wie wenn Dino z. B. sagt: „Der Papst wurde wegen der Simonie heftig getadelt, und *sehr mit Unrecht*, weil die üblen Hirten bisweilen von Gott gesetzt werden für die Sünden des Volks".

Diese Idee der göttlichen Gerechtigkeit ist die Einheit, auf welche Dino alles Geschehene zurückführt und die seinem Werke einen grofsartigen Schlufs in einem tragischen Ausgang gibt. Auch der Uebersetzer hat das angedeutet in den Worten p. 155. „Er kommt zum letzten Acte seiner Darstellung; alle Handlung ist nun dramatisch aufgeführt". Nicht blofs dramatisch, sondern tragisch ist sie zu Ende geführt! Nachdem Dino den Kampf der schwarzen und weifsen Partei, den furchtbaren Sieg der Schwarzen, der mit allen Gräueln des Bürgerkriegs begleitet war und die theilweise Zerstörung der Stadt und die Herrschaft weniger Parteihäupter zur Folge hatte, mit lebendigen Zügen geschildert hat, so zeigt er uns dann die Gerechtigkeit Gottes in der Entzweiung dieser Parteihäupter selbst, welche den Tod des kühnen Corso Donati und den Untergang der übrigen Parteihäupter durch die Blutrache der beleidigten Familien herbeiführte. Ueber diesem Blutgericht steht die göttliche Gerechtigkeit in ihrer unveränderlichen Glorie. Es ist wie ein Schlufschor in der alten Tragödie, wenn der Geschichtschreiber den verdüsterten Blick, von den furchtbaren Wirren der Zeit und dem Verderben der Stadt und ihrer Bürger, beruhigt zur göttlichen Vorsehung erhebt, und wie ein Mann, der seiner Zeit eine grofse Lehre gegeben hat, seine Mitbürger drohend und warnend auf das geschehene und noch zu erwartende Strafgericht Gottes hinweist; denn schon ist der Rächer nah, nämlich der Kaiser, der allen Gutgesinnten wie ein Engel vom Himmel gesandt erschien. Die Hoffnung auf diesen Kaiser, den auch Dante in seinen Sendschreiben als „den Fürsten der Gesetze und der Gerechtigkeit" mit prophetischem Schwunge verkündete, ist es allein, welche diese Nacht des Verderbens erhellt. — In diesem Abschlufs, wie kaum ein historisches Werk einen ähnlichen aufzuweisen hat, reiht sich Dino zu den historischen Künstlern erster Gröfse; und er ist es ohne Absicht geworden, seine leitende Idee und der Stoff haben ihn dazu gemacht. Es läfst sich sogar leicht nachweisen, dafs Dino nicht an eine eigentliche Composition seines Werks gedacht hat. Er schreibt Memoiren, wie andere auch; sein Zweck ist die Geschichte seiner Zeit den Nachkommen zur Belehrung zu überliefern, sein erstes Bestreben Wahrheit. Darum weist er die alten Geschichten von sich, wo die Wahrheit nicht zu entdecken ist und geht gleich, nachdem er die Veranlassung zur Trennung florentinischer Guelfen und Ghibellinen erzählt hat, auf seine Zeit über. Wo er auf die Spaltung der schwarzen und weifsen Cancellieri in Pistoja kommt, erwähnt er gleich die viel spätere Belagerung von Pistoja durch die Florentiner und sagt, diese gedenke er nicht zu beschreiben, weil ein Anderer darüber genauer berichten würde, und wenn er mit Mitleiden schriebe, so würde er die Hörer zu unaufhaltsamen Thränen bewegen. Und doch erzählt er selbst diese Belagerung ausführlich im dritten Buche, eben mit der grofsen Bewegung und Theilnahme, die er dort von einem Anderen erwartete. Also wufste Dino, da er anfing zu schreiben, noch nicht, wo er aufhören würde, und aus dieser und andern Stellen ist ersichtlich, dafs er sein Werk nicht einmal mit verbessernder Hand revidirt hat. Auf ein falsches Datum, welches sich aus dem Zusammenhang der Erzählung selbst ergibt, hat schon der Uebersetzer p. 227 hingewiesen. Aus einem andern Widerspruch bei Dino sieht man, dafs er mit längeren Unterbrechungen an seinem Werk geschrieben haben mufs. Im dritten Buche (p. 285 der Uebers.) sagt er, man habe allgemein M. Rosso della Tosa und M. Pazzino de' Pazzi als Anstifter des Mordes des Corso Donati angegeben und bei näherer Untersuchung habe er gefunden, dafs es so wahr sei; und bald hernach (p. 311) liest man, M. Pazzino de' Pazzi sei wenig am Tode des M. Corso Schuld gewesen, weil er sein grofser Freund war; dagegen wird hier ein grofser Theil der Schuld dem M. Betto Brunelleschi zugeschrieben. — So scheint es, als habe Dino seine Geschichte wie ein blofses Memoire ohne Plan und Zusammenhang geschrieben; und allerdings fehlt jener pragmatische Zusammenhang von Ursach und Wirkung, von Motiven und Handlungen, welchen gewöhnlich die spätesten Geschichtschreiber am besten erkennen wollen; aber jener innere und ächt historische Zusammenhang einer leitenden Idee und eines bedeutenden Stoffs ist es, der seine Geschichte zu einem grofsartigen Ganzen rundet. — Carl Hegel.

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

XI.

A Lexicon, hebrew, chaldee, and english, compiled from the most approved sources, oriental and european, jewish and christian containing all the words with their usual inflexions, idiomatic usages etc. as found in the Hebrew and Chaldee texts of the Old Testament etc. etc.; to which are added three appendixes etc. etc. by Samuel Lee D. D. Regius Professor of Hebrew in the University of Cambridge etc. etc. London, 1840. *Duncan and Malcolm. XVI.* 664 S. 8.

Obwohl der Verf. erst spät und nicht auf gewöhnlichem Wege zu der Wissenschaft gelangt ist, so hat er doch durch seine ausgebreitete Sprachkenntnifs sich bereits einen Namen erworben, der auch aufserhalb seines Vaterlandes, wo seinem Verdienste schon längst ein angemessener Wirkungskreis eröffnet ist — einen guten Klang hat. Wenn aber seine Leistungen auf dem Gebiete des alten Testaments, seine hebräische Grammatik und Auslegung des Hiob — weniger in Deutschland bekannt und anerkannt wurden, so erklärt sich diefs schon hinlänglich daher, dafs gerade wie in der Grammatik überhaupt, so auch in der hebräischen in den letzten Decennien bei uns selbst eine so grofse Umwälzung vor sich gegangen und in Folge derselben, so vielseitige und so bedeutende Kräfte sich geregt haben, dafs selbst verdienstliche Arbeiten der Ausländer nur schwer sich geltend machen konnten. Diefs um so mehr, da Deutschland seit langer Zeit um nicht zu sagen für die Theologie überhaupt, doch für die biblischen Sprachen, Kritik und Exegese so gut als auf sich selbst verwiesen, von dem Auslande wenig oder nichts zu erwarten hatte. Ja es mufste vielmehr mit seinen grammatischen und lexicographischen Arbeiten dem wissenschaftlichen Bedürfnisse jenes aushelfen; so wie denn Gesenius' Grammatik und Wörterbuch schon seit geraumer Zeit in 2 Uebersetzungen, in England und den Vereinigten Staaten einheimisch geworden sind. In der That hat aber auch die hebräische Lexicographie bereits eine so bedeutende Stufe erreicht, dafs wir keine einer andren Sprache ihr zur Seite zu stellen wüfsten. Dafs wir diefs besonders der 30jährigen Pflege, welche ihr Gesenius zuwandte, zu verdanken haben, ist überflüfsig zu erörtern, bei der Herrschaft, welche dieser berühmte Gelehrte auf diesem Gebiete sich errungen hat, die ihm aber zugleich der stärkste Sporn ist, die so von ihm gepflegte Disciplin rastlos ihrem Ziele immer näher zu führen. Wie sehr Gesenius sich diefs angelegen sein läfst und wie fern er selbst von der selbstgefälligen Meinung einer schon erreichten Vollkommenheit seiner Arbeit ist, zeigt, wie schon sein Wahlspruch vor seinem lexicon manuale („dies diem docet"), so noch vielmehr ein vergleichender Blick in die verschiedenen Ausgaben seiner Wörterbücher, und namentlich das letzte Heft seines Thesaurus. Ja diefs unabläfsige Streben nach immer gröfserer Vollendung — auf Grundlage eigner Studien und des durch die neuern sich immer häufenden exegetischen u. a. Arbeiten gebotenen Materials, haben sogar bei dem zuletzt genannten gröfsern Werke, dem Thesaurus, den nothwendigen Uebelstand hervorgebracht, dafs die in gröfsern Pausen sich folgenden Hefte in der Behandlung (verwandter Artikel) sich nicht immer gleich sind. So fruchtbar und gedeihlich aber auch für die Entwicklung und Ausbildung irgend einer Wissenschaft es ist, wenn ein Tüchtiger und Berufener, geschweige der Tüchtigste und Berufenste, unabläfsig seine besten Kräfte ihr widmet, so wünschenswerth ist es zugleich, dafs auch die Kräfte andrer ihr zugewendet, dafs ihr Gebiet von mehreren Seiten behandelt werde, da auch in der Wissenschaft der

Wetteifer der gröfste Stachel der Fortschritte ist. Zwar an einem Wörterbuch arbeiten mehr oder weniger alle Grammatiker und Exegeten mit. Nichtsdestoweniger aber bleibt der Subjectivität des Bearbeiters sowohl für das Princip — Feststellung der Stämme, Entwickelung der Bedeutungen u. s. w. — als auch für Auffassung des Einzelnen, ein grofser Spielraum gelassen. Welche Wünsche und Forderungen wir an Gesenius Wörterbuch, auch in seiner letzten Gestalt etwa noch stellen möchten, behalten wir uns vor, so nahe es uns auch hier liegt, da auszusprechen, wo es uns gestattet sein wird, die Verdienste dieses Lexicographen näher zu würdigen. Welchen günstigen Einflufs auf dasselbe bereits die Winersche Bearbeitung des Eichhorn-Simonischen Wörterbuches geübt, hat Gesenius selbst Lex. man. pg. VIII bezeugt. Demnach kann man ein Werk der Art, welches Hrn. Lee's Namen an der Spitze trägt, gewifs willkommen heifsen. Denn von seiner Gelehrsamkeit, von seiner, wenn auch weniger wissenschaftlichen, doch umfassenden Sprachkenntnifs, und von seinem Streben nach selbständigem Durchdringen seines Gegenstandes, läfst sich nur eine bedeutende Förderung, auf Grund der vorhandenen Arbeiten erwarten. Zwar erfahren wir sofort aus der Vorrede, dafs das vorliegende Werk nicht ganz von Hrn. Lee herrührt. Denn bei der grofsen Ungeduld des Publicums und des Verlegers auf das Erscheinen des ohnehin schon längst versprochenen und unternommenen Wörterbuches, sah sich der Verf. genöthigt, die Hilfe des Hrn. Jarrett (Prof. der arab. Sprache an der Universität zu Cambridge) in Anspruch zu nehmen, der denn auch zum gröfsten Theil die 2te Hälfte von pg. 389 ausarbeitete, den englischen Index (B) anfertigte, und aufserdem manche Ergänzungen und Verbesserungen darbot. Indessen hat doch Hr. Jarrett in demselben Geiste, wenn auch mit minderer Gelehrsamkeit gearbeitet. Aber durch dieselbe Vorrede sind wir auch gleich von unsren vielleicht übergrofsen Erwartungen etwas herabgestimmt worden. Indem Hr. Lee es für seine Pflicht hält, die verzögerte Erscheinung seines Werkes zu entschuldigen, begnügt er sich nicht hierfür seine persönlichen Verhältnisse — Pfarrgeschäfte, Obliegenheiten zu Cambridge und Bristol, ein Zusammenkommen betrübender Umstände und in Folge deren eine angegriffene und zu litterärischen Arbeiten untüchtige Gesundheit — anzuführen, sondern er ergeht sich förmlich in eine Anklage seiner Vorgänger, durch die er in Betreff seiner Arbeit eine verdriefsliche Täuschung erfahren habe. Diese Anklage müssen wir, weil sie nach dem Vorangehenden nicht nur uns, sondern auch ziemlich allgemein befremden mufs, und jedenfalls von allgemeinem Interesse ist, näher angeben. Er hatte nach der Zahl und nach den Ansprüchen der in den letzten 30 Jahren in diesem Fache erschienenen Werke geglaubt, dafs er wenig mehr zu thun habe, als für Anordnung, Abkürzung und Durchsicht, in sehr beschränkter Weise zu sorgen. Leider aber habe er erfahren, dafs die Fülle des Materials eher die Arbeit und Schwierigkeit ihm vermehrt als verringert habe, und gefunden oder zu finden geglaubt, dafs in Wirklichkeit viel weniger gethan sei, als er vorausgesetzt und zu erwarten in der That berechtigt gewesen. Den von dem Continent und vornämlich von Deutschland eingeführten Werken habe im Allgemeinen kein Vertrauen geschenkt werden können, und so sei ihm die Pflicht erwachsen alles selbst nachzusehn und zu prüfen. Warum kein Vertrauen? Diefs articulirt der Verfasser also:

1) Unzählige Male habe es sich gezeigt, dafs der Bibeltext niemals verglichen worden; manche von den citirten Stellen seien rein aus Joh. Buxtorf's Concordanz ausgeschrieben, wo die Beziehung sich als falsch erwiesen, manchen sei daher ein Sinn gegeben, der in Beziehung zum Context sich als falsch dargethan.

2) Eine beträchtliche Anzahl von Wörtern, Constructionen und Phrasen seien ohne weitere Angabe systematisch ausgelassen.

3) In vielen Fällen sei der Sinn gemacht worden, abhängig von einer orientalischen Wörtern, Phrasen oder Sprüchwörtern gegebenen Uebersetzung, die sich bei näherer Prüfung als ungenau gezeigt.

4) In andren habe sich der deutsche Rationalismus erlaubt, das Nöthige zu ergänzen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, dafs diese Vorwürfe namentlich gegen die Wörterbücher von Gesenius und Winer, insbesondere aber gegen die des ersten Gelehrten gerichtet sind, der auch in dem vorliegenden Werke unzählig oft angeführt und bekämpft wird. Aber wir können getrost behaupten, dafs sie in dieser Allgemeinheit aufgestellt, *ungerecht* und durch das Werk des Verfs. nicht gehörig begründet sind. Den Unterzeich-

noten wenigstens hat ein langjähriger Gebrauch und eine vielfältige Prüfung jener Wörterbücher keine so schlimme Erfahrung machen lassen, dafs *unzählige* Mal der Bibeltext von Winer und Gesenius nicht zu Rathe gezogen, viele Citate rein aus Buxtorf ausgeschrieben, oder eine beträchtliche Zahl von Wörtern u. s. w. systematisch ausgelassen wären. Er hat sich wohl öfters in dem Fall gesehn, die aus verwandten Sprachen dargebotenen Vergleichungen zurückzuweisen, sei es, weil sie ihm unpassend schienen, oder sich ihm, wie Hrn. Lee, bei näherer Prüfung, als ungenau und falsch ergaben. Er hat auch in bestimmten Fällen nothwendig den Einflufs spüren müssen, den eine besondre theologische Richtung, der von Hrn. Lee angegebne deutsche Rationalismus, auf die Behandlung einzelner Artikel üben mufste, aber er hat nicht gefunden, dafs sich diese Richtung in solcher Ausdehnung und noch weniger je so gewaltsam geltend gemacht hätte, als die theologische Richtung, welcher Hr. Lee zugehört, die orthodoxy of the high-church. In der That ist auf diesem Punkte eigentlich die Quelle der Anklage zu suchen. Es sind die *Neologians* — zu denen freilch die vorzüglichsten wissenschaftlichen Notabilitäten auf diesem Gebiete gehören — deren Leistungen Hr. Lee beurtheilt, es ist der *Rationalism of Germany*, über den er, wie in seinen an der Cambridger Universität gehaltenen Sermons, auch hier gern den Stab brechen möchte. Diefs tritt noch näher hervor in dem weitern Verlauf der Vorrede, wo Hr. Lee die ihn leitenden Grundsätze darlegt. Unter den Hilfsmitteln, die er bei der Combination von Phrasen, Sätzen u. s. w. zu Rathe gezogen, hebt er besonders orientalische Grammatik und Rhetorik hervor, die er jedoch immer so viel als thunlich im Zusammenhang mit den im Neuen Testament gegebnen Erklärungen angewandt habe. Dieser Punkt führt ihn zur neuen Anklage gegen die Neologians und ihre Heterodoxie, die er in Betreff des Mifsbrauches und der Unkenntnifs der Hilfsmittel mit den jüdischen Exegeten zusammenstellt. Die Juden nämlich, im nothwendigen Gegensatz zu den Erklärungen des Alten im Neuen Testament, hätten alle mögliche Anstrengungen gemacht, die neutestamentlichen in ihren Grammatiken, Lexiken und Commentarien zu beseitigen. Dabei hätten sie sich häufig auf das (jetzt bei ihnen verschriene) Arabische, so wie auf die Tradition berufen, und in beiden Beziehungen mehr Glauben gefunden, als sie verdienen. Ein ähnliches Resultat habe die Heterodoxie bei den *neudeutschen* Schriftstellern zu Wege gebracht. In Grammatiken, Wörterbüchern und Auslegungen beriefen sie sich häufig auf orientalische Sprachen und Gebräuche, aber mehr um ihre besondre Ansichten und Meinungen dem heiligen Texte anzupassen, als um rein grammatische, rhetorische und andre Gebräuche zu erklären; und nichtsdestoweniger beständen sie immer darauf, dafs sie nichts als die rechtmäfsige grammatische Erklärung gäben! Was aber ihr Berufen auf orientalische Sprachen und Gebräuche beträfe, so sei es Thatsache, dafs sie davon selten eine gesunde practische Kenntnifs zeigten, selten eine nur einigermafsen umfassende Lectüre, und niemals eine Bekanntschaft mit den Grammatikern und Rhetorikern des Osten hätten. In nicht wenigen Fällen hätten sie die Mifsverständnisse ihrer Vorgänger fortgepflanzt und in andren hatten sie manche aufgestellt, die aus jenen entsprungen wären.— Dies Zusammenkommen der neuen christlichen Ausleger mit den jüdischen in ihrer Tendenz kann man zum Theil zugeben, und es findet seine wahre Begründung und Rechtfertigung in der Geschichte der Exegese selbst, aber schwerlich zu begründen und zu rechtfertigen ist das schroffe Zusammenstellen beider in gleicher mangelhafter Kenntnifs ihrer Hilfsmittel; auch steht es als Thatsache ebenfalls fest, dafs eine beschränkte aber sorgfältig gewählte Lectüre der orientalischen Schriftsteller, ein wissenschaftliches vergleichendes Studium ihrer Grammatik, bis jetzt die hebräische Grammatik, Lexicographie und Exegese weiter geführt, als blofse ausgebreitete Lectüre der orientalischen Schriftsteller und breite Studien ihrer Originalgrammatiker.

Bei der Orthodoxie hingegen begnügt sich der Vf. nur ihr Princip für die Auslegung und den daher entstehenden Gegensatz zu den jüdischen und neologischen Exegeten u. s. w. anzugeben. Ihr einziger Leiter und Correctiv sei das Neue Testament, sein theologisches System mit seinen leitenden Begriffen und Principien — von übermenschlichem Ursprung und Ansehn — stehe nothwendig im Gegensatz mit der Ansicht der Juden und heidnischen Philosophen und Dichter; sie müssen einen nothwendigen Einflufs auf den Grammatiker und Ausleger üben, und eine beträchtliche Verschiedenheit in der grammatischen und theologischen

Auslegung hervorbringen, zwischen den Juden und Neologen einerseits, und dem gewissenhaften, wohlunterrichteten christlichen Theologen (divine) andrerseits. Wie dies denn auch in der That der Fall sei u. s. w. Der Orthodoxie also hat der Verf. in Betreff der biblischen Auslegung nichts vorzuwerfen, ja er stellt ihren gewissenhaften, wohlunterrichteten Theologen mit seiner Auslegung gegenüber dem Neologen, als ob Gewissenhaftigkeit und Kenntnifs nur von ihm, und nicht von dem sogenannten Neologen prädicirt werden dürfe! und doch wenn die Gewissenhaftigkeit des alttestamentlichen Exegeten, auf seinem *wissenschaftlichen* Gewissen beruht, und wie die eines jeden andren Philologen darin bestehen soll, den Sinn, welchen der Schriftsteller ursprünglich hineingelegt, einfach auszulegen, und ihm weder den eignen noch irgend einen andren unterzulegen, so darf man wohl behaupten, dafs Gewissenhaftigkeit gepaart mit Kenntnifs bis jetzt unendlich gröfser auf Seiten der sogenannten heterodoxen oder neologischen Auslegung war als auf der der Orthodoxen, gegen deren willkürliches Hineintragen (namentlich der vollen Wahrheit des Neuen-) in das Alte Testament, auf Unkosten des Textes, der Sprachgesetze, und der historisch gegebenen Verhältnisse, grade die neuere Auslegung protestirt, und deshalb öfters nothwendig mit der jüdischen zusammentrifft. Wenn sie sich dabei nicht selten genöthigt sieht, von einer im N. Testament gegebenen Erklärung abzuweichen, so thut sie diefs unbedenklich und mit dem richtigen Bewufstsein, dafs das Neue Testament wohl die Norm des Glaubens, nicht aber der Exegese und Kritik u. s. w. sein soll. Von einer systematischen Geringschätzung des N. Testaments kann nirgends die Rede sein. Zwar will Hr. Lee selbst, dafs der Grammatiker von seinem Wege nicht abgehen soll, um seine Regeln der Förderung dessen anzupassen, was er für Orthodoxie hält, aber nach seiner Erfahrung zeigt die ausgebreitetste und tiefste Bekanntschaft mit der Grammatik, Rhetorik und den Sitten des Orients, gestützt von den aus den besten Schriftstellern aller Zeiten — den alten jüdischen Targumisten Kirchenvätern etc. — gewonnenen Resultaten, deutlich und klar, dafs die neutestamentlichen Erklärungen zugleich die einfachsten, natürlichsten, verständigsten und annehmbarsten seien.— Auch diese Erfahrung unsres Verfs. können wir nicht bestätigen, vielmehr ist es anerkannte Thatsache, dafs manche Erklärungen des Alten im Neuen Testament nur traditionel recipirt, zum Theil auch aus den LXX aufgenommen und sogar ihrer Mängel und Corruption theilhaftig sind, und dafs so vielfältig man auch versucht sie sämmtlich exegetisch im Einklang mit dem Original zu bringen, bis jetzt doch jeder Versuch der Art gescheitert ist.

Doch es ist Zeit, dafs wir diesen Gegenstand verlassen, so reichlichen Stoff zu Entgegnungen in dieser Beziehung Hr. Lee uns auch noch in seiner weitern Vorrede darbietet. Aus dem Bisherigen wird ohnehin die Stellung, welche unser Verf. zu seinen Vorgängern einnimmt, hinlänglich sich erklären, so wie die Herbe und Bitterkeit seiner durchgehends in dem Werke gegen sie gerichteten Polemik. In Betreff seiner selbst spricht Hr. Lee zwar die Ueberzeugung aus, dafs weder Heterodoxie noch Orthodoxie irgend ausschliefslich und allein ihn bestimmt habe; dafs aber dies wider Willen gar häufig habe geschehen müssen, wird man leicht begreifen, und einige Beispiele werden uns zum schlagenden Beweis dienen, wie Hrn. Lee in der That oft die Orthodoxie den wissenschaftlichen Standpunkt verrückt oder die richtige Einsicht in die Sache benommen, und vom Einfachen und Richtigen ab ihn dem Gezwungenen und Falschen zugeführt hat. So wie wir überhaupt dem Einflufs, welchen seine durchaus befangene theologische Ansicht auf ihn geübt, es vornemlich beimessen dürfen, dafs seine Arbeit, die der guten Früchte so manche darbietet, nicht deren noch mehrere aufzuweisen hat.

Was die Darstellung betrifft, so hat sich Hr. Lee im allgemeinen der bündigen Kürze befleifsigt, doch hat er dem theologischen Interesse zu Liebe einzelne Artikel zu kleinen Abhandlungen ausgearbeitet (vgl. z. B. דבר) während andere unverhältnifsmäfsig kurz behandelt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

A Lexicon, hebrew, chaldee, and english, compiled from the most approved sources, oriental and european, jewish and christian containing all the words with their usual inflexions, idiomatic usages etc. as found in the Hebrew and Chaldee texts of the Old Testament etc. etc.; to which are added three appendixes etc. etc. by Samuel Lee.

(Fortsetzung.)

Rücksichtlich der Anordnung schliefst er sich im Ganzen an Gesenius an, nur ist das für primitiv gehaltene Nomen gewöhnlich an die Spitze gestellt, und dies aus dem Grunde, weil das Verbum niemals ganz frei von andren Bestimmungen sei, und daher nicht als Wurzel genommen werden könne. Doch ist zu beachten, dafs im Semitischen überhaupt von der Wurzel im Sinne des Indo-Europäischen nicht die Rede sein kann, insofern nur einzelne Radikale ohne den die Sylbe bindenden Grundvokal aus den bestimmten Formen, sei es Nomen oder Verbum abstrahirt werden, und dafs nicht einmal immer das in der einfachen Form (Thema) gesetzte Nomen auch das ursprüngliche sei (vgl. z. B. חבר).

Billigen müssen wir, dafs Hr. Lee nur die Worte, wie sie wirklich vorkommen, aufgenommen, und diese gewöhnlich in allen ihren flectirten Hauptformen gegeben, und dafs, wo das Thema nicht vorkömmt, er die Vocale ausgelassen; auch sind wir damit einverstanden, dafs der Verf. beim Nomen die unsemitischen Casus so wie beim Verbum das Transitiv, Intransitiv und Neutrum aufgegeben und diese Verhältnisse vielmehr durch constructio immediata, mediata und absoluta bezeichnet hat. Den Unterschied des Nomen und Adjectiv aber hätten wir lieber angegeben gesehen; und die Bezeichnung Präsens statt des gewöhnlichen Futurum oder Aorist können wir nicht mit dem Vf. in der Analogie der Sprache und des orientalischen Gebrauches begründet finden.

Zwei Vorzüge aber, die unsre Wörterbücher darbieten, haben wir ungern von Hrn. Lee aufgegeben gesehn: 1) die Aufnahme der *Namen* der *Personen* und *Oerter*; nur wenigen hat Hr. Lee ausnahmsweise einen Platz gegönnt, nämlich solchen, die von theologischer oder andrer Seite ein besonderes Interesse darbieten, und deren gewöhnliche Erklärung ihm noch einige Schwierigkeiten zu haben schien; 2) die Beigabe eines analytischen Index, der uns vorzüglich ein Bedürfnifs scheint bei der Bestimmung, welche Hr. Lee seinem Werke gegeben (to teach how the Hebrew ought to be read and construed), und dem nicht zur Genüge abgeholfen ist, dadurch dafs *viele* unregelmäfsige Formen im Wörterbuche selbst an ihrer Stelle aufgeführt sind. Statt dessen hat der Verf. als Beiwerk eine kurze Beschreibung des Salomonischen Tempels gegeben (Appendix A.)

Wir gehen nunmehr zum Werke selbst über, und betrachten nur einige von den Artikeln, welche der Vf. in der Vorrede namentlich aufgeführt hat, als Belege von Mifsverständnissen und Irrthümern, welche mit den jüdischen Auslegern oder deutschen Rationalisten aufgekommen wären. Es wird sich an denselben am besten die starke so wie die schwache Seite des Vfs. herausstellen.

Bei dem schwierigen Hapaxlegomenon אבחה Ezech. 21, 20 hat Gesenius thes. s. v., da der Stamm אבח sich weder sonst im Hebr. noch im Aram. findet, und die Vergleichung des zunächst Liegenden im Arab. wenig zu befriedigen schien, מבחה zu lesen vorgeschlagen, sich zugleich berufend auf die Uebersetzung der LXX. und des Chald. Hr. Lee verwirft diese Conjectur 1) weil sich der Text selber in Uebereinstimmung mit jenen Versionen erklären und 2) weil מבח

am Ende des Verses jene vorgeschlagene Leseart kaum erwarten lasse. Er stellt vielmehr אבח mit dem Arab. باخ r. بوخ (quievit, sedatus fuit ignis, vel ira) zusammen, dessen Nom. verb. بوخ der Kamus durch اختلاط erklärt d. i. confusion, *resting* as after great exertion, *remaining stationary* in any place, und übersetzt demnach die fragliche Stelle: J have appointed the resting, descent or remaining of the sword i. e. for the purposes of slaughter, indem er sich noch beruft auf נוח, und für die Construction noch näher sich hätte beziehen können auf Jes. 30, 30. Wir stimmen Hrn. Lee bei, dafs wir der hier von Gesenius vorgeschlagenen Lesart entrathen können, auch haben jene Versionen wohl mehr nach dem zunächst liegenden Sinn übersetzt, als etwa nach jener Leseart, oder überhaupt nach einem bestimmten Verständnifs des Wortes. Indessen hätte Hr. Lee bei der Vergleichung des Arabischen noch einen Schritt weiter gehen sollen, wodurch die von ihm dem Worte gegebene Bedeutung noch eine schärfere Bestimmung gefunden hätte. Zunächst weist nämlich بوخ auf eine unstreitige Verwandtschaft mit باك (Hebr. בוך) einem häufig vorkommenden Stamm hin, der in beiden Sprachen *Verwirrung* bedeutet; doch ist diese Bedeutung sicher erst abgeleitet, wahrscheinlich wie Gesenius meint (Lex. 4. Aufl.) von ursprünglichem *Wenden, Kehren*, oder diesem Aehnlichen; diesem entspricht auch אבך, welchem sich noch näher anschliefst הפך arab. افك das schon Gesenius Lex. man. pag. 132 und Hitzig zu Jes. 9, 17. vergleichen. Nur will der letztere eine directe Zusammenstellung von אבך mit בוך, und also wohl noch weniger mit נוח, nicht zugeben, und defshalb אבחת im Ezech. als Schreibfehler für אבכת nehmen. Diesem können wir indessen nicht beitreten, einmal weil uns die Zusammenstellung in der That unbedenklich scheint, sodann aber auch, weil abgesehn von ihr der Wechsel von ח und כ selbst *sprachlich* constatirt ist. Am besten wird man demnach immer noch (אבח = נוח = בוך = אבך oder אבח = אבך) die *Schwenkung* des Schwerdtes erklären.

Beachtung verdient ferner die Auffassung, welche der Vf. von dem nicht minder schwierigen על האבנים Exod. 1, 16. unter אבן pag. 5. giebt. Die von Gesenius empfohlene Bedeutung (steinerne Deckelwanne, zum Waschen der neugebornen Kinder) konnte aus nahe liegenden Gründen keinen Beifall finden, und hatte daher in den letzten Jahren verschiedene Erklärungsversuche hervorgerufen. So von Dr. Böttcher in Winer's Zeitschr. f. W. Theol. I., 49 folg., von Rettig Exeg. Anal. in d. Stud. und Krit. 1834 pag. 81 und folg. und dagegen wiederum von Böttcher ebendas. pag. 626 und folg. und endlich von Redslob ebendas. pag. 641. Alle diese Versuche sind sicher Hrn. Lee unbekannt geblieben. Er hält אבנים für verwandt mit אפן (אֹפֶן dual. אָפְנַיִם) worin er mit Bött. und Michaelis Suppl. I. pag. 9, übereinstimmt, vergleicht wie dieser Prov. 25, 11. und dazu das Arab. أوان oder أفان (season, occasion) und fafst hiernach an unsrer Stelle, den Befehl Pharao's an die hebräischen Wehmütter also auf: (wenn ihr den Hebräerinnen gebären helft) observe, look carefully on the two occasions i. e. in which either a male or female child is born. (It is added) *if* it *be a son*, then etc. Wir gestehen, dafs uns diese Auffassung mehr zusagt als die zu sehr gekünstelte Böttcher's und Rettig's, auch mehr, als die sonst sehr sinnreiche und dem Worte treubleibende Redslob's (אבנים duo lapilli, euphemistisch für testiculi). Auch läfst sich Hrn. Lee's Auffassung noch näher in Zusammenhang bringen mit den andren Stellen Jer. 18, 3. und Prov. 25, 11., dadurch nämlich, dafs man überall dieselbe Form und Bedeutung zu Grunde legt; nämlich das Hebr. אֹפֶן = אֹבֶן in der Bedeutung *Wendung* und zwar 1) Jer. 18, 3. die Doppelwendung i. e. die Doppelscheibe (ohne dafs 5thig wäre dies für אוֹפַנַּיִם zu nehmen) 2) unsre Stelle: die Doppelwendung d. i. der doppelte Fall. 3) Prov. 25, 11. Wendung = Fall: ein Wort gesprochen in seinen Wendungen d. i. passend, gelegen (vgl. auch Fleischer's Bemerkung bei Böttcher Stud. und Krit. 1834 pag. 636.

Anders benimmt sich aber Herr Lee, sobald veraltete theologische Voraussetzungen in Betracht kommen. Dies zeigt gleich der Artikel אבנט. Dieses Wort hatte schon Hottinger aus dem Persischen erklärt, und Gesenius hat noch auf das nahe liegende Sanskrit und Germanische hingewiesen. Hr. Lee fühlt wohl, dafs die gesuchten Herleitungen aus dem Semitischen (vgl. noch Winer im Wörterb. u. d. W.) unpassend sind, und gedenkt ihrer defshalb

gar nicht. Aber das Wort findet sich aufser Jes. 22, 21. nur im Pentateuch (Exod. 28, 4. 29, 29. Levit. 16, 4.) Defshalb sagt Hr. Lee gegen die indisch-persische Herleitung: nothing can be less probable than that the Israelits adopted a Persic word immediately after their egress from Egypt. The word is most likely *Egyptian* and might be cognate with the Persian بند and our band, *although not occurring* in the Coptic books, as we now have them. Also weil Hr. Lee voraussetzt, dafs der Pentat. von Moses verfafst, soll an die Stelle des offenbar indisch-persischen Ursprungs eine Herleitung aus dem Aegyptischen *improvisirt*, und diese schliefslich dennoch wieder mit dem Persischen zusammengebracht werden! Und doch sieht der Vf. anderwärts wider Willen sich gezwungen, für den Pentateuch die Aufnahme eines persischen Wortes anzunehmen. So bei ארגמן wo Hr. Lee sagt: apparently a foreign compound i. e. ارجوان or ارغوان as the Persians write it. etc. Die semitische Erklärung Bochart's und eine eigne, die er hierauf folgen läfst, zeigen nur wie sauer es ihm ankommt hier auf das Persische verwiesen zu sein. Indessen da wider Erwarten grade Gesenius hier die Ableitung aus dem Persischen verwirft, und aus dem Hebräischen רגם (Steine aufhäufen, werfen,) ארגמן zu deduciren sucht (s. lex. man. s. v.), so wollen wir zur Beseitigung der gezwungenen Herleitung aus dem Semitischen, den Ursprung aus dem Persischen näher durch das Sanskrit begründen. Das Hebräische ארגמן entspricht mit Vorsetzung des א genau dem Sanskrit. *râgaman*, aus râga + man (Nom., Grundform râgamat.) und ebenso das hebr. ארגון dem Sanskrit. *râgavan* aus râga + van (Nom., Grundform râgavat), in derselben Bedeutung: mit *rother Farbe versehen*, *roth gefärbt*, (vgl. Wilson's dict. pag. 700 a. und den Art. râgatchûrna), und diesem entspricht wiederum, gleichfalls mit Vorsetzung von ן das Persische ارغوان und ارجوان. Wir haben hier nämlich, wie unendlich oft im Sanskrit, die Composition eines Nomen (râga, rothe Farbe) mit verschiedenen, aber gleichbedeutenden Suffixen (mat und vat), und nur aus diesem indisch-persischen Ursprung erklären sich in der That die beiden gleichbedeutenden hebräischen Formen ארגמן und ארגון; denn wenn man sonst bei der Herleitung aus dem Semitischen für den Wechsel das ו und מ das gleiche Organ anführt, so vermissen wir doch für denselben jedes passende Beispiel, oder wenn Hr. Lee weiter sagt in 2. Chron. 2, 6. we have the syriac form ארגון, which as Salomon was writing to a Tyrian-King, was most suitable" so dürfte er mit dieser Erklärung selbst bei den gläubigen Exegeten schwerlich Beifall finden. — Wie sich aber אבנט erst im Jesajan. Zeitalter, und im Pentat. erst bei dem Levitischen Verf. (nicht bei dem Verf. der Grundschrift) findet, so auch ארגמן zuerst wohl Richt. 8, 26. und dann bei demselben Vf. im Pentat. Uebrigens wie dieses Wort aus dem Indisch-persischen ins Hebräische übergegangen, so auch das die verwandte Farbe bezeichnende כרמיל, welches sogar noch genauer dem Sanskrit entspricht als das Persis. كرمال aus dem man es gewöhnlich ableitet, (vgl. Gesenius und Lee u. d. W.); es ist nämlich geradezu *Krimila* (vgl. Wilson dict. pag. 244) d. i. das, was den Wurm (d. i. die Kermesfarbe) hat — Karmoisin. Gleicherweise befangen zeigt sich Hr. Lee unter dem Artikel אור. Er nimmt die von den neueren Auslegern dem אורת 2. Regg. 4, 39. und Jes. 26, 19. vindicirte Bedeutung *Pflanzen* (viridia) in Anspruch, nicht aus sprachlichen Gründen, denn die Entwickelung dieser Bedeutung ist einfach und klar, und durch die Analogie in dem Hebr. und den Dialecten hinlänglich begründet, (vgl. Gesen. thes. s. v.) sondern weil an der erstern Stelle jene Bedeutung *unpassend*, an der letzteren die gewöhnliche ausreichend sei. Beides ist aber in der That *nicht* der Fall. Von der ersteren Stelle sagt Hr. Lee: herbs can hardly be meant here, for the context tells us, that the person sent to gather the ארת, what ever that was, gathered *it* (?) from a *wine*. (גפן). Schon diese Angabe ist mindestens ungenau; denn wenn wir auch zugeben, dafs גפן nothwendig vom Weine verstanden werden müsse, so wird doch ebenso wenig gesagt, dafs der Mann die ארת von dem *Weine* גפן gepflückt habe, als berichtet wird, dafs er zu dem Weine gegangen sei, um die ארת zu holen. Vielmehr heifst es nur: er ging heraus aufs Feld um ארת zu lesen, und *fand* גפן. Nun aber hat man גפן hier nicht in der engern Bedeutung als (wilde) *Weinranke*, zu nehmen, sondern als *Ranke* überhaupt, welche allgemeinere Bedeutung des גפן durch den bestimmten Ausdruck גפן היין gesichert wird, so wie

stimme, mit der Uebersetzung der LXX *Χώρα τῶν Χαλδαίων*, und auf Stadt übertragen, seine weitere Bestätigung an der (oben zurückgewiesenen) Erklärung des Eupolemos *οὐρίη* durch *Χαλδαιων πόλις* fände (Tuch. Gen. pg. 284). Aber auch dieser Combination tragen wir noch gerechtes Bedenken beizutreten, und zwar aus folgenden Gründen. 1) Ist der nur einmal bei Strabo genannte Name der Feste *Οὐέρα* allerdings wie Mannert nachgewiesen (Thl. V. p. 146 der 1sten oder pg. 103 der 2ten Ausgabe) der Entstellung verdächtig, und es ist unbegreiflich wie Tuch mit der Versicherung, es sei *gar kein* Grund vorhanden, eine Entstellung des Namens zu vermuthen, über diesen Punkt hinweggehen konnte. Dafs alles was Strabo, bei der einmaligen Anführung, von dem Orte sagt, dafs er auf einem befestigten Punkte gelegen und vom Antonius im parthischen Kriege (a. 36.) belagert, andre Schriftsteller, welche den ganzen Feldzug beschreiben, Plutarch. Anton. cap. 38. und (aus ihm wörtlich) Appian. Parth. pg. 77 Schweig. von *Φραατα* (Ptol. *Φαρασπία*) oder *Πρασπα* Dio C. 49, 25. erzählen — dürfte wohl ein sehr triftiger Grund zur Vermuthung einer Entstellung des Namens bei Strabo sein. Auch verwirft ihn Drumann (Gesch. Roms 1. Bd. pg. 454 Note 54), defshalb geradezu als verderbt. Ritter in der Erdkunde Bd. 6. Abth. I. pg. 591 gedenkt zwar des Strabonischen *Οὐέρα, ohne* Anstofs an den Namen zu nehmen — indem er den Ort vermuthungsweise zusammenstellt mit dem Castell Kelaa i Darab — allein die Anführung ist offenbar hier nur flüchtig, ohne näheres Eingehen auf den Strabonischen Text und die Berichte der andren Geschichtsschreiber und Bd. 6. Abth. 2. pg. 770, wo dieser ausgezeichnete Geograph gründlicher hierüber handelt, erkennt er zugleich das volle Gewicht der Mannertschen Vermuthung an. Dazu kommt, dafs auch der Text von andrer Seite grade an dieser Stelle mangelhaft zu sein scheint (vgl. Strabon v. Grofskurd II. Bd. pg. 422 Note). Indessen möchten wir nichtsdestweniger den von Strabo überlieferten Namen, noch nicht als corrupt aufgeben; es läfst sich zu seinen Gunsten geltend machen, dafs aufser *Οὐέρ* neben *Οὐέρα* keine Variante sich findet. Ferner, dafs Strabo hiermit am genauesten das Wort (Vera) seiner römischen Quelle, des Theilnehmers des Feldzuges, des Geschichtschreibers Dellius (Strabo a. d. a. St.) wiedergegeben habe. Endlich aber glauben wir die Hauptschwierigkeit, welche zur Vermuthung einer Entstellung gerechten Grund gegeben, die Differenz des Strabos und der andren Geschichtschreiber, am einfachsten durch die Annahme zu lösen: dafs die Hauptfeste des Landes, *neben* ihrem eigentlichen, (von einem seiner Fürsten herrührenden) Namen, *auch* kurzweg die *Feste* d. i. *Οὐερα* (اوره) benannt, und also von Dellius und nach ihm bei Strabo aufgeführt worden sei. Hierfür könnte noch sprechen, dafs die Art und Weise, wie der Feste gedacht wird, allerdings die Vermuthung Saint-Croix's nicht unwahrscheinlich macht: que Vera toute voisine de Gaza n'était en quelque sorte que la citadelle de Gaza, vgl. Geographie de Strabon trad. Paris 1814. IV. pag. 309 Note. 2) Bedeutet *vare* so viel wir wissen und erfragen konnten, im Zend *nicht* District *), und auch für das Sanskrit ist diese Bedeutung schlecht verbürgt durch: surrounding, encompassing bei Wilson dict. pg. 735 sec. edit. nr. 4. und Haughton's beng. and Sanscr. dict. pag. 1917 a. nr. 4. 3) Endlich erklärt Eupolemos, wie wir oben gesehen, nicht *οὐρίη* sondern *πόλις καμαρίνη* durch *πόλις Χαλδαίων*, sein *οὐρίη* mag das biblische אור und vielleicht auch erst hereingetragen sein, wie das *δεκάτη δὲ γενεὰ* zur Ausgleichung mit der biblischen Genealogie (vgl. Kuhlmey an d. a. St.).

Mit den letzten 2 Punkten fallen die Stützen der Tuchschen Combination, und nach dem zu 1) bemerkten steht die Zusammenstellung des biblischen Urcasdim mit der (*Ουερα*) Feste von Atropatene, kaum so sicher, als die Combination mit der Feste (Ur) des Ammianus Marcell. Zwar meint Tuch, dafs man dieses für eine *spätre* persische Anlage würde halten dürfen, aber warum nicht auf Grundlage einer älteren, wie ja so viele oftmals erneuerte Orte mit ihrem alten Namen sich erhalten haben (man vgl. das bibl. Carrae, Damask etc. etc.). Doch wir müssen uns wieder Hrn. Lee zuwenden; haben wir unsrem Verf. mit aller Anerkennung seiner Gelehrsamkeit in dem vorangehenden geographischen Artikel nicht beistimmen können, so thun wir es um so lieber, in Betreff der von ihm gegebenen Erklärung von ירושלם, welches er nach

*) Die Angaben aus dem Zend sollten billig immer durch die Originalstelle belegt werden, so lange wenigstens als eine Grammatik und Wörterbuch noch nicht vorhanden und das Verständnifs der Sprache selbst noch so sehr unsicher ist.

nimmer unpassenden Vermuthung auffaßt, als zusammengesetzt aus ירו שלם founded i. e. house or mansion of peace, womit unabhängig vollkommen übereinstimmt Gesen. thes. III. pg. 629 a. der es ebenso als fundatio pacis, salutis erklärt. Hingegen sind die übrigen wenigen noch im Werke befindlichen geographischen Artikel, ganz unphilologisch und unwissenschaftlich behandelt, weil der Verf. von seiner beschränkten theologischen Ansicht aus, die betreffende *mythische* Vorstellung zu einer wirklichen historischen oder geographischen Basis macht. Er leitet im Ernste den Namen Ophir (pg. 14) von einem Nachkommen Ebers her (Gen. 10, 29.) nimmt an, dafs der eine Sohn Ham's von seinem Namen Mizraim dem gleichnamigen Lande Aegypten Gen. X, 5. und der andre Canaan (Niederland) erst dem Lande Palästina den Namen gegeben Gen. X, 6., obwohl es sonnenklar ist, dafs auch in der Völkertafel der Hebräer, nach der Weise der alten Welt überhaupt, für Land, Stadt oder Volk, ein gleichnamiger Stammvater nur *angenommen* wird, und zwar wie Tuch richtig bemerkt z. Gen. pg. 197 — in ganz *offener* Fiction — wie diefs schon die Bedeutung, die Dualformen, und auch sonst die in der Völkertafel als solche Individuen aufgeführten Pluralia oder Patronymica zeigen, — und dafs eben so wenig *geschichtlich* der Name Mizraim oder Canaan von einem gleichnamigen Individuum herrühren könne, als etwa der unsers Welttheils von der mythischen Europa, oder etwa der Name Frankreich, Niederland — von einem gleichnamigen Manne. Zu welchen Verdrehungen und Ungereimtheiten der Verf. hierdurch geführt wird, zeigt am klarsten der Artikel כנעני pg. 302.

An eine Unverderbtheit des hebräischen Textes glaubt Hr. Lee nicht, und er beseitigt sehr gut (pg. 152) die Unform הירות Neh. 12, 8. durch die einfache Annahme eines Schreibfehlers für הורות vergl. 1 Chron. 25, 3., so wie denn hier der Abtheilung der Leviten על הורות gegenübersteht im folgenden Verse, die andre למשמרות. Aber diese Unbefangenheit verliert der Verf., sobald sich ihm irgend eine fromme Erklärung oder ein übersinnlicher Sinn darbietet, der ihm denn auch sofort die Möglichkeit zur Auffassung eines ganz einfachen Gedankens benimmt. Diefs zeigt unter andrem die Behandlung der Stelle Gen. 49, 26. unter הורי (p. 152). Nicht erst die neueren Erklärer, oder Neologians, sondern schon die LXX (vgl. auch den Samarit.) haben הורי im Sinne von הרדי genommen, wenn sie nicht geradezu so gelesen haben; denn erst mit dem Chald. steht die Leseart הורי fest, die übrigens eben so leicht und wahrscheinlich eine Corruption von הרדי ist, als, wie so eben bemerkt, das von Hrn. Lee entdeckte הורות von הירות. Hr. Lee wendet aber gegen diese Erklärung oder Leseart ein, dafs es mit ihr schwer sei einen erträglichen Sinn aus der Stelle zu gewinnen. Hiergegen kann man sich getrost auf alle neuere Ausleger von Michaelis an bis auf Tuch (mit Ausnahme Rosenmüllers) berufen, die sämmtlich einen ebenso einfachen als guten Sinn mit dieser Auffassung gefunden, wie man bei denselben nachsehen mag. Auch wird sie aufser dem Sinne, dem Samarit. und der LXX, noch durch den Parallelismus und die Parallelstellen Hab. 3, 6. Deut. 33, 16. empfohlen. Was bietet aber Hr. Lee zur Erklärung? Das selbst im Arabischen, wenn wir nicht irren, wenig gebräuchliche هور grex ovium, ubi prae multitudine aliae in alias prolabuntur. Mit diesem übersetzt er denn also: the blessings of thy father have been great above the blessings of my numerous flocks, even to the desire of the overlasting hills. Hieraus würde vielleicht Jemand einen Sinn herausfinden, aber schwerlich den Tiefsinn des Hrn. Verfs. Unter den zahlreichen Heerden, sollen wir den Wohlstand verstehen, welchen Gott dem Jacob, während seiner harten Knechtschaft bei Laban gegeben; unter den *ewig dauernden* Hügeln, den Fels Israels selber; und näher sollen wir die Worte dahin fassen: der Segen welcher Jacob zu Theil geworden, der sich erstreckt zu dem Verlangen nach dem Ewigen, und gröfser ist als der ihm während seiner Mesopotamischen Knechtschaft in seinem Heerdenreichthum verliehene — ein *solcher* Segen — gleichfalls gröfser, als der dem Josef während seiner ägyptischen Knechtschaft (נזיר אחיו) gewordene — soll auf dem Sohne ruhen. Hr. Lee meint nämlich, es fände eine Vergleichung des Schicksals des Vaters mit dem des Sohnes statt, und ein Ueberführen des Segens über das Bereich der blofs zeitlichen Dinge. Freilich nachdem Hr. Lee es erst hinein oder untergelegt, was ihm in der Praxis, in der

Predigt und auf der Kanzel wohl freisteht, nicht aber in der wissenschaftlichen Exegese, weſshalb wir uns denn auch einer weiteren Widerlegung überheben können. Wenn Hr. Lee schlieſslich noch die Parallelstelle Deutr. 33, 15. zu Hilfe ruft, so kann auch diese begreiflicher Weise auf gewöhnlichem Wege nichts leisten, und der Verf. muſs auch sie erst dem eigentlichen Verständnisse entrücken.

Wie weit des Verfs. frommer Eifer geht, zeigt sich noch darin, daſs er auch Vorstellungen und Aberglauben, welche die alten Hebräer nachweislich mit den meisten Völkern des Alterthums gemein haben, auf alle mögliche Weise wegzuschaffen sucht. Hierhin gehört die Vorstellung der Unterwelt — des Scheols als des Reiches der Schatten (Refraïm), und der Glaube an Gespenster. Beide will er nicht anerkennen. Der *Scheol* (pg. 581) ist ihm nichts als 1) das Grab, 2) der Zustand des Todten oder Todes, 3) jede groſse Tiefe; und seine Bewohner die Refraïm (die Schattenbilder, *εἴδωλα καμόντων*) existiren als solche gleichfalls in der hebräischen Vorstellung, nach Hrn. Lee, nicht. Sie sind (p. 567) der alte Canaanitische Volksstamm, auf dessen Vertilgung (zum gröſsten Theile) hingewiesen würde (z. B. Hiob. 26, 5. Ps. 88, 11. Jes. 14, 9. u. s. w.). Diese Vermischung der Begriffe ist zu offenbar, die angebliche Hinweisung, wie so manche von Hrn. Lee gefundene, zu abgeschmackt, als daſs eigentlich weiter noch ein Wort darüber zu verlieren wäre. Statt aller Widerlegung vergleiche man nur, die Stelle Jes. 14, 9. wo in dem Triumflied über den Untergang des Tyrannen die Ankunft des Königs von Babel im Scheol geschildert wird, die Bewegung, welche sie unter den Refaïm hervorbringt und der Empfang, welcher diesem hohen Gaste von den vormals gleich ihm Herrschenden zu Theil wird — und sehe zu, ob es möglich ist, jene Vorstellung abzuläugnen, und mit der Bedeutung Grab für das Schattenreich Scheol, und mit der Hinweisung auf den zerstörten Canaanitischen Volksstamm oder für die Manen Refaïm auszureichen.

v. 9. *Das Schattenreich unten, hebt auf ob Dir*
Deiner Ankunft entgegen;
Störet auf vor Dir die Schatten
Alle Mächtigen der Erde;
Reget auf von ihren Thronen
Alle Könige der Völker.

v. 10. *Sie alle heben an und sprechen zu Dir:*
Auch Du bist geschwächt wie wir, bist uns gleich gestellt u. s. w.

Doch es bedarf einer weiteren Vindication dieser Vorstellung, als ächt hebräischen überhaupt nicht, da sie ihre geschichtliche Entwickelung gehabt, und in ihrem weiteren Verlauf, und durch, Vermittlung anderer Elemente, sogar in die urchristliche Vorstellung der *Hölle* übergegangen ist (vergl. in der Kürze de Wette bibl. Dogm. §. 114. und Baumgarten-Crusius bibl. Theol. §. 44 u. folg.). Nur über ihre Tiefe, Umfang und Verlauf kann noch gestritten werden, sie aber überhaupt als hebräische abläugnen wollen, heiſst der Geschichte Hohn sprechen. Und wird dieselbe schlieſslich (auſser allen den Stellen, in denen sie sich findet) nicht noch klar bewiesen, durch einen andren mit ihr in dem engsten Zusammenhang stehenden Glauben an Geister, und die Macht der Beschwörung der Todten oder Schatten, die in der Erzählung der Hexe von Endor (1 Sam. 28.) constatirt ist? Dieser Aberglaube, der beim Volke so sehr im Schwunge war, daſs Propheten und Gesetz ihn nicht oft genug verbieten können, vermag Hr. Lee freilich nicht zu läugnen, (vergl. unter אוב p. 12) — aber er läugnet dafür, wie gesagt, den wiederum verwandten Aberglauben an Gespenster. Nur durch die Herbeiziehung des fabelhaften Unsinns der Rabbinen, der Träume der heidnischen Dichter, behauptet er (unter לילית p. 328) seien die Gespenster namentlich von Bochart und Gesenius, in die Schrift hineingeschwärzt, und solcher Art sei durch den Rabbinismus die christliche Leichtgläubigkeit auf wunderbare Weise hintergangen worden.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1841.

A Lexicon, hebrew, chaldee, and english, compiled from the most approved sources, oriental and european, jewish and christian containing all the words with their usual inflexions, idiomatic usages etc. as found in the Hebrew and Chaldee texts of the Old Testament etc. etc.; to which are added three appendixes etc. etc. by Samuel Lee.

(Schluſs.)

Allein wie sich dieser Aberglaube, ähnlich dem andren von vornherein bei dem hebräischen Volke voraussetzen läſst, so tritt er auch in der That unverkennbar hervor in den biblischen Stellen, und es ist nicht allein die jüdische Tradition, welche ihn hier (vgl. besonders Jes. 13, 21. 34, 14.) gefunden hat, sondern selbst die älteste christliche (vgl. Efrem Syr. Comment. zu Jes. 13, 21. und Hieron z. d. St.), ja man kann sagen, fast die ganze Schrifttradition, und Bochart (im Hieroz.) und Gesenius (im Wörterb. und im Comment. zum Jesaia) lieſsen es sich daher mit Recht angelegen sein, diesen Volksaberglauben in weiterem Umfang nachzuweisen, und mit dem verwandten andrer Völker des Alterthums zusammenzustellen, um so mehr als die wenigen Stellen der Schrift selbst zwar unverkennbar ihn enthalten, aber zur weiteren Kenntniſs noch einer solchen Vergleichung bedürfen, weſshalb denn auch insbesondre die offenbar *weitere* Entwickelung und Ausbildung, welche dieser Glauben bei den *späteren* Juden genommen hat, zur Erläuterung nothwendig hinzugezogen werden muſste, ohne daſs diese Ausbildung selbst den ältern (d. i. exilianischen) Hebräern untergeschoben werden sollte.

Umsonst bemüht sich Hr. Lee (pag. 328) das umherschweifende weibliche Nachtgespenst, was auf den Trümmern der Edomitischen Palläste und Burgen hausen soll — die Lilith (לילית der Etymologie nach die *Nächtliche* Hieron. lamia. Luther: *Kobold*) zurückzuführen auf ein gewöhnliches nächtlich umherziehendes Thier, oder einen umherschweifenden Nachtvogel, etwa die screech-owl, die Strix, jedoch ohne den auch an *sie* geknüpften römischen Volksglauben, und umsonst sucht er, den dieser Lilith, zur Gesellschaft gegebenen Seir (שעיר Luther: Feldteufel), da es ein gewöhnlicher *Bock* nicht thut, in some species of *wild goat* zu verwandeln. Jene gespenstische Gestalten verlangt die Stelle Jes. 34, 14. mit ihrer effectvollen Steigerung unabweisbar, wenn es heiſst:

Und (dort) stoſsen Steppenthiere auf Schakaln
Und ein Feldteufel wird auf den andern treffen,
Ja dort rastet der Nachtunhold
Und findet für sich eine Ruhestatt.

und die weitere Ausbildung bei den Juden und Rabbinen, und die Analogie für diesen Volksglauben bei den andren Völkern des Alterthums (vgl. Boch. und bes. Gesen. z. d. a. St. auch Winer Real W. B. I. pag. 496) zu welchen auch noch die Inder mit ihren verwandten fabelhaften Bevölkerungen der Wüste gezählt werden können vgl. P. v. Bohlen Alt. Indien I. pag. 264, dienen zur vollkommensten Bestätigung, so daſs von dieser Seite (durch die Herausstellung des hebräischen Volksglaubens) der christlichen Leichtgläubigkeit nichts aufgebunden worden ist.

Es mögen diese Beispiele genügen, um zu zeigen, zu welchen Verirrungen den Verf. seine schiefe theologische Richtung, und die aus derselben herrührenden Vorurtheile und namentlich auch sein willkürliches Hineintragen in das A. Testament geführt haben, weitere Belege geben noch Artikel wie הרס דבר ברית כרה שאל (hifil) u. a. Wir berühren daher schlieſslich nur noch ein Gebiet, auf welchem der theologischen Befangenheit des Vfs. keine Einwirkung gestattet ist.

Als auf eine Berichtigung verweist uns Hr. Lee unter anderm auf das Wort בְּחִשָּׁמָה (pag. 75) es soll diese Form (Lev. 26, 43) nicht wie Gesenius annimmt (im Einklang, unsres Wissens, mit *allen* Grammatikern), der Infinitiv Hofal sein, sondern (von שָׁמָה) für בְּהִשָּׁמָה und dieſs für בַּשָּׁמָה mit Unterlassung der gewöhnlichen Contraction genommen werden. Allein für die recipirte grammatische Auffassung spricht 1) nicht nur V. 31 und 32. השמותי (Hifil) sondern auch 2) derselbe gerade in diesem Capitel V. 33 und 34. (und daher 2. Chron. 36, 21.) und sonst nirgends vorkommende Infin. Hof. הָשַׁמָּה. Dieser Infin. scheint Hrn. Lee entgangen zu sein, weil er sonst nicht eingewendet hätte, daſs derselbe הושם — was freilich die gewöhnliche Form wäre — lauten müsse. Unter שמם zwar (pag. 605) giebt er הָשַׁמָּה als *Praet.* hof. (3 Pers. Sing. Fem) an, allein wäre es auch dieſs, so würde ja selbst schon hierdurch der kurze geschärfte

Vocal (statt des gedehnten) auch für den Infinitiv gerechtfertigt sein, aber dafs es wirklich Infinitiv (Nomen) sei zeigt 1) der vorangehende Stat. constr. 2) der Accent, der im andren Falle auf der vorletzten Sylbe stehen müfste. Es bleibt demnach nichts anderes übrig als auch das in Rede stehende בְּהַשַּׁמָּה für den Infin. hof. zu nehmen, und durch בְּהַשְׁמָה, zu erklären (Ewald §. 254) und nur in Betreff der Auffassung der Endsylbe kann eine Differenz Statt finden vgl. D. Kimchi (Michl. pag. 47 edit. Venet. 1545. u. Schor. s. v. שמם und Abram de Balmes unter Binjan hufal. auch Stier's Lehrgeb. §. 78. d. Note.

In dem Streben die Stämme möglichst auf eine Bedeutung zurückzuführen, ist Hr. Lee öfters zu weit gegangen, und hat daher auch ganz Verschiedenes zuweilen unter einen Stamm gebracht; wie z. B. unter אי (pag. 23). Hier können wir zur Noth noch zugeben, die unter Nr. 3. aus אי *Land* (im Gegensatz zum Meere) hergeleitete Bedeutung für אי pl. איים land-animals, obwohl wir auch diefs für unrichtig halten, denn איים bedeutet niemals *Landthiere schlechthin*, sondern immer *furchtbare* Thiere als Bewohner der Wildnifs und Wüste, dergleichen z. B. in dem verwüsteten Babel heulen sollen Jes. 13, 22. 34, 14. Jer. 50, 39., eine *Grund*bedeutung die Hr. Lee erst hintennachbringt „particularly those not subject to man i. e. frightfull land-monsters generally" während er die auf die *wesentliche* Bedeutung eingehende und defshalb sehr passende und allgemein angenommene Erklärung Bochart's: *der Heuler* vgl. das Arab. ابن أوي aus nichtigem Grunde verwirft. Aber fast unbegreiflich ist es wie der Vf. nun weiter, aus dieser 3. Bedeutung als 4. (*hence IV.*) die Interjection אִי fearfall! woel herleiten kann (was hat diese mit dem Land, im Gegensatz zum Meere und mit den *Land*thieren gemein?), und wie er dann weiter neben dieser (*hence* also) als 5) die Fragepartikel אֵי als 6) noch die unseparable Negation אי aufzustellen vermag. Es bedarf wohl jetzt keines weiteren Beweises, dafs die letzteren beiden, wenn nicht geradezu den Pronominalstämmen, doch jedenfalls einem andren Stamm angehören; dafs die Interjection אִי aber, mit irgend einem Stamme, oder dem *sinnigen* Elemente der Sprache überhaupt (ebenso wenig als אוי אהה אח etc.) ursprünglich nichts gemein habe. Wohl aber kann von einer solchen Interjection weiter *derivirt* werden, und defshalb sind wir geneigt anzunehmen, dafs אִי (der Heuler, plur. איים) durch י Suff. direct aus der Interjection אי gebildet sei, entsprechend dem Arab. ابن أوي das nicht Sohn *des Geheuls* (denn das Verb. und Nomen أوي findet sich sonst nicht einmal in der Sprache) sondern den Sohn des أوي d. i. den, der diesen Laut ausstöfst, bedeute. Hat unter diesen Artikel Herr Lee wie öfters das Verschiedene vereinigt, so trennt er anderwärts zuweilen das Zusammengehörige, so unter חלה (pag. 199) wo Gesenius thes. u. d. W. sehr gut die scheinbar verschiedenen Stämme auf einen Begriff zurückführt; ebenso vermissen wir oft die wesentliche Grundbedeutung, die das scheinbar verschiedene zusammenhält, wie unter חבר (vgl. Gesen.) vielleicht defshalb hier, weil Hr. Lee ursprünglich das Wort חברברות ganz übersehn, und erst später im Anhang nachgebracht hat.

Der Raum gebietet uns hier abzubrechen; auch glauben wir durch das Angeführte das im Eingange abgegebene Urtheil genugsam bestätigt zu haben. Andererseits dürfen wir wohl nicht fürchten durch unsre Beurtheilung zu dem Mifsverständnifs Veranlassung zu geben, als ob in dem Werke des Hrn. Lee nichts geleistet sei; im Gegentheil bekennen wir schliefslich noch ausdrüchlich, dafs wir aus seinem Buche manche Belehrung geschöpft, so wie manche Berichtigung der bisherigen Ansicht in ihm gefunden und durchgehends Gelehrsamkeit und Forschung nicht vermifst haben, selbst da wo wir dem Resultate nach mit dem Vf. nicht übereinzustimmen vermochten (man vgl. Artikel wie אטר, אלמוגם, בהמות, דר, נא u. a.) Aber bei der Stellung, welche Hr. Lee seinen Vorgängern gegenüber sich gegeben, hat er selber uns die Pflicht auferlegt insbesondre auf den Punkt einzugehn, den wir als die vornehmlichste Quelle seiner Anklage gegen sie bezeichnet haben, wobei wir denn freilich zu der Ueberzeugung kommen mufsten, wie der der entgegengesetzten theologischen Richtung gemachte Vorwurf überwiegend auf ihn selbst zurückfällt, insofern auf das Werk keines seiner neueren Vorgänger Befangenheit und Vorurtheil einen so üblen Einflufs geübt haben, als gerade auf das seinige. Ferdinand Benary.

XII.

Erinnerungen des General-Feldmarschalls Grafen von Kalckreuth, aus dem französischen Manuscripte seiner Dictées. Kalckreuth zu seinem Leben und zu seiner Zeit. (In: Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, in der Bran'schen Buchhandlung. Jahrgang 1839 *und* 1840. 8.)

Wir haben hier einen Fall, wo die Autorschaft nicht in ihrer einfachsten Formel, sondern in einer zusammengebrachten Gestalt erscheint; als jene würde gelten dürfen, wenn ein Verfasser seinen Text selbst niederschriebe und in der von ihm beliebten Anordnung abgeschlossen herausgäbe, wobei in unsrer Zeit allenfalls noch der Anspruch hinzukommt, dafs er auch die letzte Durchsicht der Druckbogen übernähme. Dafs ein grofser Theil der schriftlichen Ueberlieferungen, die wir be-

sitzen, keine so schlichte und klare Entstehung hat, ist den Gelehrten wohlbekannt, welche manchem werthvollsten Buche des Alterthums ein nur zweifelhaftes oder bedingtes Verhältnifs zu seinem angeblichen Verfasser zugestehen, bei manchen eine gemischte Verfasserschaft entschieden nachweisen; auch in neuerer Zeit aber ist die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit einer Schrift oft durch Umstände und Einflüsse getrübt, welche beim Gebrauche die Vorsicht der Kritik stets wach erhalten müssen. Wir haben z. B. die schätzbarsten Denkschriften über den siebenjährigen Krieg, welche zwar ohne Namen im Druck erschienen, aber allgemein, und mit Recht, unter dem Namen von Retzow bekannt sind; die ursprünglichen Aufzeichnungen des Generals von Retzow, eines Augenzeugen der Ereignisse, von denen er spricht, hat dessen Sohn, der Hauptmann von Retzow, in eine fortlaufende kritische Erzählung zusammengefafst, und im Jahre 1802 dem Druck übergeben; erst in den neuesten Tagen aber haben wir erfahren, dafs nach dieser zweiten noch eine dritte Hand hinzugekommen, welche dem Werke die letzte Gestalt verliehen, indem sie dasselbe aus einem unstatthaften, schwülstigen und lockern Stil in einen höchst angemessenen klaren und festen völlig umgeschrieben. Diese verdienstliche und gelungene Arbeit verdanken wir dem eben so fähigen als anspruchlosen Eifer eines Mannes, der auch durch selbstständige historische Arbeiten sich ausgezeichnet hat, des Hofraths Jochmus, dessen Versicherung, nur die Schreibart, aber keine Thatsache, verändert zu haben, dem Werke die Zuverlässigkeit bestätigt, welche ihm durch andre Einmischung geschmälert worden wäre. Dennoch ist das Buch nun, wie nicht aus erster, auch nicht aus zweiter, sondern aus dritter Hand, und der kritische Geschichtschreiber wird dies nicht dürfen unbeachtet lassen.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten erscheinen hinsichtlich ihrer Autorschaft mit vollkommner Aufrichtigkeit; es sind Ueberlieferungen, welche der Feldmarschall Graf von Kalckreuth in seinen letzten Jahren seinem Sohne in die Feder diktirt hat. Diktate des höheren Alters, wie sich schon daraus zu erkennen giebt, dafs auf Ereignisse der neusten Zeit darin Rücksicht genommen wird. Allein wir bekommen diese Diktate fürerst noch nicht vollständig, sondern nur Bruchstücke, die doch zusammen schon einen mäfsigen Band füllen würden; und dann bekommen wir sie nicht in ihrem ursprünglichen Ausdruck, denn der Vater diktirte französich, und der Sohn giebt uns eine von ihm gearbeitete Uebersetzung. Wir haben also auch hier gleichsam die dritte Hand, und diese giebt sich noch besonders in Einleitungen, Zwischenreden und Anmerkungen kund, womit diese Bruchstücke überreich ausgestattet sind, und wodurch ihr Werth uns recht eindringlich gemacht werden soll.

Der Feldmarschall Kalckreuth starb in Berlin am 10. Juni 1818 im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens. Er war demnach einer der spätesten Augenzeugen des siebenjährigen Krieges, in welchem er selbst sich schon bedeutend ausgezeichnet hatte. Er hat den Ruf eines tapfern, einsichtsvollen Generals und eines Mannes von starkem Karakter und scharfem Geist sein langes Leben hindurch, und bis in die letzten, von den Jahren seiner Jugend so ganz verschiedenen Zeiten, mit ungeschwächtem Ruhm behauptet. Merkwürdiges Zeugnifs seiner Sinnesart und Ausdrucksweise in früherer Zeit geben uns einige Briefe, die er an eine Dame geschrieben, und deren Mittheilung wir Hrn. Hofrath Dorow's Sammlung von Denkschriften und Briefen verdanken. Zu dem Bilde des innern Menschen, welches diese Briefe uns aufschliefsen, kommen nun die militairischen Denkschriften ergänzend hinzu, und wir können uns eine lebendige Vorstellung von der Eigenthümlichkeit eines Mannes machen, der auch unter seines Gleichen zu den seltneren gehört.

Der Karakter dieser Denkschriften ist jedoch nicht in dem Sinne militairisch zu nennen, dafs sie eine fortlaufende Erzählung der Begebenheiten oder eine kritische Auseinandersetzung einzelner Feldzüge und Schlachten lieferten; dergleichen lag nicht in dem Plane ihres Urhebers, in so fern überhaupt ein Plan bei diesen Diktaten zum Grunde lag; denn sie sind ganz konversationsmäfsig, persönlich und anekdotisch gehalten, und folgen zwar dem Laufe der Ereignisse, aber mit Willkür und Belieben, die Thatsachen im Ganzen als bekannt voraussetzend, dies Bekannte nach eigner Kenntnifs, bisweilen auch nach vorgefafstem Urtheil, oder gar nach Leidenschaft, berichtigend und bedingend, und bald bei dem Kleinsten verweilend und über das Gröfste hinwegeilend, bald auch zum Allgemeinsten abschweifend, und Ideen und Lehren vortragend. Sind diese Denkschriften also auch im strengern Sinne weder strategisch noch historisch, so geben sie doch in beiderlei Richtung viel Schätzbares, was sowohl dem Strategiker als dem Historiker willkommen sein mufs. Ihr Hauptverdienst aber ist der mannigfache Lebensstoff, den sie verarbeiten. Da es dem Verfasser hauptsächlich um Herausstellung der eignen Person zu thun war, so erzählt er auf's genauste alle seine Beziehungen, der Zuneigung wie der Abneigung, und die grofsen Vorräthe von Lob und Tadel, die sich ihm während seines langen Lebens angehäuft haben, streut er, wie auf die hohen und höchsten Gestalten, so auch auf eine Menge untergeordneter Personen aus, die dadurch, dafs das ganze Gewicht des erlebten Augenblickes in dem Eifer des Erzählers sich bewahrt hat, auch uns noch Antheil einflöfsen; solchergestalt füllt sich uns der Vorgrund der grofsen Ereignisse mehr und mehr mit mahlerischer Gestaltung. Hier indefs müssen wir auf die verschiedenen Grade der Glaubwürdigkeit aufmerksam machen, welche den verschiedenen Bestandtheilen zuzugestehen ist. Wir halten diese Glaubwürdigkeit überall für eine unbedingte, wo der Autor Selbsterlebtes erzählt, wo er Thatsachen berichtet, die entweder ihn selbst betreffen, oder von denen er Augenzeuge gewesen; er hat den entschiednen Willen, die Wahrheit aufrichtig zu geben, und sein Geist ist über kleinliche Entstellung erhaben; anders verhält es sich schon, wo er blofs wiedergiebt,

was Andre gesehen und berichtet haben: da dürfte manche seiner Annahmen noch erst reiferer Prüfung unterliegen; das wenigste Vertrauen aber können wir seinen Urtheilen geben, besonders wo sie von schon anderweitig beglaubigten abweichen. Kalckreuth gehört zu derjenigen preufsischen Stimmung, die einen tiefen Groll gegen Friedrich den Grofsen hegte, und besonders das Bestreben hatte, den Prinzen Heinrich auf Kosten des Königs hervorzuheben. Da Kalckreuth dem Prinzen durch Dienststellung angehörte, und man das Hauptverdienst des Prinzen, die Schlacht von Freiberg, öfters nicht undeutlich auf Kalckreuth hinüberzuziehen versucht hat, so ist die Partheilichkeit in diesem Betreff wohl erklärbar. Hiezu kommt, dafs dem Könige seine näheren Freunde grofsentheils vorangegangen waren, mit dem Tode des Königs aber die Partheilichkeit für ihn allen äufsern Anhalt verlor, dagegen die für den Prinzen mit ihm noch lange lebendig fortdauerte, und wir können sagen eigentlich erst mit Kalckreuth erloschen ist. Mehr als der König selbst aber ist dessen Günstling und Vertrauter Winterfeldt ein Gegenstand dieses Zwiespalts, und auf ihn warf sich die Bitterkeit und der Hafs, die höher hinauf zu steigen nicht wagen wollten. Prinz Heinrich, wie alle Prinzen des Hauses, war diesem aufserordentlichen Manne feindgesinnt, und auch sein früher Heldentod, der ihn inmitten der herrlichsten Laufbahn hinwegrifs, konnte die ihm zürnende Gesinnung nicht versöhnen. Auch Kalckreuth hafst ihn ernstlich, und sucht ihn auf alle Weise herabzusetzen, ja das Ehrenunglück, dafs er vor dem Feinde blieb, ihm noch zum Nachtheil zu mifsdeuten. Allein den Werth Winterfeldt's festzustellen, kommt Kalckreuth zu spät; für den haben die Zeugnisse des Königs und andrer Urtheilsfähigen, sogar der ihm sonst Abgeneigten, wie z. B. Retzows, längst anders entschieden, und fehlten diese, so hätten wir sein eignes, seinen schriftlichen Verkehr mit dem Könige, wobei solche Angaben, wie z. B. er sei nicht mehr als ein Korporal gewesen und habe aller Bildung entbehrt, in ihr Nichts zerfallen. Was vollends mit der hergebrachten, bis zum Ekel wiederholten Redensart, durch die man den Namen Winterfeldt's am meisten zu beflecken meint, gesagt sein soll, mit der Redensart nämlich, der siebenjährige Krieg sei nur durch die „Intriguen Winterfeldt's" hervorgerufen worden, haben wir nie begreifen können, und finden es eines so scharfen Geistes, wie Kalckreuth unläugbar war, unwürdig, dafs auch er nichts weiter als sie zu wiederholen weifs! Finden wir unsern Autor demnach in seinen Urtheilen über Personen oft unsicher und schwach, und können wir besonders bei seinem Tadel nicht auf weitere Umfrage und Prüfung verzichten, so gereicht es uns zu desto gröfserer Befriedigung, ihn ein paarmal doch, wie bezwungen durch eine höhere Macht, in das gröfste Lob des Königs ausbrechen zu sehen!

Am meisten anziehend und lebendig dünkt uns unter den hier mitgetheilten Bruchstücken dasjenige, welches die Jugend und ersten Dienstjahre Kalckreuth's schildert. Die Abschnitte über die Schlachten von Lowositz, Prag, Kollin, Rofsbach, Leuthen und Zorndorf, enthalten die schätzbarsten Einzelheiten, die eigenthümlichsten Züge, die wir sonst nigends aufgezeichnet finden, und welche kein künftiger Geschichtschreiber wird dürfen unbeachtet lassen. Der Autor that bei manchen dieser Diktate sich kein Genüge, und versuchte sie nach einiger Zeit zum zweitenmale, so dafs wir von einigen Vorgängen zweierlei Berichte aus derselben Feder haben. Die Vergleichung dieser Doppelversionen ist äufserst merkwürdig und lehrreich, und trotz mancherlei in solchen Fällen unvermeidlichen Abweichungen und kleinen Widersprüchen, sehen wir doch die Hauptbegebenheit in beiden so ziemlich dieselbe Bahn und Färbung halten, und so die Verschiedenheit selbst ein Zeugnifs für die tiefe Einheit der Ansicht und Kunde, so wie für die innere Wahrhaftigkeit werden.

Bei dem reichen Inhalt dieser Denkschriften und der Lebendigkeit ihrer Mittheilung können wir nur eifrigst wünschen, dem Publikum das Ganze unverkürzt mitgetheilt zu sehen. Es versteht sich von selbst, dafs dies in der französischen Urschrift geschehen müfste, da Kalckreuth zwar kein klassisches, aber doch das gangbare Französisch seiner Zeit und seines Standes mit völliger Herrschaft bequem und gewandt schrieb wie sprach, und daher sein französisches Wort ganz der Ausdruck seines eigensten Geistes sein kann, hingegen jede Uebersetzung den Autor uns schon um eine Stufe ferner stellt, besonders aber diese Uebersetzung, welche von Ungenauigkeiten und Unbeholfenheiten wimmelt. Wenn z. B. die Uebersetzung von einem Offizier sagt, er sei ein Mann „von edler Bildung" gewesen, und dabei treuherzig in Klammern das Französische *grand humaniste* angiebt, so sieht man wohl, dafs der Uebersetzer nicht gewufst hat, was dieses Wort bedeutet. Ein andermal übersetzt er *pousser sa pointe*, was im Deutschen der Ausdruck „seine Sache durchsetzen wollen" recht gut wiedergiebt, durch: „seine Spitze poussiren"! was weder deutsch noch französisch ist. —

In Betreff der Einleitungen, Zwischenreden und Anmerkungen, die der Uebersetzer hinzugethan hat, können wir nur sagen, dafs wir sie entbehrlich finden, wenn sie nicht sogar schädlich sind. Die Liebe eines Sohnes für seinen Vater wird immer Zustimmung und Theilnahme erwecken, aber eine solch absolute Bewunderung und abgöttische Lobpreisung, wonach in Preufsen ein halbes Jahrhundert hindurch neben dem Kalckreuth'schen fast kein Verdienst und keine wahre Gröfse übrig bleiben soll, wird nur unangenehm wirken, und könnte leicht zur Verneinung auch dessen aufreizen, was nach gerechter Würdigung allerdings zu bejahen ist.

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XIII.

Theorie des grofsen Krieges, angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831, *durch W. v. Willisen, Königl. preufs. Oberst im Generalstabe. Mit sechs lithographirten Tafeln. In zwei Theilen. Berlin,* 1840. *Verlag von Duncker u. Humblot. (*205 *u.* 164 *S.)* 8.

Wenn es dereinst unsre Nachkommen vielleicht befremden dürfte, dafs unmittelbar nach einer der grofsartigsten Kriegsperioden, bei 25jähriger Friedensmufse und in so schreibseeliger Zeit, das Fach der theoretischen Militär-Litteratur so sparsam bedacht worden ist: so bedarf es doch für den Zeitgenossen nur eines Blickes auf das Verhältnifs dieses Litteraturzweiges zu dem heutigen Kulturzustande überhaupt, und zu der Beschaffenheit seines Publikums insbesondre, um den Schlüssel dieses Räthsels zu finden. Bei der Schwierigkeit der Aufgabe selbst, sofern sie das Ganze des Kriegswesens umfassen, oder sich in die höheren Gebiete der Kriegführung versteigen will, und wegen der geringen Ehre und Freude, die bei den gesteigerten Ansprüchen einer tadelsüchtigen Lesewelt im Bereiche militärischer Schriftstellerei zu erwerben ist, bedarf es für den Laien und daher auch für den Offizier niederen Grades eben so vieler Anmafsung, als für den Eingeweiheten und die Offiziere höherer Grade der Selbstverläugnung, um sich einem so wenig dankbaren Geschäfte zu unterziehen. Läfst sich indessen das Bedürfnifs nicht wohl in Abrede stellen, einer Angelegenheit, welche über das Leben von Tausenden und die Wohlfahrt von Millionen entscheidet, von dem Standpunkte der Reflexion aus wenigstens dieselbe Berücksichtigung zu widmen, deren sich so viele andere minder wichtige Dinge zu rühmen haben: so erfodert es jederzeit, selbst ohne die Gröfse des Erfolges in Betracht zu ziehen, schon ein dankbares Anerkenntnifs, wenn Männer, die nur einigermafsen den innern Beruf dazu besitzen, es unternehmen, diesen so vernachläfsigten Gegenstand zur Sprache zu bringen. Um so mehr also begrüfsen auch wir das Erscheinen des hier vorliegenden Werkes wie ein erfreuliches Ereignifs, als sich in dem Verf. desselben Neigung und Befähigung in gleichem Mafse zusammengefunden, äufsere Stellung und eigne Erfahrung, Lebendigkeit des Geistes und wissenschaftliche Vorbildung, Sachkenntnifs und Darstellungsgabe vereinigt haben, um ein Erzeugnifs zu liefern, das sich nicht nur neben dem Vorhandnen zu behaupten, sondern sich selbst einem grofsen Theile desselben voranzustellen vermag. Ref. hat sich zu lange mit demselben Thema beschäftigt, um nicht einigermafsen darin und darüber orientirt zu sein, und fühlt deshalb um so mehr eine Art von Verpflichtung, bei der Beurtheilung dieses Werkes, — das er nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit entschiedenem Interesse durchlesen hat, und dem er aufrichtig einen zahlreichen Kreis von wahrhaft lernbegierigen und nachdenklichen Lesern wünscht, — in eine, hinsichtlich des Einzelnen ausführlichere, Erörterung einzugehen, als es bei einem geringeren Grade von Gedankeninhalt an der Zeit gewesen sein würde: indem er darauf rechnet, dafs der Verf. es mit gleichem Wohlwollen aufnehmen und anerkennen werde, wenn dabei im Interesse der Wissenschaft, auch von den seinigen abweichende, Ansichten mit gewohnter Freimüthigkeit und Unumwundenheit zur Sprache gebracht werden sollten.

Aufgefordert den Eindruck, den das Ganze auf uns gemacht, in wenigen Worten zu schildern, würden wir sagen: es sei uns würdig in seiner Haltung, und geistreich in seiner Auffassung erschienen; abweichend von dem Gewöhnlichen in seiner Anordnung, häufig von praktischem Blick und gesundem Urtheil zeugend, wo es sich um konkrete Fälle handle: dabei im All-

gemeinen mehr witzig als scharfsinnig, mehr von erhöhtem Standpunkt herunterblickend, als sich in die Tiefe versenkend. Ein, wenn auch bei nochmaliger Ueberarbeitung durch eine sorgfältigere Fassung und mildere Betonung zu beseitigender, dennoch bei seinem konstanten Vorwalten nicht ganz unerheblicher Uebelstand, dürfte in der Mafslosigkeit der Behauptungen gefunden werden. Man gefällt sich freilich darin, Rügen dieser Art als „Wortfeilscherei" gering zu achten: im Gebiete der Wissenschaft jedoch ist exakte Begriffsbestimmung und Bestimmtheit im Gebrauche der sprachlichen Begriffszeichen ein wesentliches Objekt, und in der Lehre wie im geselligen Verkehr trägt ein ungeschicktes, selbst ein nur falsch accentuirtes, Wort die Schuld: dafs viel begütigende oder berichtigende Phrasen erfordert werden, um die Sache wieder ins gehörige Gleichmafs zurückzuführen. Alles was eine relative Wahrheit oder Wirksamkeit besitzt, wird seinem ganzen Wesen nach verkehrt und verschoben, mufs sich in irgendwelchem Grade als unwahr und ungenügend erweisen, wenn daran die Foderung gestellt wird: sich als ein Unbedingtes ausweisen zu sollen. Und was in abstraktem Sinne oder allgemeinster Bezüglichkeit ganz unbedenklich erscheinen mag, mufs eben deshalb, in der Anwendung auf konkrete Fälle von entgegengesetzter Beschaffenheit, unfehlbar zu den abweichendsten Erscheinungen und Konsequenzen führen. Fassen wir sodann die Sache noch ein wenig schärfer ins Auge, so will uns bedünken, dafs mancherlei illusorische Voraussetzungen, die noch über den Horizont rein militärischer Erörterung hinausgreifen, und deren Quelle sonach auch aufser dieser Sphäre aufzusuchen ist, einen präeminenten Einflufs auf die gesammte Auffassungsweise des Verfassers und demgemäfs auch über dessen Weise zu argumentiren gewonnen haben. —

„Durchdrungen von der Ueberzeugung, dafs der Krieg" (— das Nachdenken über die Kriegsbegebenheiten) „nur den Krieg lehre" (nur eine Einsicht in die rechte Weise Krieg zu führen bewirken könne —) „insofern es gelinge den Begebenheiten ihr Leben, ihre Bedeutung für die Lehre abzufragen", versteht der Verf. „unter *Theorie* die Aussage vom Wahren, von der Entwicklung des Wahren an einer Sache, oder die Lehre: wie sich die Wirklichkeit zur Nothwendigkeit erhebe, wie sich die Resultate der Erfahrung als aus der Natur des Gegenstandes als aus seiner innersten Gesetzmäfsigkeit hervorgegangen ausweisen. „Er verlangt nächstdem von einer solchen Lehre, dafs sie sich zur Wissenschaft erhebe, — dafs sie nicht allein bemüht sei, den Erfahrungsinhalt in ein System von Erkenntnissen zu verwandeln, sondern auch darzuthun habe: wie ihre Aussagen nicht blofse Hypothese — (beliebige, unfruchtbare und unerweisliche Meinung oder Behauptung) sondern adäquater Ausdruck des Wesens, des die äufsere Erscheinung als Gesetz bedingenden innern Grundes sei".

Ihm hierin beistimmend, will Referenten dagegen das Ergebnifs der als Einleitung vorangeschickten Vorlesung *über das Erlernen der Kriegskunst*, nicht in gleichem Mafse zusagen. Der Verf. legt darin einen Nachdruck auf die Unterscheidung von „*reiner* Theorie" (abstraktes Dogma? synthetischer Vortrag?) und „*Erfahrungs*-Theorie" (instinktmäfsige Angewöhnung? mechanische Abrichtung?) als zwei verschiedener Wege der Belehrung, deren Aussagen, sich bestätigend und ergänzend, zu denselben Endresultaten führen müssen: *sobald* sie nur ihre Wege richtig gehen. „Die Theorie (wird gesagt), will lehren, die Praxis will es auch. Theorie zur Praxis, Spekulation zur Erfahrung steht im Verhältnisse des Nothwendigen zum Wirklichen; das Nothwendige bedarf der Bestätigung von nirgend her, das Wirkliche aber wohl, damit es Gesetz und Regel werde. Die Theorie ist wie die Philosophie die ewig unverwundbare, nur die Theoreme sind mangelhaft und können alle falsch sein. Wie die Erfahrung vom Einzelnen aufs Allgemeine kommt, so kommt die reine Theorie vom Allgemeinen aufs Einzelne; wie die allgemeinen Aussprüche der Erfahrung unsicher sind, so sind es die der Theorie über Einzelnes" (über das, worauf es dem Handelnden, welcher der Belehrung bedarf, ankommt?) — Uns dünkt, das Irrenkönnen hätten Theorie und Praxis mit einander gemein, und selbst das zufällige Zusammenfallen ihrer Aussagen gebe noch keine unbedingte Garantie für deren Gewifsheit; — alle Theorie (argumentirende Spekulation) setze sich aus Theoremen zusammen, und bemühe sich ein Verständnifs zu eröffnen: die Praxis dagegen gehe darauf aus, Verstandenes zur Norm des Handelns zu machen, belehre zwar gelegentlich auch, aber ohne dies ausdrücklich zu beabsichtigen. Das Wirklichgewordene sei das, was sich durch sein blofses Dasein

als ein unter den gegebnen Bedingungen nicht anders sein Könnendes beurkunde; das aber, was zuvörderst blos in Gemäfsheit eines Denkprozesses als ein Nothwendiges *erscheine* (dafür ausgegeben werde) müsse noch erst durch ein Wirklichwerden die Weihe der Realität, die Bestätigung empfangen, dafs es der Wirklichkeit überhaupt entspreche, oder wie man es zu nennen pflegt: dafs es praktisch sei. Ueberall komme es darauf an, aus Beobachtungen eine Einsicht, aus Anschauungen Begriffe, aus Erfah*rungen* durch Analyse und Vergleichung der Fakten Erfah*rung*, — das will sagen: Klarheit des Bewufstseins und Tiefe des Verständnisses zu gewinnen. Eine Theorie aber, welche diesen Ansprüchen nicht genüge, sei keine wahre, sondern nur eine Scheintheorie, wie sie sonst immer ihrer Form, ihrem Inhalte, ihrer Genesis nach, beschaffen sein möge.

Was Verf. unter den Begriffen *Krieg* überhaupt, und *grofser Krieg* insbesondre verstanden wissen wolle, findet sich eigentlich mit bestimmten Worten nirgend ausgesprochen, doch geht aus dem gesammten Inhalte des Buches genugsam hervor, dafs es vorzugsweise auf *den* Theil der höheren Kriegskunst abgesehen sei, der sich mit der Verwendung der regelmäfsig organisirten grofsen Massen beschäftigt; also mit der edlen Kunst des Feldherrn, den Heereszweikampf klüglich einzuleiten und glorreich durchzuführen.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der eine in der Hauptsache einen dogmatischen, mitunter ins Polemische hinüberspielenden Charakter besitzt, der andre sich durchgehends mit einer auf die vorgetragene Doktrin bezogenen kritischen Beleuchtung des auf dem Titel nahmhaft gemachten Feldzuges befafst. Um jedoch für die gerechte Beurtheilung des innern Werthes dieser Schrift in materieller wie formeller Hinsicht einen entsprechenden Mafsstab zu gewinnen, ist es nöthig, zuvor einen Blick auf die Veranlassung zur Anfertigung derselben zu werfen, und nächstdem die dem Verf. dabei vorliegende Tendenz nicht aus den Augen zu verlieren.

Jener erste dogmatische Theil verdankt seine Entstehung einigen auf der Kriegsschule zu Berlin gehaltenen Vorträgen, und ist auch jetzt noch in seiner erweiterten Gestalt vorzugsweise den jüngern Kameraden des Verfs. gewidmet. Schon hieraus läfst sich abnehmen, wie es überhaupt nur in der ursprünglichen Absicht gelegen haben kann: mittelst desselben in die Vorhallen der Wissenschaft einzuführen, eine übersichtliche, in allgemeinen Umrissen das Unentbehrlichste berührende, über die Elemente der Kriegskunst sich verbreitende Erörterung liefern zu wollen. Wenn sich demgemäfs dieselbe ihrem Inhalte nach als Fragment, ihrer Darstellungsform nach als Skizze zu erkennen giebt, so kann dies nicht Gegenstand des Tadels sein. Gewifs ist es da, wo eine Materie nicht nach allen Richtungen hin bis in die feinsten Unterschiede verfolgt werden soll, ganz verständig, sich mit klarem Bewufstsein dessen, was man beabsichtigt, angemessene Gränzen zu stecken. Der Verf. erklärt: „dafs er in seinem Versuche weder Neues gesagt haben wolle, noch Anspruch darauf mache, eine die ganze Kunst erschöpfende Theorie aufzustellen, sondern höchstens darauf, in seinem eignen Gebiete nicht in die Irre gegangen zu sein, diejenigen Grundwahrheiten in ein klares Licht gestellt zu haben, welche ihrer Umwandelbarkeit und ihres Umfangs wegen die wichtigsten sind, weil sie *keinen Streit* zulassen, — aber mit strengem Abweisen aller Verführung einen gröfsern Reichthum zu entwickeln, und seinen Hauptgedanken durch das Hineinziehn einer Menge Nebendinge zu verdunkeln, vielmehr einen Faden festzuhalten, der zu einem *positiven* klaren Resultate führe, und so zu zeigen, dafs alles Gute, wo und wie es immer sich zeigt, aus *einer* gemeinschaftlichen Quelle fliefse". Wenn wir indessen auch dieser Richtung des Bestrebens gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, und nichts dawider einzuwenden haben, dafs die detaillirten Lehren von der Bildung und Organisation der Massen, der Ausrüstung und Versorgung, Aufstellung und Bewegung der Truppen u. s. w. ausgeschlossen, so auch die tiefere Begründung des Systems und des logischen Zusammenhanges der Sätze, der eigentlich philosophischen Spekulation anheimgestellt worden ist; so können wir doch nicht unbemerkt lassen, wie die Aufgabe, — welche der Verf. sich dadurch gestellt hat, dafs zwar nur die Hauptlehren der *höhern* Kriegführung zu voller Klarheit gebracht werden sollen, er aber die *freie* Unterwerfung des Lesers dadurch bewirken will, dafs die allgemeinsten Begriff-Anschauungen und Wahrheiten der höhern Kriegskunst auf *rein* theoretische Weise gewonnen, und so ein *oberstes Prinzip* nicht nur des Handelns, sondern auch der Anordnung des

Vortrags erzielt werde, — noch eine etwas andere und tiefere Bedeutung erhält. Wird nun ferner als ultima ratio seines Verfahrens, das individuelle So-Beliebeu in den Vordergrund gestellt, und dies wiederholt als ein „unabweisliches Recht der Willkühr" in Anspruch genommen; — während manche gelegentlich hingeworfene Aeufserungen einiges Bedenken gegen den Ernst der Untersuchung und die Positivität der Behauptungen erregen könnten; *) — wird nebenbei ausdrücklich bevorwortet, dafs man „das Ganze *nur allein* in Hinsicht auf das *höchste* Bedürfnifs des Unterrichts, Art der Zusammenstellung, Folgereihe der Entwicklung, Präcision der Anordnung, Klarheit der Definitionen, das überall Erkennbare und leicht Fafsliche der bezeichneten Begriffe beurtheilt wissen wolle;" — so sieht sich dadurch allerdings auch die mildeste Kritik zu einer schärferen Prüfung und Beleuchtung herausgefordert. —

Aufser der bereits erwähnten *Einleitung* („Ueber das Erlernen der Kriegskunst — ob es möglich oder nicht, und wie und wo?") besteht der erste Theil des Werkes aus zwei Hauptabschnitten: der Lehre vom *Angriff* und der Lehre von der *Vertheidigung*, von denen der ersteren wiederum als Prolog und Epilog zwei gewissermafsen für sich bestehende Abhandlungen beigegeben sind, deren eine die Ueberschrift trägt: („Ueber *Operationspläne*") die andre titellose aber die Bestimmung hat, dem Leser einen Blick in den *Schematismus* und das eigentliche Fundament des Lehrgebäudes thun zu lassen. Dabei hat der Verf. die Form gewählt, „mit kurzen Sätzen gleichsam den Rahmen zu geben, innerhalb dessen sich das Raisonnement und die Beweisführung bewegen soll. Diese Sätze bilden dann zugleich die Ueberschrift der Paragraphen und erleichtern die Uebersicht und das Festhalten des Ganzen". In der Inhaltsanzeige finden sich diese Ueberschriften in ununterbrochener Folge aneinandergereiht, und schon eine blofse Durchsicht derselben wird geeignet sein, in dem Leser ein günstiges Vorurtheil für das Buch zu erwecken, wiefern sich daraus von vorn herein kund giebt, dafs man es darin nicht nur mit einem Manne von Fach, sondern auch von allgemeiner Bildung zu thun haben werde, mit einem denkenden Kopfe, der zu eigenthümlicher Behandlung seines Stoffes durch Nachdenken und Studium das nöthige Rüstzeug empfangen habe. Nächstdem werden S. 118 als Vorwort zum Entwurf des Operationsplanes, S. 173 als Rekapitulation des Hauptinhalts der Vertheidigungslehre, und S. 195 — 205 im Schlufsworte summarische Ueberblicke gegeben, die in gedrängter Kürze das ganze Ergebnifs der Erörterung im Sinne des Vfs. noch einmal in frappanter Beleuchtung zu veranschaulichen suchen. —

Das Streben ist zunächst darauf gerichtet: aus der Aufgabe der Kunst, (d. i. *Sieg* in der weitesten Bedeutung wie er unmittelbar aus dem Kampfe hervorgeht) und richtiger Einsicht in die Natur der Mittel (worunter die *Armeen* als Hauptinstrument und Stoff der Kriegskunst verstanden werden) eine Reihe von Regeln und Vorschriften, von Gesetzen für die *naturgemäfse* Behandlung und Verwendung derselben zu entwickeln. „Die beiden Eigenschaften, welche das ganze Wesen der Armeen umfassen, ihr ganzes Sein in jedem Momente ihres Daseins konstituiren, sind dem Verf. zufolge ihre *Bedürftigkeit* und ihre *Schlagfähigkeit*. „In Gemäfsheit dieser ewigen Haupeigenschaften spaltet sich die ganze Lehre in zwei grofse Massen: *Strategie* (Lehre von den Verbindungen) und *Taktik* (Lehre vom Schlagen). Zugleich aber ist das *Leben* der Armeen in jedem Momente ihres Daseins ein zusammengesetztes ihrer *Eigenschaften* und ihrer *Funktionen*, aus der doppelten Richtung ihrer Thätigkeit auf die eigne Erhaltung und auf die Vernichtung des Gegners, so dafs die Lehre wiederum in eine erhaltende und eine vernichtende Kunst zerfällt, in Vertheidigung und Angriff, *Defensive* und *Offensive*. Für die Lehre selbst ist es übrigens ganz gleichgültig, welcher von diesen beiden Eintheilungsgründen vorangestellt wird; aus ihrer schematischen Verknüpfung ergeben sich stets vier Combinationen. Da überall nur diese möglich sind, und die Wirklichkeit nicht mehr bieten kann als die Möglichkeit, müssen alle Situationen der Armeen ohne Ausnahme in diese Bezeichnung vollkommen hineingehen — alles Wirkliche darunter begriffen sein".

*) So S. 15 „wie es der indirekten Belehrung wegen nicht einmal nöthig sei, dafs die Ansicht, welche ihre Bestätigung an dem Geschehenen sucht, allemal die richtige sei; — S. 29, dafs auch solche Lehren, welche zuletzt auf ein falsches Resultat führen, das Recht haben, Philosophie genannt zu werden, — dafs es schon genüge, wenn die ausgesprochenen Resultate nur den Kampf zu gebären vermögen, und sie daher um wichtig zu sein, gar nicht durchaus richtig zu sein brauchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Theorie des grofsen Krieges, angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831, *durch W. v. Willisen.*

(Fortsetzung.)

Je ne connois que trois choses à la guerre — sagte Napoleon; c'est faire quinze lieues par jour, combattre, et rester en répos. So wollen wir auch gern zugestehn, dafs es einen „Gang der Betrachtung" gebe, mittelst dessen in einer nach den obigen Dichotomien gegliederten Doktrin, auf dem Wege theils mechanischer theils organischer Verknüpfung, alles untergebracht werden könne, was der Lehrer über die betreffenden Objekte auszusagen für dienlich erachten mag. Aber es wird einem Sachverständigen schwerlich entgehen, dafs die dieser begrifflichen Konstruktion zum Grunde liegende Ansicht nur eine durch und durch beliebige sei. Verf. hätte mit gleichem Recht und gleichem Erfolge z. B. einen der folgenden von dem seinigen wesentlich verschiedenen Sätze zum Ausgangspunkte wählen können: — Armeen haben die Eigenschaft auf mancherlei Weise bedürftig *zu sein*, und die Obliegenheit stets in möglichst hohem Grade schlagfähig *sein zu sollen*; — Armeen haben die Eigenschaft in irgend welchem *Grade*, und zwar je nach Mafsgabe ihrer (befriedigten oder unbefriedigten) Bedürftigkeit, schlagfähig *zu sein oder es nicht zu sein*; — Armeen besitzen *nächst* der doppelten Obliegenheit, irgend welchen zu Existenz überhaupt oder Schlagfähigkeit insbesondere gehörigen Erfordernissen Abhülfe zu thun, und von ihrer Schlagfähigkeit den ersinnlichsten Nutzen für die Vollbringung ihrer Kriegszwecke zu ziehen: noch die Eigenthümlichkeit, in ihrer Wirksamkeit unausgesetzt in doppelter Weise *abhängig* zu sein von materiellen und von geistigen Einflüssen, weil sie überhaupt nicht handeln, nicht thätig werden können, ohne sich auf irgendwie gestaltetem *Boden* innerhalb irgend eines Terrainabschnittes zu *befinden*, und weil sie in keinem Momente ihrer Passivität oder Aktivität, ihrer subjektiven wie ihrer objektiven Bestrebungen, sich des simultanen Daseins und Fortbestehens irgend welcher *politischen Zustände* (zu welchen in letzter Instanz auch das gesammte Lagen- und Kraftverhältnifs der gegenseitigen Heere und Staaten gehört) zu entäufsern vermögen u. s. w. u. s. w.

Das Unternehmen, aus der vagen Sphäre allgemeinster Abstraktionen die vielverzweigten Unterschiede und Bezüglichkeiten praktischer Zustände und lebendiger Wirksamkeit herleiten und begreiflich machen zu wollen, hat stets seine eigenthümlichen Bedenken, und will mit grofser Umsicht behandelt werden, weil die konkreten Gegensätze und Relationen nicht aus ihnen selbst direkt hervorgehen, sondern erst aus den Erfahrungskreisen herzugeholt werden müssen. Wo es darauf abgesehn ist, die *Natur der Sachen* zu ergründen und darauf weiter zu bauen, mag man es wohl beherzigen, dafs alle Eigenschaften, schärfer ins Auge gefafst, sich in *Verhältnisse* auflösen; dafs dabei, wie schon die Alten wufsten, der modus in rebus keine unwichtige Rolle spielt, und dafs es die certi denique fines sind, welche den letzten und rechten Ausschlag geben; — mit andern Worten: dafs in solcher Praxis, wo es der Kalkul mit entgegengesetzten, veränderlichen, unbestimmten, wohl gar imaginären Gröfsen zu thun hat, die Erfolge nicht daran ausschliefslich und hauptsächlich gebunden sind, was alle Fälle mit einander gemein haben, sondern mindestens eben so sehr von dem abhangen, was ihre Besonderlichkeit ausmacht. „Das Schwierigere (heifst es S. 83) ist denen, welche zum Handeln berufen werden, fast immer das Was; ist dies deutlich erkannt, so finden sie das Wie viel leichter." Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt einfach darin: dafs in sachlicher Beziehung das *Wie* eben nichts anderes ist, als das vollständig oder doch noth-

dürftig entwickelte *Was*. In ursächlicher Beziehung aber mufs man zwar allerdings über den Zweck im Reinen sein, ehe man überhaupt nur an Auffindung und Prüfung von Mitteln denken kann; aber wenn es so leicht wäre, aus dem Wissen des Zweckes auch schon im Klaren über die Wahl, Taugsamkeit und Verwendungsweise der Mittel zu sein, würde das Kriegführen aufhören eine Kunst zu sein. „Das Kriegführen (gesteht Verf. S. 84 ein) bietet immer eine grofse Mannigfaltigkeit sehr verschiedener Aufgaben zu lösen, und hierin (im Wie des Was also) besteht seine eigenthümliche Schwierigkeit (der Grund, warum die Theorie nie ausreicht); nirgends aber (wird hinzugesetzt) hindert die Mannichfaltigkeit die Einheit; es giebt kein Mannichfaches eines Mannichfachen, sondern eben nur ein Mannichfaches des Einfachen, Gemeinschaftlichen." Dergleichen plausible Gemeinplätze richten mehr Unheil an, als man gemeinhin einsieht, oder zugestehen mag, weil sie zu verworrenen Gedankenreihen und falschen Konsequenzen führen. Abgesehn davon, dafs hier die Begriffe *Einheit* und *Einfachheit* verwechselt werden, ist es auch nicht wahr, dafs das Gemeinsame in den Dingen und Vorstellungen stets ein Einfaches sei. Einfach pflegt man vergleichungsweise wohl das zu nennen, was sich in seinen Theilen (in seiner numerischen, quantitativen Besonderung) als eine gleichartige Ganzheit erweist. Aber Gleichartigkeit ist ein durchaus relativer Begriff; was gegensätzischer Natur ist, kann weder seiner Erscheinungsweise noch seiner Bezüglichkeit nach ein schlechthin Einfaches und Einzelnes sein, sondern ist schon deshalb an und für sich ein dyadisch oder trichotomisch Gegliedertes. Einheit aber ist ebenso undenkbar ohne das Dasein und Zugeständnifs eines Mannichfaltigen, welches unter irgend einer Beziehung als ein Gemeinschaftliches aufgefafst wird; jede Eins besteht als solche aus zwei Halben und es giebt nichts, was nicht in einer Rücksicht einfach, und in andrer Rücksicht zugleich mannichfach wäre.

Die bis auf die höchste Spitze getriebene Vereinfachung der Gegensätze führt ebensowohl Uebelstände herbei, als die zu weit getriebene Spaltung; das Verständnifs und die richtige Einsicht in die Natur der Dinge und ihr Verhalten wird dadurch nicht unbedingt gefördert, sondern mehr als zu oft gerade dadurch erschwert und vereitelt, wenn mehrere nahverwandte Gegensätze in einen verflüchtigt werden. Je welches Verhältnifs ist bedingt durch einen Gegensatz, durch ein sich umgekehrt Verhalten seiner Glieder; je zwei Gegensätze (Verhältnisse) aber bilden unter sich wieder einen neuen dritten Gegensatz, und jeder Mathematiker weifs, dafs aus vier Kombinationselementen mehr als vier Kombinationen möglich werden. Bedürftig und schlagfähig sein, sich offensiv oder defensiv verhalten, auf direkte oder indirekte Weise, taktisch oder strategisch den Feind bekämpfen, sind nicht die einzigen Doppelbezüglichkeiten, auf welchen das Leben der Armeen oder gar das Wesen der Kriegskunst beruht; schon Aktivität und Passivität, subjektive und objektive Richtung, Wirksamkeit und Zeitgemäfsheit fallen begrifflich nicht mit ihnen zusammen; das Wissen des Zwecks, die Einsicht in die Natur der Mittel genügt noch nicht zur Lösung kriegskünstlerischer Aufgaben. Denn das *Sachgemäfse* ist eben erst das, was die Natur der Mittel mit der Natur des Zwecks in Harmonie, in ursachlichen Zusammenhang, in präktisch ausreichende Verknüpfung bringt.

Obsiegen im Kampfe, und mithin auch in der Blutarbeit des Schlachtfeldes, ist allerdings ein Ziel, was die bewaffnete Macht in ihren einzelnen Bestrebungen nie aus den Augen verlieren darf. Wer sähe nicht ein, dafs Vernichtung des feindlichen Heeres oder seiner Kraftquellen und Zufluchten eins von den Mitteln ist, und zwar ein sehr wirksames, welche zur Beendigung des Kriegszustandes führen; aber mehrere gewonnene Schlachten und eroberte Landstriche bedingen noch keinen glücklichen Feldzug, mehrere glückliche Feldzüge noch nicht einen erwünschten Ausgang des Krieges. Und wer fühlte nicht vorweg, und selbst ohne sich über das Wie deutliche Rechenschaft geben zu können, dafs es in dem erbittertsten Kampfe vernunftbegabter Wesen noch etwas Höheres, Edleres, ja selbst in letzter Instanz Vortheilhafteres geben müsse, als die blofse äufsere Vertilgung des Gegners und seiner Vermöglichkeit. Bedrohung von Subsistenzlinien, Verjagung und Aufreibung der Heeresmassen des Feindes, Sorge für die eigne Existenz und Schlagfähigkeit, gehören allerdings zu den wesentlichen und stets wiederkehrlichen Aufgaben des Krieges, und zu dem, worauf der Feldherr Bedacht zu nehmen, sein Augenmerk zu richten hat; aber der *höhern Kriegskunst* liegen doch auch noch andre Zwecke, andre

Probleme vor, die wenn gleich nicht immer so glorreich, dennoch nicht minder schwierig und dringlich zu sein pflegen.

S. 34 wird die Ansicht getadelt, „zufolge welcher der Krieg nichts anderes sei, als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln, also der ganze Staat im Kriege"; — und S. 177 zwar zugestanden, „dafs der Operationsplan nur auszudrücken habe, wie unter diesen oder jenen allgemeinen und besondern *politischen* und militärischen Verhältnissen Krieg zu führen sei" (eben wie S. 155 hinsichtlich der Festungsanlagen, „dafs die Entscheidung über das Wo nur von der Höhe der ganzen Kriegspolitik zu geben sei".) — Doch heifst es dann weiter: „So wie der Kriegsplan aber, bis es zum Kriege kommt, sich jede Bedingung gefallen lassen mufs, so von Ausbruch des Krieges an, keine mehr; dann giebt es nur noch einen Zweck, den kriegerischen, den Sieg, und zwar in seiner höchsten Potenz, in der Vernichtung des Gegners. Der kriegerische Zweck aber verlangt stets die gröfste Anstrengung der Kräfte: in den Mitteln zum Siege giebt es kein Uebermafs. Das genau Abmessenwollen der Mittel zum Zweck hat hier von jeher auf die schädlichsten Irrwege geführt, ja oft dazu den Zweck da völlig zu verfehlen, wo er mit energischer Anstrengung aller Kräfte, gleich anfangs leicht zu erreichen gewesen wäre. Alles Trachten geht dahin, das Uebergewicht der Kräfte auf seine Seite zu bringen, und der obersten Kriegsregel: bringe Massen auf den entscheidenden Punkt! zu genügen." — Ohngefähr so philosophirten weiland die Condottieri auch. Eine derartige Kriegspolitik, die mit der Staatspolitik, die ihr zur Basis dienen soll, nicht auf einer Linie ginge, wäre ein Unding. So wie Kriegsgeschichte jederzeit ein Stück der Völkergeschichte bleibt, so auch der Krieg stets nur eine Modifikation des Völkerverkehrs, ein untergeordnetes Fragment des Volks- und Staatenlebens überhaupt. Er wird nicht geführt um seiner selbst oder des Kriegsruhmes willen, sondern der Wohlfahrt und der Interessen der Menschheit und der Staaten wegen. Diese aber hören nie auf, während der ganzen Dauer des Völkerzwistes zu koexistiren und sich vorherrschend gelten zu machen: um so weniger, als nach dem heutigen Kulturzustande der Welt nicht blos die unmittelbar in den Kriegszustand versetzten, sondern auch die neutral gebliebenen Nachbarstaaten bei den Resultaten des Kampfes mehr oder minder betheiligt zu sein pflegen. Es ändern sich im Laufe der Operationen selbst häufig die gegenseitigen politischen Verhältnisse und Zustände und mit ihnen die Richtung und Bedeutsamkeit der vorliegenden Kriegszwecke. Ein jeder Krieg erhält sonach durch die Konjunkturen, unter welchen er begonnen, fortgeführt und beendigt wird, eine ganz eigenthümliche Färbung, der er sich in keinem Momente seines Verlaufs ganz zu entäufsern vermag, und es sind hieran Bedingungen geknüpft, welche von gleich entschiedenem Einflusse auf die Schlagfähigkeit wie auf die Bedürftigkeit der Heere sind. Die Kriegsthätigkeit der Heere zerfällt in eine Menge theils koordinirter theils superordinirter Sphären, von denen die höchste des Feldherrn unmittelbar mit der Region politischer Rücksichten und Absichten verwachsen ist. Desgleichen sind Geiz und Oekonomie ganz verschiedene Begriffe und Richtungen des Staatshaushaltes. Zu rechtzeitigen Opfern jederzeit aufgelegt, lehnt sich dennoch die letztere mit eben so grofsem Rechte gegen unnöthigen und mafslosen Kraftaufwand auf, der sich im Kriege ohnehin schon schwer genug vermeiden läfst, und mindestens eben so oft den Ruin der Staaten herbeigeführt hat, als die unzeitige und unverständige Kargheit im Augenblicke dringender Gefahr. — Man hätte überdies glauben sollen, dafs dem Verf. die Wahrheit dieser Bemerkungen sich gerade an dem Beispiele, welches er zum Belege seiner Theorie gewählt, mit der ganzen Präeminenz ihrer Bedeutsamkeit hätte bemerklich machen müssen. —

Die *Lehre vom Angriff* beginnt „mit der Feststellung einiger allgemeinen Schulbegriffe und Anschauungen". — Subjekt, Objekt, Bewegungs- und Verbindungslinie, Basis und Winkel am Objekt, und weiterhin: strategischer und taktischer, Parallel- und konzentrischer Angriff, einfaches und doppeltes Umgehen, Durchbrechen, Marschiren und Manövriren; verbreitet sich dann über die Analogie, die Modalität und Nothwendigkeit eines steten und lebendigen Ineinandergreifens taktischer und strategischer Tendenzen und Operationen; — dies alles in der Hauptsache nach dem Typus Bülowscher Ansicht und innerhalb der Sphäre abstrakter Erwägung der allgemeinsten Umrisse und einfachsten Komplikationen. Ob Verf. überhaupt wohl daran gethan hat, bei der ausdrücklichen Absicht sei-

ner Theorie eine streng wissenschaftliche Form, Richtung und Anordnung zu geben, sich in die Zwangsweste der ganz unwissenschaftlich gedachten und konstruirten Terminologie Bülows zurückzubegeben, lassen wir dahin gestellt. Die *Strategie* indessen mufs selbst in dem Sinne, worin der Verf. dies Wort gebraucht wissen will, noch etwas anderes, höheres und weitschichtigeres bedeuten, als die Lehre von (der Erhaltung oder Unterbrechung) der *Verbindungen* (S. 36 und 49 mit den Subsistenzquellen), sofern das secret des communications zugleich auch das secret de la guerre und die partie sublime de l'art sein soll. Unserm Bedünken nach (wenn wir es wagen dürfen zu protestiren) fällt in ihren Erwägungskreis und Thatbereich auch je solches, was zur Sphäre der Diagnose und Prognose überhaupt und zumal in höchster Potenz gehört. Auch Napoleon verstand unter dem doppelsinnigen Worte communications unstreitig noch etwas mehr als die blofsen Zufuhrlinien, und den unbehinderten Verkehr oder die beliebige Anwendung derselben für diesen beschränkten Zweck; sondern überhaupt die richtige Beurtheilung und Kombination von Zeit und Raum, die Ausbeutung der Entfernungs- und Lagenverhältnisse, der Verkettung und Konfiguration des gesammten Strafsennetzes zu irgendwelchem Kriegsgebrauch. So auch der grofse König, der S. 136 citirt wird, wenn derselbe sagt: „das sind nun nicht alle und jede Wege, durch welche der Feind kommen und durchdringen kann, sondern nur derjenige, der ihn zu seinem grofsen Dessein führt, der Ort, welcher den Feind zu grofsen Umwegen und Märschen obligiret und demselben viele Apprehensions geben kann, und der mich in den Stand setzt, durch kleine Mouvements allen seinen Absichten vorzubeugen".

Eben so wenig mögen wir es dem Verf. verargen, dafs er als eingestandener Schüler Bülow's und Jomini's, für diese seine Lehrer, — die sich um die Entwicklung der Theorie ein unverkennbares Verdienst erworben, und dadurch ihren gebührenden Ehrenplatz in der Geschichte der Militär-Litteratur sicher gestellt haben, — mit Wärme Parthei ergreift, und sie möglichst hoch zu stellen sucht. Nur wolle auch Er es uns nicht übel deuten, wenn wir seinen Enthusiasmus nicht so unbedingt theilen können, um jedes ihrer Theoreme als ein Orakel anzustaunen; und dafs wir es im Gegentheil für ein bedauerliches und niederschlagendes Zeichen der Zeit würden halten müssen, wenn man an der Stätte, wo Scharnhorst gelehrt und geblutet, nichts Höheres und Umfassenderes sollte begriffen und sich aus den von Belehrungsstoff strotzenden deutschen und französischen Freiheitskämpfen, den prägnanten Blumen-, Frucht- und Dornenstücken der Napoleontischen Heldensage, so gar nichts weiter und tiefer Eindringendes sollte abstrahirt und wahrhaft angeeignet haben. —

Ueber den zweiten der *Vertheidigung* gewidmeten Hauptabschnitt äufsert sich der Verf. S. 200 selber in folgender Weise: „Es schien anfangs, als wüfsten wir von ihr nicht viel zu sagen, als wüfsten wir nicht einmal, ob es so etwas in unsrer Kunst überhaupt gäbe, oder doch geben dürfe. Wir betrachteten sie in jedem Falle als eine traurige Nothwendigkeit, wie eine vorübergehende Lage, deren höchste Aufgabe es sei, sich selber zu vernichten, während wir ihr faktisches Bestehen doch nicht läugnen konnten". Wir meinen, es würde sich mit einigermafsen gewandter Dialektik nicht nur eben diese Aussage, sondern überhaupt das Meiste und Bessere, was dieser Abschnitt enthält, rechtfertigen lassen, wenn es auf den Angriff bezogen, ja wenn es zur Basis der gesammten Lehre von der Kriegführung erhoben wäre. Und in gleicher Weise möchten wir glauben, dafs die Paradoxien und Ungefügigkeiten, welche sich in diesen Abschnitt eingebürgert haben, vornämlich „durch die Blässe des unterlegten Hauptgedankens angekränkelt", dafs das Ganze dadurch in eine schiefe Richtung gezwungen worden sei, weil „die gleich zuerst entgegentretende Schwierigkeit, den Begriff der Vertheidigung festzustellen" — nicht von Hause aus gründlich überwunden war. Wer die Gesammtheit des organischen Lebensprozesses nur als einen ununterbrochnen Krankheitszustand aufzufassen sucht, wird sich schwerlich bis zu einem klaren Verständnisse der Gesundheit erheben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Theorie des grofsen Krieges, angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831, *durch W. v. Willisen.*

(Fortsetzung.)

Hätte Verf. das spätere Zugeständnifs — „dafs überall, wo ein Angriff statt findet, auch *nothwendig* schon deswegen eine Vertheidigung da sein müsse, dafs in allen Momenten der Kriegführung das *eine* Auge beständig der Defensive zugekehrt sei, dafs jede gute Defensive *immer* ein Zusammengesetztes von Abwehren und Angreifen sein solle, die Verbindung des Stehens mit der Bewegung das Ideal des defensiven Lebens sei" — zur positiven Grundlage seines Räsonnements gemacht, so würde alles einen andern Anstrich gewonnen haben und ganz ohne alle Beschwer und Künstelei von selbst in den rechten Schick gerathen sein. Statt die zwar nahverwandten, aber nichts weniger als identischen Bedeutungen des Wortes *defensiv* in den Ausdrücken: Defensiv-Krieg, Defensiv-Operation, Defensiv-Zweck, defensive Lage, Tendenz, und Verfahren, in ihrer Eigenthümlichkeit recht klar zu machen, statt die Parallelismen von Defensive und Vertheidigung, von Negativität und passivem Widerstehen, von Erhaltungsmafsregeln, Blöfsendeckung, Ueberlassen der Initiative, Abwenden der Gefahr oder Entscheidung u. s. w. stets in angemessener Weise auseinanderzuhalten, scheint umgekehrt das ausdrückliche Bestreben vorzuwalten, alles möglichst auf dieselbe Linie zu stellen. Dafs dies unausbleiblich zu Unklarheiten oder Widersprüchen führen müsse, wird man nicht in Abrede stellen können, wenn man dergleichen kategorische Aeufserungen beachten will, wie: — „die Defensive will alles auf rein passivem Wege — die reine Passivität ist es, welche ihrer Natur nach allein in ihr liegt (S. 127. 45). Sie ist die schwächere an Kräften der Schlacht und darum eben Defensive: ihrer Natur nach unfreiwillig, weil schwach; — die Offensive bewegt sich und geht, ganz anders ist es mit der Vertheidigung, ihre beständige Tendenz, ihr höchstes Streben ist Stehen: daher mufs sie finden, was sie braucht, sie kann es sich nicht suchen; — sie mufs immer ihre Kräfte zusammenhalten, und immer ist das, wonach zu trachten ist, eine concentrirte Stellung (S. 128, 131, 134, 135). Die defensive Strategie will nichts anderes als ihre Verbindung sichern, die defensive Taktik ihre Stellung behaupten; Stellung ist das wahre Element der defensiven Taktik, die Lehre wird hier eine Lehre von den Stellungen, der offensive Moment gehört streng genommen der Vertheidigung gar nicht mehr an, und von der strategischen Defensive wenigstens gilt ganz entschieden, dafs sie eigentlich gar nicht existire" (S. 45, 31, 191, 193). —

Dies berechtigt jedoch keineswegs zu dem voreiligen Schlusse, als ob dieser Abschnitt völlig mifsrathen sei, nichts von Belehrung oder kernhaftem Gedankeninhalt aufzuweisen habe. Im Gegentheil halten wir ihn für gediegener als den Abschnitt vom Angriffe, und an beachtungswerthen Ansichten, an einer Menge treffender, belehrender Bemerkungen und Zwischensätze fehlt es durchaus nicht. Wir rechnen namentlich dahin den gröfsten Theil dessen, was über das Verhalten des Terrains und dessen Potenzirung durch fortifikatorische Anlagen, über die Bedeutsamkeit der Flufslinien, des flachen Landes, der grofsen Städte, der Gruppensysteme in Beziehung zur Vertheidigung gesagt worden. Nur darf auch selbst hier der Leser nicht alles für so unbedingt und ausnahmslos gültig hinnehmen, als es zumeist dem Wortverstande nach gegeben wird, sondern mag möglichst darauf bedacht sein, noch aus eigner Kenntnifs den rechten Mafsstab und die passende Auslegung mit herzuzubringen. Denn nicht selten gilt das, was von der Vertheidigung insbesondre behauptet wird, gleich sehr für den Angriff,

weil für den Modus der Kriegführung überhaupt, während anderes erst, wie der Verf. sich ausdrückt: „getödtet werden, oder aus sich selbst heraus gehen" (d. h. von seiner Einseitigkeit oder Ungemessenheit befreit werden) mufs, um für das Leben volle Tauglichkeit zu haben. Dann werden ohne Zweifel auch derartige Redefiguren, wie: „basirtsein ohne basirt zu sein, — mehrere Verbindungen haben, ohne sie zu haben, — dafs die ganze Kunst in den Beinen oder im Magen liege" u. s. w. die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. —

Wiefern in beiden Hauptabschnitten der Lehre aber das Phantom einer *obersten* Kriegsregel gewissermafsen den Angelpunkt bildet, um welchen das ganze System sich im Kreise bewegt, und auf den alles Einzelne zurückbezogen, erst seinen Halt und seine Wahrheit gewinnen soll: können wir nicht füglich umhin, diesem Gegenstande ebenfalls eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen.

Jedermann weifs, dafs in der moralischen wie in der physischen Welt, in allen Angelegenheiten und Bestrebungen der Natur wie des Geistes, zum Ueberwinden des Angriffes und des Widerstandes Kraft erfordert wird: und im Konflikte der Kräfte wiederum ein Uebergewicht von Vermöglichkeit, um in irgend welcher Richtung den Ausschlag zu geben. Sind nun die so in Wechselwirkung getretenen Kräfte von gleichartiger Beschaffenheit, so genügt zu diesem Uebergewichte ganz einfach die Mehrzahl, die gröfsere Masse; es entscheidet die Quantität der aufgewendeten Mittel über das Resultat. Ist aber der Qualität oder Bezüglichkeit der Mittel gleichfalls ein virtueller Einflufs gegönnt, treten ungleichartige Potenzen miteinander in das Spiel, hat das Resultat die Natur eines Produktes aus mehrern, in mannichfacher Weise verknüpften und sich modificirenden Faktoren, so kann nach Mafsgabe dieses gegenseitigen und wechselnden Verhaltens bald der eine, bald der andre Faktor über den numerischen Werth des Endergebnisses (im Kalkul wie im Prozefs) entscheiden. Es ist sodann keinem von ihnen ausschliefslich die Stelle des Multiplikators, und der alleinigen Potenzirung anheimgegeben; sie alle in Summa erst bedingen das plus oder minus des Facits. Mit andern Worten: es ist nicht mehr die *Masse*, das Vorwalten des Extensiven, das schlechthin ausreichende Expediens, sondern ebensosehr die Intensität dieses oder jenes Mittels, dasjenige Moment, woran sich die Verwirklichung der Zwecke knüpft.

Wer ferner in den einzelnen Ereignissen des Krieges den Sieg über seinen Gegner davon tragen will, mufs sich nicht blos effektiv in dem Besitz einer genugsamen Vermöglichkeit befinden (worunter auch das Geschick sich derselben im vorkommenden Fall zu bedienen mit einbegriffen ist): sondern es mufs ihm nächstdem noch ein widerstandleistendes Objekt dargeboten, und eine entsprechende Gelegenheit zu Theil werden, um die einzelnen Faktoren, aus dem sich jene Vermöglichkeit zusammensetzt, ihrem vollen Gebrauchswerthe, ihrer ganzen innern Bedeutsamkeit nach äufserlich geltend zu machen. Erfahrungsgemäfs ist dies Letztere aber nicht allein vom eignen Dichten und Trachten, sondern ebensosehr vom Thun und Lassen des Gegners, ebensooft von Zufälligkeiten abhängig, die ganz aufser der Sphäre des Wissens und Vermögens beider Partheien liegen. Aber auch selbst das, dessen Geltung oder Influenz ganz dem Bereiche der eignen Thätigkeit und Tauglichkeit anheim gegeben sein mag, wird aus den oben entwickelten Gründen schlechterdings nicht an sein numerisches oder extensives Verhalten, an die Mehrzahl seiner Streiter, an das Quantum des materiellen Vorraths, an die 15 lieues par jour gebunden sein können, wenn es gleich nicht dem mindesten Zweifel unterliegt, dafs alle diese Dinge mitwiegen, dafs sie die Schale des Gegners sinken oder steigen machen, jenachdem wir sie besitzen oder entbehren, dafs — *wenn alles Uebrige gleich*, oder ebenfalls bei dem Gegner mangelhafter ist, als bei uns, — auf ihnen die Entscheidung ruht. Aber es giebt in der Kriegspraxis auch Fälle (und diese sind gar so selten nicht) wo Anderes sich bei weitem wichtiger erweist, ja solche selbst, wo die Masse zum Schaden gereicht. „Je dichter das Gras, um desto besser mähen" sagte schon Alarich, der von Artillerie und von den Finessen der modernen Terrainbenutzung noch gar nichts wufste.

Dies alles zusammengenommen, mufs es schon an und für sich wahrscheinlicher machen, dafs es *mehrere* Hauptsachen, mehrere Haupt- (insonderheit wichtige) Regeln geben werde, die je nach der Modalität der Umstände eine vorzugsweise Berücksichtigung verdienen: als dafs Eine von ihnen alle übrigen so überragen sollte, um diese ihr in allen Wechselfällen un-

bedingt unterordnen zu müssen. Leider lehrt es wiederum die Erfahrung, dafs es sich in der That mit allen solchen angeblichen Kardinalregeln, fast wie mit dem preiswürdigen Rathe verhalte, den Vögeln Salz auf den Schwanz zu streuen — (man hat das Salz nicht zur Hand — die Vögel halten nicht Stich) — oder wie mit den berüchtigten Freikugeln, von denen viere treffen, dreie äffen. Der Glaube an die Existenz oder Untrüglichkeit solchen Talismans hat schon manchen braven Mann ins Unglück gestürzt.

„Mistraue jeder Regel, pflegte Scharnhorst zu sagen, die sich für die allein taugliche oder oberste ausgiebt. Jede Regel hat ihre Antiregel, ihre Klippe, die sie scheitern macht. Nicht gewissen Regeln, sondern gewissen Zwecken und Umständen gerecht zu werden, ist das Kriterion der ächten Kriegsgelahrtheit. Je schulgerechter dein Gegner, um desto mehr Wahrscheinlichkeit für dich, gegen alle Regel zu siegen. Das „aufser der Regel" führt, weil es die wenigste Wahrscheinlichkeit für sich hat, nicht selten zu den glänzendsten (den *aufser*ordentlichen) Erfolgen. Was 99 mal hilft oder nicht schadet, läfst dich zum 100sten male in Stich, oder führt dich um desto gewisser in das Verderben."

Vernehmen wir jetzt die banale Phrase unsres Verfs. Sie lautet: „Als Endresultat der verschiedenen Betrachtungen aber haben wir einen gemeinschaftlichen Ausdruck für alles Richtige gefunden, und wer hätte gegen diesen Ausdruck etwas einzuwenden. *) Alles Gute, wo und wie es immer sich zeigt, fliefst aus Einer gemeinschaftlichen Quelle, aus einem und demselben Grundgedanken, der uns als leitender Faden zu den scheinbar verschiedenartigsten Methoden, durch alle möglichen Variationen des Guten führt. *Uebermacht gegen Mindermacht*, oder *Anwendung von Stärke gegen Schwäche*, oder *Massen auf den entscheidenden Punkt*, sind nur verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache." (S. 75, 77, 81, 158, 200.)

Zunächst liefse sich in Anregung bringen, dafs zwar jener dreifachen Fassung eine und dieselbe Maxime, eine und dieselbe Tendenz zum Grunde liege, dafs aber das, was in ihnen ausgesprochen wird, weder dem Begriffe noch dem Verfahren nach dasselbe sei. Aber abgesehen hiervon, wird auch der Gegner Massen am entscheidenden Punkte zu versammeln, dadurch sein örtliches partielles Schwachsein auszugleichen suchen; und erst die definitive Ueberlegenheit der dabei effektiv wirksamwerdenden Masse würde das entscheidende Uebergewicht auf die eine oder die andre Seite legen. Die Schwäche des Gegners beruht aber nicht immer in der geringeren, so wenig als unsre Stärke in der gröfseren *Masse*, sondern sehr häufig in Eventualitäten, wo die blofse Quantität derselben die Entscheidung nicht bedingt. Das *Wo*, die bestimmte Lokalität, innerhalb welcher es überhaupt nur zum Konflikte kommen, und der Punkt in derselben, auf welchen die Entscheidung fallen werde, läfst sich selten mit Sicherheit vorausbestimmen, — (hic saltus, hic Rhodus!) — und hätte man seine überlegne Masse auch wirklich auf solcher dazu geeigneten Lokalität zusammengebracht, so nützt dies noch immer nichts, wenn sie nicht in der rechten Form, nicht im entscheiden Moment dort zur Stelle wäre, was richtig vorauszusehen und wirklich durchzusetzen wiederum nicht immer in unsrer Macht steht und um so weniger, als die Schwierigkeit des Entschlusses so oft darauf beruht, dafs mehrere Möglichkeiten zugleich vorhanden sind, und man von entgegengesetzten Bewegungsgründen gleich stark in Anspruch genommen wurde. Kurz, es giebt der Hauptsachen gar viele; gerade das an sich Untergeordnete und Unscheinbare wird im Momente der Entscheidung urplötzlich das Entscheidende, und es giebt keine einzelne so schlechthin bevorzugte Richtung noch Potenz, der zu Gefallen man ungestraft die übrigen gering halten oder im Kalkul unbeachtet lassen dürfte. Bei der Wandelbarkeit der Umstände, Verhältnisse und wirksamen Influenzen inmitten des Prozesses, bei der Unbestimmbarkeit des Objektes und der ersprieflichen Auskunften, mufs es dem Unbefangenen wie dem Eingeweihten einleuchten, dafs man überall nicht auf ein blofses So „und" so, sondern auf ein Entweder-Oder gefafst sein, (wie Gen. Rüchel sich auszudrücken liebte: sich à cheval des Schicksals setzen) müsse. Sich möglichst in den Besitz der bekannten diensamen Mittel setzen und in Kenntnifs

*) Wir könnten ihn an sich selbst verweisen; an S. 23 dafs man den Satz: „die Wahrheit könne nur Eine sein, nicht so verstehen dürfe, als könne sie nur an einer Stelle liegen, müsse in einem einzigen Gedanken sich zusammendrängen" und S. 135 „das Beste werde der Terrainbedingungen wegen schon jedesmal zu einem Relativen."

der Sachlage erhalten, mit den Modalitäten des Gebrauchs-Werthes und Unwerthes innigst vertraut sein, sich die Freiheit der Verwendung oder Nichtverwendung im vollsten Mafse offen halten, und so Herr der Begebenheiten bleiben, — das ist es worauf der Feldherr sein Augenmerk zu richten hat. Wir würden ihm daher rathen, statt jener einen positiven Hauptregel, sich einige der nachstehenden eventuellen Maximen zu eigen zu machen, welche im Sinne der höhern Kriegskunst sich sowohl für den grofsen wie im kleinen Kriege zu bewähren pflegen: — Strebe nicht voreilig nach der Entscheidung, aber schmiede das Eisen wenn es warm ist, und lasse nicht nach mit Kraft und Umsicht zu hämmern, bis das Werk den Meister lobt: denn auf dem halben Wege innehalten, führt dich nie ans letzte Ziel. Vereitle die Absicht des Gegners dadurch, dafs er dich nie unvorbereitet und stets im Besitz mehrerer Auswege finde; damit er dich nicht an Orten, Momenten, und unter Umständen, wo du ihm nicht gewachsen bist, in ungleichen oder ungelegenen Kampf verwickeln und festhalten könne. Bemühe dich im Zusammentreffen mit dem zum Kampfe gerüsteten Gegner entweder ihm überlegen zu sein, oder falls dies nicht erreichbar wäre, so hindre ihn von seiner Ueberlegenheit den rechten und vollständigen Gebrauch zu machen. Halte dir ein zureichendes Mafs derjenigen Streitkraft oder Kriegsvermöglichkeit, was nach den gegebenen Umständen den kräftigsten Ausschlag zu geben verspricht, zur freien Disposition, um nach Mafsgabe dessen, was dir taugt und was sich fügt, die Entscheidung zu erzwingen oder abzuwenden. —

Also nicht blos Massen, oder sie allem andern zuvor, sondern Skanderbegs Schwerdt und Skanderbegs Arm in Skanderbegs Geist! Nicht im secret des communications, nicht im Gelde, in den Beinen oder dem Magen prinzipaliter, sondern in der solidarischen Verknüpfung aller dieser, nur in subsidio der übrigen, entscheidenden Faktoren der Kriegsenergie, liegt die rechte Auskunft zur Lösung des salomonischen Siegels. Mens agitat molem! Der Entschlufs sowohl als die Bedenken haben ihre Wurzel in dem Geist und den Gedanken; die Idee mufs so Entwurf wie Ausführung beherrschen, stählen und zum Ziele lenken; — Alle jene materiellen Realitäten werden durch sie erst befruchtet und dem Zwecke diensam gemacht. Besitze genugsame Einsicht und Willenskraft, habe das Recht und die öffentliche Meinung, den Enthusiasmus und die Ausdauer, den Muth und die Besonnenheit, den Scharfblick und die Schnellkraft, die Unerschrockenheit und den Vorbedacht zu deinen Alliirten: so werden die gedrängten Massen dir vorn oder seitwärts gegenüber, dich so wenig schrecken und verderben, als die flinken Beine, die vollen Säckel und gefüllten Mägen deiner Gegner. Denk an Murten und Thermopylä, an Austerlitz und Rofsbach, Issus und Breitenfeld, an die unsterblichen Helden und Thaten jeglicher Vorzeit; lerne von dem Sohne der Thetis, wie von dem der Kypris, von Odysseus und vom Skamander, von Crassus und Hannibal, Jeanne d'Arc und Napoleon, von Friedrich und Laudon:

— woraus dir die Palme erwächst,
am Haupte der Lorbeer verdorrt! —

Verf. kann hierauf erwidern: dies sei ihm alles so gut bekannt, wie dem Ref., und mehr als eine Stelle oder Phrase seines Buches deute darauf genugsam hin, dafs er gar nicht gesonnen sei, den wesentlichen Inhalt des hier Ebengesagten in Abrede zu stellen. Wenn er darauf keinen besondern Nachdruck gelegt, so sei es geschehen, weil sich einerseits eine ähnliche Deutung seiner Lehre und seiner Worte allen Verständigen von selbst darbiete; andererseits aber verweise er auf die Schlufsperiode des ersten Theiles: „der irdische Theil der Kunst liegt in den Waffen, den Verschanzungen, der Schlachtordnung, überhaupt in allem, was die Combination der materiellen Dinge betrifft. *Nur über diesen* Theil haben wir sprechen wollen, schon weil über den andern Theil, eben weil er vom Himmel ist, menschlicher Weise nicht viel zum Erlernen beizubringen sein möchte. Doch möchten wir nicht zugeben, dafs die Combinationen der materiellen Dinge den geringeren Antheil am Erfolge im Kriege haben, sondern eher behaupten, die richtig combinirten materiellen Dinge werden eher einen Mangel an jenen göttlichen Eigenschaften übertragen, als diese im Stande sind, grofse Fehler der Combination auf dem Gebiete des Materiellen wieder gut zu machen." —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Theorie des großen Krieges, angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831, *durch W. v. Willisen.*

(Schluſs.)

Wir dagegen könnten uns begnügen, hierauf zu replisiren: Jene *Combination* sei gerade und ganz eigentlich das Hinzuthun des schaffenden Geistes und erst vermittelst ihrer steigere sich das Kriegführen zur Kunst. Es veranlaſst uns indeſs dies überraschende Geständniſs, noch einige Bemerkungen über des Vfs. Ansicht von Kunst und Wissenschaft überhaupt hinzuzufügen.

Wir sind mit ihm einverstanden: über die Unentbehrlichkeit der Wissenschaft (als der systematisch geordneten, und methodisch begründeten Darstellung des Erfahrungsinhaltes), — über die Wichtigkeit des militärischen Unterrichts und Studiums im Frieden, und über die Bedeutung der Philosophie in Beziehung auf je welche Wissenschaft und Kunst: als nothwendig bedingt durch den Kulturzustand der heutigen Welt. Wir räumen ein, daſs in derartig konstruirter Theorie das höchste menschliche Wissen vorfindlich sein müsse, und daſs jederzeit vom Nichtwissen zum Können ein gröſserer Sprung sei, als vom Standpunkte des Wissens aus. Aber wir meinen zugleich, daſs in dem Nichtausreichen dieses „höchsten" menschlichen Wissens, als eines Endlichen, für die unendlich nüanzirten Aufgaben des praktischen Lebens, eben der Grund liege, warum alle Praxis in ihrer höchsten Spitze sich durch alle Zeiten gestalte und bewähre als Kunst; — und daſs ferner in der Praxis nichts ein gröſseres Unheil stifte, als der *Wahn des Wissens*, d. h. das nur halb und nicht recht Wissen; gröſseres sogar als ein relatives Nichtwissen, insonderheit so lange sich dies mehr als Unbefangenheit und Unerfahrenheit, denn als Unvermögen schlechthin bekundet. — Desgleichen will uns die Weise, wie der Verf. Krieg und Kunst mit einander in Beziehung bringt, nicht völlig genugthun. Daſs der Krieg eine Kunst sei, wie oft gesagt zu werden pflegt, ist ein uneigentlicher Ausdruck. Krieg einerseits ist ein Zustand, die Kriege andererseits sind Begebenheiten; das Kriegführen soll sich als Kunst manifestiren, aber nicht jeder Krieg ist eben deshalb schon ein Kunstprodukt, sondern verdient diesen Namen nur dann, wenn der Gedanke des Feldherrn und die That des Heeres, die ihn lebendig verwirklicht, beiderseits den Charakter der Musterhaftigkeit an sich tragen. Die Behauptung: es habe die Kunst mit endlichen Mitteln Unendliches hervorzubringen, ist mindestens eine Hyperbel; es würden unter dieser unstatthaften Voraussetzung die Kunstschöpfungen den Gedanken (die zum Gigantengeschlechte gehören) gegenüber, ihr Pygmäengeschlecht nicht wohl verläugnen können. Die Aufgabe der „Kunst überhaupt" ist ein Unendliches, die einzelnen Leistungen einzelnen Kunstbestrebens gehn über die Sphäre des Endlichen nicht hinaus. Nach gewöhnlichem Sprachgebrauch aber nennen wir schon das ein Kunstwerk, zu dessen Erfindung es des Genies, zu dessen Realisation es der Talente und eines künstlerischen Verfahrens bedarf. In diesem Sinne ist ohne Zweifel auch das Kriegführen eine Kunst; aber zum Unterschiede von den ästhetischen Künsten, bei denen es nur auf die Versinnlichung von Ideen abgesehn ist, gehört sie ihrem besondern Charakter nach zu den praktischen Künsten, mittelst welcher Zwecke verwirklicht, in den naturgemäſsen Kausalzusammenhang des Bestehenden mit Konsequenz eingeordnet werden sollen. Man wird sie in gleicher Weise den dramatischen Künsten beizählen dürfen, weil ihre Kunstprodukte sich nicht sowohl in Form eines Werkes, als in Form von Thaten manifestiren, und als eine Verknüpftheit mannichfach verschränkter Wirkungssphären, innerhalb welcher jeder der handelnden Personen kunstgerecht zu Werke

Quellen sich stützen und besonders über Correggio und Raphael viel Neues an das Licht gezogen haben. Eine schon umfassendere Arbeit von Hrn. Abbate Cadorin zu Venedig wird gleichfalls in kurzer Zeit zur Mittheilung gereift sein. Während auf diese Weise von mehr, als einer Seite der Kunstgeschichte Materialien zugeführt wurden, fand Hr. Dr. Gaye dennoch, bei vieljähriger unermüdeter Anstrengung so viel neuen Stoff auf, dafs er die vorliegenden beiden Bände ganz damit ausfüllen konnte. Denn sogar seine Anmerkungen sind gröfstentheils aus abgekürzten Urkunden zusammengesetzt, da Dr. G. an keiner Stelle die Neigung verräth, den Standpunct, aus welchem er die Kunst an sich selbst, oder deren Geschichte und Entwickelung, aufgefafst, seinem Leser zu enthüllen. Die Kunstworte und Phrasen, welche er nicht ohne Zwang in das Italienische überträgt, ähneln den Allgemeinheiten einer früheren Epoche des Romanticismus; doch möchte es gewagt sein, aus solchen conventionellen Redensarten auf seine eigne Auffassungsart zu schliefsen. Diese möchte unentwickelt geblieben sein und eben daher sich erklären, dafs Dr. G. weder in der Art wie er gesammelt hat, so viel Anerkennung auch sein erstaunlicher Fleifs, seine gewissenhafteste Genauigkeit, verdienen, einem bestimmten Ziele scheint nachgestrebt zu haben, noch selbst in dem Abdrucke seiner Urkunden einem klaren Plane gefolgt ist. Sammlungen dieser Art können indefs nur durch eine leicht übersichtliche Anordnung und durch einen guten Index, (an dessen Anfertigung der Verf. wahrscheinlich durch seinen zu frühen Tod verhindert wurde) in der Art zugänglich werden, als ihre Bestimmung es erfordert. Dr. G. aber giebt die Malerbriefe, welche er ankündigt, mit anderen Documenten vermischt, so dafs kein Grund sich darbietet, weshalb er wieder andere der Beziehung nach jenen gleichartige Documente in verschiedenen Anhängen folgen läfst, was seine chronologische Anordnung, die einzige, welche er sich vorgesetzt hatte, wiederum zerstört. Diesen Anhängen, besonders dem zweiten des ersten Bandes, ist ohne Index gar nicht beizukommen. Wer das Material derselben gelegentlich einsehn will, wird jedesmal wiederum das Ganze überlesen müssen. — Auch wird Dr. G. dem Vorwurf nicht entgehn, dafs er seine Arbeit nicht genug mit denen seiner Vorgänger in Correlation gesetzt habe. Möge er nun schon Bekanntes bestätigen, ergänzen oder berichtigen, immer würde die Hinweisung auf dasselbe denen, die Forschungen dieser Art anstellen, höchst erwünscht sein. Es kommt doch am Ende nicht sowohl darauf an, irgend etwas zuerst aufgefunden, allein gewufst zu haben, als vielmehr auf die Nutzbarkeit des Buches, in welchem man seine Kunden der Welt vorlegt. Der geistreiche Ueberblick seines Materials, die gesunde Kritik, der wahrheitsliebende Fleifs, die klare Anordnung, ist zuletzt, was dem Sammler allein als sein ganz eigenes Verdienst übrig bleibt. Dr. G. aber läfst sich nicht selten von dem Bestreben, in diesen Sachen ein ganz unabhängiges Verdienst sich zu sichern, bis zu gänzlicher Nichtachtung des längst schon sicher Gestellten fortreissen. Seltsam sagt er in der Vorrede auf Veranlassung eines inhaltslosen Briefes von Francesco di Giorgio: „weil ich mir schmeichle (amo a credere), dafs das Andenken dieses Künstlers künftig mehr in den Briefen dieser Sammlung, als in seinen nachgelassenen Werken fortleben werde". Es drückt sich in diesem Satze ein zu persönliches Gefühl des Werthes seiner Leistungen aus. Die nachgelassenen Kunstwerke des Francesco di Giorgio sind allerdings, wie ich vor langer Zeit in einer eigenen Abhandlung nachgewiesen habe, sehr unerheblich. Allein er hat auch eine ziemlich ausgedehnte Abhandlung über die Baukunst nachgelassen, von welcher ich Proben mitgetheilt habe, welche jedenfalls erheblicher ist, als die von Dr. G. mitgetheilten, theils schon von mir erwähnten Geschäftsbriefe.

Diese allgemeinen Einwürfe heben jedoch den ausgezeichneten Werth der Mittheilungen des Dr. G. keinesweges auf. Ref. will, indem er gelegentlich auch einige Flüchtigkeiten rügt, aus dem ersten Bande eine Reihe der wichtigeren Resultate seiner Nachforschungen zusammenstellen. Sie sind sämmtlich dem ersten Bande entnommen, was nicht möge aufgenommen werden, als gelte dem Ref. der zweite für minder reich ausgestattet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Dr. Giovanni Gaye, carteggio inedito d'Artisti del Secolo XIV. XV. XVI.

(Schlufs.)

Nach der No. XXXIV. (des ersten Bandes), welche zum gröfseren Theile völlig neue, die Chronologie der Werke Ghiberti's feststellende Documente einschliefst, folgen (No. 35.) einige schätzbare Notizen über die Familie des Tommaso Finiguerra. Die Anmerkung indefs erweckt Wünsche, welche keinesweges durch dieselbe befriedigt werden.

Schon vor etwa zehn Jahren ersuchte Ref. den Dr. Gaye, eine der Form nach äufserst verdächtige Anführung des Gori (Diptycha Flor.) mit dem Urtext zu vergleichen, wenn derselbe ihm erreichbar sei. Dr. G. ertheilte ihm die Antwort, Gori's Anführung sei mit dem Urtext gleichlautend. Hier indefs, wo es an der Stelle wäre, denselben abzudrucken, wenigstens ihn zu citiren, bezieht Dr. G. sich vielmehr auf einen Spoglio (Auszug, oder Realcatalog), was voraussetzt, dafs er den Urtext entweder gar nicht aufgefunden, oder auch nicht eingesehen habe. Jener Spoglio, über dessen Alter und Art Dr. G. nichts bemerkt, scheint die Arbeit des Senator Strozzi zu sein.

Dafs jene Stelle, welche Dr. G. aus dem Spoglio del libro grande dell' arte de' mercatanti, segnato 1450. Z., ausheben, dem Urtext nicht gleichlautend ist, erhellt schon daraus, dafs darin zwei verschiedene Notizen in Eins gezogen sind. Es heifst darin: Pace d'argento dorata smaltata e niellata di peso di o. 55. d. 11. *si fa* per la chiesa di S. Gio. per Tommaso di Finiguerra orafo. e se li paga a ragioni di fio 1. largo l'oncia; *costò* di tutto fiorini 66. 1. Der erste Abschnitt des Satzes bezieht sich auf eine noch laufende Arbeit, der zweite auf dieselbe, jetzt schon vollendete. Auch ist ein Unterschied unter dem erst erwähnten und schliefslich gezahlten Preise. Die Angabe des Gegenstandes fehlt durchaus, wefshalb es für jetzt noch schwer fallen dürfte, die Identität des hier genannten und des zu Florenz, Gallerie der Uffizi, aufbewahrten Werkes zu beweisen.

Da nun einmal, seitdem Vasari das bekannte Künstlermährchen vom ersten Abdrucke einer eingegrabenen Platte durch jenen Maso niedergeschrieben, seitdem man zu Paris den Abdruck der fraglichen Pax glaubte aufgefunden zu haben, diese in der Geschichte der Kupferstichkunst eine grofse Wichtigkeit erlangt hatte, durfte Dr. G. bei den Beförderungen, deren er sich zu erfreuen hatte, gar nicht nachlassen, bis er das Originalbuch aufgefunden und zur Evidenz gebracht hatte, dafs Strozzi darin die Zahl 1450. ganz richtig gelesen, da die Verwechslung der 5. mit der 7. bei damaliger Schreibart denkbar ist. Er mufste ferner sich aller darauf bezüglichen Stellen im Urtext zu bemächtigen suchen, auch deren, die auf andere Arbeiten des Maso Bezug haben. Sicherlich verweiset der Styl der vorgezeigten Pax auf das J. 1470. d. i. die Architectur, das Gefält, die Composition, der Charakter der Köpfe.

Diese besondere Frage ist demnach keinesweges, wie Dr. G. meint, schon durch seine Anführung eines blofsen Spoglio als ganz abgemacht anzusehn. Allein auch, wenn sie erledigt wäre, würde Ref. auf deren Gegenstand noch keinesweges viel Gewicht legen. Denn es weisen vielmehr alle Umstände darauf hin, dafs der Abdruck eingegrabener Flächen eben dort zuerst versucht ward, wo das Bestreben nach Vervielfältigung von Büchern und Bildern bereits den Abdruck von Formschnitten und Lettern hervorgerufen hatte, d. i. in Westdeutschland, Belgien und Holland. Diese Länder brachten schon von 1460 — 1480 eine grofse Zahl kunstreich gestochener und in grofser Vollkommenheit abgedruckter Blätter hervor, denen die vielen hunderte von Incunabeln, welche die Sammler aufbehalten ha-

ben, doch wohl zum gröfseren Theile der Zeit nach vorangehn werden. Die Hypothese des Cicognara, dafs Finiguerra's Erfindung augenblicklich nach Deutschland gelangt und dort sogleich vervollkommnet sei, ist äufserst gezwungen. Wahrscheinlicher wäre, dafs Finiguerra von den deutschen Erfindungen in allen Druckkünsten gehört, oder Proben gesehen habe, hiedurch veranlafst, ohne sichere Kunde von dem dabei angewendeten Mechanismus, versucht habe, gleichfalls Abdrücke hervorzubringen. Denn gewifs unterschied sich noch in der ersten Epoche des Marcanton das italienische Druckwesen von dem deutschen. Die Italiener schnitten den Bart nicht ab, bedienten sich unvollkommener Pressen und einer schmutzigen, schlecht abgeriebenen Druckerschwärze. Hingegen sind die Platten des Meister 1466, oder des M. Schongauer, völlig glatt, die Schwärze vollkommen verarbeitet, der Druck ihrer Pressen gleichmäfsig vertheilt. — Also mag an der florentinischen Künstlertradition, die Vasari uns aufbehalten, insofern etwas wahres sein, als aus den erwähnten Umständen erhellt, dafs Italien die Kupferdruckerkunst nicht, wie bald darauf die Buchdruckerkunst, durch deutsche Schule und Anweisung, sondern durch eigne, wahrscheinlich doch nachahmende, Versuche auf die Weise selbst erfunden habe, als wir sie etwa 40 Jahre hindurch von relativ wenigen Meistern bis um das J. 1500 fortüben sehn.

Auf No. LXXIII. verräth Dr. G. in der Vermögensangabe des Bernardo Gambarelli durch den ganz unmotivirten Zusatz: genannt Rossellini, einen sonst ihm wenig eigenthümlichen Leichtsinn. Der Bernardo seiner Urkunde, der als Bildner bezeichnet wird, war im J. 1457 schon 48 Jahre alt, und lebte zu Florenz in ärmlichen Umständen. Bernardo Rossellini (mit diesem Zunamen führt ihn Vasari auf) war aber damals der Baumeister eines der reichsten Päpste Nicolaus V. und bald auch der Baumeister Pius II., der dessen Geschmack an Bauunternehmungen theilte. Dr. G. war mit diesen Umständen nicht unbekannt, da er in Bezug auf den Bernardo Rossellini der Arbeit des Ref. (Ital. Forsch. Th. II.) ohne Einrede gefolgt ist. Vgl. No. LXXXI.

No. LXXV. giebt einen Brief des Benozzo Gozzoli an Pietro de' Medici. Der Gönner wollte keine Cherubine, vielleicht, weil deren Darstellung ihm veraltet schien; der Künstler entschuldigt sich, erbietet sich ein Paar Wölkchen darüber zu malen. Er würde selbst gekommen sein, aber es sei heifs und die angelegte Leimfarbe drohe aufzutrocknen. Er unterschreibt sich Benozzo di Lese. Andere jener nachfolgende Nummern desselben Künstlers sind gleichgültiger. No. LXXXIII. zeigt sich Masaccio (in dem MS. des Filarete) wiederum als Bronzearbeiter, Bildner; wobei die früher vom Ref. beigebrachten Zeugnisse wohl hätten erwähnt, das gemeinsam gewonnene Resultat hervorgekehrt werden sollen. No. LXXXVII. ist die Zusammenstellung theils schon bekannter, theils ganz neuer urkundlicher Zeugnisse für den rechten Baumeister des Schlosses zu Urbino, Luciano di Martino di Lauranna, umfassend und reichhaltig. Dafs zu dessen Vollendung nach der Hand auch Andere mitgewirkt, vornehmlich Baccio Pontelli, auch Francesco di Giorgio nach dessen eigener Angabe, ist bekannt. Das Doc. No. XC. setzt die illegitime Geburt Lio. da Vinci's nunmehr ganz aufser Zweifel, hebt auch Amoretti's Vermuthung auf, dafs er legitimirt worden sei. No. XCIII. f. über den Rundbau Leon B. Alberti's in der Servitenkirche zu Florenz, wo der grofse Baumeister mit praktischen Cultusformen in Conflict gerathen war. No. CXII. zeigt den vollständigen Namen des Dom. Ghirlandajo. Domenico war der Sohn des Tommaso di Currado di Dafo Bighordi. No. CXXIII. zeigt den Conflict genialen Dranges mit dem Zunftzwange jener Zeit. Der Meister, bei welchem der junge Benvenuto Garofalo zu Cremona in Arbeit stand, beklagt sich über dessen unzeitige Entfernung, angeblich um Rom zu sehn, mit Hinterlassung seines Gepäckes, im härtesten Winter. Aus No. CXXX. scheint hervorzugehn, dafs Lorenzo di Credi ebenfalls auf Bildnerei sich verstanden habe. Andrea Verocchio setzt den: Laurentius q. Andreae de Oderich (?) pictorem Florentinum, zum Executor seines Testaments ein. Diesem sucht Verocchio die Vollendung seines Pferdes für Venedig zuzuwenden: quia est sufficiens ad hoc perficiendum.

Ref. glaubt den reichen Inhalt des ersten Bandes durch das oben Hervorgehobene hinreichend veranschaulicht zu haben. Allein auch die Anhänge enthalten viel treffliches Material, z. B. Band II. S. 441 ff. die Originalnachrichten über den: Francesco di Domenico Livi da Gambasso, maestro di vetri dipinti. Seit der P. Richa von den Urkunden, die Dr. G. hier zum ersten Male vollständig aufführt, eine verworrene Kunde

mittheilte, war Ref. wohl der erste, der sie beachtet hatte. Er hoffte in Lübeck über den genannten Künstler nähere Auskunft zu erhalten; doch vergeblich. — Die Hauptstelle hat (S. 442) — eorum in officio precessores jam sunt tres anni et ultra (der Brief ist vom 15. Oct. 1436) scripsisse in partibus Alemanniae basse, in civitate Lubichi cuidam famosissimo viro nomine Francisco Dominici Livi da Gambasso comitatus Flo. magistro in omni et quocunque genere vitreorum *de musayco* et de quodam *alio colore vitreorum — et in dicto loco dictam artem addidicit.* — Nächst diesem neuen Zeugnifs für die gegenseitige Beziehung der älteren Kunstbestrebungen beider Nationen, erhellt aus obiger Stelle auch ein wichtiger Beweis für das späte Vorkommen wie für den tramontanen Ursprung der Malerei *auf* Glas. Die älteren Glasmalereien waren *Glasmusaiken*, wie das Document treffend sagt. — Die Lübeckischen Arbeiten des Francesco da Gambasso sind unbestreitbar dieselben, welche sonst die jetzt abgetragene Burgkirche zu Lübeck schmückten, und nunmehr höchst kunstvoll von Hrn. Julius Milde, aus Hamburg, restaurirt, der dortigen Frauenkirche zum gröfsten Schmucke gereichen. In diesen Glasgemälden ist kein reingothischer Styl, die Färbung ist mild und gebrochen, die Figuren entsprechen der Manier des Agnolo Gaddi, Cennino und ihrer florentinischen Zeitgenossen. Die Zeit der Anwesenheit des Florentiners fällt mit der Ausschmückung der Burgkirche zusammen. Endlich zeugten in dieser Kirche einige Grabsteine von weifsem Marmor, durch Sterne aus ägyptischem Porphyr und antikem grünem Serpentin geändert, von italienischem Einflufs.

Wenn man die Entbehrungen und Anstrengungen erwägt, welche dieser, wie Ref. vernimmt, sehr kränkliche Mann sich aufgelegt, um durch den Schatz, den er gesammelt, sich selbst ein dauerndes Andenken zu sichern; wenn man erwägt, dafs seine eignen Abschriften, denn er hat auch fremde aufgenommen, den Charakter ihres jedesmaligen Zeitalters tragen und, soweit Ref. es beurtheilen kann, mit zuverläfsiger Genauigkeit gemacht sind; so wird anerkannt werden müssen, dafs er ein grofses Verdienst sich erworben. Ref. bedauert, ihn nicht persönlich gekannt zu haben. Gern hätte er so viele noch unbenutzte Abschriften ihm mitgetheilt, die seine Arbeit erleichtert, ihm wohl auch einiges neue zugeführt haben würden. Wäre es möglich gewesen, auch über den Plan des Werkes mit Dr. G. sich zu verständigen, möchte es allerdings wohl um die Hälfte eingeschmolzen sein, vielleicht auf der anderen Seite durch Aufnahme aller auffindbaren Künstlerschriften um eben so viel wieder angeschwollen sein. No. LXXXI. LXXXVI. werden Künstlermemoiren erwähnt, an anderen Stellen einige Schriftchen des L. B. Alberti, mehrere andere sind vorhanden, die z. Th. nur höchst nachlässig edirt worden sind.

v. Rumohr.

XV.

Die Wirbelthiere Europa's von A. Grafen Keyserling und Professor J. H. Blasius. Braunschweig, 1840. *bei Vieweg und Sohn.*

Diese Schrift nimmt unter der, allerdings schon grofsen Menge zoologischer Bücher einen ehrenvollen Platz ein. Die Vf., welche sich in diesem Augenblicke wieder auf einer grofsen wissenschaftlichen Reise in Rufsland befinden, sind die beiden bekannten Karpathen Reisenden.

Wir können freilich noch nicht das ganze Werk übersehen, da uns nur das *„erste Buch, die unterscheidenden Characteres enthaltend"* vorliegt. Indessen zeigt dies schon so viel Originelles und Neues, dafs den Freunden der Zoologie, welche noch nicht darauf aufmerksam wurden, diese Anzeige gewifs angenehm sein wird.

Als etwas ganz Originelles tritt uns zunächst die ganze Einrichtung des Werkes entgegen, die wohl von Vielen getadelt werden dürfte. Dieser Tadel wird aber verschwinden, wenn erst das ganze Werk da ist, denn alsdann wird sich zeigen, dafs jedes Buch eine selbstständige Brauchbarkeit habe. Man wird dann nach Belieben sich das Ganze anschaffen können, oder für gewisse Zwecke auch mit den einzelnen Abtheilungen ausreichen. Es soll nemlich, nach der, im ersten Buche enthaltenen Vorrede und einem schon früher erschienenen Prospectus das zweite Buch die Beschreibung der Arten enthalten, und in den folgenden — es ist noch nicht bestimmt gesagt, wie vielen — Büchern soll der Gegenstand eine allgemeinere und vergleichendere Behandlung erfahren, sowohl in physischer als in psychischer Hinsicht. Einige Vorarbeiten für die Beschreibung der Arten haben wir schon gesehen. Es liegen uns Schemata vor, in welche die Dimensionen der verschiednen Theile eingetragen werden, so vollständig, wie wir sie nur wünschen können.

Für jetzt haben wir es also nur mit dem ersten Buche, und zwar nur mit der ersten Hälfte oder ersten Abtheilung desselben — eine bestimmte Bezeichnung dafür vermissen wir — zu thun: mit den *Säugethieren und Vögeln.*

Auf den ersten XCVIII Seiten wird unter dem Namen *„Verzeichnifs"* eine systematische Aufzählung der abzuhandelnden Gattungen und Arten mit Hinzufügung der Auctoritäten und wichtigsten Synonyme, welche später bei der Characteristik nicht

wieder vorkommen, gegeben. Als eine angenehme Zugabe mufs man es ansehen, dafs die Verf. in diesem Verzeichnifs schon von dem Vorkommen einer jeden einzelnen Art reden. Gewifs wird dies in den folgenden Büchern noch bedeutend erweitert werden können. Die neue russische Reise giebt uns dafür schon allein Bürgschaft genug. Auch findet man bei den Arten schon zahlreiche Anmerkungen über neue, noch zweifelhafte Arten, so wie über alte, nicht recht gut zu deutende Namen, über systematische Zweifel, Versuche sie zu lösen und dgl., so dafs dieser Abschnitt wohl einen höhern Namen als „Verzeichnifs" verdiente.

Das erste Buch läfst dann auf 248 Seiten die unterscheidenden Charactere der Säugethiere und zuletzt die der Vögel folgen. Die dabei beobachtete Einrichtung ist folgende: Auf S. 5—7 werden die Ordnungen der Säugethiere für sich, auf S. 8—24 die Gattungen wieder für sich, und auf S. 25—75 endlich die Arten gesondert characterisirt. Eben so geschieht es mit den Vögeln: die Ordnungen auf S. 79—80, die Gattungen S. 81—132, und den Schlufs machen die Arten. Die kleine Mühe des häufigen Hin- und Herblätterns abgerechnet, hat diese Einrichtung wesentliche Vortheile, indem die Uebersicht der verschiedenen Stufen des Systems und der Vergleich der gleichwerthigen Abtheilungen bedeutend erleichtert wird.

Eben so eigenthümlich ist die Bezeichnung der theils benannten, theils unbenannten Abtheilungen (Familien, Sectionen, Tribus u. s. w.), in welche Ordnungen, Gattungen und Arten zerfällt werden. Die Verf. bedienen sich dazu fast nur der lateinischen grofsen und kleinen Buchstaben, denen gleichsam wie ein Exponent eine arabische Ziffer hinzugefügt wird. Da sich diese Unterabtheilungen öfters bis zur 6. und 7. Potenz steigern, so war dies allerdings der beste Weg der Bezeichnung. Einige Mühe hat man aber doch, ehe man die zusammengehörigen Buchstaben und Ziffern herausfindet und man fürchtet dabei doch noch öfters, dafs kleine Druckfehler Verwirrung angerichtet haben könnten.

Fassen wir nun zunächst die numerischen Verhältnisse des Buches und die unterschiedenen Arten ins Auge, so müssen wir zuerst den grofsen Reichthum des Werkes bewundern. Es wird gewifs auch selbst den geübtesten Zoologen überraschen, 175 Säugethiere und 490 Vögel in der europäischen Fauna zu finden, ohne dafs er über eine unnatürliche Zersplitterung der Arten klagen könnte. Es scheint uns dies hauptsächlich in der fleifsigen und ungewöhnlichen Benutzung der nördlichsten und östlichsten Fauna seinen Grund zu finden. Als Grenzen von Europa gegen Asien sind das Uralgebirge, der Uralfluss und der Caucasus angenommen! Bei den Säugethieren finden wir 4 neue, noch nicht beschriebene Arten (3 Mäuse und 1 Fledermaus). Unter den Vögeln ist uns nichts ganz Neues aufgefallen, obwohl viele schöne, nur in zerstreuten Schriften beschriebene Arten an Fundorten angeführt werden, wo wir sie nicht erwarten.

Gattungen sind bei den Säugethieren 65, und bei den Vögeln 164 angeführt, allerdings eine erstaunenswürdige Zahl! Wenn die Verf. daran auch weniger Schuld sind, sondern die ersten Begründer solcher Gattungen; so möchten wir es ihnen doch zum Vorwurf machen, dafs sie letztere nicht mehr zu beschränken suchten, vielmehr bei den Säugethieren noch 5, und bei den Vögeln noch 10 hinzufügten, unter den letztern überdies eine mit *Ephialtes* (einem längst angenommenen Ichneumonen-Gattungsnamen) bezeichnete. Es ist nun schon so weit, dafs 68 von diesen Vogelgattungen und 28 von den Säugethiergattungen nur 1 Art besitzen. Zuletzt kommen wir gewifs noch dahin, dafs die Artnamen gröfstentheils überflüssig werden und dafs die Arten mit den Namen der Familie und der Gattung bezeichnet werden müssen! Uebrigens mufs es bei dieser Gelegenheit lobend erwähnt werden, dafs die Verf. auf eine sehr gerechte Weise die Art-Auctorität dadurch geehrt haben, dafs sie im Verzeichnifs *diese*, und nicht die *Gattungs*-Auctorität hinter den Namen setzen. Die Art ist ja auch der festeste Anker, der uns nicht verläfst, und auf den wir aus allen Gattungsverirrungen wieder zurückkehren.

Ueber die Ordnungen, welche in den beiden Klassen gebraucht werden, ist dann noch Folgendes zu berichten. Die Säugethiere sind in 10 Ordnungen eingetheilt, welche gröfstentheils *Linné*'sche sind. Die Chiroptera und Insectivora bilden eigne Ordnungen. Die Vögel enthalten dagegen nur 6 Ordnungen, wie man sie neuerlich, nachdem man von einer gröfsern Zahl Ordnungen zurückkehrte, wieder aufstellte. Ich sehe aber nicht ein, warum man bei so bedeutender Vermehrung der Zahl der Gattungen nicht auch die Ordnungen vermehrt, wie es doch z. B. bei den Insecten und bei den Pflanzen stets crescendo geschehen ist. Es erscheint mir, wenn auch nicht unnatürlich, so doch sehr unbequem, dafs 164 Gattungen und 490 Arten von Vögeln nur 6 Ordnungen haben, während 65 Gattungen und 175 Arten der Säugethiere deren 10 haben.

Ueber die Grundsätze zu sprechen, nach denen die Gattungen und die übergeordneten Abtheilungen gebildet wurden, würde hier zu weit führen. Jedenfalls erkennt man darin eine grofse Genauigkeit und Uebung der Verf. Ueberdies mufs noch der Schärfe der Ausdrücke erwähnt werden, mit welcher die Charactere gegeben wurden. Man versteht dieselben, ohne dafs man eine grofse Terminologie zu studiren nöthig hätte.

Endlich mufs auch noch zur Ehre des Herrn Verlegers erwähnt werden, dafs bei der äufsern Ausstattung des Werkes nichts versäumt wurde und dafs es in dieser Hinsicht den elegantesten Erscheinungen der neueren Zeit an die Seite gestellt werden kann. Druckfehler bemerkt man äufserst wenige, ungeachtet sich bedeutende typographische Schwierigkeiten bei dem Einrücken der die Abtheilungen bezeichnenden Buchstaben, von denen ich vorher sprach, entgegenstellten.

Und so bleibt uns denn zum Schlufs nichts weiter zu wünschen übrig als dafs die Herren Verf. recht bald an die Fortsetzung des Werkes gehen und uns darin eine Zoologie liefern möchten, wie wir noch keine besitzen.

Ratzeburg.

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XVI.

Geschichte der Entdeckungsreisen vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie nach den Quellen bearbeitet von Dr. Ph. H. Külb. Erste Abtheilung. Reisen und Entdeckungen in Afrika. Erster Band. Mit einem Portrait und zwei Karten. Mainz, 1841. bei Kupferberg. XIV und 522 S. 8.

Alexander v. Humboldt hat in seinem neuesten Werke: *Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent* zuerst auf den innigen Zusammenhang aufmerksam gemacht, welcher, einer gegliederten Kette vergleichbar, vom Beginn der ersten Forschungen über die Gesammtgestaltung des Erdkörpers an bis auf die Bestrebungen der neuesten Zeit hinab Statt gefunden hat, und nachgewiesen, wie die bedeutendsten Entdeckungen, namentlich die von Amerika, nicht das Werk eines reinen Zufalls, sondern einer Jahrhunderte hindurch ausgebildeten Idee waren, welche zuletzt mit einer solchen Zuversicht vor die Phantasie des Zeitalters trat, dafs ihre faktische Nachweisung als Thatsache ein tiefgefühltes inneres Bedürfnifs geworden war. Er hat gezeigt, dafs der Wahn, einem einzigen Individuum eine der grofsen Entdeckungen, auch nur die erste, zuzuschreiben, obgleich weit verbreitet und bisher sogar fast allgemein angenommen, wie z. B. dem Columbus die von Amerika, Vasko de Gama die des Seeweges nach Ostindien, Cook die von Australien, dennoch durchaus irrig sei, dafs vielmehr diese und andere Männer nur Repräsentanten der in ihrem jedesmaligen Jahrhunderte vorherrschenden Idee waren, welche, aus dem engen Kreise der Spekulation plötzlich mit einer wunderbaren, nimmer zuvor geahnten Klarheit in den Kreis der Aufsenwelt hinaustretend, Licht spendet, wo zuvor kimmerische Finsternifs war, und die Menschheit auffordert, dem Adler gleich der neuen Sonne zuzufliegen. Hiernach ist es zwar ein nicht ganz unbedeutendes Verdienst für einen Geschichtsschreiber, die praktischen Leistungen der verschiedenen Jahrhunderte auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit zu sammeln, in lichtvoller Reihenfolge aufzustellen, und die überlieferten Daten kritisch zu prüfen; allein es ist nicht das Wesen der eigentlichsten inneren Wissenschaft, welches sich hierin ausspricht; es mufs dann noch immer, wie Herr v. Humboldt es beabzweckte und für einen bestimmten Theil der hier in Rede stehenden Wissenschaft, der „Geschichte der Erdkunde" nämlich, ausgeführt hat, der innige fortlaufende Zusammenhang der Einzelideen bis zu ihrer Gestaltung und Zusammenziehung zu einer Gesammtidee nachgewiesen werden. Der Verf. des vorliegenden Werkes, zeitiger Stadtbibliothekar zu Mainz, ein Mann von umfassender historischer und linguistischer Kenntnifs, weist zwar in der Vorrede darauf hin *), dafs er nur eine „Geschichte der Entdeckungsreisen" (also nicht eine „Geschichte der geographischen Entdeckungen") habe schreiben, eine Verarbeitung des historischen Stoffes zu einer zusammenhängenden und *ein bestimmtes Ziel erstrebenden Geschichte* liefern wollen, in welcher sich die im Laufe der vier letzten Jahrhunderte gemachten Entdeckungen darstellen, allein man ersieht aus diesen Worten selbst, wie er, wenn auch nur dunkel, fühlte, dafs hiermit das eigentliche Ziel der erforderlichen Leistungen bei weitem noch nicht erreicht sei, was sich noch viel deutlicher in dem Umstande ausspricht, dafs er an die Spitze des Ganzen eine freilich nur acht Seiten lange

*) Allein S. 326 heifst es: „Da es nun Zweck dieser Geschichte der Reisen ist, die Fortschritte der Erdkunde historisch zu entwickeln" u. s. w.

Einleitung gestellt hat, welche die Reisen der früheren Zeit, namentlich der Phönizier, die Fahrten nach Ophir, die (angeblichen) Umschiffungen Afrika's durch Eudoxus, Sataspes, Hanno's Reisen, die Expeditionen in das Innere von Afrika durch die Nasamonen u. s. w., die auf der gesammten zur Zeit bekannten Oberfläche angestellten Forschungen der Römer, Araber, Catalonier, Genueser, Franzosen summarisch aufzählt und uns bis zur Entdeckung der canarischen Inseln vorführt; allein er giebt auch hier keinesweges an, wie bei allen diesen Bestrebungen eine Ahnung vorwaltete, dafs es überhaupt und wo es Länder auf der Erdoberfläche gäbe, welche man noch aufsuchen müsse. Wohl sagt man gemeiniglich — und in einem gewissen Sinne ist es wahr, wie jeder aus der positiven Erfahrung abstrahirte Satz —, dafs das fühlbare Bedürfnifs des Augenblicks, die Tendenz des Zeitalters, die Sucht nach fernen Gegenden und nach dem anscheinend Wunderbaren eines noch ungekannten Himmelsstriches, oft auch ein Ueberdrufs am heimischen Leben oder die äufsere Nothwendigkeit, sich demselben zu entziehen, Veranlassung zu einzelnen Entdeckungen gegeben haben, aber die Menschheit als Individuum betrachtet, — und weshalb sollte nicht jeder denkende Mensch sich auf diesen Standpunkt erheben können? — hat von jeher dahin gestrebt, die Gesammtheit des Erdkörpers zu erforschen und die jezeitgemäfs herangebildete Theorie hat mehr zum allmäligen Finden und Gelingen beigetragen, als sämmtliche obigen theils praktisch-erzielten, theils durch das Gebot der äufsersten Nothwendigkeit bedingten Verhältnisse. Soviel über den Gesichtspunkt im Allgemeinen, aus welchem Rec. den wissenschaftlichen Standpunkt einer genügenden Behandlung des in Rede stehenden Abschnittes der allgemeinen Geschichte betrachten möchte; sehen wir nun, was der Verf. von dem *seinigen* aus geleistet hat.

Und hier müssen wir nun zuvörderst mit dem gröfsten Lobe anerkennen, dafs der Verf. in Bezug auf kritische Forschung, äufsere Ordnung und Darstellung bei weitem mehr gethan hat, als alle seine Vorgänger in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Spanien. Ihm ist das umfassendste und gewissenhafteste Quellenstudium nicht abzusprechen, er ist reich an Kenntnissen, linguistischen, bibliographischen, naturwissenschaftlichen, er weifs zu schildern, das Wesentliche und Wichtigste herauszustellen, ohne auch andererseits geradehin das mehr Beiläufige, das minder Erhebliche gänzlich zu übergehen; seine Darstellung ist im Ganzen klar und deutlich gehalten, obgleich die Handhabung der Sprache gerade nicht die stärkste Seite des Verfassers ist. Nicht allein trifft man auf dunkle und schwerfällige Perioden, auf Anakolutha *), sondern auch auf Provinzialismen, welche an offenbare grammatische Verstöfse nahe hinanstreifen und insofern nicht zufällig sein können, als sie sich mehrmals wiederholen; ja man findet auch offenbar undeutsche Wendungen, deren sich kein Schriftsteller bedienen darf; z. B. S. 246: „es *ging* mit dem Tauschhandel sehr langsam *voran*"; — S. 419: „Viele von ihnen (den Bewohnern Cairo's) *verlegen* sich auf das Studium der Gesetze"; — S. 441: „Schlingen, welche sie an das Wasser ..... im Sande verbergen" einige Beispiele, denen wir leicht eine lange Reihe anderer hinzufügen könnten. S. 250: „Er wurde mit Prügeln empfangen und wäre wahrscheinlich ein Opfer *ihres* Zorns geworden" (der Prügel?). Auch gegen Einzelnheiten liefse sich mancherlei einwenden. Wenn um nur Ein Beispiel anzuführen S. 285 von den christlichen (nestorianischen) Völkern in Central-Asien gesagt wird: „Die heidnischen Tataren (nicht Tartaren) nannten diese Fürsten Uncha (Ung-Chan), die eigenen Unterthanen und Vasallen aber beehrten sie mit dem Titel Jováno, welcher von dem Namen des Propheten Jonas hergenommen war", so ist dies unbedingt falsch. Alle asiatische Völkerschaften belegten und belegen die Osteuropäer, also namentlich die Griechen, mit dem Namen Ἰάνιοι, יָוָן, يونانيون u. s. w. **).

*) Z. B. S. 220: „*Von Mombaza gedachte Francisco d'Almeida nach Melinde und von da nach Indien zu segeln, die Strömungen brachten sie aber in eine Bai, welche acht Meilen weiter liegt und den Namen Helena führt*" u. s. w.

**) Man vergl., um bei dieser Gelegenheit die Stellen zusammenzubringen: *Aesch.* Pers. v. 176 mit dem Glossar. Blomfield. Schol. Aristophan. Acharn. 104. Interpp. ad Hesych. s. v. Ἰάνια. Ezech. XXVII, 14. *Vater*, Commentar zum Pentateuch, Bd. I, S. 102. *Gesenius*, Comment. zum Jesaias LXVI, 19. Bd. II, S. 311. *Lassen*, Commentar. Pentapotam. Ind. (Bonn 1827, 4.), p. 58. *v. Bohlen*, Jahrb. f. w. Kr. 1829, S. 22. *W. v. Humboldt*, die Verbindungen zwischen Indien und Java, 1834, 4. *C. Ritter*, Erdkunde, V, S. 441. *Champollion*, Gr. Egypte I, p. 151. *Rosellini*, Monumenti Stor. III, 1, p. 426.

rend ist ferner, dafs der Verf. durchgängig *Ptolomäus* schreibt. Statt *Madagassen* (S. 250) ist wol richtiger *Madekassen*. Wenn von der Insel Socotorá S. 260 gesagt wird: „Ohne Anbau bringt der Boden schon den Brustbeerenbaum (Zizyphus Jujuba), die *Palme*, den Drachenbaum ..... hervor", so war doch wol mit Recht zu verlangen, dafs das Genus wenigstens der Palme vorherbestimmt wurde. — Was die Ableitung des Namens *Afrika* (S. 326) vom arabischen Faraka „trennen" betrifft, „weil es durch das mittelländische Meer von Europa und durch den Nil von Asien geschieden sei", so ist die von C. Ritter befolgte und gebilligte aus dem sanskr. = Aparica (s. Erdkunde II, 10) wol unbedingt vorzuziehen.

Sehr störend ist ferner die Eintheilung des Werkes nach vier Welttheilen: Afrika, Asien, Amerika, Australien. Denn hierdurch werden die Schilderungen einzelner Reisen in ihren Gesammtresultaten völlig zerrissen und, abgesehen von den Wiederholungen, welche auf diesem Wege schwerlich zu vermeiden sein dürften und dem ganzen Werke, welches ohnehin schon eine kleine Bibliothek bilden wird, einen noch weit bedeutenderen Umfang geben müssen, erhält das Ganze den Charakter einer Skizzensammlung, einer „Chrestomathie der Reisebeschreibungen", was doch mit dem Grundgedanken, welcher dem Werke untergelegt worden ist, in schneidendem Widerspruche steht. Hierzu kommt auch, dafs alsdann auf dem Titel hätte hinzugefügt werden müssen: „Geschichte der Entdeckungen, geschrieben für die europäische Welt". Ref. gesteht gern zu, dafs der obige Ausdruck conventionell geworden ist, allein was ist dann z. B. wenn nicht in den von Abel-Rémusat herausgegebenen Reisen chinesischer buddhistischen Priester, welche allerdings lange vor das Jahr 1500 fallen, aber mit so vielen anderen neueren chinesischen, tübetischen, japanischen, persischen, arabischen, hindostanischen u. a. Reisebeschreibungen anzufangen? Sind sie denn nicht noch immer für Inner-Asien eine unerschöpfliche, wenn gleich oft nicht ganz zuverlässige Fundgrube? Möge der Hr. Vf. hier genügende Belehrung in den fünf Bänden C. Ritter's Ostasien suchen, für den sie oft die Quelle, noch häufiger die zuverlässigste Quelle waren. Die Reisenden, welche der Verf. in diesem Bande aufführt hat und über deren Leben und Schriften er Auskunft giebt, welcher zugleich ein zweckmäfsiges Register enthält, äufserst schätzbare, eines tüchtigen Bibliothekars würdige biographische und bibliographische Notizen mitgetheilt hat, sind der von ihm durchgängig befolgten chronologischen Ordnung gemäfs, nachstehend genannte Männer: João de Barros, Fernão Lopez de Castanheda, Damião de Goës, Jeronymo Osorio, Giovanni Pietro Maffei, Francisco José Freyre, Martin Behaim, Alvise da Cà da Mosto, Pietro Martire d'Anghiera, Martin von Baumgarten, Lodovico Barthema, Duarte (oder Odoardo) Barbosa, Leo Africanus, der berüchtigte Erzbischof Alessandro Giraldini (der aber, wie ich glaube, nur eine Reisebeschreibung ad modum von „Nil Klimms unterirdischen Reisen" hat liefern wollen, ohne absichtlicher Lügner zu sein), endlich der unter dem Namen des „Portugiesischen Piloten" bekannte Reisende. Zugleich giebt er noch eine Uebersicht und kurze Beurtheilung der früheren Sammlungen von Reiseberichten, wobei namentlich die neue Walkenaersche Histoire générale des Voyages, Paris 1826—1831, 2 Voll. 8. sehr scharf getadelt wird, nicht ohne dafs der Verf. im Laufe des Bandes die zahlreichen hiefür sprechenden Beweise sorgfältig beigebracht hat. Die beiden beigefügten Karten von N. und S. Afrika sind trefflich: minder gelungen, obwol keinesweges geradehin verwerflich, ist das den Infanten Heinrich darstellende Titelblatt.

Mit Einem Worte: als Lesebuch für wissenschaftlich gebildete Freunde der Geschichte, Geographie, namentlich der physikalischen, der Naturwissenschaften im weitesten Umfange des Wortes, der Technologie, der pharmakologischen Waarenkunde, endlich für den kosmopolitischen Christenthumsfreund, deren Zahl von Tage zu Tage zu wachsen scheint, kann das Werk, trotz einzelner Ausstellungen (auch an der oft wunderlichen Orthographie, z. B. *Lothsen* u. m. a.) unbedingt nur empfohlen werden: ja es wird gewifslich noch gewinnen, wenn der Hr. Verf. eine gröfsere Sorgfalt auf den Styl verwendet, wobei die oben gerügte Nachläfsigkeit allerdings durch die Masse des zu überwältigenden Stoffes, zu dessen völliger Durchdringung und Durcharbeitung ein ganzes Menschenleben gehört, mehr als hinreichend entschuldigt wird, so störend auch gerade dieser Uebelstand bei einem Schriftsteller von so ausgezeichneten Kenntnissen und im Uebrigen äufserst klarer und passender Darstellungsweise auf den gebildeten und aufmerksameren

Leser wirkt; — allein, für einen wahrhaft wissenschaftlichen Fortschritt in der „Geschichte der Eroberungen des menschlichen Geistes im Raume" ist das Werk nach dem Bedünken des Refer. nicht zu erachten.

Julius Ludwig Ideler.

XVII.

Pausaniae descriptio Graeciae; ad codd. MSS. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Monacensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, apparatu critico, interpretatione latina et indicibus instruxerunt Io. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz. Volumina tria. (Vol. I. pgg. 582. Vol. II. pgg. 655. Vol. III. pgg. 800.) Lipsiae in bibliopolio Hahniano MDCCCXXXVIII. et MDCCCXXXIX. Londini ap. Black et Armstrong.

Je werthvoller Pausanias dem Referenten während seines Aufenthaltes auf klassischem Boden geworden und je fühlbarer ihm das Bedürfniſs eines reicheren kritischen Apparates zur Reinigung des Textes dieses Periegeten stets erschienen ist, desto freudiger begrüſste er bereits vor längerer Zeit die ersten zwei Theile der von Hrn. Schubart und Walz veranstalteten neuen Ausgabe. Obwohl nun auch diese Theile schon geeignet waren, den Standpunkt anzuweisen, von welchem aus das neue Unternehmen betrachtet zu werden verdient, so hielten wir es doch für passender, das Erscheinen des dritten Theiles abzuwarten, um so im Besitz des Ganzen die Leistung der Herausgeber im Zusammenhange besser überschauen zu können. Wenn bei irgend einem alten Schriftsteller, so macht sich allerdings bei Pausanias die Anforderung an den Herausgeber geltend, es nicht bei einer blos kritischen Bearbeitung bewenden zu lassen, und wir glauben wohl, daſs es nicht an Alterthumsforschern fehlen wird, welche den Herausgebern es zum Vorwurf machen, das um Pausanias erworbene Verdienst nicht durch Zugabe eines exegetischen Kommentars erhöht zu haben. Die Herausgeber haben sich indeſs die Aufgabe gestellt, das handschriftliche Material des Pausanias zur Lösung der Frage zu verwenden, wie weit in demselben für den oft so verderbten Text dieses Schriftstellers ein Heil zu suchen sei, und von dieser Seite aus muſs ihre Leistung betrachtet werden.

In der reichhaltigen Vorrede zum ersten Theil wird zuerst zum Beweis der Unerläſslichkeit einer neuen kritischen Ausgabe des Pausanias eine Charakteristik und Beurtheilung aller bisher erschienenen Ausgaben dieses Periegeten, von der Aldina an bis auf die neueste Bekker's, mitgetheilt. Wenn wir hier im Allgemeinen eine in unserer Zeit seltene Humanität und Anerkennung fremder Verdienste erblickten, so können wir es doch nicht verhehlen, daſs die Aeuſserungen über Bekker und dessen Pausanias uns um so freimüthiger erschienen sind, je mehr man aus der Arbeit der Herausgeber selbst ersieht, daſs sie Bekker den bei weitem gröſsten Theil der Textesverbesserung zu verdanken haben. Es kommt ja auch nicht immer darauf an, einen weitschichtigen Apparat zur Hand zu haben, um den Forderungen der Kritik zu entsprechen, aber wohl von dem vorhandenen den gehörigen Gebrauch machen zu können. Auch hängt das Heil eines von guten und alten Handschriften entblöſsten Schriftstellers nicht sowohl von der minutiösen Sorgfalt in Vergleichung der oft abgeschmacktesten Lesearten ab, als vielmehr von dem Bewuſstsein, die Individualität des Schreibenden im groſsen Zusammenhang mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen erkannt zu haben. Wir sind weit entfernt, Bekker das Recht einzuräumen, in Citationen (und darum handelt es sich doch vorzüglich) nachläſsig zu sein, aber als ein besonderes Verdienst können wir es nicht gelten lassen, ihm solche Nachläſsigkeiten nachgewiesen zu haben. — Auf die Charakteristik der Editionen folgt Angabe der Uebersetzungen und hieran reihet sich die Aufzählung der von den Herausgebern untersuchten Handschriften und Nachweisung ihrer Beschaffenheit. Als Ergebniſs der sorgfältigen Untersuchung stellt sich heraus, daſs Pausanias vermittelst der vorhandenen Codices nicht wieder hergestellt werden könne. Sein Text leide neben unzähligen Korruptionen auch an einer groſsen Anzahl von Lücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Pausaniae descriptio Graeciae; ad codd. MSS. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Monacensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, apparatu critico, interpretatione latina et indicibus instruxerunt Io. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz.

(Fortsetzung.)

Die vorhandenen Handschriften fliefsen alle aus Einer Quelle, welche selbst schon sehr trübe gewesen zu sein scheint; daher sich namentlich die Lücken aus einer Abschrift in die andere fortpflanzten. Von den Handschriften ist jedoch eine Leydener (La) auszuzeichnen, welche besonders vom fünften Buche der Beschreibung an eine namhafte Anzahl von Lesearten berichtigt (S. XIX ff.). Um den Lesern einen Blick in den beklagenswerthen Zustand der Handschriften des Pausanias zu eröffnen, unternehmen es hierbei die Herausgeber mehrere Stellen aufzuführen, deren Lücken sie theils nachweisen, theils durch Verfolgung der noch vorhandenen Spuren in den Handschriften selbst auszufüllen versuchen. Diese Nachweisungen und Versuche haben sich in einigen Fällen als höchst gelungen erwiesen und wir werden bei Betrachtung des Textes darauf zurückzukommen Gelegenheit finden. Den folgenden beiden Theilen ist je eine epistola critica vorausgeschickt. Dafs bei dieser Ausgabe des Pausanias etwas tumultuarisch verfahren wurde, läfst sich nicht verkennen; indefs dürfen wir einen guten Theil der Schuld auf den Umstand zurückführen, dafs sie von zwei Editoren bewerkstelligt wurde. So wünscht man vieles, was in dem Briefe des Hrn. Schubart theils primis theils secundis curis aufgestellt wird, in dem Texte zu finden. Es ist der Ausgabe selbst dadurch ein Unrecht geschehen, dafs viele Berichtigungen erst nach dem Abdruck des Textes gemacht wurden. Bei Pausanias ist es ohnedifs an sich schon mifslich genug, einen neuen Text zu geben, da fortwährend topographische oder archäologische Entdeckungen gemacht werden, von denen das Verständnifs unseres Periegeten und bisweilen selbst die Konstituirung der Lesearten abhängt, wie denn erst kürzlich (s. Kunstblatt. Febr. 1840. n. 11.) der Stelle I. 23. 9. und VI. 3. 5. durch Entdeckung einer Steinschrift eine interessante Gewähr und Berichtigung geworden ist. Wie fest übrigens die Herausgeber daran halten, blos in den kritischen Ergebnissen der Handschriften sich zu bewegen, läfst sich auch daraus entnehmen, dafs sie die Frage über die Persönlichkeit des Pausanias und sein Vaterland keiner ausführlichen Beantwortung würdig erachteten, aus dem Grunde (Vol. II. p. IV ff.), weil sie die Exposition hierüber nicht bedeutend zu erweitern im Stande seien. Gleichwohl wäre eine genaue Erörterung dieses Punkts in einer vollständigen Ausgabe des Pausanias an ihrem Platze gewesen.

Was nun die Verfahrungsweise der Herausgeber auf dem Felde der Kritik betrifft, so verdienen die Vol. I. p. XXXVII ff. niedergelegten Grundsätze vollkommene Anerkennung. Im Ganzen finden wir solche auch im Werke selbst befolgt und wir können den Editoren das Zeugnifs geben, dafs sie nicht wenige Stellen mit Glück verbessert haben. So sehr sie aber (um zuvor bei der allgemeinen Anwendung der Handschriften stehen zu bleiben) gegen Ueberschätzung der Codd. protestiren, scheinen sie doch nicht selten die Anzahl als Mafsstab für die aufzunehmende Leseart angelegt zu haben. Wir führen nur einige Beispiele auf: II. 36. 1. ist ἐς ἀριστερὰ aus fünf Codd. aufgenommen, während La ἐπ' ἀριστερὰ darbot; III, 12. 4. τὸ — ἀρχεῖον aus fünf, wo zwei (darunter auch La) τοῦ — ἀρχείου empfehlen; VII. 24. 3. τε καὶ in Klammern, weil sechs Codd. solches nicht haben; IX. 30. 5. οἶνον aus sieben, während zwei andere am Rande οἴνου

überlieferten. So bleiben manche Klammern nicht anders motivirt als durch die Anzahl der Codd. wie IX. 30. 4. X. 8. 4. IX. 15. 1. VI. 21. 6. Aus einem ähnlichen Grundsatze entsprang die Bemerkung Vol. II. p. XIX. über die Leseart *ἐπήνησαν*, wo beiläufig bemerkt auch die Form eine falsche ist. Aber auffallend und wenig übereinstimmend mit der Absicht der Herausgeber, wo möglich auf konsequente Gleichheit der Formen zu halten, ist die Leseart II. 14. 3. *Δήμητραν* (aus sieben Handschriften), während IX, 25. 6. *Δήμητρα* aus La aufgenommen wird. Aus der Anmerkung zur letzten Stelle läfst sich schliefsen, dafs die Herausgeber nicht geneigt sind die Form *Δήμητραν* dem Pausanias zuzutheilen. Daneben erhalten wir aber noch I. 22. 7. *Δημήτερα*, wo der Cod. Ang. das gangbare *Δήμητρα* darbot. Und IV. 14. 7. blieb die häfsliche Form *μητέρι*, wo *μητρὶ* aus zwei Handschriften angeführt wird; aber VII. 7. 4. verhilft die Mehrzahl der Codd. zu *μητρί*. Eben so wenig sehen wir ein, was anders als die Anzahl der Handschriften IV. 18. 2. für die Form *τέως* sprechen könnte, wo *ἕως* aus La hätte aufgenommen werden sollen. Dafs Paus. *τέως* und *ἕως* richtig gebraucht, zeigen Stellen wie IV. 23. 2. IV. 32. 3. IV. 36. 6. u. s. w. So könnte man auch fragen, warum V. 23. 7. *βιασάμενοι*, aber V. 27. 12. *βιασσάμενοι* aufgenommen ist. Umgekehrt wundert man sich, wenn II. 10. 3. *δὲ* in Klammern steht mit der Anmerk. *δὲ om. Va. unde uncis inclusimus.* Dagegen wird IV. 31. 6. in einer ganz ähnlichen Stelle *δὲ* gelassen, obwohl derselbe Cod. diese Partikel fallen läfst. Wie Paus. es gemeint, geht aus II. 17. 4. hervor, und die obige Klammer erweiset sich als grundlos. Dafs der consensus Codicum nicht selten eine grofse Macht auf die Herausgeber ausübte, ist auch ohne das Geständnifs VI. 22. not. 29. klar. Entschuldigung verdient vielleicht die in den Text aufgenommene forma singularis *Μύανες* VI. 19. 4. 5. X. 38. 8. wiewohl dann der Accent einiges Bedenken erregt. Aber Steph. Byz. v. *Μυονία* hat denn doch bei Paus. *Μύονες* gefunden, und wenn wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, dafs die etwas verderbten Schriftzüge auf dem Schilde ein *A* statt ein *O* zeigen konnten, so scheint doch Alles mehr für *Μύονες* zu sprechen. Was die Endung *ες* betrifft, so ist wohl Paus. blos durch die alte Schrift irre geworden, denn der Name war auf dem Schilde so geschrieben *MYONEΣ*, was so viel ist als *Μυονῆς* oder *Μυονεῖς*. Vgl. Elem. epigr. gr. p. 50. 121. 129. Auffallender schon ist der problematische *Πεισίροδος*, VI. 7. 2. wofür V. 6. 8. *Πεισιδώρου* aufgenommen ist, und die Verschiedenheit in VI. 22. 5. *Πύλων*, IV. 36. 1. *Πύλος*, I. 5. 3. I. 39. 4. *Πύλας*. Es könnte hiervon Manches motivirt werden, aber die Herausgeber haben unterlassen es zu thun. Nicht weniger auffallend mufs erscheinen, dafs I. 31. 3. die Form *Λαμπρέα* und *Λαμπρεῦσι* in den Text aufgenommen worden, da doch gute Codd. die einzig richtige *Λαμπτρέα* und *Λαμπτρεῦσι* darboten. In den Steinschriften kommt, wie es scheint, die Schreibung *Λαμπρεύς* gar nicht vor. S. Corp. Inscr. gr. Vol. I. Auch hatten wir bei der Form *Πυθιονίκη* I. 37. 5. Berücksichtigung des Corp. Inscr. gr. n. 508. erwartet, wozu jetzt Keil spec. onomatol. gr. p. 29. zu vergleichen ist. Weniger verzeihlich finden wir es, wenn die Herausgeber VI. 22. 10. *χωρίον ἐστὶ τῶν ἵππων* (wo Bekk. *χωρίον ἐς τῶν ἵππων*), ohne die geringste Rechenschaft abzulegen, einzuführen unternehmen. Ist *ἐστὶ* in Handschriften gefunden worden, so wäre doch entweder *ἐστὶν ἐς* — oder *ἐστὶ — τοῖς δρόμοις* zu schreiben. Als einen Druckfehler aber wollen wir X. 4. 4. *οἷς* betrachten. Sonderbar klingt die Note zu IX. 35. 2. *quae articuli geminatio Pausaniae sermoni propria esse videtur.* Demnach könnte Paus. geschrieben haben *τὸν τοῦ Πολυνείκους — τόν νεκρόν*, und in Rücksicht auf den Gebrauch des doppelten Artikels wird IX. 38. not. 8. Vorsicht empfohlen. Gleichwohl fällt diese Eigenthümlichkeit den Abschreibern zu, welchen aus der späteren Gräcität ähnliche Formen geläufig waren und die Herausgeber haben sie mit Recht überall selbst gehoben. Die hierher gehörigen Stellen (in denen übrigens Siebelis Vol. II. p. 237 eine transpositio verborum anräth) sind aufser der obigen folgende V. 14. 7. VII. 21. 6. IX. 29. 2. IX. 38. 3. X. 6. 5. X. 25. 3. Wenn aber zu diesen auch die folgenden gerechnet werden: X. 34. 4. VII. 7. 7. X. 9. 7. so ist diefs eine Vermengung des Ungleichartigen. Denn hier steht der zweite Artikel regelrecht, wenn gleich andere Gründe zur Tilgung desselben auffordern. Im letzten Beispiele X. 9. 7. wäre *τὴν ταῦν τὴν Λυσάνδρου τὴν στρατηγίδα* durch den Sprachgebrauch selbst geboten (vgl. IX. 29. 8.), wenn diese Worte in einem andern Zusammenhange ständen. Daher denn auch VIII. 27. 7. *τῶν δὲ ἄλλων τῶν κατειλεγμένων* mit Unrecht an eine Aende-

rung gedacht wird; denn jedes neue Prädikat verlangt seinen Artikel und am gewöhnlichsten findet dieſs bei ἄλλος Statt. S. Bernhardy gr. Synt. p. 322. Als eine Eigenthümlichkeit des Paus. könnte vielmehr hervorgehoben werden, daſs von zwei hinter einander folgenden Namen der zweite mit dem Artikel versehen wird, wie VIII. 37. 3. *Δέσποινα καὶ ἡ Δημήτηρ* (vgl. X. 3. 3. X. 11. 6. VII. 22. 9. IV. 34. 1. wo es Siebelis befremdlich schien). Daher X. 10. 3. *Πολυνείκης καὶ ὁ Ἱππομέδων* aus fünf Handschriften aufgenommen zu werden verdiente und VIII. 35. 1. auf die Richtigkeit der Lesart gegen Siebelis Absicht hätte geschlossen werden können. Eben so eigenthümlich ist dem Paus. die Hinzufügung des gedachten Namens mit dem Artikel nach *ὁ μὲν* oder *ὁ δὲ* — wie IX. 40. 8. *καὶ ὁ μὲν τρόπαιον ὁ Κάρανος* — VIII. 40. 5. *ὁ μὲν τὴν ψυχὴν αὐτίκα ὁ Κρεύγας* — vgl. IX. 33. 2. X. 19. 7. VIII. 11. 12. X. 26. 3. X. 14. 1. X. 29. 9. VIII. 40. 3. X. 29. 1. Daher auch VIII. 37. 3. *τῆς δὲ ἔχεται τῇ δεξιᾷ τῆς κίστης* mit Cor. zu schreiben war, ohne den Gedanken auftauchen zu lassen, als müsse man dann *τῆς κίστης* tilgen. Ein Gleiches gilt von *οὗτος δὲ* — X. 29. 7. IX. 27. 6. daher VIII. 15. 9. *ἀπὸ τούτου δὲ καλεῖται τοῦ Κράθιδος* letzteres zu rasch für ein Glossema geachtet wird. Es kann ja *ποταμοῦ* hinzugedacht werden, wie Paus. VIII. 18. 4. *ἐς τὸν Κρᾶθιν ποταμόν*, was zu verändern nicht rathsam sein dürfte, und wenn Paus. VII. 25. 11. *ἀπὸ τῆς Κράθιδος* sagt, so kann er hier, wo er die Rede einmal mit *τούτου* einleitete, *ἀπὸ τούτου τοῦ Κράθιδος* (*ποταμοῦ*) sagen. In den Kreis dieser Betrachtung gehören nun auch diejenigen Fälle, in denen vollständige zweigliedrige Sätze mit *ὁ μὲν* und *ὁ δὲ* erscheinen. Paus. pflegt dann häufig den einen Namen zu unterdrücken, wie X. 25. 4. *Ἠλέκτρα καὶ Πανθαλίς· ἡ μὲν τῇ Ἑλένῃ παρέστηκεν, ἡ δὲ ὑποδεῖ τὴν δέσποιναν ἡ Ἠλέκτρα.* Vgl. VIII. 14. 10. Allein nicht minder häufig findet sich der Name in jedem Gliede hinzugefügt, wie X. 8. 2. *οἱ μὲν τοῦ τολμήματος ἕνεκα οἱ Φωκεῖς, οἱ δὲ συμμαχίας εἵραντο οἱ Λακεδαιμόνιοι*, vgl. VIII. 44. 3. dergleichen Stellen den Herausgebern interpolirt scheinen. Vol. II. p. XII. In diesem Sinne wird das X. 28. fin. von zwei Handschriften dargebotene *ἡ Αὔγη* ausgelassen, u. V. 19. 6. *τὸν Πολυνείκην* nach Siebelis Vorgang eingeklammert, deſsgleichen in der mangelhaften Stelle X. 29. 5. *ἡ Χλῶρις*. Die Herausgeber scheinen indeſs in ihrem Beginnen müde geworden zu sein; denn in letzter Stelle haben sie sogleich *τῇ μὲν συγγενέσθαι Ποσειδῶνα τῇ Θυίᾳ* ruhig liegen lassen; ebenso blieb ihnen VI. 23. 5. *ἔχει δὲ ὁ μὲν φοίνικος ὁ Ἔρως κλάδον, ὁ δὲ ἀφελέσθαι πειρᾶται τὸν φοίνικα ὁ Ἀντέρως*, und noch mehrere Stellen, welche sich ihrem Prinzipe nicht fügten, VI. 12. 5. VI. 20. 12. VI. 1. 4. III. 4. 4. VII. 12. 8. X. 37. 7. Der Artikel fehlt VII. 12. 8. X. 12. 6. gegen die Gewohnheit des Schriftstellers, und in einer ähnlichen Verbindung VIII. 14. 10. wo *τὸν Μυρτίλον*, und IX. 36. 4. wo *τῷ Χρύσῃ* erwartet wird, u. s. w. Da wir vom Artikel sprechen, so können wir nicht umhin, eine Ansicht zu berühren, welche, wir wir mit Verwunderung sehen, in neuester Zeit noch Anhänger gefunden. Wir meinen die Stelle I. 1. 1. *Πτολεμαῖος ὁ [Πτολεμαίου] τοῦ Λάγου*, wo die Herausgeber mit Recht *Πτολεμαίου* mit Bekker beisetzten. Man vgl. VI. 17. 3. Es ist ein eklatanter Irrthum, wenn man glaubt, *ὁ Λάγου* bedeute der Sohn des Lagos, aber *ὁ τοῦ Λάγου* der Enkel. Demzufolge müſste also I. 8. 6. *τὸν τοῦ Λάγου* ebenfalls der Enkel des Lagos bedeuten, während doch *Σωτήρ* gemeint ist. Doch dies gehört eigentlich nicht hierher, denn die Herausgeber sind frei von solchem Irrthum. Schwer rächte sich aber das Vertrauen auf die Handschriften II. 29. 1. durch die Form *θηρούσῃ*, welche schon Eustath. p. 1872. 43. *ἄῤῥητον* nannte, und wir hätten allerdings die Vertheidigung derselben Vol. III. p. VIII. nicht erwartet. Nicht weniger wunderten wir uns über die Gleichgültigkeit gegen die Form *ἱεροῦσθαι* III. 16. 1. III. 20. 3. VII. 24. 3. 4. X. 34. 8. Die richtige Form ist aufgenommen worden VII. 18. 12. IV. 12. 6. IX. 27. 6. Wir sind aber, um noch einmal auf den so eben berührten Punkt zurückzukommen, weit entfernt, den Grundsatz durchgeführter Gleichheit der Formen bei einem Schriftsteller als einen richtigen anzuerkennen und können es uns gefallen lassen, wenn Hr. Schubart mehr in der Vorrede als in dem Texte flüchtige Anwendung davon zu machen sucht. Eine Veranlassung dazu gab der ungleichartige Gebrauch der Präpositionen *ἐς* und *ἐν*. Wir möchten bei Paus. die Untersuchung von einer andern Seite beginnen und an die Spitze folgende zwei Beispiele stellen: I. 18. fin. *κατάκειται δὲ ἐς αὐτὰ βιβλία.* VI. 20. 7. *κομίσαι φασὶ τῆς Ἱπποδαμείας τὰ ὀστᾶ ἐν Ὀλυμπίᾳ.* Schon diese Beispiele zeigen, daſs man hier nicht alles über Einen Leisten schlagen könne. Man kann sagen *ἀνατιθέναι ἐς* — und *ἐν* — V. 27. 1. V. 27. 9.

III. 8. 2. VII. 27. 5. Daher Hr. Schub. (Vol. II. p. XXIII) mit Unrecht V. 25. 3. τῷ τε ἀναθήματι τῷ ἐς Ὀλυμπίαν verändert wissen will, wobei ihm unter Andern auch die Stelle VI. 18. 1. τὰ ἀναθήματα αὐτῷ τὰ ἐς Ὀλυμπίαν entgangen war. Es ist aber auch umgekehrt kein Grund vorhanden, die aufgenommene Konjektur Sylburg's VII. 6. 4. ἐν Ὀλυμπίᾳ für zweifelhaft zu halten. Weniger geschützt ist IX. 27. 8. gegenüber von I. 1. 5. und die Formel ἄγουσιν ἐς τιμήν VIII. 36. 6. da bei Paus. sonst immer ἄγειν ἐν τιμῇ vorkommt. Allein dieser Umstand kann an sich doch noch nicht den Beweis liefern, dafs Paus. nicht einmal auch ἄγειν ἐς τιμὴν gesagt hätte, gleichsam προάγειν ἐς τιμήν, eben so wenig dafs er nicht ein ander Mal IV. 32. 1. ἔχειν ἐν τιμῇ hätte sagen dürfen, da ἄγειν und ἔχειν im Formelwesen überhaupt öfter zu wechseln pflegen.

Die zweite Bestrebung, welche sich hier um so unerläfslicher erweiset, je weniger befriedigend das Resultat der Handschriften-Vergleichung war, ist die Konjekturalkritik. Unstreitig haben die Herausgeber hierin im Allgemeinen einen guten Takt bewiesen. Es ist ihnen nicht darum zu thun gewesen, die verderbten Stellen zu verbessern und den Text mit eigenen Erfindungen zu bereichern, sondern vielmehr das Mangelhafte und Entstellte nachzuweisen, bei welcher Gelegenheit es ihnen nicht selten gelang einer Stelle wirklich ihre ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Von diesen Verbesserungen ist ein Theil in den Text aufgenommen worden, ein anderer bei Weitem gröfserer aber verblieb unter dem Texte in den Anmerkungen. Unter den in den Text aufgenommenen Berichtigungen zeichnen sich namentlich folgende aus: II. 38. fin. III. 16. 8. III. 17. 6. VI. 18. 7. (vgl. Vol. I. p. XLVI), VIII. 15, 2. 3. VIII. 32, 2. 35, 2. 39, 5. 42, 12. IX. 13, 5. 16, 5. 25, 8. 29, 2. X. 15, 2. X. 32, 10. So sehr aber die Herausgeber ihrem Grundsatze treu zu bleiben bestrebt waren und in Aufnahme eigener Konjekturen Vorsicht anwandten, so sind sie doch hier und da mit einer Kühnheit verfahren, welche zu vertheidigen gewagt sein dürfte. Ziemlich unsicher sind schon folgende Veränderungen VII. 17. 2. κληματίς, IX. 15. 4. γ' μνῶν, so sehr sie sich durch Ungezwungenheit auszeichnen; aber gerechten Tadel verdient die Aufnahme von I. 27. 5. Αἴνετος. I. 42. 3. Ἠοῦς υἱόν (woran Hr. Walz Vol. III. p. VIII. noch festhält, ohne jedoch triftige Gründe für seine Ansicht beizubringen); II. 11. 2. ἑλέσθαι, da doch schon τῆς ὁδοῦ οἱ τῆς etc. auf die Richtigkeit des Vorschlags Buttm. und Corschliefsen liefs. Dahin gehört auch IV. 15. 2. Λυσίας, welche Konjektur Hr. Schub. Vol. II. p. XXX, obwohl zu spät, zurückgenommen hat; VIII. 10, 4. ἄνεισι καὶ (vgl. Vol. I. p. L) wo καὶ ganz ungeschickt steht und vielmehr die Verwandlung des vorausgehenden τε in γε in Vorschlag hätte gebracht werden können, wie solches VIII. 27. not. 53 geschah und auch IX. 31. 5. ὁπόσα τε mit Vergleich von VII. 6. 1. und ähnlichen erwartet werden konnte. Von gleicher Kühnheit zeugt die Aufnahme der Konjektur VIII. 10. 9. λέγεται für ἕπεται, wo in Bezug auf Porson's Vermuthung die Ansicht der Herausgeber falsch ist, welche dann σφίσι in φήσασι verändert wissen wollen. Denn dies liegt im Sprachgebrauch des Paus. dem Subjekt noch das Pronomen nachfolgen zu lassen, vgl. VIII. 14, 6. 22, 4. 28, 3. 38, 9. IX. 30. 4. VII. 23. 11. u. s. w. Ueber ἕπεται mit Infinit. vgl. X. 26. 8. VII. 29. 2. wo der Gedanke ausgeführter erscheint, an sich aber ist ἕπεται was sonst ἑπόμενόν ἐστι im Sinne von ἔχει τὸ εἰκός, ἔχει λόγον; und wenn Paus. VIII. 12. 7. τοῦ λόγου τὸ εἰκὸς hinzusetzt, so folgt nicht, dafs er überall so sprechen mufste, was schon Siebelis richtig bemerkte. So können wir auch der Konjektur VIII. 37. 3. θεῶν δὲ αὐτὰ τὰ ἀγάλματα nicht das Bürgerrecht im Text zuerkennen, so leicht sie sich machte. Wir finden hier θεῶν δὲ nicht nur wegen der vorausgehenden Worte, in denen ja von diesen Göttern gerade gehandelt wird, unpassend, sondern auch wegen der Wendung im Folgenden, wo die Götternamen gleich vom Anfange im Nominativ erscheinen. Aus dieser Verbindung sieht man deutlich, dafs Paus. θεῶν nicht zu ἀγάλματα hinübergezogen, sondern dafs man diesen Zusatz der μεγάλη μήτηρ zu überlassen habe. Man wird nämlich finden, dafs Paus. wo er mit θεῶν δὲ ἀγάλματα anhebt, wenigstens den ersten Götternamen, der darauf folgt, in den Genitiv zu setzen pflegt. I. 23. 4. IV. 33. 4. I. 18. 3. womit nicht verglichen werden kann X. 10. 5. indem hier eine freie Gliederung mit μὲν und δὲ folgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Pausaniae descriptio Graeciae; ad codd. MSS. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Monacensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, apparatu critico, interpretatione latina et indicibus instruxerunt Io. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz.

(Fortsetzung.)

Wenn wir die Stelle I. 14. 3. *καὶ ἐξηγεῖσθαι* auch hierher rechnen, so läugnen wir zwar nicht, dafs die Konjektur eine sehr empfehlende Seite hat, aber wir können ihr doch die Geltung nicht beilegen, dafs sie in den Text aufgenommen zu werden verdiente. Die Herausgeber haben mit Früheren an den Worten *καὶ ὁπόσα ἐξήγησιν ἔχει τὸ Ἀθήνησιν ἱερὸν* Anstofs genommen. Clav. schrieb *ἐς ἐξήγησιν* und Sieb. hält *ἐξήγησιν* für ein Glossema. Die Herausgeber machten daraus *ἐξηγεῖσθαι* und stellten es um. Die Konstruktion wird zwar dadurch nicht aufgehoben, wie ein Rec. des ersten Theils dieser Ausgabe behauptete; denn *τοῦδε τοῦ λόγου* läfst sich von *πρόσω* nicht trennen (vgl. I. 26. 4.) und *ἐπέσχε* bedarf keines Genitivs; der Gedanke ist hier wie I. 5. 2. *ὡρμημένον διώκειν αἰτία τοιάδε ἐπέσχε* (näml. *τῆς ὁρμῆς*). Paus. will sagen, dafs ihn, während er in der Exposition des Mythologischen des Triptolemos und des Eleusinion weiter gehen wollte (das Bildnifs des Triptolemos stand aber in dem Eleusinion), ein Traumgebilde zurückgehalten habe u. s. w. Uns scheint aber immer noch Clav.'s *ἐς ἐξήγησιν* das Natürlichste. Dies ist ganz in der Weise des Paus. (V. 16. init.) Was die lockere Konstruktion (*πρόσω — τοῦδε τοῦ λόγου καὶ ὁπόσα ἐς ἐξήγησιν ἔχει*) betrifft, so haben wir zwar selbst früher *ἐφ' ὁπόσα* conjicirt, glauben aber jetzt, dafs diese flüchtige Verknüpfung bei Paus. Entschuldigung finden dürfte. Man könnte damit VII. 18. 1. vergleichen. Statt solcher Konjekturen hätten füglich andere Verbesserungen in den Text aufgenommen werden dürfen, welche mehr das Gepräge von Nothwendigkeit an sich tragen, wie II. 34. 4. *Ἑρμιονὶς* nach Bekk. (mit Recht hat sich Hr. Schub. Vol. II. p. XXVIII. in der Stelle IV. 34. 9. für *Ἑρμιόνι* erklärt, aber dabei die andere III. 14. 5. übergangen); II. 30. 2. *ἐπ' αὐτά* (vgl. Vol. II. p. XXIV); IV. 12. 7. *χρησαμένοις* nach Bekk. IV. 28. 2. *συμβάτος* nach Bekk. was auch Hr. Schub. Vol. II. p. XXVII gutheifst; u. s. w. Dagegen haben die Herausgeber bisweilen in dem Texte Anordnungen getroffen, gegen welche nichts Erhebliches aufgebracht werden kann, wie VIII. 19, 1. 20, 1. wobei mit Anerkennung zu erwähnen, dafs sie viele gröfsere und kleinere Lücken zum ersten Male ausspürten und nachzuweisen suchten, wie II. 19, 2. (Vol. I. p. XLIX); III. 8. init. (Vol. II. p. XI); III. 16. 4. VII. 13. 7. IX. 17. 6. IX. 27. 6. Ueber andere liefse sich wohl streiten. Scharfsinnig ist die Bemerkung (Vol. I. p. XLV) über die Leseart einiger Handschriften IX. 19, 5. *πέφυκεν ἡ γέφυρα διὰ παντός*. Aber so gern wir die Berichtigung des Steph. Byz. hinnehmen (vgl. Vol. III. p. IV f.), so können wir doch unseren Zweifel nicht unterdrücken über die Nothwendigkeit der Vermuthung, dafs Paus. hier von der die Insel Euboea mit Böotien verbindenden Brücke müsse gehandelt haben. Es ist ja nicht unwahrscheinlich, dafs in einem alten Exemplar zu den Worten *τοῦ δὲ Εὐρίπου τὴν Εὔβοιαν κατὰ τοῦτο ἀπὸ τῆς Βοιωτῶν διείργοντος* ein aufmerksamer Leser an den Rand *ἡ γέφυρα* geschrieben, weil er diesen Punkt von Paus. übergangen sah, und dafs diese gelehrte Anmerkung nachher gedankenlos mit in den Text aufgenommen worden. Es wäre wenigstens seltsam, wenn von der jedenfalls weitläufigern Exposition nichts als gerade *ἡ γέφυρα* übrig geblieben und sonst die umgebende Darstellung nirgends alterirt worden wäre. Zu dem zeigen die Worte *τοῦ δὲ Εὐρίπου* u. s. w. unzweideutig an, dafs Paus. es hier

nicht auf eine so gelegentliche Bemerkung angelegt hat, wie V. 24. 7. Dagegen ist es mehr als wahrscheinlich, dafs man II. 27. 4 vor εἴκοσι eine Lücke zu statuiren habe. Denn zwanzig Pferde haben keinen Sinn; und es kann dies nicht mit Inschriften (wie Corp. Inscr. gr. n. 2925) verglichen werden, in denen die geweiheten Bilder förmlich gezählt erscheinen. Daher hat schon Palmer. an eine Aenderung gedacht, und neuerdings Panofka (Monatsbericht d. k. preuss. Akad. d. Wifs. 1840. Febr.) die Stelle für verbessert gehalten, wenn man schriebe εἰκόσι; eine Vermuthung, welche wenigstens für Paus. unhaltbar ist. Weniger glücklich wurden die Worte V. 11. 3. οὐ γάρ πω τὰ ἐς τοὺς παῖδας ἐπὶ ἡλικίας ἤδη καθειστήκει τῆς Φειδίου behandelt, wie denn die Anmerkung unter dem Texte ziemlich flüchtig abgefafst ist. Nach derselben müfste man vermuthen, dafs durch ein jedes der auf dem κανὼν angebrachten Bilder ein besonderes ἀγώνισμα dargestellt gewesen sei. Die acht ἀγάλματα aber, obgleich alle der Reihe nach auf gleicher Linie stehend, bildeten offenbar Gruppen von Kämpfenden, wie auch auf den übrigen κανόνες vollständige Gruppen erscheinen. Dafs durch acht ἀγάλματα (d. h. Figuren) acht Kampfarten dargestellt seien, ist eine unklare Vorstellung, welche auch dann aufgegeben werden müfste, wenn sich erwiese, dafs die frühesten Kampfarten in der Weise klassificirt werden könnten, wie sie nach einander aufgeführt wurden. Die Darstellung unserer agonistischen Gruppen scheint aus einem Mythus entlehnt zu sein, nicht aus dem Reiche der Wirklichkeit. Dies beweisen theils die Worte ἀγωνισμάτων ἀρχαίων ταῦτα μιμήματα, theils die folgende Bemerkung über Pantarkes. Beides deutet nämlich auf eine Opposition früherer Erklärer, welche in der überlieferten Aehnlichkeit eines der Kämpfenden mit dem Liebling des Phidias eine Veranlassung zu finden glaubten, den ganzen Gegenstand auf die Zeit des Phidias und auf die Knabenspiele in Olympia zu beziehen. Wenn aber Phidias einem seiner plastischen Gebilde die Gestalt seines Lieblings gab, so folgt noch nicht, dafs er die Darstellung aus seiner Zeit genommen haben müsse. Darum sagt Pausanias εἴη δ' ἂν ἀγωνισμάτων ἀρχαίων etc. Ottf. Müller hat den Sinn der Stelle zu fassen gesucht, aber ziemlich dunkel ausgedrückt. Was Paus. sagen wollte, ist offenbar folgendes: οὐ γάρ π[ου ἐς παῖδας ἔχει τοὺς Ὀλυμπίασιν ἀγωνισαμένους, καίτοι] τὰ ἐς τοὺς παῖδας ἐπὶ ἡλικίας ἤδη καθειστήκει τῆς Φειδίου. Wir wollen nicht behaupten, dafs Paus. gerade so wie wir geschrieben habe; Aehnliches wird es jedoch immerhin gewesen sein. Dem Gedanken nach giebt es noch eine ähnliche Stelle bei Paus. X. 36, 5. καὶ Ὅμηρον — θέσθαι γε αὐτόν, ὅτι ἤδη τηνικαῦτα ἐκαλεῖτο Ἀντίκυρα; hier würde sich οὐχ ὅτι (*obgleich*) empfehlen, wenn sich die Stelle nicht anders erklären liefse. Aber in unserem Zusammenhang würde εἰ καί ungenügend, und οὐχ ὅτι unpassend sein; καίτοι gebraucht Paus. auch sonst in solchen Wendungen, wie III. 5. 8. VI. 17. 8. Die unserem Auktor geläufige Redensart ἔχει ἔς τι wählten wir, um zugleich für die Auslassung ἐς παῖδας etc. einigermafsen ein Motiv zu gewinnen. Nach dieser wie uns scheint allein möglichen Erklärung können wir uns die Mühe ersparen, die von Hrn. Walz Vol. III. p. XIII. empfohlene Konjektur des Hrn. Schub. οὐ γὰρ πάντα etc. näher zu betrachten, welche auf unklaren Vorstellungen beruhet, nicht zu erwähnen, dafs Paus. so nicht würde geschrieben haben.

Zu den lückenhaften Stellen müssen wir ohne Zweifel auch diese rechnen III. 16. 5. διανηξαμένας δὲ ἐπὶ Σικελίαν κατὰ τὸν Ἕλεον τὸν κῦφον ἀνευρήσων ἐπιδιέβη. Die natürliche Annahme Heyne's, dafs hier der scyphus solaris zum Grunde liege, hat Hr. Schub. in seinem Briefe p. XXI als eine unhaltbare zurückzuweisen gesucht. Dagegen schlägt er vor κατὰ τῶν Ἑλλήνων τὸ κοῦφον; eine gleich unglückliche Konjektur, wie die, welche einen ἄνδρα Ἐλεώνιον hereinbringt. Immerhin wäre es ein sonderbarer Zufall, wenn hier die offenbaren Spuren des Wortes σκύφος, welches unmittelbar an die Schale der Sonne erinnert, uns wie ein Spuck nur neckten. Sieb. hat Recht, wenn er die Deutung Heyne's nicht aufgeben will; aber freilich weder κατὰ τὸν Ἡλίου σκύφον (wie Kuhn vorschlägt) noch κατὰ τὴν Ἐλέαν τῷ σκύφῳ (wie Wefsel.) kann man Paus. aufdrängen. Hinter κατὰ scheint eine Lücke zu sein (wie V. 27. 10. zwischen κατὰ und τὸ ἀνάθημα, was wohl unter dem Texte angezeigt zu werden verdiente.). Hier läfst sich nun Mancherlei vermuthen und defshalb wird die Konstituirung schwer. Wir wollen daher nur beispielsweise andeuten, wie wir uns die Erwähnung des Sonnenbechers im Zusammenhang mit der übrigen Rede denken: διανηξαμένας δὲ ἐπὶ τὴν Σικελίαν κατὰ [τὸν τῶν ποιητῶν λόγον λαβὼν δὴ] τὸν [Ἑ]λ[ιακ]ὸν [σ]κύφον ἀνευρήσων ἐπιδιέβη. Die Worte κατὰ τὸν τῶν ποιητῶν λόγον

gebraucht Paus. öfter in ähnlichen Fällen. Hier scheint ein solcher Zusatz um so nothwendiger, da Paus. offenbar schnell über diese Sage hinwegzugehen scheint. Es ist ja auch ursprünglich Dichtersage. Vgl. Athen. XI. 469. Mit Absicht haben wir *λαβὼν δὴ* gesetzt, um noch ein Motiv für die Kürze der Erwähnung zu gewinnen. Paus. liebt mittelst der Partikel *δὴ* einen flüchtigen Bericht einzuleiten, dem er keinen Glauben schenkt; vgl. VIII. 14. 6. Das Dunkle ist aber eben auch die Weise, wie Herkules eigentlich zum Sonnenbecher gekommen ist, vgl. Stesich. fragm. ed. Kleine p. 69. — Füglich hätte das Zeichen der Lücke IV. 35. 11. in *καὶ ὅσαις μὲν πηγαῖς θαῦμα ἰδεῖν καὶ ἰδόντι* angemerkt werden können. Denn dafs hier etwas ausgefallen, zeigt der Dativ *ὅσαις πηγαῖς*, welcher aller Rektion entbehrt. Um die Sache einen Schritt weiter zu bringen, wollen wir unsere Ansicht hierüber aussprechen. Vorerst scheint *καὶ ἰδόντι* sicher. So sagt Paus. V. 7. 1. vom Wasser *πλήθει τε πολὺ ἰδόντι καὶ ἥδιστον* und aufserdem wird diese Annahme durch den Zusammenhang selbst bestätigt. Nun spricht Paus. hier nicht nur von der Farbe des Wassers, sondern auch von den Wirkungen beim Genufs oder sonstigen Gebrauch desselben. Das Wort *ἰδεῖν* mufs wohl in Gedanken auf die Gestalt des Urtextes zurückgeführt werden, wodurch wir etwa *ΙΔΕΙΝ* und möglicher Weise *φασίν* gewinnen. Nach diesem Worte scheint ein Particip zu fehlen, welches auf gleicher Linie mit *ἰδόντι* den Dativ *ὅσαις πηγαῖς* erklärend aufnimmt. Man könnte demnach die Stelle etwa so lesen: *ὅσαις μὲν πηγαῖς θαῦμά* [*φασιν εἶναι χρωμένῳ*] *καὶ ἰδόντι*. Auf ähnliche Weise wird der Rede VIII. 11. 9. *φρονήματος τὸ ἴσον ἔχοντες* aufgeholfen werden müssen. Veranlassung zur Lücke scheinen die Worte *ἴσον* und *ἦσαν* gegeben zu haben. Daher einige Codd. *τὸ ἴσον ἔχοντες* haben, andere *ἦσαν* oder *τὸ ἦσαν ἔχοντες*, wo man deutlich sieht, wie *ἴσον* — — — ausgefallen. Der Genitiv *φρονήματος* scheint aus *φρόνημα τὸ* entstanden zu sein, wenn nicht sonst eine Interpolation im Spiele war. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Stelle etwa so lautete: *φρόνημα τὸ ἴσον* [*δῆλοι*] *ἦσαν ἔχοντες*. Hierher rechnen wir auch X. 34. 7. *ἡ δὲ ὁδὸς ἐπὶ τοσοῦτον ἀναντεστέρα ὡς ἀνιόντι μηδὲν καὶ λεληθέναι* — wo die Herausgeber vorschlagen *ἀνάντης ἐστιν ὡς ἀνιᾶν τε μηδὲν καὶ* — was freilich eine salebrosa oratio giebt. Das Particip *ἀνιόντι* ist nicht anzugreifen. Der Sinn ist: „der Weg ist ziemlich steil, doch so, dafs man es im Gehen nicht sonderlich merkt". Der Komparativ *ἀναντεστέρα* ist der unmittelbare, bei dem der Gegenstand mit sich selbst verglichen gedacht wird (vgl. Bernhardy gr. Synt. p. 432 f.), wie denn auch *λεληθέναι μᾶλλον* darauf hindeutet. Nach *ἀνιόντι μηδὲν* scheint etwas ausgefallen zu sein, vielleicht *πρᾶγμα εἶναι* oder Aehnliches. Auch Siebelis hat schon mit Recht hier eine Lücke vermuthet. Ein Zeichen der Lücke erwarteten wir endlich auch V. 6. 8. hinter *υἱὸν*, wo offenbar der Name ausgefallen; I. 44. 9. hinter *Αἰγίνῃ*, zu welcher Stelle übrigens Vol. III. p. VIII. die wahrscheinliche Konjektur Panofka's nachgeholt wird; X. 7, 5. zwischen *αὐλῶν* und *τὰ*; u. s. w.

Nach dieser Betrachtung nehmen noch die in den Anmerkungen zerstreuten Verbesserungsversuche und Urtheile unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Verfahren der Herausgeber fordert zu einer Trennung auf, nämlich derjenigen Stellen, welche wirklich korrupt sind, von den fälschlich dafür ausgegebenen. Zur ersten Klasse gehören z. B. I. 24. 7. *καὶ Νίκη τε* — welche Worte die Herausgeber unter dem Texte befriedigend verbessert haben. Rathsam wäre es indefs gewesen *τε* umzustellen und *ὅσον τε* zu schreiben. Ungehörig ist dagegen die Ansicht des Hrn. Walz (Vol. III. p. VII.), der es noch besser machen wollte, wobei er übersah, dafs die eine Hand unerwähnt bleiben könne, vgl. II. 10, 3. V. 17, 8. Dafs IV. 25, 4. *μετεβουλεύετο* etc. Hr. Schub. (Vol. II. p. XXVI.) *αὐτίκα* umzustellen räth und die Konjektur Bekker's *τε δὴ* billigt, finden wir in der Ordnung; aber durch Verkennung des Bekker'schen *μεταβεβούλευτο* macht er, dafs die Stelle nur theilweise verbessert wird. Uns scheint das Plusquamperf. hier nothwendig, wenn auch der Sprachgebrauch des Paus. diefs sonst nicht an die Hand gäbe, IX. 3, 2. VII. 8, 4. welche Stellen geeignet waren mit der unsrigen verglichen zu werden. Mit Recht bedauert Hr. Schub. p. XXVIII die Worte IV. 14, 4. *τῶν δὲ γεωργουμένων* etc. im Texte stehen gelassen zu haben. Aber so begründet wir auch die Verbesserung *οἱ δὲ τῶν γεωργουμένων* etc. finden, so will es uns doch bedünken, als ob *φόρον* hier nicht seine Stelle finden dürfte. Was den Messeniern aufgetragen wird, ist allerdings in Weise eines *φόρος*; aber diefs liegt genugsam in dem Verbo *ἀπέφερον*. Das Wort *τροφῶν* ist ohne Zweifel Interpolation des Mu-

surus und braucht somit auch durch kein anderes Wort ersetzt zu werden. Weniger befriedigend ist das Urtheil über V. 17, 1. *παρέστηκε δὲ γένειά τε ἔχων* etc. Hier ist *τις* eine sehr unglückliche Konjektur. Die bezeichnete Gottheit kann ja Zeus selber sein, zu dessen Standbild Paus. zurückkehrt. Man vgl. VI. 20. 3. *καθαγίζουσι δὲ — αὐτῷ*, wo die Rede ebenfalls nach einem ungleichartigen Zwischensatz auf das frühere Subjekt zurückkehrt. Freilich kommt man schneller auf die Idee, dafs hinter *ἔχων* der Name *Ἑρμῆς* ausgefallen sei. Vgl. VII. 27, 1. VII. 22, 2. Mit gleichem Unrecht wird V. 19. 6. *τις* in einem ähnlichen Falle vorgeschlagen, wo Clav. mit mehr Recht an ein ausgefallenes *γυνὴ* gedacht hat. Dieses *τις* scheint uns überhaupt mit dem Sprachgebrauch unseres Schriftstellers wenig vereinbar. Sehr bedenklich scheint uns die Vermuthung der Herausgeber zu X. 32, 17. *πομπεύει τε δὴ πάντα ὅσα ἔθυσαν.* Die Procession mufs ja doch der Immolation voraufgehen (vgl. VII. 18, 12). Wir halten *ἔθυσαν* aus Interpolation entstanden, worauf die Leseart dreier Codd. zu führen scheint, und schlagen vor *πομπεύει τε δὴ πάντα ὅσα [ἐς τὴν] θυσ[ί]αν* etc. Ueber *πομπεύει* vgl. Plut. de fort. Rom. p. 289. de Is. et Osiride p. 441. Vol. VII. R. *Τὰ ἐς τὴν θυσίαν* ist Paus. geläufig (VII. 18. 12. VI. 21, 4.) und die Kürze der Diktion *ὅσα ἐς τὴν θυσίαν* ist bei ihm nicht ohne Beispiel (X. 35, 10). Aber wir würden diese Beurtheilung zu einer ungebührlichen Länge ausdehnen, wenn wir den Herausgebern hier im Einzelnen folgen wollten. Wir müssen uns begnügen, nur noch auf diejenigen Stellen aufmerksam zu machen, in denen die Einmischung der Kritik durch richtige Exegese oder durch den Sprachgebrauch des Schriftstellers zurückgewiesen wird. Die Worte III. 22. 5. *Ὀλυμπιάσι δύο ἀνελόμενον δρόμου νίκας πέντε* haben ein sonderbares Schicksal gehabt. Kuhn's Vermuthung ist schon von Siebelis gewürdigt. Clav. statuirt aber, wie jener, eine Lücke, weil es schwer einzusehen sei, wie in zwei Olympiaden fünf Siege *in eodem exercitii genere* davongetragen werden können. Die Herausgeber sprechen diefs nach und Hr. Walz (Vol. III. p. X.), um es kurz zu machen, räth zur Tilgung von *δρόμου.* Keiner von denen, welche an der Richtigkeit der Stelle zweifelten, haben sich die Mühe geben wollen nachzudenken, was mit dem Wort *δρόμος* gesagt sei. Diesem sind aber die Species subsumirt *στάδιον, δίαυλος, δόλιχος, δρόμος, ὁπλίτης.* Paus. hat nicht gewufst oder zu sagen nicht für nöthig geachtet, in welchen Arten des *δρόμος* die fünf Siege errungen worden. Nikokles kann einmal im *στάδιον* und *δίαυλος*, ein andermal in diesen beiden und noch einer der übrigen Species (z. B. *δόλιχος*) gesiegt haben. Und diefs ist eben das Merkwürdige. Ein ganz ähnlicher Fall wird von Pindar. Ol. XIII. 36 ff. besungen und für den dreifachen Sieg im Wettlauf giebt überdiefs Paus. selbst VI. 13, 3. ein sprechendes Zeugnifs. Mit dem Inhalte des *δρόμος* haben sich die Herausgeber, wie es scheint, überhaupt nicht recht verständigen können. So soll nach Vol. III. p. XIV. auch die Stelle VI. 16, 5. *ἀναμὶξ ἐπὶ δρόμῳ* verdorben sein. Es ist aber offenbar, dafs Nikandros in verschiedenen Arten des *δρόμος* gesiegt hat, die Paus. nicht näher angiebt; und diefs ist um so klarer, da er unmittelbar vorher von derselben Person *διαύλου μὲν δύο ἐν Ὀλυμπίᾳ* sagt. Jedenfalls ist es eigen zu behaupten, dafs Paus. nicht so könne geschrieben haben. Mit Unrecht denkt Hr. Schub. p. XXVII. an eine Aenderung von *αὐτῷ* IV. 28 fin. Dieser Dativ der reinen Zusammenordnung ist von Paus. nicht ohne Eleganz gewählt. S. Bernhardy gr. Synt. p. 77 ff. und namentlich Plat. legg. IV. p. 706 D. Mit mehr Recht würde Hr. Schub. VI. 4. 3. *νικᾶν δὲ αὐτὸν* etc. den Genit. *αὐτῶν* haben vorschlagen können. Auffallend aber ist es, wenn derselbe p. XVII. bei IV. 33, 7. *ἐνταῦθα ἐν τῷ Δωρίῳ* das letztere (*ἐν τῷ Δωρίῳ*) für ein purum putum glossema ad praecedens *ἐνταῦθα* ausgiebt. Man vgl. IX. 14. 6. *ἐνταῦθα ἐν τῇ Χαιρωνείᾳ.* X. 4, 8. *ἐνταῦθα ἐν τῇ Δαυλίδι.* Diese auch bei andern Schriftstellern vorkommende Form gehört zu der dem Paus. eigenen Breite des Ausdrucks, wonach er einen kurz vorher genannten Gegenstand durch ein Demonstrativum einleitet und ihn dann noch einmal beim Namen nennt z. B. IV. 35, 10. *τὸ δὲ χωρίον ἐστὶν ὁ Ἀταρνεύς* etc. dergleichen Fälle wir schon oben ausgezeichnet haben. Daher wir es denn auch nicht billigen können, wenn Hr. Schub. p. XXV. IV. 26, 7. *στρατηγεῖν δὲ αὐτὸν οἱ Ἀργεῖοι τὸν Ἐπιτέλην* — verändern will.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Pausaniae descriptio Graeciae; ad codd. MSS. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Monacensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, apparatu critico, interpretatione latina et indicibus instruxerunt Io. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz.

(Schluſs.)

Das Pronomen hat hier nichts Emphatisches und es ist nichts weiter zu sagen, als: Paus. schreibt eben so. Das Verb. στρατηγεῖν aber bedarf eben so wenig eines Zusatzes im Genit. (VII. 13, 7. 14, 4.), als ἡγεῖσθαι (III. 5, 1. 14, 1. 17, 7.), was wir in Bezug auf die X. 16, 4. not. 15. ausgesprochene Behauptung zu bemerken für nothwendig erachten. Zu den unnöthigen Zweifeln rechnen wir IX. 23 extr. wo ἀγχιβαθὴς sicher; V. 7. 5., wo nichts zu ändern (bei IX. 18. 3. würden wir vorziehen ἃ gänzlich zu streichen); IV. 5, 3. wo in den Addend. σφίσι vermuthet wird, welche Konjektur vielmehr auf IV. 10, 2. συμμεῖναί φασι anwendbar wäre; u. s. w. So giebt es noch eine groſse Anzahl von Stellen, welche von den Herausgebern als korrupt angesehen werden, wie VI. 19, 5. παρῆκται (wahrscheinlich weil Bekker hier Porson's und Korai's Konjekturen angeführt hat). Die Buchstaben auf dem Schilde scheinen durch das Alter gelitten und gleichsam ihre Lage verändert zu haben; sie sind *alterirt, verzogen*. Dieſs ist παράγειν. Nicht fern liegt der Begriff, in dem auch Platon Cratyl. 416. 8. dieses Wort gebraucht. Wer solche Antikaglien gesehen und betrachtet hat, wird sich leicht von der Richtigkeit dieser Erklärung überzeugen. Eigenthümlich lautet X. 6, 1. τῶν πετομένων τε ὀρνίθων τὴν ἀπ' αὐτῶν μαντείαν — wo die Rede nach dem voraufgestellten Genitiv auf einmal eine andere Wendung nimmt. Die Verwunderung hierüber wird sich indeſs ermäſsigen, wenn man vergleicht X. 15. 4. τούτου τοῦ ἀγάλματος ἐνιαχοῦ τὸν ἐπ' αὐτῷ χρυσὸν ἐθεώμην etc. S. auch VI. 20. 19. Eine sichtbare Verkennung des Sprachgebrauches erblickten wir auch in dem öfter wiederkehrenden Zweifel an einem schwebenden τε, welches nach dem Urtheil der Herausgeber bald eine Lücke anzeigen soll (VIII. 36, 2.), bald durch Klammern seine Geltung verlieren muſs (VIII. 38, 9.). Diese Partikel kommt aber so oft bei Paus. vor, daſs man billig einsehen sollte, der Schriftsteller pflege durch Anreihung immer anderer Sätze mit μὲν und δέ die ἀπόδοσις zu verwischen. Wir können hier nur Weniges andeutend geben X. 10, 5. ἀπαντικρὺ δὲ αὐτῶν ἀνδριάντες τέ εἰσιν etc. Darauf wird erwartet καὶ εἰκόνες ἡρώων. Allein über der näheren Bezeichnung der ἀνδριάντες wird ein neuer Satz angefangen, der sich mit δὲ an die Zwischenrede anreiht. Anderwärts steht wirklich δὲ dem τὲ gegenüber, was auch die Herausgeber beiläufig (X. 17, 10. not. 59) bemerkten, vgl. X. 28. 5. u. dgl. m.

Die Schnelligkeit, mit welcher die Herausgeber ihre Edition förderten, hat sie manche Citate übersehen lassen, wie z. B. die Konjektur Ottf. Müller's zu I. 24, 3. Σπουδαίων. Ungern vermiſst man auch I. 44. init. das Citat Corp. Inscr. gr. n. 1050, und II. 11. 7. wäre die Erwähnung des vorhandenen Hymnus auf Telesphoros Corp. Inscr. gr. T. I. n. 511. ed. Addend. p. 914. um so weniger überflüſsig gewesen, da die Form des Epidaurischen Götternamens sonderbarer Weise nach einigen Handschriften mit der Ueberlieferung der Steinschrift *ΑΚΕ[C]ΙΝ* übereinstimmt. Vgl. Elem. epigr. gr. p. 248. In dem Citate I. 22. not. 36. *Hemionida* (*sic scribendum*) ist, wie es scheint, Letronne Append. aux lettres d'un antiq. p. 125 ff. übergangen. Die Frage ist zwar noch nicht abgeschlossen (S. Raoul-Rochette lettres archéol. sur la peinture des Grecs. Partic. I. 1840.), aber jedenfalls ist die Leseart Hemionida grundfalsch. Das Orakel über

Agesilaos III. 8, 9. findet sich auch bei Plut. de Pyth. oracc. (Vol. VII. p. 570. R.) und zwar mit Varianten, deren Berücksichtigung man hier erwarten konnte. Bei dem verderbten X. 27, 1. Φρυγῶν ἐς τεκτορήνων ist den Herausgebern die Emendation Eckhel's D. N. T. III. p. 173 entgangen. Dieser hat schon Φρυγῶν Στεκτορηνῶν vermuthet, was allein das Richtige ist und würdig selbst in den Text aufgenommen zu werden. Vgl. d. Abhandl. *fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien*, Berlin 1840. S. 36 Anm. 3. Die Verbindung des Volksnamens mit dem speciellen Ethnikon der Stadt ist Paus. geläufig I. 26, 5. X. 39, 9. III. 16, 9. wo noch Σύριοι geduldet wird, welche Lesearl uns eben so verwerflich scheint, wie V. 27, 5. Λυδίοις statt Λυδοῖς, wenngleich die Codd. Herodot. I. 72. auch in der Form Σύριος übereinstimmen.

Wir haben nur Weniges über das Einzelne in dieser Ausgabe bemerken können. Eindringliche Betrachtungen würden uns in ein Meer von Untersuchungen geworfen haben, welche in diesen Spalten ihre Lösung nicht finden dürften. Wir mufsten daher auch diejenigen verderbten Stellen, welche von Seiten der Herausgeber keinen Verbesserungsversuch erfahren haben, unberührt liegen lassen, um unsere Beurtheilung nicht zu weit auszudehnen. Aber auch aus dem Wenigen, was bemerkt worden, wird sich ergeben, dafs es mit dem Texte des Paus. immer noch übel aussieht, so dankenswerth die Bemühungen der Herausgeber um die Berichtigung vieler Fragen erscheinen. Vorliegende Arbeit der Herausgeber bildet unstreitig einen Fortschritt und ihre Zweckmäfsigkeit liegt am Tage. Wir haben nun einmal ein vollständiges Handschriften-Material für Paus. und sind dadurch zur Einsicht gekommen, wie weit die von den Handschriften gebotenen Hülfsmittel ausreichen. Ueber die lateinische Uebersetzung können wir nur so viel sagen: für Philologen von Fach war sie überflüssig, für diejenigen aber, welche auf Uebersetzungen angewiesen sind, bei dem offenbaren Mangel an Genauigkeit nicht berechnet.

Die äufsere Ausstattung des Werkes gereicht der rühmlichst bekannten Verlagshandlung zu besonderer Ehre.

Johannes Franz.

XVIII.

Toussaint de Charpentier, Libellulinae europaeae, descr. et depict. a. etc. Lips. 1840. *L. Voss.* 4.

E. de Selys Longchamps, Monographie des Libellulidées d'Europe, par. etc. Paris et Brux. 1840. 8.

Die Familie der *Libellulinen* hat das seltene Schicksal gehabt, fast immer zwei mit ihren Arbeiten einander unbekannte Schriftsteller gleichzeitig zu beschäftigen, und ist dadurch zu einer der am besten untersuchten und bekannten Insektenfamilien geworden. Von den älteren Entomologen, mit Ausnahme *Reaumür's*, fast ganz vernachlässigt, wurde sie zuerst von *Touss. v. Charpentier* (horae entomol. Vratisl. 1825. 4.) und P. L. *Van der Linden* (specim. monogr. Libell. Europ. Brux. 1825. 8.) monographisch bearbeitet, und von beiden also gleichzeitig die Entdeckung gemacht, dafs die bisher so ungenügend unterschiedenen *Agrionen* in mehrere, sehr natürliche Arten sich spalten lassen. Beide Schriftsteller waren übrigens damals noch geneigt, nur die 3 alten, von *Fabricius* nach *Reaumür's* Andeutungen aufgestellten Gattungen Libellula, Aeschna und Agrion zuzulassen, ohne diese weiter in neue Gruppen generischen Ranges zu spalten; doch deutete *Van der Linden* durch Gruppirung der Arten innerhalb jeder Gattung die Möglichkeit einer solchen Trennung schon an. Inzwischen machte *Rathke* seine Beobachtungen über den Geschlechtsapparat der Libellulinen bekannt (De Libell. partib. genit. Reg. 1832. 4.) und beschrieb deren Bau in der Hauptsache ebenso, wie ich ihn in meinem Handb. d. Entom. (I. Bd. Berlin 1832. 8.) dargestellt hatte; wieder also eine gleichzeitige zu demselben Resultat führende Untersuchung. Ihr ist nun das dritte Zwillingspaar der Mittheilungen gefolgt, nachdem inzwischen von *Leach*, *Van der Hoeven*, *Boyer de Fonscolombe*, *Brullé* und *v. Siebold* theils rein entomologische, theils mehr zootomische Wahrnehmungen, durch welche die genauen Kenntnisse von den *Libellulinen* sich mehrten, bekannt gemacht worden waren.

In den oben genannten Schriften der beiden letzten Monographen ist wieder eine grofse Uebereinstimmung der Ansichten bemerkbar, und namentlich die

Trennung der drei alten Gattungen in mehrere neue befolgt, nachdem besonders *Leach* in der Edinb. Encykl. und seinen Zool. Misc. Andeutungen dazu gegeben hatte. Aber eben weil es nur Andeutungen waren und das zuerst genannte Werk in die Hände sehr weniger Entomologen gekommen ist, hat Hr. *v. Charpentier* weniger als sein Rival, Hr. Selys Longchamps, diese Andeutungen benutzen können, und deshalb zum Theil neue Namen für Gruppen erfunden, die *Leach* schon angedeutet hatte, und in deren genauere Kenntniſs Hr. *Selys* sich setzen konnte. Es entspringt daraus für diesen der Vortheil, gewissermaſsen eine ältere Autorität für sich zu haben, und aus dieser seiner eignen Ansicht erklärt es sich, warum Hr. Selys die Namen des Hrn. *v. Charpentier*, welche er aus meinem Handbuch der Entomologie (II Bd. Berl. 1839. 8.), in dem ich durch die gütige Mittheilung ihres Erfinders jene Gruppen und ihre Benennungen benutzt hatte, schon kannte, denen von *Leach*, als die jüngeren nachstellt, obwohl die meisten Gruppen des scharfsichtigen Engländers nicht von ihm charakterisirt worden waren. — Bei der nachstehenden Vergleichung beider Arbeiten werde ich übrigens zuerst von jeder eine kurze möglichst präzise Analyse geben, und dann die Resultate beider theils mit einander, theils mit denen meines kurz vor ihnen erschienenen Handbuches in Parallele stellen, um so zu dem Schluſsresultate des gesammten Inhaltes aller drei Schriften zu gelangen.

Hrn. *v. Charpentier's* Werk, welches sich durch äuſsere Eleganz und durch die Begleitung genauer schöner Abbildungen *aller Arten* rühmlichst vor sämmtlichen übrigen Bearbeitungen der Familie auszeichnet, ist vollständig in lateinischer Sprache geschrieben und beginnt mit einer Einleitung, welche die charakteristischen Unterschiede der angenommenen Gattungen und Untergattungen erörtert. Erstere belaufen sich nur auf drei und sind dieselben, welche schon von *Fabricius* aufgestellt wurden. Hr. v. Ch. charakterisirt sie nach der Unterlippe, und bezeichnet die Libellulae durch einen mittleren Lappen an derselben, welcher *viel kleiner* ist als die seitlichen; die Aeschnae durch die *gleiche* Gröſse aller drei Lappen und die Agriones durch die *überragende Gröſse* des mittleren, am Ende ausgeschnittenen Lappens.

Die *Libellulae* zerfallen in 4 Untergattungen.

1. *Epitheca*, ausgezeichnet durch die Genitalienbildung, welche beim Männchen stark vorragen und von einem Lappen des zweiten Bauchsegmentes umhüllt werden; beim Weibchen aber aus 2 parallelen, die Scheide zwischen sich fassenden Wülsten bestehen. Am ersten männlichen Rückensegmente des Hinterleibes bemerkt man Warzen.

2. *Libellula*. Hat keinen Charakter der vorigen Gruppe, und einen einfachen Prothorax.

3. *Diplax*, wie Libellula, aber der Prothorax ist oben zweilappig.

4. *Chlorosoma*. Hinterleib rund, am Grunde bei beiden Geschlechtern bauchig; beim Männchen hier mit Seitenwarzen. Flügel groſsmaschiger, die hintere Ecke der hinteren männlichen deutlich winkelig, der Weibchen bloſs abgerundet.

Die *Aeschnae* bilden ebenfalls 4 Untergattungen.

1. *Cyrtosoma*. Augen sehr breit verwachsen. Hinterflügel beider Geschlechter am hinteren Innenwinkel abgerundet; Weibchen mit einer Legescheide.

2. *Aeschna*. Augen weniger verwachsen. Hinterflügel der Männchen an der Hinterecke stark winkelig; erster Hinterleibsring mit Seitenwarzen; — Weibchen mit Legescheide.

3. *Thecaphora*. Augen berühren sie so eben, mittlerer Lappen der Unterlippe gefurcht, ausgeschnitten. Flügel und Hinterleibswarzen wie bei Aeschna, aber das Weibchen mit einer sehr langen Legescheide.

4. *Diastatomma*. Augen berühren sich nicht mehr; Flügel und Hinterleib der Männchen wie Aeschna, aber die Weibchen ohne Legescheide, doch mit schwachen Warzen am ersten Ringe.

Die *Agriones* zerfallen sogar in 9 Untergattungen.

A. Flügel am Grunde nicht gestielt.

1. *Epallage*. Hinterleib kurz, dick; Farbe nicht ehern.

2. *Calopteryx*. Hinterleib schlank, dünn; Farbe ehern.

B. Flügel am Grunde stielartig abgeschnürt.

a. Flügelzellen hinter dem Randmahl fünfeckig.

3. *Anapetes*. Flügel im Leben wagrecht ausgebreitet.

4. *Sympycna*. Flügel im Leben aufgerichtet und zusammengelegt.

b. Flügelzellen hinter dem Randmahl viereckig.

5. *Pyrrhosoma.* Körperfarbe roth.

6. *Erythromma.* Augenfarbe im Leben roth.

7. *Ischnura.* Hinterleib lang, in der Mitte dünn; Flügel kurz, breit abgerundet.

8. *Agrion.* Hinterleib gleich dick; Flügel schlanker.

9. *Platycnemis.* Schienbeine lanzettförmig, nach 2 Seiten erweitert. —

Auf die kurze Charakteristik dieser Untergattungen und die Aufzählung sämmtlicher Arten, deren Menge sich auf 60 beläuft, folgt eine ausführliche sehr gediegene Beschreibung des ganzen Körpers mit seinen hauptsächlichsten Verschiedenheiten, in denen namentlich die vom Munde und von den Flügeln handelnden Abschnitte viel Neues enthalten und das Bekannte gehörig würdigen. In Bezug auf die Flügel, für deren leichtere Beschreibung der Verfasser sehr bezeichnende Ausdrücke in Anwendung bringt, ist bloſs zu bemerken, daſs das Dreieck nahe am Grunde, welches für die Charakteristik der Gattungen und Arten von so groſsem Werthe ist, und dessen Werth Hr. *v. Charpentier* überall anerkennt, zuerst von *J. van der Hoeven* (annal. des scienc. natur. T. XV. 423. und Bijdrag. to de naturk. Wetens. 1828. p. 333) als solches erkannt wurde, wenn auch nicht in der Ausdehnung berücksichtigt, wie hier vom Hrn. v. Ch. Dagegen ist es eine alleinige Erfindung des höchst aufmerksamen Verfassers, die Anhänge am Ende des Hinterleibes, welche hier auch in Allgemeinem geschildert werden, als Artcharaktere zu benutzen, zu welchen sie in so hohem Grade geeignet sind. Hr. Selys hat dies sehr wohl zugegeben, indem er bloſs sie allein, nach Hrn. v. Ch. früherem Vorgange, abbildet, und dadurch sein Werk minder voluminös macht. In der Darstellung der Genitalien schlieſst sich Hr. v. Ch. an *Rathke* und verweist auf die neuesten Entdeckungen *v. Siebolds*, die später in *Germar's* Archiv für die Entom. II Bd. ausführlich niedergelegt worden sind. Alsdann geht er zu einer sehr genauen, ihre Unterschiede vollkommen erschöpfenden Schilderung der Arten über, deren nähere Berücksichtigung und Vergleichung mit denen des Hrn. de Selys wir unterlassen müssen, da sie uns zu sehr in Einzelnheiten führen, und dadurch diese Mittheilungen ihre Grenze überschreiten würden.

Betrachten wir demnächst die Arbeit des Hrn. de Selys-Longchamps, so erscheint dieselbe in vielen Beziehungen als ein würdiges Seitenstück, obwohl sie in Form und Inhalt minder reich ist, als die zuvor betrachtete. Die allgemeine Einleitung, welche zuerst von den Vorarbeiten, und dann von der gesammten Körperbildung der Libellulinen handelt, ist viel kürzer und minder genau, namentlich in Bezug auf die Flügel, obwohl der Hr. Verf. die frühere Entdeckung *Van der Hoevens* kennt und erwähnt. Dies scheint er selbst nach Einsicht meines Handbuches gefühlt zu haben, in so fern er sich durch dasselbe bestimmen lieſs, noch eine Schilderung des Flügeltypus aller Libellulinen am Schluſs seines Werkes mitzutheilen. Ganz unbekannt sind ihm *von Siebolds* Erörterungen des Genitalienapparates geblieben. Die nun folgende Eintheilung der Familie in Sectionen und Gattungen verbindet zuerst die beiden Gattungen Libellula und Aeschna, welche als Sectionen, nicht als Gattungen betrachtet werden, zu einer höheren Gruppe, und setzt diesen die Agrionen gegenüber. Diese Eintheilung ist eine theilweise Umkehrung der meinigen, indem ich in meinem Handb. der Entom. (II. Bd. S. 815) grade die Agrionen mit den Aeschnen verbunden und beide den Libelluliden entgegengestellt hatte. Beide Eintheilungen sind von ihren Gesichtspunkten aus richtig, obwohl Hr. Selys sehr bemüht ist, die meinige als verkehrt darzuthun (S. 194). Ich stütze mich auf den Bau der Unterlippe, der bei Aeschna dem Typus von Agrion viel ähnlicher ist, als dem von Libellula, wie dies schon die bloſse Betrachtung der Abbildungen bei Hrn. v. Ch. (Taf. 47. Fig. 7. 8.) darthut; Hr. Selys wendet sich an die Flügel und meint, diese seien bei Libellula und Aeschna einander ungleich, bei Agrion aber einander gleich. Wenn er dabei die bloſsen Umrisse betrachtet, so hat er Recht; wenn er aber, wie mir nöthig zu sein scheint bei einem solchen Vergleich, auf die Anlage und Vertheilung der Adern sehen will, so wird er finden, daſs diese bei den Aeschnen und Agrionen in beiden Flügeln genau dieselbe ist, während sie bei Libellula im vorderen Flügel sich anders verhält als im hinteren, was gleichfalls Hr. v. Ch. darthut und deshalb bloſs die vorderen Flügel abbildet (Taf. 47. Fig. 9—12.), denn die *hinteren* der Libellulae haben denselben Aderntypus wie die *hinteren und vorderen* der Aeschnen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Toussaint de Charpentier, Libellulinae europaeae descr. et depict. a. etc.

E. de Selys Longchamps, Monographie des Libellulidées d'Europe, par. etc.

(Schlufs.)

Es gehören also selbst nach der Charakteristik des Hrn. Selys die Aeschnen mehr zu den Agrionen als zu den Libellulen, woran Niemand zweifeln wird, der die Mundbildung beider untersucht hat und aufserdem noch weifs, dafs die meisten Aeschnen und alle Agrionen eine Legescheide besitzen, die den Libellulen sämmtlich fehlt, dafür sind freilich die oberen männlichen Genitalien der Aeschniden denen der Libelluliden ähnlicher als denen der Agrioniden. Vergleicht man endlich die Larven der drei Gattungen, so ergiebt sich dasselbe, denn die Mundbildung der Aeschnidenlarven gleicht mehr der von Agrionenlarven, die After und Kiemenbildung jener aber mehr den Formen von Libellula. In Bezug auf die Augen aber stellen sich die Aeschnen genau in die Mitte zwischen Libellula und Agrion, da ein Theil von ihnen verwachsene Augen hat, wie jene, ein anderer Theil getrennte, wie diese. Merkwürdiger Weise sind es grade die letzteren, denen die weibliche Legescheide abgeht, welche allen Agrionen und den übrigen Aeschnen zukommt. Aus allen diesen Beziehungen ist mindestens so viel klar, dafs meine Meinung eben so starke, wenn nicht triftigere Gründe für sich hat, als die des Hrn. Selys, und dafs am Ende Hrn. v. Ch. Verfahren das Beste ist, indem er alle drei Gruppen ohne nähere Verbindung je zweier neben einander stellt. Nachdem nun Hr. Selys durch die oben angegebene Verbindung 2 Hauptabtheilungen oder Tribus, wie er sie nennt, gebildet hat, spaltet er jeden wieder in 2 Divisionen, welche für die erste Gruppe *Libelluliden* und *Aeschniden* sind, für die zweite die *Normoptereiden*, oder Agrionen mit ungestielten Flügeln, und die *Heteropteroiden*, oder die Agrionen mit gestielten. Diese Trennung ist nun noch weniger zu rechtfertigen, als die oben geprüfte Verbindung, insofern dieser Flügelunterschied grade dieselbe Dignität hat, wie die Form der hinteren inneren Flügellücke bei den Männchen der *Libelluliden* und *Aeschniden*, welche theils abgerundet, theils zugespitzt oder scharfwinklig sein kann; ein Charakter, durch den zwei neue naturgemäfse Unterabtheilungen hervorgerufen werden, die freilich Hr. Selys gar nicht beachtet hat, und die doch mindestens ebenso bedeutungsvoll sind als die von Hrn. Selys in Betracht gezogenen Formen der Analanhänge und deren Unterschiede nach dem Geschlecht. Nach diesen theilt er seine *Libelluliden* und *Aeschniden* in je 2 Gruppen, von denen die der Libelluliden den beiden nach dem Flügelschnitt bestimmten entsprechen, die der Aeschniden aber sehr ungenügend nach der relativen Länge jener Analanhänge bestimmt sind und bei genauerer Prüfung keinen Werth haben, wenngleich die ihnen untergeordneten Gattungen genügend und richtig bestimmt sind, übrigens auch mit den von mir aufgestellten Unterabtheilungen meiner Gattungen, deren Charaktere Hr. Selys vollständig annimmt, übereinstimmen, Um dies näher zu zeigen und Hrn. Selys fernere Gruppirung mit der des Hrn. v. Ch. vergleichen zu können, setze ich seine Gattungen mit ihren Charakteren ebenfalls her. —

I. Libelluloïdes.

A. Analanhänge klein, Augen einfach; Innenecke der Hinterflügel bei beiden Geschlechtern abgerundet.

Libellula. (Libellula und Diplax Charp.)

B. Analanhänge lang, stark; ein zweites Auge hinter (an der Backe) jedem grofsen Auge. *)

*) Dies ist derselbe, sehr augenfällige Charakter, auf den ich meine Gattung Epophthalmia gründete, die aus den Gatt. Libella und Cordulia Selys, oder Epitheca und Chlorosoma

Libella. Innenecke der Hinterflügel bei beiden Geschlechtern abgerundet. (Epitheca Charp.)

Cordulia (richtiger Cordylia.) Innenecke der Hinterflügel beim Männchen winkelig, beim Weibchen abgerundet. (Chlorosoma Charp.)

II. Aeschnoïdes.

A. Analanhänge der Männchen klein, zylindrisch; der Weibchen mehr oder weniger zangenförmig.

Lindenia. Ein erhabener Höcker vor den von einander entfernten kugeligen Augen.

Gomphus. Der Raum vor den Augen platt, sie selbst flacher und entfernt von einander (Diastatomma Charp.)

Cordulegaster (richtiger Cordylogaster.) Der Raum vor den sich oben berührenden Augen ist uneben (Thecaphora Charp.)

B. Analanhänge lang, bei beiden Geschlechtern mehr oder weniger lanzetförmig.

Aeschna. Innenecke der Hinterflügel beim Männchen winkelig, beim Weibchen abgerundet.

Anax. Innenecke der Hinterflügel bei beiden Geschlechtern abgerundet.

III. Normopteroïdes.

Calepteryx (richtiger Calopteryx.) Flügel farbig, in der Ruhe aufgerichtet, ohne Randmahl.

IV. Heteropteroïdes.

Lestes. Flügel mit langem Randmahl, in der Ruhe ausgebreitet. (Anapetes Charp.)

Sympecma. *) Flügel mit langem Randmahl, in der Ruhe aufgerichtet. (Sympycna Charp.)

Agrion. Flügel mit rhombischem kürzerem Randmahl, in der Ruhe aufgerichtet (die übrigen Gruppen d. Hrn. v. Ch.)

Vergleicht man nun diese Gattungen mit denen des Hrn. v. Charp. so zeigt schon die beigeschriebene Synonymie, wie weit sie übereinstimmen. Was meine Arbeit betrifft, die Hr. Selys mit zu Rathe gezogen hat, so weicht sie darin ab, dafs ich also Libella und Cordulia in eine Gattung bringe und Epophthalmia nenne; ferner darin dafs ich zu Aeschna alle Aeschnoiden ziehe, deren Augen verwachsen sind, und endlich darin, dafs ich unter den Agrioniden blofs 2 Gattungen annehme: Calopteryx und Agrion, die nach dem Sectionscharakter des Hrn. Selys geschieden sind. Es scheint mir zweckmäfsig, auf die Gründe dieser Anordnung hier näher einzugehen. Zunächst hat Hr. Selys durch den angegebnen Charakter der Augenbildung die Uebereinstimmung seiner beiden Gruppen, Libella und Cordulia, selbst zugegeben; es frägt sich nur, wie es mit dem von der inneren Flügelecke hergenommenen Trennungscharakter stehe. Da ich bei Ausarbeitung meines Handbuchs die Libell. bimaculata Charp. nicht vergleichen konnte, so blieb ich über diesen Punkt ungewifs; später übersandte mir Hr. v. Ch. *fünf* Exemplare und diese überzeugten mich, dafs auch bei Epitheca oder Libella, freilich im Widerspruch mit den direkten Angaben von Hrn. v. Ch. u. Hrn. Selys, die Innenecke des männlichen Flügels winkelig ist, keinesweges aber ebenso abgerundet, wie die weibliche. Der Winkel ist nur stumpfer als bei Chlorosoma oder Cordulia, und daher undeutlicher, aber an seinem Vorhandensein und an dem bemerkbaren Geschlechtsunterschiede kann Niemand zweifeln. Auch die Warzen am ersten Hinterleibsringe der Männchen sehe ich deutlich, wenn sie gleich ebenfalls kleiner sind, als bei Chlorosoma. Indem nun Epitheca und Chlorosoma, oder Libella und Cordulia, in diesen drei wichtigen Punkten (hintere facettirte Nebenaugen, geschlechtsdifferente Flügel und geschlechtlich verschiedene Hinterleibsbasis) mit einander übereinstimmen, hielt ich es für passend, sie in eine Gattung zu bringen, um so mehr, als ich exotische Zwischenglieder vor mir hatte und noch habe, die den habituellen Unterschied beider Gruppen durch sanfte Uebergänge vermitteln und dabei den Gattungshauptcharakter, die hinteren facettirten Nebenaugen, noch viel deutlicher, als die Europäer, besitzen. Aehnlich ging ich bei der Trennung der Aeschnoiden in 2 Genera, Aeschna und Diastatomma, zu Werke. Jene Gattung enthält Cyrtosoma Charp. (Anax Selys), Aeschna aut. und Thecaptora Charp. (Cordulegaster Selys); zu Diastatomma

Charp. besteht. Wenn also Hr. *v. Siebold* in Germars Archiv (II. S. 425) erklärt, dafs er sich vergeblich bemüht habe, mit dieser meiner Gattung vertraut zu werden, so ist dies eben kein rühmliches Zugeständnifs eines Beobachters, dessen anatomische Arbeiten so viel Feinheit des Blicks in Anspruch nehmen. Man sieht, wie selbst ein entschiedenes Talent für gewisse Untersuchungen noch nicht zur Aburtheilung über aufserhalb dieses Kreises liegende Beobachtungen berechtigt. —

*) Diese mit Hrn. v. Ch. neuerer Schreibart Sympycna nicht übereinstimmende Orthographie ist dadurch entstanden, dafs in dem mir vom Verf. mitgetheilten MSS. der Abschreiber den von mir nachgeschriebenen Fehler begangen hatte, was freilich weder ich, noch Hr. Selys wissen konnte.

zog ich die gleichnamige Gruppe *v. Charpentiers*, Selys Gomphus, und eben dessen Lindenia, welche mit der Abth. A. a. meines Handb. identisch ist (S. 832), grade wie die Abth. A. b. *β.* den Gomphis entspricht. Ganz analog sind meine Sectionen von Aeschna mit den Gattungen des Hrn. de S.; denn Section A. ist Cordulegaster, Section B. a. *β. ββ.* ist Aeschna und Section B. b. ist Anax, wobei Hr. Selys wieder genau die von mir aufgestellten Charaktere für seine Gattungen annimmt. Wir weichen aber in der Reihenfolge dieser Genera ab, da Hr. Selys die Cyrtosomae oder *Anactes* neben die Agrionen stellt, und die Gomphi nebst Verwandten, meine Diastatommae, neben Cordulia und Libella, meine Epophthalmiae; ich dagegen diese Anordnung umkehre. Selys stützt sich dabei wohl auf den Mangel der Legescheide beim Weibchen und die Geschlechtsdifferenz in den Hinterflügeln, wodurch Gomphus und Cordulia allerdings verwandt sind, während Anax und Calopteryx zugleich eine Legescheide und keine Geschlechtsdifferenz an den Hinterflügeln haben; ich habe dagegen den Umstand mehr berücksichtigen zu müssen geglaubt, dafs bei Anax oder Cyrtosoma die Augen am breitesten verwachsen sind, welcher Umstand sie den *ächten Libellulen* nähert; während bei Gomphus oder Diastatomma die Augen fast ebensoweit von einander stehen, wie bei Calopteryx. Der Leser wird also auch diesmal zugeben, dafs meine Ansicht ebenso gut sich motiviren läfst, wie die des Hrn. Selys, und dafs er daher zu weit geht, wenn er behauptet (S. 195 Anm.), Gomphus und Cordulia seien sehr nahe mit einander verwandt. *) Ebenso unrecht ist der Vorwurf, meine Gattung Diastatomma sei eine blofse Vorrathskammer (une sorte de magasin, wie er sagt); sie würde es sein, wenn die darin aufgeführten Arten nicht durch die gemachten Gruppen strenge geschieden wären. Dafs Hr. de Selys diese Gruppen benennt und als besondere Gattungen ansieht, ist eine Kleinigkeit; schwieriger aber würde es ihm werden, zu zeigen, dafs diese Gruppen nicht in den von mir als Charaktere meiner Gattung Diastatomma aufgestellten Merkmalen übereinstimmen; eine Aufgabe, die er sich weder gemacht, noch sie gelöst hat, obgleich er so spricht, als ob es ein Leichtes wäre. Dieselbe Differenz wiederholt sich dann bei Agrion, indefs da auch hier die Gattungen, welche er annimmt, bei mir als streng geschiedene, oft nach denselben Merkmalen bestimmte Gruppen vorkommen, so würde die obige Rüge nicht mehr sagen an dieser Stelle, als dort. Ueberhaupt scheint man neuerdings allzuleicht zu vergessen, dafs nur die Art eine wirklich existirende Realität ist, alle höheren Abtheilungen aber blofse Begriffe sind, die auf der Ansicht des Betrachtenden mit beruhen; daher es denn immer einen Streitpunkt abgeben wird, ob manche von ihnen, oder welche für Gattungen gehalten werden müssen. Es ist eigentlich gleichgültig, wie weit man den Umfang und Namen einer Gattung ausdehnt, wenn man nur wirklich in der Natur vorhandene konstante Unterschiede als Gattungscharaktere annimmt; und da ich in meinem *Handbuch der Entomologie* keine erschöpfende Monographie der Familien beabsichtigte, sondern blofs das bis dahin Bekannte übersichtlich darstellen und soweit es mir durch eigne Untersuchungen möglich war, kritisch beleuchten wollte; so müfste es mir darauf ankommen, möglichst gleichmäfsige gröfsere Gattungen aufzustellen, ihnen, als Gruppen, die ich nicht weiter benannte, die noch innerhalb solcher Gattungen bemerkbaren Unterschiede unterordnend. Jederman aber wird zugeben, dafs diese Gruppen aufgestellt zu haben, die Hauptsache sei; ihnen besondere Namen beizulegen und dadurch sie zu Gattungen zu erheben aber Nebensache, die sich freilich in den Augen gar vieler Entomologen leider zur Hauptsache gestaltet. —

Die Arten, welche Hr. de Selys in jeder Gattung aufführt, können nicht weiter berücksichtigt werden, auch stimmen beide Autoren in der Annahme der allermeisten mit einander überein, unterscheiden sich aber häufig in deren Benennung, da Hr. de Selys die von *Van der Linden* in seiner Monographie gegebenen Namen den gleichzeitigen des Hrn. v. Ch. vorzieht, weil die meisten, namentlich fast alle *Aeschniden-* und *Agrionen*-Arten, schon früher von v. d. Lind. im 4. Bd. der opusculi scientifici (Bologn. 1820.) beschrieben worden waren, diese Schrift aber Hrn. v. Ch., wie vielleicht allen Entomologen Deutschlands noch jetzt, unzugänglich blieb. — Die nähere Berücksichtigung dieser Arten übergehend, bemerke ich blofs, dafs bei Hrn. de Selys 10 Arten vorkommen, die bei Hrn. v. Ch. fehlen; letzterer dagegen 12 beschreibt, die Hr. de Selys nicht gekannt hat. Es wäre also die Gesammtzahl aller bekannten europäischen Libellulinen, mit Einschlufs der anhangsweise von Hrn. v. Ch. erwähnten, auf 73 Arten festzustellen. —

Zuletzt gedenke ich noch des oben schon erwähnten Anhanges des Hrn. de Selys, worin er die Flügel aller Libellulinen genauer als in der Einleitung schildert, besonders um mich gegen einige Vorwürfe zu ver-

*) An derselben Stelle behauptet auch Hr. Selys, kein Agrion habe quadratische Flügelzellen, wie ich angebe; wenn er dabei an genau mathematische Verhältnisse denkt, so hat er Recht, dafs ich aber dergleichen hier nicht im Sinne habe und bei organischen Formen überhaupt nicht im Sinne haben kann, beweist schon der von mir gebrauchte Gegensatz, so wie der Zusatz plerisque; versteht sich übrigens auch bei einiger Kenntnifs der organischen Umrisse von selbst.

theidigen, die Hr. d. Selys mir macht. Indem er die Anzahl der Zellen hinter dem Dreieck der Vorderflügel bei Libellula, nach welcher ich die Arten dieser Gattung gruppire, beschreibt, bemerkt er, dafs er deren Bildung zwar bei den Individuen einer Art sehr beständig finde, nicht aber bei allen Arten einer Sektion übereinstimmend. Diese Bemerkung ist vollkommen richtig, allein eine Einwendung gegen meinen Eintheilungsgrund, die sich ebensogut gegen alle erheben läfst, indem ein und derselbe Körpertheil wohl nie bei verschiedenen Arten auf ganz gleicher Entwickelungsstufe gefunden wird, sondern die Formen einander näher oder ferner treten, je nachdem die Arten mehr oder minder mit einander verwandt sind. Dies gilt nun auch von den Zellenreihen hinter dem Dreieck der Vorderflügel bei Libellula, und ist daher ein sehr gutes Moment zur Gruppirung der Arten. Leider ist in den sonst so genauen Figuren des Hrn. v. Ch. grade dieses Verhältnifs nicht ganz richtig dargestellt, namentlich bei den kleineren Arten; welcher Mangel indefs vielleicht mehr auf einer Licenz des Kupferstechers beruhen mag, als auf einem Fehler in der Zeichnung. — Einen zweiten Vorwurf richtet Hr. de Selys gegen die Anwendbarkeit des Zelleninhaltes im Flügeldreieck selbst, und meint, meine Gruppirung der Arten von Cordulia oder Epophthalmia B. werde dadurch umgestofsen, dafs C. flavomaculata eine Querader besitze, die der verwandten C. Cartisii fehle. Wenn er indefs genau zugesehen hätte, so würde er gefunden haben, dafs ich auch in dieser Gattung nach den Zellenreihen hinter dem Dreieck, und nicht nach dem Zelleninhalte des Dreiecks gruppire, mithin seinen Vorwurf nicht verdiene. Endlich benutzt er die Flügelbildung der *Agrionen*, um darauf mehrere neue Gattungen zu gründen, ohne im Geringsten anzudeuten, dafs fast alle schon eben darnach als Sektionen in meinen Gattungen Agrion und Calopteryx aufgestellt worden sind. Er hat also auch diesmal wieder *meine Magazine* geplündert, und die darin bemerkten Kammern je nach ihrem verschiedenen Inhalte mit besonderen Namen bezeichnet. Er beschränkt z. B. die Gatt. Calopteryx auf meine Sektion II. (S. 827) und nennt die Sektion I. A. Libellago, die Sektion I. B. aber Euphaea. Seine Gattung Lestes ist die Sektion *ββ*. (S. 824) meiner Gattung Agrion, die Macrosomae bilden bei mir die Sektion A. (S. 818), und die Sympecmae die Sektion *α*. (S. 823); für meine übrigen Abtheilungen bleibt dann der Collectivname Agrion.

Ziehen wir aus dieser kurzen Vergleichung das Resultat, so ergiebt sich, dafs die Arbeit des Hrn. Ch. nicht blofs die ausführlichere und durch die Anwesenheit guter Abbildungen aller Arten die bei weitem werthvollere ist, sondern auch in Hinsicht der beschriebenen Species die reichere. Sie steht ferner der Mon. des Hrn. Selys durch einige Schlufsbemerkungen über die fossilen Libellulinen, welche auf Taf. 48. erläutert sind, voran und empfiehlt sich noch mehr durch Zurückweisung aller subjektiven Betrachtungen, welche, wie wir gesehen haben, bei Hrn. Selys eine so wichtige Rolle spielen, als die vollendetere und einen höheren wissenschaftlichen Werth mit Recht behauptende; während freilich ihr hoher Preis (14 Thaler) sie weniger geeignet macht, in den Privatbesitz der Entomologen überzugehen, als die Monographie des Hrn. Selys, da letztere nur $1\frac{3}{4}$ Thaler kostet, und gleichfalls sehr ansprechend ausgestattet ist. Die ihr beigegebenen Abbildungen der Hinterleibsspitzen vieler Arten sind übrigens meistens genaue Kopien der Zeichnungen, welche Hr. v. Charpentier früher in seinen hor. entom. gegeben hatte, nur die hier fehlenden hat Hr. Selys nach der Natur darstellen lassen. Wenn also diese minder umfassende Arbeit leichter in die Hände aller Interessenten gelangen dürfte, als jene ausführlichere; so ist es um so mehr zu wünschen, dafs alle Bibliotheken und wissenschaftlichen Anstalten der letzteren ihre Aufmerksamkeit schenken, und durch den Ankauf die Opfer des Verfassers einigermafsen entschädigen werden, welche derselbe durch den Privatverlag dieses grofsartigen Unternehmens der Wissenschaft gebracht hat. —

Schliefslich gedenke ich noch, als werthvoller Ergänzung zu beiden Arbeiten, einer mir eben zugekommenen Inauguraldissertation von H. A. Hagen: Synonymia Libellularum Europaearum. Regiom. 1840. 8. mit welcher gleichsam die letzte Hand an diese so vielfach besprochene Familie gelegt sein dürfte, und durch die grade das ergänzt wird, was beide Monographen unterliefsen, nehmlich die Reduktion der mannigfachen schon vorhandenen Beschreibungen auf ihre wirklichen Einheiten. Der Verfasser hat diese Aufgabe mit grofsem Fleifs gelöst und wie es scheint eine nicht geringe Zeit auf ein so steriles Studium verwendet. Er befolgt übrigens das System von de Selys, weil es das natürlichste sei; eine Ansicht, die ich durch meine obigen Bemerkungen wenigstens fraglich gemacht zu haben glaube. Von Einzelnheiten erwähne ich blofs, dafs der Verfasser irrt, wenn er behauptet, ich verbände Lib. braminea Fabr. mit Lib. pedemontana aut. (p. 29), während ich erstere blofs zu derselben Gruppe mit letzterer gezogen wissen will; dafs Agr. aurantiacum Sel. mit Agr. pamilio Charp. einerlei ist, und dafs noch eine neue Art: Agr. pulchrum beschrieben wird, wodurch sich die Gesammtzehl aller Europäer dieser Familie auf 74 steigert. Der Verfasser nennt zwar 78, doch sind aufser jener doppelt aufgeführten noch mehrere fraglichen Agrionen genannt, die einstweilen nicht als ächte Arten gelten können. Auch in der Orthographie schliefst sich Hr. *Hagen* ganz an Hrn. de Selys und *Leach*, schreibt also mit letzterem Callepteryx statt Calopteryx.

Burmeister.

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XIX.

Ueber Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. Von L. Feuerbach. Mannheim, 1839. *XVI.* u. 86 *S.* 8.

Der Hr. Verf., der schon in seinen letzten Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie über Leibnitz und Bayle, häufig Gelegenheit nahm, das Verhältniſs von Philosophie und Theologie zu besprechen, hat in dem vorliegenden Schriftchen sein Votum über jenen Streit zwischen Philosophie und Theologie, der 1838 in Halle ausbrach, abgegeben. Hr. Feuerbach konnte mit seinen Gegnern, den Theologen, rücksichtsloser als ein Andrer verfahren, er muſste das Veto der Theologen, wodurch diese das selbständige, freie Fortschreiten der Philosophie hemmen wollten, um so befremdender finden, als er jedes Band zwischen Philosophie und Religion, sei es auch nur das natürliche Band, durch welches das Kind mit der Mutter zusammenhängt, zerrissen hatte. Wissenschaft und Kunst sind ja durchaus selbständige Sphären und von einer Einheit derselben mit der Religion kann nur in *der* entfernten und allgemeinen Rücksicht die Rede sein, daſs nur „*der* Dichter ein religiöser Dichter ist, der in der Poesie, und der Philosoph ein religiöser Philosoph, der in der Philosophie die Religion findet". (Leibnitz p. 198). Das Gemüth und dessen Bedürfniſs, die Phantasie und deren Willkür, überhaupt die subjektive, Alles auf sich beziehende Richtung des Geistes ist nach dem Verf. das Wesentliche der Religion; die Beziehung des Geistes auf den Gegenstand, die Substanzialität und Allgemeinheit der Vernunftthätigkeit ist das Wesen der Philosophie, — mit dem Glauben und der Religion selbst, so sehr sie wesentlich andrer Natur als die Philosophie ist, kommt diese niemals in Collision, wohl aber mit der Theologie, welche „die Vorstellungen der Religion als Wahrheiten an und für sich, als Gesetze der Intelligenz ausspricht" (p. 11). Zwischen diesen beiden Mächten bricht aber sofort unversöhnliche Fehde aus; und zwar ist in diesem Streite die Wahrheit durchaus auf der Seite der Philosophie, weil in ihr die Objekte nicht in einem subjektiven Schein, sondern in ihrer ursprünglichen Wesenheit gesehn werden. Wie nun die Philosophie auf der Wahrheit beruht und wie ihr nur das Wahre heilig ist, so läſst sie sich nicht durch biblische oder kirchliche Vorstellungen beschränken: auf diesem freien Charakter beruhen überhaupt alle Wissenschaften, und wenn die Theologie es wagt, der Philosophie das Maſs ihrer Entwicklung vorzuschreiben, das Certifikat der Christlichkeit ihr abzufordern: warum schreibt sie nicht auch der Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaft, Medicin vor, christlich zu sein, oder mit der Ausbeute der Bibel sich zu begnügen? (p. 16—24). Denn es ist ebenso abgeschmackt, von einer christlichen Philosophie wie von einer christlichen Naturwissenschaft zu reden; es läſst sich in keinem Punkte der neuern Philosophie das Merkmal des Christlichen dem Heidnischen gegenüber aufweisen; denn „die Philosophie hat die *allgemeinen Gesetze* zu ihrem Gegenstande: sie darf sich daher nicht in die Bestimmtheit einer Religion einschlieſsen, um nicht die Freiheit und Unbefangenheit ihres Blickes zu verlieren, während jede Religion sich allein die Wahrheit vindicirt" (p. 31). Wegen der Freiheit, welche die Wissenschaft in ihrer Sphäre hat, ist es tölpelhaft und sinnlos unter den Systemen der Philosophie z. B. das Hegelsche nach seiner Uebereinstimmung mit dem Christenthum zu fragen. Aber vielleicht dürfte diese von der Religionsphilosophie verlangt werden. Aber in der Religionsphilosophie wird *gedacht* über die Dinge, worüber die Religionslehre nicht denkt. Dem religiösen

Menschen ist das Denken eine ketzerische Thätigkeit. Daher erklären sich die wesentlichen Differenzen zwischen der Religionsphilosophie und der Religion selbst. Daher z. B. der Vorwurf, dafs die Religionsphilosophie nicht auf das Individuelle, sondern auf das Allgemeine gehe. Allerdings begründet aber ist der Vorwurf, dafs die Hegelsche Religionsphilosophie die Dogmen nicht im Sinne der Kirche nimmt, derselbe Vorwurf ward schon dem Leibnitz gemacht, und mit Recht. „Jede Vermittlung der Philosophie mit der Dogmatik ist eine concordia discors; alle religiöse Spekulation ist Lüge gegen die Vernunft und gegen den Glauben" (p. 43). So widerspricht z. B. der Sündenfall nach allen seinen Dimensionen der Vernunft. — Pöbelhaft ist es, die Wissenschaft des Unglaubens zu beschuldigen, und ein Angriff auf die Ehre der deutschen Literatur und Wissenschaft; die Poeten sind die Vorläufer der Philosophen gewesen; und wenn der Parteihafs alle vermeinte Schuld auf Hegel wälzt, so zeigt sich darin nur von Neuem die mythenbildende Thätigkeit, die Alles, sei es Liebe oder Hafs, auf Eine Person wirft; zugleich suchen die Gegner, dadurch dafs sie eine allgemeine Vernunft-Richtung auf Eine Person zurückführen, jener selbst als einer zufälligen, partikulären Sache sich zu erwehren (p. 53). Zuletzt ermahnt der Hr. Verf. die Ankläger der Philosophie, den Teufel des Unglaubens vielmehr in sich selbst zu suchen; *ihr* Glaube sei nichts als Selbsttäuschung, sei ein raffinirtes Reflexions-Produkt des Unglaubens. Schon in der Vorrede versprach der Verf., dafs er das Christenthum in seiner vollen Bestimmtheit nehmen wolle; und nun zeigt er an einigen Beispielen, wie an dem Ausspruche eines neuern Theologen, dafs die Apostel und Evangelisten freie Organe gewesen seien, an der Erklärung des Wunders durch einen beschleunigten Naturprocefs, an der Verleugung der alleinigen Hoffnung des ewigen Lebens durch das Heimischwerden im irdischen Leben, wie die neuern Theologen ihren Glauben stets durch ihren Unglauben widerlegen, und daher nur in trauriger Selbsttäuschung befangen, die Denker anklagen, welche offen den Widerspruch zwischen Glauben und Philosophie bekennend, sich dieser allein zuwenden.

Das ist der Inhalt und Gang des vorliegenden Schriftchens. Wir könnten dem Hrn. Verf. für die erstrittne Unabhängigkeit der Philosophie dankbar sein, wenn sie nicht mit zu vielen und grofsen Opfern verbunden wäre. Die Theologen selbst würden in der gegenwärtigen Stimmung freiwillig und ohne Kampf der Philosophie zugestehn, sich in ihre Sphäre abzuschliefsen, und alle ihre Streitkräfte, Hilfstruppen so wie feindliche Schaaren, aus dem theologischen Gebiete hinwegzuziehn; sowohl diejenigen Theologen, die auf das Künstlichste dem Standpunkt des alten Offenbarungsglaubens sich anzunähern suchen, könnten nur einen Gewinn darin sehn, wenn das unverträgliche Element der menschlichen Vernunft ausscheiden, und sich der Beschäftigung mit allem Menschlichen, Niedern, nur nicht dem Göttlichen zuwenden, und seinen heidnischen Ursprung bekennen wollte; als auch jene Theologen, welche auf einem der Philosophie entlegnen, der Religion eigenthümlichen Gebiete des Gefühls ihre Anschauungen construiren, würden geneigt sein, das längst gehoffte Geständnifs der Philosophie anzunehmen. Hat der Hr. Verf. doch selbst mit klaren Worten gesagt, dafs das Wesen der Religion das Gemüth sei — dafs die Religion wegen ihres Abhängigkeitsverhältnisses, wegen ihrer subjektiven Richtung u. s. f. der niedre Standpunkt sei, diese Behauptung kümmert die Theologen wenig, denn sie finden in dieser Beschaffenheit des religiösen Gefühls gerade den Vorzug und das Heil desselben. Wenn Feuerbach, um einer trüben Mischung von Philosophie und Theologie vorzubeugen, die freie Stellung der Philosophie fordert, so forderte dasselbe Spinoza in seinem tractatus theologico-politicus, um das freie Streben des philosophischen Geistes dem Joche einer übermüthigen Theologie zu entziehn, wenn er sagte: zwischen dem Glauben oder der Theologie und der Philosophie sei gar kein Verhältnifs, gar keine Verwandtschaft, was Niemand leugnen könne, der das Ziel und den letzten Grund dieser Wissenschaften kenne, welche wie Himmel und Erde unterschieden seien. Denn das Ziel der Philosophie sei die Wahrheit: das Ziel des Glaubens nichts als Gehorsam, Frömmigkeit (tract. c. 14). Fast wörtlich findet man dieselbe Behauptung an zahlreichen Stellen bei Feuerbach. Aber wenn in thesi wohl einmal diese abstrakte Trennung ausgesprochen werden kann, auszuführen ist sie niemals. Auch Spinoza hat sie nicht ausgeführt, denn er hat nicht allein alle theoretischen Vorstellungen der Religion, Offenbarung, Wunder, Menschwerdung u. s. f. durch seine Kritik aufgelöst,

sondern er hat auch von den praktischen Vorschriften der Religion, wie: liebe Gott und deinen Nächsten gezeigt, dafs sie in der Religion mit vielen falschen Elementen versetzt seien, und dafs sie einfacher und reiner aus der philosophischen Auffassung Gottes flössen. Der Gedanke Spinoza's ist auch in der darauf folgenden Entwicklung der Theologie und Philosophie vergessen worden; Leibnitz ging darauf aus, jeden Widerstreit von Offenbarung und Vernunft aufzulösen, den Inhalt der Offenbarung zu vertheidigen, wenn gleich es nicht einen apriorischen Vernunft-Beweis für denselben gebe; bei den Anhängern der Wolfischen Popular-Philosophie halfen sich die geoffenbarte und die natürliche Wahrheit gegenseitig aus und gingen friedlich Hand in Hand; der Supranaturalismus liefs zwar die Vernunft im Schatten der Offenbarung weilen, aber nur nachdem die Vernunft, ihre Schranken sich gestehend, mit freier Entscheidung sich der Offenbarung gefangen gegeben hat, und der Rationalismus vor, mit und nach Kant liefs zwar den Inhalt der natürlichen Religion mit dem der geoffenbarten zusammenfallen, erkannte aber doch der letzteren den Vorzug zu, früher und leichter dem Menschengeschlecht die Wahrheiten zugeführt zu haben, auf welche es durch Anwendung der eignen Kräfte nur allmählich gekommen wäre. Die neuere Philosophie von Kant bis Hegel fand in der Religion die Wahrheiten, welche die Philosophie als reine, hüllenlose und allgemeine Gedanken aussprach, in der Form der Vorstellung schon enthalten. Namentlich fand Hegel bei gemeinsamen Inhalte nur die Verschiedenheit der Form zwischen Religion und Philosophie; hiermit sollte ebensosehr die Religion als ein eigenthümliches Gebiet anerkannt, als der Philosophie die oberste Entscheidung über die wahren Bestandtheile der Religion eingeräumt werden, weil nur der reine Gedanke das dem unendlichen Inhalte durchaus angemefsne Gefäfs ist. So sehr nun seit Leibnitz bis auf die heutige Zeit mit den Fortschritten der Wissenschaft auch das tiefere Verständnifs des gegenseitigen Verhältnisses von Religion und Philosophie fortschritt, so blieb das Verhältnifs doch immer ein positives, in welches die negativen, kritischen Vermittlungen aufgehoben wurden; dies positive Verhältnifs ist nun in der neuern Zeit von drei unter sich durchaus verschiednen Seiten angegriffen werden. Zunächst von Schleiermacher, aber doch nicht so, dafs er einen feindlichen Gegensatz zwischen Religion und Philosophie gestellt hätte; aber hat denn Schleiermacher die Trennung durchführen können? Zunächst hat er ja das Wesen der Religion selbst auf philosophischem Wege gefunden. Man lese seine Dialektik. Da zeigt er auf, dafs das Höchste nicht im Gedanken zu vollziehen sei; denn dann mufste es entweder unter die Form des Begriffs oder des Urtheils fallen; das Gebiet des Begriffes schwebt in einem relativen Gegensatz des höhern und niedern, allgemeineren und besonderen: daher die Idee der absoluten Einheit des Seins, in welcher der Gegensatz von Gedanke und Gegenstand aufgehoben ist, kein Begriff mehr ist. Das Urtheil ist nur möglich, sofern von dem Subjekt etwas prädicirt werden kann, also vor dem Urtheil vom Subjekte ausgeschlossen war. Durch das absolute, Alles in sich enthaltende Subjekt wird also auch das Urtheil begrenzt; das Setzen einer absoluten Einheit des Seins ist daher kein Denken, aber wohl die transscendentale Wurzel alles Denkens. Sodann zeigt Schleiermacher auf, dafs auch in der *That* so wenig wie im Gedanken die Idee der höchsten Einheit zu vollziehn sei. In der That vollzogen wäre sie ein einzelnes, sie soll aber der letzte Grund von allem sein. Wohl aber bedürfen wir so wohl für unsre Gewifsheit im Wollen, als für die im Wissen eines transcendentalen Grundes. Diesen haben wir nur in der relativen Identität des Denkens und Wollens, nämlich im *Gefühl*. „Im Gefühl ist die im Denken und Wollen blofs vorausgesetzte absolute Einheit des idealen und realen wirklich vollzogen, da ist sie unmittelbares Bewufstsein, ursprünglich, während der Gedanke desselben, sofern wir ihn haben, nur vermittelt ist durch das Gefühl, und Abbildung desselben". (Dialektik p. 152). Das Gefühl begleitet jeden Moment, sei er vorherrschend denkend oder wollend. Dasjenige aber, wodurch das Gefühl bestimmt wird, kann nicht selbst etwas im Gegensatze Begriffnes sein. Dieser transcendente Inhalt und Bestimmungsgrund des Selbstbewufstseins ist die religiöse Seite desselben, oder das religiöse Gefühl; und sofern wir in diesem religiösen Gefühl das Sein der Dinge, welches in den Gegensatz der Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit verflochten ist, mit uns identificiren, und wie uns selbst durch das Höchste bedingt setzen, ist es allgemeines Abhängigkeitsgefühl. Den Unterschied von Philosophie und Re-

ligion bestimmt Schleiermacher bei dieser Gelegenheit so, dafs das philosophische Bestreben das Bewufstsein Gottes in seiner Reinheit für sich haben will, oder desselben wenigstens als einer nothwendigen Voraussetzung gewifs zu werden sucht, die Religion dasselbe aber nur an einem andern, an einem Bewufstsein des Menschen von sich selbst, von bestimmten menschlichen Verhältnissen u. s. w. hat; und in der Religion ist das Bewufstsein Gottes um so lebendiger, je lebendiger ein anderes dabei ist (p. 153). Aehnlich also wie Feuerbach, blofs dafs dieser den Unterschied zum Gegensatz forttreibt. Hat sich somit Schleiermacher das religiöse Abhängigkeitsgefühl sehr wohl auf philosophischem Wege vermittelt, so wie wenigstens die Voraussetzung des transscendentalen Grundes ein Ergebnifs der Philosophie ist: so ist nun auch gar Vieles in seiner Glaubenslehre schon vorher auf philosophischem Wege leichter gefunden worden, was er in verwickelter Untersuchung als ein Ergebnifs der Reflexion auf das Gefühl hinstellte: so dafs gar häufig die Glaubenssätze der Religion vielmehr ein Abbild der philosophischen Sätze in der Dialektik sind, als umgekehrt. In der Bestimmung des göttlichen Wesens und seines Verhältnisses zur Welt, wo die Parallelen mit dem ersten, dem materialen oder transscendentalen Theile der Dialektik vorliegen, ist diefs unleugbar; nicht minder ist Schleiermachers Auffassung des Verhältnisses von Gnade und Freiheit durchaus philosophischen Ursprungs; es liegt der Begriff der absoluten Ursächlichkeit zu Grunde, das einfache religiöse Gefühl wird und kann nimmer das einzelne Ich so rücksichtslos an das Unendliche darangeben, wie es hier die philosophische Abstraktion gethan hat. Und dafs die Schleiermachersche Glaubenslehre keinesweges jedes bestimmte Verhältnifs zur Wissenschaft vermieden hat, zeigt sich darin, dafs sie in ihren Sätzen, welche z. B. historische Thatsachen enthalten, durch die Gesetze der Erkenntnifs und Wissenschaft sich beschränken läfst; z. B. die übernatürliche Erzeugung Christi aufgiebt. Hier sind aber die Grenzen schwer zu ziehn. Wir können jedenfalls als Resultat aussprechen, dafs der berühmteste Versuch der neuern Zeit, Theologie und Philosophie auf verschiedne Seiten zu verweisen, zum Theil, d. h. in diesem Falle ganz mifslungen ist.

Ein zweiter Versuch ging von derjenigen Richtung der Theologie aus, welche die ganze Entwicklung derselben seit der orthodoxen Dogmatik des Protestantismus verneinend, zur Consequenz der kirchlichen Rechtgläubigkeit zurückgehn wollte. Für diese war die göttliche Offenbarung, durch Wunder und Weissagungen beglaubigt, vollständig und dem Zweifel entnommen, in die heilige Schrift gefafst, deren Aechtheit und wahrer Sinn durch die Stimme des heiligen Geistes sich in dem Gläubigen bekundet, da selbst die Empfänglichkeit der Gläubigen für das göttliche Wort nur durch die Zuflüsse der göttlichen Gnade gewirkt wird. Wo nun das allerleuchtende göttliche Licht im Herzen aufgeht, da verlischt das natürliche Licht der Vernunft mit seinem trüglichen kargen Scheine; wie z. B. Luther der Vernunft wohl die Anordnung menschlicher Dinge, aber in göttlichen Dingen höchstens eine negative Einsicht einräumt. Wird nun in unsrer Zeit auf wissenschaftlichem Gebiete eine solche religiöse Anschauung erneut, so unterscheidet sich solch ein künstliches Fabrikat von der kräftigen, natürlichen Gestalt des ersten Auftretens in dem wesentlichen Punkte, dafs diese zu ihrer Zeit die höchste Blüthe des Geistes war, und weil sie durch ihre Erscheinung siegte, keinen gehässigen Kampf einzugehn hatte; die künstliche aber mufs das Licht der neuen Zeit scheuen, ihr Hafs steigert sich, je mehr sie sich auf allen Seiten begrenzt und zu Zugeständnissen gedrungen sieht, durch welche sie sich und Andern ihren Untergang zu verbergen sucht, aber desto sicherer im innern Zerwürfnifs demselben entgegengeht. Von dieser Richtung kann man mit Recht sagen, dafs sie, indem sie überall den Gegensatz bekämpfen mufs, den Gegensatz an ihr selbst hat. Der Glaube Luthers war erhaben über die Vernunft und die Philosophie, denn diese war noch nicht selbständig, war noch verborgen im Glauben; aber die künstliche Orthodoxie *hafst* die Philosophie, ja was noch schlimmer für sie ist, sie spottet, nimmt den Schein der Ironie an gegen die Vernunft.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Ueber Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. Von L. Feuerbach.

(Schluſs.)

Und kann sie denn selbst die Vernunft, die Philosophie aus sich verbannen? Mit welchen andern, als der Philosophie entlehnten Waffen bekämpft sie denn den Rationalismus? Man lese nur einen Jahrgang der neu-evangelischen Kirchenzeitung aus den Jahren, wo sie besonders auf den Rationalismus ihre Angriffe richtete? Doch von dem vielen Andern nur noch Eins: ist es denn der göttliche Geist unmittelbar, in Luthers und Calvins Sinne und im Sinne der orthodoxen Dogmatik, der sie der Aechtheit einer biblischen Schrift versichert? Nein, menschliche, und wenn irren (besonsonders nach der orthodoxen Dogmatik) menschlich ist, gar häufig falsche und trügliche Gründe beweisen die Aechtheit der Schriften, und legen dieselben aus; also solche Gründe, von denen einst Calvin sagte, man solle ihnen sich nicht anvertrauen, höchstens in Augenblicken der Schwäche, wo der Glaube gewichen sei. Messen wir die Orthodoxen an dem Maſse, an dem sie gemessen sein wollen, so müssen sie nichts als schwache Augenblicke haben. Gegen diese Richtung der Theologie, welche orthodox sein *will*, ist Feuerbach's Nachweis durchaus richtig, daſs sie den Unglauben im eignen Herzen tragen; er sollte diesen Vorwurf aber nicht auf alle Bestrebungen der Theologie ausdehnen; der Vorwurf paſst keineswegs auf solche, welche das religiöse Selbstbewuſstsein mit einem der vorgerückten Bildung der Zeit angemessenen Inhalt zu erfüllen suchen, und über den Unterschied ihrer Anschauung von der der einstigen Rechtgläubigkeit sehr wohl in Klarem sind, wenigstens nicht darauf ausgehn, diese künstlich zu erneuen. Hr. Feuerbach sollte die Entwicklung auch in der Theologie anerkennen, die Rechtgläubigkeit so wie ihr Gegensatz ist in den verschiednen Zeitaltern eine verschiedne gewesen.

Endlich haben sich gegen das positive Verhältniſs zwischen Religion und Philosophie mehrere jüngere Philosophen erklärt, unter denen als derjenige, der aus dem so entstandenen Dilemma am entschiedensten auf die Seite der Philosophie herübergetreten ist, jedenfalls Feuerbach zu nennen ist. Dieser ist theils aus persönlicher Verstimmung gegen die Theologen, theils aus Argwohn gegen trübe Mischungen der Spekulation zur kühnsten Trennung beider Seiten fortgeschritten. Er sagt, Hegel mache das Unwesentliche zum Wesentlichen und umgekehrt, wenn er als den gemeinsamen Inhalt der Religion und Philosophie das Absolute bezeichne, den Unterschied bloſs in die Form setze. Denn das Wesentliche der Religion bestehe gerade darin, das Absolute nicht an und für sich, sondern wie es im Gemüth und in der Phantasie sich wiederspiegelt, zum Inhalte zu haben. Allerdings können wir dem Hrn. Verf. so viel zugeben, daſs die Hegelsche Unterscheidung, die bloſs in die Form gesetzt wird, unpassend, oder wenigstens nur von der *Form der geistigen Thätigkeit* zu verstehen ist, für welche oder durch deren Medium das Absolute für das Selbstbewuſstsein ist, nicht von der *eignen Form* des absoluten Inhalts. Die Form ist nach Hegels eigner Logik nicht ohne den Inhalt, mit verschiedner Form daher auch ein verschiedner Inhalt gegeben, denn Inhalt und Form sind Reflexionsbestimmungen, die sich setzen und aufheben. Aber überhaupt sind für Unterschiede in der Welt des Geistes logische Kategorieen wegen ihrer abstrakteren Haltung nicht ausreichend; so wie es z. B. nur ein Rückschritt von tiefern Gegensätzen auf den abstraktesten Ausdruck des Gegensatzes ist, wenn man den Gegensatz von Gutem und Bösem auf

den logischen des Positiven und Negativen zurückführt: daraus gehn die schreiendsten Mifsverständnisse hervor; eben so falsch ist es, die Fülle der Wirklichkeit in der geschichtlichen Entwicklung des Geistes auf Kategorien, wie objektiv, subjektiv zu reduciren, wiewohl diese, als Kategorien des Begriffs, dem Geiste näher stehn: sie können nach Abschlufs des Totalverständnisses nur als abstraktes Resümée, als die einfachsten Grundlagen des Wirklichen gelten. Indefs hat Hegel durch den glücklichern Unterschied von Vorstellung und Gedanke den Mangel des ersten Ausdrucks verbessert. Der Gedanke drückt das Selbständige, das Bildlose, das Theoretische, im unbewegten Aether Verharrende aus: die Vorstellung das Abhängige, das Verhüllte, das in Beziehungen und Verwicklungen mit dem Leben Eingehende; zugleich läfst der Unterschied das beiden Seiten zu Grunde Liegende, den Procefs des göttlichen und menschlichen Selbstbewufstseins, hervorblicken; zwar sind es auch nur Namen und Begriffe, die erst erfüllt werden sollen, aber es sind gewifs die richtigsten. Wird nur Alles herausgesetzt, was in dieser Unterscheidung enthalten ist, so wird den gerechten Forderungen der Religion wie der Philosophie auf gleiche Weise genügt sein. *Vorerst* darf keine der beiden zu vergleichenden Seiten starr gefafst werden, sondern die Religion wie die Philosophie unterliegen jede ihrem eigenthümlichen Bildungsprocefs; in dessen Verlaufe sie auch auf einander einwirken und sich gegenseitig weiter führen; so ist bisweilen auf der Seite der Religion noch mehr enthalten, als die Philosophie auszudrücken vermochte, so vor kurzem noch die Vorstellung von Gott als Geist, zu einer Zeit, da der Gedanke vom Geiste in der Philosophie noch mühsam sich emporarbeitete: in diesem Falle geschieht es häufig, dafs der Denker den ihm unverständlichen Gehalt nebst der Hülle verwirft, oder dafs er den Gedanken im Kleide der Vorstellung auf das Gebiet der Philosophie verpflanzt, und da er ihn noch nicht wahrhaft begreifen kann, durch Fäden der Analogie an das System knüpft. — Beides darf der Philosophie nicht vorgeworfen, vielmehr mufs die consequentere Durchbildung von der fernern Entwicklung erwartet werden. Von Einem Menschen darf man nicht Alles verlangen. Umgekehrt hat auch die fortgeschrittne wissenschaftliche und philosophische Bildung die Vorstellungen der Religion abgeklärt, hat die der Welt entsagende Religion zu einer in der Welt heimischen umgewandelt, hat die Tugend um ihrer selbst willen liebenswerth gezeigt. Höchst wichtig also ist, dafs die Fortbildung sowohl auf Seiten der Religion als der Philosophie anerkannt werde; Feuerbach will das Christenthum in seiner specifischen Bestimmtheit nehmen (p. XIII), aber diese liegt nicht in einer bestimmten Erscheinungsform desselben (deren ja Feuerbach selbst in seiner Bearbeitung des Bayle p. 1 ff. mehrere zugiebt), sondern in der Totalität seiner Entwicklung, die noch gar nicht abgeschlossen ist, und welche schon bisjetzt genug Einwirkungen von der Philosophie erfahren hat; Feuerbach gerade begeht den Fehler, den er Andern vorwirft (p. XII), dafs er das Christenthum in seinen Anfängen als das Absolute in der Religion nimmt. *Sodann* ist durch die Unterscheidung von Vorstellung und Gedanke die Nothwendigkeit der Kritik der ersteren gegeben; die Idee kann sich nicht unmittelbar in der Vorstellung ausgedrückt erblicken; die Kritik ist ein trennendes Messer, welches Leib und Seele scheidet und den Geist der Vorstellung mit dem geistigen Leibe umhüllt, wie er der Philosophie zukommt: vor Allem ist dies nöthig in *den* Bestandtheilen der religiösen Vorstellung, welche dem objektiven Bewufstsein, gleichsam der plastischen Darstellung angehören, wie Gott, seine Eigenschaften, Verhältnifs zur Welt, das theoretische Bewufstsein über Gnade und Freiheit, über den Abschlufs der Weltentwicklung u. s. f. Diese Vorstellungen, weil sie theoretischer Natur sind, haben sich schon mit Elementen einer frühern Philosophie durchzogen. So ist die Vorstellung von der Gnade bei Augustin, Calvin u. A. eine Zusammensetzung wahrer religiöser Stimmungen und der philosophischen Kategorie der absoluten Causalität, welche dem absoluten Verhältnifs gar nicht entspricht: daher findet sich die fortgeschrittne religiöse Anschauung selbst nicht mehr in die Auffassung jener Theologen, wohl aber stimmt sie vollkommen zur heutigen philosophischen Ansicht, welche das tiefste Verhältnifs geistigen Lebens auch in den tiefsten Gedanken nachgebildet hat. Nach diesem und andern Beispielen, die schon vorliegen, ist der wahre Gehalt der religiösen Anschauung von der philosophischen Abstraktion, mit der sie sich vermischt hat, zu scheiden, und in Verbindung mit einer entsprechenderen Philosophie zu setzen. Denn der

Grundlage philosophischer Gedanken kann die Religion nicht entbehren, sie vollzieht oft unmittelbar und unbewufst die Vereinigung, welche durch die Philosophie aufgezeigt wird. Die Kritik von Seiten der Philosophie ist die eigne Kritik der Religion in ihrem Bildungsprocefs. Aus der Phantasie oder einer einseitigen Richtung des Gemüths entsprungene Elemente stöfst sie selbst in dem Verlauf ihrer Entwicklung aus, und wird von der Unhaltbarkeit solcher Bestandtheile dann auch durch die Kritik von Seiten der Philosophie gewifs gemacht. Wir haben die vollkommene Gewifsheit, dafs in dieser Verknüpfung der beiderseitigen Interessen, in diesem vereinten Weiterschreiten, Philosophie und Religion, jede in ihrem Kreise, nur die verschiedenen Sprachen desselben Geistes sein werden. Und waren die schönen Friedenstage nur ein Traum des vorigen Jahrzehendes, so war es ein ahnungsvoller Traum, einer edleren Verwirklichung nicht unwerth. Die Jahrbücher der Geschichte sind noch nicht geschlossen; und Feinde, die sich versöhnen, müssen ihre Selbstsucht abthun. *Endlich* bewahrt die Unterscheidung von Gedanke und Vorstellung auch jeder der beiden Sphären ihre Selbstständigkeit und den eigenthümlichen Wirkungskreis. Erhebt sich die Philosophie in den Himmel der Idee und breitet vor ihrer Anschauung den weiten Plan der Natur, der geistigen Fülle des Einzelnen und der Gesammtentwicklung aus, um stets zu sich zurückzukehren, d. h. zu dem Wissen der weltbewegenden Mächte, läfst sie ohne Einmischung des subjectiven Gefühls die Strömungen des Gesammtlebens an sich vorüberziehn, um sie in die höchste geistige Einheit zu sammeln, ist sie unendlich befriedigt in der objektiven *Wahrheit*, geht sie ganz auf im Leben und Denken der Gattung, der Gesammtheit: so concentrirt sich die Religion auf den Einzelnen, auf sein *Verhältnifs* zum Andern, zur Gesammtheit; das Bedürfnifs, die Abhängigkeit des Selbstbewufstseins, die Versöhnung und Befriedigung desselben ist ihr Inhalt und ihre Formbewegung; die Welt, die Menschheit, die Geschichte steht ihr nicht in unabsehbarer Ausbreitung vor Augen, sondern nur in einfachen, zusammenfassenden Dimensionen, stets auf das einzelne Selbstbewufstsein bezogen, in dessen Gefühl untergetaucht, wird von ihm und mit ihm dem alliebenden Gott, von dem doch Alles ausgegangen, als Opfer dargebracht; nicht Wahrheit im objectiven Sinne, sondern Gewifsheit der Wahrheit für den Einzelnen, d. h. des Heiles, erstrebt die Religion; nicht in die Gattung versenkt sich das religiöse Selbstbewufstsein, sondern in die Person, welche die Schwächen der Menschheit in sich aufhebt, und das wahre, gottgefällige Wesen der Menschheit in sich darstellt. Die Religion ist die ergänzende Seite für die Philosophie; die objektive Seite der Intelligenz, wie sie in der Philosophie entwickelt ist, ist in einfacher Weise die Grundlage und das zurechtweisende berichtigende Prinzip für die religiösen Vorstellungen, daher Feuerbach mit Unrecht Gemüth und Phantasie, den Sitz der endlichen Wünsche und Bedürfnisse, zum Wesen der Religion macht. Gemüth und Phantasie sind für sich reine Formbewegung; die Willkür der Phantasie kann ja nur mit einem bestimmten Objekte schalten. Strauſs in seiner Glaubenslehre (p. 19) sagt mit Recht gegen Feuerbach: „Wer kann, ohne die Einheit des menschlichen Wesens zu zerreifsen, in Abrede stellen, dafs nicht auch die Vernunft ihren Samen in diesen Boden (des Gemüths) streue, dafs mithin die aus demselben aufkeimende Religion an beiden Seiten Antheil habe?" Die Religion schliefst den innern Reichthum des Selbstbewufstseins, in dessen belebendes und zur That, zur Verwirklichung erregendes Element jeder Inhalt des Denkens und Wissens zurückgeht, auch dem Philosophen auf; wer ist so abstrakter Natur, dafs er mit der Kunst, mit der Religion nicht empfinden könnte? Wer fühlt sich in seiner Freiheit, in seiner Einheit mit der Gattung, nicht zugleich abhängig, bedürftig und vereinzelt? Wer — und sollte er auch das Böse nur als einen verschwindenden Schatten im Lichte der Weltordnung erblicken — fühlt die Schuld der eignen Sünde, den Widerstreit der sich anklagenden und entschuldigenden Empfindungen nicht? Die Tiefen des religiösen Selbstbewufstseins kann die Philosophie so wenig construiren, als sie sie antasten darf; der Philosoph hat sie aus der Religion zu ergänzen; sie gehn auch aus der Vernunft hervor, und sind deren lebendiger Procefs im einzelnen Geistesleben. Derjenige, der von der Philosophie herkommt, wird freilich diesen Procefs in einfachern, zusammenhängendern, besonnenern Zuständen durchleben, als derjenige, dem das geistige Leben nur als Religion zum Bewufstsein gekommen ist; aber das ist nur ein relativer Unterschied von rein psychologischer Natur, nicht

die Kluft zwischen „den Wissenden und dem Volke d. h. den Nichtphilosophirenden, die weil sie sich nicht aus sich selbst zu bestimmen vermögen, die Bestimmung bei einer Auctorität suchen," welche Strauſs Glaubenslehre (S. 355) als eine schwer auszufüllende befestigt hat. Dazu läſst uns auch die bisherige Erfahrung nicht ohne den Trost, daſs die nicht in den Geist aufgehenden Elemente des religiösen Selbstbewuſstseins immer mehr werden abgestreift werden. Doch über die Zukunft mögen wir nichts bestimmen; genüge uns einstweilen, die Versuche einer schroffen Trennung zwischen Philosophie und Religion abgeschnitten zu haben; in der fernern Entwicklung soll uns der Wahlspruch begleiten, den wir, wenn auch in etwas anderm Sinn, anderswo ausgesprochen finden: „Die Philosophie ist der Glaube an die Idee, die Religion ist die gewissenhafte Praxis der Idee."

A. Schmidt.

XX.

Berichte über die Berliner Kunstausstellungen in den Jahren 1838, 1839, 1840. *Von Dr. Julius Klein.*

Die Stimmung der Maler gegen die Kritik ist eine spröde und geringschätzende geworden; abgestoſsen durch mancherlei vagues, haltloses Gerede, das dem neuerwachten Kunstinteresse überall seine vorschnelle Zunge lieh, scheinen die Producirenden sich mehr auf sich zurückzuziehen, statt daſs sie auf die Forderungen der Zeit lauschten, wie sie ihnen von zeichenkundigen Männern angegeben werden, und darnach auf ihrem Gebiete den Ideen Gestalt gäben, die sich als die Versöhnung unsrer Gegenwart im Reich des Wissens offenbaren. In der Poesie sind Schiller und Göthe so groſs geworden, weil sie die weltbewegenden Gedanken in sich trugen, und durch unablässige sinnige Betrachtung, durch angestrengtes Studium die künstlerische Gestaltung derselben sich klar machten; ihr Briefwechsel ist das bewunderungswürdige Denkmal, das sie sich selbst hierüber gesetzt. Die alten Bildhauer besuchten die Philosophenschulen, Leonardo da Vinci und Raphael standen durchaus auf der Höhe ihrer Zeit; — die Maler unsrer Tage können bis jetzt weder diesen noch jenen Dichtern sich vergleichen. Uebereinstimmend hiermit sagt der Verf., seine Kritik der einzelnen Bilder einleitend: Nach unsrer Ueberzeugung liegt der Grund aller künstlerischen Fehlwerke und Miſsgeburten in dem den heutigen Künstlern anhaftenden Mangel prüfender Geistesmacht. Das Dichterische ist ein Unbewuſstes, ein unfreiwilliger Anhauch, damit allein kommt kein Werk zu Stande; die innere Ausgliederung des Stoffes, die tieferwägsame Sichtung, was abzuweisen, was festzuhalten sei, die energische Denkkraft, das zarte flüssige Element der Phantasie mit ponderirender Formwahl in einem nothwendigen Körper zu fixiren, das ist die schöpferische Gewalt, die groſse Meisterwerke ans Licht stellt, und deren Geringhaltigkeit die marklose Schwäche der meisten deutschen Kunstleistungen verschuldet. Der Künstler hat keinen gröſsern Feind als das Vague und Unbestimmte; vom Unbewuſsten geht er aus, in's Unbewuſste versenkt sich die vollendete Schöpfung, so weit bleibt er Seher, verhüllter Epopt einer willenlos unmittelbaren Opferstellung; in der Mitte aber dieser beiden Puncte muſs Licht sein, volle Klarheit, freibewuſste Herrscherkraft, und eine alles Trübe und Mystische abstreifende Geistesfreiheit. Der Hufmagnet des Pegasus muſs an der prüfenden Gedankenschwere seine Kraft armiren; — — jener lybische Quell, der die eingetauchte Fackel entzündet, ist selber lichtlos und kalt; so erfährt sich das schaffende Vermögen erst an der Leuchte der Kritik als erkennungsvolle Gluth.

In der Kritik selber hat nun der Verf. nicht nur seinen tiefen Kunstsinn bewährt, sondern auch ein seltnes reproductives Talent der Schilderung entwickelt, welche die Bilder mit dem eigenthümlichen Glanz und Duft uns durch Worte wahrhaft veranschaulicht. Selten hatte Julius Klein die Gelegenheit, wirklich Meisterwerke in anerkennender Verehrung auf diese Weise auszulegen, und selbst dem, der sie nicht gesehen, einen der Beschauung analogen Genuſs zu bereiten; Landschaften vornehmlich, wie die von *Blechen*, oder historische Genrebilder, wie von *Paul de la Roche*, oder *Klöber's Jubal* sind es, die er uns auf diese Weise vorführt; viel öfter hat er limitirend zu reden oder gegen Verwerfliches zu eifern. In dem leichten Humor oder der bittern Ironie, womit das Letztre geschieht, kommt er dem Gebot des Augenblickes nach, der eine rasche Geistreichheit begehrt: aber er selbst kann hier gewiſs noch eine weitere Stufe ersteigen, wenn er von dem witzelnden Detail zu gröſserm „historischem" Styl sich erhebt, wenn er die tieferen Prinzipien der Kunst nicht selbst wieder mehr andeutend und in Bildern, sondern in jener selbstbewuſsten Klarheit ausspricht, die er von den Malern verlangt. So sinnreich oft seine Gleichnisse, so überraschend die Pointen sind, die er herausstellt, so treffend sein Witz, — für die allüberzeugende ruhige Sicherheit der Polemik wie für die taghelle Entwicklung der Theorie möcht' ich eine gröſsere Objectivität, auch des Styles, wünschen, da die rücksichtslos kecke, oft zu üppige Subjectivität des Verfs. doch nicht selten gegen gar manchen Künstler wie Leser verstöſst, und dies der Grund sein mag, daſs seine Leistungen bei aller Genialität eines sprudelsüchtigen reichen Geistes noch nicht die allgemeine Anerkennung eines ungetheilten Beifalls gefunden haben, die ihnen Jeder gern schenkt, der vom völlig Gereiften auf das noch Fermentirende schlieſst und die Einheit im Zerstreuten herauszufühlen versteht.

M. Carriere.

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XXI.

Aegyptische Alterthumskunde.

1. *I Monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione scientifico — letteraria Toscana in Egitto: distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal d. Ippolito Rosellini. P. I. Monumenti Storici. Tom. III. P. II. Pisa* 1839, 342 *pp.* 8.
2. *Tributo di riconoscenza e d'amore reso alla onorata memoria di G. F. Champollion il Minore da Ipp. Rosellini. Pisa* 1832, 29 *pp.* 4.
3. *a) Lettre à M. le Prof. H. Rosellini etc. sur l'alphabet hiéroglyphique, par Rich. Lepsius. Avec deux pl. Rome* 1837, 89 *pp.* 8.

   b) Sur l'ordre des colonnes — piliers en Égypte et ses rapports avec le second ordre Égyptien et la colonne grecque, par Rich. Lepsius. Avec deux pl. Rome 1838, 38 *pp.* 8. *(Besonderer Abdruck aus den Annali dell' istituto etc. Vol. IX.)*

   c) Notice sur les bas-reliefs Égyptiens et Persans de Beyrout en Syrie, par etc. Rich. Lepsius. (Rome 1838, 8.*) Avec une planche. (Besonderer Abdruck aus den Annali etc., vol. X., p.* 12—19.)
4. *Wanderungen durch das Nilthal von G. Parthey. Berlin, Nicolai,* 1840. 594 *SS.* 12. *Auch unter dem Titel: Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Zw. Theil. Das Nilthal. Mit einem Anhang von* 10 *Steindruchtaf. in Fol. etc.*
5. *Archäologische Abhandlungen von G. Seyffarth. No. IX. Leipzig* 1840, 38 *SS.* 8.

Die zweite Abtheilung vom dritten Bande der Monumenti storici dell' Egitto e della Nubia führt die historischen Denkmäler des Nilthales von Rhamses II., dem Sohne des Königs Menephtha I., fort bis auf Uerri oder Rhamerre, umfafst also die Schöpfungen der achtzehnten thebanischen Dynastie und zugleich am Schlufs in einem zweiten Abschnitte eine ausführliche Untersuchung über den König Siphtha und seine Gemahlin Taosra, deren Stellung in der Reihe der zu jener Dynastie gehörigen Pharaonen einigermaafsen problematisch ist. Das späte Erscheinen des vorliegenden Bandes, (des siebenten, welcher nunmehr von dem gesammten Werke der Oeffentlichkeit übergeben worden ist) und der dazu gehörigen 37. Dispensa der Tavole wurde durch eine langwierige Krankheit des unermüdlich thätigen Verfs. veranlafst, und es bleiben nun jetzt noch drei Dispense der Tavole und drei Bände des Textes übrig, namentlich Monumenti storici, Tomo II., Parte III., und Monumenti religiosi Tom. I. II. Wir heben einige der wichtigsten Thatsachen hervor, welche dieser Band dem ägyptologischen Publikum vorführt, indem wir bedauern, dafs derselbe noch immer nicht den längst erwarteten und ersehnten sprachlichen und exegetischen Commentar zu der Inschrift von Rosette enthalten konnte.

Als Denkmäler aus der Zeit Rhamses II. mit welchem die XVIII. Dynastie beginnt, werden zuvörderst der Höhlentempel von Beit-walli in Nubien, dessen Sculpturen eine Reihe historisch-symbolischer Darstellungen gewähren, welche sich auf die Siege des Königs in Asien und Afrika beziehen, und die Denkmäler zu Silsilis und Luxor, welche derselben Regierungsepoche angehören, aufgeführt. Auch geschieht seiner auf mehreren Denkmälern zu Karnak, Gurnah und in

schichte zugeschrieben werden. Die späterhin hinzugefügte Statue in dem Saale des Grottentempels von Ibsambul aus dem XXV. Jahre seiner Regierung liefert einen Beleg für den glücklichen und gesegneten Zustand, dessen sich Aegypten in dem langen Frieden erfreute, welcher die Frucht der vorangegangenen Siege war. Der Gott Sokkaris verspricht Rhamses' III. die Beständigkeit der Unterwerfung jener fremden Länder und Völker; den allgemeinen Frieden, der durch die Liebe jener Besiegten zu den Pharaonen bestehen würde; wodurch im Besonderen auf die mit den Scheta und deren Verbündeten getroffenen Uebereinkünfte und Bündnisse angespielt wird. Der König vergröfserte und verschönerte zum Zeichen seines Dankes gegen die Götter, die ihm mit so kräftigem Schutze beistanden, die Tempel derselben, gründete neue in allen Gegenden Aegyptens, wozu er die erbeuteten Schätze verwendete und sich der Handarbeit der Kriegsgefangenen bediente".

„Ueber diese Dinge und Ereignisse belehren uns die gleichzeitigen Denkmäler, welche aus der Regierungsepoche Rhamses III. noch vorhanden sind, und deren Ergebnifs mit den historischen Berichten übereinstimmt. Von seinen übrigen Thaten, von denen in diesen letzteren die Rede, ist keine deutliche bestimmte Nachweisung auf den Denkmälern selbst uns überkommen. Deshalb will ich aber doch weder behaupten, dafs sie geradehin erlogen sind, noch dafs man sie als aufser allen Zweifel gesetzt annehmen dürfe. Einerseits sind nicht sämmtliche Denkmäler jener Zeit auf uns gekommen, jedenfalls ist eine grofse Anzahl derselben untergegangen, und andererseits besteht der nur allzusehr begründete Verdacht, dafs die Geschichtsschreiber die ruhmvollen Thaten mehrerer kriegerischen Pharaonen jenem einzigen Rhamses beimafsen. So ist es z. B. ausgemacht, dafs dies in Bezug auf die Eroberungen des ersten Menephtha geschehen ist, dessen Namen sie nicht einmal aufgezeichnet haben. Dasselbe ist in der Geschichte des vierten Rhamses geschehen. Dasjenige Ereignifs im Uebrigen, welches die Hauptstelle in der Geschichte Rhamses' III. einzunehmen scheint und das viele der ersten Jahre seiner langen Regierungsdauer ausfüllte, war, den Denkmälern zufolge, der in Asien gegen die Scheta und andere mit diesen verbündete Völkerschaften geführte Krieg. Die Wichtigkeit eines solchen Ereignisses wird uns durch den Umstand nahe gerückt, dafs wir dasselbe auf den hauptsächlichsten und hervorragendsten der von ihm errichteten Bauwerke dargestellt sehen, und endlich eingezeichnet finden in die hieratischen Papyrusrollen, welche auf unsere Zeiten gekommen sind. Wenn übrigens unter jener Benennung der Scheta die Völkerschaften des nördlichen und des centralen Asiens verstanden werden können, welche, der geschriebenen Geschichte zu Folge, Rhamses-Sesostris über den Haufen geworfen und unterjocht hat, so scheint es mir jedoch noch nicht ausgemacht, wie ich schon oben bemerkt habe, dafs die erklärten Denkmäler diese Thatsache geradehin bestätigen. Wiewohl nun auch der klarste Anschein darauf hinzuweisen scheint, dafs die Scheta als ein westasiatisches Volk zu betrachten seien, so glaube ich dennoch, dafs diese wichtige Frage noch immer nicht auf eine völlig entscheidende Weise gelöst und beantwortet worden ist".

R. geht zu Menephtha II., dem dreizehnten Sohne und unmittelbaren Nachfolger des Rhamses III. (Armesses, Sohn des Miammo, dem *Pheron* des Herodot, dem Sesostris II. des Diodor) über, welcher nach der von ihm aufgestellten, jedoch von *Wilkinson*, *Bunsen* u. a., untergeordneter Kritiker nicht zu gedenken, bestrittenen Chronologie von 1499—1496 v. Chr. Aegyptenland beherrschte (M. Stor. I, p. 278). Von ihm sind keine eigentlich historischen Denkmäler, sondern nur solche auf uns gekommen, welche den religiösen Kultus betreffen, wie z. B. zu Silsilis. Sein trefflich erhaltenes Grab findet sich zu Silsilis, wo auch seines Bruders und Nachfolgers *Menephtha III.* oder Amenophis gedacht wird. Von letzterem sind noch mehrere Denkmäler zu Theben und sein Grab zu Biban-el-Moluk vorhanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Aegyptische Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

Ein zu dieser Dynastie gehöriger König *Uerri* oder *Rhamerre* (*Leemans*, Monum. Égypt. Leyd. 1839, 8. p. 102, dem wir in der im Hermapion gegebenen Darstellung beigepflichtet haben), regierte nur zu kurze Zeit, kaum zwei Jahre, als dafs er umfangsreiche Denkmäler hätte hinterlassen können, doch finden sich dergleichen zu Bibân-el-Moluk, wo auch sein Grabmal ist. Dies war ursprünglich für ein Königspaar *Siphtha* und *Tooerâ*, seine Gemahlin, bestimmt gewesen, für welche, obwohl sie der achtzehnten Dynastie angehören, kaum ein passender Platz sich auffinden läfst. Zwei Stelen von ihm sind der Façade des Pallastes von Gurnah eingefügt, auch finden sich andere Denkmäler von ihm zu Silsilis. Alle Zweifel sind gelöst, wenn man Siphtha als einen Usurpator der königlichen Gewalt, wiewohl selbst aus dem königlichen Stamme entsprossen, ansieht, welcher jedoch nach kurzer Herrschaft dem rechtmäfsigen Könige wiederum weichen mufste.

Mit ihm schliefst der vorliegende Band des Rosellinischen Werkes, der aufser der historischen Darstellung abermals überreich ist an Erledigung vieler Untersuchungen auf dem Gebiete der hieroglyphischen Philologie, von denen wir einige der bemerkenswerthesten hier noch kurz berühren wollen, bevor wir in unserem Berichte über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der ägyptischen Literatur fortfahren. Wie nun jetzt endlich die hieroglyphischen Studien so weit vorgeschritten sind, dafs die Erklärung der längsten Inschriften im strengsten systematischen Zusammenhange, allen Anforderungen, welche Grammatik und Hermeneutik an dieselben machen können, gemäfs, geliefert werden, ersieht man namentlich unter vielen anderen Stellen des vorliegenden Bandes des Rosellinischen Werks, wie auch schon aus den früheren, aus der Inschrift von 41 Kolumnen, welche von S. 137—152 übersetzt und erläutert worden ist. — Dafs die bildlichen Darstellungen von Pflanzen auf den ägyptischen Denkmälern, deren wirkliche Existenz aus ihrer constanten, häufig wiederkehrenden, höchst wahrscheinlicher Weise völlig naturgemäfsen Form man als sicher annehmen mufs, uns viele Pflanzenspecies (z. B. eine Musacee, s. *Ros.*, p. 42 not.) nachweisen, welche jetzt nicht mehr in Aegypten vorhanden sind, kann nur ein Beweis dafür sein, dafs die Flora des Innern von Afrika, welche den Bewohnern des Pharaonenreiches wohlbekannt war, für uns noch immer in tiefem Dunkel liegt. Können wir doch kaum nachweisen, zu welcher Pflanzenfamilie die einst weltberühmte Persea gehört habe, deren ägyptischer Name [illegible] war *). — Wie schon bei anderen Gelegenheiten machen wir auch hier wieder mit R. auf die Uebereinstimmung aufmerksam, welche sich zwischen den Bildern der ägyptischen Tempelsymbolik und denen der Sprache des semitischen Westasiens findet. Der König, welcher den Feindesbündel tödtet, hält in der Hand den zerbrochenen Bogen seines Gegners, als Symbol des vollendeten Unterganges, was an biblische Stellen, wie Ps. XXV, 15. XLIV, 6. LXXIV, 3. Jerem. XLIX, 35. Hos. I, 5. u. a. m. erinnert. Das Treten der Feinde mit den Füfsen, wol nur allegorisch im A. T. (Ps. CX, 1; bes. zu Ev. Matth. XXII, 44), wird bildlich dargestellt auf den Siegesdenkmalen der Pharaonen.

Gegen die neue von Lepsius **) versuchte Deutung der über der Titelkartouche sich gemeiniglich vorfindenden und aus einem Pflanzenstengel und einer

*) S. *Rosellini*, III, 1, p. 159, n. 3. p. 254 ff. besonders *Silv. de Sacy* Anm. zum *Abdallatif*, Rélat. de l'Ég. p. 47 ff. — Cordia Myxa, wie *Sprengel* wollte (*Gesch. der Arzneikunde*, 2te Ausg. I, 49), ist es gewifs nicht.

**) Annali dell' Istituto di Corrisp. Archeolog., Vol. X, p. 113 ff.

Biene bestehenden Gruppe, dafs sie nehmlich „die königliche Würde über den Norden und den Süden des Nilthals" bezeichnet habe, nicht blofs den generellen Begriff des Königthumes, hat Rosellini (p. 11, not. p. 34, not.) bemerkt, dafs die von Champollion und ihm selbst befolgte Ansicht, der zufolge nichts weiter, als der einfache Begriff der Königswürde darin zu suchen sei, unter andern auch durch solche nicht selten vorkommenden Fälle bestätigt werde, wo beide Gruppen unmittelbar neben einander stehen, also Ein Begriff oder Titel zweimal auf verschiedene Weise wiederholt worden wäre, eine in der That unglaubliche Tautologie.

Ehe Ref. von Rosellini für diesmal Abschied nimmt, glaubt er noch des würdigen Ehrengedächtnisses Erwähnung thun zu müssen, welches derselbe seinem verstorbenen Lehrer und Freunde gesetzt hat. Champollion's Bild in arabischer Tracht, wie er sie während seines Aufenthaltes in Aegypten beliebte, ziert das Titelblatt. Auch aus dieser Schrift theilen wir in einer Uebersetzung die Schlufsstelle mit, welche von Champollion's oft angefochtenem Charakter handelt, ein Zeugnifs, ehrenwerth wie irgend eines, durch die anerkannte Ehrenhaftigkeit des liebenswürdigsten Gelehrten, für welchen R. allgemein und mit Recht gilt:

„Bescheiden, dem Gesetze bereitwillig sich unterordnend *), achtete er das Lob, welches eine Folge ehrenvollen Strebens und Wirkens ist, eben so hoch, als er die launenhaften Spenden des Glücks und dessen vielbegehrte Güter für gering hielt, deren er auch daher niemals im Ueberflusse genofs, noch ein vorwaltendes Streben danach äufserte. Gegen Leiden und namentlich gegen Bedürftigkeit seiner Nebenmenschen war er gefühlvoll, und lebendig sprach sich hierbei sein kindlich-frommer Sinn aus: er suchte zu helfen, so weit es irgend seine beschränkten Vermögensumstände zuliefsen. Die ewigen Wahrheiten beobachtete er mehr mit tiefinniger Ehrfurcht, als er ungläubiger Krittler war: Glaube und Hoffnung auf eine Fortdauer nach dem irdischen Tode lebten in ihm. In seiner Vaterlandsliebe (namentlich insofern sie sich auf ruhmvollen Fortschritt in den Wissenschaften bezog) war er gerecht und edelmüthig, nie war er stolz auf die Unterdrückung anderer, aber, weil er sein Vaterland leidenschaftlich liebte, trat er den Ansprüchen derjenigen Menschen, welche es entehren und niederdrücken wollten, mit edlem Unwillen entgegen. Verdiente Ehrenbezeugungen und Gunst der Mächtigen verachtete er weder, noch hat er sie jemals gesucht. Keusch, mäfsig, arbeitsam: nicht allzustrenger Beachter oder gar Tadler der gesellschaftlichen Formen und Herkömmlichkeiten: kein neidischer, selbstischer Wächter und Bewahrer der von ihm aufgefundenen Wissenschaft, ohne Mifstrauen, freundlich das gewonnene Gut mit Jeglichem theilend *), so dafs diejenigen, welchen dergleichen nicht zu Theil wurde, ihn entweder gering schätzten oder auf ungeradem Wege zum Ziele zu gelangen gewohnt waren. Gatte einer liebenswürdigen und gebildeten Frau und zugleich ihr vertrautester Freund, starb er als zärtlicher Vater eines ihm theuren Töchterleins. Für seinen Bruder, der an Alter ihm weit überlegen, der Beschützer und Leiter seiner Jugend gewesen war, bewies er beständige Liebe und Anhänglichkeit, die aus Dankbarkeit und Hochachtung zusammengesetzt waren. Ein solcher war I. F. Champollion der Jüngere: in seltenem Einklang standen bei ihm Geistes- und Gemüthesgaben".

Wir haben in dem Obigen schon *Richard's Lepsius* gedacht, welcher eine Reihe von mehreren Jahren hindurch in Rom als Redaktions-Sekretär des archäologischen Institutes in vielfacher und naher Verbindung mit Rosellini lebte, jetzt aber nach Deutschland zurückgekehrt ist, um die zahlreichen von ihm gesammelten Materialien zu ordnen und zu einem selbstständigen Ganzen zu verarbeiten, dessen Erscheinen von vielen Seiten her mit grofsen Erwartungen entgegen gesehen wird. In seinem unter nr. 3. aufgeführten Werke suchte er eine Vereinfachung des phonetischen Elementes in dem hieroglyphischen Schriftsystem der alten Aegypter aufzufinden und namentlich nachzuweisen, dafs gewisse Zeichen nur unter gewissen Bedingungen einen phonetischen Werth erhalten hätten,

*) Im Herzen war Ch., was hier gelegentlich bemerkt werden mag, entschiedener Legitimist, nicht, wie Abel Rémusat aus Anhänglichkeit an Principien, sondern aus liebevoller Dankbarkeit gegen seinen Gönner, den Herz. von *Blacas*, und den Beschützer der ägyptologischen Studien, den König Karl X. — J. L. I.

*) Auch selbst mit theilweise Unwürdigen, wie *Salvolini*, unter dessen Nachlafs sich neuerdings Champollion's sämmtliche, längst vermifsten Handschriften wiedergefunden haben. S. *Magaz. f. d. Litt. des Auslandes*, 1840, nr. 79.

insofern sie im Grunde entweder figurative oder symbolische Bedeutung gehabt, aber erst durch Hinzufügung des phonetischen Komplementes, welches das Wort mit Ausschluſs der Initiale bildete, den Werth der letzteren erhalten hätten. Zweierlei läſst sich vor allen Dingen gegen diese Vereinfachungstheorie einwenden, einmal daſs die Hinzufügung des phonetischen Komplementes, dem ja doch ein Determinativzeichen, sei es mimetisch und also speciell, wie das Anfangszeichen, oder symbolisch und dann in den meisten Fällen auf ganze Klassen berechnet und daher mehr genereller Natur, folgen muſste, überflüssig war, insofern die Initiale in diesem Sinne schon hinreichte; andererseits daſs durch Hinzufügung des Komplementes das Determiniren der Initiale eine gewisse Tautologie in sich geschlossen hätte, wodurch das Determinativzeichen zum Range eines gewöhnlichen Worttrennungszeichens herabgewürdigt worden wäre. Zwar könnte man für Lepsius' Theorie anführen, daſs die alten Aegypter Tautologien dieser und ähnlicher Art nicht verschmähten, wie ich denn zum B. selbst einen Scarabäen gesehen habe, auf welchem ein Löwe sehr natürlich abgebildet war, mit der gewiſs überflüssigen Umschrift ⲗⲟⲩⲓ d. i. *Löwe*, daſs sie ferner bei den so trefflich dargestellten Gegenständen auf den Katakombenwänden die Unterschrift der Benennung fast nie vernachlässigten, was freilich dem Ganzen etwas fibelhaftes giebt, obwohl dieser Umstand für die Kenntniſs der altägyptischen Sprache in neueren Zeiten von groſser Wichtigkeit geworden ist; allein dies würde Alles eine solche Tautologie nicht entschuldigen, welche noch immer himmelweit von der Vorliebe entfernt ist, welche sich in der Symbolisirung des Gesammtbegriffs bei Benutzung der einzelnen zur Auswahl freigestellten phonetischen Hieroglyphen häufig, namentlich in den späteren griechischen und römischen Zeiten, und dort entschieden ausspricht, z. B. bei der Anwendung des Adlers (ⲁϭⲙⲁ), als Stellvertreters für den A-laut in den *römischen* Kaisernamen u. s. w. Mehrere Beispiele dieser Art einzuführen, ist überflüssig, da deren schon von Champollion und Rosellini eine nicht unbedeutende Anzahl beigebracht worden ist, obwohl sich dieselbe durch einige eben so schlagende, wie das obige, leicht noch vermehren lieſse. Ferner läſst sich behaupten, daſs die Aegypter einer solchen Mannigfaltigkeit phonetischer Hieroglyphen bedurften, und daſs sie nicht Zeichen genug zur Darstellung eines und desselben Lautes erlangen konnten, indem die Hieroglyphenschrift, architektonischen Zwecken angepaſst, durch Mannigfaltigkeit überraschen muſste, insofern auch die Farbensymbolik, welche den verschiedenen Zeichen auch verschiedene Farben ertheilte, ein Element der ägyptischen Architektonik war, wozu auch noch der Umstand kam, daſs bei der Anordnung in Linien, die mehr vertikale oder horizontale Ausdehnung, ja sogar mitunter ein gewisses Dimensionsverhältniſs in der Auswahl der Zeichen berücksichtigt werden muſste und in der That berücksichtigt wurde. Der Hierogrammat konnte also nicht genug darstellbare Gegenstände für die Laute seiner Sprache haben, gerade wie Napoleon einst nicht genug königsfähige Brüder in seiner Familie. Aber abgesehen von allen diesen Argumenten wollen wir auf die von Lepsius vorgeschlagene Klassificirung der Zeichen selbst eingehen. Ich beziehe mich dabei auf die Foliotafel in dem Atlas zu meinem Hermapion, welche die Ueberschrift Alphabetum hieroglyphicum führt (Tab. IX.) und setze statt der Figuren die dort gebrauchten Nummern hieher. Die erste Klasse bei Lepsius, welche diejenigen Zeichen enthält, die keine andere als phonetische Bedeutung gehabt haben sollen, giebt folgende Nummern bei den entsprechenden Buchstaben:

1. ⲁ. ⲟ. ⲉ. nr. 2. 4. 5.
2. ⲁⲓ. ⲉⲓ. ⲓ. nr. 4 bis 13. 9*.
3. ⲟ. ⲟⲩ. nr. 51. 52.
4. ϧ. nr. 59.
5. ⲕ (ϫ). nr. 65. 69.
6. ⲧ (ϯ). nr. 155. 156. 159. 160.
7. ⲣ. ⲗ. nr. 85. 86.
8. ⲙ. nr. 97. 99. 100*. 96.
9. ⲛ. nr. 40. 111. 113.
10. ⲡ. nr. 124.
11. ⲥ. nr. 132. 234.
12. ϣ. nr. 181. 188.
13. ϥ. nr. 53.
14. ϭ. nr. 187. 192.
15. ϩ. nr. 296. 298.

Hier findet man nun schon für einen und denselben Laut eine gröſsere Anzahl von Zeichen, als erforderlich wäre, wenn nur die Dimensionen des Raumes hätten berücksichtigt werden müssen, so daſs also ein anderes Element nothwendiger Weise bei der Auswahl

der Zeichen zum Grunde liegen mufste. Denn mehrerer Zeichen als zweier bedurfte es in diesem Falle wohl schwerlich, am wenigsten solcher, welche gleiche Dimensionen hatten. Zur zweiten Klasse, den Initial-Hieroglyphen, wie L. sie nennt, gehören nach ihm folgende:

1. ⲁ. ο. ε. nr. 12. 246. 44. 23. 29
2. ⲁⲓ. ⲉⲓ. ⲓ. nr. 48. 235.
3. ο. ⲟⲩ. nr. 221. 54. 46. 37. 50. 19.
4. ϩ. nr. — — — —
5. ⲕ. (ϫ). nr. 82. 71*. 179*.
6. ⲧ. (ϯ). nr. 173. 232*. 170*. 157*.
7. ρ. ⲗ. — — — —
8. ⲙ. nr. 98. 102*. 105. 101*. 104. 231*.
9. ⲛ. nr. 123. 254. (Die Hacke). 122.
10. ⲛ. nr. 131. 125. 129.
11. ⲥ. nr. 226*. 145. 148. 149. 6. (?). 251.
12. ϣ. nr. 184*. 194. 45. (?).
13. ϥ. nr. 56. 128. 253.
14. ϫ. nr. 230. 229. (Schlüssel).
15. ϩ. nr. 210. 200*. 239. (?). 293*. 295*. 277*.

Das bei einzelnen Nummern beigefügte Sternchen bezeichnet jene Klasse von Zeichen, welche den *phonetischen Initialzeichen* verwandt, bald ideographischen Werth hatten, bald Sylben bezeichneten, aus denen die Benennung der zu bezeichnenden Sache zusammengesetzt war, obwohl die Bedeutung der Sylben der eigentlichen Bedeutung des darzustellenden Wortes völlig fremd war, und die also nur bei gewissen vorkommenden Gelegenheiten einen phonetischen Werth erlangen konnten. Dies war ungefähr dieselbe Methode, deren sich die heutigen Chinesen bedienen, wenn sie mit ihren ideographischen Zeichen die fremden Eigennamen darstellen wollen, und deren sich auch die alten Aegypter in ähnlichen Fällen mitunter bedienten *). — Die dritte Klasse endlich umfafst bei ihm diejenigen Hieroglyphen, welche nur auf griechischen und römischen Denkmälern Aegyptens vorkommen und zwar folgende:

1. ⲁ. ο. ε. nr. 11. 260. 20.
2. ⲁⲓ. ⲉⲓ. ⲓ. nr. 48.
3. ο. ⲟⲩ. nr. 9. 57. (umgekehrt.)
4. ϩ. nr. 58. 62.
5. ⲕ. (ϫ). nr. 70. 72. 74. 67.
6. ⲧ. (ϯ). nr. 157. 170. 163. 161. 232. 234.
7. ρ. ⲗ. nr. 87. 73. 89.
8. ⲛ. nr. 237. 114. 119.
9. ⲛ. nr. 126.
10. ⲥ. nr. 247. 142. 137. 240. 138. 139. 274. 136. 141.

Wäre es wirklich gegründet, was L. behauptet, dafs die zur zweiten Klasse gehörigen Zeichen, besonders die „phonetischen Initialen", ihrer Natur nach, selbst nach völliger Ausbildung der hieroglyphischen Kunst, nichts anderes gewesen seien, als ideographische Zeichen, die nur durch Hinzufügung des *phonetischen Complementes* die Stelle von Buchstaben hätten vertreten können, so mufste zuvor bewiesen werden, dafs dergleichen Zeichen sich nur an des Spitze eines und desselben Wortes und keines anderen fänden als desjenigen, welches dem Begriff des mimetisch oder symbolisch ausgedrückten Dinges entspräche. Dies ist aber keinesweges der Fall. Um dies nachzuweisen, mögen vorläufig die Beispiele 221. 45. genügen. Eine weitere Ausführung dieses Punktes mufs Rec. für jetzt auf eine spätere Gelegenheit verschieben, wo er denselben besonders abzuhandeln gedenkt. Wir gehen zu den beiden anderen Abhandlungen des Verfs. über, deren Inhalt wir in der gröfsten Kürze mittheilen wollen.

Eine eigenthümliche Säulenform in Aegypten, gänzlich verschieden von der gewöhnlichen, hatte seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden und Alterthumsforscher auf sich gezogen, namentlich Jomard's *), der sie, trotz des Umstandes, dafs die hieroglyphischen Inschriften ihm noch unzugänglich waren, für ein Produkt des pharaonischen Zeitalters, nicht des späteren hellenischen Einflusses erklärte. Wie er, schlossen Champollion, Rosellini, Wilkinson aus diesem Umstande, dafs der Ursprung der dorischen Ordnung in Aegypten zu suchen sei. L. glaubte im Gegentheil an einen fremden Einflufs, namentlich in dem Zeitalter der Hyksos, der Epoche, in welcher Aegypten von vielen asiatischen Horden heimgesucht wurde **).

*) S. *Lepsius*, p. 35.

*) Décr. de l'Ég, Antiq. Chap. XVI., p. 29.

**) Bullet. dell' Ist. di Corrisp. archeolog., 1837, p. 63.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Aegyptische Alterthumskunde.

(Schluſs.)

Er sammelte nun eine lange Reihe von Beispielen für das Vorkommen dieser Säulenordnung und fand, daſs sie eine völlig eigenthümliche, aus einem besonderen Prinzipe hervorgegangene und zwar sowohl vor als während der Herrschaft der XVIII. Dynastie in Aegypten einheimisch und ganz allgemein gewesen sei, wie sich aus den wenigen Ueberresten ergiebt, welche von den Denkmälern der siebzehn ersten Dynastien von der Heptanomis an bis jenseits der zweiten Katarrakte noch vorhanden sind. L. geht zuvörderst die sämmtlichen in Betracht kommenden Denkmäler durch und stellt dann die charakteristischen Kennzeichen dieser Säulenordnung auf, welche hier aufzuzählen uns zu weit führen würde, die aber von denen der zweiten späteren, bisher einzig und allein genauer gekannten ägyptischen Ordnung, die auf Nachahmung der Pflanze beruht, wesentlich abweichen. Zu bemerken ist vorzugsweise, daſs sich jene erstere Ordnung nur in den Grottenconstruktionen findet, so in den Katakomben von Theben und Beni-Hassan und in dem Tempel von Kalabscheh, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle in den Tempeln von Theben, Amada und Semneh. Mit Ausnahme der Säulen im Grottentempel von Kalabscheh, welche unter Rhamses' II. bearbeitet wurden, und einer sehr späten Nachahmung der alten Form unter dem Könige Hakor (Achoris) der XXIX. Dynastie zu Medinet-Abu, gehören alle vorkommenden Beispiele den 17 ersten Königsfamilien an. L. bezeichnet jene ersteren Säulen mit dem Namen *Pfeilersäulen* (colonnes-piliers), während Champollion sie colonnes protodoriques nannte. Die Säulen zweiter Ordnung nennt er colonnes à plante, *Pflanzensäulen*, weil ihre Tendenz die Darstellung der verschiedenen heiligen und einheimischen Pflanzenschäfte mit den dazu gehörigen Blumenkronen und Blätterwerk war. Sehr schön setzt L. dann auseinander, wie jene erstere Ordnung aus der Beschaffenheit der Felsaushöhlungen und der hierzu erforderlichen Stützen hervorgegangen sei, ein Umstand, aus welchem er auch ihre durchgängig *monolithische* Natur erklärt. — So unterscheidet er also zwei Kunstepochen in der Geschichte der ägyptischen Architektonik, die eine, in welcher mathematische Formen und Zierrathen vorherrschten, die andere, welche mit der XVII. Dynastie völlig erlischt und die lebende organische Natur in treuen Nachbildungen zur Grundlage ihrer architektonischen Ornamentenlehre machte, und beweist schlieſslich (p. 34 ff.) auf die anschaulichste und überzeugendste Weise, daſs die griechische Säule aus zwei Ordnungen zusammengesetzt sei, welche in Aegypten getrennt von einander bestanden, ohne sich jemals mit einander zu vermischen, nehmlich den Pfeiler- und den Pflanzen-Säulen, daſs also „*der Ursprung der griechischen Säule überhaupt in Aegypten zu suchen sei*," eine Behauptung, die L. freilich nicht zum ersten Male ausgesprochen hat, aber mit Recht zum ersten Male wissenschaftlich begründet zu haben meint. Schlieſslich empfehlen wir dem Leser die äuſserst geistreiche Parallele zwischen ägyptischer und griechischer Kunst (p. 35—38), welche wir mittheilen würden, wenn der Raum es irgend gestattete. Ein Punkt jedoch, welchen L. p. 23 f. besonders hervorhebt, möchte auch hier für das ägyptologische Publikum, welchem die Schrift vielleicht nicht zugänglich ist, der Erwähnung werth sein. „Wir sehen," sagt er, „in der ägyptischen Kunst, wie sie sich seit den Zeiten der XVIII. Dynastie entwickelt hat, eine entschiedene Hinneigung zu den signifikativen und symbolischen Formen, welche theils der thierischen Welt, theils dem Pflanzenleben Aegyptens entnommen sind, eine Hinneigung, welche sehr natürlich ist bei einem Volke, das in allen Theilen und Punkten der

Natur unmittelbare Ausflüsse oder heilige Eigenschaften seiner Gottheiten sah. Der einzige Fall, in welchem die Aegypter diesem allegorischen Style entsagt haben, findet sich bei den phantastischen, rein-mathematischen Zierrathen der Katakomben, wie von *Jomard* *) sehr scharfsinnig bemerkt worden ist. Man findet daselbst in der That Zimmerdecken, die in Vierecken nach Weise eines Damenbrettes ausgemahlt oder mit verschiedenen Arten von Flechtwerk, Kettenzügen und durchbrochenen Zierrathen ausgestattet sind; und was namentlich bei dem ersten Anblicke auffällt, man trifft sehr häufig auf Borten, die aus Mäandern bestehen, also auf sogenannte *griechische*, die man seither immer für ein den Griechen eigenthümliches architektonisches Zierrath hielt **)". Hierzu macht L. folgende Bemerkung: „Wir bemerken noch, dafs der aus einer in sich selbst zurückkehrenden, stets unter rechten Winkeln gebrochenen Linie zusammengesetzte Zeichen ⊏⊐ als hieroglyphisches sehr bekannt ist, wo es [als abgekürztes Figurativzeichen] den Plan einer Wohnung darstellt [und daher die *Wohnung* ꜥꜣ selbst] und zugleicher Zeit [phonetisch] dem Buchstaben ϩ entspricht, [dessen spätere Gestalt in der koptischen Schrift sogar höchst wahrscheinlicher Weise aus diesem Zeichen hervorgegangen ist.] Er besteht alsdann aus fünf kleinen Linien, während er unter einer anderen Form durch eine sechste Linie vermehrt ⊏⊐ als Bestimmungszeichen des Wortes ϩⲟⲩϫ, *grofser Saal*, *Wohnung*, dem gewöhnlichen Determinativ jenes Begriffes beigefügt wird. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs dieser Zug ursprünglich die Korridore und Geheimtreppen der Katakomben habe darstellen sollen, die sehr häufig einen bedeutenden Umweg durch die Felsen machen und den Wanderer oft zu seiner grofsen Ueberraschung nach einem Punkte hinführen, welcher dicht neben dem Eingange liegt ***). Es ist nicht nöthig an die Darstellung des Labyrinthes auf den Münzen der Insel Kreta und anderer Orte zu erinnern, welche schon mehr als einmal mit dem in Rede stehenden Zuge verglichen worden ist und zur Bestätigung unserer Ansicht dient."

*) Déscr. des hypogées in der Déscr. de l'Égypte, Vol. I., ch. IX., p. 324.

**) Déscr. de l'Ég. Pl. Ant. Vol. IV., 64. *Rosellini*, Mon. Civ. Tav. 71. 72.

***) Vergl. die Déscr. a. a. O., p. 322.

Die dritte der hier in Rede stehenden Abhandlungen von L. betrifft, wie der oben angegebene Titel besagt, die bei Beirut in Syrien (dem *Βερόη*, *Βηρυτός* der Griechen, Felix Iulia der Römer) aufgefundenen ägyptischen und persischen Basreliefs, wahrscheinlich derselben, welche schon Herodot *) erwähnte. Zuerst von Guys und zwar vor schon mehr als dreifsig Jahren gezeichnet, wurden sie doch erst genauer durch einen Aufsatz des Irländers Wyse bekannt **), welcher die Zeichnung Thom. Young mittheilte und mit diesem die Cartouche des Rhamses-Sesostris erkannte ***). Champollion †) seinerseits erhielt die erste Nachricht durch *Gell*. Seitdem ist häufig, aber nie gründlich von diesen Denkmälern die Rede gewesen ††), bis endlich der Pater Ryllo, ein Jesuit, Correspondent des archäologischen Institutes, diesem letzteren genaue Zeichnungen, deren sich L. bedienen konnte, übersendete. Ohne weiter bei den Erzählungen der alten Schriftsteller stehen zu bleiben, erwähnen wir nur, dafs Herodots Beschreibung dem alten Typus ägyptischer Monumente dieser Art nicht allein vollkommen entspricht, sondern auch in den wenigen vorhandenen Ueberresten noch erkannt werden kann. — Eine vierte am 27. April 1838 in der Versammlung des archäologischen Institutes vorgelesene Abhandlung von L. betrifft die beiden kolossalen, jetzt im Königl. ägyptischen Museum zu Berlin befindlichen Statuen, aus der späteren Sammlung des Generalkonsuls Drovetti (die erstere befindet sich bekanntlich zu Turin), wodurch die Existenz eines Königs On, Vaters des Pharaonen Osortasen I., der als Stifter der XVI. Dynastie bekannt ist, aufser allen Zweifel gestellt wurde. L. wird, wie verlautet, bald die Freunde der ägyptischen Literatur mit den Gesammtresultaten seiner mehrjährigen Forschungen erfreuen.

G. Parthey, rühmlich bekannt durch seine Commentatio de Philis insula eiusque monumentis (Berl. 1830, 8.), welche sich namentlich des entschiedenen

*) II, 102 ff. Vergl. Diod. I., 35.

**) Bullet. 1834, p. 155.

***) *Young*, Account of Discoveriers in hierogl. literat. p. 52.

†) Précis, B. (1828), p. 272.

††) Bullet. 1834. 1835. 1837 a. v. St. S. auch *Cassard*, Voyage pittoresque de la Syrie, Tom. II., p. 87.

Beifalls von Kennern, wie *Letronne*, *Heeren* u. a. m. *) zu erfreuen gehabt hatte, ist in diesen Tagen mit einer Schilderung seiner Reise durch das Nilthal hervorgetreten, wo er sich vom Sept. 1822 bis zum Sommer 1823 aufhielt. Die Kön. Akademie der W. zu Berlin krönte im verflossenen Jahre seine Abhandlung über „das Alexandrinische Museum" mit dem ordentlichen Preise. Wenige Werke sind so geeignet, wie die in Rede stehende Schilderung, eine klare und vollständige Uebersicht der auf dem Boden des alten Pharaonenreiches noch vorhandenen Denkmäler zu geben und die Versuche, ein genügendes Verzeichnifs derselben zu geben, wie sie sich im ersten Bde. von C. Ritter's Erdkunde, in des Ref. Hermapion finden, oder von Acerbi in mehreren Heften der Bibliotheca italiana versucht worden sind, müssen, im Vergleich mit dieser, entschieden in den Hintergrund treten. Wenn wir auch in der von P. gegebenen Darstellung seiner Reise weniges faktisch Neue finden, so erfreut doch nicht allein die lichtvolle Klarheit, mit der sämmtliche Denkmäler vor den Augen des Lesers vorübergleiten, sondern auch die gesunde Kritik, welche aus jedem einzelnen Urtheile, möge es Wissenschaft, Kunst oder Leben betreffen, hervorleuchtet, die offene und nicht-übertünchte Hinneigung und Liebe für die Geschichte der sittlichen und geistigen Entfaltung und Gestaltung des Menschengeschlechtes und namentlich der Bevölkerung des Nilbodens von der frühesten Pharaonenzeit an bis auf unsere Tage. So treten uns klar und freundlich die jetzt stummen und in Schutt zerfallenden Trümmern der Einstwelt des Glanzes, kaum von einem Anfluge melancholischer Trübe angehaucht, entgegen, so hören wir daneben die auch im Anhange aus Carsten Niebuhr's Briefen an Nicolai aufgezeichneten Volksmelodien, als ein willkommenes musikalisches Volkselement, so sehen wir deutlich das Treibhausähnliche Gedeihen der neuen halb-arabischen Culturpflanze auf dem verwitterten, Gräberwüsteneien bedeckenden Boden des Nilthales und erhalten eine Reihe deutlicher klarer Bilder Aegyptens aus der Jetztwelt und den verschiedenen Phasen der Vorzeit. Eines Auszuges ist die Schilderung nicht fähig, sie mufs selbst gelesen, selbst genossen werden. Die Beilagen enthalten astronomische Beobachtungen, Architektonisches, Chartographisches, pittoreske Darstellungen der Katarakte von Syene, des Pallasttempels von Karnak, des Thales der Königgräber und eine Wörtersammlung der Barabrasprache nebst Auszügen aus Karsten Niebuhr's Briefen an Fr. Nicolai. Ungern enthält sich Ref. der Mittheilung eines umfangreicheren Abschnittes, was ihm jedoch der Raum gebieterisch versagt, da er überdem noch zum Schlusse dieses Artikels mit wenigen Worten der unter nr. 5. aufgeführten kleinen Schrift des Prof. *G. Seyffarth* in Leipzig gedenken mufs.

Nicht etwa, weil er selbst persönlich dem Treiben S.'s seit einer Reihe von Jahren entgegen getreten ist und als ob er daher auch diesmal den Beruf fühlte, das Recensentenamt auszuüben, — er hätte es vielmehr gern anderen überlassen — nicht etwa weil in Bezug auf seine Recension des Systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum in diesen Jahrbb., einige wegwerfende Aeufserungen in dieser neuen Schrift vorkommen, die sich mitunter als glänzende Beweise von S.'s gänzlicher Unfähigkeit zum logischen Denken und Satzbilden herausstellen, z. B. S. 3, wozu wir beiläufig darauf aufmerksam machen wollen, dafs gerade nur der unerheblichsten Einwürfe gedacht worden ist, dagegen alle diejenigen mit unverantwortlichem Stillschweigen übergangen sind, welche sich auf die Unhaltbarkeit des Systemes, nicht auf einzelne, in anderen Fällen geringfügige Ausstellungen beziehen, — sondern weil Referent auf öffentlichem Wege ein für allemal erklären will, dafs er nie wieder es wagen darf, gegen einen Mann aufzutreten, welcher genau weifs, zu welcher Tagesstunde am 7. Sept. 3446 Noah aus seiner *thierreichen* Arche hervorgetreten (ist hierin, frage ich, vielleicht in S.'s Sinne der Ursprung des Thierkreises zu suchen? dann wären alle Untersuchungen von Letronne, A. W. v. Schlegel und meinem Vater auf einmal erledigt), wie er somit den Stand sämmtlicher sieben Planeten (die doch gewifslich alle zu gleicher Zeit sichtbar waren?) beobachtet, wobei man wol mit Recht nach dem dabei angewendeten Instrumente und nach dem Umstande fragen darf, ob nach einer solchen Sündfluth auch der ganze Himmel, wie erforderlich war, heiter gewesen, und wie derselbe hierauf die vorgefundene Constella-

*) Journ. des Savans, Juill. 1831. — Götting. Gel. Anzeigen. 1831. nr. 178. 179. Vergl. *Seebode*, Jahrb. II. 5. Bd. Heft IV. 1832, S. 408. Jen. allg. Litt. Zeit. 8. Jul. 1831. nr. 164. u. a. m. a. O.

tion in einem Alphabete verzeichnet habe, dessen sich alle Völker von jeher bedient haben und alle sammt und sonders — soviel ihrer vorhanden sind, sich mutatis mutandis noch jetzt bedienen. Gegen einen so tiefeindringenden Forscher des Alterthums, welcher vielleicht noch dereinst nach Präadamitenweise entdecken wird, was Eva, ehe Adam sie heirathete, für eine „geborne" gewesen ist, kann niemand in die Schranken treten, am wenigsten ein solcher, der wie Ref., sich des still gemessenen, ruhig-thätigen Fortschritts einer Wissenschaft erfreut, zu deren Förderung, wäre es auch nur in untergeordneten Punkten, beigetragen zu haben, das höchste Lob sein würde, welches ihm ertheilt werden könnte. Omnium artium, ut ego arbitror, sagt Fronto, imperitum omnino esse praestat, quam semiperitum ac semidoctum. Nam qui sibi conscius est artis expertem esse, minus adtemptat, eoque minus praecipitat; diffidentia profecto audaciam prohibet; at ubi quis leviter quid cognitum pro comperto ostentat, falsa fiducia multifariam labitur. — *Malitiosissimi sunt, qui in vestibulo artis obversati, prius inde averterint, quam penetraverint.*

Julius Ludwig Ideler.

XXII.

Die evangelische Landeskirche Preufsens und die Wissenschaft. Leipzig, 1840. *bei Wigand.* 136 S.

Die bei uns jetzt so lebhaft angeregte Frage nach dem Verhältnifs von Kirche und Staat, in deren verschiedner Beantwortung die juristischen und theologischen Parteien unsrer Tage einen neuen Ausdruck ihrer Grunddifferenzen gewonnen haben, hat in der vorliegenden Schrift von neuem eine historisch-philosophische Behandlung erfahren. Den Philosophen erkennt man darin, dafs er nach dem Wesen, nach dem Lebensgrund der Dinge forscht, und nicht an der flüchtigen Erscheinung oder an dem schwankenden Uebergang haften bleibt, und nur befriedigt ist in *der* Verwirklichung, welche der ganze Ausdruck des geistigens Wesens selbst ist. Aber auch die philosophische Ansicht hat in der Behandlung dieser Frage ihre Schattirungen; bekanntlich glaubte Rothe die Strenge der Consequenz für sich zu haben, wenn er die Kirche in den Staat aufgehn liefs; andre Philosophen aber liefsen bei aller Anerkennung der innern Einheit des Religiösen und des Sittlichen doch beide Sphären neben einander bestehn, jedoch so, dafs die Thätigkeit der einen dem Bedürfnifs der andern zu Hilfe komme, und beide in ihrer geschichtlichen Entwicklung in concreter Einheit begriffen die Idee des Geistes oder das Reich Gottes zur Anschauung bringen sollten. Der Hr. Verf. wendet sich der Ansicht Rothe's zu, wenigstens ist für die Kirche durchaus nichts Wesentliches als ein selbständiger Besitz zurückbehalten; nur dies ist der Unterschied von Rothe, dafs der Hr. Verf. den Zeitpunkt, welchen Rothe erst in ferner Zukunft sah, bereits herangekommen sieht. Denn die im preufsischen Staate zum Gesetz gewordene Union hat die trennenden Symbole zweier Kirchen aufgehoben, und die unirte Kirche ist wegen des Mangels eines bestimmten Symbols keine Kirche mehr zu nennen; die Religion ist nicht mehr im Symbol und in der Kirche verschlossen, sondern hat im Reiche der Innerlichkeit und des Selbstbewufstseins ihr unendliches, alles Menschliche durchdringendes Wesen entfaltet; da die Religiosität also ihre Sichtbarkeit abgestreift hat, ist sie als ein innres wesentliches Moment in den Staat selbst übergegangen, in welchem, als der höchsten Realität des vernünftigen Zweckes, sie allein ihr Bestehn hat, von welchem ihre äufsern Angelegenheiten wie alle andern Interessen des Staates verwaltet werden. Ebenso ist die innre Entwicklung des Glaubens der Wissenschaft anheimgefallen, welche, so wie die Religion nur die Idealität des Staates ist. Der äufserste Gegensatz gegen diese Verfassung der Kirche, welcher sich in der Presbyterial-Verfassung (wie sie noch zum Theil in Jülich und Berg besteht) gezeigt hat, wird von dem Hrn. Verf. noch besonders widerlegt. Das ist der wesentliche Gedanke der 5 Abschnitte, in welche die vorliegende Schrift zerfällt, und welche überschrieben sind: „Aussicht", „das fürstliche Haus", „die Union", „die Presbyterialverfassung", „der Lehrstand".

(Der Beschlufs folgt.)

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft.

(Schluß.)

Gehn wir zunächst auf die Vorstellung des Hrn. Verfs. von der Beziehung der Kirche und des Staates auf einander ein, so hat er allerdings den großen Mangel der Rothe'schen Ansicht vermieden, welche über ein in weiter Ferne erst zu erfüllendes Postulat philosophirt, und aus der Gegenwart nur fast unsichtbare Fäden combinirt, um den Zustand der Vollendung zu construiren. Wird aber nun der Staat aufgefaßt als das „freie menschliche Wesen" (p. 101) als die Realität immanenter menschlicher Zwecke, die Kirche dagegen nur auf ihre sichtbare Erscheinung in Symbolen und Verwaltung der Sakramente beschränkt — dann ist das Schicksal der Kirche sicher entschieden, aber eben nur nach den vorausgesetzten Prämissen. Die Kirche als eine beschränkte besondre Form des menschlichen Lebens muß dann in der umfassenden Bedeutung des Staates aufgehn, als der allgemein menschlichen Form des Lebens, da ja der christliche Geist selbst auf allseitige Durchdringung des Lebens ausgeht (dies ist auch der wichtigste Beweis bei Rothe). Aber hier offenbart sich der Mangel an philosophischer Methode; die Reflexion geht von gegebnen Begriffen aus und bezieht sie auf einander, aber die Philosophie läßt ihre Begriffe entstehn. Bei solchen wichtigen Fragen kann man nicht streng genug zu Werke gehn. Zuerst war der Begriff des Staates zu entwickeln, und hiebei mußte auf die Natur des Willens oder der Freiheit zurückgegangen werden; die Seite des Offenbaren, der objektiv ausgelegten Sittlichkeit, des Gesetzes ist im Staate das Vorwaltende; die Seite der Innerlichkeit, der subjektiven unendlichen Vermittlung mit Gott tritt zurück; daher hat die Philosophie bisher nur diejenigen Seiten des menschlichen Geistes in den Umfang des Staates hineingezogen, welche ganz aufgehn in die Sphäre der Freiheit und der objektiven Ausprägung. Hätte der Hr. Vf., anstatt an einen vagen Begriff anzuknüpfen, das Wesen des Staates sich entstehn lassen, so wäre er auf den Punkt gekommen, wo der Staat der Ergänzung durch das kirchliche Gemeinwesen bedarf; denn da der Staat mit dem Ausbau der objektiven, allgemeinen Verhältnisse der Freiheit sich beschäftigt, fällt die unendliche Bedeutung des Einzelnen, die stete Befriedigung an dem ewig quellenden Brunnen des göttlichen Lebens, das Bewußtsein der tiefsten Gegensätze und die reichste Versöhnung, das Zurückgehn auf den göttlichen Lebensgrund allumfassender Gnade, in eine andre Sphäre. Und hier hätte nun der Begriff der Kirche entwickelt werden müssen, und hier war zurückzugehn auf das religiöse Selbstbewußtsein. Denn dessen objektive und subjektive Erfüllung, der Kreislauf göttlicher und menschlicher Thätigkeit ist die Kirche; erst in dieser Einheit geistigen Lebens erlangt der Wille seine Kraft, erst erfüllt mit dem unendlichen Wesen vollführt der Wille die sittliche That; das ist die unvergängliche Wahrheit der Rechtfertigung durch den Glauben. Aus dem religiösen Gemeinwesen ausgeschieden, vom Zuflusse der belebenden, erregenden Kraft des in der Kirche circulirenden Geistes Gottes abgeschnitten, würde der Bürger des Staats höchstens die moralische Gesinnung in sich erwecken können, d. h. die Abstraktion des concreten sittlichen Zustandes. Das religiöse Selbstbewußtsein weist aber auf den umfassenden Zusammenhang aller von demselben Geiste erfüllten Glieder hin und weiß sich stets eingeschlossen in der großen Gesammtheit. Wie nun ein geistiges Ganze nie ohne innre Gliederung seiner Lebensmomente ist, so auch giebt sich das religiöse Gemeinwesen eine objektive Organisation, in welcher der Einzelne sich ebenso getragen erblickt, als er

selbst zum Bestehn des Ganzen beiträgt. Das Wesen der Kirche wird daher durch folgende Momente constituirt. Das erste ist die „geistige Versammlung der Seelen" (Luther), die Gemeinde der Gläubigen; in ihr ist jedes Glied dem andern gleich, alle sind ungehemmter Vermittlung mit dem göttlichen Geiste sich bewufst. Dies ist die abstrakte, allgemeine Grundlage der Kirche. Das zweite Moment ist die Bethätigung der innern Gemeinschaft, die Ausführung ihres innern Wesens in der gemeinsamen Lehre, Andacht, Verfassung und Disciplin; hier tritt in der Sphäre der Erscheinung Gliederung und Unterschied hervor; das Starre, das Objektive, das Wandelbare, kurz das ganze Gebiet der Erscheinung mit seinen Formen kann sich in dieser Sphäre geltend machen; hier ist auch die nächste Berührung mit dem Staate: hier kann Conflikt mit dem Staate eintreten, aber ebensogut können auch, je tiefer Familie, Recht, Staat die sittliche Idee in sich darstellen, gar manche Elemente dieser Sphäre, jemehr sie sich dem Begriff objektiver Sittlichkeit nähern (z. B. Disciplin; Lehre und Kultus schon weniger) an den Staat übergehn; oder müssen wenigstens von ihm überwacht sein, dafs nicht etwa durch ausschweifende Consequenzen einer beschränkten Lehre u. s. f. der Organismus des sittlichen Lebens gefährdet werde. Die Elemente dieser Erscheinungsseite der Kirche nähern sich in dem Mafse dem Staate, als sie von der theoretischen Seite nach der Seite der That und deren sittlicher Ordnung hinübergehn. Indefs müssen solche Elemente, in denen sich kirchliche und staatliche Organisation berühren, vom Staate immer so verwaltet werden, dafs der religiöse Lebensgrund, aus dem sie hervorwachsen, in seiner Selbständigkeit auch in ihnen geehrt werde; in diesem Gebiete der Erscheinung existirt das kirchliche Gemeinwesen mit seinen Entfaltungen auch neben andern Richtungen, deren *Dasein* in den Staat fällt, z. B. neben der freien Wissenschaft, Kunst, Recht, bürgerlichem Leben, Familie, an welchen jenes seine Grenze findet, ja mit denen es häufig in Streit geräth, wenn die Repräsentanten der äufsern kirchlichen Gemeinschaft diese mit dem allgemeinen, nicht in die Erscheinung fallenden Charakter der Kirche geradezu verwechseln: da ist allerdings der Staat das höhere, weil er die umfassende Einheit aller Erscheinungsformen des Geistes ist, und er darf sich selbst nie mit einer derselben einseitig identificiren. Auch weil in dieser objektiven Sphäre der Kirche verschiedne Confessionen einander beschränken, ist der Staat die höhere Einheit, und je tiefre Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung in ihm selbst und in seinen Gliedern herrscht, um so gewisser wird er eine Ausgleichung der Differenzen herbeiführen, indem er die wahrhafte Vermittlung derselben den Confessionen selbst und der Wissenschaft überläfst. — Endlich das dritte Moment der Kirche ist die Rückkehr aus der äufsern Darstellung in das innre Selbstbewufstsein. So werden alle äufsre Darstellung, Lehre, Kultus, sittliche That, alle Unterschiede der objektiven Ordnung zurückgenommen in die innre Lebensfülle des vom göttlichen Geiste durchströmten Gemeindebewufstseins; in ihr ist Alles aufbewahrt, aber auch versenkt; das Ganze und jedes Glied desselben ist durch diesen Kreislauf bereichert, und die vollen Lebensfluthen strömen ewig zu neuen Schöpfungen, Umgestaltungen hinaus und wieder in sich zurück. Das ist die unsichtbare Kirche; hier sind alle Schranken aufgelöst; hier ist kein Kampf gegen Wissenschaft, Staat, gegen Arbeit und That, sondern das Streben nach allseitiger Verklärung, Läuterung, Versöhnung aller Seiten des menschlichen Geistes. Nach der letzten Seite hin ist die Kirche unendlich, zieht den Staat und alle Nationalitäten in sich hinein und verklärt sie mit dem Gesammtbewufstsein der Menschheit. Die Kirche setzt sittliche Verhältnisse voraus, organisirt sie nicht, aber sie durchleuchtet sie mit ihrem intelligenten Prinzip. Sie hat keine Schranke an den „allgemein-menschlichen Zwecken", auch greift sie (wo sie nämlich ihren wahren Begriff erreicht hat) nicht die Organisationen des Staates als ein fremdes Eigenthum an (wie sich Rothe denkt), sondern sie ist mit dem Staate in höherer Einheit; beiden Mächten gehört jeder Einzelne, und jede Gesammtheit an; beide nur in lebendiger Einheit bringen die Idee der Menschheit hervor.

Der Hr. Verf. ist tief durchdrungen von der unendlichen Bedeutung des Staates und wir schätzen ihn darum; einer todten Orthodoxie, einem unkräftigen Pietismus, einem Regiment des Lehrstandes zieht er das volle sittliche Leben mit seiner vernünftigen Durchbildung, seiner kräftigen That, seiner Unendlichkeit, wonach es allen Richtungen des Geistes einen unbeschränkten Boden gewährt, vor; aber unsre Ansicht

ist, dafs alle jene Mifsgestalten, vor denen der Hr. Verf. flieht, nur Verzerrungen des Bildes der Kirche sind, dessen wesentliche Momente sie theils umgestellt, theils nicht vollständig ausgedrückt enthalten. Indefs liegt in der innern Circulation, welche die bezeichneten Momente der Kirche bilden, jedenfalls eine Garantie für die Regeneration der Kirche in einer dem Staate und der Wissenschaft angemefsneren Form. Wir sehn für die bestehenden Verhältnisse keine andre Auskunft zwischen Kirche und Staat ab, als die wir mit kurzen Zügen angegeben haben; die Auffassung des Hrn. Verfs. bleibt immer noch ein Ideal; das Aufgehn der Kirche in den Staat würde den Einzelnen jedenfalls zu einer noch rücksichtslosern Hingabe an endliche Intressen veranlassen; zwar haben wir auch gelernt, die sogenannten materiellen Interessen, als die Verarbeitung der Natur für den Geist, auf das geistige Prinzip zu beziehn, aber ihnen gegenüber ist auch der selbständigen Vertiefung des Geistes in sich, der Anschauung u. s. f. ein festes Gebiet zu sichern, in welches der Mensch von des Tages Last und Mühe zurückkehre. Aber wie sehr ist Kunst, Religion und Wissenschaft z. B. in Nordamerika vernachlässigt? Oder wollen wir die Kirche den politischen Schwankungen preisgeben? Man denke an Frankreichs beeidigte Priester der Revolution, man denke an Englands Staatskirche, gegen deren unzertrennliche Einheit mit dem Staate die Reaktion des Puritanismus sich erhob, und von der andern Seite in denselben Fehler verfiel! Nur in einer relativen Trennung können beide Sphären ein gedeihliches Leben entwickeln, jede der andern zum Nutzen und Frommen. Es wäre ja auch ein seltsames Mifsverhältnifs, wenn die protestantische Kirche alle ihre Rechte dem Staate abgetreten, die katholische aber die ihren als ein angestammtes Gut der Vorzeit behalten hätte; der Staat würde in diesem Falle nur in einen noch gröfsern Konflikt gekommen sein; und zwischen den beiden Confessionen des Katholicismus und Protestantismus würde eine solche total-verschiedne Stellung zum Staat neuen Stoff zum bittersten Hasse geben. Die Revolutionszeit in ihren umgestaltenden Folgen hat die letzten Burgen des *mittelalterigen* Katholicismus d. h. die selbständigen Kirchenfürsten in Deutschland aufgehoben; auch die katholische Kirche ist zur Kirche im Staate geworden, daher hat der Staat wohl das volle Recht, das was von der objektiven Verfassung dieser Kirche in das heutige sittliche Gemeinwesen nicht aufgeht, umzugestalten besonders dadurch, dafs er das Nationalgefühl der katholischen Kirche erhöht, auf fortschreitende Bildung des geistlichen Standes sieht u. s. f., aber er hütet sich wohl, das innre Reich dieser kirchlichen Gemeinschaft anzutasten, indem er blofs die für das Staatswohl gefährlichen Folgerungen aus Lehre, Kultus u. s. f. verhütet. Die Verschiedenheit in der Stellung der katholischen und protestantischen Kirche zum Staat ist durch die Geschichte der letzten Jahrzehnde besonders seit der Wiener Bundes-Akte in vieler Hinsicht aufgehoben worden. Beide Kirchen müssen mit einander fortschreiten. Ein Blick auf die katholische Kirche würde wohl den Hr. Verf. in seinen Ansichten etwas irre gemacht haben. Auf dem vorhandenen geschichtlichen Grunde ist langsam fortzubauen, und kein Baustein, sei er noch so unansehnlich, fortzuwerfen. Wir stimmen in das Urtheil des Hrn. Verfs. über die Presbyterial-Verfassung, als „die grellste Sichtbarkeit der Kirche" vollkommen ein; die Presbyterial-Kirche hat die unterschiedenen Momente des Begriffs der Kirche auf einander fallen lassen, und läfst dadurch das dritte unendliche Moment der Kirche, wonach sie die unterschiedenen Sphären des menschlichen Lebens nur verklärt, verschwinden, aber von ihrer Einseitigkeit befreit, mit der Konsistorial-Verfassung verbunden, kann sie ein bewegliches, die Gemeinde-Glieder in Regsamkeit versetzendes Element hinzubringen, die lebendige Theilname an kirchlichen Angelegenheiten in den untern Regionen erhöhn, (wie in Holland, wo freilich bei jährlicher Wahl der Repräsentanten dem Wechsel zuviel Spielraum gegeben ist), während die ordentliche feste Oberbehörde das aus Kirchen- und Staatsbeamten zusammengesetzte Consistorium bildet. Auch der Lehrstand wird immer ein wichtiger Pfeiler des Kirchengebäudes sein. Der Hr. Verf. verwirft mit Recht die Stellung, welche Stahl dem Lehrstande gegeben hat. Nicht überkommene kirchliche Satzungen soll er vertheidigen, sondern so wie der Laie auch in die Intressen des Staats, der alle Kreise durchdringenden Bildung verflochten ist, so soll sich in dem gebildeten Bewufstsein des Lehrstandes auch der Zusammenhang des religiösen Lebens mit allen idealen Sphären, Kunst, Wissen-

schaft, Politik darstellen; er soll Theil nehmen an der Lösung der heute vorliegenden Probleme, dadurch wird er auch ein lebendigeres Verhältniss zur Gemeinde herstellen. Mit Recht verweist der Hr. Verf. auf den einstigen Lehrstand, der darum an der Spitze seiner Zeit stand, weil er die produktive philosophische Thätigkeit seines Zeitalters repräsentirte.

Die Ansicht des Hrn. Verfs. über die Union und seine Folgerungen können wir nur noch mit wenigen Worten beleuchten. Mit Verwerfung aller bisherigen Vertheidigungsversuche der Union, als welche nur unwesentliche Differenzen ausgeglichen habe, bestimmt der Hr. Verf. als Prinzip der Union die Aufklärung, welche die in bestimmten Dogmen verschlossenen Weltanschauungen der reformirten und lutherischen Kirche zu ihrer universellen Bedeutung als entgegengesetzte und doch in der Bewegung des flüssigen Denkens stets versöhnte Lebenspole erweitert habe. Das innre Prinzip des Protestantismus sei die aus der lebendigen Bewegung der Gegensätze resultirende Idee, das der reformirten Kirche der in Gegensätze verwickelte oder die eine Seite des Gegensatzes abstrakt fassende consequente Verstand. Der dialektische Verstand und die vernünftige Idee verhielten sich aber nicht ausschliessend, sondern vermittelten sich einander in lebendiger Bewegung. Die ausschliessenden Symbole seien daher aufgehoben, da ohnehin der Gedanke, würde er seiner unendlichen flüssigen Allgemeinheit inne, in starren Symboden sich nicht festhalten liesse. Das ist Alles ganz richtig; nicht mehr einzelne Dogmen sind es, sondern entgegengesetzte Weltanschauungen, die unsre fernere geistige Entwicklung bedingen und sie als Objekt beschäftigen; auch ist die Kirche über die Starrheit der Symbole hinaus, je mehr sie ihres geistigen Grundes und ihres Zusammenhangs mit andern idealen Sphären des Geistes inne wird; denn Symbole hemmen ebensosehr die innre Lebenscirculation der einzelnen in ihnen enthaltenen Glaubenslehren, wie sie den Gesichtskreis nach aussen beschränken. Der Vertiefung des Geistes in sich, der fortschreitenden Gedankenbildung verdanken wir die Union; aber in die Folgerung des Hrn. Verfs. stimmen wir nicht ein, dass mit der Union, mit der Aufhebung des Symbols die Kirche selbst aufgehoben sei. Nur dann wäre es der Fall, wenn die Kirche einen so abstrakten Charakter hätte, wie der Hr. Verf. ihr zutheilt, was die Vorstellungen der symbolischen Bücher zum Theil selbst verschulden; ist denn mit dem Symbol der Kreis objektiver Formen der Lehre für die Kirche erschöpft? Hat denn die Philosophie sich selbst aufgegeben, als sie die mathematische Methode, die Form der Axiomen, oder als sie die Form der Postulate aufgab, hat sie nicht im lebendigen *System* ihr eigentliches Wesen erst erreicht? Ist die Kirche nicht ebendamit beschäftigt, die *Voraussetzungen*, die Statuten der Symbole aufhebend, das religiöse Selbstbewusstsein in neuen Gestaltungen, in neuen lebendigern Systemen, wo alle Theile in regsamen Zusammenhang mit dem innern Lebenspunkt stehn, sich objektiv zu vergegenwärtigen? Die „Innerlichkeit" und das „Selbstbewusstsein", worein der Verf. das ganze Leben der Kirche versenkt, kann immer nur die abstrakte Grundlage aller objektiven Gestaltungen oder die Rückkehr des Geistes aus diesen sein, erschöpft aber nicht den Reichthum kirchlicher Entwicklung. Denn der religiöse Geist will auch seine innre Welt sich stets zur Anschauung bringen; und diess kann er nur in der Lehre, in dem zusammenhängenden Systeme. Religion, Kunst und Wissenschaft sind im steten Process des Bewusstseins und Selbstbewusstseins begriffen, objektiv gestaltend und diese Gestalten wieder in den innern Lebensgrund zurücknehmend und daraus zu concreteren Darstellungen fortgehend, die in immer vollendeterer Form den noch verborgnen realen Grund aussprechen.

Der Hr. Verf. möge uns diese, vielleicht nur das Formelle betreffenden Ausstellungen zu Gute halten, um so mehr, da wir sein reges geistiges Streben und seine Wünsche für die Zukunft theilen. Die Sicherheit und Umsicht in Auffassung der Verhältnisse, so wie die vom geistigen Prinzip begeisterte jugendliche Kühnheit des Hrn. Verfs. hat uns auf gleiche Weise angeregt, und wir haben nur den natürlichen Wunsch, dass der treffliche Verfasser sich denen kenntlich machen möge, die ihn auf das innigste achten.

A. Schmidt.

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XXIII.

Schriften von Friedrich v. Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier. Vierter und fünfter Theil. Mannheim, 1840. *bei Heinrich Hoff. XIV,* 370, *VIII u.* 325 S. 8.

Die vorliegenden Theile dieser mit Geist und Sorgfalt geleiteten Sammlnng dürften die vorhergehenden an Interesse und Wichtigkeit für Viele noch übertreffen. Es gilt das nicht so sehr in Bezug auf die Seite, von welcher ich am Meisten gewünscht hätte, dafs Gentz und seine Schriften von ihr aus betrachtet worden wären: die Beziehung seiner Leistungen zu den Wissenschaften des *äufseren* Staatenlebens und zu der staatsmännischen Kunst. Um dieselbe vollkommen würdigen zu können, mufs man, wenn nicht eine glückliche Anlage dafür durch die Schule des Lebens zu diesem Verständnifs geführt wurde, sich in dem gründlichen Studium der hierher gehörigen Schriften und hauptsächlich der grofsen und vielfachen Staatsverhandlungen selbst gebildet haben, über welche, besonders aus den letzten drei Jahrhunderten, eine so unermefsliche Fülle von Actenstücken uns vorliegt. Eine lange, mit rechtem Eifer und gutem Blick geführte Beschäftigung damit mag allmälig in den Geist einweihen, in welchem und aus welchem in diesen Dingen wirklich gehandelt wird und der seine Formen und Kleider wechseln mag, gewisse Grundzüge aber solange behaupten wird, als nicht gröfsere Veränderungen vor sich gehen, als jetzt in irgend einer menschlichen Berechnung liegen. Die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Ideenkreise, mit der geistigen Atmosphäre, worin sich G. und seine Schriften bewegen, und dafs man ihn allerdings mit einer aus dem Blauen construirten und aus den Zeitungen ausstaffirten Ansicht und Kenntnifs vom Staate nicht zu erfassen vermag, bewog Manche, von jener Seite ganz abzusehen und die Frage auf ein anderes Feld zu verpflanzen, in welchem Jeder sich heimisch glaubt. Man hat die Persönlichkeit des Schriftstellers, für dessen Schriften man kein rechtes Verständnifs hatte, vor das Forum der Kritik gezogen und gerade zu diesem Urtheile liefern die vorliegenden beiden Bände ganz besonders wichtige Anhaltepunkte.

Der vierte Theil wird von einem zweckmäfsig einleitenden Vorworte des Herausgebers eröffnet und bringt dann zuvörderst den Briefwechsel zwischen *Gentz* und *Johannes von Müller*. Es wird keineswegs ein blofser Wiederabdruck des schon bisher erschienenen geboten. Ich habe mich bei Vergleichung mit der bekannten Maurer-Constantschen Sammlung — die ich übrigens sehr in Ehren halte, da sie mir viele genufsreiche Stunden bereitet hat — überzeugt, dafs die Vorwürfe, die von dort aus dem vorliegenden Unternehmen gemacht wurden, unbegründete sind. Wir bekommen hier die Zusammenstellung des ganzen Briefwechsels, soweit er vorhanden ist; wir bekommen nicht nur mehr, als dort, wo es sich nur um die Briefe *an* Müller handelte, zu erwarten war, sondern auch Anderes, was dorthin auch gehört hätte, aber entweder den dortigen Herausgebern nicht bekannt war, oder von ihnen aus sonstigen Gründen nicht gegeben wurde; und eine Vergleichung der Abweichungen in dem Texte der sich an beiden Orten vorfindenden Briefe bewährt die kritische Sorgfalt, mit welcher die vorliegende gearbeitet ist. Namentlich sind mehrere Theile und Beilagen von Briefen hier erst an die rechte Stelle gebracht worden.

Die ersten beiden Briefe der Schaffhäuser Sammlung fehlen, da der eine davon gar nicht von Fr. v. Gentz, sondern von einem unbekannteren Genz, der andere nicht an Müller, sondern an Böttiger gerichtet war. Die Reihe wird hier mit dem dritten Briefe jener Sammlung, dem vom 4. März 1799, eröffnet,

worin Gentz sich zuerst bei Müller einführte. Ein Brief, der mit einer nicht bloſs formellen Artigkeit, aber ohne eine Spur von Kriecherei geschrieben ist und schon jene würdevolle Haltung trägt, welche G. niemals verlassen hat, G., den man Aristokrat, Legitimist und was sonst nennen mag, während er in Wahrheit conservativ war, der aber niemals in seinem Leben servil gewesen ist. — Bei dem zweiten Briefe, vom 8. Mai 1799, in dem schon ganz die freundschaftliche Stellung des sich ebenbürtig Fühlenden vortritt, will ich doch die Stelle nicht unerwähnt lassen, wo G. sagt: „Ich habe überhaupt den sogenannten Erbhaſs der Preuſsen gegen das Haus Oesterreich nie gefühlt; hätte ich mir aber die ganze Portion dieses Hasses, die z. B. der verstorbene Hertzberg besaſs, einhauchen lassen, so würde dennoch mein erster und unerschütterlicher Grundsatz gewesen sein, für jetzt, da es nur *Eine Sache und nur Einen Feind giebt*, alle andern Gefühle, Systeme und Meinungen zu vertagen, bis jene groſse Sache ausgefochten, dieser Feind bekämpft ist". Man mag es dahingestellt sein lassen, ob G. wirklich, wenn er jenen Haſs getheilt hätte, sich von demselben würde haben *insoweit* freimachen können; es kann sein, daſs derselbe Zug seines Wesens, der ihn schon damals das Richtige erkennen lieſs, ihn auch vor jenem Hasse bewahrte. Aber man sieht, daſs G. nicht zu den Politikern gehörte, die ihre Weisheit mit jedem Tage erst neu für den Tag schöpfen, sondern schon 1799 wuſste, was 1813 retten sollte und was auch früher gerettet haben würde, wenn man allerwärts so hell gesehen hätte. — Nach einigen kleineren, minder bedeutenden Schreiben kommt der wichtige Brief vom 14. November 1804, (in der Schaffhäuser Sammlung der 10te und vom 4ten datirt) und wir finden ihn mit seinem so höchst interessanten zweiten Theile verbunden, der in jener Sammlung zwar auch, aber an einem ganz falschen Orte vorkommt. Darin trägt G. seinem Freunde besonders über zwei Punkte seine Zweifel vor: die Reformation und die Zerstückelung Deutschlands. Ich bin weit entfernt, die Ansichten zu theilen, die G. hier ausspricht und widerstehe nur schwer der Versuchung, dieselben auszuziehen und mit Gegenbemerkungen zu begleiten. Aber man müſste sehr befangen sein, wenn man nicht die Reinheit, das Edle der Beweggründe, die G. in jene Zweifel führten und die in jener Zeit so seltene wahrhaft innige Liebe zum groſsen deutschen Gesammtvaterlande anerkennen und die Wahrheit der ganzen Gesinnung, des ganzen Strebens aus jedem Worte herausfühlen wollte. Ebenso muſs man sich der in unserer Zeit so seltenen Gewissenhaftigkeit freuen, mit welcher G. auch die Gegenseite der Frage ehrlich und eifrig zu betrachten strebt und zugleich selbst nach Belehrung und Berichtigung seiner Ansichten verlangt. Wollte aber Jemand sagen, daſs hier abermals ein Beispiel des Abfalles, oder der Heuchelei hervortrete, indem G. sich zu Gunsten der Einheit Deutschlands ausspreche, während er später deren Verwirklichung, wie man wenigstens glauben will, entgegengewirkt und noch später die Anhänger derselben Idee bekämpft habe; so hat schon G. darauf geantwortet, indem er in demselben Briefe schreibt: „ich wiederhole noch einmal, daſs dieses jetzt blos speculative Ideen sind; denn so wie die Sachen nun stehen, wäre es zum wenigsten Raserei, auf jenen unwiderbringlich verlorenen Zweck je wieder zurückkommen zu wollen; und alle meine Wünsche concentriren sich dahin, durch das *föderative* Band noch möglichst zu bewirken, was durch kein *constitutionelles* mehr irgend erreichbar ist". — Ein kleines Billetchen vom 27. Februar 1805 ist auch neu und zeigt wenigstens, wie ernstlich G. jene Zweifel auf dem Herzen lagen. „Auf einen Brief wie der", beginnt es, „den ich Ihnen im Monat November schrieb, keine Antwort zu bekommen, ist einer von den Vorfällen, die den Muth zum Leben schwächen". — Nun kommen die Antworten Müllers und darunter die gediegene auf jene Zweifel, worin er mit Recht von der Reformation sagt: „die Reformation mit unserer Aufklärerei zu vergleichen, ist eine Parallele zwischen einem Pallast und einem Kartenhause" und in Betreff Deutschlands die Einheit *im Wesentlichen*, dagegen aber ein selbstständiges Leben in jedem seiner Theile fordert. Die folgenden Briefe finden sich auch bei Maurer-Constant. Dabei sind aber hier Müllers Antworten dazwischengeschoben. Auch der stärkste Verehrer Müllers wird kaum verkennen, daſs in diesem Briefwechsel Wirklichkeit und Natürlichkeit der Ueberzeugung und Tiefe der Empfindung, des Strebens, überwiegend auf Gentzens Seite sind und daſs alles Pathos, alles Forçirte in Müllers Ausdrücken den Mangel dieser tieferen Begründung nicht verbergen können; wo-

bei aber anerkannt werden soll, dafs manches einzelne Urtheil, wie es Müller aus wissenschaftlicher Ueberzeugung schöpfte, dem Gentzischen überlegen ist. — Uebrigens wird hier auch der von Dorow mitgetheilte und von ihm irrthümlich an Brinckmann addressirte Brief in der Merkelschen Angelegenheit eingeschaltet. Ein kleiner, die Zeitlage mit zu früher Hoffnung betrachtender Brief (vom 4. Sept. 1806), den die Schaffhäuser Ausgabe in das Jahr 1805 gereiht hatte, wird hier an seine rechte Stelle gebracht. Die wichtigste neue Beigabe ist aber unstreitig der *letzte* Brief von Gentz an Johannes v. Müller, der Los- und Absagebrief, aus Prag vom 27. Februar 1807 datirt. Ueber diesen mufs ein Mehreres gesprochen werden.

Johannes v. Müller wird von wenigen Jüngeren so geliebt worden sein, wie von mir. Kein anderer Schriftsteller aus diesen Fächern hat so frühen Einflufs auf meine Bildung gehabt; mit keines berühmten Mannes Leben und Schicksalen, Denken und Empfinden bin ich so früh vertraut gewesen, wie mit Müllers. Seine Briefe, besonders die an seinen Bruder, in denen er sich ungleich natürlicher und einfacher giebt, als in den berühmten an Bonstetten, waren schon des Knaben liebe und immer wiederholte Lectüre und wenn ich auch den Staatsgelehrten noch nicht verstand, so liebte ich doch den Menschen, liebte ihn um seines Enthusiasmus für alles Grofse und Gute, seiner Milde des Urtheils, seines Wohlwollens für Alle, die ihm nahten, der Liebe willen, die ihm so viele Edle zeigten, liebte ihn, weil ich ihn so gänzlich zu kennen glaubte in seinem ganzen persönlichen Wesen, seinen Eigenheiten, seinem häuslichen Thun und Treiben und diese mir so vertraute Individualität durch ein so hohes Streben geweiht, durch einen so grofsen Namen gehoben sah. Ich habe seitdem in dem Schriftsteller und dem Menschen manche schwache Seite entdecken lernen, die mir früher unbekannt geblieben war; aber meine Liebe zu ihm hat sich deshalb nicht vermindert und nur mit Entrüstung erfüllte es mich, wenn ich sah, wie man sich nur an die Schwächen heftete und um ihrentwillen ein allgemeines Verdammungsurtheil aussprach, die Tugenden aber übersah, für die man alle Schwächen hätte vergessen mögen. Mit Trauer sah ich auch Niebuhr ein in schlimmster Bitterkeit ungerechtes Urtheil fällen, das nicht sowohl Müllern schaden, als auf Niebuhr einen gehässigen Verdacht werfen konnte, das ich aber willig mit der Zeit, in der es gefällt ward und der augenblicklichen Gereiztheit einer oft verdüsterten Stimmung entschuldige. Bei diesem meinem Verhältnisse zu Müller mufste dieser furchtbare, dieser zermalmende Brief von Gentz einen schweren und schmerzlichen Eindruck auf mich machen; dieser Richterspruch von einem Manne, vor dessen Geiste ich die höchste Achtung, zu dessen Ueberzeugungswahrheit ich das gröfste Zutrauen hege, der berechtigt ist, in dem judicium parium über Müller zu sitzen, und der sein Freund war, und sein Urtheil wider ihn, wie man deutlich sieht, nur mit tiefem Kummer, ohne persönlichen Groll, wie der Freund es abgab, der den Freund verurtheilen mufs, weil er ihn loszusprechen sich aufser Stande fühlt und als Patriot nicht übersehen zu dürfen glaubt, was der Freund an sich verziehen hätte. Wo ist jemals ein so herbes, zermalmendes Urtheil mit dieser äufseren würdevollen Ruhe, mit dieser Erhabenheit, diesem Schwunge der Diction gefällt worden? Wie unerbittlich dringt der Blick in die innersten Falten des Herzens und spürt den Beweggründen der gerichteten Handlung nach! Mit welchem edlen, von aller Ostentation freien, nur in der Sache selbst liegenden Stolze des Selbstbewufstseins steht hier Gentz in wahrer Erhabenheit über Müller da! — Was ich zu dem Urtheile selbst sage? Gentz beurtheilt Müllern richtig, aber er thut ihm dennoch Unrecht. Dafs Müller schwach, dafs er das Spiel vorübergehender Eindrücke war, dafs alle seine damaligen Mifsgriffe aus dem einzigen Umstande flossen, dafs er in Berlin blieb und nicht nach Preufsen oder Oesterreich ging, ist ganz richtig. Allein man würde Müllern sehr Unrecht thun, wenn man dieses „das Spiel jedes vorübergehenden Eindrucks sein" dahin auslegen wollte, als hätte Müller von jedem Eindruck, der ihn hinrifs, auch zu Allem und Jedem gemacht werden, als hätte er jemals aufhören können, ein von edlem Enthusiasmus, von warmer Menschenliebe, von lebendigem Gefühl für das Grofse und Schöne getragener Mensch zu sein, als hätte er jeder Sache *auf jede Weise* dienen können. Die Umstände, denen in einem gewissen Grade sich nicht leicht ein Mensch völlig entziehen kann, hatten mehr Einflufs auf ihn, als auf manchen Andern; sie konnten ihn auf eine falsche Seite ziehen, aber schlechtmachen konnten sie ihn nicht. Er war nicht zum grofsen Patrioten

geboren, aber er war deshalb nicht weniger ein edler, liebenswürdiger Mensch. Er heuchelte nicht, wenn er 1806 so und 1807 so schrieb; sondern er dachte 1807 anders, als 1806 und die Schuld lag darin, dafs sein in den Ausdrücken so forcirter Enthusiasmus von 1806 eben auch nicht so tief in seinem Wesen begründet war, wie er selbst glaubte und dafs solche Ereignisse und Eindrücke sich zwischen diese Jahre gelagert hatten. Es ist aus seinen Briefen hinlänglich bekannt, welche Masse von kleinen Umständen sich vereinigten, ihn in Berlin zu halten, wie selbst gar zarte Rücksichten dabei auf ihn wirkten, wie er von gewichtigen Seiten her in seinem Verfahren bestärkt wurde, welchen Eindruck die von den Franzosen ihm bewiesene Auszeichnung auf ihn machte, wie ihm die Erscheinung und Zusprache des Kaisers imponirte, wie dieser Gewaltige, der so Viele gewann, auch ihn, den so leicht zu Ergreifenden, hinrifs, welche Mifsverständnisse sich zwischen ihn und den Hof drängten, wie er den unter diesen Umständen besten Entschlufs ergriff, nach Tübingen zu gehen und — wozu er am Meisten berufen war — ein deutsches Gelehrtenleben zu führen und wie ihn da, den willenlos Widerstrebenden, das Machtgebot des Kaisers an den Ort berief, der der Ort seiner Tristien werden sollte. Er nahm den Antrag an und diente Frankreich, zu dessen unversöhnlichem Gegner er sich allerdings niemals, wie Gentz, geweiht, aber dessen Siege er bekämpft und betrauert hatte. Er beklagte sie auch jetzt noch und wenn er den Sieg des Kaiserthums für unabwendbar ansah und sich in dieser traurigen Annahme wenigstens mit der Hoffnung zu trösten suchte, dafs diese Herrschaft der Vorläufer einer Regeneration Europas sei, wer möchte doch behaupten, dafs sein Herz in Wahrheit jener Herrschaft gehört hätte, dafs er ihr mit Liebe anhing? Er glaubte auch nicht Frankreich, sondern Deutschland noch unter dem französischen Joche zu dienen. Doch wie dem auch sei, er ging zur französischen Seite. Gentz hätte das nicht gethan. Aber eine andere Frage ist es, ob Gentz, *wenn* er doch von Frankreich gewonnen worden wäre, nicht ganz anders in dessen Sache übergegangen sein; oder doch, ob er in diesem Dienste sich so uneigennützig, so standhaft, so aufopfernd für die Sache der seiner Fürsorge empfohlenen Glieder und Interessen des *deutschen* Volkes gezeigt haben würde, wie Müller that? Jeder hat seine Tugend, seine Gröfse. Gentz die des politischen Parteihauptes, der an der erkorenen Sache unerschütterlich festhält, aber auch für den einmal ergriffenen Zweck nicht zu bedenklich in der Wahl der Mittel ist, oder doch ganz in ihm aufgeht, Alles nur zu ihm in Bezug setzt. Dafs er den edelsten Zweck erkor und festhielt, ist sein hohes Verdienst. Müllers Tugend lag eben darin, dafs er gar nicht zum Parteimann gemacht war; dafs er gar nicht um der Sache willen aufhören konnte, er selbst zu sein und tausend Dinge, worunter auch viele gar edle und schöne, seinem wahren Wesen viel wichtiger waren, als diese Staatsaffairen, in die er gezogen ward. Er würde nie dem guten Zwecke ein zweideutiges Mittel haben widmen können; er hatte immer neben seiner Sache noch andre Götter, die ihn von ihrem Dienste abzogen und die gewifs keine niederen Gottheiten waren. Sein Unglück war, dafs die Sache, in deren Dienste er endigte, nicht die beste war. Allein abgebüfst hat er seinen Mifsgriff durch die Leiden, die er deshalb erduldete und die ein weniger Edler sich erspart haben würde, und durch die Art, wie er in diesem Dienste verfuhr. Ich habe vor mir die reichen Sammlungen der Briefe von ihm und an ihn aus seiner westphälischen Zeit. Wie ist jede Seite mit Beweisen seiner unermüdlichen, aufopfernden Sorgfalt, seiner lebendigen Theilnahme, der Standhaftigkeit erfüllt, mit der er für seine Pflicht, für die ihm vertraute Sache, für jede Gelegenheit, zu nützen und wohlzuthun, sich tausendfachen Mühen und, was schwerer ist, den bittersten Kränkungen aussetzte, die seine zerrüttete Gesundheit vollends zum Tode zerstörten. Wie war er doch die einzige Zuflucht, der einzige Vertrauen erweckende und verdienende Hort so Vieler! Mit welcher Unerschrockenheit, mit welcher Würde bot er in derselben Zeit, um deren willen man ihn verurtheilt, einer in jenen Tagen gar gefährlichen Ungunst Trotz, nicht um seinetwillen, nein für die Sache, oft in den Angelegenheiten ihm ganz Fernstehender! Ich finde in seinen Briefen zwei, die er im Interesse eines alten braunschweigischen Prinzen, dem man die Apanage vorenthalten, an den Minister geschrieben. Welcher Freimuth herrscht in ihnen; eine Sprache, die in einer solchen Sache einem Franzosen gegenüber geführt damals die schlimmsten Folgen haben konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier.

(Schlufs.)

Und mitten unter so zahllosen servilen Schmeichlern wagte Er, den man des Abfalles und der politischen Feigheit beschuldigt, seine politische und bürgerliche Existenz und die Ruhe seiner letzten Tage aus blofsem Mitleid für einen alten, vergessenen Prinzen einer vertriebenen Dynastie! Darin ist auch Gröfse; darin ist mehr, es ist Edelmuth darin und schöne Menschlichkeit. — Gentz konnte diese Vorgänge nicht wissen, aber er konnte wissen, dafs Müller so handeln würde. Es ist wahr, G. selbst ist weit entfernt, ein allgemeines Verdammungsurtheil wider Müller, den er hauptsächlich wegen dessen zu Gunsten des Rheinbundes veröffentlichten Ansichten angreift, da von Kassel damals noch keine Rede war, auszusprechen; er nimmt ihn selbst gegen die gemeinen Auslegungen in Schutz, die man im Publicum, wie er nur zu wahr voraussetzt, von seinem Verfahren anstellen möchte. Aber doch urtheilt er viel zu hart, zu zornig und wie sehr ich den Inhalt des Briefes, ohne ihm beizupflichten, bewundere, den Gedanken des Briefes selbst vermag ich nicht ganz zu begreifen. Ich würde die Handlung moralisch tadelnswerther gefunden haben, hätte Gentz, statt des Briefes, einen Artikel gegen Müller geschrieben und in die Zeitungen rücken lassen; aber sie wäre politisch begreiflicher gewesen, denn sie hätte einen politischen Zweck gehabt. So aber hatte der Brief keine äufsere Bestimmung und mir wenigstens ist es nicht begreiflich, welches innere Bedürfnifs dadurch befriedigt werden sollte, dafs G. einem zeither von ihm geachteten Manne und den er doch immer noch nur für schwach hielt, wofür er ihn stets erkannte, seine Meinung über ihn auf eine so tief verwundende Weise zu erkennen gab. Und dies einer so leicht verwundbaren Seele gegenüber! Dagegen versöhnt es wieder, wenn wir die Sprache dieses von Gerechtigkeitsgefühl und Selbstbewufstsein getragenen Zornes mit der giftigen Polemik unserer Tage und ihren Schlangenwindungen vergleichen. (Mehr im neuesten Geschmack schreibt der Theorieenmann Adam Müller in einem auch bei Schlesier unmittelbar vorher mitgetheilten Briefe über Müller an Gentz.). Gentz selbst bleibt frei von Gemeinheit, frei von jeder Spur der Bosheit; er ist weit entfernt, in hämischen Verdrehungen und Uebertreibungen immer neue Waffen gegen den Zielpunkt des Angriffs zu suchen, er sucht nach Entschuldigungsgründen, er zeigt unverkennbar, wie schmerzlich ihm das harte Urtheil fiel, das er fällen zu müssen glaubte, und noch der Schlufs bewährt es, wie treu es ihm nur um die Sache zu thun war. Dieser Schlufs selbst ist zu schön und zugleich zu bezeichnend, als dafs ich es mir versagen könnte, ihn herzusetzen: „Glauben Sie nicht, dafs ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewufst, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle also, was es heifst, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungs-Urtheil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie; Sie zu hassen, ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühungen krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt, unter weisen Regenten emporblühen".

Unter den zweckmäfsig gewählten Beilagen zu diesem Briefwechsel hebe ich ein Fragment aus einem noch weiterhin zu besprechenden literarischen Tage-

buche hervor, worin G., meist 1826, zu einigen Theilen der Müllerschen Werke, die er gerade gelesen, Bemerkungen niedergeschrieben, die besonderen Bezug zu seiner Ansicht von Müllers Charakter und Wesen haben. Die Stimmung gegen M. ist eine ungünstige und einzelne Urtheile laufen unter, die hart und ungerecht sind, nicht wenige, die bei einer milderen Stimmung auch gemildert worden sein würden; Einzelnes jedoch findet G. auch in dieser Stimmung noch bei M. vortrefflich. — Hierauf folgt ein Anhang vermischter Briefe: Gentz an Böttiger; Nachträge zu den Briefen von Mackintosh; Gustav von Brinckmann an Gentz; Gentz an Adam Müller. Auch die Briefe von Brinckmann haben manches Interessante. Von Gentz findet sich auch hier kein Brief, in dem sich nicht, da der Ausdruck geistreich bei ihm weder erschöpfend, noch treffend ist, der grofse, sichre, mit sich einige Geist verkündete.

Der fünfte Theil wird, nach einem Vorworte des Herausgebers, durch ein interessantes biographisches Fragment von demselben eröffnet, worin er den Abgang G.'s von Berlin, dessen Anstellung in Oesterreich und dabei hauptsächlich die Umgebungen G.'s schildert und die zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten aufzählt, mit denen G. schon damals in mehr oder weniger vertrauter Verbindung gestanden. — Hierauf folgen: „politische Denkschriften und Briefe" meist kleinere Aufsätze und Noten aus der Zeit nach 1814. Als besonders bezeichnend für G., oder für die Politik, als deren Vertreter er dabei auftrat, erscheint mir die Bereitwilligkeit, mit der er, auch nach der Juliusrevolution, auch das Neue begrüfst, wenn er es als ein Zeichen der wiederkehrenden Ordnung begrüfsen kann, und auch den Thron Louis Philipps und den Belgischen willkommen heifst, sobald er in ihnen die Stützen neuer Befestigung erkannt. Denn es ist nicht ein einseitiges Parteibanner, nicht irgend eine willkürlich gesetzte Idee, der er huldigt, sondern die Herrschaft der gesetzlichen Autoritäten, die ruhige, feste Rechtsordnung, das kräftige Ansehen der Regierungen und ihre Obergewalt über die Parteien, das ist es, wofür er wirkt und worin er das Heil sieht. Er mag den revolutionären Ursprung einer Regierung tadeln und beklagen, wie denn ein solcher Ursprung auf lange Zeit hinaus der Regierung und dem Lande unfehlbar grofse Schwierigkeiten schafft; allein er vergifst jenen Uebelstand, sobald er erkennt, dafs die Regierung wenigstens gegen das gröfsere Uebel, gegen den fortgesetzten Revolutionsstand sichert. — Von besonderem Interesse ist auch ein die Allgemeine Zeitung betreffender Briefwechsel zwischen G. und Baron Cotta.

Zwei Bestandtheile dieses Bandes waren uns aber die merkwürdigsten und davon ist der eine das Journal der Arbeiten und Lectüren aus den Jahren 1826 und 1827, dem auch die oben erwähnten Stellen über Müller entnommen waren. Hier in diesen nur für ihn selbst in flüchtigen, fragmentarischen Noten hingeworfenen Bemerkungen thun wir Blicke in die Studierstube und in das Gedankenleben des Staatsmannes. Wohl dürften sich die, die in G. den Weltmann, den Lüstling und den trägen Genufsmenschen, der höchstens für schweres Geld ein Paar Artikel schreibt, zu sehen gelehrt wurden, verwundern, wenn sie die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, die Masse der von ihm in Mufsestunden studierten Werke und das lebendige, meist ohne besonderen Zweck für das Geschäft, vielmehr aus einem Bedürfnifs einer edlen geistigen Nahrung geflossene Interesse kennen lernten, mit dem er diese Studien trieb.

Den Schlufs machen wieder Briefe von und an Gentz und zwar: an und von *Goethe*; Frau von *Staël* an G.; an *Alexander v. Humboldt*; *Wilhelm v. Humboldt*, *Heeren*, *Rahel* an G.; G. an *Amalie v. Helvig*. Ref. hat sich besonders an den Briefen Wilhelm Humboldts, dieser kerngesunden Natur, erbaut. Allein der merkwürdigste bleibt immer der Brief an Amalie v. Helvig. G. hatte sie geliebt und ihr in früheren Jahren seine Hand angetragen, die sie abgelehnt hatte. Nach langen Jahren erhielt er einen Brief von ihr, der zunächst Jemanden empfehlen sollte, zugleich aber, wie G. sich ausdrückt, eine Art von „Herausforderung", eine nicht billigende Berührung seiner Meinungen enthielt. Er nimmt die Anfrage an und verbreitet sich in diesem im Oct. 1827 geschriebenen Briefe ausführlich über seinen politischen Standpunkt, ich möchte sagen, über sein politisches Gewissen. Der Brief ist keines Auszugs fähig und sagt auch in der Hauptsache, besonders nach dem, was schon im ersten Bande enthalten war, nichts Neues, ist aber ein Meisterstück in der Form und zugleich von einem so tiefen und edlen Gefühl durchhaucht und getragen, dafs dieser Brief auf Jeden, auch wenn er den darin

ausgesprochenen Meinungen noch so fern steht, einen mächtigen und wohlthuenden Eindruck zu machen nicht verfehlen kann; es müfste denn den Leser die Befangenheit des Parteihasses gänzlich verhärtet haben, oder alle Empfänglichkeit für eine solche Sprache gebrechen.

Bülau.

XXIV.

Ueber die Sprache der römischen Epiker von Dr. J. R. Köne. Nebst einer Nachschrift über die Metrik der römischen Epiker von Prof. Dr. W. H. Grauert. Münster, 1840. *VI.* 318 S. 8.

Dafs die römischen Epiker sich des dactylischen Versmafses wegen manche Freiheiten in Bezug auf die Sprache erlauben mufsten, z. B. in Verkürzung und Verlängerung von Endungen, dafs sie ferner, wie Dichter jeder Zeit, neue Wörter schufen, alte hervorsuchten und von den Gesetzen der Prosa mannigfach abwichen, war längst anerkannt. Doch waren wir noch weit von einer Zusammenstellung und wissenschaftlichen Begründung und Kritik der einzelnen dahin gehörigen Erscheinungen entfernt. Diese Lücke hat Hr. K. durch obiges Buch, welchem bald ein zweiter Theil über die Syntax der Epiker folgen soll, auszufüllen gesucht, doch, wie wir unumwunden gestehen müssen, auf eine höchst unwissenschaftliche und folglich ungenügende Weise. Von Anfang bis Ende kennt Hr. K. für alle wirklichen und scheinbaren Abweichungen der Epiker von dem Sprachgesetze der Prosa nur den einen äufserlichen Grund: die metrische Noth hat dazu gezwungen. Schon der Punkt, von welchem derselbe ausgeht, zeigt den Mangel an Wissenschaftlichkeit und die Art und Weise, wie er es thut, eine Unklarheit, einen Mangel an tieferer Einsicht und eine Leidenschaftlichkeit, welche oft Indignation erregt; zuweilen aber auch an die ergötzliche Kritik der römischen Dichter von Ch. K. Sprengel erinnert. — Hr. K. verglich öfter den Anfang der Odyssee mit dem der Aeneis und ach! wie fand er bei Virgil „alles künstlich und fast verworren". Nachdem er einige, nachgerade triviale, Redensarten über Homers kindliche Einfalt, über das Schwelgen der Griechen in ihrem Sprachschatze, vorausgesandt, welche Deklamationen von Zeit zu Zeit im Buche wiederkehren, so fährt er fort: „Dagegen ist bei Virgil das arma virumque cano breit (?) gegen ἄνδρα, kündigt gleich den waffengewohnten Römer an und pafst doch nicht so recht zu dem Wollen und Thun des pius Aeneas". Also der waffengewohnte Römer soll sich nicht als solchen ankündigen? Und arma pafst nicht zum Aeneas? Es ist hier kaum nöthig daran zu erinnern, wie Aeneas allenthalben in der Aeneis als der für den Julus kämpfende, handelnde dargestellt wird, wie derselbe es selbst ausspricht XII, 435. Weiter heifst es „Im stolzen Gefühl eigener Kraft sagt Virgil cano, wogegen Homerus in Demuth die Muse anruft u. s. w." Ob dies Tadel oder Lob oder keins von beiden für Virgil sein soll, sieht man nicht wohl; das u. s. w. erinnert etwas stark an das berüchtigte etc. „Das qui ist von virum, dem es in schlichtem Bau zunächst stehen müfste, durch cano und Troiae getrennt. Dies Troiae selbst wird getragen von oris und in dessen unmittelbarer Nähe wäre auch sein Platz". In dem Angeführten offenbaren sich bereits zwei wesentliche Eigenschaften des Hrn. K., Unklarheit und Beschränktheit. Um von letzterer zuvörderst zu sprechen, so verlangt Hr. K. vom Dichter durchweg die allergewöhnlichste Wortstellung. Ja, ruft er S. 8, der Vers des Ennius (Hr. Grauert legt S. 285 denselben Vers dem Lucilius bei): Tum laterali' dolor, certissima' nuntia' mortis — da ist eine natürliche Wortstellung. Ob nun in dem Tadel des Virgil der „schlichte Bau" die Prosa bedeutet, scheint zwar ungewifs, doch wahrscheinlich, denn eben danach forscht er, warum „die Römer in ihrer epischen Sprache so ganz aus dem geraden Gleise der Prosa ausgeschweift sind". Käme man nun Hrn. K. etwa mit folgendem Satze des Cicero: *cuius* ego quaestor ignoratum ab Syracusanis, quum esse omnino negarent, septum undique et vestitum vepribus et dumetis indagavi *sepulcrum*, so würde er wahrscheinlich antworten: „Selbst der so preiswürdige Cicero ist nicht frei von der Sucht die Dichter nachzuahmen" (S. 20). Hier erfahren wir auch gelegentlich, dafs von der Patavinitas des Livius die Epiker auch die Schuld tragen (!) und in demselben Athem bekommt Tacitus sein Theil ab, der „die Sprache mit einer Gewaltthätigkeit behandelt, die kaum ihres Gleichen hat". So nimmt uns Hr. K. jeden Boden: hat ein Epiker eine Form, die nicht in

den gangbaren Texten eines Prosaikers sich findet, so hat der Epiker einen Fehler gemacht, hat der Prosaiker eine seltnere, sonst mehr dichterische Form, so ist er blindlings dem epischen Verführer gefolgt. Beinahe lächerlich ist der folgende Tadel, nämlich, dafs wir gleich von Troja in Italien seien, dann durch fato profugus nach Troja zurückgeworfen würden und erst dann nach Lavinium kämen. Ohne dergleichen einer Widerlegung zu würdigen, so fragen wir Hrn. K., ob er denn gar nicht fühlte, wie richtig Virgil die Hauptbegriffe: arma, Troiae, Italiam, Lavinia theils zu Anfang der Verse theils nach der Hauptcäsur stellte, die andern Wörter in die thesis und zwar so, dafs primus, welches unter diesen die meiste Betonung hat, nach der Nebencäsur steht? Mit dem Rechte, mit welchem Hr. K. Virgil tadelt, kann auch die Stellung von *οὐλομένην* im Anfang der Ilias getadelt werden und wie würde es erst den Tragikern ergehen, bei welchen die Wörter oft so verschränkt sind wie tesserulae omnes Arte pavimento atque emblemate vermiculato. Dann schliefst Hr. K. diese herostratische Kritik: „Ueberdies ist die Sprachform im zweiten Verse dreifach verletzt, durch die Länge der ersten Silbe in Italiam und Lavinium und die Kürze in profugus". Wir hoffen, Hr. K. schäme sich jetzt dieser ersten Seite, auf welcher so ungeheuere und so unerwiesene Beschuldigungen gehäuft sind. Denn die Verlängerung des i und a ist keine *Verletzung* zu nennen, sondern schlechthin Nothwendigkeit in allen Sprachen, wobei wohl zu beachten, dafs viel darauf ankommt, in welcher Silbe die Abweichung von dem usus geschieht. Wenn z. B. Lucan Tauromenītanam sagt, so ist dies weit eher eine Verletzung als jenes zu nennen, doch auf solche Unterschiede läfst sich Hr. K. eben so wenig ein, als er irgend einen Unterschied unter den Epikern selbst macht. Endlich kann Unterz. in prōfugus durchaus gar nichts Abweichendes sehen, denn die Mittelzeitigkeit des o scheint zwar Hr. K. zu leugnen, doch hat er sie nicht widerlegt. So wie diese Stelle des Virgil, hat Hr. K. alle übrigen in seinem Buche vorkommenden Dichterstellen behandelt, was Ref. besonders deshalb erwähnt, damit er so wenig als möglich Einzelnheiten weiter anzuführen genöthigt ist. Abgesehen von allem übrigen zeigt sich, dafs Hr. K. weder eine klare Anschauung von der historischen Entwicklung der lateinischen Sprache noch eine Kenntnifs von dem eigentlichen Geiste derselben besitzt, wie er sich namentlich in ihrer Wortstellung manifestirt. Aus allen den von ihm geschmähten Grammatiken und Handbüchern hat derselbe noch viel zu lernen, um den Virgil interpretiren zu können; dann mache er uns eine einzige Bemerkung über den lateinischen Sprachbau, wie sie z. B. Hocheder in seiner Ausg. der Ars poetica S. 24—28 gibt, und wir wollen ruhiger seinen Tadel des Virgil anhören, es würde dann der Tadel eines Denkers sein. Und was gibt ihm die Berechtigung, Homer mit Virgil in technischer und formeller Hinsicht auf solche Weise zu vergleichen? Das römische Epos ist, was das homerische nicht ist, ein Kunstepos, also war zu ermitteln, wie hat die Kunst fördernd oder hemmend in den Gang der natürlichen Sprachentwicklung eingegriffen. Welche grofse Schwierigkeiten diese Aufgabe mit sich führt, scheint Hr. K. wenig ermessen zu haben. Die ungeheuere Behauptung, dafs die Epiker „in ihrer unbeschreiblichen Verlegenheit den schönen Bau der Sprache aus den Fugen rissen, ihn oft gräfslich verstümmelten", zu deren vollständigem Erweis nach der jetzigen Höhe der Wissenschaft ein ganzes Menschenleben gehören würde, drückt ihn mit ihrem Gewichte sehr wenig. Es fällt ihm nicht ein, uns diese Epiker näher vorzuführen, zu zeigen, wie es möglich war, dafs ein ganzes gebildetes Volk ihnen blindlings folgte, uns zu sagen, wo denn jener schöne Bau sich rein und unversehrt findet? Mannigfache Andeutungen in Cicero's rhetorischen Schriften lassen uns mit ziemlicher Gewifsheit vermuthen, dafs in der Zeit der Gracchen bis Sulla sich eine mächtige Umwälzung in der Sprache allmählig vorbereitet habe, welcher das schnelle Aufkommen des Ritterstandes nicht fremd war. Die ursprüngliche Entwicklung der Sprache stand in genauem Zusammenhange mit der Entfaltung der Eloquenz und erreichte ihre höchste Blüthe in Cicero und Cäsar. In dieser Entwicklung strebte Formenlehre und Syntax vorzüglich nach oratorischer Fülle. Daneben machte sich seit jener Zeit das jedem practischen Volke inwohnende Streben nach Kürze immer mehr geltend und trat um so mehr hervor, je mehr die Beredsamkeit zur Scholastik einschrumpfte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

Ueber die Sprache der römischen Epiker von Dr. J. R. Köne.

(Schlufs.)

In den Dichtern, in Livius, Tacitus u. s. w. tritt für uns diese andere Seite der Entwicklung ins Leben, ich sage absichtlich für uns, denn wer wird mit Hrn. K. alle ungewöhnlicheren Formen der Epiker von diesen für erfunden halten? Alle jene Constructionen des Gerundiums u. s. w. wählte mit Vorbedacht der Redner, aber die Construction mit dem Infinitiv z. B. widerstrebt durchaus nicht dem Geiste der Sprache. Nennen selbige die Grammatiker einen Gräcismus, so heifst das weiter nichts, als dafs jene Construction der oratorischen und als solcher allerdings nationellsten Entwicklung fremd war. Nach Hrn. K. kann die epische Poesie und die silberne Latinität gar keine Berechtigung haben, als geistiges Moment in der Entwicklung des Sprachgeistes dazustehen. — Nachdem nun derselbe die Gattungen von Wörtern angegeben, welche das dactylische Versmafs verschmähen, so zählt er ihre Aushilfen auf und zwar zunächst durch die Form, wo er tadelt, dafs die Elision von s aufgegeben sei, woran nach Hrn. Grauert S. 285 die Epiker Schuld waren, obwohl derselbe in der Anm. selbst anführt, man habe schon zu Cicero's Zeit etwas subrusticum darin gefühlt. Dergleichen Widersprüche finden sich mehrere. Die Elision hafst Hr. K. sehr und hat sie wahrscheinlich deshalb *Stutzung* getauft, welcher Name freilich noch anmuthig gegen die Verdeutschung von hiatus in *Klaffe* klingt. Durch die Elision und „derartige Sprachverderbnisse" sind nach Hrn. K. die Epiker „aus der Falle in die Schlinge" gekommen und allerdings zappeln die Armen sehr unter seinen Händen. Beide Herren meistern und mäkeln an Virgil gewaltig, ohne zu bedenken, dafs in Dingen, deren letzte Entscheidung vom Ohre abhängt, wir so gar nichts wissen können. Wie ganz anders verfährt ein Lobeck in seinen Untersuchungen über Kakophonie und Euphonie! Doch dies ist ein gründlicher Forscher, Hr. K. und Hr. Gr. haben in ihrem Absprechen über den hiatus z. B. nicht einmal des fleifsigen Wagner Quaestio de hiatu beachtet. Behauptungen wie S. 13, dafs der Römer, wenn er audibat f. audiebat sagte, über die festen Grundsätze seiner Sprache weggegangen sei, finden sich fast auf jeder Seite, doch natürlich ohne Beweis. In der Rubrik „lexicalische Aushilfe", in welche Hr. K. mancherlei Heterogenes zusammenwirft, berührt er die schwierige Frage über die Hendiadys mit gewohnter Oberflächlichkeit, docirt nicht ohne einige Seitenhiebe, dafs dos Heirathsgabe nicht Gabe hiefse, was eben so falsch ist, als wenn man Gift für identisch mit Mitgift halten wollte, und will uns glauben machen, dafs Ovid, weil er nicht Hercules habe sagen können, Tirynthius hospes gesetzt und — dadurch die ganze Erzählung an Kraft verloren habe. Eine ähnliche Bemerkung macht er über das Horazische: Anytique reum für Socratem. Uns klingt dies freilich leicht fremd und gesucht: doch der Anschauungskreis des gebildeten Alterthums war ein weit engerer als der unsere, daher alles darin präsenter. Wenn z. B. unsere ganze Kenntnifs der deutschen Poesie sich auf den Weimarischen Dichterkreis beschränkte, wie genau gegenwärtig würden jedem Gebildeten die Details desselben sein. Aus diesem Grunde findet der Unterz. viele Analogieen, welche Niebuhr in alten und modernen Zuständen zu finden glaubt, für sehr mifslich, namentlich auch die, wodurch er den problematischen Fund alter Heldenlieder zu erweisen sucht. Wie höchst beschränkt ist die Sphäre antiker Anschauung gegen die Unendlichkeit der christlich-germanischen Welt! Wie leicht kann hier etwas für eine Zeit verschwinden und es taucht später wieder auf; wie schwer dort etwas aus dem Bewufstsein des

Volkes entweichen und es soll nicht darin zurückgekehrt sein!

So viel über den ersten Bogen des Werkes. Weiter in die Einzelnheiten einzugehen, gestattet theils der Raum nicht, theils ist es unerquicklich, immer den nämlichen äufserlichen Grund bekämpfen zu sollen: die Noth der Epiker ist Schuld daran. Sedum, vincla und alle dergl. ist nur episch. Schon der gangbare Text des Cicero bietet viele Anomalieen dar und hätte Hr. K. eine der wenigen sorgfältigen Ausgaben, wie Zumpts Verrinen, ordentlich studirt, wie würde er über den grofsen Wechsel der Formen auf um und ium, i und e, e und u, im und em erstaunen! Dabei ist jedes Wort, das der Epiker nicht braucht oder wirklich nicht brauchen kann, a priori vortrefflich; dagegen findet selbst die malerische Form requiētis keine Gnade vor seinen Augen, denn — sie ist episch und der „preiswürdige" Cicero hat sie thörichterweise von da entlehnt. Sagt Virgil: quos educat utens, so hat er sprachwidrig educat für educit gesetzt. Doch Hr. K. vergifst, dafs derselbe in einem gleichen Relativsatze zweimal dat für dedit setzt, im 9ten B. womit man XI, 173 vergleiche. Wir könnten Hrn. K. hierüber auf Madvig Admonitt. et Annott. Gr. Lat. p. 15 verweisen, wenn wir nicht fürchten müfsten, er werde entgegnen, der ganze usus rühre von der Noth der Epiker her. — Hr. K. hat die Epiker fleifsig gelesen *) (obwohl keineswegs alle gleichmäfsig, namentlich, dünkt uns, Lucan weniger als billig), aber auch nur um Formenjagd zu machen, und die Hitze der Jagd reifst ihn selbst zu Unwahrheiten hin. So heifst es S. 10, die Epiker zögen aus dem bekannten Grunde das Präsens dem Präteritum vor und die Aeneis sei deshalb ein *beschreibendes*, die Odyssee dagegen ein *erzählendes* Epos. Wir schlagen das erste Buch der Aeneis auf und finden in den ersten 45 Versen 22 Präterita, Beweis genug, dafs Virgil, wenn er später das Präsens vielleicht öfter gebraucht, er es aus ganz andern Gründen gethan hat, von denen freilich Hr. K. sich nichts träumen läfst. Cicero und Quintilian lehren zur Genüge, wie schwierig für uns eine ästhetische Würdigung einzelner Formen und Wörter vom Standpunkte des Alterthums ist, und einen andern einnehmen zu wollen ist absurd. Nur ein Meister kann wagen, vermittelst Combinationen, die hier aber auch mehr als anderswo trügen, dies Dunkel durch einzelne Streiflichter zu erhellen: hätte Hr. K. zuvörderst einzelne Punkte wissenschaftlich zu erörtern begonnen, wie etwa die Patronymica und Adjectivendungen, welche ihm jetzt vergeblich viel zu schaffen machen, so hätte er vielleicht ein Resultat gewonnen. Doch so gibt das ganze Buch gar keins, wenigstens nicht für die Wissenschaft. Denn auch die nächsten und verhältnifsmäfsig leichtesten Fragen sind unerledigt geblieben, wie der Gebrauch des Plurals für den Singular. Da fällt Hrn. K. nicht ein, dafs dieser sich auch bei Cicero findet, dafs die Epiker ihn sehr häufig setzen, wo nicht die geringste Noth sie treibt, dafs Horaz in den Oden ihn ebenfalls gebraucht, dafs auf Inschriften gloriae u. dgl. vorkommt. Und doch konnte er, wenn er anknüpfte an Lobecks Anm. z. Soph. Aj. 231, zunächst leicht zu dem Resultate kommen, dafs dieser Gebrauch fast nur eine bestimmte und verhältnifsmäfsig geringe Klasse von Wörtern umfafst, welche Beobachtung dann wieder auf andere Resultate führen konnte. Das Gewirre von 14 Deklinationen erwähnen wir hier weiter nicht, da ohnedem streng genommen, weder diese Deklinationstheorie noch was er über die Conjugation sagt, hieher gehörte. Das letztere ist, so weit Ref. es durchlesen, nicht neu; um die Erfindung des Deklinationssystems wird Niemand den Verf. beneiden. Auch alle sonstige oft sehr kühne Hypothesen, z. B. dafs die Serer Seidenwürmer waren, übergehen wir hier, da sie meist ohne nähere Begründung hingestellt sind.

Hr. Gr. tritt im Anhange mit allerdings festerer wissenschaftlicher Haltung auf, um „die von ihm schon in Vorlesungen angedeutete Idee seines Freundes" in Bezug auf die Litteraturgeschichte weiter auszuführen. Fruchtbar kann natürlich jene sogenannte Idee nicht sein und so besteht auch wirklich Hrn. Grauerts Raisonnement hauptsächlich darin, zu zeigen, wie es die Römer hätten besser machen können, als sie es gemacht haben. Abgesehen von dem Unhistorischen und Unwissenschaftlichen dieser Verfahrungsweise, müssen

*) Hr. K. rechnet bei Virgil auf 4000 Verse 1000 Elisionen „und darunter ganz barbarische", bei Ovid auf eben so viel noch nicht ganz 500. Dies mag richtig sein. Ref. fand im 6ten B. der Aeneis in 900 Versen 440, im XII. unter 952 V. 549 Elisionen und wenn auch keine barbarischen, doch einige unserm Ohre auffällige. Dagegen im 15ten B. der Metamorphosen durchschnittlich 25—30 Elisionen in hundert Versen.

wir die Kühnheit bewundern, mit welcher gegen die einstimmigen Urtheile des gebildeten römischen Alterthums angekämpft wird. Zunächst belehrt uns Hr. Gr. (S. 252 f.), die Römer hätten „für ihre epische Poesie sich ein ganz vortreffliches, grade *ihrer* Nationalität durchaus angemessenes Versmafs geschaffen", wenn sie den katalectischen trochäischen Tetrameter „als langen Vers etwas regelrechter und künstlicher ausgebildet hätten". Beweis dafür ist, dafs ihn Plautus, Epicharn und die Soldaten in Knittelversen gebraucht haben. Doch da die Römer leider seinem Rathe nicht gefolgt sind, so eilt derselbe zum versus Saturnius und hebt dessen Schönheiten hervor. Ohne zu erwähnen, dafs unter den äufserst geringen Resten des Saturnischen Verses ein und der andere Vers von sehr problematischem Ursprunge ist, so zeigen auch die gelungensten Verse, dafs ein ganzes Gedicht in diesem Metrum etwas unerträglich schleppendes und dumpfes haben mufste. Hr. Gr. selbst folgt, und wie jetzt die Sachen stehen mit vollem Rechte, im Schema dieses Verses, Hermann:

⏑ ⏓ ⏑ – ⏑ ⏓ | ⏓ ⏑ – ⏑ –

und gesteht häufig ein, dafs die römische Sprache ein Uebermafs an Consonanten habe. Ist denn nun der Hexameter etwas anders als ein verbesserter Saturnius, indem durch Zusatz von Kürzen das richtige Verhältnifs zwischen Längen und Kürzen gewonnen wurde? Und wenn nun in Folge davon flüssigere Endungen und Formen in der Sprache nothwendig wurden, ist das denn schlechthin Verderbnifs derselben? Doch der, welchem Rom die Einführung des Hexameters verdankte, den die gebildetsten Geister Roms als den pater ihrer Poesie dankbar verehrten, Ennius ist es ja „der ernsthaft glaubte, Roms erster Dichter zu sein, weil er die alte einheimische Poesie ignorirte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte". So Hr. Gr. S. 276 Niebuhr folgend, der diese Worte im Freudentaumel über seine Entdeckung von Epopöen in der römischen Geschichte ausruft. Hätte Hrn. Gr. nicht ohnehin schon die ganze sehr schwache Argumentation Niebuhrs mifstrauisch machen sollen, so durfte er als Litterarhistoriker wahrlich nicht solchen ungeheueren Ausspruch ohne allen Beweis hinstellen. Wie, ein Fremder, ein Schützling, hätte ganz allein und zwar in Rom, vermocht eine Poesie zu unterdrücken, wenn sie aus dem Nationalbewufstsein hervorgegangen, wirklich lebte? wenn sie in ihrem innersten Wesen mit der Geschichte und Existenz der patricischen Familien verwebt war? Wo, fragen wir, ist etwas ähnliches geschehen? Doch gesetzt es sei dem so, Ennius habe den Hexameter „mit offener Verachtung und Spott (!) dem alten nationalen Versmafs entgegengestellt (?)", so hatte also, was wieder eine sehr bedenkliche Sache ist, die römische Poesie eine naturwidrige Entwicklung. Gegen diese Annahme verwahrt er sich aber entschieden, obwohl er zugesteht, man könne aus seiner Darstellung auf eine solche schliefsen. Und doch können wir die Naturgemäfsheit ihrer Entwicklung nicht erblicken, denn nachdem Hr. Gr. den Römern die Annahme des Hexameters zum Vorwurf gemacht, so werden sie wiederum getadelt „dafs sie denselben nicht mit einer der Beschaffenheit ihrer Sprache angemessenen Freiheit und Selbstständigkeit gestaltet, sondern mit selbstgeschaffenen erhöhten (?) Schwierigkeiten bis zu gewaltsamer Einzwängung ihrer Sprache festgestellt haben" (S. 290). Diesem Satze, welcher allerdings den Kern der Untersuchung berührt, geht eine Erörterung voraus darüber, wie die Römer den Hexameter hätten behandeln sollen, Hr. Gr. sagt, müssen. Hier kommen die armen Epiker aus der Scylla in die Charybdis. Denn wurden sie oben der schrankenlosesten Willkühr beschuldigt, so werden sie jetzt wegen zu strenger metrischer und prosodischer Gesetze getadelt. Mag sein, dafs sie zuweilen zu ängstlich waren, doch wir können darüber nicht Richter sein und wer möchte mit Hrn. Gr. Virgil tadeln, dafs er nicht aureo zu sagen wagte, da er doch aureis sagt? Es ist doch vernünftiger ihm Gründe zuzutrauen, welche wir der Natur der Sache nach nur in den seltensten Fällen wissen können, als blind zu schelten. Gebe uns Hr. Gr. nach seiner Theorie wohlklingendere Verse als die Virgilischen, so wollen wir ihm gern in seiner Ansicht beistimmen. Doch konnten wir ihm bisher in seiner Negation der vernünftigen Entwicklung des Epos unseren Beifall nicht geben, so müssen wir gestehen, dafs auch seine Beantwortung der Frage, die vermeintlich falsche Entwicklung der Bildung des Hexameters betreffend, dem jetzigen Stande der Wissenschaft keinesweges entspricht. Nach dem zweiten punischen Kriege, sagt Hr. Gr., drang fremde Bildung und fremder Luxus in Rom ein; welche nackte Abstraction mehrere Seiten hindurch fortgeführt wird, bis der Verf.

bei August anlangt. Jeder, welcher die Bestrebungen von Manso, Weichert u. a. in sein Bewufstsein aufgenommen hat, sieht leicht, wie Hr. Gr. statt in das Concrete vorzudringen, wie es jetzt nothwendig ist, bei dem Bekannten und wegen seiner Allgemeinheit Halbwahrem stehen geblieben ist, ja auch vor offenbar Falschem sich nicht gehütet hat. Wenn er z. B. S. 296 den Augustischen Dichterkreis schlechthin mit dem Namen einer Alexandrinischen Schule belegt, so vergifst er, dafs grade Virgils und Horaz Gröfse mit darin bestand, dafs sie mit sichererem Tacte und hellerem Blicke, als alle Dichter vor und nach ihnen, sich aus der edelsten Zeit der Hellenen die geeignetsten Muster wählten. Doch während sie noch mit der alten Dichterschule kämpften, bildete sich allerdings eine jüngere Partei, welche die Alexandriner zum Muster nahm. Daher ging die Lyrik mit Horaz wieder unter, das Epos, als mehr national, blieb, freilich auch vielfach nach Alexandrinischer Weise cultivirt, doch beweist das Erhaltensein der dem Virgil folgenden Epiker und der Untergang fast aller andern, dafs jene volksthümlicher als die alexandrisirenden Epiker waren. Mit an der Spitze jener Partei stand Properz, der defshalb auch nicht dem Spotte des Horaz entging: denn dafs in den Briefen 2, 2, 100. auf Properz angespielt werde, ist nach des feinsinnigen Torrentius Vorgange dem Unterzeichneten zu mehr als Wahrscheinlichkeit, zur Gewifsheit geworden, so weit eine solche hier existiren kann.

Paldamus, in Greifswald.

XXV.

Φιλομούσου Πάρεργα. Ἐν Παρισίοις, ἐκ τῆς τυπογραφίας τῶν ἀδελφῶν Φιρμίνων Διδότων. ΑΩΛΗ.

Wenigstens mit einigen Worten werde gerade in den Jahrbüchern dieser Frucht der neugriechischen Philologie gedacht, um zugleich an ihr die Bildsamkeit und Geschmeidigkeit der neugriechischen Sprache, auch insofern dieselbe ein Mittel ist, fremde Gedanken und Ideen aus andern Sprachen in ihr wiederzugeben, beispielsweise klar nachzuweisen. Die vorliegenden *Πάρεργα* sind nämlich eine Sammlung verschiedener Gedichte, zum Theil (S. 279—324) Originale, gröfstentheils aber (S. 1—277) Uebersetzungen aus andern Sprachen, älteren und neueren, und in dieser letzteren Hinsicht sind zugleich die Originale selbst fast durchgängig beigefügt. Der Verf. und Herausgeber ist, wie besonders aus einem auch in diese Sammlung (S. 298 f.) aufgenommenen, schon früher gedruckten Original-Gedichte: *Πρὸς τὸν ἰατρὸν Γ. Γλαράκην*, aus dem Jahre 1820, hervorgeht, der auch sonst durch eigene lyrische und dramatische Dichtungen und manche Uebersetzungen ins Neugriechische bekanntgewordene frühere verdienstvolle Lehrer am Gymnasium in Chios und an der Universität in Korfu, Nikolaos Pikkolos, Doktor der Medicin; übrigens ein, unter den Neugriechen nicht so seltenes Beispiel der Vielseitigkeit eines nicht blofs oberflächlichen, vielmehr tieferen Wissens, da er, eigentlich praktischer Arzt, gleichwohl in Chios die griechische Geschichte, in Korfu dagegen die Philosophie vortrug. In Betreff der Art und Weise, das Neugriechische zu schreiben, ist er ein Schüler und Anhänger des Korais, nur dafs seinem Neugriechisch, nach Maafsgabe des Gegenstandes und Zweckes, eine gewisse poetische Fülle, ein gewisser rhetorischer Glanz und Schmuck, statt der nüchternen Einfachheit seines Lehrers, jedoch keineswegs etwa auf Kosten der Klarheit des Ausdrucks, eigenthümlich ist. Dafs gleichwohl dabei hin und wieder eine Nachlässigkeit in den Formen sich findet, mufs hier als hauptsächliche Folge des Reims gelten, der auch in den Uebersetzungen beibehalten worden ist. Jene eigenthümliche poetische Fülle aber, jener rhetorische Glanz und Schmuck charakterisirt nun auch die in die vorliegende Sammlung aufgenommenen Uebersetzungen, an denen jedoch vornehmlich erkannt werden kann und mufs, wie leicht die neugriechische, nach dem Reinigungssysteme des Korais veredelte Sprache in Form und Metrik fremden Sprachen sich anschliefst, und wie treu sie im Wiedergeben der in diesen Sprachen ausgedrückten Ideen, Gefühle und Gesinnungen wenigstens im Allgemeinen sich erweist. Und dies mufs gerade hier um so mehr anerkannt werden, je weniger man etwa sagen kann, dafs der Verf. im Einzelnen die Aufgabe sich leicht gemacht habe, wie man von selbst nach den Originalen zu beurtheilen vermag, die er zu seinem Zwecke, theils, wie er in dem voranstehenden Vorworte darüber sich ausspricht, aus verschiedenen Gründen und bei verschiedenen Anlässen, theils für seine Freunde, theils zu eigener Zerstreuung und eigenem Vergnügen sich ausgewählt hat. Namentlich gilt das von dem, was er hier (S. 232 f.) von Schiller ins Neugriechische übersetzt hat, und zwar, aufser dem Gedichte: „Des Mädchens Klage", von den folgenden: „Die Worte des Glaubens", „die Worte des Wahns", „Licht und Wärme", und „die Ideale". Vorzüglich das Letztere bietet einem Uebersetzer mannigfache Schwierigkeiten dar; aber gerade aus der Uebersetzung dieses Gedichtes möchten wir hier einige Strophen zur eigenen Prüfung mittheilen, wenn es der Raum gestattete. Was die übrigen Uebersetzungen anlangt, so sind es hauptsächlich Gedichte und Bruchstücke von Sappho, Aristoteles (*Παιὰν εἰς ἀρετὴν*), Theokritos oder Moschos (*Κιθύλλιον εἰς νεκρὸν Ἄδωνιν*), und Epigramme verschiedener Griechen; ferner Gedichte und Bruchstücke von Voltaire, Delille, Arnault, Deleyre, Béranger, Byron, Goldsmith, Herder und dem Könige Ludwig von Baiern, die sich hier übersetzt finden. In Ansehung der Originale der hier übersetzten Gedichte der Sappho bemerkt übrigens der Herausgeber, dafs er wegen Herstellung deren Textes viele Ausgaben verglichen habe, um den so sehr verderbten Text der Gedichte der Sappho möglichst zu verbessern. Er hat namentlich zu diesem Zwecke (S. 327 f.) Anmerkungen hinzugefügt, die jedoch auch auf andere der mitgetheilten Dichtungen sich erstrecken. Zu bedauern ist es, dafs der sonst so splendide Druck des Buchs durch störende Druckfehler entstellt wird.

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1841.

XXVI.

Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Zwei Theile. Leipzig, 1840. *bei Brockhaus.*

Es ist oft bemerkt worden, dafs es für Frauen eine schwierige Aufgabe ist, einen Character in völliger Objectivität darzustellen. Der Grund liegt in der Natur derselben. Das Weib wird mehr von Empfindung und Gefühl beherrscht als der Mann; es wird ihm daher auch schwerer, dieses bei irgend einer Darstellung aus dem Spiele zu lassen. Das Leben beweiset dieses täglich. Ist z. B. in einer aus beiden Geschlechtern gemischten Gesellschaft von Politik die Rede — wir werden die Frauen nach ihrem Gefühl urtheilen hören; mit dem einfachen Urtheil: „es ist recht; es ist unrecht" zerhauen sie den Knoten, den die scharfsinnigen, complicirten Debatten der Männer geschlungen, und sie sind, wenn von Männern, bedeutend oder grofs im Staate, die Rede, mit Hafs und Liebe sogleich fertig. Dafs Ausnahmen selten, beweiset die Geschichte wie die Gegenwart. In verwandter Weise wird man bemerken, dafs in Werken der schönen Literatur das, was in das Gebiet der Empfindung einschlägt, die Frauen vorzugsweise anspricht, und dafs Charactere von sittlicher Erhabenheit, die man Ideale zu nennen pflegt, der Frauen Bewunderung mehr erwecken als einfache, naive, der Welt und den gegebenen Zuständen gemäfse. Eine Thekla findet mehr Sympathie bei ihnen als Fausts Margarethe, und ein Lothario läfst kalt, wo ein Posa entzückt. Es wäre zu verwundern, wenn diese im Allgemeinen sich findende Eigenthümlichkeit sich nicht auch bei den Frauen kund geben sollte, die als Schriftstellerinnen öffentlich aufgetreten sind. Das Gefühl, die Liebe zu jenem Idealen wird sich auch in ihren Werken kund thun. Kommt aber zu diesem Gefühl — vorausgesetzt, dafs es ein natürliches, inniges und tiefes ist — ein gebildeter Verstand, eine durch ein Leben in gröfseren Kreisen, durch Erfahrung und eine reiche Zeit erzeugte weitere Lebensansicht: dann können Werke durch Frauen entstehen, die wahrhaft erfreuen, die einen hohen Rang im Gebiete der schönen Literatur einnehmen. Es werden meistentheils Romane sein, indem das Gemüth des Weibes in der Form dieser Gattung der Poesie sich am natürlichsten und reichhaltigsten zu ergiefsen und auszusprechen vermag; wefshalb wir auch wohl treffliche Romane von Frauen finden, aber keine gediegnen Dramen, wenigstens keine von der ernsten Art.

Zu diesen Betrachtungen gab uns der neue Roman der Verfasserin der *Agnes von Lilien*, *Cordelia*, Anlafs. Aeltere Personen, die sich erinnern, welche Sensation jenes Buch in ihren jüngeren Jahren machte, mit welcher Liebe es aufgenommen ward, werden bei der Erscheinung des neueren gestutzt, sie werden gedacht haben, die jugendliche Wärme, die jenen Roman so anziehend machte, müsse nach dreiundvierzig Jahren abgekühlt, an ihre Stelle werde wohl ein gereifterer Verstand, eine erhöhtere Lebensansicht getreten, aber jener Reiz werde verschwunden sein. Allerdings finden wir den Verstand gereifter, die Lebensansicht weiter; aber so wenig fehlt es an jener belebenden und beselenden Wärme, dafs wir der Cordelia eine gesteigerte Lebendigkeit, ja eine erhöhte Leidenschaftlichkeit zuzugestehn kein Bedenken tragen. Wirklich gehört die Verfasserin zu den Beglückten, denen das in der Jugend natürlich vorquillende und sich ergiefsende Gefühl durch ein langes Leben und dessen Ereignisse nicht getrübt oder geschwächt, sondern geläutert, genährt und gestärkt wird. Dazu haben wir, den Roman lesend, durchweg die Ueberzeugung, dafs die Verfasserin mit Besonnenheit, mit Ernst gelebt hat. Man erkennt das besonders an so manchem schönen und gediegenen Worte in Bezug auf

das eigentlich besonnene, selbstbewufste, in sich selbst gehaltene Leben.

Der Roman *Cordelia* ist eigentlich ein Familiengemählde. Ein paar Familien mit ihrem Glück und Unglück, ihren Fehlern und Tugenden, Liebende, durch das Geschick und Verhältnisse getrennt und verbunden, sind die Gegenstände, die in ihm behandelt werden. Von einem Streben nach Frappantem, Ungewöhnlichem, Seltsamen, Piquantem, Abenteuerlichem, Erschütterndem, sogar Haarsträubendem, wie wir dieses so oft in Romanen unsrer Tage, namentlich französischen, finden, ist nicht die leiseste Spur vorhanden. Dagegen hat die Verfasserin ein besseres Mittel gefunden, das einfache Familiengemählde zu heben und in eine höhere Region zu spielen.

Ein deutscher Edelmann, Heimburg, lernt während eines Aufenthalts in Florenz Hortensien, die Schwester eines Freundes, des Grafen Turn, kennen, welche dort an einen vornehmen, reichen, aber ungebildeten, ja rohen Italiäner verheirathet ist. Sie, von der Mutter in geistiger Hinsicht vernachläfsigt, durch dieselbe zu der traurigsten Ehe verleitet, in der nur ein Sohn ihr Trost gewährt, nun froh des Umgangs mit einem gebildeten, edlen Landsmanne, wird von diesem in ein reicheres, geistiges Leben eingeführt, und ein Sohn, den sie dem Freunde gebiehrt, wird, wie er ein Kind der Liebe war, so der Vorwurf und die Bitterkeit ihres Lebens. Ihr Gemahl stirbt in Folge seiner Ausschweifungen. Heimburg ist inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt, wo sein Vater gestorben ist, und er sich verpflichtet fühlt, für die Erhaltung seines Stammes zu sorgen. Er vermählt sich mit Mathilden, und wird Vater zweier Töchter, von denen die älteste Cordelia. Als er, wegen seiner deutschen Gesinnung der fremden Gewalt verdächtig, vor dieser fliehen mufs, nimmt sein Freund Turn sich der verlassenen Familie an, führt dieselbe auf sein Schlofs, und bewegt Cordelien, sich mit seinem bei ihm lebenden Neffen Ferdinand, dem, wie er wähnt, ehelichen Sohn Hortensiens, zu verloben. Cordeliens Herz aber war nicht mehr frei. Auf dem Wege zu Turn hatte die Familie Heimburg eine entfernte Verwandte besucht, eine Wittwe Freiburg, Mutter von vier Söhnen, von denen das Bild des nebst seinen Brüdern abwesenden ältesten, Edgars, durch Erzählungen der edlen Mutter sich tief in Cordeliens Herz eingeprägt hatte. Dieser erscheint während ihres Aufenthalts bei Turn als jugendlicher Held nach tapfer gegen den Feind des Vaterlands durchgekämpften Schlachten; und mit dieser Erscheinung ist Cordeliens und Edgars Geschick entschieden. Jene fühlt sich genöthigt, Ferdinanden vor dem Altar ihre Hand zu reichen. Aber am selbigen Tage wird ihr Vater, der nach beendigtem österreichischen Kriege seine Familie und seinen Freund besuchen will, in der Nähe von dem Schlosse Turneck von Räubern überfallen, und nur durch Edgar gerettet. Doch nur für kurze Zeit; er stirbt an seiner Wunde, nachdem er vergebens sich angestrengt hat, dem Freunde kund zu geben, wer jener Ferdinand ist; es ist sein eigner und Hortensiens Sohn, der des ältern früh im Kampf gegen Frankreich gefallenen Bruders Namen angenommen hat. Turn, der genug aus Heimburgs unzusammenhängenden Reden erfahren, um über das Geschick des jungen Paars unruhig zu werden, entfernt Ferdinand von Cordelien, und reiset mit der Familie Heimburg nach Italien, um die Schwester zu besuchen, und von dieser Aufklärung zu erhalten. Sie ist gestorben, nachdem sie einem treuen Mönche ihr Geheimnifs hinterlassen. Durch diesen wird es endlich aufgeklärt. Inzwischen hat sich Preufsen mit den übrigen bedrängten Mächten gegen den französischen Zwingherrn erhoben; Edgar ist unter den ausgezeichnetsten Siegern, und Cordelia ist der Lohn seines Heldenmuths.

Jenes Mittel nun, dieser einfachen Familien-Geschichte ein höheres Interesse zu geben, ist die denkwürdige Zeit, in welcher der Roman spielt. Er beginnt mit dem Ausbruch der französischen Revolution, und endigt mit dem Siege, der die Macht des Gewaltigen brach, welcher Deutschland in Fesseln schlug. Nicht als ob diese fünfundzwanzig Jahre eins nach dem andern in annalistischer Folge in ihm verliefen. Die Verfasserin hat Mittel gefunden, das für die Welt wie für ihren Roman Bedeutende hervorzuheben und in letztern zu verweben; dazu hat sie für die verschiedenen Ansichten, wie sie in jener Zeit die Menschen trennten oder verbanden, Repräsentanten geschaffen; nur dafs freilich die deutsche Frau, vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit, für jenen Gewaltigen Keinen fand, der das Grofse auch in ihm in das gehörige Licht gestellt hätte, wie es etwa Salvandy in seinem Alonso thut. In *Herber*, dem jüngeren Freunde Heim-

burgs, haben wir den jugendlich kräftigen Enthusiasten für die Ideale, mit welchen jene Revolution in ihrem Beginn edlen Herzen schmeichelte; indefs *Heimburg*, durch Erfahrung belehrt, durch eine sittliche Verirrung niedergebeugt, das conservative Princip geltend macht, und auf dem vaterländischen Boden, aus den alten Verhältnissen edlere Früchte zu erzielen strebt. *Turn* ist der Mann des Verstandes, der Politiker, der, im entschiedenen Hasse gegen Unterdrückung und Fremdherrschaft, diese bekämpft und in Verbindung mit thätigen Gleichgesinnten für das Vaterland wirkt. Am kräftigsten ist das deutsche Wesen in der Familie *Freiburg* ausgesprochen, deren edelster Sprofs, *Edgar*, das Gemüth, den Enthusiasmus, die Tapferkeit darstellt, welche die Befreiung des Vaterlandes herbeiführen. Selbst an einem Repräsentanten der alten ritterlichen Zeit fehlt es nicht. Die Frauen sind in dem grofsen Welt-Drama nicht vergessen; die Heldin des Romans hält uns das Weib vor, wie es dem Manne zur Seite stehn soll, dem eine Aufgabe ward wie die durch Edgar zu lösende; und wir haben den Vortheil, Cordelien in den verschiedenen Lebens-Perioden und Lagen, als Kind, als Jungfrau, als Braut, Gattin und Mutter aufgeführt zu sehn. Als Matrone konnte sie nicht erscheinen; diese Rolle spielt Frau von Freiburg auf eine würdige Weise.

Die Art, in der die so characterisirten Personen im Roman auftreten, wie ihr Handeln, ihre Schicksale das Gewebe desselben bilden, kurz, die Composition des Werkes ist wohl durchdacht, und zeugt von künstlerischer Ueberlegung. Die Personen sind nicht da, um ihre Meinungen auszusprechen; die Handlung, die Schicksale sind die Hauptsache, und in ihnen entfalten sich die Charactere. Doch wollen wir sogleich bemerken, dafs allerdings manchmal zu viel geredet wird, namentlich von Turn, wo wir lieber Handlung gesehn hätten. Dies ist etwas, was wir mehr oder minder bei weiblichen Autoren finden, und hat seinen Grund in der Eigenthümlichkeit, von der oben die Rede war.

Wenn wir bemerken, dafs die Verschmelzung der Ereignisse des Romans mit denen der grofsen Zeit, in welcher er spielt, wozu in der That eine nicht geringe Kunst gehörte, der Verfasserin gelungen ist, so dafs man keine Absichtlichkeit, keinen Zwang wahrnimmt, so ist uns in der Oeconomie der eigentlichen Familien-Geschichte ein Punct bedenklich, der nämlich, dafs an die Namensvertauschung Ferdinands, einen so zarten Faden, ein so schweres Gewicht gehängt worden ist, ein Gewicht, welches so leicht den Faden zerreifsen konnte. Ein bedenklicher Punct möchte Manchem auch der die ehelichen Verhältnisse im Roman betreffende sein; und wir geben gleich von vorn herein zu, dafs die Verfasserin in der Liebe der mit Ferdinand vermählten Cordelia zu Edgar in etwas die Linie überschritten haben mag; wir meinen die Scene, wo die beiden Liebenden scheiden müssen. Hier mögen Gefühl und lebendige Phantasie die Dichterin fortgerissen haben, die sonst so deutlich und kräftig die Heiligkeit der ehelichen Verbindung ausspricht; und nicht allein durch Cordelia, die, die Liebe zu Edgar, welche sich nicht überwinden liefs, abgerechnet, die härtesten Proben besteht, sondern auch durch Hortensiens und Heimburgs Reue und sich selbst überwindendes Entsagen. Auf diese beiden Puncte müssen wir Gewicht legen, wenn uns etwa jene Scene Anstofs geben sollte.

Was die Charactere anbetrifft, so haben wir oben schon auf die Mannigfaltigkeit derselben hingewiesen. Sie sind durch das Buch hindurch gut gehalten, und es verräth eine sichere Hand, dafs die feinen Nuancen zwischen Heimburg, Turn, Edgar und Morton, dem alten Erzieher Edgars, deren aller Wesen auf Deutschheit basirt ist, dem Leser immer gegenwärtig bleiben. So ist es mit den Frauen. Cordelien hat die Verfasserin, wie billig, da sie die Heldin des Romans, am meisten von dem Gefühl geliehen, welches das Buch beseelt. Aber auch für Hortensien, die in der Erziehung vernachläfsigte, zu einem falschen Schritte dadurch verleitete, dann diesen tief bereuende, hat sie zu interessiren gewufst. Mathilde durfte, ihrer ganzen Stellung nach, keine Hauptrolle spielen. Dagegen ist Frau von Freiburg die Mutter, wie man sie sich für solche Söhne denkt. Nur die Naivetät Mariens, Cordeliens jüngerer Schwester, scheint uns nicht gelungen, indem die sich selbst nicht bewufste Natur zu wenig aus ihr spricht.

Das liebevolle Gemüth der Verfasserin zeigt sich übrigens auch darin, dafs sie auch in den Personen, welche die dunkle Seite des Romans machen, das Edle der menschlichen Natur nicht ganz zu Grunde gehn, dieses endlich sich hervorarbeiten läfst. Selbst mit Ferdinand werden wir ausgesöhnt, da er durch Ed-

gars edles Benehmen Empfänglichkeit für Wahrheit und Tugend gewinnt.

Die Handlung im Roman ist, wie wir bemerkt haben, eine einfache; doch hat die Verfasserin, noch aufser jenen grofsen Zeitmomenten, auf eine geschickte Weise für ein Beiwesen gesorgt, welches dem Einfachen Mannigfaltigkeit zugesellt; sei es, dafs sie aus Deutschland nach Tyrol, oder an den reizenden Comer-See führt, sei es, dafs sie Mittheilungen aus Cordeliens Tagebuche macht, oder eine Erzählung von einem andern liebenden Paare einflicht. Diese letztere, die nur etwas zu ausführlich, dient eigentlich Cordeliens und Edgars Liebe zur Folie; doch verschlingen sich später die in ihr handelnden Personen passend in die Hauptgeschichte.

Die Erinnerungen an jene merkwürdigen Zeitmomente geben indefs dem Buche einen vorzüglichen Werth, und es ist erfreulich, dafs gerade eine Frau, und eine Frau von dem lebhaften und reinen Gefühl der Verfasserin der Cordelia eine Zeit geschildert hat, die ewig denkwürdig in der Geschichte Deutschlands bleiben wird. Es thut noth, dafs von Zeit zu Zeit an sie erinnert werde, und Edgar und Cordelia sind Personen, durch die sich die edelsten Gesinnungen, die würdigsten Gefühle, die damals deutsche Herzen erfüllten, auf eine würdige Weise aussprechen, wie sie an die Entsagungen und Opfer erinnern, die dem Vaterlande gebracht wurden. Wir können von dem Romane nicht scheiden, ohne lebhaften Dank gegen die Verfasserin, die uns in ihm ein Buch voll ächter und edler deutscher Gesinnung gegeben, ein Buch, von dessen Geist wir besonders jeden deutschen Krieger durchdrungen sehn möchten. Wahrlich, es thut wohl, nach den gewaltsamen Spannungen, Uebertreibungen und Extravaganzen der heutigen Romane sich an einem so wohlgeschriebenen, ruhigen und doch höchlich interessirenden Werke zu erholen.

Abeken.

XXVII.

Geschichte der Stadt Aachen nach den Quellen bearbeitet von Christian Quix, Oberlehrer und Stadtbibliothekar u. s. w. Mit einem Codex diplomaticus Aquensis. Erster Band. Aachen in Commission bei J. Hensen u. Comp. 1840. *S.* 79 *u. S.* 88. *Cod. dipl. Zweiter Band. Ebend.* 1841. *S.* 112 *u. S.* 89—272. *Cod. dipl.* 4.

Der durch eine Anzahl historischer und topographischer Schriften über Aachen, Burtscheid und Umgegend bekannte Verfasser hat in diesem seinem neusten Werke für die Geschichte der kaiserlichen Krönungsstadt ein namhaftes Verdienst, vornehmlich durch die Herausgabe des beigefügten Codex diplomaticus, sich erworben. Diese beiden ersten Bände behandeln die Geschichte Aachen's von den ältesten Zeiten bis auf die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Verf. sucht eine auf kritisch-historischem Studium basirte Geschichte zu liefern. Er hat nach seiner Aufserung in dem Vorworte dreifsig Jahre darauf verwendet. Von den Ansichten und Meinungen früherer Chronik- und Geschichtschreiber, welche die Geschichte der Stadt Aachen sehr verwirrt und verdunkelt haben, hat er sich entfernt gehalten und nur auf die urkundlichen Beweise als die zuverlässigsten und einzigen Rücksicht genommen. Doch sind dabei die Nachrichten der ältesten und wichtigsten Schriftsteller nicht unbeachtet gelassen worden. Nicht allein die äufsere Geschichte aber wollte der Verf. geben, sondern er setzte sich auch zur Aufgabe die innere Entwicklung der städtischen Verhältnisse jeder Art vor Augen zu stellen. Daher stellt er dar, wie Aachen aus einem Palluste allmälig zu einer Stadt sich entwickelt, in welchen Verhältnissen ihre Einwohner zum Hof, zu dessen Ministerialen, zu ihren Mitbewohnern gestanden, wie die Stadt zu einer Reichsstadt geworden, nach welchen Gesetzen oder Gewohnheiten die Einwohner gelebt, wie deren Verhältnisse unter den verschiedenen Dynastien gewesen, und wie sie sich zu einer Gemeinde und Munizipalverfassung nach und nach ausgebildet.

Da die innern Verhältnisse am Schlusse jedes Abschnittes besprochen werden (im ersten Bande sind die Abschnitte nach den Königsgeschlechtern der Karolinger, Ottonen, Salier, Hohenstaufen gemacht, in dem zweiten nach den Regierungen einzelner Kaiser), so ist für die leichtere Uebersicht der Entwicklung der innern Geschichte, wie uns scheint, keine bequeme Einrichtung getroffen. Wie sehr auch das Werk Lob verdient wegen der genauen Nachweisungen und urkundlichen Mittheilungen, so liefert es doch in Wahrheit weniger eine Geschichte, als vielmehr eine Chronik oder ein Jahrbuch (Annalen) der Stadt Aachen. Diesen Character ertheilen dem Buch schon der streng chronologische Gang in der Mittheilung der Begebenheiten, die Zusammenstellung bedeutender und minder wichtiger Facta, wie auch der Mangel alles innern Zusammenhanges. Das Werk liefert aber ohne Widerstreit für eine Geschichte von Aachen, besonders durch das beigefügte Urkundenbuch, das beste und zuverläfsigste Material, da der Verf. mit sorgfältigem Studium die historischen und urkundlichen Berichte von den fabelhaften und erdichteten Angaben schlechter Chronikschreiber gesichtet hat.

Das Urkundenbuch enthält, vorzüglich für die frühere Periode, manche schon bisher gedruckte Urkunden: da es aber bei der Benutzung eines Werkes dieser Art sehr angenehm ist, Alles zur Geschichte des Gegenstandes beisammen zu finden, so wird man es dem Verf. nur Dank wissen, dafs er auch die gedruckten Diplome aufgenommen hat: dabei hat er auch nicht versäumt auf die Bücher hinzuweisen, worin sie sich schon vorfinden.

Die äufsere Einrichtung des Codex diplomaticus ist in der Weise gemacht, dafs dessen Abtheilungen von der Geschichte bequem getrennt und als besonderes Werk vereinigt werden können. In der zweiten Abtheilung vermifst man bei den einzelnen Urkunden die Ueberschriften, welche den Inhalt derselben kurz angeben und zugleich auch das Datum enthalten, wie solche bei der ersten Abtheilung sich finden.

Durch gediegene Specialwerke mit Urkunden-Sammlungen über die gröfsern deutschen Reichsstädte, zumal über solche, welche wie Aachen in Bezug auf die Kaisergeschichte von Erheblichkeit sind, kann die deutsche Geschichte der mittlern Zeit noch vielen Aufschlufs erhalten und ebenso gefördert werden als durch gute historische Bücher über einzelne Provinzen des deutschen Reichs. Es ist demnach gewifs ein höchst verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen zu nennen, dem sich Hr. Quix mit so vielem Eifer unterzogen hat. Da derselbe das Werk auf seine eigenen Kosten herausgibt, so ist ihm zu wünschen, dafs er in seinem löblichen Unternehmen nicht nur von der Stadt Aachen, der die Arbeit zunächst gewidmet ist, sondern auch in Deutschland überhaupt von den vaterländischen Historikern und Geschichtsfreunden unterstützt werde.

Aschbach.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

XXVIII.

Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes. Von Bruno Bauer. Bremen, 1840. *bei Schünemann. XIV.* 440 S. *gr.* 8.

Als Unterzeichneter vor Kurzem in diesen Jahrbüchern die Schrift von Lützelberger über die Sage vom Apostel Johannes anzeigte, schloſs er mit der Bemerkung, daſs die skeptische Kritik an den angeblichen Schriften dieses Apostels noch in einem ganz andern Sinne geübt werden könne, als in jenem schlechthin destruirenden, aus welchem das dort beurtheilte Werk hervorgegangen war. Von der Wahrheit dieser Bemerkung giebt jetzt das vorliegende Buch eine überraschende Bestätigung, — überraschend namentlich für diejenigen, welche, — und noch scheint sich der gröſsere Theil von Theologen sowohl als Laien in diesem Falle zu befinden, — von diesem Unterschiede bisher noch keine Ahndung hatten, sondern in der Strauſs'schen Kritik den Typus aller an biblischen Schriften und ihrem Inhalt zu übenden Kritik, — als welche sich von jener nur etwa quantitativ, nicht qualitativ unterscheiden könne — zu erkennen meinten.

Der Verf., dessen gegenwärtige Arbeit sich nur als den Anfang eines sehr umfassenden Unternehmens zur Kritik der evangelischen Geschichte giebt, sucht in der Vorrede nachzuweisen, daſs solches Unternehmen, weit entfernt, den allgemein, auch von entschiedenen Vertretern kirchlichen Lebens und kirchlicher Gesinnung, anerkannten Principien der protestantischen Kirche zu widersprechen, nichts anders thut, als, mit diesen Principien Ernst zu machen. Mit Berufung auf Schleiermacher und Twesten zeigt er, wie die Kirche selbst den Grundsatz anerkannt hat, daſs ein Kanon im biblischen Kanon, und die Schrift von dem Worte Gottes, das sie nur *enthält*, nicht unmittelbar *ist*, unterschieden werden müsse. Er zeigt ferner, wie die Aufsuchung dieses Kanons im Kanon, oder wie, was hier damit eines und dasselbe ist, seine Anwendung, offenbar zusammenfällt mit der Aussonderung dessen, was der Individualität der einzelnen biblischen Schriftsteller angehört, von demjenigen, was, als „inspirirte Darstellung göttlicher Offenbarung", den eigentlichen Kern des göttlichen Wortes ausmacht. Daſs eine solche Schaale des göttlichen Kernes auch in den neutestamentlichen Schriften allerdings, und zwar in beträchtlichem Umfange vorhanden sei: dafür werden gleichfalls von dem Verf. die Zeugnisse als bewährt geltender theologischer Apologeten unserer Zeit nicht nur im Allgemeinen angeführt, sondern auch, in Bezug auf das vierte Evangelium insbesondere, nachgewiesen, wie jene Zeugnisse gerade dieser Evangelienschrift vorzugsweise einen „durchaus individuellen Charakter in der Auffassung und Darstellung Christi", ja den Charakter einer „systematischen und dogmatischen Darstellung der evangelischen Geschichte" beilegen. So geht denn unser Verf., mit dem wohlbegründeten Bewuſstsein, ein von der protestantischen Kirche unserer Tage gut geheiſsenes, und nicht nur gutgeheiſsenes, sondern dringend gefordertes Geschäft zur Ausführung übernommen zu haben, an sein Werk, — auf die Gefahr hin, die er sich freilich auch nicht verheelt, für dieses Werk und seine ernste, consequente Ausführung die heftigsten Gegner vielleicht gerade in Denen zu finden, die jene Zugeständnisse und Forderungen der heutigen Kirchenlehre am lautesten im Munde führen.

Die Kritik also, welche in diesem Buche zunächst an dem vierten Evangelium oder vielmehr nur an einem Theile desselben (bis Cap. 10. inclus.) geübt wird, unterscheidet sich von jener rein verneinenden, destructiven Kritik, die in dem Strauſs'schen Werke ihren Culminationspunct erreicht hat, *qualitativ* und *wesentlich* dadurch, daſs sie von der Anerkennung

eines wirklich in der Schrift enthaltenen, substantiellen Kernes göttlicher Offenbarung ausgeht; und die concrete, lebendige Anschauung dieses Kernes zum alleinigen Maafsstabe des Urtheils — nicht über Authentie oder Nichtauthentie der Urkunde als solcher in Bezug auf die angebliche Verfasserschaft des Apostels, — von dieser Frage ist in dem ganzen Buche nicht die Rede, als nur, um ihre Beantwortung als nicht *hieher* gehörig abzulehnen, — sondern über die *factische* Wahrheit ihres geschichtlichen, über die *geistige* Wahrheit ihres didaktischen Inhalts macht. Die negative Kritik hat für dieses Urtheil keinen andern Maafstab, als den des gemeinen Verstandes; ihr gegenüber ist und bleibt die altgläubige Ansicht in ihrem guten Rechte, wenn sie aus dem Grunde sie verwirft, weil es bei göttlicher Offenbarung ohne Widersprüche gegen diesen Verstand nicht abgehen kann. Den ältern Auslegern waren manche der Widersprüche, welche die heutige Bibelkritik neu entdeckt zu haben meint, nicht unbemerkt geblieben; aber in dem Bewufstsein, welches sie mit aufrichtiger, nicht, wie manche Neuern, mit geheuchelter Demuth hegen und aussprechen durften, nicht alle Geheimnisse der göttlichen Offenbarung durchschaut zu haben, hatten sie die Berechtigung, diese Widersprüche, ihre dereinstige Lösung dem göttlichen Willen anheimstellend, auf sich beruhen zu lassen. Was namentlich das vierte Evangelium betrifft, so hat es wohl den Gläubigen keines Zeitalters ganz an dem Bewufstsein gefehlt, dafs man in dieser Urkunde den eigentlichen Kern der Offenbarung, d. h. hier, die persönliche Gestalt des göttlichen Erlösers, nur in einem ahndungsvollen Halbdunkel, wie durch einen Schleier erblickt. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, diesen Schleier zu lüften; die theologische Wissenschaft war bis auf unsere Zeit herab noch nicht dazu gereift, den Anblick der wahren, geschichtlichen Gestalt des Herrn ertragen zu können. Dafs jetzt die Zeit gekommen ist, wird sehr allgemein in der protestantischen Kirche und ihrer zur Mündigkeit gediehenen Wissenschaft empfunden: die Frage ist nur, ob der Schleier von roher Hand zerrissen, oder von geweihter gehoben werden soll. Die apologetischen Eiferer, welche fortfahren, der letzteren durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, zu wehren, bedenken nicht, dafs sie dadurch nur allzuleicht der ersteren gewonnenes Spiel geben.

Die Weihe, durch welche sich unser Verf. zu seinem kritischen Unternehmen berechtigt weifs, jene geistige, die wahre Wissenschaft nicht hemmende, sondern gerade umgekehrt sie bedingende Glaubensweihe, besteht also darin, dafs ihm von der wahren Gestalt der göttlichen Persönlichkeit des Herrn und seiner Offenbarungsworte, eine Anschauung geworden ist, welche die Gewifsheit ihrer Wahrheit, und der Unmöglichkeit des Betrugs oder der Täuschung in sich selber trägt. — Woher hat der Verf. diese Anschauung? Hätte er geradezu antworten wollen: aus den synoptischen Evangelien: so war von der fleischlichen Denkweise gewisser Gegner das Mifsverständnifs zu befahren, als beabsichtge er in derselben Weise, wie Einige unter ihnen das Zeugnifs der Synoptiker durch das angeblich auf Autopsie beruhende Zeugnifs des Johannes berichtigen zu können meinen, so umgekehrt das übereinstimmende Zeugnifs der Synoptiker als eine vollgültigere *äufsere* Autorität dem vereinzelt stehenden Zeugnisse des vierten Evangelisten entgegenzusetzen. Er hat wohlgethan, sogleich in der Vorrede diesem Mifsverständnifs zu begegnen, obgleich die Darstellung des Buches selbst in keiner Hinsicht der Vorwurf trifft, dasselbe zu begünstigen. Auch wir nämlich müssen, um in unserer Bezeichnung von des Verfs. Verfahren nicht mifsverstanden zu werden, sogleich gegen eine Deutung derselben Protest einlegen, welche uns, wenn wir ihr nicht ausdrücklich zuvorzukommen Sorge trügen, eines schweren Unrechts gegen den Verf. schuldig machen würde. Dafs der Verf. seine Anschauung des geschichtlichen Christus (sein „Christusideal" würden diejenigen sagen, welche die Wahrheit dieser Anschauung noch als problematisch angesehen wissen wollen) zum Maafsstabe für die Beurtheilung des vierten Evangeliums macht: dies ist nicht etwa so zu verstehen, als sei diese Anschauung eine schon *vor* der kritischen Beschäftigung mit dem Evangelium Johannes für ihn fertige oder abgeschlossene, oder als muthe er wohl gar seinen Lesern zu, dieselbe Anschauung, die für ihn solchergestalt die Voraussetzung, die äufserliche Basis seines Werkes bilden würde, zu dem Studium desselben mitzubringen. Das wirkliche Verfahren des Verfs. ist ein bei Weitem zugleich unbefangeneres, und, im wahrhaften Wortsinne, kunstgemäfseres und kunstvolleres. Freilich, ohne eine zuvorgefafste Anschauung jener Art

würde der Gedanke seines Unternehmens nicht in ihm haben entstehen können. Sie, diese Anschauung, ist der Keim, der, vor aller eigentlichen, selbstthätig ausgeübten Kritik, in die Seele des Verfs. geworfen sein mufste, wenn das organische Gewächs der Kritik aus diesem Boden sich erheben sollte. Aber wie, nach dem berühmten Ausspruche, welchen die von ihm behandelte Urkunde aus dem Munde des Heilandes berichtet, der Keim in die Erde gelegt, um Früchte zu tragen, sterben mufs: so bewährt sich der Procefs dieser Kritik dadurch als ein wirklich organischer, dafs, was seine Voraussetzung bildet, vor seinem Beginn in die Negativität eingeht, aus der es durch ihn zur lebendigen Gestaltung wieder auferstehen soll. Die Kritik wird, ohne die Gestalt des synoptischen Christus, — von welcher der Verf. sehr wohl weifs, dafs auch zu ihrer Ausprägung die Reflexion, — wir können hinzusetzen, auch der Mythus — das Ihrige hinzugethan — als feste, objective Voraussetzung dazu mitzubringen, an dem vierten Evangelium allenthalben von vorn herein durchaus nur aus ihm selbst geübt; sie geht, von jedem gegebenen Anfangspuncte aus, (und jede einzelne Perikope des Evangeliums, gröfsere oder kleinere, wird dem Verf., wie billig, ein neuer Anfangspunct) eine Strecke Weges Hand in Hand mit der rein negativen Kritik, indem sie das Gegebene zunächst verständig zergliedert und, gleichfalls nur in verständiger Weise, seinen äufseren, historischen Zusammenhang mit andern gegebenen Thatsachen der evangelischen Geschichtserzählung untersucht. Aber wenn die Widersprüche, die sich auf diesem Wege denn freilich, wenn irgend mit Scharfsinn und Gewissenhaftigkeit verfahren wird, in nicht geringer Anzahl und Schwere finden, bei dem blos negativen Kritiker das reine Nichts, die kahle Leere zum Resultate haben: so weifs dagegen unser Verf. allenthalben durch seine Behandlung selbst des Widersprechenden und Ungereimten das Bewufstsein in dem Leser zu wecken und gegenwärtig zu erhalten, wie auch die Widersprüche auf eine historische Grundlage hindeuten, und zwar nicht auf eine historische Grundlage in jener abstracten Allgemeinheit, wie auch die „mythische Ansicht" solche nicht in Abrede stellt, — welche für uns freilich um Nichts besser, als gar keine ist, — sondern auf eine *bestimmte* Grundlage, auf eine solche, deren Bestimmtheit, wenn auch nur in allgemeinen, verschwimmenden Umrissen, durch die Urkunde selbst, die sich jener Widersprüche schuldig macht, angedeutet wird. Um nun aber die *wirkliche* Bestimmtheit zu gewinnen, um die verschwimmenden, ins Unbestimmte verschwebenden Umrisse festzuhalten, die leeren auszufüllen, hilft sich der Verf. nirgends, in der Weise etwa eines Gfrörer, durch aufs Gerathewohl ersonnene Hypothesen, sondern hier vorzugsweise haben wir die eben so enthaltsame, als — durch die Kraft der Wahrheit, mit der sie sich durchdrungen hat — productive Kunst des Verfs. zu bewundern, welche überall im rechten Augenblicke, in der Seele des Lesers, wie in seiner eigenen, die Lichtgestalt des synoptischen Christus und seiner *historischen* Thaten und Aussprüche aus dem Schachte der Erinnerung hervorzurufen weifs. So wird ihm die kritische Betrachtung des vierten Evangeliums, während sie, den angeblich historischen Inhalt für sich abstract genommen, allerdings fast nur negative Resultate zu haben scheint, zum Vehikel nicht nur der Bewahrheitung, sondern zugleich des tieferen und geistvolleren Verständnisses für den aus anderen, reicher fliefsenden Quellen zu schöpfenden, ächt historischen Inhalt. Sie wird ihm nicht etwa nur nebenbei dazu, sondern es ist eben dies ihr eigentlicher, immanenter Zweck. Nicht *sie* will das als geschichtlich Dargebotene schelten oder preisen, verwerfen oder verherrlichen, sondern sie trachtet nach nichts Anderem, als die, nach der bisherigen Ansicht und Behandlungsweise, auch der ihrer gelehrtesten und fleifsigsten Commentatoren, todt und starr neben einanderliegenden Bestandtheile der evangelischen Ueberlieferung in einen Flufs zu bringen, damit, wie es bei jedem organischen Procefs geschieht, das Unächte sich von selbst aussondere, das Aechte, als nothwendiges, integrirendes Moment dieses Processes, wieder lebendig werde. Wenn man bei unserm Verf., in einem jener prägnanten Momente, einem synoptischen Ausspruche des Herrn begegnet: so erschrickt man über die Dumpfheit und Geistesträgheit, mit welcher man, verleitet durch das Verfahren der apologetischen Ausleger, und gerade der orthodoxesten Eiferer für die Authentie jedes geschriebenen Buchstaben am meisten, diesen Ausspruch, und so viele ähnliche, mechanisch hingenommen, vielleicht, wohl gar nach Anleitung jener Trefflichen (vergl. die vom Verf. S. 294 f. angeführten Beispiele), ihn sich

auf materialistische Weise auszudeuten oder zurechtzustellen versucht, ohne eine Ahndung des tiefen und gewaltigen, in Wahrheit, wie es der Vf. auszudrücken liebt, *unendlichen* Inhalts, der sich in ihm verbirgt, oder vielmehr nicht verbirgt, sondern aufthut, aber freilich nur Denen aufthut, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören und nicht sich durch eine angeblich rechtgläubige oder auch „vermittelnde" Exegese jene haben blenden, und diese verstopfen lassen *). Aber nicht blos der Inhalt der synoptischen Evangelien wird durch dieses Verfahren in sein gutes Recht wieder eingesetzt, welches durch jeden apologetischen Commentator des johanneischen so gewiſs beeinträchtigt wird, so gewiſs der Herr in seinem Ausspruch Recht hat, daſs es unmöglich ist, zweien Herren zugleich zu dienen, sondern auch, was die Kritik von geschichtlichem Inhalte als übrig bleibend nach geschehener Prüfung in dem johanneischen Evangelium anerkennt, wird, wenn es auch quantitativ ein Geringes scheinen mag, doch nach seiner Qualität in ein Licht gestellt, in welchem verständige Betrachter den Ersatz für das Aufgegebene und nicht zu Rettende finden werden.

*) Wir verkennen darum nicht, und auch der Verf., obgleich, in Folge der Anlage seines Werkes, seine Polemik gegen die apologetische Literatur unserer Tage etwas schroffer ausfallen muſste, verkennt unstreitig nicht das Verdienst, welches sich manche apologetische Commentatoren auch um das Geistige der Auffassung des Evangeliums erworben haben. Hätte die heutige exegetische Literatur auch nichts nach dieser Seite aufzuzeigen, als Tholucks Commentar über die Bergpredigt, so würde sich (obgleich wir gerade diesen Commentar in seiner Grundtendenz, sofern dieselbe dahin geht, die Einheit der Bergpredigt zu erweisen, als verfehlt erkennen), der Vorwurf geistigen Nichtverstehens der Worte des Herrn, allgemein und ohne Einschränkung ausgesprochen, als ungerecht erweisen. Demungeachtet bedenke man, erstens, daſs der Commentator, der, um Alles und Jedes zu vertreten, was die Evangelien als Handlung oder Ausspruch des Herrn berichten, in vielen Fällen, um nicht rathlos zu lassen, zu künstlichen und gezwungenen Ausdeutungen greifen muſs, sich dadurch bei dem unbefangenen Leser seine Glaubwürdigkeit überhaupt verscherzt, und denselben geneigt macht, auch wo er ächte Deutungen des Aechten giebt, ein Hineintragen fremdartigen Inhalts zu argwöhnen. Sodann, daſs in unzähligen Fällen durch das Geltenlassen und Aufzieren des Falschen das richtige Verständniſs, ja auch nur die unbefangene Aneignung des Aechten geradezu unmöglich gemacht wird. Der Exeget, welcher den johanneischen Christus bei seiner unaufhörlich wiederholten, an die auf das Gröbste miſsverstehenden Juden gerichteten Predigt von seiner Sohnschaft Gottes zu rechtfertigen und ihn darob zu preisen sich zum Geschäft gemacht hat: wie will er die Lehrweisheit des wahren Christus würdigen oder auch nur einfach anerkennen, der, mit dem bescheidenen aber sinnvollen und zum Denken anregenden Prädicat des Menschensohnes sich begnügend, den Jünger selig preist, welcher, dieser Anregung folgend, von selbst darauf gekommen war, ihn als den Messias zu begrüſsen, aber zugleich ihm strenges Schweigen über die erkannte Wahrheit auferlegt? — Endlich aber bedenke man, — und dies ist der Punct, auf den wir, betreffend das im Text Gesagte, vornehmlich aufmerksam machen wollten, — daſs die falsche Voraussetzung der apologetischen Exegese nothwendig und unvermeidlich auf eine falsche Methode des Exegesirens führt. Der apologetische Exeget muſs, — er *kann* nicht anders — sein Hauptaugenmerk darauf richten, an jedem einzelnen Puncte den Zusammenhang, in welchem eine Rede oder Handlung berichtet wird, zu rechtfertigen, das heiſst ihn, so gut es gehen will, begreiflich zu machen. Daher entsteht von selbst, ohne daſs es gerade von vorn herein beabsichtigt würde, jenes von unserem Verf. *pragmatisch* genannte Bestreben, die Aussprüche des Herrn, so viel nur immer thunlich, äuſserlich zu motiviren, d. h. auf äuſsere, sinnliche und wo möglich handgreifliche Veranlassungen zurückzuführen. Bedient sich der Exeget dieser Erklärungsweise zuerst für Aussprüche, die ohne solche Nachhülfe keinen, oder einen unzulässigen Sinn geben, weil in den Quellen selbst nur eine irreführende Reflexion sie dem Herrn untergelegt hat, so wird er sie bald auf solche ausdehnen, die, obgleich an sich wahr und ächt, durch die Evangelisten in einen falschen Zusammenhang gestellt sind, und über kurz oder lang auch, durch Gewohnheit und Routine verleitet, auf solche, die an sich weder durch ihre innere Beschaffenheit, noch durch ihre Stellung in den Quellen dergleichen exegetische Kunststücke in Anspruch nehmen würden. Er bedient sich ihrer, auf die Gefahr hin, der er nur zu oft erliegt, den Geist in den evangelischen Worten zu ertödten, und ihnen einen dürftigen, trivialen, nach Beschaffenheit der Umstände selbst albernen Sinn unterzulegen. — Um nur Ein Beispiel anzuführen, jeder beliebige neuere Evangeliencommentar bietet deren in Menge dar, — welche kostbare Erfindungen hat dieser apologetische Pragmatismus in Bezug auf die, jedem unbefangenen Leser vollkommen klare und nicht im Geringsten zweifelhafte Stelle Matth. 11, 12. zu Markte gebracht!

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes. Von Bruno Bauer.

(Fortsetzung.)

Dessen nicht zu gedenken, dafs die Ansicht, die auf diesem Wege über die schriftstellerische Beschaffenheit des vierten Evangeliums, und den Geist, welcher dieser Urkunde das Dasein gegeben hat, gewonnen wird, an sich selbst ein Ergebnifs von Bedeutung, und reich an Aufschlüssen über die innere Geschichte der Geistesentwickelung in der ältesten christlichen Gemeinde, — dieser Geschichte, die ja auch ihrerseits noch ein wesentliches Moment der christlichen, und näher der biblischen Offenbarung ausmacht, — zu sein nicht ermangeln wird.

Der Verf. hat seine gegenwärtige Arbeit auf die zehn ersten Kapitel des Evangeliums Johannes beschränkt, aus dem Grunde, weil dasselbe „bis dahin allein steht und nur an einzelnen äufserlichen Puncten mit dem synoptischen Evangelienkreise in Berührung tritt" (S. 394). „Von da an", bemerkt der Verf. weiter, „wo er zur Darstellung des letzten Theils vom Leben Jesu übergeht, kann der Evangelist keinen Schritt thun, ohne mit den synoptischen Berichten in Collision zu gerathen, und selbst mit dem Bericht von der Auferweckung des Lazarus, obgleich von ihr die Synoptiker gar nichts wissen, steht er nicht allein, da dieses Wunder nach seiner Anschauung den Kampf der gesetzlichen Obrigkeit gegen Jesum zur letzten Entscheidung bringt, während die ersten Evangelien diese Entscheidung in ganz anderer Weise vermitteln". Schon aus dieser Aeufserung, nicht minder wie aus allem Bishergesagten, wird man entnehmen, dafs sein Verfahren ein durchaus methodisches ist, und dadurch dem Einwurfe sich entzieht, welchen die Recensenten dem das Ev. Joh. betreffenden kritischen Verfahren des Unterzeichneten in seiner Evang. Geschichte entgegenstellen konnten, welches der Verfasser in seiner Vorrede als ein „eigentlich nur divinatorisches" bezeichnet. Ob die Methode des Verfs. genügen würde, um die Frage über den historischen Ursprung, über die Composition und innere Oekonomie der Urkunde zur letzten Entscheidung zu bringen, müssen wir für jetzt dahingestellt sein lassen. Dem Verf. ist es, wie schon bemerkt, *hier* nicht um *diese* Entscheidung zu thun, obwohl er mit Recht voraussetzt, dafs auch diese Entscheidung nicht ohne Berücksichtigung der Präliminarien, die in seiner gegenwärtigen Untersuchung dafür gegeben werden, wird erfolgen können. Der Zweck dieser vorliegenden Untersuchung ist wesentlich nur darauf gerichtet, das Verhältnifs der Darstellung des vierten Evangeliums zur geschichtlichen Wahrheit seines Inhalts, so weit es aus ihm selbst geschehen kann, mit blos beiläufiger Berücksichtigung der synoptischen Evangelien vorläufig zu ermitteln, so dafs letztere „nur in jener Weise in den Gesichtskreis geführt werden, wie man mit einer feindlichen Macht Demonstrationen macht, um den Gegner zur Besinnung und zur Entscheidung zu bringen". *Vorläufig* sagen wir, denn auch hier behält der Verf., mit weiser Besonnenheit, die letzte und eigentliche Entscheidung künftigen Untersuchungen vor, welche, in einer vergleichenden Kritik sämmtlicher evangelischen Darstellungen, „die synoptische Macht von den fernen Höhen, auf welchen die vorhergehende sie nur in einer drohenden Stellung stehen liefs, in die Ebene herabführen und die heifse Schlacht zwischen ihr und dem vierten Evangelium beginnen sollen". Die Methode der gegenwärtigen Untersuchung ist also wesentlich bedingt durch ihre Stellung an der Spitze jenes dereinst von der Hand des Verfs. zu erwartenden, umfassenderen kritischen Werkes, zu dem sie, so zu sagen, nur die Propyläen enthält. So genau sie allenthalben das Einzelne ins Auge fafst, so scharf sie Alles, bis

auf die letzten Atome, so zu sagen, der evangelischen Darstellung zergliedert: so verfährt sie nirgends positiv abschliefsend. Die gewonnenen Resultate sind, unbeschadet der, ganz auf etwas Anderes, als auf abstracte Negationen ausgehenden Tendenz des Verfs., doch im Einzelnen vor der Hand überall nur negative; der aus der Feuerprobe der Kritik unversehrt hervorgehende Rest des Inhalts wird zu künftiger weiterer Verwendung bei Seite gelegt, aber noch Nichts unmittelbar aus diesen Materialien auferbaut. Nur über den Charakter der Reflexion, durch welche die Darstellung des vierten Evangeliums bedingt und vermittelt ist, sucht der Verf. allenthalben einen bestimmteren Aufschlufs zu geben. Er zeigt, wie dieselbe sich in einem engen Kreise abstracter Gegensätze einherbewegt, und aus der Dialektik dieser Gegensätze die Lebensgeschichte des Herrn und den Inhalt seiner Lehre, nachdem ihr von beiden die lebendige, concrete Anschauung abhanden gekommen ist, zu reconstruiren sucht. Weit entfernt, seinerseits (wie man unbegreiflicherweise solches, vielleicht nur durch einen Mifsverstand des Titels verleitet, oder denselben als willkommenen Vorwand solcher Verunglimpfung benutzend, der Evang. Geschichte des Unterzeichneten vorgeworfen hat) das Leben und die Lehre des Herrn durch die Brille eines philosophischen Systems zu betrachten, oder gar aus den Forderungen solches Systems a priori zu construiren: wendet er den erfolgreichsten Fleifs darauf, zu zeigen, wie gerade umgekehrt der Inhalt unserer evangelischen Urkunde nichts anderes ist, als eine, aus der von ihrem Verfasser zuvor gefafsten Theorie heraus a priori (wodurch jedoch die bona fides des Geschichtschreibers nicht schlechthin ausgeschlossen wird) entworfene Geschichtsdarstellung. In der That, wenn es durchaus die Philosophie sein soll, welche von der in unsern Tagen zu erwartenden Umgestaltung der Ansicht des evangelischen Geschichts- und Lehrinhaltes die Schuld oder die Ehre trägt: so erweist sich die Philosophie in diesem Falle, wie freilich in manchen anderen auch, als der Speer, der die Kraft besitzt, durch seine Berührung die selbsgeschlagene Wunde zu heilen. Denn was den gedachten Inhalt frühzeitig mit jener dunklen Hülle umzogen hat, welche von der negativen Kritik unserer Zeit dazu benutzt wird, uns denselben völlig aus den Augen zu rücken: das ist weit weniger der Mythus, wiewohl auch dieser seinen Theil daran haben mag, als eben jene speculative Reflexion, welche der Verf. des vierten Evangeliums unreif, wie sie zu solchem Gebrauche es war, auf die Darstellung des thatsächlichen Inhalts der evangelischen Geschichte und auf die Verarbeitung und Zurechtstellung der thatsächlich gesprochenen Worte des Herrn übertragen hat.

Von seiner fast durchgängigen Uebereinstimmung mit dem Verf. in allen eigentlichen Hauptmomenten der Untersuchung braucht Ref. nach dem Bishergesagten nicht viele Worte zu machen. Inwiefern der Verf., der sich früher bekanntlich zu andern Ansichten bekannte, den gegenwärtigen Weg seiner Forschung auf Anregung der vom Ref. gefundnen und ausgesprochenen Resultate, oder in freiem Zusammentreffen mit diesen Resultaten betreten hat, vermögen wir, da der Verf. sich nicht näher darüber erklärt hat, nicht zu beurtheilen. Dafs, in dem einen, wie in dem andern Falle, die Forschung selbst eine vollkommen selbstständige ist, liegt am Tage, und wird fürwahr von Niemanden freudiger, als vom Ref., anerkannt. Die gewissenhafte Redlichkeit, die Treue und der Fleifs dieser Forschung wird, wir hoffen es mit Zuversicht, auch bei Solchen Anerkennung finden, denen es mehr, als dem Ref., Anstrengung und Selbstüberwindung kostet, auf die Richtung und den Sinn derselben einzugehen, oder sich darin zurechtzufinden. Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier den Schriftforschern unserer Zeit eine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, ob es wirklich der Ruhm des Herrn ist, den sie suchen, oder nicht vielmehr ihr eigener Ruhm! Der Verf. hat den Weg, den er jetzt für den rechten erkennt, ruhig und geräuschlos betreten, ohne irgend eine andere Triebfeder, als die der redlich errungenen Ueberzeugung. Sein Werk ist frei nicht nur von dem Prikel des Negirens und Zerstörens, welcher die Kritik bei den gläubigen Bekennern des Christenthums in so üblen Ruf gebracht hat, sondern auch von der Lust am Glänzenden und Paradoxen, von welcher Ref. seinerseits sich vorwerfen mufs, den *Schein*, — aber auch *nur* den Schein — nicht genugsam vermieden, und dadurch vielleicht manchem Wohlgesinnten Anstofs, den Gegnern aber Gelegenheit zu böswilliger Verunglimpfung, gegeben zu haben. Wer, nur von Seiten der Form und Darstellung, die gegenwärtige Arbeit mit manchen früheren des Verfs. vergleichen will, der

wird nicht umhin können, die Macht zu bewundern, welche auch nach dieser Seite hin die Wahrheit in Demjenigen ausübt, der sich durch gewissenhafte Anstrengung einen sichern Weg zu ihr gebahnt hat. Der Verf. besitzt nicht die stylistische Gewandtheit eines Strauſs; und doch, um wie viel anziehender und fesselnder ist für den sinnigen Leser die Lectüre seines Buchs, als die des „Leben Jesu"! Während *dort* der einförmige Mechanismus der sich unter einander auf Nichts reducirenden Gegensätze den Leser langweilt und ermüdet, sobald er einmal den unaufhörlich wiederkehrenden Kunstgriff gefaſst hat, welcher diesen Mechanismus in Bewegung setzt, so hält ihn *hier* das groſse, im Hintergrund gezeigte, wenn gleich nicht unmittelbar in die Forschung eintretende, positive Endresultat in unablässiger Spannung, und der Darstellung, da sie, organisch sich mit ihrem Gegenstande durchdringend, ganz in denselben aufgeht, fehlt es nie an immer neuen, immer neu belehrenden und noch weitere Belehrung vorbereitenden Wendungen. —

(Der Beschluſs folgt.)

XXIX.

Les livres sacrés de l'Orient, comprenant: le Chou-king, les Sse-chou, les lois de Manou et le Koran de Mahomet; traduits ou revus et publiés par G. Pauthier. Paris, chez Firmin Didot frères, 1840. *XXX. u.* 764 *S. gr.* 8.

Es hat uns dieses Werk aufs angenehmste überrascht, und uns zugleich wieder einen schlagenden Beweis von dem practischen Sinn und Tact unsrer Nachbaren gegeben. Der Herausgeber, der sich schon als einen gründlichen Kenner des Chinesischen und Sanscrit und des Orients überhaupt bekannt gemacht hat, äuſsert sich darüber selbst (pg. VIII) also: Dans le volume que nous publions aujourd'hui sous le titre de Livres sacrés de l'Orient nous avons voulu réunir les principaux monuments des principales civilisations encore vivantes de cette belle et grande partie du monde. Ces civilisations sont la civilisation *chinoise*, la civilisation *indienne* et la civilisation *musulmanne*. Les monuments qui ont constitué ces trois grandes civilisations ont été, à des temps et en des lieux divers, trois puissants foyers de lumière qui ont jeté au loin un grand éclat, et se sont assimilé successivement des races d'une civilisation inférieure, sans que l'élément primitif en ait été altéré", und wir finden in der That den Gedanken dieser Zusammenstellung so glücklich und die Ausführung im Ganzen so zweckmäſsig und geschickt, daſs dem Werke eine allgemeine Verbreitung, die ihm so sehr zu wünschen, noch sicher nicht fehlen wird. Ueber die obigen 3 Civilisationen spricht sich Hr. Pauthier weiter in der introduction aus, besonders rücksichtlich der *chinesischen* Schriften, die er in Schutz nimmt gegen die Herabsetzung, die ihnen von neuern Schriftstellern „d'un mérite superieur d'ailleurs", wie namentlich von H. Ritter und Hegel widerfahren sei. Man wird es begreiflich finden, daſs Hr. Pauthier durch die Stelle Geschichte der Phil. I. pg. 140 u. folg. sich in der Geringschätzung seiner Lieblinge des Cungfutseu und seiner Schriften verletzt fühlt (pg. IX. XIII). Auch ist das Urtheil Hegels etwas hart und die vergleichungsweise Zusammenstellung mit „einem moralischen Predigtbuche" wohl anschaulich aber unbillig, weil ohne Rücksicht auf das Zeitalter des chinesischen Weisen. Indessen wird die Aeuſserung Hegels hier, wie nicht selten auch sonst, durch den Gegensatz bedingt. Es ist eine *Geringschätzung* der chinesischen Schriften gegenüber ihrer *Ueberschätzung*, eine Herabsetzung der Bedeutung der Moral überhaupt gegenüber der rationalistischen Erhebung derselben über die Speculation der Philosophie, und die Dogmatik der Theologie. Und so glauben wir denn, mit vollständiger Anerkennung der chinesischen Moral und des moralischen Characters des Cungfutse, daſs auch Hr. Pauthier seinerseits den Werth derselben für die Philosophie und die moderne Bildung zu hoch anschlägt. Doch wollen wir uns dies Vorurtheil gern gefallen lassen, insofern es hervorgegangen aus der Liebe und dem Fleiſs, mit welchem sich der Herausgeber dem Studium der chinesischen Litteratur hingegeben, und insofern es uns in dem vorliegenden Werke selbst ganz vorzüglich zu Gute kömmt. Hier hat sich nämlich Hr. Pauthier besonders um den chinesischen Theil bemüht, was jedoch im Einzelnen zu würdigen wir den Gelehrten vom Fache, den Sinologen überlassen müssen, während wir uns darauf beschränken, nach Angabe der notices bibliographiques des Herausgebers, einen kurzen Bericht über den Ursprung der mitgetheilten Uebersetzungen und ihre Behandlung abzustatten

I. Die Reihe der *chinesischen* Schriften eröffnet die Uebersetzung 1) des Schu-King, sie ist das Werk des gelehrten (1750 nach einem 36jährigen Aufenthalt in Pe-King verstorbenen) französischen Missionar Gaubil, und ward nach seinem Tode von de Guignes, dem Vater, angeblich nach dem Originaltext *verbessert* herausgegeben (Paris 1770). Allein nach Abel-Rémusat's Urtheil sind de Guignes Verbesserungen, die der Pater Amiot zu Ungunsten Gaubils so hoch angeschlagen, von sehr geringem Verdienst, beschränken sich, wie Hr. Pauthier hinzufügt, nur auf paraphrastische Verzierungen des Stils, und sind, wo sie den Sinn betreffen, zum *Nachtheil* der Treue angebracht. Deſshalb hat es Hr. P. vorgezogen, die ursprüngliche Uebersetzung Gaubil's, die sich noch handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindet, zu Grunde zu legen, und möglichst nach dem Original zu verbessern. Von diesen Verbesserungen wird in den Noten Rechenschaft gegeben, auch werden die daselbst erklärten Charactere chinesisch reproducirt, was die Kenner des Chinesischen Hrn. Pauthier Dank wissen werden. Auſserdem sind Gaubil's und de Guignes Bemerkungen gleichfalls unter die Uebersetzung gestellt, und als Einleitung endlich ist dem Buche vorangestellt: 1) die Vorrede Gaubil's, 2) der Brief des Pater Moila's über die chinesischen Charactere, 3) die Untersuchungen des Pater Prémare über die Vorgeschichte des Schu-King.

2) Die Sse-schu, oder die 4 klassischen Bücher der Chinesen, nämlich der, 1) Ta-hio, 2) Tschung-yung, 3) Lun-yu, 4) Meng-tseu, sind schon mehrmals übersetzt, *insgesammt* und zuerst in der sogenannten Ausgabe von Goa, deren Uebersetzung (ohne Text) wiederholt ist in dem Confucius Sinarum philosophus der 4 Jesuiten (Paris 1672), sodann in der Uebersetzung des Pater Noël (Prag 1711); einzelnen: der Ta-hio und Tschung-yung in dem 1sten Bd. der Mémoires sur les Chinois vom Pater Cibot; dann wieder der Ta-hio und das 1ste Buch des Lun-yu zu Serampoore von Marshman (1809 u. 14); der Tschun-yung lat. und französisch (mit dem Text und der Mandschuh Uebersetzung zur Seite) von Abel-Rémusat, dann der Meng-tseu lateinisch von Stan. Julien (Paris 1824—29) und der Lun-yu deutsch von W. Schott. Endlich wurden alle 4 englisch übersetzt von David Collie, Malacca 1828. Unter diesen sind jedoch die Uebersetzungen der Jesuiten und des Pater Noël und Cibot mehr Paraphrasen, so dafs, wie Hr. P. sagt, es oft schwer hält, ihren Text wiederzufinden. Als die wörtlichsten und besten zeichnet er aus die des Meng-tseu von Stan. Julien, und die aller 4 Bücher von Collie. Hr. Pauthier selbst endlich hat die Uebersetzung der Sse-schu mit dem Ta-hio begonnen, den er im Original nebst dem vollständigen Commentar des Tschu-hi und lateinischer und französischer Uebersetzung bereits 1837 herausgegeben hat. Diese Uebersetzung nebst den Auszügen aus dem Commentar ist hier wieder abgedruckt, und auch bei den übrigen Büchern hat Hr. Pauthier, wie er sagt, sich wenig der Arbeit seiner Vorgänger bedient, sondern soviel als möglich selbständig das Verständnifs des Textes zu gewinnen gesucht, und mit Hilfe der Commentarien und Glossen, die er aber nur dann in den Text selbst eingeführt, wenn Kürze oder Dunkelheit desselben dazu genöthigt hat.

Vom Y-King, welches vom Pater Regis übersetzt, und in neuerer Zeit von Mohl in Stuttgard herausgegeben ist, hielt es Hr. P. für angemessen, wenigstens die Notiz des gelehrten Pater Visdelou mitzutheilen, und zwar unverkürzt, wie sie sich in der ersten Ausgabe des Schu-King findet, um doch eine Vorstellung zu geben von diesem ebenso berühmten als dunklen Buch, dessen Verständnifs trotz der Masse der Commentatoren noch immer verschlossen ist.

II. Die Uebersetzung der Gesetze des Manu nebst kurzen Anmerkungen ist des Werk das leider in der Blüthe seiner Jahre und inmitten seiner litterärischen Thätigkeit im Jan. 1840 verstorbenen Loiseleur de Longchamps; sie war als 2ter Bd. 1833 seinem 1830 herausgegebenen Texte gefolgt. Zur Grundlage hat sie die vortreffliche englische Uebersetzung W. Jones, und ist im Ganzen eine recht lobenswerthe Arbeit. Nur von der *Schöpfung* (Buch 1 sl. 1—25) hat Hr. Pauthier seine schon früher veröffentlichte und etwas abweichende Uebersetzung zur Vergleichung unter jene gestellt. Sehr dankbar wird man es aber anerkennen, dafs Hr. P. in der Unmöglichkeit jetzt eine Uebersetzung der Vedas zu geben, wenigstens die berühmte Abhandlung Colebrooke's über diese Bücher (Asiatic Researches Vol. VIII. p. 369—476) in einer französischen Uebersetzung mitgetheilt, bei der er sich nur für den Plan des Werkes genöthigt sah, einige Verkürzungen vorzunehmen, die weniger das grofse Publicum als der Sanscritaner vom Fach empfinden wird, da sie zumeist die gelehrten Citate betreffen. Bei der anerkannten Gediegenheit der Colebrooke'schen Abhandlungen überhaupt, die sich zerstreut in den nicht leicht zugänglichen Asiatic Researches befinden, würde übrigens auch bei uns eine Sammlung und Uebersetzung derselben in deutscher Sprache (wie sie Hr. Pauthier schon früher im Französischen seinen Landsleuten gegeben) eine recht verdienstliche Arbeit sein.

III. Die Uebersetzung des Korân rührt von einem jungen, bereits vortheilhaft bekannten, polnischen Orientalisten her, von Hrn. Kasimirski, der 1829 in Berlin einen tüchtigen Grund in den orientalischen Sprachen gelegt, nach der polnischen Revolution nach Paris ausgewandert ist, und seitdem daselbst durch ununterbrochene Studien und durch steten Verkehr mit Eingebornen eine solche Fertigkeit im Arabischen und besonders im Persischen gewonnen hat, dafs die französische Regierung im October vorigen Jahres ihn ausgewählt, um den Grafen Sercey als Dolmetscher nach Persien zu begleiten. Die vorliegende Uebersetzung ward in seiner Abwesenheit gedruckt, so dafs sie der Verf. nicht selber durchsehn konnte. Die Verbesserungen, welche Hr. P. vorgenommen, haben, wie er sagt, mehr die Sprache als den Sinn betroffen. Vielleicht ist die beschleunigte Abreise des Verfs. auch Grund, dafs die Noten spärlicher als bei den übrigen Büchern ausgefallen sind; obwohl auch die Oeconomie des Werkes dem Herausgeber besonders hier die Nothwendigkeit der Beschränkung auferlegen mochte. Im Allgemeinen zeichnet sich diese Uebersetzung durch Treue aus, namentlich im Vergleich gegen die frühern französischen. Vorangestellt ist dem Korân, der noch immer nicht veraltete preliminary discourse der englischen Uebersetzung des Korân von Sale, französisch unter dem Titel: observations historiques et critiques sur le Mahométisme — was gleichfalls dem Werke zur grofsen Empfehlung gereicht. Angehängt ist noch dem Korân das *Borda* (Lobgedicht auf den Propheten) in der Uebersetzung Silv. de Sacy's. Den Beschlufs des Ganzen machen kurze Register und Inhaltsanzeigen.

Wir hoffen, dafs mit diesem Bande die Sammlung nicht geschlossen ist, und dafs, wenn das Studium des Zend zu Uebersetzungen ganzer Parthien der Zend-Avesta gediehen ist, auch diese in einem folgenden Bande noch Aufnahme finden werden, so wie eine Uebersetzung des Rig-Veda, durch dessen Bearbeitung der unvergefsliche Rosen noch vor seinem Tode sich ein so schönes Denkmal gesetzt hat, und dessen ganze Uebersetzung von Wilson bereits angekündigt ist, endlich auch die Uebersetzung der Upanischads, welche Hr. Poley in London seit längerer Zeit schon vorbereitet.

Bedürfte dieses Werk schliefslich noch einer weiteren Empfehlung, so wäre es im kurzen die: dafs die in demselben dargebotenen Schriften bis jetzt aufser im Englischen in keiner Sprache *sämmtlich* übersetzt, geschweige denn zusammengestellt sind, dafs die Uebersetzungen sich im Ganzen vortheilhaft vor den vorhandnen auszeichnen, und dafs endlich die Ausstattung, wie gewöhnlich die von Firmin Didot, vortrefflich, und der Preis äufserst wohlfeil ist. B.

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes. Von Bruno Bauer.

(Schluſs.)

Für solche Belehrung bekennt sich auch Ref. in vielfacher Beziehung dem Verf. dankbar verbunden. Nicht nur, daſs derselbe bei seiner tiefer ins Detail gehenden Arbeit Vieles gesehen und erörtert hat, was Referentem unbemerkt geblieben war, so ist auch Letzterer in manchen Fällen (z. B. in Bezug auf Joh. 5, 28 f., vergl. S. 208 — nicht so in Bezug auf Joh. 4, 44, wo schon der Hinblick auf Joh. 7, 41. 52 uns nöthigt, bei der von de Wette aufgestellten Erklärung zu verbleiben, obgleich wir nicht verkennen, daſs die Erklärung des Verfs. nach der Wortstellung des Textes als die natürlichere erscheinen muſs) bereit, seine früher aufgestellte Erklärung gegen die des Verfs. als die richtigere aufzugeben. Andere Fälle bleiben freilich, wo der Ref. die Gründe seiner Differenz von dem Verf. durch dessen Darstellungen noch nicht für beseitigt halten kann. Ob zu diesen Differenzpuncten die Ansicht über die schriftstellerische Composition des Evangeliums zu zählen ist, muſs für jetzt dahingestellt bleiben, da der Verf. über diesen Punct noch keine entscheidende Erklärung abgegeben hat. Doch kann sich Ref. nicht verhehlen, daſs die von dem Vf. mit einer Consequenz, die hin und wieder wohl etwas zu weit gehen möchte, durchgeführte Ansicht eines gleichmäſsig über die ganze Urkunde sich erstreckenden Grundtypus der Erzählungs- und Darstellungsweise der Hypothese von einem gemischten Ursprunge derselben im Allgemeinen nicht günstig ist. Nichtsdestoweniger findet sich Ref. — aus dem bereits in diesen Jahrbüchern ausgesprochenen Grunde — für jetzt noch auſser Stande, diese Hypothese aufzugeben; ja er ist in der Darstellung des Verfs. selbst auf Momente gestoſsen, die ihn aufs Neue darin bestärkt haben (so z. B. das S. 316 ff. über die Stelle Joh. 8, 12 ff. und ihr Verhältniſs zu früheren Stellen des Evangeliums Gesagte, S. 391 über Joh. 10, 25 f. u. s. w.). Dagegen bekennen wir uns durch die Ausführung des Verfs. vollständig überzeugt von der Unmöglichkeit in den dialogischen Bestandtheilen der Urkunde *als* solchen einen Unterschied der Verfasserschaft anzunehmen. Die Gespräche z. B. mit Nikodemus und mit der Samariterin, deren apostolische Authentie Ref. ehemals noch zu retten suchte, fallen, — wir können nach der Zergliederung, die der Verf. von ihnen gegeben hat, nicht mehr daran zweifeln, — ihrer dialogischen Ausführung nach ganz demselben Typus der Erfindung anheim, wie die nachfolgenden ausführlichen Wechselreden zwischen dem Herrn und „den Juden". Liegt wirklich auch diesen Parthien des Evangeliums ein ächt apostolischer Kern zum Grunde, — und Ref. kann, wegen der Geistes- und Sprachverwandtschaft mit dem ersten johanneischen Briefe, dessen Authentie ihm zur Zeit noch unerschüttert steht, diese Vermuthung nun einmal nicht aufgeben, — so ist derselbe von viel geringerem Umfange, als wir sonst meinten. Das Wahrscheinlichste dürfte zuletzt wohl sein, Joh. 3, 13 ff. geradezu als Fortsetzung der im Prolog angesponnenen Betrachtung anzusehen, und also diese Stelle, wozu in der That sowohl Inhalt als Form derselben zu berechtigen scheint, mit Uebergehung alles Dazwischenliegenden, unmittelbar an Joh. 1, 18, so wie weiterhin in demselben dritten Capitel V. 31 ff. an V. 21 (vergl. des Ref. Ev. Gesch. Bd. 1, S. 407 Bd. 2, S. 206) anzureihen. Bekanntlich sind beide Stellen schon von mehreren Auslegern als Einschiebungen des Evangelisten betrachtet worden; unser Verf. ist, *insofern es sich von der Absicht des Erzählers handelt*, diesen Auslegern gegenüber gewiſs in seinem guten Rechte, wenn er, die erste dem Herrn, die andere dem Täufer zu vindiciren sucht. Sollte indeſs die Vermuthung des

Refn. sich bestätigen, dafs beide nebst dem Prologe die allein wörtlich vom Apostel niedergeschriebenen Parthien der drei ersten Capitel des Evangeliums, und dafs sie nur durch die Willkühr des Erzählers auseinandergerissen sind: so würde dadurch die sonderbare Beschaffenheit dieser Zwischenreden sich erklären, welche die Ausleger auf jene Meinung hat bringen können. — Doch, wie gesagt, diesen Betrachtungen dürfen wir *hier* nicht weiter nachgehen. Statt dessen erlaubt sich Ref. zwei andere, nicht unwichtige Puncte seiner Differenz vom Verf. noch kürzlich zur Sprache zu bringen. Der erste betrifft eine Frage, deren hohes Interesse und unberechenbare Wichtigkeit für die Geschichte der Geistesentwickelung in der apostolischen Gemeinde man erst jetzt gewahr werden wird, wenn die freiere Ansicht über das Ev. Joh. allgemeiner Platz ergreift. Es ist die Frage über das Verhältnifs der johanneischen Gnosis (wir bedienen uns der Kürze wegen dieses Ausdrucks; was damit gemeint ist, kann dem Sachkundigen nicht zweifelhaft sein) zu den Spuren einer verwandten Lehre bei Paulus und andern Schriftstellern des N. T. Der Vf. hält es (S. 4) im Gegensatze des von Ref. (Ev. Gesch. II, S. 187 f.) darüber Aufgestellten, welches ihm „der Selbstständigkeit der paulinischen Dialektik zu sehr zu widersprechen" scheint, für wahrscheinlich, dafs „die paulinischen Anschauungen (d. h. die „wesentlich speculative Theorie über die Persönlichkeit des Erlösers" namentlich im Kolosser- und Philipperbriefe) die ersten Keime der später und von Andern vollendeten Logoslehre und die Aeufserungen eines Triebes seien, der in einem gröfsern Umfange den christlichen Glauben bewegte". Die Frage wird, wie man sieht, nur durch ein tieferes Eingehen in den Geist und Zusammenhang der paulinischen Lehre einerseits, der johanneischen anderseits entschieden werden können. In letzterer auch nur die entfernteste Spur eines Einflusses der paulinischen nachzuweisen (— beiläufig wollen wir hier bemerken, dafs der Verf. — vergl. z. B. S. 54, — eine umfassendere Bekanntschaft auch mit dem synoptischen Erzählungskreise in dem Verf. des vierten Ev. vorauszusetzen geneigt ist, als wir ihm zugestehen können), dürfte doch wohl schwerer noch fallen, als umgekehrt, in der paulinischen nicht zwar den Einflufs der johanneischen, wie sie geschrieben vorliegt, wohl aber die Nachwirkung der Gal. 2, 2. beachteten persönlichen Verständigung des Apostels über die Einheit des gemeinschaftlichen Lehrtypus ausdrücklich mit jenen Dreien, unter denen sich auch Johannes befindet, die uns eine zwar mythisch gefärbte, aber darum noch nicht ohne Weiteres verwerfliche Nachricht des alexandrinischen Clemens (bei Euseb. II, 1.) als die ursprünglichen Träger der Gnosis nennt. Der „Selbstständigkeit" paulinischer Dialektik thut diese Annahme nicht nothwendig Eintrag. Paulus hat sich die Grundzüge der Logoslehre mit derselben Geistesfreiheit angeeignet und einen eben so selbstständigen Gebrauch davon gemacht, wie von so manchem Anderem, was er von der christlichen, was er sogar noch von der alten pharisäischen Lehre überkommen und beibehalten hat. Doch, wie schon angedeutet, es kann uns nicht einfallen, hier abschliefsen oder einer tiefer eingehenden Untersuchung vorgreifen zu wollen. Dieser bleibt es vorbehalten, alle Momente gegen einander abzuwägen, welche *für* und welche *gegen* die Originalität des Paulus im Puncte dieser Lehre in Betracht kommen *). Sollte die Entscheidung, wie wir es für das Wahrscheinlichere halten, *gegen* diese Originalität ausfallen, so wird auch sie, wie man leicht einsieht, zu einem gewichtigen Argumente für die Annahme eines ächt apostolischen Kernes in den johanneischen Schriften, eines solchen, der, — wie wenigstens den Refn. die Anschauung des Geistes namentlich in dem johanneischen Briefe und in dem Prologe des Evangeliums von jeher für diese Annahme gestimmt hat, — zur ursprünglichen Quelle der Gnosis noch in einem unmittelbareren Verhältnifs stünde, als selbst die paulinischen Schriften. — Der zweite Punct, dessen wir noch gedenken wollten, war des Verfassers Ansicht über die vielbestrittene Perikope von der Ehebrecherin. Er sucht die Aechtheit derselben zu vertheidigen; aber wir können diese Vertheidigung nicht für gelungen halten. Wir sollten meinen, wenn der Verf. nur einmal recht ernstlich jene Erzählung mit

*) Einen wichtigen Incidenzpunct wird bei dieser Untersuchung auch der Hebräerbrief bilden, dessen Verfasser, — falls er wirklich nicht etwa Paulus selbst ist, — das Verhältnifs zur christlichen Logoslehre genau so, wie es in Paulus bestand, also, nach unserm Verf., als *keimenden* Gedanken (— wie aber läfst sich ein keimender Gedanke in einen fremden Geist übertragen, ohne dafs er eben dadurch zum weiteren Aufbrechen käme?) von Paulus entnommen haben müfste.

den nachfolgenden Worten V. 15: ὑμεῖς κατὰ τὴν σάρκα κρίνετε, ἐγὼ οὐ κρίνω οὐδένα, zusammenhalten wollte: so müfste ihm mit einem Male sowohl die gänzliche Verschiedenheit des Tones derselben von allem Vorangehenden und Nachfolgenden, als auch der Umstand, welcher zu ihrer Einschiebung gerade an dieser Stelle den Anlafs gegeben, klar werden. Dem Refn. war dieser Mifsgriff um so bedauerlicher, als er aus Erfahrung weifs, wie begierig die apologetischen Ausleger dergleichen zu ergreifen pflegen, um die „stumpfen Waffen" der Kritik in Mifscredit zu bringen. Hören wir doch Herrn D. Lücke in der jüngst erschienenen dritten Auflage des ersten Bandes seines Commentars zum Ev. Joh. über Ref. Klage führen (S. 132), dafs er, was nur die „Hitze des Streites" entschuldigen könne, „entschieden unächte Stellen, wie 5, 3. 4. und 7, 53 — 8, 11 für ächt gehalten, und die unabweislichen Zweifel an der Aechtheit von Cap. 21 hartnäckig abgewiesen habe, um nur recht viel augenscheinliche Belege dafür zu haben, dafs der vermeintliche Apostel aus trüben Bächen der Tradition geschöpft". Trifft nun zwar dieser Vorwurf den Ref. nicht, indem es „in der Hitze des Streits" vielmehr seinem Gegner begegnet ist, in Bezug auf Joh. 7, 53 — 8, 11 ihm das gerade Gegentheil der laut genug von ihm ausgesprochenen Ansicht (vergl. Ev. Gesch. II, S. 242) unterzulegen (— auch in Bezug auf 5, 3. 4 hat Ref. — ebendas. I, S. 129 — nur erklärt, die Frage über die Aechtheit der Stelle dahingestellt lassen zu wollen; — Hrn. Lücke schwebte wohl vielmehr die Stelle Joh. 9, 1 vor, die allerdings Ref. gegen ihn in Schutz genommen hat, weil hier nur Er es war, der die sachliche Schwierigkeit durch Herauswerfen der Textesworte beseitigen wollte): so zeigt derselbe doch, wie vielen Grund der Kritiker hat, sich zu hüten, dafs er nicht nach dieser Seite den Apologeten eine Blöfse gebe. Im gegenwärtigen Falle haben wir uns um so gewisser zu versehen, dafs die von dem Vf. ihnen gegebene nicht unbenutzt bleiben wird, als selbst Ref. bekennen mufs, durch die Art und Weise, wie der Verf. auch die Erzählung von der Ehebrecherin als ausgeprägt in der gewöhnlichen, in Gegensätzen und Conflicten sich gefallenden Manier des Evangelisten darzustellen versucht hat, einigermafsen stutzig geworden zu sein, und zur Vorsicht im Geltenlassen dieser Erklärungsweise auch in andern Fällen sich veranlafst gefunden zu haben.

Als Beilage hat der Verf. seiner Arbeit eine interessante, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit geführte Untersuchung über die messianischen Hoffnungen der Samariter zugegeben. Die Frage, die er daselbst zu beantworten sucht, ist durch Joh. 4. veranlafst und wird von ihm verneinend beantwortet. Ref. hat über den Inhalt dieser Beantwortung kein gültiges Urtheil, da ihm die Quellen, aus denen sie geschöpft werden müfste, nicht zugänglich sind. Doch darf er bekennen, dafs sie ihm als wohlgeführt und gelungen erschienen ist, und in ihm die subjective Voraussetzung, dafs der Vf. auch hier im Rechte sei, begründet hat. — Der verheifsenen Fortsetzung des trefflichen Werkes sieht Ref. mit gespannter Erwartung entgegen.

Weifse.

XXX.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad editionis principis, collati a Burerio codicis Murbacensis, apographique Amerbachiani fidem, et ex doctorum hominum coniecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit Frid. Kritzius, professor Erfurtensis. Lipsiae sumptibus librariae Lehnholdianae. 1840. 18 *Seiten praefatio,* 144 *Seiten Prolegomena,* 638 *Seiten Text und Indices.* 8.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Recensuit et scholarum in usum edidit Frid. Kritzius, prof. Erfurtensis. Derselbe Verlag. 6 *Seiten praef.* 94 *Seiten Textesabdruck der vorhergehenden Ausgabe.*

Vellejus hat in der neusten Zeit den Fleifs der Philologen sehr beschäftigt, obgleich er nicht zur Zahl der recipirten Schulautoren gehört. Ein rein philologisches Interesse hat ihm diese Aufmerksamkeit zugewandt, zumahl nachdem der thätige Beförderer der diplomatischen Kritik, Orelli in Zürich, eine neue Quelle der Textesverbesserung entdeckt und zum allgemeinen Gebrauch eröffnet hatte. Es ist bekannt, dafs der einzige Codex, aus welchem Vellejus' Geschichte von Rhenanus Basel 1520 herausgegeben ist,

bald nachher verloren gegangen ist, und dafs die Kritik allein auf die Editio princeps und die derselben hinzugefügte nachträgliche Vergleichung des Drucks mit der Handschrift beschränkt war. Nun fand aber Orelli im Jahre 1834 bei der Inventarisation der Baseler Bibliothek eine von einem gewissen Amerbach im J. 1516 gemachte Abschrift des Codex. Orelli gab sie 1835 heraus und gründete auf sie eine neue Recension des Vellejus, indem er nicht undeutlich der Treue des unerfahrenen Copisten den Vorzug vor der Willkühr des gelehrten Rhenanus gab. Er eröffnete hiermit ein neues Feld für die kritische Bearbeitung des Autors, welches seitdem von den Herren Kreyfsig, Bothe, Halm, Laurent, Fröhlich, Haase u. A. durch Ausgaben, Conjecturensammlungen und Recensionen in gelehrten Zeitschriften wetteifernd angebaut ist. Ruhnkenius' Ausgabe vom Jahre 1779 schlofs die ältere Bearbeitung des Vellejus gewissermafsen ab, spätere Herausgeber (Krause und Cludius) thaten nicht viel Neues oder Gehaltreiches für den Autor: die Conjecturalkritik lieferte jedoch immer neue Beiträge. Dadurch und durch den von Orelli neu geweckten Fleifs der Philologen war eine solche Menge neuer Verbesserungen und Vermuthungen entstanden, dafs es in der That an der Zeit war, eine vollständige Uebersicht des Geleisteten und einen neuen Abschlufs der Textesberichtigung zu veranstalten. Herr Kritz leistet beides in der vorliegenden Ausgabe. Er stellt die bisherige Kritik zusammen und gründet einen neuen Text zunächst und vorzüglich auf die Grundlage der drei diplomatischen Quellen, der Editio princeps, Burers nachträglicher Vergleichung derselben mit dem Originalcodex, und Amerbachs Abschrift, dann aber auch, da diese Grundlage häufig unzureichend ist, auf die Verbesserungsvorschläge älterer und neuerer Kritiker und seine eignen Vermuthungen.

Die Zusammenstellung des bisher Geleisteten ist ungemein sorgfältig in Bezug auf die Conjecturen älterer und neuerer Gelehrten. Ob aber Hr. Kritz die Vollständigkeit der Sammlung, die er bezweckt, durchaus erreicht hat, läfst sich bezweifeln, ohne dafs gerade Rec., der sich einer solchen Aufgabe gar nicht unterziehen möchte, ihm einen erheblichen Vorwurf deshalb zu machen geneigt ist. Er kann ihm jedoch zwei übersehene nachweisen, eine, welche Recensent selbst zu Quintilian XII, 11, 10 vorgeschlagen hat, und eine andere von Fr. Jacob, der in einem Lübecker Programm vom Jahre 1832 bei Vellejus II, 105 *gentis et ejus Arminius* lesen wollte. Ferner ist der Erfinder der trefflichen Conjectur bei Vell. II, 6 *nomine, re autem* für das ungehörige *nominaverat eum* nicht C. Halm, sondern ein uns sonst unbekannter Herr Schwarzmann, wie Halm selbst in der Recension Berliner Jahrbücher 1837. März nr. 40 angiebt. Mehr bedauern wir es, weniger für uns, als für den verdienten Ruhm des Herausgebers selbst, dafs Hr. Kritz sein überaus reichhaltiges Material nicht zu einer eigentlichen Geschichte des Textes verarbeitet hat, was bei einiger Veränderung in der Form leicht auszuführen gewesen wäre. Jetzt wird nähmlich in der Regel gleich zu Anfang das Richtige aufgestellt, das heifst natürlich was der Herausgeber für das Richtige hält, und darauf werden die andern zahlreichen Verbesserungsvorschläge ohne weiteres Urtheil aufgezählt. Der Leser hält sonach diese Zugabe im Grunde für überflüssig und erkennt darin nur ein Streben nach äufserlicher Vollständigkeit. Für den Plan einer kritischen Collectivausgabe wäre es angemessener gewesen, wenn der Herausgeber die kritischen Probleme historisch behandelt und die Auflösung zuletzt gestellt hätte. Der Leser würde dann an allen Versuchen der Auflösung, auch an den verfehlten, ein Interesse nehmen, nichts würde überflüssig scheinen, indem es auf die schliefsliche Aburtheilung der Sache vorbereitete. Allerdings hat auch Hr. Kritz einem Theil seiner Noten diese kunstreichere historich entwickelnde Form gegeben, aber gerade bei der Behandlung derjenigen Stellen, die den Scharfsinn der Kritiker seit drei Jahrhunderten beschäftigt haben, hat er es nicht gethan. Wahrscheinlich fürchtete er zu ausführlich zu werden, eine Besorgnifs, die nicht gegründet war, da wir keineswegs der Meinung sind, dafs jede Conjectur noch besonders zu widerlegen ist, wenn die richtige Auflösung des Zweifels folgt, und weil es wesentlich nur auf Stellung oder Classification des Einzelnen ankommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad editionis principis, collati a Burerio codicis Murbacensis, apographique Amerbachiani fidem, et ex doctorum hominum coniecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit Frid. Kritzius.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Recensuit et scholarum in usum edidit Frid. Kritzius.

(Fortsetzung.)

Die zweite noch wesentlichere Aufgabe des Herausgebers war die Constituirung des Textes. Hr. Kritz bahnt sich dazu einen wissenschaftlichen Weg durch ausführliche Untersuchungen (Prolegomena) über das Leben des Autors, über den Zweck und die Ausführung seines Werkes, über den Stil desselben und über den relativen Werth der handschriftlichen Grundlagen des Textes.

Was wir von dem Leben des Vellejus wissen, beruht ganz allein auf gelegentlichen aber herbeigezogenen Erwähnungen, die er selbst in seinem Werke über seine Familie, seine Kriegsdienste und Aemter einfliefsen läfst. Dafs die Schmeichelei gegen Sejanus ihn in den Sturz dieses Günstlings verwickelt habe, zieht Hr. Kritz mit Recht in Zweifel, weil Vellejus an Tiberius selbst und an Vinicius mächtige Beschützer hatte, und die Schmeichelei gegen den Günstling der gegen den Herren untergeordnet ist. Die kriechende Verehrung gegen das regierende Haus, die dem Vellejus so oft zum Vorwurf gemacht ist, sucht Hr. Kr. als die Ueberzeugung eines unter August Geborenen und selber Verblendeten zu rechtfertigen. Von dem geschichtlichen Werke Vellejus' und seinem Stil denkt Hr. Kr. nicht eben vortheilhaft: er macht, nach Sauppe, auf die biographische Tendenz dieser Römischen Geschichte aufmerksam, als welche die politische bei weitem überwiegt; er charakterisirt den rhetorischen Ton der Verwunderung, der darin herrscht, und tadelt in Betreff des Stils das Haschen nach Wortspielen und witzigen Antithesen, das Einschachtelungssystem der Perioden und daher entstandene Undeutlichkeit; er findet endlich viele Spuren von Flüchtigkeit in den Sachen und Nachläfsigkeit in der Darstellung. Alles dies wird ausführlich durch eine reiche Sammlung von Beispielen belegt.

Rec. stimmt Hrn. Kritz in vielem bei, glaubt aber dessenungeachtet, dafs Hr. Kritz seinem Autor mehr Geneigtheit hätte beweisen sollen. Nahmentlich geht er im Tadel der rhetorischen Färbung zu weit, wenn er ihm aus allen auch den gelungensten Antithesen einen Vorwurf macht, z. B. *Lentulus salva republica salvus esse non poterat. Quod vi facere voluerunt, jure passi sunt. Varus Syriam pauper divitem ingressus, dives pauperem reliquit. Maroboduus natione magis quam ratione barbarus.* Das Uebermaafs ist überall zu tadeln, aber es ist in der That viel mehr an der Zeit den rhetorischen Witz des silbernen Zeitalters der Römischen Litteratur in Schutz zu nehmen gegen die farblose, schlaffe und triviale Breite, die sich heut zu Tage mit dem einzigen Lobe der Verständlichkeit brüstet und uns ganz zu verschlemmen droht. Den Vorwurf der Undeutlichkeit müssen wir entschieden ablehnen. Wir erkennen ihn nicht aus den wenigen Stellen, die Hr. Kritz anführt, z. B. I, 16 *Quid ante Isocratem, quid post ejus auditores eorumque discipulos clarum in oratoribus fuit? Adeo quidem artatum angustiis temporum, ut nemo memoria dignus alter ab altero videri nequiverint.* Hr. Kritz läfst diese Stelle gesperrt drucken. Was ist darin undeutlich, was nicht klar und prägnant ausgedrückt? Auf die bekannte Wendung *Quid clarum fuit in oratoribus* für *quam pauci fuerunt clari oratores* folgt

constructionsmäfsig wieder das Neutrum *Adeo quidem artatum fuit*, d. h. die berühmten Redner nehmen einen so engen Zeitraum ein, dafs jeder Nachfolgende noch mit seinem Vorgänger zusammen lebte. In der andern Stelle II, 17 *Romani victis afflictisque ipsi exarmati, quam integris universis civitatem dare maluerunt*, würde ich auch so keine Undeutlichkeit finden, aber ich glaube, dafs *integri* zu lesen ist, um den Gegensatz noch klarer hervortreten zu lassen. Die Nachläfsigkeiten in den Sachen sind nicht erheblich, die des Ausdrucks werden von einem andern Beurtheiler noch leichter entschuldigt oder wohl gar in das Lob einer grata simplicitas verwandelt werden können. Wir hoffen, dafs die Zusammenstellung dieser Schwächen der Achtung vor dem lebhaften und gedrungenen Stil des Autors nicht schaden wird, und so erkennen wir ihre Nützlichkeit an, um bei der Behandlung einzelner Stellen darauf zu verweisen.

Bei der Beurtheilung der diplomatischen Quellen der Textberichtigung stellt Hr. Kritz die ganze Fehlerhaftigkeit der im Kloster Murbach entdeckten Originalhandschrift aus den Lesarten der Editio princeps, Burers Vergleichung und Amerbachs Abschrift zusammen. Es ergiebt sich, dafs der Verfertiger jener (verloren gegangenen) Handschrift einen schon fehlerhaften mit häufigen Abkürzungen geschriebenen ursprünglichen Codex maschinenmäfsig und ohne Verstand copirte. In Hinsicht der Verschiedenheit der uns noch vorliegenden Quellen unter einander erklärt sich Hr. Kritz gegen Orelli's Ansicht von der Willkühr des ersten Herausgebers und dem Vorzuge, den die Amerbachsche Abschrift vor der Editio princeps verdienen soll.

Ich stimme Hrn. Kritz was den ersten Punkt betrifft bei. Rhenanus verfuhr so sorgfältig und gewissenhaft, als es bei der Fehlerhaftigkeit der Handschrift, die ohne vielfältige Correcturen gar nicht zum Druck gelangen konnte, möglich war: eine Absicht der Verfälschung ist ihm nirgends nachzuweisen. In Betreff des zweiten Punktes, des Werthes der Amerbachschen Abschrift, kommt es aber nicht darauf an, dafs, wie Hr. Kritz S. CXVI sagt, die schlechten Abweichungen der Amerbachschen Schrift von der Editio princeps zahlreicher als die Verbesserungen sind: das wird auch Orelli zugestehen: sondern darauf, ob jene schlechten Abweichungen der Nachläfsigkeit Amerbachs oder seiner etwas einfältigen Copistentreue zuzuschreiben sind. Ich glaube das letztere. Soll ich z. B. annehmen, dafs er II, 26 im Codex *nomine consulis* wirklich gefunden und fehlerhafter Weise *nomine sulis* geschrieben hat, oder mufs ich nicht vielmehr annehmen, dafs das *c̄* (*con*) im Codex ausgefallen war, Amerbach treu copirte, Rhenanus aber sogleich den Fehler entdeckte und stillschweigend verbesserte, ohne dafs er es der Mühe werth hielt darüber noch eine Note zu machen? Rhenanus' Arbeit wurde nachträglich von Burer mit dem Codex verglichen. Aber Burer war Rhenanus' Amanuensis; er arbeitete im Sinne des Meisters; er versichert zwar Buchstab für Buchstab verglichen zu haben; aber wir verstehen dergleichen Versicherungen bei Gelehrten jener Zeit: noch ist niemand gewesen, der es über das Herz gebracht hat den Druck mit *allem* Unsinn der alten Abschreiber zu beschweren: was ihm Rhenanus entschieden richtig im Kleinen verbessert zu haben schien, mochte auch er nicht noch einmahl aufrühren: nur zuweilen giebt er doch solchen Unsinn, auch wo er unzweifelhaft erkannt wird, als Probe seiner Genauigkeit und der Fehlerhaftigkeit des Codex. Abgerechnet jene Stellen, wo er es gar nicht der Mühe werth hielt eine Abweichung anzumerken, bestätigt auch Burers Collation die Copistentreue Amerbachs. Hr. Kritz selbst erkennt diese als unbezweifelt in der Orthographie an, was entschieden ein Gegenstand ist, worin selbständige Gelehrte wie Rhenanus sich wenig mehr um die Schreibart einzelner späterer Codices kümmerten, wie denn auch Burer diese ganze Partie unbeachtet läfst. Aus allem diesen folgt aber doch, dafs Amerbachs Abschrift von entschiedenem Werthe für die Erkenntnifs dessen ist, was der Murbacher Codex enthielt, und da es nur hierauf, nicht auf die Richtigkeit des Textes ankommt, die der weitern Kritik anheimfällt, so scheint uns der Ausdruck, womit Hr. Kr. der Ansicht Orelli's von dem Werth jener Abschrift S. CXVI entgegentritt, viel zu hart, ja ungerecht: „Orellius — pronuntiavit, Amerbachium accuratissime ac summa fide referre codicem Murbacensem, editionisque principis nullam esse in constituenda lectione auctoritatem. *Sed nihil esse hac opinione falsius et ad obscurandam veritatem efficacius* jam supra significavimus cet." Hr. Kritz läfst Orelli sagen, die Editio princeps habe keine Autorität für die Constitution des Textes. Ich finde dies

von Orelli nirgends gesagt. Ja nicht einmahl, was ihm pag. LXXXIV zugeschrieben wird, „Orellius sibi persuasit codicem Murbacensem multo accuratius ac fidelius Amerbachii apographo quam Rhenani editione expressum esse," obgleich es im Ganzen durchaus richtig ist, sagt Orelli in der Vorrede, wo er sein Endurtheil über den Werth der Abschrift aufstellt, sondern nur, dafs die Kritik des Vellejus durch sie eine bedeutend festere Grundlage erhalte, als sie bisher hatte, wo das Verhältnifs der Editio princeps zum Codex ganz unsicher war. „*Ganz unsicher*" ist etwas stark ausgedrückt, aber im Wesentlichen ist es doch richtig, dafs man über Rhenanus Verdienst bei der Herausgabe und Burers Verfahren bei der nachträglichen Vergleichung nicht mit Sicherheit urtheilen konnte, obgleich man ihnen, mit Ruhnkenius, Vertrauen zu schenken geneigt war. Wenn Orelli von Rhenanus' Interpolationen in der Vorrede und in den Noten spricht, so meint er doch immer nur unbegründete Veränderungen einzelner Stellen, worüber das Urtheil verschieden sein kann: sein Verdienst um die Richtigkeit des Textes erkennt auch er an, und er verdiente also einen so allgemeinen Vorwurf der Akrisie nicht.

Im Wesentlichen müssen alle Editoren des Vellejus nunmehr darüber einverstanden sein, dafs die Grundlage des Textes die aus den combinirten drei Quellen aufzustellende Lesart des verlornen Murbacher Codex ist. Man kommt damit noch nicht auf einen lesbaren Text, aber es ist schon viel, dafs eine Basis gewonnen ist, und es gilt uns als das Hauptverdienst dieser Ausgabe, dafs Hr. Kritz diese Basis sichert und sich nur nothgedrungen von ihr entfernt.

Seine Orthographie gründet er auf das treue Zeugnifs Amerbachs. Das Meiste ist von der Art, dafs es auch in die gewöhnliche Schrift aufgenommen werden mufs, wie Rec. in seiner Lateinischen Grammatik als unzweifelhaft aufgestellt hat, *quattuor*, *contio*, *dicio* und *condicio*, *quicquid*, *cotidianus*, *Gaius* mit Vertreibung des alten Mifsverständnisses *Cajus*. Dafs Hr. Kr. in Gemäfsheit einzelner Stellen auch *volt* und *voltus*, *adulescens*, *epistula*, *intellego* schreibt, lassen wir dahingestellt sein, aber wenn er den Genitiv *ingeni* und den Accusativ *civis* durchweg einführt, so fordern wir ihn auf die Stellen zu zählen, und wenn bei weitem die Mehrzahl für *ii* und *es* sein wird, so fragen wir ihn, warum hier gerade die Entscheidung anders ausfallen soll als anderwärts. Der Genitiv *ii* und der Accusativ *es* wurde in der Augustischen Zeit herrschend; daneben bestanden noch die alten Formen, kamen aber bald ganz ab; die Handschriften haben sie in verhältnifsmäfsig wenig Stellen; und doch sollen sie gegen ihre Autorität und gegen den Usus der Sprache zur allgemeinen Gültigkeit erhoben werden! Bei dem Accusativ *is* läuft man sogar Gefahr Formen für das silberne Zeitalter aufzustellen, die selbst in der alten Latinität unerhört waren. Dagegen wundern wir uns, warum Hr. Kritz *arctus* schreibt, da die Editio princeps *artus* hat, und er selbst *artare*, *artatus* ohne Bedenken aufnimmt.

Wir kommen zur Hauptsache. Wie steht es mit dem neuen Text? Ruhnkenius liefs Stellen, deren Herstellung ihn nicht vollständig befriedigte, mit klaffender Unverständlichkeit im Text: Orelli gab die Amerbachische Abschrift wörtlich wieder und setzte die vermuthliche Herstellung darunter: Hr. Kritz legte sich die Nothwendigkeit auf zu einem Abschlufs zu kommen, indem er einen begründeten aber zugleich auch lesbaren Text liefern wollte. Wir zweifeln nicht, dafs er seinen Zweck im Ganzen erreicht hat. Auf der einen Seite hält er möglichst fest an der diplomatischen Ueberlieferung und wehrt alle Versuche den Autor und nicht die Abschrift zu verbessern kräftig ab, auf der andern Seite wo eine Correctur nöthig ist, wählt er mit Besonnenheit unter den vorhandenen Vorschlägen oder corrigirt selbst, indem er sich die Möglichkeiten vorstellt, wie die Corruption hat entstehen können. In der That wird dem philologischen Leser diese Ausgabe am meisten zu empfehlen sein, nicht nur weil er den reichsten Stoff der Kritik darin gesammelt findet, sondern auch weil er am wenigsten auf den Abweg des wilden Conjecturirens geführt wird, wenn er sich dem Verfahren des Herausgebers anschliefst. Der Freund der alten Geschichte wird viele sachliche Erläuterungen vermissen, die sich bei Ruhnkenius und den Aelteren finden; aber er wird Hrn. Kritz Dank wissen, dafs er durchweg die Chronologie des Autors berichtigt hat. Diese Ausgabe ist sonst wesentlich nur eine kritische: sie läfst sich nur da auf Erklärung und historische Erörterung ein, wo das Geschäft des Kritikers mit dem des Historikers zusammenfällt.

Hat nun der Text des Vellejus die gröfstmögliche

Richtigkeit erlangt, die er ohne Eröffnung einer neuen diplomatischen Quelle erlangen kann? Das heifst, befriedigt uns das Verfahren des letzten Herausgebers vollkommen und bleiben wir mit Ueberzeugung bei seiner Leistung stehen? Ich kann diese Frage nicht durchaus bejahen. Hrn. Kritz kritische Grundsätze befriedigen mich allerdings im Allgemeinen, aber in der Ausführung bleiben noch manche Differenzen übrig. Ich mufs öfters von seiner Entscheidung abweichen, weil er entweder corrigirt hat, wo keine Correctur nöthig war, oder nicht richtig corrigirt hat, oder endlich umgekehrt weil er die Nothwendigkeit einer Correctur verkannte. Diese Ausstellungen, wenn ich sie bewiesen haben werde, beziehen sich doch nur auf einzelne Mifsgriffe; allgemein hingestellt würden sie sich einander aufheben. Philologische Recensionen werden sich bei näherem Eingehen auf die Sache immer an das Einzelne halten müssen: der Leser, der an einem allgemeinen Urtheil genug hat, überschlage das Folgende, worin nur demjenigen, der sich speziell für den Autor interessirt, und zunächst dem Herausgeber selbst, einige Beiträge zur Kritik und Erklärung geboten werden.

Ich finde, dafs Hr. Kritz in seinem richtigen Grundsatz an der handschriftlichen Ueberlieferung festzuhalten öfters zu weit gegangen ist und etwas als Lateinisch oder Vellejisch vertheidigt, was kein vorurtheilsfreier Leser dafür anerkennen wird. Es scheint dafs Hr. Kritz sich dabei zu leicht über die allgemeine Stimme seiner Vorgänger hinwegsetzt, insofern sie ihn hätte aufmerksam machen müssen, dafs seine Erklärung der handschriftlichen Lesart doch wohl an einer Unmöglichkeit leidet, die ihm selbst im Eifer der Behauptung entging. Z. B. lib. II, 36 nennt Vellejus den Liederdichter Catullus *neque ullo in suspecti operis sui carmine minorem*. Lipsius emendirte *suscepti*, und diese Emendation fand allgemeinen Beifall. Kein Erklärer zweifelte ferner, dafs *neque ullo* gleich *et nemine* sei: es handelte sich blofs um *carmine*, wofür vielerlei anderes vorgeschlagen wurde. Rec. findet *carmine* erträglich und würde es nach dem Princip der Treue beibehalten, d. h. Catull stand keinem nach im Gedicht derjenigen Gattung, die er sich zur Bearbeitung gewählt hatte. Hr. Kritz behält aber alles bei, erklärt suspectum gleich admirandum, und verlangt man solle *neque ullo in operis sui carmine* verbinden: „Catull stand in keinem Gedichte seines bewundrungswürdigen Werkes den früher genannten (Varro und Lukrez) nach." Den Trumpf, Catull sei auch im kleinsten Gedichte dem Varro und Lukrez gleich, d. h. ihnen im Ganzen bei weitem vorzuziehn, hält Hr. Kritz für ein so wohl begründetes und gesundes Urtheil, wie kein anderes des Vellejus. Rec. ist ganz anderer Meinung. Was soll eine Vergleichung von Catulls Liedern der Liebe und Geselligkeit mit dem Lukrez und Varro? Kein Römer würde sich erlauben ganz verschiedene Gattungen in der Art zu vergleichen, dafs er sagte, auch das kleinste Gedicht des Catull zeige so viel poetisches Talent als z. B. Lukrez. Diese übermäfsige Werthschätzung des Liedes, dieser Vorzug des Gelegenheitsgedichtes vor planmäfsigen Werken, ist gar nicht antik. Catull ist in seiner Art vortrefflich, das ist ein gesundes Urtheil, und das ist auch das einzige, was die Sprache zuläfst. Oder wie? Kann Hr. Kritz *Catullus in nullo operis sui carmine* wirklich für lateinisch halten? Was soll *sui?* „In keinem Gedichte seines eignen Werks?" Welches *opus alienum* soll ihm gegenübergestellt werden? Und was hat Catull für ein Werk geschrieben? Wer nennt eine Sammlung zerstreuter Gedichte ein Werk? *Carmen operis sui*, das Gedicht seiner eigenen Gattung, der Gattung, worin er vorzugsweise arbeitete, das ist Lateinisch, verlangt aber auch fast nothwendig den Zusatz *suscepti operis sui*, worin die Wahl der Gattung liegt. *Ullo* mit *carmine* zu verbinden halte ich wegen der Wortstellung für unmöglich. Man kann zwar sagen *in nullo operis sui carmine*, aber nicht *nullo in operis sui carmine*, noch weniger *nullo in suspecti operis sui carmine*, weil ein zu schweres Gewicht auf die Präposition (*in*) fallen würde, wenn die Stimme über drei Genitive hinaus schwebend erhalten werden müfste. Endlich aber wird *suspectum*, Adjectivum, für *admirabile* nicht einmahl durch die (unverständlich) angeführte Stelle Vitruv. IX, 3 gerechtfertigt. Sie findet sich in der Schneiderschen Ausgabe praef. libri IX §. 13 und heifst: Itaque cum in ceteris inventionibus fuerint grati, in ejus rei concertationibus maxime sunt suspecti, d. h. sie wurden bewundert; also nicht Adjectivum, sondern Verbum, was hier keine Anwendung findet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ad editionis principis, collati a Burerio codicis Murbacensis, apographique Amerbachiani fidem, et ex doctorum hominum coniecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit Frid. Kritzius.

M. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Recensuit et scholarum in usum edidit Frid. Kritzius.

(Schluſs.)

Der Leser entschuldige die Ausführlichkeit. Es muſste an einem Beispiel gezeigt werden, wie Hr. Kritz in der Festhaltung der handschriftlichen Ueberlieferung zu weit geht.

In gleicher Art scheint er uns auch II, 2 zu irren, wo er edirt: *Tib. Gracchus-descivit a bonis, pollicitusque toti Italiae civitatem, simul etiam promulgatis agrariis legibus, omnibus factum concupiscentibus, summa imis miscuit.* So las Amerbach. Rhenanus und Burerius lasen *statum*, und Lipsius emendirte *omnium statum concutientibus*, welche Emendation Ruhnken für überaus glücklich hielt und in den Text aufnahm, was der historischen Vollständigkeit halber auch hätte bemerkt werden müssen, da Ruhnkens Stimme nie gleichgültig ist. Auch Rec. ist von der Richtigkeit der Lipsischen Emendation überzeugt. Hr. Kritz wird seinem in den Prolegomenis ausgesprochenen Grundsatze von dem minderen Werth der Amerbachschen Handschrift und von dem Vorzug zweier Zeugen vor einem ungetreu: er giebt der Lesart *factum* vor *statum* den Vorzug, und erklärt Alle wünschten die Ausführung, aber, versteht sich, sagt er, nur diejenigen alle, denen Versprechungen gemacht worden waren. Daſs die, denen etwas versprochen ist, die Ausführung wünschen, ist so trivial, daſs Vellejus solchen Zusatz nicht zu machen brauchte. Aber wenn er Alle sagte, wie sollen denn die Leser diesen Ausdruck mit einer Beschränkung verstehen, welche die Allgemeinheit wieder aufhebt?

II, 6 befriedigt sich Hr. Kritz bei der handschriftlichen Lesart *Gaius Gracchus longe maiora* (als sein Bruder Tiberius) *et acriora repetens*, welche Ruhnkenius treffend in *altiora petens* emendirt hatte. Er erklärt *repetens e longinquo petens et quasi vi arcessens*, weit herholend. So könnte wohl von Ursachen gesagt werden, aber von diesen ist bereits gesprochen, jetzt ist nur vom Ziel die Rede. Und dabei wird das durchaus unpassende *acriora* ganz unerörtert gelassen, wofür *altiora* eine eben so leichte als sprachgemäſse Veränderung ist.

II, 115 weigert sich unser Herausgeber statt der *amplissimorum honorum, quibus triumphans eum Caesar donavit*, Lipsius' von Ruhnken gebilligte Conjectur *donorum* aufzunehmen, mit Unrecht. Ein donum ist allerdings ein honos, aber honoribus donare, wo es durchaus von nichts anderem als den militärischen Ehrenzeichen, den überall erwähnten *donis militaribus* verstanden werden kann, ist unmöglich, und die einzige Stelle, welche Hr. Kritz zum Beweise des Gegentheils anführt, aus Livius, *praemiis atque honoribus amplissimis donastis*, verliert durch das Zeugma und die Figur Hendiadys ihre Beweiskraft.

Anderer Seits haben wir auch Stellen gefunden, wo der neue Herausgeber ohne hinreichenden Grund die handschriftliche Lesart verlassen und zu einer Conjectur gegriffen hat. Es giebt zum Vellejus eine groſse Zahl von Conjecturen der Art, daſs man nicht geradezu behaupten kann, sie seien unrichtig, aber wo man sagen muſs: Vellejus kann so geschrieben haben, aber von Nothwendigkeit ist keine Rede. Hr. Kritz widersetzt sich in der Regel der Aufnahme solcher Conjecturen, aber es ist ihm doch häufiger, als

wir erwartet hatten, begegnet, dafs er sich von dem blofsen Schein verführen liefs. So ist die Correctur II, 2 *factum* in *pactum* ganz leidlich, aber durch nichts indicirt, ferner II, 128 die zweimahlige Einschiebung von *qui* nicht blofs unnütz, sondern schädlich, indem dadurch der Satz schwierig und schleppend wird. Wir ertragen sehr leicht die handschriftliche Lesart I, 8, 2 *quo quidem in ludicro omnisque generis certaminum Hercules victor extitit*, d. h. bei diesem Olympischen Spiele und zwar in jeder Art der Kämpfe blieb Hercules Sieger — eine Zusammenziehung, die lange nicht so hart ist als kurz vorher *deinde ludicrum Olympiorum initium habuit, auctorem Iphitum*, d. h dann hatte das Olympische Spiel seinen Anfang und den Iphitus zum Urheber. Hr. Kritz nimmt die Conjectur Gurlitts auf, *cuiusque* für *omnisque* und nennt die Grundstriche der Buchstaben beinah gleich. Das mag wohl so scheinen, aber ich behaupte, dafs die gewöhnliche Abkürzung beider Wörter *cui²q₃* und *oisq₃*, keine Verwechselung zuläfst.

Man mufs überhaupt bei dieser Art die Wahrscheinlichkeit einer Conjectur zu beweisen sehr mifstrauisch gegen sich selber sein: es kommt dabei das Meiste auf praktische Kenntnifs der Schrift und der verschiedenen Schreibarten mit und ohne Abkürzungen an. So will Hr. Kritz aus der Aehnlichkeit der Schriftzüge beweisen, dafs II, 1 *poenam* hinter *quippe* leicht habe ausfallen können. Rec. verlangt aber zuerst den Beweis, dafs *poenam* wirklich abgekürzt *pe* mit einigen wunderlichen Zügen darüber geschrieben wird. Aber wenn dieser auch gegeben wird, so ist er doch überzeugt, dafs an dieser Stelle *poenam* nicht einzuschieben ist. Hr. Kr. hat die Stelle richtiger interpungirt: damit ist genug geschehn: der Satz, nunmehr *Mancinum verecundia non recusando perduxit huc, ut per fetiales dederetur* ist vollkommen verständlich. Non recusando heifst „dadurch dafs er sich nicht weigerte." Wessen? das ergiebt sich aus dem Zusammenhang, nähmlich: zu dulden, was vom Senat beschlossen wurde. Ein anderes Beispiel dieser täuschenden Beweisführung giebt II, 107 wo die Lesart der Handschrift *sub omnem motumque nostrarum navium protinus refugientium* von Laurent verändert wird in *sub objectum motumque* was Hr. Kritz zu gefällig aufnimmt. Wenn es richtig wäre, was er anführt, dafs *obiectum* in Handschriften *o^m* geschrieben wird, so wäre freilich die Conjectur annehmbar, aber Rec. mufs dies läugnen, so lange es nicht diplomatisch bewiesen wird, findet dagegen Rhenanus' Verbesserung, *que* zu streichen, einfacher und selbst wahrscheinlicher.

I, 10 scheint uns mandataque exposuit, et regem — circumscripsit virgula ganz richtig: die Häufung der Conjunction drückt die Continuität der Handlung zweckmäfsig und mit antiker Einfachheit aus. Hr. Kritz indem er mandataque ut exposuit, regem — circumscripsit schreibt, weicht erstlich von seinem Grundsatz des minderen Werths der Amerbachschen Handschrift ab, und mufs dann doch noch eine Wortversetzung vornehmen, die jederzeit bedenklich ist.

II, 1 wird für das hinlänglich beglaubigte *inscitia nostrorum ducum* von Hrn. Kr. *inscientia* gesetzt, was genau genommen nur eine Conjectur ist, aus einem Grunde, der gar zu leicht umgekehrt und gegen den Herausgeber gewandt werden kann. Nähmlich wenn *inscientia* die Unkunde einer bestimmten Sache heifst, was war es denn für eine einzelne Sache, welche die Römischen Feldherren nicht kannten? und wie kann der Autor verlangen, dafs wir uns diese einzelne Sache vorstellen sollen, z. B. Unkunde des Terrains, wenn er sie nicht selbst hinzufügt? Versteht aber der Feldherr sein Geschäft nicht, so ist das *inscitia* im Ganzen, wie wir von einem ungeschickten General reden, ohne dabei die Möglichkeit, dafs er in recht vielen andern Dingen geschickt genug ist, in Abrede zu stellen. Gleichfalls aus einem sprachlichen Grunde corrigirt Hr. Kritz nach Scheffer lib. II, 124 die Lesart der Handschrift *proxime a nobilissimis ac sacerdotibus viris* in *sacerdotalibus*, gewifs unrichtig. Sowohl *sacerdos vir* ist Lateinisch, wenn ein Opfervorstand, der ein Mann ist, bezeichnet wird, als *viri sacerdotes*, d. h. Männer, die zugleich Priester sind. In der Stelle des Vellejus zieht das vorangestellte Adjectivum *nobilissimi* gleich das adjectivisch gebrauchte Substantivum *sacerdotes* an sich heran. *Viri sacerdotales* könnten nur Männer heifsen, die wie Priester leben oder einem Priester angehören.

II, 127 und im folg. Capitel verwandelt Hr. Kr. nach der Meinung Kreyssigs den *singularem principalium onerum adjutorem* in einen *operum adjutorem*. Allerdings ist *operum adjutor* mehr als *onerum adjutor*, aber Hr. Kr. hätte den ganzen Zusammenhang beachten sollen, wo von dem Lohn eines uner-

mädlichen Dieners die Rede ist. Auch die Behauptung, dafs man nicht *juvare onera* im Sinne von *levare* sagen könne, ist zu rasch: der Uebergang macht sich leicht, und in der Medicin ist *juvare morbum* nicht selten.

II, 11 thut Hr. Kritz, freilich nicht allein, sondern mit bedeutenden Vorgängern, der Geschichte und der Sprache Gewalt an, wenn er nicht will, dafs C. Marius *equestri loco* geboren sei, sodern dafür mit Gerh. Vossius *agresti loco* corrigirt. *Agresti loco* soll wohl heifsen bäuerlichen Standes? Aber wer sagt so, und wie kann Geburt auf dem Lande eine Bezeichnung des Standes sein? Ruhnkenius wollte *extremo loco*. Auch das ist ein Irrthum in der Sache, den er durch die Behauptung beschönigt, das ganze Alterthum bezüchtige einstimmig Marius des gemeinsten und verächtlichsten Herkommens. Wunderlich, dafs ein Ruhnkenius so etwas sagen konnte, und nicht unterschied, dafs, wenn von Consulat und Triumph die Rede ist, das Geschlecht eines Landjunkers so gut als gar keines ist, und dafs Spätere blofs des Witzes halber die Sache auf eine Spitze treiben, die der historischen Darstellung fremd ist. Wie windet sich Vellejus II, 127 um die Erhebung des Sejanus, weil er nur ritterlicher Geburt war, durch Beispiele der Geschichte zu rechtfertigen? wie soll bei der Erwähnung des Mäcenas II, 88 das *sed* in den Worten *equestri sed splendido genere natus* erklärt werden, wenn *equestre genus* an sich etwas Vorzügliches wäre oder irgend eine Berechtigung zur höheren Staatscarriere gäbe?

Es giebt endlich bei Vellejus unzählige Stellen, wo die Nothwendigkeit einer Correctur allen einleuchtet, aber die Entscheidung, wie corrigirt werden mufs, streitig ist. Der Text der vorliegenden Ausgabe ist durch die Aufnahme einer Menge vortrefflicher Emendationen mit dem Ruhnkenischen gar nicht mehr zu vergleichen, und man freut sich wirklich zu sehen, dafs die Verbesserung des Textes gerade durch die neusten Arbeiten am meisten gefördert ist. Rec. hat dennoch auch in dieser Hinsicht einige Abweichungen seiner Ansicht von dem Urtheil und der eigenen Erfindung des Herausgebers zur Sprache zu bringen, nicht um sein allgemeines Urtheil über den Werth der gegenwärtigen Ausgabe wieder aufzuheben, sondern um seiner Seits die Berichtigung des Autors zu befördern.

I, 7 schreibt Hr. Kritz *reperiet, eminentia cuiusque operis ingenia arctissimis temporum claustris circumdata*, indem er nach C. Halms Conjectur *ingenia*, was sich nicht im Codex findet, einschiebt. Ich kann dies nicht billigen, auch den Ausdruck eminentia cuiusque operis ingenia nicht loben. Das Richtige liegt viel näher: man schreibe *eminentiam cuiusque operis — circumdatam*, d. h. die Musterhaftigkeit jeglicher Gattung ist in einem engen Zeitraum eingeschlossen.

I, 18 schreibt Hr. Kr. nach Aldus Manutius *Una urbs Attica pluribus annis eloquentia, quam universa Graecia, operibusque floruit*, mit einer allerdings geringen Veränderung der handschriftlichen Lesart, welche *eloquentiae* giebt. Aber es bleibt zu beweisen, dafs *opera* so allein für Kunstwerke, artis eximiae opera, steht: und dann ist die Sache auch nicht wahr in Bezug auf Mahlerei und Bildnerei. Ferner würde der Satz einen solchen Vorzug Athens vor dem übrigen Griechenland aussprechen, der gar nicht angekündigt ist, nähmlich den, Athen habe länger als das übrige Griechenland in der Litteratur geblüht. Vellejus spricht von der Beschränkung der Musterhaftigkeit auf enge Gränzen der Zeit und des Orts: von der Zeit hat er gesprochen; jetzt spricht er vom Orte und darf nicht beide Aussagen mit einander vermischen, was geschehen würde, wenn er sagte „das eine Athen hat länger mehr Werke als das gesammte übrige Griechenland geliefert." Athen war ausgezeichnet *pluribus eloquentiae quam universa Graecia operibus*, scheint mir unzweifelhaft. *Annis* würde ich mit Fröhlich in *omnis* verändern, denn Ruhnkens schöne Emendation *sanae* ist für Vellejus zu hoch, d. h. sie spräche zu bestimmt ein grammatisches oder litterarisches Urtheil aus, was dem Historiker nicht eignet. In demselben Capitel ist *Quae urbes cunctae liberalium studiorum fuere steriles* eine kühne Conjectur (*cunctae liberalium* für *et in Italia talium*), kühn indem sie Vellejus ein ungerechtes Urtheil hart und beinah roh aussprechen läfst: denn *studia liberalia* sind ja aufser dem Betrieb der Redekünste noch viele andere, Musik, Plastik, Mahlerei. Und warum denn *quae urbes cunctae?* Ist nicht *quae urbes* genug? Was soll überhaupt das Wort *cunctae* in dieser Verbindung bedeuten, da selbst *omnes* vor dreien unnütz ist? Mir ist es unzweifelhaft, dafs Rhenanus Recht hatte, die Worte *et in Italia* für eine vom Rande in den Text gekommene Bemerkung zu halten. Sie ge-

hört zu dem vorigen Satze und besagte, dafs auch die Griechischen Städte in Italien keine Redekünstler hervorbrachten. Mit Weglassung dieser Glosse ist *quae urbes talium studiorum fuere steriles* richtig und Lateinisch. *Talia studia* sagt Vellejus um die schöne Litteratur im Allgemeinen in die Kategorie der Redekunst zu ziehen.

II, 5 würde ich mich ebenfalls Davis und Ruhnken anschliefsen und die Worte *perseverantia ducis* für eine Randbemerkung halten, die durch die unverständige Treue des Abschreibers ihren ganz ungehörigen Platz im Texte gefunden hat. Hr. Kr. stellt sie um, aber die drei Substantiva, die dann zusammentreten, passen schlecht zu einander: es müfste wenigstens heifsen *Tantum effecit ducis perseverantia, militumque mixtus timori pudor, spesque cet.*

Wir schliefsen mit zwei Stellen, an welchen sich die Conjecturalkritik von Anfang an abgemüht hat. II, 103 wird der Tag der Adoption des Tiberius gepriesen. Vellejus verzweifelt, die Freude dieses Ereignisses nach Würden schildern zu können: *Tentemus id unum dixisse, quam ille* (dies) *omnibus fuerit.* Hr. Kritz nimmt Rosenheyns Emendation *quanti ille omnibus fuerit* auf. Es ist dagegen zu erinnern, dafs *quanti* nicht abgekürzt wird, also die Veränderung nicht so leicht ist, als etwa *quam* in *quantum.* Alsdann ist der Ausdruck „der Tag ist viel werth" etwas fremdartig. Ich glaube, Vellejus hat *quantum ille omen omnibus fuerit* geschrieben, *omen* ausgefallen wegen der Aehnlichkeit des folgenden Wortes.

II, 88 wird von Mäcenas gesagt: er stand in der höchsten Gunst bei Augustus, ohne durch solche Ehrenstellen wie Agrippa ausgezeichnet zu werden: *quippe vixit angusti clavi* pene *contentus.* Das Einfachste wäre, das anstöfsige *pene* zu streichen und *angusto clavo* zu corrigiren. Aber die besonnene Kritik erkennt die Richtigkeit der Genitive und sucht nur *pene* zu verbessern. Dazu sind die verschiedensten Vorschläge gemacht worden, zu denen jetzt Hr. Kritz den seinigen fügt, *pene* sei aus *insigni* corrumpirt. Er ist von der Richtigkeit seiner Emendation überzeugt und hat sie in den Text gesetzt, was wir ihm nicht übel deuten mögen, da er jedenfalls einen lesbaren Text liefern wollte. Aber uns überzeugt weder die Demonstration, wie durch Verschreibung der einzelnen Buchstaben aus *pene insigni* geworden sei, noch sind wir mit der Versicherung einverstanden, dafs die Conjectur sachgemäfs sei. Der angustus clavus ist in der besten Zeit kein Insigne des Ritterstandes, sondern nur die Negation des latus clavus, der ein Insigne der Senatoren ist. Man spricht Römisch: dieser oder jener hat nicht das Recht den latus clavus zu tragen, also hat er den angustus; auch: dieser trägt den angustus clavus, also ist er nicht Senator, sondern Ritter — nicht weil es denjenigen, die nicht ritterlichen Standes sind, verboten ist den angustus clavus, d. h. überhaupt irgend einen Besatz auf der Tunica zu tragen, sondern weil alle anständigen Leute derjenigen Gesellschaft, in der wir uns bei den alten Autoren gewöhnlich befinden, wenigstens Römische Ritter sind. Aber niemand sagt: er hat den angustus clavus erhalten, er ist zum angustus clavus befördert worden, wie man doch sagt: er ist mit einem Ritterpferde begabt, mit ritterlichem Census beschenkt worden, er ist ritterlichen Standes. In Summa, den schmalen Streif trägt wer den breiten nicht tragen darf, wenn er überhaupt einen Streif trägt. Also ist der schmale Streif weder ein *honos*, noch ein *praemium*, wie auch conjecturirt worden ist, noch ein *insigne.* An dem Mäcenas ist er das Zeichen, dafs er nichts ist, was bei einem solchen Manne so viel ist, als dafs er nichts sein wollte. Danach mufs das Wort gefunden werden, welches Vellejus setzen konnte: stimmen die Schriftzüge mit dem entstellten *pene* überein, desto besser. Wir emendiren *angusti clavi optione*, d. h. mit der Wahl des Privatstandes, aber besser noch *angusti clavi specie*, mit dem Aeufseren des Privatstandes.

Vellejus fesselt den philologischen Leser: das erfährt Rec. so eben auch. Also *manum de tabula.* Wir haben genug gesagt, um die neue Ausgabe des lebhaften und interessanten Autors als ein Cornu copiae geordneter Kritik und mannigfaltiger Hülfsmittel zur ferneren Bearbeitung zu empfehlen. Zwei Indices, ein historischer über den Inhalt des Vellejus, und ein besonders vollständiger über die in den Noten behandelten Gegenstände erhöhen die Brauchbarkeit des Buchs. Die kleine Textesausgabe empfiehlt Hr. Kritz in der Vorrede zur Schullectüre, wozu der Autor allerdings, abwechselnd mit Sallust und Livius, zu empfehlen ist. Der Druck ist sehr geschmackvoll und im Ganzen correct. Wir haben im Text nur 3 Druckfehler bemerkt, S. 30. 64. 523 (die in der kleinen Ausgabe nicht sind), und S. 518 Note 2 ist in der Stelle des Terenz *nostrum* für *nostrarum* zu lesen.

C. G. Zumpt.

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

XXXI.

Ueber den Zweck der Apostelgeschichte. Zugleich eine Ergänzung der neuern Commentare. Von Dr. Matthias Schneckenburger, Professor der Theologie zu Bern. Bern, 1841. *Druck und Verlag von Chr. Fischer. VIII.* 253 S.

Eine neue kritische Untersuchung der bisher im Ganzen noch immer nur geringer Aufmerksamkeit gewürdigten Apostelgeschichte kann für alle Freunde der Kritik und insbesondere für alle, welche mit Hülfe des merkwürdigen Buchs, das uns über einen so wichtigen Zeitraum als einzige geschichtliche Quelle gelten muſs, sich eine so viel möglich klare Anschauung der ersten Entwicklungsperiode der christlichen Gemeinde zu bilden suchen, nur eine sehr erwünschte Erscheinung sein. Hr. D. Schneckenburger, längst rühmlich bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik und Isagogik, hat hier einen neuen ausgezeichneten Beweis seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns gegeben. Für den Ref., welcher sich gleichfalls mit der Apostelgeschichte schon lang und vielfach beschäftigt hat, und nun hier einen groſsen Theil seiner Resultate durch diese neue Untersuchung auf überraschende Weise bestätigt sieht, hat dieselbe noch ein besonderes Interesse.

Nach dem Zweck der Apostelgeschichte ist schon oft und viel gefragt worden, die Antwort aber, die man auf diese Frage gab, fiel immer so einseitig und unbefriedigend aus, daſs die Frage selbst zuletzt als antiquirt galt. Hr. D. Schneckenburger nimmt sie mit Recht wieder auf, da sie unstreitig der beste Ausgangspunct für eine neue kritische Untersuchung über die Apostelgeschichte ist. Das Resultat, das sich dem Hrn. Verf. zuletzt ergiebt, ist, daſs wir die Schrift als eine Vertheidigung des Apostels Paulus in seiner apostolischen Würde, seinem persönlichen und apostolischen Verhalten, namentlich in der Heidensache, wider alle Anfeindungen und Vorwürfe der Judaisten anzusehen haben (S. 217). Als eine apologetische Schrift ganz derselben Tendenz hat auch schon Ref. die Apostelgeschichte aufgefaſst, und sich in diesem Sinne über sie ausgesprochen (man vergl. die Abhandlung über den Ursprung des Episcopats 1838. S. 143), dem Hrn. Verf. gebührt jedoch das eigenthümliche Verdienst, diese Ansicht nach ihren verschiedenen Beziehungen durchgeführt, und dadurch erst auf eine vollkommen überzeugende Weise begründet zu haben. Für diesen Zweck unterscheidet der Hr. Verf. die beiden Haupttheile, in welche das Buch von selbst zerfällt, Cap. 1—12. u. 13. — Ende, und hält sich zuerst an den letztern, in welchem, wie gezeigt wird, vor allem das Bestreben sichtbar ist, auf den Apostel Paulus ein ihn dem Petrus möglichst adäquat machendes Licht fallen zu lassen, und namentlich die dunkle Seite seines Lebens gegen die helle, durch göttliche Interventionen verherrlichte, zurücktreten zu lassen, wodurch die Vermuthung nahe gelegt wird, daſs der Verf. einen Kreis von Lesern vor sich hatte, welche den Petrus dem Paulus vorzogen, und wohl gerade auch die eines Apostels unwürdigen Schicksale des Paulus wider ihn geltend machten. Die Art und Weise ferner, wie die Berufung Pauli zum Apostelamt und die beständige Leitung desselben durch Christus, vermittelst von Zeit zu Zeit ihm zu Theil werdende Visionen, geschildert wird, macht in ihrer Harmonie mit der Selbstvertheidigung des Paulus gegen judaisirende Feinde denkbar, daſs Lucas gleichfalls eine apologetische Tendenz verfolge. Noch weit wahrscheinlicher wird dieſs, wenn man das Verhalten des Paulus überhaupt, wie es hier geschildert wird, ins Auge faſst. Es fehlt in der Apostelgeschichte keine Probe von

Paulus Gesetzesgerechtigkeit, (eifrige Festfeier, öftere Reisen zum Tempel, Privatascese, Beschneidung), dagegen fehlt jede Spur von der allem Gesetzeswesen abgekehrten Seite der paulinischen Frömmigkeit. Denselben judaisirenden Charaster, welcher uns im persönlichen Verhalten des Paulus entgegentritt, können wir in der Schilderung seiner amtlichen Thätigkeit bemerken. Paulus beobachtet alle gebührende Rücksicht nicht nur gegen die Urapostel, welche mit ihm ganz harmoniren (Ap. Gesch. c. 15.), sondern auch gegen das jüdische Volk, hauptsächlich dadurch, dafs er, wie hier geflissentlich immer wieder hervorgehoben wird, überall zuerst das Evangelium den Heiden verkündigt, und dann erst, als die Juden ihn und sein Evangelium verstiefsen, an die Heiden sich wendet. Sehr scharfsinnig und treffend weist der Hr. Verf. weiter nach, wie alle bedeutenden Lücken der paulinischen Geschichte sich auf Personen oder Facta beziehen, deren Erwähnung und Schilderung ein wesentlich anderes Bild von Paulus hätte geben müssen, als sich aus dem Mitgetheilten hervorstelle, dafs sie allesammt den judaistischen Vorurtheilen und Mifsdeutungen, welche wir aus den Briefen Pauli kennen, ausweichen wollen. Dahin gehören die verschwiegenen korinthischen Reisen, über welche der Verf. der Ap. Gesch. nichts sagt, um so die unerfreulichen Collisionen des Apostels mit der korinthischen Gemeinde und seinen judaisirenden Gegnern in derselben um so eher unberührt lassen zu können, der aus gleichem Grunde ganz summarisch gehaltene Bericht über die Reise nach Galatien, das tiefe Stillschweigen über den Auftritt zwischen Petrus und Paulus in Antiochien, die Nichterwähnung des Titus und der von dem Apostel auf seiner letzten Reise nach Jerusalem gebrachten, aber ebendeswegen ohne Zweifel nur unfreundliche Erinnerungen erweckenden Collecte. Auch dafs weder über das Verhältnifs des Apostels zu der römischen Gemeinde, noch über sein Lebens-Ende etwas gesagt wird, soll sich am einfachsten aus demselben Zwecke der Erzählung erklären. Der Hr. Verf. findet den Schlufs der Apostelgeschichte, dafs Paulus nach Rom kam, und nach allem Vorangegangenen dort *ungehindert* predigte, ganz harmonisch mit dem Pragmatismus der ganzen Geschichte Pauli. Von dem von Paulus Erzählten und Nichterzählten geht der Hr. Verf. auf das dem Paulus in Mund Gelegte über, und zeigt, wie der Lehrinhalt der paulinischen Reden so wenig ausgeführt, und so wenig in der bekannten paulinischen Eigenthümlichkeit ausgeprägt ist, dafs es aus ihm allein nicht möglich wäre, eine Vorstellung von den paulinischen Hauptlehren zu gewinnen, dagegen sei das apologetische Element in den meisten Reden so vorherrschend, und diese apologetischen Reden so ausschliefslich gleichsam als das Resultat des Ganzen mit dem Schlufs des Buchs verwoben, dafs eine apologetische Abzweckung desselben, soweit es sich mit Paulus beschäftige, das einzig Wahrscheinliche sein könne. Von den vier Lehrvorträgen des Apostels, welche sich aufser den Vertheidigungsreden der letzten Kapitel in der Apostelgeschichte finden 13, 16 f. 14, 15 f. 17, 22 f. 20, 18 f., zieht der Hr. Verf. nur den ersten und vierten in nähere Erwägung, indem er über die beiden andern nur bemerkt, dafs sie auch ein solcher gehalten haben könnte, der in der christlichen Heilslehre nicht mit Paulus übereinstimmt, ja mit Ausnahme der ganz letzten Worte in der athenienisischen Rede, welche eine Hinweisung auf Christus enthalten, ein liberaler tiefsinniger Jude. Diefs ist ganz richtig und an sich genügend, doch möchte der Hr. Verf. in der zuletzt genannten Rede ein Moment übersehen haben, das zu der von ihm angenommenen apologetischen Tendenz der Apostelgeschichte ganz gut pafst. Die Rede des Apostels in Athen hat ihre eigentliche Pointe in der am Schlusse erwähnten Lehre von der Auferstehung. Es ist das sichtbare Bestreben des Apostels, in das religiöse Bewufstsein der Heiden sosehr, als es nur immer von seinem monotheistischen Standpunct aus möglich ist, einzugehen. Aber wie schroff und abstofsend ist der Eindruck, welchen die Lehre von der Auferstehung, sobald das Wort auch nur ausgesprochen ist, auf die Heiden machte! Gerade dasjenige also, was für den Christen die gröfste Beglaubigung seines christlichen Glaubens war, die Auferstehung (Jesu), machte dem Heiden das ganze Christenthum zur unglaublichsten Sache, zur belachenswerthesten Thorheit. Diesen Contrast so stark als möglich hervorzuheben, darauf ist die ganze dem Apostel in Mund gelegte Rede von Anfang an sichtbar angelegt. Mit dieser Scene in Athen nehme man nun zusammen die in Jerusalem (Ap. Gesch. 23, 1—10), als Paulus vor dem Synedrium stund und den Zankapfel der Auferstehung unter seine Richter werfend,

seiner Sache die ganz überraschende Wendung zu geben wufste, dafs die Pharisäer mit Einem Male ihre Differenz mit den Sadducäern für weit bedeutender ansahen, als die mit den Christen, im vollen Bewufstsein ihres Gegensatzes zu den Sadducäern sich sogar auf die Seite des Apostels stellten und nun geradezu für ihn und seine Sache Partei nahmen. Wie also hier das ganze Wesen des Christenthums auf den jüdischen Glauben an die Auferstehung zurückgeführt wird, um denjenigen, welcher die Lehre von der Auferstehung zum wesentlichsten Inhalt seiner Predigt machte, als ächten Juden erscheinen zu lassen, so mufste, da man nur entweder Jude oder Heide sein kann, und was den Juden characterisirt, ihn ebenso characteristisch von dem Heiden unterscheidet, gleichsam auch das Zeugnifs der Heiden selbst hinzukommen, dafs Paulus nicht der Ihrige sei, dafs er eben durch das, was ihn zum wahren und ächten Juden macht, in dem schroffsten und abstofsendsten Verhältnifs zum religiösen Glauben und der ganzen Denkweise der Heiden stehe. Diefs spricht die Scene in Athen aus, in unverkennbarer Beziehung zu der ganzen Tendenz der Apostelgeschichte. Ging doch, wie wir wissen, der Hafs der Judaisten gegen den Apostel Paulus so weit, dafs sie ihn geradezu für einen geborenen Heiden erklärten.

Der Hr. Verf. wendet sich nun (S. 153) zum ersten Theil mit der Frage: Wie verhält es sich mit der apologetischen und irenischen Tendenz, welche wir im zweiten Theile zu finden glaubten, im ersten? Fordert nicht etwa dieser erste Theil die recipirte Ansicht vom ganzen Buche, so dafs, was wir vom zweiten nachwiesen, doch nur die nebenbei gehende Absicht des Erzählers sein könnte? Aus der Reihe der Belege, welche zur Beantwortung dieser Frage aus dem ersten Theil für die aus dem zweiten aufgestellte Ansicht beigebracht werden, mögen hier nur folgende der wichtigern kurz hervorgehoben werden.

Die judaistischen Gegner des Apostels Paulus wollten, wie wir besonders aus dessen zweitem Briefe an die Korinthier sehen, die Optasien, auf welche er sich berief, nicht als Beweise seiner apostolischen Legitimation gelten lassen. In dieser Hinsicht scheint die dem Petrus zugeschriebene Vision K. 10. und deren Anerkennung durch die Urgemeinde als eine indirecte Legitimation der paulinischen angesehen werden zu müssen. Jene Vision selbst aber bezog sich auf die Bekehrung des Cornelius, des ersten Heiden. Wenn daher die Judaisten dem Apostel Paulus darüber grollten, dafs er sich der Heidenbekehrung widmete, während die Söhne des Bundes zum Theil noch unglaubig waren, so lehrt der erste Theil, dafs lange schon vor Paulus Heiden getauft worden seien und zwar durch Petrus, das Haupt der Judaisten, dafs der ganze Streit über die Zulassung der Heiden schon entschieden sei durch ein göttliches Gesicht, durch die Anerkennung der Urgemeinde, durch die bestimmtesten Aussprüche und Bethätigungen der Apostel, dafs also Paulus nur in die Fufsstapfen der alten Apostel zu treten gehabt habe. Besonders zeigt die Vergleichung der Stellen 15, 7. 14. die unverkennbare Absicht, die erste früheste Thätigkeit unter den Heiden dem Petrus zu vindiciren, und der getadelten Wirksamkeit Pauli durch diesen Vorgang das von der gesammten Urgemeinde anerkannte Siegel der Rechtmäfsigkeit aufzudrücken. Der Hr. Verf. macht hier zugleich darauf aufmerksam, wie durch den der Apostelgeschichte eigenen Pragmatismus auch die Anordnung der Materien bedingt ist. Die durch die jerusalemische Verfolgung Zersprengten treten schon 8, 4. als Prediger auf (wenigstens in Samarien, allein die Samaritaner waren ja, wird S. 175 bemerkt, den Juden nicht viel besser als Heiden) und doch wird erst 11, 25. (also erst nach dem Vorgang von Petrus und seiner Anerkennung durch die Gesammtheit der Glaubigen) von ihrer Predigt unter Griechen gesprochen zu Antiochien, wohin in dasselbe Arbeitsfeld Paulus gerufen wird. Mit derselben Absichtlichkeit geschah es, dafs die Bekehrungsgeschichte des Paulus zwischen die Erzählung von dem Anfang der Wirksamkeit der Zersprengten und die Erzählung von Petrus Amtsreise, welche mit Cornelius Bekehrung endigte, eingeschoben wurde, damit einerseits Paulus schon parat sei, um sogleich in die geöffnete Heidenmission in Antiochien einzutreten, andererseits auf sein erstes Auftreten unter den Heiden noch der Schimmer von Legitimation fallen kann, welcher in dem Vorgang mit Cornelius liegt. Schon die Aneinanderreihung der Begebenheiten zeigt, wie sehr es dem Verf. darum zu thun ist, den Petrus den Anfang mit der Heidenbekehrung machen zu lassen. Er hat es zuerst gethan auf göttliches Geheifs, und zwar nach einer eklatanten Erfahrung von der Unempfänglichkeit

der Juden im Grofsen. Die Verfolgung, die mit dem Tode des Stephanus begann, vermittelte die erste grofse Heidenbekehrung, und es fand damals zuerst im Grofsen statt, was sich mit Paulus in jeder einzelnen Judengemeinde nur wiederholte. Als weitern Beweis des für Paulus und das paulinische Wirken apologetischen Zwecks der Apostelgeschichte hebt der Verf. mit Recht hervor, dafs während der zweite Theil den Paulus möglichst in Conformität mit den judaistischen Anforderungen sich benehmen und sprechen läfst, dagegen im ersten Theile dieselben Grundsätze, welche Paulus im Briefe an die Römer über die Gleichheit der Juden und Heiden gegenüber dem messianischen Heil weitläufig entwickelt, von den judenchristlichen Aposteln ausgesprochen und factisch ausgeübt werden. Die Universalität des Christenthums und die Rechtmäfsigkeit der Heidenpredigt wird von Petrus so bestimmt anerkannt, dafs kein Zweifel darüber sein kann, dieselbe solle nach dem Sinn des Berichterstatters auch schon in den Worten Jesu 1, 8. angedeutet sein. In diesem Zusammenhang kommt der Hr. Verf. endlich auch noch auf das Pfingstwunder, als die symbolische Bekräftigung des universellen Auftrags, um zugleich seine hierüber schon früher aufgestellte Ansicht, welcher zufolge das Pfingstwunder nur als Symbol der Universalität des Christenthums soll aufgefafst werden können, zu rechtfertigen und weiter auszuführen. Die Bemerkungen des Hrn. Verfs. sind hauptsächlich gegen den Referent gerichtet, welcher sich einige Zweifel gegen jene Ansicht zu äufsern erlaubt hatte. Glaubt der Hr. Verf. so grofses Gewicht auf die durch das Pfingstwunder symbolisirte Idee der Universalität des Christenthums legen zu müssen, so will Ref. hierüber nicht streiten, die Ansicht des Ref. verträgt diese Erweiterung, ohne durch sie wesentlich alterirt zu werden. Dafs aber dadurch der eigentliche Begriff des λαλεῖν γλώσσαις noch nicht ausgedrückt ist, dafs jene Idee bei dem Pfingstwunder im Grunde nur als Nebenidee zur Hauptidee noch hinzukommt, scheinen dem Ref. die beiden andern Stellen der Apostelgeschichte über das λαλεῖν γλώσσαις (10, 16. 19, 6.) zu beweisen, welche Ref. selbst schon in seiner Abhandlung in der Tübinger Zeitschrift für Theol. 1830. 2. St. 107 f. und dann auch in den Theol. Stud. u. Krit. 1838. 3. S. 701 in das der Ansicht des Hrn. Verfs. von dem Zwecke der Apostelgeschichte ganz entsprechende Verhältnifs zu einander gesetzt hat. Auch der Hr. Verf. bezieht die genannten beiden Stellen auf dieselbe Weise auf einander, das in ihnen enthaltene Moment tritt aber erst dann klar und sprechend hervor, wenn man die von dem Ref. schon früher gemachte Bemerkung hinzunimmt, dafs der Verfasser der Apostelgeschichte sein λαλεῖν γλώσσαις, wie die Vergleichung der drei Stellen, in welchen es vorkommt, zeigt, immer da eintreten läfst, wo sich das christliche πνεῦμα einer bestimmten Gattung von Menschen zuerst mittheilt, und in einem neuen eigenthümlichen Kreise als wirkendes Princip sich zu äufsern beginnt. Zuerst waren es die Apostel und die ersten damals noch durchaus der jüdischen Nation angehörenden Jünger überhaupt, auf welche der Geist herabkam. Als es mit der Belehrung des Cornelius nun auch Christen aus den Heiden gab, sprach sich ganz wie das erstemal (vgl. 11, 15.) der Geist auch in den Heiden durch ein λαλεῖν γλώσσαις aus. Wie auffallend ist es nun, dafs von einem λαλεῖν γλώσσαις noch einmal bei der Taufe der Johannisjünger die Rede ist? Werden diese Johannisjünger, die auf eine ganz eigene Weise weder Heiden noch Juden sind, nicht recht absichtlich als eine eigene neue Klasse zum Christenthum bekehrter Menschen aufgeführt, um dem Petrus als dem Bekehrer der ersten Heiden gegenüber, das nur an eine solche neue Epoche geknüpfte λαλεῖν γλώσσαις auch dem Paulus vindiciren zu können? Hierin liegt nun aber auch zugleich ein Beweis dafür, dafs die Idee der Universalität bei dem Pfingstwunder wenigstens nicht das Hauptmoment sein kann: die Heiden und Johannisjünger treten ja erst in der Folge in die Reihe derer ein, in welchen der Geist auf diese eigenthümliche Weise sich ausspricht. Ebenso ist aus demselben Verhältnifs der genannten Stellen zu einander zu ersehen, dafs die Samaritaner von dem Verfasser der Apostelgeschichte nicht so entschieden wie S. 175 behauptet wird, zu den Heiden gerechnet werden: sonst hätte ja bei ihrer Bekehrung K. 8. ein neues λαλεῖν γλώσσαις stattfinden müssen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Ueber den Zweck der Apostelgeschichte. Zugleich eine Ergänzung der neuern Commentare. Von Dr. Matthias Schneckenburger.

(Fortsetzung.)

Wenn Ref. noch bemerkt, dafs der Hr. Verf. die nach seiner Ansicht in der Apostelgeschichte beabsichtigte Parallelisirung der beiden Apostel besonders auch noch an den von beiden erzählten Wundern, und an einigen andern Zügen aus der Geschichte ihres Lebens und apostolischen Wirkens nachweist, so ist hiemit der wesentliche Inhalt der interessanten Schrift kurz dargelegt, und Ref. erlaubt sich nun nur noch zu den schon dazwischen hinein gemachten Bemerkungen noch etwas weniges hinzuzufügen.

Dafs die Apostelgeschichte aus dem angegebenen apologetischen Gesichtspunct aufzufassen ist, hat der Hr. Verf. unstreitig auf eine sehr überzeugende Weise dargethan, und es läfst sich gewifs mit Recht behaupten, dafs durch die Resultate seiner Untersuchung eine Frage gelöst ist, welche schon lange die Erklärer der Apostelgeschichte beschäftigte. Eine andere Frage aber ist, ob die Apostelgeschichte ausschliefslich nur in diesem apologetischen Interesse geschrieben ist, ob es nicht auch Abschnitte gibt, welche sich mit einer solchen Betrachtungsweise nicht ebenso leicht vereinigen lassen, bei welchen wir demnach doch bei dem Verfasser nur den allgemeinen Zweck des Geschichtschreibers überhaupt voraussetzen können? Der zweite sich ausschliefslich mit dem Apostel Paulus beschäftigende Theil der Apostelgeschichte kann in dieser Hinsicht nicht wohl eine Schwierigkeit darbieten; denn wenn man auch etwa denken könnte, der Reisebericht der letzten Kapitel enthalte zu viel Specielles und Einzelnes, als der apologetische Zweck erforderte, so ist doch auch hier wieder deutlich zu sehen, wie der Reisebericht selbst durchaus mit Zügen durchflochten ist, die sich leicht aus demselben Zwecke des Verfassers erklären lassen. Eher könnte in dem ersten Theile das reinhistorische Interesse gegen das apologetische zu sehr vorzuherrschen scheinen, allein es kommt hier nicht nur in Betracht, dafs der Verfasser für die von ihm beabsichtigte Parallele überhaupt erst die nöthige historische Basis gewinnen mufste, sondern auch dafs schon die Sorgfalt und Genauigkeit, welche er auf die Darstellung der Verhältnisse und Einrichtungen der ersten Christengemeinde verwandte, indirect wenigstens seinem apologetischen Zwecke sehr förderlich werden mufste. Mit je gröfserem Interesse er selbst bei dieser die Judaisten besonders ansprechenden Schilderung der Urgemeinde verweilte, desto mehr durfte er auch mit dem dadurch nur eingeleiteten Hauptzweck seiner Darstellung, der Apologie des Apostels Paulus, die auf diese Weise selbst den Character einer einfachen geschichtlichen Erzählung erhielt, bei ihnen Eingang zu finden hoffen. Ref. mufs hier aber noch einen Punct zur Sprache bringen, bei welchem er selbst wieder näher betheiligt ist. Es ist schon bemerkt worden, dafs Ref. unabhängig von dem Hrn. Verf. die Apostelgeschichte aus demselben apologetischen Gesichtspuncte auffafste. Nun soll aber, wie der Hr. Verf. meint, darin noch eine sehr wesentliche Differenz zwischen der Ansicht des Hrn. Verfs. und der des Ref. stattfinden, dafs während der Hr. Verf. den Verfasser überall nur die Judaisten im Auge haben läfst, um den Apostel gegen ihre Vorwürfe und Anfeindungen zu vertheidigen, Ref. auch die Pauliner nicht ganz aus dem Gesichtskreis der Apostelgeschichte ausgeschlossen wissen will. Der Hr. Verf. hebt diesen Punct, wie es dem Ref. scheinen will, ohne Grund mit zu grofser Schärfe hervor, und Ref. kann auch in der That aus den im Grunde sehr unerheblichen Erörterungen des Hrn. Verfs. S. 222 f. nicht recht herausfinden, was denn eigentlich hier ein so wichtiges Moment sein soll

Wir haben, wird gesagt, in dem Buche selbst die entschieden ausgesprochene Hinweisung darauf, dafs alle Accommodation des Paulus die Freiheit der Heidenchristen in keiner Weise beeinträchtigen solle (21, 25.), eben daraus erhelle aber auch, dafs das Decret des Apostelconcils, so wie die scheinbare Abhängigkeit, in welcher Paulus und seine Gemeinden von Jerusalem und den dortigen Aposteln auftreten, keineswegs den Sinn einer Zumuthung an die Pauliner, sich judaistisch-hierarchischer Oberleitung zu fügen, vielmehr den andern Sinn habe, dafs ihre Freiheit vom jüdischen Wesen durchaus anerkannt dastehe von den ächten und unzweifelhaft legitimen Trägern des Urchristenthums. Allerdings sollte die Freiheit der Pauliner innerhalb der in der Apostelgeschichte gezogenen Sphäre anerkannt sein, allein die Frage ist ja vielmehr, ob es nicht in der Absicht des Verfassers der Apostelgeschichte liegen mochte, die Pauliner durch seine ganze Darstellung des Verhältnisses der die beiden Parteien repräsentirenden Apostel daran zu erinnern, dafs sie diese ihre Freiheit nur innerhalb der so bestimmten Sphäre haben. Man denke sich nur, durch welche Verhältnisse der Verfasser sich veranlafst sehen mochte, eine Apostelgeschichte mit dieser bestimmten apologetischen Tendenz zu schreiben. Er wollte die Vorurtheile der Judaisten gegen den Apostel Paulus beseitigen, aber diefs kann doch gewifs nur den weitern Zweck gehabt haben, dadurch das schroffe Verhältnifs, in welchem wegen dieser Vorurtheile die Judaisten zu den Paulinern stunden, zu mildern, und auf diese Weise eine nähere Vereinigung der beiden Parteien zu bewirken. Warum soll es nun so undenkbar sein, dafs so gut der Verfasser durch seine Darstellung den Judaisten anschaulich machen wollte, der Apostel Paulus habe keineswegs eine so weit gehende antijüdische Richtung gehabt, als sie bei ihm voraussetzen, zwischen ihm und dem Apostel Petrus habe in der Hauptsache eine vollkommene Uebereinstimmung stattgefunden, er dasselbe auch den Paulinern vorhalten wollte? Oder sollte es denn eine so unwahrscheinliche Voraussetzung sein, dafs es schon damals unter den Paulinern solche gab, welche an die Seite des Apostels, die in seinen eigenen Briefen vor uns liegt, die vom Judenthum abgekehrte, sich haltend, sich das Verhältnifs des Apostels und somit auch des paulinischen Christenthums zum Judenthum schroffer dachten, als es nach dem Verfasser der Apostelgeschichte gedacht werden darf, und es daher auch bedurften, auf den Apostel Paulus und sein Verhalten in dieser Hinsicht hingewiesen zu werden, um alles zu vermeiden, was Anstofs erregen konnte? Diefs liegt, wenn man einmal eine solche Tendenz, wie die angegebene ist, voraussetzt, sosehr in der Natur der Sache selbst, und dem ganzen Character einer solchen Darstellung, dafs Ref. es nur für eine Einseitigkeit halten kann, wenn der Hr. Verf. ausschliefslich nur an Judaisten denkt, und den apologetischen Zweck nicht zuletzt selbst wieder als einen irenischen auffafst. Spricht doch der Hr. Verf. selbst auch von einer apologetischen und irenischen Tendenz, warum soll also die letztere nicht in dem zuvor bestimmten Sinne genommen werden dürfen?

Sollte dabei gleichwohl noch eine Differenz zwischen der Ansicht des Hrn. Vfs. und der des Ref. zurückbleiben, so könnte sie nur einen tiefer liegenden Grund haben, welcher mit der weitern sich aufdringenden Frage zusammenhängen müfste, wie es unter Voraussetzung des von dem Hrn. Vf. nachgewiesenen apologetischen Zwecks mit der historischen Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte und der Autorschaft des Lucas steht? Der Hr. Vf. sucht so viel möglich jede nachtheilige Consequenz, die in dieser Hinsicht aus seinen Behauptungen gezogen werden könnte, abzuschneiden, er widerlegt sehr angelegentlich die Ansichten derer, die von ihm darin abweichen, dafs sie der historischen Glaubwürdigkeit zu nahe zu treten scheinen, und er spricht sich wiederholt und entschieden für die hergebrachte Annahme aus, dafs Lucas der Verfasser sei. Es ist ihm aber doch nicht möglich, seine Ansicht vom Zweck der Apostelgeschichte durchzuführen, ohne bald da bald dort mehr zugeben zu müssen, als mit der Voraussetzung eines dem Apostel so nahe stehenden Verfassers vereinbar zu sein scheint. Wie bedenklich sind in dieser Hinsicht schon Zugeständnisse, wie folgende: Lucas wolle nach seinem Plane unverkennbar nicht ein vollständiges historisches Bild von Paulus, sondern ein möglichst glänzendes darbieten; möge er demselben immerhin keine Züge einverleibt haben, welche unhistorisch wären, es fehlen doch um allseitig zu sein, Hauptzüge des paulinischen Bildes, welche uns aus dessen eigenen Schriften entgegentreten (S. 58); das Bild, das von Paulus und seiner Wirksamkeit her-

vortrete, sei ein einseitiges, der Selbstdarstellung in den Briefen nicht durchweg und in's Einzelnste conformes, wie es ein Pauliner ohne jenen apologetischen Nebenzweck nicht habe entwerfen können (S. 92); es habe wirklich einige Schwierigkeit, die spätere historische Thatsache vom Judaisiren des Petrus mit der paulinischen Lehre und Handlungsweise, welche dem Petrus und den Judenaposteln im ersten Theile der Apostelgeschichte beigelegt wird, zu vereinigen, und umgekehrt scheine im zweiten Theile sich Paulus fast mehr zu accommodiren an jüdischen Brauch und Vorurtheil, als es in der That seine Sache war, da wenigstens die eigenthümliche paulinische Schärfe weder in Lehre noch Verfahren irgend hervortrete (S. 210). Dafs der Verfasser bei der Reise des Apostels nach Jerusalem die so eng damit zusammenhängende Collecte nicht blos übergangen, sondern ebendeswegen auch die Reise selbst ganz anders motivirt habe (S. 113 f.), dafs der objective Hergang der Sache innere Unwahrscheinlichkeit habe (S. 145), dafs er sich eine unhistorische Hyperbel erlaubt habe (S. 182) u. s. w., kann der Hr. Verf. gleichfalls nicht in Abrede stellen, so leicht er auch über solche Puncte hinweggeht, und sosehr er überall darauf bedacht ist, den Verdacht einer unhistorischen Erdichtung von dem Verfasser der Apostelgeschichte abzuwehren. Ihre historische Glaubwürdigkeit soll bei allem diesem unerschüttert feststehen, aber hiemit macht der Hr. Verf. an diejenigen, welche seiner Untersuchung folgen und ihr ihre Zustimmung nicht versagen können, eine Zumuthung, welche grofse Schwierigkeiten hat. An sich schon kann gewifs ein Schriftsteller, welcher so vieles absichtlich verschweigt, und schon dadurch die Gegenstände seiner Darstellung in ein anderes Licht stellt, nicht für zu aufrichtig und gewissenhaft gehalten werden, um sobald es in seinem Interesse lag, sich auch noch in ein schrofferes Verhältnifs zur wahren Geschichte zu setzen. Geht man die ganze Reihe der so speciellen Züge durch, an welchen der Hr. Verf. die in der Apostelgeschichte beabsichtigte Parallelisirung der beiden Apostel nachweist, und betrachtet man näher, wie analog immer das Eine dem Andern ist, wer kann glauben, dafs der Verfasser alles diefs nur aus der objectiv vor ihm liegenden Geschichte, durch einfache Auswahl des für seinen Zweck Taugenden, genommen habe? Eben diese so auffallende Erscheinung ist es ja hauptsächlich, die auf die Voraussetzung eines besondern Zweckes führt, aus welchem sie erklärt werden soll, was wird aber durch diese Annahme gewonnen, wenn die Erscheinung, welche erklärt werden soll, dieselbe bleibt? Verhielt es sich mit allem in der Wirklichkeit ganz so, wie hier die Sache dargestellt ist, so können wir ja ebensogut den Verfasser für einen blofsen Referenten halten, und es mufs uns zuletzt wieder höchst zweifelhaft werden, ob er die bei ihm vorausgesetzte apologetische Absicht, über welche er sich ja selbst nie ausspricht, auch wirklich hatte. Je sichtbarer also seiner Darstellung ein bestimmtes apologetisches Interesse zu Grunde liegt, desto zweifelhafter mufs uns auch werden, ob wir bei ihm überall nur eine reine historische Relation vor uns haben, und es kann nicht blos die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit nicht geläugnet werden, dafs er in so manchem nicht blos negativ, durch Verschweigen von Thatsachen und Umständen, die wesentlich zur Sache selbst gehören, sondern auch positiv die wirkliche Geschichte alterirt habe. Das Wichtigste bleibt in dieser Hinsicht immer, dafs der Paulus der Apostelgeschichte offenbar ein ganz anderer ist, als der Paulus der paulinischen Briefe selbst. „Unverkennbar", sagt der Hr. Verf. selbst S. 150 „erhält man hier von Pauli Verhältnifs zum Gesetz nicht die ganze und volle, sondern nur eine einseitige Vorstellung, und zwar ist gar nichts gegeben, wodurch die andere Seite dieses Verhältnisses sich mit der hier verzeichneten vermitteln liefse. Wie erlaubt mufs demnach die Vermuthung sein, dafs der Verfasser, der auch in den geschichtlichen Erzählungen von Paulus ihn gerade so zeichnet, und wo er die Vorwürfe wegen Gesetzes-Untreue zur Sprache bringt, diese ohne erklärende Vermittlung geradehin durch einen Akt gesetzlicher Frömmigkeit als Verläumdung darstellen läfst, 21, 20 f. (während Paulus selbst seinen Satz Röm. 3, 31. *νόμον οὐ καταργοῦμεν διὰ τῆς πίστεως, ἀλλὰ νόμον ἱστῶμεν*, nur mit Aufbietung der feinsten Dialektik durchführen kann) ein besonderes Interesse hatte, den Paulus seinen Lesern nur in dieser Gestalt vor die Augen zu führen". Die beiden Seiten, welche zusammen den Einen Paulus ausmachen sollen, sind in der That so divergirend und heterogen, dafs die fehlende

Vermittlung sich keineswegs von selbst ergibt, sondern, wenn gleichwohl der Verfasser als historisch treuer Referent gelten soll, zuletzt nur in dem Apostel selbst gesucht werden müfste, d. h. der historische Character des Erzählers nur auf Kosten des moralischen Characters des Apostels behauptet werden könnte.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXII.

Gedichte von Moriz Fränkel und Max Ring. Leipzig, bei Hartknoch.

Unter dem Titel „Bibel und Apokryphen" bringen hier zwei junge Dichter ihre Erstlingsgabe; es sind theils alttestamentliche Stoffe, die sie in neuer poetischer Gestalt uns vorführen, theils das Leben der Gegenwart und des eignen Herzens, das ihnen zum Gesang geworden ist; sie feiern eine subjective Emancipation des Judenthums, indem sie das Grofse ihrer Vergangenheit zusammenfassend zeigen, wie es ihnen objectiv geworden ist, und wie sie selbst von dem Wehen der neuen Zeit ergriffen deren Leiden und Freuden zu gestalten suchen. Fränkel eröffnet das Buch mit dreizehn Liedercyclen, in denen lyrische Momente aus der Geschichte der bedeutenduten Juden von Moses bis Jesaias uns in ächtorientalischer Weise bald erhaben bald in üppiger Fülle lieblicher Bilder entgegentreten. Manchmal werden wir an Lord Byron erinnert, nur dafs Fränkel mehr individualisirt, und wenn er auch den wunderbaren Reiz verhaltener Gluth nicht hat, den das magische Helldunkel des Britten ausübt, so bietet er uns ein reicheres Detail und ein nicht minder lebendiges Colorit. Die schönen Sulamithlieder klingen an die Töne der Göthischen Suleika an. Dagegen sucht *Ring* die Gesangesfülle unsres Jahrhunderts in seinem Freiheitsdrange zu erfassen; die Adler in den freien Lüften, die Löwen, die an Ketten reifsen, das Gebet nach Erlösung dürstender Seelen, die kühnen Thaten begeisterter Helden verkündet er als die Poesie der Zeit. Der Impuls seiner Gesinnung treibt ihn zum Lied, und wenn dasselbe nicht immer vom Schaume geklärt ist, und nicht immer der dunkle Drang zum Licht geführt hat, so eröffnet sich eben hierin dem Verfasser noch die Aussicht auf eine reichere und hellere Zukunft. Sein Glaube wird ihn nicht täuschen:

Mag die Welle auch verrauschen,
Ewig strömt der Jugendquell,
Und die goldnen Sterne lauschen
Seinem Liede kühn und hell.

Denn

Wo nur ein Vogel frei entschwebt,
Ein Aug' folgt seinen Bahnen,
Wo nur ein Keim vom Schlummer sich hebt,
Ein Herz wächst mit im Ahnen.

Das Licht, zu dem's die Wesen reifst,
Wollt Menschen ihr versagen?
Der Menschheit Geist ist Gottes Geist,
Und sprichst er, mufs es tragen.

Die Balladen sind düster; Chamisso scheint dem Verf. vorgeschwebt zu haben, doch ist das Lyrische überwiegend, und es fehlt noch die gediegne Plastik; sehr sinnig und zart sind „die Perlen."

Die Gedichte von *Fränkel*, die den Beschlufs machen, sind die Reliquien eines Liebelebens, das das eherne Geschick zerrifs. Von *Heineismen* hat er dabei bis auf wenige unangenehme Ausnahmen sich frei gehalten; die Natur, die ihm im Bilde der Welle und des Felsen, und des Mondes, der die Welle an sich heranzieht, seinen Schmerz gezeigt, ruft ihn mit jedem Morgen zu neuem Lebensmuth:

Sonnentgegen, hauptverneigend
Trinkt der Hochwald Nebelfluth,
Bergesmütter halten säugend
An der Brust die Quellenbrut.

Thalwärts flieht der Hirsche Rudel,
Tummelt sich auf blum'ger Streu,
Netzt sich in des Baches Strudel,
Wetzt am Baume das Geweih.

Weltumkreisend, Allbesieger,
Zieht der Tag triumphand her;
Bunte Wolken seine Tiger;
Taumelnd, lächelnd reitet er.

Schweigend steh' ich, traumestrunken,
Eine Welt vor meinem Blick.
Solche Welt ist, ach! versunken
Hier mir einst nach kurzem Glück.

Aber in der Zauberstunde
Macht sie sich vom Banne frei,
Und die Liebe schafft im Grunde
Weltenfülle sich aufs Neu!

Das letzte Gedicht: *Todtenfeier am Grabe von Eduard Gans*" ist ein würdiger Nachruf für unsern dahingegangenen Freund. Während wir seither vergeblich auf eine gründliche Würdigung und Schilderung seines vielseitigen Wirkens und Lebens warteten, sehen wir hier sein Bild gezeichnet wie von der Hand des Giorgione.

M. C.

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Ueber den Zweck der Apostelgeschichte. Zugleich eine Ergänzung der neuern Commentare. Von Dr. Matthias Schneckenburger.

(Schluſs.)

Wenn Ref. alles dieſs erwägt, und den ganzen Stand der Sache, wie er sich durch die Untersuchung des Hrn. Verfs. herausstellt, ins Auge faſst, so drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daſs die Grenze, welche sich der Hr. Verf. für seine Untersuchung setzte, nur eine willkührlich angenommene ist, daſs die Sache, um welche es sich hier handelt, durch die bloſse Voraussetzung eines apologetischen Zwecks noch nicht abgeschlossen ist, sondern von selbst weiterführt auf einen Punct, auf welchem die historische Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte überhaupt mehr als je in Frage gestellt ist. Es kann daher nur bedauert werden, daſs der Hr. Verf. auf so manchen Puncten seiner Untersuchung, auf welchen die Aufforderung hiezu nahe genug lag, und die von ihm selbst gesetzte Grenze im Grunde schon überschritten ist, in das Nähere der Sache nicht eingegangen ist, sondern sich immer nur mit der Versicherung begnügte, daſs die apologetische Tendenz der Schrift ihrem historischen Character keinen Eintrag thue. Wie es sich in dieser Hinsicht verhält, läſst sich an dem einen oder andern Punct leicht nachweisen. Unter die besonders auffallenden Erscheinungen in der Apostelgeschichte gehört, wie der Hr. Verf. selbst öfter hervorhebt, auch dieſs, daſs während er nach seinen eigenen Briefen mit judaistischen Gegnern in mehreren Gemeinden fortgehend einen so schweren Kampf zu bestehen hatte, in der Apostelgeschichte immer nur von der Feindschaft der ungläubigen Juden die Rede ist. Man kann nun zwar wohl sagen, das Eine schlieſse das Andere nicht aus, der apologetische Zweck des Verfassers bringe es so mit sich, daſs er das Eine übergehe und nur das Andere hervorhebe, er vervollständige so nur das Bild des apostolischen Lebens und Wirkens, das uns die paulinischen Briefe geben, welchen tief eingreifenden Einfluſs dieſs aber auf die ganze Auffassung der Geschichte des Apostels hat, zeigen am besten die Auftritte in Jerusalem, welche die Gefangennehmung des Apostels zur Folge hatten. Auch hier geht nach der Darstellung der Apostelgeschichte alles, was gegen den Apostel geschah, nur von den Juden aus, sie sind es allein, die in ihm den verabscheuungswürdigen Apostaten sehen, welchen sie ihrem tödtlichen Hasse zum Opfer bringen wollen. Wie können wir nun aber gewiſs sein, daſs dieſs der wirkliche Hergang der Sache war, wenn wir es doch für einen durch den apologetischen Zweck der Apostelgeschichte gebotenen Grundsatz des Verfassers halten müssen, von den Judaisten zu schweigen und überall nur die Juden als die einzigen Feinde des Apostels darzustellen? Wer bürgt uns dafür, daſs nicht die Judaisten einen ebenso groſsen, ja noch gröſsern und unmittelbarern Antheil an den Ereignissen in Jerusalem hatten? Kennen wir doch den tödtlichen Haſs, mit welchem die Ebioniten, dieselben Judenchristen, deren Centralpunct die jerusalemische Gemeinde war, gegen den Apostel Paulus wegen seines Abfalls vom Gesetz erfüllt waren. Ja die Apostelgeschichte selbst konnte den Schleier des Stillschweigens nicht sosehr über diese Auftritte in Jerusalem ziehen, daſs nicht immer noch das Eine und das Andere durchblickt, was die Vermuthung, es habe noch ganz anderes dabei stattgefunden, sehr nahe legen kann. Es ist schon darauf hingewiesen worden, aus welchem Grunde von der Collecte, die für den Apostel so groſse Wichtigkeit hatte, und mit dem Zweck seiner Reise in so enger Verbindung stand, nichts gesagt ist, und was der Hr. Verf. selbst S. 115 f. hierüber weiter ausführt, kann den Verdacht, daſs mit ihr noch anderes verschwiegen ist, was uns den ganzen Her-

gang der Sache in einem andern Lichte zeigen würde, nur verstärken. Ganz besonders aber scheint die Stelle 21, 20 f. noch eine Spur des Conflicts zu verrathen, in welchen der apologetische Zweck des Verfassers der Apostelgeschichte mit der wirklichen Geschichte, oder der Verfasser mit sich selbst gekommen ist. Ref. hat schon in seinem Programm über die Rede des Stephanus im J. 1829 auf den grofsen Anstofs aufmerksam gemacht, welchen man hier nothwendig an so vielen Myriaden glaubiger Juden nehmen mufs, und es schien ihm der räthselhaften Stelle nicht leichter und einfacher geholfen werden zu können, als wenn es möglich wäre, die Worte *τῶν πεπιστευκότων* für unächt zu halten. Wie gut würden die Myriaden für die überhaupt in Jerusalem wohnenden Juden passen und wie natürlich wäre es, wenn Jacobus den Paulus vor der Gefahr von der Seite her warnte, von welcher sie nach dem Folgenden wirklich kam, und nach der Apostelgeschichte allein kommen konnte, also nicht vor den Judenchristen, von deren Unzufriedenheit mit dem Apostel Paulus ja sonst nirgends ein Wort gesagt wird, sondern vor den Juden. Allein es läfst sich am Texte nichts ändern, eben so wenig aber kann die gewöhnliche Auskunft genügen, mit welcher man sich freilich sehr leicht dadurch hilft, dafs man die Zahl der damaligen Judenchristen in Jerusalem ebenso willkürlich erhöht, als man die Myriaden auf eine beliebige kleinere Zahl reducirt. Was bleibt daher anders übrig, als in dieser Stelle eine ganz eigene Vermengung des faktisch wirklichen und des nur nach der apologetischen Ansicht des Verfassers der Apostelgeschichte stattfindenden Verlaufs der Sache anzunehmen? Der wahre Gang der Sache kann hier nicht ganz verborgen bleiben. Die bisher immer verschwiegene und verhüllte Feindschaft der Judenchristen gegen den Apostel Paulus kommt hier mit Einem Male ans Licht. Sie wären in ihrem strengen Eifer für das Gesetz die Haupturheber alles dessen, was damals in Jerusalem über den Apostel erging. So nur erhält alles, was dem Jacobus als Andeutung des Bevorstehenden in den Mund gelegt wird, seine bestimmte und natürliche Beziehung auf die folgenden Ereignisse, und wir sehen, dafs jene gläubigen *ζηλωταὶ τοῦ νόμου*, deren im Zusammenhang mit dem Folgenden Gefahr drohende Stellung auch der Verf. S. 115 nicht verkennen kann, nicht ohne guten Grund genannt sind. Erfahren wir doch auch dafs hier zum erstenmal, worüber uns die Apostelgeschichte bisher gleichfalls in völliger Unkenntnifs gelassen hat, dafs die Judenchristen den Apostel beschuldigten, er verführe die auswärtigen Juden zum Abfall vom Gesetz. Allein es soll dafs, wie der Verfasser der Apostelgeschichte den Jacobus zugleich sagen läfst (v. 24), nur eine grundlose Beschuldigung sein, an welcher nichts sei, indem ja auch der Apostel Paulus so gut wie die Judenapostel das Gesetz aufrecht erhalte. Bleibt es nun unter dieser Voraussetzung schon schlechthin unbegreiflich, wie eine so völlig leere Beschuldigung entstehen konnte, warum gerade nur den Apostel Paulus, wenn er doch mit den Judenaposteln so ganz harmonirte, der so grimmige Hafs treffen konnte, mit welchem damals die Juden, oder Judenchristen, oder beide zusammen, über ihn herfielen, so ist hier zugleich auch ein Punct, wo sich die Apostelgeschichte in den schneidendsten Widerspruch mit den eigenen Erklärungen des Apostels Paulus setzt. Verhielt es sich wirklich so, wie der Verfasser der Apostelgeschichte die Sache darstellt, dafs der Apostel als *φυλάσσων τὸν νόμον* der Gegenstand einer so heftigen zur vollen Wuth der Leidenschaft entbrannten Verfolgung wurde, mit welchem Recht kann man allen, die auch hier gleichwohl die vollkommene historische Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte verfechten zu können meinen, das Wort des Apostels Gal. 5, 11. entgegenhalten: *ἐγὼ δὲ, ἀδελφοί, εἰ περιτομὴν ἔτι κηρύσσω, τί ἔτι διώκομαι; ἄρα κατήργηται τὸ σκάνδαλον τοῦ σταυροῦ*, und derselbe Apostel, welcher Gal. 5, 3. in so ernstem Tone erklärt: *μαρτύρομαι δὲ πάλιν παντὶ ἀνθρώπῳ περιτεμνομένῳ, ὅτι ὀφειλέτης ἐστὶν ὅλον τὸν νόμον ποιῆσαι* (also auch auf das Gesetz sein ganzes Vertrauen setzen und von ihm allein sein Heil erwarten mufs), soll sich nach der Apostelgeschichte (21, 23. 24) zu einer Handlung verstanden haben, die ihn als einen *φυλάσσων τὸν νόμον* darstellte, und ein öffentliches Zeugnifs davon ablegte, dafs er weit entfernt, das Gesetz zu abrogiren, vielmehr ein Lehrer sei, welcher, so gut wie andere, die allgemeine Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes mit allen seinen Satzungen, und zwar insbesondere in Hinsicht der Beschneidung (21, 21.) lehre. Dafs Ap. Gesch. 21, 21. nur von den *Ἰουδαῖοι κατὰ τὰ ἔθνη* die Rede ist, ändert gewifs nicht das Geringste: hätte der Apostel auch nur unter den Juden, die er zum Christenthum zu bekehren suchte,

der für sie fortbestehenden Gültigkeit des Gesetzes nichts vergeben wollen, wie er in der Apostelgeschichte 21, 26. vgl. 23. thatsächlich erklärt, welche Unwahrheit hätte er den Galatern gegenüber ausgesprochen! Reime diefs, wer es vermag, Ref. mufs hier seine völlige Unfähigkeit, sich beides zusammenzudenken, bekennen. Kann nun aber der Apostel in Jerusalem unmöglich so gehandelt haben, wie die Apostelgeschichte ihn handeln läfst, so bleibt uns auch die Veranlassung, die jene Auftritte herbeiführte, völlig unklar. Gewifs ist nur, dafs die Schuld davon ganz besonders auf die Judenchristen fallen mufs, weil der Verfasser seinem Plan zufolge der Ἰουδαῖοι πεπιστευκότες gar nicht hätte erwähnen können, wenn nicht die Wirklichkeit der Sache sie ihm aufgedrungen hätte, wie wenn ihm nun aber die Judenchristen unwillkürlich unter der Hand wieder zu Juden werden müfsten, werden die Ἰουδαῖοι πεπιστευκότες zu Myriaden, und man kann sich des Gedankens nicht enthalten, dafs schon hier die Einleitung zu den folgenden Ereignissen gemacht wird, dafs der Gesetzes-Eifer, vor welchem der Apostel gewarnt wird, kein anderer war, als derselbe, der die Ursache der an ihm verübten Gewaltthat wurde.

Es ist hier jedoch nicht der Ort, in die weitere Erörterung einer Frage, zu welcher die Apostelgeschichte so vielfache Veranlassung gibt, einzugehen. Ref. wollte mit dem zuletzt Bemerkten nur beispielsweise andeuten, wie wenig die Untersuchungen des Hrn. Verfs. auf dem Puncte werden bleiben können, auf welchem er sie gelassen hat, dafs man entweder von dem vom Hrn. Verf. festgestellten Zwecke wieder rückwärts, oder über denselben hinaus weiter vorwärts gehen mufs, zu weitern Untersuchungen über den historischen Character der Apostelgeschichte überhaupt. Ref. kann daher nur wünschen, dafs die von dem Hrn. Verf. gegebene Anregung zu einem soviel möglich sichern Resultat führen möge.

D. Baur, in Tübingen.

XXXIII.

Die Idee und Geschichte der Philosophie. Dargestellt von Dr. Karl Theodor Bayrhoffer. Leipzig, 1838. *bei O. Wigand. XVI. u.* 502 S. 8.

Die Philosophie des Begriffes oder die absolute Philosophie mufste es sich, da der Begriff wesentlich Selbstbegriff ist, zur Lebensaufgabe machen, die Unmittelbarkeit und Voraussetzung ihres Standpunktes aufzuheben und durch die Dialektik ihrer Geschichte hin sich selbst zu resultiren. Schon *Hegel* hatte sich mit dieser Aufgabe beschäftigt. Die Resultate davon liegen uns in der von Michelet herausgegebenen Vorlesung über Geschichte der Philosophie vor und tragen, wie alles aus seinem Geiste Hervorgegangene, das Gepräge der tiefsten speculativen Einsicht. Indessen behauptet auch die Unmittelbarkeit seines Geistes in dem von ihm hervorgebrachten Standpunkte darin ihr Recht, dafs der Begriff noch mehr ein Nebenhergehendes, nicht alles und einziges Interesse ist. So nimmt er die Form einer begleitenden Kritik an, welche dem Stoff eine unmittelbare und umfassende Ausbreitung gestattet. In derselben Manier ist die Schrift von *Michelet* über die neuere Philosophie seit Kant gehalten, welche man als eine schätzenswerthe Ausführung des betreffenden Theiles der Hegel'schen Vorlesung zu betrachten hat. Erst als die Philosophie aus der unmittelbaren Persönlichkeit des Genius heraus und in den Kampf ihrer Ausbreitung und Assimilation getreten war, erwachte in ihrem reflectirten Selbstbewufstsein das Bedürfnifs nach jener dialektischen Durcharbeitung ihrer Geschichte, dem Aufheben ihrer zeitlichen Erscheinung. Dieses in dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der von anderen Standpunkten sich zu dem Hegel'schen durchgerungen hatte, individuell sich offenbarende Bedürfnifs (vgl. S. VII) hat derselbe in diesem Werke zu erfüllen versucht. Wir haben hier mit dem Zweck desselben auch sein Verdienst um die Wissenschaft bezeichnet, ein um so gröfseres, je genügender der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat, zugleich aber auch den gerechten Anspruch anerkannt, welchen er auf eine öffentliche Beurtheilung hat, zumal da ihm eine dem Standpunkte der Schrift entsprechende Würdigung noch nicht zu Theil geworden ist. Wir haben es darum unternommen, derselben hier in die nähere Ausführung nachzugehen.

Die *allgemeine Eintheilung* der Philosophie wird als eine dreifache bestimmt. Der *erste* Theil entwickelt *die Idee der Philosophie an und für sich*, der *zweite die Verwirklichung der Idee der Philosophie oder ihren geschichtlichen Organismus*, der *dritte die absolute Wirklichkeit der Idee der Philosophie.* Jeder Theil ist ein durch die beiden

andern als Prämissen vermittelter Schluſs, welcher selbst wieder eine Totalität von drei Schlüssen in sich bildet. Der *erste Theil*, die Idee der Philosophie an und für sich, ist der Schluſs der Unmittelbarkeit, welcher die werdende und die wirkliche Idee zu Prämissen hat. Hier wird zunächst die Verlegenheit des *Anfangs* besprochen, in welche die *voraussetzungslose* Philosophie Vielen ihrer Gegner zu gerathen scheint, welche den Anfang mit der Logik als mit der Voraussetzung der Einheit von Denken und Sein behaftet erklären, den auf die Phänomenologie des Geistes Zurückweisenden aber deren concreten Inhalt entgegenstellen. Letzteres gewiſs mit Recht (vgl. S. 427 f.). Allein diese Philosophie ist nicht dadurch voraussetzungslos, daſs sie alle Voraussetzung ignorirt, sondern sie in sich hat und aufhebt. Ihre Unmittelbarkeit ist daher *reine* Unmittelbarkeit, gedachtes Sein, oder „Bestimmtheit der Unbestimmtheit." *Diese* Voraussetzung aber erweiset sie dadurch als *absolute*, daſs sie dieselbe als ihr eignes Setzen aufzeigt, wie im Verlauf dieser Schrift geschieht. Von diesem Anfang aus ist der philosophirende Geist zunächst „Unterscheiden seiner als der absoluten Weise des Begriffes von allen anderen Formen" (S. 22), Logik, welche sich dann wieder zu denselben heraussetzt und so zur Philosophie der Natur und des Geistes entwickelt. Der Vf. behandelt nun diese drei Sphären einzeln, jedoch „nicht in der Absicht, das ganze System der Philosophie an und für sich zu entwickeln," was die Encyclopädie Hegels thut, „sondern um überhaupt ein wahrhaftes Bewuſstsein über die Natur dieser Sphären zu erzeugen, und namentlich auch, um den Unterschied der *unmittelbaren* von der *wiedergeborenen* Welt, sowie ihr *Verhältniſs* zu einander, demnach auch das Verhältniſs des *Begriffes* zur unmittelbaren *Anschauung* und sinnlichen äuſseren Mannigfaltigkeit aufzuklären." (S. 24.)

Die *Logik* nun ist die in dem Geiste selbst abgeschiedene und gesetzte Grundlage, nicht etwa „*zeitlich* der Welt vorausgehende Entwickelung und Existenz" (S. 26 f.), und so ist denn auch Hegel's Ausdruck in der Einleitung zur Logik, S. 36: „sie sei die Darstellung Gottes, wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes sei" strict nur als ein möglicher, als eine Vorstellungsform anzusehen. Die Logik ist nun Vermittlungsprocess, „ein Kreis von Kreisen," der sich in der absoluten Idee, „dem absoluten Setzen aller Vermittlungen," vollendet, welche hier aber der tiefste Widerspruch ist, als absolutes Setzen selbst nur gesetzt zu sein. (S. 30 f.). Dieser Widerspruch ist, wie der Verf. bemerkt, vom Verstande am allerwenigsten zu fassen, und noch neuerdings hat man, diesen Punkt als den *faulen Fleck* der Hegel'schen Philosophie bezeichnend, sich für unfähig erklärt, das Sich zur Unmittelbarkeit Entlassen der logischen Idee, ihr Materialisiren zu begreifen. Zu der schon oben berührten barbarischen Vorstellung von einer zeitlichen Präexistenz der logischen Idee kam hier noch die barbarische Consequenz, daſs man sich die logische Idee nicht als zur *Idee* der Natur sondern zur *unmittelbaren* Natur sich entlassend denken wollte, Vorstellungen, welche selbst die Entgegnungen nicht immer vermieden. Der Verf. hat diesen Punkt mit groſser speculativer Schärfe behandelt. Die Idee ist also hier sich selbst äuſserlich, aber doch sich selbst, daher zugleich in sich reflectirt, freies Sichentlassen zur Aeuſserlichkeit (S. 31). Der philosophirende Geist ist *Naturphilosophie, begreifendes Anschauen* (S. 39), und als solches die Wahrheit des diese Momente einseitig fixirenden Geistes, der empirischen und der reflectirenden Naturwissenschaft. Er ist das ideale Schaffen der Natur und das wahrhaft göttliche; das Fassen des göttlichen Schaffens als des unmittelbaren erweist sich als nach allen Seiten widerspruchsvoll (S. 40 ff.). Er setzt aber auch die unmittelbare Natur voraus und ist damit im Verhältniss zu derselben, dessen Lebendigkeit der empirisch anschauende Geist ist. Als das Aufsersichsein der Idee ist die unmittelbare Natur ebensosehr vernünftige als vernunftlose Nothwendigkeit, die ideale oder wiedergeborene aber enthält die Zufälligkeit als gesetzte und damit aufgehobene; in ihr und *nur* in ihr ist daher aller Ueberschuſs über die Idee verschwunden. Die Naturphilosophie hat dann auch die praktische Unterwerfung der Natur als *Moment* in sich (S. 71 f.) —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Die Idee und Geschichte der Philosophie. Dargestellt von Dr. Karl Theodor Bayrhoffer.

(Fortsetzung.)

In dem Begriff des Todes hebt sich die philosophische Idee als entäufserte auf zu der im Aufsersichsein beisichseienden, der Philosophie des *Geistes*. Sie ist nicht mehr anschauender, sondern in der Anschauung erinnerter, *intellectuell anschauender* Begriff (S. 76 f.). Auch ihre Stellung zur empirischen und reflectirenden Wissenschaft des Geistes wird hier angegeben, die Frage nach ihrer Schöpferkraft ähnlich wie bei der Naturphilosophie beantwortet; ferner ihr Verhältniss zum unmittelbaren Geisterreiche charakterisirt, dessen an sich aufgelöste Seite der Zufälligkeit hier als Scheinen gesetzt ist; und sodann eine in neuerer Zeit versuchte Eintheilung der Philosophie in Theorie und Praxis (oder auch noch eine selige Kraft) im Gegensatz der einseitig theoretischen Fassung bei Hegel, widerlegt, da doch die Philosophie den praktischen Geist als ihre Voraussetzung in sich trage und ihm von sich aus dann auch Halt und Inhalt gebe. (S. 90 ff.)

Die philosophische Idee, welche hier sich letzlich als Philosophie, den sich als absolute Wirklichkeit wissenden Gedanken gefafst hat, ist hiermit vollendet, indem sie zu dem Anfang, aber als gesetztem zurückgekehrt ist. Sie ist aber auch damit die Bewegung, sich als anfangende, wie sie bis jetzt nur unsere Voraussetzung war, selbst zu setzen: daher ein freies Entlassen ihrer zur Erscheinung, *Philosophie der Geschichte der Philosophie* (S. 98 f.). Als Aufheben der Voraussetzung tritt sie in ein Verhältniss zu dieser, der empirischen Geschichte der Philosophie, schaut diese durch den Geist der Erinnerung und ist so ein *Finden* ihrer Gestaltung. Aber — und das ist wesentlich gegen alles aus diesem Vorfinden sich ableitende Raisonnement festzuhalten — sie setzt zugleich die Unmittelbarkeit als die ihrige, reflectirt sich daraus in sich, indem sie *sich* findet und scheidet damit die vernünftige Nothwendigkeit derselben von der Zufälligkeit, letztere aufhebend. Wie nun aber die Philosophie ihre Idee als die Vollendung des Geistes begriffen hat, so fafst sie auch ihre Geschichte als Moment und zwar als die Spitze der weltgeschichtlichen Evolution (S. 102) und ihr Erscheinen als in der allgemeinen Stufe dieser bestimmt (S. 108). Es ist also aus der Philosophie der Weltgeschichte aufzunehmen, warum z. B. im Alterthum nur der griechische Geist und der realisirte römische die Philosophie ausarbeiten (S. 108). Der Verf. knüpft hieran noch mehrere Vorfragen aus derselben, zunächst die: „wovon es abhänge, dafs Völker oder Individuen diesen oder jenen Standpunkt zum Standpunkte ihres Lebens und ihrer innersten Substanz machen." Man pflegt hier aus Scheu vor der ganzen Consequenz des Begriffes auf die natürliche Individualität als letzten Grund zu recurriren. Aber diese unmittelbare basische Voraussetzung ist selbst getragen von der Idee und wird von dieser in ihrer weltgeschichtlichen Evolution zu ihrer Vermittlung herabgesetzt (S. 110 f.). Ferner die Frage „ob Ein Individuum und Ein Volk nur Eine Stufe der Verwirklichung oder mehrere repräsentiren könne." Sie wird beantwortet: „Es könne nur auf Einem Standpunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung von Innen heraus sich festsetzen. — Denn dieser ist dann die *Substanz* seines Lebens, *sein* Leben." Diese Beantwortung ist gewifs unrichtig. Sie hat ihre Geltung für die Völker, so lange ihr Geist mit der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit behaftet ist: nur so lange ist ihre Individualität eine begrenzte. Allein der allgemeine Bruch mit solcher Natürlichkeit ist schon im Christenthume eingetreten; mit diesem ist der Geist unendlicher geworden und alle Fortentwicklung die seinige. Schon die Geschichte Roms, in wel-

der Juden im Grofsen. Die Verfolgung, die mit dem Tode des Stephanus begann, vermittelte die erste grofse Heidenbekehrung, und es fand damals zuerst im Grofsen statt, was sich mit Paulus in jeder einzelnen Judengemeinde nur wiederholte. Als weitern Beweis des für Paulus und das paulinische Wirken apologetischen Zwecks der Apostelgeschichte hebt der Verf. mit Recht hervor, dafs während der zweite Theil den Paulus möglichst in Conformität mit den judaistischen Anforderungen sich benehmen und sprechen läfst, dagegen im ersten Theile dieselben Grundsätze, welche Paulus im Briefe an die Römer über die Gleichheit der Juden und Heiden gegenüber dem messianischen Heil weitläufig entwickelt, von den judenchristlichen Aposteln ausgesprochen und factisch ausgeübt werden. Die Universalität des Christenthums und die Rechtmäfsigkeit der Heidenpredigt wird von Petrus so bestimmt anerkannt, dafs kein Zweifel darüber sein kann, dieselbe solle nach dem Sinn des Berichterstatters auch schon in den Worten Jesu 1, 8. angedeutet sein. In diesem Zusammenhang kommt der Hr. Verf. endlich auch noch auf das Pfingstwunder, als die symbolische Bekräftigung des universellen Auftrags, um zugleich seine hierüber schon früher aufgestellte Ansicht, welcher zufolge das Pfingstwunder nur als Symbol der Universalität des Christenthums soll aufgefafst werden können, zu rechtfertigen und weiter auszuführen. Die Bemerkungen des Hrn. Verfs. sind hauptsächlich gegen den Referent gerichtet, welcher sich einige Zweifel gegen jene Ansicht zu äufsern erlaubt hatte. Glaubt der Hr. Verf. so grofses Gewicht auf die durch das Pfingstwunder symbolisirte Idee der Universalität des Christenthums legen zu müssen, so will Ref. hierüber nicht streiten, die Ansicht des Ref. verträgt diese Erweiterung, ohne durch sie wesentlich alterirt zu werden. Dafs aber dadurch der eigentliche Begriff des λαλεῖν γλώσσαις noch nicht ausgedrückt ist, dafs jene Idee bei dem Pfingstwunder im Grunde nur als Nebenidee zur Hauptidee noch hinzukommt, scheinen dem Ref. die beiden andern Stellen der Apostelgeschichte über das λαλεῖν γλώσσαις (10, 16. 19, 6.) zu beweisen, welche Ref. selbst schon in seiner Abhandlung in der Tübinger Zeitschrift für Theol. 1830. 2. S. 107 f. und dann auch in dem Theol. Stud. u. Krit. 1838. 3. S. 701 in das der Ansicht des Hrn. Verfs. von dem Zwecke der Apostelgeschichte ganz entsprechende Verhältnifs zu einander gesetzt hat. Auch der Hr. Verf. bezieht die genannten beiden Stellen auf dieselbe Weise auf einander, das in ihnen enthaltene Moment tritt aber erst dann klar und sprechend hervor, wenn man die von dem Ref. schon früher gemachte Bemerkung hinzunimmt, dafs der Verfasser der Apostelgeschichte sein λαλεῖν γλώσσαις, wie die Vergleichung der drei Stellen, in welchen es vorkommt, zeigt, immer da eintreten läfst, wo sich das christliche πνεῦμα einer bestimmten Gattung von Menschen zuerst mittheilt, und in einem neuen eigenthümlichen Kreise als wirkendes Princip sich zu äufsern beginnt. Zuerst waren es die Apostel und die ersten damals noch durchaus der jüdischen Nation angehörenden Jünger überhaupt, auf welche der Geist herabkam. Als es mit der Belehrung des Cornelius nun auch Christen aus den Heiden gab, sprach sich ganz wie das erstemal (vgl. 11, 15.) der Geist auch in den Heiden durch ein λαλεῖν γλώσσαις aus. Wie auffallend ist es nun, dafs von einem λαλεῖν γλώσσαις noch einmal bei der Taufe der Johannisjünger die Rede ist? Werden diese Johannisjünger, die auf eine ganz eigene Weise weder Heiden noch Juden sind, nicht recht absichtlich als eine eigene neue Klasse zum Christenthum bekehrter Menschen aufgeführt, um dem Petrus als dem Bekehrer der ersten Heiden gegenüber, das nur an eine solche neue Epoche geknüpfte λαλεῖν γλώσσαις auch dem Paulus vindiciren zu können? Hierin liegt nun aber auch zugleich ein Beweis dafür, dafs die Idee der Universalität bei dem Pfingstwunder wenigstens nicht das Hauptmoment sein kann: die Heiden und Johannisjünger treten ja erst in der Folge in die Reihe derer ein, in welchen der Geist auf diese eigenthümliche Weise sich ausspricht. Ebenso ist aus demselben Verhältnifs der genannten Stellen zu einander zu ersehen, dafs die Samaritaner von dem Verfasser der Apostelgeschichte nicht so entschieden wie S. 175 behauptet wird, zu den Heiden gerechnet werden: sonst hätte ja bei ihrer Bekehrung K. 8. ein neues λαλεῖν γλώσσαις stattfinden müssen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Unmittelbarkeit als sich selbst, der Knecht setzt sich als die Wahrheit des Herrn, als freies Selbstbewufstsein. Hier ist nun der griechische Geist nach obiger Charakteristik das eigentliche Organ der Philosophie (S. 132), der römische Geist nur als realisirter, sich selbst durchbrechender, der römisch-orientalische und der römisch-griechische Geist. — Die erste Periode der antiken Philosophie, welche der Verf. von Thales bis Sokrates bestimmt, beginnt er mit dem *Werden* ihres Anfangs, dem sich von seiner Voraussetzung loslösenden, aber ebenso sehr noch damit behafteten Denken der jonischen Physiker und Pythagoräer. Diese als Vorstufen noch abgesondert bildet die erste Wirklichkeit der Philosophie das reine *Sein* der *Eleaten*. „Nur das Sein ist und das Nichts ist nicht." Aber den Schein doch voraussetzend sind sie genöthigt, (*Schein-*) Principien des Scheins aufzustellen (S. 161). Als die nächste Auflösung dieses Widerspruches betrachtet der Verf. den *Empedokles*, als Sein und Nichts anerkennend (φιλία-νεῖκος), aber nur abstract vom einen zum anderen übergehend. Hegel stellt ihn nach Heraklit, Ritter zu den Eleaten. Die wahre Auflösung ist das Princip des *Werdens* bei *Heraklit*, mit seinen Momenten ὁδὸς κάτω und ἄνω, *Entstehen* und *Vergehen*. Die Wahrheit des Werdens ist das Dasein, das aber so abstract kein Ausdruck des Absoluten werden kann, sondern erst in seinem Gesetztsein, als *Fürsichsein:* die Atomistik des *Leucipp* und *Demokrit*. In den Homöomerien des *Anaxagoras* stellt sich der Gedanke an seiner Aeufserlichkeit wieder her und fafst sich zum *Mafse* im νοῦς zusammen. Die vermittelte Wirklichkeit des Nus, aber damit qualitativ von dessen Bestimmtheit unterschieden und zugleich von der der bisherigen Periode überhaupt, sind die *Sophisten*, welche die Reflexion des Seins, den Schein zum Princip machen. Der Verf. bildet aus ihnen einen „*Uebergang*" zur *zweiten Periode*, welche er mit Sokrates beginnen läfst. Allein einmal gibt es keine solche qualitative Zwischenexistenz in der Dialektik, wo Alles Uebergang ist; daher ebensogut Anaxagoras zwischen Democrit und die Sophisten in die Schwebe geschoben werden könnte. Sodann wird aber dadurch auch die rechte Würdigung und der Zusammenhang der Sophisten und des Sokrates verrückt. Denn die Bedeutung der qualitativen Herabsetzung der ganzen vorigen Stufe des Seins und damit die Begründung der allgemeinen Stufe der Reflexion desselben kommt schon den Sophisten zu. *Sokrates* ist demnach die auf gleichem Boden mit diesen stehende Ergänzung derselben: er ist *selbst* Sophist, aber freilich der Sophist der Sophisten (S. 183), und dies seine Ueberlegenheit. Was bei jenen als Spielen *erscheint*, hat sich bei ihm zu absolutem Ernst verkehrt in seinem Princip des gesetzten Scheins oder des *Wesens* (S. 184). Die weitere Entfaltung des unmittelbaren Wesens schliefst sich an die Hauptgestalt des Sokrates als Schule an. Zunächst fassen es die *Megariker* als *Identität* (ἓν τὸ ἀγαθόν, Beruhen auf sich.) Es hätte hier ihre Streitfertigkeit und ihr Zerstieben im Besonderen (wofür der Identitätssatz des Stilpo besonders „merkwürdig" ist; vgl. Hegel, Gesch. d. Phil. II, S. 145) als die ganze Dialektik ihres Princips, nicht als eine besondere (dialektische) Richtung innerhalb desselben gegenüber einer ethischen bezeichnet werden müssen. Die Cyniker gehören nicht darunter. Die *Cyrenaiker* setzen die Wahrheit der Identität, den *Unterschied*, also die Empfindung, den Geist in seiner Aeufserlichkeit, als Kriterien. Hier aber ist dieselbe Dialektik in dem Satz: non se rebus, sed res sibi subjicere ausgedrückt. Der „vernünftige Kreis der Aufhebung dieser Schule" ist nun kein anderer, als der des Unterschiedes in Gegensatz, Widerspruch und Grund, nicht so abstract Spitze und negatives und positives Zusammensinken, wie der Verf. will (S. 189). *Theodorus* nemlich *setzt* die Identität im Unterschiede, das Allgemeine, den Verstand, am Besonderen des Genusses. Sein Princip des *Gegensatzes* richtet Hegesias durch den Widerspruch der Allgemeinheit und Besonderheit zu *Grunde* (Tod), der aber in sein Gegentheil, das Getragensein der Unmittelbarkeit umschlägt bei *Anniceris*, der für Alles einen zureichenden Grund anzuführen weifs. Die bestimmte und praktische Reflexion und Ueberwindung der Unmittelbarkeit aber ist die *cynische Schule*, welche Hegel hier aufführt, während unser Verf. sie als ethische Richtung der Kategorie der Identität bezeichnet. Sie ist freilich, abgesehen noch von ihren Auswüchsen, das Heraufbeschwören aller Rohheit und Gemeinheit; aber es ist doch der Geist, der in dieser schweren Erniedrigung auch des Aeufsersten sich bemächtigt und

so seine Herrlichkeit und Verklärung vorbereitet. Der bisherige Taumel des unmittelbaren Wesens hebt sich nun auf zum Halt der Differenz, und es sammeln sich die weiteren Totalstufen desselben, *Erscheinung* und *Wirklichkeit*, in den plastischen Persönlichkeiten des *Platon* und *Aristoteles*. Die Behandlung ihrer Systeme, und, wenn man die eigenthümliche Schwierigkeit der Platonischen Philosophie zu der gewöhnlichen Verkehrung ihres Standpunktes, wonach man „den Widerspruch hinauszuerklären" sich bemüht, hinzunimmt, vorzugsweise des Platonischen ist von besonderem Werth und Verdienst, eine der gelungensten Partien des Buches. Wir enthalten uns, nach Angabe der Kategorien dieser Philosopheme, um so eher einer weiteren Anführung, als sie uns über die Relation nicht hinauslassen würde.

Hiermit tritt die antike Philosophie aus der Sphäre des Wesens heraus und damit in eine neue Periode. Auch der Verf. bezeichnet als die Kategorie der nächsten Philosopheme den *Begriff*; es ist daher mehr eine unterlaufende Nachlässigkeit, dafs er dieselben noch in die vorige Periode als eine vierte und fünfte Stufe hineindrängt. In dem Begriff hat die philosophische Idee die unmittelbare Differenz aufgehoben und ist alle Differenzirung in sich selbst geworden: die Kreisbewegung in den Momenten der *Allgemeinheit*, *Besonderheit* und *Einzelheit*, sich darstellend in besonderen Systemen, *Stoicismus*, *Epikuräismus* und *Skepticismus*. Die Unterscheidung des Verfs. in eine „subjective Gedanken- und Empfindungs-Allgemeinheit und der Enthüllung des Gegensatzes dieses Dogmatismus" läfst nur die genaue Nachweisung der *Kategorie* vermissen. Wie hier angedeutet, ist der Skepticismus noch nicht *concrete* Einzelheit als in sich beruhigte Idealität, sondern ihre nur negative *Erscheinung*, als Besonderheit der Besonderheit. Jetzt tritt auch die religiöse Bewegung influirend ein; aber es ist nur eine Anregung, welche die Philosophie von ihr entnimmt; sie kann nicht aus der logischen Idee heraus, bevor sie sich nicht in die Unmittelbarkeit des concreten Geistes versenkt hat (S. 227). Die nächste Stufe ist so die vollkommen explicirte concrete Einzelheit aber als reiner Gedanke, die logische absolute Idee. Der Orient wie der Occident fassen sie auf, theils mehr unmittelbar, im Gemüthe, theils vermittelter, im freien Denken; vollendet hat sie Proklos (S. 229 ff.). In ihm legt die antike Philosophie unbefangen ihre *Bestimmtheit* aus, indem die absolute Vermittlung als alle Wirklichkeit nur vorausgesetzt wird; auf dieser Spitze noch gegen das Christenthum sich sperrend mufs sie in ihm zusammensinken: denn es *befafst* diesen Widerspruch.

Hegel stellt zwar das *Mittelalter* als die zweite Hauptperiode der Geschichte der Philosophie hin (Bd. 3. S. 99), findet aber „das *eigentliche* Wiederaufleben der Philosophie" doch erst in seiner dritten (das. S. 120). Dies unspeculative, aber aus seinem im Eingang angedeuteten Standpunkte zu begreifende Laviren schneidet *Bayrhoffer* ab, indem er die wahre Bedeutung des Mittelalters für die Geschichte der Philosophie, nur als Vorbereitung und Vermittlung einer neuen Entwicklung dieser zu dienen, nicht solche selbst zu besitzen, die der Nothwendigkeit, mit welcher die Philosophie jetzt der religiösen Sphäre verfällt und den Gedanken des Christenthums nicht sogleich selbstständig aufnimmt und verarbeitet, aus der Dialektik jener Geschichte begriffen hat (S. 125 ff.). Der menschliche Geist ist sich nemlich zunächt in seiner Unmittelbarkeit Gottes bewufst, macht aber darum Gott zu einer ebenso unmittelbaren, anderen, jenseitigen Existenz. Sein Wissen vom Wesen ist daher selbstlos, auf dem Standpunkte des Bewufstseins, und somit zur Philosophie, welche wesentlich Selbstbewufstsein, Präsenz des Absoluten ist, unfähig. Das Selbstbewufstsein, was der Geist auch ist, existirt nur als Form an ihm anderem Inhalt, d. h. in Wahrheit nur als Bewufstsein, und läfst diesen Widerspruch auch darin an ihm selbst erscheinen, dafs seine Organisation nicht die seinige, sondern eine gegebene, aus dem Alterthum aufgenommen ist. Die Philosophie hat also Schicksale im Mittelalter, aber keine Geschichte. Insofern sie jedoch an sich vorhanden und die Bewegung ist, ihre Unselbstständigkeit aufzuheben, so ist dieser Gang im Allgemeinen anzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Die Idee und Geschichte der Philosophie. Dargestellt von Dr. Karl Theodor Bayrhoffer.

(Fortsetzung.)

Zunächst ist der Geist als substantielle Einheit mit dem göttlichen in dem Unterschiede auch Selbstbewufstsein: er philosophirt, wenn auch innerhalb eines bestimmten Gedankenkreises. Mit Fug macht der Vf. S. 250 ff. die Berechtigung mehrerer *Kirchenväter* (und nur *solche* konnten philosophiren S. 247), besonders des Augustinus, hier zu stehen, geltend gegen Hegel, der sie blos in die Kirchengeschichte verweist (G. d. Ph. Bd. 3. S. 108). Mit der Fixirung des religiösen Inhalts in der katholischen Kirche wird die Philosophie blofse Form, *Scholastik*. Die anfängliche Darstellung derselben (S. 259 ff.) hat der Verf. im Anhang (S. 500 ff.) abgeändert und unterscheidet nach dieser Aenderung: *a*) „ein *freieres* speculatives Arbeiten in den religiösen Grundlagen mit vorwaltender Innerlichkeit — *b*) methodische Entwicklung und Systematisirung des christlichen Inhalts mit grofser Rücksicht also auf die Form und Anerkennung des Aristoteles — *c*) endlich nun Ablösung der reinen Formen und deren selbstständige Betrachtung, zuletzt versinkend in Formalismus und grüblerische Leerheit". Indessen schon der Grund der Aenderung, „die mehr innere und die mehr formelle Dialektik (wie *a*) und *b*) früher charakterisirt waren) sei nicht bestimmt nach Männern abzugrenzen", pafst ebensogut auf die vorliegende Eintheilung; denn Bonaventura, Thomas Aquinas, Duns Scotus figuriren unter *a*) wie unter *c*). Sodann ist aber auch ein qualitativer Unterschied nirgends bemerkbar, sondern, wie auch Comparative andeuten, nur ein Mehr oder Weniger. Und ein anderer Unterschied existirt wirklich hier nicht. Denn das Selbstbewufstsein ist, wie wir oben entwickelten, hier sich äufserlich; sein Fortgang also nur als äufserlicher, quantitativer denkbar. Diese Aeufserlichkeit aber des Denkens gegen seinen Inhalt ist bei der vom Verf. als innerlichere bezeichneten Richtung qualitativ schon gerad so vorhanden, wie bei der letzten, ganz formellen. Denn die Forderung des Anselmus, den religiösen Inhalt zu denken, trennt doch Denken und Inhalt, und schliefst auch die Möglichkeit aus, durch das Denken einen anderen Inhalt zu gewinnen, als den der Offenbarung. Auf der Spitze aber, der totalen Entäufserung, die ebensosehr totales Insichzurückgesunkensein des Denkens ist, erreicht das Bewufstsein sein Selbst wieder, wie in der Schrift schärfer hätte entwickelt werden sollen, und zwar zunächst unmittelbar, daher das Vorwalten der Phantasie, bis es durch Baco hin sich herausringt zum freien Denken in Cartesius. Mit Recht setzt der Verf. abweichend von Hegel, *Bruno* und *Böhme* noch in diese letzte Stufe der Vermittlungszeit der neueren Philosophie, indem ihr Denken das Absolute und seinen Procefs wesentlich noch voraussetzt. Allein auch *Baco*, welchen er an die Spitze der folgenden Periode stellt, steht noch nicht innerhalb der Philosophie, sondern ist als Grundlage und Werden ihres Anfangs abzuscheiden. Er tritt zwar dadurch an sie heran, dafs er das Denken (Schliefsen) dem unmittelbaren Wissen (Erfahrung) gegenüberstellt; allein ebenso unmittelbar wird ihre Einigung angenommen und das Denken zu einem Reflectiren und Ordnen des — vorausgesetzten — *Inhalts*.

Jener Wiederanfang der eigentlichen Philosophie ist nun folgender: Der Geist hat in dem gegenüberstehenden Absoluten sein Gegenüberstellen erkannt; er ist jetzt die Diremtion in sich selbst, in ein unmittelbares und absolutes Wissen; er selbst ist auch die Einheit der Getrennten, aber zunächst nur noch an sich oder vorausgesetzt, nicht für sich oder vermittelt, daher der Trieb, jedes in seiner Einseitigkeit auf- und zur Totalität zu erheben. Dies ist der Gottmensch

des Gedankens und seine Realisation. Die moderne Philosophie schliefst sich mit diesem ihrem Princip an die antike an. Wenn letztere die Absolutheit des Wissens voraussetzte, so weifs dies jene als blofse Voraussetzung und stellt ihr damit die Vermittlung entgegen. Die antike Philosophie ist *Ekstasis*, wie sie der Verf. mit von der neuplatonischen Philosophie entlehntem Ausdruck treffend formulirt, die christliche ist Ekstasis in und für sich selbst, weifs sich als in seiner Unmittelbarkeit aufser sich versirendes Denken. Der Verf. hat diesen Standpunkt der modernen Philosophie, wie vorher den des unmittelbaren christlichen Geistes in der vollen Tiefe erfafst und sich damit als in dem Mittelpunkt *aller* Speculation stehend erwiesen. Die Ausführung in der folgenden Periode läfst jedoch Manches zu wünschen übrig. In der S. 277 ff. gegebenen Uebersicht derselben hätte auch die Angabe der Völker Platz finden sollen, welche die Entwickelung der Philosophie in sich hegen. Denn wenn auch die Volksindividualitäten einander in der Geschichte nicht mehr ablösen, wie wir oben ausgeführt, so ist doch die unendliche Individualität selbst in unterschiedenen sich gegenseitig voraussetzenden und erhaltenden Momenten, als allgemeine, besondere und einzelne *da*. Diese concreten Völker der germanischen Totalität nehmen alle an jener Entwickelung Theil. Wenn aber der französische Geist nur in den abstractesten Stufen eintritt und mehr anregend und begeisternd wirkt, als abstracter Idealismus und Materialismus, die Engländer der reflectirten Unmittelbarkeit, Realismus und Erfahrungsphilosophie nachhängen und beide sich in diesen Standpunkten wesentlich fixiren, so sind die Deutschen die Vertreter des concreten Idealismus und damit seit Kant der Philosophie überhaupt, und durch diesen Standpunkt aller Fixation entnommen. In Deutschland selbst aber hat sich, was der Vf. S. 354 berührt, Preufsen immer als das *concrete* Deutschland bewährt. Soviel nur andeutend. Eine wichtigere Ausstellung ist die, dafs der Verf. in der Darstellung dieser Periode nicht streng dialectisch genug verfährt, sondern einem speculativen *Takt* sich überlassend in Schematismus und eine nebenhergehende, wenn auch meist treffende, Kritik verfällt.

Um uns nun zum ersten Hauptabschnitt dieser Periode zu wenden, welchen der Verf. von Baco bis Kant bestimmt, so haben wir schon oben nachzuweisen versucht, dafs Baco noch auszuschliefsen ist. Ihr Charakter ist die unmittelbare Diremtion (und daher Einigung) des philosophirenden Geistes in seine Absolutheit und Unmittelbarkeit (oder „Denken und Sein"). In dem Verlauf derselben unterscheidet der Vf. *Empirismus* und *Rationalismus* als zwei *nebeneinander hergehende* Richtungen (S. 283 ff.). In der ersten Stufe, der Unmittelbarkeit des concreten Bewufstseins, von Baco und Cartesius bis Locke und Leibnitz (S. 288 ff.) vertreten jenen Baco — als Grundlegung, empirische Wissenschaft — und Hobbes, als metaphysicirender Empirismus (S. 290 ff.); den Idealismus aber grundlegend *Cartesius*, fortbildend *Geulinx* und *Malebranche*, endlich *Spinoza* — Princip der gesetzten *Substanz* (S. 298 ff.). Die zweite Stufe wird als das reflectirende unmittelbare concrete Bewufstsein bezeichnet. Hier stehen auf der Seite des Empirismus und Realismus *Locke* mit dem Princip der *empirischen Individualität*, und als seine metaphysische Consequenz der *Materialismus Condillac's* u. s. w. (S. 316 ff.), wozu die *speculative Individualität* bei *Leibnitz* und deren formelle Consequenz in der *Verstandes-Metaphysik Wolf's* den Gegensatz bilden (S. 325 ff.). Diesen schliefst sich eine dritte Stufe, *Uebergang* in das concrete Selbstbewufstsein (S. 342 ff.) an in *Berkeley — subjectiver empirischer Idealismus* — und *Hume — abstracte Identität des Ich und Scheinen desselben in seinen Vorstellungen* —, zu denen dann noch Rousseau tritt. — Allein für's Erste durften wir erwarten, einem Fortbestimmen nach *logischen Kategorien* (Substanz, Subjectivität. Vergl. noch S. 315) nicht wieder zu begegnen.

Ferner ist auch jene Unterscheidung in Empirismus und Rationalismus wohl nur eine äufserliche, nicht anders, als wenn man in der Entwickelung des logischen unmittelbaren Wesens die Kategorien nach einer Seite des Scheins und einer Seite des Wesens abtheilen wollte. Die immanente Reflexion wird vielmehr das idealistische Philosophem in seiner Wahrheit als realistisch, und dieses als in ein idealistisches umschlagend fassen. Nur dieses Verschwinden des einen im anderen ist ihre wahre metaphysische Consequenz, ihre Vermittlung. Wir können daher auch eine weitere Consequenz dieses Schematisirens nicht billigen, wonach der Verf. trotz der dem Realismus zugestandenen philosophischen Bedeutung, „wegen der Absicht

das Wesen fassen zu wollen", doch den Rationalismus und Idealismus als „die *eigentliche* Philosophie" bezeichnet, welche aber „durch die andere Seite zur Vermittlung hingetrieben" werde (S. 285) — ein Anklang an abstracte Idealität, der wir gerade den Vf. fremd zu sehen gewohnt sind. Um diese Ausstellungen näher zu rechtfertigen, wollen wir hier auf die dialektische Entwickelung eingehen, müssen jedoch bei der reichen und grofsartigen Evolution der Philosophie in dieser Periode darauf hinweisen, dafs uns der Raum dieser Blätter nur die leisesten Conturen derselben darzustellen gestattet.

Cartesius fafst, die Entzweiung voraussetzend, das unmittelbare Wissen als sich aufhebend, als reine Reflexion in sich (*de omnibus dubitandum*) und diese als das absolute Wissen (*cogito ergo sum*). Objectiv genommen ist dies das Gegenüberstehen der reinen Unmittelbarkeit (Ausdehnung) und der reinen Vermittlung (Denken) als unmittelbar verschiedener; damit ist dann die Bedeutung letzterer, Totalität zu sein (Gott) selbst unmittelbar von beiden (Attributen) verschieden. Indem nun das absolute Wissen nur der Schein, das Verschwinden des unmittelbaren ist, ist es sein eignes Verschwinden. Absolutes ist vielmehr das unmittelbare Wissen und zwar das an ihm selbst unmittelbare im Gegensatz *aller* Reflexion. So lehrt *Hobbes*, welchen der Verf. mit Unrecht zu Baco, als dessen „metaphysische Consequenz" und vor Cartesius stellt. Unsere Stellung aber lehnt sich zugleich an das geschichtliche Datum, dafs Hobbes letzteren bekämpft (vgl. den Verf. S. 295). Das unmittelbare Wissen ist aber doch nicht absolut, denn es hat alle Reflexion *aufser* sich; es ist schon nicht einmal rein unmittelbar, sondern dies auf reflectirte Weise, nämlich *als* die Reflexion von sich ausschliefsend. Das absolute Wissen ist daher die Reflexion des unmittelbaren als dessen eigene Reflexion, sein *Verschwinden* als seine wahrhafte Existenz (*omnis determinatio est negatio*). Der *Spinozismus* ist somit Identitätssystem, aber, in wesentlichem Unterschied von dem der antiken Philosophie, *wissenschaftliches* Identitätssystem. Die Gestalten eines Gassendi, Geulinx, Malebranche sind nicht momentielle, sondern in quantitativem Verhältnifs zu den angegebnen stehend, vorbereitende, der ganzen Consequenz nicht fähige Geister, wie sie jetzt die gröfseren immer umgeben. Spinoza nun legt, in unmittelbarer Negation der vorigen Stufe, allen Accent auf die Reflexion: sein Princip aber ist, wie wir sahen, dafs das unmittelbare Wissen in seiner Reflexion zu sich selbst gelangt, mit *sich* zusammengeht. Daher bemerkt der Verf. treffend: das System sei die in sich selbst ihre Enthüllung tragende *Begrifflosigkeit* (S. 314). Das absolute Wissen fafst demnach *Locke* in Wahrheit als die Reflexion über das unmittelbare, welche eben nur *dieses* reflectirt, Sensation *und* Reflexion — die Erfahrung. Die Abtrennung der Philosopheme von Locke bis Kant als besonderer Stufe dieses Abschnittes (S. 315) hängt mit der schon gemifsbilligten Eintheilung in Idealismus und Realismus zusammen, und ist um so weniger statthaft, als Spinoza zu Locke gerad in unmittelbarem Gegensatze steht. Eher könnte man Cartesius und Hobbes — Spinoza, Locke und Leibnitz — und dann die folgenden bis Berkeley zu einander stellen. — Aber das unmittelbare Wissen erreicht sich doch in der Reflexion nicht als solches, sondern als aufgelöstes; damit hat dann zugleich die Reflexion aufgehört, seine Auflösung und Aufhebung zu sein und ist sein Bestehen geworden. Indem so das unmittelbare Wissen die Reflexion zu erreichen glaubt, ist es schon davor geflohen, und letztere ebenso vor jenem. Diese Flucht des einen vor dem anderen, das Wissen als sich widersprechendes festgehalten zu haben, ist die Gröfse von *Leibnitz*. Indessen das Resultat solcher Flucht ist unmittelbar Einigung; das unmittelbare Wissen ist die Continuität in der Reflexion und umgekehrt. Insofern sie aber als verschieden noch vorausgesetzt sind, gelangt zunächst jenes als Inhalt in dieser zu seiner rechten Form. Mit demselben Recht aber wird jenes zur Formthätigkeit, dieses zum Inhalt: die reine Einsicht, das reine Denken ist das reine Sein. Die schematisirende Metaphysik *Wolf's* hat daher an dem französischen *Materialismus* ihr unmittelbares Gegenbild. Der Verf. hätte diesen, der das Leibnitzische System überwunden in sich trägt, um so weniger an Locke anschliefsen und vor jenes stellen dürfen, als er selbst davon sagt, er müsse auf seiner bewufsten Spitze in Skepticismus umschlagen (S. 325). Sein Resultat nun ist das reine Sichumsetzen des unmittelbaren Wissens in reflectirtes und Zusammengehen darin mit sich: das der Reflexion in jenes, aber nur sich darin bedeutend: das Princip der *Nützlichkeit*. Hiermit stehen wir an der Grenze

des ersten Abschnittes: denn wir sehen die unmittelbare oder vorausgesetzte Diremtion des Wissens in die gesetzte übergehen.

Die nächste Hauptstufe der zweiten Periode ist, wenn die erste das Aufsersichsein des Wissens war, als die *Selbstentäufserung* desselben zu bezeichnen. Damit verläfst dieses den Standpunkt des Bewufstseins und wird Selbstbewufstsein (vgl. S. 355). Zunächst ist das Wissen unmittelbar negative Beziehung auf sich selbst; es ist nur subjectives, nur Vorstellung für sich; der Unmittelbarkeit wegen fällt seine Negation, das absolute (Gott), aufser es, ohne es zu afficiren; es beruht auf sich. Dies Princip stellt *Berkeley* auf, und er ist daher an die Spitze dieses Abschnitts zu stellen, nicht Kant, mit dem ihn der Vf. beginnen läfst, indem er Berkeley und die Folgenden als eine „Uebergangsstufe" noch in den vorigen Abschnitt bringt. — Dies Wissen ist aber doch *negative* Beziehung auf sich, das auf sich beruhende Negative; es bezieht sich daher ebensosehr negativ auf diese negative Beziehung, aber ebenso unmittelbar. *Hume* bemerkt insofern gegen Berkeley mit Recht, dafs man nicht behaupten könne, das Wissen sei *nur* subjectives; kommt aber zu dem Princip, dafs man Nichts behaupten könne. Die von dem Verf. an ihn angeschlossene sogen. schottische Philosophie des common und moral sense möchte nur für eine Reaction der Unmittelbarkeit und Positivität des Gefühls gegen das Denken überhaupt gelten können und daher keinen besonderen Platz hier verdienen. Durch jene Negation der Negation ist aber nunmehr das Wissen positive Beziehung auf sich, eine in sich absolute Erkenntnifs, es *ist* jedoch auch die negative Beziehung, die es an ihm aufhebt, sich daher ein anderes Wissen, nur in sich, *subjectiv* absolut und hat ein *an sich* Absolutes gegenüber. *Kant* spricht so die Wahrheit des Skepticismus als ein Reich des ansichseienden und des erscheinenden Wissens aus. Aber das absolute Wissen, welches dies für das subjective, das subjective, das in sich absolut ist, gehen in einander über: die totale Entäufserung des Wissens schlägt in Erinnerung um.

Damit aber hat sich die Stufe der unmittelbaren Selbstentzweiung des Wissens aufgehoben zur vermittelten, also die Entzweiung zugleich auflösenden. An ihrer Spitze steht *Fichte*. Er fafst das Wissen als das sich selbst anders werdende, aufser sich gehende, dies Anderssein aber als das seinige aufhebende und zu sich zurückkommende. Aber das Wissen ist dies noch unmittelbar, kann daher seinen Gegensatz, weil es selbst nur darin existirt, nicht wirklich aufheben. In diesem Behaftetsein mit seinem Gegensatz erkennt es nun diesen als sich selbst. Seine Differenz in es selbst und sein Anderssein sinkt ihm daher unmittelbar zur Indifferenz zusammen, die aber selbst noch different von der Differenz ist; die abstracte Freiheit des Fichte'schen Ich wird als Nothwendigkeit gesetzt. *Schelling* steht hiernach noch wesentlich in der Voraussetzung, daher auch Unauflöslichkeit des Gegensatzes im Wissen, wie auch der Verf., obgleich er ihn zu Hegel stellt, anerkennt (S. 383). Indem es aber die Dialektik der Differenz des Wissens ist, Indifferenz zu sein und umgekehrt, wird nun das Wissen als das sich in sich selbst entäufsernde und alle Aeufserlichkeit und Voraussetzung als eigne Vermittlung und eignes Setzen besitzende, das absolute Wissen als die absolute Negativität und Freiheit erfafst. Der Standpunkt der ganzen zweiten Periode als des seine Vermittlung *suchenden* Wissens hat sich aufgehoben, und *Hegel* ist so der wahre Abschlufs derselben als Begründer eines neuen und zwar des absoluten Standpunktes. Seine eigentliche Stellung ist daher nicht am Ende, d. h. noch in der vorigen Periode, sondern als Anfang der neuen. Es ist aber auch die philosophische Idee hier das Begreifen ihrer als Wirklichkeit ihres Begriffes, greift also hier zum ersten Theile und seiner Voraussetzung zurück. So sind wir zum *dritten* Theile des vorliegenden Werkes gelangt.

Das Resultat ist also die philosophische Idee für uns als für sich selbst. Die absolute Philosophie, welche jene oben am Anfang als Voraussetzung war, ist somit ihr eignes Resultat, und darin eben *absolut*. Sie widerspricht sich aber darum in ihrem unmittelbaren Dasein und ist der Trieb sich selbst zu resultiren. Der sich als alle Wirklichkeit absolut wissende Gedanke ist daher die Thätigkeit, sich alle Wirklichkeit als nur an sich absolutes Wissen, als unmittelbar bestehende, entgegenzusetzen, sie aber als *seinen* Gegensatz ebenso aufzuheben

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Die Idee und Geschichte der Philosophie. Dargestellt von Dr. Karl Theodor Bayrhoffer.

(Schluſs.)

Oder, wie man es auch ausdrücken kann, die philosophische Idee ist dies nur für sich, als Negation ihres Ansichseins; sie hat aber, was sie für sich ist, auch an ihr zu sein, ihre *Gewiſsheit zur Wahrheit* und Wirklichkeit zu erheben. Diese Bewegung geht nun wieder in Zeit und Raum vor sich, ist Geschichte, aber ebensosehr ist das bloſse Geschehen gebrochen; die Philosophie ist ein Heraussetzen ihrer selbst, Selbstverwirklichung, ihre folgende Entwickelung daher auch in dem Begriff begriffen und dieser als erfüllte Gegenwart auch Anticipation seiner Zukunft (S. 402). Dies ist der Inhalt des *dritten Theils* des vorliegenden Buches. Die darin zu beobachtende Folge und Gliederung ergibt sich dialektisch so: Zunächst dirimirt sich der Begriff der Philosophie in sich als absolutes Wissen und als unmittelbare Wirklichkeit. Vermöge der Unmittelbarkeit dieses Urtheils fallen seine Momente auseinander und er selbst ist nur ihre abstracte Beziehung, welche sich aber zur erfüllten Mitte und dem totalen Zusammenschluſs der Seiten fortbestimmt. Indem aber die sich absolut wissende Idee jetzt in ihre Diremtion *eingetreten* ist, nimmt sie sich gegen diese selbst in ihrer Unendlichkeit und Freiheit zusammen, zieht sich aus ihrer Existenz als *dieser* zurück. Dies ist in Einem das Erstarren der ideell gesetzten Wirklichkeit in sich, ein Erstarren, das zuletzt der Tod ist *dieser* Existenz und Realisation und das Aufleuchten des göttlichen Lebens. Der Verf. weicht von dieser Gliederung etwas ab. Indem er bemerkt, daſs eine weitere Verwirklichung der philosophischen Idee nur als ein Sichbestimmen in ihrem absoluten Elemente bis zu den letzten speciellsten Momenten sei, kommt er zu der sonderbaren Ansicht, „daſs die Eintheilung des Processes der schlechthin wirklichen Philosophie nur nach ihrer immanenten Selbstbestimmung *durch die Individuen hin* zu machen sei", und folgert daraus weiter, daſs diese Eintheilung ihre *wesentliche* Bedeutung verliere. Sie lautet so: I. die Philosophie in ihrer ersten allgemeinen Wirklichkeit (in Hegel); II. in ihrer Selbstbestimmung und Ausbreitung über alle Wirklichkeit; Geisterreich der Idee. III. Die Vollendung der Idee. Aber jene „Folgerung" der Unwesentlichkeit ist das πρῶτον ψεῦδος. Wir haben oben gesehen, wie der Begriff, als solcher sich widersprechend, ganz und wesentlich in die Diremtion eingeht, eine Fortentwicklung, welche die Bestimmung durch die Individuen hin zu gehen, mit aller früheren gemein hat, nur darin freilich verschieden, daſs sie jetzt wie an alle Wirklichkeit so an alle Geister sich wendet und wie zu jener so zu diesen in stufenweise höhere Beziehung tritt.

Die absolute Philosophie nun in ihrer Allgemeinheit, wie sie Hegel's Encyklopädie zusammenfaſst, und in ihrer unmittelbaren Erscheinung in *Hegel* war wohl noch kürzer zu behandeln, als hier, in dem 2. Unterabschnitt von I., geschehen ist, um Wiederholungen zu vermeiden. Ungern aber vermiſst man eine biographische Angabe über Hegel, wenn auch nur in der Kürze der übrigen. In dieser Allgemeinheit und Unmittelbarkeit ist jedoch die absolute Philosophie nur besondere Wirklichkeit gegenüber ihren Vorstufen, Religion, Kunst, Staat, der Wissenschaft selbst. Ihre Existenz als solche ist — die *Schule*, eine Beschränktheit, welche sie selbst als zugleich aufgelöst weiſs und beständig auflöst. In ihrem Sinn ist sie daher „das freie Geisterreich der Idee", wie sie der Verf. in dem II. A., der hierher zu ziehen ist, treffend, aber ihren Gegnern natürlich höchst anstöſsig bezeichnet. Nur diese Bedeutung legt der Verf. auch dem freilich unpassenden Ausdruck „Gemeinde der Idee" bei. Jene

Vorstufen nun fafst die absolute Philosophie als in ihrer Unmittelbarkeit *vollendet*; denn sie ist sich selbst nur die Spitze der weltgeschichtlichen Evolution (S. 411 ff.). In der Anerkennung dieser unumgänglichen Consequenz der absoluten Philosophie bewährt der Verf. die durchschlagende und aller Resignation fähige Kraft der Speculation als ihm geeignet, im Gegensatz so Vieler, welche von dem Begriff-Monstre einer neuen durch die Philosophie vermittelten Poesie u. s. w. träumen. Mit dem geschichtlichen Auftreten der absoluten Philosophie hat indefs der Weltgeist die unmittelbare Wirklichkeit jener Sphären selbst als gebrochen gesetzt und manifestirt dies an ihnen durch das Hervorrufen von Gegensätzen in denselben (S. 419 ff.). Diese sind so nur die Erscheinung der absoluten Philosophie in ihrer Besonderheit. Als solche finden sie an derselben ihr Gericht und ihre wahre Vermittlung; daher die Feindseligkeit beider Gegensätze gegen die Philosophie, welche noch tiefer greift, als die gegen einander waltende, weil ihnen dort aller Boden, den ihnen der Gegensatz noch lassen mufs, genommen wird. Diese Polemik gegen die absolute Philosophie behandelt der Verf. weitläufig und die Hauptcontroversen erörternd in dem 3. Unterabschnitt von I. Auch diese Erörterungen, besonders die der Differenzpunkte mit dem religiösen Geiste sind trefflich, ganz erschöpfend: nirgends begegnet man den widerwärtigen Concessionen, welche nur auf Täuschung des Gegners und seiner selbst hinauslaufen, überall nur dem unumwundenen Eingeständnifs der speculativen Consequenz, das auch dem Gegner Achtung abnöthigen mufs. — Dies Urtheil nach Aufsen, worin sich die Philosophie als concrete Einzelheit herstellt, ist zugleich, da jenes Aufsen das ihrige ist, Urtheil ihrer selbst und Setzen ihrer in Beziehung zur Wirklichkeit, welche Beziehung endlich zur Erfüllung der Seiten als Totalitäten wird.

Was sich uns oben als die Stufe der Objectivität und Idee der absoluten Philosophie ergab, hat der Vf. in dem III. Abschnitt als „Vollendung der Idee und der Welt zusammengefafst, so wie es eben geschehen konnte in der Angabe des einfachen Gedankens, wenn auch nicht ohne poetische Färbung im Ausdruck. Für Solche freilich, welche aufser der Philosophie stehen oder der ganzen Consequenz derselben nicht fest in's Auge zu sehen vermögen, mag auch hier schon *zuviel* gesagt sein. Die Naivetät aber, mit der sie der grofsartigen, gedankenschweren Entwickelung, höchstens mit einer „einfachen kurzen Bemerkung", den Rücken kehren, mag der Verfasser leicht nur belächeln und der zaghaften Beschränktheit dieser Philosophen das einfache Wort einer grofsen Frau gegenüberstellen: „Das Herz — der Wille — begreift keine Zukunft; der Geist — das Urtheil — macht sie zur Gegenwart".

Werfen wir nun einen Rückblick auf das, was der Verfasser in seinem vorliegenden Werke geleistet hat, so dürfen wir ihm die Anerkennung nicht versagen, dafs er ein wesentliches Interesse der Philosophie befriedigt, den Organismus der Geschichte der Philosophie in seinen Grundformen enthüllt und somit die Bahn ihrer eigentlichen Wissenschaft gebrochen hat. Wir haben uns auch die in der Ausführung vorkommenden Mängel nicht verhehlt. Zu den gemachten Ausstellungen aber möchten wir hier als eine das Ganze angehende noch die öftere Ungefügigkeit und Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks nennen. — Möchte der Verf. auch der *Form* seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Wilhelm Pfankuch.

XXXIV.

Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung Schlesischer Geschichtsschreiber, Namens der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur herausgegeben von Dr. Gustav Adolf Stenzel, K. Pr. Geh. Archivrathe, ordentlichem Prof. der Geschichte an der Universität Breslau u. s. w. Zweiter Band. Josef Max u. Comp. 1839. *XV u.* 505 S. *gr.* 4.

Das lebhafte Interesse, welches für umfassende Kenntnifs und gründlichere Erforschung der speciellen Landesgeschichte fast in allen Theilen Deutschlands jetzt erwacht ist, nöthigt die Bearbeiter dieser Geschichte fast überall, erst ganz von vorne bei den Quellen wieder anzufangen, und gleichsam einen neuen Anlauf zu nehmen. Denn überall zeigen sich die vorhandenen Quellen-Sammlungen, woraus die bisherige Geschichtsschreibung ihre ärmliche Nahrung sog, zu einer tiefern Auffassung der vorzeitigen Verhältnisse ungenügend; auch bietet sich zugleich fast überall noch mannigfaltige Gelegenheit zu einer bedeutenden Erweiterung und Vervollständigung dieser Quellen-

Sammlungen dar. Befriedigt es daher die Ansprüche nicht mehr, welche jetzt an jene Art von Geschichtsschreibung gemacht werden, nur den alten Stoff, wie er in frühern Bearbeitungen angetroffen wird, immer wieder neu umzuformen, denselben allenfalls in einem anziehendern Gewande oder in einer angemessenern Folgeordnung darzustellen oder nach Umständen auch wohl durch Ergebnisse scharfsinniger Combinationen zu bereichern; fordert man vielmehr eine Vervollständigung unserer Kenntnifs von der Vorzeit, die nur durch Enthüllung einer Reihe von bisher verborgen gebliebenen Thatsachen geleistet werden kann: so mufs zur Befriedigung dieses Anspruches an die Geschichtsforschung bei der Vervollständigung unserer Quellen-Sammlungen nothwendig begonnen werden. Erst wenn alle wichtigern Quellenschriften der Geschichte eines Landes in Beziehung auf die ältere Zeit in gedruckten Sammlungen jedem Forscher zur bequemen Benutzung vorliegen, kann von dem Wetteifer der Bearbeiter etwas Befriedigendes erwartet werden. Bis dahin bleibt die Bearbeitung der speciellen Landesgeschichte ein mangelhaftes Werk. — Und um so wichtiger und dringlicher wird die ungesäumte Vollbringung dieser Vorarbeit umfassender Quellensammlungen für die Geschichte jedes Landes, je mehr von den noch unbenutzt gebliebenen Quellenschriften dieser Art, den kostbaren und unersetzlichen Ueberresten der Vorzeit, täglich noch aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit verloren geht oder durch aufserordentliche Unglücksfälle vernichtet wird. —

Mit lebhafter Freude bringt Ref. daher den neuen Beitrag zu vollständigen Quellensammlungen für die Geschichte der Länder des Preufsischen Staates, welcher in dem oben namhaft gemachten Werke vorliegt, hier zur Anzeige. Es ist dadurch aufs Neue eine Menge von lehrreichen, bisher gröfstentheils ganz unbekannten und unbenutzten Quellen der Geschichtsschreibung Schlesiens zugänglich gemacht. Die reichen Schätze, welche seit langer Zeit todt und unbenutzt in Schlesiens Bibliotheken und Archiven ruhten, hat der Herausgeber in cursirende Münze verwandelt; als ein fruchtbares Kapital gehen sie jetzt von Hand zu Hand, und die Geschichtsschreibung Schlesiens, die bisher in so vielen Puncten lückenhaft und mangelhaft bleiben mufste, hat darin eine ganz neue Grundlage erhalten. Der erste, im Jahr 1835 erschienene Band dieser trefflichen Sammlung ist seiner Zeit in diesen Jahrbüchern bereits besprochen worden. —

Unter den Geschichtsquellen, welche der vorliegende zweite Band enthält, steht die Vita S. Hedwigis voran. Die heilige *Hedwig*, die Schutzpatronin eines für Preufsen bedeutungsvollen Tages (des 15ten October) und die fromme Gemahlin des Herzogs Heinrich des Bärtigen von Schlesien, die im Jahre 1243 starb und im Jahre 1267 durch den Papst Clemens IV. heilig gesprochen wurde, lebt in Schlesiens Geschichte und Erinnerung in mannigfaltiger merkwürdiger Beziehung fort. Das Andenken der verehrten Fürstin war jedoch bisher noch durch keine vollständige Ausgabe ihrer originalen Lebensgeschichte gefeiert. Nur ein Auszug oder eine sehr abgekürzte Umarbeitung von Surius (Vitae sanctorum d. XV. Octbr. p. 231—245) und eine durch viele Zusätze und Erdichtungen entstellte Uebersetzung, die zuerst im Jahre 1504 und in spätern Ausgaben von den Jahren 1631 und 1686 erschienen ist, sind bisher davon bekannt geworden. Hr. *Stenzel* legte die beste der erhaltenen Handschriften, die der Breslauer Dom-Bibliothek, welche nach der Schreibart aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts herrührt, dem hier zum ersten Mal gelieferten vollständigen Abdrucke zu Grunde. Die Lücken, welche diese Handschrift hat (da einige Blätter derselben ausgeschnitten sind) wurden aus einer gleichfalls sehr alten, aus dem Kloster Trebnitz, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Herzogin, in die Breslauer Universitätsbibliothek übergegangenen Handschrift ergänzt. Aufser dieser Handschrift sind zugleich noch zwei aus den Klöstern Leubus und Heinrichau herstammende Handschriften der Breslauer Universitätsbibliothek, und noch zwei, der Kirche zu St. Peter und Paul in Liegnitz und der Marien-Magdalenen-Bibliothek in Breslau angehörige, andere Handschriften zur Vergleichung des Textes benutzt. Doch ergab diese Vergleichung gröfstentheils nur unwesentliche, auf Schreibfehler und Wortversetzungen beschränkte Abweichungen unter den sechs Handschriften. — Beim Schlusse der aus diesen Handschriften sorgfältig edirten Vita S. Hedwigis theilt der Herausgeber noch die päpstliche Bulle über die Heiligsprechung derselben vom 26. März 1267, welche in Cherubini magnum bullarium Romanum T. I, p. 141 ungenau abgedruckt ist, nach dem im Schlesischen Provinzial-Archiv befindlichen Originale mit.

Passend reiht sich an diese Mittheilungen über die heilige Hedwig das zweite Stück der Sammlung, welches in einer Aufzeichnung der frommen Lebensart und guten Werke der heiligen *Anna*, der treuen Begleiterin und Nachfolgerin Hedwigs, besteht. Der Herausgeber giebt dieser Aufzeichnung den Namen: Vita Annae ducissae Silesiae, welcher für die Schrift eigentlich nicht paſst, da sie keine förmliche Lebensgeschichte enthält, sondern das Leben und Wirken der Fürstin nur in einzelnen Beziehungen und Momenten kurz beleuchtet. Uebrigens dient diese Beleuchtung zur Aufklärung mehrerer dunklen Puncte der Schlesischen Geschichte und steht sie daher der ausführlichern Lebensbeschreibung der heiligen Hedwig an Werth nicht nach. Sie legt z. B. S. 128 das erste zuverlässige Zeugniſs über die Dauer der vormundschaftlichen Regierung ab, welche die Herzogin Anna in Schlesien führte, erzählt den Hergang der Gründung des von ihr herrührenden Clarenstifts in Breslau, macht die ersten Aebtissinnen desselben namhaft und giebt mehrere dergleichen interessante Nachrichten.

Den dritten Abschnitt der Sammlung bildet ein kurzgefaſster Catalogus episcoporum Wratislaviensium. Dies Verzeichniſs der Bischöfe Breslaus ist dem groſsen Privilegienbuche des Bisthumes, dem sogenannten Liber niger entnommen, in den Jahren 1456 bis 1468 niedergeschrieben, und nächst demjenigen, was die in dem I. Bande von *Stenzel's* Scriptores mitgetheilte Chronica principum Poloniae über die ältern Breslauschen Bischöfe enthält, das früheste Denkmal über deren Geschichte. Der vorliegende Catalogus enthält, wie Vergleichungen mit den Zeugnissen der Urkunden ergeben, über die Reihefolge der gedachten Bischöfe sogar noch zuverlässigere und genauere Angaben, als die Chronica principum Poloniae.

Als vierten Abschnitt liefert Hr. *Stenzel* den Abdruck der Gesta abbatum monasterii S. Vincentii mit mehreren hinzugefügten Beilagen. Diese besonders für die Geschichte Breslaus wichtigen Aufzeichnungen wurden zuerst von einem Mitgliede des Stifts Namens *Nicolaus Libental* unternommen und von diesem bis zum Jahr 1480 fortgeführt; alsdann sind sie von verschiedenen andern Mitgliedern des Stiftes in ungleichen Zeitabsätzen bis in die neueste Zeit, nämlich bis in das Jahr 1692 fortgesetzt. Die Beilagen bestehen in einer Erzählung von der Ermordung des Pfarrers in Beuthen in Oberschlesien im Jahre 1363, in einer Nachricht über die Erbauung der St. Michaelis-Kirche in Breslau an der Stelle des ehemaligen St. Vincenzstiftes und in Uebersichten von Kosten, welche bei der Bestätigung einiger Aebte aufgewandt wurden. Der Hr. Herausgeber hat zwei Handschriften zur Herausgabe dieses Werkes verglichen, welche sich beide im Schlesischen Provinzial-Archive befinden.

Als fünfter Abschnitt folgt ein diesem sehr ähnliches Product der Kloster-Geschichtsschreibung, nämlich eine Geschichte der Aebte des Klosters Unserer lieben Frauen auf dem Sande bei Breslau oder Chronicon abbatum B. Mariae virginis in Arena. Auch dies Werk entstand, wie die Gesta abbatum monasterii S. Vincentii und überhaupt die meisten Kloster-Chroniken entstanden, allmählig durch die Arbeit mehrerer auf einander folgender Mitglieder des Stiftes, die ihre Hände daran legten. Begründet wurde es von dem Abte *Jobst*, oder *Jodocus* zu Ehren des Andenkens seiner Vorfahren; der Begründer führte das Geschichtswerk bis ins 15te Jahrhundert hinein. Spätere Aebte oder Klosterbrüder dehnten die Chronik dann durch ihre Fortsetzungen bis zu einer in das Jahr 1779 hineinreichenden Stiftsgeschichte aus, die als gleichzeitige Aufzeichnung auch für die neuere Zeit nicht ohne Interesse ist. Bei der Herausgabe wurden zwei Handschriften benutzt.

Den sechsten und siebenten Abschnitt der Sammlung erfüllen zwei Werke, welche durchweg aus neuerer Zeit herrühren. Es sind *Fibiger* series et acta magistrorum Vratislaviensium cum rubea stella hospitalis S. Matthiae, und *F. C. A. Fuchs* series dominorum praepositorum Nissensium ordinis sanctissimi sepulchri cum duplici rubea cruce. Das erstere dieser Werke wird vollständig, das letztere, welches in seiner Vollständigkeit aus 52 Abschnitten besteht und sehr umfassend ist, nur in einem dieser Abschnitte, nämlich demjenigen, welcher de serie praepositorum Nissensium handelt, mitgetheilt.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung Schlesischer Geschichtsschreiber, Namens der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, herausgegeben von Dr. Gustav Adolf Stenzel.

(Schluſs.)

Gehören diese Werke nun auch beide der Zeit ihrer Abfassung nach, in den Anfang des 18. Jahrhunderts und geht ihnen daher auch die Bedeutung gleichzeitiger oder doch den Zeitpuncten der Ereignisse nahe stehender Chroniken in Ansehung ihrer Berichterstattungen über frühere Jahrhunderte ab; so läſst doch der Umstand, daſs die Verfasser dieser Werke reichhaltige Archive für ihre Arbeiten fleiſsig benutzten und überhaupt aus manchen dem Geschichtsschreiber heutiger Zeit nicht mehr zugänglichen Quellen schöpften, auch diese Werke neuerer Zeit sehr mittheilungswerth erscheinen.

Ein Codex epistolaris, der den nächstfolgenden achten Abschnitt der Sammlung ausmacht, enthält zwar nur 26 Schreiben, aber darunter mehrere sehr wichtigen Inhalts. Gleich das erste von diesen — ein Schreiben Königs Wenzel I. von Böhmen, in welchem er um Hülfe gegen die Mongolen bittet, vom Jahre 1241 — tritt mit bemerkenswerthen Aufklärungen hervor über die bisher so ungenügend beantwortete Frage, warum die Mongolen nach ihrem bei Wahlstadt erfochtenen Siege plötzlich zurückgingen und ganz Schlesien räumten.

Den Beschluſs bilden Fragmente. I. Ein Fragment unter dem Titel: Nota de recuperatione ville Dayow. Dies für die Geschichte Böhmens und Schlesiens, so wie der Markgrafen von Brandenburg gleich wichtige Fragment entlehnte *Stenzel* aus einem Zins- und Nutzungsregister des Klosters Rudnitz oder Raudnitz aus dem 14. Jahrhundert. Es beginnt mit einer ausführlichen Erzählung von der Wahl des Markgrafen Otto zum Hauptmanne des Königreichs Böhmen nach Ottokar's Tode, und enthält hier namentlich die bisher unbekannte Notiz, daſs Otto seinen Pflegling Wenceslav nach Brandenburg führte und hier in Verwahrsam hielt. II. Ein Fragment unter dem Titel: Ambrosius Bitschen continuatio chronicae Polonorum. Diese Fortsetzung reicht vom Jahre 1409 bis zum Jahre 1471 und handelt besonders vom Herzog Ludwig und seiner Gattin Elisabeth, der Tochter des Churfürsten Friedrich von Brandenburg.

Nach dieser Uebersicht des reichen Inhaltes des vorliegenden II. Bandes der Stenzelschen Sammlung wird es für den sachverständigen Leser keiner Empfehlung mehr bedürfen. In Beziehung auf die Art der Herausgabe sehen wir die bewährte Methode, welche bei dem ersten Bande eingeschlagen wurde, auch bei dieser Fortsetzung beibehalten. Wo mehrere Handschriften irgend zu erlangen waren, wurden diese sämmtlich verglichen, der Text nach der besten Handschrift abgedruckt, die Abweichungen der übrigen Handschriften unter dem Texte bemerkt. Neben der Columne von Noten, welche Abweichungen vom Texte enthält, sorgt der Hr. Herausgeber durch eine andere Reihe von Anmerkungen für die Erleichterung des Verständnisses. Es wird darin auf wichtige Neuigkeiten, welche der Text enthält, aufmerksam gemacht, dunkle Ausdrücke desselben werden erklärt, schwer zu lösende Zeitbestimmungen reducirt, ungewöhnlich veränderte Ortsnamen durch die gegenwärtigen Namen verdeutlicht und viele historische Verhältnisse und Ereignisse mit Hinzuziehung von Urkunden und sonstigen Hülfsmitteln näher erörtert und von darüber verbreiteten irrthümlichen Ansichten befreit. Bisweilen sieht man die Rubrik der letztgedachten Anmerkungen auch wohl dazu benutzt, um bisher unbekannte, den Text erläuternde Urkunden und sonstige Schriftstücke darin vollständig mitzutheilen. So ist z. B. S. 282—286 in

Beziehung zu den letzten Aebten des Stifts Unserer lieben Frauen auf der Insel Sand bei Breslau, eine ganze Reihe interessanter Actenstücke aus der Zeit Friedrichs des Grofsen eingeschaltet, welche über das Verfahren des Königs gegen die geistlichen Stiftungen Schlesiens Licht verbreiten.

Die Sammlung der in Lateinischer Sprache geschriebenen Geschichtsquellen Schlesiens ist mit diesem Bande nun beschlossen. Doch der eifrige Fleifs des Herausgebers will nicht ruhen, bevor die Geschichte Schlesiens ihrer Hauptquellen völlig mächtig ist. Für die nächste Zukunft wird daher nicht nur eine anderweite Sammlung der deutsch geschriebenen alten Geschichtsschreiber Schlesiens verheifsen; sondern zugleich bereitet *Stenzel* eine diplomatische Sammlung zur Herausgabe vor, welche sämmtliche wichtigere Urkunden zur Kirchen- und Landesgeschichte Schlesiens enthalten soll. Des Hrn. Herausgebers Stellung zu dem Schlesischen Provinzial-Archive setzt ihn besonders zu dem letztern Unternehmen trefflich in den Stand. Nach vorläufiger Ankündigung wird die verheifsene Urkunden-Sammlung erstlich für die Geschichte des Schlesischen Bisthumes und der Klöster und geistlichen Stiftungen Schlesiens das vorhandene diplomatische Material publiciren. Die zweite Abtheilung soll sodann die archivalischen Quellen für die Geschichte der weltlichen Territorien Schlesiens umfassen. Die Ausführung dieser beiden Unternehmungen würde die Aufgabe der Quellensammlung Schlesiens vollständig lösen. —

Möchte der wahrhaft patriotische Sinn dieser Unternehmungen, aus welchem der Herausgeber den Muth und die Kraft zu fortwährenden so aufopfernden Arbeiten schöpft, vielseitig thätige Anerkennung finden und sein glühender Eifer nicht an unüberwindlichen Hindernissen erkalten! — Könnte Mangel an Unterstützung und Theilnahme die Ausführung dieser Unternehmungen vereiteln; so besorgen wir gewifs, Schlesien werde nicht bald wieder einen Geschichtsschreiber finden, welcher mit gleicher Sachkunde, Uneigennützigkeit und Unverdrossenheit — so wie mit gleich williger Resignation auf weit ausgedehnte literarische Berühmtheit, welche solche Unternehmungen dem Historiker nicht verleihen — der Sammlung und Herausgabe von Schlesiens Geschichtsquellen sich unterziehen möchte.

A. F. Riedel.

XXXV.

1) *Ueber den Organismus und den Entwicklungsgang der politischen Idee im Alterthum oder die alte Geschichte vom Standpunkte der Philosophie von Dr. Ferdinand Müller. Berlin,* 1839. *XVI. u.* 375 *S.*

2) *Die allgemeine Geschichte von Dr. Carl Friedrich Haug, ordentlichem Professor der Geschichte zu Tübingen. Ersten Bandes erstes Heft. Stuttgart,* 1841.

1. In den ersten Jahren, da sich um Hegel eine Schule zu bilden anfing und namentlich der Inhalt seiner mündlichen Vorträge im gröfseren Publikum noch wenig bekannt war, ist es nichts Ungewöhnliches gewesen, dafs viele seiner gröfsten Gedanken mit dem Anspruche auf reformatorische Wirksamkeit in Schriften hervortraten, welche die Quelle, aus der sie geschöpft hatten, nicht immer angaben, oder wenigstens nicht warten zu dürfen glaubten, bis und wie er selbst seine Lehre unter die Leute zu bringen für gut fände. Daran war auch im Wesentlichen nichts auszusetzen: denn einmal war es doch das innerste Selbstbewufstsein der Verfasser, welches, in Hegels Unterricht zu sich selbst gekommen, mit der freudigsten Zuversicht die Gewifsheit aussprach, dafs eine neue Welt der Wahrheit entdeckt sei; wir dürfen dagegen nur die selbstlose Art halten, in der Schellings jüngste Schüler gröfstentheils durch ihre beständige Hinweisung auf seine kommenden Orakel ihm die Krone der Ehren anticipirend zu Füfsen legten, um jenen Raub, wenn man's so nennen will, vor dieser Pietät im Vorzuge zu erkennen. Sodann war es für viele von Hegels Geist Berührte in entfernteren Kreisen höchst erwünscht, über diese oder jene wissenschaftliche Frage oder Disciplin seinen Ausspruch, sei's gleich als solcher erkennbar, oder noch besser, mit dem Stempel der Authenticität versehen, zu vernehmen, zumal Hegel selbst mit schriftstellerischen Arbeiten sich nicht sehr beeilte. Nun wir aber durch die Herausgabe seiner Werke in den Besitz des gröfsten Theils auch seiner mündlichen Vorträge und namentlich derer über die Geschichte gekommen sind, so will es doch nach des Ref. Bedünken nimmer recht sich schicken, eine Arbeit über die alte Geschichte, die im Princip ganz, in der

Ausführung vielfachst auf Hegel sich gründet, einen „ersten" Versuch dieser Art zu nennen, wie dieses im vorliegenden Falle S. VII geschieht. Zwar sucht der Hr. Verf. diese Benennung damit zu rechtfertigen, dafs er sagt, bei näherer Vergleichung werde sich leicht ergeben, in welchem Verhältnifs seine Schrift zu Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte stehe; es wäre aber gut gewesen, wenn er sich darüber etwas näher hätte aussprechen wollen. Denn wie die letzteren gegenwärtig vorliegen, besteht das Weitere, was geschehen kann und mufs, darin, dafs entweder durch strengere und allseitigere Handhabung des logischen Begriffs die Philosophie der Geschichte einer wissenschaftlicheren Gestalt, als sie noch bei Hegel hat, näher gebracht, oder dafs durch die Einführung seiner Gedanken in die gewöhnlichen Geschichtsdarstellungen diese einen tieferen Gehalt und jene eine weitere Geltung in dem allgemeinen Bewufstsein gewinnen. Das Erstere aber scheint, wiewohl Ref. Manches mit Freuden gefunden hat, was in der vorliegenden Schrift für die philosophische Erhellung einzelner Partieen der alten Geschichte wirklich geleistet worden ist, nicht die vorherrschende Absicht ihres Hrn. Verfs. gewesen zu sein: denn er sagt selbst S. X, seine Arbeit sei eigentlich keine Philosophie der Geschichte, sondern nur eine Behandlung der Geschichte vom Standpuncte der heutigen Philosophie, so dafs das Material im Wesentlichen das Dominirende sei und nur dem ihm immanenten Principe des Gedankens sich unterthänig erweise. Aber auch die zweite der genannten Aufgaben scheint er sich nicht gesetzt zu haben: denn nicht, wie eine darnach eingerichtete Darstellung ohne Zweifel müfste, leitet seine Schrift auch in die äufserliche Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Material in kritisch-pragmatischer Weise ein, sondern setzt diese Bekanntschaft fast überall voraus und läfst die Begebenheiten bereits an den philosophischen Faden gereiht nach einander hervortreten. Hiernach ist dieselbe ihrem ganzen Character nach den Hegelschen Vorlesungen gleichartig, deren Eigenthümlichkeit ja gewifs nicht treffender geschildert werden kann, als es, wie der Hr. Verf. von seiner Arbeit redet; den Ruhm eines *ersten* Versuchs aber, der heutigen Philosophie auch die Geschichte als ihr Territorium zu vindiciren, wird er wohl jenen lassen müssen. Aber so darf er diesen auch die Schmach davon zuschieben, wenn, wie er erwartet, wegen seiner Arbeit „sich ein Geschrei erheben sollte"; er darf, nachdem er „sich in seinem Leben schon über so (zu) Vieles (sich) hinwegzusetzen gewöhnt, — als dafs ihm äufsere Angriffe von Bedeutung sein könnten", sich dabei wenigstens des Spruches getrösten, dafs wenn sie den Hausvater Beelzebub geheifsen haben, sie noch vielmehr seine Hausgenossen also heifsen werden.

Sonach kann Ref. auch einen ziemlichen Theil der Einleitung S. 1—42 nur für überflüssig oder höchstens für die Form von Vorlesungen, aus denen auch dieses Buch entstanden ist, für nothwendig erklären, sofern, was darin über die Stufen des geistigen Lebens bis zur politischen, über den Begriff des Staats u. s. f. erörtert ist, für das erst lernende Verständnifs zu kurz, in Hegel's R. Ph. aber bereits ausführlich genug erörtert ist. Zu rügen aber ist aufserdem, wie bei Hegel, die unmittelbare Apotheose des Staats und die daraus folgende Identification von Staats- und allgemeiner Geschichte, was nur zu Widersprüchen Anlafs gibt. Denn was soll es z. B. heifsen, die politische Idee als „die *absolute* Macht und die *absolute* Freiheit" S. 9, den Staat als „das Höchste in der Sphäre des freien Geistes" zu bezeichnen, und dann doch wieder S. 11 fortzufahren: „der Staat ist zwar um seiner selber willen da, er ist reiner Selbstzweck, doch hat auch der wahrhaft vernünftige Staat noch eine höhere Macht über sich anzuerkennen, deren Zwecken auch er dienen mufs"? Aber sogleich werden wieder Kunst, Religion und Wissenschaft nur als „letzter Endzweck des Staats", als sein „wahrhafter Inhalt" definirt, und allein auf seinem Boden sollen sie gedeihen und ihr Dasein haben, was sogar gegen die lautesten Zeugnisse der Geschichte und der Gegenwart streitet, indem regelmäfsig nur in Zeiten der Negativität des Staatslebens die volle Stärke der absoluten Sphäre hervortritt und umgekehrt. Darum ist auch die Behauptung S. 18 in Anspruch zu nehmen, dafs das unmittelbare Leben des Staats, seine ideelle Grundlage, worin die Individuen sich nur als Accidenzien des allgemeinen Volksgeistes und daher in absoluter Gleichheit gegen einander erkennen, das religiöse Leben sei. Das hier gemeinte allgemeine Princip ist vielmehr die sittlich-politische Substanz, und wenn der Hr. Verf. weiter behauptet, da, wo jene (religiöse) Function zur dominirenden geworden sei und die Staatsform dadurch

bestimmt werde, erscheine die Theokratie und Hierarchie, so sind eben diese keine Formen des Staats, wie die jüdische und mittelalterliche Geschichte zeigt, dafs neben jenen der Staat nicht aufzukommen vermochte; weifswegen er auch nicht „aus seiner Unmittelbarkeit *und* aus der Verdumpfung des religiösen Lebens heraustritt", sondern eben nur aus jener und höchstens neben dieser. Consequenter Weise hätte also Hr. Dr. Müller entweder eine vollständige Abhandlung auch von der Geschichte der Religion u. s. w. geben, oder besser, nachdem er einmal den politischen Standpunct eingenommen, sich noch reiner und ausschliefslicher auf die Staatsgeschichte beschränken sollen.

Seine Eintheilung der Geschichte ist auch vorzugsweise aus dem Begriffe des Staats abgeleitet, indem er die Perioden jener durch das Hervortreten der 3 in diesen gesetzten Hauptformen, des Despotismus, der Republik, und der Monarchie bedingt sein läfst, von denem die beiden ersten der alten und nur die letzte der neueren Geschichte zufallen sollen. Hiegegen dürfte aber wieder Mancherlei zu erinnern sein. So richtig nämlich S. 21 — 25 von den Momenten des Staats, dem allgemeinen, besondern und einzelnen Willen gesprochen wird, so wenig werden S. 26 sq. jene 3 Formen seiner Verfassung darauf zurückgeführt. Zwar scheint es S. 27, als wolle der Despotie das Moment der Allgemeinheit vindicirt werden, denn das allein Geltende sei bei ihr „der allgemeine Gedanke und die allgemeine Macht des Staats, vor welcher die Individuen noch keine Berechtigung haben, — der Despot selbst unfrei und ein Sklave, wie die übrigen Individuen, weil seine Freiheit sich nicht in den Anderen reflectire". Allein jede einseitige Staatsform enthält einen solchen Widerspruch gegen die Freiheit des herrschenden Willens, in welchem jedoch dieser nicht unmittelbar untergeht; mag daher die Freiheit des Despoten nur „Willkür, die abstracte Form des Willens" sein, so ist er doch „der einzig Berechtigte" im Staat, und also das hier regierende Moment nicht die Allgemeinheit, sondern die Einzelnheit. Wie nun aber die Republik an dem „entgegengesetzten" Mangel, als der Despotismus, leiden soll S. 28, ist nicht einzusehen, wenn auch sie als „der Staat der abstracten oder formellen Freiheit d. h. Willkür" als der „unaufgelöste Gegensatz zwischen der Freiheit und Nothwendigkeit oder zwischen der Individualität und politischen Substantialität" bezeichnet wird. Diese „innere Entzweiung" findet aber selber wieder wenigstens bei der ersten Art der Republik, der Demokratie, nicht Statt, wenn hier die Individualität „in ungetrübter, natürlicher Einheit und Harmonie mit der Substanz verbleibt". Allein selbst die Aristokratie beruht nicht auf jenem Zwiespalt S. 30, sondern dieser tritt erst ein, wenn, wie in Rom, die demokratische Individualität mit der aristokratischen Substantialität in Kampf geräth. Das Richtige ist hier nur dieses, dafs die Aristokratie als der Staat der besonderen, die Demokratie als der der allgemeinen Freiheit mit der Despotie als dem der einzelnen zusammengestellt, in der constitutionellen Monarchie aber nicht eine jenen zwei oder drei Einseitigkeiten coordinirte Politie, sondern die concrete Einheit derselben erkannt wird. Dann aber succedirt auch die Republik nicht erst dem Despotismus, sondern ist in Sparta und Athen demselben bis zum gemeinschaftlichen Untergange gleichzeitig, und hat bis dahin selbst in Rom bereits einen grofsen Theil ihres Lebens entfaltet, zuletzt aber schliefst nicht sie die Geschichte des Alterthums ab, sondern wieder der Despotismus.

Dieses gleichzeitige und gegenseitig unabhängige Entstehen und Sichheranbilden der Hauptstaaten des Alterthums, so wie deren endliches Zurückgehen in die schlechteste und oberflächlichste aller Verfassungsformen scheint nun durchaus dem S. 31 angeführten Gesetze, dafs sie der Zeit nach sich folgen, wie sie sich der Natur der Sache nach aus einander ergeben, zu widerstreiten. Allein wir haben es in der Geschichte des Staats nicht mehr nur mit den einzelnen Momenten seines Begriffs, sondern mit ihm selbst als ihrer Totalität zu thun, so dafs einestheils in jedem wirklichen Staate alle 3 Momente, wenn schon in ungleicher politischer Geltung, vorkommen, anderntheils aber, so lange sie noch nicht in einem und demselben Staate zu wahrer, lebendiger Einheit sich durchdrungen haben, an verschiedene individuelle Staaten vertheilt erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

1) *Ueber den Organismus und den Entwicklungsgang der politischen Idee im Alterthum oder die alte Geschichte vom Standpunkte der Philosophie von Dr. Ferdinand Müller.*

2) *Die allgemeine Geschichte von Dr. Carl Friedrich Haug.*

(Fortsetzung.)

Und zwar ist dieses Verhältniſs der Natur der Sache nach das erste; der Staat hat zuerst in der Form der Natur oder ganz objectiv zu erscheinen; daher treten nicht nur die drei Staatsprincipien zuerst in einer Dreiheit von unmittelbar neben einander entstehenden und sich ausbildenden Staaten auf — Persien, Sparta, Athen —, sondern zugleich mit diesen drei Staaten des Ostens beginnt auch im Abendlande die Geschichte mit drei andern, welche die Einseitigkeit jener zwar auf Einem Boden, aber nur erst in äuſserlicher Einheit neben einander enthalten, — Sicilien, Karthago, Rom. Schon dieses erste Sicherzeugen der alten Staaten, sodann aber die ganze Reihe der Beziehungen, in welche sie gegenseitig treten, erfolgt ganz nach den logischen Kategorieen der Objectivität. 1) Die erste Periode ihrer Geschichte ist nämlich die *mechanische* und zwar *a*) die des *formalen Mechanismus*. Ein durch den Begriff noch nicht gegliedertes Aggregat von Völkern wimmelt überall hervor und sucht sich in einer Art von erster Völkerwanderung mit einander zu vermitteln, bringt es aber, weil noch keines dieser Völker in sich selbst politisch reflectirt ist, auch nach Auſsen hin nirgends zu festen politischen Gegensätzen, sondern alle versuchten Bildungen bleiben entweder im Ansatze dazu stehen oder lösen sich um ihrer Zufälligkeit willen nach kürzestem Bestehen wieder auf. — Warum hier der Hr. Verf. den von Hegel sosehr begünstigten Chinesen und Indiern keine Stelle einräumen wollte, sieht Ref. nicht ein: denn wenigstens der S. 53 angegebene Grund, daſs bei den Einen das herrschende Princip der Familie, bei den Andern die alle Lebensverhältnisse verschlingende Religion die Geschichte unmöglich mache, die nur im Werden als das sich zeige, was sie ihrem Begriff nach als geistige Macht sei —, dieser Grund ist zu abstract, um wirklich zu überzeugen. Diese Völker sind doch einmal da, also sind sie geworden und die Geschichte wenigstens bei ihnen gewesen; wenn sie sich aber seitdem von ihnen abgewendet hat, wiewohl sie beständig zu ihnen zurückzukehren sucht, so ist ihrer doch eben in der Epoche, die wir vor uns haben, zu gedenken. Freilich in der blos politischen Geschichte, wenn man darin nur Völker, die förmliche Staaten gebildet haben, verzeichnen will, ist ihre Stätte nicht, aber in der Universalhistorie können ihre Religion, ihre bürgerlichen Einrichtungen, ihre allgemeine Cultur nicht übergangen werden; ja das negative Urtheil, das sie aus jener ausschlieſsen will, ist vielmehr ihre Aufnahme in dieselbe, sofern es zu seiner Begründung einer genauen Auseinandersetzung ihrer wesentlichen Zustände bedarf. — Diese Epoche schlieſst sich mit der Gründung und Formirung der obengenannten Staaten und es tritt *b*) die des *differenten Mechanismus* ein, da einerseits im Osten jeder der drei einseitigen Staaten sein Princip gewaltsam den andern aufdrängen will, was keinem gelingt, anderntheils einmal in den sicilisch-unteritalischen Städten Tyrannis, Oligarchie und Demokratie in beständigem Wechsel begriffen sind, in Karthago, soweit unsere Kunde geht, zwischen Adel, Suffeten und Volk ähnliche Kämpfe Statt finden, in Rom aber das Königthum (welches auch nach dem regifugium in der Dictatur, dem Decemvirat u. s. w. sich beständig reproducirt), Patriciat und Plebs an einander sich versuchen, bis *c*) im Osten nach dem Sturze der spartanischen Hegemonie durch das selbst keine neue Schöpfung begründende Theben, im Occident durch Erschöpfung der Parteien in dem ohnehin unbedeuten-

sche Nationalgefühl auch diese Eintheilung zerbrach und die Berücksichtigung aller, auch der rohsten und thatenlosesten Nationen verlangte. Damit aber ging der Gedanke der Einheit verloren, der sich erst allmählig in den „Geschichten der Menschheit" wiederherstellte, jedoch nur als geistlose Bewunderung der Fortschritte, welche die Menschheit in ihrer „Civilisation" gemacht, wogegen Herder die kräftigste Opposition erhob, ohne jedoch eine neue Epoche der Geschichtsbetrachtung heraufführen zu können, die erst mit der neueren deutschen Philosophie eintrat. So sehr nämlich der Hr. Verf. als ächter Historiker für die Unabhängigkeit der Geschichte von den wechselnden Systemen der Philosophie streitet S. 21, so giebt er doch S. 22 zu, die Letztere sei eine höchst bedeutende Hilfswissenschaft der Ersteren geworden, habe ihre Richtung auf das Allgemeine gefördert und sie mit Gesichtspuncten, Ideen bereichert, die sie aus ihrem eigenen Schoofse noch nicht so bald erzeugt haben würde. Hier werden wir freilich über den Ausdruck: Hilfswissenschaft etwas eifersüchtig, indem wir nur Eine Wissenschaft, die Philosophie, kennen, welcher die andern Disciplinen, auch die Historie, den Stoff zu liefern haben, während der Weg „des verständigen Denkens," auf welchem sie denselben erheben, und die Gestalt, die sie ihm in ihrer Weise geben, noch nicht für wissenschaftlich gelten kann. Indessen wollen wir auf ein gegenseitiges Zugeständnifs hievon nicht allzu hartnäckig dringen, sondern herzlich gern die Philosophie, wie früher der Theologie, so jetzt auch noch der Historie als ancilla leihen; der Erfolg wird vielleicht derselbe, wie bei jener, sein. Der Hr. Verf. läfst sich namentlich die Idee des Organismus wohlgefallen, die er sofort in einer schwungvollen Exposition nicht nur auf die Geschichte einzelner Völker, sondern auch auf den Schicksalsgang der ganzen Menschheit anwendet. Das Letztere aber wird bekanntlich wieder sehr prekär, — was übrigens auch Hegel eingesehen hat: denn dafs dieser wirklich den Germanen das Greisenalter der Menschheit zugetheilt S. 34, dafs überhaupt die Parallelisirung der Welt- und der individuellen Menschenalter bei ihm mehr als den Werth eines blos zufälligen Aperçus habe, das wäre erst noch urkundlich zu erhärten. So will auch der Hr. Verf. jenen Gedanken hier nur dazu verwenden, die Weltgeschichte als Entwicklungsgeschichte der Menschheit in wahrem, gesetzmäfsigem Fortschritte des Geistes darzustellen; allein auch auf dem Gebiete der Specialgeschichte sehen wir nicht ein, warum für den von der Philosophie gleichfalls dargebotenen und allein zutreffenden Begriff des objectiven Geistes die nur formelle Analogie des Organismus aus der Naturwissenschaft herübergenommen wird. Der Hr. Verf. hat hier selber noch eine weitere Instanz bereit, die er freilich gegen die philosophische Geschichtsbetrachtung überhaupt richten zu müssen glaubt, während sie nur die Anwendung der Kategorie des Organismus auf die Geschichte, weiterhin aber auch die Wendung trifft, durch welche er seine geschichtliche Ansicht vor ihr zu sichern sucht. Die Philosophie nämlich soll es nur bis zu einer Physik der Geschichte bringen, nach welcher die Menschheit gleich einer Pflanze sich entfalte und ihre Metamorphosen durchlaufe nicht durch freie Selbstbestimmung, sondern in blindem Triebe aus innerer Nothwendigkeit ihrer Natur nach einem unbekannten, stufenweise sich erst durch die That enthüllenden Ziele. Vermöchte sie nun auch im Einzelnen nachzuweisen, wie die ganze Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen aus der Natur des allgemeinen Geistes von Stufe zu Stufe hervorgegangen ist: so hätten wir — doch nur einen Fatalismus, gegen den das Schicksal der Alten noch erhebend wäre; allein sie leiste jenes nicht, und wenn sie dadurch ihre Formeln nicht mehr Berechenbare als das Zufällige für unwesentlich und unvernünftig erklären möchte, so müfsten auch die gröfsten welthistorischen Persönlichkeiten, das bestimmte Verhaltnifs des geschichtlichen Menschen zu seiner Natur, die unendlichen und doch so wirksamen Verknüpfungen der Umstände ein blofses Spiel des Zufalls sein. Die Unmöglichkeit, diesen Gegensatz der Freiheit und des Zufalls mit der Nothwendigkeit durch Vernunft zu versöhnen, treibe dahin, in der Geschichte das Walten einer weisen und gütigen Vorsehung, eine Erziehung des Menschengeschlechts durch sie zu erkennen, so dafs Christus den Mittelpunct bilde und durch seine Erscheinung die Geschichte überhaupt in zwei grofse Partieen, die alte und die neue, zerfällt werde. cf. S. 39 — 52.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

1) *Ueber den Organismus und den Entwicklungsgang der politischen Idee im Alterthum oder die alte Geschichte vom Standpunkte der Philosophie von Dr. Ferdinand Müller.*

2) *Die allgemeine Geschichte von Dr. Carl Friedrich Haug.*

(Schlufs.)

Auf diese, alle Philosophie in Frage stellenden Behauptungen ist freilich in der Kürze kaum zu antworten; doch mag einmal der Vorwurf abgelehnt werden, dafs nach philosophischer Lehre die Völker und Individuen „nur unfreiwillige, unbewufste Werkzeuge des sich selbst gebärenden Weltgeistes" seien: das trifft eben nur die Ansicht von einem Organismus der Geschichte, wogegen Hegel überall sehr deutlich davon redet, dafs die politischen Männer und Völker zu allen Zeiten sehr wohl gewufst haben, was sie thun, und ihre Gröfse eben die gewesen sei, das nothwendig zu Thuende zu erkennen und freiwillig auszuführen. Ebenso hat die Philosophie bereits verstanden, das Auftreten der weltgeschichtlichen Völker und Individuen an ihrem Orte, so wie die Congruenz in den natürlichen (geographischen) Bestimmtheiten jener von dem Scheine des Zufälligen zu befreien und als nothwendig zu beweisen; wenn sie aber bisher noch nicht auf dem ganzen Gebiete der Geschichte dasselbe Ziel erreicht hat, so ist das einestheils nicht einer absoluten Ohnmacht, sondern ihrem nur allmählichen Vorwärtsschreiten zuzuschreiben, anderntheils aber hat sie mit Recht in der Sphäre der Wirklichkeit dem Zufälligen, d. h. dem, welches in seinem Gesetztsein durch Anderes so oder anders sein kann, jedoch nicht einem irgendwie vermutheten, selbstständig zwischen das Vernünftige und Nothwendige hereinspielenden Principe des Zufalls, seinen Platz aufgehoben. Wenn sie aber die Idee wesentlich als das Concret-Allgemeine definirt, das die Besonderheit und Einzelnheit nicht aufser sich hat, sondern sie selber ist: so fragt es sich, was denn nun das religiöse Dogma von der Vorsehung Besseres nicht für den Glauben, sondern für die Erkenntnifs (denn um diese handelt es sich auch in der Historie) darbiete. Wird durch jenes etwa das Zufällige in der angegebenen Bestimmung entfernt, oder die „gleichfalls unwiderlegliche Thatsache des Bewufstseins, die Freiheit," sicherer gewahrt, cf. S. 47? leistet es für die Historie genug, wenn, wie der Hr. Verf. in einer dem Ref. freilich nicht ganz deutlich gewordenen Auseinandersetzung S. 49 ff. sagt, die Geschichte des Gottesreichs d. i. der Rathschlüsse und übernatürlichen Veranstaltungen Gottes zur Erlösung der gefallenen Menschheit, weil auf positiver Offenbarung beruhend und das Innerlichste des Menschen berührend, gar nicht oder nur selten auf den Boden der Universalgeschichte herabkommt, als welche es nur mit der menschlich erkennbaren und auf die irdische Entwicklung der Menschheit sich beziehenden Seite der geschichtlichen Kräfte, also auch jener Veranstaltungen und Offenbarungen Gottes zu thun habe? Die Philosophie ist hierin kühner und zugreifender, sie begreift Alles als ein historisch Gewordenes und Werdendes, und erlangt dadurch einen weit reicheren Inhalt, als das blofse religiöse Glauben. Sie läfst sich überhaupt sogleich auf diesen Inhalt ein, indem sie vom Begriffe des Geistes an seine Geschichte herankommend weifs, dafs diese nur die Geschichte seiner Freiheit in ihrer successiven Entwicklung sein kann, während weder aus der formellen Analogie des Organismus, noch aus der blofsen Vorstellung einer göttlichen Erziehung mit Nothwendigkeit erhoben werden kann, was nun der wirkliche Inhalt der Geschichte, oder dafs Christus ihr Mittelpunct sein werde. Dieses wird vielmehr, wenigstens in der vorliegenden Einleitung, nur aus einer, insofern noch subjectiven An-

schauung heraus oder nach der (gleichwohl verschmähten) Dogmatik behauptet, aber das gewiſs gute Recht dazu nicht bewiesen, wie denn die am Schlusse beigefügten Characteristiken der einzelnen Perioden ausdrücklich nur den Zweck vorläufiger Andeutungen haben wollen. — Dem weiteren Erscheinen des begonnenen Werks unseres lieben, alten Bekannten sehen wir mit dem lebhaftesten Interesse entgegen und werden s. Z. darüber entsprechenden Bericht erstatten.

Binder.

XXXVI.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniſs des griechischen Privatlebens (,) von Wilhelm Adolph Becker, Prof. a. d. Univ. zu Leipzig. Mit fünf lithographirten Tafeln. Leipzig, 1840 *bei Friedrich Fleischer. XX und* 508 *S.* 518 *S.* 8.

Wenn bei der Beurtheilung irgend eines Schriftwerkes das günstige Vorurtheil früherer Leistungen desselben Verfassers einen Einfluſs zu üben berechtigt wäre, so dürfte das wohl im vollesten Maaſse bei dem vorliegenden Werke der Fall sein. Denn Hr. Becker, welcher uns vor zwei Jahren in der meisterhaften Composition des Gallus das häusliche Leben der Römer durch eine Reihe wahrhaft antiker Bilder vor Augen gestellt, und an dem kunstreich geschlungenen Faden der Fabel den verworrenen antiquarischen Stoff mit eben so gründlicher Gelehrsamkeit als klarem und gesundem Blick in lichtvoller Ordnung vorführte, hatte damals die Aufgabe, ein Handbuch der Privatalterthümer für beide antiken Völker zu liefern, das allen künftigen Forschungen in diesem lange unbebauten Felde eine würdige Bahn eröffnete, nur zur Hälfte gelöst. Wir haben an einem andern Orte auf das Bedürfniſs eines solchen Werkes, wie auf die Gründe aufmerksam gemacht, welche in der neuern Zeit diesen keineswegs verächtlichen Theil der Alterthumskunde in den Hintergrund gedrängt hatten. Wir glauben dort auch nachgewiesen zu haben, daſs die Anordnung so bunter Aggregate, wenn sie den Werth eines in sich abgeschlossenen sich selbst genügenden Ganzen ansprechen wollte, vielmehr durch die künstlerische Form der Darstellung, als durch die wissenschaftliche erzielt werden müsse; daſs bei dem Versuche auf dem letzteren Wege einen Ueberblick zu gewinnen, die unendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Eintheilungsgründe auf allen den kleinsten Theilen dieses zerstückelten Gebietes nothwendig zu Willkürlichkeiten und verwirrenden Widersprüchen führe, daſs endlich grade der Hauptzweck der Arbeit, der *organische* Zusammenhang des concreten *Lebens* durch dieses anatomische Verfahren ebenso zerstört werde, als in der Aufstellung einer halb-allegorischen Figur, eines Titus oder Cajus instar omnium, der durch alle Stationen des Lebens hindurch und zwar auf diesen Stationen in allen möglichen Situationen eines homo privatus betrachtet wird, die Frische der sinnlichen Existenz zur hohlen Abstraction sich verflüchtige. Damit also des geschmacklosen Unternehmens, die sämmtlichen Massen des antiquarischen Wissens in den erläuternden Noten irgend eines vorhandenen alten Autors obiter auszuschütten, hier nicht ferner gedacht werde: es erschien uns, und erscheint uns noch jetzt die einzig rechtmäſsige Form für eine derartige Arbeit eine im antiken Geist erfundene und aus wesentlich antiken Elementen zusammengesetzte Fabel, die dem Privatleben des Volkes angehörig, von ihr aus, als dem Mittelpunkte eines rings sich ausbreitenden weiten und bunten Panorama's, Perspectiven in alle Beziehungen und Einzelheiten dieses Lebens hinein eröffnete, die sie beleben und vergeistigen soll, sowie sie selbst von ihnen ihre historische Beglaubigung und die gelehrte wissenschaftliche Gültigkeit empfängt.

Bei der weiteren Beurtheilung der neuen Arbeit scheint es zuvörderst unerlaſslich, das Terrain zu untersuchen, auf welchem sie sich bewegt, um so die Ansprüche, zu welchem uns das frühere Werk berechtigt, den Umständen gemäſs zu modifiziren. So viel ist klar, daſs hier die Schwierigkeiten unendlich viel gröſser waren, als dort. Erstlich fehlte es hier — wiewohl es auf den ersten Blick anders erscheinen könnte, in der That an Vorarbeiten, die sich mit denen auf dem entsprechenden Felde der römischen Antiquitäten messen dürften. Denn *die* Zeit, welche zuerst und vorzugsweise sich genüſsigt fand, grade die Privatalterthümer zum Gegenstand der Studien zu machen, die Zeit der *Casaubonus*, *Salmasius*, *Meursius* stand doch wiederum in allen Beziehungen der

römischen Sprache und Litteratur um so unendlich Vieles näher; die Kritik, welche sich überdies an den vielfach mifsverstandenen griechischen Quellen so gut als gar nicht geübt, vermochte noch so wenig die Zeiten und die Nationalitäten zu sondern, dafs Alles, was durch jenes mühselige Aufspeichern gewonnen ist, sich auf ein verworrenes Gemisch aus römischer und griechischer Sitte reduzirt, worin die Bestände der letztern spärlich und wie zufällig hineingestreut erscheinen, und auch da, wo sie mit vollerer Hand gesät sind, so viel Spreu von Ungehörigem, Mifsverstandenem, Falschem bieten, dafs die wenigen gehaltreichen Körner die Qual des Sichtens keineswegs lohnen, und die ganze zeitraubende Prozedur als um so unnützer und unerquicklicher erweisen, als auch sie des nochmaligen Studiums der Quellen keineswegs überheben. Die Aera aber der erneuerten griechischen Philologie datirt noch zu jung, als dafs sie ein ausschliefslich diesem Zweige gewidmetes Buch, etwa nur wie Böttigers Sabina für die Römer, aufzuweisen hätte. Und wiederum, die vereinzelten Aufsätze des letztern sind meist aus späterer Zeit, und oft so leichtsinnig behandelt, dafs die Autorität des Namens vielfach zu einer die Untersuchung mehr hemmenden als fördernden Widerlegung nöthigte. Anders freilich und besser stand es mit den verwandten Feldern der Sittengeschichte und der Archäologie. Hier hat der Vf. überall seine Vorgänger treu benutzt. Nicht leicht ist ihm eine irgend bedeutendere Monographie der Neuern entgangen, und wir müssen es daher mit um so gröfserem Bedauern hervorheben, dafs er die auch in sein Gebiet gehörigen Abschnitte von *Bernhardy's* trefflichem Grundrifs der griechischen Litteratur nicht verglichen hat. Namentlich hätten ihm die Capitel: Ueber das bürgerliche Dasein und Familienleben der Griechen, über die Sclaverei, die Frauen, das Hetärenwesen und die Erziehung schätzbare Beiträge und Erwägungen geboten.

Uebrigens ist die Polemik, wie wir sie schon sonst bei dem Verf. kennen, ruhig und sicher; sie erkennt klar den strittigen Punkt, erfafst ihn ohne Umschweife, und ist anständig genug, den für irrig erachteten Ansichten grade *der* Männer die Spitze zu bieten, welche durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn imponirend am leichtesten, auch in ihren Irrthümern, bestechen. Aber mit Recht ward sie dem leicht zu erwerbenden und eben deshalb verächtlichen Lorber vorgezogen, der gegen manchen lieber mit Stillschweigen übergangenen Dilettanten hätte erkämpft werden können. Ausführlicher jedoch ist der Verf. nach seinem eignen Bekenntnifs nur da gewesen, wo die aufgestellten Meinungen ihm Widerspruch zur Pflicht machten. Im entgegengesetzten Falle freilich hat er es für hinreichend gehalten, auf die erschöpfenden Vorarbeiten Andrer hinzuweisen, und dadurch den Umfang seines Buches in engeren Gränzen zu halten. Aber wenn es auch nicht mit seiner *Neigung* übereinstimmt, anderwärts schon genügend besprochne Fragen zu wiederholen, so hätte es doch in diesem Falle die sonstige Bedeutsamkeit des Werkes, welches offenbar keine Sammlung von Monographieen darstellt, sondern die höheren Ansprüche eines symmetrisch ausgebauten Lehrbuches zu machen berechtigt ist, es über das sonst gewifs ehrenwerthe Streben, nur Neues sagen zu wollen, davontragen müssen. Denn abgesehen davon, dafs das Aelteste neu wird durch die Ordnung, in welcher es erscheint, so wirkt eine Lücke in wirklich bedeutenden Punkten durchaus verletzend auf den Leser, und der, welcher das Buch als ein Repertorium für das Wissenswertheste im Felde der Privatalterthümer betrachten will (und das mufs eine Arbeit wie die vorliegende auch *zugleich* sein können), wird über Nachlässigkeit klagen. Es ist nicht der Zweck dieser Beurtheilung, Ausstellungen im Einzelnen zu machen, da sie dem trefflichen Ganzen gegenüber als unerhebliche Moquerieen erscheinen dürften, Rec. aber namentlich zu dem gröfsten Theile desselben sich als ein Lernender zu verhalten gehabt hat; nach Recensenten Weise also „doch auch getadelt haben zu wollen" Anmafsung zugleich und Impietät wäre. Dennoch glauben wir Göthe's derbe Achts-Erklärung nicht fürchten zu müssen, wenn wir unser eben ausgesprochenes Urtheil durch ein Beispiel begründen, das als besonders auffallend den Vorwurf mindestens des gesuchten Tadels nicht auf uns laden wird. In dem ganzen die Gymnasien betreffenden Excurse (Th. I, S. 308 — 345) werden nämlich die Arten der gymnastischen Uebungen, in denen hier unterrichtet ward, und die Unterrichtsweise selbst mit keinem weitern Worte erwähnt, als mit dem beiläufig, bei Gelegenheit des Unterschiedes von Palästra und Gymnasien beigebrachten: „Gymnasien würde man sie (die Privatanstalten) doch nicht

genannt haben, da die Palästra wohl ein Theil des Gymnasiums sein kann, dieses aber eine Menge andrer Anstalten, geeignete Plätze für Lauf, Bogenschiefsen, Speerwerfen *u. s. w.* — in sich schlofs". Nicht einmal worin die *πάλη*, worin das oftmals hier erwähnte *Pankration* bestanden habe, wird irgendwo erklärt, geschweige denn, dafs die zu den Uebungen dienenden specielleren Anstalten und Instrumente als Diskos, die Halteren u. s. w. besondre Berücksichtigung gefunden hätten.

In allen übrigen Theilen hat der Verfasser sein Werk ganz unabhängig und von vorn beginnen müssen. Die Uebersicht des Gelesenen (vgl. Vorr. S. X) und Durchgearbeiteten aber zeigt zugleich, mit wie unendlich viel gröfseren Massen hier zu kämpfen war, als im Gallus. Der gröfsere Umfang des vorliegenden Werkes wird dadurch nicht nur vollständig erklärt und gerechtfertigt, sondern es mufs sogar auffallen, dafs er das frühere noch nicht um 400 Seiten übertrifft. In der That wäre dies unverhältnifsmäfsig wenig, wenn es des Verfassers Absicht hätte sein können, das ganze griechische Privatleben von Homer bis Moschopulus nach allen Seiten hin erschöpfend abzuhandeln. Aber dazu dürfte ein Menschenleben nicht genügen. Wenn daher der fast um zwei Jahrtausende kürzere Zeitraum des römischen Lebens, soweit sich dies durch seine Litteratur der heutigen Betrachtung unterwirft, eher auch von dem Einzelnen Abschlufs und Erledigung verlangen kann, so ist für die Griechen vorläufig Genüge geschehen, wenn ein Werk für spätere Bemühungen sich Ton angebend voranstellt, die wichtigsten Ergebnisse der wichtigsten Epoche vorzugsweise aushebt und Andern den Ausbau und die Vollendung überläfst. Und einzig und allein von diesem Gesichtspunkt aus können wir es billigen, wenn der Verf. gewisse Partieen, die verhältnifsmäfsig unbedeutender sind, zunächst liegen läfst, um andern nicht den Raum zu nehmen. Nicht als ob irgend etwas als geradezu nichts bedeutend und nichts würdig übergangen werden dürfe. Vielmehr soll in einem Werke, das einmal das *ganze* Privatleben des griechischen Volkes sich zur Aufgabe stellt, auch *kein* Punkt unerörtert, keine der Erklärung bedürftige Stelle der Alten unerklärt bleiben, und wir können daher nicht mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er das halbe Hundert der von Pollux angeführten Spiele, die unendliche Zahl der Speisen bei Athenäus, die Variationen in der Tracht (Th. II, S. 360; aber auch nicht einmal der oft genannte *φᾶρος* findet daselbst Erklärung) nur darum zum Theil nicht erwähnt, weil sie überhaupt der Erwähnung und Besprechung nicht werth seien (Th. I, S. 410 u. 450). Wie er denn Th. II, S. 395 über die Haartrachten mit gar zu subjectiver Bestimmtheit sagt: „Gröfsere Vollständigkeit habe ich hier nicht für angemessen gehalten, so viel sich über den Gegenstand sagen liefse". Denn selbst die Frage, ob die Frauen der Griechen ein Taschentuch gebraucht, die Böttiger'n als Alterthums-Krämerei aufgestochen wird (S. VIII), ist mindestens ebenso bedeutend, als die, ob die Alten beim Siegeln an den Ring gehaucht haben, welche Becker (im Gallus) mit Recht zu berücksichtigen nicht verschmäht. Gleichwohl, wenn wir im Prinzip auch den Grund solcher Vernachlässigung nicht anerkennen, so sehen wir doch, da die angedeutete Vollständigkeit zunächst nur als eine ideelle, als das letzte Ziel der vereinten Forschungen betrachtet werden kann, hier, wo es sich um einen Anfang, um die erste Station gewissermafsen auf dem langen, beschwerlichen Wege handelt, den Nutzen nicht nur, sondern die Nothwendigkeit dieser Beschränkung, ein, und freuen uns des feinen Taktes, der den Verf. in der Auswahl des zunächst zu Berücksichtigenden leitet, wie wenn er Th. I, S. 250, auf die Gesichtspunkte hinweis't, die ihn bei seinem Excurse über den Markt und Handel geleitet haben. Etwas andres ist es natürlich, wenn die nicht berücksichtigten Einzelheiten von der Art sind, dafs keine Erklärung derselben möglich ist, und sie daher nichts bieten würden, als eine ohne Begriff in unser Ohr tönende Reihe von Nomenclaturen, aus denen ein müfsiges Etymologieen-Spiel doch nur haltlose Vermuthungen zu Tage fördern könnte, wie bei der Unzahl von Trinkgefäfsen bei Athenäus und der kaum kleineren Zahl von Schuhnamen, welche Pollux anführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniſs des griechischen Privatlebens (,) von Wilhelm Adolph Becker.

(Fortsetzung.)

So ist es denn ferner ganz in der Ordnung, daſs von der heroischen Zeit einerseits und dem gänzlichen Verfall griechischer Art und Sitte unter der Fremdherrschaft andrerseits nur in so weit Notiz genommen wurde, als die in der Mitte liegende eigentlich klassische und ohne Frage wichtigste Zeit von dort aus Licht erhalten konnte. Jene frühere Periode aber, die eigentlich in wahrhaft authentischen Zeugnissen doch nur bei *Homer* und höchstens *Hesiod* zu erforschen ist, muſs auch in Bezug auf das Privatleben in einer Bearbeitung der beiden Dichter gesondert betrachtet werden (vgl. Th. II, S. 415). Der spätere Abschnitt hingegen wird auch schon hier oft eine genauere Beachtung verdienen, nicht nur, insofern die Schriftsteller desselben gradezu auf die *παλαιοί* hinweisen; denn in diesem Falle gelten sie ja direct als Autorität; sondern insofern sich Manches von alter Sitte und Gewohnheit bis in die spätesten Zeiten gerettet hat. Aber freilich sind sie für diesen Fall mit vieler Vorsicht zu gebrauchen, und wenn schon nach dem auch vom Verf. angeführten Urtheil Plutarchs die Athener seiner Zeit in ihrem ganzen Leben und Treiben den früheren *völlig gleichen*, so mag dies im Allgemeinen und wenn es sich um Charakter-Aehnlichkeit handelt, wahr sein; wo sie hingegen zum Beleg für Einzelheiten angezogen werden, sollte stets auf die spätere Zeit und die Unsicherheit des Gewährsmannes hingewiesen sein, was der Verf. allerdings im letzten Theile des Buches sorgfältiger gethan hat (vgl. z. B. Th. II, S. 209 u. 226) als in dem ersten. (Vgl. Th. I, S. 30 S. 38. 39. 43. 62. 63, an welchen Stellen in dieser Weise Longus, Heliodor, Aristaenet, Libanius, Plutarch citirt werden). Daſs aber zu den allerletzten byzantinischen Jahrhunderten nicht herabgestiegen wurde, kann gewiſs nur Billigung finden. Eine Häufung so heterogener Notizen würde nur verwirren, und das Bild der Fabel würde zu ihnen eine schiefe Richtung erhalten. Denn der Geist, welcher die verknöcherten und abenteuerlich zusammengewürfelten Lebensformen eines constantinischen oder gar paläologischen Zeitalters erfüllte, muſs nothwendig ein andrer sein, als der, von welchem Demosthenes beseelt, den letzten Bannstrahl der hellenischen Freiheit, seine Philippiken schleuderte. Warum aber für die Erzählung grade diese und die folgenden Decennien, und nicht die Tage von Marathon und Salamis gewählt wurden, oder mindestens das bunte Gewimmel der peloponnesischen Kriegszeit — davon sogleich. Hier diene nur noch zu bemerken, daſs wenn selbst in jenen Petrefacten der Byzantinerzeit noch nachglimmende Reste des Griechenthums in irgend einer die Jahrhunderte überdauernden Sitte, einem Traum schönerer Tage, sich zu regen scheinen, die Hindeutung auf solche Einzelheiten nicht ohne Interesse ist, und man dankt dem Verf. gern für eine Bemerkung, wie die von der Lectüre des Homer in den Schulen spätester christlicher Zeit (Th. I, S. 52) *). Zeugt sie doch von der unverwüstlichen Lebenskraft des hellenischen Geistes.

Aber nicht nur durch das so bedeutend längere Bestehen der griechischen Nation wird die zu bearbeitende Masse vermehrt, sondern auch durch die Zersplitterung desselben in so viele kleine Staaten, deren Sitten und Gewohnheiten auf dem möglichst beschränkten Areal so wunderbar differiren. Denn nie konnte Athen das, auch nur für Griechenland, werden, was

*) Dem Beleg aus Dio Chrysost. XI, p. 308 hätte noch Jo. Sicel. in Hermog. T. VI, p. 379 nach Bernhardy Grundr. der griech. Litt. und Müller de genio saec. Theodos. I, p. 43 seq. hinzugefügt werden können.

Rom für die unterworfene Welt. Am allerwenigsten in seiner klassischen Zeit. Wenn gleichwohl Athen, als diejenige Stadt, in welcher das Hellenenthum sich am vielgestaltigsten ausgeprägt und fast nach allen Richtungen hin erschöpft hat, mit Recht in die Mitte der Untersuchung gestellt wird, und daher auch den häuptsächlichsten Schauplatz der Erzählung von Charikles abgiebt, so durften doch die andern Schattirungen des Lebens, in Korinth und Theben namentlich und in den Colonien nicht unberücksichtigt bleiben. Diesem Bedürfniſs ist denn auch, so weit die hier, und in gewisser Weise zum Glück für die Einheit der Darstellung spärlich flieſsenden Quellen erlaubten, treulich nachgekommen. Ein andres war es mit Sparta, dessen Privatleben durch gewaltsame Staatsinstitutionen auf ein Minimum zurückgedrängt, fast nur die Aeuſserlichkeiten von Tracht, Wohnung und Speise, kaum die körperlichen Uebungen und die Erziehung zu betrachten übrig läſst. Aber auch diese Punkte sind wenigstens da, wo frühere Ansichten zur Polemik herausforderten, mit Gründlichkeit behandelt worden, sonst freilich, wie schon oben bemerkt durch Hindeutung auf jene früheren Werke, nicht einmal immer flüchtig angezeigt. Doch, wie gesagt, diese und ähnliche, unerheblichere, Lücken werden genugsam durch die Betrachtung gerechtfertigt, daſs ein Werk wie das vorliegende, in seiner Natur das Bedürfniſs des beständigen Nachbesserns begründet hat, und daſs es immerhin zu bewundern ist, wie der Verf. die bisher aufgewiesenen eigenthümlichen Schwierigkeiten so glücklich überwand. Und doch ist das Massenhafte der sich drängenden Notizen weder die einzige noch die schwierigste Klippe gewesen. Viel schwerer zu vermeiden war eine andre, die durch die singuläre Gestaltung des griechischen und vor allem des attischen Lebens erzeugt ward, die schwierige *Trennung* nämlich des Privatlebens von dem öffentlichen. Hier war der Stoff für den Gallus weit fügsamer, die Privatzustände sonderten sich von den öffentlichen fast von selbst ab. Denn in Rom, wo die Idee des Staates abstract und rational der Volksentwicklung entgegentritt und ihr von auſsen her gebietet, ein Verhältniſs, welches bereits die Gründungssage der Stadt andeutet, wird zwar anfangs das Privatleben eingeengt und beschränkt; es concentrirt sich aber eben deshalb, und wird in seiner Beschränkung bestimmter und energischer. Selbst das vermittelnde Institut der Ge[illegible] eindringlich und auf die Dauer [illegible] zugleichen. Das Haus des Röm[illegible] die Handhabung des Staates zu all[illegible] der Gewalt einer exclusiven Aristok[illegible] die Glieder derselben auch das Atrium der Tageszeit dem Staate widmen, [illegible] auch sie nicht minder als der aus dem Felde oder den Comitien zurückgekehrte Proletarier auf den Rest der Stunden, die horae subsecivae als auf ihr Privat-Eigenthum Anspruch. Die Unterschiede treten mit dem Aelterwerden des Staates immer schroffer hervor. Der homo privatus resignirt seit den Bürgerkriegen vielfach auf den Zusammenhang mit dem Staat, und unter der allmälig vorbereiteten Monarchie, als für den Kriegsdienst ein stehendes Heer, für die Staatsverwaltung ein abhängiger Beamtenstand sich ausgelöst hat, und nur die Theilnahme an den Gerichten als ein schwacher Rest der Oeffentlichkeit übrig bleibt, darf der gröſste, und diesmal nicht der schlechteste Theil des Volkes als wesentlich dem Privatleben angehörig betrachtet werden. So konnte also ohne Gefahr, die Erzählung vorzugsweise in den Bereich des öffentlichen Lebens zu spielen, Gallus eine historische Person sein. Denn, wenn auch die Oeffentlichkeit auf die häusliche Sitte reflectirt, und beide gegenseitig einander färben, so treten doch die Pole bestimmter hervor, so sind sie an den Berührungspunkten nicht so ineinander verwachsen, als in Griechenland. Denn hier (d. h. in Athen; und in der That kann Sparta in dieser Beziehung und in dieser Zeit mehr als eine Abnormität angesehen werden) gehören nicht die Bürger dem Staat, sondern der Staat den Bürgern. Nicht jener drängt sich in die Privatverhältnisse hinein, sondern ein jeder Freigeborne macht auf den Mitbesitz der Oeffentlichkeit als auf sein eignes Recht Anspruch; er will Theil haben am Gericht, der Volksversammlung, dem Rath, den religiösen Feierlichkeiten. Die Agora und die Pnyx und die Tempel gehören ihm, dem souveränen Demos. Er lebt und wohnt auf dem Markt, in den Straſsen, den Gymnasien, den Schmieden und Badstuben; hier fühlt er sich fast heimischer als in seinen vier Wänden. Im Lichte dieser Oeffentlichkeit und durch sie bedingt wird Körper und Geist erzogen; wird gearbeitet, gespielt, gedichtet, *geliebt*; ja selbst der Aberglaube, sobald er die Kinderstube ver-

klärung bedürftige Stelle
[illegible]nd wir können daher
[illegible]wenn er das halbe
Spiele, die un-
[illegible]aus, die Variatio-
aber auch nicht
[illegible]achen noch

WiSS

em Mythos absorbirt, und Gemeingut olksbewufstseins. (S. Charikl. Th. I, ologie zog im Alterthume alles Wun- ereich"). Um aber jeden Gedanken einer Beamtenwelt, welche den Rest Privatleben verdammen könnte, zu- erwäge man nur dieses, dafs im gemeinen Bewufstsein, der sinkenden Zeit wenigstens, die *Armen* vorzugsweise als der constituirende Theil des Staates galten (S. Xen. Memor. IV, 2, 37. Charikl. Th. I, S. 65). Es ergibt sich also in Bezug auf die Erzählung mit Nothwendigkeit, dafs eine historische Person, eine solche, die in diesem öffentlichen Treiben besonders hervorragte, zum Mittelpunkt der Darstellung auf keine Weise gewählt werden konnte, weil, wenn die Wahrheit des Bildes nicht wie mit Absicht zerstört werden sollte, das Staatsleben grade den wesentlichen Theil desselben hätte einnehmen müssen. Ja nicht einmal in der Zeit völliger Selbständigkeit des Staates einen würdigen Charakter *fingiren*, der der öffentlichen Thätigkeit *nicht* vorzugsweise zugewandt gewesen wäre, war möglich; und so wurde der Verf. unabweislich auf den Zeitpunkt der hellenischen Geschichte hingedrängt, wo die Freiheit des Staates noch im Hintergrund stand, und so weit in der Erinnerung der lebenden Generation wirkte, um auch den Einzelnen das *Streben* nach der Oeffentlichkeit zu verleihen, durch welche einmal auch der attische Privat-Charakter seine spezifische Färbung erhält; wo aber doch das eigentliche Staatsleben nicht Energie genug mehr hatte, um nicht bei Einzelnen und grade den Bessern kosmopolitische Tendenzen zu erwecken, Andre wenigstens kälter und kritischer zu stimmen. Darum lebt Charikles um die Zeit von Chäroneia und die Handlung fällt etwa sechs Jahre später als die verhängnifsvolle Schlacht. — Aber der Schwierigkeiten besonders im Betreff auf die zusammenhangenden Untersuchungen bleiben auch so noch genug. Denn die Betrachtung eines Lebens, das sich in den Privatverhältnissen selbst nicht genügt, ohne die Oeffentlichkeit keinen Abschlufs in sich gewinnt, kann auch ohne alle Berücksichtigung jenes wahren Lebenselementes unmöglich dasselbe Interesse ansprechen, als eine ähnliche Untersuchung für Rom. Es bleiben aber nach Aussonderung alles dessen, was in directer Beziehung zum Staate steht, der Staatsalterthümer, der Rechtsgeschichte, des Cultus und der Religion, im griechischen Leben noch viele Elemente, die ohne in eine jener obigen Kategorieen gebracht werden zu können, dennoch ihrem gröfseren Theile nach der Gesammtcultur vielmehr als dem Privatleben angehören. Diese Verhältnisse nun, welche zwischen dem Treiben des Einzelnen und den Staatsinstitutionen in der Mitte liegen, und mit beiden gleich verzweigt sind, verlangen hier hauptsächliche Berücksichtigung. Hier nun werden Gränzstreitigkeiten an allen Punkten entstehen; die Frage nach dem Wie weit? der Behandlung ist besonders schwierig, und die glückliche Lösung derselben von Seiten des Verfs. besonders anerkennungswerth. Denn aufser den gemeinen Bedürfnissen des Lebens, die an sich freilich den lockersten und trockensten Bestandtheil der Arbeit abgeben würden, kann die *Erziehung*, welche überall Blicke eröffnet in die Litteratur- und Kunstgeschichte, und selbst unter der Aufsicht des Staates stehend auch in das Staatsleben, auf welches sie vorbereitet, sich der Betrachtung nicht entziehen. Hier weifs aber der Verf. die Gränzen so trefflich zu bewahren, dafs er sich versenkend in die engen Lebenskreise der attischen Knabenwelt, gleich dieser den Tumult der rings sie umgebenden Oeffentlichkeit wie ein ihm Fremdes, rein Aeufserliches, ja sittsam zu Scheuendes von sich hält, und uns nach einander durch die beweglichen Gruppen der Kinderstube, der Schule, der Palästra, der Vergnügungsorte für die Epheben führt. Auch in der Erzählung ist es angemessen erfunden, dafs Charikles dem letzteren Alter kaum entwachsen, dem eigentlichen Staatsleben noch fern steht. Dann dürfen wir einen Blick in die Verschlossenheit der *Gynäkonitis* und der Frauenbäder thun, das eigentliche Treiben des mitten in der freien Welt durch Gesetz und Vorurtheil abgesonderten *Sclaven* ungestört betrachten, indem die gesetzlichen Bestimmungen hier nur so weit erwogen werden, als sie nöthig sind, diesem Gebiete scharfe Marken zu ziehn. Noch schlüpfriger war die Frage nach *Handel* und *Wandel* und dem bürgerlichen *Gewerbe*, das für die klassischen Zeiten des weltherrschenden Rom entschieden dem Privatleben angehört, und auch hier als quaestus inhonestus den Römer κατ' ἐξοχὴν nur wenig berührte. Die grofse Bedeutung aber dieses Zweiges für Griechenland und Athen zieht ihn fast überall in das staatswirthschaftliche Gebiet. Wie

geschickt aber auch hier das für den vorliegenden Zweck Taugliche und Nothwendige herausgehoben ist, haben wir schon oben mit Hinweisung auf Th. I, S. 250 erwähnt. — Auch die *Kunst*, die plastische sowohl als die Poesie, deren Möglichkeit doch eben in der unabhängigen und gesonderten Entwicklung des Individuums liegt, hätte wiederum auf ein fremdes Feld geführt, während ein Gleiches bei den Römern, wo sie nur von fernher hereingetragen, zum Genufs erworben und besessen wird, nicht zu fürchten war. Dort konnte also der Verf. so weit darauf eingehn, als die Kennerschaft eines homo elegans in Bezug auf Marmorarten und Kunstschulen sich immer erstreckte; er konnte selbst dilettantische Versuche von Elegieen als einen heitern Scherz einflechten; hier dagegen stiefs er überall auf weitführende archäologische und litterarhistorische Fragen.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXVII.

Carteggio inedito d'Artisti dei Secoli XIV. XV. XVI. pubblicato — dal Dr. Gio. Gaye. To. III. Firenze, 1840 *presso Gius. Molini.* 8.

Es gereicht der genannten Buchhandlung zur Ehre, dafs sie das Werk, welches uns vorliegt, auch nach dem Tode des Vfs. zu Ende gebracht und dessen nachgelassenen dritten Band zum Drucke befördert hat. Obwohl ein Theil dieses Verdienstes dem Eifer Hrn. Dr. Reumonts zufallen mag, der in seiner Vorrede auch von dem Leben und Wirken des verstorbenen Gaye Kunde ertheilt hat. Ihm verdanken wir denn wohl auch das bisher vermifste und ersehnte alphabetische Verzeichnifs für sämmtliche drei Bände. Doch umfafst dasselbe nur Namen mit sparsam eingestreuten Andeutungen ihrer Beziehung auf Verhältnisse, Sachen und Kunstwerke. Je gröfser der Reichthum ist an originalen Notizen, den sämmtliche drei Bände des uns vorliegenden Werkes umschliefsen, je verworrener und planloser andrerseits deren Zusammenstellung, um so mehr macht das Bedürfnifs eines Sachregisters darin sich fühlbar. Denn unter denen, welche das Buch benutzen werden, können nicht Alle bei den Namen auch der Verhältnisse und Sachen sich erinnern, mit welchen jene in Verbindung stehn.

Dieser dritte Band enthält Nachrichten aus einem relativ späten, der Kunst bereits mindergünstigen Zeitabschnitt, der mit dem Jahre 1557 beginnt, und bis in das siebzehnte Jahrhundert sich ausdehnt. Doch kommen auch hier einige Namen vor, die erfreuliche Erinnerungen anregen; und es verdient auch die Zeit des Verfalles Aufmerksamkeit, weil die Ursachen desselben, so lehrreich es sein würde, sie vollständig zu kennen, doch keines Weges so klar vor Augen liegen, als man wohl glaubt.

Das Werk des Dr. Gaye ist in seiner Gesammtheit eine Fundgrube historischer Gewifsheiten, welche besonders Namen, Data, persönliche Verhältnisse ins Licht stellen; seltener Charakterzüge der Künstler, der Gönner, der Zeitalter und Nationalitäten. Es gewährt der Geschichte einen wichtigen Anhaltspunct, ohne doch in der Wahl und Anordnung der Documente einen sicheren historischen Blick zu verrathen.

Vom diplomatischen Gesichtspunct gesehn, zeigen sich die Abschriften, welche Gaye persönlich besorgt hat, zwar im Ganzen genau, doch nicht durchaus fehlerfrei. So las, um ein Beispiel anzuführen, Gaye T. I., p. 280, in einem Briefe des Francesco di Giorgio: interatera, wo sicher inter cetera zu lesen ist, und erklärte seine Lesart durch: inter altera, was weder lateinisch, noch italienisch ist. Nicht weniger undiplomatisch war es, dafs Gaye, nicht zufrieden mit dem reichen Schatze von Urkunden, welchen er selbst gesammelt hatte und der Welt darzubieten vermochte, auch von Anderen Abschriften erbat, oder sich aufdrängen liefs, für deren Richtigkeit er doch nicht immer einstehen konnte. Einer der wichtigsten Vortheile von Arbeiten der Art, wie die seinige, ist die Sicherheit, dafs irgend ein Archiv in irgend einer bestimmten Art von Kunden ganz erschöpft sei. Diese wird indefs durch Symptome, wie jene, ungemein verringert; weil ein abspringender Fleifs selten zugleich ein erschöpfender ist. Ich fürchte sehr, dafs Alles, was Gaye an lombardischen und venezianischen Dingen selbst aufgelesen, oder von Anderen erborgt hat, seinen Florentinischen Arbeiten wesentlich geschadet hat. Er genofs in Toscana der uneingeschränktesten Begünstigung. Doch scheint er die mir niemals zugänglich gewesene Riformagioni nicht durchgreifend benutzt zu haben; in anderen, in welchen ich zu Hause bin, blieb ihm viel nachzuholen, was ich theils nie abgeschrieben, theils doch nicht herausgegeben hatte. Vornehmlich doch möchte ich dem Dr. Gaye den Vorwurf machen, dafs er an einigen Stellen des Archivs der arte di Callimala erwähnt, ohne von dessen Schicksalen seit Aufhebung der Zunft befriedigende Nachricht zu ertheilen, ob es noch beisammen, ob es zerstreut und nur in Fragmenten ihm zu Gesicht gekommen sei. Aus diesem Archive wäre ein verjährter Irrthum zu berichtigen, welcher die angebliche Erfindung des Kupferdruckes durch Maso di Finiguerra angeht.

In meiner Jugend waren Nachforschungen in den Archiven behufs der Kunstgeschichte selten und auch diese seltenen wurden theils wenig umfassend, theils selbst mit Flüchtigkeit angestellt, wie jene des P. Della Valle. Hingegen hat man seit den letzten zwanzig Jahren so viele Originalbriefe, Verträge, Testamente, Beschatzungen der Künstler abdrucken lassen, dafs es an der Zeit ist, sich zu fragen, wo das enden werde? Die italienischen Archive sind so voluminös, so reich an alten Kunden, dafs noch sehr viele Sammler darin Stoff für gleich umfassende und noch gröfsere Repertorien finden möchten, als die bisher herausgegebenen. Möge indefs ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf das Wichtigere sich beschränken und mögen sie künftig hin auch dieses nur streng gesichtet herausgeben wollen.

Rumohr, in Venedig.

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniſs des griechischen Privatlebens (,) von Wilhelm Adolph Becker.

(Schluſs.)

So weis't er denn mit Recht im Excurs zur 10ten Scene, Th. II, S. 249 von der Abhandlung über den Theaterbesuch jede Untersuchung über das Theater selbst, die Weise der scenischen Darstellung, überhaupt das ganze Bühnenwesen zurück; die Zuschauer allein sind es, die er ins Auge faſst, „um Rechenschaft davon zu geben, wer sie waren, wie sie erschienen, mit welcher Theilnahme sie billigend oder miſsbilligend den Darstellungen beiwohnten, wie griechischer Charakter und griechische Sitte in dieser Richtung sich äuſserten". — Daſs gleichwohl weder hier noch an andern Orten einige in ihrer Vollständigkeit dem benachbarten Gebiet angehörige Erscheinungen nicht unerörtert bleiben dürfen, wenn durch sie auf interessante Punkte des diesseitigen helleres Licht fällt, versteht sich von selbst. Hieher gehört z. B. die sinnreiche und fast zur Gewiſsheit geführte Vermuthung (Th. I, S. 260), die man von vornherein in solchen Umgebungen nicht gesucht hätte, daſs neben der von Nikomachos unternommenen vielfach neuernden und interpolirenden Redaction der Solonischen Gesetze noch die alte ursprüngliche in Abschriften cursirt habe, daſs diese es sei, welche von Lysias c. Theomn. p. 356 citirt werde, und daſs dadurch der offenbare Widerspruch dieser Stelle mit der des Demosthenes c. Neaer. p. 1367 sich löse.

Wenn nun aber eine so behutsame und gewandte Herauslösung der zusammengehörigen Stoffe aus der festanhaftenden heterogenen Scholle nur durch die Wahl der Zeit möglich war, wenn diese Wahl daher selbst als Zeugniſs der Umsicht und Sachkenntniſs des Verfs. volles Lob verdient, so scheint dieselbe doch in andrer Beziehung einen Einfluſs auf die Auffassung der griechischen Sittlichkeit gehabt zu haben, deren polemische Tendenz, ja fast feindselige Haltung gegen die begeisterten Verehrer des in sich vollendeten rhythmisch gegliederten, kurz durchaus schönen Gesammtlebens der Hellenen eine Ermäſsigung nicht nur zuließe, sondern durchaus wünschenswerth machte. Es ist wahr: die Mischung des griechischen Volkscharakters aus den entgegengesetztesten Bestandtheilen sittlicher praktischer und schöpferischer Rüstigkeit, Liebenswürdigkeit, rein menschlicher Gefühle, Flattersinn, Wollust, Uebermuth und Bosheit, wie Parrhasios den athenischen Demos mahlte, hatte bereits die schlechten Elemente zum Uebergewicht herausgesetzt, und der Grieche, der alten unmittelbaren Tüchtigkeit mehr und mehr entfremdet, stand dem verächtlichen Wesen des Graeculus nahe genug. Mehr noch, der Same jener Verderbniſs findet sich schon verhältniſsmäſsig sehr früh grade in den fruchtbarsten Regionen des griechischen Geistes und Gemüthes ausgestreut und wuchert in der reichsten Fülle der Schönheitssaat; ja, wie es bei einer in der Sinnlichkeit wurzelnden Bildung nicht anders sein kann, an den zartesten Blüthen nagt der Wurm zumeist, und die vollkommene Befreiung und Entfeſslung von dem Zwang des positiv-religiösen Sittengesetzes kann nur von den bevorzugtesten Individuen ertragen und zur selbständig schönen Entfaltung der Persönlichkeit hinausgeführt werden, während sie in der Menge schon beim ersten Anlauf zur Unbändigkeit und Frechheit wird. Diese Aeuſserungen der entfesselten Sinnlichkeit werden natürlich immer die häufigsten sein, und in demselben Maaſse — bis zur stillschweigenden Sanction des Staates sich steigern, als das griechische Volk sich von dem angebornen Takt der väterlichen Sitte entfernt. Je mehr es nun dem Forscher um die Wirklichkeit historischer Erscheinungen im strengsten Sinne zu thun ist, desto mehr wer-

den sich die Thatsachen ihm zu eben so vielen Anklagepunkten gegen den unrechtmäfsig vergötterten Griechengeist drängen, und wenn der Verf. auch himmelweit entfernt ist, mit Tholucks unkritischem Zelotenfifer Zeit und Ort und Nationalität, mit einem Wort die ganze würdige Mission zu vergessen, die das hellenische Volk in der Weltgeschichte zu erfüllen hat, wenn er auch nicht das ganze blinde Heidenthum als mit Stumpf und Stiel verderbt und sündhaft und scheinheilig verdammt in Ewigkeit — so hat doch eben jene treue und gründliche Beschäftigung mit dem Wirklichen, mit den Thatsachen, eine Opposition gegen die idealere Auffassung hervorgerufen, welche namentlich Jacobs gegenüber scharf hervortritt, sich gegen Verfälschung des Geschichtlichen zu Gunsten einer Lieblingsansicht verwahrt, und wenn wir nicht irren, zuletzt sogar zur Ungerechtigkeit gegen den eignen Schützling — die Geschichte führt.

Es betreffen aber diese Anklagen zunächst und am gerechtesten das vorzüglichste Vehikel der ungebundnen griechischen Freiheit, die *Sklaverei* (Th. II, S. 20 ff. 3ter Excurs zur siebenten Scene), die „ungeheure Anmafsung", den Mitmenschen sich selbst gegenüber nicht als gleich berechtigten Menschen anzuerkennen, aus übermäfsiger Scheu vor eigner Dienstbarkeit und niedrer Arbeit den Andern dazu zu zwingen, und dies Alles noch auf philosophischem Wege kalt und ohne Ahnung das Bessern rechtfertigen zu wollen. Nicht zu leugnen ferner ist für die historische Zeit die aus ähnlichen Gründen entsprungne unwürdige Stellung der *Frauen* (Bd. II, S. 414 ff.). Hier ist der Vorwurf gegen Jacobs wohl begründet, dafs er im Eifer der Vertheidigung gegen incompetente Anfechter das ehrenvollere Verhältnifs der heroischen Zeit mit dem der geschichtlichen vermengt habe. Wir können gegen die Argumente des Verfs. nichts einwenden, wenn er darthut, dafs in dieser Zeit und grade in dem Mittelpunkte der Civilisation „die Frauen durchaus als ein untergeordnetes, von der Natur im Vergleich zu dem Mann den Fähigkeiten des Geistes wie des Herzens nach vernachlässigtes Geschlecht, untüchtig zum öffentlichen Leben, leicht zum Bösen sich hinneigend und in der Hauptsache nur der Fortpflanzung des Geschlechtes, auch wohl der Sinnlichkeit und andern Zwecken des Mannes dienend angesehen wurden". Im Gefolge solcher Mifsachtung und in entschiedner Wechselwirkung mit ihr tritt das *Hetärenwesen* hervor. Hier bewahrheitet sich nun besonders unsre Ansicht, dafs die Erforschung der Particularitäten alle jene schreienden und widerlichen Mifstöne der gemeinsten Wirklichkeit heraufruft, die in einer allgemeinern und, wenn man will, oberflächlicheren Fassung ihre zerstörende Schärfe verlieren und in anmuthigeren Weisen verklingen.

Denn das „Skizzenhafte" der geistreichen Abhandlung von Fr. Jacobs will der Verf. grade ausfüllen; er scheut es nicht zu den schmutzigen Stellen hinabzusteigen. Die empörendsten Situationen werden herausgehoben, empörender um so mehr, als selbst durch richterliche Entscheidungen (wie in dem Rechtshandel zwischen Stephanos und Phrynion bei Demosth. c. Neaer.) und Abgaben, die auf das niedrigste Gewerbe gelegt sind, die Gesetzlichkeit solches Treibens indirect vom Staat anerkannt erscheint. Schlimmeres und in dem Verein der Thatsachen zum Theil Schaudererregendes bietet der Excurs über die Knabenliebe dar; und wenn der Verf. im Gegensatz zu Jacobs nun beweist (Th. I, S. 347) „dafs in den meisten griechischen Staaten jenes mit der *παιδεραστία* bezeichnete Verhältnifs allerdings im Allgemeinen ein unkeusches gewesen, und dafs man es nur für Ausnahmen gelten lassen kann, wenn es hie und da in gröfserer Reinheit erscheint; dafs aber auch unter diesen seltneren Beispielen sich nicht leicht eines werde nachweisen lassen, bei dem sich das *sinnliche Fundament* verkennen liefse", so sieht man es ihm an, dafs er selbst mit Widerstreben, und nur durch die Ergebnisse seiner Forschungen gedrängt, daran geht, den Schimpf des hellenischen Volkes in seiner schmutzigen Nacktheit aufzudecken. Weit entfernt nun, die gründliche Untersuchung und die Wirklichkeit der Resultate zu bestreiten, sind wir sogar darin mit dem Verf. einverstanden, dafs erst die Vollständigkeit selbst der widerwärtigsten Einzelheiten ein richtiges Gesammtbild gebe. Aber die reiheweise Zusammenstellung jener Thatsachen, hervorgerufen eben durch die Polemik, mufs, da kein Gegengewicht erfreulicher und erquickender Erscheinungen (deren doch wahrlich in dem Hellenenthum, selbst in den betreffenden Verhältnissen noch genug sind) den üblen Eindruck der ersteren mäfsigt, wenn auch nicht aufhebt, nothwendig ein schiefes Bild geben. Jener Sumpf und Schmutz niedriger Verhält-

nisse scheint nicht blos seinen Platz in den untern Regionen des griechischen Lebens zu haben, er scheint über demselben nach allen Richtungen hin zu stagniren. Und hier ist es denn, wo die überwiegenden Resultate die Neigung zu einem falschen Urtheile wecken, an welches schon der letzte Theil des oben angeführten Satzes durch seine Stellung zu dem Vorangeschickten nahe gränzt. Er gewinnt erst sein wahres Licht durch einen andern an und für sich vortrefflichen Ausspruch (Th. I, S. 113), dafs „die *Sinnlichkeit*, wenn auch nicht die Mutter, doch die Amme des griechischen Schönheitsgefühles war". Zugleich aber bieten beide vereinigt den Gesichtspunkt für die richtige Auffassung jener Verhältnisse. Denn, wenn man den zweideutigen Begriff der Sinnlichkeit, der hier durch seine ganze Stellung noch zweideutiger wird, so fafst, wie es S. 347 die Hinweisungen auf die keusche παιδεραστία des Sokrates gebietet, als das freudige Wohlgefallen und den innig reinen Genufs des Schönen, so ist diese Sinnlichkeit doch wahrlich nichts Strafbares oder auch nur Verwerfliches. Ja, da in der körperlichen Welt das Göttliche sich nicht anders offenbart als in Schönheit und Anmuth, so wird dieser ästhetische Genufs sogar eine Huldigung des höchsten Geistes. Und der, welcher angezogen von der schönen Form, auch die Seele, welche den Tempel belebt, zur Schönheit herauszubilden, den Jünglin zu einem καλὸς κἀγαθὸς im prägnanten Sinne zu erziehen sich anschickt, wird auf diesem Wege, wiewohl vom *sinnlichen Fundamente* aus, doch das ψυχῆς ἐρᾶν zur Hauptsache erheben, und in Wahrheit, wie Sokrates, ein sanctus paederasta heifsen dürfen. — Ferner aber sehen wir im Zusammenhang mit jener ersten Auffassung auch die *Palästra* und ihre *Nacktheit* zunächst nach jenem bekannten Ausspruch des Ennius verdächtigt (Th. I, S. 354), dann aber ebensowohl wegen des möglichen und gewifs häufigen Abusus, als auch auf das Urtheil der einseitig praktischen Römer und Spartaner und die Nützlichkeitstheorieen des Aristoteles und Euripides hin sogar unzweideutig Anklage dagegen erhoben (S. 312—316). Wenn es nun aber in Bezug auf den ersteren der Punkte dem Verf. *seltsam* erscheint, dafs man einen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Schamhaftigkeit machen wolle, so kann es hier nicht der Ort sein, eine psychologische Kritik gegen diese Behauptung anzuspinnen. Wohl aber erlauben wir uns, hierin nur eine Consequenz jener einmal begonnenen polemischen, um nicht zu sagen destructiven Haltung zu finden, und stellen dieselbe daher in eine Reihe mit dem Urtheil über die Komödie des *Aristophanes*, deren Licht- und Glanzseite zwar in vollem Maafse anerkannt wird, deren nicht geringer Tadel es aber doch ist, über welchen allein die Zeugnisse der Alten mehrere Seiten hindurch vernommen werden. Und so mufs denn wieder der Accent unwillkürlich mit Verdunkelung des Lobes auf die Worte fallen, „dafs man den Vorwurf der äufsersten Gemeinheit und Unanständigkeit von diesen oft mit sehr wohlfeilen Mitteln den Beifall der Menge erhaschenden Komödien nie werde abwenden können, und dafs die Gebildeten und Besonnenen selbst in jener Zeit nicht anders geurtheilt hätten".

Sollte nun aber dieser Anflug von Subjectivität, der weder vom Verf. beabsichtigt, noch in den Einzelheiten des gelehrten Inhalts begründet, sondern lediglich durch die Stellung des Autors zu seinen Gegnern und dem eignen Stoff bedingt, dem Buche, unbeschadet seines wissenschaftlichen Gehaltes den Charakter einer Tendenz-Schrift aufzudrücken, und somit die Ruhe einer rein objectiven Haltung zu gefährden scheinen, so wird doch diese Befürchtung gründlich widerlegt — durch den Theil, der das Ganze künstlerisch zusammenhält, durch die Erzählung selbst. Ihre Bestandtheile sind noch im höherem Maafse als im Gallus fast durchaus der Wirklichkeit entnommen. Jedes Factum nicht nur, sondern selbst die den handelnden Personen in den Mund gelegten Urtheile haben ihr Correlat in einem wirklich überlieferten Ausspruch. Hier sollten, um keine Richtung des griechischen Geistes unberücksichtigt zu lassen, selbst seltnere Auffassungen Platz finden, wie die durch ihre scheinbar moderne Färbung frappirende Schilderung aus Plato's Phädrus (S. 230, Th. I.). Mit derselben Sorgfalt ist auch das Local der Fabel topographisch bis auf einzelne Ortsdistanzen, Beschreibung der Vegetation u. s. w. mit fleifsiger Benutzung der Reisemerke ermittelt (S. 67 Sc. I, Anm. 1—5. Anm. 32. a. m.). Selbst Schilderungen, die dem Verfasser selbständig auszuführen gestattet war, sind um jeden möglicherweise ungriechischen Klang zu vermeiden, meist den Alten selbst entlehnt (S. Sc. I., Anm. 7. 10.)

Ueber die passende Wahl der Zeit und des Haupt-

schauplatzes der Handlung haben wir schon oben ausführlicher gesprochen. In Bezug auf den Ort müssen wir noch die glückliche Wendung hervorheben, dafs der Held auf der Reise über *Korinth* nach Athen gelangt, wodurch die Möglichkeit gewonnen ward, das Treiben der Hetären auf ihrem klassischen Boden zu betrachten. Auch das ist schön erfunden, dafs wir mitten aus den Umgebungen der schönen Natur und des herrlichen Himmels in das Gewühl dieser Städte eingeführt werden. Wir gewinnen so jenen lachenden Hintergrund, der das griechische Leben, welches er ernährt, in scharfen Umrissen hervortreten läfst, und nur helle und heitre Farben zu den Gestalten seiner Bilder duldet.

Der Gang der Fabel ist einfach. Die Intrigue, den Verhältnissen der Zeit folgend, gewinnt von selbst ein durchaus ähnliches Ansehn mit den Sujets, denen wir in der sogenannten neuen Komödie so häufig begegnen, nur dafs natürlich der beschleunigte Ablauf des Drama's in der poetischen Erzählung gehemmt werden mufste, und eben dadurch wieder Raum gewann, sich behaglich nach allen Beziehungen des Lebens hin auszubreiten. Welche Mühe der Forschung und Sorgfalt in der Anwendung es kostete, die versplitterten Notizen aus ihren ursprünglichen Zusammenhängen zu lösen und zu einem solchen Bilde zu vereinigen, begreift sich leicht. Wenn aber dennoch der Geist, welcher Auswahl und Anordnung lehrte, durch und durch getränkt von der Innigkeit des griechischen Lebens, mit heitrer Freiheit die Mafsen bewegt, als wären sie die flüchtigen Kinder der eignen Phantasie, so dafs Niemand die Mühsamkeit der Arbeit ahnden würde, wenn nicht hinter der Scene ihm die gelehrten Pfähle, auf welchen der Bau ruht, die Citate, aufgedeckt lägen, so ist dieser Geist mehr als von blofser Gelehrsamkeit eingegeben, er ist ein *schöpferischer*. Mit leichter Anmuth bewegen sich die plastisch gerundeten Gestalten. Sie erscheinen wie *gewachsen* auf diesem Boden, nicht wie gemacht. Das ist es eben, was wir oben als die *Wahrheit* des griechischen Privatlebens bezeichneten, und hier ist zugleich der Angelpunkt des Widerspruchs mit jener scheinbar die griechischen Zustände verkleinernden Tendenz der Excurse. Denn dafs solche Gestalten, wie sie der Verf. in seinen Helden darstellt, und die durch die reine Menschlichkeit ihrer Sitte gehoben, selbständig und sicher fortschreiten an den Abgründen der Sinnlichkeit, die geistigen Schäume des Lebensbechers aber nicht seine Hefen kosten, und selbst das Gemeine vergeistigen; dafs solche Gestalten auf dem Boden griechischer Bildung gedeihen konnten und doch *wahrhaft griechisch* bleiben (Th. I, S. 130), das eben zeugt von der originellen Vortrefflichkeit dieser Bildung. Freilich in der Wirklichkeit ist viel Schmutz in diesem Boden, und der Verfasser, der ihn gründlich durchwühlen mufste, hat Ekel daran gehabt (Th. I, S. 109. 129). Aber so lange auch noch griechische Jünglinge erröthend den Blick niederschlagen, wo Unziemendes geredet wird (S. Th. I, S. 59), sind Schilderungen nicht nöthig, welchen der Verfasser seine Feder mit Recht nicht leihen zu dürfen glaubt (S. 129). Und auf der andern Seite: führen nicht auch die Criminalacten unsrer grofsen Städte in einen Sumpf der Verderbnifs, den wir selbst unter der trüglich glänzenden Oberfläche des gebildeten, ja gottesfürchtigen Lebens nicht ahndeten? Dafs bei der Oeffentlichkeit des griechischen diese Krebsschäden überall mehr zur Schau getragen werden (S. 114. 121) ist natürlich; dafs freilich eben hierin und in der Unbefangenheit, mit der man zuletzt jede Aeufserung des Sinnlichen zu betrachten sich gewöhnte, der Tadel der Frechheit begründet liegt, mag zugegeben werden. Auch dies wird zugegeben, dafs trotz der *eigenthümlichen* Mängel und Laster unsrer Zeit, die des Alterthums gröfser und tödtlicher waren, und dafs sie den Keim des allgemeinen Verderbens in sich trugen. — Aber darüber hat die Weltgeschichte bereits die Acten geschlossen. Die Griechen sind *todt*. Denn auch das *Schöne* mufs sterben, und das *nur* Schöne vielleicht vorzugsweise. Es wäre darum vermessen, die Bildung eines Volkes, welches selbst nur Ansprüche an die Endlichkeit machte, über die christliche setzen zu wollen. Denn nur diese ist für die Ewigkeit da. Innerhalb der Gränzen der Sinnlichkeit aber haben die Griechen das Höchste erreicht, und diese kindliche Bildung, die nur durch Aufopferung zum Theil der heiligsten Interessen erkämpft werden konnte, hat Gestalten der Poesie und plastischen Kunst ins Leben gesetzt, denen gegenüber alle Völker aller Zeiten nur stets als Schüler sich bekennen werden; und wie dieser Geist in gewissen Individuen und in gewissen Kreisen noch in den Zeiten beginnender Verderbnifs allseitig herrlich sich offenbarte, das hat Niemand schöner dargethan, als *Becker* in der Fabel von *Charikles*.

W. Hertzberg.

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

XXXVIII.

Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France; contenant des notices sur la littérature des dialectes; leur division territoriale, ainsi que celle de leurs sous-espèces; des indications générales et comparatives sur leurs articulations et sur leurs formes grammaticales; le tout composé d'après les meilleures sources et les observations faites sur les lieux, et accompagné d'un Choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France par J. F. Schnakenburg, docteur en philosophie, membre de la société de l'histoire de France à Paris. Berlin, 1840. 294 S. 8.

Während in den letzten Jahren mit dem gröfsten Eifer viele weniger bekannte europäische und aufsereuropäische Sprachen durchforscht worden sind, hat man dagegen die uns viel näher liegenden Mundarten der lebenden europäischen Sprachen fast ganz unbeachtet gelassen, gewifs nicht, weil man die Wichtigkeit derselben verkannte, sondern weil man die eigenthümliche Schwierigkeit ihrer Behandlung wohl erkannte. Allerdings haben einzelne deutsche Mundarten tüchtige Bearbeiter gefunden *), aber eine völlig genügende Bearbeitung einer ganzen Familie von Mundarten ist nur dem möglich, welchem das ganze Gebiet derselben mit Mufse zu bereisen und sie sprechen zu hören vergönnt ist; eine einigermafsen genügende auch dem, der von allen Mundarten schriftliche Quellen benutzen kann. *Adelungs Mithridates* ist zu umfassend, als dafs das Werk gediegen und überall zuverlässig seiu könnte; der Verf. konnte meistens nicht selbst prüfen; er mufste sich auf Andere verlassen und konnte überdiefs nur Andeutungen geben. Schätzenswerth sind *Fernows* Nachrichten über die italischen Mundarten, die er aus eigener Anschauung kannte, im dritten Bande seiner Römischen Studien; er wollte aber mehr dem gebildeten Leser eine allgemeine Ansicht der Mundarten, als dem Sprachforscher genaue Einsicht in das Einzelne derselben verschaffen, und für diesen sind daher seine Nachrichten unzureichend. Die Familie der französischen Mundarten ist bisher noch gar nicht, auch von den Fransosen selbst nicht, bearbeitet worden, und nur von einer Mundart, der des südöstlichen Lothringens, besitzen sie eine genaue Bearbeitung von *Oberlin*, obgleich die französischen Mundarten ein ziemlich reiches Schriftenthum besitzen und, wie die Mundarten jeder Sprache mehr oder weniger, manche nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnifs der Gesammtsprache liefern. Unterzeichneter hat in seinen Beiträgen zur Erforschung der romanischen Sprachen versucht, *alle* wichtigern Mundarten des romanischen Sprachstammes übersichtlich zu behandeln; aber er konnte seine Kenntnifs derselben nur aus gedruckten Quellen schöpfen und seine Anschauung derselben konnte daher immer keine recht lebendige und vollständige sein. Desto mehr erwartete er von dem fast gleichzeitig erschienenen Werke des Hrn. *Schnakenburg*, theils weil sich derselbe ein beschränkteres Gebiet — blofs die französischen Mundarten — zur Bearbeitung gewählt hat, theils weil er den grofsen Vortheil hat, diese Mundarten nicht blofs aus Büchern, sondern aus dem lebendigen Umgange

*) Wie ich eben in den Zeitungen lese, haben wir von Hrn. Dr. *Firmenich* in Berlin ein umfassendes Werk über alle deutschen Mundarten, „*Germaniens Völkerstimmen*", zu erwarten. Möchte seine Bitte um Beiträge überall berücksichtigt werden, damit es ihm gelingt, möglichst vielen Stoff zusammenzubringen, welcher dann gewifs bald einen Verarbeiter finden wird.

zu kennen. Doch nicht in jeder Beziehung hat er seine (vielleicht zu hoch gespannten) Erwartungen befriedigt gefunden. Wir wollen Hrn. S. auf dem Gange seiner Untersuchung begleiten.

Wir hätten gewünscht, dafs der Hr. Verf. in der Vorrede einige Andeutungen über seine muthmafsliche Reise durch Frankreich gegeben hätte, damit man daraus sehen könnte, ob er alle Mundarten in ihrem Heimathlande selbst hat sprechen hören und ob er Gelegenheit gehabt hat, dieselben längere Zeit zu beobachten, allein er drückt sich darüber sehr unbestimmt aus (S. VIII): „*ces idiomes, que j'eus l'occasion de voir de près et dont il m'était permis de puiser les traits caractéristiques aux meilleures sources*". Und weiterhin: „*quant aux notices sur les formes grammaticales et sur les articulations, je les ai obtenues presque entièrement en observant attentivement le langage parlé des indigènes*". Jedenfalls wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn Hr. S. etwas Genaueres über die Aussprache der Mundarten, die man eben nur an Ort und Stelle selbst lernen kann, gegeben hätte; aber was er an einzelnen Stellen des Buches darüber sagt, ist wenigstens für die Deutschen viel zu dürftig, als dafs sie sich ein lebendiges Bild von der Sprache machen könnten, und auch die alte Regel (S. 106): „*on prononce à peu près comme on écrit*" ist (besonders für einen Ausländer hinsichtlich französischer Mundarten) so unbestimmt und unpassend, dafs sie von Hrn. S. nicht hätte wiederholt werden sollen.

Hr. S. spricht seinen Zweck dahin aus, dafs er den Mundarten eine höhere Stelle in der Achtung der Gebildeten habe verschaffen, den Fremden ihr Verständnifs erleichtern, und ihnen eine allgemeine Ansicht derselben geben wollen, ohne sich darauf einzulassen, ein vollständiges Lehrbuch derselben zu schreiben. Wir bedauern, dafs Hr. S. seinen Plan nicht etwas erweitert hat, und mehr in das Einzelne eingegangen ist. So dankenswerth das ist, was er giebt, so hätte er sich doch leicht noch mehr Dank verdienen können, wenn er noch mehr gegeben hätte, und das konnte ihm bei seinen Hülfsmitteln und bei den Kenntnissen, welche er überall zeigt, ohne damit zu prunken, so gar schwer nicht sein. So eben giebt Hr. S. ungeachtet der Vortheile, welche er vor Unterzeichnetem voraus hatte, in den Mundarten, welche dieser gleichfalls behandelt hat, in wenigen Fällen mehr, öfters weniger, als was dieser blofs aus Büchern auch hat herausfinden können, so dafs der Vortheil der lebendigen Bekanntschaft des Verfs. mit den Mundarten dem Leser nicht eben sehr zu Gute kommt. Um aber nicht ungerecht zu sein, dürfen wir an den Verf. keine Ansprüche machen, die er selbst nicht hat befriedigen *wollen*, sondern wir müssen uns an das halten, was er selbst sich als Zweck vorgesetzt hat. Aber wir zweifeln, dafs er auch diesen Zweck *ganz vollständig* erreichen werde. Jedenfalls wird sein Werk gewifs viel dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der gebildeten Franzosen auf die Mundarten, auf die sie immer mit stolzer Verachtung herabgeblickt haben *), zu lenken; es wird auch den Fremden eine ziemlich deutliche Vorstellung vom Wesen der Mundarten verschaffen, aber nur im Ganzen, nicht im Einzelnen; denn die Mundarten sind nicht einzeln und getrennt behandelt worden, sondern alle zusammen von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus; aber gerade Fremden, welche Frankreich bereisen, liegt doch wohl mehr daran, die Mundart einer jeden Landschaft für sich kennen und verstehen zu lernen.

In der „*Introduction*" spricht Hr. S. über das Wesen der Mundarten und ihr Verhältnifs zu den Gesammtsprachen im Allgemeinen, woran er zwar nicht neue, aber deutlich und lebendig dargestellte Bemerkungen über die französischen Mundarten im Besondern anknüpft. So löblich und so ersprieſslich für ein Werk es nun auch ist, wenn ein Schriftsteller ganz von seinem Gegenstande durchdrungen ist und ihn mit Liebe behandelt, so möchte doch Hr. S. fast zu sehr von den Mundarten eigenommen sein und eine zu hohe Meinung von ihrer Vortrefflichkeit haben, was aber freilich sehr verzeihlich ist, da er eben Andere zur Beschäftigung mit denselben anregen will. Ohne nur im Geringsten ihren Werth und ihre Wichtigkeit für die allgemeine und vergleichende Sprachkunde schmälern zu wollen (wollte ich das, so hätte ich mich gewifs nicht selbst der mühsamen Bearbeitung derselben unterzogen), meine ich doch, dafs die Mundarten Frank-

*) Ein Franzose fragte vor nicht gar langer Zeit den andern, „Les Allemands est-ce qu'ils ont une langue"? „„*Non*"", antwortete dieser, „„*ils parlent seulement un patois, mais ils se comprennent entre eux*"". (Oehlenschlägers Schriften II, 25.).

reichs in keinem andern Verhältnisse zur Gesammtsprache stehen, als die Mundarten anderer Länder. Das heifst: jede Mundart hat einzelne Vorzüge vor der Gesammtsprache, namentlich in einzelnen sehr bezeichnenden Ausdrücken und Wortbildungen, welche sich in der Gesammtsprache durchaus nicht wiedergeben lassen. Das gilt aber nicht blofs für die französischen, sondern für alle Mundarten, und es betrifft meistens nur die Bezeichnung solcher Gegenstände und Handlungen, welche nur, oder vorzugsweise dem Volke gäng und gäbe, oder auch, gerade umgekehrt, ihm fremd sind und daher in seinem Munde einen komischen Anstrich erhalten. Wir wollen nur ein paar Beispiele aus einigen deutschen Mundarten anführen: nieder- und mitteldeutsch*): *verknusen, blechen* (bezahlen), *dämeln, kippeln, kribbeln, krepeln, knippern, kekeln, loppern, blaken, kiesüte* (wählig im Essen: *kiesen — üten*), *Dusel, Schrullen, Kinkerlitzchen;* niederrheinisch: *üuge* ins Auge fassen, *beplatsche* (mitteld. *beplantschern*) mit Wasser besprützen, *schnippele* (auch mitteld. *schnippeln*) in kleine längliche Stücken schneiden, *schrubbe* die Zimmer reinigen, *verquiste* verschwenderisch mit etwas umgehen, *leckisch* Leckermaul, *schmeckig*, vom Fleisch gebraucht, wenn es anfängt zu verderben; Strafsburgisch: *Annebaddätscherle* kleinlicher Weichling, *b'elende* bemitleiden, *bossle* gemeine Hausarbeiten verrichten (von *Bossel* Hausknecht), *dängle* leicht auf etwas hämmern, *gautsche* (allemannisch *gäutsche*) sich wiegend bewegen, *Gebuebs* kindisches Betragen, Kinderei, *Grossel* Grofsmutter, *gschwache* in Ohnmacht fallen, *Guff* Stecknadel, *Kaib* todtes Pferd, *Liftling* Windbeutel; allemannisch: *bosge* eine Bosheit verüben, *Chriesi* kleine, *Chirsi* aber grofse Kirschen, *handumcher* so geschwind wie man eine Hand umkehrt, *aheimele* an die Heimath erinnern, *Hurlibaus* Kanone, *hütie* heute den ganzen Tag, *manne* einen Mann nehmen, *wibe* ein Weib nehmen, *schaffig* arbeitsam, *Zitli* Taschenuhr u. s. w.

*) Mitteldeutsch nenne ich einstweilen die Mundarten, welche an und für sich oberdeutsch, doch einigen Einflufs vom Niederdeutschen erfahren haben. Dahin gehört namentlich die dessauische Volksmundart, welche durchaus oberdeutsch ist — die Elbe macht hier die scharfe Grenze zwischen Ober- und Niederdeutsch —, aber doch durch die enge Verbindung mit dem rechten Elbufer einige wenige niederdeutsche Wörter aufgenommen hat.

Wollte man den Mundarten nach solchen zum Theile sinnvollen Ausdrücken und Bildungen, deren die Gesammtsprachen entbehren, einen Vorzug vor diesen einräumen, so würde man irren, denn in viel wesentlichern Stücken werden die Mundarten von den Gesammtsprachen übertroffen. Und auch selbst hinsichtlich des Wortreichthums stehen sie diesen nach; denn wenn auch die meisten Mundarten in der Bezeichnung sinnlicher Dinge und Handlungen hier und da reicher sind, so sind sie alle ohne Ausnahme viel ärmer in der Bezeichnung von Verstandesbegriffen, da das Volk sich nur wenig über das Sinnliche zu erheben pflegt, und ihm natürlich für die Begriffe, die es nicht hat, auch die Bezeichnung fehlt. Der gröfste Unterschied zwischen beiden Arten von Sprachen ist der, dafs jene lebendige Volkssprachen, diese (mehr oder weniger) meistens nur todte Büchersprachen sind; daher haben die Ausdrücke der Mundarten immer einen bestimmten Karakter, und zwar denselben, den das Volk, welches sie spricht, hat, und das ist gewöhnlich neben dem Gutmüthigen und Treuherzigen das Niedrige, Gemeine, Komische oder Lächerliche, und nimmt man solche Ausdrücke in die Gesammtsprache auf, so behalten sie diese Eigenthümlichkeit, eben weil sie so bezeichnend sind; die Ausdrücke der Büchersprache dagegen sind an und für sich todt und karakterlos, und sie erhalten erst im Zusammenhange der Rede den Karakter, den das Ganze hat, und sie sind daher fähig, die verschiedenartigsten Färbungen anzunehmen. Daher möchte auch das, was Hr. S. (S. 6) als Vorzug der Mundarten hervorhebt: „*ils expriment si complètement ce qu'ils veulent dire, que les auteurs les plus habiles n'ont osé les traduire, de peur de flétrir leur teinte originale*", nicht so hoch anzuschlagen sein. Denn sie drücken zwar vollkommen bezeichnend aus, was sie sagen wollen, aber sie können immer nur Eins sagen wollen, und kommen sie in den Fall, etwas Anderes als dieses Eine sagen zu müssen, so sind sie dessen unfähig. Daher kommt es, dafs man ein ernsthaftes Gedicht, besonders ein Heldengedicht, unmöglich in irgend welche Mundart übersetzen kann, ohne dafs es einen Anstrich des Komischen erhält, was auch Hr. S. selbst gelegentlich (S. 19) zugiebt. Auch von der von Hrn. S. gerühmten *harmonie inimitable* und *élégance* habe ich wenigstens nicht viel in den Mundarten gefunden.

Auch von den Erfolgen der Erforschung der französischen Mundarten scheint mir Hr. S. zu viel zu erwarten, wenn er (S. 6) sagt: „*on arriverait peut-être de cette manière* (wenn in den Landschaften Vereine von Sprachforschern und Landleuten zur Erforschung der Mundarten an Ort und Stelle gegründet würden) *à découvrir et à reconstruire la langue primitive des Gaules*". Daran ist wohl nicht zu denken. Denn wenn auch noch am Ende des vierten christlichen Jahrhunderts das Gallische, der bekannten Nachricht bei Sulpicius Severus zufolge, noch nicht völlig verschwunden war, so haben sich doch auch in den Volksmundarten gewifs nur weit weniger gallische Bestandtheile, gröfstentheils in den Namen der Ortschaften, erhalten, als wie man früher allgemein annahm und jetzt noch zum Theile annimmt (gewifs keine „*foule incroyable*", wie Hr. S. 12 sagt). Man vergleiche nur die deutschen Mundarten. In Anhalt, welches ganz von Slawen bevölkert war, wurde noch im 13. Jahrhunderte slawisch gesprochen, was daraus hervorgeht, dafs von den Fürsten Bernhard II. und Albrecht I. und dem Abte Konrad von Nienburg erst 1293 beschlossen wurde, dafs in den öffentlichen Gerichten nicht mehr die wendische, sondern blofs die deutsche Sprache gebraucht werden sollte. Und jetzt findet sich in den anhaltischen Volksmundarten auch nicht eine Spur mehr vom Slawischen, obgleich viele Ortsnamen ihren slawischen Ursprung noch jetzt durch ihre Form deutlich genug darthun. Wie viel mehr wird die alle staatliche und volksthümliche Selbständigkeit der besiegten Völker vernichtende römische Staatskunst die alte Sprache der Gallier vertilgt haben!

Es folgen (S. 12) „*Observations sur l'origine et la littérature des dialectes*". Den Ursprung der französischen Volksmundarten führt Hr. S. auf die vorrömische Zeit zurück. Das kann man in gewisser Beziehung wohl zugeben, wenn wir nur nicht, wie es Hr. S. allerdings meint, an die *jetzigen* französischen Mundarten denken; denn mundartliche Verschiedenheit hat in Frankreich, wie in jedem andern Lande, gewifs so lange Statt gefunden, wie überhaupt eine Sprache dort gesprochen worden ist, da sie zumeist durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt wird; in dem gebirgigen Auvergne und Limousin z. B. wird stets eine andere Mundart gesprochen worden sein, als in der milden an das Meer angrenzenden Provence u. s. w.

Die Nachrichten über das Schriftenthum der Mundarten möchten wohl ziemlich vollständig sein. Nur einige Schriften erlaube ich mir noch hinzuzufügen. Provenzalisch: *Morel* lou galoubé ou pouésious prouvençalous, Avignon 1828; *Coye* oeuvres complètes en vers provençaux, Arles 1829; auf beide Werke kann man sich für die Mundart von Arles genauer verlassen, als auf die von Hrn. S. angeführten Lieder von *Trachet*, in denen französischer Einflufs unverkennbar ist; ferner *Gros* recueil de pouesios provençalos, Marseille 1763; — gaskognisch: Fables causides de *La Fontaine* en bers gascouns, Bayonne 1776; Poésies *Béarnaises*, Pau 1826. *Jasmin* las papillotas, Agen 1835; von demselben: l'abuglo de Castel — Cuille, Agen 1836.; — pikardisch: Sermon d'un bon curé picard, Abbeville 1787; — lothringisch: *D. M*** de M**** lo franc Messin ou les loisis d'Vendome, Metz 1827.; — burgundisch: *Aimé Peron* l'evaireman de lai peste, Dijon 1832. (erste Ausgabe 1721.). — Die S. 19 angeführte Travestie der Henriade in auvergnischer Mundart ist von *Faulcon* und 1789 erschienen.

S. 25. *Division territoriale des dialectes et de leurs sous-espèces.* Hr. S. behält, wie sich erwarten liefs, die sich von selbst darbietende und darum auch schon althergebrachte Eintheilung der Mundarten in nordfranzösische, zu denen auch die wallonische aufserhalb der Grenzen Frankreichs gehört, und in südfranzösische, an welche sich die schweizerischen, oberitalischen und spanischen Mundarten anschliefsen, bei. Hr. S. nennt nicht passend (nach Raynouard) die nordfranzösischen Mundarten französische, die südfranzösischen romanische. Den ganzen Abschnitt hätte man etwas übersichtlicher behandelt gewünscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France; contenant des notices sur la littérature des dialectes; leur division territoriale, ainsi que celle de leurs sous-espèces; des indications générales et comparatives sur leurs articulations et sur leurs formes grammaticales; le tout composé d'après les meilleures sources et les observations faites sur les lieux, et accompagné d'un Choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France par J. F. Schnakenburg.

(Fortsetzung.)

S. 44 beginnen die „*Matériaux pour servir à la connaissance du système phonétique et des formes grammaticales des dialectes*". Hr. S. hat, wie schon erwähnt, die Lautlehre nicht nach den einzelnen Mundarten, sondern nach den Lauten geordnet durchgenommen, und nur nord- und südfranzösiche Mundarten geschieden. Das ist sehr nützlich für eine Geschichte der Laute (nur hätte dann lieber von den lateinischen, als von den französischen Lauten ausgegangen und die Lautveränderungen im Französischen bloſs verglichen werden sollen), aber die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Mundart lernt man dadurch nicht kennen. Unterzeichneter hat in seinen Beiträgen beide Behandlungsweisen zu vereinigen gesucht, indem er erst jede Mundart für sich behandelt und nachher das Wichtigste aus allen Mundarten noch einmal zusammengestellt hat. Auffallend ist es, daſs Hr. S. die südfranzösischen Mundarten unverhältniſsmäſsig kurz abgefertigt hat, denn während die Betrachtung der Lautlehre der nordfranzösischen Mundarten 18 Seiten einnimmt, sind der Lautlehre der südfranzösischen Mundarten nur 4 Seiten gewidmet. Die von Hrn. S. behandelten Mundarten sind ungefähr dieselben, welche Unterzeichneter bearbeitet hat, doch kommen noch einige hinzu, von welchen Letzterm keine Quellen zu Gebote standen, von denen aber Hr. S. gröſstentheils auch nur einzelne Bemerkungen gibt. Es sind etwa folgende: Rouchi (am Nächsten mit dem Pikardischen verwandt), Franc-Comtois, Normand, Ardennois, Poitevin, Haut-Alsacien, Saintongeais, von Nivernais, Jurassien, Bressan u. e. a. Dagegen fehlen bei Hrn. S. das Wallonische, denn obgleich dieſs auſserhalb der Grenzen Frankreichs gesprochen wird, gehört es doch seinem Wesen nach zu den französischen Mundarten, (und Hr. S. selbst hat auch von der gleichfalls auſserhalb Frankreich gesprochenen Mundart von Malmedy und selbst von der italischen Mundart von Genova Sprachproben gegeben), und die Pariser Volksmundart, welche manches Eigenthümliche hat, und auch die Mundarten der Dauphiné sind fast ganz unberücksichtigt geblieben.

Wir erlauben uns nun einige Bemerkungen zur Lautlehre. *A* soll (S. 45) vorzugsweise vor *m*, *n* und *l* in *au* übergehen; doch scheint der folgende Mitlaut keinen Einfluſs auf diesen Uebergang zu haben, obgleich bekanntlich sonst *l* ein vorhergehendes *au* sehr begünstigt, vgl. z. B. Metzisch: *bramo*, *pastinaca*, *aupétit*, *fauchet fâché* u. s. w.; höchstens mag jene Regel für das Burgundische gelten. — Unrichtig ist die Angabe (S. 48), daſs im Lothringischen die Partizipien im männlichen Geschlecht sich *immer* auf *i* endigen sollen, und daſs das weibliche Geschlecht sich gleichgültig auf *aie* oder *eie* endige. Die Regel ist diese: einige Partizipien werden der ersten Abwandelung untreu und endigen sich auf *i*, weiblich *ie*, z. B. *mendgi* mangé *mendgeie*; andere bleiben ihr treu, indem sie sich auf *é* endigen, und diese haben im weib-

lichen Geschlecht *aïe*; z. B. *d'né donné d'naïe, mouonné* mené *mouonnaïe* u. s. w. — Nach S. 54 soll im Lothringischen *oua* aus *a* durch Einflufs eines folgenden *r* entstehen und diefs wegen jenes breiten Lautes ausfallen; aber wenn auch allerdings *oua* in vielen Fällen durch den Einflufs eines folgenden *r* entstehen mag (vgl. engl. *war*), so wird doch oft genug *r* nicht ausgestofsen; z. B. *mouardchi* marché, *Mouarguite* Marguerite u. s. w., und *oua* statt *a* tritt auch vor andern Lauten ein, z. B. *mouatée manteau, fouadchi* fâché u. s. w.; wie auch *ouo* z. B. *démououdché* dimanche, *mouodchatte* manchette u. s. w. — Das auffallende *m* im Anfange mancher Wörter in der Mundart von Nivernais, z. B. *deux renfans* (S. 54), erklärt sich aus dem Uebergange des vom vorhergehenden Worte herüberzuziehenden *s* in *r*, vgl. Parisisch *vouroute* vous êtes, *je vous raime* je vous aime bei Marot (vgl. Beiträge S. 325). — Die burgundische Form *ire* in der Mehrheit des Perfects soll (nach S. 56) durch Uebergang des *m* in *r* aus dem Französischen *îmes* entstanden sein, z. B. *fire* aus *fîmes*, allein wahrscheinlich (s. Beitr. S. 336) ist die Endung *ire* aus der Endung der 3. Person *erunt* entstanden, welche sowohl in die erste, wie in die zweite Person überging; überhaupt möchte sich wirklicher Uebergang von *m* in *r* nicht leicht nachweisen lassen. — Der Gebrauch von *w* (auch *ou* oder *v* geschrieben) in der pikardischen, lothringischen und wallonischen Mundart statt *g*, besonders im Anlaute (S. 58), findet nur in deutschen Wörtern Statt, wo *w* ursprünglich ist; Hr. S. lehrt uns (S. 62), dafs im Ardennischen bisweilen auch starkgehauchtes *h* dafür steht. — Hr. S. findet (S. 59) Schwierigkeit in dem *h*, welches besonders im Lothringischen, aber auch in andern Mundarten (z. B. in Maineschen), statt eines französischen *s* oder *ce, ci* eintritt: „*en admettant que les Romains aient toujours prononcé leur c comme un k, même devant e et i, on trouverait une explication de ce phénomène au moins pour les cas, où cet h remplace un c latin*". Aber gerade diese Fälle sind selten, denn meistens steht *h* statt *s* und läfst sich leicht aus diesem erklären; denn so häufig auch *k* und *h* wechseln, so möchte doch dieser Wechsel wohl mehr einer frühern Zeit der Sprachbildung angehören. Aus *s* wird sehr leicht *h*, da auch *s* Hauchlaut ist, und zwar zur Reihe der Zahnlaute gehörend; im Zend steht ungemein häufig *h* an der Stelle eines sanskritischen *s* (Bopp vergl. Gramm. §. 53): im Griechischen, Lateinischen und Deutschen wechselt sehr häufig *s* und *h*, z. B. griech. σῦς und ὗς, lat. *sus*, d. *Sau*; ἅλς, *sal, Salz*; ἕξ, *sex, sechs* u. s. w., so wie *h* einem *c* (*k*) entspricht in δέκα, *decem*, goth. *taihun, zehen*; *centum, hundert* u. s. w. (vgl. Hoefer, Beiträge zur Etymol. S. 378 über den Wechsel des *h* und *s*, und S. 426 ff. über die Aspirationskraft des *s*). Mit jenem lothringischen Uebergange des *s* in *h* stimmt genau überein der spanische Gebrauch von *j* (welches die Andalusier *hh* sprechen) statt eines anlautenden lateinischen *s*; z. B. *jabon* sapo u. s. w. (Diez I, 230 f.). — Uebergang eines französischen *j* in *g* wie im Rouchi (S. 60) findet sich eben so, aber auch vor *e* und *i* und wo *j* ursprünglich ist, im Rhätoromanischen (Beitr. S. 348). — Sonderbar und unrichtig ausgedrückt ist (S. 61) der Satz: „*suivie d'une autre consonne la lettre t est quelquefois omise dans certains dialectes au milieu et à la fin des mots: p. ex. en lorrain: loure loutre, ac acte, trisse triste*". Im letztern Falle hat sich *t* dem vorhergehenden *s* angeähnlicht, wie sich diefs ganz deutlich im Wallonischen zeigt; z. B. *tiesse* tête von *testa, biesse* bête *bestia, goss* goût *gustus* u. s. w. — Das *v* welches bisweilen einem anlautenden Selbstlaute vorgesetzt wird (S. 62), z. B. burgund. *vou*=*où* ist dem griechischen Digamma oder auch spiritus lenis vergleichbar; es möchte sich nicht leicht anders finden, als vor *ou*, so wie das griechische *v* nie ohne Spiritus asper anlauten kann.

Bevor wir von den bei Hrn. S. zunächst (S. 63) folgenden Bemerkungen über die Formenlehre der nordfranzösischen Mundarten sprechen, wenden wir uns zu den, wie schon erwähnt, zu dürftigen Nachrichten über die Lautlehre der südfranzösischen Mundarten (S. 83—87), zu denen wir nur eine einzige Anmerkung machen wollen. S. 84 sagt Hr. S., in den südfranzösischen Mundarten würden alle Buchstaben „*nach ihrem natürlichen Werthe*" gesprochen, und die Nasenlaute seien ihnen fremd. Sollte beides wirklich immer der Fall sein? Gegen erstere Angabe scheint die sehr häufig in einer und derselben Mundart nicht blofs, sondern auch in einem und demselben Buche verschiedene Schreibart desselben Wortes sehr stark zu sprechen,

z. B. *tem*, *temz* und *tempi*, *toujou*, *toujour* und *toujoure* u. s. w. so wie auch die Reime, von denen ich aus vorliegendem Buche nur einige wenige anführen will; z. B. in Toulousischer Mundart, welche Hr. S. (ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen) als die reinste südfranzösische Mundart betrachtet und als Norm aufstellt: S. 115 *anats-jamas*; 116 *Sarrazis-amycs*; *auta-léu-Bourdéux*; S. 167 auvergnisch: *sauts-ogeaux*; *padrix-eibaupi*; *rigeant-champs*; 169 *pelari-petit*; *tout-chansou*; S. 201 limousinisch *bros-tro* u. s. w. In allen diesen Fällen scheint die Aussprache wie im Französischen zu sein, wo gerade viele Buchstaben ihren natürlichen Werth verlieren. Auch gegen den Mangel der Nasenlaute scheinen viele Reime zu sprechen; z. B. S. 115 (Toulouse) *recompença amistança*; 139. (Narbonne) *Satan-Adam*; 157 (Marseille) *contens-tems*; 165 (Toulon) *ben-tem*; 166 (Basse-Auvergne) *Priam-paixant*; 167 *paixant-champs*; 170 *devan-champs*; 172 *loung-fount*, *dessen-sein*; 187 (Haut-Limousin) *tems péniténs*; 191 *confiança-vengença* u. s. w.

Die Mundarten, welche Unterzeichneter nicht hat behandeln können, bieten manches Bemerkenswerthe dar. Dahin gehört im Oberelsafs *tch* statt *t* und *d* bei vorhergehendem *r*, welches ausfällt; z. B. *sotchi* sorti, *petchut* perdu (S. 54); in Nivernais *s* st. *ch*, z. B. *samp* champ (S. 57) und *z* st. *g* (wie im Venezischen), z. B. *partaizé* partager (S. 58), so wie in einigen südfranzösischen Mundarten *ts*, *dz* st. *g* oder *j* (S. 85); z. B. Périgourdin *tsour* jour, in einigen Gegenden von Auvergne *dzone* jaune; im Rouchi *l* st. *n*; z. B. *limero* numéro (S. 55) u. s. w. Ueberhaupt ist das Rouchi bemerkenswerth, denn während in den andern romanischen Sprachen und Mundarten die harten Mitlaute erweicht werden, werden hier umgekehrt die weichen Laute hart. Dasselbe habe ich im Wallonischen bei *d* gefunden, welches hier öfters zu *t* wird (Beitr. S. 330); aufserdem wird aber im Rouchi auch *b* zu *p*; z. B. *nope* noble (S. 56; auch in Bordeaux ist *diape* = diable); *g* zu *q*; z. B. *lanque* langue (S. 58), *f*, und selbst *v* zu *p*; z. B. *écauper* échauffer (das.), *pigile* vigile (S. 62). Das gleichfalls im Rouchi sich findende *ti* (=*tj*) st. *ch* (S. 58) bildet den Uebergang vom lateinischen *c* (=*k*) zum italischen *c* (=*tsch*) und französischen *ch* (vgl. Beitr. S. 151).

Der Abschnitt über die Formenlehre und die Wortfügung der französischen Mundarten beschränkt sich auf sehr wenige einzelne Bemerkungen, zu denen wir unten noch einige nicht unwichtige hinzufügen werden. Ausführlicher dagegen ist der Abschnitt über die Zeitwörter, allerdings den wichtigsten Theil der Formenlehre. Neu und wichtig war uns die Nachricht (S. 64), dafs in einer Mundart des Wasgau die Vergangenheit der Zeitwörter — wohl durch deutschen Einflufs — durch das Zeitwort *faire* gebidet wird, z. B. *el fé remessé* er sammel-*te* d. i. er *that* sammeln. — Bemerkenswerth sind ferner in der Mundart von Cambray die Endungen der 3. Ps. Einht. und Mehrht. des Imperfects *au*, *ottent* (S. 72), welche mehr perfectisch aussehen; z. B. *avau* avait, *déensottent* dansaient, welches fast zusammengesetzt scheint aus *déensot-ent* oder *ont* (gleichs. dansat[um]-habent); auch die Form für die Einheit *au* findet sich, aus *avit* entstanden, in der kalabrischen Mundart im Perfectum (Beitr. S. 175). Von dem *s*, welches in mehrern Mundarten im Infinitiv statt *r* (im Pikardischen noch hinter dem *r* : *ers*) eintritt, habe ich gemeint (Beitr. S. 292), es sei aus einer Erinnerung an *se*, durch welches die Infinitive im Lateinischen gebildet sind, entstanden. — Die Endung des Perfects *gué*, welche Hr. S. vom Lateinischen *vi* ableitet, (S. 73) halte ich für das Perfectum *habui* (Beitr. S. 292), so wie *guéri* (S. 91 f.) für das Plusquamperfectum *habueram*. Die Perfectform *uri* in der Mundart von Bordeaux, z. B. *dissuri* je dis, *couurruri* je courus (S. 92) ist wohl aus dem Plusquamperfectum *ueram* (z. B. *tribueram*) entstanden, so wie auch die Partizipien der 2. und 3. Abwandelung nicht vom Lateinischen *etus* und *itus*, sondern von *utus* (*perdu-perdutus*) abgeleitet werden (Diez II, 115), und auch die französische Perfectendung *us* (dakoromanisch *ui*) aus *ui* entstanden ist (z. B. *voulus* aus *volui*, *courus* aus gl. *currui* st. *cururri*); wirklich ist auch im Dakoromanischen das eigentliche Plusquamperfectum, in der Abwandlung mit der Endung *urĕ* erhalten, z. B. *vĕndúrĕ* — die Mehrheit des Perfectums soll in den südlichen Mundarten keine besonders bemerkenswerthe Formen haben (S. 92), doch verdient allerdings wenigstens die auvergnische Endung der 1. Ps. *emen* Erwähnung (Beitr. S. 292).

Zur Vervollständigung des von Hrn. S. Gegebe-

nen will ich nun noch einiges Wenige, was mir für die Kenntnifs der Mundarten und den Sprachforscher nicht unwichtig scheint, vom Hrn. Verf. aber übergangen ist, aus meinen Beiträgen anführen, jedoch um der Kürze willen bei den einzelnen Bemerkungen auf jene verweisen. 1) *Lautlehre.* a) Selbstlaute: limousin. *au* st. *o*: *audour* odeur (S. 284); auvergn. *o* st. *a*: *stotuyo* statue (S. 278); — b) Mitlaute: dauphin. *r* st. *n*: *uro* une, *bourra* bonne (S. 250); mainisch *s* (wie im Lothringischen) und *s* st. *l* nach einem Mitlaute *fiour* fleur, *sembeant* semblant (S. 294); limous., main. und Paris. *s* oder *z* st. *r*: *prémiéz* premier, *pas* par (S. 286, 290, 294, 325); lothring. oberdeutscher Kehllaut *ch* st. *r*, *s*: *duch* dur, *pouachonne* personne (S. 306 f.); in vielen Mundarten *z* st. *s*: *eglézi* église (S. 289, 334); Paris. *g* st. *d*, entsprechend dem Uebergange von *t* in *q*, der sich gleichfalls in Paris findet: *guieu* dieu (S. 327); Anhängung von *s* im Pikardischen: *los* là (S. 299) u. s. w. — 2) *Formenlehre.* In der Mehrheit des Articels wird das Geschlecht in den nördlichen Mundarten und von den südlichen in der neuprovenzalischen und der von Nimes nicht unterschieden, während es in den andern südfranzösischen Mundarten geschieden ist; im Wallonischen fällt selbst in der Einheit Nominativ und Accusativ zusammen. Im Lothringischen ist Einflufs des Deutschen auf das Geschlecht unverkennbar (Beitr. S. 309); im Bearnischen steht es bei einigen Wörtern frei, das der Bedeutung angemessenste Geschlecht zu wählen (S. 273). Die Fürwörter der beiden ersten Personen, *ego* und *tu*, gelten in vielen südlichen Mundarten nicht blofs für den Nominativ, sondern auch für den selbstständigen Accusativ (gleichs. *per ego*, *pro tu* u. dgl. S. 290 f.); im Navarrischen und Bearnischen gilt *que* für den Nominativ aller Personen der persönlichen Fürwörter (S. 274 f.); bemerkenswerth ist die burgundische Form *lote* illorum leur (S. 335) u. s. w. — 3) *Wortfügung.* Auffallend ist in den languedokischen Mundarten der Genitiv des fragenden Fürwortes *que*: *de que* statt des Nominativs und Accusativs (S. 260). In provenzalischen und languedokischen Mundarten wird blofs *pa* ohne *ne* zur Verneinung gebraucht, so wie im Wallonischen *nin* und *gett* und im Parisischen gleichfalls *goutte*: vom Metzischen *n'*, *me*, *mes*, welches Hr. S. eben so wie Unterz. von *mica* herleitet, hat derselbe S. 64 gesprochen.

Sehr verdienstlich ist der zweite, seinem Umfange nach gröfste Theil des Buches: „*Choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France*" (S. 103—292). Hr. S. hat überall vom Besten ausgewählt, aber doch wird man beim Lesen dieser Proben gewifs die Ueberzeugung gewinnen, dafs der dichterische Werth der mundartigen Erzeugnisse im Ganzen genommen ihrem sprachlichen Werthe sehr untergeordnet ist. Für das Verständnifs derselben hat Hr. S. durch reichliche unter den Text gesetzte Erklärungen gesorgt, über deren Auswahl im Einzelnen wir nicht mit Hrn. S. rechten wollen, denn dem Einen erscheint Manches schwierig, was dem Andern keine Schwierigkeiten darbietet; im Ganzen hat aber Hr. S. gewifs das richtige Mafs getroffen, und es möchte nicht leicht etwas wirklich Schwieriges unerklärt geblieben sein. Den Beschlufs der Probensammlung macht eine Zusammenstellung mehrerer Uebersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohne in verschiedenen untergeordneten Mundarten, an welche sich, um die gänzliche Verschiedenheit dieser Sprachen darzuthun, auch Uebersetzungen derselben biblischen Stelle in das Baskische und Bretagnische anschliefsen.

Die von Hrn. S. gegebenen Proben bieten in sprachlicher Hinsicht vieles Bemerkenswerthe dar; da es aber zu weit führen würde, dies Alles hier aufzuzählen, so wollen wir uns damit begnügen, nur noch einige wenige aus jenen Proben gezogene sprachliche Bemerkungen, welche wir bei Hrn. S. vermissen, hier zusammenzustellen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France; contenant des notices sur la littérature des dialectes; leur division territoriale, ainsi que celle de leurs sous-espèces; des indications générales et comparatives sur leurs articulations et sur leurs formes grammaticales; le tout composé d'après les meilleures sources et les observations faites sur les lieux, et accompagné d'un Choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France par J. F. Schnakenburg.

(Schluſs.)

Wir erwähnen zuerst den häufigen Wechsel der Schmelzlaute (Liquiden) unter einander, namentlich zwischen *l* und *r* und *l* und *n*; z. B. in Toulouse: *enré* au lieu, Haute-Auv. *der* du (*del*), *ar* au (*al*), *bercop* beaucoup, im Jura *prelia* prairie, Poitou *parculour* procureur, Toulouse *armo* âme (*an' ma*, span. *alma*), Malmedy *lounné* nommé, *malson* maison (*mansion*); in *dsoun* jour (in Montauban) und *toutjoun* toujours (Toulouse) ist aber nicht *n* aus *r* entstanden, sondern hier ist das *n* vom lateinischen *diurnum* erhalten, *r* aber ausgefallen, so wie *r* eingeschoben ist in *parpaiou* papillon (Cévennes); — ferner *s*, *z*, *dz* st. *r*: *leus* leur (St. Omer), *liox* leur (Annonay), *dzin* rien (Jura); — *d*, *t* st. *l*, *ll* (vgl. Beitr. S. 188, 276): *dy* lui (Haute-Auv.), *dinguet* il y eut (das.), *vaïda* veillée (Cévennes), *et* il (Auch, Cahors); umgekehrt *l*, *ll* st. *t* in *tolle* toute (Malmedy); *el*, wenn diefs nicht Druckfehler ist, findet sich zweimal statt *at*, S. 275 (in den Ardennen) und S. 277 (in Besançon); — *j* und *gu* (wie in Paris) statt *d*: *preju* perdu, *veigeai* garder (Elsafs), *gué* deux (Jura); — beliebt sind in mehrern Mundarten die Hauchlaute: *th* st. *t*: *paithiaige* partage, *aippouthia* apportez, *souethi* sorti (Besançon); *dh* st. *d*: *dhorça* douce (H.-Auv.), *gaidhia* garder, *padhiu* perdu (Besançon); *gh* st. *g*: *estranghir* étranger (Malmedy); *ch* st. *c*: *ounchle* oncle (Basse-Auv.); *h* selbst st. *s* (wie im Lothringischen) und *ss* in Malmedy: *dnâhe* lat. donasset, donnât, *ouhe* habuisset, *mâhen* maison; statt *v* in den Ardennen: *ahoi* avoir, *hoirdé* garder (d. warten), *rehoit* revoit; endlich als Dehnungszeichen eines Selbstlautes vor *r*, besonders wenn dieses aus *l* entstanden ist, sehr häufig in Ober-Auvergne: *oustahn* hôtel, *ahrtchis* autres, *ahra* aile, *mahr* mal, *tahrament* tellement, *sehrro* soeur, *counsouhra* consoler; auch durch Verdoppelung wird *a* gedehnt vor *i* und *y* in Artois (St. Omer): *paaye*, *aayant*, *paayn* pain, *faain* faim; — Erweichung einzelner Mitlaute in Poitou: *igl* auch *gle* und *eil* il, *gne* ne, *quielle* quelle; Erhärtung von *j* zu *ch* in Rodez: *choube* jeune, *chour* jour, *bouyocha* voyager; — *geh* st. *ch* in Malmedy: *pegché* péché, *dubâgche* debauche.

Nun noch einige abgerissene Bemerkungen aus der Formen- und Wortfügungslehre. In mehrern südfranzösischen Mundarten wird die Mehrheit durch die Endung *is* gebildet (Beitr. S. 291); in der oberauvergnischen Mundart wird durch diese Endung *is* einem vorhergehenden *t* der Zischlaut *tg* oder *tch* zuertheilt: *toutgis* tous, *vostgis* vos, *eistchis* ceux-ci (isti), *ahrtchis* autres (weibl. *ahrtzas*); in Nontron (Départ. Dordogne) wird auch von weiblichen Wörtern die Mehrheit durch *is* gebildet; z. B. *de le fennais perdudais* des femmes perdue; — in Artois lautet der männliche Artikel *che* mht. *ches* (Beitr. S. 300), der nicht bestimmende Artikel im Jura *nun* oder *non*, jedoch auch *ion*: *l'ion*, *l'atrou* l'un l'autre. — Zur Verneinung = point dient in Cahors *cap*, in Avignon *gés*; in Carpentras ist *res* = *personne*; hier und in Cahors

wird von *res* Nominativ und Accusativ unterschieden: Nom. *res*, Accus. *ré* (Cahors), *ren* (Carpentras); *quaouquaren* quelque chose (Carpentras). — Von Formen der Fürwörter führe ich nur an: im Jura *te* Nominativ, *tu* Accusativ (wie in Grenoble); *mins* mes, *lou minnou* le mien, in Cahors *la tieuno porte* ta porte; — Verhältnifswörter: *enta* (intus) dans (Toulouse), *enco* (in casa) chez (Cahors), *prep* (prope) près (daselbst), *coumo* (cum) avec: *coumo mé* mecum (Nontron), *pes* par les (Cahors). Der Juragau, von deutscher und italischer Zunge begrenzt, hat von beiden Sprachen Einflüsse erfahren; z. B. *gnon* personne ital. *niuno*, *piu*, *piaisis* u. s. w. *più*, *piacere*, *gli* lui it. *gli*, *oh mé* hélas it. *oimè*, *fouo* dehors it. *fuori*, *motsé* bouquet it. *mazzo*; *saca* deutsch *Sache*, *châ* d. *Schaar* u. s. w.

Die Ausstattung des Werkes ist gut; doch sind mir folgende Druckfehler aufgefallen: S. 22 Z. 13 v. u. l. *bien* st. *biens*; 44, 2 v. u. *n'ai* st. *nai*; 56, 17 v. o. *n* st. *m*; 69, 15 v. u. *trouvant* st. *trovant*; 176, 3 v. u. *autres* st. *autre*; 234, 4 v. u. *particule* st. *parricule*; 264, 4 v. u. *empruntons* st. *ampruntons*; 274, 13 v. o. *mingeoitent* st. *m'ingeoitent*; 281, 8 v. u. *chomaï* st. *okomaï*; 282, 18 v. o. fehlt *ceou* hinter *çou*; das. 18 v. u. *coumencec* st. *coumencee*; das. 13 v. u. *tournat* st. *tourat*; das. 3 v. u. *ço de* st. *çode*; das. 2 v. u. *s'arregaoui* st. *s'arregaou i*; 283, 6 v. o. *ramassat* st. *ramassar*; 284, 13 v. o. *dounabo* st. *dounabó*; das. 11 v. u. *una* st. *uná*; 285, 16 v. u. *oustaou* st. *ousiaou*; 290, 1 v. o. *Breton* st. *Berton*.

August Fuchs in Dessau.

XXXIX.

Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Leipzig, 1841 *bei Teubner.* 88 *S. gr.* 8.

In einem Staate, der seine eigenthümlichen Prinzipien zur Basis und die Geschichte seines Strebens zum Kommentar derselben hat, wird man immer gern auf die epochemachenden Begebenheiten zurücksehen; ja, die Verwaltung wird in einem solchen Volke den Fleifs der Forscher nicht genug befeuern können, um nach allen Richtungen hin mehr und mehr historisches Licht zu gewinnen. Es ist deshalb auch nicht zufällig, dafs, abgesehen von den sogenannten Volksschriftstellern, die Geschichte des grofsen Kurfürsten und die des grofsen Königs, sammt einigen einzelnen Partien unsrer vaterländischen Geschichte neuerdings wieder näher sind beleuchtet worden; sondern es ist der, von Zeit zu Zeit immer lebendiger regsame Trieb des Bedürfnisses, welcher den politischen, den militärischen, den kulturhistorischen, den gesammten geistigen Entwickelungsgang klarer anzuschauen sich befleifsigt.

Dreierlei Schriften pflegen einander zu folgen: monographische Beiträge, Spezialgeschichten und Gesammtwerke aus den Quellen geschöpft, daraus aber entlehnte, von Büchermachern rasch verbreitete sogenannte Populargeschichten. Wenn von diesen letzteren der Markt überfüllt, der Bedarf befriedigt ist; so kann es für ein gutes Zeichen gelten, dafs der Reigen neu beginnt, dafs die, sich immer vergröfsernde Zahl der Freunde vaterländischer Geschichten aus neuen Quellen neue Befriedigung erlangen. Die Charakterschilderung des grofsen Königs wird durch einige siebzig, zum Theil ausnehmend schöne Briefe an die kluge, aufgeklärte und entschlossene Herzogin Luise Dorothee von Gotha nächstens sehr gewinnen; — Herr Stadtrath Klein ist im Begriff, die gesammten Kabinets-Ordres an den Magistrat von Berlin, über die, von dem Könige, im April 1761, seiner Residenz geschenkten zwei Millionen Thaler zur Abtragung der russischen Kontribution, bekannt zu machen; — dreizehn, auf der Turiner Bibliothek von Friedrich v. Raumer gefundene Originalbriefe desselben an den Grafen Algarotti werden die, in Druck erschienene Korrespondenz zwischen beiden mehrfach berichtigen und ergänzen; — eines andern hiesigen Gelehrten Erwerbungen in fremden Ländern werden den, bisher nur als Kunst- und als Vergnügungs-Reise bekannten Besuch des Königs in Amsterdam, im Juni 1755, in seinen *politischen Zwecken* bekannt machen; — und so sehen wir, bei der täglich wachsenden Theilnahme an Friedrich's Leben und Regierung immer neuen Aufschlüssen entgegen, wenn auch seine Geistesgröfse, seine unerschütterliche Charakterstärke, sein Riesenfleifs, sein hehrer Begriff von Fürstenpflichten, sein landesväterliches Herz bereits im hellsten Lichte strah-

len, und durch neue Kerzen nur hie und da noch mehr hervorgehoben werden möchten.

Mit diesen Andeutungen sprechen wir vorweg unsre Dankbarkeit für jede, noch so kleine Bereicherung unserer Geschichte aus, wünschend, dafs auf diesem Wege auch bei uns einmal der Nationalstolz so gedeihe, dafs fremde Mächte ihm zu huldigen und sich mit Concessionen ihm gefällig zu zeigen, vortheilhaft finden mögen.

Eine solche Bereicherung der Friedrichs-Literatur rendet uns der verehrliche Herausgeber der obigen Actenstücke zu. Zweierlei unterscheiden wir an dem Buche: das neue historische Material, und die Raisonnements des ungenannten Redacteurs, welcher, eigentlich kein Lobredner des grofsen Königs, vielmehr zu Gunsten Oesterreich's und Sachsen's streitet; aber, in den diplomatischen Mittheilungen unwillkürlich wesentlich Dasselbe darthut, was Friedrich selber über diesen Gegenstand ausgesprochen, der, wie wohl allgemein als bekannt angesehen werden darf, aus zwei Gründen seinen siebenjährigen Krieg geschrieben, nämlich, seine militärischen Erfahrungen der Zukunft zu erhalten, und dann, was er aber zuerst nennt, der Nachwelt zu beweisen und überzeugend darzuthun, dafs es *nicht von* ihm abgehangen, diesen Krieg zu vermeiden, auch, dafs die Ehre und das Wohl des Staates ihn gehindert, den Frieden unter andern Bedingungen einzugehen, als unter welchen er ihn abgeschlossen. (Oeuvres Posthumes. T. 3. p. 4.)

„Dem Herausgeber sind (nach Seite V) einige Actenstücke in die Hände gekommen, welche theils über die unmittelbaren Ursachen, die den König von Preufsen bestimmten, Chursachsen, wie er sich ausdrückte, en dépôt zu nehmen, theils über das vom Wiener Hofe aufgestellte, und bis zum Schlusse des Jahres 1758 durchgeführte System etwas mehr Licht, als was bisher durch gedruckte Actenstücke zugekommen war, verbreiten."

Indefs bemerken wir, dafs die S. 16, 17 unter Texte abgedruckten Auszüge aus der Leipziger Relation vom 18. Mai 1745 und der vierte Geheime Artikel der St. Petersburger Defensiv-Allianz zwischen Preufsen und Oesterreich vom 22. Mai 1746 in de Flassan Recueil. T. I. p. 28 und 30 sich vollständig abgedruckt finden; — das, S. 5—8, auszugsweise gegebene Untersuchungs-Protokoll Friedrich Wilhelm Mentzels ist vollständig schon, Warschau 1758, 16 Seiten in Quart, und dann oftmals in Druck erschienen; — endlich können wir uns nicht überzeugen, dafs der Seite 42 gegebene Auszug aus dem Konferenz-Protokoll des Kabinets-Ministeriums in Wien, vom 14ten Juni 1757, über die Ratifikation eines, am 1sten Mai dieses Jahres mit Frankreich abgeschlossenen geheimen Tractates, die wirkliche Ratification beweise: einmal, weil Friedrich, der in den Oeuvres Posthumes der Allianzen seiner Gegner sehr genau gedenkt, nichts davon sagt, und dann, weil in dem anderweitigen Alliance-Vertrag zwischen jenen beiden Mächten vom 30. Dezember 1758 nur auf den Vertrag vom 1. Mai 1756 Bezug genommen wird, auch die Einleitung so abgefafst ist, dafs man an einen früheren, wirklich vollzogenen Allianz-Traktat der Art durchaus nicht denken kann. Es wird nämlich in derselben gesagt: „Que comme on ne pouvoit espérer de rétablir la tranquillité de l'Allemagne que par l'affoiblissement de la puissance pernicieuse du Roi de Prusse, le Roi très-Chrétien et l'Impératrice-Reine avoient jugé à-propos de resserrer les noeuds de leur union par un traité confirmatif du traité de Versailles du 1 de Mai 1756, et de convenir des moyens les plus propres pour forcer l'agresseur de donner satisfaction aux lésés et sureté pour l'avenir, et pour établir solidement le repos de l'Allemagne, en réduisant le Roi de Prusse dans des bornes qui ne lui permissent plus de troubler, au gré de son ambition et de celle de l'Angleterre, la tranquillité générale et celle de ses voisins". Der 1ste Artikel des neuen Vertrages von 1758 lautet: „Les deux parties confirment le traité de Versailles du 1. Mai 1756 et le prennent pour base de la présente convention". Abgesehen davon, dafs hier des Offensiv-Tractats vom 1. Mai 1757 durchaus nicht gedacht wird; so hätte ja auch, wäre derselbe in der That vollzogen worden, nicht erst im Jahre 1758 von einem Enger-Knüpfen der Bande des Versailler Tractats vom Jahre 1756 die Rede sein können. Dafs aber Flassan in der Diplomatie françoise den Tractat von 1757 übergeht, und dafs Schoell und Wenck ausdrücklich sagen, derselbe sei *nicht ratificirt* worden, läfst vermuthen, dafs die, etwas spät abgegebene

österreichische Erklärung in Paris, oder nachträglich gar in Wien selbst (vielleicht in Folge der Schlacht bei Kolin) auf Hindernisse gestofsen sein dürfe.

Nach diesen Vorbemerkungen erkennen wir als neues historisches Material dankbar an 1) Seite 10 die, nach Seite V, aus den sächsischen Archiven entlehnte Korrespondenz zwischen dem sächsischen Gesandten Grafen Flemming in Wien und seinem Chef-Minister dem Grafen Brühl in Dresden, aus den Jahren 1754 bis 1756, über das Verhältnifs des Dresdener Hofes zu Preufsen und zu dessen Feinden; 2) Seite 24 die Auszüge aus den Konferenz-Protokollen des Wiener Ministeriums, im Mai und Juni 1756, über das politische Verhältnifs des Kaiserhofes zu den andern Mächten und, Seite 29, die dazu gehörigen Puncte über einen neuen geheimen Vertrag mit Frankreich, sammt der Antwort dieser Krone vom 29. Juni 1756; 3) Seite 35 die diplomatische Verhandlung zwischen dem Grafen Kaunitz und dem Grafen Esterhazy, kaiserlichem Botschafter am russischen Hofe, im April und Mai 1756, über das gegenseitige Verhältnifs beider Kaiserhöfe: Alles in Bezug auf eine engere Verbindung gegen Preufsen; 4) Seite 49 die Auszüge aus Konferenz-Protokollen des Wiener Ministeriums, vom April und November 1758, und eine Korrespondenz zwischen dem Grafen Bernis und dem Grafen Kaunitz, beide über die geheimen Verhältnisse zwischen diesen Mächten; endlich 5) gewährt Seite 89 der Brief des Kardinals Grafen Bernis an den Kardinal de Tencin, vom 29. Januar 1758, ein eigenthümliches Interesse, inwiefern wir den französischen Minister auf eine ungemein feine Weise die Bemühungen der Lieblings-Schwester Friedrich's des Grofsen, der Markgräfin von Baireuth, um einen Separatfrieden mit Frankreich abgelehnt sehen.

Der Herr Herausgeber nennt Seite II. den siebenjährigen Krieg „verhängnifsvoll" wegen der Drangsale, die er über *Sachsen* brachte; wir nennen ihn *bedeutungsvoll*, weil er Europa, das halb entschlafene, erweckt, zu geistigem Leben wieder berufen hat; denn Intelligenz und Energie verbreitete er, und Selbstbewufstsein, und neues Leben, in allen, so bunt vereinten Kräften und Gegenkräften; ja, das Nationalgefühl in Deutschland feierte, im Angesichte des, an allen Höfen und im gesammten hohen Adel wohlbeliebten französischen Sprache und Literatur, seit der Schlacht bei Rofsbach, ihren ersten allgemeinen Triumph, indem Gleim, Kleist, Ramler, Lessing ihrem Heldenkönige als deutsche Erntesänger folgten und seine Siege auf dem Parnafs mit Dichterlorbeer krönten. Selbst die gegenseitigen Waffen hinderten am Ende nicht, dafs der Deutsche sich als des Deutschen Bruder an der Spree und an der Donau fühlte, so sehr auch der Kirchenglaube und die Differenz der Höfe trennen mochten. Der siebenjährige Krieg hat (ohne vieler andern Mittelglieder zu gedenken) der Schlacht bei Leipzig und dem deutschen Zollverbande, und jeder Einigung, die noch kommen wird, vorgebaut. Also, in höherem und höchstem Sinne ist er, abgesehen von dem hier (Seite VI) belobten neuen politischen Systeme des Wiener Hofes, in dessen Folgen die Erzherzogin Marie Antoinette als Dauphine nach Frankreich ging — verhängnifsvoll gewesen, wie jede andere epochemachende Begebenheit, deren nothwendige Uebel als nothwendige Opfer der Vergessenheit anheim gegeben werden, wenn die Enkel sich des Kampfes ihrer Väter freuen. Zu diesen Früchten wollen wir denn auch die historische Durchforschung jenes Krieges nach seinen Ursachen, Thatsachen und Folgen rechnen, und darum auch die „*Neuen Actenstücke*" mit Dank empfangen und bei der vollständigsten inneren Beglaubigung derselben uns dabei beruhigen, dafs keine weitere Erklärung über ihren äufsern Ursprung beigegeben worden.

Seite 22 lesen wir, Sachsen habe (1756) keinen Theil an dem Bündnifs gegen den König genommen. Darüber hat die Geschichte längst zu Gericht gesessen und ihr unwandelbares Wort gesprochen; aber, selbst unsre „Neuen Actenstücke" zeugen *gegen* den Dresdener Hof; denn, Seite 15 wird unumwunden ausgesprochen: die beiden Kaiserhöfe haben den kursächsischen eingeladen, dem Petersburger Tractat vom 22. Mai 1746 gegen Preufsen beizutreten und es erhelle aus den bekannt gemachten Depeschen: dafs, wenn letzterem die Vortheile zugesichert worden wären, welche die Konvention vom 18ten Mai 1745 ihm gewährt hatte (S. 16), er wahrscheinlich schon im Jahre 1747 seinen Beitritt unterzeichnet haben würde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1841.

Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmannes.

(Schluſs.)

Freilich wog Graf Flemming, als der Sturm sich wirklich nahete, diplomatisch-klug und in wahrhaft sächsischem Patriotismus ab, ob es seinem Herrn und seinem Vaterlande heilsamer wäre, daſs Schlesien zu Oesterreich oder zu Preuſsen gehöre (S. 18). Graf Brühl war nicht so unbefangen; er hoffte, selbst bei einigem Uebermuth des Wiener Hofes, eine günstige Gelegenheit zu erwarten und besonders Ruſsland sich zum Freunde zu erhalten (S. 19). Wir verdenken es auch dem Dresdener Kabinette keinesweges, daſs es auf Preuſsen eifersüchtig war, daſs es nach eigenem Vortheil und nach Selbstständigkeit strebte; aber, wir stimmen auch in des Grafen Flemming abermals kluge Ansicht ein (S. 20), daſs derselbe dann auch besonders in einer achtunggebietenden Armee von etwa 30,000 Mann die Mittel dazu hätte vorbereiten sollen, wie es eben nicht geschah, weshalb denn auch die Kaiserin Maria Theresia, in dem Augenblicke, wo der Entschluſs schon hätte That sein sollen, nämlich in der Mitte des April 1756, zu Flemming sagte: „qu'il falloit dissimuler autant qu'il nous (*den Sachsen nämlich*) le seroit possible (S. 19): Beweises genug, welchen Antheil Sachsen an dem groſsen Fürstenbunde gegen Preuſsen damals schon genommen. Der Herr Herausgeber nennt aber (S. 28) auch noch unter den in Wien, am 2. Juni 1756, aufgestellten Bedingungen eines neuen, mit Frankreich zu verhandelnden Vertrages, „*Subsidien für Sachsen* und andere Höfe". — Friedrich kannte die ganze europäische Verschwörung gegen ihn, und, da er schon bei Abfassung des Antimachiavell wohl wuſste, daſs *Zuvorkommen* klüger und besser sei, als sich zuvorkommen lassen; so zog er, wie kein unbefangener und wohlunterrichteter Politiker ihm je verdenken wird, in das unvorbereitete, zum Allerwenigsten übelwollende Kurfürstenthum Sachsen ein. Dennoch lag ihm sehr daran, des Nachbars kleinen Waffenbeistand freundschaftlich zu gewinnen, nicht ihn zu bekriegen; und, daſs sich Sachsen dennoch durch das Lager von Pirna zum Opfer für das Kaiserhaus in Wien brachte, das hat den Krieg auf sieben Jahre ausgedehnt, der sonst vielleicht durch Eine Schlacht entschieden und beendigt worden wäre. Also, an den bewährten Heldenmuth des sächsischen Heeres knüpft sich das Schicksal von Europa an und — das Vaterland dieser tapfern Krieger verblutete sich schier — weil entweder eine falsche Politik, oder eine ruchlose Unachtsamkeit in der Vorbereitung für die Tage der Entscheidung (auch für *Polen*) die Gunst des Augenblicks verscherzte.

Zu dem Kapitel über den kursächsischen Geheimen Kabinets-Kanzelisten Mentzel (S. 3), über dessen, für Preuſsen vortheilhaften Verrath Friedrich (in den Oeuvres Posthumes. T. 3. p. 75) selbst Bericht gegeben, können wir noch einige Quellen nennen, aus welchen der Berliner Hof seine genaue Kenntniſs der Verhandlungen an fremden Höfen gegen ihn schöpfte: Baron v. Weingarten, österreichischer Legations-Secretär in Berlin, ergab sich, in seiner blinden Leidenschaft für eine Charlottenburger Schöne, Ernestine Henriette Witte, ganz dem preuſsischen Interesse; — der russische Staatsrath Wolkoff theilte dem Groſsfürsten Peter alle, im Geheimen Rathe gegen den Berliner Hof beschlossene Entwürfe mit, welche dieser dann sogleich dem Könige, dessen Fürstengröſse er bewunderte, zu wissen that; — Wenige aber dürften Kenntniſs von Dem haben, was der bei Maxen so unglücklich gewordene General-Lieutenant v. Finck

in seiner (handschriftlichen) Autobiographie ausführlich erzählt, dafs Friedrich seit dem Jahre 1754 einem, nach Namen und Charakter wohlbekannten sächsischen hohen Militärbeamten jährlich 6000 Thaler Pension gezahlt und dafür von Allem genaue Kunde bekommen; ja, die vollständige Bekanntmachung der Verrätherei dieses, in alle hohe militärische Geheimnisse eingeweiheten Militärs wird dereinst auch über Friedrichs und des vertrauten Generals v. Winterfeldt Zuversicht bei dem Einmarsch in Sachsen, im August 1756, ein helleres Licht verbreiten. Man meine jedoch nicht, dafs nur von Einer Seite auf diese Art die Geheimnisse des Gegners erspähet worden: Graf Brühl hatte, wie Hasche in seiner diplomatischen Geschichte Dresdens, Theil 4, erzählt, einen Vertrauten, Alexander Siepmann („Kursächsischen Director einer geheimen Expedition von Eröffnung der Briefe und der sichersten Methode, selbige ohne mindeste Verletzung und ohne Abnahme des Lacks in sehr kurzer Zeit zu eröffnen"), welcher im Jahre 1747 die Depeschen des preufsischen Gesandten v. Klinggräff in Dresden öffnete, und, Seite 9 der Neuen Actenstücke selbst erfahren wir, dafs der Kaiser Franz und die Kaiserin Maria Theresia ihre geheimen Verbindungen in Berlin mit Erfolg benutzten. Das war damals überall Brauch und diplomatische Sitte, und wollen wir den Berliner Hof deshalb in keinen besonderen Schutz nehmen, den wir seinen Gegnern nicht eben so bereitwillig zugestehn möchten. Da aber hier aufs Neue, S. 21, in einer Depesche des Grafen Brühl vom 20. September 1756 gesagt wird, dafs der König von Preufsen das sächsische Archiv, „*par force*" öffnen lassen und da das oft so verstanden worden, wie selbst v. Archenholtz S. 8 des historischen Taschenbuchs für das Jahr 1789 erzählt, als habe der General-Lieutenant v. Winterfeldt die Königin von Polen, welche (nämlich nach der fabelhaften Sage) die Archive durch ihren eigenen Körper zu beschützen, vor dieselben sich gestellt und ihre Arme ausgespannt, — von ihrem Posten wegtragen lassen, ohne auf ihr grofses Geschrei und ihre thätige Widersetzlichkeit zu achten; so wollen wir über diesen, bisher nie genugsam aufgeklärten Punkt, den wesentlichen Auszug aus dem Originalberichte des preufsischen Majors v. Wangenheim über diesen Gegenstand, bei welchem der, in der Armee des Königs, aufser Dresden, befindliche General v. Winterfeldt durchaus nicht betheiligt war, mittheilen. Der Major v. Wangenheim sagt, dafs er den 9. September 1756 mit seinem Grenadier-Bataillon in Dresden eingerückt sei und von dem General-Major Baron v. Wylich, dem preufsischen Kommandanten daselbst, befehligt worden, mit demselben die Haupt- und Schlofswache zu besetzen. Abends 9 Uhr befahl der General-Major v. Wylich ihm, von den sächsischen Geheimen Kabinetsräthen und Secretarien die Schlüssel zum Archive zu fordern. Jene Beamten meldeten das der Königin, welche zwar etliche Schlüssel übergeben liefs, aber die Archivschränke mit ihrem Petschaft zu versiegeln begehrte; Major v. Wangenheim drückte sein Petschaft dagegen. Am andern Morgen, zwischen 5 und 6 Uhr, befahl der General v. Wylich dem Major v. Wangenheim abermals, die Depeschen des Wiener und des russischen Hofes auf jeden Fall aus dem Archive zu schaffen. Die Königin von Polen wurde von ihren Leuten mitten aus ihrer Andacht der Schlofskapelle abberufen und sie wandte bei dem Major v. Wangenheim die schmeichelhafteste und gnädigste Freundlichkeit an, um die Eröffnung der Schränke abzuwenden. Als v. Wangenheim seine unabänderlichen Befehle vorschützte, bat sie um Aufschub des Geschäfts, sie wolle ihren Oberhofmeister Baron Wessenberg an den König von Preufsen schicken. Da aber der General v. Wylich auch das für unthunlich erklärte; so ergab sie sich in das Unvermeidliche, und die Schränke, zu welchen die Schlüssel zu Handen waren, wurden mit denselben geöffnet; nur bei einigen Schränken, deren Schlüssel in den Händen des Geheimen Kriegsraths Saal und anderer, im Lager des Königs von Polen befindlicher Beamten waren, mufste man sich eines Schlossers bedienen. Dies geschah den 10. September 1756.

Was Seite IV. aus des Unterzeichneten gröfserem Buche über die Drangsale beigebracht wird, welche Kursachsen durch das preufsische Kontributions-System gelitten, ist durchaus wahr und sehr bedauernswürdig, ja wir haben unser Trachten nach historischer Treue auch in solchen Schattenstücken oft mit der wehmüthigsten Gemüthsbewegung büfsen müssen; aber nicht minder grell würde die Gegenrechnung lauten, wenn man Friedrich's einzelne, von Russen, Oesterreichern, Schweden, Franzosen, Reichsvöl-

kern verheerte und entvölkerte Provinzen in das erschütternde Detail-Gemälde siebenjähriger Plagen bringen wollte. So thränenvoll aber auch von dieser Seite der siebenjährige Krieg erscheint; so weilt man doch, wenn die strategische und taktische Gröfse des Königs uns, die Kampagne-Jahreszeit hindurch, mit Staunen und Bewunderung erfüllet hat, den Winter über fast mit gleich grofser Ehrfurcht bei der fast unmöglichen Aufgabe, die preufsische Armee wieder zu ergänzen und — bis zum nächsten Frühjahr für dieselbe neue 27 Millionen Thaler baar zu schaffen. In solcher Drangsal, die der König selber Herkules-Lasten nennt, mögen wohl die Mittel, den Zweck zu erreichen, nicht immer die zartesten gewesen sein. Und, nimmt man noch hinzu, dafs einzelne Communen und Districte, statt zu dem grofsen Zwecke beizusteuern, Hülfe fordern und bekommen mufsten, wenn sie nicht auf Immer untergehen sollten; so ahnet man, wie Friedrich, an Leib und Seele vor den Jahren alternd, in seiner Feinde Ländern nicht immer sanft und freundlich schalten mochte, und bei dem Jammer-Anblick seines eigenen Volks, zum Himmel blickend, mit Seufzen wünschen mufste: dafs doch niemals wieder ein solcher Krieg sein Vaterland heimsuche!

Preufs.

XL.

Scholica Hypomnemata. Scripsit Joh. Bakius, Vol. II. Lugd. Bat. 1839. *XIX und* 286 *pag.* 8.

Ein philologisches Buch aus Holland erweckt uns immer ein besonderes Interesse. Wir verehren die alte Pflegerin der klassischen Litteratur und bedauern, dafs sie sich von Deutschland abgewandt und viel mehr zu Frankreich und England geneigt hat. Wessen ist die Schuld? Deutsche haben die Philologie in Holland gründen helfen, Gronov und Grävius, Ruhnken und Wyttenbach waren Deutsche. Hat sich der Betrieb der klassischen Studien in Deutschland seit Gesner und Ernesti, Heyne und Wolf über Holland erhoben, ist Holland durch die Gewalt der Waffen lange Zeit von Deutschland getrennt gewesen, so wäre es nun, da die natürlichen Verhältnisse wiederhergestellt sind, auch billig, dafs die Holländischen Philologen sich in engere Verbindung mit den Deutschen setzten und etwas über den Rhein hinaus bis Leipzig und Berlin kämen. Unsere Bücher kommen nach Holland, das ist wahr, aber ein inniges litterarisches Commercium besteht nicht; freilich ist es in Folge der unmäfsigen Erhöhung des Briefportos leichter mit Paris und London aus dem Herzen Deutschlands zu communiciren als mit Leyden. Sie sind uns aber auch deshalb willkommen, die philologischen Schriften aus Holland, weil die Holländischen Philologen noch etwas auf Richtigkeit und Reinheit der Lateinischen Darstellung halten, die in Deutschland geraume Zeit vernachlässigt wurde und auch jetzt noch zu häufig vernachlässigt wird, obgleich die klassische Philologie in Deutschland unstreitig mehr und Interessanteres zu Tage fördert. Die Vertreter der klassischen Philologie in Leyden, die Hrn. Bake, Peerlkamp und Geel, beweisen uns von Zeit zu Zeit, dafs das philologische Studium in alter tüchtiger Weise noch immer in Holland gefördert wird, obgleich wir bei aller Anerkennung eines grofsen Talents gestehen müssen, dafs Peerlkamp's Horaz gar zu weit über die Linie besonnerer Kritik, wie sie in der alten Schule geübt wurde, hinausgeht. So ist uns die vorliegende Schrift des Hrn. Prof. Bake sehr willkommen. Sie ist zunächst als eine Frucht seiner Vorlesungen anzusehen, und wird den Freunden der klassischen Litteratur als eine philologische Aehrenlese geboten in Erwartung zunächst erscheinender vollständigerer Werke.

Die Sammlung wird mit einer Zuschrift an Hrn. Luzac eröffnet, der als der Enkel Valckenaers und Besitzer der Adversarien dieses vielseitigen Philologen, ein verwandtschaftliches Interesse für die klassische Philologie bekundet. Hr. Bake ergeht sich in der Erinnerung an gemeinschaftliche Bekannte, die Englischen Philologen Dobree, Gaisford und Burges, die sich eine Zeitlang in Leyden aufhielten, und schildert ihre Persönlichkeit mit ansprechender Ausführlichkeit in so gefälligem Latein, dafs wir unsere Schulmänner, wenn sie um neuen Stoff zu Lateinischen Stilübungen in Verlegenheit sind, auf diese Quelle aufmerksam machen. Der erste Aufsatz ist ein einleitender Vortrag zur Eröffnung eines neuen Lehrcursus, worin Hr. Bake dialogische Schriften des Xenophon, Plato und Cicero erklären wollte. Er behandelt die Schriftgattung des Dialogs, ihren Ursprung aus der Nachahmung der Sokratischen Lehrweise, ihre ältesten Bearbeiter und ihre verschiedenen Formen, besonders den Unterschied des Platonischen und Aristotelischen Dialogs. Von letzterem liefern uns Cicero's philosophische Schriften Belege, indem seine Eigenthümlichkeit im Allgemeinen darin besteht, dafs, statt der Sokratischen Entwickelung durch die Frageform, ununterbrochene Auseinandersetzungen, mit dialogischer Scenerie verbunden, gegeben werden (s. Cic. Epist. I, 9, 23), noch speziell aber darin, dafs diese Auseinandersetzungen die Gestalt zusammenhängender Disputationen für und wider annehmen, mit einer mehr oder minder entscheidenden Disputation zum Schlufs. So fafst es Cicero ad Att. XIII, 9. Im zweiten Aufsatze behandelt Hr. Bake zwei Stellen des Aristoteles, worin der Sokratischen Dialoge und der Mimen des Sophron Erwähnung geschieht. Er entwickelt den Sinn der ersten (poët. 1) gegen Hermanns Er-

klärung, indem er aber doch Hermanns Emendation πρόσωπο (wir würden πρόσωπο vorziehn) für die Vulgata ποιοῦσι annimmt. Nur verstehen wir nicht, warum er übersetzt: Epopoeia nuda tantum oratione aut metro imitatur, sive mixto illo e pluribus, sive uno genere usa, *eoque absolvatur illa definitio*, wofür es nach seiner eignen Erklärung *quod hucusque factum est* heifsen müfste. In der andern behandelten Stelle des Aristoteles, bei Athenaeus lib. XI. p. 505 C, will er emendiren, mit Unrecht, wie wir glauben, da τοὺς πρώτους γραψάντας τῶν Σωκρατικῶν διαλόγων sehr wohl heifsen kann: die von (unter) den Sokratischen Dialogen zuerst abgefafst worden sind, d. h. welche die ersten der abgefafsten, in Schrift niedergelegten, Sokratischen Dialogen sind.

Es folgt der Haupttheil des Bandes (von pag. 54—194), Emendationen zu den beiden ersten Büchern Cicero's de Oratore, die sich zunächst an die schätzbare Ausgabe von Henrichsen anschliefsen. Wir schlagen den Werth dieser Bemerkungen nicht gering an und glauben, dafs diese sorgfältige Erwägung des Sinnes und Ausdrucks besonders beim akademischen Vortrag sehr lehrreich und bildend ist. Indefs müssen wir offen gestehn, dafs Hrn. Bake's kritischer Scharfsinn uns gar oft auf den Abweg penibler Aengstlichkeit gerathen zu sein scheint. So nimmt er gleich zu Anfang Anstofs an dem, wie es ihm scheint, unverbundenen Ausdruck *cum ambitionis occupatio decursu honorum*, etiam *aetatis flexu, constitisset*, und will *et* für *etiam*. Keineswegs! Cicero beschreibt die Zeit, wo sein Ehrgeiz ein natürliches Ende durch die Erreichung der höchsten Ehrenstellen gefunden, und setzt dabei noch, fast zögernd und ungern, hinzu: selbst auch durch das abnehmende Alter, *etiam* für quin etiam vergente aetate. Darauf §. 2 ist ihm die Verbindung neque vero *nobis — fructus otii datus est ad eas artes, quibus a puericia dediti fuimus, recolendas* nicht genügend, er will dafs ein Wort ausgefallen sei, und dafs es etwa heifsen müsse *neque vero unquam*. Auch dazu ist kein Grund. Cicero hat zweierlei Hoffnungen gehegt, erstens Ruhe, zweitens Rückkehr zu den alten Studien. Ruhe ist ihm nicht geworden: davon hat er gesprochen: er fährt fort, *aber auch* Rückkehr zu den Studien meiner Jugend habe ich nicht gefunden. Vielmehr mufs der folgende Satz *Nam prima aetate incidimus* als eine Protasis gefafst werden, „denn da schon meine Jugend in eine sehr verworrene Zeit gefallen war, ist es in meinem Alter noch schlimmer geworden." Es kann hier nicht der Ort sein, die einzelnen Erklärungen, Bedenken und Vorschläge, deren Zahl sehr grofs ist, zu prüfen: es ist um so weniger nöthig, da Bake's Observationen unmittelbar nach ihrer Publication, ihrem wesentlichen Inhalte nach, in Ellendt's neue Ausgabe des Cicero de oratore übergegangen sind. Sehr viele Erklärungen und Conjecturen Bake's sind von Ellendt gebilligt und aufgenommen worden, besonders Tilgungen sogenannter Glosseme, worin beide Gelehrte uns weiter zu gehen scheinen, als eine sichergehende Kritik zuläfst, z. B. I §. 85, wo Bake *Athenienses* ohne Bedenken zu streichen räth, während wir in dem Worte eine nothwendige Andeutung finden, dafs die erwähnten Personen praktische Geschäftsmänner im Athenischen Staate waren. Hr. Bake wird sich hiebei nicht ohne Grund beschweren können, dafs seines Nahmens, sei er nun Vorgänger oder gleichzeitiger Erfinder, zuweilen nicht Erwähnung geschieht, z. B. I §. 47. §. 85. §. 128. §. 242. Auch werden seine sorgfältig angeführten Erinnerungen und Bedenken zuweilen von Ellendt zu kurzweg abgewiesen, wie bei den Zweifeln, welche zu I §. 157. §. 224. erregt werden. Andererseits läfst Ellendt Vermuthungen Bake's unentschieden mit einem *non injuria, fortasse vero* passiren, wo Widerlegung oder Aufnahme gefordert werden konnte, wie I §. 239, wo wir durchaus nicht der Meinung sind, dafs *nomine appellare* in *cognitor appellare* zu verwandeln ist; denn der Grund, Galba habe den Nahmen des Mannes nicht gewufst, ist bei einem Vornehmen, der um Stimmen auf dem Markte wirbt, nicht zu statuiren, da es Mittel und Wege gab ihn augenblicklich zu erfahren. Wir wünschen also, dafs Deutsche Philologen die Observationen des sorgfältigen Kritikers nicht aus dem Grunde unbeachtet lassen, weil sie schon ihre Berücksichtigung gefunden haben, glauben aber sicherlich, dafs Hr. Bake selbst sich von dem Ungrund einiger überzeugt haben wird, wie ihn I §. 233 nur ein offenbares Mifsverständnifs des Zusammenhangs zu der Conjectur *possemus* für *possumus* hat verführen können. Es sind aber sonst noch so viele feine Bemerkungen in dem Buche zerstreut, dafs es Schade wäre, wenn sie unbenutzt blieben. Hr. Bake verspricht die Fortsetzung seiner Observationen zum dritten Buche Cicero's; und gleich eine Bekanntmachung der vollständigen Varianten aller Codices, die freilich nur zur Masse der vulgären zu gehören scheinen, immerhin aber zum Abschlufs des Materials nothwendig sind.

Den Schlufs des Buches machen Bemerkungen zu Lysias Reden, die auch nach den zahlreichen Bearbeitungen, die dem Autor in neuster Zeit erhalten hat, ja eben deshalb, vielfaches, auch in sachlicher Hinsicht, d. h. über Attische Sitten und Gerichtsverhältnisse enthalten.

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

XLI.

Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwicklung in Natur, Geist und Geschichte. Von Dr. F. A. Staudenmaier, Professor der Theologie an der Universität Freiburg im Breisgau. Erster Band. Lehre von der Idee. Giefsen, 1840. *Verlag von Ferber.* 923 S. *in gr.* 8.

Seit Hegel den Frieden zwischen Glauben und Wissen schlofs, waren die Bestrebungen der Wissenschaft und das Interesse der Bildung vorzugsweise auf das Verhältnifs von Philosophie und Christenthum hingewandt. Auch der neue Bruch, den *Strauſs* jetzt innerhalb jener Versöhnung ankündigt, ist nur der Bote einer tieferen Begründung der Einheit auf höherem Boden. Es sei nehmlich, heifst es, die endliche Form der Vorstellung inadäquat für den absoluten Inhalt, der durch sie herabgezogen werde; es sei eine christliche, mithin beschränkte Philosophie ein ihrem Begriff, universelle Wissenschaft zu sein, widersprechendes Unding. Aber das religiöse Bewufstsein erhebt sich nicht minder über die Verstandeskategorien zur wahren Unendlichkeit im Gedanken des Gottmenschen, als die Philosophie es thut, wenn sie widersprechende Bestimmungen zur lebendigen Einheit führt, und jede der Offenbarungs- und Selbsterfassungsweisen des absoluten Geistes ist in sich vollendet, die Kunst, welche die Idee in concreter Gestalt zur Anschauung bringt, wie die Speculation, die ihren reinen Gedanken entwickelt. Und wenn die Philosophie im Alterthum als eine Griechische bestand, was kann ihr für Abbruch geschehen, wenn wir sie in der neueren Zeit eine christliche nennen und damit bezeichnen, dafs in ihr die Weltanschauung begriffen werde, die sich auf dem Grunde der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo gebildet und überhaupt der Charakter der neueren Zeit ist, wie er poetisch von Shakspeare und Goethe dargestellt wird? Nicht das unmittelbare Auftreten einer bestimmten Religionsform soll ja der alleinige Inhalt der Wissenschaft sein, sondern das ganze volle Leben, das allgemeine Bewufstsein der Gegenwart, dessen Wurzel wir in dem weltgestaltenden Glauben erkennen, welcher als der nothwendige Abschlufs der alten Zeit zugleich die neue begründete. Aber durchaus in ihrem Rechte ist die Kritik gegen eine Metaphysik, die nicht die Freiheit des Gedankens, sondern die Satzung in ihrer Unmittelbarkeit zum Princip erhebt, und mit dem Scheinleben einer *positiven* Philosophie den frischen Geistesfrühling einer nach allseitiger Entwicklung ringenden Welt hemmen und zurückdrängen will. Das aber ist die Tendenz des *Staudenmaier'schen* Buches.

Staudenmaier will *das Buch der Weisheit* uns aussprechen lassen, welche Philosophie die des Christenthums sei; das ist ihm die richtige Ideenlehre nicht, die innerhalb der christlichen Welt der philosophische Gedanke sich selbstständig gebildet; dieser will er erst jene in offnem Widerspruch entgegensetzen, wie sie in der erwähnten apokryphischen Schrift gegeben sei. So müssen wir von vornherein auf alle genetische Entwicklung, somit auf alles gehörige Begreifen Verzicht leisten; so viel von Vermittlung die Rede ist, wir finden nur ein „Nest" voll unvermittelter Widersprüche, deren Unheil dadurch so grofs wird, dafs der Verf. sich viel mit Philosophie beschäftigt hat, und nun die Reminiscenz derselben — da ihm dogmatische Befangenheit die Augen für das Wesen *des* Denkens blendete, das keine Halbheit verträgt und keiner sich erschliefst, — seine rohen Vorstellungen nur noch mehr trübt und verwirrt. Je gröfser die Gelehrsamkeit, je reicher die Belesenheit Stauden-

maiers in jedem seiner Werke erscheint, um so bedauerlicher ist das verkehrte Resultat, das da am klarsten wird, wo er ohne intellectuelle Anschauung auf den Boden der Speculation zu treten unternimmt. Seine Denkweise ist ganz die der alten Verstandesmetaphysik, die mit ihren endlichen Kategorien das Absolute nicht zu erfassen vermochte; keine Dialektik der Sache und des Gedankens, überall die festen, positiven Gegensätze. Das Relative ist ihm ein durchaus wahres Sein, es hat etwas Ewiges an sich, diefs nehmlich, nicht selbst Absolutes, sondern Creatürliches zu sein (S. 166), es wird ein permanenter Unterschied zwischen beiden oftmals versichert. Nur nach S. 237 sollen wir ohne das Relative den Begriff des Absoluten nicht bilden können, und Gott soll, wenn er sich selbst denkt, mit seinem Ichgedanken dialektisch auch den von seinem Nicht-Ich verbinden, welches eben das Relative ist. Dafs also das Endliche zum Wesen des Absoluten gehört, und dafs Gott an einem aufser ihm seienden Nicht-Ich eine Schranke haben würde, das scheint *Staudenmaier* einen Augenblick zu ahnen, aber dies aufdämmernde philosophische Bewufstsein schlägt er sogleich darnieder, indem er in Gott nicht blos eine Trennung von Denken und Sein, sondern auch von Intelligenz und Wille statuirt, und von der Wahl und Willkühr des letztern abhängen läfst, ob der Gedanke des Relativen durch die Weltschöpfung realisirt werden soll oder nicht, indem er die Unendlichkeit, welche über die Endlichkeit übergreifend absolut ist, für ein *Unding* erklärt, für totale Verkennung jenes permanenten Unterschiedes zwischen Gott und Welt, während doch einem Kinde klar zu machen ist, dafs jene nur auf solche Weise wirklich ist, weil sie ja sonst an einem Andern ihre Grenze, ihr Ende hat!

Das Absolute hat nicht die Scheu vor dem Leben, wie Staudenmaier; es weifs, dafs es sich keineswegs durch seine Manifestion verliert; es wird nur dann in den Gegensatz hineingezogen (S. 405), wenn ein Seiendes aufser ihm ist, wodurch es selbst relativ wird, nicht dadurch, dafs es ihn in sich setzt und überwindet und so sich zum Göttlichen macht. Aber der Rifs in dieser Bibelmetaphysik klafft so weit, dafs der Verf. im Widerspruch mit sich selbst S. 805 behauptet, es könne mit dem Begriff des Relativen der des Absoluten nicht gegeben sein, es dürfe jenem kein nothwendiges Sein vindicirt werden, es sei das *Nichtsein-könnende*. Indefs die Angst des Irdischen bricht sogleich wieder durch, nicht das Göttliche ist es, auf das es ihm ankommt, er sagt nicht: „Herr, wenn ich nur *dich* habe, was frage ich viel nach Himmel und Erde"! — die *Welt* soll wesenhaft sein, *Schelling* wird getadelt, dafs er die Selbstbestimmung Gottes als das Wirkliche erfafst und die Realität der Endlichkeit aufgehoben habe (S. 224); die Kategorien, die ewigen nothwendigen Wahrheiten, heifsen an sich lauter Unwirklichkeiten, aus denen eine lebendige Welt erbauen zu wollen recht abgeschmackt sei (S. 304); der *Kantische* Satz, dafs die *Idee* sittlicher Vollkommenheit selbst uns die Kraft geben könne, mit der wir uns zu ihr erheben, wird bezweifelt (S. 749); *Meister Eckart* wird besonders hart angelassen, weil bei ihm es sich um Gott und Göttliches allein handelt, und der heilige Ernst, den der Positivismus mit dem geschöpflichen Sein macht, zum Spiele wird (S. 645). Somit hat sich auch hier wieder bewahrheitet, wie nur *scheinbar* Gott dadurch geehrt werden soll, dafs man ihn in jenseitige Ferne rückt; der Quark des Irdischen soll gerettet werden, das Endliche will sich nicht aufgeben um im Absoluten sich zu finden, vielmehr sucht es hochmüthig, sich als Endliches zu einem ewigen Sein hinaufzuschrauben, freilich nur, um für die Speculation sich in seiner ganzen Blöfse zu zeigen. Gott wird von dieser positiven Weisheit zu einem Unerkennbaren gemacht, der nur das offenbart und mittheilt, was zu seinem Wesen *nicht* gehört, und doch hat *Christus* uns seinen Geist verheifsen, der in *alle* Wahrheit leitet, doch hat schon *Plato* den alten Wahn des *Neides*, den *Simonides* dem Göttlichen zuschrieb, so schön besiegt!

Neben dem Mangel an Dialektik ist das weitere charakteristische Merkmal der *positiven* Philosophie gegenüber der speculativen, wie wir schon aus *Stahls Rechtsphilosophie* wissen, die elende Vorstellung von der absoluten Freiheit als dem Vermögen der *Wahl, der Willkühr, auch nicht, auch anders sein zu können* (S. 114), im Gegensatz gegen den Begriff, welcher die Freiheit in der *Selbstbestimmung* wahrhaft erfafst, in der sie ihre eigne Nothwendigkeit ist, und ihr Wesen und was aus seiner Natur folgt, schöpfe-

risch setzt. Wo die innre Nothwendigkeit der Vernunft in der Form des Ich das Alles Beherrschende, Alles Bestimmende ist, da findet *Staudenmaier* die rechte That und Freiheit noch nicht (S. 173), er sucht sie eben im Vermögen der Wahl, durch die in der geistigen Selbstbestimmung jede Art von Nothwendigkeit ausgeschlossen ist, also nicht das gesetzt wird, was als das Wesen des Selbst das Nothwendige ist, sondern das *Zufällige*, *das auch nicht sein kann*. Wo aber Selbstbestimmung ist, da hört die Wahl auf. In der *Wahl* bin ich *unfrei*, sie hat ja Qual, ich werde durch äufsere Gründe bald da-, bald dorthin gezogen, und nur wo ich diesen *Zustand* der schwankenden Unentschiedenheit aufhebe, nur wo ich aus dem Innern heraus *energisch* und *naturgemäfs* so wirke, dafs auch die Möglichkeit des Andersseins ausgeschlossen ist, nur da kann ich mich *frei* fühlen. „Das Genie trifft mit einem Schlag den Nagel auf den Kopf", und Gott sollte so ein Stümper sein, dafs er wählen müfste, so beschränkt, so unselig! So wird er von denen gelästert, die immer die gute, heilige Sache der Hierarchie (den Despotismus der Satzung) im Munde führen! — „*Vor dem Willen schweigt die Willkühr stille*" sagt *Goethe*; der Wille ist die Thätigkeit der Vernunft sich zu verwirklichen, und im Menschen nur dann wahrhaft und frei, wenn er mit dem Allgemeinen übereinstimmt, dem er sonst, ohne es zu wollen, nur dienen kann. Wenn er das Nothwendige als sein eignes Selbst weifs und vollbringt, dann ist er frei. Hrn. *Staudenmaier* ist das aber unbegreiflich, ihm ist das Nothwendige das Negative, die Form, am Positiven und Freien, dem Inhalt, und er sieht nicht ein, dafs er selbst einmal beide als identisch setzt, wenn er jenes als die Bestimmung fafst, die dieses sich selbst gibt, und mit dem Inhalt zugleich die Art und Weise des Wirkens, die Form, gegeben sein läfst (S. 875); er hält vielmehr diese, als das Unerfüllte, jenem, als der concreten Idee, entgegen, und beweist auch hier seine Impotenz, durch Ueberwindung der Reflexionsbestimmungen zur Einsicht zu kommen.

Dafs Gott seiner Natur nach, in der kein Zufälliges, sondern logischer Zusammenhang ist, die Welt schaffe, das heifst dem Verf. ein von aufsen zwingendes Gesetz für seinen Willen (838). Doch sagt er, dafs Gott mit Nothwendigkeit sich und seine Eigenschaften wolle, und merkt nicht, dafs dies eben die Selbstbestimmung der Vernunft ist, dafs es eine s. g. Eigenschaft Gottes is, Schöpfer zu sein, was er darum doch nothwendig will, und dafs er deswegen *nur* das schaffen kann, was seiner Natur gemäfs ist, dafs er, um mit *Abälard* zu reden, *schaffen mufs*, *was die Vernunft fordert*. — *St's.* Vorstellung sucht Gott von der Nothwendigkeit zu befreien, dafs sein Denken ein wirkliches, schöpferisches sei, indem er annimmt, dafs Gott zwar die Welt von Ewigkeit her denkt, das Realisiren dieses Gedankens und die Zeit desselben seinem freien Willen, d. h. seiner Willkühr und Wahl, überläfst (S. 28. 324). Zwar sollen wir den göttlichen Willen nie ohne innre Einheit mit der Vernunft denken; mufs er dann aber nicht ewig ihre nothwendigen Bestimmungen vollbringen? Doch was kümmert es *Staudenmaiern*, dafs er S. 144 den Grund der Welt als das *absolute Mit- und Ineinandersein* des göttlichen Denkens und Wollens bestimmt, S. 849 die Wahrheit für das Gesetz und nur das Gesetzliche für wahr erklärt hat? Er setzt sich aufs hohe Pferd und ruft: „Ich erkenne in Gott *neben* der Vernunft auch den Willen an, welch letzteren der Pantheismus von jeher geläugnet hat, um an seine Stelle die Vernunftnothwendigkeit zu setzen". Er fafst die That nicht im Zusammenhang mit der Intelligenz, sondern als eine zufällige, die auch nicht sein könnte, und doch ists ihm mit der Welt so heiliger Ernst! Er wähnt, die Wirkung erfolge nur, wenn es der Ursache beliebe, und begreift nicht, dafs die Ursache, die nicht wirkt, eben nicht Ursache ist; die absolute Ursache der Welt ist ihm zwar „*das Nicht-nicht-sein-könnende*"; aber sie soll doch nicht nothwendig haben, die Welt zu schaffen, ist also nicht nothwendig Ursache, kann auch *nicht* sein!

Ich weifs nicht, ob irgendwo in der Welt die Widersprüche ein tolleres Spiel treiben, als in diesen *Staudenmaier'schen* Bestimmungen. Das ist ein immerwährendes Versichern und Verneinen ohne Bewufstsein, ein Setzen und Aufheben, das nicht zusammenkommt, sondern eins so abstract bleibt, wie das andere, ein Gewirre, wo man nirgends festen Fufs fassen und nirgends weiter kommen kann. Und dennoch versucht *Staudenmaier* es, Willkühr und Nothwendigkeit — nicht zu vereinigen und als Momente der Freiheit zu

begreifen, sondern sie nur so zueinander zu bringen. S. 311 schreibt er: „Die Nothwendigkeit ist nicht als etwas anzusehen, was in Gott aufser der Freiheit wäre, denn sonst würde sich an der Nothwendigkeit die Freiheit aufheben. Eben so wenig ist aber die Nothwendigkeit schlechthin in der Freiheit aufgehoben; denn sonst würde in Gott die Willkühr (!!) herrschen, was schon der Göttlichkeit seines Wesens widerspricht, aus welcher nur göttliche Bestimmungen hervorgehn können. Beide Gegensätze sind vielmehr in ihm ewig versöhnt; sein Leben, das kein mathematisches System, sondern ein lebendiges Leben ist; — sein Geist, der nicht leere Denknothwendigkeit, blofser Verstandeszusammenhang, sondern eben lebendiger Geist ist, ohne welchen es aber weder Vernunft noch Vernunftzusammenhang geben würde; — seine Wahrheit, die nicht die Wahrheit leerer Kategorien, sondern lebendige Wahrheit und die Wahrheit alles Lebens ist, dieses Leben, dieser Geist, diese Wahrheit, sie lassen jenen starren Dualismus nicht zu, sondern sind schon die lebendige Versöhnung und ewige Harmonie dieser Gegensätze". — Aber *wie?* Die Positivitätslehre bleibt uns die Antwort schuldig. Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas. Es ist nichts als ein leidiger Billigkeitsvertrag, es ist wie bei Hrn. *Stahl*, „zur Rechten Gottes die Freiheit, zur Linken die Nothwendigkeit" (Feuerbach). Die Willkühr setzt zwar formale Bestimmungen als nothwendig, aber sie hätte sie auch nicht setzen können, denn Gott ist ja kein System, es gibt ja auch Irrationales. Gott ist bestimmt, aber durch die Wahl. Der *Wille* Gottes ist *neben* der Vernunft, und nicht mehr nur das *asylum ignorantiae*, wenn's mit dem Erfassen des Vernünftigen nicht mehr gehn will, sondern von vornherein das Princip, das ungebunden wählend nicht aus der Nothwendigkeit des Begriffs, nicht nach dem Gesetze der Intelligenz, sondern nach irrationalem Belieben schaltet und waltet. Alles Leben aber ist auf ewige eherne Gesetze gegründet, und nur das ist lebendig, was sich mit sich selbst als Ganzes zusammenschliefst, die mathematischen Sätze sind nicht das Letzte, aber als die Macht des Mafses die dauernde Grundlage im Wechsel, und der *Geist*, in dem noch *Anderes* ist als Zusammenhang, heifst *verrückt*, und wie aus solchem die Vernunft kommen soll, begreif' ich nicht, es sei denn, dafs er so zufällig, etwa durch eine auftauchende philosophische Reminiscenz, einmal in das Wahre hineintappt, von *Staudenmaier*, wenn er sagt, dafs die Herrschaft der Willkühr in Gott der Göttlichkeit seines Wesens widerspricht, aus welcher nur göttliche Bestimmungen hervorgehn können. Aber es ist dem Verf. nicht Ernst damit, er vermag es nicht festzuhalten, sonst müfste er alle *Wahl* aufgehoben haben, da die göttlichen Bestimmungen eben aus Gottes Natur folgen, also nothwendige sind, und Er, indem er sie setzt, sich selbst bestimmend und frei ist. Diese Einsicht bleibt freilich dem verschlossen, der das Nothwendige nur so als äufsere Form am lebendigen Freien, willkührlich Wählenden, haben will, und nichts in seiner Entwicklung begreift. Es ist eben der durchgehende Mangel an Dialektik in diesem Buche, es ist nirgends die Bewegung der Sache selbst, das Absolute ist allem Werden entnommen, die innerliche Thätigkeit der Selbstmanifestation und Gestaltung ist ihm abgesprochen, und wie sein Gott, so treibt auch St. sich in lauter Aeufserlichkeit und Willkühr herum, ohne je das Wesen zu offenbaren. Denn das ist eben ja die *neue Weisheit*, die allem Dualismus und Pantheismus ein Ende machen soll, *dafs die Ideen die Gedanken sind, welche Gott vom Endlichen hat, die aber so beschaffen sind, dafs sie nicht zum Wesen Gottes gehören.* Sonst glaubte man, das Denken sei das thätige Allgemeine, das in und durch die besonderen Gedanken wirklich ist, hier erfahren wir nun, dafs es einem Sacke gleicht, der nicht von dem afficirt wird, was man in ihn hineinschüttet, und nicht die Intelligenz ist, die in den Ideen sich selber hat. Der *Staudenmaier'sche* Gott ist wie das alte Wahnbild eines Philosophen mit esoterischem und exoterischem Wissen, und seine vorliegende Schrift liefert den Beweis, dafs die Werke Gottes, wie die Metaphysik des Aristoteles, *herausgegeben und auch nicht herausgegeben* sind. Das Auge ist das Wirksame im Sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwicklung in Natur, Geist und Geschichte. Von Dr. F. A. Staudenmaier.

(Fortsetzung.)

Die *christliche* Ideenlehre nimmt Staudenmaier nämlich aus dem *apokryphischen Buch der Weisheit*, das er die *Metaphysik des alten Testamentes* nennt. Er unterscheidet daselbst zwischen der *absoluten Weisheit*, die eine immanente Kraft Gottes ist und mit seiner absoluten Intelligenz in Eins zusammenfällt, und der *geschöpflichen*, welches der Gedanke Gottes von der Welt ist als dem Relativen, der zwar ein göttlicher, aber ohne göttlichen Inhalt sein soll. Diese nennt er die *Idee*, die den Dingen immanente Weisheit. Die absolute Weisheit denkt, erschafft, erhält, ordnet, leitet und vermittelt die geschöpfliche Weisheit. Diese ist der göttliche Gedanke vom Besonderen, Mannigfaltigen, Individuellen. Ist sie im erkennenden *endlichen Geist*, so ist sie *subjective* Weisheit, *objectiv* ist sie in der *Welt*, und diese sucht der Mensch zu begreifen. Sie ist also Energie und Zweck des endlichen Lebens und Erkennens. Die absolute Weisheit ist dem Menschen durchaus unbegreiflich, da sein Erkennen ja einmal als relatives festgehalten wird; sie ist nur in Gott, und das, was in Gott ist, weiſs nur der Geist Gottes. Daſs er über die Jünger ausgegossen ward, daſs das Buch der Weisheit selbst von Gott sagt: „Dein unvergänglicher Geist ist in Allen" — das ficht den Verf. eben nicht an, oder heiſst ihm nur, daſs die Natur von Gottes Kraft getragen wird. Auch wie es mit dem Erkennen der subjectiven endlichen Idee stehet, ist mir nicht recht klar geworden. S. 57 kann sie weder eine Welt des Seins construiren, noch den Weltbegriff als solchen in seinem ganzen Umfang fassen und die Werke Gottes aussprechen; S. 60 aber dringt ihr Geist als ein allsehender durch seine innere Bewegung durch Alles hindurch, erkennt überall die Unterschiede sammt ihrer harmonischen Einheit, und schaut so das Ganze und die Theile, sowie das Verhältniſs derselben untereinander. — Die *Ideen*, das steht fest, sind dem Theismus die göttlichen Gedanken vom Endlichen, keineswegs aber ein Moment des göttlichen Lebens, denn Gott ist nicht das, was er denkt, vielmehr herrscht eine absolute und substanzielle Verschiedenheit zwischen dem Absoluten und Relativen.

Der Gang des *Staudenmaier'schen* Buches ist nun der, daſs diese theistische Ideenlehre der dualistischen und pantheistischen entgegengesetzt wird, welche beide er mit groſser Gelehrsamkeit und oft mit Scharfsinn, immer aber ohne speculativen Geist, in Verbindung mit der Logoslehre als den Kern der bedeutendsten philosophischen Systeme darstellt und bekämpft. Dagegen findet er im Dogma der katholischen Kirche und bei den bedeutendsten Kirchenlehrern den echten Theismus. *Platon* und *Kant* sind *Dualisten*, die *Eleaten*, *Spinoza*, *Fichte*, *Schelling*, *Hegel* sind *Pantheisten*. Alles Ketzerische nimmt seinen Ausgang von *Philo*, in dem Jüdisches, Griechisches, Persisches zusammenfloſs, und von dem aus als Fortpflanzung einzelner Momente der Doketismus, Gnosticismus, Manichäismus, Arianismus sich bildete. Die pantheistischen Elemente wucherten besonders bei den *Vorläufern* der *Reformatoren*, vornehmlich: Amalrich von Chartres, das ewige Evangelium, die teutsche Theologie, Meister Eckart, Wyklef und Huſs. Die *Reformatoren* zogen nur die praktische Consequenz aus diesen auſserkirchlich speculativen Prämissen, die protestantische Philosophie in Jakob Böhme, Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher und Hegel findet dann wieder die Theorie zu jener Praxis. Den Schluſs macht

eine sogenannte *Dialektik der Idee* und *Kategorienaufstellung.*

Es soll nicht geläugnet werden, dafs gar oft richtige Bestimmungen gegeben sind, dafs die Kritik oft scharf und treffend ist, und dafs kaum geahnte Zusammenhänge hie und da ein überraschendes Licht verbreiten. Das ganz Unhistorische freilich, dafs ähnliche wiederkehrende Gedanken ohne Rücksicht auf den Unterschied der Fortentwicklung stets für Philonismus ausgegeben werden, abgesehn davon, dafs das Rechte aus dem Gemisch desselben herauszufinden es auffinden heifst, und die gänzliche Abwesenheit der intellectuellen Anschauung, die denn doch für alle wahre Philosophie nothwendig ist und bleibt, lassen uns nirgends zu einem recht erfreulichen Resultat kommen. Ehe ich nun zur Betrachtung der „Dialektik der Idee" gehe, will ich die historische und kritische Behandlungsweise des Verfs. an den drei Männern charakterisiren, auf die er selbst besonders Gewicht legt, an *Platon* als *Dualisten*, an *Scotus Erigena* als *Theisten*, an *Hegel* als *Pantheisten.*

Ueber *Platon* nun beginnt der Verf. im Wesentlichen also:

„Keiner von denen die da philosophirten, hat auf die Philosophie selbst gröfseren, bleibenderen und wohlthätigeren Einflufs geübt, als Platon, der Begeistertste und Ideenreichste unter den Denkern, die wir kennen. In ihm, dem Fähigsten der Sokratischen Schule, setzte sich am reinsten das Streben seines Meisters nach der sittlichen Freiheit des Geistes fort, so wie nach all dem, was damit in Verbindung stand. Es ist die hohe, reine Idealität, die er in Allem aufsuchte und geltend machte, das Geistige in seinem ursprünglichen und ungetrübten Wesen, unvermischt mit dem blofs Endlichen und Sinnlichen, welches nach ihm das Nichtige, Unwahre, Unwirkliche und Ungöttliche ist. — Das rechte Leben des Geistes ist nur in der Idee, in welcher das Göttliche wohnt. — Das wahre Denken ist zugleich eine Erhebung über das Irdische und Nichtige, und die Wahrheit ist nur jene, die als das Wandellose über dem Wandelbaren und Veränderlichen steht. Deswegen ist der Charakter der Wahrheit, die in unserer Vernunft ruhet, das Nothwendige."

Wie Platon zu diesem Lobe kommt, wenn das wahr ist, was im Verfolg der Darstellung von ihm behauptet wird, das weifs ich nicht. Denn es heifst, dafs er gerade bei den wichtigsten Bestimmungen in die Irre gegangen sei, dafs die wichtigsten Probleme der Speculation bei ihm unentschieden bleiben, dafs wir mehr grofse Ahnungen, als klare Begriffe bei ihm finden, dafs er keine feste Eigenthümlichkeit zeige u. s. w. Doch das ist nun einmal die Eigenthümlichkeit *Staudenmaiers*, die anerkannten Denker im Allgemeinen zu loben, sie begeistert, scharf- und tiefsinnig zu nennen, und dann seine Heldenkraft zu zeigen, die ihnen doch widerspricht. Er macht es wie der Scharfrichter Karl Stuarts, er fällt vor dem Könige verehrend nieder, ehe er den verhängnifsvollen Streich thut; aber dann macht er's wieder nicht wie jener, dafs er nun das Haupt abschlüge: seine Hiebe gehn in die Luft, die Häupter der Philosophenkönige sitzen noch alle fest, auch nicht Eines ist gefallen.

Von *Platon* aber steht weiter geschrieben, dafs jene unveränderliche Realität, das ewige Sein die *Idee* sei. Sie ist die Einheit des Begriffs, ὄν, und zwar concret und substanziell, sie hat die Vielheit in sich; die Ideen sind die Gattungsbegriffe. Heifst es dann weiter: „Schon in diesem Sinne sind die Ideen etwas Objectives, und zwar intelligible Substanzen, οὐσίαι. Als solche haben sie ein selbstständiges beharrliches ewiges mit sich selbst identisches Sein, stehen in diesem über der Natur und werden die Urbilder der Dinge" — so ahnen wir schon eine bedenkliche Vermischung des Begriffs und der Vorstellung; im Folgenden aber fällt der Verf. so in die Widersprüche seiner speculativen Impotenz, und durch diese auf den Boden des gemeinsten Realismus, dafs keine Rettung mehr möglich ist. Er sagt: „Die *Idee* ist an sich das *Seiende*, das allein wahrhaft Seiende, das Wesen der Dinge," und fügt hinzu: „aber sie ist noch nicht in die Wirklichkeit übergegangen, sie existirt nur als ideal!" Das allein wahre Sein, das nicht wirklich ist, wenn das Platonisch wäre, dann würde er so wenig den Namen eines Philosophen verdienen, als der Bibelmetaphysicus, der's ihm unterschiebt. Derselbe stellt aber, hier einmal mit Consequenz in seinem Unverstand, die Frage: „Wie setzt sich überhaupt die Idee in die Wirklichkeit über?" (sie, die allein als selbstständiges ewiges Sein alle Wirklichkeit schon ist!). Und daran reiht sich die andere an: „Wie verhält sich hiebei die Gottheit?" (Diese mufs dann, wenn sie nicht die Idee, das Ewige, ist, ein Veränderliches

sein, oder ein Drittes zwischen beiden? Herr Staudenmaier bleibt uns die Antwort schuldig.)

In der Beantwortung beider Fragen soll nun Platon in die Irre gegangen sein. Seine Lehre von Gott sei ganz unbestimmt; Gott habe aber, weil er gut und neidlos sei, gewollt, die Welt soll ihm ähnlich werden, und habe die sichtbare Welt nach dem Muster der Idealwelt geschaffen. „Allein diese Schöpfung ist keine Schöpfung, weil sie nicht Schöpfung aus Nichts ist. Nach Platon fand Gott schon das Sichtbare als ewige Materie vor und ordnete es. So ist er der νοῦς, wie ihn schon Anaxagoras gelehrt, an den sich Platon ganz anschlofs." — Dafs *Platon* vernünftige Bestimmungen in der Welt aufweist, und diese darnach werden läfst, *Anaxagoras* aber den νοῦς nur gebraucht, wie Neuere den Willen Gottes, wenn er über den Grund der Nothwendigkeit verlegen war, sonst alles Andre eher, als ihn zur Erklärung angewandt habe (Aristoteles Met. I, 4.), dies und die ganze eben so schöne als wichtige Erörterung Platons im Phädon p. 97 — 99, aus der hervorgeht, wie Anaxagoras das grofse Princip gefunden, aber nicht durchgeführt, — ist für den Verf. eine terra incognita. „Wie die Materie, heifst es weiter, von Gott nicht geschaffen ist, sondern, weil aus Nichts auch Nichts wird, Gott aber nicht als Materie gedacht werden kann, als etwas Ewiges neben Gott erkannt werden mufs;" (Platon nennt sie zwar das μὴ ὄν, ihm hat nur die Idee Wesenheit; aber was thut's?), „so sind auch die *Ideen* nicht Gedanken Gottes von den Dingen, sondern befinden sich aufser ihm" (Hr. Staudenmaier unterläfst es, hierfür eine Stelle zu citiren) „und bilden eine eigne für sich bestehende Idealwelt, so dafs Gott, wenn er sie der Materie einbilden will, nothwendig hat, sich derselben erst zu bemächtigen." — „Allerdings kommen wir ungern dazu, dem grofsen Philosophen eine solche in der That rohe Vorstellung (den *Dualismus* nämlich) zuzuschreiben, und er selbst hat in manchen Fällen gegen sie angekämpft, indem er Gott und die Ideen in ein näheres Verhältnifs zu einander setzte, besonders was die Idee des Guten betrifft, die er an manchen Orten zur Gottheit selbst hypostasirte (!). Allein während er aus Mangel an Einsicht in die wirkliche Weltschöpfung (!!) durch den persönlichen Gott, sobald er die genannte bessere Richtung verfolgt, sogleich auch in pantheistische Vorstellungen versinkt, indem er die Ideen als intelligibele Substanzen aus der Natur Gottes ansehen zu müssen glaubt, und dann von einem Gott, der die Welt ist, spricht, dadurch aber anzeigt, dafs er die lebensvollere (wir wissen jetzt, was das heifst: die unlogische, systemlose!) Anschauung nicht festzuhalten im Stande war, ohne zu einem Extreme fortzugehen, welches der Pantheismus ist, ergiebt er sich rathlos dem Gegentheile, dem Dualismus. *Nach Platon ist daher Gott nur Vermittler zwischen den ewigen Ideen und der ewigen Materie.*" — „Zwar könnten wir der Platonischen Lehre den Gedanken unterlegen, sie wolle durch jene Bestimmungen den Dualismus zwischen *Geist* und *Natur* festhalten; allein der Dualismus ist bei ihm ein anderer, und zwar zwischen der *Idee* und der *Wirklichkeit*. Ohnehin könnte jener erste Gegensatz schon darum nicht einmal gedacht werden, weil er die Natur als blofsen Schein ansieht, und deswegen als ein Nichtiges, Unwahres richtet. Wird nun aber nach Plato der Gegensatz zwischen der Idee und der Wirklichkeit gefafst" (was in aller Welt versteht St. hier unter *Wirklichkeit?* Die *sinnenfällige* Realität, — so ist das doch wohl die Natur, und die soll ja *nichtig*, also *unwirklich* sein; das *Wesenhafte*, das Geistige, die *wahre Objectivität* hat er ja aber selbst als die *Idee* angegeben, die das *allein Wirkliche* ist! Für dies *unsinnige Gewirr* fehlt mir der Ariadnefaden, es ist einem ketzerischen Auge undurchsichtig!) „und weiterhin so bestimmt, dafs das Wirkliche nie wahrhaft von der Idee durchdrungen und belebt wird, indem diese ewig ein schlechthin Transcendentes bleibt, und mit dem Wirklichen (also ist sie das Unwirkliche!) nur ein vorübergehendes Verhältnifs der Theilnahme und des Abbilds stiftet; so bleibt die Idee stets ein Aeufserliches, Fremdes, daher Unkräftiges, dem die Energie entzogen ist, womit es schöpferisch eine Wirklichkeit aus dem Innern hervorzubringen im Stande wäre. Ueberhaupt bleibt Alles in der Möglichkeit, und nie wird es lebensvolle, gegenwärtige Wirklichkeit." (Nämlich *im Kopf Staudenmaier's*, bei Platon nicht, wie wir bald sehn werden.) „Diesen Mangel hat schon Aristoteles erkannt und gerichtet, und es ist ihm gelungen, defshalb tiefere Wahrheiten auszusprechen; aber in Absicht auf das Göttliche ist er auch in diesem Puncte hinter Plato nicht wenig zurückgeblieben."

(Die Fortsetzung folgt.)

XLII.

J. Fr. M. von Olfers: Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu Ostasiatischen Sagen und Chinesischen Schriften. Mit 5 Holzschnitten. Berlin. 1840. 31 *S. gr.* 4.

Wer die beiden fast gleichzeitig erschienenen Abhandlungen des Hrn. Verfs. über die *Torpedo* (den Zitterrochen) und über das *Grab bei Cumae* gelesen, der hat die Ueberzeugung gewinnen müssen, dafs Hr. v. O. in mehr als einem Gebiete des Wissens scharfsinnig forschen kann. Die vorliegende Schrift gehört eigentlich ins Bereich der vorweltlichen Naturgeschichte; ihr Gegenstand giebt aber dem Verf. Veranlassung, auch von seiner Kenntnifs Asiatischer Sprachen und Litteraturen, insonderheit des *Chinesischen*, sehr nützlichen Gebrauch zu machen, und insofern ist sie unserem Kreise näher gerückt.

Jedes Land hat seine mit der Geschichte und dem Wesen der Völker innig verwachsenen Sagen von Riesenknochen und Riesenthieren. „Diese Sagen leben fort" — bemerkt der Vf. — „sei es auch endlich nur noch als Mährlein, wenn die Thatsache, der sie ihren Ursprung verdanken, lange schon ihre natürliche Lösung gefunden hat." Unter den fossilen Knochen sind schon sehr früh den Stofszähnen des Elephanten ähnliche gefunden und, wie frisches Horn oder Elfenbein, zu mancherlei Geräthschaften und Luxus-Artikeln verarbeitet, auch Gegenstände eines lebhaften Handels geworden. Namentlich war es so mit dem in Sibirien, unter den grofsen Ablagerungen vorweltlicher Thiere, die man *Mamuth* oder *Mamont* nennt, sich vorfindenden Elfenbein. Aeltere Reisende, wie z. B. der sehr verständige und vorurtheilsfreie Beobachter *Isbrand Ides*, melden uns zuerst die unter den Eingebornen Sibiriens verbreitete Sage, dafs diese Knochen von einer noch lebenden, aber nur unter der Erde hausenden und wühlenden Thierart herrühren sollen, deren einheimischer Name ohne Zweifel mit den im Finnischen Sprachenstamm sich vorfindenden Benennungen für die *Erde* zusammenhängt. Die *Stofszähne* hält der Sibirier, weil er von dem Elephanten nichts weifs, auch wohl, weil sie etwas in sich zurückgebogen sind, für die *Hörner* des geträumten Ungeheuers.

Durch neuere Reisende erfahren wir, dafs die fossilen Rhinoceros-Knochen bei Kolyma für Ueberreste eines *Riesenvogels* erklärt werden, der weiland die Gegend verheert haben soll. Hr. v. O. motivirt diesen Volksglauben sehr befriedigend. Die Sage von dem Riesenvogel ist, wie auch der Verf. annimmt, nicht als Vorbild der Griechischen Mythe vom *Greif* (deren Indischer Ursprung längst nachgewiesen) zu betrachten. Unseres Ermessens könnte die Idee von dem Vogel *Garuda* der Indischen Mythe, die mit seinem Namen bis nach Tungusien vorgedrungen ist, auch den Finnischen Bewohnern Sibiriens nicht fremd geblieben sein, und zu jener Fiction mitgewirkt haben. Der Glaube an noch lebende und sich fortpflanzende Mamuth's mufste durch die Beobachtung gewifser dem Volk unerklärlicher tellurischer Phänomene erhärtet werden. Am Natürlichsten hielt man aber dieses Geschöpf für ein Nagethier, weil auch bekannte kleine Quadrupeden dieser Art mehr *unter* als *über* der Erde hausen.*)

Wie die Nachricht von dem gehörnten riesigen Nager durch Europäische Reisende nach unserem Westen, so wurde sie durch den Chinesen *Tu-li-jin*, der 1712—15 eine Gesandtschaftsreise zu den damals an der Wolga wohnenden Mongolen vom Stamme Turgut machte, nach China eingebracht, oder vielmehr dort wieder angefrischt; denn ein Citat in Kaiser K'ang-hi's Werken, wie es in zwei von einander verschiednen Quellen uns vorliegt (vgl. S. 19 und 21) deutet wohl unwidersprechlich auf sehr frühe Kunde von dem Sibirischen Mamont. Wenn K'ang-hi das Buch *Schin-yĭ-king* (einen sehr alten Commentar zu dem bekannten *Yĭ-king*) genau und ohne Interpolation (für deren Annahme kein Grund vorhanden) excerpirt hat (leider besitzen wir dieses Buch nicht), so beweisen die Worte: „Es giebt im hohen Norden, unter dem Schnee und Eise" u. s. w. zur Genüge, dafs hier die Chinesische Wühlratte nicht gemeint sein kann.**) Andere Auszüge aus alten Quellen, welche der Hr. Verf. in einheimischen Encyklopädien, Wörterbüchern, und der berühmten Naturgeschichte *Pen-ts'ao-kang-mŭ* gefunden, beziehen sich allerdings nicht auf das hochnordische Thier, sondern sprechen von einer in China domicilirenden ungeheueren erdaufwühlenden Ratte, deren körperliches Volumen sehr überschätzt sein dürfte. Die Letztere führt allerlei bedeutungsvolle Namen, unter anderen auch den, welchen das *Schin-yĭ-king* dem Mamont beilegt (*fen-schŭ*), offenbar *ad analogiam*. Hr. v. O. stellt die aus seinen verschiednen Quellen gesammelten Eigenschaften des Chinesischen Erdwühlers übersichtlich zusammen und erhält nun rücksichtlich des Sibirischen Mamont folgende Ergebnifse: 1) dafs die älteren Werke der Chinesen bis Anfang des 18. Jahrh. von diesem Thiere nichts wissen, 2) dafs K'ang-hi und Tu-li-jin die Namen *Fen-schŭ* und *Ki-schŭ* wegen der Analogie beider Thiere auf das Mamont übertragen haben. Wir möchten diese Ergebnisse nur dahin modificiren, dafs wenigstens Ein weit älterer Autor von dem wirklichen Mamonte schon gewufst, und den Namen des in China wohnenden *Fen-schŭ* diesem ausländischen Ungeheuer schon beigelegt hat. Ja die Worte K'ang-hi's scheinen uns nicht einmal Kenntnifs der Chinesischen Wühlratte von Seiten dieses kaiserlichen Gelehrten streng zu beweisen.

An diese mit lehrreichen Parallelen verbundenen Untersuchungen knüpft der Hr. Verf. noch interessante Betrachtungen über eine unter dem Namen *Lung-kŭ* (*Drachenknochen*) in den *Pen-ts'ao's* erwähnte und in China heimische fossile Knochenart. Die von den Chinesen selbst gelieferten und von dem Vf. xylographirten Abbildungen dieser animalischen Trümmer lassen mit Wahrscheinlichkeit darauf schliefsen, dafs sie verschiednen vorweltlichen Thier-Arten, besonders aus dem Hirschgeschlechte, angehören. Einzelne aber geben sich deutlich als Stofszähne zu erkennen, und könnten also recht wohl Mamont-Knochen sein.

Schott.

---

*) Unterirdische Vögel anzunehmen, mochte selbst dem nordischen Wilden bedenklich sein; daher der Rhinoceros-Vogel auf irgend eine Art vertilgt sein mufs, während das Mamont lustig fortlebt.

**) K'ang-hi setzt hinzu, dafs es allerdings im Lande der Oross (Rufsen) ein solches Thier gebe, ohne zu sagen, woher er diese Bestätigung hat. Auf Tu-li-jin's Reisebericht konnte er sich nicht beziehen, da dieser erst nach K'ang-hi's Tode erschienen ist. Dies bestimmt Hrn. v. O. selbst, eine etwas ältere Kunde von dem Mamont anzunehmen.

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwicklung in Natur, Geist und Geschichte. Von Dr. F. A. Staudenmaier.

(Fortsetzung.)

Wenn man bedenkt, wie wenig Platons Gott bei St. ist, und der Aristotelische noch weniger sein soll, so ist er höchstens ein Fetisch. Aber diese Bemerkung Staudenmaiers ist eben so wahr, wie seine Behauptung, die *Jonische Philosophie* habe eine einheitslose Vielheit mit immerwährender Veränderlichkeit statuirt. Denn Thales schon setzte nicht die vielen Dinge, sondern das *Wasser* als das *eine Wesen*, und *Heraklit* lehrte: „Eins sei das Weise, die *Vernunft* zu erkennen, die allein durch Alles das Herrschende ist". Die Aristotelische Theologie ist als die Spitze der Speculation des ganzen Alterthums von *Hegel* dargethan und in ihren Hauptsätzen sogar zum Nachworte der *Encyklopädie* gemacht worden. Ueber die *Aristotelische* Kritik der Platonischen Ideenlehre hat *Zeller* das Rechte getroffen, und nachgewiesen, dafs der Schüler dem Lehrer eine Lostrennung der Ideen von der Erscheinungswelt beigelegt, wie sie in solcher Art sich in dessen System nicht findet, da jene neben dieser nicht zu einem selbstständigen Dasein kommt, sondern nur die Abschattung (εἴδωλα) derselben ist. Nachdem Aristoteles zu lange in seiner Wichtigkeit für die Geschichte der ganzen Griechischen und besonders der Platonischen Philosophie verkannt war, hatte das neuerwachte Studium seiner Werke dem Gang der Entwicklung durch sich integrirende Gegensätze gemäfs das andre Extrem hervorgerufen, dafs *Wienbarg* mit Fug klagen durfte, der dichterische Platon werde aus seinen schönsten Darstellungen über den Eros und die Göttlichkeit der Ideen, aus diesen Weihestunden, worin er uns vorzugsweise als der Göttliche erscheint, herausgerissen, und müsse im verschlofsnen Philosophenstübchen seinen Schülern das Geheimnifs entdecken, dafs seine Ideen eigentlich nur Zahlen seien. Die *Platonischen Studien von Zeller* haben nach meiner Ansicht die rechte inhaltsvolle Mitte gefunden, und überhaupt des Trefflichen viel für das tiefere Verständnifs der Ideenlehre ans Licht gestellt.

Die Philosophie Platons ist, wie jede, Idealismus. Schon der Name seines Dialogs *Parmenides* zeigt es an, dafs er seine Lehre als die Wahrheit der Eleatischen ansah, als die Fortbildung des Fundamentalsatzes aller Speculation: ἓν εἶναι τὸ πᾶν, τὸ νόημα. Aber sein Gedanke blieb nicht das ruhende Eins, er entwickelte aus ihm die Vielheit und setzte die Heraklitische Dialektik des Werdens mit ihm in organische Verbindung. Mit tiefem Blicke erkannten die Neuplatoniker im Parmenides die Platonische Theologie. Das Eins, das als die Mannichfaltigkeit in sich begreifend die *Idee* ist, hat ihm allein Wahrheit und Wirklichkeit. Die Erscheinungen sind nur die Ideen in der Form des Nichtseins, sie sind in den Ideen, dem in sich bestimmten Allgemeinen, und am Sein selbst hat Platon die Negation nachgewiesen. Den abstracten Begriff des Eins und Vielen bis zur concreten Idee des Guten und Schönen, die anderweitig an die Spitze tritt, um diese durch ihre Entäufserung zum Geist fortzuführen, die absolute Aufgabe der Philosophie zu vollenden, war nicht die Mission Platons; er hatte den Eckstein des Baues zu legen, den der Weltgeist im Lauf der Zeit aufzuführen hat; er war es, der zuerst den Gedanken als das allein Seiende mit völliger Bestimmtheit aussprach. So ward derselbe ihm zunächst das Jenseits der sinnlichen Erscheinung, und er vermochte nicht durchgehends diese durch jenen zu bestimmen, und die ganze Welt der Wirklichkeit als das

Sein des Begriffs zu erbauen. Die ansichseiende Einheit jeder Idee war ihm in der Erscheinungswelt der Körper und Handlungen zur Vielheit zerschlagen, in der das Positive eben die Idee ist, aber in der inadäquaten Weise des Aufsereinanderseins angeschaut. Die Idee ist das Wesen, die Dinge sind die Erscheinung, haben also keine andre Wahrheit, als jene; es ist keine Trennung in zwei Welten, die eines Dritten zur Vermittlung bedürfte, was gerade ganz entschieden abgelehnt wird; der einzige Mangel, der zugleich den Ausgangspunct für die Aristotelische Kritik bildet, besteht eben darin, dafs Platon noch nicht vermocht hat, die Dialektik des Innern und Aeufsern vollständig durchzuführen, wodurch in seinen streng wissenschaftlichen Dialogen der Schein einer Trübung und Zersplitterung der Idee zu derselben klaren seligen Wirklichkeit gelichtet worden wäre, welche in der mythischen Form des Timäos erreicht wird. So blieb es zunächst bei jenem grofsen Worte von der alleininigen Realität der Vernunft, das er im Allgemeinen dadurch erfüllte, dafs er die Idee als die Einheit erwies, welche die Mannichfaltigkeit in ihr selbst hat, dem wahrhaft Seienden Bewegung, Leben, Seele und Denken aneignete, und in Bezug auf die Erscheinungen Ideen von Allem annahm, auch von der Materie; im Einzelnen dagegen konnte er seinem Princip oft nur durch inadäquate oder symbolische Darstellung nahe kommen. Darum mufs man philosophisches Wissen zu seinem Studium besitzen, damit man nicht das zu philosophischen Dogmen macht, was er in Weise der Vorstellung gibt, damit man durch die Schale zum Kern dringt, den er immer hat. Denn das ist nach *Böckh's* schöner Bestimmung das Wesen jedes und auch des philosophischen Mythos, auf eine endliche und sterbliche Weise zu versinnlichen die unsterbliche und zeitlose That. Dies erkennend werden wir dem grofsen Denker weder die Annahme einer Materie aufbürden, die in beständiger Bewegung und doch qualitätslos vor Erschaffung der materiellen Welt gewesen sei, noch glauben, dafs sein Gott irgendwann eine reinlogische Existenz für sich gehabt habe, da er ja vor Allem auf die Wirklichkeit der Idee gedrungen. Darum kann nicht im Timäos von einer zeitlichen historischen Entstehung der Welt im eigentlichen Sinn die Rede sein, wir müssen die mythische Form der Kosmogonie abstreifen, und zur Einsicht durchdringen, dafs Platon die Elemente des Lebens in ihrem immanenten Verhältnifs entwickeln, und in jenen Bestimmungen eben die Abstractionen angeben wollte, aus deren gegenseitiger Durchdringung zuerst das concrete Sein des sich selbstsetzenden Gottes, die Wahrheit der Idee, die Realität des Guten sich, um nicht passiver Zustand, sondern Freiheit und That zu sein, ewig vermittelt. Seine Materie ist nicht ein positives Substrat, sondern das Nichtseiende, sie ist dem in sich bestimmten unveränderlichen Sein gegenüber das unbegrenzte Aufsereinander, des Erstehens und Vergehens nie endender Flufs. So werden in der Ideenlehre die Sätze der Eleaten und der Jonier organisch vereint; Platon weist am Sein selbst das Andere nach, die anfänglichen Bestimmungen von abstracten Gedanken und abstracter Materie heben sich auf, und in ihrer Ineinbildung wird die wahre Wirklichkeit, die Welt als der selige Gott, das ewige Anundfürsichsein angeschaut. Damit stimmt es überein, wenn in der Republik (VI, 505 fgg.) die Idee des Guten als Gott gesetzt wird. Denn der Gott des Timäos, welcher als *der Gute* auf sie hinblickt, sieht in ihr nur sein eignes Wesen, das dann alle Erscheinung abspiegelt. Wäre sie aufser ihm, so wäre er ja nichtseiend, oder die Ideen wären nur ideell existirende Musterbilder, was dieselbe Weisheit sein würde, als wenn man den Gattungsbegriff blos für ein Merkmal in unserm Kopf und nicht als das concrete Allgemeine für das Wesen und Leben des Thiers selbst ansehn wollte. Gott ist die sich selbst beschauende Vernunft, νοῦς und νοητόν ist bei Platon eben so wenig als bei Aristoteles gesondert. Der Ausdruck in der mythischen Darstellung: ἀγαθὸς ὤν gibt der Idee des Göttlichen die Spitze der als Totalität über Alles übergreifenden Subjectivität; logisch hat er das nicht entwickelt, weder die bestimmten Ideen aus der des Guten, noch die Geister aus dem Geist. Es hängt hiermit seine Lehre vom *Schicksal* zusammen. Es sind zwei Ursachen der Dinge, der νοῦς für das, was nach vernünftiger Bestimmung erfolgt, die ἀνάγκη für das, was gewaltsam durch die Kräfte der Körper gewirkt wird. Platon sucht den Dualismus aufzuheben und die dunkle Nothwendigkeit zu erhellen, indem er die Vernunft sie beherrschen und bewegen läfst, Alles soviel wie möglich zum Besten hinzuführen. Dafs aber überhaupt das Endliche ist, diese Zersplitterung der Idee ist un-

begriffen, nicht als zum Wesen gehörige Entäufserung, in der die Idee sich wiederfindend Geist wird, sondern als ein Abfall ausgesprochen. Wie an den seligen Göttern des Olympos ist das Vergängliche an den Ideen getilgt; dasselbe Insichberuhen der plastischen Schönheit wird in ihnen angeschaut; aber das blinde Schicksal waltet über ihnen. Dagegen nimmt der Gott des Christenthums den Schmerz der Endlichkeit auf sich, die dadurch zum Momente seines Lebens wird. Das Schicksal, das in der alten Tragödie zum Voraus gegeben ist, so dafs der Mensch nur die Anwendung auf sich macht, verliert seine Härte, indem jetzt die Subjectivität das Erste wird, und jenes als deren nothwendige Folge, als der objective Charakter erscheint. Der Zufall hebt sich zur Bedingung des Lebens auf, jede scheinbare Anomalie deutet auf ein tieferes Gesetz, und statt des blinden Fatums wird die allweise Vorsehung verehrt, die Vernunft, die ihr Wesen zur Erscheinung bringt, und in Allem und durch Alles sich verwirklichte. Dies zu begreifen ist die Philosophie des Christenthums; die Platonische war die Selbsterfassung des griechischen Geistes in der Form des Gedankens, der bewufste Ausdruck antiker Weltanschauung.

Ich war über *Platon* ausführlicher, weil die *Staudenmaier'sche* Meinung doch eigentlich nur der crasse Ausdruck eines alt hergebrachten, aber weit verbreiteten Vorurtheils war, das in Wahrheit das Philosophische aufhebt und das Studium des alten Denkers sehr erschwert. Staudenmaier hat die Darstellung der Platonischen Philosophie durch „unsern scharfsinnigen" *Hegel* erwähnt, aber er hat nichts daraus gelernt, auch die Stelle wohl übersehn, welche Hegels Klage über die plumpen Hände neuer Zeit enthält, die vielfach die Ideenlehre betastet, und unvermögend das Geistige geistig zu fassen, eigne rohe Vorstellungen hineingetragen und das für das Wesentliche angesehn, was der Philosophie nicht angehört, sondern der Vorstellungsweise.

Ueber *Scotus Erigena* hat St. ein eignes Buch geschrieben; er hat ihn aufs Erstaunlichste verflacht. Wenn Erigena sagt, *die göttliche Natur werde in Allem*, „so soll diese göttliche Natur eigentlich nur der göttliche *Wille* sein, mit welchem das Sein Eins ist, d. h. *übereinstimmt*". Erigena sagt wörtlich von der göttlichen Natur: „Quid igitur? Nonne semper est creans, sive se ipsam, sive a se creatas essentias creaverit? nam cum dicitur *seipsam* creare, nihil aliud recte intelligitur, *nisi naturas rerum condere*". Das Göttliche ist ihm das allein wahre Sein, das aus seiner verschlofsnen Identität sich offenbart und durch die ewige Schöpfung verwirklicht. Es ist Anfang, Mitte und Ende. *Feuerbach* sagt von Erigena, dafs er die Philosophie im christlichen Zeitalter begonnen habe, als er mit dem Gedanken auftrat: In Deo non est accidens. Itaque non est Deo accidens, universitatem condere. Non ergo Deus erat subsistens, antequam universitatem crearet. Bedeutsamer und schöner heifst es Divis. nat. III, 18. Proinde non duo a se ipsis distantia debemus intelligere dominum et creaturam, *sed unum et id ipsum*. Nam et creatura in Deo est subsistens, et Deus in creatura mirabili modo creatur, se ipsum manifestans, invisibilis visibilem se faciens et incomprehensibilis comprehensibilem et occultus apertum et incognitus cognitum et forma et specie carens formosum et speciosum. (Cf. Div. nat. III, 4.) Was sagt Staudenmaier hierzu? Findet er einen Unterschied zwischen diesen Sätzen und der *Fichte*'schen Lehre, dafs der gewöhnliche Schöpfungsbegriff der Grundirrthum aller falschen Metaphysik und das der Zweck des Daseins sei, dafs Gott verklärt werde, dafs sein Bild immerfort in neuer Klarheit heraustrete in die sichtbare Welt aus seiner ewigen Unsichtbarkeit? Fichte hatte das Glück, Protestant zu sein; die Philosophie ward als Pantheismus verworfen, aber nicht ihres Gehalts beraubt und zur Seichtigkeit und Unvernunft des Positivismus herabgebracht. Aber geschieht das nicht mit Erigena, wenn es S. 567 heifst: „Es ist das Einsetzen mit der Welt im göttlichen Denken kein reales, sondern nur ein formelles: d. h. Gott setzt sich der Welt in seinem Denken nicht selbst gleich, sondern sein Gedanke von der Welt stimmt nur aufs Vollkommenste zusammen mit dem Wesen der Welt, die ein Anderes als er selbst ist. Gott hat die Welt von Ewigkeit her gedacht, aber eben so ewig ist sie auch ein Anderes, als Gott, denn da Alles, was ist, entweder Gott oder Creatur ist; so trug er, indem er die Welt als Creatur in der Form des Gedankens in sich hatte, etwas in sich, *was er nicht selbst ist*, sondern was er als ein Anderes aufser sich erschaffen wollte". — Es geht wie bei Platon, was scholastisch ist, was in der Spra-

che der Vorstellung bei Erigena vorkommt, das wird für seine Philosophie angenommen, das Speculative bleibt unerkannt, oder wird vergessen, oder wird umgedeutet. Das Letztre ist z. B. der Fall mit *der Lehre vom Erkennen.* Dafs wir nur Gedanken denken, und dafs somit der Begriff in unsrer Subjectivität beim wahren Erkennen der Begriff der Sache selbst ist, dafs wir also denkend unser und des Gegenstandes Wesen als Eines finden, diese oben berührte tiefe Idee der grofsen Griechischen Weisen hat auch Erigena erfafst, und in der Klarheit und Entschiedenheit, mit der er sie aussprach und durchführte, beruht sein Anrecht auf das Principat unter den mittelalterlichen Philosophen. Was der Geist erfafst, das wird er selbst, denn er kann ja nur sein eignes Wesen erfassen. Nur der erkennt sich in Wahrheit, der sich in Gott erkennt; Gottes Natur erscheint allein wahrhaft in der Intelligenz. Doch *Staudenmaier* ist der Meinung, es brauche weiter nicht erwiesen zu werden, dafs das Einssetzen des Gedankens und Objects kein wesentliches, sondern ein blofs formelles sei, nur ein Uebereinstimmen unsrer Vorstellung, keineswegs aber eine reale Identität unsres eignen Wesens mit dem Erkannten. Wie platt darnach Staudenmaier den Gipfel der Philosophie des Erigena, die *Theosis*, auffassen, vielmehr, wie ganz unverstanden sie ihm bleiben mufste, können wir a priori erschliefsen, ohne auf ihn weiter einzugehn. Nur in der Erkenntnifs Gottes findet der Geist seine Wahrheit; was er erfafst, das wird er selbst; wenn darum die Gotteserkenntnifs in ihm aufleuchtet, so ist das seine eigne Vergöttlichung, die ihn schon *Clemens von Alexandrien* im Wissen und in der Liebe finden läfst. Weiter sagt *Origenes:* Wenn Gott Alles in Allem ist, so ist er, glaube ich, auch in den Einzelnen Alles. Durch die Einzelnen wird er aber auf solche Art Alles sein, dafs was immer der vernünftige, von der Sünde gereinigte Geist fühlen, denken und erkennen kann, diefs Alles Gott ist, so dafs er nichts Anderes als Gott schaut, und in ihm Mafs und Ziel seiner Bewegung hat. *Athanasius* wiederholte es oft, dafs Christus Mensch geworden um die Menschen zu vergöttlichen, Cyrillus von Alexandrien sagt: *Θεοποιεῖ τὸ πνεῦμα.* Daran schliefst sich Erigena an. Gott ist es, der sein Wesen durch die Manifestation sichtbar macht, so mufs er denn auch in der Creatur *sich* finden, diese ihn als ihr eignes Wesen schauen. Das ist dann die wahre Einheit, nicht jene verschlofsne und ruhende des Ansich, sondern die erfüllte geistige, die zugleich den Unterschied in sich enthält und überwindet. Das ist die Theosis, Gott Alles in Allem.

Ich bin weit entfernt, den Fleifs und die Kenntnisse zu mifsachten, die Staudenmaier besonders bei der Behandlung des Erigena gezeigt hat; aber bei dem Mangel an aller freien Speculation konnten beide nicht verhindern, dafs das Resultat ein durchaus verfehltes ward. Es lag die Wahrheit so nahe, nicht ein Heide oder Ketzer, ein vielverehrter christlicher Kirchenlehrer hatte sie ausgesprochen, ein vielseitig gebildeter Mann hat St. sich lang mit ihm beschäftigt, und doch nur ein Wort von *M. Axt* bewahrheitet: „Wem es der Vater nicht gegeben hat, wer das eherne Stirnband um das verdonnerte Haupt trägt, in dessen Ohren wird der Geist zu Fleisch, wie im Munde des Midas das schmackhafteste Brot zum unkaubaren Metallstück".

Ich wende mich zu Hegel.

Von ihm ist oft und viel die Rede. Wir erfahren zuerst, dafs sein System die höchste Steigerung des Eleatischen Princips und *logischer Pantheismus* sei. Logischer Pantheismus! Ich glaube, Stahl hat dies faule Ei auf den Kopf gestellt und das Stichwort erfunden, womit alle Unfreien jetzt das fromme Volk von der Philosophie abschrecken wollen. Logischer Pantheismus! Ist das ein Pantheismus, der in dem vernünftigen Zusammenhang eines geschlofsnen Systems sich als die logisch richtige Weltanschauung erweist, dann erklären ja seine Gegner sich für unvernünftig. Oder soll es heifsen, dafs die Logik zu Gott gemacht werde, so ist das kein Pantheismus, sondern Logikotheismus, und die Herren verstehen kein Griechisch. Logischer Pantheismus! Ja wenn das Staudenmaier'sche Buch nicht so voller Widersprüche stäke, so wollt' ich schon herausbringen, was das will.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift als Lehre von den göttlichen Ideen und ihrer Entwicklung in Natur, Geist und Geschichte. Von Dr. F. A. Staudenmaier.

(Schluſs.)

Vom *Pantheismus* heiſst es S. 2, daſs Gott und Welt nach ihm schlechthin in Eins zusammenfallen, S. 118, daſs nach ihm Natur, Geist und Gottheit identisch seien, S. 335, daſs er das Absolute und Relative nicht *neben* einander bestehen lasse, weil sonst dies eine Schranke für jenes sein würde; darum sei in ihm nur Gott, und sonst Nichts; (wie sich diese Bestimmung mit den vorigen reimt, weiſs ich nicht, und Staudenmaier wahrscheinlich auch nicht. Auch S. 826 treten Anspielungen gegen den Pantheismus auf, ich finde aber keinen Anknüpfungspunct für sie.) — *Logisch* ist aber nicht, wie wir seither dachten, der wahre, sondern der *unwahre*, nicht reale, nicht lebendige Zusammenhang (S. 305—307); das Allgemeine ist nur die negative Basis, die nicht anders sein könnende Form und Gesetzmäſsigkeit, und da es die Kategorieen enthält, so ist es doch Eins mit dem Logischen. Was ist nun logischer Pantheismus?

„Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug als wie zuvor."

Aber es geschieht mir Recht. Wozu Gründlichkeit und Zusammenhang suchen, wenn die Willkühr zum Princip gemacht ist?

„Ich kennt' es ja, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren."

Ferner wird der Hegel'sche Gott die *hypostasirte logische Idee* genannt. Um das Denken zum realen zu machen, habe ihm Hegel eine innre Bewegung beigelegt, es zugleich als Sein gesetzt und seine Bestimmungen für den wahren Inhalt der Welt erklärt. Die Bewegung erfolge, weil jede Denkbestimmung durch die anhaftende Negation den dialektischen Trieb habe, in ihr Gegentheil, das sie schon in sich hat, überzugehn, sich folglich selbst an jenem aufzuheben. Durch solches Uebergehn werde der Begriff immer reicher, da die vorher Entgegengesetzten als Momente erhalten werden, und das gehe so lange fort, bis als Einheit des Subjectiven und Objectiven die absolute Idee erreicht werde. „Da nun mit jenen Begriffen die *Dinge* selbst nur Eins sind, weil das Denken das Sein ist, so erkennt man leicht die absolute Immanenz der gesammten Wirklichkeit im Begriffe, der dialektisch durch Alles hindurchgeht, bis sich endlich die absolute Idee durch eigne Bewegung selbst erreicht hat, die zuletzt als *absoluter Geist* sich begreift, als Gott, der das letzte Resultat der nun ruhenden Bewegung ist." Der absolute Geist, heiſst es ferner, ist der absolute Begriff, der sich in der Natur und dem endlichen Geist vermittelt und durch Selbsterkenntniſs absoluter Geist wird. So ist Gott nur die Hypostase des logischen Begriffs.

Der Beweis ist des zu Beweisenden würdig, eine Fülle von Schief- und Halbheit. Hegel legt dem Denken nichts bei, sondern entwickelt es aus seinem Begriff; wenn der absolute Geist der durch Natur und endlichen Geist sich vermittelnde Begriff ist, so ist das dogmatische Wort „hypostasiren" für die grandiose und nothwendige, begriffene Entwicklung dieses Prozesses in Natur und Geschichte, welche die Vernunft in Allem offenbart, gelinde gesagt, eine *erbärmliche* Bezeichnung. Und wenn dann Gott als die Einheit bezeichnet wird, welche die absolute Einfachheit, die Indifferenz aller Gegensätze, das sich selbst gleiche Sein sei, wenn „Alles ist Eins" als das Resultat der absoluten Negativität angegeben wird, so kann man nur über die Frechheit erstaunen, die solche Dinge

ralschätzen sei, daß der Ueberfluß an vortrefflichen Baumaterialien bei weitem am meisten die Aufmerksamkeit verdient. Treffliche Eisenerze hat der Verf. in Attika, im Theriko und im Lauriongebirge am Prtscheko bis zum Cap Sunium aufgefunden und ihre Fortsetzung auf den Inseln Zea, Thermia, Serpho, Siphno, Polykandro verfolgt; es sind Einlagerungen von Brauneisenstein, Rotheisenstein, seltener von unverändertem Spatheisenstein in dem den Glimmerschiefer bedeckenden krystallinisch-körnigen Kalkstein, als mächtige Lager oder lagerartige Putzen, seltener als gleichzeitige Gänge. Ihre Menge, ihre Lage am Meere und leichter Transport zu Punkten, wo Brennmaterial in genügender Menge vorhanden ist, kann in späteren Zeiten bei weiterer Entwicklung industrieller Verhältnisse in Griechenland ihre Benutzung wohl vortheilhaft machen, jetzt aber nehmen andere Gegenstände die Aufmerksamkeit des Landes mehr in Anspruch, als daß die Eisenproduktion eine grofse Beachtung finden könnte. Die Verbesserungen des Landbaues versprechen unter dem glücklichen Himmel von Griechenland sichere Vortheile, sie werden Stapel-Artikel für den Handel liefern und Wohlstand herbeiführen. Erst wenn der Landbau und Handel blüht, ist es Zeit, Bergbau und Hüttenwesen neu zu begründen und dann verdienen allerdings die reichen Eisenerzlagerstätten vorzugsweise die Beachtung der Regierung und des Landes. Die Wichtigkeit fossiler Brennmaterialien leuchtet ein, auch wurde dem Verf. der Auftrag zuerst die Braunkohlen von Kumi an der Ostküste von Euboea zu untersuchen; sie wurden damals schon bearbeitet; ihre Ausdehnung ergiebt sich nicht ganz deutlich aus der Beschreibung, sie sind von vorzüglicher Beschaffenheit, denn sie verstatten eine Anwendung auf Dampfböten, sie sind auf englischen und österreichischen Schiffen gebraucht worden, sie lassen sich verkoaken, wie die Braunkohlen vom Hirschberge bei Gr. Almerode und von Riesstedt. Die Lagerungsverhältnisse sind aber nicht so günstig, denn eine Mächtigkeit von $3\frac{3}{4}$ Lachter, worin mehrere starke Lettenlager vorkommen, wird keinen leichten, vollständigen und wohlfeilen Abbau zulassen, der bei hoher Bedeckung mit Kalkmergelschiefer nicht anders als unterirdisch geführt werden kann. Die Vorschläge, welche der Verf. für den Betrieb dieses Kohlenwerks gemacht hat und die er kurz anführt, lassen sich aus Mangel spezieller Angaben der Verhältnisse nicht gehörig beurtheilen, doch scheint es, als wenn die Rücksichten auf Wasserlösung und leichte Förderung dabei eben nicht beachtet worden wären, welche doch grade die wesentlichsten sind. Von den übrigen Punkten, an denen Braunkohlen vorkommen, läfst sich noch nicht angeben, ob sie von Nutzen sein werden, sie bedürfen noch einer bergmännischen Untersuchung, sehr einladend scheinen sie nicht zu sein, wie bei Limnes auf der Westseite von Euboea; an der Westseite des Peloponnes unter Kalkmergel zu Longo Kremismenno und bei Klemoutzi; unter Geröll-, Sand- und Thonablagerungen im District zu Strawo-Kephali und bei Goumerou, nordöstlich bei Gardike am südlichen Fufse des Othrys und in Lokris südlich von Genurio. Die dünnen Lager von Brandschiefer bei Diwri, Burso und im Distrikte von Arta verdienen in bergmännischer Beziehung keine Beachtung.

Der Silberbergbau der Athener im Gebirge von Laurion war nach den Untersuchungen des Verfs. auf silberhaltigen Bleiglanz beschränkt, von einem mäfsigen Gehalte von $3\frac{1}{2}$ Loth Silber auf 1 Centner Bleiglanz. Eigentliche Silbererze sind auch nicht in den kleinsten Spuren gefunden worden, sollten sie vorgekommen sein, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, dafs sie in gröfserer Menge eingebrochen sind und der Bleiglanz wird immer die Hauptmasse des Erzes ausgemacht haben. Dieser findet sich in und mit dem Eisenstein, den die Alten hier aber wenig benutzt haben. Das Zusammenvorkommen von Bleiglanz und Eisenstein mit Kalkstein und der Grenze anderer Gesteine, wie hier dem Glimmerschiefer nahe, ist ein oftmals wiederkehrendes, in den verschiedensten Abtheilungen der geschichteten Gebirge. Woher die grofse Masse des Silbers gekommen, welche die Alten aus der Lauria angeben, ist unter diesen Verhältnissen in der That schwer zu bestimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in Auftrag der Königl. Griech. Regierung in den Jahren 1834 *bis* 1837. *Von Dr. K. G. Fiedler.*

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung der nutzbaren Mineralien war der Zweck der vielen Reisen, die Ausbeute konnte der Natur der Sache nach nicht grofs sein; der beste Gewinn ist die Kenntnifs der geognostischen Beschaffenheit des Landes. Es zeigt sich deutlich, wie genau der Zusammenhang ist, in dem diese allgemeinen Verhältnisse mit dem speziellen Vorkommen der gesuchten unterirdischen Schätze stehen; die allgemeine Auffassung leitet am sichersten zur Auffassung des Einzelnen.

Die krystallinischen Schiefer bilden mehrere ausgezeichnete Gebirgsketten, man möchte sagen, fächerförmig von Südost sich verbreitend. Am längsten ist die Kette, welche die östlichen Cycladen in der bestimmmten Richtung von Nordwest nach Südost bildet, eine Richtung, welche Leopold von Buch in seiner Eintheilung Deutschlands in geognostische Systeme bis in die letzten nordwestlichen Verzweigungen des deutschen Hügellandes bis zu den Grenzen von Holland mit so grofser Schärfe auszeichnete. Sie beginnt in Euboea, erreicht hier im Dirphis gegen 3400 Par. Fufs, im Ocha gegen 3200 Par. Fufs, und setzt gegen Südost durch Andro, Tino, Mykone, Stenosa fort; der Ostrand von Amorgo fällt noch in ihre Verlängerung. Diese Kette ist durch das querliegende von West in Ost gehende Delachagebirge auf der Grenze von Griechenland und der Türkei nach Nordost hin verworfen, beginnt wieder mit Skiathos, zieht zwischen Wolo und dem Meere fort, den Thessalischen Olymp zu bilden.

Kürzer sind die westlichen Ketten der krystallinischen Schiefer und immer mehr von Süd gegen Nord gerichtet. Aus Attica von Kalama her, dem alten Eretria auf Euboea gegenüber und nur durch einen schmalen Kanal getrennt, läfst sich die zweite über den Pentelicon und Hymettos durch die Lauria über Cap Sunium durch die Inseln Zea, Thermia, Serpho, Siphno bis gegen Polykandro verfolgen. Die beiden letzten bilden die hervorragenden Südspitzen von Morea im Cap Malea und Matapan ziemlich nahe von Nord gegen Süd aus laufend, den lakonischen Busen einschliefsend; den Olymp und Taygetus durch das Eurotasthal geschieden. Die Karte giebt hier die Verbreitung des Glimmerschiefers mit krystallinisch-körnigem Kalke zusammenhängend südwärts einer Linie von Londari nach Argos an. Diefs kann leicht zu einem Irrthume führen; die Reisen des Verfs. bestätigen die Darstellung auf der Carte générale de la Morée et des Cyclades in der Expédition scientifique de Morée von Boblaye und Virlet. In der östlichen Kette von Ajio Petro verbirgt sich der Glimmerschiefer südwärts schon bei Geraki unter dem bedeckenden Kalkstein und nur vereinzelt tritt derselbe an den untern Abhängen bei Marios, am Berge Kourkoula, südwestlich von Monembasia und an der Westseite des Zobolosberges auf, nirgends die Höhe der Berge erreichend. In der westlichen Kette des Taygetos bildet von Londari, südlich von Megalopolis, über Kalamata bis Limeni herab, Kalkstein ganz zusammenhängend das westliche Gehänge, und von Kalamata bis Kaenopolis die tertiären Schichten der Subapenninenformation den Saum der Küste; nur der höhere, Kuppe an Kuppe gereihete Gebirgsrücken, zeigt den Glimmerschiefer in geringer Breite.

Der Verf. sagt Th. II. S. 516 der Temathias (Condovouni) in Messenien bestehe wahrscheinlich aus Glimmerschiefer, er hat ihn nicht besucht; die Expedition de Morée giebt nur Kalkstein an; ein Grund dieser Vermuthung ist nicht angeführt.

Die Kette des Taygetos erreicht 7415 Par. F. Höhe in der nördlichen Fortsetzung ihrer Richtung tritt der Pindus auf, der an den griechischen Grenzen durch das Delachagebirge abgeschnitten wird, und in seinem scharfen Verlauf mit dem Granit von Mezzovo über Janina endet.

Einen solchen Knopf von Granit besitzt auch die östliche Kette von Euboea, aber im südlichen Ende in dem zerstörten Ellipsoid von Mykone, Tino und Naxia.

Die zerstreueten Inseln zwischen den beiden Hauptketten, die ihre Gipfel über den Meeresspiegel erheben, sind abhängig von granitischen Erhebungen, doch sind Nebenketten in der Richtung Nordwest Südost darin erkennbar; die Kenntnifs dieses Granits verdankt man dem Verf., auf Serpho, Nio, Nauphia (Anaphi) und Paros findet sich derselbe. Auch dem Laurischen Gebirge ist er nicht fremd, Theriko sti Blaka nennt der Verf. seinen Fundort.

Von der Gebirgsgruppe des Ziria und Kyllene in Achaia erhält man nur eine undeutliche Vorstellung; Quarzfels mit Glimmer nennen Boblaye und Virlet das Gestein zwischen dem See Phonia und Zaraca, der Stadt Tricala, am Styx im Thale von Koulinaes sahen sie schiefrige Diorite mit Hornblendekrystallen und unfern des Gipfels von Ziria (7307 Par. F.) erhebt sich brauner Mandelstein bis 6000 Fufs hoch. Auf der Karte erkennt man die Verbreitung dieser Gesteine nicht, welche zu dem terrain schisteux et Marbres gehören. Fiedler giebt sie dagegen bestimmt an, obgleich er nicht in das Kyllenengebirge östlich vom Styx eindringen konnte; warum es die Hoffnung, Erze dort zu treffen, in ihm erregte, vermifst man. Bei Mesoroughi Th. I. S. 398 fand er gneisartigen Glimmerschiefer, weiter westlich folgt graulich schwarzer Thonschiefer, im engen Thale darunter ein massiges Epidotgestein, von welcher Natur und Zusammensetzung wäre wohl wissenswerth, doch wird es nicht beschrieben. Bei Zaroukla findet sich flach östlich fallender Glimmerschiefer, bedeckt von Gips, der in Felsen entblöfst ist, gegenüber in Ost fallender Thonschiefer von Kalkstein bedeckt. Aus diesem Fallen ergiebt sich das Streichen von Süd gegen Nord, entsprechend der Richtung des Taygetus. Doch die Richtung des Gebirges scheint diefs nicht zu sein, denn der Verfasser giebt mit gewohnter Genauigkeit Streichen und Fallen des Kalksteins am Styxgebirge an, hor 10. 4 mit 31° Fallen gegen Südwest; das ist also ziemlich nahe die Hauptrichtung von Nordwest gegen Südost, von Euboea. In der südwestlichen Verlängerung des Kyllenengebirges treten an der Südküste von Argolis zwischen dem Cap Skillaeon und Kranidi ähnliche Gesteine auf. Am Wege von Poros, sagt der Verf., tritt Thonschiefer immer deutlicher auf, er fällt anfangs in Ost, nach der Südseite des Gebirges zu aber in Süd; der Weg von der Metochia von Hydra nach Kastri führt längs dem Meere fort, es zeigt sich Glimmerschiefer in Nord fallend, er unterteuft den vorhin erwähnten Thonschiefer. Die Karte von Boblaye und Virlet giebt auch dieses Vorkommen an der Südseite des kleinen Gebirgszuges von Adhera zwischen der Metochia von Hydra und dem Cap Skillaeon übereinstimmend mit ihrer Beschreibung an, Glieder ihrer oberen Abtheilung des Schiefergebirges (terrain schisteux), grüne und violette Schiefer, Quarzfels, Sandstein und Kalkstein sollen hier vorkommen. Die Insel Hydra hat der Verf. nicht besucht aber er sagt, Th. I. S. 288, in der Stadt soll ein porphyrartiges Gestein auftreten, auf der Südseite zeigt sich *vielleicht* das Grundgebirge, was Glimmerschiefer sein würde; in der Expédition de Morée findet sich Nichts darüber, die Nordseite der Insel ist ein kahler langer Kalkfelsen; dagegen wird dem attischen Gebirgszuge näher von der Insel Salamis angegeben, dafs besonders der südliche Theil aus Glimmerschiefer und Quarzfels besteht; es ist kein gewöhnlicher Glimmerschiefer, sondern die einzelnen Quarzkörner sind mit Glimmer umgeben.

Der Verf. liefert sehr bestimmte Beschreibungen von den Gesteinen dieser krystallinischen Schiefer; sie als metallführend zogen ihn als Bergmann besonders an und gaben zu genaueren Untersuchungen Veranlassung. Glimmerschiefer, Thonschiefer und mächtige Massen krystallinisch-körnigen Kalksteins, auch wohl dichte Kalksteine mit dem Thonschiefer verbunden setzen dieselben zusammen. Der Kalkstein findet sich in den oberen Theilen des Gebirges oder bildet eine förmliche Decke über dem Glimmerschiefer. Die Resultate dieser Angaben rechtfertigen durchaus nicht die Darstellung in der Expédition de Morée, nach der sich die Schieferzüge der Cycladen wesentlich von den Ketten auf Morea in ihrer Zusammensetzung unterscheiden sollen; so heifst es darin Tome II. Part 2.

S. 88: die Granite, Gneise, Glimmer- und Talkschiefer, welche den gröfsten Theil der Inseln bilden, zeigen sich nirgends in Morea, dagegen herrscht hier eine Gruppe, welche groupe calcareo-talqueux genannt wird und aus Thonschiefer, talkigem Schiefer, Anagenit und Psammit und einer Reihe sehr verschiedener Marmorarten besteht. Euboea zeigt reichlich so viele Thonschiefer wie Morea; talkige Gesteine hat Fiedler beinahe gar nicht auffinden können, wenn gleich der silberweifse Glimmer sehr häufig ein dem Talk ähnliches Ansehen besitzt; über die Quarzfelse und Sandsteine (schiefrige Grauwacken), welche die Namen Anagenit und Psammit erhalten haben, erfahren wir Nichts näheres aus den Beschreibungen, welche Fiedler, der zugleich eine reiche Sammlung von Gebirgsarten aus dem Königreich Griechenland zusammengebracht hat, von den einzelnen Lokalitäten entwirft.

Die Thatsache, dafs körnige Marmor den Glimmerschiefer, dichte schwach krystallinische Kalksteine, die der Vf. bisweilen Uebergangskalkstein nennt, den Thonschiefer bedecken und die an so vielen Punkten mit grofser Bestimmtheit nachgewiesen wird, ist höchst wichtig. Rings um die Erhebungen der krystallinischen Schiefer ist eine grofse und mächtige Kalkformation über Morea und Romelien verbreitet, dieselbe, welche das ganze adriatische Küstenland einnimmt und sich an die Alpen anschliefst. Sind das nicht die veränderten Reste derselben, welche die hohen Gipfel der erhabenen Schieferketten bilden? Die Einwirkungen, welche den Glimmerschiefer erzeugten, haben die Decken des dichten gelblich weifsen und grauen Kalksteins in körnigen Marmor verändert; wo die Einwirkungen nicht kräftig genug waren, um Glimmerschiefer zu bilden, wo Thonschiefer, denen des sogenannten Uebergangsgebirges ähnlich, das Product der Umbildung waren, da zeigen sich auch die Kalksteine, nicht wie auf Paros und am Pentelikon, sondern nur schwach krystallinisch, in einer Uebergangsstufe von dichtem zu krystallinisch körnigem Gefüge. So ist es auf Euboea, alles was sich der Kette nähert verliert den flötzartigen oder secundären Character, der sich nur in der Ebene von Chalkis und am Lithada erhalten hat. Der Uebergang von einem zum andern ist bei Athen zu verfolgen. Dichter Kalkstein ist aus dem Bohrloche am Piraeeus hervorgebracht worden; schwach krystallinisch wechselt er mit Thonschiefer an der Akropolis; als körniger Marmor liegt er auf Glimmerschiefer am Hymettus.

Die Analogie zwischen diesen krystallinischen Schiefern und dem Peloritanischen Gebirge auf Sicilien ist zu auffallend, um nicht gleich bemerkt zu werden; körnige Marmor sind auch dort am Scuderi und am Cap Calava mit Glimmerschiefer, dichtere Kalksteine am Cap S. Alessio und S. Andrea mit Thonschiefer verbunden. Granite brechen da hervor, wo Gneis und Glimmerschiefer auftreten, wie in der Kette von Euboea und am Theriko sti Blaka, nicht im Thonschiefer. Das Verhältnifs dieses den Thonschiefer deckenden Kalksteins ist in der Gegend von Taormina und Noto ebenso zweifelhaft wie in den Umgebungen der griechischen Schiefergebirge.

Der Verf. hat sorgsam das Streichen und Fallen des Glimmerschiefers und Thonschiefers beobachtet, doch ist es nicht leicht die Gesetze zu finden, welche darin verborgen liegen; nur ergiebt sich mit Bestimmtheit daraus, dafs die Richtung der Gebirgsketten in sehr vielen Fällen von der Richtung der Schichten abweicht und keinesweges allgemein damit übereinstimmt. Hierauf hat Boblaye und Virlet keine Rücksicht genommen, als sie an die Spitze der grofsen geologischen Beschreibung von Morea und den Cycladen eine Uebersicht von nicht weniger als sieben verschiedenen hebenden Richtungen setzten, die sie in Griechenland gefunden haben; mit Beachtung solcher Verhältnisse hätten sie leicht vermocht, diese Zahl zu verdoppeln. Anstatt eines solchen Gewirres von Richtungen, die nur aus dem Bestreben, etwas Neues und Unerhörtes vorzutragen, nicht aber aus einer gründlichen Auffassung der Naturerscheinungen hervorgehen, ist es in der That besser, wie der Verf. gethan hat, dem Leser zu überlassen, welche Folgerungen er aus den genauen Beobachtungen ziehen will. Wäre es möglich, die trefflichen Erläuterungen, welche Elie de Beaumont gestützt auf die von Leopold von Buch vorgetragenen Thatsachen über die Hebung der Gebirge gegeben hat, herabzuwürdigen und ins Lächerliche zu ziehen, ein besseres Mittel dazu kann es nicht geben, als die Darstellung, welche Boblaye und Virlet von den Kreuz- und Querzügen der Gebirge Morea's geliefert haben.

Serpentin kommt in der Kette von Euboea vielfach vor, auf dieser Insel bei Xerochori, Kumi, Chalkis, Melissana, Stura und Karysto am südlichen Ende; auf Tino bildet derselbe die Nordspitze der Insel an Glimmerschiefer gränzend, und kommt auch an der Küste in dem südlichen, granitischen Theile der Insel aber unter nicht angegebenen Lagerungsverhältnissen vor. Von Interesse ist die Umgebung des granitischen Theiles der Insel, der sich in dem Berge Xo Bourgo (1776 pr. F. hoch) erhebt, bei Wollax mit den grofsen Blöcken bedeckt ist, welche so häufig granitische Gipfel krönen und Teufelsmühlen bilden; der Verf. sieht sie sehr richtig als Produkte der Hebung an. Dieser Granit enthält vielen Albit, auch die gröfseren Krystalle sollen daraus bestehen, nicht wie bei Carlsbad aus Feldspath. Dem Granit zunächst Gneis, auch mit Albit, weiter entfernt Glimmerschiefer, mit Hornblendeschiefer und Diorit, der aus Hornblende, Albit und Epidot besteht. Epidot drängt sich überall ein auch im Gneis und bildet zusammen mit Albit ein eigenes Gestein; Granaten fehlen nicht. Das ist die Einwirkung des Granits, überall in seiner Nähe ist dieser schnelle Wechsel der Gesteine und die mannigfachen Mineralien.

Auf Andro findet sich der Serpentin bei Selo und Messaria mitten im Glimmerschiefer, die Lagerungsverhältnisse sind ebenso wenig angegeben, wie in der attischen Gebirgsreihe, hier findet er sich zwischen Athen und dem Hymettos; in der Fortsetzung auf der Insel Zea, wo ihn Virlet in Verbindung mit Talkschiefer angiebt, so auch auf Tino. Auf Zea sah ihn der Verf. nicht, auch keinen Talkschiefer, obgleich er die Eisensteine, Lager und lagerhafte Putzen genau untersucht. Der Glimmer besitzt das Ansehn des Talkes, aber es ist dennoch keiner. Aber weiter auf Thermia fand er ihn zwischen der Stadt und Sillaka, auf der Insel, welche ungeheure Massen von Rotheisenstein lager und gangartig im Kalkstein und im Glimmerschiefer enthält; und gegen Südost auf den Nebenketten von Sikino und Anaphi.

In den beiden Hauptketten des Glimmerschiefers auf Morea scheint der Serpentin zu fehlen, desto häufiger tritt er als Grundgebirge der grofsen Kalksteinformation auf, ganz richtig sagt der Verf., Argolis auf der Westseite scheint ganz auf Serpentin zu ruhen; alle Bäche von Megara und Korinth bringen Serpentin zum Meere; nahe dem trachytischen Methana, auf Kalaureia; nördlich am Rande der Ebene von Eleusis und in einer ausgezeichneten Reihe einzelner Kuppen am südlichen Fufse des Delachagebirges von Gardike an über Echinos, Lamia (Zituni), im Sperchiosthale aufwärts und bis Karpenitze gegen Westen reicht der Serpentin. Schon aus den Alpen hat Leopold von Buch bewiesen, dafs wo Serpentin, nicht Melaphyr die Erhebung der Gebirge bewirkt, der erhobene Kalkstein niemals zu Dolomit verändert wird, und diefs wird vollkommen durch die Untersuchungen des Verfs. bestätigt, welche er Th. II. S. 537 u. f. über den Talkgehalt der Kalksteine Griechenlands mittheilt, es ist *kein Dolomit* darunter und das spezifische Gewicht derselben stimmt damit überein. Es ist in der That überraschend, dafs so hoch erhabene Kalkreihen, von Höhlen durchwühlt, zerrissene und zerspaltene Berge, doch nirgends als Dolomit erscheinen, aber man mufste auf diese Erscheinung vorbereitet sein, wenn die Untersuchungen von L. von Buch beachtet worden wären. Aus der Expédition de Morée wird es schwer, über diese merkwürdige Thatsache ins Klare zu kommen, so wenig wie es Virlet selbst über die Dolomitisation ist; häufig ist von Dolomit die Rede, nur weifs man nicht recht, wo man ihn suchen soll. Indem er von der Umbildung der Trachyte und Porphyre in der Beschreibung der Insel Cimolis redet, führt er als diese bestätigend die Umbildung des Kalksteins in Dolomit an (II. 1. S. 302) und wenige Seiten nachher S. 308 bezweifelt er, dafs der Dolomit durch Transmutation hervorgebracht sei und erklärt ihn nur für eine Textur-Modification (wie den körnigen Kalkstein.) Besser wäre es freilich gewesen anzuerkennen, dafs es keinen Dolomit in Griechenland giebt, dazu scheinen aber seine mineralogischen Kenntnisse nicht genügt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in Auftrag der Königl. Griech. Regierung in den Jahren 1834 *bis* 1837. *Von D. K. G. Fiedler.*

(Fortsetzung.)

Die Alten haben einen herrlichen Labradorporphyr (vielleicht Oligoklasporphyr) aus den Brüchen von Krokea bei Lebetsowa in Lakonien verarbeitet, obgleich er nicht in grofsen Stücken bricht. Er ist unter dem Namen Porfido verde antico bekannt. Die Expédition de Morée nennt ihn Prasophyr. Die hellauchgrünen Krystalle in der dunkeln Grundmasse sind von vielen Sprüngen durchsetzt und im Innern gelblich wie von Gevelinghausen und Ostwig unweit Meschede an der Ruhr, welche Dr. Rammelsberg analysirt und als Oligoklas erkannt hat. Der Porphyr hat eine ansehnliche Verbreitung am östlichen Rande des Glimmerschiefers, der Kette des Taygetus. Diese schöne Abänderung bildet gangartige Massen bis zwei Fufs Stärke, hor. 8 streichend, 80° gegen Süd fallend in einem weichern thonigen grau violetten Porphyr, der wie der Verf. sagt Feldspathkrystalle enthält; diese scharfe Gränze zwischen beiden Varietäten des Porphyrs ist auch bei Daphne sichtbar; Prasemartige quarzige Massen wurden dabei gefunden, wie sie in Gangtrümmern auch bei Giershagen in ähnlichem Porphyr vorkommen. Virlet hat diese Porphyre vom westlichen Abhange der Ebene von Helos bis auf den Weg von Lebetsowa nach Marathonisi verfolgt, und beschreibt die umgebenden Porphyrbreccien, die deutlichsten Reibungskonglomerate; auch Schaalsteine wie aus den Gegenden von Dillenburg und Brilon. Die Sümpfe von Helos trennen diese Porphyre von denjenigen bei Brinico und Bezani, welche freilich die sehr unbestimmten Namen von Aphanit und Mimophyr erhalten; indessen Mandelsteine sind dabei und das kann ein Leiter sein, denn niemals verbindet sich derselbe mit wahrem Diorit; auch bei Asopus, im Thale von Apidia, am Cap Xili kommen diese Porphyre vor, auseinanderreifsend die beiden Glimmerschieferketten von Morea in dem langen und breiten Thale des Eurotas, das tiefste was die Erhebung an den Tag gebracht hat. Es sind gewifs keine Melaphyre, denn sonst würden die Kalkreste von Stephania und Lebetsowa als Dolomitmauern in die Höhe starren. Aber Epidot ist auch hier eingedrungen und gleichzeitig mit Quarztrümmern wie bei Bigge und Gevelinghausen. Virlet sagt zwar, die Porphyre seien jünger als die damit verbundenen Schiefer, aber älter als der Secundär-Kalkstein von Griechenland, viele Punkte mag es nicht geben, wo sich diefs Verhältnifs mit Sicherheit ermitteln läfst, aber dennoch führt er mit völliger Bestimmtheit wahre Gänge von Mandelstein in diesem Kalkstein am Berge Koutra bei Phygale in West-Arkadien an. Einen bessern Beweis kann es wohl nicht geben, dafs der Kalkstein älter ist, der Porphyr und mit ihm die Mandelsteine erst später erhoben wurden. Mandelstein ist der Begleiter des Hyperits, des Melaphyrs, des Basalts; welchem gehört der Mandelstein Griechenlands an? Der gänzliche Mangel irgend eines basaltischen Gesteines ist ebenso charakteristisch für das Ottonische Reich, wie der Mangel des Dolomits. Auf was lassen sich also diese Mandelsteine anders beziehen, als auf die Hyperite, mit denen die Labrador-Porphyre vielfach in der engsten Beziehung stehen; nur von diesen letzteren wird mit Bestimmtheit berichtet, von keinem andern Gesteine erhalten wir eine klare Ansicht. Wie zweifelhaft ist Virlet's Angabe von dem braunen Porphyr mit Feldspathkrystallen, Quarzkörnern und Agat an den Quellen des Alpheos in Ober-Arkadien; er nennt die Grundmasse Aphanit, um die Vorstellung ganz zu verwirren; und Bruchstücke von Petrosilex sollen darin sein. Gewifs diese

mannigfachen Porphyre sind nicht sehr entfernt von dem Serpentin, mit dem die Hyperite auch sonst vielfach in Berührung stehen.

Wie verbreitet würde man dieselben sehen, wenn die mächtige Decke des Kalksteins abgehoben würde. Der Verf. nennt wohl bisweilen den dichten Kalkstein Uebergangskalk, doch ist es nur aus Versehen stehen geblieben, sonst bezeichnet er ihn mit der Benennung *Kreidekalkstein*; auch Virlet und Boblaye rechnen das ganze Secundärgebirge Griechenlands zur Kreideformation; nur trennen sie davon einen kieselhaltigen Kalkstein, der die höchsten Gipfel des Taygetos einnimmt, 900—1200 F. hohe Mauern an beiden Abhängen bildet und auch an der Ostseite der Kette von Monembasia nach Lenidi hin vorkommt. Sonst unterscheiden sie drei Etagen nach den Profilen am Palamides bei Nauplia: 1) Mergel und schwarzblauen Kalkstein mit Diceras, Nummuliten und Radioliten; 2) unteren Grünsand und dichte (lithographische) Kalksteine; 3) oberen Grünsand und dichte weifse Kalksteine mit Nummuliten und Hippuriten. Viel Sicherheit in der Bestimmung der Reihenfolge der Schichten ist durch diese Eintheilung nicht gewonnen, wie die Verwirrtheit zeigt, welche in den Beschreibungen herrscht, welche sich diesem künstlichen Systeme anpassen müssen. Fiedler hat diese Verhältnisse wenig beachtet. Er hebt als Grundlage der grofsen Kalksteinformation ein oft mächtiges Gebilde von rothem kieseligen, jaspisartigen oft thonigen Gesteine in dünnen Schichten, sehr zerklüftet und zersplittert hervor, welches auch Virlet übereinstimmend mit ihm besonders in Argolis bei Damala, Epidauros, Kastri und Ellio beschreibt; hier wo es unmittelbar den weit verbreiteten Serpentin bedeckt, wie bei Genua und Florenz und selbst in den Abruzzen. Es kann nicht zweifelhaft sein, hierin eine Einwirkung der Serpentine zu erkennen; Studer und Escher hat so vielfach in Bündten nachgewiesen, dafs eine Silicification des umgebenden Gesteins der sichere Vorbote ihrer Nähe und ihres Auftretens ist; auch bei Kosemütz und Baumgarten sind der Kieselbildungen genug um den Serpentin und Gabbro herum.

Versteinerungen sind in dieser grofsen Kalkformation nicht allgemein verbreitet, nur auf wenige Localitäten beschränkt. Der Verf. fand ein mächtiges Vorkommen am östlichen Fufse des Parnafs bei Daulis in Phokien, zwei Lager von über und durcheinander liegenden Hippuriten, die Schichten fallen mit 41° gegen Nordosten; sie sind gegen 8 Zoll lang und haben 3 Zoll im Durchmesser, es ist wohl nur ein ungenauer Ausdruck, der verleiten kann zu glauben, dafs die Spitze nach oben gekehrt sei, Martigues zeigt das Gegentheil, alle Spitzen unten. Boblaye und Virlet geben Hippuriten bei Modon am Ziria und auf Methana an den entgegengesetzten Enden von Morea an; auch in Sicilien finden sie sich nur an wenigen und weit entlegenen Stellen. Sie so wie die Nummuliten von Pylos und Sphacteria, vom Orexis und von Modon, von Mantinea nördlich von Tripolitza, die eine enorme Gröfse von 3½ Zoll erreichen sollen, beweisen mit Bestimmtheit, dafs der weit verbreitete Kalkstein Griechenlands derselben Formation angehört, wie in Sicilien, und zwar der Kreide, denn Hippuriten hat man noch in keiner andern Formation gefunden, wo eine gröfsere Reihenfolge von Versteinerungen eine sichere Bestimmung derselben zuliefs. Ob aber nicht Juraschichten unter den Kreideschichten vorkommen sollten, wie bei Taormina, oder zwischen ihnen heraufgedrängt sind? Bei dem Kloster Hagia (Aya) Moni (Nauplia) hat Virlet und Boblaye eine ganze Reihenfolge von Versteinerungen entdeckt, die Deshayes bestimmte, darunter vier Nerineen-Species, Nerinea Defrancii, Diceras arietina, Turbo costarius wie von St. Mihiel, Dep. de la Moselle; das so wie die Caryophyllien und Astraeen entscheidet wohl ganz bestimmt für oberen Jura, das ist keine Kreide. Freilich es mögen sehr einzelne Punkte sein, aber auch die Krinoideenglieder, Belemniten aus dem graublauen Kalkstein von Palamides, scheinen nicht sehr für Kreide zu sprechen. Wie weit der Jura in Griechenland verbreitet ist, läfst sich keinesweges bestimmen. In den Mergeln am Aetos in dem engen Thale von Ajio Joanni oder Podromo in Akarnanien und auf Aegina unter Trachyt, hat Ehrenberg Kalk- und Kieselthierchen aufgefunden, die in der ausgezeichnetesten Kreide von Brighton, Rügen, Gravesend, und in den Mergeln von Caltanisetta häufig sind; nicht weniger als acht lebende Spezies werden darunter gezählt. Wenn auch hiernach im Allgemeinen die Infusorien, welche in so grofser Menge ihre Lebenskraft aus der Kreideperiode bis in die Jetztwelt behauptet haben, eben nicht als Beweis einer bestimm-

ten Formation dienen können, so mufs doch für einzelne Punkte dieses Vorkommens ein solcher Beweis als vollgültig angenommen werden. In den tertiären Mergeln Griechenlands, welche Ehrenberg untersucht hat, fehlen bisjetzt die Infusorien.

Die grofse Kalkformation Griechenlands ist reich an weit erstreckten Höhlen, sie finden sich auch in dem Marmor des Schiefergebirges, aber doch wohl kaum so weit erstreckt. Sie enthalten viele unterirdische Wasserläufe. An keinem Punkte sind diese merkwürdiger als am See Kopais, dem flachen Thalboden des Kephissos, der zwischen dem Oeta und Parnafs herabkommt. Der Verfasser liefert eine sehr klare und bestimmte Darstellung der Verhältnisse, besser als Forchhammer (Poggend. 38. S. 243). Ein Kalkrücken liegt dem Thale quer vor, trennt es vom nahen Meere, viele Höhlen zerreissen diesen Rücken, durch welche das Wasser unterirdisch abfliefst, daher ist keine Thalfurche, regelmäfsig die Gewässer ableitend, vorhanden. Die Höhlen verstopfen sich und die Wasser steigen, bilden Sumpf und Seen, die im Sommer austrocknen. Die oberen Oeffnungen, welche die Wasser aufnehmen, werden Katawothra, die unteren, aus denen sie als starke Bäche dem Meere nahe austreten, Kephalo wrises (Kephalaria, Forchhammer) genannt. Sehr treffend entwickelt der Verfasser, auf welche Weise, und mit geringer Arbeit, die regelmäfsige Entwässerung des reichen Thalbodens bewirkt werden könne, auf welche schon die alten Orchomenier einen so grofsen Werth legten. Durch den Verfasser lernen wir das Riesenwerk eines Stollens, von mehr als einer Viertel deutschen Meile Länge kennen, auf dem noch 15 Schichten offen und erkennbar sind; er hat diefs Alles genau untersucht; mit dem Auge des Bergmanns den Zweck und die angewendeten Mittel erkannt. Alexander der Gr. fand diesen Stollen schon verbrochen, die Wasser in der reichen Ebene aufgestaut, er liefs einen Bergmann von Chalkis kommen, um ihn wieder aufzuräumen; doch wurde die Arbeit nicht vollendet. Die Höhlen müssen im Innern sehr grofse Wasseransammlungen enthalten, denn wie trübe sich auch bei Fluthzeiten das Wasser in die Katawothra ergiefst, klar und mit beständiger Temperatur entströmt es den Kephalo wrises während des ganzen Jahres.

Ueber die griechischen Tertiärschichten, welche Boblaye und Virlet ausführlich beschrieben haben, und die mit denen von Sicilien und Italien so sehr übereinstimmen, lernen wir wenig Neues, nur das Vorkommen der Braunkohlen in diesen Schichten ist genau untersucht, sonst bieten diese Schichten keine nutzbaren Mineralien dar und mögen wohl deshalb die Aufmerksamkeit des Verfs. eben nicht sehr aufgeregt haben; noch weniger beschäftigte er sich mit den Versteinerungen, welche bei Modon und Navarin so zahlreich, wie zu Palermo sich finden und von denen Deshayes ein genaues Verzeichnifs lieferte. Die Identität mit der Subapenninenformation und mit Sicilien ist dadurch festgestellt.

Auch von der merkwürdigen Nagelfluhe, welche die Ziriaberge kranzförmig bis zu Höhen von 4500 Fufs umgiebt und sich an der Küste des Meerbusens von Korinth zu einem hohen Wall erhebt, lernen wir Nichts.

Die meisten Trachytpunkte und die vulkanischen Erscheinungen Griechenlands hat der Verfasser besucht. Auf der Karte fällt die Bezeichnung des Vorgebirges Akra und der gegenüberliegenden Insel Spezia gar sehr auf, sie sind als Trachyt bezeichnet; das hatte man bisher noch nicht gewufst. Der Verfasser sagt Th. I. S. 290: Spezia und das gegenüberliegende Festland so weit es eine Art Halbinsel bildet, soll trachytisch sein, gern hätte ich es besucht, — und ferner Th. II. S. 543 „nach den Untersuchungen der Expéd. scient. de Morée sollen das Vorgebirge Akra und die Insel Spezia trachytisch sein". So spaltet sich der Trachytzng von Santorin bis Milo und Kimoli an der Insel Hydra und begleitet Argolis nordwärts und südwärts. Boblaye und Virlet haben allerdings von der Insel Spezia geredet, denn in der Expéd. de Morée Tom. II. Part. 2. S. 213 heifst es: sie ist ganz aus dieser Nagelfluhe gebildet, welche 900 Fufs Mächtigkeit erreicht, wechselnd mit lockeren sandigen Kalksteinen mit Geschieben; die Schichten fallen mit 10—12° gegen Südwesten ein; der Weg von der Stadt nach dem Berge Vigli durchschneidet sie; die Höhle Bekiri ist in einer Thonlage am Strande. Die Halbinsel Kranidi bis Kastri zeigt ebenfalls die Nagelfluhe, welche sich gegen Nordwest bis Argos erstreckt. Also Spezia besteht nicht aus Trachyt, sondern aus tertiärem Kalkkonglomerat und mindestens ist es unwahr, dafs sie nach dem Zeugnifs der Expéd. de Morée trachy-

tisch sein soll; denn auch in Uebereinstimmung mit der angeführten Stelle heifst es S. 239: die Halbinsel Methana ist der einzige Trachytpunkt auf Morea. Das ist ein sonderbarer Irrthum. Aber Fiedler berichtigt seiner Seits ähnliche Irrthümer, welche sich in der Expédition de Morée finden; in dieser wird auf der Insel Skyro einer ostwärts liegenden Parallelkette von Euboea, Trachyt angeführt, welcher mit Alaunschiefer abwechselt, der dadurch gekrümmt und verändert ist, dieser Trachyt soll den Schichten eine Richtung Ost-Nord-Ost— West-Süd-West ertheilt haben. Fiedler hat diese Insel sehr genau untersucht, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Serpentin, körnigen Marmor und dichte Kalksteine, welche die Schiefer bedecken, aus dem Serpentin Sand mit Chromeisen, Magneteisen und Goldblättchen, mit kleinen Pyropen gefunden, aber keinen Trachyt; so kann sich dieser doch nicht verstecken, damit fällt auch die Wahrscheinlichkeit, dafs Trachyt auf Euboea vorkommen möge. Obgleich Boblaye und Virlet auf Polykandro nicht habe landen können, so schliefsen sie doch aus der Lage der Insel zwischen Santorin und Milo, dafs sie ganz vulkanisirt sei, dafs mächtige Massen trachytischer Konglomerate darauf vorkommen und schliefsen rückwärts aus diesen Muthmafsungen auf eine bestimmte Richtung der Trachyterhebungen; so ist es leicht Meinungen zu rechtfertigen. Fiedler hat diese Insel besucht, an der Nordost-Seite gehen die hohen Kalkfelsen ins Meer; Glimmerschiefer liegt unter der mächtigen Decke des körnigen Kalks, das Fallen ist 33° gegen Nordost; und sie enthält nichts vulkanisches, als einige Bimssteinstücke, welche das Meer auf den Strand geworfen hat; es ist die letzte Schieferinsel des attischen Gebirgszuges.

Leider hat der Verfasser bei der Beschreibung dieser merkwürdigen Trachytinseln, den einfachen Vortrag der Beobachtungen verlassen, Hephaestos und Poseidon kämpfen mit einander, aber eine klare Anschauung der Verhältnisse geht nicht aus dem Kampfe hervor. Wie trefflich ist nicht der Weg gezeigt, den spätern Untersuchungen zu nehmen haben, in der Darstellung der griechischen Inseln S. 353 der physikalischen Beschreibung der Canarischen Inseln von Leopold von Buch. Aber anstatt diesen Leitfaden aufzunehmen, sucht sowohl Boblaye und Virlet, als auch Fiedler Fehler an diesen einfachen und aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangene Ansichten zu finden, aber über diesen Widerspruch übersehen sie, wodurch wahrhaft unsere Kenntnisse des Trachyts und seiner Verbindung mit den Vulkanen gefördert wird. Wahrhaft lächerlich ist es, wie Boblaye und Virlet die Uebereinstimmung der trachytischen Emporhebungen mit den Hauptgebirgszügen Griechenlands zu leugnen suchten, bald sind sie dem Systeme von Achaia, bald dem des Erymanthos unterthan; am Ende lassen sich alle möglichen Richtungen aus den kleinen vereinzelten Trachytfelsen Christiania, Falkoners und Belo-Pulo in Verbindung mit Santorin, Milo und Aegina zusammenstellen; und nur um Etwas anderes zu behaupten, als Leopold von Buch, der diese Uebereinstimmung als ein merkwürdiges Factum hervorgehoben hat; und zu leugnen ist doch nicht, dafs die Richtung von Aegina über Kimoli, Polino nach Santorin derjenigen von Euboea bis Stenosa und Stampalia sehr genau parallel läuft. Die trachytische Richtung gegen Nordwest verlängert, trifft auf die Solfatara von Sousaki auf dem Isthmus von Korinth. In diese Untersuchungen über die Richtung der Trachytinseln hat sich Fiedler nicht eingelassen. Allein was soll man sagen, wenn Santorins Kessel ein Erhebungskrater genannt wird und dennoch ein Kegel von Therasia bis zur Hauptinsel gestanden haben soll, mit einem Krater, aus dem Lavaströme gegen die Abhänge herabgeflossen sind! Der Einsturz dieses eingebildeten Kegels wird so genau angegeben (236 v. Ch. G.) als habe ein zuverlässiger Bericht diefs so genau bestimmt; seine Höhe ergänzt Virlet zu etwa 9000 Fufs. Fiedler giebt ihm nur 800 Fufs, nicht mehr als die jetzigen Ränder unter Phira. Die Wahrheit ist, dafs noch kein einziger Lavastrom auf irgend einer der Inseln von Santorin nachgewiesen worden ist, auch gar nicht wahrscheinlich ist. Allen Erscheinungen zufolge hat der grofse Krater von Santorin schwerlich jemals eine andre Gestalt gehabt seit seinem Entstehen, als wir jetzt kennen. Eben darin liegt das Eigenthümliche der Erhebungskratere, dafs an ihnen keine Lavaströme sich zeigen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland in Auftrag der Königl. Griech. Regierung in den Jahren 1834 *bis* 1837. *Von Dr. K. G. Fiedler.*

(Schlufs.)

Aus Krateren im Gipfel eines 9000 Fufs hohen Kegels, wie ihn Dirlet darstellt, treten Lavenströme selten hervor und erreichen von Neo Kammeni aus, gewifs nicht das Meilen weit entfernte Santorin. Die Kalksteine vom grofsen Elias, vom Stephan mit Thonschiefer, vom Monolith auf Santorin kennt der Verfasser sehr genau, aber keiner der neuern Beschreiber dieser Inseln erwähnt des Thonschiefers von Therasia und doch liegen Stücke davon, welche John Hawkins 1798 zurückbrachte, in dem Berliner Kabinet, ein hellgrauer, kiesliger Thonschiefer, und ein dunkelbrauner Jaspis mit Trümern von Brauneisenstein. Virlet bestreitet sogar dieses Vorkommen. Sehr schwer hält es, sich eine richtige Vorstellung von den Gesteinen dieser trachytischen Inseln zu machen. Eine schwarze dichte Grundmasse, muschlich im Bruch, von schwachem Wachsglanze, dem Pechstein nicht unähnlich, mit einzelnen inneliegenden Krystallen von glasigem Feldspath, wie sie Hawkins von Phira, Merowiglii, gebracht hat, wird man wohl nur mit Widerstreben Trachyt nennen wollen, wenn man nicht etwa wie Beudant in Ungarn beinahe jede Gebirgsart mit dem Namen Trachyt bezeichnen will. Die Angabe des Verhaltens dieser Gesteine im Porcellanfeuer und ihrer specifischen Gewichte (Th. II. S. 547) genügt nicht, um die Zweifel zu lösen, welche bei der Beschreibung bleiben. Trachyte mit vielen *Quarzkörnern*, mit rosenrothem Quarz werden von der alten Stadt in der Nähe von Kastro auf Milo, von Antimilo und von Mikro-Kammeni angeführt, eine Täuschung ist hierbei nicht möglich, wie man wohl bei der Expéd. de Morée noch vermuthen könnte, denn der Verf. hat diese Quarzkörner genau untersucht. Am südwestlichen Ende des grofsen Hafens auf Milo wird der Trachyt granitähnlich genannt, glasiger Feldspath bildet die Hauptmasse, Glimmer und rosenrothe Quarzkörner darin. Hawkins brachte ein Stück von Milo, welches man Granit nennen würde, es ist sehr quarzreich, eine durchaus körnige Verwachsung von Quarz und Feldspath, mit wenigem Glimmer, nirgends eine Grundmasse, worin einzelne Krystalle und krystallinische Partien sich ausgeschieden haben. Noch häufiger ist das Vorkommen von *Olivin* in diesen Trachyten, welches Fiedler anführt, so am Cap Lakida auf Milo, mit Quarz zusammen am alten Kastro, auf Antimilo, auf Santorin an der steilen Felswand unter Phira, am obersten nördlichen Rande von Kontochori, Nichts davon zeigt sich zu Poros, Methana und Aegina. Der Olivin ist charakteristisch für den Basalt und basaltische Gesteine. Aber weit entfernt, dafs er es hier sei. Schon lange hat Leop. von Buch den gänzlichen Mangel irgend eines basaltischen Gesteins als eine bestimmte charakteristische Thatsache für Griechenland, ebenso wie den Mangel des Dolomits bezeichnet; der Verf. sowohl, wie Virlet erkennen diese Thatsache an. Erst in Kleinasien, an der Küste Samos gegenüber, zwischen Smyrna und Pergamos, in Troas, auf der Insel Methelin werden basaltische Gesteine erwähnt.

Die Beschreibung von Methana ist sehr verdienstlich, auch deutlich. Der Trachyt erhob sich auf der Gränze des Kalksteins und des Thonschiefers mit Serpentin. Das Streichen der Kalksteinschichten hor. 11. 3 mit östlichem Einfallen, ostwärts der Stadt beweist, wie wenig begründet das System des Erymanthus hier sei; der rothe fein poröse Trachyt enthält glasigen Feldspath und Hornblende, wie die Stücke beweisen, welche Dirckink von Holmfeldt, ein dänischer

Seeoffizier, im Jahre 1826 an Alex. von Humboldt übergab.

Nicht so ist das Gestein von Aegina eine theils hellröthliche, theils graue Grundmasse, mit ausgezeichneten *Albit*krystallen, Hornblende und Säulen von schwarzem Glimmer, ein Gestein ganz wie aus dem Kozelniker Thale bei Schemnitz, und ähnlich den Blöcken von Honda am Ufer des Magdalenflusses und der Gebirgsart von Toluca in Mexico. Will man Feldspath und Albitgesteine von einander unterscheiden, so möge diesem der Name Andesit bleiben. Aber nicht blos ein einzelner Punkt in Aegina besteht aus diesem Gesteine, sondern wesentich die ganze Insel, der höchste Berg (Elias) 1643 Par. Fuſs. Virlet giebt auch hier Quarz in demselben an den zeigen die Stücke nicht, welche das hiesige Kabinet enthält.

v. Dechen.

XLIV.

Laokoon oder Hermes und Perrone. Von Daniel Bernhardi. Köln, 1840. *Verlag von F. C. Eisen.*

Die vorliegende pseudonyme Schrift eines der Stimmführer in der Hermesischen Sache kann als die Schluſsverhandlung des vielbesprochenen Streites von Seiten der Parteien angesehen werden, obwohl, um den wahren Inhalt der angeregten Frage abzuurtheilen, eine höhere Instanz, die Instanz des Gedankens, der Wissenschaft, nicht ausgeschlossen sein mag. Referent gesteht, daſs er mit peinlichem Gefühle dies Buch aus der Hand legte; zunächst um der hier aufgezählten, vielfachen Kränkungen willen, die eine wohlgesinnte Persönlichkeit erfuhr, — das Schauspiel eines vom Schlangengewinde perfider Intrigue umstrickten Mannes; der aber auch im Kampfe mit sich selbst und einem tiefern Interesse erscheint, das zu erreichen ihm Kraft, Schärfe und Unbefangenheit fehlt, eines Mannes jedoch, dem es selbst bei dem niedern Gesichtskreis seiner Vorstellungen und Begriffe, sein Leben lang um den Sieg einer bessern Sache zu thun war. Dieser Vorzug, wie jener Mangel tritt auch an des Lehrers Jüngern hervor; sie halten an ihm und seinem beschränkt verständigen Systeme mit viel zu strenger Pietät; immer aber ist es löblich, daſs sie sich des Heimgegangenen annehmen und sein Andenken vor unwürdiger Verunglimpfung wahren. Dieser gute Wille deckt indeſs bei Weitem noch nicht die wissenschaftliche Schwäche zu, welche besonders in dieser Streitschrift zu Tage liegt. Ihr kann der gegnerischen Meinung und Bestrebung den festen Boden abzugewinnen am wenigsten gelingen, wenn sie sich selbst den platten Prätensionen und leeren Voraussetzungen unterwirft, die sie am Widerpart vernichten sollte; es ist vielmehr dieselbe Halbheit, Vagheit, ja oft derselbe Jesuitismus, welcher, mit dem Gefühle philosophischer Berechtigung geschmückt, der vorgefaſsten Meinung und ordinären Thatsächlichkeit sich hingiebt. So viele philosophische Redensarten auch fallen, so viele Kategorieen interveniren mögen, der Gedanke bewegt sich einmal für allemal auſser der Sache. Dieser Formalismus, wie er der Religion und Religionswissenschaft besonders auf katholischem Gebiete sich bemächtigt hat, ist in den selbst scheinbar entgegengesetzten Systemen, z. B. dem Hermesischen und Günther-Papstischen, ein und derselbe; beim bunten, oft abentheuerlichen Spiele aller Kategorieen bleibt das Rude, Krude der Vorstellung unwandelbar fest stehen und die tiefere Wissenschaft, deren Kategorieen solche äuſserliche Betrachtungs- und Begründungsweise zu Hülfe ruft, hat oft den Vorwurf hinzunehmen, daſs sie, so unschuldig sie an dem Miſsbrauche ist, der von ihr gemacht wird, mit den falschen Brüdern liebäugele. Hr. *Franz v. Baader* ist wohl der geschickteste Taschenspieler jener Art gewesen, hat aber nachgerade seinen Kredit rechts und links verloren.

Dieſs Letztere paſst nicht eben ganz auf Hermes und seine Schüler, deren Einer dessen Sache römischer Anklage gegenüber vertritt. Hermes war es Ernst mit wissenschaftlicher Einsicht in religiösen Dingen. Aber es ist, als wenn auf bestimmtem kirchlichen Gebiete die Wissenschaft zur vollendeten Blüthe nicht gedeihen könnte; es ist, als wenn dahin stets nur ein Anstoſs von Auſsen gelangen müſste. So konnte sich die katholische Theologie des Einflusses, den der auf protestantischem Gebiete erwachende Geist deutscher Wissenschaft übte, nicht entschlagen. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, jeder der Heroen deutscher Philosophie zählte seine Verehrer unter den katholischen Theologen, welche nichts eiliger zu thun hatten, als mit den gebotenen Kategorieen das Gebäude ihrer

Dogmatik aufzupfropfen. Einen kühnen Schlag wagt aber Keiner; an einen Abschlufs war nicht zu denken. Stieg die protestantische Philosophie theilweise zur Positivität und ihrer Methode herunter, so wurde die Versöhnung des spekulativen Gedankens mit den feststehenden Prämissen der Vorstellung und Meinung noch unmöglicher. Das Ringen und Winden dieser Koalisirungsversuche ist der eigentliche Laokoonskampf, der unsern Tagen vorbehalten ist, und der, objektive, ohne des Verfs. Wissen und Willen, auch in diesem Buche geboten wird.

Die Forderung: das *bestimmte Dogma* soll wissenschaftlich gefafst und *begründet* werden, ist eine so gewaltsame, dafs es uns, die wir der Entwicklung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zusehen, oft widerfährt, in dem Streite der wissenschaftlich begründenden Methode zumal der katholischen Theologie mit dem starren Dogma und seinen Vertretern, gerade den Verfechtern des Dogma's in seiner unmittelbaren Bestimmtheit Recht geben zu müssen. Das Dogma, welches nach einer *äufserlichen* Begründung fragt, ist nicht mehr das Dogma der Kirche; es wird ein anderes, als es die Kirche will: behaupten nun, dafs man unter dem äufserlich begründeten Dogma noch das Dogma der Kirche festhalte, ist eine Unredlichkeit. Es ist nicht wahr, dafs das so begründete Dogma das Dogma der Kirche sei. Man mufs aufrichtig sein, wenn man Aufrichtigkeit fordert. Ein Anderes ist die Thatsache, dafs die Wissenschaft sich unabhängig vom bestimmten Dogma der Kirche entwickelt. Ein theologisch-kirchliches System, welches in die Zucht des subjektiven Wissens die Quelle der Wahrheit setzt, weicht toto genere von dem Systeme ab, welches eine objektive Quelle annimmt. Jenes thut der Hermesianismus; dadurch weicht er auch von jeder wahren Philosophie ab, welcher die subjektive, phänomenologische Zucht im Rücken liegt und welche in der objektiven Wahrheit selbst lebt. So und nur so sind Religion und Philosophie Eins. Weil diese Philosophie Hermes nicht begriff, schlug er sich mit dem subjektiven Zweifel und der empirisch-sinnlichen Gewifsheit herum, welche er auf eine ans Alberne und Lächerliche gehende Weise zu begründen versucht.

Doch es ist Zeit, dafs wir uns dem Buche selbst zuwenden. Die nächste Veranlassung dieser Streitschrift war, dafs Hr. *Johannes Perrone*, Mitglied der Gesellschaft Jesu und Professor am Collegium Romanum, in den theologischen Annalen des Hrn. de Luce zwei ausführliche Aufsätze über die Geschichte und Lehre des sogenannten Hermesianismus abdrucken liefs. Der erste dieser beiden Aufsätze ist in's Deutsche übersetzt bei Manz in Regensburg erschienen. Gegenwärtige Schrift nun hat den Zweck, den Inhalt der gedachten Broschüre zu beleuchten und zu würdigen. Um sogleich einen Begriff von der Methode des Verfs. zu geben, so sucht derselbe zu beweisen: dafs Jedermann, der im Stande ist, der Wahrheit Zeugnifs zu geben, von selbst dazu berechtigt und unter Umständen dazu verpflichtet sei. Diese Berechtigung, rücksichtlich Verpflichtung werde nicht aufgehoben, wenn die Wahrheit auch nur in einer einzelnen Person verletzt sei. Un innocent condamné est l'affaire de tous les honnêtes gens, sage Labruyere u. s. fort. Man wird dem Verf. des Laokoon gern diese Berechtigung und Verpflichtung zugestehen; aber ihm, dem „nicht der Laokoon des Virgil, als Dichters, sondern jenes bewundernswürdige Denkmal *plastischer Darstellung* vorgeschwebt hat, welches Winckelmann beschrieb und dessen Schönheiten Lessing aufzeigte", ist in Bezug auf seine Darstellung überhaupt der Vorwurf zu machen, dafs er aller Objektivität, aller immanenten Entwicklung entbehrt und dafs er da, wo es gar sehr darauf ankäme die *Sache aus sich selbst* zu begründen, seine Zuflucht zu den Sentenzen der Väter nimmt und schon übergenug gethan zu haben glaubt, wenn er seine Gegner mit einem Analogon aus der Kirchengeschichte schlagen kann. Wir werden hier an die Methode der Jesuiten, den Probabilismus und die ihn begründende Sententia eines pater gravis erinnert — die ganze Aeufserlichkeit der Betrachtung und des Beweisverfahrens. Er behauptet zwar von der Aufgabe wissenschaftlicher Beurtheilung: „Wer es unternimmt ein philosophisches System wissenschaftlich zu beurtheilen, der hat vor Allem die Prinzipien desselben an die unveräufserlichen Gesetze des menschlichen Geistes zu halten, und die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit derselben darnach darzuthun. Er hat weiter zu untersuchen, ob alle Gedanken, die in diesem Systeme aufgestellt worden, bis auf den letzten hinab, auf die Principien der Wissenschaft mit Nothwendigkeit zurückgeführt werden können oder

nicht." In welcher Weise aber der Verfasser das Hermesische System, sowohl unveräufserlichen Gesetzen und Prinzipien der Wissenschaft, wie dessen Gegner, Hrn. Perrone gegenüber, begründet und vertheidigt, davon gebe Folgendes ein weiteres Zeugnifs. Perrone behauptet, *in der Hermesischen Unterscheidung der theoretischen und praktischen Vernunft habe er den Grundirrthum entdeckt*, von welchem Hermes bei seinen Untersuchungen ausgegangen sei, und sei deshalb diese Unterscheidung, als den Glauben und die Religion untergrabend und zum Sozinianismus und Rationalismus hinführend anzuklagen. Was antwortet nun Hr. Bernhardi darauf? „Da haben wir es also, sagt er, die Unterscheidung der theoretischen und praktischen Vernunft ist der Grundirrthum im Hermesischen System! Diese Unterscheidung ist es, welche den Glauben untergräbt und zum Rationalismus führt!.. Sonderbar, höchst sonderbar!... Dann trifft Ihre (Perrone's) Behauptung die ganze katholische Kirche und ganz besonders Rom, da hier diese Unterscheidung öffentlich und nemine reluctante gemacht worden ist. Und sehen Sie da, Sie stehen wo sie eigentlich hingehören, unter den entschiedensten Gegnern der katholischen Kirche.... Das Verdienst, die Vernunft in theoretische und praktische geschieden zu haben, gebührt nicht Hermes, es gebührt nicht Kant. Lange vor Hermes hat man diese Unterscheidung in Rom gekannt." Werden jetzt Stellen aus Murets Reden: de sui cognitione deque omnibus humani animi facultatibus, angeführt, wird zum S. Thomas von Aquin, *dem Engel der Schule*, zurückgegangen; ja Perrone selbst soll sich diese Unterscheidung zu Schulden haben kommen lassen. Hiemit ist die Sache abgethan!! Nicht anders verfährt Hr. Bernhardi mit allen den andern Anklagen, welche der freilich sehr unwissende, starrköpfige und verläumdungssüchtige Pater gegen Hermes geschleudert hat. Da kommen freilich die beiden Gegner nicht von der Stelle; sie stehen beide aufser der Wissenschaft. Diese Thatsache auf Seiten des Hrn. Bernhardi würde schon dessen eignes Geständnifs über seine Begriffe von der wissenschaftlichen Methode sattsam darthun: „Nur wenige Methoden sind so an die Natur ihres Gegenstandes gebunden, dafs sie durch keine andern ersetzt werden können. Das Material der meisten wissenschaftlichen Disziplinen ist so beschaffen, dafs es die Anwendung mehrer Methoden leidet; *daher* die Verschiedenheit der Methoden.... Alle diese Methoden haben ihre eigenthümlichen Vorzüge und ihre Wahl wird bestimmt durch die Individualität des Gelehrten, durch die geistigen Fähigkeiten und Bedürfnisse der Schüler und Leser, durch den Stand und die Richtung der Geistesbildung überhaupt und durch die Zeitverhältnisse." (Da influirten auf die Qualität der wissenschaftlichen Methoden wohl auch Krieg und Frieden, böse und gute Zeitläufte, Hungersnoth und Pestilenz?).... „Dafs die *sokratische* Methode, welche wesentlich die Hermesische ist, sehr grofse Vorzüge habe, dafs sie alle andern an *Reiz* und *Anmuth* übertreffe, dafs sie am geeignetsten sei, die Aufmerksamkeit rege zu halten, und den Menschen zu überzeugen, so dafs man sie mit Recht die *Methode der Ideenerfindung genannt* hat, das ist eine Ansicht, welche auf wenig Widerspruch stofsen dürfte. Aber um dieser Methode sich mit Glück zu bedienen, dazu gehört vor Allem, dafs man *Selbstdenker* sei, Selbstdenker im eminenten Sinne des Worts sei; ein nichtphilosophischer Kopf, möchte er auch sonst noch so viele Kenntnisse in sich fassen, würde sich derselben nur sehr erfolglos oder doch mit geringem Glücke bedienen." (S. 73). Aus dieser letzten Wahrheit würde so mancher Mangel, den wir in diesem Laokoon zu rügen gedrungen sind, sich erklären lassen. Ein philosophischer Kopf könnte keine Behauptung vorbringen, als die S. 22 vorgebrachte: „Was kann klarer sein, als dafs Hermes ein doppeltes Wissen unterscheidet, ein gemeines und ein solches Wissen, welches nach den Anforderungen der Wissenschaft gerechtfertigt werden kann? Dadurch, dafs er ein Wissen suchte, welches per eminentiam Wissen genannt wird, *verwarf er keineswegs das gemeine Wissen*; er suchte dasselbe zu befestigen und *gegen die Angriffe der Philosophie sicher zu stellen*. Und dieses sein wissenschaftliches Wissen, zu welchem er durch seine Forschungen gelangt, stimmt nach seinem eigenen Geständnisse, in dem Objekte mit dem gemeinen Wissen, dem Wissen des gesunden Menschenverstandes überein."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Laokoon oder Hermes und Perrone. Von Daniel Bernhardi.

(Schluſs.)

Dieses Wissen des gesunden Menschenverstandes ist, wie es aus den Hermesischen Schriften bestimmt hervorgeht, nichts Anders, *als die empirische, sinnliche Gewiſsheit.* (Vergleiche einen recht eklatanten Fall: Einleitung in die christkatholische Theologie von Georg Hermes, 1. Th. Philosoph. Einleitung. S. 227.) Da ist es denn kein Wunder, wenn von Hermes behauptet wird, daſs er das gemeine Wissen gegen die Angriffe der Philosophie in Schutz genommen, daſs z. B., wenn der strenggläubige Perrone Hermes den Vorwurf macht, er habe Kant und Fichte in den Himmel erhoben, Hermes' Champion replizirt: „Jedermann, der Hermes Einleitung gelesen hat, weiſs, daſs er Kant und Fichte nur anführt, um sie zu widerlegen." (S. 54). „Denn," meint Hr. Bernhardi, „die philosophischen Systeme vor Hermes sind Philosophien des *Denkens*, die Hermesische Philosophie ist die des *Haltens*" (des Fürwahrhaltens der sinnlichen Gewiſsheit.) S. 56. Ich kann mir es nicht versagen, bemerklich zu machen, wie der Hermesische Jünger die philosophischen Systeme eines Kant und Fichte sich verstellt. „Es ist bekannt, sagt er S. 55, daſs es Kant nicht gelingen wollte, aus dem Ich in das Nichtich hinüberzukommen. Um also Beide, das Ich und das Nichtich, in Verbindung zu bringen, schob er den *objektiven Raum* in das subjektive Ich, während er die *Substanz* des Dings an sich noch dualistisch draufsen lieſs. Diese Substanz hohlte Fichte, der Kant schon auf den Schultern stand, und in diesem Punkte konsequenter, als Kant war, nach, und so wurde Fichte voller Idealist. Es ist nicht möglich, sagt er, daſs wir von der *Erkenntniſs* oder vom *Wissen* zu einem *Gewuſsten* hinüberkommen oder von der *Erkenntniſs* zur *Wahrheit* und *Wirklichkeit.* Daſs aber seine Wissenschaft mit dem Leben in Feindschaft stehe, konnte Fichte um so weniger verborgen bleiben, da er sehr lebhaft von den Gegnern seiner Philosophie daran erinnert wurde. Fichte versuchte nun verschiedene Wege, um die Kluft zwischen dem Ich und Nichtich auszufüllen, und jene zudringlichen Einwendungen zum Schweigen zu bringen. Einigen sagte er, sie seien schlechterdings nicht fähig, ihn zu fassen, und gegen das Urtheil Anderer legte er stets neue Appellation ein. Bald fand er sich dennoch genöthigt, bei aller Entschiedenheit seiner Polemik mildere Saiten aufzuspannen. Der Mensch, sagt er, kann nur das *Daſs*, daſs es so sein müsse, (wie Fichte lehrte) wohl einsehen, das *Wie* aber nicht. Hierdurch ward sein *verworfenes Urtheil über die Realität der Auſsenwelt* schon bedeutend herabgestimmt. Dann nahm er freilich sehr unkonsequent zu seinem praktischen Realismus seine Zuflucht, und *endlich* lehrete er, wenn der Mensch in dem Selbstbewuſstsein nur eine feste Realität hätte, so würde man von da aus schon in die zweite Realität, in die Auſsenwelt hinüberkommen. Aber diese innere Realität, dieses *δὸς μοὶ ποῦ ςῶ,* ist es, was weder Kant, noch Fichte gefunden haben, und eben dieses ist es, worauf Alles ankommt. Diese innere Realität aber ist es, welche Hermes in seinem *Halten* gefunden hat und dieses Halten ist es, welches seine Philosophie von allen früheren philosophischen Systemen wesentlich unterscheidet." Dieses Halten ist die sinnliche Gewiſsheit. *Sie* hat alle früheren philosophischen Systeme überwunden; *sie* ist das Heil der Wissenschaft. Was müssen verständige Leute, deren es gewiſs auch in Rom giebt, zu dieser Philosophie des Haltens, des gemeinen Menschenverstandes denken? Perrone ist *sehr* beschränkt, er steht auf einem ganz andren Terrain, als dem des deutschen, philosophischen Geistes,

aber zuweilen schiefst ihm bei seinen Ausfällen gegen Hermes und Hermesianismus ein heller Gedankenblitz auf, welcher des finstern Dunkels, in das sich diese Philosophie des Haltens birgt, Meister wird.

Die Beleuchtung der Verfolgungen und Winkelzüge, deren Opfer der als Mensch ehrenwerthe Professor Hermes und seine als Menschen eben so achtungswürdigen Schüler wurden, füllt neben dem besprochenen, scientifischen Inhalte die grössere Hälfte dieser Schrift. Jeder Wohlgesinnte weifs, auf welcher Seite das Recht stand. Obwohl viele der erzählten Thatsachen bekannt sind, mag doch das Buch, welches im historischen Referate sehr klar und bündig gehalten ist, um dieses Vorzugs willen dem grössern Publikum empfohlen sein.

D. Karl Riedel.

XLV.

Akustik mit sorgfältiger Berücksichtigung der neueren Forschungen von Dr. Bindseil. Potsdam, 1839.

Wenn die Fortschritte der neueren Zeit in den physikalischen Wissenschaften uns dem Ideale aller Erkenntnifs, der Einheit derselben, mit raschen Schritten näher führen, indem sie Erscheinungen, welche früher kaum einen Vergleichungspunkt darzubieten schienen, auf gleiche Bedingungen zurückführen — wie wir z. B. jetzt Licht, Schall und Wärme als die Undulationen schwingender elastischer Medien erklären — oder Zweige des Wissens, welche nach älteren Ansichten als heterogene Wissenschaften betrachtet wurden, in einen Zusammenhang bringen, welcher von dem Naturforscher, ohne den Werth seiner Untersuchungen zu verringern, nicht mehr vernachlässigt werden darf: so ist die mit der inneren Fortentwickelung unzertrennlich verbundene Vermehrung des Stoffes doch auch wiederum Ursache, dafs sich einzelne Theile äufserlich als selbstständige Wissenschaften vom Ganzen loslösen und in besonderen Schriften ihre vollständige Darlegung, in besonderen Personen ihre vorzüglichen Vertreter und Förderer finden.

Derjenige Theil der Physik, welcher unter allen am frühesten, sowohl durch innere Vollendung als durch seinen Umfang, auf den Namen einer besonderen Wissenschaft Anspruch machen konnte, ist die Astronomie. Ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte der allgemeinen Mechanik, und lange standen diese beiden Wissenschaften allein in der Glorie der rein mathematischen Begründung, bis erst in dem letzten Jahrzehend die Optik durch Fresnel demselben Range entgegengeführt und durch die vollendende Hand Cauchy's auf der Höhe gesichert wurde, auf welcher sie nun von den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft beneidet wird.

Wie diese Wissenschaften ihre Selbständigkeit dem mathematischen Gepräge verdanken, so beruht dagegen die Absonderung der Chemie auf dem gänzlichen Mangel eines mathematischen Ausdrucks ihrer Gesetze. Als Laplace die Gesetze der Capillarität erforschte, hoffte man auf eine mathematische Behandlung der gleichfalls nur in sehr kleinen Entfernungen wirkenden chemischen Anziehung nicht mehr lange warten zu dürfen. Indefs scheint die Lösung dieser Aufgabe jetzt mehr als je zu den frommen Wünschen zu gehören, und der glückliche Erfolg, mit welchem die Bemühungen der Chemiker, die grofse Masse der chemischen Erscheinungen unter allgemeine Principien der Erfahrung zu vereinigen, täglich aufs Neue gekrönt wird, ist in der That geeignet, den Mangel einer mathematischen Behandlung der chemischen Kräfte vergessen zu machen, und die besondere Stellung zu rechtfertigen, welche die Chemie unter den übrigen Naturwissenschaften eingenommen hat.

Weniger durch innere Vollendung oder durch die Eigenthümlichkeit ihres Stoffes als durch den Geist ihrer vorzüglichsten Förderer finden wir noch als besondere Wissenschaften hervorgehoben *Meteorologie* und *Akustik*. Während daher unter der grofsen Menge von Lehrbüchern der Astronomie und der Chemie manche das blofse Produkt einer materiellen Spekulation sein mögen, dient die verhältnifsmäfsig geringe Zahl von meteorologischen und akustischen Schriften hauptsächlich nur der Mittheilung der eigenen Forschungen ihrer Verfasser. So enthält die berühmte Akustik Chladni's wenig mehr als eine Darstellung der reichen und schönen Entdeckungen, welche wir seinem erfinderischen Geiste verdanken, jedoch in einer so geschickten Beziehung zu den Hauptfragen der Akustik und zu den Resultaten der damals bekannten tieferen Untersuchungen, dafs sie dieser Wissenschaft ihren selbständigen Rang zu einer Zeit

sicherte, wo die physikalischen Lehrbücher in dem Abschnitt von der Luft und den Gasen neben der Luftpumpe und dem Barometer, dem Sauerstoff und den bösen Schwaden für die Schwingungen der Luft nur wenige Seiten übrig hatten.

In diesem Sinne konnte natürlich nur Eine Akustik geschrieben werden, und das Chladnische Werk wird daher seinen jetzigen historischen Werth behaupten, so lange die Geschichte der Wissenschaften oder der Fortschritte des menschlichen Geistes noch als ein der Nachforschungen würdiges Ziel betrachtet wird. Wenn nun aber auch die Akustik zu einem vollständigen Lehrgebäude oder System noch lange nicht die nöthige Vollendung erreicht hat, wie wir z. B. die gewöhnlichsten Erscheinungen der Luftschwingungen in offenen Röhren nicht einmal genügend erklären können, eine vollständige Theorie der Schwingungen starrer Flächen erst zu erwarten haben, über den eigenthümlichen Klang der Töne noch so viel wie Nichts wissen, ja selbst über die Ursachen der menschlichen Stimme noch ungewiſs sind; so ist darum doch nicht minder das Bedürfniſs nach einer geordneten Sammlung der vielfachen neueren akustischen Untersuchungen vorhanden. Die Lösung dieser mühevollen Aufgabe ist es, welche Hr. Bindseil in dem uns vorliegenden Werke beabsichtigt, und durch welche er sich den Dank derer erworben, welchen es darum zu thun ist, den Fortschritt der Wissenschaft auf diesem Gebiete kennen zu lernen.

Nach der in dem Vorworte zur „*Akustik*" ausgesprochenen Absicht soll dieses Buch eine Sammlung und systematische Bearbeitung der reichhaltigen, seit Chladni erschienenen akustischen Forschungen von H. und W. Weber, Marx, Strehlke, J. Müller, Savart, Poisson, Cagniard de Latour, Biot, Faraday, Wheatstone u. A. enthalten, und so ein dem jetzigen Zustande dieser Wissenschaft entsprechendes System darbieten, ohne jedoch auf die, auch in dem Chladnischen Werke fehlenden, mathematischen Entwickelungen näher einzugehen. Die Untersuchungen über die Stimme lebendiger Wesen sind indeſs in diesem Buche nicht wieder aufgenommen, indem der Verf. auf die sehr ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes in den von ihm früher veröffentlichen Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre, Hamburg, 1838 verweist, welche schon früher in diesen Jahrbüchern besprochen worden sind.

Der Inhalt der „*Akustik*" läſst sich im Wesentlichen in drei, mit geringen Abweichungen auf einander folgende Haupt-Abtheilungen bringen:

1) Allgemeine Lehre vom Schall, betreffend die Erklärung, Vernehmbarkeit, Arten, verschiedene Erregungsweisen, Qualität und Quantität (Dauer, Höhe und Stärke) desselben; Seite 1—106.

2) Schwingungsarten der Körper unter besonderen Formen, nämlich der Saiten, Luftsäulen, Stäbe, Membranen und starren Flächen; Schwingungserscheinungen beim Zusammenwirken zweier klingenden Körper; die Zungenwerke und das japanesische Instrument Gender; Töne tropfbarer Flüssigkeiten; S. 106—527.

3) Maſs und musikalischer Gebrauch der Töne; S. 527—692.

Beide Schriften, sowohl die „*Akustik*" als die „*Abhandlungen*" sind unstreitig Produkte eines seltenen Fleiſses und einer groſsen Gelehrsamkeit, und wir können sagen, daſs der Verf. seine Aufgabe, eine vollständige Sammlung der auf diesem Gebiete geschehenen Forschungen zu liefern, beinahe vollkommen gelöst hat.

Um so mehr ist zu bedauern, daſs sich die im Vorworte der Akustik angedeutete systematische Bearbeitung auf eine bloſse äuſserliche Eintheilung beschränkt, welche an manchen Stellen in solchem Uebermaſse auftritt, daſs der Text fast nur als eine zufällige Zugabe erscheint. Glücklicherweise ist der Haupttheil des Buches, die Lehre von den Schwingungen der Körper unter besonderen Formen, weniger von diesem Uebelstande betroffen. Wenn freilich auch hier die Eintheilungen nicht gespart sind, so sind sie durch ihr genaues Anschlieſsen an den Gegenstand doch wenig störend, und die groſse Fülle der interessanten Data macht bei der verständlichen Sprache des Verfs. diesen Theil zu einer angenehmen Lektüre. In den Theilen aber, in welchen der Stoff nicht so bestimmt die Eintheilungsart bedingte, und nun die Lieblingseintheilungen des Verfs. nach Qualität und Quantität durchweg ihre Rolle spielen, kann man sich in der That des Ueberdrusses gegen die ewigen Unter- und Unter-Unter-Abtheilungen nicht erwehren, welche statt die Uebersicht und den Zusammenhang zu för-

dern nur die Aufmerksamkeit vom Gegenstande abziehen und die Geduld des Lesers ermüden. Wir würden übrigens diese, wenn man will, äufsere Einrichtung nicht berührt haben, wenn sie nicht nach unserer Meinung einen Fehler des Buches ausmachte, der vielleicht bei der sonst so klaren und reinen Sprache des Verfs. allein verhindert hat, dafs dasselbe eine der anziehendsten Schriften unserer physikalischen Literatur geworden ist.

Zur näheren Betrachtung des Inhaltes übergehend, vermissen wir in dem allgemeinen Theile die Entwickelung des Fundamentalbegriffes der Akustik, d. h. die Erklärung des Vorganges bei der Fortpflanzung des Schalles. Wie wenig der Verf. die Wichtigkeit dieser Erklärung beachtet hat, beweist die Stelle S. 46 Note 32, wo er Schallwellen, Schallstrahlen und Schalllinien als gleichbedeutend ansieht, und dann in seiner beliebten Weise der historischen Anführung bemerkt, dafs Baer und Baumgärtner einen Unterschied zwischen Schallwellen und Schallstrahlen annehmen. Diese Vernachlässigung der Grundbegriffe hat denn für das ganze Buch die nachtheilige Folge, dafs eigentliche physikalische Erklärungen überall nur angedeutet werden konnten, und die Darstellung überhaupt das Gepräge einer blofsen historischen Zusammenstellung erhält.

Für den speciellen Theil, welcher mit den Schwingungen der Saite beginnt, können wir diese Bemerkung sogleich dadurch bestätigen, dafs die Auseinandersetzung der fortschreitenden Schwingungen einer Saite und des Uebergangs der fortschreitenden in stehende Schwingung, wie sie von den Gebr. Weber in der Wellenlehre so klar und anschaulich gegeben ist, hier übergangen wurde. So auch wird die Seite 108 und 109 aus irrig gedeuteten Rechnungen entsprungene Angabe für die Höhe des Klirrtons zwar in dem Nachtrage historisch berichtigt; aber der Ableitung, welche das richtige Resultat sogleich liefert, wenn die angenommenen Halbschwingungen, statt *Einem* Schlage einem halben Schlage gleich gesetzt werden, wird nicht weiter gedacht.

Bei den Luftschwingungen hätte ebenfalls der S. 124 blofs historisch angeführte experimentale Beweis Wheatstone's, dafs die auf beiden Seiten einer Knotenfläche liegenden Lufttheilchen in entgegengesetzter Richtung schwingen, besonders da er so einfach ist, wohl eine beschreibende Stelle verdient. Auf derselben Seite begegnen wir noch dem veralteten Irrthum, dafs schwingende Luftsäulen und transversal schwingende Stäbe mit einander in der Lage der Knoten übereinstimmen, während diese Annahme doch durch die S. 166—167 mitgetheilte Tabelle Strehlke's auf das Bestimmteste widerlegt wird. Die falsche Angabe, dafs die Töne einer Luftsäule mit den *Quadraten* der Zahlen der natürlichen Zahlenreihe übereinstimmen, ist wohl nur einer Uebereilung beim Niederschreiben zuzurechnen.

Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Lehre von den Schwingungen der Stäbe, starren Flächen und Membranen behandelt, S. 135—409. Wir begegnen hier dem von Chladni eröffneten interessanten Gebiete der Klangfiguren, welches durch neuere Untersuchungen der ausgezeichnetsten Naturforscher theils wesentlich erweitert, theils mehr und mehr der Herrschaft des Calcüls unterworfen worden. Beide Richtungen sind von dem Verf., so weit es die Tendenz des Buches erlaubte, berücksichtigt worden, und wir glauben nicht, dafs bei der Sorgfalt, welche auf eine möglichst vollständige Darlegung dieser interessanten Forschungen verwandt wurde, Jemand die betreffenden Kapitel unbefriedigt durchgehen wird. Nur wenige Bemerkungen sind es, welche sich uns dargeboten haben. S. 145 findet sich wieder die falsche Angabe, dafs die Longitudinal-Töne eines Stabes, wenn er an einem Ende befestigt, mit den *Quadraten* der ungeraden, wenn er an beiden Enden frei oder an beiden Enden befestigt, mit den Quadraten der geraden Zahlen übereinstimmen. Die Schwierigkeit, welche der Verf. S. 146 in der Angabe Fechner's findet, hebt sich einfach dadurch, dafs die bezeichnete Stelle im Original verdruckt, aber am Ende des Mémoire's p. 570 dahin berichtigt ist, dafs die Zahl der Schwingungen des tiefsten Longitudinaltones, wenn der Stab an *Einem* Ende befestigt ist $= \frac{a}{4l}$, wenn aber *beide* Enden frei oder befestigt sind $= \frac{a}{2l}$.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Akustik mit sorgfältiger Berücksichtigung der neueren Forschungen von Dr. Bindseil.

(Schluſs.)

Auch sagt ja Poisson S. 452 unmittelbar vor der citirten Formel: „On peut conclure de là que les vibrations longitudinales d'une verge elastique suivront les mêmes lois que celle de l'air dans une tube ouvert ou bouche à ses extrémités". Noch leichter heben sich die Bedenken S. 158, da im Original an der nach Fechner citirten Stelle, Cauchy, Exercices (nicht Exercitations) T. III. p. 63, steht, daſs die Zahl der longitudinalen Schwingungen 1,9364 mal so groſs als die Zahl der drehenden Schwingungen sei. Uebrigens hätte neben dieser Zahl auch der leichter zu merkende genaue Ausdruck $\frac{1}{2}\sqrt{15}$ genannt werden können. In der Tabelle der Töne eines transversal schwingenden Stabes, S. 161, ist die vorhin berührte falsche Annahme, daſs das frei schwingende Ende, wie bei Luftsäulen, halb so groſs sei, als der zwischen zwei Knotenlinien befindliche Theil, unnöthiger Weise zur Bezeichnung der verschiednen Flageolettöne verwandt worden. S. 221 wird der Frage, ob der Ton einer verhallenden Stimmgabel sich in die Höhe ziehe, eine gröſsere Wichtigkeit beigelegt, als sie verdient. Denn die Gewiſsheit des Satzes, daſs die Zahl der transversalen Schwingungen eines Stabes mit der Abnahme der Weite der Oscillationen etwas zunimmt, ist eben so wenig von jener Erfahrung abhängig, als sie, wie die Sicherheit eines jeden einmal bewiesenen Satzes der Mathematik oder der reinen Mechanik, noch durch die Autorität der genannten Mathematiker und Physiker vermehrt werden könnte. Es handelt sich bei jener Frage vielmehr nur darum, ob die, beim Verhallen einer Stimmgabel unzweifelhaft Statt findende, geringe Erhöhung des Tones auch wirklich beobachtet werden könne; und da möchten wir allerdings behaupten, daſs das scheinbare in die Höheziehen nur eine Täuschung der allmähligen Abschwächung des Tones sei, da die lange tönenden Gabeln Scheibler's nicht einmal eine Erhöhung des Tones um $\frac{1}{150}$ einer Schwingung in der Sekunde zeigten.

Diesen weniger bedeutenden Ausstellungen an dem so reichhaltigen und vollständigen Kapitel von den Schwingungen der Stäbe und Flächen fügen wir ungern hinzu, daſs dem Verfasser eine der wichtigsten und schönsten Entdeckungen auf diesem Gebiete, nämlich die der fixen Punkte von Strehlke, entgangen ist. Ihre Beachtung würde vor dem Irrthum S. 173 verwahrt haben, daſs die Entfernung der gebogenen Knotenlinien eines Stabes auf der Seitenkante, statt auf der Axe, gemessen werde. Von gröſserem Nachtheile aber ist die Vernachlässigung dieser Entdeckung für die Beschreibung der Klangfiguren starrer Flächen geworden. Der Verfasser folgt hier nämlich ganz der Darstellung Chladni's, welcher die krummlinigen Figuren auf rektangulären Scheiben als Verzerrungen gerader, mit den Seiten der Scheibe paralleler Linien ansieht, während doch die Unrichtigkeit der Chladnischen Ansicht durch die Messungen Strehlke's [siehe die von dem Verfasser selbst citirten Pogg. Ann. B. 27, S. 541 *)], mathematisch erwiesen ist, indem nach denselben die äuſsersten der drei vermeintlich parallelen, geraden Knotenlinien einer Quadratscheibe immer durch fixe Punkte gehen, welche um 0,1435; 0,111 und 0,1435 der Quadratscheibe vom Rande entfernt sind. Uebrigens möchte Eine Abweichung von der Chladnischen Darstellungsweise, nämlich die Weglassung der Figuren, schwerlich eine Verbesserung genannt werden können, da ja der Verfasser S. 311 selbst sagt, daſs

*) Wir berufen uns nicht auf die spätere Abhandlung Strehlke's in Dove's Repertorium, weil sie vielleicht dem Verfasser noch nicht bekannt sein konnte.

die Lage und Gestalt der Knotenlinien nur aus den Abbildungen deutlich erkannt werden kann.

Auf die Schwingungen der einzelnen Körper folgen nun in passender Anordnung die Schwingungserscheinungen beim Zusammenwirken mehrerer klingenden Körper und die Schwingungsarten der Zungenwerke und des Gender.

Dafs die Darstellung der Gesetze der Zungenpfeifen sich allein auf die Resultate der Untersuchungen W. Wéber's bezieht, wird Keinen befremden, der mit der Geschichte der Akustik bekannt ist. Mit uns aber wird vielleicht mancher Leser eine physikalische Begründung dieser Gesetze erwarten, von welcher auch nicht einmal eine Andeutung gegeben wurde. Auch hätten die Versuche Willis's, obgleich sie weniger hierher als in den akustischen Theil der „*Abhandlungen*" gehören, wenigstens doch eine Erwähnung verdient. Eine angenehme Zugabe aber bildet die ausführliche Mittheilung der für die Physiologie der Sprechwerkzeuge so wichtigen Versuche J. Müller's.

Nachdem nun noch die Töne tropfbarer Flüssigkeiten eine kurze Erwähnung gefunden, wird man, zufolge der Seite 2 gegebenen Erklärung des Schalls, als „*hörbare Schwingungen eines Körpers*" das Gebiet der tonerregenden Mittel für erschöpft halten, und in dem folgenden Kapitel „*Töne durch Stöfse* erzeugt" schwerlich die Darlegung derjenigen akustischen Erscheinungen erwarten, welche den Verf. selbst erst zur eigentlichen genetischen Definition des Schalls veranlafsten. Unseres Erachtens hätte der Haupt-Inhalt dieses Kapitels, nämlich die Erzeugung der Töne durch die gezähnten Räder Savart's, die Sirene Cagniard de la Tour's und das Treveljan-Instrument, da diese Erscheinungen sich so vorzüglich eignen, an ihnen eine deutliche Vorstellung vom Wesen des Schalls zu entwickeln, in den Anfang des Buches gehört. Alsdann würde die Schlufsbemerkung S. 543, dafs *die wahre nächste Ursache jeder Tonempfindung regelmäfsig sich wiederholende Stöfse sind, welche dem Hörnerven mitgetheilt werden*, von vorn herein an die Stelle jener blofsen Worterklärung getreten sein, und mehrere unnöthige Erörterungen, z. B. ob der Schall durch Total- oder Molecularschwingungen der Körper entstehe, würen von selbst weggefallen.

Wir glauben die weiteren Bemerkungen über diesen und die folgenden Theile der Akustik, welche, namentlich über den Einflufs der Dimensionen auf die Tonhöhe, manches Interessante, aber auch manchen blofsen Schematismus enthalten, sparen zu dürfen, da der Charakter des Ganzen aus dem bisher Betrachteten genugsam erkannt werden kann. Nur einige wenige Worte mögen uns noch über die letzten Kapitel des Buches gestattet sein.

Es ist ein unzweifelhafter Erfahrungssatz, dafs, wie der Verfasser S. 662 sagt, „ob eine gleichzeitige Vereinigung von Tönen con- oder dissonirend „und in welchem Grade sie dieses oder jenes sein „solle, von der gröfseren oder geringeren Einfachheit des Schwingungsverhältnisses jener Töne, oder „mit anderen Worten davon abhänge, ob das Verhältnifs der zur Hervorbringung derselben nöthigen „Schwingungen in mehr oder weniger kleinen Zahlen sich ausdrücken läfst". Wenn nun aber dieser blofse Erfahrungssatz, der an und für sich gar nichts erklärt, auf folgende Weise gedeutet wird. „Uns „unbewufst, zählt das Gefühl die zusammentreffenden Pulse. Trifft, wie bei der mit dem Grundtone „verbundenen Oktave, jede zweite Welle mit jeder „anderen zusammen, so bleibt das Gefühl ruhig, weil „die blofse Zählung bis 2 ihm leicht ist. Trifft dagegen, wie bei der Verbindung des Grundtones und „der Quinte, jede dritte Welle der einen Reihe mit „jeder zweiten einer andern zusammen, so wird nicht „blofs die Gefühlszählung in der einen Reihe gesteigert, sondern sie ist auch in der anderen Reihe „nicht mehr so einfach als beim ersten Falle. Daher wird das Gefühl bei diesem zweiten Reihenpaare „lebendig"; so heifst diefs doch offenbar, um glimpflich zu reden, dem Gefühl Thätigkeiten zuschreiben, welche nur dem Erkenntnifsvermögen angehören können. Weit eher liefse sich über die Ursache des Con- und Dissonirens die Meinung französischer Physiker hören, dafs das gleichzeitige Schwingen der Theile des Gehörorgans nach einfachen Schwingungsverhältnissen leichter und ungezwungener und darum für das Gefühl wohlthuender vor sich gehe als nach weniger einfachen Schwingungsverhältnissen.

Schon die Ueberschrift des Kapitels *Flageolet- und Combinationstöne, als „die fast einzigen natürlich reinen Töne*" verräth, dafs der Verfasser den neueren Arbeiten über Combinationstöne und Stöfse nicht gefolgt ist. Er nimmt, obgleich man

schon vor Chladni von mehreren gleichzeitigen Combinationstönen etwas wufste, für die Schwingungszahl des Combinationstones diejenige Zahl an, welche als gröfster gemeinschaftlicher Faktor in den Schwingungszahlen der beiden erzeugenden Töne enthalten ist. Nur im Nachtrage findet sich noch eine, aus einer Abhandlung A. Seebeck's entlehnte Stelle, welche die Zahl der Schwingungen des Combinationstones dem Unterschiede der Zahl der Schwingungen der erzeugenden Töne gleichsetzt. Auch ist von einem Combinationstone der Akkorde die Rede, worunter derjenige Ton verstanden wird, welcher dem gröfsten gemeinschaftlichen Faktor der zusammenklingenden Töne entspricht.

Dafs bei dieser Unkenntnifs des Gegenstandes die wichtige Anwendung der Stöfse zur genauen Bestimmung der absoluten Schwingungszahlen der Töne nur mit einer einzigen, von W. Weber entlehnten Stelle, berührt wird, kann nicht besonders Wunder nehmen; aber auffallend ist es, die zu Anfang unseres Jahrhunderts angeregte einfache Frage nach der Subjektivität oder Objektivität der Combinationstöne und Stöfse, welche doch von den schwachen Gegnern Young's ganz richtig aufgefafst wurde, hier durchaus mifsverstanden zu sehen. Die Subjektivität oder Objektivität dieser Gehörempfindungen hängt nicht, wie der Verfasser S. 679 meint, davon ab, ob die entsprechenden Schwingungen wirklich an einem klingenden festen Körper vorhanden sind; sondern es fragt sich nur, ob das Gehör durch das den Schall zum Ohre fortleitende Medium wirklich solche Impulse erhalte, als zu diesen Empfindungen erforderlich sind, oder ob die Empfindung der Combinationstöne und Stöfse, ohne eine solche äufsere Bedingung, aus den Empfindungen der zusammenklingenden Töne rein durch einen inneren Akt resultire. In diesem letzteren Sinne beantwortet sich die Frage durch die auf die angeführte Stelle folgenden Worte des Verfassers von selbst dahin, dafs die Combinationstöne und Stöfse nicht „subjektiv" sondern objektiv sind. Wir bedauern, dafs der Schlufs unseres Berichtes über die so fleifsig gearbeitete Akustik gerade den schwächsten Theil des ganzen Buches berühren mufste.

Uebrigens sind wir der Meinung, dafs sich Hr. Bindseil sowohl durch die Vollständigkeit, mit welcher er die Forschungen der neueren Zeit zusammengetragen, als durch die Nachweisung der Quellen nicht allein in dem vorliegenden Werke, sondern auch in den „*Abhandlungen*" ein wesentliches Verdienst um die Akustik erworben habe. Die letztere Schrift behandelt in der Einleitung auf beinahe 500 Seiten die „*Physiologie der Stimm- und Sprachlaute*", und es kann für die Liebhaber der Akustik nur erfreulich sein, in einem philologischen Werke die physikalische Seite der Sprachelemente so ausführlich berücksichtigt zu sehen. Wie die genaue Kenntnifs des physikalischen Charakters der Sprachlaute die Untersuchungen der Gesetze über Lautverbindungen, Lautverwechselungen und Lautverschiebungen erleichtern wird, so werden die Resultate der Sprachforschung wiederum die Entwickelung der Akustik durch leitende Winke und Aufforderungen zu neuen Untersuchungen begünstigen; und eine Vereinigung beider Wissenschaften auf ihrem gemeinsamen Felde der Lautlehre möchte vielleicht von ähnlichen erspriefslichen Folgen sein können, wie es die Begegnung der Geographie und der physikalischen Wissenschaften auf ihrem gemeinsamen Gebiete der Geologie, Klimatologie und Meteorologie schon seit längerer Zeit gewesen ist. Roeber.

XLVI.

Grofse Zusammenstellung über die Kräfte der bekannten einfachen Arzneimittel von Abu Mohammed Abdallah Ebn Ahmed aus Mallaga, bekannt unter dem Namen Ebn Baithar. Aus dem Arabischen übers. von Dr. Ioseph von Sontheimer. Stuttgart, 1840. 1 *Bd. gr.* 8.

Das im arabischen Alterthum berühmte Werk des Ebn Baithar über die Materia medica erscheint hier zum ersten Mal in einer vollständigen und zwar deutschen Uebersetzung. Man hatte die Anzeige von Manuskripten dieses Werkes in den Verzeichnissen mehrer Bibliotheken, man hatte einige Nachrichten darüber, meistens von Gelehrten, die nur einige flüchtige Blicke hineingeworfen hatten, und so war es denn von einigen sehr gelobt, von andern hingegen sehr herabgesetzt worden. Es ist eine blofse Compilation; zuerst aus Dioskorides und Galen, deren Nachrichten von einem Heilmittel wörtlich ins Arabische übersetzt werden, dann aus einigen arabischen Schriftstellern, endlich, aber selten redet der Verfasser selbst in eigener Person. Das Ganze ist nach dem arabischen Alphabet geordnet, und zwar nach den griechischen sowohl als arabischen Namen, wenn sich die ersten im Dioskorides finden. Damit diese aber

nicht falsch geschrieben werden, hat sie Ebn Baithar gar oft dem Abschreiber vorbuchstabirt, welches von dem Uebersetzer, wie billig, weggelassen worden; Alles andere aber ist sorgfältig in das Deutsche übersetzt. Man kann den Fleifs und die Mühe, welche der Uebersetzer auf seinen Schriftsteller verwandt hat, nicht genug rühmen, die Uebersetzung ist wörtlich und doch lesbar, auch, so viel Ref. aus der Vergleichung einiger Artikel mit dem arabischen Text schliefsen konnte, sehr getreu. So können wir diese Arbeit zu den sehr verdienstlichen zählen. Erstlich wissen wir nun, wie das Werk beschaffen ist, wovon hier und da geredet worden, und eine Lücke in der Litteratur ist dadurch ausgefüllt, dann sind auch die Nachrichten der arabischen Schriftsteller von einzelnen Arzneimitteln oder Nahrungsmitteln von Wichtigkeit für die Geschichte der Arzneikunde und die Geschichte überhaupt, z. B. von der Muskatnufs, von Datura Metel (Muthael), Rhabarber, Tamarinden, mehren Oelen und vielen andern. Sie geben Andeutungen für den Verkehr mit Indien und China, der nicht gering war. — Ebn Baithar starb 1248, und die Schriftsteller, aus denen er entlehnte, fallen bis höchstens in das zwölfte Jahrhundert. Der Uebersetzer hat die wissenschaftlichen Namen der Pflanzen und Thiere beigefügt, meistens nach Sprengels Historia Rei Herbariae: man mufs wohl bedenken, dafs dieses in den meisten Fällen ein blofses Rathen ist. Sprengel richtet sich oft nach Forskål's Angaben, und hiebei ist eine doppelte Schwierigkeit. Erstlich sind die jetzigen arabischen Namen von den älteren sehr verschieden, und dann bestimmte F. die Pflanzen auf der Reise ohne viele Bücher zu Rathe zu ziehen, und so fanden sich in seinem Herbarium viele Irrthümer, die Vahl zum Theil berichtigt hat. Immerhin geben die wissenschaftlichen Namen einigen Anhalt, und wenn auch eine kleinere Erörterung in manchen Fällen nicht unzweckmäfsig gewesen wäre, z. B. dafs dschauz elkai nicht Strychnos nux vomica sein kann, dschauz dschandum nicht Garcinia Mangostana u. dgl. m. so wollen wir damit dem Uebersetzer keinen Vorwurf machen, der Mühsames genug geleistet hat. Der Uebersetzer hat auch einige Anerkennungen beigefügt, und auch hier wollen wir nicht vorwerfen, dafs deren noch mehr hätten sein können. Eine sehr ausführliche Anmerkung betrifft die Lepra und Elephantiasis, andere fügen Zusätze aus dem arabischen Manuskript Malajesa bei. Die Bestimmung der Wirkungen der Arzneimittel nach Graden der Wärme, Kälte, Feuchte und Trockene ist nicht ursprünglich Arabisch, sondern rein Galenisch, der sie von den Aristotelischen vier Qualitäten, woraus die Elemente bestanden, genommen hat. In arabischer Sprache sind nur die Lebensbeschreibungen des Ebn Baithar, und die Einleitung zu dem ganzen Werke abgedruckt. Der Uebersetzer sagt: Sollte indessen es vielseitig verlangt werden, den arabischen Text gedruckt zu haben, so werde ich keine Mühe scheuen, diesem Verlangen nach Kräften zu entsprechen. Unser Verlangen ist zwar nur einseitig, doch wollen wir es äufsern. Vielleicht würde es aber das Werk sehr abkürzen, wenn man nur die Aussprüche arabischer Schriftsteller abdrucken liefse und die Uebersetzungen aus Dioskorides und Galen kurz anzeigte. Man könnte glauben, es würde durch den vollständigen Abdruck der letztern etwas für eine künftige Ausgabe dieser griechischen Schriftsteller gewonnen werden, aber dieses ist nicht der Fall. Die arabische Uebersetzung ist nicht mit Genauigkeit gemacht; es fehlen zuweilen ganze Perioden, die wir in unsern Ausgaben lesen, auch sind die Perioden nicht selten verstümmelt, und die Namen zuweilen fehlerhaft abgeschrieben und so im Alphabet geordnet. Ebn Baithar scheint selbst nicht Griechisch verstanden zu haben. Ida ist ihm ein Berg in Syrien. In der Vorrede beschreibt der Uebersetzer die arabischen Manuskripte von Ebn Baithar's Werke, welche er von der Hamburger Bibliothek für seine Uebersetzung erhielt. Auch war dabei das Buch Malajesa, welches einem Ebn al Kutbi zugeschrieben wird — denn Malajesa ist ohne Zweifel ein Beiname — ein Auszug aus Ebn Baithar mit einigen Zusätzen. Diese Manuskripte sind mir wohlbekannt. Eine Recension von Sprengels Histor. Rei Herbariae gab mir die Veranlassung Arabisch bei meinem damaligen Collegen zu Rostock dem berühmten Orientalisten Ol. Gerh. Tychsen zu lernen, der sich sehr darüber freuete einen Schüler zu haben, und der von der Hamburger Rathsbibliothek die Manuskripte von Ebn Baithar, von Malajesa und Kazwini de mirabilibus zu diesem Zwecke sich verschaffte. Die Arbeit mit dem berühmten Philologen Schneider zu Breslau über Theophrast. d. plantis belehrte mich, dafs Werke dieser Art am besten gefördert werden würden, wenn ein Sprachkenner sich mit einem Naturforscher vereinigt, der aber der Sprache ebenfalls nicht unkundig sein mufs. Ich wollte dieses auf Ebn Baithars Werk anwenden. Zuerst kam mir der Abt Lichtenstein, Vater unsers berühmten Zoologen Lichtenstein, vormals Bibliothekar zu Hamburg, entgegen, von dem ich noch manches hierüber im Manuskipt besitze. Er starb bald nachher. Dann wollte das Geschäft als Sprachforscher unser nun verstorbene Oberbibliothekar Wilken übernehmen, aber seine bald darauf erfolgende anhaltende Krankheit zerstörte den Plan, und so gab ich die Manuskripte der Hamburger Rathsbibliothek zurück, von welcher sie Hr. v. Sontheimer erhielt. Ich gestehe, dafs mir für Ebn Baithars Werk, ein arabischer Abdruck mit einer lateinischen Uebersetzung und lateinischen Anmerkungen von einem Sprachkenner und einem Arzt und Naturforscher, der ebenfalls des Arabischen nicht unkundig sein mufs, am zweckmäfsigsten erscheint. Lateinische Uebersetzung und Anmerkungen! denn das Werk mufs für das ganze gelehrte Europa bestimmt sein. Dieser erste Theil geht bis zum Buchstaben Z, bis in die Mitte des arabischen Alphabets; wir haben also noch einen Theil zu erwarten.

Linck.

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

XLVII.

Versuch einer medicinischen Topographie und Statistik der Haupt- und Residenzstadt Dresden. Von Dr. E. I. I. Meyer. Nebst einem Grundrisse von Dresden und drei Tafeln mit graphischen Darstellungen. Stolberg a. Harz und Leipzig, 1840, *bei C. G. H. Schmidt.* 4. *XX u.* 350 *S.*

Eine sorgfältige medicinische Topographie irgend einer gröfsern Stadt gehört zu den sehr schwierigen Aufgaben. Dresden, über welches nur in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und im dritten Decennium des gegenwärtigen, von *Schulze* und *Fiscinus*, einige Versuche zu einer derartigen Schilderung gemacht worden waren, bedurfte in dieser Beziehung besonders einer ausführlichern Bearbeitung. Hr. Dr. *Meyer*, obwohl nur erst seit vier Jahren Einwohner und praktischer Arzt in Dresden, hat daher allerdings im vorliegenden Werke nicht nur eine verdienstliche Arbeit unternommen, sondern er hat dieselbe auch auf eine Weise durchgeführt, welche in mancher Beziehung gerechten Anspruch auf Dank und Beifall machen darf. — Rec. kann, da er selbst Gelegenheit hatte den Verf. durch einige Materialien zu unterstützen, bezeugen, dafs der Letztere es durchaus nicht an Fleifs und Eifer hat fehlen lassen, um über alles was für eine solche Topographie wichtig werden konnte, die möglichst genauen Angaben zusammenzubringen. Um die Reichhaltigkeit der Gegenstände zu bezeichnen, wird es nothwendig sein eine Uebersicht des Inhalts zu geben. Es wird dies zugleich dienen die Art kennen zu lehren, in welcher der Verf. bei Anordnung der Gegenstände verfahren hat. Die 37 Capitel des Buches enthalten also: 1) Lage, Höhe, Eintheilung, Gröfse der Stadt. 2) Klima und Witterung. 3) Boden, Gewässer, Cultur. 4) Flora. 5) Fauna der Umgegend. 6) Mineralreich. 7) Geschichte Dresdens. 8) Wohnungen, Bauart. 9) Feurung. 10) Beleuchtung. 11) Lagerstellen. 12) Kleidung. 13) Reinlichkeit. 14) Nahrung. 15) Beschäftigung. 16) Wohlstand. 17) Vergnügungen. 18) Geistige Bildung. 19) Kirchliche und politische Verfassung. 20) Wohlthätigkeitsanstalten. 21) Moralität. 22) Physische Constitution. 23) Volksmenge. 24) Fortpflanzung. 25) Physische Erziehung. 26) Medicinalverfassung. 27) Uebersicht der medicinalpolizeilichen- und Sanitätsgesetze. 28) Medicinische Lehranstalten. 29) Medicinisches Personal. 30) Oeffentliche Krankenpflege. 31) Armenkrankenpflege. 32) Krankheitsanlage und allgemeiner Krankheitscharakter. 33) Endemische Krankheiten. 34) Epidemische und ansteckende Krankheiten. 35) Sporadische Krankheiten. 36) Krankheiten der Hausthiere. 37) Mortalität. —

Da nun unter allen diesen Kapiteln eine Menge der speciellsten Angaben nebst vielen tabellarischen Uebersichten enthalten sind, so erkennt man leicht, welches reiche Material hier aufgespeichert ist, und überzeugt sich, dafs man nicht leicht nach irgend einer Notiz über Specialitäten in den Gewohnheiten und in den Aeufserlichkeiten Dresdens, wie in den Krankheiten und deren Pflege vergebens suchen wird. Was aber auf der andern Seite freilich bei dieser Art von Bearbeitung sich ergiebt ist, dafs ein Buch dieser Art eigentlich nicht füglich in der Folge *gelesen* werden kann und dafs sich wegen der Masse der Einzelheiten kein Totalüberblick, *kein eigentliches lebendiges Bild* der ganzen Oertlichkeit entnehmen läfst. — Man verstehe uns hier recht! — Ein Bild, ein lebendiges Bild einer Oertlichkeit, oder irgend einer Zeit zu entwerfen, verlangt allemal *eine gewisse künstlerische Darstellung*, damit in der Seele des Lesers die in jener Oertlichkeit, in jener Zeit *herrschende Idee* lebendig werde. Nur wenn dieses geschieht ist dem

Leser dann die Erfahrung von der eigentlichen Wesenheit des Ortes oder der Zeit aufgegangen. — So kann uns z. B. ein sorgfältiger Reisender eine Liste von den Fels- und Erdarten geben, aus denen der Boden südamerikanischer Ebnen besteht, er kann über ihre Erhebung über das Meer Tabellen machen, er kann eine Liste von dort wachsenden Pflanzen systematisch aufzeichnen, er kann die genauesten thermometrischen Angaben beifügen, und alles das wird löblich und nützlich sein, allein immer wird alles das fragmentarisch auf das Vorstellungsvermögen des Lesers wirken und hintereinander werden dergleichen Angaben kaum gelesen werden können, weil immer die eine specielle Angabe wieder die Vorstellung der andern aus dem Bewufstsein verdrängt. — Nun entwirft aber ein andrer Reisender, welcher alles dieses Einzelne auch erforscht hat, aber diefs nun im Geiste zu einem Bilde zusammenzufassen vermochte (wir denken hierbei an *Alex. v. Humboldt* in seinen Ansichten der Natur), ein einziges grofses lebenvolles Bild einer solchen Ebene, und dem Leser, welcher dieses Bild nun mit Freude in seinen Geist aufnimmt, wird hierdurch die Erfassung der in jener Oertlichkeit herrschenden Idee möglich werden, er hat nun erst gewissermafsen die *Erfahrung* von dieser Natur gemacht. — Eben so zeigt sich die Kunst des Historikers nur hierin! — Wer könnte die Geschichte lesen, wenn sie ein trocknes Register der einzelnen zu gewissen Perioden lebenden Personen und zu gewissen Zeiten Statt gehabten Ereignisse wäre! — erst dadurch, dafs in dem Geiste irgend eine der unzähligen Entwicklungsperioden im Organismus der Menschheit als eine Totalität vorstellig wird, und auf eine der Wahrheit angemessene Weise vorstellig wird, kann es dem Historiker gelingen, und oft in verhältnifsmäfsig *wenigen* Zügen gelingen, von einer solchen Periode ein lebenvolles Bild in der Seele des Lesers zu erwecken. — In beiden Fällen wird es dann dankbar erkannt werden, wenn für *den*, der selbst weitere Forschungen anstellen will, etwa in beigegebnen Noten, ein möglichster Reichthum specieller Angaben noch aufserdem mitgetheilt ist, aber das eigentliche Bild des Ortes oder der Zeit darf durch zu grofses Detail nicht zerrissen werden.

Liegt doch hier überhaupt ein grofses Geheimnifs für die Schilderungen aller Art verborgen! — Namentlich auch für alle Arten von Darstellungen im Bereiche der Medicin möchte ich an diese Rücksichten erinnern! — Warum können uns oft die unerträglich langen Krankengeschichten, die uns in medicinischen Journalen u. dergl. geboten werden, so gar kein Interesse abgewinnen und warum kann uns der Ueberblick einer wichtigen Krankheit, den der erfahrene und geniale Arzt uns giebt, in welchem er die organische Entwicklung der Krankheit als eines Ganzen vor unserm geistigen Auge aufgehen läfst, so dafs wir die wesentlichen Wendepunkte und die grofsen Metamorphosen der Erscheinung gewahren, von so unendlichem Werthe sein! — Gewifs, es ist nicht überflüfsig in dieser Beziehung unsre Kunstgenossen auf ein höheres Ziel aufmerksam zu machen, und man wird uns hierbei ja recht verstehen, dafs wir hierdurch keineswegs etwa auf eine *oberflächliche* Allgemeinheit hindeuten wollen, welche einer trocknen aber wahrhaften Aufzählung im Detail allemal nachsteht, sondern dafs hier von der genialen Auffassung und Darlegung *des Grundgedankens* der Sache die Rede sei.

So möchten wir nun auch von der vorliegenden Topographie sagen, dafs sie eigentlich mehr das dankenswerthe *Material einer solchen*, als *diese selbst* sei. — Nehmen wir z. B. das Capitel von dem Boden und dem Gewässer zur Hand, so finden wir zwar viele einzelne von *Naumann* entlehnte geologische Lagerungsverhältnisse aufgezeichnet und über die verschiedenen Bodenerhebungen und Wasserhöhen die nothwendigen Angaben, aber es fehlt durchaus an einem Bilde, welches dem, der Dresdens Umgebungen nicht aus Autopsie kennt, eine lebendige Vorstellung der Gesammtheit dieser Verhältnisse gewähren könnte. Hätte dagegen der Vf. etwa geschildert, wie von dem grofsen Ringgebirge Böhmens aus das Elbthal, vielfache Querthäler aufnehmend, von südöstlicher Richtung her nach Nordwesten und aus den Zerklüftungen der sächsischen Schweiz hervor, mehr und mehr sich verbreiternd und in seinen Wänden sich abflachend, herabsinke, hätte er dann gezeigt, wie Dresden in einer schon beträchtlich breiten Ebne, und der Oeffnung eines der bedeutendsten unter den Querthälern, d. i. dem in vieler Hinsicht geologisch merkwürdigen plauenschen Grunde gegenüber, in diesem Thale gelegen sei, und hätte er dann die merkwürdigen Verschiedenheiten der beiden Elbufer, des linken mit seinem fetten kalkigen Boden und seinem Laubwuchse, des rechten mit seinem san-

digen Boden und seiner Nadelwaldung, in ihren Einzelheiten geschildert, so würde dem Leser sogleich ein deutliches Bild der Oertlichkeit erschienen sein. Hieran würden sich dann die geologischen Specialitäten, deren merkwürdige Verhältnisse man doch nur fassen kann, wenn man an die Nähe mächtiger plutonischer Erhebungen denkt, bequem haben anreihen lassen, von hier aus würden nicht nur die Verhältnisse der Gewässer, warum artesische Brunnen mit Ergiebigkeit erbohrt werden können, u. s. w., sondern auch die eigenthümlichen hier herrschenden Luftströmungen und manches Besondere der hiesigen Atmosphäre überhaupt zu besserem Verständnifs sich haben bringen lassen. — Dafs aber solche lebenvolle Verhältnisse irgend einer Oertlichkeit recht zum deutlichen Bewufstsein kommen, ist es sicher ganz wesentlich, was der alte Arzt von Kos im Sinne gehabt hat als er sein Buch de aëre, locis et aquis schrieb! — einen Sinn den wir gegenwärtig bei einem so ganz andern Zustande der Naturwissenschaft allerdings weit vollkommner verfolgen können als es in jener Zeit möglich war.

Auf ähnliche Weise möchte man nun auch eine übersichtlich schärfere Zeichnung der Bevölkerung Dresdens wünschen! — Zwar sind in dem Capitel über physische Constitution, Temperament und Charakter, sowie in dem über geistige Bildung, Vergnügungen und Moralität der Einwohner, so manche einzelne Züge gegeben, aber ein entschiedenes Bild von dem wodurch sich der Dresdner von dem Leipziger, Berliner, Wiener, Münchner u. s. w. unterscheidet, wird auf diese fragmentarische Weise dem Leser nie entstehen. Damit man jedoch späterhin recht vollkommen begreifen könne, warum gerade die und die Art von Krankheitsconstitutionen hier herrschend sei, warum die Menge von Skrophelleiden, rhachitischen Zuständen, Verkrümmungen u. s. w. eben hier vorkommen müsse, ist gerade das vollständige Bild von leiblicher und geistiger Eigenthümlichkeit der Einwohner äufserst wesentlich; ein Bild bei welchem man vielleicht am besten thun würde den einzelnen Altersperioden zu folgen, von der Schilderung der Kindheit zu beginnen, zu zeigen, wie gewöhnlich hier schon bald durch schlechte Nahrung, bald durch ungesunde Luft, bald durch schlechtgewähte Ammen u. s. w. der Grund zu späterer Schwächlichkeit gelegt wird, dann die dortige Jugend in ihren Entwicklungsverhältnissen zu schildern und nach dem Gemälde des reiferen Alters mit den Besonderheiten, welche auch ein höheres Alter unter den Einwohnern darbietet, zu schliefsen.

Von den Schilderungen des Krankheitscharakters, wie er in Dresden sich zu äufsern pflegt, ist dem Vf. besonders die Entwicklung der hier eine grofse Rolle spielenden scrophulösen Zustände gut gelungen, ferner ist die Geschichte der Dresden früher heimsuchenden epidemischen Krankheiten gut und in gedrängter Weise zusammengetragen, eine Schilderung, welche mit einer kurzen Darstellung des Abdominaltyphus vom J. 1839 schliefst. — Auch unter den Bemerkungen über sporadische Krankheiten sind manche recht interessante, und solche, welche den Vf. als denkenden umsichtigen Arzt eben so bezeichnen, als er mittels der von ihm begründeten kleinen Krankenbesuchanstalt für Arme als ein sehr thätiger und menschenfreundlicher Arzt hier bekannt geworden ist. Wir rechnen hierher z. B. die Bemerkung über chronische Gastritis S. 282 und ähnliche. — Bei den Wechselfiebern ist dagegen doch zu wenig hervorgehoben, dafs sie in Dresden *um so viel seltner* als in andern Städten, z. B. in dem so nahen Leipzig vorkommen. — Rec., welcher früher praktischer Arzt in Leipzig war und nun bereits 26 Jahre ebenso in Dresden thätig ist, weifs wie selten ihm in dieser letztern langen Zeit Wechselfieber zur Behandlung gekommen sind, welche in Leipzig eine tägliche Erscheinung waren.

Doch es liegt aufserhalb des Zweckes dieser Blätter zu tief in das Einzelne dieser Gegenstände einzugehen! — Wir glauben im Obigen sattsam gezeigt zu haben, wodurch dieses Werk sich charakterisirt; nämlich durch grofsen Reichthum des Materials, sorgfältiges Zusammentragen aller hierhergehörigen Tabellen, Notizen über Medicinalverfassung, Sterblichkeit, Lebensverhältnisse u. s. w. — und was ihm hier wiederum mangelt; nämlich Entwerfung eines leicht zu überblikkenden und überhaupt wahrhaft lesbaren Bildes dessen, wodurch sich Dresden in seinen Ortsverhältnissen und im Charakter und der Körperconstitution seiner Einwohner sowie in der Art des Erkrankens der letztern auszeichnet. Wir wollen daher dem Verf. einstweilen für das schon hier Geleistete dankbar sein und hoffen, dafs vielleicht späterhin, wenn ihm alle dasigen Verhältnisse noch klarer geworden sein werden, und seine eigne Darstellungsgabe einen höhern Grad von Reife

erhalten haben wird, es gelingen werde, eine medicinische Topographie von unserm deutschen Florenz zu liefern, welche sich verhalten möge zu der vorliegenden wie eine *Humboldtische* Schilderung einer südamerikanischen Gegend zu den dort entworfenen Aufzeichnungen eines blos systematischen reisenden Naturforschers! —

Es werden ihm bis dahin, wenn er fortfährt für solche Zwecke zu sammeln, dann auch noch über Naturverhältnisse der Umgegend manche berichtigende und bereichernde Notizen zukommen; und so wollen wir nur beiläufig noch erinnern, dafs schon jetzt wieder von einem fleifsigen Geognosten und Petrefactensammler, Hrn. Dr. *Geinitz*, dessen erstes Heft S. 104 erwähnt wird, ein zweites Heft seiner Charakteristik des sächsischen Kreidegebirges herausgekommen ist, in welchem abermals merkwürdige und neue Formen aus den Resten der Vorwelt (unter andern Schild und Scheere eines grofsen Krebses, Astacus Leachii) in Dresdens Umgebung sich beschrieben finden. —

Carus.

XLVIII.

Die Geschichte der Erdkunde. Eine Abhandlung über ihr Wesen und ihre Litteratur mit einem beurtheilenden ausführlichen Verzeichnisse der methodologischen Schriften über die Erdkunde von Ioh. Gottfr. Lüdde. Berlin, 1840. 108 *S. in* 8.

Wie schon der ausführlichere Titel dieser kleinen sehr schätzbaren Schrift besagt, enthält dieselbe nicht sowohl eine Geschichte der Geographie, sondern bildet vielmehr dazu gewissermafsen die Prolegomena, indem sie zunächst nur die richtigen Gesichtspunkte für eine künftige Behandlung der Geschichte jener Wissenschaft feststellt und nur eine vorläufige Sichtung des dahin gehörigen Materiales unternimmt. Je wichtiger nun eine solche Arbeit, wie die Geschichte der geographischen Wissenschaft, für das gesammte Gebiet der Wissenschaft überhaupt ist, um so mehr mufs man das verdienstvolle Bestreben des Verfs. anerkennen, welcher es sich zum nächsten Hauptzweck seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gemacht hat, alle Arbeiten auf jenem besondern Gebiete zu durchmustern um das Hervortreten einer solchen Geschichte zu bewirken oder doch vorzubereiten. Dafs dies eine sehr mühsame und zum Theil höchst beschwerliche Arbeit sein müsse, der sich der Verf. im Interesse der Wissenschaft doch mit grofser Hingebung unterzogen hat, ergiebt sich leicht, wenn man beachtet, in welcher Bedeutung und in welchem Umfange hier die Geschichte jener Wissenschaft und zwar ganz mit Recht genommen wird, und aus der grofsen Belesenheit des Verfs. wie aus seinen ausgebreiteten Studien auf den vornehmsten Bibliotheken Deutschlands in dieser Beziehung darf man erwarten dereinst die reichhaltigsten Früchte für jenes Ziel, zu welchem hier der erste Anlauf genommen werden, zu gewinnen.

Zwar möchte es wohl auffallend erscheinen von Schwierigkeiten bei der Abfassung einer Geschichte der Geographie oder gar von einem gänzlichen Mangel derselben bis jetzt zu sprechen, da die Geographie doch zu den ältesten Wissenschaften gehört und zu verschiedenen Zeiten auch so manches für die historische Darstellung ihrer innern und äufsern Entwickelung gethan worden ist, indessen wird doch hier im Anfange der Schrift ganz richtig darauf hingewiesen, dafs es durchaus noch an solchen Werken fehlt, welche die Geographie in ihrem ganzen bisher gewonnenen Umfange behandeln. Dafs sich dieses so verhalte und die Gründe dieser Erscheinung setzt der Verf. in dem ersten und dritten Abschnitte seiner Schrift auseinander, während in dem zweiten Abschnitte die vornehmsten bisher erschienenen Schriften zu der Geschichte der Erdkunde der Reihe nach in chronologischer Folge angegeben und auch näher charakterisirt sind. Bekanntlich ist die Geschichte einer Wissenschaft durchaus abhängig von dem Zustande, zu welchem sie sich entwickelt hat. Nun hat sich aber die Geographie erst in der jüngsten Zeit zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Form ausgebildet und hat sich eine Stelle in dem Systeme der Wissenschaften errungen. Wenn es daher jetzt an der Zeit sein könnte, sich ein Bewufstsein über den Bildungsgang und die wirkliche Geburt dieser Wissenschaft zu verschaffen, so tritt dabei wieder die Schwierigkeit ein, dafs dieselbe in der neuern Zeit in ihrem eigenen Material sich gleichsam überwuchert hat und kaum eine Bändigung desselben mit Ausstofsung alles Ballastes durch das ihr zum Grunde liegende Prinzip zuläfst. Nur die Geschichte der geographischen Wissenschaft bei einzelnen Völkern wie vornehmlich bei denen des klassischen Alterthums ist schon mehr gefördert worden, weil hier ein Bedürfnifs in der Philologie sich geltend machte. Man fing hier in der neuern Zeit an die richtigen Gesichtspunkte in der Behandlung dieses Gegenstandes aufzufassen, man unterschied die gedachte und die wirkliche Erdkunde bei den Griechen und Römern, man sonderte die verschiedenen Systeme der Erdansichten von den Zeiten eines Herodot bis auf Eratosthenes und Ptolemaeus, man sahe ein, dafs es nicht blos auf die äufsere Geschichte der Länderentdeckungen ankomme, und fing an alle diejenigen Verhältnisse mit in den Bereich der geographischen Wissenschaft zu ziehen, welche, wenn auch sonst anderen Wissenschaften angehörig, doch für die Erkenntnifs der Oberfläche der Erde und ihres Verhältnisses zur Entwickelung der Völker nothwendig sind.

Daher bestimmt der Verf. in dem vierten Abschnitte genauer den Umfang und den Begriff der Geschichte der Erdkunde, wobei er sich vornehmlich auf die Andeutungen und Entwickelungen bezieht, welche einer der Begründer der Wissenschaft der Geographie in unserer Zeit, Alexander v. Humboldt, in seinen grofsen Werke über die Entdeckung der neuen Welt gegeben hat. Wohl wird man den hier zum Grunde liegenden Gedanken anerkennen und festhalten müssen, dafs alle grofsartigen Entdeckungen auf dem geographischen Gebiete nicht das Werk des Zufalles, sondern vielmehr das nothwendige Resultat einer langen geistigen Entwickelung gewesen sind, die dasjenige auch zur äufsern Erscheinung zu bringen bestrebt war, was dem geistigen Leben innerlich als nothwendig vorschwebte. Nur dürfte man nicht sagen, dafs sich solche Sachen am Ende von selbst gemacht haben würden, wenn auch die grofsen Heroen in der Geschichte nicht aufgetreten wären, um dem innern Gedanken auch zur äufsern Wirklichkeit zu verhelfen. Denn jene Männer sind in ihrem ganzen geistigen Dasein nichts anderes als diese Verwirklichung, welche letztere ohne sie niemals zum äufsern Dasein gelangt wäre, und schwerlich würde man von den grofsen Entdeckungen im Reiche des Geistes und der Natur mit Uebergehung der Männer, die sie vollbrachten, reden können ohne sich in Abstraktionen zu verlieren. Die beiden letzten Abschnitte betreffen schon mehr das Material zu einer Geschichte der Erdkunde. Denn der fünfte enthält eine bibliographische Vorarbeit oder eine Darlegung von Schriften über die geographische Litteratur mit Einschlufs des Landchartenwesens. Zum Schlufs wendet sich der Verf. in dem sechsten Abschnitt noch zur Methodik des geographischen Studiums und zeigt in einem ausführlichen kritischen Verzeichnisse der bisherigen methodologischen Schriften über die Erdkunde, was bisher auf diesem Felde geschehen sei. Der Ref. kann demnach nur den Wunsch aussprechen, dafs es dem Verf vergönnt sein möge, die gelehrte Welt bald mit einer ausführlichern Arbeit auf einem Gebiete zu erfreuen, das hier zum erstenmale auf eine seinem wahrhaften Inhalte entsprechende Weise durchforscht und angebaut zu werden verspricht.

F. M.

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

XLIX.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs. Erster Bd. Tübingen u. Stuttgart, 1840. *XVI u.* 717 *S.* 8.

Obwohl nur der erste Band der Strauſs'schen Dogmatik bis jetzt vorliegt, so ist doch die Beurtheilung derselben auch jetzt schon möglich, weil Strauſs in der Schluſsabhandlung zu seinem Leben Jesu die Grundzüge seiner Christologie, und in dem Aufsatz: Bleibendes und Vergängliches im Christenthum, die Grundzüge seiner Soterologie und Eschatologie bereits gegeben hat, somit auch jetzt schon eine Uebersicht seines ganzen dogmatischen Systems vorschwebt. Ich werde zunächst die *Principien* desselben einer Kritik unterwerfen. Da Strauſs selbst immer auf die Speculation sich beruft, so werden die Theologen es doch wohl dem Philosophen diesmal nicht als einen unerlaubten Eingriff in ihre Rechte nachtragen, wenn er sich in die theologische Kritik mischt. Die Untersuchung über die *Richtigkeit des historischen Details* überläſst er ihnen gern, allein die *Wahrheit* der Principien ist er befugt, vor sein Forum zu ziehen. Es gibt jetzt allerdings nicht nur protestantische Theologen, sondern, wie *Stahl* in seiner Schrift über die Verfassung der evangelischen Kirche ein Beispiel davon ist, auch Juristen, welche die Bestimmung theologischer Begriffe, d. h. solcher, welche Jedermann, er sei Handlanger oder Gelehrter, Bettler oder Fürst, gleich sehr interessiren, jeder dem *geistlichen Lehrstand ausschlieſsend* überlassen wissen wollen. Die Theologie soll wieder ihre *Geheimnisse* haben, in welche man nicht eindringen könne, ohne das Candidatenexamen gemacht, ohne die priesterliche Weihe empfangen zu haben. Die Speculation soll wieder zur bloſsen *Weltweisheit* degradirt werden und sich nicht einfallen lassen, die künstlichen Cirkel der positiven Theologie zu turbiren. Wahrlich, es fehlte nur noch, daſs die Philosophen behaupteten, auch sie hätten ihre Geheimnisse, welche den Theologen unzugänglich seien! Wie lächerlich würde dies den Theologen erscheinen! Denn wann haben sie wohl den geringsten Anstand genommen, über Philosophie mitzusprechen und Systeme rechts und links anzuerkennen oder zu verwerfen?

Uebrigens ist es merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern. Vor einem Decennium noch wurde es der *Hegel*'schen Philosophie sehr verdacht, sich so viel mit der christlichen Religion zu beschäftigen und nachzuweisen, daſs ihr Princip mit dem des Christenthums dasselbe sei. Jetzt sind die Gegner auf demselben Wege. Nicht nur ein *Baader* und der *Neoschellingianismus*, nicht nur *Weiſse* und *Fichte*, sondern auch *Fries*, sondern auch das *Herbart*'sche System in *Drobisch* und *Taute*, sind eifersüchtig auf die Gunst, für ächt christlich zu gelten. Mancher buhlt selbst bei den Theologen, als Philosoph das Zeugniſs eines guten Christen von ihnen zu erlangen.

Auf jeden Fall müssen die Theologen und Christen von Fach sich freuen, daſs die Philosophen ein so groſses Interesse an den Tag legen, mit dem Christenthum zu harmoniren.

Dies Interesse fehlt selbst bei Strauſs nicht, insofern er die Ueberzeugung hat, daſs die Idee der Religion, welche er vertheidigt, die wahrhafte und unter den positiven Religionen die christliche Diejenige ist, welche dieselbe am reinsten darstellt. Sonst hat Strauſs allerdings Alles gethan, um jede Spur einer theologischen Devotion gegen die kirchliche Auctorität in sich zu vertilgen. Ich kann nicht umhin, hiefür die treffliche Charakteristik Strauſsens von einem genialen Schriftsteller anzuführen. „Was ich aber bewundern muſs, sagt Derselbe, ist die Unbefangenheit dieses Schrift-

stellers. Les't die Schriften *aller* Theologen und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder der Kanzel, von der Gewöhnung oder ihrem Gemüth her, eine gewisse christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauſs nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken, braucht niemals biblische Wendungen, verschmäht am Schluſs seiner Aufsätze das Ja und Amen, oder die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil, an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kirchlichen Glauben wieder zu heilen suchte. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwald, der uns vor dem Beginn eines Processes warnt, den wir uns schmeichelten, nie verlieren zu können. — Ich muſs noch Eins an Strauſs bewundern: seine Universalität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daſs er in Allem, was das menschliche Nachdenken nur reizen kann, heimisch scheint. Er verweis't nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursach, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist auch die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung athmet".

Als Strauſs seine kritische Arbeit über das Leben Jesu vollendet hatte, fügte er ihr selbst eine *dogmatische* Schluſsabhandlung an, in welcher er das *wiederherzustellen* versprach, was dem gläubigen Bewuſstsein durch die Nothwendigkeit des mythischen Standpunctes und seiner Consequenzen vernichtet zu sein scheinen könnte. Er selbst schilderte die Beklommenheit, die Verzweiflung, die den Gläubigen ergreifen müſste, der sich zu sagen hätte: die Geschichte Christi ist nicht so geschehen, als du sie bisher geschehen glaubtest; nicht mehr an ein bestimmtes Individuum Jesus, sondern an den Menschen in seiner wesentlichen Allgemeinheit sollst du glauben. — Viele Gemüther wurden durch diese, bald von Freunden und Feinden zu einer für eine so kurze Zeit beispiellosen Popularität gebrachten, Resultate der Strauſs'schen Kritik in Unruhe gestürzt. Von manchen Seiten erscholl die Klage ganz wie jene bekannten Gesangworte: O groſse Noth, selbst Gott ist todt! Strauſsen's Offenheit und entschiedenes Bekenntniſs war der Funke, der in einen längst angesammelten Pulverhaufen des Zweifels fiel und ihn entzündete. Was man Anklang zu nennen pflegt, ist ja nur die Wiederholung derselben Thatsache, welche anklingt. Befänden sich nicht wirklich Tausende auf demselben Standpunkt mit Strauſs, so würde jene Popularität unmöglich gewesen sein. Es ist eine ganz falsche Polemik gegen dieselbe, sie als etwas *Gemachtes* und Strauſs als einen im Grunde *unbedeutenden* Menschen darstellen zu wollen, dem nur eine zufällige Constellation von Umständen zu so schnellem Ruhm geholfen habe, dessen Werk in andern Zeitläuften wenig beachtet worden wäre, nun aber, im tiefen Frieden, der stets verborgenen Kriegslust der Menschen willkommener Anlaſs zu wenigstens literarischen Fehden gewesen sei. Nein, Strauſs ist allerdings durch seine Bildung wie durch seinen Charakter und seine eigenthümliche Stellung ein höchst bedeutender Mensch und es hilft nichts, in ihm nur einen mechanisch construirenden Kopf, eine nur negative Potenz erblicken zu wollen. Es hilft nichts, an ihm mit inquisitorischer Miene die Spur sittlicher Kämpfe, eines Ringens mit der Sünde, einer Verzweiflung an eigener Kraft u. s. w. zu vermissen. Die Leerheit einer solchen wegwerfenden Manier, welche Strauſs besonders durch ganz sinnlose Parallelen mit Luther und andern kirchlichen Reformatoren herabzudrücken liebt, beurtheilt sich selbst am Schlagendsten dadurch, daſs der so tief Verachtete, dieser seichte Kopf, dies dürre Gemüth oder vielmehr Ungemüth, ihr dennoch so viel zu schaffen macht.

Strauſs wollte also mit jener erwähnten Schluſsabhandlung einen *Trost* geben. Er wollte zeigen, daſs der Verlust der bisherigen Auffassung der *Geschichte* Christi keineswegs ein Verlust der in ihr enthaltenen *Ideen* oder, was ihm gleich viel gilt, des wahrhaften Christenthums sei. Er fühlte sich zu solchem Trost nicht etwa nur durch ein Mitleid mit dem bestürzten Gläubigen getrieben, sondern durch die Natur der Sache, *die Geschichte mit der Idee in Einheit zu wissen.* Wie ernst er dies meinte, zeigten seine späteren *Streitschriften.* Strauſs ist zwar, wie er gelehrt, entschieden, gründlich und besonnen ist, auch witzig, freisinnig, scherzhaft, aber bei Leibe *kein Freigeist*, und die Insinuation, ihn nur als einen

frivolisirenden selbstgefälligen Kritiker zu behandeln, ihm diabolisch raffinirte Atheisterei Schuld zu geben, ist eine jener Wendungen, welche der Haſs der Pfaffen im Grunde gegen jeden frei denkenden, die Wahrheit liebenden und sie nach seiner Ueberzeugung ohne Menschenfurcht aussprechenden Mann in Bereitschaft hat, *sobald er ihnen unbequem wird.* Haben sie doch mit Strauſs auch den guten *Bohlen* seiner Genesis wegen, die allerdings ihre groſsen Schwächen haben mag, des Voltairismus beschuldigt!

Der dogmatische Trost also, welchen Strauſs geben wollte, lief im Wesentlichen auf folgende Puncte hinaus: 1) Die Erkenntniſs, daſs die von dem Leben Jesu erzählten Thatsachen nicht so, wie sie erzählt werden, geschehen sein können, befreiet uns von dem Zwange, unserem Verstande bei Auffassung dieser Geschichte theilweise widersprechen zu müssen. 2) Aber der Untergang der Vorstellung des Factums in der uns überlieferten Form ist nicht Untergang, sondern wahrhafter Aufgang der in ihm enthaltenen ewigen Idee. Insofern sind alle Wunder wahr und auch von demjenigen als wesentliche Träger religiöser Vorstellungen anzuerkennen, der die Unmöglichkeit begriffen hat, daſs sie jemals geschehen sein können. 3) Ein Mensch Jesus hat gelebt und sein Leben ist ein göttliches gewesen. Was aber von ihm als Gott dem Sohne gesagt wird, gilt nicht sowohl unmittelbar von ihm, als von der Menschheit. Denn er als ein Einzelner konnte der Idee der Menschheit nicht absolut adäquat sein; dies kann nur die Menschheit selbst successiv in der Allheit aller Einzelnen. Jesus ist somit das als historisch vorgestellte Ideal der Menschheit.

Daſs Strauſs hiermit auf seine Weise die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes und die mit ihr identische Erlösung anerkannte, ist unbestreitbar. In dem Sturm, der gegen ihn losbrach, und seinen Namen bis in die Massen des Mittelstandes, ja hier und da, noch tiefer hinunter zu brandmarken suchte, muſste er wohl auf den Gedanken kommen, dem gröſseren Publicum zum Schutz gegen die empörendsten Entstellungen seiner Ansicht zu zeigen, wie das für die Wissenschaft nothwendige Vergehen des *Vergänglichen* im Christenthum das *Bleibende* in ihm, die *absolute Versöhnung* Gottes mit dem Menschen, nicht afficire und wie man diese allerdings christlich nennen könne, da Christus in der That, als unter den Guten der *Beste*, für Vergangenheit und Zukunft der Menschheit ihr höchster *religiöser Genius* sei.

Allein gerade diese wohlmeinende Beruhigung, worin er die Einbuſse der evangelischen Geschichte durch Hinweisung auf die Moralität und die Gottheit Christi durch das Surrogat göttlich zu nennender Genialität ersetzen wollte, zog ihm vielerlei Vorwürfe, selbst den der Plattheit, zu. Die hierarchische Speculation insonderheit beeilte sich, alle Pfeile, welche die Schelling'sche Philosophie einst gegen das Kant'sche Tugendideal gerichtet hatte, auf ihn abzuschieſsen. Auch mit der *Hegel*'schen Schule wurde die Differenz erweitert. Ich selbst gehörte hier zu den Gegnern von Strauſs. Die Existenz des absoluten Selbstbewuſstseins in Christo, welche, was Strauſs zugibt, die Wahrheit der Gewiſsheit des Geistes von sich als aller Wahrheit ausmacht, kann nicht *Genialität* genannt werden, insofern diese als eine unmittelbare Bestimmtheit eine Beschränkung enthält. Für die Anerkennung der *Absolutheit* in Christo kommt es nicht darauf an, daſs er als eine encyklopädische Totalität alle mögliche Virtuositäten in sich vereinige, sondern auf das Bewuſstsein, daſs, *wie er Gott wisse als sein Selbst, so Gott umgekehrt das Selbstbewuſstsein Jesu als sein eigenes wisse*, zwischen dem Wissen Gottes von sich und Jesu von sich, *ihrem Wesen nach*, aller Unterschied wahrhaft aufgehoben sei. Diese Einheit schlieſst aber den Unterschied beider von einander, als Subjecte wirklich *für sich zu sein, indem sie sich identisch wissen*, nicht nur nicht aus, sondern hat an der Realität desselben sogar ihre *Bedingung*. Aber freilich mit solchen Bestimmungen trifft man sogleich auf eine wunde Stelle in Strauſs, über welche ich unten noch weitläufig genug sein muſs und welche eigentlich nach dieser Seite der Nerv der Sache ist. — In der dogmatischen Schluſsabhandlung hatte Strauſs ausdrücklich erklärt, daſs er über das *Seinsollen des Absoluten* in der Kant'schen Philosophie hinaus sei, allein es folgte, daſs, wenn eigentlich die *Menschheit* das Subject ist, welches wir uns in Jesus zwar als *absolut fertig vorstellen*, in der Gesammtheit der Menschen aber in jedem Einzelnen nur *relativ* seinem Begriff entsprechend *denken* müssen, das Seinsollen nicht aufgehoben ist. Strauſs hat, wie auch Kant dies nicht anders vermochte, in der übrigens herrlichen Stelle, worin er die ewig aus Gott

hervorgehende, ewig in ihn zurückkehrende Menschheit schildert, für diese nur durch eine Reihe von: *Insofern*, die Prädicate der Undsündlichkeit, Naturüberwindung u. s. f. herausgebracht.

Man kann nicht nur, man muſs der Religion selbst wegen zugeben, daſs es nicht auf die einzelnen Geschichten aus dem Leben Jesu *als einzelne* ankomme, wie es auch für unsere Heiligung nicht auf einzelne gute Werke als einzelne ankommt. Im *epistolarischen* Theil des Neuen Testaments sehen wir niemals, daſs, mit einziger Ausnahme der Abendmahlsstiftung, auf eine Begebenheit, oder auch nur auf eine Parabel oder Gnome aus dem Leben Jesu zurückgegangen würde, wie wir jetzt gewohnt sind, nachdem die kanonischen Evangelien, besonders durch den Buchdruck, zu so allgemeiner Verbreitung gelangt und durch vieljährige Erinnerung in unserm allgemeinen Bewuſstsein bis zur Sprüchwörtlichkeit eingewurzelt sind. Bei der Erwähnung Christi halten die Briefschreiber sich im *Allgemeinen*. Aber von dem Allgemeinen ist der feststehende Hauptpunct, daſs Jesus, in der vollen realen Möglichkeit zu sündigen, dennoch *sündlos* und, seiner unmittelbaren Erscheinung nach ein vollkommener Mensch, dennoch seinem Wesen nach sich als göttlich nicht nur, sondern als *das Selbst Gottes* (Sohn Gottes, Logos, Erbe des Vaters, Abglanz des Vaters, Ebenbild desselben) gewuſst und ausgesprochen habe. Und so liegt es noch in dem Glauben des Christen, daſs, wenn er sich zu Gott erhebt, er in diesem eben das Selbst wiederfindet, welches damals sich und Gott offenbarte. In dem Moment dieser Andacht verzehrt sich auch die ganze Breite der Geschichte Christi. Der Eine Punct, daſs durch ihn zwischen Gott und uns alle Scheidewände durchbrochen sind und wir Gott als unser eigenstes Wesen, als unsere wahrhafte Persönlichkeit erkennen und empfinden, absorbirt alles Historische und verwandelt das Vergangene zum absoluten Inhalt der Gegenwart. Wäre nach Strauſs Jesus mehr die nur zufällige *Veranlassung* gewesen, die Idee der reinen Menschheit und Menschlichkeit durch seine Geschichte geltend zu machen, sie an sein Schicksal, es nach ihr ausdichtend, anzuknüpfen, so würde niemals diejenige Religion, welche wir die christliche nennen, entstanden sein. *Dann konnte bei dem Neoplatonismus eines Plotin stehen geblieben werden.* Aber daſs ein Mensch gewesen ist, welcher *gelogen* haben würde, wenn er sich die Sünde als Prädicat beigelegt hätte; ein Mensch, dessen Thätigkeit *nur Liebe* war; ein Mensch, der, im Leben absolut *einsam*, nichts Höheres kannte, als seine Isolirung aufzuheben und durch den *Tod* alle Ferne der Besonderheit zwischen sich und seinen Freunden vertilgte: diese Thatsache ist nicht nur der Umstand, an welchen eine Idee sich angelehnt, in ihm sich eingehüllt hätte, sondern diese Thatsache als schlechthin Eines mit dieser Idee hat sie selbst erst mit zweifelloser Wahrheit offenbart. Die Begründung ist nicht geringer als die Folge, die Ursach nicht kleiner als die Wirkung, die That nicht schwächer als die aus ihr entströmende Begeisterung. Sonst hätte ja *Sokrates* offenbar schon das Christenthum müssen gestiftet haben. Allein Sokrates wuſste noch keineswegs sich und Gott als an und für sich identisch und deshalb auch noch nicht alle Menschen als mit sich identisch, sondern in jener Beziehung unterschied er sich noch von seinem *Dämon* und in dieser lieſs er sich *Barbaren* und *Sclaven* gefallen. Gegen den Gedanken, daſs die absolute Realität des Absoluten in der Erscheinung nicht nur im Strom des Werdens, sondern auch in der Form punctueller Individualität sich setzen müsse, weil diese Form allein dem Geist als Subject entspricht, wirft Strauſs bekanntlich ein, *daſs das Wesen nur in der Gesammtheit der Erscheinungen sich selbst gleich sei.* Dies ist auch sehr richtig und gilt in Betreff der wahrhaften Religion selbst von Christus. Denn nicht er als solcher erschöpft ihren Begriff; er ist nur der, welcher ihn *unmittelbar darstellt* und für den Weltgeist fixirt. Aber er weiſs sehr wohl, daſs er, *als geschichtliches Individuum*, nur der Anfang einer unendlichen Wiedergeburt der Menschheit ist. Jedoch eben als *Anfang*, der in dem ganzen Fortgang bis zum Resultat hin mitenthalten ist, wird er wieder zur absoluten Voraussetzung des ganzen Processes. Auch erscheint er nach rückwärts selbst als *Resultat* der ihm vorangegangenen religiösen Entwicklung. Alle Fäden derselben schlingen sich in ihm zusammen. Durch ihn erst werden sie zum wahrhaften Verständniſs gebracht und auf solche Weise ist er die absolute *Mitte*. Man muſs zugeben, daſs nicht das Mineral oder die Pflanze oder das Thier allein der Idee des Organischen entsprechen, sondern eben in allen dreien das Leben sich seinem Begriff gemäſs zur Erscheinung bringt. Aber

hört deswegen das Thier auf, den vegetabilischen und mineralischen Organismus als in sich aufgehobene zu enthalten? — Die Idee des Epos muſste sich geschichtlich in einer Menge von Stufen auseinander legen; hört deswegen das Homerische, obwohl ein Product der Geschichte, auf, das wahrhafte Epos der antiken Welt zu sein? — Für die geschichtliche Entfaltung des Christenthums war das byzantinische Kirchenthum so nothwendig als das römische; hört deshalb das protestantische auf, die Wahrheit derselben zu sein? — Wenn Strauſs in der That nur quantitativ durch ein *Summiren* der Einzelheiten, die allerdings als solche in der Continuität des Werdens auch Beschränktheiten sind, dem Begriff der Idee glaubte genügen zu können, so würde er im Irrthum sein. Für die *geschichtliche Gerechtigkeit* ist das Zusammenfassen aller in die Erscheinung getretenen Momente des Wesens so nothwendig, als für die *speculative*, allein es darf nicht vergessen werden, daſs auch jedes Moment, wenngleich *relativ*, doch die *Totalität* in sich hat; eine Seite des Processes der Idee, aus welcher Strauſs selbst in andern Beziehungen die gewichtigsten Gründe für seine Ansichten entnimmt.

In der Totalität der Erscheinungen ist nun die Religion diejenige, welche selbst *die Totalität des Geistes* enthält und zwar nicht, wie die Kunst, als schöne Form, oder, wie die Wissenschaft, als begreifende Erkenntniſs, sondern in der Form des Gefühls und der Vorstellung. Von Seiten der Wahrheit entsprach die Erscheinung Christi dem Wesen Gottes vollkommen. Als individuelles Subject kann ein Hinaus über dieselbe zwar postulirt werden, denn was vermag die Willkür nicht? Aber jeder Versuch, ein solches Postulat aus seiner Abstraction zu gröſserer Bestimmtheit zu bringen, wird von selbst zur Anerkenntniſs Christi führen. Bei einem Gotte, wie der Hellene sich ihn vorstellte, war die, selbst menschliche, Gestalt eben nur eine vorgestellte oder in todtem Stoff dargestellte, während bei Christus wirkliches Leben ungeheuchelt empfunden ward. Bei einem Philosophen ist das Absolute Gegenstand der Erkenntniſs, aber das Erkennen ein suchendes, eine Rechtfertigung durch die Methode anstrebendes. Bei Christus ist die Gewiſsheit von der Wahrheit untrennbar. *Er weiſs sich selbst als die Wahrheit.* Er ist das seiner selbst gewisse existirende absolute Wesen. Somit ist hier in der Form kein Mangel. Das Mangelhafte liegt nur in der von der Form nicht zu lösenden *Endlichkeit.* Diese, obwohl an und für sich nothwendig, war zugleich das Hinderniſs für das wahrhafte Verständniſs Christi. Die *Vereinzelung* seines Selbstbewuſstseins und die *Vermischung* der geistigen Gewiſsheit mit der sinnlichen waren der Auffassung seiner Unendlichkeit noch entgegen. Die an die Endlichkeit der Form gebundene Ausschlieſslichkeit der individuellen Punctualität muſste aufgehoben werden. Das war die Bedeutung des Todes Christi. Er erst schloſs den Jüngern den rechten Sinn seines Lebens auf und brachte daher die gröſste Veränderung in ihrem Bewuſstsein hervor. Christus sah dies voraus und bereitete sie auf eine solche Revolution vor. Ich habe schon anderwärts darauf hingedeutet, wie die Apostelgeschichte von diesem phänomenologischen Standpunct aus eine ganz neue Bearbeitung erforderlich machen wird, die man wohl Strauſs selbst empfehlen möchte, und wie die Schriften, welche wir unter dem Namen der Johanneischen besitzen, diese *Einheit* des sinnlich gefühlten, gesehenen, gehörten Menschen mit dem ewigen Logos als das Hauptmoment darstellen.

Das Negative, das Werden, die Endlichkeit fehlt also in der Erscheinung Christi nicht nur nicht, sondern ist gerade die Axe, um welche sie sich dreht. Wenn Strauſs sagt: die *Idee liebe es nicht, alle Fülle in Ein Exemplar zu schütten*, und Hunderte ihm diese Worte mit gläubiger Bewunderung nachgebetet haben, so muſs man zu einem zumal in so höchst verstellungsmäſsiger Weise ausgedrückten Satze vom Standpunct der Philosophie sagen, daſs er wahr und falsch zugleich sei. *Die Idee liebt es, alle Fülle in Ein Exemplar zu schütten*, kann mit demselben Recht behauptet werden. In allen Entwicklungen kommt es daher auch zu *Centralisationen*, in denen sich die Idee erreicht und welche wohl *verwandte*, aber keineswegs sich *gleiche* Gestalten neben sich haben. Um in der Sprache von Strauſs zu reden, so sind dies in der Geschichte eben die *Genien* oder, wo wir von ihnen nichts mehr wissen, ihre *Werke.* Hier heiſst es auch, daſs *Einmal Allemal* ist. Ich wüſste nicht, daſs Griechenland zwei Sokrates, zwei Sophokles, zwei Alexander u. s. w. hervorgebracht hätte. Auch in der Natur, in welcher die Gleichgültigkeit des einzelnen Exemplars noch auffallender als in der Geisterwelt erscheint,

kommt es nichts desto weniger zu solchen Centralisationen; die Sonne z. B. und die Erde sind soche Einzigkeiten. In der Vorrede zu den friedlichen Blättern XIV gesteht Strauſs für die Geschichte selbst solche „Knotenpuncte" zu, in „denen der geistige Gehalt zur vollen Wirksamkeit kommt." Strauſs hat ganz Recht, wenn er die wesentliche Gleichheit aller Menschen ihrer realen Möglichkeit nach mit Christus hervorhebt. Die christliche Religion thut dies selbst. Aber daraus folgt nicht, was er gern folgert, daſs das individuelle Schicksal Christi nicht ein einziges, von dem aller andern Menschen unterschiedenes wäre. Und zwar nicht nur in dem Sinne unterschieden, wie Jedermann, auch der unbedeutendste, seinen eigenthümlichen Lebenslauf hat, sondern in dem absoluten Sinne, daſs das Schicksal Christi als Mittelpunkt aller Geschichte zugleich über sie hinausgeht, den Fluſs der Begebenheiten schlechthin überragt und zur Darstellung der ewigen Geschichte des Menschen wird.

Ich kann mir wohl denken, wie viel Gefahr Strauſs erblickt, sobald das Leben Jesu als ein solches angesehen wird, welches nicht nur occasionell zur Idee der Religion sich verhalten, sondern eine die wahrhafte Religiösität *producirende* Energie haben solle. Er wird fürchten, daſs mit einer solchen Auffassung auch sogleich wieder ein kalter Esoterismus der Menschwerdung Gottes, ein fanatischer Cultus der Wunder, über welchen oft die Hauptsache: die Liebe, vergessen wird, ein *hierarchischer Tic* kommen werde. Ich meinerseits glaube dies nicht, sondern fürchte, daſs, wenn die wahrhafte Religiosität nur als Begriffsreligion speculativ gebildeter Menschen existiren sollte, viel eher theils Selbstbetrug freier Erkenntniſs, welche nur erst ein Wissen auf Auctorität ist, theils, bei den Tieferen, der überschwänglichste Mysticismus einreiſsen würde; der Skepticismus versteht sich von selbst. Dem *Inhalt* nach ist die Gewiſsheit, daſs die absolute Versöhnung Gottes mit dem Menschen in einem singulären Menschen *auch empirisch schon existirt hat*, von dem Begriff der *Idee* der Religion allerdings nicht verschieden. Aber in der Sphäre der Religion, also in einer solchen, worin nicht philosophirt sondern eben gefühlt und vorgestellt wird, macht diese Realität eben den ungeheuersten Unterschied aus. Jeder Einzelne, ein fragmentarischer Geist, muſs die Despotie des Imperativs des Heiligseinsollens anerkennen. Mit zähneknirschender Verzweiflung oder mit spöttischem Lächeln als gegen einen Wahn müſste und würde er sich dagegen kehren, schlüge sie nicht durch sich selbst in das Gegentheil der Gewiſsheit des Heiligseinkönnens um. Die *Anschauung* dieser Congruenz des Begriffs und seiner Realität in einem einzelnen Schicksale ist eben deshalb keine *nur gemeinte*, als wenn *wir* den Begriff der Sündlosigkeit, der absoluten Freiheit und Wahrheit, in Jesu Leben nur hineinlegten, um ihn dann wieder herauszuklauben, sondern eine eben so *reale*, wie sich etwa die Idee der Schönheit im Schönen verwirklicht. Einer Antigone brauche ich keine tragische Vollendung anzudichten.

Nach dieser populären Episode wandte sich Strauſs zu einer musterhaften Untersuchung über *Daub* und *Schleiermacher* als die selbstständigsten unserer Dogmatiker. Er zeigte, wie sie auf entgegengesetzten Richtungen doch in vielen Puncten sich auch begegneten. Er machte das Schwankende ihrer Begriffsbestimmungen bemerklich, indem er zugleich den tieferen Grund dafür aufsuchte, die Wahrheit, welcher beide zustrebten. Daub war das Extrem des *Denkens*, welches auf die Bewährung seiner Resultate durch das Bibelwort und den Buchstaben der Symbole nur *zurücksieht*, die Gewiſsheit der Wahrheit selbst aber aus dem Erkennen als solchen schöpfen will. Schleiermacher war das Extrem des *Gefühls, aber des selbstbewuſsten, in sich reflectirten*, welches auf die Bewährung im empirischen Bibel- und Symbolwort nur *hinüberblickt*, die Gewiſsheit der Wahrheit aber an sich selbst als dem unmittelbaren Zustand hat. Die *Scholastik* Daubs hatte also mit der Bedingtheit durch die *Tradition* so gut gebrochen, als die *Mystik* Schleiermachers. Daub war daher *philosophisch* ein ächter *Eklektiker*. Aus allen *Systemen* holte er sich für die Befreiung des Denkens in seinen Theologumenen Stoff und Auctorität; Hegel als der bisher weiteste geschichtliche und systematische Inbegriff der gewordenen Systeme sagte ihm daher am meisten zu. Schleiermacher war *kirchlich* ein *Eklektiker*. Aus allen *Symbolen* der Kirche holte er sich Bestätigungen, Freibriefe seines frommen Gefühls. Er verschmolz mit der ganzen Geschichte der Dogmatik und seine jüngst herausgegebene Kirchengeschichte zeigt, wie gründlich er den dogmatischen Proceſs von den ältesten Zeiten an verfolgt hat. Daub kam es immer nur auf den Ge-

danken in seiner Allgemeinheit an. Das Exegetische war bei ihm stets sachlich, auf den Inhalt gerichtet; die *Kritik der geschichtlichen Genesis* eines Inhalts, worin Schleiermacher so stark war, blieb ihm fremd. Strauſs machte sich zum Darsteller dieser beiden unvergeſslichen Männer, weil er selbst, durch Vermittlung der Hegel'schen Philosophie, die Einheit ihrer Entgegensetzung anstrebt, eine Richtung, welche auch in andern der jüngeren schwäbischen Theologen, in *Märklin* und *Binder*, sichtbar wird. In der That besitzt Strauſs von dem einen die Weite und Allseitigkeit des Denkens, das sich an Alles wagt; vom andern die Reflexion auf das concrete Selbstbewuſstsein, wenn er nachspürt, „was noch vom Glauben Wurzel habe in seinem Gemüth." Von dem einen hat er die Ausdauer und Genauigkeit in abstracten Untersuchungen, von dem andern die gefällige Geschmeidigkeit der Form, welche selbst confessionsartig auftritt. Das Schriftchen vom Bleibenden und Vergänglichen im Christenthum ist das religiöse Seitenstück zu der Ethik der Schleiermacher'schen Monologen. In der Anlage hat er die weitschichtige Receptivität Daub's, in der Ausführung die subjective Festigkeit und Zierlichkeit Schleiermachers. Seine Charakteristik beider Vorgänger machte den Uebergang in seine Glaubenslehre. Hervorstechend war in ihr die Neigung zum *Spinozismus*, zur Einseitigkeit einer Immanenz ohne Transcendenz. Sein Bruch mit dem, was vielfach als kirchliche Glaubensnorm zu gelten pflegt, wurde wieder gröſser, indem er sich recht bestimmt der Kluft bewuſst wurde, in welcher auch Daub und Schleiermacher dazu standen. Zugleich gab er darin eine für die *Toleranz* wohlthätige Warnung. Wenn sehr berühmte und für sehr rechtgläubig gehaltene Dogmatiker unserer Tage mit ähnlicher Schärfe Gegenstand der Untersuchung würden — wie würden sie bestehen? Auch in der Glaubenslehre deutet er einmal an, daſs, wenn der Philosoph *Weisse* mit seiner Trinitätslehre zu Calvins Zeiten nach Genf gekommen wäre, man ihm schon gezeigt haben würde, was orthodoxe Trinität sei.

Endlich ist nun Strauſsens *Glaubenslehre* da. Mit der gröſsten Spannung muſste man sie erwarten, um sich nämlich *im Zusammenhang aller Artikel* das Glaubenssystem eines Mannes klar zu machen, der eine so groſse Erschütterung in der exegetisch-kritischen Theologie hervorgebracht hatte. Man muſste möglichste Enträthselung der vielen Widersprüche hoffen, in welche man mit ihm und durch ihn mit sich gerathen war und welche sich während des heftig geführten Streits nach allen Seiten hin gehäuft und gesteigert hatten.

Die nächste Frage muſs hier die nach dem Zusammenhang mit der *Hegel*'schen Philosophie sein, denn auf diese hatte Strauſs sich in Ansehung des Dogmatischen am stärksten berufen. Diese Frage verwandelt sich aber zunächst in die andere, ob nicht schon vom Standpunct jener Philosophie der Versuch einer Glaubenslehre gemacht ist? Bekanntlich ist dies der Fall durch die zweite Ausgabe der *Marheineke*'schen Dogmatik. Dies bei allen für einen solchen ersten Schritt schwer vermeidlichen Unvollkommenheiten vortreffliche Werk, das eine zwar stille aber nachhaltige Wirkung geübt hat, verwirft Strauſs, wie es scheint, mehr als billig. Lasse ich aber seine negative Schärfe und Scheulosigkeit, mit der normalen Kirchenlehre in Widerspruch zu gerathen, bei Seite, so sehe ich wirklich nicht ein, was Strauſs *in der Sache selbst* bei Marheineke so Verächtliches finden will, denn das Herbe und Mühsame, was der Darstellung nicht selten anhaftet, ist theils durch die Schwierigkeit der Entwicklung, wenn nicht gerechtfertigt, gewiſs entschuldigt, theils durch die Würde, welche Marheineke auszeichnet, weniger fühlbar gemacht. Strauſs würde doch ästhetisch gar zu ekel erscheinen, wollte er hierauf ein ernstliches Gewicht legen. Allein es ist auch wohl vielmehr das Streben, sich mit dem Christenthum in vollkommene Uebereinstimmung zu setzen, was ihn von Marheineke abstöſst. In der Verargung, daſs dieser das Symbolum *Quicunque* anerkennt, bricht eine solche Antipathie einmal recht grell hervor. Dies hat mich sehr verwundert, weil Strauſs sich damit, daſs er das genannte Symbolum als puren *Unsinn* verschreiet, gegen seine eigene Methode erklärt. Er will eine Phänomenologie der Dogmen, eine dogmengeschichtlich abgeleitete Dogmatik geben. Sollte er hierbei nicht zur Einsicht kommen können, daſs die *Consequenz des Athanasius eine nothwendige* war? War einmal die Gleichheit des Wesens von Vater, Sohn und Geist in Anregung gebracht, so muſste auch in der substantiellen Identität dem Moment der Differenz sein Recht widerfahren. Ein Symbol ist immer nur eine einseitige und temporelle Form der ewigen

Wahrheit und so kann man an dem Athanasianischen die dialektische Schnörkelei und logikalische Gleichmacherei der Momente ungenügend finden, aber der Kern ist tief und es dürften sich gar nicht so Wenige finden, welche durch die Verachtung, mit der Strauſs es in den Staub tritt, von seiner Anerkennung sich nicht abhalten lassen. Wenn die Geschichte des menschlichen Geistes nicht blos eine Geschichte von Narrheiten ist, an denen es allerdings in ihr gar nicht fehlt, wenn in ihr ein Fortschritt der sich selbst erkennenden Vernunft statt findet, wenn der Fortschritt zugleich nur die Form von Einseitigkeiten haben kann, die sich aber unter einander integriren, so behält Athanasius seinen ehrenvollen Platz und zwar behält er ihn durch dies Symbolum.

Ich wende mich zu Marheineke zurück. Er ging in seiner Dogmatik von der Voraussetzung aus, daſs die christliche Religion die absolute sei und wollte dies dadurch beweisen, daſs er in den christlichen Dogmen den Vernunftgehalt aufzeigte. Ist nämlich die christliche Religion die absolute, so muſs sie dies nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach sein. Folglich *gehört es zu ihrer Absolutheit*, sich in Formen darzustellen, welche Jedem ohne Unterschied der Bildung zugänglich sind. Diese Formen sind daher an sich nothwendig und für die Menschheit *als religiöse* absolut, wie dies Strauſs früherhin auch zugestanden hat. Das religiöse Bewuſstsein als *gläubiges* befriedigt sich in den Vorstellungen als solchen, indem es von einer zur andern fortgeht, in der einen immer die anderen *vergiſst* und dadurch eine Einheit mit sich bewahrt. Das Mangelhafte der Form einer Vorstellung, ihrem Inhalt *gegenüber*, wird durch eine *neue* Vorstellung *corrigirt*. Z. B. Gott *schafft* die Welt. Das Schaffen wird als ein Act vorgestellt, welcher in die *Vergangenheit* fällt. Allein die Welt ist doch da. Wenn sie nun *ursprünglich* nicht durch sich, sondern durch Gott ist, wie kann sie denn fortbestehen? Hier tritt eine neue Vorstellung ein: Gott *erhält* sie auch. Wenn aber die Welt als die gesetzte zu Gott eine *passive* Stellung hat, so muſs auch dies Moment der Unmacht der Welt zur Vorstellung kommen und so wird denn aus der *gegenwärtig* erhaltenen in eine *Zukunft* fortgeschritten, worin der *Weltuntergang* eintreten und Gott die Welt in das *Nichts* zurücknehmen wird. Die *Theologie* besteht nicht blos in dem Wissen der Vorstellungen, sondern in der *Erkenntniſs ihrer Bedeutung*, d. h. in der Einsicht in die Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Bestimmungen, welche *den Inhalt* der Vorstellungen ausmachen, der auch nach Aufhebung des Mangelhaften der Form zurückbleibt. Hiermit, mit dem *Denken* des zuerst Vorgestellten, ist allerdings eine *andere Form* eingetreten, allein der Inhalt ist *derselbe* geblieben, denn ihm als solchen kam schon die Nothwendigkeit und Allgemeinheit zu. Die *Philosophie* verfährt als Wissenschaft der Religion *mit allen Religionen* auf diese Weise. Sie bemüht sich, zu erkennen, was die Inder mit Bereitung des Amritatrankes, was die Hellenen mit den hesperidischen Aepfeln, die Scandinavier mit den Aepfeln der Iduna haben ausdrücken wollen. Die *christliche Theologie* hat als *Dogmatik* das Geschäft, die Vorstellung des Glaubens durch das Nachdenken über sie nach Inhalt und Form in den Begriff zu erheben. Dieser Proceſs ist zugleich eine *Kritik* für die *Vernünftigkeit* der Form der dogmatischen Vorstellungen. Die gröſsere oder geringere *Angemessenheit* derselben zu ihrem absoluten Inhalt kommt hierbei zur Sprache. Auf *Irrationalitäten*, auf *dunkle Reste* der historischen Entstehung, auf einen *Ueberfluſs der ausschmückenden Phantasie*, auf *Gewaltsamkeiten* derselben, z. B. sich ein Lamm vorzustellen, welches eine Fahne hält, obwohl der Huf des Lammes alles Greifen und Halten unmöglich macht, auf *Licenzen* der Vorstellung, um Lücken auszufüllen u. s. f. auf solche Mängel zu stoſsen, muſs man im Voraus gefaſst sein, denn sie liegen in der *Natur der Sache*. Muſs man zugeben, daſs das Vorstellen eine nothwendige Form der sich entwickelnden Intelligenz und zwar diejenige ist, welche zwischen der unmittelbaren *Anschauung* und dem *bildlosen Denken* in der *Mitte* steht, so muſs man auch alle jene Widersprüche und Mängel zugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs.

(Fortsetzung.)

Wenn das Denken dem Vorstellen nur erst als *verständiges* sich entgegenstellt, so wird freilich nur eine *Negation* desselben zu Stande kommen. Es werden lauter *Antinomieen* entstehen und ihre Lösung wird von der Bestimmtheit ihrer Entgegensetzung abhängen, um das tertium comparationis zu entdecken und die *affirmative* Synthesis zu erreichen z. B.

Thesis.

Die Schöpfung der Welt durch Gott war ein willkürliches Hervorbringen derselben aus Nichts.

Antithesis.

Willkür ist eine Unvollkommenheit des Wollens, welche Gott als dem vollkommensten Wesen widerspricht. Aus Nichts aber kann die Welt nicht hervorgebracht worden sein, denn aus Nichts kann nicht Etwas werden. In die Zeit aber kann das Weltschaffen nicht fallen, denn alle Zeitlichkeit widerspricht dem Ewigen.

Synthesis.

Das Schaffen der Welt durch Gott ist das nicht durch Zwang von Aufsen bewirkte und insofern freie, aber in sich nothwendige Hervorbringen derselben. Gott bringt die Welt nicht aus Nichts, sondern aus seinem Wesen hervor, welches nur insofern Nichts genannt wird, um jede ihn von Aufsen bedingende Voraussetzung auszuschliefsen. Der Act des Schaffens endlich ist von Seiten Gottes allerdings zeitlos, allein er enthält eben, indem er perennirend die Welt setzt, das Erschaffen der Zeit. —

Erst diese Synthesis ist die *Negation der Negation*, welche als die vernunftgemäfse Wahrheit sowohl die Wahrheit der Thesis, als die der Antithesis in sich vereinigt. Diesen Procefs hat Marheineke mit grofser Gründlichkeit und vieler Klarheit vorgenommen und *die christliche Religion durch ihre Vernünftigkeit als die absolute zu rechtfertigen* und deshalb als die den Geist allein schlechthin befriedigende und beseligende darzustellen versucht. Nun hat sich aber, durch *Feuerbach* vorzüglich, bei Vielen die Ansicht gebildet, als ob die von Marheineke, wie von Hegel, Hinrichs, Göschel, Schaller, Conradi u. A. nicht nur vorausgesetzte, vielmehr, nach ihrer Meinung wenigstens auch bewiesene *Identität des absoluten Inhalts in der Differenz der Form von Glauben und Wissen* eine unhaltbare, grundlose Versicherung, als ob zwischen Religion und Philosophie eine unausfüllbare Kluft liege, als ob Christsein und Speculiren, Religion haben und den Glauben begreifen, völlig getrennte Welten seien. Der Unterschied, der wirklich zwischen Glauben und Wissen vorhanden ist, wird als ein unüberwindlicher fixirt und damit ein *Dualismus* aufgestellt, wie ihn die christliche Welt bereits im Mittelalter besafs. Es wird gewaltsam verkannt, dafs das Glauben *an sich* schon Wissen ist und daher den *Trieb* hat, über sich hinauszugehen. So lange das religiöse Bewufstsein noch das wahrhaft gläubige ist, hat es nur das *passive Bedürfnifs*, Alles, was ihm von der Kirche als Inhalt des Glaubens geboten wird, ohne Kritik in sich aufzunehmen, sich damit zu befreunden und sich in dem Durchlaufen der mannigfaltigen Vorstellungen, in der Freude daran, in ihrem Heranziehen an concrete Fälle und Stimmungen, genug zu thun. Es ist nur das *Dafs* und das *Was*, nicht das *Wie* der Sache und ihres Zusammenhanges, was den Geist beschäftigt. In dem Bedenken des Inhalts, in dem Zweifel an seine Wahrheit, in dem Bedürfnifs, die äufsere Auctorität in eine innere zu verwandeln, wird natürlich auch die Entdeckung gemacht, dafs die

Form, in welcher man den Inhalt besaſs, diesem selbst *für das begreifende Erkennen* nicht mehr adäquat ist, allein damit wird zugleich die andere Erkenntniſs verknüpft sein, daſs jene in dieser Beziehung unzureichende Form für die Stufe der Vorstellung gerade die gemäſse ist. Das *Mehr*, welches für das Begreifen eintritt, ist nicht ein Mehr der Sache, nur der Form der *subjectiven Intelligenz* in ihrem Verhalten zu derselben. Wenn sich z. E. Jemand, mit wahrem Glauben daran, vorstellt, Jesus sei *gen Himmel gefahren* und sitze nun zur Rechten Gottes; so weiche ich freilich von ihm auſserordentlich ab. Ich kann mich nach meinem Verstande in dieser sinnlichen Aeuſserlichkeit nicht mehr finden. Ich habe für mich keinen Himmel mehr als eine aparte Wohnung Gottes, denn die Erde drehet sich um sich und um die Sonne und die Atmosphäre über mir ist bald oben, bald unten. Ich habe kein *Wohin* mehr für einen in die Luft sich Erhebenden. Ich kann auch gar nicht einsehen, was in einer solchen Thatsache *als solcher* für ein wichtiger religiöser Gehalt liegen soll, wenn ich auch von allen physikalischen Schwierigkeiten derselben abstrahire. Daſs Gott überall ist, daſs er somit auch Sohn überall ist, lehrt der Glaube selbst; er sagt: dextra Dei ubique est und spricht von der Ubiquität Christi im Abendmahl. Was fange ich nun mit dem Sitzen Jesu zur Rechten Gottes an? Gott hat keinen Thron, auf dem er sitzt u. s. w. Ein Pfaffe nur kann mir auf alle diese Bedenken entgegnen, ich müsse sie in mir *niederschlagen*; sie seien *Frevel* am Glauben; sie seien der Beweis, daſs ich noch nicht durchgedrungen wäre zur rechten Kindschaft Gottes, welche die Vernunft unter den Glauben gefangen nimmt; ich solle Gott bitten, mir die selige Gewiſsheit zu schenken, daſs trotz meiner Zweifel die Sache doch wahr sei, und wie diese schaale Litanei weiter lautet, welche den göttlichen Geist verhöhnt, der uns nur aus der Erkenntniſs der Wahrheit Freiheit verspricht. Könnt Ihr Heuchler meine Gedanken tödten? Habt Ihr ein Universalmittel gegen die Reflexion? Seid Ihr wirklich so glaubensfest, daſs es nicht in stiller Mitternacht Euch überschleicht, den Gedanken der Ewigkeit und Allgegenwart Gottes einmal jener Vorstellung gegenüberzustellen? — Wenn ich nun fortfahre und sage: da die sinnliche Thatsache für meine Einsicht eine Unmöglichkeit ist, so will ich den Versuch machen, mir zu erklären, wie sich dennoch eine solche Vorstellung hat bilden können. Christus als der Menschensohn kam, insofern er zugleich Gottessohn, nachdem er durch den Tod aus dem Kreise des menschlichen Geschicks getreten ist, nur als in Gott, von dem er ausgegangen, wieder zurückgekehrt gedacht werden. Da nun Himmel die Vorstellung des Ortes ist, wo Gott gleichsam wohnt, gleichsam seinem eigensten unvermischten Wesen nach existirt, so wird man sich vorstellen, daſs der von diesem Ort Herabgekommene auch wieder in denselben hinaufgestiegen sei. Bildlich ist dies zu nehmen, denn Jesus nennt sich ja auch einmal das Brod, das vom Himmel gestiegen, wo doch wohl Jedermann das Metaphorische des Ausdrucks zugeben wird. Indem nun aber der Himmel als fern von der Oberfläche der Erde vorgestellt wird und die Wolken zwischen einem solchen imaginirten Gewölbe und der Erde das bewegliche Band zu knüpfen scheinen, so wird die Vorstellung ganz passend eine Wolke voraussetzen, welche Jesum in sich aufgenommen und von der Erde entrückt habe. Für das Treffende dieser Form können dann ähnliche Vorstellungen aus andern Religionen, der indischen, griechischen, jüdischen erläuternd beigebracht werden, welche ihre psychologische Richtigkeit bestätigen. — Allein hierbei werde ich noch nicht stehen bleiben, sondern ich werde auch einsehen, wie es der Vorstellung widersprechen müſste, sich den Menschen, den sie als Gott selbst anbetet, wenn auch nur von seiner leiblichen Seite, dem Geschick der Verwesung Preis gegeben zu sehen. „Dein Heiliger, heiſst es ja, soll sie nicht sehen!" Bei der Reliquiensucht der Menschen würde auch der geringste Rest des irdisch erschienenen Christus die Veranlassung zu den ärgsten Greueln gewesen sein, die gröſsten Tollheiten begünstigt haben. Hat das leere Grab Kreuzzüge hervorgebracht, was würde nicht erst das erfüllte gethan haben! Auch hier werde ich mich der Analogie erinnern, welche in dem einsamen Abscheiden Mosch's, in dem Nichtwiederkommen Lykurg's und anderer Begründer groſser Einrichtungen unter den Menschen vorliegt. Sie verschwanden geheimniſsvoll. Sie verbargen ihr Ende in Dunkelheit, um nicht zwischen ihrem Werk und sich, auch äuſserlich nicht, die Continuität zu zerreiſsen. — Werde ich nun glauben, hiermit die Tiefe der Himmelfahrt Jesu erschöpft zu haben? Keineswegs. Das Gröſste im Gegentheil

ist noch zurück. Nämlich der unmittelbare Uebergang Christi von der Erde zum Himmel und sein Verweilen daselbst beim Vater gibt mir die Vorstellung, daſs die Menschwerdung Gottes in Jesu nicht blos ein vorübergehender Act, ein nur zeitliches einmaliges Geschehen, sondern eine ewige Bewegung in Gott sei. Wie die Geburt des Sohnes aus dem Vater der Erscheinung nach zwar eine im Lauf der Geschichte in diesem Menschen Jesus verwirklichte, ihrer Wahrheit nach aber eine ewige ist und Christus daher seinen Freunden zumuthet, sein Dasein schon als vor Abraham gewesen sich vorzustellen, so ist auch die Rückkehr zum Vater eine ewige. Die Menschwerdung Gottes ist kein Zufall. Der Gottmensch ist die eigene Nothwendigkeit des göttlichen Wesens. Die Erscheinung geht allerdings aus dem Wesen hervor, aber sie geht auch in das Wesen zurück und diese doppelte Einheit ist erst die wahrhafte Wirklichkeit. — Wenn ich nun auf solche Weise, die, wie sich versteht, einer noch viel weitläufigeren Ausführung fähig ist, alle Elemente, welche mir die Vorstellung bietet, durchgedacht und die Nothwendigkeit derselben begriffen habe, so bin ich von dem Druck befreiet, welchen sowohl die sinnliche Thatsache für sich als der gegen sie erhobene Widerspruch des Verstandes zuvor auf mich ausübten. Ich habe mich, der Form nach, über sie erhoben, allein ich erkenne beide als Gestalten an, welche auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der menschliche Geist annehmen muſs. Ich bin daher mit ihnen versöhnt. Folglich werde ich aber auch mit den Subjecten mich in Einheit wissen, welche auf der Stufe der Vorstellung mit dem Glauben an ihre Wahrheit oder auf der des Verstandes mit dem Zweifel an dieselbe sich befinden. Ich werde freilich nicht sagen dürfen: ich glaube an die Himmelfahrt in dem Sinne, wie der Gläubige, der die Kritik des Verstandes von dieser Vorstellung abgehalten hat. Dann würde ich ihn täuschen. Allein eben so wenig darf ich dem Skeptischen zugeben, mich für seinen Genossen zu halten, obwohl ich die Unvermeidlichkeit seiner kritischen Operation einsehe. Daraus folgt denn, daſs ich beide gegen mich haben werde. Der Gläubige wird mich für einen Ungläubigen halten, trotz meiner Versicherung, daſs ich die Himmelfahrt Christi für eine nothwendige Vorstellung im Schluſs seiner Erscheinung erklären müsse. Der Ungläubige aber, da er sieht, daſs ich ihn recht gut in seiner verständigen Reflexion verstehe, wird mich entweder für einen Heuchler oder im besten Fall für einen Menschen halten, der sich selbst durch allerlei Scheingründe betrügt. Ich selbst werde den Stein weder auf diesen noch auf jenen werfen, so lange sie *übrigens* tolerant sind. Es würde lächerlich sein, zu verlangen, daſs ich ihnen nicht ein Geheimniſs sein sollte, denn dazu müſsten sie sich ja auf meinen Standpunct gestellt haben, der allein unsern Unterschied ausmacht. Es ist Sache der Psychologie, über den Proceſs der Intelligenz zu belehren, daſs *derselbe Inhalt als Gefühl, als Vorstellung, als Gedanke* existiren kann und es ist diese Wahrheit nicht nur für den Kreis der Religion gültig. Wenn ich in neuerer Zeit so viel Gewäsch über diesen Punct lesen muſste, so fielen mir immer *Lichtenberg's* Worte ein: „Ein jeder thue das Seinige, so gelangt man am geschwindesten zum Zweck. Die nützlichste Classe von Menschen, die die Erde bebauet, braucht nicht zu wissen, daſs sie rund ist. Andere können sich damit begnügen, zu wissen, daſs sie eine Kugel sei. Noch andere müssen, um ihren Zweck zu erreichen, schon wissen, daſs sie ein abgeplatteter Sphäroid ist, und endlich sieht sich ein anderer sogar genöthigt anzunehmen, daſs sie kein regelmäſsiger Sphäroid, sondern eine Art von Wacke sei, die sich blos einem Sphäroid nähere."

Ist es möglich, daſs derselbe Inhalt für das Bewuſstsein in verschiedener Form existire und ist diese Verschiedenheit für die Intelligenz des endlichen Geistes sogar eine nothwendige, ist es ferner für denjenigen, der an der Spitze einer Gemeinde stehen will, Pflicht, alle diese Bildungszustände zu kennen, um nöthigenfalls dem einen und andern Gliede der Gemeinde in solchen phänomenologischen Metamorphosen zu Hülfe zu kommen; muſs also der protestantische Theologe wenigstens ein philosophisch gebildeter sein, so kann ich nicht absehen, weshalb ein solcher nicht soll Priester sein dürfen? Welche Unheiligkeit liegt im Erkennen? Wollte aber ein Pfaffe mir einwerfen, daſs z. B. die von mir gegebene speculative Auslegung der Himmelfahrt Christi etwas in den Glauben hineinschwärze, was nicht darin gegeben sei, so nehme er sich in Acht, daſs ich nicht seine nächste Himmelfahrtstagpredigt zum Gericht über ihn mache! In der That hat es mich oft in Erstaunen gesetzt, wie die

pfäffische Herrschsucht und Bornirtheit in der Philosophie gegen das protestirt, was längst in tausend *Kirchenliedern* und tausend *Predigten*, auch von Normalheiligen der Kanzel, vorhanden ist.

Wenn man daher jetzt so weit geht, *Denken* und *Herz* dem *Philosophen*, *Gemüth* und *Phantasie* dem *Religiösen* als eigenthümliche Factoren zuzuweisen und nach diesen axiomatisch angenommenen Prämissen die furchtbarsten Consequenzen für die Unvereinbarkeit der Speculation mit der Religion zu ziehen, so ist das ein sehr unphilosophisches Verfahren. Dieser künstliche zum bewegungslosen Extrem hinaufgeschraubte Dualismus, der den Unterschied nur als Unterschied, nicht als Unterschied in der ihn aufhebenden Einheit des Geistes gesetzt wissen will, muſs in sich zusammenfallen. Er hat selbst in seinem ersten Auftreten schon zu der grellsten Aufgespanntheit schreiten und als Unterscheidungsmerkmale zwischen dem Christen und Philosophen die willkürlichsten Behauptungen aufstellen müssen. Wer z. B. nicht glaubt, daſs das Quantum des von dem sterbenden Jesu vergossenen *Blutes als diese bestimmte Flüssigkeit* ihn von seiner Sündenschuld entlaste, soll schon ein Philosoph, nicht mehr ein Christ sein. Als Satire auf die grausame Wollust und wollüstige Grausamkeit einer Blut- und Wundertheologie, eines blödsinnigen Aberglaubens, läſst man sich so etwas noch gefallen, als Ernst nicht. — Herz und Gemüth sind, so vag die Ausdrücke seien, noch immer für dasselbe gehalten. Phantasie und Denken aber sind zwar von einander qualitativ unterschiedene, jedoch gar nicht contradictorisch entgegengesetzte Acte der Intelligenz. Vielmehr haben sie an und für sich ein nothwendiges, organisches Verhältniſs zu einander. Die *verdorbene*, nicht durch das Denken temperirte, überwachte und geleitete Phantasie, und das in beliebigen Abstractionen verwesende, anschauungsarme, *realitätslose* Denken: das sind die Formen, welche Polemik verdienen. Strauſs erfreuet auch hier durch seine Selbstständigkeit. So sehr er die *Autonomie* des Geistes gegen alle *Heteronomie* in Schutz nimmt und den ganzen Kampf der Gegenwart auf dies Princip zurückführt, so billigt er doch die absolute *Heterogeneität von Glauben und Wissen* gar nicht, sondern hält an der Möglichkeit ihrer Versöhnung als der einzigen Hoffnung fest.

Nachdem also wieder ein *Terminismus* zwischen Glauben und Wissen, wie zu den Zeiten eines Durandus, Occam u. A., ausgesprochen war, sollte auch die *Hegel*'sche Religionsphilosophie noch *zu christlich* sein. Während die pietistische Partei nicht nur, sondern auch Fries, der Herbartianer Taute, einige Neoschellingianer und welche andere Isten und Aner sie nicht nur für zu wenig christlich, vielmehr selbst für *antichristlich* erklärten, ward sie von jener Seite als eine *Inconsequenz* Hegels, als eine *christenthümelnde Zurechtmacherei* der kirchlichen Dogmatik angesehen. Der neue Rationalismus wurde ausgerufen, der nur die Wahrheit will. Indem aber Hegel in solcher Allgemeinheit auch Vernunft und Wahrheit gewollt hat, so charakterisirte er sich durch den *negativen* Zusatz, daſs er alle Unterhandlungen mit der Kirche abbrechen und die Dogmen und Symbole als nichts mehr bedeutende Begriffe einer verschollenen Bildung behandeln müsse. Der Ausdruck Gott wurde daher auch gern mit dem Ausdruck: das *Absolute* oder das *Universum* oder die *Idee* und ähnlichen Bezeichnungen vertauscht. Ja, so weit ist es gekommen! Wer noch die Persönlichkeit Gottes in dem Sinn behauptet, daſs derselbe an und für sich *das absolute Selbst des Universums* ist, daſs er dessen eben so sehr mit ihm identischer als von ihm unterschiedener *Schöpfer* ist, der durch alle Myriaden der Welten, durch alle Unruhe ihres Werdens hin in ewiger Gleichheit mit sich allwissend und allgegenwärtig existirt; wer den *unbewegten Beweger* aller Dinge (um mit der Zunge des Heiden Aristoteles zu reden); wer die Sicherheit der *ontologischen* Argumente anerkennt; der gilt jetzt für einen Schwachkopf und soll erst bei dem jetzigen Zeitgeist in die Schule gehen. Ein solcher soll nicht wissen, was Selbstbewuſstsein heiſst; was die *Immanenz der Idee*, dies nun allgewaltige Zauberwort, besagen will. Statt dem nackten Begriff der Wahrheit die Ehre zu geben, soll ein solcher noch in der servilen Schönseligkeit befangen sein, einen Herrn und Vater in rerum natura besitzen zu müssen! Als ob eine solch *akephale* Weltansicht nicht eben so leicht mit der Schwäche, wie mit der Ueberkraft sich vertrüge! Wer aber in Christus etwas sieht, was ihn von allen andern Menschen, in seiner vollkommensten Gleichheit mit ihnen, dennoch schlechthin unterscheidet (vgl. Hegel's Philosophie der Geschichte, zweite Ausg. S. 301), der ist ihnen sogleich ein Pietist,

als ob man, um der Gefahr doketischer Ueberschwänglichkeit auszuweichen, sogleich in ebionitische Dürftigkeit verfallen müſste! — Wer ferner die Identität der christlichen Religion mit der absoluten, also mit der Vernunftreligion behauptet, gilt für einen unphilosophischen Dogmatiker, der eine Selbsttäuschung Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's zur seinigen macht. Da die Gewiſsheit des Glaubens das *theoretische Moment* der Religion ist, so soll dasselbe, um wahr zu sein, nur in der Form des philosophischen Begreifens existiren, womit denn wegen des Volks, wegen der πολλοι, die zur Speculation weder bemüſsigt noch aufgelegt sind, die gröſsten Bedenklichkeiten entstehen. Sollen diese nun wieder als Laien zu den Philosophen sich verhalten? Soll es ein exoterisches und esoterisches Christenthum, eine, wie bisher durch Gebet, Gesang und Predigt sich erbauende oder nur eine speculative Gemeinde des „Geisterreichs der Idee" geben? In der Entwicklung der Selbsterkenntniſs des Christenthums liegt es, daſs der Unterschied und *relative Gegensatz* von *Pistis* und *Gnosis immer da ist*, wär' es zuletzt auch nur in der Differenz der Kinder von den Erwachsenen, und daſs derselbe, bei der *Ungleichheit der Bildung*, im concreten Leben der Kirche momentan groſse Schwierigkeiten machen kann. Hegel hat dies recht gut gewuſst und die zweite Ausgabe seiner Religionsphilosophie bringt uns eine entschiedene Aeuſserung von ihm, daſs unsere Gegenwart an einem solchen Widerspruch leide, aus welchem *nicht die Wissenschaft* herausbelfen könne, denn sonst müſste ihr Standpunct der allgemeine, die Bildung Aller in Staat und Kirche eine philosophische sein; es sei dem *praktischen* Leben zu überlassen, sich hier herauszubringen. Diese Worte Hegel's *fixiren* aber nicht das Wissen *gegen* den Glauben, sondern nach Hegel enthält die Gemeinde unter ihren Gliedern drei verschiedene *Stufen* der Bildung, welche er *Stände* nennt: die einfach Glaubenden; die Aufgeklärten, welche für den Glauben zu einem verständigen Raisonnement übergehen; endlich die speculativ Gebildeten, welche die Vernunft des Glaubens wahrhaft begreifen. Diese Stufen sind aber als *flüssige* Unterschiede zu nehmen. Der schlichte Gläubige kann zum Aufgeklärten, der Aufgeklärte zum wahrhaft Wissenden werden. Allein der Wissende hat ja, eben weil er dies ist, den Glauben nicht verloren, sondern sich nur um so tiefer mit ihm versöhnt. Durch das begreifende Erkennen entfremde ich mich der Gemeinde nicht, sonst würde allerdings, was auch nicht selten von Unverständigen jetzt gewünscht zu werden scheint, *das Studium der Philosophie* nicht nur, vielmehr auch aller Theologie, *den Theologen von Fach verboten* werden müssen. Es widerspricht daher gänzlich dem Wesen des Glaubens wie des Wissens, im Glauben nur *Willkür* und *Vernunftlosigkeit*, nur das Credo, quia absurdum est, und nur im Wissen Freiheit und sich selbst verstehende Nothwendigkeit zu erblicken. Was die *Absurdität* des Glaubens betrifft, das absolute Wesen als ein seiendes gemeines Ding der sinnlichen Gewiſsheit zu haben und sich durch den Hokuspokus taschenspielerischer Priester statt des Göttlichen einen Wechselbalg unterschieben zu lassen, so wäre doch wohl an das Studium der Hegel'schen Phänomenologie (S. W. II, 415 ff.) zu erinnern.

Nur durch die entweder wirkliche oder geheuchelte Absurdität der heutigen *Glaubensfanatiker* ist das Anathema des Glaubens durch die *Vernunftfanatiker* zu erklären. Es ist die Gewalt der Extreme, die zu Ueberbietungen herausfordert. Jeder fürchtet von dem Andern einen *Abbruch an Herrschaft*. Wer es unternimmt, nicht ein trauriges juste milieu, worin die Widersprüche nur vertuscht, die Schneiden derselben nur abgestumpft werden, sondern eine wirkliche Mitte zu halten, welche durch die Negation der Negation unendliche Bewegung ist, muſs sich auf völlige Vereinsamung und darauf gefaſst machen, im Fall man auf ihn reflectirt, der Verachtung der Parteien aufgeopfert zu werden, weil jede in ihm eine Hemmung *ihres* Fortschritts, der Vermehrung ihrer Anhängerzahl, erblicken muſs. —

Die Construction, welche Strauſs seiner Dogmatik gegeben, ist folgende:

A. *Apologetik:*

Die *formalen* Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre. (Offenbarung, Wunder, Weissagung, Inspiration, Glauben und Wissen.)

B. *Dogmatik:*

Der *materiale* Inbegriff der christlichen Glaubenslehre.

Erster Theil:

Das Absolute, als Gegenstand des *abstracten* Vorstellens, oder im *Elemente der Ewigkeit* als göttliches *Wesen:*

I. Dasein Gottes.
II. Das dreieinige Wesen Gottes.
III. Die Eigenschaften Gottes.

Zweiter Theil.

Das Absolute als Gegenstand des *empirischen* Vorstellens, oder im *Elemente der Zeit*, als göttliches *Geschehen*.

I. Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der *Vergangenheit* als heilige Geschichte:

1) Die Schöpfung als göttliche That.
2) Die Ergebnisse der göttlichen Schöpferthätigkeit: die vornehmsten Geschöpfe und deren Urzustand (Sündenfall).
3) Die Erlösung.

II. Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der jeweiligen *Gegenwart* als tägliche Erfahrung:

1) Die göttliche Erhaltung.
2) Sünde und Uebel.
3) Wiedergeburt des Einzelnen und der Gesammtheit.

III. Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der *Zukunft* als gläubige Erwartung der künftigen Vollendung des göttlichen Lebens in der Welt:

1) Auferstehung.
2) Gericht und Scheidung der Seligen und Verdammten.
3) Wiederbringung aller Dinge. —

Diese Eintheilung mit andern zu vergleichen, hält Strauſs für überflüssig. Er hat auch insofern ganz Recht, als jede Eintheilung ihre Nothwendigkeit für sich selbst beweisen muſs. Sonst müſste man sagen, daſs sie die althergebrachte Ordnung mit dem Schleiermacher'schen Verfahren verbindet. Die Apologetik enthält das, was gewöhnlich darin oder in den Prolegomenen vorgetragen wird. Der erste Theil entspricht der Theologie; der erste Abschnitt des zweiten der Anthropologie, wozu aber noch die Christologie gezogen ist; der zweite fällt mit der Soterologie als Ordo salutis zusammen; der letzte endlich mit der Eschatologie, der Lehre de rebus novissimis. Wie nun aber Schleiermacher von dem Unterschied seines Selbstbewuſstseins ausgeht, ob er von dem darin gesetzten Gegensatz zwischen Sünde und Gnade abstrahirt oder nicht, so daſs ihm in ersterer Beziehung das reine Abhängigkeitsgefühl entsteht, welches Aussagen über das Wesen Gottes und der Welt an sich enthält, eben so unterscheidet Strauſs das Vorstellen des Glaubens in ein *abstractes* und *empirisches*. Daſs diese Bezeichnungen glücklich gewählt sind, scheint mir nicht. Abstract kann ich die Vorstellung Gottes als solchen, weil ich für sie von aller gegebenen Endlichkeit abstrahire, nicht nennen; das *Ewige* ist doch wahrlich nichts weniger als abstract und dasjenige Vorstellen, welches in den Momenten der Zeit sich zersplittert, könnte viel eher abstract genannt werden. Strauſs hat sich auch wohl gehütet, den eigentlichen Gegensatz des Abstracten, das *Concrete*, zu setzen, sondern er sagt vorsichtig: das empirische Vorstellen, wiewohl dasselbe Elemente von ihm zugetheilt bekommt, welche *über alle Erfahrung hinausgehen*, wie Schöpfung der Welt und der Empirie stets zukünftig bleibendes Weltgericht. Das eigentliche principium dividendi hat Strauſs, wie man wohl sieht, nur phänomenologisch halten wollen; sonst würde sich Mancher wohl durch Marheineke's Eintheilung nach der Trinität oder durch die Schleiermacher'sche nach dem im frommen Gefühl enthaltenen Gegensatz mehr befriedigt finden.

In der Darstellung der Dogmatik treten bei Strauſs zunächst zwei Hauptpuncte hervor: 1) die *geschichtliche* Entwicklung der Glaubenslehre; 2) der *Kampf* derselben mit der modernen Wissenschaft.

In ersterer Beziehung sind schon mehre Dogmatiker z. B. Wegscheider, so verfahren, daſs sie bei den einzelnen Dogmen auf ihre Bildungsgeschichte reflectirten. Strauſs beabsichtigt aber mit seiner historischen Darstellung ein bestimmtes Resultat. Es soll daraus erhellen, was für Bestimmungen bereits als *antiquirt* und was für welche als unmittelbar *noch existirende* gelten können. Was Schleiermacher dadurch herauszubringen suchte, daſs er sein eigenes empirisch gegebenes Gefühl zu erfassen und zu beschreiben unternahm, das will Strauſs auf dem Wege eines langen Zeugenverhörs erreichen. Er selbst will *sich* aus dem Spiel halten. *Seine* Glaubenslehre soll man nur zwischen den Zeilen lesen können. Der geschichtliche Proceſs soll das Schauspiel einer Selbstenthauptung des Glaubens geben. Er will, um einer von ihm selbst gebrauchten Wendung zu erwähnen, zum *Fallément* des christlichen Glaubens nur das Zusehen haben. Er setzt also einen Trumpf darauf, ihn selbst

zu vermissen, denn um so wahrer und *objectiver*, um so gewichtiger werde das Ergebniſs der Selbstbewegung des Geistes sein, was er darbiete. Nur *kritisch*, nicht direct, sondern indirect productiv, zeigt er die *neue* Dogmatik, welche nicht neu ist in dem Sinne, als wäre noch nicht gedacht und gesagt, was sie enthält, sondern neu nur als selbstbewuſster Inbegriff des schon Vorhandenen, als bisher *letzte* Auswahl des Vernünftigen, vor dem Richterstuhl der Vernunft Bestandenen. Die Reihe von Vorstellungen, welche auch Andere schon über den christlichen Glauben sich gemacht haben, dient dazu, das Recht der jetzigen Aeuſserung zu beweisen. Es erhellt daraus, daſs, was Strauſs meint, nicht unerhört ist. Seine Zweifel, seine Rationalitäten haben ihre Präcedenzen. Schon Männer, von denen der Unkundige es gewiſs sich oft nicht würde einfallen lassen, da ihre Namen gemach mit einem heiligen Rost überzogen sind, schon ein Augustinus, schon ein Thomas von Aquino, ein Luther und Calvin, haben sie gehabt. Bei dieser Relation beweist Strauſs viel Feinheit. Ganz schlicht, fast scholastisch tritt er auf. Er scheint von den andern Theologen, von de Wette, von v. Cölln, von Wegscheider, oft gar nicht verschieden. Allein im Hintergrunde steht bei ihm die höchste Sublimation moderner Bildung und bald fühlt man einen dem Verf. ganz eigenthümlichen seelenvollen und doch kühlen ironischen Hauch über das Ganze hinwehen. Es ist ganz falsch, in Strauſs nur einen zerstörungssüchtigen Geist zu erblicken. Er verneint, allein er thut es nur, weil er es seiner Einsicht nach muſs. Er hat keine Leidenschaft für das Negiren. Die, welche ihn so behandeln, wie z. B. der Verf. einer Kritik der Glaubenslehre in Tholucks literarischem Anzeiger, übersehen oder verschweigen, daſs Strauſs neben einem Socinus und Bayle eben sowohl einen Jakob Böhme und Angelus Silesius citirt. Die Skepsis, aber auch die Mystik, hat Raum in seiner vielseitigen Bildung. Nur zuweilen flieſst in die Darstellung eine Bitterkeit ein, welche man wegwünschen möchte und woran sich unfehlbar auch solche heften werden, die sich, ihn zu verschreien, vorgenommen haben. Dahin rechne ich z. B. die Aufführung *Weiſse's* als eines trompetenden, marktschreierischen Dulcamara. In einer Recension läſst man sich so etwas gefallen, in einem systematischen Werke stöſst man sich an diese zu weit getriebene Genrebildlichkeit.

Die *Gelehrsamkeit* von Strauſs ist eben so sehr anzuerkennen, als seine Feinheit. Wenn man ihn aber, dieser kritischen Musterung halber, unsern Historikern als ein *Ideal* angepriesen hat, so bekenne ich, dazu nicht Grund zu finden. Es fehlt an Ruhepuncten; die entscheidenden Wendungsmomente sind nicht gehörig accentuirt; die Erzählung läſst oft bedeutende Lücken ahnen, über welche hinweggesprungen ist; die Gegensätze spannen sich nicht genug durcheinander, sondern sind mehr in der Hand des Darstellers, der sie mit seinem Beifall oder Miſsfallen erscheinen läſst. Es gibt eine Partei unter uns, welche, höchst ehrenwerth in ihrem persönlichen Streben nach Wahrheit und Freiheit, dennoch darin eine auſserordentliche Schwäche und bedenkliche Unselbstständigkeit zeigt, daſs sie, *der guten Sache wegen*, sich verpflichtet hält, *unbedingt* Alles zu bewundern und zu loben, in Allem ein Aeuſserstes von Vollendung zu sehen, was Strauſs oder Feuerbach schreibt. Diese Partei wird Strauſs mit dem Prädicat des vollkommensten Geschichtschreibers selbst überrascht haben. Das hatte er sich, der die Arbeiten von *Baur*, von *Kliefoth*, von *Dorner* u. A. gründlich kennt, schwerlich träumen lassen. Strauſs liefert mehr ein reinliches Aggregat, eine geschmackvolle und für seine Absicht treffend pointirte Erzählung, als daſs er uns eine dialektische Selbstgestaltung des Dogma's vorführte. Mag er dies Urtheil, wie sehr wahrscheinlich, Scholasticismus nennen: erspart kann es ihm nicht werden und ich werde nicht der einzige sein, der so zu urtheilen sich gezwungen sieht. Das *Talent* Strauſsens ist gewiſs groſs genug, Gröſseres als das hier Gegebene zu leisten, allein es scheint mir, als wenn die *Zerstückelung* des Stoffs ihn selbst, es zu entwickeln, verhindert hätte. In der Dogmatik hängt eine Bestimmung mit allen übrigen zusammen. Die isolirte Geschichte eines Dogma's ist daher schwierig. In einer Dogmengeschichte überhaupt ergibt sich die Nothwendigkeit der Entwicklung mit viel mehr Klarheit, weil die *Bewegung eine in allen Artikeln fortschreitende* ist. Allerdings kommt ein *partielles Zurückbleiben* in der Ausbildung von Dogmen und Dogmatikern oft genug vor, aber in dem allgemeinen Zusammenhange ist auch dies verständlicher. Die historische Monographie kann sich mit einem einzelnen Locus der Dogmatik so stellen, daſs sie diesen Zusammenhang immer

in Erinnerung ruft, allein in einer Dogmatik, wenn sie nicht ein bändereiches Werk werden will, wird ein solch discursives Berühren des Mittelalters, der Reformation u. s. w. bald lästig und es bleibt endlich bei den einzelnen Namen. Die religiöse Weltanschauung eines Einzelnen wird zerrissen. Sie *muſs* über die verschiedenen Rubriken ausgestreuet werden. Was hat Scotus *Erigena* z. B. von der Schöpfung, was von der Freiheit, von der Sünde, von der Apokatastase u. s. f. gedacht? Nicht im Zusammenhang, wie sich bei ihm dies Alles gestaltete, sondern bald hier, bald da, ist Strauſs dies anzugeben gezwungen; eine Form, von welcher die Unvollkommenheit der Angabe, das Einseitige, sogar Schiefe, kaum zu trennen ist, wenn man so kurz und rapide, wie Strauſs verfährt. Die *Richtigkeit* der aus dem Text citirten Worte wird ihn nicht gegen den Vorwurf schützen, trotz ihrer doch oft die *Wahrheit* nicht erreicht zu haben und ich sehe schon ganze Marktschiffe von andern eben so richtig citirten Stellen aus denselben Autoren zu seiner Widerlegung heranfahren.

Wollte Strauſs sich diesem miſslichen Umstande entziehen, so konnte er das folgendermaaſsen. Er muſste: 1) die Bestimmung eines Begriffs nach seiner ethnischen; 2) nach seiner monotheistischen Fassung; 3) nach der Einheit dieser beiden sich entgegengesetzten Bestimmungen im Christenthum nachweisen. Die Bestimmungen des Ethnicismus und Monotheismus widersprechen einander, allein durch ihren Widerspruch gehen sie in der Einheit zu Grunde, welche ihr Princip ist. Indem nun aber die Einheit selbst sich entwickelt, tritt der in ihr aufgehobene Gegensatz von Neuem in ihr hervor. Dadurch entsteht eine neue Aufgabe. Nicht nur für das Ganze, nicht nur für jedes Dogma, sondern in jeder Epoche eines Dogma's erscheinen jene Extreme wieder. Sie sind die *häretischen* Elemente. Bei einer jeden Häresis kann die in ihr gegen die Wahrheit des Glaubens negativ sich verhaltende Richtung nur sein eine entweder ethnische (pantheistische, dualistische oder polytheistische) oder monotheistische (deistische). Die *Orthodoxie* des Christenthums verhält sich gegen beide negativ, weil sie die Wahrheit beider ist. Mit dieser Einsicht hat man in dem anscheinenden Labyrinth der christlichen Dogmengeschichte ein sicheres Princip, eine *Methode* gefunden, wenn es darauf ankommt, *übersichtlich* die Hauptmomente in der Geschichte eines Dogma's hervorzuheben. Ich will hiermit einem bloſsen Construiren, einem Einzwängen unter ein a priori gemachtes Schema keine Empfehlung schreiben, sondern nur andeuten, wie ich mir denke, daſs die *Zufälligkeit* der Auswahl zu vermeiden wäre, denn Strauſs gibt uns wohl gern *contrastirende* Bestimmungen, aber nicht immer sich durch einander aufhebende und aus ihrem Resultat zu neuen Entzweiungen genetisch fortschreitende Entwicklungen. Ich bemerke noch, daſs natürlich in dem Christenthum das Ethnische wie das Monotheistische, auch wenn es als Einseitigkeit, als häretisches Extrem erscheint, dennoch dadurch, daſs es *innerhalb* des Christenthums gesetzt ist, *verändert* erscheint; z. B. der Polytheismus als Tritheismus, der Monotheismus als Unitarismus u. s. w. —

Das *Ende* der geschichtlichen Entwicklung, welche Strauſs gibt, ist das von ihm auch auf dem Titel seines Buchs bemerklich gemachte andere Element des gegenwärtigen Kampfs der Dogmatik: *die moderne Wissenschaft*. Es ist bei ihm dasselbe, wie wenn *Wegscheider* vom aevum cultius oder von dem saeculum nostrum spricht. Der Ausdruck ist an sich weitschichtig und unbestimmt. Wenn es zu den *Triariern* im Kampf kommt, so versteht Strauſs eigentlich immer *Spinoza*, *J. Böhme*, *Lessing* und *Hegel* unter diesem Namen. Auf diesem Gebiet folgt man ihm (einige unten zu besprechende und zwar wesentliche Bestimmungen ausgenommen) mit Vergnügen. Der klare, männliche Verstand, die unbestechliche Wahrheitsliebe, die nicht vor dem Anstrich absoluter Untheologie zurückschreckt, die kaltblütige Ruhe der Abwägung der Gründe, die Einfachheit der Sprache, welche doch nicht eigentlich trocken zu nennen ist, die umsichtige Belesenheit, die Ehrlichkeit im Eingestehen der Grenze seines Wissens, alle diese herrlichen Eigenschaften, derentwegen Strauſs jedem Forschenden so theuer sein muſs, treten hier im schönsten Licht hervor. Ich habe mich bemüht, die *Hauptzugeständnisse*, welche die sogenannte kirchliche Dogmatik der Wissenschaft machen *muſs*, so weit Strauſs bis jetzt Stoff zu solcher Zusammenfassung gibt, folgendermaaſsen zusammenzustellen:

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs.

(Fortsetzung.)

1) *Astronomie.* Sie hat den Glauben an einen sinnlich irgendwo existirenden Himmel, an einen Sitz Gottes unwiderruflich zerstört und dem Begriff der Allgegenwart Gottes erst sein wahrhaftes Dasein erschaffen. Damit aber hat sie auch der mythologischen Jenseitigkeit von Engeln u. s. w. das Urtheil gesprochen.

2) *Geologie.* Durch Erkenntniſs der Allmäligkeit der Erdbildung in jahrtausend langen Perioden und des Zusammenhangs dieses Processes mit der Bildung unseres Planetensystemes überhaupt ist die sinnlich buchstäbische Auffassung des Hexaëmerons zerstört und das Vernünftige darin, der Fortgang vom Unorganischen zum Organischen, vom Allgemeinen zum Einzelnen zugleich gerechtfertigt.

3) *Geognosie.* Die Kenntniſs der Erdrinde hat den Glauben an eine unter ihr befindliche sinnlich vorhandene Hölle vernichtet. Die Vorstellungen von Himmel und Hölle haben sich in den Begriff von Seligkeit und Unseligkeit verwandelt.

4) *Biologie.* Im Leben hat sie die Nothwendigkeit des Todes erkannt, somit ihn nicht mehr als einen Widerspruch mit, vielmehr als ein Moment in seiner Harmonie begriffen.

5) *Anthropologie.* Sie hat die Abstammung des menschlichen Geschlechts von Einem Paare und die Vorstellung einer absoluten Vollkommenheit desselben in seinem Urzustande so zweifelhaft gemacht, daſs diese Bestimmungen nicht mehr als schlechthin religiöse betrachtet werden können, sondern das Nichtwissen oder Wissen von ihnen etwas für die Religion Gleichgültiges ist.

6) *Bibelwissenschaft.* Der Inspirationsbegriff ist aus seiner Beschränkung auf die Schriften Alten und Neuen Testamentes herausgehoben, indem in dem Gestaltungsproceſs derselben nichts erkannt zu werden vermag, was sie von dem Werden anderer Schriften der Form nach specifisch unterschiede. In Ansehung der Dignität des Inhaltes für das religiöse Gebiet wird ihnen von ihrem Vorrange deshalb nichts geschmälert.

7) *Psychologie.* Wir sind nicht mehr genöthigt, die Erzählungen von Wundern und Weissagungen in der Schrift entweder als unmittelbare Wirkungen Gottes, worin eine partielle Vernichtung des Natürlichen und Menschlichen gesetzt ist, oder gar als Fictionen zu betrachten. Die Phänomene des Somnambulismus, der Ekstase, Vision u. s. w., welche wir gegenwärtig nach ihrer Nothwendigkeit tiefer erkannt haben, lassen uns sehr wohl begreifen, wie das Thaumatische und Prophetische entstehen muſste, noch ganz abgesehen von den gewaltigen Mächten, welche den Menschen in Zeiten geistiger Revolutionen bewegen. Aber Beweismittel für die Wahrheit eines Glaubens vermag weder das Wunder noch die Weissagung zu sein, sondern beide können sich, wie auch die Schrift Alten und Neuen Testamentes an vielen Beispielen selbst darthut, sehr wohl auch mit irrendem und sogar falschem Glauben vergesellschaften. Insofern ist es sehr beklagenswerth und Verrath eines Ausweichens aus dem Mittelpunct aller wahren Religion, der göttlichen Liebe, wenn bei uns in neuerer Zeit das Interesse für die Position oder Negation der Wunder alles höhere religiöse Interesse zu absorbiren und Kriterium der Orthodoxie zu werden droht.

8) *Comparative Religionswissenschaft.* Wie man in der comparativen Anatomie und Physiologie den menschlichen Organismus bereits von den niedrigsten Thierformen, ja von den Pflanzenformen an im Werden begriffen sieht, so erkennen wir jetzt in den nicht-

christlichen Religionen das, wodurch sie Religion, nicht Superstition, sind, als christlich an. Die Einzigkeit der Begriffe: Offenbarung, Inspiration, Weissagung, Wunder, heilige Schrift, kanonische Auslegung, Sacrament; ist gefallen. Wird auch im Christenthum die höchste Form derselben, ihre Vollendung, erkannt und anerkannt, so wird doch auch begriffen, daſs sie allgemeine Momente jeder religiösen Bildung in mehr oder weniger entwickeltem Maaſse sein müssen. Der Fluch, nur Carricatur der Religion zu sein, ist von den nicht christlichen Religionen genommen und die welthistorische Nothwendigkeit des Christenthums, sein inneres Verhältniſs zum Ethnicismus und Monotheismus, um so tiefer erkannt. (Das ist der Segen der Arbeiten von Windischmann für China und Indien, von Stuhr für den Orient und Scandinavien, von Hammer für den Muhammedanismus, von Creuzer, Voſs, Nägelsbach u. A. für die Griechen, von Hartung für die Römer, von Grimm für die Deutschen, von Mone für die nordischen Völker u. s. f.)

9) *Speculation.* Sie hat den Wahn zerstört, im Negativen nur Negatives zu erblicken. Der Vorstellung ist es gemäſs, die Negation sich als einen unglücklichen Zufall vorzustellen, der sich nicht in das Geschehen hätte mischen sollen. Sie führt ihn höchstens auf eine andere Zufälligkeit, auf die des Willens, auf die Willkür zurück, muſs ihn aber als causa sui stehen lassen oder sich mit den Nothbehelfen einer absichtlichen göttlichen Zulassung oder eines ewigen Rathschlusses u. s. f. trösten. Allein die Speculation hat nicht nur im Negativen das Positive, sondern auch die Negation des Negativen und mit ihm die in sich selbst affirmativ zurückkehrende Totalität erkannt. Für das Verständniſs der Existenz des Bösen als des Nichts, welches ist, indem es zugleich nicht sein soll, sind hieraus die wichtigsten, wiewohl, was der häufige Miſsverstand zeigt, nicht leicht zu fassenden Consequenzen gezogen. —

In allen diesen hier aufgezählten Puncten ist Strauſs unwiderlegbar und er bewegt sich auch auf ihrem Felde gerade am freiesten und bestimmtesten. Auch hat er hier, namentlich durch *Spinoza*, *Lessing* und *Kant*, die meiste *Vorarbeit* und die volle *Sympathie* des vielberufenen Zeitgeistes für sich. Man könnte den Controverspunct der Willkürdogmatik der früheren Zeit mit dieser nach innerer Nothwendigkeit strebenden Glaubenslehre als einen Kampf des *Mechanismus* mit *lebendiger Freiheit* auffassen. Weil *der Begriff* des Geistes von sich selbst sich verändert hat, so haben sich auch *die Begriffe* seiner besondern Elemente ändern müssen. Der Geist *an sich* ist kein anderer geworden, aber die Vorstellung, die er sich von sich selbst macht, ist nicht mehr dieselbe. Das Verhältniſs zwischen Gott und dem Menschen ist *inniger* geworden. Das Christenthum hat mehr Realität gewonnen, wie man denn ja auch, z. B. in der Schrift: die europäische Triarchie, bereits so weit gegangen ist, die Mission der Kirche für erfüllt und Christus als in uns schon zur völligen Existenz gekommen zu erklären. Weil der Geist sich selbst in seiner Menschlichkeit als *göttlich* erkannt hat, eine Erkenntniſs, welche in ihrer ganzen Fülle er dem Christenthum verdankt, so hat er auch von dem, was er thut, von seinem Hervorbringen, einen höheren Begriff. Nur als frei kann er sich in seinem Produciren denken und die Einheit darin mit Gott auch nur als eine freie d. h. den Unterschied des Menschen von Gott nicht abstract vertilgende. Mechanismus aber ist es, wenn Gott dem Menschen d. h. dem Geist, von Auſsen Gedanken eingeben, ihn gewaltsam mit Unterdrückung seiner Spontaneität bestimmen; wenn er ihm seine Gnade als eine Eigenschaft äuſserlich mittheilen, einem andern sie eben so äuſserlich entziehen soll u. s. w. Indem der menschliche Geist durch die tiefere Aneignung des Christenthums den Schritt zu thun gezwungen wird, sich mit dem göttlichen Geist nicht nur in formaler äuſserlicher, sondern in realer innerlicher Einheit und diese Einheit als die Nothwendigkeit des Geistes selbst zu erkennen, ein Schritt, der von solchen, die den mechanischen, atomistischen Standpunct noch nicht verlassen haben, oft Pantheismus gescholten wird, hat er sich von aller Knechtschaft unter ihm schlechthin fremde Bestimmungen losgerissen und ist auch hier „eine neue Epoche in der Welt entsprungen".

In Beziehung auf die Vergangenheit erscheint sie *heterodox*, in Bezug auf die Zukunft enthält sie den Keim der einst geltenden *Orthodoxie*. Strauſsens Dogmatik ist in den Puncten, worin sie die Selbstständigkeit und Freiheit des Geistes verficht, die *wahrhaft orthodoxe* unserer Zeit und die mechanische Behandlung des Geistes wird von nun an gegen ihn zur *Heterodoxie*, welche nur noch mittelst eines barbari-

schen Terrorismus und künstlicher Sophistik sich aufrecht erhalten kann. Denn was ist jetzt bei uns das *Maaſs* des rechten Glaubens? In einem Artikel, Orthodoxie, den ich vor sieben Jahren für die Ersch-Gruber'sche Encyklopädie schrieb, stellte ich noch die Forderung auf, daſs für die Orthodoxie ein Bekenntniſs als regula fidei da sein müsse. Allein durch die *Union* ist bei uns eine solche Mannigfaltigkeit von *Symbolen* frei geworden, daſs es hier abermals des Urtheils der Vernunft, der Kritik bedarf, ob man in diesem Punct der Confessio Augustana oder Helvetica u. s. f. beipflichten müsse. Sagt man nun, man solle sich an die *Bibel* halten, so erneut sich dieselbe Schwierigkeit. Denn wenn wir auch den Streit über die Authentie mancher Schriften ganz ignoriren, so bleibt doch in den unbestritten kanonischen Büchern noch eine so groſse Mannigfaltigkeit von Bestimmungen, daſs sie nur einen bellum omnium contra omnes ernährt. Wer beriefe sich wohl mehr auf die Bibel, als Strauſs? Der Buchstabe der Bibel ist also ohne Auslegung ziemlich todt. Die Beziehung auf ihn als unfehlbare Entscheidung ist eine Illusion und sollte sie für das Christenthum ganz sein, was sie sein will, so müſsten wir auch die Worte Christi im *aramäischen* Original, nicht im Durchgang durch das hellenistische Idiom besitzen. Manche Buchstabenfanatiker geberden sich in der Wuth, mit welcher sie eine Bibelstelle citiren, oft sogar so, als ob Christus Deutsch gesprochen hätte, während nicht einmal das Griechische für die Ursprünglichkeit zureicht. — Fordert also die Bibel, um Auctorität zu sein, die Kritik heraus, so ist dies noch mehr der Fall mit den Schriften der *Kirchenväter*, *Scholastiker* und *Dogmatiker*, welche ohne Kritik ein die Intelligenz nur quälender Wust bleiben, weil sie in noch heftigerem und verschiedenartigerem Widerspruch miteinander sich befinden. Ja mitunter ist eine einzige dieser Auctoritäten mit sich selbst wieder in Conflict, z. B. der so gern citirte Augustinus durch seine Retractationen. — Die Schriften der *Philosophen* endlich trifft, ohne daſs man es sagt, natürlich dasselbe Urtheil. — Ist das nun für die Orthodoxie nicht eine recht trostlose Aussicht? Ist, in diesem embarras de richesses den wahren, seligmachenden Glauben zu erkennen, nicht ein Abgrund von Skepsis eröffnet? Kann nicht, wenn man sich auf das Beweisen einläſst, *über den Starken der Stärkere* kommen? Ist es nicht Anmaaſsung, einem Andern den rechten Glauben abzusprechen, weil er es mit Calvin, nicht mit Luther hält?

Angesichts dieses vielverschlungenen Knäuels von Argumenten und Opinionen haben Manche zu dem *verzweifelten* Ausweg gegriffen, ganz subjectiv, wenn auch in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen *ihres* Gemüths, *ihres* Verstandes, *irgend eine* Gestalt der Christlichkeit als die wahrhafte zu *fixiren* und, mit Starrsinn an ihr sich festklammernd, alle andern rechts und links als unchristlich zu verdammen. So haben z. B. neuere evangelische Gottesgelehrte brevi manu die Bergische Concordienformel, die übrigens jeder mit der Geschichte der Kirche und Dogmatik Vertraute aufrichtig ehren wird, für den Inbegriff des wahren christlichen Glaubens erklärt, für subtilere Fälle etwa den Sentenzen der Heroen des dogmatischen Verstandesmechanismus, Quenstädt, Gerhard, Buddeus, sich anschlieſsend. Andere haben sich, um für die Philosophie der Religion einen *rationalen Purismus* zu begründen, ein ungefähres Bild normaler Christlichkeit zurecht gemacht, z. B. Feuerbach. Wer nicht glaubt, daſs Christus von einer durch den heiligen Geist (obwohl Vater und Sohn diesen selbst erst gemeinsam hauchen!) geschwängerten Jungfrau geboren ist; wer nicht an Christi Höllenfahrt im craſs sinnlichen Verstande; wer nicht an den leibhaften Teufel und seinen ganzen Anhang u. s. w. glaubt, der sage nicht, daſs er ein Christ sei! — *Lessing* hat einmal den Gedanken gehabt, das *Gebet Christi*, dessen Authentie mit Ausschluſs der Doxologie am wenigsten angefochten ist, zum *Symbol* zu machen, so daſs Jeder, der dasselbe mit Ueberzeugung zu seinem Gebet machen könnte, das Recht haben sollte, als Christ zu gelten. Diesen Gedanken sollte man wieder aufnehmen, um bei der heutigen Verketzerungssucht doch wieder ein festes Maaſs zu haben. Sieht man in der homiletischen Literatur, welchen groſsen Umfang die fast von allen berühmten Kanzelrednern, bis auf die von *Marheineke* 1840, herausgegebenen Predigten über das Vaterunser einnehmen, gerade jetzt einnehmen, so sollte man den Zeitpunct für günstig halten. Da in dem Gebet des Herrn sich alle Confessionen, alle Kirchen wiederfinden, so kann es kein Symbol sein, welches *trennt*, sondern nur, als älteste Urkunde des Christenthums, das universellste Band der *Vereinigung*. Auch für

den Cultus ist es ein solches. Wenn der Prediger sagt: „Was wir sonst auf unserm Herzen haben, laſst uns im Gebet des Herrn zusammenfassen," und nun die Gemeinde entweder laut, wie in katholischen Kirchen, oder mit flüsterndem Gemurmel, wie in protestantischen, das Gebet spricht, so ist dieser Moment, in welchem Alle in Eine Gesinnung zusammengehen, von durchdringender Feierlichkeit. Die Dogmatik des Vaterunser ist frei von den dogmatischen Beziehungen, welche bei der Abfassung der Symbole apologetisch und polemisch gegen häretische Bestimmungen eintraten. Es hat keine historische Einseitigkeit, wie das Apostolische; keine spekulative, wie das Nicänische, in welcher Einseitigkeit gerade der hohe Werth dieser Symbole liegt, sondern in seiner erhabenen Theorie enthält es die absoluteste, verständlichste Praxis. Indem es Gott als unsern Vater anruft und zugleich Christus der Betende ist, setzt es unsere Kindschaft; indem es seinen heiligen Willen auf Erden eben so geschehen läſst, als im Himmel, hebt es die abstracte Trennung eines Diesseits und Jenseits durch Gott auf. Die Versöhnung mit unsern Schuldnern wird zur Bedingung unserer eigenen Versöhnung mit Gott. Christus negirt den formell historischen Glauben. Er sagt nichts von einer Versöhnung mit Gott, von einer Vergebung der Sünde, weil er sterbe, vielmehr sollen wir, wenn wir nicht selbst unsere Entzweiung mit andern Menschen aufheben, nicht hoffen, von Gott Vergebung für unsere Sünden zu erlangen. Diese Entzweiung ist selbst Sünde. Endlich werden wir auch von Gott versucht. Christus sagt nichts von einem Teufel, der uns in Versuchung führe, sondern das Versuchtwerden ist nach ihm eine von dem Menschsein unzertrennliche Bestimmbarkeit, die in unserer von Gott einmal nicht anders zu erschaffen möglichen Endlichkeit liegt. Eben darum aber, weil die Möglichkeit der Versuchung von unserer Natur nicht zu entfernen war, ist auch Gott selbst, wie der Versucher, so der Erlöser, indem wir seinen Willen der Liebe zum unsrigen machen, denn nicht ohne oder gar gegen unsern Willen werden wir erlöst. Erlöst werden vom Bösen und Vereintwerden mit *Gott* ist dasselbe. —

Je mehr wir nun aber Strauſs in alle den Puncten beistimmen, welche die Befreiung der Dogmatik und folglich auch des Glaubens von allem Mechanischen betreffen, um so härter und verwickelter wird unser Kampf mit ihm sich da erheben, wo wir uns, dem gemeinschaftlichen Ausgangspunct nach, nämlich der Hegel'schen Philosophie, gerade in der gröſsten Einstimmigkeit mit ihm vermuthen sollten. Um so schwieriger wird hier die Untersuchung, weil Strauſs sich bald auf Hegel als eine letzte Auctorität beruft, bald sich gegen ihn erklärt, wo derselbe ihm zu christlich wird, auf alle Fälle aber mit groſsem Selbstgefühl zu verstehen gibt, *daſs er ihn ganz verstanden habe.* Die, welche ihn nicht so verstehen, wie er, werden sogar mit Hohn von ihm angelassen und, indem sie doch auch, was er nicht leugnen kann, durch Hegel selbst sich gegen solchen Vorwurf schützen können, so kommt zuletzt heraus, daſs Hegel selbst zweideutig nicht nur, sondern *vieldeutig* ist, denn ihm heuchlerische Accommodation an das Christenthum Schuld zu geben, hat Strauſs doch nicht gewagt, wiewohl er mehrmals dicht an diesem Vorwurf vorbeistreift. Das, was hier zur Verhandlung kommen muſs, läſst sich in folgende Puncte zerlegen:

1) Die Methode.
2) Immanenz und Transcendenz.
3) Persönlichkeit Gottes und Trinität.
4) Christenthum und absolute Religion.

1) Die Methode.

Strauſs kennt die Forderungen der Hegel'schen Methode sehr wohl, (S. 492) allein er folgt ihr nicht, sondern bewegt sich theils geistreich reflectirend, theils construirend, indem er Thesen, Antithesen und Synthesen aufstellt. Dagegen an sich ist nichts zu sagen. Es würde lächerlich sein, Jedem zuzumuthen, nur der Hegel'schen Methode zu folgen; wenn Jemand es thut, wird er eben so wohl seine Gründe dazu haben, als wenn er es nicht thut und bei einem Schriftsteller, der ein groſses Publicum hat und es sich zu erhalten wünscht, ist das Letztere sehr begreiflich, um nicht durch die dialektische Selbstbewegung die Menge, der sie theils unbekannt, theils ungewohnt ist, vor den Kopf zu stoſsen. Allein die Kritik hat dies Factum hervorzuheben, weil Viele Strauſs für einen wirklichen Hegelianer halten und diese Ansicht auch auf seine Darstellungsweise ausdehnen könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs.

(Fortsetzung.)

So wenig aber ist diese Hegel'sch, daſs man Stellenweise sogar zum Zweifel gezwungen wird, ob er ihren Begriff auch da immer gegenwärtig gehabt hat, wo es allerdings auf ihn ankommt. So wundert er sich S. 496, daſs Theismus und Pantheismus als Einheit in einem Dritten gefaſst worden seien. Beide „waren bisher als *disjuncte* Gerichte präsentirt worden." Waren sie dies, so muſsten sie ja, indem sie einander ausschlossen, sich in einem Dritten in ihnen identischen zusammenfassen, welches weder B noch C, sondern sowohl B als C und nur, insofern es als einseitige Besonderheit erscheint, entweder B oder C, an und für sich aber das in B und C sich setzende A ist. Was ist da nun Unspeculatives? Hegel hat sogar strenger als andere Logiker die Disjunction als die Opposition conträrer Urtheile von der nur in der Oberfläche der bloſsen Diversität bleibenden divisiven Disjunction unterschieden. Im concreten Fall somit den Theismus als Negation des Pantheismus, diesen als Negation des Theismus, folglich eine weder pantheistische noch theistische negative Identität zu setzen, stimmt vollkommen mit Hegel's Logik und Methode überein. Was soll hier nun Falsches sein? Warum läſst er hier die jungen Philosophen, — er meint hier besonders *Weisse* und *Fichte*, so hart an? Indem ich diese Worte schreibe, regt sich plötzlich mein natürlicher Mensch und raunt mir in die Ohren, keine Sylbe drucken zu lassen, welche diese vertheidigen könnte, denn sie hätten es um mich nicht verdient. In der That hat namentlich der jüngere Fichte in seiner Zeitschrift unter dem Titel einer *Berichtigung* mir den Vorwurf gemacht, ich hätte ihm den Vorwurf gemacht, seine Vorschule zur Theologie, worin nämlich sowohl der alte Theismus als der Pantheismus bekämpft wird, sei ein Plagiat aus Hegel's und Schelling's Schriften, „ohne beide zu nennen." So gewiſs nun diese Worte sammt dem des Plagiats eine saubere Erfindung Fichte's sind, mich bei seinen Lesern moralisch verhaſst zu machen, so ist es doch ganz richtig, daſs ich Hegel wenigstens immer so verstanden habe, als wenn er *weder* abstracter *Theist* noch abstracter *Pantheist* sei, ein Verständniſs, das ich wahrlich nicht erst der Fichte'schen Vorschule verdanke, womit ich aber auch gar nicht isolirt stehe, sondern welches z. B. *Hinrichs*, dessen Werk: die Religion im innern Verhältniſs zur Wissenschaft, vier Jahr vor der Fichte'schen Vorschule erschien, gerade eben so besitzt und auch beständig erneut hat, zuletzt in der Kritik von Michelet's Geschichte der neuesten deutschen Philosophie. Allein es versteht sich von selbst, daſs ich auch nicht im Entferntesten daran denke, mir aus Straussens Glaubenslehre, wozu sie Stoff genug lieferte, gegen Fichte und Weisse Säuerlichkeiten zu holen, sondern mein altes freudeloses Verhältniſs zu ihnen fortsetze. Nichts verdirbt die Wissenschaft mehr, als die *Diplomatie*, als das Eingehen auf die Rücksichten des Egoismus, was Hinz oder Kunz zu unsern Worten sagen, wie sie von dieser oder jener Partei werden aufgenommen werden? —

Der wichtigste Punct in Ansehung der Methode scheint mir für Strauſs die Beschreibung derselben zu sein, welche sie dahin definirt, daſs die *Substanz* als *Subject*, ihre Bewegung als *Selbstbewegung*, ihre Veränderung als ein *Sichanderswerden* gesetzt werden müsse. Diese Beschreibung machte Hegel zuerst in der Vorrede zur Phänomenologie und wiederholte sie am Ende der Logik bei dem Begriff der absoluten Methode. Ist diese Bestimmung wahr, so muſs auch

die *wissenschaftliche Entwicklung des Begriffs Gottes* ihr unterworfen sein. Gott kann in der Wissenschaft nicht eine Ausnahme von der Methode machen. Hegel hat deshalb in jener Vorrede auch gerade als Beispiel Gott herangezogen. Wenn Gott als ein fester, *ruhender* Punct genommen wird, an welchen verschiedene Prädicate nur angeheftet werden, so entspricht eine solche Darstellung seinem Begriffe nicht, denn Gott als Leben, als Geist, ist nur als Selbstbewegung zu fassen. Es ist somit vollkommen begründet, daſs diejenige Substanz, welche wir Gott nennen, auch als Subject dargestellt werden muſs, wenn die Wissenschaft ihren Begriff auf adäquate Weise geben will. Allein die Wissenschaft als speculative macht die Forderung, daſs *jeder Inhalt* sich in dieser *Form* entwickeln soll. Es führt daher zum Irrthum, wenn man die *logische Nothwendigkeit* der Methode, welche Hegel in der Phänomenologie, Alte Ausg. LXX, ausdrücklich einschärft, umgekehrt *nur auf Gott beschränkt*, als wenn er die einzige Substanz sei, welche Subject ist. In der Logik, Erste Ausgabe III, 391, sagt Hegel eigends: „Wie das Anfangende das *Allgemeine*, so ist das Resultat das *Einzelne*, *Concrete*, *Subject*; was jenes *an sich*, ist dieses nun eben so sehr *für sich*, das Allgemeine ist im Subjecte *gesetzt*. Die beiden ersten Momente der Triplicität sind die *abstracten*, unwahren Momente, die eben darum dialektisch sind, und durch diese ihre Negativität sich zum Subjecte machen. Der Begriff selbst ist, *für uns* zunächst, *sowohl* das ansichseiende Allgemeine, *als* das fürsichseiende Negative, *als* auch das Dritte an- und fürsichseiende." Aber noch gröſser wird der Irrthum, wenn die Subjectivität der Substanz so genommen wird, als ob darunter nur der *einzelne endliche Geist* zu verstehen sei. Nach Hegel ist Subjectivität überhaupt die Form des Begriffs, die Reflexion des Inhalts in sich. Daſs also die Substanz als Subject gesetzt wird, gilt auch für die logische Idee, gilt auch für die Natur. Der Ausdruck Subject kann *logisch von jedem sich als Begriff bestimmenden Inhalt* eben so gut gebraucht werden, als derselbe Substanz genannt werden kann, wie z. B. der Staat sowohl sittliche Substanz als Subject ist. In der Sphäre des Logischen ist der *Begriff des Begriffs* das *Moment* der Subjectivität; in der Natur ist es das freie materielle Individuum als Himmelskörper, das organische Individuum u. s. w.; aber *an sich* ist die Subjectivität auch in dem nicht für sich Subjectiven enthalten, denn dasselbe hat ja erst in diesem, dem An- und Fürsichseienden, seine Wahrheit. Es ist keineswegs nothwendig, daſs Subjectivität nur als *intelligente, als sich wissende* existire. Weil wir aus der Fichte'schen Periode der Philosophie her gewohnt sind, bei dem Wort Subject gewöhnlich sogleich das Selbstbewuſstsein unterzuschieben, dem das sich nicht selbst Wissende als Object gegenüber steht, so tragen wir auch wohl in Hegel's Terminologie eine solche Beschränkung über, verderben aber mit ihr den weitergreifenden Sinn derselben und brauchten uns nur an die gewöhnliche Lehre von Subject und Prädicat zu erinnern, um aus solcher Vereinseitigung herauszukommen.

Es wird noch Veranlassung genug sein, auf diese Bestimmungen in concreto zurückzukommen, da Strauſs in demselben mit dem, was Hegel die Negativität des Begriffs genannt hat und worin im Grunde alle *sachliche Dialektik* besteht, nicht selten in Widerspruch geräth, nichtsdestoweniger aber Andere bezüchtigt, diese Dialektik nicht erreicht zu haben.

2) Immanenz und Transcendenz.

Nach Strauſs ist der *Pantheismus* allein die wahrhafte Religion. Gott ist vollkommen nur, weil und insofern er sich in der Welt entwickelt. Er verhält sich nach ihm zu derselben, wie der Mensch zu seinem Organismus, der mit ihm sich entwickelt. Der *Theismus*, welcher Gott von der Welt unterscheidet, als ob das Werden derselben nicht sein eigenes, soll nur eine zwangvolle, willkürliche Hypothese sein. Spinoza wird von ihm z. B. in der Vorrede zu den „friedlichen Blättern" ausdrücklich als *Ueberwinder* der alten Weltanschauung gefeiert, die auf der Transcendenz basirte. Ich will versuchen, Strauſs zu sagen, wie ich mir sein System eigentlich denke, denn nur dadurch kann ich ihm eine Garantie geben, ihn nicht zu miſshandeln, wenn ich gegen ihn polemisire. Ich kann also *das Denken* in seiner abstracten Neutralität von dem Gedanken des absolut unbestimmten Seins an bis zum Begriff der absoluten Idee hin denken, ohne daſs ich hierzu die Voraussetzung eines Wesens machen müſste, welches an und für sich alle diese Bestimmungen dächte. Wenn ich nicht *selbst* sie denke, sind sie für mich nicht da. Ich brauche nicht einem überweltlichen Gott beschwerlich zu fallen, um die Logik zu

studiren. Das Erkennen der Kategorieen ist kein Offenbarungsact. — Zweitens erkenne ich in der *Natur* einen schlechthin sich selbst bestimmenden Proceſs. Die himmlischen Körper üben selbst Attraction und Repulsion; ihre Bewegung ist Selbstbewegung. Die Elemente gehen durch eigene Dialektik in einander über. Erde und Wasser, Feuer und Luft lösen sich in ewiger Wandlung in einander auf. Die Körper endlich, welche organisch sind, haben ihr Princip der Gestaltung, des Wachsthums, der Bethätigung in sich selbst und sind nur durch solche Immanenz lebendige. Das Verhalten aller dieser Bildungen ist nun zwar im Ganzen ein harmonisches, im Einzelnen aber tritt das Dasein der einen gegen das einer andern völlig rücksichtslos auf. Die Pflanzenwelt z. B. treibt die schönsten Blüthen, allein plötzlich ändert sich die Temperatur und ein Frost vernichtet sie oder es erzeugt sich ein gefräſsiges Raupenheer und zerstört mit der völligsten Gleichgültigkeit die schönsten Formen und Farben. Aber in der Kette der Phänomene ist jeder dieser Acte schlechthin nothwendig; zu dem Grade der Temperatur, worin ich im Augenblick mich befinde, haben alle vorangehenden Jahrtausende ihren Beitrag geliefert, so wie er selbst wieder alle folgenden bedingt. Wo wäre hier die Lücke, in welcher das Wirken eines auſser der Natur befindlichen Gottes Raum finde? — Der *Geist* geht aus der Natur hervor. Ohne ihre Brautfeier kommt es nicht zu seiner Existenz. Allein er bestimmt sich ebenfalls in sich selbst. Wie das Denken sich von einem Gesetz zu einem andern durch eigene Nöthigung fortbewegt; wie die Natur eine Gestalt nach der andern erzeugt und die eine zum Schooſse der andern macht; so hat auch der Geist seine Nothwendigkeit, die jedoch für ihn keine ist, weil er sich ihrer bewuſst werden kann. Und nicht nur seiner selbst, auch der Natur und ihrer Gesetze, auch der reinen Vernunft und ihrer Gesetze, kann der Geist als der denkende inne werden. Er ist die absolute Einheit. Die Natur verhält sich übrigens gegen ihn so gleichgültig, wie gegen sich selbst. Da sie unbewuſst ist, so hat sie für seine Zwecke kein Interesse und er muſs ihr Alles theils abtrotzen, theils ablisten. Die Natur verschont nicht ihre eigenen Schöpfungen, allein auch nicht die des Geistes. Ein vulcanischer Ausbruch verschüttet nicht nur eine reiche Pflanzen- sondern auch Cultur-Welt. Der Geist aber ist nur, was er thut. Daher ist das Werden als Geschichte ihm wesentlich. Und wie in der Natur auch das kleinste Partikelchen ein Product ihrer Totalität ist und Alles in ihr zu seiner vielleicht ephemeren Existenz hat zusammenwirken müssen, so ist auch in der Geschichte das Schicksal, die Physiognomie des einzelnen Geistes stets das Resultat der ganzen Geschichte und wird seinerseits auch für die Folgezeit, für alle weitere Gestaltung der kommenden Geschlechter, auch ohne daſs sie von ihm wissen oder ohne daſs er über seine Bedeutung für das Ganze ein Bewuſstsein hat, zur Bedingung, welche mitzählt. Der Indianer, der in der grünen Nacht des amerikanischen Urwaldes uns unbekannt lebt und stirbt; der Neger, der noch mit dem Thier sich zu verwechseln in Gefahr steht: sie haben ein Verhältniſs zum Ganzen. Wo ist auch hier nur eine Spur von einem Gotte, der jenseits dieser sich in sich fortbestimmenden Entwicklung stünde, von einem Gotte, der, man weiſs nicht wie, vorher wüſste, was aus diesem viel verschlungenen Gewirr auch nur Tag vor Tag sich herauswirkt? Der Geist ist als allgemeiner Geist *unpersönlich*, nur als *selbstbewuſster* ist er persönlich. Auſserdem ist Persönlichkeit nur der Ausdruck, *eine gewisse Einheit* von Geistern zu bezeichnen, welche durch einen besondern Zusammenhang als Familie, als Gesellschaft, als Volk oder Staat, als Schule oder Kirche, sich auf einander beziehen. Wenn man aber vom Geist der Menschheit, vom Geist der Welt spricht, so ist dies Wort nur Darstellung einer Abstraction, der wesentlichen Gleichartigkeit aller Menschen, allein keineswegs wird damit eine besondere, von allen Menschen sich für sich unterscheidende Person bezeichnet. Gerade weil *Autonomie* das Wesen des Geistes ist, wie jeder von sich erfahren kann, ist ein allgemeiner Geist auſser den einzelnen Geistern unmöglich, denn alsdann würde dieser vorausgesetzte Geist entweder müſsig sein müssen, der Freiheit der Geschichte keinen Abbruch zu thun, oder er würde als ein nur mit der Production der Natur beschäftigter Demiurg zu denken sein. *Postulate* aber eines überweltlichen Gottes brauchen wir der Gerechtigkeit halber nicht zu machen, denn die Geschichte ist selbst im Geschehen die Nemesis und jede That trägt eo ipso ihren Lohn wie ihre Strafe in sich. — *Gott* ist somit

nur der Name, *die Totalität als Totalität* zu bezeichnen und insofern kann eben so wohl *das All*, das Universum, die Welt, gesagt werden. Gott ist der Name eines *Hülfsbegriffs*, welcher von denen zur Welt hinzugedacht wird, ihre Einheit sich zu vergegenwärtigen, die noch durch Mangel an speculativer Bildung unvermögend sind, sich das Universum in seiner reinen Objectivität zu denken. —

Dies scheint mir im Allgemeinen das System der Strauſs'schen Weltansicht zu sein. Alles, was von ihm aus gegen das *entgegengesetzte* System des abstracten Theismus gesagt werden kann, scheint mir eben so wahr, als, was von dieser Seite gegen Strauſs gesagt wird. Wenn Strauſs z. B. für das praktische Verhalten den Menschen auf sich selbst, auf sein Nachdenken, auf die Entschiedenheit und Festigkeit seines Willens anweisen muſs, so fordert der Theismus, daſs der Mensch sich auch des göttlichen Beistandes oder Widerstandes für seine Zwecke gewiſs sein soll. Strauſs macht alle die Bedingungen geltend, welche für das Handeln gegeben sind und sich im Entschluſs des Handelnden vereinigen; ohne die eigene Einsicht und ohne die Selbstbestimmung des Menschen kann es nicht zum Handeln kommen. Wo wäre hier nun Gott? Aide toi, Dieu t'aidera! Der Theist dagegen glaubt, daſs das gerade so und nicht anders gestaltete Zusammen der Bedingungen des Handelns auch eine Absicht Gottes sind und daſs Gott mit seinem Willen ihn, den Handelnden, hemmen oder fördern könne. Der Unglückliche, der von der Welt Zurückgeworfene, der in dunklem Elend mit Hunger, Blöſse und Schmach Ringende, der unschuldig Verfolgte, der lieblos Verlassene, der Unselige von seinem Schuldbewuſstsein zu marternder geistiger Vereinsamung Verdammte — alle diese würden ihr Dasein verfluchen, wäre nicht ein Gott, der ihre Thräne sähe, ihre Klagen hörte, ihre Schmerzen fühlte, ihre geheime Beichte vernähme. Was Philosophie, werden diese sagen, ich bedarf eines Gottes, eines absoluten Du, welches Stand hält in allem Wechsel der Welt, welches mir Freund bleibt in Leid und Freude, Freund, wenn ich gut, aber Freund auch, wenn ich sogar böse handle, Freund dadurch, daſs es mir Züchtigung und Besserung bereitet und aus dem Abgrund jeder Schuld mit nie zu erschöpfender Liebe mich wieder zu sich zieht. — Der *Pantheist* hat Recht, wenn er die *Reihe der Vermittlungen* geltend macht, welche das menschliche Handeln durchlaufen muſs, wenn er daran erinnert, daſs ja auch zahllose Menschen in Verzweiflung leben und lebten, mit dem innersten Grimm gegen ihre Existenz empört; der *Theist* hat Recht, wenn er einen absoluten von einem nicht in die Verwicklung des Besondern hineingerissenen *absoluten Subject gewuſsten und gewollten Endzweck* alles Handelns voraussetzt. Gegen einander müssen sie also Unrecht haben, der Pantheist, der das Subject leugnet, welches, über allem Werden erhaben, *zum Geschehen ein freies Verhältniſs* hat; der Theist, welcher den *Zusammenhang der Objectivität und seine Nothwendigkeit vergiſst* und das Werden desselben nur als ein auf ihn sich beziehendes göttliches Machwerk ansieht. — Doch, um aus dieser Exemplification zur allgemeinen Frage zurückzukommen, so hat der Pantheist für die Beweisführung den entschiedenen Vortheil, daſs ihm von den *Thatsachen*, die er geltend macht, *keine geleugnet werden kann*, indessen das absolute Subject des Theismus *nur als eine Vorstellung*, nur als ein Gedanke Realität hat. In der Phänomenologie hat daher Hegel das prädicatlose Wesen des früheren Theismus, das être suprême, sogar einmal einen faden Dunst genannt. Der Pantheist kann immer darauf fuſsen, daſs die Natur und Geschichte ihm zugegeben werden müssen und daſs das Glauben an einen von der Welt getrennten für sich seienden Gott noch Niemanden von den gröſsten Schwächen geheilt, von den ärgsten Verkehrtheiten und Lastern abgebracht, *wenn er nicht selbst dazu gethan habe*. Dieses Vortheils der empirischen Realität ist sich auch der Pantheist wohl bewuſst. Er ist durch die für ihn freie Hingabe an die Nothwendigkeit mit dem Geschick der Welt wie mit dem seinigen versöhnt und begrüſst in jeder Geburt der Natur, in jeder That der Geschichte den sein Schicksal vollendenden Gott, an welchem er selbst Theil hat, cujus ipse pars magna fuit.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs.

(Fortsetzung.)

Das vielgebrauchte Wort Immanenz ist also Ausdruck für die *Nothwendigkeit* als *innere*, Transcendenz aber für die *Freiheit*. Denn sonst existiren keine Kategorieen, diese proteische Terminologie zum Verständniſs zu bringen. Die Existenz der Nothwendigkeit enthält aber den Unterschied, *unbewuſste* und *bewuſste* zu sein, welche letztere Form der Pantheismus eben Freiheit nennt. Hier entsteht somit die Metamorphose des Problems, nämlich: ist das Bewuſste Product des Bewuſstlosen, die Freiheit Product der Nothwendigkeit? — Aber diese Gestaltung des Problems wird der Pantheismus zurückweisen und ein Absolutes setzen, für welches Nothwendigkeit und Freiheit, Unbewuſstsein und Bewuſstsein, objective und subjective Zweckmäſsigkeit gleich nothwendige Attribute, *allein keines Grund des andern* ist. Er wird sagen: wie in der Entwicklung des Universums das Absolute, was an sich schon Alles ist, wozu es successiv wird, vom Unbewuſstsein zum Bewuſstsein fortgeht, ein Fortgang, den wir in der Entfaltung jedes Menschen vom Embryo an stets gegenwärtig haben, so müſst Ihr ja zeigen, wie das Bewuſste zum Unbewuſsten, die Freiheit zur Nothwendigkeit, der Geist zur Natur wird; glaubt Ihr dies weniger schwer? Der Pantheismus wird folglich dem Spinoza beistimmen, daſs die res cogitans so gut als die res extensa *nur verschiedene Seiten* sind, *dieselbe Eine Substanz aufzufassen*. Wirklich pflegt auch diese Berufung sein speculatives Ultimatum zu sein.

Hier tritt der Wendepunct ein. Ist das Bewuſstsein ein ewiges Attribut des Absoluten, so muſs dasselbe als wissendes auch *sich wissen*. *Wissen überhaupt ohne ein Subject ist unmöglich*. Wissen ist nur *als Act* zu denken. Oder setzt für Wissen Denken, so kommt es der Sache nach auf dasselbe hinaus. *Denken ist ohne Fürsichsein undenkbar*. Indem die göttliche Substanz allerdings nicht erst eines Andern bedarf, um Begriff ihrer selbst zu sein, wie dies der Fall mit der undenkenden Natur ist, so ist sie als Begriff ihrer selbst nothwendig für sich. Ist sie dies aber, so ist sie nicht nur Substanz, sondern zugleich, *indem sie dies ist*, *Subject*. Subject sein heiſst, sich von sich selbst unterscheiden und im selbst gesetzten Unterschied mit sich identisch sein. Ob aber das Subject ein natürliches oder geistiges, macht einen Unterschied der Existenz; das Absolute als Subject kann nicht blos natürlich, sondern muſs wenigstens *auch* als geistig bestimmt sein. Ist das Absolute denkendes, so ist es ewig auch sich von sich als denkendem unterscheidendes. Denn das Denken kann nicht anders, als sich von sich zu unterscheiden, aber eben so sehr sich auf sich zu beziehen. Wie sollte somit das Denken dem Absoluten erst einmal *entstanden* sein? Ein solches Hinzukommen widerspricht sowohl dem Begriff des Absoluten als dem des Denkens. Jenes Moment aber der Negativität ist das, was man *Transcendenz* heiſst. In der Ungleichheit mit sich bleibt das Absolute sich gleich. Diese Gleichheit mit sich ist nicht weniger seine eigene Thätigkeit, als jene Ungleichheit. *Frei* ist das Absolute in seiner Thätigkeit, weil dieselbe nicht blos ein Verlauf von Zuständen, ein blinder *Wechsel von Modificationen*, sondern eine ihm selbst, indem es sie hervorbringt, offenbare ist. Ein Sein oder Seiendes als Absolutes zu setzen, in welchem das Denken erst als Potenz existirte, um, nachdem es lange, man weiſs nicht wie, träumerisch geschlummert, im Bewuſstsein des Menschen zu sich zu kommen, widerspricht dem Begriff des Denkens.

Ist die Substanz an und für sich Subject, so wird dadurch auch der Begriff der *Schöpfung* möglich. Das Subject ist nicht nur sich selbst sein Anderes, sondern es vermag auch, insofern es denkendes ist, *sich seiner selbst zu einem Anderssein zu entäuſsern*, welches, von ihm, dem es setzenden, für sich *freigelassen*, dennoch *in ihm existirt* und durch dessen Dasein es sein Dasein *verdoppelt*. Das gesetzte Dasein wird das Wesen des Subjectes, wodurch es gesetzt ist, nicht verleugnen können. Insofern wird durch das Gesetzte offenbar, was das Setzende für sich in seinem Ansichsein ist. Es muſs zur Erscheinung kommen. Allein es wird nicht nur eine *Homousie* des Setzenden und Gesetzten nothwendig sein, sondern das Setzende wird auch von dem, was es setzt, und indem es dasselbe setzt, sich unterscheiden müssen. Es *ist* nicht blos unterschieden. Die Einheit mit dem Gesetzten, welche unvermeidlich ist, denn das Setzende macht sich selbst zur Materie des Schaffens, kann den Unterschied von dem Setzenden nicht aufheben, weil dasselbe *von vornherein in seinem Sein als denkendes* gedacht werden muſs, das Denken aber die Macht des freien Unterschiedes sowohl als der freien Einheit ist. Dies erst ist der Begriff der Transcendenz. *Nur als transcendenter Schöpfer ist Gott der Welt immanent.* Wenn daher Gott nicht als absolutes Selbst des Universums, nicht als dessen Schöpfer gewuſst wird, so kann von Immanenz eigentlich gar nicht die Rede sein; der Begriff der Immanenz hat nur durch seinen Gegensatz Bedeutung.

Ich bin gewiſs nicht gemeint, der Bequemlichkeit das Wort zu reden, obwohl Strauſs in sehr höhnischem Ton mich einmal so anläſst, als ob ich meine Speculation nach meinen Wünschen modelte (Glaubenslehre 505), allein ich bin auch nicht gemeint, mich durch solchen Ton abschrecken zu lassen, meinen Weg zu gehen. Und so bekenne ich denn, in einer Welt, in welcher der Geist nur in der Form einzelner Geister, nicht als von der Welt unterschiedenes absolutes Subject Existenz haben soll, nicht eine Lösung, nur eine Häufung der Schwierigkeiten zu finden, welche die in der Natur vorhandene Vernunft und Gesetzmäſsigkeit macht. Nach Strauſs ist die Substanz dabei „in ihrem dunklen Drange des rechten Weges sich gar wohl bewuſst". Dann möge er aber erklären, wie Geist und Materie, Denken und Sein, Bewuſstsein und Unbewuſstsein, Subject als Intelligenz und Object als Sinnliches *ursprünglich* zu denken sind, denn der *Erscheinung* nach hat er ganz Recht. Nach ihr ist die Natur das Erste; dann geht aus ihr der Mensch hervor als der persönliche Geist und dieser erzeugt die Wissenschaft, worin das Universum zur gehörigen Selbsterkenntniſs gelangt. Auf dem Standpunct der Wirklichkeit, wie Hegel ihren Begriff im zweiten Theil der Logik als Einheit des Innern und Aeuſsern, des Wesens und seiner Erscheinung, bestimmt, kann sich Strauſs wohl erhalten, aber den Fortgang zum Begriff als der Wahrheit der Wirklichkeit, als ihres Princips, kann er schon nicht mehr gut zugestehen. Er frage sich doch, ob Hegel zwischen dem Begriff der Idee nur als Idee und dem Begriff der Idee als absoluten Geist nicht unterschieden habe? Dadurch, daſs Hegel bei der Beschreibung des Begriffs der Idee sich solcher Ausdrücke bedient hat, daſs sie die sich wissende Wahrheit und alle Wahrheit sei, hat er freilich Veranlassung gegeben, sie mit dem Begriff des absoluten Geistes zu confundiren. Dadurch aber, daſs er die verschiedenen Formen, in denen der menschliche Geist die Absolutheit des Geistes erreicht, Kunst, Religion und Wissenschaft, nicht von dem Begriff des absoluten Geistes in seiner absoluten Absolutheit schärfer getrennt hat (er durfte nur den Anfang des zweiten Paragraphen dieses Abschnitts der Encyklopädie zum letzten Paragraphen machen; in der dritten Ausgabe derselben von §. 575 an hat sich das Bedürfniſs eines Schlusses gezeigt, den sonst leicht möglichen Miſsverstand zu beseitigen), hat er es möglich gemacht, ihn so zu verstehen, als wenn der göttliche Geist auſser jenen Gestalten gar nicht für sich existire. Strauſs läſst daher die Idee in derselben Bedeutung auftreten, welche ihr eigentlich nur insofern zukommt, als dieser Ausdruck, wie der des Absoluten, auch die *Totalität überhaupt* bezeichnen kann. Er sagt z. B. S. 557, wo er erwähnt, daſs Schleiermacher die Existenz des Raums auf die bedingende Ursächlichkeit Gottes zurückführe: „Nach speculativer Ansicht ist diese Ursächlichkeit *die Idee*, welche den Raum und alles Räumliche, um als Geist daraus hervorzugehen, sich voraussetzend, in allen Räumen und Raumerfüllungen als deren immanente Dialektik, als Leben und Gesetz, allgegenwärtig ist".

Strauſs hat nämlich die Meinung, daſs der Geist nur *durch* die Natur zu sich kommt, eine Meinung, welche für den *erscheinenden* Geist ganz richtig ist, nicht aber für den absoluten Geist, der das *wahrhaft Erste* ist, wiewohl er oder besser sein Begriff, für den Weg der Erkenntniſs, im System der Wissenschaft, Resultat des Ganzen und Letztes ist. S. 350 sagt Strauſs: „Wie könnte auch auf dem jetzigen Standpunct der Philosophie der Geist sich des Rechts und Urtheils über dasjenige begeben, was er als ein durch ihn selbst Gesetztes erkennt? Selbst von demjenigen, *was er als bewuſstloser Naturgeist geschaffen*, wie er die Verhältnisse der Gestirne geordnet, wie er die Erden und Metalle geformt, den organischen Bau der Pflanzen und Thiere eingerichtet, *wäre dem Geiste nicht so sehr alle Erinnerung erloschen*, daſs er sie nicht durch Forschen und Sinnen immer mehr zu beleben, und die Gesetze dieser Gebiete zu erkennen vermöchte: und etwas von demjenigen, was er als er selbst, *als bewuſster Menschengeist*, hervorgebracht (Strauſs meint hier besonders die Religionen), sollte sich, einmal aus ihm herausgesetzt, so verdichtet haben, daſs er es nachdenkend nicht mehr zu durchdringen im Stande wäre? „Ein Subject setzt Strauſs hier voraus, was *sowohl* bewuſstloser Naturgeist, *als* bewuſster Menschengeist sein soll, ein Subject, welches er den Geist nennt. Er denkt sich dasselbe aber als ein solches, das die Mathematik des Universums, obwohl es sie selbst geschaffen hat, jetzt nur noch durch Sinnen und Studiren herausbringt! Wahrlich, man möchte hier anwenden: das liebe heil'ge röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen! — Die nothwendige Consequenz solcher Theorien ist S. 673 zu lesen. Hier ficht Strauſs in einer Anmerkung die Ansicht an, daſs unser Planet schlechthin der Mittelpunct des Universums sei, weil er der Ort der Weltgeschichte. Er spricht hier so, als ob einige jüngere Philosophen aus Schelling's und Hegel's Schule sich diese Theorie gebildet und den quantitativ unendlichen Progreſs sehr unüberlegt verachtet hätten. Also Schelling soll nicht dieser Meinung gewesen sein? Hegel auch nicht? Soll ich etwa Stellen anführen? Auch würde Strauſs wohl nichts dagegen haben, ängstigte er sich nur nicht, daſs mit dieser Theorie dem alten Theismus Vorschub gethan werden könnte. Da er sich auf dem Standpunct der Wirklichkeit fixirt, so soll beständig das Quantum aller Erscheinungen Dasein haben, um dem Wesen an sich gleich zu sein. Wäre also eine Zeit zu denken, in welcher der Geist als endlicher noch nicht actu existirt hätte, so würde auch von dem Wesen noch etwas zurückgewesen sein als ein Nichterscheinendes. Obwohl daher Strauſs anderwärts von dem bewuſstlos schaffenden Naturgeist spricht, so will er doch auch dem bewuſsten Geist eine permanente Existenz sichern, denn Bewuſstsein gehört einmal zu den so zu sagen constitutiven Elementen des Absoluten. Wenn aber nur unser Planet Schauplatz der Entwicklung des endlichen Geistes, wenn er allein die Pflanzschule des Geisterreichs, wenn die Menschwerdung Gottes wirklich so haushälterisch wäre, wenn die Millionen Gestirne ein gewiſs nothwendiger Luxus, allein doch ein Luxus wären, so würde man zugeben müssen, daſs eine Zeit gewesen ist, *in welcher der Geist als endlicher noch nicht wirklich, nur erst der Potenz* nach in der gährenden Idee existirt habe. Strauſs sagt: „im Allgemeinen würde aus der Annahme, daſs nur diese Erde von intelligenten Wesen bewohnt sei, bei dem nachweislich späten Ursprunge dieser letztern auf ihr, der Satz folgen, daſs einmal eine Zeit gewesen, wo im Universum der endliche Geist noch nicht entwickelt war: ein Satz, der, dem alten Theismus unschädlich, ja dienlich, mit der speculativen Idee des Absoluten schlechterdings unverträglich ist." Dann ist Schelling übel berathen, der den Anfang der Schöpfung, die *Geschichte* derselben, das periodische Hervortreten der Weltmächte, für ächt speculative Ideen hält. (Siehe vornämlich dessen Antwort auf Eschenmeyers Sendschreiben, Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, Nürnberg 1813, I, 79 ff.)

Es ist in der Speculation nicht nur genug, den Unterschied in der Einheit, die Einheit im Unterschiede zu denken, sondern es muſs auch *die Einheit der Einheit und des Unterschiedes* gedacht werden. Strauſs kann nicht dahin kommen, das Anderssein, das Negative als ein selbst Freies zu denken, weil er den Act des Unterscheidens nur als die Qual der Nothwendigkeit nimmt. Gott schafft nach ihm nicht, sondern *ist* vielmehr *das Geschaffenwerden seiner selbst*. Er fällt daher seiner Actualität nach *mit der Welt zusammen*. Die Welt ist ewig. Strauſs unterscheidet

nicht die in der Freiheit Gottes begründete ewige Nothwendigkeit zu schaffen von dem Acte des Schaffens. Jene Nothwendigkeit ist anfanglos, endlos. Auch kann für ihre Realisirung kein Zeitpunct angegeben werden, denn gegen die Zeit ist Gott an und für sich *gleichgültig*. Es können Milliarden von Jahrhunderten verflossen sein, bevor der Mensch in der äuſseren Erscheinung hervortrat. Weil das, was Gott schafft, in sich frei ist gegen ihn, so kann es sich entwickeln. *Entwickeln* heiſst ja nichts Anderes, als ein Werden nach eigener Nothwendigkeit besitzen. Weil Gott frei, weil er Schöpfer ist, *geht er nicht in die Schöpfung auf*. Sein Wesen erscheint allerdings darin, aber von dieser Erscheinung, weil sie zugleich eine durch ihn gesetzte ist, unterscheidet er sich selbst. *Unterschiede er sich nicht von sich, so würde er freilich auch von seinem Werk sich nicht unterscheiden können*; bei dem Thiere z. B. ist es der Fall, daſs es sein Fürsichsein nur als Selbstgefühl hat und daher sich von einem Werke, was es hervorbringt, nicht wirklich unterscheidet; der Biber kommt nicht zum *Begriff* des Hauses, was er bauet, die Spinne nicht zum Begriff des Netzes, das sie webt, die Muschel nicht zum Begriff des Gehäuses, das sie excernirt u. s. w. Die Thiere haben in diesen Productionen nur *Fortsetzungen* ihrer selbst. Allein für Gott ist, was er schafft, in der That *als ein Anderes*, während er es zugleich durchdringt; *er ist auſser- und innerweltlich zugleich*. — Nach Strauſs ist das Schicksal der Welt das Schicksal Gottes, aber richtiger ist, zu sagen: Gott ist das Sicksal der Welt.

3) Persönlichkeit Gottes und Trinität.

Die Untersuchung über die Immanenz und Transcendenz hat im Grunde schon Alles zur Sprache gebracht, was ich noch über die Lehre Strauſsens in Betreff der Persönlichkeit und der Trinität Gottes zu sagen hätte.

Daſs nach Strauſs das Universum nur als endlicher Geist wahrhafte Persönlichkeit hat, ist schon zur Sprache gekommen. Daſs er folglich auch keine Trinität zugeben kann, liegt eben so am Tage. Daſs er für seine Ansicht eine Menge guter Gründe hat, versteht sich nicht weniger. Es kann sich daher für mich nur darum handeln, ob ich, indem ich im Vorigen darzuthun gesucht habe, daſs Gott Subject sei, dies als dreieiniges ansehe. Und hier ist es denn, wo ich von Seiten der *Philosophie* Strauſs vollkommen in der *Negation* der Vorstellung von drei in spröder Isolirung ewig existirenden Subjecten beistimme. Wäre es so, daſs drei auf menschliche Weise geschiedene Personen die göttliche Trinität bilden sollten, so könnten eben so gut vier, fünf u. s. f. dasein, wie denn auch gefragt worden ist, ob nicht Maria als vierte Person aufzunehmen sei; eine nach der Apotheosirung Maria's ganz consequente Frage. Allein von Seiten der *Religion* behaupte ich umgekehrt die Nothwendigkeit der *Position* des Dogma's von der Trinität, indem durch dasselbe von dem Wesen Gottes eine wahrhaftere Vorstellung gegeben wird, als dies durch irgend andere Vorstellungen möglich ist. Die Philosophie muſs nur nicht in Abrede stellen wollen, daſs ihre Trinitätslehre von der kirchlichen wirklich *unterschieden* ist, so wird sie am ersten ihre Einheit mit ihr nachzuweisen und die Kirche über die Wahrheit ihres Glaubens aufzuklären im Stande sein. Jeder, der über die sinnliche Starrheit der Vorstellung von drei Personen hinausgeht, *muſs* mit der *Form* des Dogmas in Conflict gerathen. *Sartorius*, dem man doch gewiſs zugestehen wird, auf Orthodoxie zu halten, leitet in seiner Moraltheologie die Trinität aus dem Begriff der *Liebe* ab, daſs Gott als nur Einer, sich liebend, ein *Egoist* sein würde, weshalb das *Object* seiner Liebe in der That ein wahrhaftes Du für ihn sein müsse. Indem aber hiermit eine Zweiheit von Subject und Object gesetzt, das Object aber selbst wieder Subject sei, so sei in der Einheit der Subjecte, welche eben die Liebe, eine Dreiheit gesetzt. In dieser Deduction sieht man offenbar, daſs das dritte Moment, wodurch die Dualität vermöge der Gegenseitigkeit, indem das amare zum redamare wird, in die Unität zurückgeht, keineswegs eine wirkliche dritte Person ist, wiewohl es als eine solche vorgestellt werden kann.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von Dr. David Friedrich Strauſs.

(Schluſs.)

Strauſs hat aber selbst der Trinität mehr Berechtigung gegeben, als er Wort haben will. Es hat nämlich seine Lehre den tiefen Sinn, den Unterschied Gottes von sich nicht blos als eine ideelle Weichheit, sondern als eine *reelle* Härte zu fassen, so daſs die Seligkeit Gottes nur als ewige Ueberwindung der eben so ewig in ihm sich erzeugenden Duplicität begriffen werden kann. Er will in Gott nicht blos ein dialektisches Spiel von Gedanken, welche Personen betitelt werden, vielmehr den *Ernst* des Unterschiedes, der, obwohl er wieder zurückgenommen wird, doch wirklich Unterschied ist. Mit dem Dringen auf die Realität des *Andersseins* steht er der wahren Orthodoxie viel näher, als es den Anschein bei denen haben wird, welche es sich mit der Annahme der Trinität leicht machen, weil sie sich alles Nachdenkens darüber enthalten. Strauſs steht hier auch viel höher, als Schleiermacher, der aus der Trinität nur ein collectives Dogma zu machen wuſste. Er hat hier in geläuterten Formen der Hegel'schen Terminologie die Kraft des *Jakob Böhme* in sich aufgenommen, welche gerade hier in dem üppigsten Gedankenaufschuſs mit der Vorstellung ringt und bald mit dem Zorn und Grimm, dem Angstrade und der Quaal, dem Schrack und dem Blitz, bald mit dem Lucifer und der Matrix, mit dem Willen des Grundes, mit der Herbheit der göttlichen Infassung, mit der Empfindlichkeit des sich zum Gegenwurf machenden göttlichen Wesens u. s. w. die Negativität in Gott zu beschreiben strebt. Aber mit der göttlichen Barbarei Böhme's, die sich in die Tiefe wühlt, vereinigt Strauſs auch hier die Nüchternheit Bayle's, welche alle Incorrectheit der Vorstellungen von Gott verfolgt. Daſs Strauſs das *Anderssein* Gottes pantheistisch nur in die *Welt* und die Rückkehr Gottes in sich nur in die Erkenntniſs des Menschen und in die Vernünftigkeit seines Willens setzt, ist auf seinem Standpunct einmal unvermeidlich. Dennoch ist er selbst mit dieser Heterodoxie, die Welt mit dem Sohn Gottes und die vernunftvolle, sittliche Gemeinschaft der Menschen mit dem Geist absolut zu identificiren, dem wahren Sinn der Trinität näher, als diejenigen, welche das Verhältniſs des Sohnes zur Welt und die Wirklichkeit des göttlichen Geistes in seiner Gemeinde *ignoriren*, ja oft keine Ahnung davon haben. Ich beschränke mich jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, auf folgende Bemerkungen.

Strauſs spricht Gott die Persönlichkeit ab, weil er sie sich *nicht vorstellen kann*. Die Vorstellung des Alls löst ihm die ideelle Einheit eines Selbstes in ihm stets wieder auf. Gott zerrinnt ihm, so zu sagen, indem er ihn sich als Subject zum Gegenstand machen will. Er will ihn daher an eine Individualität fesseln, wie die menschliche Persönlichkeit. Er wird nicht müde zu wiederholen, daſs eine Person nur einer andern gegenüber wirklich Person sei, welcher Forderung zunächst die Kirchenlehre durchaus entspricht. Allein da er die ewige Thätigkeit, wodurch Gott sich selbst für sich zum Subject macht, was ich Trinität nenne, nur in den Menschen münden läſst, so soll Gott nur als Mensch Person sein. Wird unter Person die intelligente Subjectivität verstanden, wie dieselbe zugleich eine unmittelbare individuelle Punctualität in sich schlieſst, so ist *Gott nur in Christo wahrhaft Person*. Diese Behauptung ist ganz richtig und Jakob Böhme, der sie aufstellt, weil die *Kirche* lehrt, daſs nicht die Trinität überhaupt, sondern nur die zweite Person in ihr Mensch werde, hat dies in seinen Büchern von der Menschwerdung Jesu Christi sehr scharfsinnig ausgeführt. Allein Böhme setzte eben damit *auch in Gott die absolute*

Persönlichkeit, da er in Christus den ewigen Sohn erblickte und war weit entfernt von *Blasche*'s und *Strauſs*'ens Weltansicht, den *Einen Sohn* Gottes nur in der Vielheit oder *Allheit* der Menschen zu setzen. Strauſs kann daher, weil ihm nur das All der reale Gott ist, in Betreff des Begriffs Gottes an sich, nur zu einer *negativen* Theologie kommen. Einheit, Allwissenheit, Weisheit, Allmacht u. s. w. sind Bestimmungen, welche nur als *Weltgesetze* für ihn Sinn haben, nicht als Attribute Eines Subjectes. Wir *müssen* zwar, das gibt er zu, z. B. die Ewigkeit *denken*, allein eine Vorstellung davon vermögen wir nicht zu haben, weil in allen diesen Eigenschaften eine Schrankenlosigkeit gesetzt ist, welche das Vorstellen immer wieder aufhebt. Die Analogie aber mit dem *Selbstbewuſstsein* des Menschen will er, weil dasselbe mit der Endlichkeit behaftet sei, nicht gestatten, obwohl der Geist dem Geiste doch wohl in seiner Organisation gleich sein sollte. Er bringt deshalb den Gedanken Gottes auf den des absoluten d. h. abstracten, bestimmunglosen Seins zurück, von dem höchstens, daſs es Proceſs, Actuosität, Werden, Dialektik, immanente Thätigkeit u. dgl., ausgesagt werden kann. Ich sehe hier die Klippe hauptsächlich darin, daſs man das Wesen Gottes *nicht blos erkennen*, sondern als *Zustand empfinden* möchte, was unmöglich ist. Gottes Individualität, seine *Einzigkeit*, die er nicht mittheilen kann, liegt in diesen von Strauſs verworfenen Prädicaten der Allwissenheit, Allgegenwart u. s. f. *Denken muſs* ich sie, aber *erfahren kann* ich sie nicht. Wenn ich mir z. B. Strauſs in seiner einsamen Gartenwohnung in Stuttgart skeptisch sinnend, gelehrt handthierend vorstelle, so bin ich freilich bei ihm; Raum und Zeit verschwindet zwischen uns, allein das Wissen Gottes von Strauſs ist durch die reale Allgegenwart und alldurchdringende Idealität ein von meinem Vorstellen *specifisch verschiedenes*. Um ihm gleich zu sein, müſste ich, wie Gott, die über jede Erscheinung ewig hinausgehende, alle Erscheinungen zusammenschauende, alle Geister in sich hegende Intelligenz sein. Ich möchte Strauſs wegen seiner Antipathie gegen allen Anthropomorphismus eines überweltlichen Gottes zurufen, was *Schelling* an Eschenmeyer schrieb: „Gesetzt, es ände sichf bei fortgesetzter Untersuchung, daſs Gott wirklich selbstbewuſst, lebendig, persönlich, mit Einem Wort menschenähnlich ist, wäre dannes noch ein Einwurf, daſs wir damit unsere menschlichen Begriffe auf ihn übertragen? Wenn er nun menschlich ist, wer darf etwas dagegen einwenden?"

Strauſs hat ferner ganz Recht, wenn er meint, daſs solche Begriffe, wie Güte, Gerechtigkeit, für Gott erst dadurch einen wirklichen Sinn haben, daſs er in ein Verhältniſs zu einer Welt, zu Geistern tritt. Allein obwohl darin jene Prädicate erst zu ihrer *actualisirten* Existenz gelangen, so würde doch dies unmöglich sein, wenn sie nicht der *Potenz* nach von vorn herein in ihm wären. Und aus diesem Grunde hat die Kirchenlehre nicht Unrecht, wenn sie dieselben schon bei dem allgemeinen Begriff Gottes mitaufführt. Der ideale Act, sich als Begriff und der reale, sich als Welt Gegenstand zu sein, sind für Gott eben so sehr nur Ein Act. Strauſs setzt eine Objectivität Gottes nur als äuſserlich reale und kann sich gar nicht denken, daſs das absolute Thun, was wir Gott nennen, 1) *an sich* für sich existirt; 2) als *Aufheben seiner selbst*, als Verdoppelung seiner Existenz, welche als Totalität für sich von uns Welt genannt wird; 3) als *Aufheben dieses Aufhebens*, d. h. als die stete Rückkehr des gesetzten Andersseins in den Setzenden, so daſs dieser im productiven Anschauen desselben ewige Ruhe mit sich und das Universum ihm schlechthin durchsichtig bleibt. Sobald er daher Jakob Böhme oder Hegel darauf betrifft, daſs sie den ganzen Proceſs als *Totalität eines Schlusses von drei Schlüssen* nehmen, nicht, wie er, nur als *Einen Schluſs*, so wirft er ihnen *schwache Stunden* vor und behandelt die rechtgläubigen Schüler Hegel's (S. 514), welche Hegel nach Hegel verstehen, mit der schneidendsten Verachtung. Wenn Strauſs sich nicht darauf piquirte, Hegel damit richtig zu verstehen, daſs er demselben die Lehre von der Unpersönlichkeit Gottes zuschreibt, so würde es ungeschickt sein, sich bei diesem Punct aufzuhalten. Allein Hegel hat *nicht geheuchelt*, wenn er diejenige Interpretation seines Systems, welche auch die göttliche Substanz als absolutes Subject auffaſste, als richtig anerkannte. Strauſs möge sich nur erst beruhigen, als wenn mit solcher Anerkennung (der er in der Polemik gegen Fichte S. 523 selbst ganz nahe steht) auch alle das Unwesen der mechanischen Selbstlosigkeit des Menschen in der Religion, der mechanischen Veranstaltungen Gottes in der Natur, wiederkehren müſste. Er möge sich, mit Einem Wort, nicht beunruhigen, dadurch die Religion wieder zu einem todten Wunderglauben degradirt zu

sehen. Da es nicht daran fehlen wird, daſs man aus Hegel's gedruckten Schriften gegen Strauſs Citate genug aufbringen wird, so sei es erlaubt, aus einem mit dem Datum 11. October 1811 versehenen ungedruckten Aufsatz Hegel's über diesen Punct Einiges anzuführen, was mir durch seine *Unzweideutigkeit* Werth zu haben scheint. Hegel handelt hier vom Begriff der Substantialität und Nothwendigkeit und fährt fort:

„Insofern Gott nur als Substanz gefaſst wird, so hat er keine von seiner accidentellen Wirklichkeit unterschiedene Existenz; so wie umgekehrt dann das Einzelne nur *an sich*, nicht aber *für sich selbst* Ganzes, überhaupt nicht in seiner Individualität ein Selbstwesen ist. Gott ist in dieser Bestimmung blinde Nothwendigkeit ohne Zweck und Willen. — Gott ist vielmehr Subject. Er ist das allgegenwärtige allgemeine Wesen oder die Substanz von Allem: aber hat eben so sehr eine von ihrer Accidentalität freie und eigenthümliche Existenz, in der er an und für sich und Geist ist. — Gott ist der absolute Geist. Nur insofern ist die Existenz der Welt nicht blos seine Erscheinung, sondern *Schöpfung*. Daſs Gott Geist und Schöpfer ist, macht seinen Grundbegriff aus. — Die schöpferische Macht des Geistes besteht darin, daſs er an und für sich und zugleich gegen sein Ansichsein für sich ist, daſs er seine sich selbst gleiche Substanz, an der er die Materie hat, als Negatives seiner, als Aeuſserliches bestimmt und sich als absolutes Subject dagegen verhält. — Wie die Schöpfung als die *eine* Seite der absoluten Thätigkeit die negative Beziehung Gottes auf sein Wesen ist, und er dadurch das Andere seiner setzt, so ist er eben so die negative Beziehung auf dies sein Anderes und die ewige Versöhnung desselben mit sich, die Anschauung desselben als des seinigen oder die *ewige Liebe*. — Die Freiheit des Menschen und das Böse in der Welt gehören der erschaffenen Natur an und drücken die eigene Entfremdung derselben oder ihre negative Natur gegen das göttliche Wesen aus. Der Freiheit ist nur der Geist fähig und Gott kann die Welt nur in der *Geisterwelt* lieben, die durch eigene Bestimmung sich zu ihm wendet".

Wenn Strauſs meint, daſs die Persönlichkeit des Geistes ohne *Persönlichkeiten* eben so wenig Realität habe, als die Idee des *Kohlstrunks ohne Kohlstrünke*, so wollen wir ihm solche und ähnliche Aeuſserungen auch als schwache Stunden seines Speculirens zu Gute halten, indem er einsehen wird, daſs auch die empirische Realität der Kohlstrünke ohne die ideelle Realität der Idee des Kohlstrunks nicht existiren würde. Gerade so würde keine *Vielheit* von Personen existiren, existirte nicht die *Eine* aber sich ewig als ihr Anderes setzende und aus der Anschauung ihrer selbst in sich zurückkehrende, Persönlichkeit Gottes, welche das absolute Prius der endlichen Geister, Grund und Ziel ihrer Personalität ist. Die Bestimmungen, daſs Gott ewig sich zum Subject *macht* und daſs die Welt nicht blos ein Zufall ist u. s. f., hören deswegen nicht auf, wahr zu sein. Aber auch wir sind Personen nur, insofern wir uns beständig dazu machen und unsere Thaten, so sehr wir darin zur Erscheinung kommen, haben auch eine gegen uns freie Existenz. Wir sind Gott auch als Schöpfer ebenbildlich.

4) Christenthum und absolute Religion.

Nach Hegel ist die christliche Religion die Vernunftreligion. Nach Strauſs soll das Christenthum gerade nur so eine besondere Form der absoluten Religion sein, als z. B. die griechische, und es soll eine Zeit möglich sein, in welcher der Geist sich eben so gegen die Neutestamentlichen Schriften verhalten wird, als die christliche Welt sich gegenwärtig gegen die Homerischen verhält. Diese Ansicht entspringt bei Strauſs nothwendig aus der schon oben gerügten Verwechselung von *Glauben* und *Wissen*. Weil das Wissen die Form des Glaubens aufhebt, so meint Strauſs, daſs diese qualitative Differenz des erkennenden Bewuſstseins eine Negation des alten Glaubens selbst sei. So heterodox diese Meinung zunächst aussieht, so ist sie doch in der Beziehung völlig orthodox, daſs durch das Wissen eine *Kritik der falschen Consequenzen* lebendig erhalten wird, welche durch das *Fixiren der Vorstellungen* entstehen, z. B. wenn ein Gläubiger über dem Glauben an Christus den Glauben an Gott als Vater oder Geist; oder über dem Glauben an die Freiheit Gottes von der Natur den an seine eigene Freiheit von derselben; oder über dem Glauben an die Liebe Gottes zu ihm seine Liebe zu Gott vergäſse u. dgl. m. Von diesem Standpunct gefaſst, wird die Wissenschaft zum besondern Segen für den Glauben. Alles Nichtabsolute in demselben wird durch solche Ueberwachung ausgestoſsen. Er wird vermöge solcher Kritik selbst aufmerksam erhalten, nichts Abergläubisches, Ungött-

liches in sich zu hegen. Sonst halte ich die Art und Weise, wie Strauſs zuweilen von der absoluten Religion spricht, als ob dieselbe eine ganz neue Schöpfung sein werde, für eine Uebertreibung und Täuschung, von der er selbst gemach zurückkommen dürfte. Wie Strauſs besorgt ist, daſs ein persönlicher Gott in seiner ewigen Gleichheit mit sich *Langeweile* dulden möchte, so scheint er auch vor dem Gedanken zu erschrecken, daſs das menschliche Geschlecht in saecula saeculorum immer und immer nur Christenthum zur Religion haben sollte. Er bedenkt nicht, daſs das Christenthum *innerhalb seiner selbst* sowohl theoretisch als praktisch einer unendlich fortschreitenden Veränderung fähig ist, die jedoch nicht sein Wesen betrifft, vielmehr dessen Manifestation ist. Die nichtchristlichen Religionen haben weder die höhere Entwicklung des Wissens noch des Staats *aushalten* können, sondern sind daran zu Grunde gegangen. Das Christenthum *vermag* nicht nur eine solche Vervollkommnung zu ertragen, sondern hat eben darin recht sein Leben. Ein Hineinbilden des Glaubens in das Wissen, eine gröſsere Breite in der Existenz des letzteren, eine immer entschiedenere Reinigung von hierarchischem Zwange u. s. w., solche Fortschritte sind *keine Revolutionen*, die mit dem Christenthum selbst als der Hauptrevolution der Menschheit, die sich fortwährend verwirklicht, verglichen werden könnten. *Daub* in den Prolegomenen zur theologischen Moral S. 125 hat in dieser Hinsicht die herrlichen Worte gesprochen: „Das Christenthum überhaupt in der Voraussetzung einer unendlichen Perfectibilität des Menschengeschlechts ist das Institut zur Vervollkommnung der einzelnen Individuen, Völker und des ganzen Geschlechts überhaupt. Nun, in anderer Beziehung ist das Christenthum selbst perfect: indem das menschliche Individuum, gleichviel welcher Nation, ein Christ geworden ist, und zwar der Gesinnung, That und Wahrheit nach, kann es nichts Höheres werden, als ein Christ; mehr als ein Christ hieſse mehr als die Wahrheit. Christenheit und vollendete Menschheit sind ein und dasselbe; und ewig leuchtend steht der Geist Jesu Christi voran, nicht perfectibel, wie der Geist eines Apostels Paulus. So kann von einer Perfectibilität der christlichen Religion nicht die Rede sein; diese ist perfect, und wenn sie es nicht wäre, so würde sie Hr. Krug nicht dazu machen".

Sofern Strauſs also eigentlich *mit der Religion* die *Perfectibilität der Wissenschaft* meinte, kann ihm nicht widersprochen werden. Hier ist die Vernunftreligion unwiderruflich im Anzuge und schon Kant sprach aus, daſs gegen sie eine positive Religion, welche nämlich nicht mit ihr übereinstimmt, ohnmächtig sei. Hier sind alle *historischen* Auctoritäten der Reihe nach erschüttert. Hier ist die Souverainetät des Denkens, das Vertrauen auf den Geist und sein Denken (vgl. Strauſs S. 385), absolut frei geworden. Die *Gewalt des Staates* kann hier nichts ausrichten. Strauſsens Mosaikarbeit gewöhnt zu sehr an das Denken in Gedanken Anderer und so fällt mir auch schon wieder eine für diese Behauptung citirbare Stelle ein, welche insofern classisch ist, als sie nicht von einem Theologen oder Philosophen, sondern vom Büreauchef an der Seinepräfectur, von *Frégier* in seinem Werk, die gefährlichen Classen u. s. w. Deut. Uebers. I, 281 herrührt, wo er sagt: „Der auf die Ausschlieſslichkeit gegründete Katholicismus ist heut zu Tage in Europa auſser Kraft. Seine Diener und die kleine Anzahl der Getreuen glauben, daſs die allgemeine Lauheit nur ein Zufall ist, den man bösartigem Einfluſs und der Gewissensfreiheit verdankt, und daſs, wenn die Verbreitung des katholischen Glaubens von der weltlichen Macht wie ehemals unterstützt wäre, die religiösen Ideen ihren Einfluſs auf die Geister wieder erlangen würden. Diese Annahme beruht auf einem Irrthum. Es ist gerade durch das Motiv, daſs *das öffentliche Gefühl jeder Idee von Zwang und Privilegium in Glaubenssachen*, und vorzüglich in Frankreich, *widerstrebt*, daſs alle rechtschaffenen Leute auf eine religiöse Wiederherstellung durch die Sanftmuth, die Ueberredung und die Liebe warten". Die Hierarchen lieben zu sagen, daſs die Glaubensfreiheit, von welcher die Denk- und Gewissensfreiheit unzertrennlich, lediglich zu einer Auflösung in die *Atomistik der individuellen Meinung* führe und daſs ein solcher Zustand die Negation aller Religion sei. Allein abgesehen davon, daſs eine abstracte Uniformität des Glaubens zu keiner Zeit, nicht einmal im apostolischen Zeitalter, in der Kirche existirt hat, so kann auf eine der Religion würdige Weise nur die *Dialektik* der Meinungen, nur die *Freiheit ihrer öffentlichen Aeuſserung*, die Vielheit in die *Einheit* aufheben. Nur dadurch können die sogenannten *destructiven* Elemente zu *constructiven* umgewandelt; nur dadurch kann das *Positive im Negativen* entwickelt und können die bestehenden *Entzweiungen* von Innen heraus zur Versöhnung aufgehoben werden. Sonst würden sie nicht überwunden, nur *unterdrückt* und im Stillen um so gefährlicher eitern. — Um nun nach so viel kritischem Mühsal von Strauſs mit Heiterkeit in Friede zu scheiden, rufe ich ihm mit *Goethe* zu:

Der Vater ewig in Ruhe bleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

Der Sohn hat Groſses unternommen,
Die Welt zu erlösen ist er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der heilig Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Frist,
Da er doch erst- und letzter ist.

Deſswegen wir treulich, unverstohlen,
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend sind wir all bereit
Die heilige Dreifaltigkeit.

Karl Rosenkranz.

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

L.

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Litteratur an der Universität zu Königsberg Dr. Peter von Bohlen, herausgegeben als Manuscript für seine Freunde von Johannes Voigt. Königsberg, 1841. (mit einem Bildnisse Bohlens).

Es ist ein Gefühl der tiefen Wehmuth und des heiligsten Schmerzes, mit dem wir auf das Andenken eines Mannes hinblicken, der den Freunden und der Wissenschaft früh, zu frühe, dahin schied; den Freunden — und diesen zunächst gelten diese Bekenntnisse — die er unter Gleichgesinnten durch rastloses unermüdetes Streben nach dem was er für Recht, Gut, Edel erkannt zu gewinnen, durch Offenheit, Milde, Freisinnigkeit bis zu seinem letzten Augenblicke zu fesseln wusste; der Wissenschaft, die er mit wahrer inniger Liebe, nicht aus Beruf nur, geliebt, und die er gefördert mit all seiner Kraft und all seinem Willen bis der Tod ein Ziel seinem Treiben und Wirken gesetzt hat. Es ist ein reiches Leben, welches vor uns ausgebreitet liegt, ein Leben voll bittren Leides, voll trüber Entbehrung, voll unsäglichen Schmerzes in seinem Ende, aber in allem bunten Wechsel eines launenhaften Geschickes eine so wahre Gediegenheit und Biederkeit der Gesinnung, ein so kräftiges Arbeiten dem spät erkannten Ziele entgegen, und in Freud und Leid ein so tiefes inniges Gottvertrauen, eine so edle, ächt menschliche Resignation — nicht der frömmelnden Kränklichkeit, sondern des hoffenden Wirkens —, dass in uns, ob wir auch mit Wehmuth scheiden, doch nicht das trübe Gefühl eines verfehlten, unglücklichen Lebens aufzutauchen vermag. Wohl mögen die Freunde es Hrn. Voigt Dank wissen, dass seine Ermunterung den Verstorbenen vermocht, die früheren Skizzen zu einem abgeschlossenen Ganzen zu einen, denn das Bild, welches wir durch ihn jetzt erhalten, ist treu, wahr, lebendig, so dass das Gepräge des Menschen, in Vorzügen und Schwächen, kräftig vor uns abgeformt liegt. Was Bohlen in seinem ganzen Leben ausgezeichnet, und Allen die ihm näher traten, verehrt gemacht hat, das ist auch die schönste Zier dieser Darstellung, die *innere Wahrheit*, die durch jeden Zug, jede Aeusserung des Lebens auf das klarste hindurchblickt; nicht jene Wahrheit, wie sie die Neueren an Briefen und Memoiren uns angepriesen haben, jene freie Aeusserung momentaner Gefühle und Eingebungen, die oft das Rücksichtsloseste, Verkehrteste und Entgegengesetzteste erfassen, sondern der Ausdruck innerer Bestimmtheit und fest begründeten Wollens, die ihren Ausgang und ihre Grundlage, sei es im ungetrübten Gefühl des Rechten und Vernünftigen haben, sei es in fortstrebender Erkenntniss, die ohne die Consequenz aufzuopfern, der Entwicklung ihren Platz gestattet. Solche Wahrheit erlaubt ohne Scheu rücksichtslose Offenheit, denn weil das Vernünftige ihre Substanz ist, kann sie weder zur Ungenirtheit frivoler Auffassung, noch zur Ungezügeltheit leichtfertiger Hingebung ausarten, und wo die Schwäche unverschleiert uns entgegentritt, so liegt in Fehl und Rückkehr eine Erkräftigung des Principes, die momentanes Schwanken uns vergessen lässt. Bohlens Charakter lässt sich nicht in wenigen Worten zusammenfassen; er ist nicht eine jener markigen Kerngestalten, deren Auftreten schon, was an innerem Gehalt zu finden sei, ahnen lässt, solche Bestimmtheit lag weder in seiner inneren Natur, noch ward sie vom Laufe seines Geschickes gestattet. Wo eingeborener geistiger Gehalt nur mühsam und spät der Bildung Mittel an den mannichfachsten Orten zusammenlesen muss, statt an frischer Quelle sich Nahrung anzueignen und zu geniessen, da wird im Leben und Wissen eine organische Entwicklung schwer, und statt der Durchdringung der verschiedenen

Erfahrungen und Erkenntnisse zu einem innigen Ganzen, wird bei allem Reichthum, den Fleifs, Arbeit und Talent zu erringen weifs, doch mehr ein Anwachsen und Zunehmen des Vereinzelten hervorgehen, dessen Zusammenhang oft zufällig, öfterer locker genannt werden mufs. Und dennoch liegt in solchen Naturen etwas, was für uns, durch die Schule Gezogene, ein Unerreichbares, ja oft schwer Begreifliches genannt werden mag; einmal bei einem strebenden Geiste der hohe Genufs über das Erlangte, und die innere Freude mit der eine neueröffnete Richtung verfolgt wird; andrerseits das sorgsame Festhalten, ja Geizen mit dem Gewonnenen, in dem Maafse, wie *ererbter* und *errungener* Reichthum sich zu scheiden pflegt. Das wird eine wesentliche Eigenheit in Bohlens wissenschaftlichem Leben erklären, die überhaupt bei Autodidacten oft sich findet, die Lust an reicher Sammlung und der Trieb nach fernen weit auseinanderliegenden Sphären; und wenn in Bohlens beiden Hauptwerken, neben dieser *Grundlage*, weit, bei weitem mehr geleistet ward, wie jeder nicht partheiisch Verblendete anerkennen mufs, so ist diefs nicht das Resultat erlangter Gründlichkeit, deren Mangel niemand lebhafter als er gefühlt, und um so mehr bedauert hat, als Fleifs ihn nicht zu ersetzen vermag, sondern das Resultat einer angeborenen glücklichen Combination, und eines scharfen kritischen Verstandes, den Gurlitts und Gesenius treffliche Schule ausgebildet und vervollkommnet hat. Rechnet man hierzu das Talent sich Fremdes mit Leichtigkeit anzueignen, woraus die Gewandtheit Sprachen in ihrer Lebendigkeit nicht in ihrer grammatischen Structur zu erlernen hervorging, die Sinnigkeit und Unschuld eines lebendigen innigen Gefühls, welches von Jugendeindrücken genährt, sich gern an das Schaffen und Weben in der Natur lyrisch anknüpfte, die Offenheit und Derbheit angeborener und angewohnter Gesinnung, die Heiterkeit, Naivheit und Zutraulichkeit eines unbefangenen Gemüthes, welches alles kein frühes Treiben in der Welt zu dämpfen oder zu modeln vermochte; so hat man, nebst der Gewöhnung an steter Thätigkeit und Arbeit, die Grundlage des folgenden Lebens, wie Energie und zähe Beständigkeit es zu gestalten vermochte. Bohlen ist der Sohn eines armen Bauermanns im Jeverlande, der aus einem in Pommern weitverbreiteten adlichem Geschlechte abstammte. Der Grofsvater war Seemann, und verarmt hatte er den für ihn nichtssagenden Adel aufgegeben. B. verlor früh seinen Vater, und so ärmlich auch der Mutter Hauswesen und die Erziehung der Kinder sein mochte, so spricht sich doch in dem Leben der Familie eine tiefe Gesittung, eine Reinlichkeit und Sauberkeit aus, die in Verbindung mit den lebendigen Eindrücken einer heitren und durch des Meeres Nähe grofsartigen Natur bildend und kräftigend auf eine gesunde Seele wirken mufsten. Dafs der Einfluf der Natur die Neigung zum Studium befördert habe, wie Bohlen meint, der die vielen bedeutenden Männer, welche jenes kleine Ländchen den Wissenschaften zugeführt, als Bestätigung erwähnt, mag man wohl glauben; denn dem sinnenden Denken gestattet die Eintönigkeit jenes Lebens, das fern von gröfseren Städten ohne sonderliche Bewegung dahin fliefst, die Isolirung und das Rückgehen in sich, während der Anblick des Meeres Phantasie und Gedanke reizend, sie dem Weiten, Unendlichen nahe rückt. Bohlens Unterricht war dürftig, aber der Umgang den der würdige Geistliche mit seinen Söhnen gestattete, und die gesteigerte Bildung, die durch gemeinsames Lesen und Lernen erwuchs, hatten ihn allerdings zum Bauern verdorben; und dennoch war weder für die Zukunft eine andere Aussicht offen, noch gestatteten der Mutter Verhältnisse dem Knaben, sich den Feldarbeiten und dem Tagelöhnern in fremden Gehöften zu entziehn. Welchen Reiz auch *solche* Thätigkeit bot, wie zugleich das Meer und die damaligen Handelsverhältnisse zum gefährlichen Handwerk des Schmuggelns aufforderten, diefs mufs im Buche selbst nachgelesen werden, das zugleich eine mahlerische Schilderung der Oertlichkeiten, der Sitten, Feste und Freuden des dasigen derben Menschenschlages gewährt. Aber beim Heranwachsen des Knaben zeigte sich eine wenig feste Gesundheit, und da zu jedem andern Fortkommen die Mittel fehlten, mufste der Geistliche selbst, so ungern er es gethan zu haben scheint, das Erlernen eines Handwerks anempfehlen, und Bohlen ward bei einem Schneider in die Lehre gebracht. Diefs ist der unglücklichste Zeitraum in Bohlens Leben; ohne geistige Beschäftigung, ohne den Trost des früher genossenen freieren Naturlebens, das Aufbrausen des Meisters, die Galle und den Geiz der Meisterin ein Jahr hindurch zu ertragen, mag selbst für den wenig verwöhnten Knaben arge Noth gewesen sein; und so er-

schien, was andren schwerer Druck und Werk der Despotie dünkte, der Befehl des französischen Kaisers alle Waisenkinder von vierzehn bis zwanzig Jahren nach Jever zur Auswahl für den Militairdienst zu senden, unsrem, nun auch der Mutter beraubten, Bohlen, als Befreiung aus schwerem Leid. Allein seine Hoffnung ward vereitelt, zu klein für den Dienst, ward er zurückgeschickt, um ein halbes Jahr vom Neuen die alte Qual zu bestehen. Indefs die Wiederholung des Befehls führte ihn bald wieder nach Aurich mit vielen andern Kindern, von denen nie eine Kunde zurück in die Heimath gelangte. Zum zweiten Mal wird er zurückgewiesen; was andern der Grund grofser Freude gewesen, wird ihm zum bittern Schmerz. Bohlen hat mir selbst oft genug erzählt, dafs er Thränen vergossen, dafs diefs dem vorsitzenden General Baron Guiton aufgefallen sein müsse, der, da er auch sonst an dem offenen, ehrlichen Gesicht Gefallen gefunden, ihm sogleich durch den Präfecten das Anerbieten machen liefs, in seine Dienste zu treten. Natürlich war kein Bedenken der Annahme, und nach kurzer Zeit finden wir Bohlen als Diener und Begleiter des französischen Kriegers. Guiton's und seines Adjutanten Fromont Charakter scheint bieder und brav gewesen zu sein; gütig und liebevoll gegen seinen neuen Schützling, den er sittlich und geistig zu bilden unternahm, am besten durch sein eigenes Beispiel, das im Dienst wie im Leben ein streng rechtliches Benehmen zeigte; dabei liebenswürdig, so lang des Kaisers Waffen siegreich waren; nach dem Rückzug aus Rufsland ward er mürrisch und mürrischer, bis sich bei der Belagerung von Hamburg seine Laune zur höchsten Gereiztheit steigerte. Fromont hat mit wahrer Liebe dem Knaben angehangen, Gewähr hierfür ist die Uebertretung der Pflicht des Soldaten, weil die Erfüllung unsern Freund leicht zum Tode hätte führen können, wie Bohlen diefs während der Belagerung in Hamburg erfahren. Wohl darf man glauben, dafs Bohlen in ganz ungewohnte Verhältnisse kam, waren es doch die ersten Stiefeln, die er im Anfang nur mit grofser Unbequemlichkeit trug, welche der General ihm in Aurich aufzwang; aber bald fügte er sich, und neben der fertigen Erlernung des Französischen gewann er an Kenntnissen, Umsicht und Tact für das Leben hier eine Grundlage, die ihm gestattete, später in den Kreis Gebildeter ohne Anstofs einzutreten. Bohlen hat den General mehrere Jahre auf allen Reisen begleitet mehr als Sohn denn als Diener, manche interessante Mittheilung hierüber gewährt das Buch; nur dafs er im Jahre 1812 oder 1813 Napoleon unter den Linden mit seinen Generalen gesehen, beruht auf offenbarem unbegreiflichem Irrthum, es mag wohl in Dresden, vielleicht auf dem Zwinger geschehen sein. Wir finden B. zuletzt in Hamburg zu Anfang 1814, nachdem er alle Mühen und Gräuel der Belagerung, die er den Franzosen minder als gewöhnlich zur Last legt, ausgehalten. Der immer steigende Unmuth Guitons, und die wachsende Unfolgsamkeit des Jünglings führten zu heftigen Auftritten, am Ende zum Bruch. Bohlen selbst beschuldigt sich der Undankbarkeit; mag sein, aber mündlich hat er mir häufig als Grund seines Auflehnens einen nicht zu bekämpfenden Antheil an den Siegen der Deutschen angegeben, der freilich Guiton verletzen, und bei seiner trüben Stimmung abstofsen, und als baarer Undank erscheinen mufste. Ein kurzer Dienst bei dem Admiral L'Hermite lehrte ihn die Güte des früheren Herrn erkennen; nur wenige Zeit vermochte er es des Fremden Befehlen zu gehorchen. So wäre er dem Hunger und der Noth verfallen, hätte nicht ein armer Kahnführer sein dürftiges Brod mit ihm getheilt, und ihm später eine Stelle als Kellner in einem Gasthofe verschafft. Das Glück führte ihn hier, nach unsäglicher Bedrängnifs, in die Hände zweier reichen Kaufleute, die ihm bei trefflicher Zahlung für wenige Dienste, Zeit genug übrig liefsen, seinem Hang zum Studium, und zur Wissenschaft, der freilich auf das Entgegengesetzteste und Verkehrteste z. B. auf chemische Experimente und Astronomie verfiel, Folge zu geben. Hauptvortheil blieb in diesem Verhältnisse die schnelle und gute Erlernung des Englischen, denn der eine seiner Brodherrn, ein Engländer, verschmähte es jemanden anders als in seiner Muttersprache anzureden; dann die Gewöhnung fleifsig, wenn auch ohne Plan und Ordnung — es gehört viel dazu 30 Bände der Krünitz'schen Encyklopädie durchzulesen — geistig sich zu beschäftigen. Dabei, wie es jungen Leuten geht, die den Trieb geistiger Thätigkeit, ohne die Grundlage ächter Bildung, ja ohne Ahnung des einzuschlagenden Weges haben, fiel Bohlen in die Gier poetisch sich zu versuchen, denn am Ende ist Verse machen die leichteste und müheloseste Art geistiger Production; indessen hat grade die Richtung die B. einschlug, die religiös-

idyllische, ihn mindestens in einer Stadt, die mehr als jede andere Verführungsstoff bietet, gewahrt, den makellosen Wandel den er unter Guitons Ermahnung stets geführt, auch im müssigen Leben und bei einer gewissen Fülle des Einkommens rein zu erhalten. Auch mag manches Erhaltene dieser Periode, so dürftig das Uebrige wohl gewesen ist, die Probe bestehen vielem reich Gerühmten gegenüber, nebenbei haben diese Versuche ihm wenigstens die Bahn gebrochen zu einer geregelten wissenschaftlichen Thätigkeit, da sie ihm bei Gelehrten als Empfehlung mindestens seines Eifers galten. Englische Uebersetzungen meist aus Burns schlossen sich an, und Bohlen wagte es ohne alle grammatische Kenntnifs sich an den Virgil zu machen, was, so mifslich es ausfallen mochte, wenigstens den Gedanken einer Exegese aufkommen liefs. Das Handelshaus in dem B. beschäftigt war, fallirte, Bohlen brachte im Frühjahr 1816 dem alten würdigen Gurlitt ein Heft Gedichte, Aufnahme in das Gymnasium erbittend; Gurlitt bei aller Anerkennung der Anlage mufste den zu alten Schüler abweisen. So rückte der Herbst heran, als das Glück Bohlen dem Prof. Hipp zuführte, der sich seiner auf das kräftigste annahm, und seine karg zugemessene Zeit nicht achtend, ihm tagtäglich Morgens von fünf bis sieben unterrichtete, bis Gurlitt, durch Freunde bewogen und auch wohl in Anerkennung des Eifers des Lehrers und Schülers, die langersehnte Aufnahme in die Tertia des Gymnasiums im März 1817 im 21. Lebensjahre B. bewilligte. So hatte B. spät den rechten Weg für seine Anlage gefunden, und wenn er bei eminentem Fleifse, und der schon gewonnenen Lebens- und Verstandesbildung rasch fortschritt, so darf man nicht vergessen, dafs er unter den Augen und der Leitung Gurlitts aufwuchs, eines tief gelehrten, in den verschiedensten Sphären gründlichen Mannes, und, was mehr ist, eines der einsichtvollsten, anregendsten, strengen aber von aller Pedanterie fernen Lehrers und Pädagogen. Wir übergehen Bohlens Schulbildung, die sich bis zum Jahre 1821 hinzog; nur bemerken müssen wir, dafs Zufall ihn dem Fache schon auf der Schule zuführte, in dem er später sich auszeichnete. Die Benutzung des Castellischen Wörterbuchs für den hebräischen Unterricht führte ihn auf das Arabische und bald auf das Persische, welches er ohne Lehrer schnell zu einer grofsen Fertigkeit erlernte, und welches lange sein Lieblingsstudium geblieben ist; Gurlitt, so weit er es vermochte, förderte durch Rath, Bücher und Hülfsmittel diese Neigung. Bohlen hat während seines Hamburger Aufenthaltes fortwährend die reichste Unterstützung nicht nur genossen, sondern sich Freunde erworben, die durch Leid und Freud treu bei ihm ausgeharrt, und nach dem Tode noch den Kindern die Liebe gewähren, die dem Vater sie einst zugewandt. Bohlen wählte auf Gurlitts Rath Halle, wohin er im Mai 1821 reiste, durch hochherzige Gesinnung der Hamburger Behörden und angesehener Privaten auf drei Jahre mit fünfhundert Mark jährlich unterstützt; denn ein nach langem Ansuchen ihm von seiner Landesregierung bewilligtes Stipendium von 33 Thlr. hatte er der lästigen Bedingungen wegen, unter denen es angeboten ward, ausschlagen zu müssen geglaubt. Es war eine schöne Zeit damals in Halle, der Glanzpunct der Universität! Namen wie Seidler, Reisig, Sprengel, Meckel, Mühlenbruch, Kruckenberg waren vom vollwichtigsten Klang, und mochte auch in der theologischen Facultät, von jeher dem Ruhme der Hochschule, eine gewisse einseitige Richtung vorherrschen, so ward doch den Studirenden eine reiche Gelehrsamkeit, die Gewöhnung an freieres Denken, und die Grundlage einer eindringlichen Kritik geboten. Vor allen glänzte Gesenius, nicht in seiner theologischen Richtung, die zu beurtheilen mir nicht zukömmt, sondern als Philolog im wahrsten Sinne des Wortes. Seine ächte auf Geschichte und Sprachkenntnifs gegründete, durchweg nicht destructive sondern *historisch* auch wieder aufbauende Kritik, seine reiche Combination, die Fülle und Schärfe seiner grammatischen Forschung imponirten im hohen Grade; dabei wufste er, namentlich im Seminar, zu dem freilich nur die Besseren Zugang fanden, durch Eingehen in die Ideen der Schüler, durch Belehrung, Fortführung, Andeutung anzuregen, und, was die Hauptsache ist, Selbstthätigkeit zu fördern, so dafs er einen ausgewählten Kreis von Schülern um sich sah, von denen manche streng genommen das Studium der Morgenl. Sprachen nicht als Fach betreibend, sich dem Hebräischen hingaben, um durch Gesen. Methodik für die anderen Sprachen den bewährtesten Vortheil zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Litteratur an der Universität zu Königsberg Dr. Peter von Bohlen.

(Fortsetzung.)

Zählt man Gesenius liebenswürdiges Benehmen, seine Zuvorkommenheit in Unterstützung litter. Arbeiten, seine Sorgfalt für die Verhältnisse seiner jungen Freunde hinzu, so darf die Begeistrung, welche für den Lehrer herrschte, nicht auffallen, und von allen, die den Vorzug genossen ihm nahe zu treten, mag sich schwerlich einer finden, bei aller Divergenz späterer Ansichten und Richtungen, der nicht nur mit Dank und Verehrung, sondern mit wahrhafter Liebe für den Mann nicht erfüllt sei. Bohlen hat sich dem Einfluſs G. mit Liebe hingegeben, und dieser Einfluſs ist von nachhaltendem Erfolg gewesen, wie seine späteren Werke, das alte Indien sowohl wie seine Genesis beurkunden. Hätte Bohlen damals Gelegenheit gehabt eine gründliche *philosophische* Bildung sich zu erwerben, namentlich die Philosophie der Geschichte als Darstellung der Entwicklung des Gedankens im religiösen Bewuſstsein und in der Sittlichkeit aufzufassen, gewiſs es wäre für seine späteren Arbeiten von dem wichtigsten Erfolg gewesen; dieser Mangel, die Ideen in den verschiedenen Völkern entweder vereinzelt zu erfassen, oder nach bloſs äuſserlicher oder einseitiger Betrachtung in ungehörige Verbindung zu setzen, ist ein Flecken, der allen seinen späteren kritischen Werken anklebt, und der seinen Grund vornehmlich in seiner Hallischen Bildung hat. Es versteht sich, daſs B. dem Orient fortwährend treu blieb, namentlich Persien fesselte ihn, und da er Anfangs den Plan hatte in Jena zu promoviren, so lieſs er ein kleines Schriftchen drucken: Symbolae ad interpretationem Sacr. Cod. ex lingua Persica. Lips. 1822, dessen Resultate damals nicht unbedeutend erschienen; und wenn auch durch die gewonnene Kenntniſs des Sanskrit manches sich später anders herausstellte, zum Theil dennoch, auch jetzt noch, wenigstens als die Brücke für das Wahre gelten können. Bohlen verlieſs Halle um sich nach Bonn zu begeben. Freitags anerkannter Ruhm in der Kenntniſs des Arabischen, und das Verhältniſs, in welches er indessen zu Preuſsen getreten war, bestimmten ihn hierzu. Durch Gesenius Vermittlung war eine wissenschaftliche Arbeit B. über den Firdausi an das Ministerium des Cultus gelangt, und hatte die Aufmerksamkeit von J. Schulze erregt, der von da Bohlen mit stets gleicher Liebe und fast väterlicher Neigung bis zu seinem Tode begegnete, und dem vorzüglich das Verdienst gehört, ihn hervorgezogen, und seine wissenschaftliche Stellung begründet zu haben. Durch ihn ward Altenstein von dem Streben und dem Talent des jungen Mannes unterrichtet und suchte ihn durch gewährte Unterstützung und durch die Aussicht eines dereinstigen Lehrstuhls in Königsberg für Preuſsen zu gewinnen. Denn Preuſsen im Bewuſstsein, daſs seine geistige Kraft seine einzige und wahrhafte Macht sei, förderte dazumal vor allen die freisinnigsten Ideen, das Erbtheil und die Errungenschaft Steins, Humboldts, Hardenbergs; namentlich Altenstein in voller Rüstigkeit und Energie, weckte geistige Thätigkeit und reges Leben von der untersten Sphäre der Schule bis zur höchsten der Wissenschaft; *jede Richtung* von geistigem Gehalt ohne Parthei, vor allen aber die der geistigen Freiheit fördernd, durch Herbeirufung fremder Notabilitäten, durch Erweckung und Aufmunterung jugendlicher Talente, wobei ihm Männer wie Süvern, Schulze rathend und wirkend zur Seite standen. Denn er meinte mit Recht, wirksamer als jedes strengere Mittel stelle man dem retrograden Getriebe mittelaltriger Ideen und Tendenzen die Kraft fortschreitenden Wissens entgegen, und diesem Princip ist er treu geblie-

geplündert als benutzt worden ist. Aber das Buch ist weit entfernt blofse Sammlung zu sein, es enthält in mancher Rücksicht so scharfsinnige, treffende Combinationen, so schlagende Resultate, dafs diese seine Schwächen vollkommen aufheben; namentlich wenn man das Werk als Ausgangspunct betrachtet, und nicht etwa den Maafsstab unserer Zeit anlegt, nachdem Lassen, Burnouf und neuerdings Benfey den Kreis der Kenntnifs bedeutend erweitert haben. Bei dieser Gelegenheit mufs ich auch den Mangel erwähnen, den B. rücksichtlich der Hülfsmittel zu fühlen hatte. Die Königsb. Bibliothek enthielt nichts, aber auch gar nichts; man kam Bohl. Wünschen zwar entgegen, und bestimmte etwas für den Ankauf, allein die Summe war auch für das Nothwendigste noch zu gering, und als z. B. das damals höchst theuere Wilson'sche Dictionary angeschafft ward, kam ein Unglück hinzu, es verbrannte, ehe es auf die Bibliothek gelangte. In Europa war damals noch sehr wenig gedruckt, die Calcutaische und Serampurer Texte und Bücher aber zu kostspielig, um mit dem Gehalte eines extraord. Prof. in Verhältnifs zu stehen. So mufste Bohlen seine Zuflucht zu Berliner Freunden nehmen, da er oft selbst die *Wortbedeutung* beim Mangel an Lexicis errathen mufste, wenn diese nicht Abschrift betreffender Artikel durch Post nach Königsberg sandten. Dies gilt für dieses Werk sowohl, als namentlich auch für den Bartrihari, der Berl. 1833 erschien; und in dem die oft grofsen sprachlichen Mifsverständnisse diesem Umstande zum grofsen Theile wenigstens zuzuschreiben sind. Geläugnet soll indessen nicht werden, dafs es diesem Sanscritwerke auch an grammatischer Gründlichkeit fehle, Bohlen hat dieses selbst in vorliegender Schrift p. 71 eingesehen und schreibt es seinem Hang zu archäologischen Studien zu; wir haben oben das Nähere erörtert. Verdienstlos bleiben aber auch in dieser Gestalt Bohlens Ausgaben nicht, und lassen gewifs den *hämischen* Tadel nicht zu, der neulich bei ganz unpassender Gelegenheit ausgesprochen ward, und welchen vor allen Lassen gewifs am entferntesten ist, gut heifsen zu wollen. Gehen wir in der Entwicklung der litt. Thätigkeit weiter, so ist das zweite Hauptwerk Bohlens: „Die Genesis historisch-kritisch erläutert. Königsb. 1835." Es steht mir, der ich diesem Kreise der Untersuchungen fremd geblieben bin, nicht zu, ein näheres selbstständiges Urtheil zu fällen; wenn es aber wahr ist, dafs das Intereresse der Kritik des alten Testaments und seiner Exegese überhaupt, sich jetzt in der des Pentateuchs vorzüglich concentrirt, hierbei aber die Betrachtung der Genesis von dem bedeutendsten Werth ist, so hat Bohlen nach dem Urtheile der Sachverständigsten für diese Forschungen, die er nicht blofs auf die Genesis beschränkte, neue Richtungen gegeben, durch geistreiche Combinationen hebräischer und fremder Mythen und Bräuche, durch scharfsinnige Interpretation vieler oft scheinbar dunkler, durch die Erklärung aber evidenter Andeutungen, durch gewandte Auffassung der Symbole und Feste und ihre Zurückführung auf Naturcult auch anderer Völker, endlich durch Nachweisung der Widersprüche, welche die alte Substanz gegenüber der neuen Fassung hervorrief, und die oft schlagender sind als ausgesprochene Facta oder directe Darstellung. Das letzte Werk, die Herausgabe des Gedichtes des Kâlidâsi, Ritusanhâra Lips. 1840, mehrere Tage vor seinem Tode erst beendet, ist durch seine Uebersetzung, vorzüglich aber durch die angefügten tief innigen lyrischen Klagen des Schmerzes über den Tod der Gattin empfehlenswerth, und als Schwanengesang den Freunden ein unvergefsliches Denkmahl. Neben diesen gröfseren Arbeiten ist die Zahl der kleineren nicht unbedeutend, die theils in diesen Jahrbüchern, in der A. Litt. Zeit., in den Blättern für Litt. Unterhaltung, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, und in der Londoner Penny-Cyclopaedia erschienen, und p. 84—86 aufgeführt werden; meist Gegenstände aus der orientalischen Archäologie umfassend, aber auch oft ganz heterogene Kreise berührend. So hat Bohlen lange dem Lithauischen, dessen sprachliche Wichtigkeit längst anerkannt ist, seine Sorgfalt in Sammlung von Volksliedern zugewandt, obwohl schon eine frühere Arbeit Rhesas vorhanden war, und eine bedeutende Anzahl neuer unedirter Sänge zusammengebracht und übersetzt; die Bearbeitung ist nach Bohlens Tode, Pott übergeben, von dessen Gründlichkeit und Fleifs das Schönste zu erwarten ist. So bleiben uns nur noch Bohlens Schicksale und seine letzten Jahre übrig.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Litteratur an der Universität zu Königsberg Dr. Peter von Bohlen.

(Schluſs.)

Bohlens Familie hatte sich schnell vermehrt, es wurden ihm bis zum Jahre 1835 fünf Kinder geboren, von denen zwei jedoch bald starben. Aeuſserlich auch hatte seine Lage ein günstigeres Ansehn durch die Ernennung zum Ordinarius (1828) und Vermehrung seines Gehaltes gewonnen. Dazu kam der erweiterte Kreis seiner Bekanntschaft, dem Rosenkranz, Moser und Andere beitraten; die Liebe und Achtung seiner Vorgesetzten, namentlich des Ministers von Schön; die Beweise der Schätzung, die er von den anerkennenswerthesten Auctoritäten, wie Wilhelm v. Humboldt, Burnouf, Haugthon, der Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland erhielt; das Aufheiternde und Belehrende eines reichen Briefwechsels, in den er mit vielen gelehrten Freunden und mit bedeutenden Notabilitäten getreten war, und der wohl erhalten zu werden verdiente. Auch andere Ermunterungen fehlten nicht. Das hohe Ministerium konnte zwar, als ihm und seiner Frau das Clima in Königsberg minder zuzusagen schien, eine Versetzung nicht gestatten, denn Bohlen war für Kbg. Bedürfniſs, bewilligte aber alsbald eine gröſsere Summe zu einer wissenschaftlichen Reise nach England, auf welcher ihn seine Frau bis Hamburg begleitete. Aber leider war diese Reise kurz und für die wissenschaftlichen Zwecke von minderem Erfolg; denn der Ausbruch der Cholera in K., wo Bohlen seine Kinder und Schwiegermutter zurückgelassen hatte, rief ihn schnell zurück. Von dieser Zeit scheint Bohlens Glück zu wanken. Gleichzeitig begannen er und seine Frau an Brustleiden zu kränkeln, und so vieles durch Schonung und Mäſsigung in der Arbeit, namentlich bei ihm noch hätte geschehen können, so lag eine solche Enthaltung nicht in Bohlens Charakter oder Willen; eben so unmöglich blieb eine Entfernung von K., welche die Aerzte anriethen, und zu der man in Berlin den besten Willen, aber selbst nach Wahls Tod in Halle durch Umstände nicht Gelegenheit hatte. In diesem trüben Zustande Bohlens (der immer nur die wachsende Krankheit der Frau, nicht die eigene im Auge hatte), wirkte belebend und erheiternd die Aufnahme des Sohnes des englischen Ministers und Peers, Marq. Landsdowne, in Bohlens Haus, zugleich auch seiner Lage einige Erleichterung gewährend; wenn vielleicht auch die Unruhe und die Veränderung, die in B's. Lebensweise hervorgerufen ward, nach Mittheilung von Freunden, seinem körperlichen Zustande eben nicht zuträglich waren. Als der Tod des älteren Sohnes des M. Landsdowne Bohlens Pflegling die Aussicht in die Succession eröffnete, kehrte derselbe nach England zurück, sandte aber bald B. eine Einladung des Vaters, den Sommer in England zuzubringen. Längst gehörte eine zweite wissenschaftliche Reise nach jenem Lande zu Bohlens liebsten Wünschen. Das Ministerium, immer geneigt und bereit, bot jegliche Unterstützung und so trat B. im Febr. 1837. die Wanderung an. Allein die Ueberspannung, durch die gehäufte Arbeit hervorgerufen, welche der durch Verdoppelung beeilte Schluſs der Vorlesungen nöthig gemacht hatte, der Abschied von der kranken Gattin, das Mühsame der Winterreise, lieſsen ihn krank, sehr krank nach Berlin kommen, wo er trotz der dringenden Bitten seiner Freunde und aller Ermahnung des Arztes, doch nur vierzehn Tage weilte, um schnell nach Hamburg zu eilen, wo er einen Rückfall erduldend, sechs Wochen mit dem Tode rang. Kaum genesen, eilte er nach England, wo die liebevollste Aufnahme auf dem Schlosse des M. Landsdowne in Bowood die sorgsamste Pflege, und der Aufenthalt auf der rei-

zenden Insel Wight seine Kräfte von neuem stärkte, und ihm gestatteten im Juli nach London seinem Zwecke entgegen zu gehen. Auch hier lebte er in Landsdowne-House geehrt und gepflegt von der hochgestellten Familie, namentlich der Marquise heiter und glücklich, vorzüglich in seines theuren Rosens Umgang, der ihm jung und kräftig im Tode vorausgehen sollte. Aber sei es Einflufs der Witterung, sei es Sehnsucht nach den Seinen, das Uebel erneuerte sich bald, sich als Trübsinn und Schwermuth äufsernd, und zwang den Arzt, ihn auf den Continent zurückzuschicken. Bohlens Frau hatte indessen ohne Erfolg eine Cur in Ems gebraucht, sie erwartete in Bonn den Mann, der völlig entkräftet und zerstört ihr entgegentrat. Die Aerzte erklärten Bohlens Rückkehr nach K. für unmöglich, und einen Winteraufenthalt in einer südlichen Gegend als alleiniges Rettungsmittel für Mann und Frau. Was sonst Beamten in dieser Sphäre unmöglich gewesen wäre, ward durch treuer Freunde Hülfe, durch die Güte des Ministers, und durch des verstorbenen Königs Milde ins Werk gesetzt; Bohlen reisete auf dem Rhein und der Rhone nach Hyères. Wie traurig der dortige Aufenthalt, und wie täuschend er war, wie trüb das vereinsamte Gemüth, auch durch den Anblick der Leiden eines Landsmannes, Nees von Esebeck aus Bonn, den B. und seine Frau, dort Rettung wie sie suchend, trafen, und treu bis zum Tode pflegten, gestimmt ward, wie schön manche Züge dortiger Eingeborener hervortraten, mufs man im Buche selbst nachlesen, manches nicht Aufgenommene, wie das ächt menschliche, hochherzige Benehmen des dortigen Arztes Dr. Allègre verdanke ich mündlicher Mittheilung. Bohlen verliefs Hyères, wenig gefördert mit seiner noch kränkeren Frau am 30. April, durchzog schwach doch durch die Natur gehoben und erheitert, Norditalien und die Schweiz, und eilte nach Heidelberg, wo er seinen Freund, den Arzt Dr. Ernsts traf, der ihm dringend empfahl, den Winter im milderen Klima von Bonn oder Wiesbaden zuzubringen. Bohlen sandte seine Frau, die selbst erschöpft und krank, dennoch keine Mühe scheute, den weiten Weg nach Königsberg, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen, und mit den Kindern ihn in Wiesbaden zu treffen; er selbst eilte nach Bonn, wo er der Pflege bewährter Freunde genofs. Im August sah er sich von allen Seinen umgeben, Hoffnung indefs nur für kurze Zeit nährend; denn seiner Frau Kräfte waren gewichen, sie sank bald aufs Krankenlager, um im März 1839 sanft zu scheiden. Eine wohlwollende Familie nahm das jüngste Kind in Obhut, Bohlen selbst eilte den Ort zu verlassen, der ihm seines Lebens Glück geraubt. So weit Bohlen! Was übrig bleibt sind Voigts Worte, die er den Mittheilungen der Freunde, Gesenius und vor allen des treuen Wilda verdankt. Bohlen hatte sich in Halle einen Wohnsitz gesucht, einen Platz, wo er ruhen, seinem Schmerze leben wollte; war es doch der Ort, wo seine kräftigste Thätigkeit begonnen, wo er des Lebens schönste Hoffnung genährt. Jetzt in dem tüchtigsten Mannesalter, kehrte er gebeugt, geknickt zurück, lebend dort wie ein verdorrter Baum, dem ein harter Winterfrost seine Lebenskraft entzogen hat. Was soll ich seine Leiden, was seine Schmerzen schildern! Getragen hat er sie ächtmenschlich mit edler Hingebung, mit festem Glauben. „Haben wir das Gute empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen"? hat er sich oft zugerufen, auch das Ueble nur als Prüfung, als Läuterung erkennend und willig annehmend. So spricht der schöne Brief an Voigt vom 4. Nov. (p. 89), so manches Schreiben, welches ich bewahre. Litterärische Beschäftigung, so viel er es vermochte, war ihm Erholung und Erheiterung, namentlich die Bearbeitung des Ritusanhâra, dessen Vollendung er zu erleben noch die Freude hatte, und die Abfassung seiner Biographie; die fleifsigen Besuche Gesenius, Wildas, Wegscheiders, und ihre stete treue Sorgfalt, gaben ihm Trost und Stärke. So lebte er in der freien Natur mit sich und der Anordnung seiner Angelegenheiten beschäftigt, bei langsamen Verlauf der Krankheit, bis der Herbst ihn in die Stadt rief. Weihnachten ward sein Zustand bedenklicher, hinderte jedoch seine Thätigkeit nicht ganz, doch steigerte sich die Kraftlosigkeit zunehmend, und im Januar war Hoffnung auf ein längeres Hinziehen selbst gewichen. Bohlen wünschte oft noch einige Jahre zu leben, scheute aber den Tod nicht; alle seine Worte sprachen sichere Ruhe aus, denn er schied mit gutem, frommem Bewufstsein, und bei all erlittnem Leid, mit Dank für die Vergangenheit. „Ich habe mit Gott nie in Feindschaft gelebt, und die Menschen haben mir nur Gutes erzeugt", ist eine seiner letzten Aeufserungen. Bohlen starb am 6. Februar, Morgens ein Uhr, sanft und schmerzlos, wie er es oft gewünscht, einschlummernd. Er hatte

die höchste Einfachheit seiner Bestattung angeordnet, treue Freunde haben ihn zu seiner Ruhestätte begleitet. Am Grabe sprach Prof. Prediger Franke einfach und würdig, der Prediger der Parochie, in der Bohlen gestorben war, Prof. Dr. Marks hatte es abgelehnt zu reden. Man kann aus der Andeutung wohl schliefsen, dafs Differenz der religiösen Ansichten ihn abgehalten, und wir wollen es nicht tadeln. Denn besser fürwahr zu schweigen, als jene Verketzerung am Grabe, die freilich gottlob nur hin und wieder aufzutauchen wagt, aber doch die *Gesinnung* einer ganzen Parthei ausspricht, die das hohe Wort: „richtet nicht, auf dafs ihr nicht gerichtet werdet" zur Absprechung des Christenthums am Sarge, aus dem keine Rechtfertigung, keine Vertheidigung mehr hervortönt, umzubeugen weifs. So ruhe sanft seine Asche! es ist in ihm ein kräftiger, tüchtiger Mensch geschieden, der unermüdlich, eifrig für das, was er als Wahrheit erkannt, für Licht und Freiheit, gelebt und gewirkt hat; ein schönes Beispiel, was der Mensch mit Muth und Willen und festem Vertrauen aus sich selbst zu bilden vermag; ein schöneres noch, wie eingeborener Edelsinn nicht den Verhältnissen weicht, nicht den Kämpfen und Stürmen des Lebens unterliegt.

Agathon Benary.

LI.

Deutschlands Fauna, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes, mit naturgetreuen Abbildungen aller Arten. Für gebildete Leser aller Stände, so wie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von H. G. Ludwig Reichenbach, Kön. Sächs. Hofrathe, Dr. der Philosophie, Medicin u. Chirurgie u. s. w. Erster Theil. Die Säugethiere. Mit hundert Abbildungen. Leipzig, 1836—37. Verlag der Wagnerschen Buchhandlung. Zusammen 2 Liefer. Abbildungen u. 8 Lief. Text, im Ganzen XXVII u. 33 S. im gröfsten Royal-Octav-Formate. Ferner 9—16te Lief. mit Text zu den, bereits in der 3. Lief. anfangenden und mit der 16. schliefsenden Abbildungen der Vögel, die im Ganzen 716 Figuren zählen; u. 17—20ste Lief. mit (je 4 Bogen) Text allein, welcher auf S. 188 mit der Beschreibung einiger Hühner endet, die übrigen also, nebst den Tauben, den Wad- und Schwimmvögeln noch nachzubringen hat.

Hr. Prof. Reichenbach gehört bekanntlich zu der geringen Zahl jener so aufserordentlich productiven Gelehrten, von denen man kaum begreift, wie sie, selbst unter den günstigsten äufseren Verhältnissen, im Stande sind, mit einer solchen Menge schriftstellerischer Leistungen fertig zu werden; besonders, wenn dieselben eine Menge der verschiedenartigsten, Zeit raubenden Vorbereitungen bedürfen. Es möchte in der That schwer fallen, einen zweiten Naturhistoriker zu finden, welcher Hrn. R. in Hinsicht auf wissenschaftliche Regsamkeit und schriftstellerische Thätigkeit zur Seite gestellt werden könnte. Indefs wollen doch auch recht warme Freunde desselben selbst in Betreff seiner botanischen Arbeiten nicht ohne Mifsbehagen die Bemerkung machen: dafs auch bei ihm der allzu grofse extensive Fleifs den intensiven zu beeinträchtigen angefangen habe. Diesem Urtheile müssen wir leider von zoologischer Seite, wenigstens in Bezug auf das hier zu besprechende Werk, vollkommen beistimmen. Allerdings hat Hr. R. nach seiner Erklärung über Zweck und Plan desselben, nicht beabsichtigt, in dem Texte eben *viel* zu geben. Indefs ist doch nicht zu verkennen: dafs das, was er gegeben hat, gar zu oft Spuren grofser Flüchtigkeit verräth, die sich keineswegs blofs auf Form und Ausdruck bezieht; und dafs sich bei etwas mehr Ruhe auch häufig eine bessere Auswahl des Gesagten hinsichtlich seiner Wichtigkeit würde haben treffen lassen. Ohnehin wäre es gerade für den hier beabsichtigten Zweck offenbar sehr wünschenswerth gegeben, dafs Hr. R. seinen Plan in Betreff der Nachrichten über Leben und Sitten der Thiere vielmehr bedeutend hätte erweitern mögen, um diese *Fauna Deutschlands* zu einem selbständigeren Werke zu erheben, welches auch in diesem Punkte den Bedürfnissen und Wünschen des, von ihm selbst für dasselbe bezeichneten, deutschen Leserkreises überall hätte genügen können. In seiner jetzigen Gestalt mufs dasselbe ja, nach den eigenen Worten des Verfs., immer noch grofsentheils wieder von seiner *Naturgeschichte des In- und Auslandes* abhängig bleiben. Denn die

Beschreibungen sowohl, wie die eigentliche Naturgeschichte, sind doch meistens, zumal bei den Säugethieren, etwas zu kurz abgefertigt, als dafs sie für das Bedürfnifs von „Erziehern, von Land- und Forstwir„then" und aller nicht ganz gewöhnlichen „Naturfreunde" durchgängig ausreichen könnten. Sollen diese also zur Vervollständigung dessen, was in der *Fauna Deutschlands* zu wenig gesagt ist, sich auch die „*Naturge„schichte des In- und Auslandes*, welche über alles „hier nur kurz Angedeutete ausführlicher belehrt", noch dazu anschaffen? Dann brauchen sie ja die Fauna überhaupt gar nicht. Denn, was soll ihnen zum zweiten Male der einzelne Theil, wenn sie ohnehin das Ganze haben? Jener kann dann offenbar nur etwa dazu dienen, um eine schnelle übersichtliche Zusammenstellung der deutschen Naturproducte für sich allein zu geben; diefs würde aber ein blofses, einfaches Verzeichnifs der Gattungen und Arten, mit Hinzufügung der sie betreffenden Seitenzahlen aus der gröfseren Naturgeschichte, auch gethan haben. Man sieht also nicht ein, warum der Verf. nicht wenigstens geradezu Alles, was seine grofse Naturgeschichte über deutsche Thiere enthält oder enthalten soll, vollständig in diese Fauna aufgenommen hat. Diefs würde wenigstens der kürzeste, beste und zugleich der für ihn bequemste Ausweg gewesen sein; und man würde, hätte er denselben eingeschlagen, die ganze Idee zu dem Werke schon weit eher billigen müssen.

Als Botaniker hat Hr. R. bekanntlich viele Pflanzenarten nach Merkmalen aufgestellt, die andere Botaniker für unzureichend erklären. Bei den warmblütigen Wirbelthieren Deutschlands geht derselbe jedoch auf die, zu ihrer Zeit besonders bei den Vögeln durch Hrn. Pastor Brehm auf so monströse Weise übertriebene Zersplittterung der Arten glücklicher Weise nicht ein. Alle von anderen Ornithologen bestrittene vermeintliche Arten des Hrn. Brehm, selbst diejenigen, welche am heftigsten, und mit der gewohnten dreisten Anmafsung von ihm vertheidigt wurden, sind nun auch von Hrn. R. völlig und meist stillschweigend verworfen worden.

Die Einleitung gibt (S. I—VII) zuerst eine sogenannte „systematische Anordnung für Deutschlands Fauna", die aber gerade nur verschiedene allgemeine Bemerkungen über Systematik überhaupt, ohne Beziehung auf die Wirbelthiere Deutschlands, enthält. Dafs es unter diesen Bemerkungen, insofern sie eben nur ganz allgemein gehalten sind und nicht auf die Anwendung für besondere Fälle eingehen, manche gute und treffende geben würde, liefs sich natürlich von einem so vielseitig bewanderten Naturforscher wohl erwarten; doch läuft auch hier gar viel Schiefes und Unrichtiges mitunter. Erst später (S. VIII—XV) folgt von den untersten Gebilden (den Walthieren) ausgehend, ein sogenanntes „natürliches System der Säugethiere" insgesammt: worin nach den Ideen des Verfs. die Hauptcharactere der Ordnungen und Familien gegeben sind, auch meist alle bekannte Genera namentlich aufgeführt werden.

Diese systematische Anordnung nun, deren Betrachtung wir um so weniger unterlassen dürfen, da ihre Beurtheilung natürlich ein für alle Mal für alle zoologische Arbeiten des Verfs. und namentlich für seine gröfsere Naturgeschichte mitgilt, — ist bei den Säugethieren im Ganzen noch weniger gelungen, als die, hin und wieder schon sehr mifsrathene Eintheilung der Vögel. Sie enthält nicht blofs vieles sehr Anfechtbare, sondern auch so manches geradezu Falsche (thatsächlich Unrichtige) und nicht wenig durchaus Unnatürliches. So finden wir z. B. die Rüssel- oder Elephanten-Robbe (Macrorrhinus Fr. Cuv.) von den robbenartigen Thieren, welche mit den Raubthieren vereinigt bleiben, hinweggenommen und zu den Seekühen, neben Halicore, gestellt: gleich als ob eine so gewaltige Kluft, wie die, welche die Thiere jener beiden so natürlichen Ordnungen von einander scheidet, nämlich der Besitz wirklicher (numerisch- und facultativ-entwickelter) Hintergliedmafsen bei den Robben und Mangel derselben bei den Seekühen, sich so ohne Weiteres durch einen raschen systematischen Federstrich ebnen liefse. Aber Hr. R., der überhaupt sehr häufig nach blofsen Analogien ordnet und die nächsten Verwandtschaften aufser Acht läfst, bedurfte nach seinem Principe bei den Seekühen eines Analogons zu den Elephanten unter den Landthieren; und so griff er denn hastig nach dem Thiere, welches man „Seeelephant", besser jedoch Elephantenrobbe nennt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1841.

Deutschlands Fauna, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes, mit naturgetreuen Abbildungen aller Arten. Für gebildete Leser aller Stände, so wie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von H. G. Ludwig Reichenbach.

(Schluſs.)

Unter den Hufthieren, bei denen, wie überhaupt, von den so zahlreichen fossilen Gattungen keine einzige genannt wird, sind die gesammten, gewöhnlich sogenannten Vielhufer untenan gelassen, und die Einhufer an die Spitze gestellt: während es gerade umgekehrt sein sollte. Eben so unrichtig wie diese und viele andere Ansichten, sind jedoch auch sehr viele Angaben. Von den Wiederkäuern (S. IX, mitten) heiſst es: „Haarthiere mit zwei Hufen und zwei Afterklauen. Ma„gen vierfach. Obere Schneidezähne fehlen". Es ist jedoch allbekannt: daſs die Giraffe, die Llamas und die Kamele eben nur 2 Haupthufe haben und gar keine Afterklauen besitzen; und ebenso, daſs die Llamas und Kamele stets 2 Schneidezähne im Oberkiefer führen. Kurz vorher werden den „Schweinsartigen Thieren" gleichfalls „2 Hufe und 2 Afterklauen" sammt „allen „Arten von Zähnen" zugeschrieben. Aber die Pekaris oder Drüsenschweine (Dicotyles) haben an den Hinterfüſsen nur Einen Afterhuf; und einem Warzenschweine (Rhacochoerus aethiopicus) fehlen die Vorderzähne. Von den „Vielhufern (Multungulis)" im engeren Sinne wird gesagt: „Thiere mit 5 und 4 Hufen". Schon Linné wuſste indeſs, daſs die Tapire deren hinten —, die Nashörner gar überall, nur 3 haben. Und diese bedeutenden sachlichen Unrichtigkeiten finden sich auf Einer Seite, die noch dazu meist bloſs Namen enthält, und in den kurzen Charakteristiken dreier Familien, die, zusammengenommen, noch nicht 5 Zeilen ausmachen! — In der „3ten Ordnung", welche den Titel „Wenigzähner, Oligodonta" führt, geht es ganz besonders schlimm her. Das gewöhnliche Schnabelthier z. B. (Ornitborhynchus), welches bekanntlich noch wirklich einige Zähne besitzt, (nämlich $\frac{2.2}{2.2}$ Backenzähne), macht da für sich allein die „1ste Familie: Zahnlose" aus. Die Gattung Echidna dagegen, (Tachyglossus Illig.), welche ihm mit Recht von allen neueren und besseren Systematikern zunächst zugesellt wird, dabei aber wirklich zahnlos ist, die Echidna erscheint hier erstens von ihm hinweggenommen und in die „4te Familie: Halbzähner (Semidentata)" versetzt, die, in ähnlichem Widerspruche gegen ihre Benennung, gleich vorweg die Schuppenthiere enthält, welche bekanntlich auch völlig zahnlos sind, und die Ameisenfresser, von welchen unter 4 generisch-characteristischen Haupt-Formen auch nur 1 (Orycteropus capensis) Zähne besitzt; zweitens finden wir gar überdieſs noch die sämmtlichen Nagethiere als „zweite und dritte Familie" dazwischen hineingeschoben. Auch diese Auflösung der Nager selbst, die bekanntlich eine so höchst natürliche Ordnung bilden, in zwei Familien, kann man so, wie sie hier erfolgt, gleichfalls nur als doppelt verunglückt betrachten. Erstens nämlich lassen schon die, zur Bezeichnung der beiden vermeintèn „Familien" gewählten Benennungen „Halbhufer (Subungulata)" und „Nagethiere (Rosoria)" für den Anfänger gar keine Andeutung des wahren, so nahen Verhältnisses mehr übrig, in welchem sie zu einander stehen. Zweitens ist dabei unglücklicher Weise wieder noch eine Gattung entschiedener Vielhufer, die der Damans (Hyrax), der anerkannt nächsten Verwandten der Nashörner, wegen einiger, meist bloſs äuſserlicher Analogien, welche sie mit manchen Nagern hat, gleichfalls dieser R.'schen Familie von „Halbhufern" einverleibt worden. Und hiernach sind denn, wie leicht zu begreifen, in den von Hrn. R. gegebenen Characteristiken seiner beiden Familien wirklich gar keine Spuren ihrer nahen Verwandtschaft mehr

zu erkennen. Drittens endlich hat der Verf. in das Bereich seiner Halbhufer überhaupt auch sonst allzu heterogene Wesen hineingebracht; Geschöpfe, deren Mehrzahl eben gar keine hufähnliche, sondern viel zu spitzige, zum Theile sogar recht lange und völlig krallenartige Nägel besitzt. (So unter anderen die hasenartigen Nager und sämmtliche Formen von Nagethieren mit Stacheln). Hierdurch ist nun abermals ein greller Widerspruch zwischen Namen und Wesen der gemeinten Thiere entstanden; und solche Widersprüche sind natürlich eben so geeignet, den Anfänger irre zu leiten, als anstöfsig für den Sachkundigen. Bei den Beutelthieren, welche zwischen die Raub- und Flederthiere hineingeschoben sind, steht der, mit Didelphys verwandte Yapok (Chironectes) zu unterst; dann folgen die känguruhartigen; nachher die übrigen nagerähnlichen; und zu oberst kommen die raubthierartigen, worunter die Gattung Didelphys. Somit ist die, von G. Cuvier beobachtete, ganz naturgemäfse Trennung der Ordnung in zwei Hauptabtheilungen oder Unterordnungen, nämlich raubende und nagerähnliche Beutelthiere, völlig zerstört. Aber der Vf. wollte und mufste einmal nach seiner Ansicht (die er S. II—III entwickelt und philosophisch zu begründen glaubt) hier, wie überall, 4 Abtheilungen haben; und sie mufsten dem gemäfs irgendwie herausgebracht werden! Zwischen den Beutelthieren und den Affen verbindet Eine, wie man leicht denken kann, höchst bizarre „Familie" unter dem Titel „Halbhandthiere (Submaniculata)" die Halbaffen mit den, in vieler Hinsicht so höchst eigenthümlichen Flederthieren, von welchen letzteren der Verf. sich überredet: sie hätten „kaum etwas wahrhaft „Vogelähnliches im Baue"! Ueberzeugt, dafs man dann überhaupt bei keinem Säugethiere von Vogelähnlichkeit sprechen dürfte, enthält Ref. sich gern aller weiteren Bemerkungen über diese Aeufserung des Verfs. und stellt das Urtheil den Lesern anheim. — Die Tupaja's (Cladobates Cuv.) und die Coatis (Nasua) sind zu einer kleinen gemeinschaftlichen Abtheilung „Nasenthiere, Nasuaria" verbunden: obgleich die ersteren nicht allein durchaus keine Verlängerung der Nase (Rüssel) besitzen, sondern auch bekanntlich Insectenfresser, die letzteren dagegen Fleischfresser sind, also beide in zwei, allgemein als feststehend anerkannte und wesentlich von einander verschiedene Unterordnungen der Raubthiere gehören. Diefs als Beispiel: da hier der Raum keine vollständige Kritik des Ganzen erlaubt, wir uns also mit dem Herausheben einiger Fälle als Belege für unser Gesammturtheil begnügen müssen. —

Der Hauptfehler liegt überall zunächst mit darin: dafs dem Ganzen *jener erzwungene*, aus falschen Prämissen abgeleitete, *numerische Schematismus nach der bekannten Hypothese von der Vierzahl* zum Grunde gelegt ist, dem gemäfs also durchaus nur *vier* Ordnungen aufgestellt, dann in jeder von diesen wieder *vier* Familien und in letzteren nochmals je *vier* kleinere Gruppen (a, b, c, d,) angenommen wurden. Ein Verfahren, dessen ganze, vermeinte Begründung bekanntlich auf dem Satze beruht: dafs, weil es ganz entschieden vier Klassen von Wirbelthieren giebt, die Zahl 4 überhaupt die überall herrschende und gleichsam der Regulator der Schöpfung sein müsse! Abgesehen jedoch von der Inconsequenz, welche darin liegt, wenn der Verf. von seinen Gruppen dritten Ranges abwärts jenen Zahlenbegriff fallen läfst, oder fallen lassen mufs, darf man wohl ganz einfach fragen: Wie würde es mit der ganzen Natur und namentlich mit ihrer, so unerläfslichen in der Wirklichkeit gewifs höchst bewunderungswürdigen Consequenz stehen, wenn letztere entweder zunächst, oder gar allein, in diesem jämmerlichen Alles beengenden, Alles im Voraus begränzenden numerischen Zwange begründet läge? — Gewifs ist auch in der Systematik die Zahl nimmermehr ohne Bedeutung; aber wir können, ohne mit Hrn. R. oder sonst Jemanden über irgend ein Zahlenprincip und über vermeintlich philosophische Gründe dafür und dawider streiten zu wollen, uns hier blofs an die Ergebnisse selbst halten. So lange diese nicht besser ausfallen, mufs man entweder das Princip selbst mit allen seinen Motiven für falsch halten, oder wenigstens glauben, dafs es nicht richtig angewandt worden ist. Die Folgen bleiben in beiden Fällen dieselben. So lange daher eine Reihe systematischer Combinationen von der Art ist, dafs eine irgend genauere sachliche Prüfung sie gröfsten Theils als ein systema contra naturam erscheinen läfst, wird man es billiger Weise Niemanden verargen können, wenn er sich berechtigt hält, die Beziehung umzukehren, welche in den Worten des Vfs. (S. II, Note) liegen soll, wenn er zur vermeinten Begründung dieser *Vier*theilungs-Methode sagt: „Einige, welche nicht darnach fragen, ob die Natur ihre Eintheilungen uns *durch einen gewissen Grund* offenbart, sondern es verzic-

ben *ohne Grund* ihre Eintheilungen der Natur vorzuschreiben," etc.

Von Seite XV bis XXV stehen noch gedrängte und grofsen Theils recht gute Bemerkungen über das Wichtigste aus der Anatomie und Physiologie der Säugethiere, unter steter Vergleichung mit dem Menschen.

Zur Characteristik der Species wird zwar stets eine Art Diagnose, mit detaillirter und sehr vollständiger Angabe der Maafse und selbst einer Menge deutscher Namen, vorangeschickt; (von letzteren zählt man z. B. beim Pirol fast $5\frac{1}{2}$ lange Zeilen, in Summa 39); aber eine genügende, etwas ausführlichere Beschreibung fehlt sehr oft ganz. Eine solche, die man sorgfältig nennen könnte, ist dem Ref. nirgends aufgestofsen. Die Kennzeichen der Ordnungen, Familien und Gattungen (Genera) sind auch bei den Vögeln für sich und zuerst, aber gleichfalls wieder sehr flüchtig gegeben. Diese Trennung derselben von der Beschreibung der Arten würde allerdings das Auffinden oder Vergleichen und Bestimmen derselben sehr erleichtern, wenn nur die Angaben stets richtig und gut gewählt wären. Leider ist dies aber so häufig nicht der Fall. Auch wird diese Einrichtung späterhin etwas unbequem und wenigstens für den Anschein mangelhaft: da nun die Beschreibungen der Arten durch das Wegbleiben der Gattungsbegriffe dort gleichsam ihren Zusammenhalt verloren haben. Als wirkliche und wesentliche Mangelhaftigkeit dürfte aber bei einer Specialfauna der Umstand zu betrachten sein, dafs eigentliche, genügende Gattungsbeschreibungen und Angaben über die Sitten der Genera überhaupt fehlen. Denn in der systematischen Uebersicht hat sich der Verf., wie gesagt, auf die kurze Angabe blofser Gattungs-Diagnosen beschränkt. Zur Herstellung der letzteren hat es bei den Landvögeln, zu welchen dem Ref. noch nicht aller Text vorliegt, nur eines leichten Auszugs aus des Ref. „Handbuche d. N.-G. der Vögel Europa's" bedarft, dessen Resultaten und selbst Worten man auf jeder Seite und in jeder Rubrik mehrfach begegnet.

Die Abbildungen, welche dem Zwecke des Werkes gemäfs, wenn nicht eine höhere, doch gleiche Wichtigkeit wie der Text haben sollen, erscheinen in ihrem Werthe bedeutend verschieden, sowohl der Zeichnung nach, wie in Betreff des Colorits. Im Ganzen möchten die Darstellungen der Säugethiere minder gut gerathen zu nennen sein, als jene der Vögel. Unter den letzteren werden in der Regel die der gröfseren, wenigstens bei den Land- und vorzugsweise bei den Raubvögeln, als die gelungensten gelten müssen. Tafel I, welche die gesammten geierartigen Raubvögel Deutschlands enthält und wohl als die Krone des Ganzen gelten darf, ist in der That zum gröfseren Theile recht gut. Sonst zählen jedoch die meisten Tafeln bald eine, bald mehrere nicht gute oder mittelmäfsige und manche geradezu schlechte Figuren, denen man es bald ansieht, dafs sie nicht blofs von ungeübter Zeichnerhand, sondern auch nach schlecht ausgestopften Exemplaren entworfen sind. Eben so grofse Abstufungen vom Richtigen zum Mangelhaften und Unrichtigen werden im Colorite bemerkbar. Es giebt Fälle, wo das Zusammentreffen von Mangelhaftigkeit in Beidem, verbunden mit der Kleinheit der Figuren, das Erkennen der Species zu einer sehr schwierigen Aufgabe selbst für Geübte macht. Wie soll es damit erst den Ungeübten ergehen? Und für solche hat doch Hr. R. seine Arbeit vorzugsweise berechnet.

Die Schreibart des Hrn. R. ist sonst fliefsend, und zum Theile nicht blofs gewählt, sondern auch wohl etwas gesucht; in diesem neuen Producte seiner erstaunlichen Thätigkeit ist sie, besonders in den späteren Lieferungen, nicht allein fast überall flüchtig und bisweilen auffallend nachlässig, sondern auch nicht selten wirklich incorrect. (Auf S. 77 z. B., welche Ref. so eben ganz zufällig aufschlägt, heifst es von dem gemeinen Kuckuk: ...„Schaden nicht sehr bedeutend, „dagegen ist er durch seine Nahrung und Gefräfsigkeit „schädlicher Raupen und Insecten überhaupt einer der „allernützlichsten Vögel." S. 68 in der Mitte wird von dem Unglückshäher (Corvus infaustus Lin.) gesagt: .....„Dabei läfst er sein helltönendes s'Kruih s'Kruih „hören, *womit* er überhaupt die Anwesenheit von Men„schen und Thieren verkündet *und dann* dem Reisen„den selbst die Nahrung wegstehlen soll." u. s. w.) Will, soll oder darf man also nicht annehmen, dafs Hr. Prof. R. hier nur seine oberflächliche Anleitung, seine syst. Anordnung und hauptsächlich seinen Namen zu der Arbeit eines jungen Anfängers hergegeben habe, der, so zu sagen, nach der Elle arbeite; so wird diese Erscheinung nur dann einigermafsen erklärlich, wenn man annimmt, dafs ein, jedenfalls sehr flüchtig gearbeitetes Concept von fremder Hand nachlässig mundirt, von dem Vf. gar nicht revidirt und der Satz entweder gar nicht

ben in harter Zeit und unter mancher Bekämpfung, zum Seegen der Wissenschaft, die noch jetzt von der damaligen Saat zum Theil die Früchte geniefst. Bonn hat für Bohlen mehr erweiternd und befestigend als ausbildend gewirkt, denn die Grundlage und Richtung war durch Halle gegeben. Doch hat Freitags Unterweisung eine gründlichere Erlernung des Arabischen, Schlegels Unterricht einen Grund für das Sanskrit gelegt; und wir begreifen, dafs die Vollendung der Form, die gewifs in des Letzteren Methode herrscht, so wie seine mannigfachen archaeologischen und historischen Kenntnisse anregend gewirkt haben; das Studium des Ital. und Spanischen bei dem gelehrten Diez trat Genufs und Erheiterung gebend hinzu. Wir müfsten uns sehr täuschen, oder, nach Bohlens eigener Erzählung, müssen hier durch H. Voigt mancherlei Abkürzungen Statt gefunden haben, die freilich zu billigen sind, wenn auch B. Klagen nicht der Begründung entbehrten. Dafs der Rhein und die schöne Natur Bohlens empfängliches Gemüth zur poetischen Feier stimmten, läfst sich erwarten; manches, was vom bleibenden Werth ist, ist der späteren Sammlung einverleibt, namentlich haben uns immer einige Uebersetzungen aus dem Persischen ihrer Innigkeit wegen höchst angesprochen. Auch in Halle schon hatte Bohlen vieles gedichtet, darunter manche schöne Burschenlieder, von denen die Sammlungen noch einige, die durch Heiterkeit und Derbheit der Gesinnung sich auszeichnen, bewahren. In die Studienjahre zu Bonn fällt auch Bohlens zweites Werk: Commentatio de Motennabio cel. Arabum poëta, Bonn 1824; nach einer Gothaer Handschrift herausgegeben und mit einer Beurtheilung des Werthes des Dichters und einer Darstellung seines Lebens begleitet. Es ist dies eine Preisschrift der phil. Facultät, die den Druck, bei dem B. selbst den Setzer abgeben mufste, verordnete; zugleich hatte er von der theol. Facultät ein Accessit für eine Abhandlung über den Teufel erhalten, den er durch allerlei Citate aus allen Sprachen des Orients zur eignen Ergötzlichkeit recht schwarz zu mahlen wufste. Wegen des Motennabi aber mufste Bohlen einen harten Strauſs mit Hrn. v. Hammer (Purgstall) führen, wobei er freilich diesem nichts schuldig blieb; andere Kenner, namentlich Silvestre de Sacy haben die Schrift mit vieler Anerkennung beurtheilt. Wir könnten Bohlens Aufenthalt in Bonn beschliefsen, müfsten wir nicht eines Schrittes erwähnen, der für sein Leben und Wirken entscheidend gewesen ist. Eine frühere Liebschaft, wie es scheint mit einer etwas stark gealterten Coquette, zerschlug sich, wie zu erwarten stand, nach einigen Wochen, führte aber in ihrem Verlaufe B. mit seiner späteren Frau, die unglücklich verheirathet und von ihrem Manne verlassen bei ihrer Mutter lebte, zusammen. Bohlens Leidenschaft war tief und innig, und wie bei einem Manne von 28 Jahren, der rein und makellos seine Jugend verlebt, mit wahrer Glut und Hingebung. Bohlen verlobte sich mit ihr; Freunde im Anfang abmahnend, konnten doch, als sie die Gewählte näher kennen lernten, und Bohlens Leidenschaft sahen, nicht entgegentreten. Viele haben Bohlen des Leichtsinns beschuldigt; nicht dafs sie den Werth der Frau bezweifelt, sondern weil er das Mifsliche seiner Lage nicht erkannt; viele haben dieser Verbindung und der, aus derselben entsprungenen Noth und Sorge den frühen Tod Bohlens zugeschrieben, und gewifs es ist etwas Wahres in dieser Behauptung. Aber betrachten wir, ob Bohlens Betragen Grund der Beschuldigung sein könne, oder ob nicht in den Verhältnissen das Meiste und Schwerste zu suchen sei. Untersuchen wir nicht, wie weit hier *Recht* oder *Unrecht* herrsche, sondern beleuchten wir das Factische, bei welchem wir nicht befürchten Widerspruch zu erfahren. Die Stellung, welche die Gelehrten einnehmen, namentlich die academischen Lehrer, scheint entweder überhaupt das *Cölibat* zu fordern, oder die Begründung einer Familie auf eine so späte Zeit hinauszuschieben, dafs die kräftigsten und tüchtigsten Jahre des Lebens entschwunden sind; und der Besonnene Bedenken tragen mufs in einer Periode ein Band zu schliefsen, in der er fast mit Bestimmtheit voraussehen kann, die Erziehung und Versorgung seiner Kinder Fremden überlassen zu müssen. Und doch ist das Familienglück für den Gelehrten, der abgezogen von der Welt lebend, wenigen Berührungen und Zerstreuungen begegnet, fast das einzige, was ihn zu erheitern vermag, sicher aber ein Bedürfnifs für Männer, deren physische Kraft stete geistige Arbeit früher als bei anderen angreift und untergräbt. Die lange Expectanz der Privatdocenten, die durchweg dürftige sehr häufig ganz mangelnde Besoldung der aufserordentlichen Professoren, mitunter auch der ordentlichen, führen oft mindestens die Alternative herbei, entweder der Aussicht auf Familienglück ganz zu

entsagen — ein Unglück für den Gelehrten, oder nur Reichen diese Laufbahn zu gestatten — ein Unglück für die Wissenschaft. Es bleibt freilich der Ausweg, durch vielfach übernommene Nebenbeschäftigung einen Erwerb zu erstreben, aber entweder reichen bald die physischen Kräfte nicht aus, oder der Mensch verkauft sich und seine Zeit untergeordneten seiner unwürdigen Beschäftigungen, und ist sich und der Wissenschaft verloren. Bohlen sah seine Lage wohl ein, aber er war jung, voll Hoffnung und Muth, bescheiden in seinen Bedürfnissen, eben so seine Braut; und für einen Menschen voll glühender Liebe mag am Ende der Gedanke des innigsten Zusammenlebens, wenn auch kurz und voll *äusserer* Noth und Beschwerde, mindestens keine gröfsere Härte haben, als der einer steten Trennung, einer völligen Entsagung. Mögen wir so dem Menschen, der nie klagend, standhaft und im Gefühl hohen häuslichen Glückes mit Muth und Resignation dem Lebenskampfe entgegentrat, nicht zuschreiben, was in den Verhältnissen lag, mögen wir bedenken, dafs mitten in diesem Kampfe und bei manchem häuslichen Unglück, er seiner Pflicht als Lehrer genügte im strengsten Sinne der Forderung, und dafs er durch Wort und Schrift genützt, bis die Kraft ihm geschwunden fast im Augenblicke des Todes! Kurz nach seiner Verlobung ward Bohlen durch eine Verfügung des Ministerii nach Berlin berufen, wo er nur kurze Zeit verweilte, um bei Ritter geographische, bei Bopp sprachliche Vorlesungen namentlich über Sanskrit zu hören. In Halle, welches er bei seiner Durchreise berührte, habe ich ihn zuerst kennen gelernt, und voll frischen Lebensmuthes, voll grofser Heiterkeit des Geistes gefunden, in Berlin schlofs er um diese Zeit enge Freundschaft mit F. Rosen, die nur der Tod zu lösen vermochte. Das Ministerium bestimmte ihm Königsberg als Ort seiner Wirkung; Bohlen ging ungern darauf ein, er scheute das Clima, man hatte ihm die Verhältnisse schwarz geschildert, und von den „Horden im Norden" vorgesungen. Wie sehr fand er sich bei seiner Ankunft getäuscht! Alt überall im öffentlichen wie im Privatleben, freundliches Entgegenkommen und fast Errathen seiner Wünsche! Die Facultät ernannte ihn unter Berücksichtigung des früher Geleisteten zum Doctor der Philos. honoris causa, die trefflichsten freisinnigsten Männer, von denen Königsberg eine so reiche Auswahl, wie nicht leicht eine andere Stadt enthält, waren bald befreundet, in vielen Familien, deren „wahrhafte Gesinnung sich erst recht im Unglück bewährte, da sie im Stillen Trost und Hülfe brachte," war er eingebürgert, und als er bald nach seiner Ernennung zum Professor extraord. (1826) seine Braut heimführen, und sich einen eigenen Heerd gründen konnte, schien sein Glück vollendet. Denn zwar an äufserer Sorge fehlte es nicht, zumal als die Familie sich mehrte, Krankheiten hemmend eintraten; aber theils hat das Ministerium gegen B. immer eine grofse Liberalität bewährt, theils mochte die Befriedigung, die er in andren Kreisen fand, manche Noth aufwiegen. Zuerst in litterärischer Rücksicht. Bohlens Vorlesungen, die theils Sprachkunde, namentlich Sanskrit, welches er unausgesetzt lehrte, theils Exegese des alten Testamentes, und Disciplinen die mit dieser in Verbindung standen, umfafsten, waren für Königsberg zahlreich besucht, und, wenn auch in der ersten Zeit der Sinn für Orientalien erst geweckt werden mufste, da der Lehrstuhl für dieselbe geraume Zeit so gut wie unbesetzt gewesen war, so zeigte sich doch später ein erfreulicher Anklang, wie denn Bohlen einige tüchtige Schüler gezogen hat. Dabei hatte Bohlen vollkommen freie Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit, und einige Gelegenheitsschriften (Carmen Arabicum, Amali dictum. Regiom. 1825. de Buddhaismo 1827. de origine linguae Zendicae. 1831), so wie eine Sammlung seiner Gedichte und Uebersetzungen 1826 nahmen seine Mufse zuerst in Anspruch. Aber sein Hauptbestreben war doch damals schon einem andren Werke zugewandt. Vorlesungen, vor einem gröfseren Publicum gehalten, hatten ihn darauf geführt, ein Bild des alten Indiens nach allen Richtungen hin zu geben, namentlich aber dessen geistige Entfaltung in Kunst, Poesie, Wissenschaft darzulegen, wobei die Vergleichung Aegyptens angeknüpft ward. Die Resultate sind in dem Buche: Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. 2 Bde. Königsberg 1830 zusammengefafst. Was man auch über die Mängel des Buches sagen mag, deren Grund ich oben angedeutet habe, das ist gewifs, Bohlen hat das grofse Verdienst eine Bahn gebrochen und sie auch dem *gröfsern* Publicum eröffnet zu haben; und wäre es auch eine *blofse Sammlung*, mitunter selbst aus *secundairen* Quellen, immer ist es ein Werk, aus dem man in vieler Beziehung sich Raths erholen, Belehrung schöpfen kann; wie es denn oft genug mehr

Befreiung des Geistes zu sich selbst, und zeigt nun, wie diese Befreiung im Denken jener Idee eine Reihe von Stadien durchläuft, bis sie nochtwendig das System des absoluten Idealismus geworden. Der Geist ist aber in der Geschichte der Religion und Philosophie nur die Thätigkeit, sich mit sich selbst zu *versöhnen*; denn sein Aussichherausgehen ist sein Beisichbleiben, und seine Selbstversöhnung ist die Versöhnung mit dem Object und umgekehrt. Diese ist nun wesentlich die *Erlösung* von der Unwahrheit, der Entzweiung, der Schranke.

So nimmt denn Weber den Ausgangspunct der christlichen Speculation von der Vorstellung der *Erlösung*. Im Judenthum herrschte das *Gesetz* und sein Kampf mit dem selbstsüchtigen Ich. Dieser Kampf wurde versöhnt durch das Ewige, welches in die Zeit eintretend sich selbst gleich blieb, die *Gnade*, *Jesus Christus*. In ihm schaute die Menschheit ihre *Erlösung* an. Aber hiermit trat sofort die Collision zwischen den göttlichen Mächten, der *Gnade* und der *Gerechtigkeit*, ein. „Vermöge seiner Gnade (heifst es S. 6), welche Christus hiefs, wollte Gott die Menschen erlösen, kraft seiner und zwar gleich berechtigten Gerechtigkeit, die als Jehova verehrt wurde, mufste er alle Menschen verdammen". Diese Collision mufste sich dadurch lösen, dafs sich *Gott selbst als Mensch* zum Opfer gab. Nun war der Gerechtigkeit *unendliche* Genüge gethan, und die Gnade frei geworden. — Man erkennt, dafs der Verf. hier den religiösen Procefs darstellt, wie er sich in der Kirche selbst bildete und in *Anselmus*: Cur Deus homo? culminirte. In dem Christenthum kam die geistige Identität Gottes und des Menschen zum Bewufstsein, und das Gemüth hatte diese Gewifsheit, dafs der *Gottmensch*, d. h. eben die speculative Einheit des Unendlichen und Endlichen, Ewigen und Zeitlichen, das absolute Wesen aller Versöhnung sei.

Es tritt nun über diese Vorstellung die *Reflexion* hervor (S. 10 ff.). Das „*Urphänomen*" der Wahrheit, Jesus Christus, ist zunächst nur die *individuelle*, *angeschaute* Idee — die Wahrheit als dieser Einzelne, dem die sündige Menschheit gegenüber steht. Aber die Vorstellung von Jesus Christus wird selbst zum Christus in allen Einzelnen, „und man kann dieses Sein der Idee Christi in den Gläubigen schlechtweg das Sein Christi in ihnen nennen". Allein jedes Ich ist an sich Christus, seine eigne ewige, *ideale Basis*. Die erste Periode der christlichen Speculation schlofs jedoch die allgemeine Idee so eng mit der Einzelheit zusammen, dafs jene nothwendig *individualisirt* ward. Die Nothwendigkeit hiervon drückt der Verf. so aus: „Unstreitig mufste man zuvor mit der Explication des übergebenen Individuums fertig sein, ehe das Nothwendige geschehen konnte. Dasselbe gilt von einem jeden Phänomen". Er will sagen: die Erfüllung der sinnlichen und individuellen Anschauung sei die Erhebung in die Allgemeinheit, der Tod des Individuums die Auferstehung des Geistes.

Es werden zuletzt in dieser einleitenden Betrachtung (S. 14 ff.) die *Momente der speculativen Wahrheit*, oder die Lehren, welche die dogmatische Wissenschaft zu behandeln hat, angegeben. Jesus Christus fafste sich in Einem als *ewige Totalität* und als *gebrochenes Ich*. Daraus ergeben sich die Momente des *Gottes* und des *Menschen*, und es war die Dialektik beider Naturen zu entwickeln. „Dieses sind die einzigen speculativen Momente der Lehrentwickelung, welche durchgeführt die Lösung aller Räthsel des Denkens enthalten" (S. 16).

Es werden nun die *drei Stufen der christlichen Lehrentwicklung* als ein historischer Procefs der Kirche und Reflexion aufgestellt.

Das *erste Moment* stellt die *Analysis des zeitlichen und ewigen Ich* und deren *Synthesis* dar. Das Christenthum fand den Dualismus des *Heidenthums* und *Judenthums*, des abstract endlichen und abstract unendlichen Geistes vor. Es trieb seine tiefe Wurzel der Versöhnung in beide Standpuncte hinein, wodurch beide ein neues Leben, einen absoluten Bildungstrieb erhielten, der sich im Procefs der Kirche nach beiden Richtungen entfaltete. So entstand der *Monismus* und *Polismus* von dem jüdischen und heidnischen Momente aus, und die Dialektik beider Standpuncte war die Aufhebung von jedem in seinen Gegensatz, so dafs sie auf ihrer Spitze in die „absolute Selbstmultiplication des Gottes" zusammengehen. Der Verf. läfst dann jede Seite, den Monismus und den Polismus, durch *drei Stadien* verlaufen, und weist die einzelnen Formen in den Erscheinungen der christlichen Kirche nach. Resultat: „Gott ist ebenso eine Vielheit ewiger als in sich gebrochener, zeitlicher Ich".

Das *zweite Moment* der Lehrentwicklung wird

vom Verf. nur sehr ungenügend charakterisirt. Es ist endliche Reflexion, das Judenchristenthum aus Einem Stücke, *Setzung* des früher *an sich* Vorhandenen, d. h. Beschränkung der Idee auf *diese Einzelheit*, Zerbrechung der göttlichen und menschlichen Ichheit. Diese Consequenz trat nothwendig hervor mit der *Systematisirung* des Lehrbegriffs. Es ist hier offenbar die Scholastik und die Verholzung der Idee in der zweiten Hälfte des Mittelalters gemeint.

Das *dritte Moment* ist nun der *Vollendungsprocefs* der christlichen Idee, die Aufhebung jener Reflexion und Schranke. Hierher werden gerechnet: *a*) der *orthodoxe Protestantismus* als ein System der *Erzählung* von den vorweltlichen Thaten Gottes und ihrer Epochen, eine geistlose Manier; *b*) die *Mittelfiguren*, die *biblischen Theologen* und mit ihnen das Freiwerden der *subjectiven Willkür*, die in der Bibel rationalisirt, und in ihr als ihrem Andern nur sich wählt, nur zur Spielerei die H. S. als Norm gelten läfst. Damit ist aber der Standpunct des *sich selbst überlassenen Ich* hervorgetreten, und daher: *c*) zuletzt zu sehen, wie das Ich aus sich selbst die absolute Theorie erzeugt, das Postulat des Protestantismus erfüllt. Indem jetzt der Standpunct scheinbar *subjectiv* wird, ist es höchste Erhebung zur *Objectivität*. Denn es wird das Recht der ausschliefslichen Geltung *diesem* Subject genommen, und alle Ich, d. h. das Ich als solches zum Gegenstand der Speculation gemacht. Die *Beschränktheit* des Gottmenschen löst sich auf, und damit ist die *Vereinigung* der Philosophie und Orthodoxie gegeben. Folgende *Epochen* bezeichnen diesen Procefs. *Erste Epoche:* Reines Princip: Ich bin Ich, cogito ergo sum, und: Ich will das Object frei in sich aufnehmen. Rationalismus übergehend in Empirismus, sich aufhebend in das freie Selbst. *Zweite Epoche:* Consequenz jener Aufhebung: Idealismus *Berkeley's* und Skepticismus *Hume's*. Verzweiflung des Ich. „Rührt es die Aufsenwelt an, sie zieht sich als fremdes Ding in sich zusammen; will es die Masse nach seinen Begriffen schätzen, so kann es der innern Furcht nicht entgehen Fremdes mit Fremdem zu messen. Rationalismus wie Empirismus sind für es aufgehoben" (S. 43). Aber aus diesem Verluste erblüht dem Ich der höchste Gewinn. Denn es verbindet den Gegensatz, und zieht das Resultat: „Die Objectivität existirt nach der Negation des Idealismus als Anschauungssphäre des Ich, und nach der Negation des Realismus ebenso noch an sich". So *Kant*. Das Ansich ist jedoch Nichts für das Ich, somit setzt sich dieses einfach als den festen Punct, um welchen sich ein Bilderkreis bewegt. So ist das Ich zum Bewufstsein seines All-Seins gelangt. Durch die Entwickelung dieses letzten Standpuncts kommt das Ich in der *dritten Epoche* zu seinem absoluten Resultate. Denn das Sichwissen des Ich ist jetzt Construction der Welt. Alles bewegt sich um diese feste Angel. Es sind zu unterscheiden: 1) die Wissenschaftslehre *Fichte's* (S. 47—63). In ihr bleibt das Ich in seinem *Bruchreiche;* es gibt unendliche Atome, die alle ewig und alle abgefallen und alle in die Ewigkeit nur zurückkehren *sollen*. Diese Brüche werden: 2) und zwar *a*) in der absoluten Identitätslehre aufgehoben in die identificirende Vernunft, die *Weltanschauung des Absoluten*, das ewige Totalreich (S. 63—73). Hierbei werden die drei Buchstaben *A*, *B*, *C* zur Bezeichnung des *potenziellen Grundes*, der *Bruchwelt*, und der *absoluten Reflexion* gebraucht. *Schelling* hat nun *A* und *B* nur unmittelbar in Eins gesetzt, aber nicht *C* als die ewige Resumtion der Bruchwelt, also diese nicht als ewiges absolutes Geisterreich ausgesprochen. *b*) An Schelling schliefst sich endlich *Hegel* „der Rückschritt und das explicirte *Werden* der Wahrheit". Aus dem subjectiven Atomismus des Ich bei Fichte ging das ideelle Allgemeine Schellings hervor. Aber dieses Allgemeine, die *absolute Idee*, war ganz und gar in ihrem Producte erloschen; sie lag da als die angeschaute Welt. Es fehlte hiermit die *Centrirung* der Idee, *C*. Mit ihr erst ist das Resultat: „die Erkenntnifs der Idee als des absolut in sich und für sich seienden Alls, welches so der *absolute Geist* nur als ideell-reelle Comprehension der *werdelosen Totalität* ist". *Schelling* hingegen blieb in *B*, der gebrochenen Existenz stehen, so auch im *Werden*. Dieses beruhte darauf, dafs der *Reflexionsunterschied* von Wesen und Erscheinung u. s. f. nicht wirklich aufgehoben war. Denn *Werden* wäre nur möglich, „wenn *A*, die Idee, nie *ganz* erschiene, alle Potenz heraussetzte, sondern sich immer dahinter verhielte und ihre Möglichkeit unverwirklicht reservirte. Ein *solches A* ist nun eine reine Fiction des Bruch-Ich, und die Meinung, dafs das Ganze das unendliche *Selbstauswirken*, *Selbstentäufsern* sei, beruht auf nichts als der *nebulosen Fanta-*

sievorstellung, welche sich ein Wesen, mag sie es nennen, wie sie will, Idee, Begriff, abstracter Geist, Urvernunft u. s. w., abgesehen von der Realität und hinter oder vielmehr vor dem Bruch einbildet. Die jedesmalige Endlichkeit ist dann zwar das Product der Agilität, ist die erschienene Idee — allein damit noch folgende Zeiten sein können, soll die Idee nicht mit einem Male *ganz* vordringen dürfen. Es wird ihr die Kraft beigelegt, sich von unendlich vielen anderen Seiten her zeigen, und zu diesem Behufe die nöthige Idealität sich reserviren zu können. Die verschiedenen Zeiten stellen nur die mannigfaltigen Gewänder dar, in denen die Idee sich zeigt, und wären gar nicht, wenn die Idee nicht sich ewig ändern, sich immer umschaffen könnte. — Dieses Scheinbild des Lebens, diese Fantasie des Bruchgeistes ist vollkommen vernichtet, sobald die letzten Reste der *Reflexionsphilosophie*, die sich eben, weil sie dieses ist, noch in der *Vorstellungsform* befindet, aufgehoben, und das consequente Resultat der Idee aufgezeigt worden ist. Damit ist denn alles *Werden* aus der Totalität für immer verbannt, und die Idee absolut fertige Wirklichkeit, welche sich simultan entäufsert hat. Denn es liegt in dem Wesen der Totalität, sich ewig selbst innig zu sein. Mit Einem Male ist sie gebrochene Existenz oder die Unendlichkeit aller Ich, mit Einem Male Einkehr in sich" (S. 74. 75). Ich habe diese Stelle ausführlich angegeben, weil sie in kurzer Schilderung die (fixe) Idee Webers darlegt. Nach ihm wäre das Universum eine starre Totalität, ein in sich ruhendes All-Eins, werdelos, ein explicirter Eleatismus. Woher aber, so fragen wir hier, wie bei den Eleaten, der *Schein* des Werdens? Weil *ewig* das Bruch-Ich (unter dem Momente *B*) gesetzt ist, und deshalb als ewiges Moment die Bruchanschauung, die das Neben- und Nacheinander hervorbringt. Davon unten. Wir fahren hier berichtend fort. Schon *Schelling* also sprach (m. vgl. namentlich Religion und Philosophie S. 34 ff.) das Thema der gesammten *Hegel*'schen Variationen dahin aus: „die absolute Idee ist das ewige Abfallen und Entlassen ihrer selbst. Durch ihren Abfall gebiert sie sich zu sich selbst hin und gelangt im abstracten Denken, dem Pseudo-C, vollständig wieder zu sich". Hiermit ist das *menschliche* Denken und die *Zeit* verabsolutirt; denn jenes Denken bewegt sich in der Zeit, d. h. es ist Bruch-Ich. In Einklang hiermit wird behauptet, die Idee setze und vernichte unendliche Individuen als Träger ihres Processes. Dieses ist der Standpunct *Hegel's* (S. 78). Derselbe führte die Idee durch und schaffte für sie die *Kategorieen* — als Verabsolutirung der *Genesis*. Hegel hat nichts gethan als das Schelling'sche Entwickelungsgesetz explicirt. Es ist bekannt, dafs Hegel die *seiende* Identität der *vorausgesetzten* Gegensätze *Schelling's* in den Flufs der absoluten Negativität oder Selbstvermittlung erhoben hat. — So entwickelte nun Hegel die drei Schelling'schen Momente: das Absolute, der Abfall und die Rückkehr, in die drei Theile seines Systems, wo die drei Momente immer als reine Idee, Negation und Rückkehr erscheinen. Ich übergehe, wie der Verf. S. 82 ff. sich heraus analysirt, wie Hegel durch Analyse des Begriffs „Geist" die logische Totalität construirt habe. Wenn er dabei bemerkt, Hegel suche den Schein hervorzubringen, als wenn die Kategorieen der Logik, namentlich auch des *Mechanismus* und *Chemismus* immer ebenso auf den Geist als die Natur zu beziehen seien: so hatte wohl Hegel nicht nöthig, einen solchen *Schein* hervorzubringen, da sich dergleichen von selbst versteht. Wenn so von mechanischem Gedächtnisse u. s. f. gesprochen wird, so kommt es dabei nur auf die *Form* an, dafs hier *Objecte*, Momente des Gedächtnisses als *unmittelbare*, in nur *äufserem* Verhältnisse und Bande stehen, wennschon hier der Mechanismus durch eine höhere Sphäre reflectirt oder vermittelt ist, das Ich, der Geist. Was daher im Geist nur aufgehobenes *Moment* ist, macht die ganze Bestimmtheit einer Natursphäre aus u. s. f. Wenn der Verf. dann weiter bemerkt, die *Kategorie* des *Geistes* am Ende der Logik solle doch wohl nicht auch auf *Natur* und Geist gehen: so ist ebenso zu entgegnen, dafs in ihr die Natur auch gesetzt ist, jedoch als aufgehobenes Moment, weshalb auch die absolute Idee das *freie Setzen* der angeschauten Idee, der Natur ist. Es handelt sich in der Logik nur um die reinen *Kategorieen* von Subject und Object, so dafs die absolute Idee die unendliche Identität dieses Gegensatzes, damit der *Begriff* des absoluten Geistes ist, oder der absolute Geist, wie er *für uns* ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

1) *Ferd. Weber, die Construction des absoluten Standpunctes und das System des absoluten Idealismus.*

2) *Carl Hinkel, die speculative Analysis des Begriffs „Geist", mit Darlegung des Differenzpunctes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpuncte einerseits und dem absoluten Standpuncte Weber's andrerseits.*

(Fortsetzung.)

Die absolute Einheit von Subject und Object ist das ewige *Wesen* des Universums, das *sich* zur Erscheinung der Natur und diese zum *realisirten Fürsichsein* aufhebt. Diese Kategorie des *Fürsichseins* ergreift nun Weber insbesondere, um daran den *grofsen Fehler* zu zeigen, der durch *alle* Dialektik Hegel's hindurchgehe. Insofern die sonstigen Aussetzungen, welche der Verf. an *Hegel's* Logik macht, theils unbedeutendere Einzelheiten betreffen, theils, wie die von *Fischer*, *Fichte* u. A. nur die Rohheit und Unbildung des eignen Denkens zur Schau stellen: so lassen wir uns auf dieselben nicht weiter ein, und fassen um so schärfer den Punct ins Auge (S. 93 ff.), welcher die Hegel'sche Dialektik in ihrem Centrum erfassen und den Stofs in ihr Herz führen soll. Bei dieser Gelegenheit werden wir selbst den ersten schärferen Blick in das Herz der Weberschen Speculation werfen. Und in der That konnte Weber die ganze bisherige Construction weglassen, um sogleich die Dialektik des Fürsichseins vorzunehmen, und aus ihr die Zertrümmerung der Hegel'schen Speculation und die Auferbauung des eignen Standpuncts hervorgehen zu lassen. Also: *die Genesis des Fürsich-Seins.* Es wird in kurzer Dialektik angegeben, wie das Sein sich zum Dasein, dieses sich zum Fürsichsein mache. Es werden mit diesen drei Gliedern Idee, concrete Welt und absoluter Geist parallelisirt. Das Sein geht in der Totalität des Endlichen, dem Dasein, zu Grunde; aber das Dasein ist Beziehung auf sich, Centralcomprehension, somit Zusammengehen der Breite des Daseins in das einfache Fürsichsein. In ihm ist Alles aufgehoben, es ist der Idealismus alles Daseins. So geht aus diesem Schlusse des in sich reflectirten Seins das absolut Ewige, das Eleatische Eine, aber unendlich bereichert und vermittelt hervor. Daraus folgt: „die Idee ist nur als diese ewige Beziehung der Totalität auf sich, d. h. als für sich seiende Idee, welche absoluter Geist heifst". So stellt sich bei der ersten concreten Kategorie das *höchste Ergebnifs* der gesammten Speculation heraus. Aber Hegel läfst *sein* Fürsichsein, concret den absoluten Geist, mit dem Dasein im *Widerspruch*, denn jener läfst dasselbe als einen wirren, abgefallenen, zufälligen Haufen concreter Gestalten *neben* sich liegen. So erhält er die *Vorstellung* einer für sich seienden Idee, welche die Totalität alles Concreten überhüpft, und so nicht besser ist als die perhorrescirte Fantasie eines vorweltlichen Gottes. In der That und Wahrheit folgt aus der Dialektik die fürsichseiende Idee als der Selbstbegriff der *ganzen* folglich *werdelosen* Totalität. S. 99 ff. soll näher nachgewiesen werden, wodurch die wahre Dialektik des Fürsichseins bei Hegel verdorben werde. Dadurch nämlich, dafs die wahre objectiv nothwendige Dialektik nach einer *vorausgesetzten Totalanschauung* des endlichen Geistes gewandelt wird. Diese ist bei Hegel der *Schelling'sche Weltprocefs.* Vermöge dieser Fantasie wird das Fürsichsein als ein *Moment* dem ebenso *bleibenden* Dasein gegenüber gestellt, also selbst *Moment des Daseins.* So also auch concret der sogenannte absolute Geist Hegel's, der in der That nur der endliche Geist, d. h. ein Bruch-Ich neben Anderem ist. Es tritt so ewig das Fürsichsein, der Geist in *Dualismus* mit dem Dasein, der Welt.

Der Gedanke, Begriff der concreten Welt ist nicht diese Welt selbst, die absolute Identität des Seins und Denkens also nur eine Identität des Denkens mit sich selbst, wärend das wirkliche Sein nach aufsen liegen bleibt. So erhalten wir *zwei Unendlichkeiten* — Ormuzd und Ahriman, die Idealwelt und die wirkliche Welt. Hiergegen gilt Hegels eigne Dialektik, hiergegen das Xenophaneische: δύο ἄπειρα πέρατ' ἂν εἴη. Zwei Unendliche sind zwei Endliche. Die fürsichseiende Idee Hegels ist also offenbar nur ein Endliches, ein Moment des Daseins, ganz in das Weltwerden hineingerissen. Sie greift nur über die Dinge *hinaus*, d. h. läfst sie links liegen, und vernichtet jeden Punct des Fürsichseins wieder, um das alte Lied immer von Neuem anzustimmen. Dem Fürsichsein ist bei Hegel schon damit der Todesstofs gegeben, dafs es die *Ausschliefsung* Anderer, die Repulsion aller ist. Dieses Alles hätte in Wahrheit in das Dasein gehört. Die *Ideellsetzung*, welche das Fürsichsein sein soll, findet nur im *Bewufstsein* statt. Aber auch dieses hat eine zufällige Welt *aufser* sich, die unterschieden von der ideellen Welt ist. Das wahre Fürsichsein hat die reale Welt ganz in sich, und die ideellen Momente sind die Dinge selbst. Es wird dann weiter polemisirt gegen die Anwendung des Fürsichseins auf Objecte der Natur. Wie nun mit dem Fürsichsein, so verhält es sich mit *allen* dritten Kategorieen in Hegel's Logik. Ueberall ist das *C* in *B* zurückgefallen, es kommt daher nirgends zum wahren absoluten Geiste.

In *solcher* Polemik, starr in seine Idee versenkt, treibt sich das ganze Buch umher! So *blind* macht diese ungeheure Ueberspannung einen Geist, dem, wie gesagt, Gemüth, Scharfsinn, Tiefsinn in *hohem* Mafse zugetheilt war. Es ist nämlich leicht zu bemerken, dafs vielmehr Weber selbst von einer *fixen Idee* ganz durchdrungen alle Dialektik nach ihr modelt, verkehrt, vernichtet. Zunächst mufs schon im Allgemeinen die unglaubliche Verkennung des Gesammtorganismus der logischen Idee auffallen. Denn wie konnte es Weber wagen, die Kategorie des Fürsichseins, des nur reflectirten *Seins* als *absolute* zu nehmen, und nun zu sagen: Seht, diese entspricht nicht dem absoluten Geiste! Mufste ihn nicht schon das, dafs die Idee als Begriff des absoluten Geistes erst als Resultat der ganzen logischen Entwickelung mit Aufhebung aller andern Standpuncte, erscheint, von solcher Verkennung abhalten? Wäre das Fürsichsein dieses Höchste, so müfste ja mit ihm die Logik schliefsen. Das Sein überhaupt, so auch sein Moment, das Fürsichsein ist die *unmittelbare* sich also aufhebende Idee, das Wesen ist das Sein als Insichscheinen; erst die absolute Idee ist alle Wahrheit, der Begriff, der alle Unmittelbarkeit und Objectivität in sich aufgelöst hat und sich selbst in Allem *gegenständlich* ist. Das Fürsichsein hingegen ist das reflectirte Dasein, ein Seiendes als einfache Beziehung auf sich gegen sein Anderes. So ist *alles* Concrete ein Fürsichseiendes: Stern, Stein, Pflanze, Apfel, Ich u. s. w.; aber es ist Niemanden eingefallen, durch so eine Kategorie, wie Fürsichsein, ein Concretes, gar den Geist erschöpfen zu wollen. Zwar ist Ich auch Fürsichsein, aber als weit tiefere Vermittlung; denn es ist das *Fürsichgesetztsein des Begriffes*. So ist das Ich auch Sein, Dasein u. s. w., aber diese Momente sind in ihm nur als Reflexionen des Begriffes. Insofern nun Ich unmittelbar, endlicher Geist ist, ist es auch Repulsion des Ich von seinem Andern, Egoismus u. s. f. Der absolute Geist ist aber kein Ich, sondern die sich wissende Wahrheit. So erkennen wir überhaupt, dafs Weber's Polemik gegen das Fürsichsein nur aus ungeheuerster speculativer Verblendung hervorgeht, dafs er in der That mit lauter eignen Gespinnsten und mit leeren Windmühlen kämpft. Denn wenn er z. B. Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung genommen hätte, um daran zu expliciren, dafs es mit Hegel's *absolutem Geiste* Nichts sei, so würde er sich mit diesen wie mit dem Fürsichsein eine vergebliche Mühe gemacht haben, da ja die Logik selbst zeigt, dafs alle diese Kategorieen dem absoluten Geiste nicht entsprechen, sondern sich auflösen und in tiefere verwandeln müssen, um dessen ewiges Leben zu bezeichnen. Dieser nothwendige *Procefs* der Idee, wäre er Weber zum Verständnifs gekommen, hätte ihm auch gezeigt, dafs der absolute Geist wesentlich die *ewige Dialektik* ist, *durch die Aufhebung seines Andern* sich *selbst zu erzeugen*, damit aber ewig sich von sich selbst zu unterscheiden, und seine unmittelbare Welt sich gegenüberzustellen, und in sich aufzuheben. Die unmittelbare Welt ist aber ihrem Begriffe nach das ἕτερον, das Anderswerden. Concret ist dieses die Bewegung der *aufser sich seienden* Idee, welche als Formen dieses Aussereinander Raum und Zeit setzt, und jedes concrete Moment

an ihm selbst in sein Anderssein übergehen läfst. Diese Welt hat ein *selbstständiges freies* Dasein, denn die Idee ist die absolute Kraft, die sich ganz in ihr Anderssein verliert, und sich doch in ihm gleich bleibt, und es in ihre Idealität aufhebt. Das Absolute *Weber's* hingegen ist das absolut Schwache, welches von Raum und Zeit ergriffen unrettbar verloren ist — ein unendlich Sprödes gegen diesen Schein. Jenes *Aufheben* aber der Welt, d. h. der Idealismus des Geistes, ist nicht das *Stecken* desselben in der unmittelbaren Welt, sondern das *Setzen* des Vorausgesetzten, die Idee; wie *Aristoteles* sagt, der Geist nimmt nicht die Masse, d. h. eben die Unmittelbarkeit, sondern die εἴδη aller Dinge in sich auf — dies ist Idealismus. Der *ganze Gott* aber ist nur die Bewegung der sich auf sich beziehenden Vernunft, in welcher alle Formen *Momente* sind — so freilich das All-Eins, das Universum, aber weder als todter Eleatismus noch als das in allen seinen Momenten *seiende* Absolute *Schellings* oder neuerdings *Frauenstädts*, sondern als *absoluter Schlufs*, der die *unendliche* Bewegung der Welt in sich trägt, daher ewig jung und alt, Potenz und Möglichkeit in aller Wirklichkeit, unerschöpfliche Fülle des Daseins, ewige Selbstgleichheit des Producirens ist (über welches Verhältnifs bald noch mehr zu sagen sein wird.) Nach der Abstraction Webers hingegen ist nicht der Flufs der sich ewig in einander aufhebenden Unterschiede, sondern das *starre* All-Eins, und es ist durchaus unbegreiflich, wie auch nur der *Schein* des Werdens sein kann. Denn wenn nach *seiner* Phantasie-Vorstellung das Eine sich ewig in die Unendlichkeit zerschlagen hat und so ewig *ist:* so ist nicht einzusehen, wie am Bruch-Ich Momente *vorüberziehen* sollen, da *es* immer in seiner ruhenden Grenze gefesselt bleibt, und die Resumtion sein absolutes Jenseits ist. Soll aber das Ich wirklich von Moment zu Moment fortgehen, so ist es *selbst* das Anderswerden, und es hilft nichts, wenn man die objectiven Momente oder Bestimmungen in die Ruhe des Todes versenkt. Sodann trifft aber gerade bei Weber der *absolut feste Dualismus* ein. Denn das Bruch-Ich als solches ist ewig, absolut gebrochen, und das ewige Ich ist ebenso ewig *da*, wo das Bruch-Ich *nicht* ist; denn die Resumtion ist das ewige Anderssein des Bruches. So ist Weber ein Bruch-Ich sein ewiges Ich aber, die Totalresumtion des All, ist ewig *sein Anderes*, unwirklich, Phantasiegebilde, Einbildung, hohles Ideal. Nun *setzt* aber Weber diese Resumtion als das Absolute, so setzt sie sich in ihn, so müfste er das Universum sein, und ist wirklich nur ein schwaches Bruch-Ich; so löst sich sein ganzer Standpunct in leeren Dunst, ein Nebelgebilde der Phantasie auf. — Allerdings ist das Eine die unendliche Multiplication seiner selbst, aber eben deshalb der ewige *Procefs*, dem keine Schranke absolut ist. Jedes Daseiende ist die Productivität, sich als sein Anderes zu setzen, jede Wirklichkeit Potenz oder Möglichkeit, weil jede das Absolute ist. Die ewige *Vollendung* des Universums ist nur seine ewige Nichtvollendung, seine absolute Actuosität, sein reiner Kreislauf, dessen durch die Totalität hindurchgehende Spitze der *absolute Geist* ist, der an sich und für sich Alles in Allem, und das ewige Sicherzeugen aus seinem Andern ist. Er ist die *absolute Freiheit*, weil er das Ideellsetzen des Daseins, die ihr Anderes reducirende Allgemeinheit ist. Dieses Reducirende ist aber selbst die *andere Form* gegen die Unmittelbarkeit, denn sonst verschwände diese und mit ihr die Reduction. Weil Weber das Werden der *Welt*, die Unmittelbarkeit abstract ausscheidet, so steht sie seinem All-Eins als dessen *Untergang* gegenüber, denn es hat sein Anderes nicht in sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIV.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo, Aristoteli vulgo adscripti, ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem, addito apparatu critico recens. E. H. F. Meyer. Lips. 1841.

Es ist ein seltner Fall, dafs ein Botaniker, der sich in der systematischen und physiologischen Botanik rühmlich ausgezeichnet, nun auch in dem philologisch antiquarischen Theile der Wissenschaft sich Ruhm erwirbt, und Ref. mufs gestehen, dafs er durch das vorliegende Werk überrascht worden ist, wenn auch das, was der Herausgeber über Albertus Magnus gesagt, darauf vorbereiten konnte. Man kann wohl sagen, dafs er eine litterarische Entdeckung gemacht hat. Es findet sich unter den Aristotelischen Schriften, eine nicht grofse Abhandlung in zwei Theilen von den Pflanzen, sowohl in griechischer als in lateinischer Sprache. Dafs diese Schrift nicht zu den ächten Aristotelischen gehört, darüber ist man längst einig, auch darüber dafs der griechische Text nach dem lateinischen gemacht wurde und dieser ebenfalls eine Uebersetzung aus dem Arabischen ist. Es geht aus den Handschriften hervor, dafs der Uebersetzer aus

dem Arabischen, ein Engländer mit Namen Alfred war, und im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert lebte. Aber wem gehört die Schrift ursprünglich an? Diese Frage hat der Herausgeber gesucht, zu beantworten. Zuerst bemerkt er, dafs in den Schriften aller arabischen Naturforscher und Aerzte, so viel davon gedruckt worden ist, das Aristotelische Buch von den Steinen gar oft, das Buch von den Pflanzen aber nicht vorkommt, ausgenommen beim Hadschi Chalfa und Abd Allatif. Der erste sagt (nach Silv. de Sacy's Commentar zum Abd Allatif): Wir haben zwei Schriften von Aristoteles über die Pflanzen, worüber Nikolaus einen Commentar geschrieben und den Isaak Ben Honain übersetzt hat. Beim Abd Allatif aber heifst es: Aristoteles und andere sagen, Lebach (die Persea der Alten) sei in Persien ein tödtliches Gift, aber nach Aegypten verpflanzt, ein Nahrungsmittel; auch Nikolaus sagt, Lebach sei in Persien tödtlich, nach Syrien und Aegypten verpflanzt zu essen tauglich. Das Letztre findet sich nun auch in der vorliegenden Schrift, nur hat Alfred das Wort Lebach mit Belenum übersetzt. Der Herausgeber zieht daraus die Vermuthung, dafs Abd Allatif das Buch von Aristoteles nicht vor sich gehabt, sondern nur das Werk von Nikolaus, weil er sonst bei dem Ansehn, in dem Aristoteles stand, nicht würde gesagt haben, Aristoteles und andre. Eine zweite Stelle beim Abd Allatif über das Arom in den Pflanzen wo er Nikolaus bestimmt anführt, kommt ebenfalls mit einer Stelle in dem vorliegenden Werke überein, und so meint der Herausgeber, man könne immerhin jenen Nikolaus für den Verfasser des Buchs von den Pflanzen annehmen, welches unter die Aristotelischen Bücher gekommen. Allerdings, wenn auch kein entschiedner Beweis, doch eine hinreichende Wahrscheinlichkeit. Aber, welcher Nikolaus war denn jener, auf dem diese Vermuthung geht, unter den vielen gleiches Namens? Es erhellt offenbar aus dem Werke, dafs es nicht von einem Arzte, sondern von einem Aristoteliker geschrieben ist, und so bleibt der Herausgeber zuletzt bei dem Nikolaus von Damaskus stehen, dem Abu'lfaradsch ein Werk von den Pflanzen ausdrücklich zuschreibt und den Plutarch, Athenaeus, Diogenes Laertius und Simplicius als einen Peripatetiker aufführen. Dieses Resultat ist mit grofsem Scharfsinn herbeigeführt worden. Die Ausgabe selbst zeugt von ächt philologischer Kritik; der Herausgeber verglich drei codices, einen Baseler und zwei Wolfenbüttelsche, auch liefs er den Pariser codex vergleichen. So ist eine Sorgfalt für diesen Schriftsteller verwandt worden, wie sie Schneider einst in seinen besten Ausgaben der alten Naturforscher anzuwenden pflegte. Der gelieferte Text weicht gar sehr von dem ab, welchen wir in den Ausgaben der Aristotelischen Schriften, auch in der neuesten Bekkerischen lesen. Das Buch selbst ist ganz im Geiste der Aristotelischen und Theophrastischen Schriften geschrieben; nachdem im Allgemeinen vom Leben der Pflanze gesprochen, geht der Verf. zu den Verschiedenheiten derselben nach den Theilen oder Eigenschaften über, mit weniger Ordnung, als wir im Theophrast finden, aber auf eine ähnliche Weise. Es ist ein Hinarbeiten auf höhere, philosophische Principien, die doch nicht gegeben werden. Der Herausgeber hat nicht allein die Varianten sorgfältig mitgetheilt, sondern auch einen Commentar beigefügt, der wiederum von grofsem Fleifse und oft von glücklichem Scharfsinn zeugt. Ueberall sind die Stellen im Theophrast und in den Aristotelischen Schriften nachgewiesen, worauf Nikolaus Bezug genommen, und welche daher sehr zur Erläuterung des Textes dienen. Manche Wörter, meistens verstümmelte arabische, offenbar durch die Unwissenheit des Uebersetzers entstanden, sind nicht zu erklären, bei andern mufs man rathen, und nicht selten hat es der Herausgeber mit Glück versucht, auch dabei seine Kenntnifs des Arabischen gezeigt. Eine Bemerkung will Ref. machen um zu zeigen, dafs er das Buch aufmerksam gelesen. S. 17 kommt die Stelle vor: ut id, quod dicitur magnus cannae et rubus. Dafs canna die henna der Araber sei, Lawsonia inermis, bemerkt der H. zuerst, und dann meint er, das Wort magnus, hier ganz ohne Sinn, sei aus dem arabischen مجانس verstümmelt, welches ähnlich bedeute. Aber das Wort ist in dieser Bedeutung wenigstens ungewöhnlich, wenn nicht gar unarabisch. Doch der H. war, wie ich meine, der richtigen Erklärung sehr nahe; magnus ist verstümmelt aus من جنس, von der Art, also von der Art der Henna. Das Wort aletafer an einem andern Orte hält er für Verstümmelung des el azfar, welches einen Baum bedeutet, den die Araber auch: wer sah meines gleichen? nennen. Er vergleicht damit eine Beschreibung in Angeli a Sto Josepho Pharmacopoea persica, von einem Baume, den die Einwohner das Wunder nennen, und zieht dieses auf die Calotropis procera, ein schönes indianisches Gewächs, allerdings sehr sinnreich und nicht unwahrscheinlich. Zuletzt wird von den Früchten der Myrobalanen geredet, wo der Text sagt, sie erlitten eine sonderbare Veränderung im Geschmack, sie wären im Anfange süfs und würden nachher bitter. Man führte oft diese Stelle als einen Beweis an, dafs die vorliegende Schrift aus spätern Zeiten herrühre: denn die ältern Schriftsteller kennen die Myrobalanen nicht. Der Herausgeber erinnert vorläufig, die Myrobalanen würden als säuerlich, nie als bitter beschrieben. Dann traf er auf eine Stelle in den Dietzischen Excerpten von Ibn Baithar, wo eine Pflanze balan beschrieben wird, die ziemlich gut mit Physalis somnifera übereinkommt. Nun ist aber bekannt, dafs der Kelch der Physalis-Arten zur Zeit inwendig mit einem harzigen Staube überzogen wird, der einen bittern Geschmack hat und der Frucht die Bitterkeit mittheilt. So glaubt also der Herausgeber, sehr scharfsinniger Weise, dafs balan die Veranlassung für den Uebersetzer aus dem Arabischen gewesen sei, Myrobalanen an ihre Stelle zu setzen. Man sieht aus allem diesen, mit welchen Kenntnissen, Fleifse und Scharfsinn der Herausgeber das vorliegende Werk bearbeitet hat, und Ref. sieht mit Vergnügen der angekündigten Ausgabe des Werkes von Albertus Magnus über die Pflanzen entgegen.

Link.

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

1) *Ferdinand Weber, die Construction des absoluten Standpunctes und das System des absoluten Idealismus.*

2) *Carl Hinkel, die speculative Analysis des Begriffs „Geist", mit Darlegung des Differenzpunctes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpuncte einerseits und dem absoluten Standpuncte Weber's andrerseits.*

(Fortsetzung.)

Es folgt (S. 114 ff.) eine Polemik gegen die beiden *concreten* Theile der Hegelschen Philosophie. Sie dürften gar nicht existiren, denn die Philosophie gebe nur die *Begriffe*, die Logik aber enthalte alle Begriffe, und fasse alle im Begriffe „Geist" zusammen. So werde denn auch in der Naturphilosophie nur der *Begriff* Raum, nicht der Raum, der *Begriff* Zeit, nicht die Zeit u. s. f. gegeben. Ebenso in der Philosophie des Geistes. Weber hat bei dieser Polemik besonders meine „Idee und Geschichte der Philosophie" Theil I. im Auge. „Jetzt bietet sich aber noch eine Gegenbemerkung dar. Man kann sagen, die Logik behandelt die Natur- und Geistesbegriffe im Elemente des *reinen Gedankens*, während die Realphilosophie zum Begriffe noch die *Anschauung* hinzunimmt (ich hatte nämlich in obigem Buch entwickelt, wie zunächst die Naturphilosophie der *Begriff als Anschauen* sei.) So? das hiefse: die Realphilosophie ist nicht mehr Philosophie, sondern *fällt in die Vorstellung zurück*. Man brauchte dann nur zu *sagen*: Schaut die Begriffe der Logik, z. B. des Lebens u. s. w. an, so habt ihr die Realphilosophie." In der That, nicht übel gesagt! So ist der Raum das angeschaute Sein, die Zeit das angeschaute Werden (*Hegel*, Encycl. §. 258), das Licht, das angeschaute Scheinen, das Thier das angeschaute Leben u. s. f. Allein das Anschauen ist als philosophisches nicht das unmittelbare und nicht ein *Hinzunehmen* der Anschauung zum Begriffe, sondern das *Sichsetzen* des *Begriffes* als Aeufserlichkeit, somit der *Begriff* als Anschauung und in einem logischen Organismus des Anschauens. Damit fällt der Begriff nicht in die Vorstellung zurück, wie Weber gedankenlos sagt, sondern setzt die Vorstellung als Begriff, ist einfache Selbstgleichheit in seinem Andern, der sich in das Anschauen affirmativ continuirende Begriff, der sich so die Welt unterwirft. Zu solchen Mifsverständnissen führt eine starre Phantasie.

Nachdem so unter *a* und *b* Schelling und Hegel abgehandelt sind, folgt unter *c* noch eine Ueberschrift: *Die Idee und das Ideal, das Offenbarwerden des Dualismus und die gewordene Wahrheit.* Dieser Abschnitt beschäftigt sich namentlich wieder mit einem Hauptpuncte, dem Gegensatz von Potenz und Actus, Möglichkeit und Wirklichkeit, deren *Unterscheidung* der Grundfehler bei Hegel sei. Denn concrete Möglichkeit *sei* Wirklichkeit. Wohl richtig, aber indem beide Momente ebenso *unterschieden* sind, ist die Möglichkeit eben *Procefs* der *Verwirklichung*, und die Wirklichkeit *Procefs* der *Möglichkeit*, und dieser ist das Universum. Nach Werbers abstractem Zusammenwerfen ist von Möglichkeit und Wirklichkeit überhaupt nicht mehr zu reden. Bei ihm erstarrt die Dialektik durchweg. Anstatt zu erkennen, dafs Möglichkeit und Wirklichkeit *ebenso* unterschieden *als* identisch sind, also ein Aufheben durch Unterscheiden, ein Zusichselbstkommen im Andern, sagt er, wie Xenophanes ins Blaue hineinfahrend: Die Möglichkeit ist die Wirklichkeit, es gibt keinen Unterschied. So ist die ganze Schrift eine *Ohnmacht* der speculativen Idee, ein verrauntes Denken, daher eine *Verrücktheit* gegen die concrete Welt, ein speculativer Wahnsinn. Alle Sätze S. 137 ff. werden hiermit schief. Statt

dafs nach der wahren Dialektik der Geist als seine *Selbstverwirklichung* erscheint, wird er hier überall ein starres Sein, daher geistlos. Thöricht ist damit auch die Polemik gegen die *Reihe des Denkens* nach den Momenten $\alpha + \beta + \gamma \ldots$, als wenn durch diese Selbstunterscheidung das Eine Denken von sich selbst getrennt würde. Die *Zeit* ist hierin als *gesetzt* aufgehoben, untrennend. Und wenn hier oder jetzt noch nicht Alles begriffen ist, so mufs man schon apriori die Selbstverwirklichung aufgehoben haben, um darin den *Schaden* der Idee zu sehen. Denn die Idee bleibt sich gleich, *weil* sie *sich* continuirt, und sich durch die Zeit in sich selbst beschliefst, durch ihr Anderes sich nicht von sich trennen läfst, so die Zeit ihr nur das *verschwindende Nichts* ist, so dafs sie durch Aufhebung des Aufsereinander ewige lebendige erfüllte Wahrheit ist, *ewiges Jetzt*. M. vgl. m. Idee u. Gesch. d. Philos. S. 119—121, wo die Anmerkung, die einen geistvollen Jüngling erwähnt, gerade auf unsern Weber geht. Jenes Absolute Webers ist ein *Erschrecken* vor seinem Aufsersichsein der Zeit; es ist dafür sein Procefs — denn dieser mufs sein, weil das Eine All-Eins ist — auf *Einen Moment der Zeit* zusammengeschrumpft, und dieser wird Ewigkeit genannt. Das Eine *hat* sich daher ewig gesetzt, es ist absolut vergangen, und *ist* immer in seinem Tode zusammengesunken. Auf dem Boden dieser todten Ewigkeit spielt dann die Zeit eine jämmerliche *Scheinrolle*; es ist mit dem Eingehen der Ewigkeit in die Zeit und umgekehrt kein *Ernst* — sie starren sich in festem Dualismus an, sie lösen sich nicht in einander. Die Idee Hegels ist vielmehr die Befreiung dieses todten All-Eins zu seiner ewigen lebendigen Vermittlung und Fülle. Denn *ewig* unterscheidet sich der Begriff von sich selbst und geht mit sich zusammen; so ist er überall und immer Potenz und Wirklichkeit, und jede Wirklichkeit ist Potenz, jede Potenz Wirklichkeit — ewige Dialektik. — Dabei meint nun der Vf. (S. 140), das absolute Wissen sei *nie* wirklich; denn wolle man sagen, es existire nur in der *Totalität* aller Geisterreiche, so sei zu erwidern, dafs der absolute Geist nicht aus *vielen Ich zusammengesetzt sei*. Hier *setzt* aber nur der Verf. den absoluten Geist *zusammen*; denn dieser ist die Aufhebung aller Ich, die sich wissende Wahrheit, und jedes solches Wissen ist die Wirklichkeit des Absoluten, das durch Ich und Zeit nicht von sich selbst getrennt wird, sondern deren Idealismus ist. Die Kraft der Ewigkeit ist, in ihrem Andern sich gleich zu bleiben, in ihrem Verluste sich zu gewinnen, die Zeit als eine *Mitte* zu setzen, durch welche sich das Ewige mit *sich* zusammenschliefst — wie gesagt, als ein sich aufhebendes Nichts der Ewigkeit. Hat der Geist nicht den Muth, sich in diesem *Andern* wiederzufinden, so ist er in seiner eignen Ohnmacht fixirt, wie Weber. Diese Ohnmacht scheint in aller Polemik wieder, und es ist daher unnöthig und langweilig, sie immer von Neuem flüssig zu machen, zu zeigen, wie immer und überall das Streben den Dualismus wegzuwerfen, in den absolutesten Dualismus hineinreifst. So vgl. m. S. 155: „Wenn Eins wird, wird Alles, wenn Eins ewig ist, ist Alles ewig. Neben dem Ewigen kann kein Werdendes bestehen, und neben dem Werdenden kein Ewiges. *Entweder* Alles Werden — *oder* Alles Ewigkeit." Ist aber Alles Werden, so ist das Werden Ewigkeit, denn es ist einfache Selbstgleichheit; und ist Alles Ewigkeit, so ist die Ewigkeit Werden, denn sie ist Alles, und setzte man das Werden als das Nichts der Ewigkeit entgegen, so wäre das Nichts aufser ihr, sie also nicht Alles.

So vorbereitet schreiten wir endlich unter 3. über Wissenschaftslehre und Weltanschauung zum *absoluten Standpunct*. Wir kennen ihn. M. vgl. besonders S. 167, 173. Das Ewige, Eine hat sich *total momentisirt* (ein Lieblingsausdruck), so ist eine Vielheit *ewiger Ich*, absoluter Geister, die Eins sind. Nach der Seite des ewigen Unterschieds sind sie eben so viele *Bruch-Ich*, die durch ihre momentielle Anschauung den *Werdeschein* und die *Scheinnatur* hervorbringen. Der Dualismus bricht überall hervor, so S. 186 u. s. f. und endlich hinkt das traurige Geständnifs des ewigen Weberschen Ich nach (S. 189, 191.) „Die *Philosophie* hat ihre bestimmte, scharf abgegränzte Sphäre. Was in ihr gewufst wird, ist nicht Gott, wie man sich ungenau auszudrücken pflegt, sondern *Gott insofern er nichts als das Gewufste ist*, *folglich* der Begriff Gottes, und somit der Begriff der Totalität." Ferner: „Die Speculation begreift nur ein *Moment* der Wirklichkeit, oder des Seins, den Begriff. Der Begriff ist aber nicht die ganze Realität. — Damit ist der Begriff und das was begriffen wird freilich identisch; denn was begriffen wird ist eben der Begriff."

Ferner: „Ueberhaupt ist das Unternehmen, Empirie und Philosophie vermitteln zu wollen, ein *vermessenes*, denn es bezweckt das Wissen des *endlichen* Ichs an die Stelle des *göttlichen* zu setzen". Wo ist denn aber das göttliche Ich? Geht denn Webers ganze Deduction aus dem endlichen Ich hervor? Ja wohl, aus endlichen Abstractionen.

Es folgt (S. 194—342) das *System selbst*. 1) Die *Dreieinigkeit*. a) Der *Eine Geist* als die Totalität; *b*) *die ewige Selbstwiederholung* der Totalität oder die *vielen Urgeister* (es ist barbarisch); *c*) das *bestimmte ewige Ich* oder die Separabilität der ewigen Geister. 2) Das *Fürsichsein* der *Bestimmtheit* des ewigen Ich. *a*) Das Ich in seiner *ewigen Individualität*, der λόγος als absolut sich wissender Gott. *b*) Das *Fürsichkommen* (?) des Bestimmungskreises — die Menschwerdung Gottes oder die Weltschöpfung. Das ewige Ich ist eine ewig centrirte Reihe von Bestimmungen, die *simultan* existiren. *Woher* denn diese Bestimmungen und *welche?* Weber hat kein Princip des Bestimmens, sondern das ewige Ich hat sich in Einem Act zerschlagen und reflectirt. Wie, woher, warum, in was hat es sich zerschlagen? Nun, dieses Bruch-Ich Weber wird darüber keinen Aufschluſs geben können. — Die Bestimmungen sind nun *geistige*, folglich *bewuſste* (versteht sich von selbst). „Allein in der Form von in sich reflectirten Bestimmungen können sie keineswegs blos in der Weise der *ewigen Gipflung* (ein Lieblingsausdruck) oder als ewiges Ich bestehen. Wäre dies, so würde das ewige Ich nur als solches und nicht *auch* in der Weise seiner *Bestimmtheit*, und damit auch nicht als Selbstwiederholung existiren. Oder: „denn die geistige Bestimmtheit wäre gar nicht vorhanden, wenn sie nicht *ebensowohl abgerissen* existirte". Nach dem *Princip* Webers folgt freilich nur, daſs das Eine die unendliche leere Wiederholung und damit Langeweile ist — das unendlich wiederholte Eins. Indem nun in dieser Multiplication (*hierhin* gehört allerdings der Proceſs — es ist I in seinen Potenzen, unendlich mal 1) jedes Eins die Resumtion Aller ist, so ist jedes ein ewiger Gott, d. h. ein aus todten Eins reflectirtes todtes Eins. Nun soll das Eins in seinem Reflectirtsein sich auch *zerreiſsen*. So tritt das ewige Ich in Moment-Ich, Bruch-Ich aus einander, wo nur das *abstracte* Ich durchlaufende Copula ist. Das Bruch-Ich bringt so in dem Durchlaufen seiner Momente das Werden hervor. Durch diesen *gewaltsamen rechtlosen Sprung* springt der Verf. in die Scheinwelt des Werdens. Hier Bruch-Ich, dort philosophisches Ich, dort ewiges Ich, absolute Zerreiſsung und Einbildung. Für den Verf. wird die Welt zu einem *unendlich künstlichen Scheine*, der sich bald noch bunter gestalten wird. *c*) Mit dem Bruch des Ich in Ichpuncte ist das *endliche Bewuſstsein* ewig gesetzt, folglich das *endliche Ich*, der abgefallene Urmensch deducirt — dieser ewige Satan. So ist das endliche Ich ewig *an seinem Punct* festgenagelt und ewig getrennt vom ewigen Ich, der Totalcomprehension. Und wo ist diese? In den leeren Zwischenräumen Epikurs, nirgends als in dem *Ideal*, d. h. der *Einbildung*, dem *Jenseits* Webers, der, indem er dieses Absolute in sich setzt, *an sich* gröſser ist als man von seinem Bruch-Ich erwarten sollte. „Gott ist also dem für sich seienden Momente *extern*, und es ist damit der Abfall von Gott" (S. 205). Wohl heiſst es weiter, keineswegs sei aber das Ich auſserhalb Gottes. Eitle Ausflucht! Der Gott, der dem Ich extern ist, ist an ihm selbst die Externität des Ich. Wäre hingegen das Ich Gott immanent, so auch Gott dem Ich, dann wäre es aber *nur* aufgehobenes Bruch-Ich. — Indem nun das endliche Ich *theils* ein Aeuſseres ist gegen alle andern Ich, *theils* gegen die innern göttlichen Momente, so tritt ihm eine *Vielheit von äuſseren Ich* und eine *Vielheit von natürlichen Objecten* entgegen, damit Raum, Zeit, die Scheinwelt, die disjecta membra des Absoluten. Dieser Uebergang wäre bei Hegel berechtigt, denn da ist es der objective Proceſs des Absoluten, die einfache Wahrheit. Bei Weber ist es ein künstliches Hirngespinnst, ein ganz *subjectiver Idealismus*. In ihm entsteht so dem Ich ein *nie zu besiegendes Axeiron*, zufällige Aeuſserlichkeit, die aber in der absoluten Resumtion der *panharmonische Kosmos* ist. Was daher *hier* Zufall, Böses, Miſsgeburt, Unwahrheit, *dasselbe* ist *dort* Vernunft, Gutes, Schönes und Wahres; die Welt des Wahnsinns ist an sich eine Welt der Weisheit u. s. f. Bei Hrn. *Hinkel* werden wir diese Anschauung noch bestimmter auftreten sehen. Es ist die *unidealste* Manier, den ganzen endlichen Jammer unbewegt, unaufgelöst in den ewigen Sack zu schütten, und ihn eben damit für aufgelöst zu halten. So bleibt freilich anstatt der Idee nur Stroh und Holz zurück. — *Ge-*

sammtresultat (S. 209): „Durch den ewigen Abfall von Gott schaut das endliche Ich den absoluten Geist als chaotisches Gemenge wirr durcheinander geworfener Einzelfiguren, die sich ordnungslos vernichten und neu gebären. Nicht einmal Spuren von schlechthin nothwendiger Regel finden sich vor; denn alle Regel ist nur im Ich und ist die innerlich gebliebene Reihe von Ideen, welche sämmtlich in der Einen Uridee, der Idee des ewigen Geistes explicirt enthalten sind. Alles andere ist eine *anamorphotische* Figur für das Ich, entstanden durch das falsche (?) Medium, mittelst dessen es genöthigt ist, Gott anzuschauen. *Gott als diese anamorphotische Figur verobjectivirt heiſst die Welt der concreten Einzelheiten, wie sie dem Ich erscheint*". Wie kann der schlechteste *subjective Idealismus* besser bezeichnet werden? Welcher Widerspruch aber, in dieser Ewigkeit von *falschem* Medium u. dgl. zu reden. Da ist ein Medium so wahr als das andere, d. h. Alles ist Lüge. In der That aber müſste Weber das ganze ewige Ich wegwerfen, denn es mit Allem ist ja nur — *Einbildung* des Bruch-Ich Weber.

Es folgt nun die nähere Ausführung der *anamorphotischen Figur*, wozu nur „*Notizen*" den Weg andeuten sollen. α) *Philosophie der Natur* — ein chaotisches, anamorphotisches Gewirre. β) Die Lehre vom endlichen Ich in seiner Stellung als Einzelheit — *sinnliche* Bestimmtheit des Ich (wobei S. 267. 268 eine höchst naive Stelle zur Erklärung der *Familie* von Ichs) — *Welt der Einbildung* — *Fürsichsein* im Ich. γ) Philosophie der *Weltgeschichte*. Hierbei S. 289 unter dem Titel: der monistische Nihilismus, eine Hauptsalve gegen Hegel und das Werden. Hier geht der Verf. noch mehr, wie beim Fürsichsein zurück, um nun das *Werden selbst* zu vernichten. Da greift er endlich die Sache bei der Wurzel an. Allein diese Mühe konnte er sich noch mehr sparen, da sogar das Fürsichsein, ja das Dasein schon der Tod des abstracten Werdens ist. Der Verf. freilich hat auch ein Werden, d. h. ein ewiges Gewordensein, welches längst nicht mehr wird, und nie geworden ist. Der Verf. sagt einmal, es gehe der Hegel'schen Idee wie jenem Thier, das, nachdem es ausgewachsen, noch immer fort wachse. Er selbst hat wenigstens ein nicht minder wunderbares Thier hervorgebracht, das, ehe es zu wachsen anfängt, immer schon ausgewachsen *ist*.

Endlich schlieſst das Ganze 3) mit der mit sich selbst zusammen gegangenen Endlichkeit, der *absoluten Ewigkeit*. Es werden hier alle früheren Widersprüche nur *zusammengestellt*. Daſs die *Unsterblichkeit des Ich* u. dgl. leicht deducirt wird, versteht sich von selbst; denn wo schon Alles todt geboren ist, kann Nichts sterben, und wo Nichts stirbt, ist Alles unsterblich, nur das Nichts *ist* ewig gestorben. Das Buch endigt mit einer mystischen Stelle (S. 341. 342), und zuletzt mit den Worten: „Alles was Gott heiſst, ist in den Dualismus zerfallen; alles was dualistische Existenz ist, Gott geworden (so?). Im einen Uract ist so die ganze Ewigkeit Endlichkeit, im selben Uract alle Endlichkeit der absolute Geist". Den aber bedeckt ewige dunkle Nacht, denn Niemand hat ihn geschaut. Fassen wir zusammen. Dieser edle Geist hat sein Denken zum starren All-Eins, zu einer Parrhesie des Wahnsinnes verfestet. In sich zurückgezogen hat er eine hohle Traumwelt sich auferbaut. Im Kampfe gegen die offenbare Welt hat er sich in sich verzehrt — denn das Wesen ist todt, wenn es nicht scheint. So ist alle Dialektik bei ihm *Sophistik* geworden: er war durch und durch Sophist gegen die Wirklichkeit, gegen Hegel u. s. w. Es sind in letzter Zeit mehre ähnliche Erscheinungen hervorgetreten. Dort, wo man Alles in dem *absoluten Nichts*, oder in der *Dreiecks-Strahlung* begreifen wollte, ist eine ähnliche Ekstase des Denkens herausgetreten. — Aber namentlich bei Weber war es ein groſser tiefer Geist, der so groſs und tief irrte.

Die Schrift No. 2. ist, wie schon bemerkt, zur weiteren Explication der Ideen Webers, und namentlich zur Darlegung ihres Verhältnisses zu dem Hegel'schen und Neuschellingschen Standpuncte bestimmt. Der Verf. fordert am Ende der Vorr. (S. IX) eine *vorurtheilsfreie* Beurtheilung. Vielleicht habe gerade ich diese Forderung auch nach der *andern* Seite hin besonders zu berücksichtigen, da die Freundschaft desselben gegen mich leicht ein Vorurtheil *für die* Schrift hätte erzeugen können. Jedenfalls ist es ein sehr schönes Zeichen, wenn die tiefsten Interessen des Geistes den Geist auch über die Universität hinaus fortwährend in Anspruch nehmen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

1) *Ferd. Weber, die Construction des absoluten Standpunctes und das System des absoluten Idealismus.*

2) *Carl Hinkel, die speculative Analysis des Begriffs „Geist", mit Darlegung des Differenzpunctes zwischen dem Hegel'schen und Neu-Schelling'schen Standpuncte einerseits und dem absoluten Standpuncte Weber's andrerseits.*

(Schlufs.)

Es ist nun zu sehen, inwiefern H. Hinkel dem Systeme Webers, auf dessen Schrift er sich fortwährend bezieht, eine haltbarere Grundlage gebe, als die uns erschien, welche wir bei Weber selbst fanden. Es scheint dies jedoch im Voraus unmöglich, und es dürfte eher zu erwarten sein, dafs durch die Reproduction einer solchen fixen Idee in einem andern Geiste, bei welchem sie nicht mehr ursprüngliche Schöpferkraft ist, dieselbe in ihrer ganzen Haltlosigkeit zur Erscheinung kommen werde.

Die wahrscheinlich später noch eingeschobene *Einleitung* (S. XV—XXXII) gibt eine allgemeine Entwickelung des Grundgedankens der Weberschen Anschauung als des höheren Resultates der Hegelschen und Neuschellingschen Lehre. Die Kühnheit des speculativen Selbstbewufstseins (nicht zu tadeln!) zeigt sich sogleich in Stellen wie S. XVI: „Der vor der Welt stehende Jehovah, so von dem Throne heruntergestofsen, verfiel in den Procefs, der ihm unumgänglich nöthig war, wenn ihm überhaupt wieder aufgeholfen, und er concreter absoluter Geist werden sollte". Man vgl. übrigens *Heine* im Salon. — *Hegel* zeigte mit Recht, dafs den vorweltliche Gott nur die Abstraction des Universums von sich selbst, die Idee sei; aber er scheiterte an dem Fortführen der Idee zum Begriffe des concreten Geistes (d. h. zum Geiste Webers). Gegen Hegel erhob sich die *Neu-Schelling*sche Richtung, welche aber am Weltwerden der Idee scheiterte. *Weber* vermittelte den Gegensatz und schlofs die Bewegung. *a) Hegel.* Er setzt dem *Begriffe* des Universums die *empirischen Existenzen* gegenüber. Die zu sich selbst gekommene Idee begreift nicht jene, sondern nur ihre Begriffe, d. h. sich selbst. Wir fanden dasselbe bei Weber. Was heifst denn *begreifen* anders, als die empirischen Existenzen als *Dialektik* des *Begriffes* aufzeigen? Freilich frifst die Idee die empirische Welt nicht mit Haut und Haaren; sie ist die unendliche Güte, sie frei gewähren zu lassen, denn sie weifs, dafs sie sich doch nur nach ihr bewegt, nur sie verherrlichen mufs, die Vernunft existirt auch als seiende Unmittelbarkeit, und die Reflexion in sich ist die *Aufhebung* der unmittelbaren Gestalt zur ideellen, der gesetzten Allgemeinheit. Denn im Stürzen der Gestalten der Welt und ihrem ewigen Flusse fafst sich der Geist zu ihrem ruhigen Idealismus zusammen, und *setzt* sie als das, was sie sind. Wie kann der Verf. (S. XVIII) sagen, der Grundgedanke Hegels sei: „Die Idee ist die einzige wahre Wirklichkeit. *Unbegriffen und schlechthin aufser sich ihr Anderes liegen lassend greift sie über ihn hinweg*" (dieselbe Wendung fanden wir bei Weber)? Während die Philosophie umgekehrt zeigt, dafs der Begriff *nur* die Reflexion in sich des Andern, nur die am unmittelbaren Object zu sich kommende Subjectivität ist. Allein man erkennt leicht, was Hr. Hinkel will: die Existenzen sollen unmittelbar in den ewigen Sack geworfen werden, *nicht* durch *Idealismus*. Sagt man mit *Platon*: Entstehen und vergehen nicht alle diese unmittelbaren Gestalten, wie sollen sie als solche absolut gesetzt werden? so wissen wir die Antwort: sie *sind* schon ewig im ewigen Sack aufgehoben, sie brauchen nicht mehr hinein zu kommen. Wir werden es unten noch besser sehen. In der

That ist die Vernunft *Freiheit* nur *durch* Abstraction, Ideellsetzen; eine Vernunft, die sich mit den empirischen Existenzen an allen Füfsen herumschleppt, ist eine bleierne, fixe Vernunft, die nicht von der Stelle kommt, sondern im absoluten All-Eins-Tod hängen bleibt. Aber diese neue Schule läfst alle, die schlechtesten wie die besten (m. vgl. Hinkel S. 142 f.) Existenzen dadurch selig werden, dafs sie dieselben in ein schlechthin jenseitiges, unpräsentes Ichspectrum als *Einzelideen* hineinphantasirt, von ihnen *sagt*, sie seien ewig in der Totalität zusammengegangen. — Weiter wird gegen Hegel eingewendet, die Idee komme nicht nach langem Warten erst zu sich, und dergleichen Weber'sche Tiraden. Bei der Idee handelt es sich nicht um Warten oder Zeit; wohl aber *rächt* sich die Zeit an ihren Leugnern dadurch, dafs sie ihnen zu einem unüberwindlichen Pfahl in der Idee wird. In der That und Wahrheit ist, wie wir bei Weber sahen, die Zeit keine Macht über die Idee, sondern diese geht durch sie als ein verschwindendes Nichts mit sich selbst zusammen, und ist *zeitlos durch Aufhebung der Zeit*. Ist sie zeitlos durch *Abhaltung* der Zeit, so ist diese ihre Grenze, an der sie zerbricht; und macht man die Zeit mit Weber zu einem Ichspectrum, einem subjectiven Schein, so zerbricht die Idee an diesem Schein. *b) Schelling* mit seiner *neuen Schule* hat die Hegelsche Idee ergänzt, indem er dieselbe als *ewige* Reflexion in sich, mithin als absoluter Geist fafste. Wie entsteht aber hier die Welt? Sie ist zugleich eine That des *selbstlosen Grundes* und der *göttlichen Freiheit*. Die Geschöpfe des Grundes werden von Gott dem Geist universalisirt, und wenn der Grund seine ganze Mannigfaltigkeit entfaltet hat, wird Gott Alles zurückfassen. Das Falsche ist nun hier, dafs die Welt erst *später* aus dem Grund heraus folge. Denn die Lehre ist bestimmt diese (S. XXII): „Ewig und absolut ist der dreipersönliche Gott, der mit der absoluten That seiner Selbsterzeugung zugleich die Weltidee, den Grund der Welt erzeugt und so ewig erzeugt. Er läfst ihn dann durch einen an sich ewigen aber für das Geschöpf in die Zeit fallenden Act real werden. Die Idee wird Welt, und realisirt sich durch alle Stadien hin. Am Ende der Tage wird Gott das Gericht halten und alles zur absoluten Einheit zurückführen". Der Mangel überhaupt ist, dafs die Stufe trotz ihres Fortschrittes in der Kategorie des *endlichen Werdens* stecken bleibt. Wir bekommen: Gottes Ewigkeit vor bis zur Weltschöpfung — Gottes Ewigkeit von der Welt bis zum Weltgericht — Gottes Ewigkeit von da bis dahin, wo er Alles in Allem ist. Es ist nicht zu leugnen, dafs jene Richtung, inwiefern sie an dogmatischen Vorstellungen haftet, dergleichen Absurditäten von einer einmal entstandenen Welt, einem Abfall des Urmenschen u. s. w. vorbringt. Das Ewige, *weil* es Selbstgleichheit ist, so ist es ewiges Manifestiren, also zeitloses Weltschaffen. Dennoch bringt Hr. Hinkel auch sehr einseitige Einwendungen vor, z. B. S. XXIII: „Mit derselben Schnelligkeit, mit der im Augenblick Myriaden Dinge entstehen, mit derselben Eile ändert Gott in jedem Moment seinen Willen. Der über und über verwandelte Gott, der so nur ein reines *Werden* seiner Willensbestimmungen ist, schafft die werdende Welt". Wenn auch hier der Richtung nur eine Phantasie zu Grunde liegt, so phantasirt sie doch Gott als den Idealismus der Welt, in welchem als eine ewige Totalität die Zeit *gesetzt* sei. Hr. Hinkel macht damit seine Sache gar nicht gut, dafs er die Gedanken *Anderer* in einer Rohheit erscheinen läfst, die sie nicht haben. Mit Recht wird aber dem Standpunct vorgeworfen, dafs er sich bald in das Reich der *Mythen und Phantasie* verliere. Mit spafshaftem Humor wird namentlich die Lehre vom *Urmenschen* behandelt, insofern er ein *ewiger* sein soll (S. XXVI. XXVII): „Wir haben stets drei Zeitpuncte: 1) ehe er da war, 2) er ist da, 3) er fällt ab. Und das ist wieder eine schöne Ewigkeit, die zwischen zwei Zeitpuncten steht! Diese Ewigkeit, die vorn und hinten offen steht, u. s. w." Die Nichtigkeit der Lehre vom *Abfall* wird hervorgehoben. „Nach Allem bleibt der Urmensch jener Lehre ein unvollkommnes Geschöpf" (S. XXVIII). *c)* Als das höhere, die Mängel Hegels und Schellings aufhebende Resultat wird nun der Webersche Standpunct definirt: „Gott ist eine Unendlichkeit bestimmter ewiger Geister, von denen ein jeder das Ganze und zugleich seine Bestimmtheit oder seine geistige Reihe in sich ist" (S. XXX). Das heifst nun: Was bei Hegel und Schelling nicht mit Weber einstimmt, werfen wir weg, und so haben wir mit Nothwendigkeit den Weberschen Standpunct.

Die Schrift selbst zerfällt in *drei Abschnitte*. Im *ersten Abschnitt* wird der *absolute Anfang der*

Philosophie und die *innere* Explication der Idee oder die *reine Kategorie* behandelt. Jener ist das der Objectivität gegenüber tretende Ich, das die Kategorieen als Analyse des Begriffs „*Geist*" findet. Sie sind rein für sich: *A*) *Sein*. Ein dürftiges Hinlaufen am Faden der Hegelschen Logik mit einiger unbedeutenden Veränderung und Polemik. *B*) *Wesen und Schein*. Ebenso. Bei der Kategorie der *Wirklichkeit* war natürlich wieder eine Hauptsalve gegen Hegel zu erwarten. „Die Wirklichkeit ist gar keine endlich *werdende*, kein Procefs, sondern *ewig* und *simultan* werdende oder zumal *gewordene*" (S. 21). Man legt das Werden in das *Dunkel* der steten Vergangenheit zurück, um es desto *klarer* zu machen. Es kommt ganz die Webersche Polemik. „Der Werdeprocefs ist nur möglich, wenn ein *Stück Wesens* zurückbehalten wird, das nicht erscheint" u. s. w. Es ist roheste Vorstellung, die von der Sache nicht das Geringste versteht. Alles Wirkliche ist selbst Potenz, jede *bestimmte* Wirklichkeit *bestimmte* Möglichkeit, das Absolute in allen seinen Momenten ewige Dialektik, Productivität. Es ist das Zusichkommen in seinem Abstofsen von sich selbst, das absolute Setzen des Andern und Zusammengehen mit ihm. Als *Aufsereinander* ist es ewige Dialektik der Welt. — Hierbei heifst es: „Defshalb auch die rohsten Systeme, wie das eines *Heraklit* den in der That höchst oberflächlichen Ausspruch that: Alles ist Werden" (S. 22). Es ist vielmehr eine Rohheit, so zu reden. *C*) *Die Idee als Ich und ihre Beziehung zu sich selbst*. Es ist die Lehre vom Begriff. Im *Anhang* (S. 35 ff.) soll noch näher die *Differenz* zwischen Hegel und Weber angegeben werden. Die wahre Differenz ist, dafs hier die tiefsinnige Logik Hegels zu einer dürren Verholzung zusammengeschrumpft, und ihr die fixe Idee der Totalresumtion aufgepfroft ist. Uebrigens wiederholt die Polemik nur die Weberschen Puncte, die ganze Philosophie müsse eigentlich in der Logik beschlossen sein, der Chemismus müsse in das Leben, nicht die Teleologie übergehen u. s. f. Zu letzterem bemerken wir nur noch, dafs in der logischen Entwickelung erst noch die *Differenz* der subjectiven und objectiven Idee, die *äufsere* Teleologie hervortreten mufs, ehe sie sich *zum* Leben der immanenten Teleologie aufhebt.

Es folgt im *zweiten Abschnitt* die *Dialektik* der *Idee* oder die *Duplicität der Kategorieen*. *A*) Das *Wesen* der Kategorieen. Sie sind die Analyse des Begriffs „Geist" und damit die *Form* der *Wirklichkeit*. (Beiläufig mache ich auf die falsche Angabe des Gesetzes des Falls (S. 73) aufmerksam.) Bei Hegel seien die Kategorieen auch die Form der Wirklichkeit, aber verkehrt durch die zu Grund liegende Welthypothese (m. s. aber bei Weber). *B*) die *Duplicität* der Kategorieen, d. h. es soll die *Idee* als Einheit mit der *Wirklichkeit* nachgewiesen werden. Es ist nichts als Wiederholung des früheren Schema, wobei nur immer gesagt wird: die Idee als Sein, als Dasein, als Wesen u. s. f. ist die Welt, das Wirkliche. Damit tritt dann bei der Quantität der *Raum* u. s. f. hervor. Das vertritt die Stelle der Realphilosophie. Bei der *Wirklichkeit* war wieder eine Grundanschauung zu erwarten. S. 99 Anmerk. heifst es: „Das Princip des *absolut realisirten Wesens*, oder die Durchführung der Anschauung, dafs *alles Werden* im Ewigen erloschen oder *ewig* sei, — das Ganze dieses eine unendlich gegliederte Leben begriffen im absoluten Geiste sei, — giebt die *eigentlich speculative Weltanschauung*, welche die *Reformation* der ganzen Philosophie nunmehr durch *Weber* zur Folge hatte." S. 107 erfahren wir, wie bei Weber, die eigentliche *Bedeutung* der Philosophie: „Die Philosophie ist die Stufe des *Wissens Gottes von sich*, in der er selbst als *ewig gebrochener* Geist in sich und damit in der *absoluten Dualität* sich nur als *Abstractum des Ganzen hat*." So ist Gott ewig absolut in sich getrennt. Wenn nur auch die absolute *Resumtion* irgendwo existirte! Es existirt aber nur ihr Ideal, ihre Einbildung im Gehirne der Subjecte, die sich anmafsen, aus ihrem ewigen Bruche über die absolute Resumtion zu raisonniren, die sie nicht haben.

Der *dritte Abschnitt* gibt endlich die *ewig erfüllte Totalität*, das Gesammtergebnifs, Webers Idee. Dabei noch näher: *A*) die *absolute Freiheit des endlichen Ichs*. Resultat aus dem absoluten Standpunct (S. 124); „Freiheit ist keine Kategorie für einen Standpunct, der von einem Geschehen und Werden im Nacheinander redet. Frei ist nur, was sich ewig und simultan selbst erzeugt, was nicht wird, sondern ewig in sich vollendet ist, oder, wenn von Werden geredet wird, was *ewig* wird." Vom *Bösen* wird die

Consequenz ausgesprochen, die wir schon berührten (S. 131): „Damit ist freilich das *Böse* auch in der Ewigkeit, oder es ist *ewig* und somit im Ewigen gerechtfertigt. Aber nur der *Name* macht Anstofs, *denn in der That existirt in der Ewigkeit das Böse gar nicht als solches.* Denn da ist Alles *Panharmonie*, u. s. w." Dabei auch von *Engel* und *Teufel*, *Verdammung* nach dem neuen Standpunct. *B*) die *absolute Unsterblichkeit* des *endlichen* Ichs. Resultat (S. 138): „Alle Zustände aller Ich sind simultan gesetzt, gehn darum in der einen ewigen Existenz des absoluten Geistes zusammen, der sich ebenso ewig als die unendliche Separabilität der ewigen Ich gesetzt hat." Es kommen S. 138 ff. höchst naive Aufschlüsse, voll spafshaften Humors, auch über Unsterblichkeit der *Kinder*. „Jedes Ich, und bestehe auch sein Leben aus der *kleinsten* Reihe geistigen Daseins, existirt als ewiges und schaut als solches das Angesicht Gottes, d. h. ist als ewiges Ich die ewig sich wissende Totalität selbst. Sind doch auch die Kinder Engel oder ewige Geister, die ewig und zugleich in den Bruch eingegangen, zeitlich existiren, und, wenn sie sterben, die *kleine Reihe ihrer Urthaten*, die sie mit ewiger Freiheit sich setzten, zurückbefassen und *ewig als absolute Geister sind.* Im Ewigen ist Alles absolut und darin kein Unterschied. Gleich vollendet steht darin das Kind, welches kaum oder vielleicht noch nicht einmal das Licht erblickt hat, wie der Greis, der rohste Naturmensch wie der Gebildetste, der Sünder wie der Tugendhafte, u. s. w." (allgemeine Heiterkeit, panharmonischer Kosmos!) Also mit Haut und Haaren wird Alles absolut gesetzt; in dieser Nacht lösen sich alle Unterschiede auf, und bestehen doch ewig. Und: *nach dem Tode* die Zurückbefassung! Ihm die Ehre. Aber ewig bleibt auch die Nichtzurückbefassung im Leben daneben stehen. Da fliefst Alles absolut in einander, und starrt sich Alles absolut an. Zu Allem ist nur „ewig" und „absolut" hinzuzusetzen, und der panharmonische Kosmos ist geboren, die anamorphotische Figur vernichtet, die aber eben so ewig und absolut besteht. S. 142 ff. wird es immer humoristischer. S. 146 „Hier kommen denn also die Lehren vom *Tode*, von der *ewigen Verdammnifs*, der *Auferstehung*, *Verklärung* und *Wiederherstellung aller Dinge* oder der *endlichen Wiederherstellung* und *Erlösung* aller *Abgefallenen*, *Vertilgung dieser Welt* und dem *ewigen Bestehenlassen* des *endlichen Daseins* und endlich die Behauptung eines *künftigen Weltgerichts* in Betracht. Alle diese theilweise sich *absolut widersprechenden Lehren* sind durch die Idee des ewigen Ich *vollkommen vermittelt und erklärt* u. s. f." Besonders komisch ist dabei die Beschreibung S. 148: „So wird das Ich (in der gewöhnlichen Vorstellung) realiter als Ding angenommen, welches in einer schlechtunendlichen Linie fortkriecht von einem Weltkörper auf den andern, aus einem Körper in den andern. Entwischte so mit dem Tode die Seele aus dem Körper, um sich anderswo einen neuen Körper und Aufenthaltsort zu suchen, so müfste sie freilich in ihrem Fluge durch die Luft sichtbar sein, und wäre ihr Leib auch noch so dünn, so wäre er doch den physischen Gesetzen unterworfen und müfste wenigstens mit guten Instrumenten sichtbar sein. — Sogleich fällt aber dieser Mifsverstand weg, wenn das Ich wieder eingerückt und zusammengefafst wird." *C*) Die *Erlösung*. Mit Emphase wird hier geschlossen. Durch Weber ist das Ich gefunden, welches Alles ist, indem es alles Nicht-Ich wirklich bezwungen und bewältigt hat. „Und das ist das Grofse und wahrhaft Unendliche dieses in sich fertigen und abgeschlossenen speculativen Standpuncts Webers, in dem einen Urgedanken des ewigen Ichs *alle Fragen zugleich gelöst zu haben.*"

Edle Geister haben ihr geistiges Leben in diese Traumwelt zerbrochen. Der Lebende kehre zurück in die Besinnung des Wirklichen. Sie schauten in das Blaue hinein und riefen: „Die Welt ist das ewige All-Eins, die werdelose Totalität." Möge Hinkel nicht auch eine werdelose Totalität dieser fixen Idee geworden sein.

Bayrhoffer.

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

LV.

Researches into the physical History of Mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. Lond. 1836. 376 *pp.* 8. *Vol. II. L.* 1837. 373 *pp.* 8.

Der Ref. hat mit der vor längerer Zeit übernommenen Anzeige der vorliegenden Schrift bis jetzt gezögert, weil er hoffte die noch fehlenden Bände schneller erscheinen zu sehen, als solches geschehen ist. Der Verf. hatte bekanntlich im Jahre 1808 eine Dissertation über Menschenvarietäten geschrieben, worauf im Jahre 1813 die erste Ausgabe vorliegender Schrift in einem Bande folgte, sie wurde bedeutend erweitert in der zweiten Ausgabe 1826 in 2 Bänden, die hier vorliegenden beiden Bände der dritten Ausgabe entsprechen dem Inhalte des ersten Bandes der zweiten Ausgabe. Der Verf. hat während dieser Zeit durch seine Schriften über vergleichende Sprachlehre (über keltische Sprachen u. s. w.), über Geschichte und Mythologie (des alten Aegyptens u. s. w.), über Nervenkrankheiten bewiesen, dafs er dem Studio der Anthropologie fortwährend seinen Fleifs gewidmet hat.

Der 1te Band enthält die Einleitung und 11 Capitel, welche ebenfalls als Einleitung oder als allgemeine Anthropologie zu betrachten sind. *Introduction:* Der Verf. will zuerst die Grundsätze, nach welchen die Untersuchung über die Verschiedenheit der Menschen zu führen ist, feststellen; im Allgemeinen kömmt aber die Frage nur darauf zurück, ob bei der Untersuchung von der Angabe der Bibel, dafs die Menschen von einem Paare abstammen, auszugehen sei oder nicht? und der Verf. findet, dafs es besser sei von jener Angabe nicht auszugehen! Wer die Geschichte der Lawrenceschen Schrift über denselben Gegenstand kennt, der wird dem Engländer die Frage und die Antwort verzeihen. Der Verf. will erst von dem Ursprunge und der Verbreitung der organisirten Wesen überhaupt handeln, und dann zu dem Menschen übergehen. Chap. 1. *Introductory remarks.* Chap. 2. *Of the dispersion of plants, and of the primary habitations of individual species.* Der Verf. kennt die Hauptschriften über Pflanzengeographie und giebt auf 37 Seiten eine ganz sinnige Zusammenstellung, da sie aber natürlicher Weise nicht vollständig sein kann, so möchten wir glauben der Verf. hätte bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nur die Resultate kurz mitgetheilt haben, und nicht (für den Hauptzweck doch wohl unnützer Weise) so weit her ausholen sollen. Chap. 3. *Dispersion of animals* auf 44 Seiten. Unsre Kenntnisse von der Vertheilung der Thiere sind sehr unvollkommen, und die wenigen Data, welche einen Einflufs auf die anthropologischen Untersuchungen haben können, hätte der Verf. viel kürzer zusammenfassen können. Book II. Chap. 1. *Meaning attached to the terms Species, Genera, Varieties, Permanent varieties, Races.* Der Verf. folgt im Allgemeinen Linné. Um zu bestimmen, ob die Menschen verschiedenen Species oder nur Varietäten angehören, untersucht der Verf. *a*) die Erscheinungen des individuellen Lebens, *b*) die der Fortpflanzung und *c*) die pathologischen Erscheinungen der verschiedenen Racen. Wenn der Verf. gleich von dem Grundsatze ausgeht, dafs eine verschiedene Dauer der Trächtigkeit ein Zeichen verschiedener Abstammung sei, dafs daher der Hund, der nur 62 Tage trage, nicht vom Wolfe abstammen könne, der 90 Tage trägt, so übersieht er die sehr grofsen Abweichungen, die bei Thieren vorkommen, worüber wir bei unsern Hausthieren genaue Versuche besitzen; sie sind nach des Ref. Beobachtungen sehr grofs, besonders nach dem Einflusse der Witterung, in Kaninchen und besonders Meerschweinchen, ja es treffen hier die Geburten oft so merkwürdig auf einen Tag zusammen, dafs das Gebären des einen einen Ein-

flufs auf das der übrigen zu haben scheint. Die Gegenstände, welche der Verf. bespricht, sind übrigens folgende: 1) duration of life; nach Moreau de Jonnès und Quetelet in den verschiedenen Staaten Europa's und in verschiedenen tropischen Ländern, in verschiedenen Menschenracen, Beispiele sehr hohen Alters nach Easton, und eine ziemlich grofse Anzahl von einem Freunde des Verfassers gesammelter aus Amerika, so wie Beispiele von sehr hohem Alter von Negern, die der Verf. mit grofsem Fleifse gesammelt hat, und die beweisen sollen, dafs die Lebensdauer der Neger wohl nicht kürzer sei, als die der Weifsen; dasselbe sucht er von den Amerikanern zu beweisen. Mit grofser Belesenheit und Gelehrsamkeit betrachtet der Vf. 2) the progress of physical developement, the periodical phenomena of the constitution (besonders die Menstruation) and vital functions in different races; wenn der Ref. im Stande ist sehr viele Zusätze aus seinen Sammlungen zu liefern, so gesteht er gern auch viele ihm neue Data beim Vf. gefunden zu haben. 3) Inferences with respect to sameness or distinctness of Species, derived from the phenomena of propagation between different breeds. Wenn der Vf. mit Decandolle nur 40 hybride Pflanzen annimmt, so dürften ihm viele Botaniker nicht beistimmen, und wenn er hybride Pflanzen für unfruchtbar erklärt, so kann man ihm leicht durch eine Anzahl künstlicher Hybriden (z. B. von Potentilla, Viola) das Gegentheil beweisen, wenn es gleich wahr ist, dafs sie *oft* schwerer Samen tragen, der Same schwerer keimt, und dafs sie eine grofse Neigung haben wieder zurückzugehen; die Fälle von hybriden Insekten können durch neuere deutsche Beobachtungen vervollständigt werden; dafs Hunde mit Füchsen und Wölfen sich in der Gefangenschaft leicht fortpflanzen, ist in Deutschland sehr allgemein bekannt, ob auch in der Freiheit (der Halpwurl, lyciscus, der alten Deutschen und Kelten) ist eine andre Frage. Ueber die Kreuzung der Menschenracen könnte man mehr erwarten; was der Verf. bei dieser Gelegenheit über die Verschiedenheit des Keltischen und Teutonischen Stammes sagt, stimmt mit dem im Allgemeinen überein, was Rec. in seiner Anthropologie gesagt hat, während andre Schriftsteller ganz das Gegentheil, aber gewifs mit Unrecht behauptet haben. 4) Pathological Considerations. Die vergleichende Pathologie der Menschenracen ist leider bei dem Vf. noch eben so arm, wie bei andern vorsichtigen Schriftstellern; neuere deutsche Pathologen wissen uns freilich Vielerlei über die verschiedenen Dispositionen und Krankheiten der Menschenracen zu sagen, aber — es ist Alles unbegründet. Chap. 2. *Of the psychological Comparison of human races.* Ein freilich sehr schwerer Abschnitt, was der Vf. 1) über den Instinkt, die verschiedene Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere sagt, ist aber zu kurz und ungenügend; 2) psychical Characteristics of Mankind in comparison with Brutes, auch hier ist eine irgend gründlichere und tiefere Untersuchung nicht zu suchen, nicht einmal die oberflächlich empirische nähert sich irgend einiger Vollständigkeit; 3) Of the psychical Characters of the Bushman or Hottentot race, der Vf. zeigt nach Thompson, dafs die Bosjesmen nur verwilderte, durch Noth und Gefahren herabgekommene Hottentotten sind, und dafs die Ansicht derer, welche sie als eine besondere, den Thieren sich am mehrsten nähernde Menschenrace betrachten, eine falsche sei; der Vf. nimmt zum Leitfaden seiner Betrachtungen die Art, wie sich Menschenstämme bei der Einführung des Christenthums benahmen: so vielen Schein dieses Vergleichungsmittel auf den ersten Blick auch für sich hat, und so wahr es auch sein mag, dafs sich hier die beste Gelegenheit darbot den Geist und Charakter der Wilden zu studiren, so verliert es doch gar sehr an Werth, wenn man bedenkt, welchen Einflufs der eigene Geist und die Vorurtheile der Missionäre auf ihre Darstellungen gehabt haben. 4) Of the Introduction of Christianity among the Hottentots. 5) Of the psychical Character of the Esquimaux. 6) Psychical history of the Negro Races. Enthält nur eine ziemlich fleifsige Zusammenstellung der religiösen Ansichten der Neger. Chap. 3. *External diversities, variety of complexion in human races, inquiry whether the differences of colour constitute specific distinctions.* 1) Of the principal varieties of complexion observed in human races. Der Vf. scheint uns eben nicht glücklich, indem er drei Varietäten unterscheidet, nämlich *a*) melanocomous, schwarzhaarige, welches ihm die Urvarietät zu sein scheint, schlicht oder kraus, Teint vom Schwarzen bis zum Weifsen, *b*) leucotische Varietät (sehr unvollständig), *c*) xanthous variety, Menschen mit lichtbraunen, blonden oder rothen Haaren. 2) Of the structure of the Parts on which the variety of colour depends. Augen, Haut, Haar, ohne alle Kenntnifs neuerer Untersuchungen! Chap. 4.

Varieties of form and structure. Zuerst spricht der Verf. von dem Auftreten und Erblichwerden von Mifsbildungen, aber höchst unvollständig, während dieser Gegenstand in Deutschland so vielfach besprochen worden ist. Ganz principlos und sehr willkürlich unterscheidet der Verf. sieben Varietäten, nämlich 1) Neger, 2) Papuas, 3) Australier oder Alfurus, 4) Iranier, die gewöhnlich sogenannten Caucasier; gegen diese Benennung dürfte kaum etwas einzuwenden sein, 5) Turanier. Der Rec. hat auch (Encyklopädie und anderwärts) die *Vermuthung* geäufsert, dafs *vielleicht* die Chinesen und andre gewöhnlich mongolisch genannte Nationen vom alten Turan herabgekommen sein möchten, und die Vermuthung läfst sich wohl rechtfertigen, allein bestimmte Beweise finden sich bei dem Verf. so wenig, als sie der Rec. aufzufinden wufste; 6) Amerikaner; 7) die Quaiquae oder Saabs d. h. Hottentotten und Bosjesmen. Chapt. 5. *National forms of the skull.* Aus den Capitelüberschriften ersieht man schon die unlogische und principlose Behandlungsweise des Verfassers. Derselbe nimmt drei Hauptvarietäten an, die er nothwendiger Weise der Haupteintheilung der Menschenvarietäten hätte zu Grunde legen müssen, wie der Recensent längst gethan hat, der Verf. sieht aber nicht ein, dafs er hier den eigentlich wesentlichen und bezeichnendsten Theil des Organismus vor sich hat, eben so wenig, dafs die Gestalt des Schädels sich in der des ganzen Skeletts wiederholt und nothwendig wiederholen mufs; die drei allbekannten Formen nennt der Verf. übrigens *a*) die symmetrische oder ovale, *b*) die lange (prognathous), *c*) die breite oder pyramidale. Uebrigens ist dieser Abschnitt ziemlich ausführlich, und enthält auch manches Neue. Wenn der Verf. übrigens mit einem deutschen Anatomen die berühmten Schädel von Titicaca für natürlich und einer eigenen Menschenraçe angehörig ansieht, so müssen wir dagegen Scouler beistimmen, dafs sie nur durch Kunst entstellt und durchaus nicht natürlich sein können. Chapt. 6. *Diversities of shape in the skeleton.* Vorzüglich nach Camper, Vrolyk, Lawrence. Chapt. 7. *Survey of varieties displaged in other departments of the animal creation, and comparison of these with the phenomena above described.* Chapt. 8. *Diversity of Stature, of hair, hereditary transmission of Variety.* Wundern mufs man sich bei einem Schriftsteller, der so grofses Gewicht auf die Sprache legt, und der sich selbst mit vergleichender Sprachforschung beschäftigt, keine Bemerkung über die menschliche Sprache und ihre Verschiedenheit zu finden. Die Abbildungen zu dieser neuen Ausgabe sind übrigens sämmtlich neu, sehr gut gewählt, und trefflich ausgeführt. Es sind folgende: 1) ein schöner Schädel eines Neugriechen aus Corfu aus einer Sammlung in Bristol, 2) ein Schädel von Titicaca aus der Sammlung des College of Surgeons, in der Erklärung gesteht der Verf. selbst, dafs er durch Kunst entstellt sein müsse, 3) Negerschädel aus Cuba, 4) Schädel eines Ashanti Negers, 5) Kafferschädel nach Knox aus den Wernerian Transactions, 6) eines Eingebornen von Van Diemens Land aus der Sammlung des College of Surgeons, 7) eines Australiers eben daher, 8) eines Eingebornen von Neuguinea aus Duperreys Reise, 9) eines Alfurus, eben daher, 10) die basis cranii desselben, 11) und 12) Amerikaner, 13) Chipewä, 14) Bosjesman, 15) basis cranii eines Gardisten Napoleons aus der Schlacht von Waterloo, 16) eben so eines Negers, 17) eben so eines Eskimo, 18) des Orang nach Owen aus den Zoological Transactions.

Vol. II. Der Verf. folgt in der Beschreibung der einzelnen Menschenstämme der geographischen Lage, was man bei seiner allgemeinen Principlosigkeit nicht anders erwarten kann, den Anfang macht er mit Afrika. Bei der Beschreibung der einzelnen Völker sind die vorhandenen Nachrichten mit grofsem Fleifse benutzt (obgleich viele Nachträge möglich sind, was aber bei der Zerstreutheit der Materialien nicht anders sein kann), besonders in der Geschichte ist der Fleifs, der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfs. sehr hoch zu achten, eben so in den linguistischen Untersuchungen, obgleich er sich hier oft dem tadelnswerthen Verfahren hingiebt, nach dem Gehör aufgesammelte Worte zu vergleichen, was zu grofsen Täuschungen führen kann. Chapt. 1. Enthält eine Uebersicht der physischen Geographie Afrikas, offenbar nach Ritter. Chapt. 2. *Of the original Inhabitants of Atlantica.* Der Verf. beginnt mit Bemerkungen über die Berbersprache (nach Venture), welche in ganz Nordafrika herrscht, und vor der Ankunft der phönicischen Colonien bereits geherrscht haben soll; bekanntlich haben wir aber von Paris aus eine neue Schrift zu erwarten. In der Beschreibung der einzelnen Völker können wir dem Verf. nicht folgen. Der

Verfasser ist geneigt anzunehmen, dafs Europa in alten Zeiten (vor den Karthagern) von Afrika aus bevölkert worden sei, so Sardinien, Corsika (nach Pausanias), die Ligurer, deren Namen er aus dem Celtischen Llyg-wyr d. h. Menschen von der Seeküste ableitet, auch die Iberer meint er könnten daher stammen (er unterscheidet sie von den Kelten, während Walkenaer in seiner Géographie des Gaules P. 1839. I. p. 19 etc. es nach dem Skylax sehr wahrscheinlich findet, dafs beide Kelten waren). Da sich der Verf. einmal in gewagte Hypothesen einläfst, so wundert es uns, dafs er nicht die Etymologie der von Skylax, Strabo u. A. genannten ligurischen und gallischen Völker (Bebryces, Libyi etc.) zu Hülfe nimmt! Chapt. 3. *General Survey of the Ethnography of Central Africa to the Northward of the Equator.* Der Vf. trennt diese Völker als Aethiopen von den eigentlichen Negern; es zeigt sich hier aber der Fehler des geographischen Eintheilungsprincips, während er in Beziehung auf viele dieser Völker, namentlich die östlichen recht hat, sind unter den westlichen offenbar eigentliche Neger. Chapt. 4. *Western division, Nations of Senegambia and Guinea.* Mondingo, Bambarrer, Fuhlah, Jellonke, Kifsi, Sulima, Jolofs, Serreres, Serawuli, Fellups, Papels, Bisagos, Biafares, Quojas, Inta, Foy, Ibi, Moko. Chapt. 5. *Interior division.* Chapt. 6. *Eastern division. Abyssinian Nations.* Obgleich dem Verf. mehrere der neuesten Beobachter noch nicht bekannt sein konnten, so ist doch dieser Abschnitt mit vorzüglichem Fleifse und grofser Gelehrsamkeit bearbeitet. Ueber die Juden in Abyssinien kennt er die gelehrte Abhandlung von Marcus im Journal asiat. III. S. 409 noch nicht, worin nachgewiesen ist, dafs sie sich 330 v. C. schon da befanden. Ueber die von dem Verf. besprochene Verwandtschaft der Abyssinier und der Himjariten in Arabien werden wohl die jetzt begonnenen Studien der himjaritischen und abyssinischen Sprache näheren Aufschlufs geben. Chapt. 7. *On several nations bordering on Abyssinia towards the south and south-east.* Die Somaulis will der Verf. für civilisirte Galla halten, die gegebenen Wortvergleichungen beweisen, wie überall, sehr wenig. Chapt. 8. *Of the races of people bordering on Abyssinia towards the west and the north.* Chapt. 9. *Of the races of people inhabiting Nubia and other countries between Abyssinia and Egypt.* Chapt. 10. *History of the ancient Egyptians.* Der Verf. betritt hier ein Feld, um das er sich bekanntlich bereits durch eine eigene Schrift grofse Verdienste erworben hat. Chapt. 11. *On the physical history of the egyptian race.* Nachträge zu den gelehrten Untersuchungen des Verfs. lieferte seitdem Beke in den Transactions of the royal Society of literature Vol. III. On te complexion of the ancient Egyptians. Chapt. 12. *On the arabian tribes dispersed through the northern regions of Africa.* Ein Abschnitt der schon nach den jetzt vorliegenden Materialien sehr grofser Erweiterungen fähig ist. Chapt. 13. *Of the native races of southern Africa beyond the tropic.* Die Hottentotten und Kafir-Stämme. Chapt. 14. *Of the native races of southern Africa within the tropic.* Es ist zu bedauern, dafs der Vf. nicht anstatt einiger nichts bedeutenden Wortvergleichungen lieber eine Uebersicht der südafrikanischen Sprachen gegeben hat, da er im Besitz der von den Missionsvereinen in Afrika gedruckten Grammatiken und Wörterbücher gewesen zu sein scheint, während sie, wie der Rec. aus vielfachen vergeblichen Bemühungen weifs, im Buchhandel nicht aufzutreiben sind. Chapt. 15. *Concluding Observations on the physical Characters of the african Nations, on their relation to the climate of Africa, and on their constancy or liability to variation.* Ohne Zweifel mit vollem Rechte findet der Verf., dafs die Stämme, welche die Negerbildung im höchsten Grade zeigen, in der Cultur allgemein am tiefsten stehen; dafs die dunklere Farbe von dem Einflusse der Sommerhitze abhänge, scheint auch zu erweisen; aber sonst scheint der Verf. zu wenigs Gewicht auf die statt gefundene Völkervermischung zu legen. Die Uebergänge von der rohesten Negerform zu den ovalgesichtigen Menschen sind natürlicher Weise nicht zu verkennen, aber daraus zu schliefsen, dafs es keine ursprüngliche Negerraçe gebe, das ist natürlicher Weise sehr voreilig. Wenn der Vf. ferner den Neger für eben so bildungsfähig hält, wie den Caucasier, so können wir nicht einen einzigen Beweis für diese Behauptung finden, wohl liefert aber die Geschichte deren genug für das Gegentheil, welches wir mit Camper, Sömmering, Cuvier, Lawrence, White u. s. w. annehmen müssen.

Sollen wir nun unser Urtheil über die ganze Schrift zusammenfassen, so müssen wir, wie gewifs jeder Leser, die grofsen Verdienste anerkennen, die sich der Verf. um die physikalische Beschreibung und die Geschichte der afrikanischen Völkerstämme erworben hat; wir müssen aber die geringe Ordnung und die Principlosigkeit der Behandlung tadeln; selbst wenn der Verf. das geographische Princip wählen wollte, sieht man nicht ein, warum er Afrika zum Anfangspunkte wählte, wodurch auch schon der Zusammenhang der Betrachtung für die Folge unmöglich wird, während der Ausgang von Asien diesen nach jeder Seite eher möglich machte.

Uebrigens ist es dankbar anzuerkennen, dafs der Verf. auch für den zweiten Band lauter neue von denen der zweiten Ausgabe verschiedene Abbildungen giebt; die Besitzer der zweiten Ausgabe erhalten dadurch nicht allein eine gröfsere Anzahl Abbildungen, sondern der Verf. hat auch im Allgemeinen vorzüglich zweckmäfsige gewählt. Es sind folgende: 1) abyssinischer Bischof aus Description de l'Egypte, 2) ein Edjow Galla nach Salt, 3) ein Somauli und Suakini nach Valentia, 4) zwei Hottentottinnen nach Daniell, 5) ein Kafir nach demselben, 6) Neger von Mozambique nach Péron.

Heusinger.

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

LVI.

M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. Ersten Bandes erste Abtheilung. Berlin, 1840. *bei Duncker.* 274 S. *in* 8.

Mit nicht geringen Erwartungen hat Referent vorstehendes Handbuch eines im Felde der Neurologie rühmlichst bekannten Physiologen und Arztes zur Hand genommen und er hatte die grofse Freude zu sehn, dafs diefsmal seine Erwartungen nicht getäuscht wurden. Wer wie Unterzeichneter sich in der eigenthümlichen Lage befindet, neben dem Lehrstuhl der Physiologie auch den der Pathologie vertreten zu müssen, wer hierbei Gelegenheit gefunden wahrzunehmen, wie die letztere Wissenschaft noch so weit hinter der ersten zurückbleibt und gar zu oft mit hohlen Phrasen und Phantasiegebilden einzubringen sucht, was sie im Gebiete echter Naturforschung versäumte, der wird sich dem würdigen Verf. für seine treffliche Arbeit doppelt verpflichtet fühlen.

Die Richtung, welche Hr. R. in seinem Lehrbuche verfolgt, ist die der naturwissenschaftlichen Medicin. Auf Vollendung der Krankheitsbilder war es hier weniger abgesehn, als auf Ergründung des Krankheitsprocesses. Aus diesem Grunde mufste die Darstellung sich auf die Physiologie stützen. Es kam wesentlich darauf an, die Krankheitserscheinungen auf die allgemeinen Lebensgesetze zurückzuführen, und dieser Gesichtspunkt ist in dem vorliegenden Werke streng festgehalten. Bei einer solchen Arbeit kam dem Verf. seine vollkommne Vertrautheit mit den Leistungen der Neurologie nicht minder zu Statten, als der Reichthum eigner Erfahrung, und dennoch würde Beides den Werth unsers Werkes nicht erklären, wenn nicht Hr. R. zu empirischen Untersuchungen die wünschenswerthe Strenge und Nüchternheit, zum tiefern Eindringen in die Natur aber immer einen vorzüglichen Grad von Scharfsinn besäfse.

Die gegenwärtig erschienene Abtheilung des Lehrbuchs beschäftigt sich ausschliefslich mit den Sensibilität-Neurosen, d. h. denjenigen Lebensvorgängen, in welchen die Energie der sensibeln Nerven durch Veränderung ihrer Reizbarkeit von der Norm abweicht. Diese Klasse zerfällt in zwei Abtheilungen, die Hyperästhesien mit exaltirter, die Anästhesien mit deprimirter Reizbarkeit. Das Theilungsprincip ist also von dem Quantum der Empfindung hergenommen, und diese wieder mit dem Quantum der Reizbarkeit, wo nicht identificirt, doch gesetzlich associirt. Hier kann auf den ersten Augenblick befremden, dafs das Quale der Abweichung gar nicht zur Sprache kommt. Indefs findet sich bei genauerer Betrachtung, dafs von einer Abweichung der Empfindung in der Kategorie der Qualität in der That kaum die Rede sein könne. Jeder Nerv hat seine eingeborne Energie, seine specifische Art zu empfinden. Trifft ihn ein Reiz, so antwortet er in dem Tone, der ihm eigen, zu laut oder zu leise, aber nicht in einem andern als seine Natur mit sich bringt. Hiernach möchte das Eintheilungsprincip wohl zuläfsig scheinen, doch fragt sich weiter, ob auch Hyperästhesie als exaltirte, Anästhesie als deprimirte Reizbarkeit betrachtet werden müsse. Wir möchten diese Frage noch nicht für erledigt halten. Die Empfindung sensibler Nerven erschöpft nicht den Begriff ihrer Reizbarkeit, dieselbe kann sich auch in einer andern Sphäre bethätigen, z. B. in den eigenen Vegetationsprocessen der Empfindungsnerven. Wenn nun das Uebermaafs der Empfindung nicht mit Uebermaafs solcher Vegetationsprocesse verbunden wäre, so würde die Auffassung der Hyperästhesie als Exaltation der Reizbarkeit offenbar etwas Schiefes haben. Hieraus ergiebt sich die Wichtigkeit der angeregten Frage, deren Beantwortung über Indication und rationelle Be-

handlung der Neurosen entscheiden würde. Daher wäre es allerdings wünschenswerth, dafs es dem geehrten Verf. gefallen hätte, die Ansicht, die ihn bei Charakterisirung der Hyperästhesieen und Anästhesieen leitete, nämlich warum und in wie fern er sie auf das zu viel und das zu wenig der Reizbarkeit basirt habe, näher zu bestimmen. Vielleicht liefse sich eine derartige Erörterung in einem allgemeinen Kapitel über den Begriff der Nervenreizbarkeit und deren Verhältnifs zu Kraft und Schwäche nachbringen, ein solches Kapitel würde zu einem Werke wie das vorliegende gewifs einen recht schätzbaren Anhang bilden.

Was nun das Nähere der Eintheilung anlangt, so wollen wir die Klassification der Hyperästhesieen hier vollständig mittheilen, weil sie eine sehr interessante Einsicht in die Betrachtungsweise des Verfs. bietet.

Ordnung I. Hyperästh. der Nervenbahnen. *A.* Der cerebrospinalen: 1ste Gattung: cutane Hyperästh. *a*) neuralgia, *b*) pruritus, *c*) ardor, *d*) algor. 2te Gattung: Muskelhyperästh. *a*) neuralgia muscularis, *b*) vertigo. 3te Gattung: Hyperästh. des vagus, *a*) Neuralgie, wohin gehört globus, pyrosis, gastrodynia neuralgica, *b*) bulimia, *c*) polydipsia. 4te Gattung: sensuale Hyperästh. *a*) h. optica, *b*) h. acustica, *c*) h. olfactoria, *d*) h. gustatoria. *B.* Hyperästh. der sympathischen Nervenbahnen, 1) h. plexus cardiaci, 2) h. plexus solaris, 3) h. plexus mesenterici, 4) h. plexus hypogastrici, 5) h. plexus spermatici. *Ordnung* II. Hyperästh. der Centralorgane. *A.* Des Rückenmarks, (Spiralirritation). *B.* Des Gehirns, *a*) neuralgia cerebralis, *b*) h. psychica. —

Referent überläfst es den praktischen Aerzten sich über den Werth dieser Eintheilung aus dem Gesichtspunkte naturhistorischer Systematik zu erklären, und beschränkt sich auf die ihm näher liegende Betrachtung einiger physiologischen Momente.

Hr. R. erklärt gleich von vorn herein, dafs die physiologischen Gesetze der Empfindungsnerven bei der Auffassung und Beurtheilung der Sensibilitätsneurosen zu Grunde gelegt werden müssen. Dieser Gesetze sollen drei sein, das der isolirten Leitung, das der Mitempfindung oder Irradiation und das der excentrischen Erscheinung. Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs wir den Gebrauch des Wortes Gesetz in vorliegendem Falle nicht gerechtfertigt finden. Eine Zusammenhäufung analoger Erscheinungen bildet noch kein Gesetz, denn dieses begnügt sich nicht mit einer Einheit der Erscheinungen, die zufällig und äufserlich ist, sondern bedarf deren eine nothwendige und innerliche. Eine solche ist in jenen prätendirten Gesetzen nicht nachweisbar. Betrachten wir zum Beispiel das Gesetz der excentrischen Erscheinung, so prätendirt dieses Einheit des Ortes der Empfindung, bei Differenz der Stelle der Erregung in einer sensibeln Faser. Es soll nämlich, mag nun der Reiz den einen oder den andern Theil des Nerven treffen, die Empfindung stets im peripherischen Ende der Faser zu liegen kommen. Diese Prätension ist falsch, wie der Verf. selbst durch mehrere, zum Theil neue Beispiele erwiesen hat (S. 7). Wie kann also von einem Gesetze hier die Rede sein? Das Wahre ist, dafs nach Reizung einer sensibeln Faser die Empfindung an drei verschiedenen Oertlichkeiten auftreten kann: Erstens in dem peripherischen Ende der Faser, ein oft vorkommender und von den meisten jetzt lebenden Physiologen zu einseitig in's Auge gefafster Fall. Zweitens in der gereizten Stelle selbst, ein vielleicht eben so häufig vorkommender Fall, indem, aufser den von Romberg angeführten zahlreichen Beispielen, noch die Schnittwunden hierher gehören. Drittens wird die Empfindung aufserhalb des Verlaufs der gereizten Faser geweckt, ein Fall, der in den Zahnnerven und in der Sphäre des Sympathikus vielfältig vorkommt; der auch den Physiologen nicht unbekannt geblieben ist, von welchem man aber bei Aufstellung des Gesetzes der excentrischen Leitung ohne Grund abstrahirt hat. Wäre mit der Aufstellung einer Menge von Fällen, wo der gereizte sensible Nerv seine Empfindung in die Peripherie verlegt, ein Gesetz begründet, so wäre das Aufstellen physiologischer Gesetze das leichteste Ding von der Welt. Wir könnten den drei von Hrn. R. urgirten Gesetzen sofort ein viertes und mehr neue hinzufügen. Wie nämlich in einer Gruppe von Fällen die gereizte Nervenfaser den empfangenen Reiz isolirt leitet (Gesetz der Isolation) — wie in einer andern Gruppe sie den empfangenen Reiz auf die Nachbarfasern ausstrahlt (Gesetz der Irradiation), so giebt es wiederum eine Gruppe von Erscheinungen, wo die Faser den empfangenen Reiz mit Ueberspringung von Nachbarfasern auf entfernte über-

trägt, was Gesetz des Uebersprunges getauft werden könnte, wenn sich's bei näherer Betrachtung nicht zeigte, dafs für den Namen das Kind fehlte.

Obschon wir in jenen drei sogenannten Gesetzen weniger Gesetzliches finden, als Hr. R., so wissen wir doch die Art und Weise vollkommen zu würdigen, wie er sie bei seinen pathologischen Forschungen benutzt und verarbeitet hat. Die isolirte Leitung in den peripherischen Nervenbahnen wurde als wichtiger diagnostischer Fingerzeig benutzt, worüber in der Lehre von der Anästhesie des Quintus besonders Lesenswerthes zu finden ist. Das Gesetz der excentrischen Erscheinung ist in der Weise äufserst gründlich behandelt worden, dafs geforscht wird, an welcher Stelle der Reiz, der bei gleicher Oertlichkeit der Empfindung ja die verschiedensten Punkte einer Nervenbahn treffen konnte, thatsächlich wirke. Diese Untersuchungen haben Wichtiges für die Unterscheidung der Neurosen mit peripherischem und centralem Ursprunge ergeben. Weiter sind die gleichzeitigen Affectionen verschiedener Nerven, bei pathologischer Veränderung einzelner, so scharf in's Auge gefafst, dafs dies als willkommene Vorarbeit für die dereinstige Aufstellung eines Gesetzes der Sympathie aufgenommen werden mufs.

Bei einer physiologischen Bearbeitung der Nervenkrankheiten, wie sie Hr. R. geboten hat, konnte es gar nicht fehlen, dafs theoretische Schwierigkeiten sich geltend machten, indem die Nervenphysiologie über viele Lebensfragen noch viel zu sehr im Unklaren ist, als dafs sie der Pathologie die Leuchte vorantragen könnte. Auch in dieses Gebiet des minder Festen oder wohl gar Zweifelhaften, wollen wir dem trefflichen Verf., so weit der Raum erlaubt, zu folgen suchen. — In Bezug auf Hyperästhesieen wird die sehr richtige Bemerkung gemacht, dafs nicht jeder Schmerz als etwas Krankhaftes gefafst werden könne. Die Schmerzen in der Hyperästhesie werden unter dem Namen neuralgia vom dolor unterschieden, welcher letztere die normale Reaction sensibler Nerven ist, während die erstere nach dem Verf. an die Gegenwart einer exaltirten Reizbarkeit gebunden sein würde. Gesetzt auch, dafs diese Ansicht in Richtigkeit wäre (bei welcher wiederum der Begriff der Reizbarkeit Zweifel erregt), so könnte doch fraglich scheinen, ob der nun einmal aufgestellte Unterschied zwischen dolor und Neuralgie mit Consequenz festgehalten sei. Der schmerzhafte Muskelkrampf, z. B. der Waden, ist neuralgia muscularis, warum nicht dolor? die Kopfschmerzen dagegen in Folge organischer Hirnleiden heifsen dolores, warum nicht Neuralgieen? Die Gegenwart eines materiellen Grundes bei diesen Leiden, wie Tuberkel, Erweichung u. s. w. konnten den Verf. unmöglich veranlassen, dieselben unter die Rubrik des dolor zu bringen, denn er selbst stellt eine neuralgia cutanea auf, welche vom Drucke krankhafter Geschwülste, z. B. Neuroma abhängt. Nur die Migräne ist unter den Kopfschmerzen als Neuralgie aufgeführt und der Grund dieser Beschränkung ist uns um so weniger verständlich, als die Exaltation der Reizbarkeit bei den Kopfschmerzen aus materiellem Grunde oft ziemlich hervorstechend und doch in den meisten Fällen viel deutlicher als im Wadenkrampfe ist. Anlangend die schmerzhaften Krämpfe, so entsteht noch das zweite Bedenken, ob sie überhaupt zu den Hyperästhesieen gehören? Aufser dem Uebermaafs der Empfindung zeigt sich nämlich auch Uebermaafs der Bewegung. Der Eintheilung zufolge mufs man voraussetzen, dafs Hr. R. jene für wesentlicher als diese halte, eine Ansicht, die mit dem Begriff von Krampf kaum vereinbar sein möchte und jedenfalls einer nähern Begründung bedarf.

Ueberaus interessant und geistreich ist die Darstellung des Schwindels als Hyperästhesie der sensibeln Muskelnerven. Diese haben angeborner Weise die Fähigkeit, die Bewegung der Muskeln zu empfinden. Wenn solches Bewegungsgefühl ohne objectiven Grund, analog den subjectiven Sinnesempfindungen auftritt, so ist dies Schwindel. Diese Hyperästhesie ist eine centrale und geht aus von den Wurzeln der sensibeln Muskelnerven im kleinen Gehirn. Wie nämlich, nach bekannten Erfahrungen, Schnitte in's kleine Gehirn Drehbewegungen veranlassen, wahrscheinlich, weil dabei diejenigen motorischen Fasern gereizt werden, welche dergleichen Bewegungen veranlassen, so mufs Reizung der entsprechenden sensibeln Fasern Drehempfindungen vermitteln, womit auch Purkinjes Experimente zusammenstimmen. — Gewifs eine unübertreffliche Erklärung des Schwindels, in allen den Fällen, wo der Patient dem täuschenden Gefühl einer Selbstbewegung unterliegt. Indefs findet sich dieses Gefühl nicht immer, vielmehr beruht der

Schwindel in vielen Fällen auf einer Scheinbewegung der Objecte. Da nun die sensibeln Muskelnerven uns nur die eigene Muskelbewegung, nicht die Ortsbewegung der Objecte fühlbar machen, so können sie auch nur erstere, nicht letztere als Phantasmen, wenn wir so sagen dürfen, uns vorführen. Demnach ist die Lehre vom Schwindel erst zur Hälfte begründet und erwartet vom Scharfsinn des Hrn. Verfs. noch weitere Aufklärung.

Mit grofsem Interesse wird man ferner die Darstellung der Sensibilität-Neurosen des vagus lesen. Ein genialer Gedanke, der übrigens nur flüchtig hingeworfen wird, ist, dafs incubus eine Hyperästhesie des vagus sei. Sonst werden Heifshunger und krankhafter Durst unter dieselbe Kategorie gebracht. Als Anästhesieen des vagus werden dagegen Fälle betrachtet, wo das Tastgefühl oder das Gefühl des Athembedürfnisses in den Respirationsorganen geschwächt oder vernichtet ist. Der Verf. stützt sich hier hauptsächlich auf die bekannten Experimente Brachet's, hat jedoch auch selbst manche sehr interessante Beobachtungen gemacht. Bei einem Knaben z. B., wo die Respiration überaus erschwert war, zeigten sich gar keine Zeichen von Lufthunger, nach dem Tode aber fand sich, dafs der vagus in seinem Verlaufe durch tuberkulöse Saugaderdrüsen comprimirt war. Wichtiger noch ist eine von Hrn. R. mehrfach beobachtete Form von Cholera, wo Husten, der früher statt gehabt hatte, verschwand, und nicht einmal durch Einathmen scharfer Dämpfe wieder geweckt werden konnte. Wir sind also vollkommen bereit, auch in diesem Kapitel dem gründlichen Streben des Hrn. Verfs. Anerkennung zu zollen, demungeachtet bekennen wir, dafs hier gerade seine Theorieen uns am wenigsten befriedigen. Die von Brachet aufgestellte Lehre, dafs der vagus das Hunger- und Durstgefühl nicht nur, sondern selbst das Athembedürfnifs vermittle, sind zur Basis genommen, allein Referent hat sich durch eigne Untersuchungen überzeugt, dafs diese Basis eine sehr schwankende ist. Dies näher nachzuweisen, mufs auf eine passendere Gelegenheit verspart werden, nur so viel bemerken wir, dafs die Experimente, durch welche Brachet beweisen wollte, dafs nach Durchschneidung des vagus das Gefühl des Athembedürfnisses aufhöre, entschieden falsch sind. Wie unser Verf. auf die Lehren Brachet's so leicht eingehn konnte, mufs in so fern befremden, als das Aufhören des Stickungsgefühls nach Durchschneidung des vagus mit dem Gesetz der excentrischen Erscheinung sehr schwer zu vereinigen sein möchte.

Als Hyperästhesie des Rückenmarks ist die Krankheit aufgeführt, die unter dem Namen Spinalirritation das Gespenst der heutigen Pathologie zu sein scheint. Es ist in seiner Art wichtig zu bemerken, dafs ein Schriftsteller wie der unsrige, in einem Specialwerke über Nervenkrankheiten, mehr nicht als fünf Seiten über diesen Zustand zu füllen wufste. Da voraus zu setzen ist, dafs ihm die bändereiche Literatur über diesen Gegenstand nicht unbekannt war, so wirft dies nicht eben ein günstiges Licht auf deren Inhalt. — Für gelungen und auch in der Form der Darstellung sehr anziehend, halten wir auch den Abschnitt über Hypochondrie. Sie ist als hyperaesthesia psychica aufgefafst. Die Leiden derselben sind eingebildete, d. h. durch die Macht der Vorstellung in den Körper hineingebildete. Die hypochondrischen Leiden als leere Hirngespinste zu betrachten, ist eben so grausam in der Praxis, als unwissenschaftlich in der Theorie. Denn sehr mit Recht macht der Hr. Verf. darauf aufmerksam, wie erfahrungsmäfsig die verschiedensten Vorstellungen und Gefühle zu Körperzuständen werden, wie Schaamröthe, Turgor der Genitalien, Thränenflufs, ja die willkührlichen Bewegungen selbst zu Genüge beweisen.

Die Behandlung der Anästhesie ist viel kürzer ausgefallen als die der Hyperästhesie, indem hier viel weniger Vorarbeiten vorhanden waren. Wir möchten sogar glauben, dafs diese Abtheilung des Werkes noch kürzer hätte ausfallen müssen, wenn nicht dann und wann Stoffe hineingezogen worden wären, die nicht hierher gehören. Wie früher schon bei den Hyperästhesieen geschehen, so sollten auch hier die Synergieen entwickelt werden, welche zwischen den sensibeln und andern Nerven, namentlich auch den trophischen stattfinden. Natürlich kam es hier darauf an, von allem Zufälligen der gleichzeitigen Symptome abzusehn, und nur die Fälle hervorzuheben, wo die trophische Störung mit dem Verluste der Empfindung in lebendigem Zusammenhang steht.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen.

(Schlufs.)

Prüft man nun die Fälle, welche zur Erläuterung der Synergie angeführt werden, so findet man, dafs sehr viele nur eine *zufällige* nicht eine nothwendige *Sympathie* (am meisten *Synergie*) darthun. Dies gilt offenbar von allen Anästhesieen nach Durchschneidung der Nerven, bei deren Betrachtung Hr. R. sich unnöthiger Weise aufhält. Nämlich gesetzt auch, die Störungen der Nutrition, welche nach dergleichen Verletzungen eintreten, wären nothwendige, was kaum sich sagen läfst, so ist doch die Beziehung derselben zur Anästhesie (also zu den sensibeln Fasern) so lange problematisch, bis sie anderweitig bewiesen ist. Bei der Durchschneidung des ganzen Nerven können trophische Fasern durchschnitten sein, in welchem Falle Anästhesie und Nutritionsstörung nur in zufälliger Verbindung stehn. — Nicht zur Sache gehörig ist ferner der ganze Artikel Anästhesie des Rückenmarkes, dessen Aufnahme auf einer Begriffsverwechselung beruht. Als Anästhesie des Rückenmarks werden lediglich Fälle beschrieben, wo eine Anästhesie, z. B. der Haut, veranlafst ist durch eine Verletzung oder Desorganisation des Rückenmarkes. Aber wird denn die anaesth. cutanea darum etwas anders, weil ihr Sitz im Rückenmarke liegt? War doch bei den Hyperästhesieen sehr mit Recht eine Neuralgie der Nervenbahnen mit peripherischem und centralem Sitze aufgestellt worden; was Hr. R. hier behandelt, ist wiederum nichts anders als eine Anästhesie der Nervenbahnen, mit Sitz im Rückenmarke. Dieses erscheint dabei nur als grofser Nervenstamm, nicht als Centralorgan. —

In dem Vorhergehenden ist über die praktische Bedeutung des Werkes gar nichts bemerkt worden, auch kann sich Referent als Theoretiker ein specielles Urtheil natürlich nicht anmaafsen. Im Allgemeinen ist die Wichtigkeit des Geleisteten für Diagnose ganz unverkennbar. Im Uebrigen hat es den Anschein, als ob der Verf. bewufster Weise und absichtlich mehr ein theoretisches Ziel verfolgt habe, als ein practisches, jeden Falls stechen die therapeutischen Partieen schon durch ihre Kürze von den physiologisch-pathologischen beträchtlich ab, und detaillirte Untersuchungen über Heilmethoden und Mittel fehlen ganz. So wenig hieraus dem Verf. ein Vorwurf zu machen ist, so sehr ist die Beschränkung, die er sich auferlegt, zu bedauern. Referent erlaubt sich bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung über die Heilkunde im Allgemeinen, welche mit dem eben Gesagten in naher Verbindung steht. So weit wir, freilich sehr unvollständig, den Forschungen der Aerzte folgen, scheinen sich fast alle Arbeiten, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen können, in einem Punkte zu concentriren, nämlich *in der Untersuchung der Krankheit, im Gegensatz zur Heilung*. Diese Richtung, welche sich gern die naturwissenschaftliche nennt, ist an sich unstreitig vortrefflich und Referent wird als Physiolog am ersten bereit sein, sie anzuerkennen, aber für sich allein stehend, ist sie für den Arzt wenig mehr als etwa Botanik, Astronomie oder sonst ein Zweig der Naturwissenschaft. Wir können das Getriebe des Organismus bis in sein verborgenstes Räderwerk kennen lernen, und werden dennoch eine Heilkunde nie besitzen, wenn nicht ein zweites hinzukommt: die Erkenntnifs der Heilkräfte und ihres *specifischen*, aus anatomischen, physiologischen und pathologischen Vordersätzen nimmermehr zu erschliefsenden Wirkens. Diese Erkenntnifs wird aber nie erlangt werden, wenn die Männer der Wissenschaft statt auf *das Heilende* immer nur auf *das Zuheilende* ihre Aufmerksamkeit richten. Und so dürfte es in der Hauptsache jetzt stehn. Wer unter den Aerzten Sinn für Wissenschaft hat, der greift nach

Skalpell und Mikroskop und meint, nur mit diesen Waffen erkämpfe man den Lorbeerkranz. So fängt denn die anatomisch-physiologische Pathologie in der That an ein ziemlich achtbares Ansehn zu gewinnen, während die Therapie, mit dem Kramkasten der materia medica, in der alten Misere bleibt. Möchten doch die Aerzte, welche Sinn für ernste Naturforschung den physiologischen Studien zuwendet, berücksichtigen, dafs die Untersuchung der Heilkräfte nicht minder als der Lebenskräfte eine physiologische Methode sowohl möglich als nöthig macht. M. Hall's vortreffliches Werk über das Blutlassen, und Mitscherlichs ausgezeichnete Untersuchungen über die Wirkung der Metallsalze, mögen den Sinn dieser Behauptung deutlich machen.

Wir haben uns eine Abschweifung vom Hauptthema erlaubt und wollen den verlornen Faden nicht noch einmal aufnehmen. Mag die kleine Opposition, welche wir hin und wieder gewagt haben, nicht mifsverstanden werden, unsre Grundansicht bleibt die, dafs Gründlichkeit und Gedankenreichthum dem angezeigten Werke eine sehr hohe Stelle in der Literatur anweisen. Möchte die Fortsetzung des Begonnenen, der wir mit gröfster Spannung entgegensehn, recht bald möglich werden. — Schliefslich mag dem Hrn. Verleger für die lobenswerthe Ausstattung des Buches gedankt werden.

A. W. Volkmann.

LVII.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Editionem a Conr. Heusingero curatam repetivit suisque animadversionibus auxit Car. Tim. Zumptius. Brunsvigae, 1838. *Vieweg. LII et* 528 *pp.* 8 *maj.*

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis Heusingerorum suisque notis scholarum in usum ed. Car. Tim. Zumptius. Brunsvigae, 1837. *Vieweg. XIV. et* 231 *pp.* 8 *min.*

Es ist eine erfreuliche, aber nicht allzu häufige Erscheinung, wenn ein namhafter, durch eigne Ausgaben rühmlichst bekannter Philologe, wie Hr. Z., die Arbeit eines frühern Gelehrten von eben so anerkannter Tüchtigkeit wieder ins philologische Publicum einführt, nicht etwa in der Art, wie häufig genug jetzt neue Auflagen älterer Werke mit eingespritzten Nötchen unselbstständiger Herausgeber erscheinen, sondern in einer Bearbeitung, die der alten Ausgabe den Werth einer ganz neuen verschafft und freilich eben so viel Mühe und Zeit kostet, als eine ganz selbstständige Ausgabe. Eine *solche* Erneuerung einer ältern Arbeit spricht eine den frühern und jetzigen Bearbeiter gleich ehrende Anerkennung des wirklich Tüchtigen aus und es gehört eine gewisse, nicht jeder tüchtigen Persönlichkeit verliehene Resignation dazu, das Ergebnifs einer mühevollen, durchaus selbstständigen Forschung als blofse Zugabe zu einer fremden Leistung erscheinen, und sich durch die fremde Form in der ganzen Art der Mittheilung beschränken und bestimmen zu lassen.

Man könnte nun fragen, ob denn der Gewinn einer solchen Erneuerung so grofs sei, dafs es sich lohne, diese Resignation zu üben; ob es nicht besser wäre die eigne Tüchtigkeit ungehemmt schaffen zu lassen, und von der fremden Leistung nur das werthvoll Gebliebene aufzunehmen; die alte Ausgabe also durch eine eigene neue zu ersetzen und ganz zu verdrängen. Allein wer aus Erfahrung das Wesen gründlicher philologischer Studien kennt, der weifs auch, wie schwer es hält, eine Ausgabe zu antiquiren, die einmal wegen ihrer Tüchtigkeit von den Gelehrten derselben und der nächsten Zeit vielfach benutzt worden ist: die häufige Berufung auf dieselbe verlängert gleichsam ihr Leben noch weit über die Zeit ihrer eigentlichen Geltung hinaus, und wenn schon längst andere in mancher Beziehung bessere Ausgaben die Resultate der älteren antiquirt oder in sich aufgenommen haben, wird man noch immer jene beim Studium zur Hand haben müssen, um des Brauchbaren willen, das von keinem einzigen der spätern Herausgeber vollständig aufgenommen worden ist: denn welcher auch noch so gewissenhafte Commentator eines Schriftstellers wird bei der Auswahl aus den Leistungen früherer Herausgeber nicht Manches als unnöthig oder unrichtig verwerfen, was Andere wieder aufnehmen oder als richtig wieder herstellen? Für den Philologen ist also die Erneuerung einer guten älteren Ausgabe in solcher Gestalt, wie die vorliegende, bei der die Resultate neuerer gründlicher Forschung sich an das Alte berichtigend oder ergänzend anschliefsen, etwas sehr Erwünschtes und Dankenswerthes. Ja man möchte

fast wünschen, dafs jetzt jeder Herausgeber eines Schriftstellers mit ausführlichem Commentare die tüchtigste Arbeit seiner Vorgänger in ähnlicher Art zu Grunde lege, und alle Resultate neuerer Forschung und eignen Fleifses dann reihe: es wäre dies der einzige Weg, die älteren Ausgaben nach und nach wirklich zu antiquiren, indem in eine solche Hauptausgabe auch die von andern ältern Herausgebern gewonnenen Resultate übergehen würden, und wenn man berechnet, wie viel Zeit und undankbare Mühe das Hin- und Hercitiren der verschiedenen Ausleger kostet, deren jeder dann oft kaum einen unbedeutenden Zusatz mehr als der andere bietet; so wird man den Werth einer solchen Ausgabe gewifs nicht gering anschlagen.

In vorliegender Ausgabe ist nun das Verdienst des Hrn. Z. ein doppeltes; um die Texteskritik nämlich und um die Interpretation. Die nach Heusinger erschienenen Ausgaben von Gernhard und Orelli haben zwar die Kritik auch schon gefördert, allein theils ohne bessere Hülfsmittel, als die vorherigen; theils mit zu spärlicher Benutzung derselben; Beier hat durch ungebührliche Ausdehnung seines Commentars die Brauchbarkeit seiner Ausgabe sehr vermindert; und Stürenburg, abgesehen von der allzugewaltsamen Textesumgestaltung, seine Vorgänger zu wenig benutzt, um dieselben nur einigermafsen entbehrlich zu machen. Da nun die Heusingersche Ausgabe durch den Fleifs des ältern Heusinger eine sehr schätzbare Erläuterung, durch die Bemühung des jüngern aber einen mit den damaligen Hülfsmitteln gründlich berichtigten Text darbot; so hat Hr. Z. die Berichtigung des Textes durch sorgfältige Benutzung und genaue Angabe der neuern Hülfsmittel gefördert und zu einem gewissen Abschlufs gebracht; die Erklärung aber durch kurze Zusätze, wo es nöthig war, ergänzt und berichtigt. Besondere Anerkennung verdient hierbei die Mäfsigung des Herausgebers in der Mittheilung des Eignen; Ergänzung und Verbesserung sind mit einer Kürze und Bündigkeit gegeben, die im schroffen Gegensatze zu der Weitschweifigkeit steht, die Alles und jedes Eigne anbringt, auch wo es ganz unnöthig ist und von Niemandem gesucht wird und ihre Collectaneen erschöpft und leert, um dadurch ein Meer zu gebären, auf dem der Text, wie eine zufällig entstandene Insel schwimmt.

Was nun die Feststellung des Textes betrifft, so verfuhr Hr. Z. dabei nach seinen schon aus eignen Ausgaben anderer classischen Schriften bekannten und bewährten Grundsätzen mit der gewohnten Besonnenheit und Schärfe. Die Handschriften sind zuerst nach ihrer Verwandtschaft in zwei oder eigentlich drei Familien geschieden; deren zuverlässigste den Codex Bern. c, August. oder Anemöc., Palat. I, Graev. I, und Langianus enthält; die zweite giebt uns Rechenschaft von dem Ursprunge der frühern Vulgata, indem sie uns die durch Nachlässigkeit oder Willkühr der Abschreiber entstandenen Abweichungen von der richtigen Lesart nachweist; dies sind der Guelf. 1—3, Bern. a, b, und einige frühere nicht vollständig bekannte; die dritte Familie ist aus Vermischung beider entstanden; dahin gehören von den neuern vollständig verglichenen Guelf. 4, 5; Bern. d, e. Unter den Handschr. der ersten Familie ist nun der Bern. c der zuverlässigste; darum ist ihm auch Stürenburg in seiner Ausgabe bis auf wenige Stellen ganz und gar gefolgt mit zu grofser Hintansetzung aller übrigen Handschriften, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dafs Heusinger, wenn er diesen Codex gekannt hätte, dessen Bekanntmachung wir, wie so Vieles der Art, Hrn. Orelli verdanken, — dafs Heusinger seinem Texte dann ungleich mehr Berichtigungen hätte zu Theil werden lassen. Wie zahlreich aber die Verbesserungen sind, die Hr. Z. auf diesem Wege eingeführt hat, lehrt die Vergleichung fast jedes einzelnen Capitels. Orelli selbst hat ihn zu spärlich benutzt, da er, wie im Cicero überhaupt, den ältesten Ausgaben ein zu grofses Gewicht beilegt und deshalb den Werth der von ihnen abweichenden Handschriften oft verkannt hat; eine Ansicht, von der der hochverdiente Gelehrte, wie wir gehört, abgegangen sein und sie bei der beabsichtigten zweiten Ausgabe des Cicero aufgegeben haben soll. Bei dieser fast ganz neuen Textesgestaltung ist nur Eins unserer Ansicht nach zu bedauern, dafs Hr. Z. den Text Heusingers ganz unverändert liefs, selbst in Orthographie und Interpunction und alle selbst die entschiedensten Verbesserungen nur in die Anmerkungen aufnahm; den *berichtigten* Text aber nur in der kleineren Ausgabe abdrucken liefs. Dieselbe Genauigkeit in Erhaltung des Heus. Textes konnte mit weit gröfserer Bequemlichkeit zum Gebrauch erreicht werden, wenn Hr. Z. den berichtigten Text abdrucken liefs und *über* den Anmerkungen in einer eignen Rubrik die Abweichungen des Heusing. Textes getrennt von allen

übrigen Varianten angab, was freilich nothwendig war, da sonst die Heusingerschen Noten manchmal schwer verständlich wären: dies hätte selten mehr als eine Zeile auf jeder Seite erfordert. Jetzt aber muſs man beim Gebrauch des Textes die kleinere Ausgabe zur Hand nehmen und wo man die Gründe einer Aenderung wissen will, diese in der gröſsern aufsuchen; oder beim Gebrauch des Textes der gröſsern Ausgabe beständig nach den Noten sehen, ob nicht die im Text befindliche Lesart verworfen ist. Auch scheint uns Hr. Z. aus zu groſser Gewissenhaftigkeit in Erhaltung der äuſsern Form, nicht des eigentlichen Gehaltes der Heusing. Ausgabe unterlassen zu haben, was er selbst in der Vorrede p. IX als wünschenswerth bezeichnet, nämlich die Spreu schlechter, werthloser Lesarten, die in Heusingers Anmerkungen steckt, auszusondern und für den Liebhaber und etwaigen Goldkörnersucher in einen besondern Appendix zu bringen: — wohin auch zugleich alle diejenigen Noten, die erklärende Bemerkungen für Schüler, nicht aber für Gelehrte enthalten, zu verweisen gewesen wären, wenn nicht schon damit genug gethan war, daſs diese doch in die kleinere Ausgabe aufgenommen wurden. Dadurch würde der Umfang der Heusingerschen Anmerkungen bedeutend verringert, der Gehalt derselben also erhöht worden sein, und doch wäre für etwaiges Aufsuchen citirter Anmerkungen und Lesarten durch Erhaltung derselben in dem Appendix Sorge getragen. Es scheint uns aber ein solches Ausmerzen alles Veralteten oder Werthlosen um so mehr an der Zeit, da man die Beibehaltung desselben dem Philologen gar zu gern als ein Festhalten an kleinlichen Einzelheiten und als Mangel an wahrhaft wissenschaftlicher Bestrebung auslegt.

Daſs alle diese Ausstellungen indeſs zu unerheblich sind, um den Werth und die Brauchbarkeit der Ausgabe wesentlich zu beeinträchtigen, da sie nur die äuſsere bequemere, und darum freilich auch wünschenswerthe, Einrichtung betreffen, versteht sich von selbst; allein es scheint doch angemessener hier solche allgemeine Bemerkungen zur Sprache zu bringen, als Meinungsverschiedenheiten über einzelne Stellen, die in einer Recension meist verloren gehen und den Raum ungebührlich in Anspruch zu nehmen pflegen. Ref. kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit eine andere den Gebrauch des Textes für kritische und grammatische Zwecke sehr erleichternde Einrichtung in Vorschlag zu bringen; nämlich jede nicht auf ganz sichere diplomatische Grundlage gestützte Lesart im Texte durch ein Sternchen oder durch besondere Lettern zu bezeichnen, was dann später selbst in bloſse Textesabdrücke übergehen würde; dadurch würde die Anwendung solcher unsichern Stellen als grammatischer oder kritischer Beweisstellen allmählig aufhören und gar manche nur auf solchen Stellen beruhende Regel wegfallen, und man hätte die bedeutende Erleichterung, beim Lesen eines Schriftstellers zu speciellem Zwecke nicht immer erst nachsehen zu müssen, ob das, was man lese, auch handschriftlich sicher sei.

Auch die *kleinere Ausgabe* zeichnet sich durch Brauchbarkeit und Zweckmäſsigkeit aus. Der Text ist hier mit vollständiger Benutzung der neuern Hülfsmittel berichtigt, und wo die Berichtigung einem Zweifel unterworfen sein kann, sind immer die Gründe für die Wahl der Lesart mitgetheilt. Besondere Anerkennung aber verdient die Zweckmäſsigkeit der Bemerkungen für den Kreis reiferer Schüler bei der grammatischen und sachlichen Erklärung des Schriftstellers. Erstere sind durch Verweisung auf des Herausgebers Grammatik sehr kurz geworden; geben aber so dem Schüler Veranlassung sowohl sich in der Grammatik zu orientiren, als auch die Bemerkungen nicht in abgerissener Vereinzelung, sondern in ihrem Zusammenhang mit den allgemeineren Regeln aufzufassen. Auch die so häufig gemiſsbrauchte, aber bei einiger Vorsicht sehr erspriefsliche Anwendung der Erklärung durch Uebersetzen schwieriger Ausdrücke ins Deutsche ist hier mit vielem Geschick und Takt angewandt, und zwar wie es die Eigenthümlichkeit philosophischer Darstellung mit sich brachte, ziemlich häufig, ohne daſs es jedoch Jemandem einfallen wird, darin eine solche Krücke für den Schüler zu finden, wie die Billerbeckischen Ausgaben lateinischer Schriftsteller oder die Crusius'sche des Homer bietet. Möchte der geehrte Herausgeber die Schulwelt mit noch mehr ähnlichen Ausgaben bereichern und bei jüngeren Gelehrten hierin als ein Vorbild Anerkennung finden.

Der Verleger hat beide Ausgaben ihrem Werthe angemessen ausgestattet.

Johannes v. Gruber.

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

LVIII.

Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tome vingtième, contenant la première livraison des monumens des règnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis X., de Philippe V. et de Charles IV., depuis 1226 *jusqu'en* 1328; *publié par MM. Daunou et Naudet, membres de l'Institut. A Paris, de l'imprimerie royale* 1840. *LXVIII u.* 844 *S. Folio.*

Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seit der erste Band der grofsen Sammlung erschien (1738), die jetzt aber bis zum 20. fortgeschritten ist. Und welch' ein Jahrhundert war dies, gerade besonders für Frankreich welch' eine Zeit! Wie folgten sich Blüthe und Verfall, Herrschaft und Ohnmacht! Dann rifs eine neue Bewegung Alles mit sich fort. Die ganze Vergangenheit wollte man aufheben. Man wagte es eine neue Aera zu beginnen. Aber man war in die unnatürlichsten Verirrungen gefallen, die keinen Bestand haben konnten. Bald behauptete die Geschichte ihr Recht, und allmählig kehrte man in die alten Gleise zurück; auch die Beschäftigungen, die Arbeiten der früheren Zeit kamen wieder. Es bezeichnet, dünkt mich, den Sinn, der gleich die ersten Jahre der geordneteren Regierung (des Directoriums) erfüllte, dafs man die Fortsetzung der von den Benedictinern angefangenen Sammlung der alten Geschichtschreiber unmittelbar ins Auge fafste. Wie oft hat seitdem noch die Herrschaft sich verändert! Dynastien sind gegründet, hergestellt, vertrieben — unter allem Wechsel hat die Ausgabe der französischen Geschichtsquellen ihren Fortgang genommen. Und der Benedictiner, der schon unter Ludwig XVI. an der Arbeit den wesentlichsten Antheil hatte, der unter dem Directorium zur Fortsetzung ausersehen wurde, unter dem Kaiserthum sie wirklich lieferte, derselbe, den kein Sturm der Revolution, nicht die Aufhebung seines Ordens, nicht der Wechsel der Regierungen und Systeme in seinen einsamen Studien zu stören vermochte, hat nach der Herstellung der Bourbons das Werk ruhig weitergeführt; und seine letzten Arbeiten (Bd. 19.) erschienen, als schon die Orleans in Frankreich herrschten; er selbst — man weifs dafs ich Brial meine — war wenige Jahre zuvor 85jährig gestorben.

An seine Stelle trat Daunou, ein Mann kenntnifsreich, ausgezeichnet auf mannigfache Weise — man rühmte ihm nach, es habe niemand besser als er seine Sprache geschrieben — aber nicht wie Brial von der Jugend bis zum Greisesalter der Wissenschaft lebend, vielmehr schon früh den öffentlichen Geschäften zugewandt. Er safs im Nationalconvente, war Präsident im Rath der Fünfhundert, er nahm in der Folge selbstständigen Antheil an den wichtigsten Angelegenheiten; unter Napoleon blieb er unbeugsam und seinen Ueberzeugungen treu. Damals bekam er die Leitung der Staatsarchive; er verlor sie als die Bourbons wiederkehrten, aber als Professor der Geschichte und Mitglied der Academie blieb er den gelehrten Bestrebungen, als Redacteur des Journal des Debats und Deputirter den politischen Angelegenheiten verbunden. Nach 1830 erhielt er sein früheres Amt zurück; noch kurz vor seinem Tode wurde er zum Pair ernannt. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn dann unser Werk. Noch vor einem Jahre sah ich ihn rüstig und geistesfrisch. Jetzt ist auch er, nachdem er sein Leben auf 79 Jahre gebracht hat, verstorben und hat seinen Mitarbeiter Naudet für die Fortsetzung des grofsen Unternehmens allein zurückgelassen. In unserm Bande ist davon noch nicht die Rede. Es scheint Daunou hatte die Genugthuung ihn vor seinem Tode vollendet zu sehen.

Als Bouquet den ersten Band des Recueil herausgab, erregte das Werk das gröfste Aufsehen; es schien selbst nach Muratori die erste wissenschaftliche Sammlung und Bearbeitung von Geschichtsquellen des Mittelalters. Die äufsere Ausstattung, Einleitungen, Noten, Register machten das Werk einladend und bequem zum Studium. Auch befriedigten die ersten Bände noch am meisten stelbst strengeren Anforderungen. Philologisch-kritische Genauigkeit in der Herstellung der Texte ist freilich nicht zu rühmen; man zog selten die Handschriften zu Rathe, oder war es der Fall, so geschah es auf so unbefriedigende Weise, dafs nichts zum Abschlufs gebracht wurde. Doch war für solche Bestrebungen auch noch wenig Sinn vorhanden. Man konnte doch von dieser Sammlung rühmen, dafs die besten Texte aufgenommen, mit Varianten versehen und passend erläutert waren, überhaupt dafs ein fester Plan und eine bestimmte Ordnung in dem ganzen Werke herrschte, während noch Muratori die Quellen blos abdrucken liefs, wie sie ihm vorlagen oder zukamen, bald mit ausführlichen Commentaren, bald ohne alle Erläuterungen. Urkunden und kleinere Denkmäler wurden von Bouquet zuerst gesammelt, überhaupt wurde vereinigt was bisher zerstreut und schwer zugänglich gewesen war. Dies bleibt auch bei den folgenden Bänden ein Verdienst. Aber der Plan, die Geschichtsquellen einer Regierung oder doch einer kurzen Periode in Einem Bande zu vereinigen, führte zu den ärgsten Unzuträglichkeiten. Spätere Chroniken, die sich über längere Zeiträume erstreckten, wurden zerschnitten und oft durch fünf, sechs und mehr Bände zertheilt. Man kann sich über das Unpassende dieses Verfahrens nicht stärker aussprechen als die Herausgeber des letzten Bandes es thun (Vorrede, XIV). Aber dies ist es nicht allein was man rügen mufs. Einmal durch das Zertheilen der Werke dazu gebracht, nur einzelne wenige Geschichtschreiber ganz und auf einmal zu geben, begnügte Bouquet sich nicht, die übrigen nach den angenommenen Abschnitten zu zerlegen, sondern er gab nur zu oft blofse Auszüge und Bruchstücke. Da wurde meist nur beibehalten, was unmittelbar die Geschichte eines Königs oder einer sonst bedeutenden Person betraf; oft die interessantesten, der Chronik eigenthümlichen, die locale Geschichte betreffenden und erläuternden Abschnitte wurden verworfen. Selbst so wichtige Werke wie die des Ademarus, Baldericus, alle Geschichten der einzelnen Bisthümer sind nur in so verstümmelter Gestalt aufgenommen und können hier von keinem Forscher mit Freude und Erfolg benutzt werden. Mitunter haben die Fortsetzer der Sammlung nachhelfen müssen, wie z. B. XI p. 621—631. die ausgelassenen Abschnitte des Willelmus Gemmeticensis nachgetragen werden, und Aehnliches von Brial in Vol. XIV und den folgenden öfter geschehen ist. Den Dudo überging man ganz, ebenso die meisten Reimchroniken, obschon sie oftmals die Quelle der aufgenommenen prosaischen Bearbeitungen sind.*) Anderes wurde zweimal abgedruckt, z. B. ein Theil des Glaber Rodulfus im 8. Band und dann der ganze im 10. Von den abgeleiteten Schriftstellern sollte wegbleiben was die früher gedruckten Quellen enthielten; aber hier ist mit so wenig Ansicht und Kritik verfahren, dafs oft dieselbe Sache doch mehrmals erscheint, ja was viel schlimmer ist — denn jenes ist an sich nicht zu tadeln, nur gegen die Grundsätze der Herausgeber — oft wird eine Nachricht in der Quelle gestrichen, in dem abgeleiteten Buche beibehalten. Ich erinnere z. B. dafs in der Chronik des Ado mehrere Nachrichten über Bischöfe von Vienne weggelassen und in der viel späteren aus jenem geschöpften Geschichte des Hugo Flaviniacensis beibehalten sind. Die unkritische Compilation der Annales Mettenses mufs die Stelle des Regino vertreten. Ueber einen für die Litteratur der französischen Geschichte so wichtigen Autor wie Hugo von Fleury wurde gar nichts Befriedigendes gegeben, sondern in bunter Unordnung stehen in mehreren Bänden Bruchstücke seiner verschiedenen und anderer aus ihm abgeleiteten Werke, mitunter unter seinem Namen was ihm gar nicht zukommt, anderes unter fremden das er wirklich geschrieben hat.

Hier wie in so vielen andern Stellen ist es deut-

*) Von der später von Fauriel herausgegebenen poetischen Geschichte der Albigenser Kriege, der Quelle der Vol. XIX gedruckten Histoire de la guerre des Alligeois sagen die Herausgeber dort p. XCIX: An incondita id genus medii aevi carmina typis hodie mandari, rei literariae intersit, expendere non nostrum est; sed historiarum studio quid opis conferat iste de quo agitur libellus nos omnino fugit. So scheint ihnen die nüchterne, *scheinbar* treue Erzählung des abgeleiteten Autors oft wichtiger als die allerdings poetisch ausgeschmückte der Quelle, obschon jene eigentlich gar keinen Werth, diese wenigstens einen relativen behauptet.

schen Arbeiten in französischen Bibliotheken überlassen geblieben, das Richtige und Echte an die Stelle des durch eine gewisse Tradition sehr mit Unrecht Geheiligten zu setzen. Hat man sich oft nicht die Mühe gegeben, die in Paris befindlichen Handschriften und Urkunden selbst einzusehen, so kann man am wenigsten erwarten, dafs etwas in den Bibliotheken der Provinzen oder des Auslandes gearbeitet und gesammelt sei. In der That, ich finde nicht, dafs seit den Reisen Mabillons, Martenes, Durand's, Estiennot's und anderer Benedictiner, die für andere Zwecke unternommen wurden und nur nebenher in seltenen Fällen dieser Sammlung zu Gute kamen, für diese etwas der Art geschehen sei. Nur zufällig ist einige Mal etwas von aufsenher zugänglich geworden und dann oft nicht zum besten benutzt.

Aller Tadel trifft besonders die Bände 7—9, die letzten die von Bouquet besorgt worden sind, zum Theil auch 10 und 11, die die beiden Brüder Haudiquier, dann Housseau, Précieux und Poirier edirten. Doch finden wir in ihren Anmerkungen schon öfter angedeutet, wie sie wohl das Mangelhafte und Irrige des bisherigen Plans fühlen und nur nicht im Stande sind, ihn zu verlassen und ein anderes Verfahren zu wählen. Von Band 12 an nimmt Brial an den Arbeiten Theil, zuerst als Gehülfe von Fr. Clement, seit 14 (1806), wie schon gesagt, der alleinige Herausgeber. Von diesen Bänden umfassen 12—17 die lange Periode von 1060—1180, 18 und 19 die Jahre 1180—1226. Dadurch sind die Zerschneidungen der Werke seltener geworden; die Bearbeitung ist sorgfältiger, kritischer. Der Urkunden, Gesetze, für die seitdem eigene Sammlungen angefangen waren, hat man sich in diesen Bänden entschlagen; auch die Historiker der Kreuzzüge sind zur Seite gelassen. Dagegen ist neben den eigentlichen Geschichtschreibern vornämlich der Sammlung der Briefe eine besondere Sorgfalt gewidmet. Brial, mit der gründlichsten Kenntnifs der von ihm behandelten Zeiten, mit umfassender Gelehrsamkeit und kritischem Takte ausgerüstet, hat in diesen Bänden ein grofsartiges Denkmal seines Fleifses und eine unschätzbare Vorarbeit für jeden, der diese Periode der französischen Geschichte zu bearbeiten unternimmt, gegeben.

Nachdem so das grofse Werk in würdiger Weise fast bis zum Ende des 19. Bandes, bis nahe an die Zeiten Ludwigs des Heiligen geführt war, übertrug die Academie des inscriptions die weitere Fortsetzung an Daunou und Naudet, die im Jahre 1833 jene von Brial fast vollendete Abtheilung bekannt machten und jetzt den ersten Band einer neuen Reihenfolge veröffentlichen. Es ist mir nicht bekannt, welchen Antheil jeder an dieser Arbeit habe; die Vorrede giebt darüber keinen Aufschlufs, auch sonst habe ich keine Andeutung darüber gefunden. Fast bin ich geneigt zu glauben, dafs die ins Einzelne gehenden Arbeiten hauptsächlich von Naudet ausgeführt worden sind. Doch ist man genöthigt, sich an beide Herausgeber gleichmäfsig zu halten.

Sie sagen in der Einleitung, dafs sie einen ganz neuen Plan zu entwerfen und auszuführen sich nicht berechtigt hielten (XXVI), und man mufs ihnen zugeben, dafs dies grofse Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten gehabt hätte. Aber sie haben sich bemüht, so viel wie möglich Verbesserungen eintreten zu lassen. Das Wichtigste ist, dafs sie einen langen Zeitraum, die Regierungen von 5 Königen, eine Reihe von mehr als hundert Jahren (1226—1328) zusammenfassen und dadurch in den Stand gesetzt sind, die wiederholt gerügten Theilungen der Autoren ziemlich ganz zu vermeiden. Nur die Fortsetzer des Guillelmus de Nangis haben nicht vollständig hier Platz gefunden; von der Geschichte der Albigenser Kriege von Guillelmus de Podio Laurentii war die erste Hälfte schon im 19. Bande gedruckt. — Auch scheinen weniger Auszüge, mehr ganze und vollständige Werke gegeben werden zu sollen. Dieser Band umfafst mit Einer Ausnahme nur solche; und wenn dies auch vorzüglich darauf beruht, dafs hier die allgemeinen Geschichtschreiber des Landes und der Könige vereinigt wurden, während die folgenden Abtheilungen die mehr provinciellen Chroniken und andere Denkmäler umfassen müssen, so lassen doch mehrere Aeufserungen erkennen, dafs die Herausgeber das Ungenügende jenes frühern Verfahrens wohl eingesehen haben (p. LIV, LX) und dafs sie auch in der Folge Sorge tragen werden, diesen freilich nie ganz zu vermeidenden Uebelstand möglichst zu beseitigen.

Uebersehen wir nun in der Kürze den Inhalt des Bandes, so sind es vor Allem die Geschichtschreiber Ludwig des Heiligen, die hier gegeben werden: mehrere wahre Hagiographen, Gaufrid von Beaulieu, Wil-

helm von Chartres, zwei Ungenannte, von denen der letzte sich als Beichtvater der Königin Margarethe bezeichnet; dann als rechter Gegensatz der ritterliche Joinville, beide Richtungen vermittelnd Guillelmus de Nangis (oder de Nangiaco). Dieser fruchtbare Autor nimmt fast allein die Hälfte des Bandes ein. Auf sein Leben Ludwigs folgt das Philipps III., dann seine grofse Chronik — 1300, hier mit den Fortsetzern — 1328, später der hierher gehörige Theil der Chroniques de St. Denis. Ungedruckt war nichts als eine kürzere unbedeutende französische Chronik Wilhelms.

Die Herausgeber haben es sich zur Aufgabe gemacht, den Text überall aus den Handschriften zu verbessern und in seiner Reinheit herzustellen; die Hülfsmittel dazu fanden sich fast alle in Paris vereinigt. So durfte man erwarten, dafs hier auch gröfseren Ansprüchen Genüge geschehen sei. Leider mufs man sagen, dafs dies doch nicht so ganz der Fall ist. Es sei mir erlaubt, hierbei einen Augenblick zu verweilen.

Die beiden Werke des Gaufridus de Belloloco und Guillelmus Carnotensis sind aus einer Handschrift von S. Germain, die früher der domus Praedicatorum zu Evreux gehörte, bedeutend verbessert; einen Codex desselben Klosters benutzte Menard, als er diese Werke zuerst edirte. Die Herausgeber wollen sich gern überreden (libenter credimus), dafs diese Handschriften verschieden seien; so nachläfsig und voll Fehler finden sie die frühere Ausgabe, dafs man unmöglich annehmen könne, sie sei aus dem ihnen vorliegenden Codex geflossen. Das ist aber wenig überzeugend. Im Gegentheil findet sich so regelmäfsig dasselbe, dafs man sich fast wundert, bei Nachvergleichung eines schon früher gebrauchten Codex ihn gut benutzt zu finden. Dafs nun zwei Handschriften derselben Werke im Kloster der Predigermönche zu Evreux gewesen sein sollten, ist ganz unwahrscheinlich; es scheint mir unzweifelhaft — und auch die Herausgeber äufsern sich schon p. 28 mehr in diesem Sinn — dafs immer nur Ein und dasselbe Manuscript bekannt war und allen Editionen zu Grunde liegt, das deshalb auch in dieser Ausgabe möglichst getreu hätte wiedergegeben werden sollen. Es ist dies aber nicht geschehen. Auch hier herrscht das falsche Prinzip, das einer gründlichen Herstellung der Texte so oft im Wege steht: die Ausgaben, wo es nöthig scheint, aus den Handschriften zu verbessern, statt, was allein zum Ziele führt, die Handschriften selbst zu Grunde zu legen, und eine alte Ausgabe nur etwa als Stellvertreter des nicht mehr aufzufindenden Codex, aus dem sie geflossen ist, mit zu Rathe zu ziehen. So wird denn auch hier die Lesart der Handschrift oft nur in den Noten angegeben, wo sie bestimmt in den Text gesetzt werden mufste.

Und dasselbe Verfahren — obschon die Herausgeber es nie als Regel anerkennen, sondern meist erwähnen, dafs sie den Text selbst nach den Manuscripten verbessert hätten — kehrt auch in den späteren Theilen des Bandes wieder, und ist selbst auf noch weit unpassendere Weise angewandt. In den Gestis Ludovici vom Guillelmus de Nangiaco z. B. sind fast sämmtliche auf den ersten Seiten (p. 312 ff.) aus der einzigen bekannten Handschrift aufgeführten Lesarten dem vorzuziehen, was nach Duchesne im Texte stehen geblieben ist. Doch ist wenigstens die Collation hier genauer als anderswo und erstreckt sich selbst auf orthographische Verschiedenheiten, obschon weder hier noch sonst daran gedacht ist, die mittelaltrige Schreibweise in ihr Recht einzusetzen. Ja selbst, wo die Herausgeber die Lesart der Handschrift als besser anerkannten, liefsen sie sie nicht selten, doch offenbar im geraden Widerspruch mit ihren eigenen Grundsätzen, in den Anmerkungen stehen. So heifst es p. 408 B. 2. ganz sinnlos: Nec beneficium non vacans omnino *alieni* concedere vel conferre volebat; dazu die Note: Melius noster codex *alicui*. Jenes ist ein so offenbares Versehen, wie nur möglich. Vgl. ähnliche Beispiele p. 348 n. 4, 356 n. 1.

Ebenso wenig genau und consequent ist die Bezeichnung der Varianten. Zu den ersten beiden Werken finden sich in den Noten Lesarten der benutzten Handschrift (des codex Pratensis), aufserdem bald die Abweichungen Duchesne's, bald die eines ms. Ebroicensis. Dies beruht auf der, wie ich bemerkte, mehr als zweifelhaften Annahme, dafs der aus Evreux stammende cod. Pratensis (S. Germain) von dem früher von Menard benutzten Ebroicensis verschieden sei. Was nun unter diesem Namen aufgeführt ist, sind aber nur die Lesarten oder richtiger Fehler Menard's.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tome vingtième, contenant la première livraison des monumens des règnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis X., de Philippe V. et de Charles IV., depuis 1226 *jusqu'en* 1328; *publié par MM. Daunou et Naudet.*

(Schlufs.)

Auch Duchesne hat nur diese Ausgabe wiederholt und alle Varianten, die unter seinem Namen stehen, finden sich (nur mit Ausnahme des richtig hervorgehobenen Druckfehlers glorisissimus für gloriosissimus, p. 5 n. g.) schon in jener ersten Edition, so dafs nun die Bezeichnungen ms. Ebroic. und Duchesne nicht allein gleichbedeutend, sondern auch beide unpassend sind und mit Menard vertauscht werden müssen, da dieser allein Gewährsmann dieser meist willkührlichen Entstellungen des echten handschriftlichen Textes ist.

Ein anderer Vorwurf trifft die Herausgeber bei dem dritten der aufgenommenen Werke. Diese Gesta S. Ludovici edirte Duchesne aus einem Codex des Petavius, der jetzt in der Bibliothek der Königin Christine zu Rom aufbewahrt wird. Man sollte denken, es sei der Academie leicht gewesen, in den 7 Jahren, während deren an diesem Bande gearbeitet wurde, eine genaue Vergleichung dieser Handschrift herbeizuschaffen. Allein davon ist gar keine Rede; man hat schwerlich nur daran gedacht sich soweit zu bemühen.

Ich will mich bei diesen Dingen, die manchem unwichtig erscheinen mögen, die aber der genauen Kritik doch nicht gleichgültig sein können, nicht länger aufhalten. Man kann auch kaum die Herausgeber für jene Nachläfsigkeiten besonders verantwortlich machen, da in Frankreich schwerlich jemand anders verfahren wird. Und auch unter uns wie wenige Herausgeber lateinischer Quellen des Mittelalters hatten früher einen Begriff von genauer Herstellung der alten Schriftwerke, so dafs man es der Mühe werth hält, die kleinsten Eigenthümlichkeiten der Handschriften zu beachten, um möglichst getreu die Sprache und die Schreibweise der einzelnen Autoren herauszustellen.

Dafs die französisch geschriebenen Quellen, die in diesem Bande fast die Mehrzahl ausmachen, mit besonderer Sorgfalt behandelt seien, will ich nicht in Abrede stellen. Die Herausgeber rühmen sich, nach den ältesten Handschriften zum ersten Mal zuverläfsige ächte Texte zu geben; aus den neuern ist aufserdem eine reiche Fülle von Varianten dargeboten. So ist besonders erfreulich, dafs das Werk des Joinville, nachdem es schon 11mal vorher gedruckt und durch eine moderne Umarbeitung, lateinische, spanische, englische und deutsche *) Uebersetzungen verbreitet worden ist, hier endlich in seiner echten alterthümlichen Gestalt erscheint.

Auch die Werke des Guillelmus de Nangiaco, die hier alle vereinigt sind, haben doch sehr wesentliche Verbesserungen erhalten. Von seinen Lebensbeschreibungen Ludwigs und dessen Sohn Philipp stehen der lateinische und französische Text sich gegenüber. Eine französische Uebersetzung seiner Chronik findet sich in den Chroniques de St. Denis, die vielleicht von ihm, der Mönch in diesem Kloster war, selbst herrührt und hier ebenfalls aufgenommen wurde. Es ist mit Dank anzuerkennen, dafs auch der ältere Theil der Chronik, den Brial von den frühern Bänden ausgeschlossen hatte, von 1112 an, bis wohin Wilhelm dem Siegebert folgt, hier einen Platz gefunden hat; nur ist er nicht sehr zweckmäfsig anhangsweise ans Ende gesetzt.

Die Erläuterungen zu den Autoren sind nicht sehr

*) In Schillers Sammlung der Memoirs Bd. I. Diese haben die Herausgeber nicht gekannt.

ausführlich, aber genügend. In der Einleitung wird von dem Leben, den Werken, den Handschriften und Ausgaben gehandelt; der von den Herausgebern selbst gerügte Uebelstand, dafs hier mitunter wörtlich das wiederholt wird, was die Monita vor den einzelnen Schriftstellern enthalten, ist auch in diesem Bande nicht vermieden. Doch sind die ausführlichern Erörterungen nur in der Einleitung zu finden. Auszeichnung verdient besonders die Abhandlung über das Leben und die Schriften Joinville's. In den Noten haben sich die Herausgeber Brial zum Muster genommen (p. XXII), doch, da hier mehr vollständige, sich gegenseitig erklärende Werke gegeben werden, weniger Gelegenheit gehabt, eine so umfassende Gelehrsamkeit zu zeigen, wie jener bei der Zusammenstellung historischer Bruchstücke und bei der Erläuterung der Briefe zu Tage gelegt hat. Dafs die kritischen und erklärenden Noten nicht geschieden sind und jene etwas viel Platz einnehmen, möchte man tadeln.

Dreifache Register und zwei Glossare, eins für lateinische, das zweite ausführlichere für französische Worte, beschliefsen den Band. Bei einem Werke dieser Art ist es wohl nicht unpassend, auch des Aeufsern zu gedenken: es mufs musterhaft genannt werden. Der reine schwarze Druck mit grofsen scharfen Lettern auf dem starken nicht zu weifsen Papier nimmt sich vortrefflich aus. Solidität und angemessene Eleganz sind zweckmäfsig verbunden. Auch scheint für grofse Correctheit gesorgt zu sein *).

Ueberhaupt tritt dieser Band den frühern der grofsen Sammlung würdig an die Seite. Dafs die Herausgeber hinter ihren Vorgängern zurückgeblieben seien, wollte ich am wenigsten behaupten; die Ausstellungen, die ich machen zu müssen glaubte, sollten nur andeuten, dafs die Wissenschaft auf ihrem heutigen Standpuncte, dafs namentlich die Philologie noch andere Forderungen mache, als es früher der Fall war und als hier befriedigt sind. Den Historiker werden diese Bedenken weniger beschäftigen; er kann sich des hier dargebotenen Materials mit fast ungestörter Freude bemächtigen. Der Vortheil, diese Quellenwerke in verbesserter Gestalt hier vereinigt zu finden, ist nicht gering anzuschlagen. Und wir halten gern an der Aussicht fest, dafs diese wichtige Sammlung mit gleichem Fleifse und aller nöthigen Umsicht, so rasch wie es die Umstände erlauben, fortgeführt werde. Möge es Hrn. Naudet vergönnt sein, diesem grofsen Werke noch lange seine Kräfte widmen zu können; es wird ihm die Anerkennung aller Forscher des Mittelalters nicht entgehen, und sein Name wird dankbar genannt werden, wenn die kleinen Bestrebungen und die flüchtigen Erzeugnisse der Tagespresse, die jetzt in Frankreich so viele Geister fesseln und allein Ruhm und Ehre zu geben scheinen, längst vergessen sind.

Georg Waitz.

*) Ich habe in der Einleitung nur 2 Druckfehler bemerkt: p. XXXIII gehört n. c. das Citat V p. 465—477 zu n. b.; die nähere Beziehung des Bandes der Acta Sanctorum ist ausgefallen, p. LI. wird der Codex 5723 genannt, der p. 509 richtig als 5925 aufgeführt wird.

LIX.

La Métaphysique d'Aristote, traduite en français pour la première fois; accompagnée d'une introduction, d'éclaircissements historiques et critiques et de notes philologiques par Alexis Pierron et Charles Zévort, anciens élèves de l'école normale. Tome premier. Paris, 1840. *(Ebrard et Jenbert). CLLV u.* 274 S.

Die französische Philologie hat sich im Verlaufe des letzten Jahrzehends mit einer Vorliebe, welche ihr zu grofser Ehre gereicht, den Schriften und der Philosophie des Aristoteles zugewendet. Die Bearbeitung der Politik von *Barthélémy-St.-Hilaire*, die Uebersetzung des ersten und zwölften Buchs der Metaphysik von *Victor Cousin* (Paris 1838), die Schriften von *Ravaisson* (Essai sur la Métaphysique d'Aristote etc. T. I. Paris 1837), *Vacherot* (Theorie des premiers principes selon Aristote. Paris 1836), *Jacques* (Aristote considéré comme historien de la philosophie 1837) und *Simon* (de deo Aristotelis 1839) geben davon Zeugnifs. An diese Vorgänger, deren erstgenannten wir in diesen Jahrbüchern ausführlicher besprochen haben *), reihen sich die Herren Pierron und Zévort in würdiger Weise an; und ihre Arbeit kann — bei allen Mängeln, die wir nicht verschweigen werden — nicht *nur* als der Erstlingsversuch junger Männer auf diesem noch fast unbetretenen Gebietstheile der alten

*) S. Jahrbb. v. 1838.

Litteratur, auf Beachtung und Aufmerksamkeit diesseits des Rheins um so mehr Anspruch machen, je bescheidner die Verfasser auftreten, und je gröfser die Achtung und der wahrhafte Respect ist, den sie vor der Gründlichkeit deutscher Forschungen, soweit sie dieselben kennen, überall bekunden.

Mit Recht beklagen sich die Verff., dafs ihnen die neuere Philologie bei ihrer Arbeit, aufser einem lesbaren Texte so wenig vorgearbeitet habe, und auch die deutsche Philologie mufs es sich nachsagen lassen (p. IX) „dafs das ohne Widerrede gröfste Werk der alten Philosophie von ihr stiefmütterlicher betrachtet worden ist, que telle rapsodie misérable, qu'on aurait dû peut-être, pour l'honneur de l'antiquité laisser à jamais enfouie dans son obscurité native. Il y a certainement plus d'un grammairien, plus d'un rhéteur, plus d'un poète, il en est même un grand nombre, *qui ne méritaient pas d'occuper un seul des instants, que leur a si libéralement prodigués l'érudition contemporaine*; et la centième partie du temps perdu dans ces labeurs ingrats et *inutiles* eût suffi pour lever tout les obstacles, qui encombrent le lecteur dans presque tous les écrits d'Aristote. Das sind Stofsseufzer, die unserer heutigen vielgepriesenen Alterthumswissenschaft nicht zur Ehre gereichen. Möge sie sich die jüngere Generation zu Herzen nehmen! Giebt es doch aufser der trefflichen, aber wegen ihrer schmählichen äufseren Ausstattung kaum noch lesbaren Ausgabe von *Brandis*, deren zweiter Theil, sowie die Anmerkungen und Abhandlungen zu der unter Brandis Aufsicht gearbeiteten Uebersetzung nun schon an die zwanzig Jahre auf sich warten lassen — keine einzige kritische Ausgabe der Metaphysik. Und doch welch ein Feld für philologische, historische und philosophische Thätigkeit bietet dies eine Werk des gröfsten aller alten Denker! und welche Hülfsquellen sind einem rüstigen und für seine Wissbahnschaft begeisterten Philologen jetzt nach Bekkers Textesrecension, und nach Veröffentlichung der Scholien geboten! Ehre daher sei unsern überrheinischen Genossen dafür, dafs sie, ungeschreckt von der Schwierigkeit der Aufgabe, sich bestreben, ihrem Publikum ein Werk zugänglich zu machen, dessen gründliches Studium allein die Verbindungsbrücke zum Verständnifs der neueren grofsen Bewegung des denkenden Geistes bilden, und die Franzosen der Philosophie zuführen kann.

Ihren praktischen Sinn bewähren die Franzosen auch in ihren philologischen Bestrebungen. Wenn deutsche Herausgeber meist weniger geben als sie können, oder sich auch wohl ganz in Aeufserlichkeiten festrennen, und vor dem kritischen Behämmern und Geradeklopfen einzelner Nägel und Dauben das Fafs zu öffnen und den Wein selbst zu kredenzen vergessen, gehn unsre Nachbarn immer gleich auf die Sache selbst los, und geben wenigstens Alles was sie können und wissen. Daher unterscheiden sich denn auch ihre Einleitungen, wie die St. Hilairesche zur Politik, und die vorliegende vortheilhaft von dem Verfahren deutscher Philologen, die gewöhnlich, weil sie allzuviel bei ihren Lesern voraussetzen, in ähnlichen Fällen entweder aufserordentlich spärlich verfahren, oder gar nichts geben. Oft sind sie auch zu bescheiden und werden mit ihren Untersuchungen nie fertig, weil sie sie noch immer nicht für reif genug zum Abschlusse halten, weil sie dies und jenes noch nicht gehörig berücksichtigt, diese und jene Studien für noch ungenügend ansehn. Die Aristotelische Litteratur allein kann Belege dieses ächt deutschen Charakterzugs in hinreichender Masse liefern, eines Charakterzugs der uns nicht in der Philologie allein gar oft zum Weiterkommen schädlich gewesen ist, und in welchem genau zugesehen, neben der Bescheidenheit auch nicht selten eine recht starke Portion Hochmuth versteckt liegt. Ein lebhaftes Temperament, das solch ein Zauderwesen perhorrescirt, kann es unsern Franzosen nachfühlen, wie sie, nachdem sie Alles, was Brandis in seiner Ausgabe geleistet, aufgezählt, und die tiefe Gelehrsamkeit und den sorgsamen ächt deutschen Fleifs des Mannes gebührend verehrt, mit staunender Bewunderung ausrufen (p. CLI) „*et encore, après s'être donné tant de peine, l'éditeur s'accusait de n'être pas arrivé assez bien préparé pour la tâche, et d'avoir peut-être trop précipité son travail*"!! Freilich einem Franzosen mufs dergleichen unbegreiflich sein.

Die Herren Pierron und Zévort sind Zöglinge der von Cousin regenerirten Ecole normale. Wie Cousin überhaupt das philologische Studium der Philosophie des Alterthums in Frankreich neu angeregt und namentlich Aristoteles, den man dort fast vergessen, wieder rehabilitirt hat, so verdanken auch die Verff. ihm, wie sie es voll dankbaren Pietät aussprechen, A- gung und Unterstützung zu einer Arbeit, die er sch-

bald nach ihrem Beginnen aufgegeben hatte. Ihren Zweck sprechen sie eben so bestimmt als einfach aus (Introd. p. X—XI) „sie wollten den Freunden der alten Philosophie zu Hülfe kommen, die obschon des Griechischen mächtig doch chercheurs d'idées avant tout, n'ont pas un long temps à dépenser dans de fastidieux details, dans des comparaisons de variantes, dans d'arides discussions de mot. Diesem Zwecke dienen denn auch eben sowohl die unter dem Text befindlichen meist historischen und philosophischen Noten, Verweisungen auf Stellen anderer Aristotelischer Schriften (jedoch immer mit übersetztem Texte), sondern auch die dem ersten Bande angehängten philologischen Bemerkungen, welche dazu dienen die Uebersetzung kritisch und grammatisch an schwierigen Stellen zu rechtfertigen. Ebenso dient diesem Zwecke die in der Introduction gegebne Uebersicht (*analyse*, ou plutôt-qu'on nous passe cette expression ambitieuse — l'esprit) der Metaphysik, die gewiſs solchen Lesern gut zu Statten kommen wird. Denn, wie es die Verf. geistreich mit einem bon mot aussprechen, es ist ganz richtig que, pour lire avec fruit la métaphysique, il faut *avoir lu* la métaphysique. Auch charakterisiren sie die Aristotelische Methode in der Metaphysik ganz vortrefflich: il n'en est pas de la métaphysique comme des traités modernes où nous sommes toujours de plein pied, pour ainsi dire; ou nous voyons toujours et partout d'où vient l'auteur et ce qu'il fait, où il se dirige et quel chemin il doit prendre. *Aristôte sait parfaitement où il est, et ce qu'il veut, mais souvent il ne juge pas à propos de nous le dire; c'est là son secret, et ce secret il faut sans cesse le lui arracher.* Und an einem andern Orte: Aristote n'est pas le théoricien de la méthode, il est méthodique, comme on était éloquent dans les premiers âges: l'Ulysse d'Homère n'avait pas même besoin de connaitre comment et pour quoi il savait persuader les hommes.

Diese Analyse, welche einen groſsen Theil der Einleitung (p. XI—XCII) einnimmt, würde nun freilich sehr viel gewonnen haben, wenn die Verf. das treffliche Werk *Biese's* — dessen Vollendung alle Freunde der Aristotelischen Litteratur mit Verlangen entgegensehen — dabei benutzt hätten. Leider aber scheint ihnen, zum Schaden für ihr ganzes Unternehmen, diese ausgezeichnete Arbeit, in der sich Philologie und Philosophie in seltenem Vereine bewähren, gänzlich unbekannt geblieben zu sein, obschon sie sich sonst fleiſsig nach Hülfsmitteln umgethan und die Leistungen deutscher Gelehrten, wie Brandis, Titze, Michelet, und namentlich Trendelenburgs nicht haben entgehen lassen.

Nach dieser Analyse, von welcher wir nur die würdige Ansicht über den Aristotelischen sogenannten Empirismus (S. XIV—XV) hervorheben wollen, gehn die Hrn. Verf. über zu der Untersuchung über die Authenticität des Werks selbst. Sie behandeln kurz und bündig die alte Strabonische Tradition über das Schicksal der Aristotelischen Schriften im Allgemeinen (Introd. p. XCII—C) und Besondern, besprechen dann ausführlich den wunderlichen Titel des Werks, wobei sie die Tradition der Handschriften in Uebereinstimmung mit *Ravaisson* auf Aristoteles selbst zurückführen suchen, wovon hernach, (p. C—CIII). Sodann beantworten sie die Frage nach der Composition und dem Entstehen der Metaphysik in ihrer jetzigen Gestalt (p. CIII — CXIII), erweisen deren Aechtheit und den wohlgeordneten Zusammenhang des Ganzen (p. CXIII — CXXVI), und geben dann eine kurze Geschichte des Studiums und der Behandlung der Metaphysik seit ihrer Abfassung (p. CXXVI — CXXXV), bis auf die neuste Zeit. Von p. CXXXV—CXL werden die griechischen Commentatoren Alexander Aphrodisiensis, Ioh. Philoponus, Themistius, Asclepius von Tralles, Syrianus, Philoxenus u. a. m. besprochen, ihnen folgen die Araber und Scholastiker (p. CXL—CXLIII), die Commentatoren des XVI. und XVII. Jahrhunderts (unter denen auf *Du Val* ein sehr patristischer Accent gelegt wird) und die Leistungen der neusten Zeit in Ausgaben, Uebersetzungen, Einzelbehandlungen u. s. w. und zum Schluſs einige Worte über das Genre ihrer Uebersetzung und das Verhältniſs derselben zum Urtexte. Man sieht aus dieser kurzen Uebersicht, daſs die Leute wissen was der Uebersetzung oder Ausgabe eines alten Schriftstellers noth thue, und die Ausführung beweiset wenigstens, daſs sie die Selbstverleugnung gehabt, ihren Lesern über diese Punkte alles zu sagen, was sie selbst wissen, und bei streitigen Punkten sie durch Mittheilung der abweichenden Ansichten im Stand gesetzt haben, sich selbst zu entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

La Métaphysique d'Aristote, traduite en français pour la première fois; accompagnée d'une introduction, d'éclaircissements historiques et critiques et de notes philologiques par Alexis Pierron et Charles Zévort.

(Fortsetzung.)

Von dieser Seite kann uns Deutschen diese Arbeit zum Muster dienen, und auch rücksichtlich der Behandlung selbst müssen wir die Verfasser loben, so wenig wir ihre Ansichten und Urtheile überall unterschreiben und den Resultaten ihrer Forschung unsere Zustimmung geben können. Aber sie haben, was uns Deutschen so schwer wird, allen Ballast überströmender Gelehrsamkeit, alles Verzetteln und Verschleppen des Materials, all die Nebenabschweife und excurrirenden Noten, die in deutschen Arbeiten dieser Art nur zu oft alle Augenblicke wie Hemmschuhe auf den Fortgang der Hauptuntersuchung fallen, vermieden. Vor solchen Dingen bewahrt freilich die Franzosen ein angeborner Tact und Geschmack, wie denn ebenderselbe auch ihrem Stil die Trockenheit strengwissenschaftlicher Behandlung abstreift.

Ehe wir nun zur Uebersetzung und den Anmerkungen — welche die schwächere, oft recht schwache Seite des Werks bilden — übergehn, sei es vergönnt bei der Stärke desselben, der Introduction, noch einige Augenblicke zu verweilen, und auf Dies und Jenes näher einzugehn, was entweder als den Verff. eigenthümlich und neu Berücksichtigung oder als unrichtig Widerlegung und Berichtigung erfordert. Natürlich müssen hier *kurze* Andeutungen, der Beschränktheit des Raums wegen, genügen. Wir beginnen mit etwas was uns besonders nahe liegt, mit p. XCII—C. Die Untersuchung über die Authenticität der Aristotelischen Metaphysik beginnt mit einer kurzen Beleuchtung der alten Strabonischen Tradition, die jetzt in ihren früheren Crudität wohl nur noch in den Ecken und Winkeln unwissenschaftlicher Handbücher der Litteraturgeschichte umgeht. Die Verfasser sprechen von vorn herein ihr Gesammturtheil über diese „recits" bündig genug mit den Worten aus: Ils nous paraissent, dans quelques parties d'une invraisemblance parfaite et, disons le mot, d'une véritable puerilité. Indessen scheint auch nach den Arbeiten neuerer Philologen, wie *Cousin* und *Barthélemy-St.-Hilaire*, durch die zuerst die hierhergehörigen Forschungen deutscher Gelehrten dem französischen Publikum etwas ausführlicher mitgetheilt worden sind, jene alte, bei uns längst antiquirte Sage der Litteraturgeschichte noch in bedeutender Autorität zu stehen, denn die Verff. finden sich bewogen, nicht nur in acht Punkten ausführlich die Gründe für ihr Urtheil zu entwickeln, sondern auch (pour qu'on ne nous accuse pas, de fausser à dessein le sens des termes) die Uebersetzung der Stellen aus Strabon, Plutarch und Suidas mit den Worten St. Hilaire's und Michelets zu geben! Ihre eignen Bemerkungen bieten nichts Neues, und der Widerspruch, den sie mit ihrem Landsmann Barthélemy dem Strabon in seinen eignen Worten nachweisen wollen, indem sie aus dem Ausdruck ἀντίγραφα καινά schliefsen, dafs die Exemplare, von denen Apellicon seine Abschriften nahm, gleichfalls nur *Abschriften* und nicht die Originale von Aristoteles eigner Hand gewesen, will nichts bedeuten. Denn das hiefse dem sehr verständigen Geographen eine Gedankenlosigkeit und eine Unkenntnifs seiner Muttersprache zumuthen, die kaum ihres Gleichen fände. Und sollte es denn im Ernste jemandem einfallen, aus den Worten „eine (von Motten und Nässe übel zugerichtete) Schrift *neu abschreiben* lassen" die Folgerung ziehen zu wollen, das wovon abgeschrieben worden, müfste nothwendig auch nur eine Kopie gewesen sein?

Im Betreff der Bekanntheit der Metaphysik wäh-

rend der beiden ersten Jahrhunderte nach Aristoteles haben es die Verff. für genügend gehalten, sich auf die Gesammtresultate der Untersuchungen deutscher Forscher zu berufen (Introduction p. XCVIII). Sie hätten indessen für die Metaphysik speciell auch die von dem Unterzeichneten (Aristotelia Th. II, S. 101 ff.) gegebenen Nachweise benutzen und die jedenfalls von Asklepias von Tralles (Schol. in Aristot. p. 519, b. l. 38 ff.) nicht erfundene, historische Notiz geltend machen können. —

Den Titel, Metaphysik τά μετὰ τὰ φυσικά (die Vff. lassen falsch den ersten Artikel weg), auf Aristoteles selbst zurückzuführen, wie die Verff., im Widerstreit gegen die gang und gäbe Ansicht, mit ihrem Landsmann Ravaisson thun, der darin Gott weifs was für eine antike Simplicität findet, ist geradezu gesagt etwas barbarisch. Alt ist der Titel offenbar, aber schwerlich älter als Andronikos von Rhodos, auf den alles hinweiset, wenn ihn auch kein Zeugnifs *namentlich* als Urheber nennt. Für die rein äufserliche Veranlassung der Bezeichnung bei Gelegenheit der Anordnung und Recension der Aristotel. Schriften sprechen die gewichtigsten Autoritäten namentlich Alexander der Aphrodisianer (Brandis Schol. p. 603); und gegen ihn ist Ammonius Aeufserung: ἅπερ οὕτω τὰ μετὰ τὰ φυσικὰ προσηγόρευσεν von gar keiner Bedeutung. Ammonius meint da nur den zu seiner Zeit allgemein gebräuchlichen Titel, ohne auf das aktive προσηγόρευσεν irgend einen Nachdruck zu legen. Der Widerspruch aber, in den Alexander durch die Worte ἣν καὶ Μετὰ τὰ φυσικὰ ἐπιγράφει.... mit seinem früher erwähnten Bericht gerathen soll, ist nichtig, und es zeigt vielmehr diese Phrase (bei der jedoch die Franzosen den Zusatz πρὸς ἡμᾶς übersehen) nur, wie so gar kein Gewicht jener Ausdruck des Ammonius hat, — ganz abgesehen davon, dafs das Präsens ἐπιγράφει hier noch ganz eigne Bedenken erregt. Endlich spricht gegen das *klassische* Alter des Titels auch seine Einzigkeit in der *klassischen* Zeit der Litteratur, ganz abgesehen von seiner Rohheit, die nicht von fern an Aristoteles Weise erinnert.

Die folgende Untersuchung über das Entstehen der Metaphysik ist dagegen um so befriedigender (p. CIII—CXIII). Die Verff. widerlegen zunächst diejenigen, welche, wie Petit, Menage, Buhle, Titze und neuerlich Michelet, das Aristotelische Werk περὶ φιλοσοφίας in einzelnen und zwar sehr verschiednen Büchern der Metaphysik wiederfinden wollen. Das Gegentheil ist längst von Brandis in seiner bekannten trefflichen Monographie erwiesen, und ihm sind *Trendelenburg* (ad de Anima I, 2, §. 7. p. 221) und *Ravaisson* (Essai sur la Métaph. I, p. 68) beigetreten. Mit dem gedachten Werke ist das περὶ τἀγαθοῦ nach direkten Zeugnissen identisch. Michelet's Ansicht endlich, der die Schrift περὶ εἰδῶν im 13. und 14. Buche der Metaphysik wiedergefunden haben will, wird durch directe Zeugnisse der alten Ausleger zurückgewiesen (p. CVIII—CIX), unter denen das des Alexander von Aphrodis. oder seines Fortsetzers (wir kommen noch auf dieses *oder* zurück) Schol. p. 833 Brand. obenan steht. Die Summe also der Untersuchung der französischen Gelehrten über diesen Gegenstand ist folgende. Unsere heutige Metaphysik ist weder eine spätere Zusammenstellung verschiedener Aristotelischer Abhandlungen, die etwa Andronikos der Rhodier unter einen Hut brachte, noch ist sie, wie Michelet behauptet, durch eine von Aristoteles begonnene, und durch die Redactionen späterer Redacteure vermehrte Sammlung verschiedner auf die πρώτη φιλοσοφία bezüglicher Aufsätze entstanden, sondern ein *selbständiges Werk, aber hervorgegangen aus wiederholten Vorlesungen des Meisters über denselben Gegenstand.* Spuren einer Bezugnahme auf Zuhörer finden sich nicht nur direct erhalten (Met. II, 3. p. 39 u. IV, 3. p. 66 Brand.), sondern es deuten darauf auch die mannigfaltigen Wiederholungen, Abschweifungen, Weitläuftigkeiten, die man nicht nur in diesem, sondern auch in andern Aristotelischen Werken findet, deren Entstehn ohne Zweifel auf einer ähnlichen Annahme basirt. Wir wollen hier nur an die Politik (z. B. III, cp. 9. §. 1. εἰρημένοι λόγοι IV. cp. 10. extr.) und an die Nikomachische Ethik erinnern und dabei die ausdrückliche Bezugnahme auf Leser wie Polit. VII, cp. 12. §. 3. de Partibb. Anim. I, 5. p. 644 b. — p. 645 nicht aufser Acht lassen. So wird man schwerlich umhin können im Gegensatze gegen die atomistische der einheitlicheren Ansicht der Verff. beizutreten, nach welcher die Metaphysik nicht par juxtaposition entstanden, sondern par intussusception, wie sie es ausdrücken, erwachsen ist.

Ohne uns mit der Vertheidigung der Aechtheit des ersten und zweiten Buchs aufzuhalten, in welchem letzteren die Herausgeber nur einen Anhang zum ersten,

und dadurch die Erklärung der traditionellen Ueberschrift *α ἐλάττον* gegeben sehen *) (p. CXV — CXVII), erwähnen wir nur noch, dafs sie das XIte Buch im Einverständnifs mit Cousin als eine Recapitulation des Bisherigen, und Ueberleitung zur Theologie des XII. Buchs an seiner Stelle vertheidigen. Ebenso wird gegen die Transposition der beiden Schlufsbücher ein, wie es uns scheint, nicht unbegründeter Protest eingelegt, und die Tradition des Alterthums aufrecht erhalten, indem diese beiden Bücher in dasselbe Verhältnifs zu dem ganzen Werke gesetzt werden, in welchem das *α ἐλάττον* zum ersten Buche steht (p. CXXI — CXXV).

Die historische Uebersicht der Leistungen der Commentatoren, Uebersetzer und Textesherausgeber der Metaphysik verdient das Lob gründlichen eignen Studiums, die Beurtheilung der Leistungen deutscher Herausgeber und älterer lateinischer Uebersetzer, z. B. der mit grofsem Unrecht von dem neuesten Berliner Herausgeber verschmäheten Uebersetzung Sepulvedas, die mit Recht ein Meisterstück genannt wird (p. CXXXVII sie ist nach Vaticanischen Hdschrr. gearbeitet), die richtige Schätzung Sylburg's u. a. m. sind dafür vollgültige Beweise, dafs die Verff. nicht ohne gehörige Vorbereitung an ihre Arbeit gegangen sind, und die wahrhaft liebenswürdige Art und Weise, mit der sie die Leistungen ihrer deutschen Vorgänger gebührend anerkennen, sowie die Bescheidenheit ihrer Polemik, machen auf den Leser den angenehmsten Eindruck.

Wir haben es schon ausgesprochen, dafs wir die Stärke und den Hauptwerth des Werks für deutsche Leser in der Einleitung zu sehen glauben, während die Uebersetzung selbst weniger Werth und Bedeutung für uns hat. Allein hierbei müssen wir, ehe wir dies Urtheil belegen, einiges zu Gunsten der Verff. voranschicken. Zunächst sind in Frankreich diese Studien überhaupt im Anfange begriffen. Diese Uebersetzung ist die *erste*, welche in französischer Sprache erscheint, und die Sprache selbst, die abgesehn von ihrer unendlich geringeren Bildsamkeit im Vergleich zu der deutschen, auch jener grofsen Bereicherung des philosophischen Ausdrucks entbehrt, den ein halbes Jahrhundert angestrengtester Arbeit des Denkens seit Kant der unsrigen erworben hat — bietet den französischen Uebersetzern fast nicht geringere Schwierigkeiten, als das Original selbst. So wird es fast unmöglich sein, von irgend einem philosophischen Werke des Alterthums eine französische Uebersetzung zu liefern, die einem deutschen Leser genügen könnte. Freilich haben die Verff. nicht so Unrecht, wenn sie ihrerseits den deutschen Uebersetzungen, und namentlich der von Hengstenberg verdeutschten Metaphysik eine excessive fidélité vorwerfen, die durch die bewundrungswürdige Elasticität der Sprache hervorgerufen, doch nicht selten an die Leblosigkeit der alten lateinischen Uebersetzer streife, und oft der Sprache geradezu Gewalt anthue. Allein ihre eigne Arbeit hat sich nicht selten in das andere Extrem verirrt, und alle Eigenthümlichkeit des antiken Ausdrucks bis zur Unkenntlichkeit verwischt, kürzere Sätze ineinandergezogen, Zusammengehöriges ohne Noth getrennt, wobei denn mit der Form nicht selten auch gar manche feine Schattirung des Gedankens verloren gegangen ist. Die genaue „reproduction de la pensée", welche sie sich zur Aufgabe machten, ist einmal mit jener Freiheit und Eleganz selbstschaffender Darstellung nicht vollständig zu vereinigen, und nur das Maafs der gröfseren oder geringeren Annäherung giebt hier die Regel der Beurtheilung des Gelingens. Ein zweiter Umstand, der ihrer Uebersetzung geschadet hat, is die Schwäche der Kritik und des grammatikalischen Wissens. Fast überall, wo sie sich in den Noten mit der Lesart von Brandis oder Bekker in Widerspruch befinden, treten diese Mängel zu ihrem Nachtheile hervor, und so gewissenhaft und ausführlich sie auch ihre Ansicht zu vertheidigen suchen, kann man ihnen doch fast nirgends gegen die deutschen Herausgeber Recht ertheilen. Dafs endlich auch der philosophische Grund und Boden, auf dem sie sich bewegen, nicht gehörig sicher ist, dafs namentlich ein genaueres Studium deutscher Philosophie durch Cousins Vorträge nicht ersetzt werden konnte, wird man ohne Beweis zugeben. Wir dürfen nur die beiden ersten Bücher mit den dazu gehörigen Noten durchgehen, um die Leser dieser Jahrbb. in den Stand zu setzen, die Richtigkeit des Gesagten selbst zu prüfen. Wir beginnen

*) Die vorletzte Phrase dieses Buchs, aus welcher man eine Zusammengehörigkeit desselben mit den Schriften zur Physik gefolgert hat, erklären sie als ein exemple particulier à l'appui de la théorie générale (Introduction p. CXVII).

gleich mit der zweiten Bemerkung, in welcher die Verff. ihre Abweichung von *Hengstenberg* rechtfertigen.

(Der Beschluſs folgt.)

LX.

I. I. Schmidt: Kritischer Versuch zur Feststellung der Aera und der ersten geschichtlichen Momente des Buddhaismus. St. Petersburg, 1840.

Eine gediegene kleine Abhandlung des rühmlichst bekannten Verfassers, aus dem *Bulletin scientifique* der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg besonders abgedruckt. So bekannt es ist, daſs die Aera der Buddhisten mit dem Todesjahre des Stifters dieser Weltreligion anfängt, eben so auffallend muſs die ungeheuere Verschiedenheit in den Meinungen erscheinen, welche dieses historische Moment als Ausgangspunct für die Zeitrechnung feststellen. Dieser Ausgangspunct schwankt nämlich bei den Buddha-gläubigen Völkern auſserhalb Indien zwischen 2422 und 546 vor Chr., was eine Differenz von 1876 Jahren ergiebt!! Die Tibeter allein haben *vierzehn* solcher chronologischen Varianten aufzuweisen, von denen, merkwürdig genug, keine für falsch gilt, weil Berechnungen heilig geachteter Lama's bei jeder zum Grunde liegen; daher es auch einem Jeden freisteht, unter ihnen zu wählen. Diese fast unglaubliche Unsicherheit ist zwar für die späteren, in die Geschichte der auſser-indischen Völker selbst eingreifenden Perioden wenig hinderlich, desto schwankender wird aber alles Vorhergehende.

Bei einer Ermittlung der wahren Zeit — die jedoch immer nur approximativ sein kann — verdienen die einheimischen indischen Angaben um so mehr den Vorzug, wenn sie aus einem Lande stammen, in welchem der Buddhismus seit uralter Zeit herrschender Glaube gewesen, und bereits fest begründet war, als auſser-indische Länder noch kaum eine Ahnung davon hatten. Dieses Land ist die Insel *Ceilon*, wo Buddha's Lehre nach historisch beglaubigten Zeugnissen mehr als 200 Jahre vor Chr. eingeführt worden, und seitdem Religion des Landes geblieben ist. Die Aera der Singhalesischen Buddhisten beginnt ebenfalls mit Buddha's Eintritt in das selige *Nirwana*; der Ausgangspunct ist aber bei ihnen das Jahr 543 vor Chr. Das in Pali-Sprache abgefaſste einheimische Geschichtwerk *Mahâwanso*, dessen erster Theil einen im 5. Jahrh. u. Z. regiert habenden König *Mahânâmo* zum Verfasser hat, führt uns die ersten Begebenheiten des Buddhismus nebst der ganzen Epoche seines Aufblühens und den Namen der damaligen indischen Fürsten weit consequenter vor, als alle sonst bekannte auſser-indische Quellen. Gleich den letzteren, nimmt auch das Mahâwanso *drei Concilien* an, auf denen Sammlungen der heiligen Bücher veranstaltet wurden; und eben so sind die Namen der gleichzeitigen Fürsten übereinstimmend; nur nennen Tibeter und Mongolen, statt des berühmten Königes *Asoka*, als Zeitgenossen des dritten Concils einen Fürsten von Kaschmir, *Kanika*, der aber wenigstens um dieselbe Zeit regierte, und in dessen Lande die geistliche Versammlung wirklich Statt fand. Einen argen Anachronismus begeht aber die Singhalesische *Quelle, indem sie Asoka's Groſsvater, den Tschandragupta*, dessen Thronbesteigung aus unabweislichen historischen Gründen im Jahre 312 vor Chr. angenommen werden muſs, um 69 Jahre weiter hinaufschiebt. Seine Regierungszeit und die seines Sohnes *Bindusâra* (des *Amitrogates* der Griechen) sind genau eben so lang angegeben, wie in den übrigen Quellen; daher denn *Asoka* 329 (statt 269 vor Chr.) den Thron besteigen muſs. Die Epoche des dritten Concils war nach dem Mahâwanso das 17. Jahr nach Asoka's Inauguration, oder 235 nach Buddha, welche Zahl mit Einrechnung der obigen 69 Jahre 304 giebt, statt 300, wie die übrigen Quellen annehmen — ein neuer, obwohl nur kleiner Anachronismus, der jedoch sich heben läſst, wenn man annimmt, das Mahâwanso rechne fälschlich von der Inauguration des Asoka, statt von seiner Thronbesteigung, die derselben Quelle zufolge gerade *vier* Jahre früher erfolgte.

Sonach wäre das *Mahâwanso* mit den auſser-indischen Quellen schön ausgeglichen; zählen wir aber zu dem Jahre 312 vor Chr. (231 nach B.), in welchem Tschandragupta die Regierung antrat, die angeblichen 34 Regierungsjahre dieses Fürsten, ferner die 28 seines Sohnes und die 17 ersten Jahre des Asoka, so erhalten wir 310 nach Buddha (statt 300) als Epoche des Concils. Man muſs also entweder aus der Regierung eines Vorgängers (z. B. des Tschandragupta) 10 Jahre streichen, wie Lassen gethan, oder mit Herren Schmidt, der die Tabelle der Regierungsjahre nicht antasten will, für das Jahr 310 sich entscheiden.

Daſs zwischen den beiden orientalischen Angaben, Tschandragupta's Regierungsantritt betreffend, eine so bedeutende Differenz obwaltet, erklärt sich am besten aus der sehr unbestimmten Regierungszeit der sogenannten *zehn Nanda's*, die ihm vorangingen. Dieser Fürst ist der *Σανδροκύπτος* oder *Σανδροκόττος* der Griechen, Seleucus Nikator's Zeitgenosse. Von seinem Enkel, dem berühmten Asoka (auch *Dharma* oder *Sridharma* genannt), haben sich sehr viele für die damaligen politischen Verhältnisse Indiens zu Westasien höchst interessante Edicte erhalten, die als Inschriften im ältesten bekannten Schriftcharakter Ostindiens über die Halbinsel verbreitet sind. Einen Theil derselben hat der scharfsinnige Prinsep bekanntlich mit vielem Glücke entziffert. Asoka war ein eifriger Beschützer des Buddha-Cultus, der im Jahre 237 nach Chr. unter einem seiner Söhne nach Ceilon gebracht wurde.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daſs Professor Stuhr in seinem 1836 erschienenen Werke „Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients" die Ansicht von der gröſseren Glaubwürdigkeit der Singhalesischen Angabe, das Todesjahr Buddha's betreffend, bereits ausgesprochen und scharfsinnig vertheidigt hat, jedoch ohne auf das Chronologische so speciell einzugehen, wie Herr Schmidt in vorliegendem Büchlein gethan. *)

Sch.

*) S. Seite 198 f. des erwähnten Werkes.

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

La Métaphysique d'Aristote, traduite en français pour la première fois; accompagnée d'une introduction, d'éclaircissements historiques et critiques et de notes philologiques par Alexis Pierron et Charles Zévort.

(Schlufs.)

Es handelt sich bei Aristoteles von dem θαυμάζειν als der Quelle des Erkennens. Die hierhergehörige Stelle: ἄρχονται — ἔχει, καθάπερ τῶν θαυμάτων ταὐτόματα.. pag. 9, Brand. I. cp. 2. ext. haben die Herausgeber total mifsverstanden. Sie übersetzen: ainsi, pour parler des merveilles qui s'offrent à nous d'elles mêmes, l'étonnement qu'inspirent, ou les revolutions du soleil, ou etc. und suchen diese Auffassung durch eine ausführliche Bemerkung zu rechtfertigen (Not. p. 226—229). Aber 1) alle alten Erklärer widerstreiten ihnen, denn alle erklären τῶν θαυμάτων ταὐτόματα wie Alex. Aphrod. (Schol. p. 530) τὰ ὑπὸ τῶν θαυματοποιῶν δεικνύμενα παίγνια, οἷον ἄψυχάτινα εἴδωλα, ἃ ἐξ αὐτῶν δοκεῖ καὶ αὐτομάτων κινεῖσθαι. Und in Fällen eines Wortverstandes wie dieser, ist die Erklärung der alten Ausleger, die innerhalb der lebendigen Sprache standen, von entscheidendem Gewicht. Aber die gegebene Uebersetzung widerstreitet aufserdem dem Wortlaut und der Konstruction des Satzes, indem sie auf das ἤ der letzten Satzhälfte gar keine Rücksicht nimmt. *Coürin* macht es freilich in seiner Uebersetzung noch schlimmer, wenn er die Partikel καθάπερ als einem folgenden vergleichenden οὕτως entsprechend fafst (*comme* on s'émerveille en présence des automates — *de même* nous nous étonnons). Weder er noch seine Nachfolger haben den Bau des Satzes gehörig ins Auge gefafst, der hier aufserordentlich zerrissen ist. Aristoteles beginnt ἄρχονται μὲν γὰρ — πάντες ἀπὸ τοῦ θαυμάζειν, εἰ οὕτως ἔχει, und fährt fort καθάπερ τῶν θαύματων ταὐτόματα (ergänzend θαυμαστά ἐστιν) τοῖς μήπω τεθεωρηκόσι τὴν αἰτίαν. Aber auch diese Constructionswendung verläfst er wieder, indem er von den Wunderkunststücken der Menschenhand sich zu Naturphänomenen wendet, die gleichfalls Gegenstand der Verwunderung und des Staunens für die Unwissenden sind, und den Satz schliefsend hinzusetzt: ἢ περὶ τὰς τοῦ ἡλίου τροπάς κτλ. (intell. θαυμάζουσιν οἱ μήπω τεθεωρηκότες τ. αἰτίαν). Die lange Note der Franzosen p. 226—229 zeigt zwar ihr Streben nach Gründlichkeit, giebt aber auch zugleich zahlreiche Beweise ihrer Schwäche als Interpreten, wie z. B. wenn sie sich zur Unterstützung ihrer Ansicht auf St. Thomas, Vet. Intp. und Argyropylus berufen, deren Ausdrücke eben nur beweisen, dafs die Lesart τῶν θαυμάτων ταὐτόματα auch in ihren Exemplaren stand, woran kein Mensch gezweifelt hat. Wenn es ferner auch wenig besagen will, dafs die Herausgeber in den Worten ἐκ τοῦ πάντων ὁρᾶν τὴν τροφὴν ὑγρὰν οὖσαν, καὶ αὐτὸ τὸ θερμὸν ἐκ τούτου γιγνόμενον καὶ τούτῳ ζῶν die alte Lesart τὸ ζῶον τούτῳ ζῶν beibehalten, und übersetzen *tout* (?) animal vit de l'humidité *) — obschon dieselbe wie der Augenschein lehrt, verwerflich ist — so begegnet uns dafür doch gleich auf der nächsten Seite ein um so auffallenderes Verfehlen des richtigen Sinnes, als dieser bereits von den Vorgängern der Verff. angedeutet, und durch neuere Forschungen bis zur Evidenz erwiesen worden ist. Aristoteles sagt (p. 11 Brand. p. 984 Bekker) von Anaxagoras im Vergleich zu Empedokles:

*) Beiläufig: die Verff. können sich aus Bekkers kritischen Noten gar nicht vernehmen. So sagen sie bei dieser Stelle un manuscrit de Bekker autorisire ihre Lesart, car peut-on lire autrement (setzen sie hinzu) ces mots: καὶ] καὶ τὸ ζῶιον"? Bei Bekker heifst es aber so καὶ] καὶ τὸ ζῶιον ΕΤΗ₂ Eb. Dergleichen Mifsverständnisse passiren den Uebersetzern mehrfach S. S. 241. Als „*alte Ausgaben*" gelten ihnen nur die von Sylburg Casaub. und Du Val. Die älteren berücksichtigen sie nicht.

Ἀναξαγόρας δὲ ὁ Κλαζομένιος, τῇ μὲν ἡλικίᾳ πρότερος ὢν τούτου, τοῖς δ' ἔργοις ὕστερος κτλ. Die Uebersetzer vertauschen hier die offenbar chronologisch falsche Cousinsche Uebersetzung (Anaxagore — qui naquit avant ce dernier, mais qui écrivit après lui) mit der eben so unrichtigen „Anaxagore — l'ainé d'Empédocle *n'était pas arrivé à un système aussi* plausible, die zugleich mit der ganzen Aristotelischen Ansicht über Empedocles in offenbarem Widerstreit ist. Hengstenberg freilich konnte ihnen hier gerechten Anlafs zur Klage geben, da dessen strengwörtliche Uebersetzung „dem Alter nach früher als dieser seinen Werken nach später" eigentlich gar keine ist. Allein ihre eigene Rechtfertigung ist noch schlimmer. Erstlich lassen sie sich durch den Sprachgebrauch verleiten, zufolge dessen der Ausdruck ἔργῳ ἔργοις oft bei Arist. soviel als re, revera sein soll. Aber dieser Sprachgebrauch hat seine Grenzen und stellt immer die Realität dem Gedachten, die Praxis der Theorie gegenüber. So ist ἔργῳ ἰδεῖν ἐστί = es ist vorhanden, existirt *realiter* in der sichtbaren Natur (S. Hegel Gesch. d. Philosophie II, S. 328), so ist ἐπ' ἔργων in vita quotidiana Ethic. Nic. V, 3. §. 14. Zell. S. Zell ad Arist. Eth. Nic. IX, cp. 8. §. 2. Giphanius bei Schneider ad Polit. II, 2, §. 11. T. II. p. 89, so ἐκ τῶν ἔργων, ex vitae quotidianae experientia Arist. Polit. p. 225, 1. Göttl. Ibid. II., cp. 5. §. 11. (p. 51 extr. Göttl. διὰ τῶν ἔργων τὴν πίστιν διαλαμβάνειν im Gegensatz zu κατὰ τὸν λόγον σκοπεῖσθαι Polit. VIII, cp. 1. §. 3. II, 6. Ritter zur Poet. 1, §. 3.) Aber dieser Sprachgebrauch hat offenbar gar wenig mit dieser Stelle zu schaffen, deren richtigen Sinn schon Hegel (Gesch. der Philosophie I, S. 355) und Biese (die Philosophie des Aristoteles I, S. 388—389 Note 4) kurz dahin angaben, dafs hier Anaxagoras und seine Philosophie als später, reifer, und über Empedocles hinausgehend bezeichnet werde. Dies lehrt auch der einfache Wortverstand des Gegensatzes von τῇ μὲν ἡλικίᾳ und τοῖς δὲ ἔργοις, und ganz neuerdings hat Fr. Breier in seiner scharfsinnigen und fleifsigen Abhandlung die Philosophie des Anaxagoras von Klazomenae (Berlin Bethge 1840) S. 85—86 den Grund dieses Aristotelischen Urtheils treffend entwickelt. „Nicht der νοῦς darf hier ins Spiel gebracht werden, als wäre Anaxagoras darum jünger und weiter geschritten als Empedocles, weil dieser, statt des freien Geistes, die immanenten Potenzen Liebe und Hafs einführte; *denn in dem ganzen* Abschnitt ist nur von den materiellen Principien die Rede. Man könnte aber versucht sein, ὕστερος im tadelnden Sinne zu nehmen, wie Brandis (Gesch. der Philosophie I, 242.) andeutet und die [sehr verwirrten] Scholien zu glauben scheinen *). Die Bedeutung von ὕστερος widerspricht dieser Auslegung nicht, und Aristoteles zieht allerdings die begrenzten und bestimmten Principien des Empedocles der Anaxagoreischen Unendlichkeit vor (Phys. I, 4, 9). Allein die ganze Bemerkung wäre in dem Fall nicht nur gar nüchtern, sondern selbst ungereimt, indem es doch für Anaxagoras kein Tadel sein kann, *dafs ein Späterer* ihm *voraus*gegangen". Es ist vielmehr nach Breier die bestimmungslose Einheit, der ἀόριστον und θάτερον, was dem Anaxagoras vor Empedocles, dem ἡλικίᾳ jüngeren, einen Vorzug giebt, und ihn so zu sagen δυνάμει zum Platoniker macht.

Diese Auslegung wird nun nicht nur durch den Scholiasten (s. Breier a. a. O.), sondern auch durch eine Stelle des ersten Buchs der Metaphysik, welche dieser selbst anführt, aufs schlagendste bestätigt. Aber auch den Sinn dieser Stelle verwischt die französische Uebersetzung. Aristoteles macht nämlich weiterhin (p. 25 Brandis) auf die eigentliche Bedeutung der unklaren Ausdrücke des Klazomeniers über die δύο στοιχεῖα aufmerksam und schliefst (p. 26 Brand.) mit den Worten: Βούλεται μέντοι τι παραπλήσιον τοῖς τε ὕστερον λέγουσι (man bemerke das auffallende *Präsens*) καὶ τοῖς [νῦν add. Bekk.] φαινομένοις μᾶλλον. Die französische Uebersetzung sagt hier: ... quelque chose qui se rapproche des doctrines postérieures et surtout de celles des philosophes de nos jours. Dafs hier Platon gemeint sei, davon merken die Verff. nichts. Dafür machen sie sich mit der Vertheidigung des Zusatzes νῦν zu schaffen, den schon Alexander Aphrodis. nicht kennt, und der mit Unrecht von Bekker aufgenommen ist. *Denn* die Worte τοῖς ὕστερον λέγουσι καὶ τοῖς φ. μ. gehören zusammen, und das Präsens in φαινομένοις ersetzt obenein das νῦν reichlich. Um den *Sinn* der Worte selbst aber haben sich die Uebers. offenbar

*) Dafs die Scholien „einstimmig" die französische Uebersetzung bestätigen sollen, wie die Herausgeber S. 233 versichern, ist ein handgreiflicher Irrthum. Sie geben vielmehr neben der falschen (tadelnden) Erklärung auch die *richtige*. Solche Widersprüche sind in den Scholien zur Metaphysik nicht selten.

gar nicht gekümmert, Aristoteles sagt: Anaxagoras drückt sich freilich noch ungenau und undeutlich aus, was er aber *eigentlich will*, (worauf er hinausgeht) das ist etwas Aehnliches, was die aufstellen, die nach ihm (später) philosophiren und *klarer sind*. Hier sieht man recht, wie unnütz das *νῦν* einerseits *), und wie oberflächlich die französ. Uebersetzung andrerseits ist. Hengstenberg, der mit dem Scholiasten *ἀκόλουθα* zu *φαινομένοις* ergänzt, giebt einen schiefen Sinn, abgesehn davon, dafs eine solche Ergänzung an sich schon unzuläfsig ist.

Mit der Kritik der Verff. ist es aber namentlich schwach bestellt, und hier begegnet es ihnen auch wohl, dafs sie sich nicht einmal die Mühe nehmen, den Bekkerschen Apparat, wenn sie ihn citiren, gehörig anzusehn. Oder wie soll man es nennen, wenn sie S. 234 die Auslassung des Satzes bei Brandis Met. p. 12 *τοῦτο γὰρ ἀρχαῖόν τε καὶ πάντες ὡμολόγησαν* darum tadeln, weil keine Handschrift sie autorisire, da doch die Worte in *zwei* Handschriften bei Bekker fehlen, und wahrscheinlich mit einer Verkürzung aus Asclepios (Schol. p. 535) in den Text gerathen sind. Ein schlimmerer Mifsgriff ist es, wenn sie S. 240 aus einer verdorbenen Lesart bei Bekker in den Satz (p. 24 Brand. p. 988 Bekk.) *τῇ μὲν γὰρ ἂν δόξειε στοιχειωδέστατον εἶναι πάντων ἐξ οὗ γίγνονται συγκρίσει πρώτου*, vor *ἐξ οὗ* das Wort *γῆ* einschieben und *γίγνονται* in *γίγνεται* verwandeln, und daraus den Aristoteles sagen lassen: l'élément fondamental de toutes choses paraît être celui duquel, considéré comme principe, *la terre* se forme par voie d'agrégation, während dort Aristot. vielmehr lehrt: das Nichtunterscheiden des Früheren und Späteren sei Schuld daran, dafs die alten Philosophen (die Jonier) die Natur des Entstehens nicht gefafst hatten, denn hiernach erscheine als das Ursprünglichste dasjenige, woraus alles zuerst durch Verbindung wird (Vgl. Biese I, S. 388). — Ebenso schlecht begründet ist ihre Abweichung von Bekker und Brandis zu Anfang des 2ten Buchs, wo sie die alte verdorbene Lesart *ὅλον τε* statt *ὅλ. τι* übersetzen und vertheidigen, obschon eben die Natur der Partikel *τε* dem nothwendigen Sinne widerstrebt, da *τὸ ὅλον τε ἔχειν καὶ μέρος μὴ δύνασθαι* grade das *Gegentheil* von dem ausdrücken würde, was Arist. dort sagen will. Die Ungenauigkeit der Benutzung von Bekkers Varianten, welcher wir schon mehrmals erwähnten, zeigt sich auch in den Bemerkungen zum dritten Buche, wo S. 252 ein von Brandis und Bekker aus dem Text geworfener Zusatz (p. 1003 b. 33 Bekk.) von den Verff. wieder aufgenommen und mit der foi des mss., mênes de Bekker vertheidigt wird, obschon sich derselbe nur in *zwei* Bekkerschen Handschriften findet. Kann man ihnen aber fast nirgends in ihrer Vertretung der Vulgata oder dessen was sie so nennen, Recht geben, so mufs doch nicht minder anerkannt werden, dafs sie viele Veränderungen der neueren Herausgeber adoptirt und ihre Gründe gut entwickelt haben. Ueberhaupt sind die Verff. im Interpretiren glücklicher als in der Kritik. Es sei uns indefs vergönnt, auch hier auf einiges Uebersehene oder Verfehlte aufmerksam zu machen, was uns innerhalb der beiden ersten Bücher aufgestofsen ist. So haben sie (S. 26) die den Pythagoräer Alkmaeon betreffende Stelle Metaph. I, cp. 5. unbedenklich und ohne Bemerkung übersetzt, obschon es durch *Gruppe* (Fragmente des Archytas S. 53—56) ziemlich wahrscheinlich gemacht ist, dafs wir die Worte *καὶ ἤτοι οὗτος παρ' ἐκείνων* bis *ἐπὶ γεράντι Πυθαγόρᾳ*, die allerdings etwas Ineptes haben, einem müfsigen Leser verdanken. Dagegen verkennen sie (S. 235) das Gewicht einer feinen Bemerkung des Alexander zu dem Ausdruck *πεπλάσθαι* (Brandis p. 17 Schol. p. 543) worin derselbe gewifs nicht mit Unrecht eine gewisse leicht spottende Prägnanz gefühlt hat, während sie sich etwas weiterhin (Brandis p. 19) mit den klaren Worten *παρὰ τῶν συνηδρευκότων ἤδη τῷ λόγῳ σοφῶν ταῦτα παρειλήφαμεν* ganz unnöthige Mühe (S. 236) machen, und eine selbst grammatisch unzuläfsige Construction, die *τῷ λόγῳ σοφῶν* verbindet (!), als nicht empfehlenswerth zurückweisen. Gänzlich aber entstellen die Uebers. den Sinn des Aristotelischen Gedankens, wenn sie gegen Grammatik und Sprachgebrauch auf derselben Seite das *τὸ ἕν* in den Worten: *Εἰ δὲ μή, πολλὰ τὸ ἓν ἔσται, ὃ κἀκείνοις συνέβη* durch un être unique wiedergeben, und ausdrücklich den deutschen Uebersetzer zurechtweisen, der hier S. 15 richtig „das Eine" übersetzt. — p. 21 Brandis hätte die Rücksicht auf Biese's Erklärung der *πρῶτοι ἀριθμοί* die Verff. vor dem Irrthum bewahren können, sie als nombres impairs statt als die *Idealzahlen* zu fassen. Und an einem andern Orte Metaphys. II, p. 39 Brandis ist die Uebersetzung der Worte *ἐπὶ τῶν συμβολαίων* durch dans la conversation (welcher Ausdruck nach den Verff. Not. S. 247 der discussion philosophique entgegengesetzt sein soll) ein Verstofs gegen Sprachgebrauch des Aristoteles (Vgl. Polit. VI, 5, 2, II, 2, 8 u. a. St.) und Alterthumswissenschaft (M. sehe Wachsmuth Hellen. Alterthumskunde Th. II, Abth. 2. S. 223).

Wir schliefsen unsere Bemerkungen mit einer Stelle, in welcher wir es nicht nur mit den französischen Herausgebern, sondern auch mit ihrem Gewährsmann Trendelenburg, dem die Aristotelische Interpretation soviel verdankt, zu thun haben. Die Verff. haben nämlich auf die Autorität des gedachten Kritikers die von Bekker (p. 987) und Brandis (p. 20) verworfene Lesart alter Ausgaben und Handschriften *κατὰ μέθεξιν γὰρ εἶναι τὰ πολλὰ τῶν συνωνύμων ὁμώνυμα τοῖς εἴδεσιν* aufgenommen und übersetzt. Ohne uns hier weiter auf Trendelenburgs Beweisführung für die Nothwendigkeit des von den neueren Herausgebern ausgestofsenen *ὁμώνυμα* einzulassen (M. s. Trendelenburg Platonis de ideis et numeris doctrina ex Platone illustrata p. 32 ff.) geben wir nur kurz folgendes zu bedenken: 1) Alexander Aphrodis. kennt diesen Zusatz nicht, und citirt ausdrücklich (Schol. p. 548 b. lin. 10)

*) Beiläufig übersehn die französischen Uebersetzer wieder, dafs *νῦν* in *einem Codex fehlt*. Unsere Erklärung die schon Brandis andeutete giebt auch *Breier* l. c. p. 84.

die Phrase wie sie in den neueren Recensionen steht, und obschon er selbst in der Erklärung hin und her schwankt, so zeigt er doch überall, dafs ihm jene andere Lesart unbekannt war, die sonst seiner Verlegenheit ein Ende gemacht haben würde, wenn auch kein gutes und richtiges. 2) Der Hauptnachdruck im Satze liegt offenbar auf dem εἶναι „das *Sein* der Dinge ist eben nur κατὰ μέθεξιν". Dafür spricht schlagend das unmittelbar folgende Raisonnement und sein Ausdruck: „μέθεξιν ist nur eine Platonische Namensveränderung, denn die Pythagoräer sagen μιμήσει τὰ ὄντα εἶναι τῶν ἀριθμῶν". Hier hat εἶναι denselben Nachdruck wie in den vorigen Worten. Nun aber die συνώνυμα? Man hat sie falsch construirt. Nicht sie gehören grammatisch zu τοῖς εἴδεσι, wie der erste Anschein plausibel macht, und weshalb ein gerechten Anstofs nehmender Leser das ὁμώνυμα einschob — sondern es ist μεθέξει, in nicht ungewöhnlicher Substantivconstruction mit dem Dativ zu verbinden, den Aristoteles eben wegen des unmittelbar vorhergehenden συνωνύμων statt des Genitivs zu setzen sprachlich gezwungen war. So fällt der von Trendelenburg u. a. genommene Anstofs an dem Gebrauch eines Ausdrucks weg, der allerdings, mit εἴδεσι hier verbunden, gegen den constanten Aristotelischen Sprachusus streiten würde. — Dies Alles kann hier natürlich nur kurz angedeutet, weder auf Herbeischaffung von Belegstellen noch auf genaue Vergleichung des griechischen Auslegers, bei dem sich dieselbe Auffassung nachweisen läfst, weiter eingegangen werden, da unsere Anzeige so schon über ihren knappen Zuschnitt hinauszuwachsen droht.

Hoffentlich werden indessen die Leser dieser Jahrbb. aus unserem Bericht ersehen, dafs wir diese neue Erscheinung auf dem Gebiet der französischen Philologie immerhin von Herzen bei uns willkommen heifsen und uns von den fortgesetzten Studien der jungen Verfasser noch schöne Früchte versprechen dürfen. Und hier könnten wir unsere Anzeige schliefsen, wenn es nicht unrecht wäre, einen Umstand zu übergehn, der, für die Aristotelische Litteratur von nicht geringem Gewichte, von den Verff. auf eine Art zur Discussion gebracht ist, die, wir hoffen es, in Deutschland bald befähigtere Stimmen als die unsere erwecken wird. Es gilt nämlich eine Frage der höheren Kritik. Sind die Scholien, die wir unter *Alexanders* des Aphrodisäers Namen besitzen, sämmtlich ächt, oder nur zum kleineren Theil, und welcher Zeit und welchem Verf. gehören die unächten?

Die Frage über den Verf. der unter Alexanders Namen aufbehaltenen Scholien zu den Büchern VI—XIV der Metaphysik, ist durch Brandis neuerdings wieder in Anregung gebracht, der schon früher in der Schrift de perditis Aristotelis libris de id. et de b. den Verf. durch *Pseudo*-Alexander bezeichnet hatte. In einer Note zu den Scholien sprach er diesen Theil des Commentars dem Alexander ohne weiteres ab, und hielt den Michael Ephesius oder sonst einen ihm ähnlichen Scholiasten für ihren Verf., ohne jedoch für dies Alles weitere Gründe anzugeben. Ihm folgte Ravaisson, der geradezu den Michael Ephesius als Verf. nannte und dafür die eignen Worte dieses Scholiasten aus einem Commentar desselben zu Aristot. de Respirat. (fol. 44 a. der lat. Uebers. v. 1552) anführte, in welchen er erklärt, dafs er auch „nonnihil super sextum usque ad decimum tertium transnaturalium" geschrieben habe. Dies Zeugnifs aber entkräften die Herren Pierron und Zévort dadurch, dafs sie bemerklich machen, wie Ravaisson, der zu decimum tertium die Note: „lege: decim. quartum" hinzufügt, mit sich selbst in Widerspruch gerathe. Er mufs dann nämlich auch nothwendig das sextum in septimum verwandeln, da die griech. Commentatoren das α ἐλάττον bekanntlich nicht zählen. Daraus folgte denn, dafs Michael der Ephesier zum VI. Buche *keinen Commentar* geschrieben hat. Nun ist aber der Commentar zum VI. Buche von dem zu den späteren Büchern nicht zu trennen; mithin fällt das Gewicht jenes Zeugnisses gerade in die entgegengesetzte Wagschaale.

Die Herausgeber geben also dem scharfsinnigen Uebersetzer dieses Commentars Genesius Sepulveda vollkommen Recht, wenn er die Autorschaft Alexanders für das Ganze in einem besondern ausführlichen Excurse in Anspruch nimmt. Sie theilen diese Abhandlung in einer französischen Uebersetzung mit (S. 269—273) und wir stehen nicht an, mit ihnen zu erklären, dafs dies das Beste ist, was bisher über diesen Gegenstand gesagt worden. Freilich wäre *Brandis* wohl am ersten dazu befugt, über diesen, sowie über viele andere, hier einschlagende Gegenstände Licht zu verbreiten. Denn es läfst sich wohl annehmen, dafs ihm gegenwärtig Niemand an Vertrautheit mit diesen Dingen gleich kommt. Sind doch die Schätze dieser Scholien gleichsam erst seit heut und gestern den Freunden des Alterthums, und zwar eben durch ihn zugänglich gemacht. Soviel wir aber aus unserer, freilich sehr unzureichenden Beschäftigung mit dem fraglichen Commentar zu beurtheilen vermögen, ist ein absolut verwerfendes Urtheil in jener Autorschaftsfrage Alexanders nicht durch die Beschaffenheit der Scholien in dem Grade motivirt, dafs wir nicht einen Mittelweg, und zwar den der Excerpte aus dem Werke des Aphrodisäers gemischt mit einigen fremdartigen Zusätzen, vorziehen sollten. Für diese Scholien bleibt überhaupt noch, am besten in Monographien und Seminarabhandlungen, viel zu thun übrig. Denn auch der Commentar zu den VI ersten Büchern scheint keineswegs überall aus einem Gusse geflossen, sondern die mannigfaltige Verwirrung auf interpolirende und redigirende Hände späterer Leser hinzudeuten.

Adolf Stahr, in Oldenburg.

№ 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

LXI.

1) *Traité des maladies des reins et des altérations de la Sécrétion urinaire par P. Rayer. Vol. I. Paris*, 1839. 625 *pp.* 8*vo et* 6 *planches. Vol. II. Paris*, 1840. 620 *pp.* 8. *(Es waren* 2 *starke Bände angekündigt, es fehlt aber wenigstens ein dritter).*

Atlas zu vorigen 12 *livraisons à* 5 *planches folio, von denen bisjetzt* 9 *Lieferungen à* 16 *francs erschienen sind.*

2) *Urinary diseases and their treatment by Robert Willis. London*, 1838. 408 *pp.* 8.

3) *On granular degeneration of the kidnies and its connexion with dropsy etc. by Rob. Christison. Edinburgh*, 1839. 288 *pp.* 8.

4) *On the Nature and Treatment of dropsical diseases by Jonathan Osborne.* 2. *edition. London*, 1837. 134 *pp.* 8. 1 *plate.*

5) *De l'Albuminurie ou hydropisie causée par maladie des reins par Martin Solon. Paris*, 1838. 480 *pp.* 8. 5 *planches.*

Die so lange vernachläſsigten Krankheiten der Nieren und der Harnabsonderung sind glücklicher Weise in den neuesten Zeiten der Gegenstand um so fleiſsigerer Untersuchungen geworden; angeregt wurden diese vorzüglich durch die Entdeckung der Brightschen Krankheit, daher wir auch hier die Anzeige der drei neuesten Schriften über dieselbe (von denen die Christisonsche wohl den Preis davon trägt) vereinigen mit der Anzeige der zwei allgemeinen Werke, welche über die Krankheiten der Nieren und der Harnabsonderung erschienen sind. No. 1. Die Schrift von Rayer ist die bei weitem reichste an eigenen, sorgfältigen Untersuchungen und Thatsachen; sie hat die gewöhnlichen Vorzüge der Rayerschen Schriften, eines groſsen Fleiſses und einer sorgfältigen kritischen Beachtung seiner Vorgänger, aber auch die gewöhnlichen Fehler einer groſsen Breite, ermüdender Weitschweifigkeit und vieler Wiederholungen, so daſs sie sich auf einen viel engeren Raum zusammenziehen lassen würde; No. 2. hat bei geringeren eigenen Untersuchungen den groſsen Vorzug der Kürze, so wie einer guten logischen Ordnung, einer klaren, lichtvollen Darstellung.

No. 1. Der erste Band enthält 246 Seiten Prolégomènes über die Anatomie der Nieren, die pathologische Anatomie derselben und die pathologischen Zustände des Urins. Der Verf. zeigt durch zahlreiche Untersuchungen, daſs allgemein die linke Niere schwerer ist, als die rechte. Das Gewebe der Nieren in verschiedenem Alter beschreibt der Verf. sehr genau und richtig, besonders in Beziehung auf die vorkommenden pathologischen Veränderungen. Ausführlich betrachtet der Verf. die Abweichungen in den chemischen Bestandtheilen des Urins in Gesundheit und Krankheit. Die Quantität der Urins wechselte in zahlreichen Versuchen des Verfs. bei Erwachsenen von 21 bis 57 Unzen; diese Angabe hat aber keinen Werth, da die Jahrszeit, Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit, Diät nicht erwähnt sind, am richtigsten dürfte nach dem Ref. eine Durchschnittsquantität von 30 bis 40 Unzen sein (damit stimmen Prout, Christison u. A. überein). Daſs der Verf. keine eigenen Versuche über den Uebergang von Farbestoffen in den Urin machte, und sich etwas zweifelhaft über die Angaben Andrer äuſsert, wundert uns, da sie sehr leicht sind, und besonders die Schnelligkeit des Uebergangs für Physiologie und Pathologie gleich wichtig sind. Sonst hat sich der Verf., der zahlreiche chemische Untersuchungen in Verbindung mit Chemikern anstellte, bemüht, die einfachsten, auch vom praktischen Arzte leicht auszuführenden Methoden aufzufinden. Sehr verdienstlich finden wir es, daſs

der Verf. die verschiedenen mikroskopischen Bestandtheile, welche der Urin in Krankheiten enthält, auf 6 Tafeln hat abbilden lassen, für den Anfänger ist dieses sehr zweckmäfsig. Die Untersuchungen von Sanctorius, Reil, Chossat über die Wirkung der äufsern Einflüfse auf den Urin hat der Verf. zu wenig berücksichtigt. Bei der Betrachtung der einzelnen Krankheiten giebt der Verf. die Beschreibung nach seinen eigenen Erfahrungen, er läfst dann eine fleifsige historische Uebersicht folgen und giebt dann oft nur zu viele und zu weitläufige Krankengeschichten. Im ersten Bande sind folgende Krankheiten abgehandelt: 1) Wunden der Nieren, 2) Contusionen und Zerreifsungen der Nieren, 3) einfache Nierenentzündung in *a*) acuter, *b*) chronischer Form; solche Entzündungen, welche ohne constitutionelle Disposition und ohne Einflufs eines Krankheitsgiftes entstehen.

Der zweite Band enthält Néphrites par poisons morbides: 1) Néphrites dans les affections gangréneuses (dürften gewöhnlich keine Entzündungen sein), 2) Néphrite dans la variole, la scarlatine, la rougeole, la fièvre jaune, la fièvre typhoide (darunter Fälle von Eiterresorption und Ablagerung von Eiter in der substantia tubulosa, die mit Erfahrungen des Referenten übereinstimmen), 3) Néphrite goutteuse, eine ziemlich häufige Form, die aber Ref. eher zu einer andern Abtheilung des Verfs. bringen möchte, 4) Néphrite rhumatismale, 5) Néphrite albumineuse, die Albuminurie andrer Schriftsteller füllt den gröfsten Theil des zweiten Bandes. Die *auffallendste* Veränderung, welche die Nieren in dieser Krankheit darbieten können, ist das Vorhandensein einer grofsen Menge sehr kleiner Bläschen, welche nur umgewandelte Malpighische Körperchen sind; wenn aber diese Veränderung für einen jeden, der sie gesehen hat, die auffallendste und merkwürdigste ist, so hat doch der Verf. ganz recht, wenn er sie als die inconstanteste und seltenste betrachtet; sie veranlafste indessen den Referenten zu der mehrmals öffentlich ausgesprochenen Ansicht, dafs in der Krankheit wohl am ersten ein primäres Leiden jener Körperchen anzunehmen sein möchte; der Verf. will indessen diese Veränderung auch in andern Nierenkrankheiten gefunden haben, und hält sie nicht für bezeichnend. Er nimmt 6 Formen der anatomischen Veränderung an: 1) Die Niere wiegt anstatt 4 Unzen 8 bis 12, die Oberfläche roth mit dunkelrothen Punkten, die Durchschnittsfläche der Corticalsubstanz zeigt eine grofse Anzahl kleiner rother Punkte, welche den mit vielen Gefäfsen injicirten Malpighischen Körperchen entsprechen, die substantia tubulosa ist zusammengedrückt, die Schleimhaut injicirt. 2) Gleiche Vergröfserung der Niere, Wechsel von Anämie und Hyperämie, so dafs die Niere wie marmorirt aussieht, auf dem Durchschnitt die Corticalsubstanz blafsgelb mit rothen Fleckchen, die substantia tubulosa lebhaft roth. 3) Gleiche Vergröfserung, die Farbe äufserlich und auf dem Durchschnitte gleichmäfsig blafs ohne rothe Flecken, oder leicht rosenroth oder gelblich, oft rothe Verhärtungen in der substantia tubulosa, Injection und Verdickung der Schleimhaut. 4) Gleiche Vergröfserung, äufserlich blafsgelbe Färbung, oft mit kleinen Körnchen, so grofs wie Stecknadelsköpfe, auf dem Durchschnitte blafsgelb mit gleichen weifsen Granulationen, die aber in unregelmäfsigen Streifen geordnet sind, die der Richtung der Streifen der substantia tubulosa folgen. 5) Ausgezeichnet durch kleine Körnchen, wie Mohnsamen, mit welchen sie bedeckt sind. 6) Die Nieren vergröfsert oder verkleinert, hart, auf dem Durchschnitte gewöhnlich Granulationen. In dieser Krankheit, *wie in andern*, finde man zuweilen: 1) Die Malpighischen Körperchen sind in kleine Bläschen umgewandelt, 2) es finden sich kleine ecchymotische rothe Flecken, 3) die Venen enthalten faserstoffige Concretionen, 4) Nierenbecken und Nierenkelche zeigen Spuren von Entzündung. Der Verf. unterscheidet eine chronische Form, welche bisher vorzüglich nur bekannt war, und eine acute, welche aber bekanntlich in neuern Zeiten auch in England, vorzüglich nach dem Scharlach beobachtet wurde: beide werden von dem Verf. sehr weitläufig beschrieben und eine sehr grofse Menge Krankengeschichten (77) werden ausführlich mitgetheilt; alle Complicationen u. s. w. betrachtet; dann folgt eine ausführliche kritische Uebersicht aller bisher erschienenen Schriften über die Krankheit. Der Urin ist in der acuten Form sparsam (12 bis 6 Unzen p. Tag), nicht specifisch leichter, *im Anfang und in den eintretenden Paroxysmen* ist er roth, enthält Blutkörnchen und faserstoffiges Sediment, während des ganzen Verlaufs Eiweisstoff in verschiedener Menge, die gewöhnlichen Bestandtheile, namentlich der Harnstoff, sind nicht wesentlich vermindert. In der chronischen Form ist er blafs und trüb, specifisch leicht,

enthält Schleimflocken, zuweilen etwas Fett, mehr oder weniger Eiweisstoff. Der Verf. rechtfertigt seine Benennung und seine Ansicht vom Wesen der Krankheit (Entzündung der Malpighischen Drüsen) vorzüglich aus den Erscheinungen der acuten Form (die Ref. noch nie zu sehen Gelegenheit hatte), dem oben angegebenen Zustande des Urins in derselben und den angegebenen ersten Formen der pathologischen Veränderungen. Immer darf man nicht vergessen, dafs der Verf. das Wort Entzündung in der etwas weiteren Bedeutung der französischen Pathologen nimmt, und der Ref. entlehnt seine Zweifel an der allgemeinen Gültigkeit dieser Ansicht aus mehrfachen Erscheinungen in der chronischen Form, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde.

Ursprünglich waren nur zwei Bände Text angekündigt, vergleicht man aber die von dem Verf. im ersten Bande gegebene Uebersicht, so findet man, dafs die bisjetzt erschienenen beiden Bände noch lange nicht die Hälfte der abzuhandelnden Krankheiten enthalten.

No. 2. Hr. *Willis* schickt auf 40 Seiten eine anatomische und physiologische Einleitung voraus, und handelt dann die Krankheiten nach dem wesentlichen Symptom der Veränderung der Harn- Ab- und Aus-Sonderung ab, nach folgender Uebersicht: Part. I. *Functional derangements of the kidneys and their immediate consequences.* Chapt. I. *Krankhafte Zustände, in denen die Absonderung der Nieren vermehrt ist, und das Menstruum und die leicht auflöslichen Bestandtheile des Urins in absolut oder relativ veränderter Qualität gefunden werden.* 1) Hydruria, Urinsecretion mit verminderter Absonderung der festen Bestandtheile. 2) Anazoturia, Urinabsonderung ohne Harnstoff. Der Verf. glaubt, dafs alle Fälle von diabetes, die geheilt sein sollen, auf einer Verwechslung mit dieser Krankheit beruhen, welche er nicht selten bei schlecht genährten Kindern der Armen beobachtete. 3) Azoturia, Ausleerung von Urin, der zu vielen Harnstoff enthält. Auch diese Krankheit soll unter dem Namen diabetes insipidus verwechselt worden sein. Chapt. II. *Krankhafte Zustände, in denen die Absonderungsthätigkeit der Nieren vermindert oder ganz unterdrückt ist.* Anuria. Der Verf. folgt vorzüglich den Darstellungen von Schönlein und Jahn; was nun die Urodialysis senilis dieser Schriftsteller anbetrifft, so hat der Ref. auch nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, eigentliche Anuria neonatorum dagegen hat Ref. nur als Symptom des hydrocephalus gesehen, auch die verminderte Absonderung eines sehr scharfen Urins, die der Verf. beschreibt, ist dieses *oft*. Der Verf. zieht aber wohl auch Fälle hierher, wo die Verminderung der Harnabsonderung Folge von Entzündung der Niere selbst, oder andrer Organe war. Chapt. III. *Krankhafte Zustände, in welchen der Urin in zu grofser Menge oder als Niederschläge Stoffe enthält, welche im normalen Zustande in kleinerer Menge oder aufgelöst darin enthalten sind.* 1) Lithuria, Niederschläge, welche aus Harnsäure oder aus harnsauern Salzen bestehen. 2) Ceramuria, Niederschläge, welche aus phosphorsauern erdigen oder erdig-alkalischen Salzen bestehen. Chapt. IV. *Krankhafte Zustände, in denen der Urin, aufgelöst oder in Niederschlägen, Stoffe enthält, die im gesunden Urin nicht enthalten sind, aber aus den Bestandtheilen desselben entstanden zu sein scheinen.* 1) Lithoxiduria. 2) Cystinuria. 3) Porphururia (Absonderung von Purpursäure). 4) Oxaluria. 5) Absonderung von Urin, welcher Eiweifsstoff enthält (entstanden aus Harnstoff). 6) Absonderung von Urin, welcher die Bestandtheile des Harnstoffs in Gestalt von kohlensaurem Ammonium enthält. 7) Absonderung von Urin, welcher Hydrocyansäure und Ferrocyansäure enthält. 8) Absonderung von Urin, welcher kohlensauren Kalk enthält. 9) Phosphoruria, Absonderung von Urin, welcher phosphorescirt. 10) Absonderung von Urin von verschiedenen und abnormen Farben. 11) Absonderung von Urin von verschiedenen besondern und abnormen Gerüchen. 12) Absonderung von Urin, welcher Kieselerde enthält (ein Abschnitt, von dem der Verf. bemerkt, dafs er aus Versehen in dieses anstatt in das dritte Capitel gekommen sei). Chapt. V. *Krankhafte Zustände, in welchen der Urin Stoffe enthält, welche Bestandtheile des Blutes sind.* 1) Serös-eiweifsstoffiger Urin. 2) Fettig-eiweifsstoffiger Urin. 3) Haematuria, Urin, welcher alle Bestandtheile des Blutes enthält. Chapt. VI. *Krankhafte Zustände, in denen der Urin Bestandtheile von Secretionen und veränderte Bestandtheile des Blutes enthält.* 1) Epithelium. 2) Mucus. 3) Eiter. 4) Liquor prostaticus. 5) Samen. 6) Galle. 7) Ferment. Chapt. VII. *Krankhafte Zustände, in denen mit dem Urin Stoffe ausgeleert wer-*

Meer, dessen Ufer, Häfen, die fliefsenden Wasser, die Mühlen, die Gewerke (asines) beziehen, sowie die Rechte und Verpflichtungen der Nachbarn der Strafsen, Flüsse und Gewerke; jedesmal wird die öffentliche Autorität (Tribunal oder Verwaltungsbehörde) angeführt, welche für die Entscheidung der einschlagenden Streitigkeiten competent ist. Es folgt dann die Darstellung der Grundsätze über das Bewässerungsrecht, über das Eigenthum und die Benutzung der Quellen süfsen Wassers, der Salz- und Mineralquellen; die Grundsätze rücksichtlich der künstlichen Canäle zur Bewässerung der Ländereien, rücksichtlich der unterirdischen Wasser, der Seeen und Teiche, der Moräste, ihrer Austrocknung. Wie man sieht, sind die Actionen oder Klagen nicht besonders behandelt, welches hier wohl weniger als ein Vorwurf gelten kann, als *erstlich* im französischen Gesetzesstyl das Recht gewöhnlich in dem Sinne aufgeführt wird, dafs es ordentlicher Weise die Action enthält, und *zweitens* die meisten rücksichtlich der bezeichneten Rechtsinstitute entstehenden Streitigkeiten vor die Verwaltungsbehörden gewiesen sind. Wir wollen versuchen von der Behandlung selbst einen allgemeinen Begriff zu geben. Sachen, im Allgemeinen, sind alle Dinge die existiren, sowohl die physischen als die sogenannten moralischen, wie Servituten, Obligationen (der Verf. sagt *contrats*). In diesem Sinne sind auch die Menschen Sachen. Im juristischen engern Sinne jedoch sind die Menschen aus dem Begriff von Sachen auszuschliefsen, und demzufolge stellen sich fünf Arten von Sachen dar, nämlich die in den Institutionen Tit. de rer. div. aufgeführten: quae naturali jure communia sunt omnium; quae publica, quae universitatis; quae nullius, quae singulorum. Der Verf. zeigt, wie der Code Civil diese Eintheilung angenommen und wie ohngeachtet des von demselben (a. 539, 713) aufgestellten Grundsatzes: Pour les biens vacans et sans maître appartiennent au domaine public, les biens qui n'ont pas de maître appartiennent à l'Etat, doch noch viele Sachen gar Niemandem gehören und also Gegenstand der Occupation sein können. Unter den Sachen quae communes sunt omnium und die der Code Civil (a. 714) *so* bezeichnet: qui n'appartiennent à personne et dont l'usage est commun à tout, zählt der Verf. „diejenigen, welche „wegen ihrer Entfernung, oder ihres flüchtigen We„sens, oder ihrer Ungemessenheit (immensité) in Nie„mandes ausschliefsliches Eigenthum können einge„schlossen werden, als da sind die Gestirne, das flie„fsende Wasser, das Meer, die Luft, das Licht." Es ist wahr, dafs der Code hinzusetzt: „des lois particulières règlent la manière d'enjouir" und dafs der Vf. dies übergeht; ja er begründet nicht einmal jene Classe durch den Artikel 714 noch durch sonst einen, wahrscheinlich weil er dieselbe hinlänglich durch die von ihm angegebene Unmöglichkeit des Innehabens derselben begründet glaubte, wobei er freilich vergafs, dafs das fliefsende Wasser nicht wohl in seine Definition pafste. Die res publicae bezeichnet er als: die durch das Civilgesetz dem Gebrauch Aller unterworfenen (wahrscheinlich in der Voraussetzung, dafs sie des ausschliefslichen Eigenthums fähig sind;) dies sind die Sachen die den Gegenstand des domaine public ausmachen, von welchem das Werk eigends handeln soll. Der Verf. führt als Beispiele auf: die Seehäfen, die schiffbaren Ströme und Flüsse, die Heerstrafsen und öffentlichen Wege.

Die res universitatis sind für den Verf. die Patrimonial-Güter des Staates und der Gemeinden. Wenn er hier der römischen Definition nicht ganz treu bleibt, so ist er es gleichwohl dem Code Civil, da dieser wirklich die Staatsdomaine (patrimonium civitatis seu populi) mit dem patrimonium der Gemeinden auf *eine* Linie setzt.

Die res nullius sind diejenigen Sachen welche, obwohl fähig der Gegenstand des ausschliefslichen Eigenthums sei's des Staats sei's des Einzelnen zu sein, dennoch aufser dem Eigenthum von Irgendjemand sind, und also durch Occupation in dasselbe fallen können. Der Verf. führt, wohl zufolge des 715. Artikels des C. C. an: die Fische die im Meere oder in den Flüssen sich befinden, und das Wildpret das frei in Feld und Wald lebt.

Endlich bezeichnet er als res singulorum alle Sachen, welche wirklich den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft gehören, ohne weiter zu unterscheiden, ob diese einfache oder Collectivpersonen sind.

Als eine zweite Hauptunterscheidung der Sachen führt er diejenige auf, welche dieselben eintheilt in solche, welche in commercio und solche, welche extra commercium sind. Um die ersteren zu bezeichnen, bezeichnet er die letztern und unterscheidet diese wieder je nachdem jener Character denselben aufgedruckt ist,

sei's durch ihre eigne Ungemessenheit (immensité), sei's durch das positive göttliche Recht, sei's durch die Grundsätze der Moral, sei's durch das Naturrecht, sei's durch das öffentliche Recht, das die gesellschaftliche Organisation zum Gegenstand hat, sei's endlich durch die denselben durch das Civilgesetz gegebene Bestimmung. In der nähern Erklärung dieser Classen zeigt er ihre Verbindung mit denjenigen, die die erste Eintheilung ausmachen.

Etwas sonderbar stellt Hr. Proud'hon noch eine dritte Eintheilung, nämlich diejenige auf, welche die Sachen unterscheidet in solche, die keinen Herrn haben, (ob sie gleich dessen fähig wären) und solche, welche Jemandem gehören. Denn res nullius angenommen und zwar im oben bezeichneten Sinne, so war diese Eintheilung wohl überflüssig. Sie führt ihn darauf zu sagen dafs: im Gegensatz mit dem römischen Recht nach dem Code Civil die Sachen, welche keinen Herrn haben, dem Staate gehören (art. 539), so dafs in der Regel Occupation nicht statt finden kann, mit Vorbehalt jedoch der Ausnahmen, die das Gesetz selbst aufgestellt.

Da das Eigenthum nicht ohne Eigenthümer gedacht werden kann und da sich als solcher natürlich der Mensch darstellt, so ist zunächst zu untersuchen, auf was sich das Eigenthumsrecht der Einzelnen gründe. Hier ist zunächst als Grundwahrheit, die aus der Natur des Menschen und aus dessen Geschichte klar sich darthut, anzunehmen, dafs demselben der gesellschaftliche Instinct ebenso natürlich, ja noch natürlicher sei, als der egoistische, isolirende. Hierauf gründeten sich ebenso natürlich Rechte und Obliegenheiten, namentlich das Recht des Eigenthums, welches aus einer egoistischen Occupation in eine gemeinschaftliche Anerkennung überging. Das Gefühl der Obliegenheit rücksichtlich des Rechts eines andern ist das Rechtsgefühl, das die Grundlage des natürlichen Rechts ist und dem Menschen eingeboren.

Der Verf. entwickelt diese Idee der Sociabilität im oben angedeuteten Sinn und kommt auf zwei Hauptfolgerungen: die eine, dafs die Menschen sich in verschiedene Gesellschaften durch einen förmlichen oder stillschweigenden Contrat social (*sic*) zusammenthaten, um sich gegenseitig beizustehen, und gemeinschaftlich unter dem Naturrecht zu leben.

Die zweite, dafs sie Magistrate aufstellten, um das Naturrecht in den Zwistigkeiten der Einzelnen auszusprechen und anzuwenden; die Aufstellung des Richters sanctionirt eigentlich erst das Recht und ist die Grundlage der Civilverfassung.

Neben diesen Folgerungen führt er noch folgende an: 1) Die bürgerliche Gewalt mufs als von Gott selbst ausgeflossen betrachtet werden, weil sie das nothwendige Mittel ist, um die Menschheit ihr von Gott ausgestecktes Ziel erreichen zu machen; 2) dafs die Bürger nicht durch blofsen Zwang zur Beobachtung der Ordnung gehalten sind, sondern dafs sie es auch durch eine Gewissenspflicht sind; 3) dafs sobald irgendwo eine Gesellschaft sich gebildet, der hierbei obwaltende Vertrag Alle diejenigen bindet, die in dieser Gesellschaft leben wollen, weil diese sonst gefährdet wäre; nur habe jedes Mitglied das Recht sich entschieden abzusondern; 4) endlich dafs das Eigenthumsrecht als die Grundlage der Gesellschaft angesehn werden mufs, weil ohne dasselbe keine Civilisation möglich wäre, und weil hauptsächlich die Rücksicht auf ausschliefsliches und sicheres Eigenthum den gesellschaftlichen Vertrag herbeigeführt.

Mit dieser Darstellung parallel ist die Darstellung der ursprünglichen Occupation und des ursprünglichen Besitzes, welche der Bildung der stehenden Gesellschaften theils voranging, theils dieselbe begleitete und so zum bürgerlichen Eigenthum führte. Der Vf. tadelt aber Blackstone, dafs er gesagt, das Eigenthum sei ein rein bürgerliches Institut, der Diebstahl sei keine Verletzung des Naturrechts; denn jene ursprüngliche Occupation und jener ursprüngliche Besitz enthalten schon das Eigenthum, das natürliche, nämlich durch das natürliche Rechtsgefühl sanctionirte und moralisch geschirmte, welches später in der stehenden Gesellschaft anerkannt zum bürgerlichen Eigenthum geworden.

So weit die Rechtsphilosophie des Verfs. Wir haben geglaubt umsomehr davon eine Ansicht geben zu müssen, als derselbe bekanntlich in Frankreich hochgeschätzt ist.

Im fünften Capitel kommt er dem positiven Rechte näher, indem er handelt von den allgemeinen Begriffen über Eigenthum und über dessen verschiedne Arten. Er nimmt hier domaine als *Recht*, als *Befugnifs*, *gesetzliche Gewalt*; so ist denn nicht sich zu verwundern, dafs er dasselbe in drei Arten eintheilt, näm-

lich domaine de souveraineté, domaine public, domaine privé. Das erste ist die souveraine Gewalt im Staat, das zweite das Recht, die Sachen, welche der obenaufgeführten Eintheilung zufolge Niemandem gehören, aber zum Gebrauch Aller frei liegen, so zu reguliren, dafs dieser Gebrauch zum gröfsten Nutzen Aller bestehe; das dritte ist das Privateigenthumsrecht.

Alle diese Rechte haben ihren Grund im Naturrecht, als welches nach dem früher Gesagten die menschliche Gesellschaft sanctionirt, deren friedsames Bestehen fördert und die Privatoccupation anerkennt und befestigt.

Der Verf. geht nun zur Erläuterung des domaine de souveraineté über. Er sieht darin nicht etwa das bekannte dominium eminens des Staates, ehemals in Frankreich unter dem Namen domaine éminent du souverain bekannt und das Nopoleon in seinem Staatsrathe wieder aufzustellen vorschlug, sondern vielmehr die Befugnifs der gesetzgebenden Gewalt über den Besitz und die Benutzung des Eigenthums, ja über dessen Dauer Regeln aufzustellen, welche die executive und richterliche Gewalt im vorkommenden Falle anzuwenden haben. Das Recht über das Privateigenthum zu verfügen durch eine expropriation pour cause d'utilité publique, das Recht die liegenden Güter mit Servituten zum öffentlichen Nutzen zu belasten, ist wohl auch darin begriffen, aber dem Verf. zufolge schränkt es sich nicht darauf ein; durch eine sonderbare Ausdehnung oder Verwechselung der Begriffe vermengt er es mit der gesetzgebenden Gewalt im Staate selbst und ganz gegen den Geist seiner Lehre, welcher im bekannten Sinne des Worts *liberal* ist, kommt er, ohne es zu merken, auf das Princip des Absolutism, denn das domaine de souveraineté ist für ihn auch auf das Privateigenthum angewendet, etwas eben so regelmäfsiges, d. h. nicht-exceptionnelles als das Privateigenthum selber. Was ihn hiezu verführt hat, ist, wie er selbst (ohne aber den Fehlschlufs einzusehen) sagt, die Nothwendigkeit bei der ferneren Entwickelung der Einzelheiten der Lehre vom domaine public, jeden Augenblick auf die Behörde (die administrative oder die gerichtliche) hinzuweisen, welche über die in dasselbe einschlagenden Streitigkeiten zu bestimmen habe; es ist dies die so bekannte Materie des Conflicts zwischen der Verwaltung und den Gerichten.

Wir übergehen die Darstellung der gesetzgeberischen, executiven und gerichtlichen Verfassung Frankreichs, die Hr. Proud'hon hier aufführt, und bemerken nur rücksichtlich auf dieselbe, dafs er sie mit einem Capitel schliefst, betitelt: „von den Gesetzen des do„maine de souveraineté", in welchem er sich gegen den Absolutism verwahrt; er stellt aber blos hierzu drei Regeln auf, nämlich *erstlich*, dafs die Gedanken oder innern Zwecke oder Vorhaben der Menschen aufser dem Bereiche der Staatsgewalt liegen; *zweitens* dafs diese nichts gegen das absolute Naturrecht verfügen kann; *drittens*, dafs sie keinen Gewissenszwang in Glaubenssachen ausüben kann. Die Ausführung ist dürftig geblieben; beiläufig mag bemerkt werden, dafs der Verfasser mit Blackstone den Grundsatz aufstellt, gegen eine offenbare Verletzung der Verfassung stehe dem Volke das Recht der Insurrection zu, dafs er aber der gesetzgebenden Gewalt das Recht abspricht, das Blackstone dem Parlament zuschreibt, die Verfassung und die Grundgesetze des Staats und des Naturrechts selbst zu verändern.

Nachdem Hr. Proud'hon nun noch eine Uebersicht der administrativen Behörden, die in Streitigkeiten über das domaine public Competenz, oder die dasselbe zu verwalten haben (als JsC. des Corps des Ponts et Chaussées), gegeben, geht er zur Theorie desselben über und fängt dieselbe an mit einem Capitel, überschrieben Notions générales sur le domaine public. Nachdem er die Definition davon mit den Worten wiederholt: „dasselbe umfafst alle Güter, welche, ohne „Jemandem eigenthümlich zu gehören, durch die Civil„gewalt für den Gebrauch der Gesellschaft überhaupt „bestimmt worden sind", stellt er die Behauptung auf, dafs das domaine public im Ganzen das Nämliche sei, dafs aber rücksichtlich der Verpflichtung, die einzelnen Gegenstände desselben zu unterhalten oder neue Gegenstände in dasselbe eintreten zu machen, ein Unterschied obwalte, der davon ausgehend, dafs entweder der Staat jene Verpflichtung hat, oder dafs sie eine Gemeinde hat, dahin führe, dafs es ein domaine public national, und ein domaine public municipal gebe.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Traité du domaine public ou de la distinction des biens; par M. Proud'hon.

(Schluſs.)

Hier deckt sich der Grundfehler der Lehre des Verfs. auf. Durch den Art. 714. des Code verleitet, der eigentlich von den res nullius spricht, und die Art. 538, 539, 540, 541 u. 719 miſskennend, welche nicht nur die vacanten Güter der Nation oder dem Staate zuerkennen (appartiennent à la nation, à l'Etat) sondern auch ausdrücklich von den Heerstraſsen, den schiffbaren Flüssen, den Meeresufern, den Seehäfen, Rheden, den Thoren, Gräben, Wällen der Festungen, und überhaupt von *allen Theilen des französischen Erdbodens, die unfähig sind der Gegenstand von Privateigenthum zu sein*, sagen, daſs sie als Dependenzien des domaine public anzusehen sind, ist er, wie wir gesehen, der Meinung, daſs die Objecte des domaine public *Niemandem gehören*. Die Wahrheit ist, daſs der Staat der Eigenthümer davon ist, daſs er aber von Gesetzeswegen den gehörigen Genuſs davon dem Publicum überläſst. Eben so ist es mit den Gegenständen des domaine public municipal, als Gemeindewegen und Plätzen, Spaziergängen und dergleichen (die unschiffbaren Flüsse darf man aber, ohngeachtet der Analogie, aus besondern Gründen, nicht hierein begreifen); sie sind dem Artikel 542 zufolge das Eigenthum der Gemeinde, nur ist ihr Gebrauch, so lange nicht gesetzlich und speciell die Ausnahme ausgesprochen ist, dem Publicum frei gestellt. Daſs der Unterhalt oder die Erwerbung von dergleichen Gegenständen respective zur Last des Staats oder der Gemeinde falle, ist wahr, allein dies ist nicht das einzige Unterscheidungszeichen des domaine public national und des domaine public municipal. Da jenes dem Staat, da dieses der Gemeinde eigenthümlich gehört, so folgt daraus, daſs weder der Staat noch die Gemeinde nöthig habe, im Fall sie einen Gegenstand desselben auf Patrimonialart benutzen wollen, erst das Eigenthum davon zu erwerben, also etwa den Preis davon an Jemand zu zahlen, oder durch expropriation pour utilité publique zu procediren. Gewisse Formalitäten werden wohl, und, was die Gemeinde anbetrifft, eine höhere Autorisation der Executivgewalt wird nothwendig sein; allein diese Nothwendigkeit betrifft blos die Form des Acts, und nicht den Grund des Rechtes. Hr. Proud'hon hebt bei dieser Gelegenheit einen Redactionsfehler der letzten officiellen Edition (1816) des Code civil heraus, welcher darin bestehen soll, daſs im Artikel 739 die Worte appartiennent à la nation (was nach Hrn. Proud'hon das Domaine (patrimonial) de l'Etat bezeichnet habe) in diese: appartiennent au domaine public verwandelt worden seien. Abgesehen davon, daſs diese Veränderung nicht durch die *Ordonnanz* von 1816, sondern durch das *Revisionsgesetz* von 1807 geschehen, so ist sie für den fraglichen Lehrsatz ohne Bedeutung, denn nicht nur sagte der Artikel 713 ursprünglich dasselbe (appartiennent à la nation, à l'Etat) und sagt es noch, sondern in dem Artikel 540 u. folg. werden beständig, obwohl nicht ganz grammaticalisch richtig, die Worte appartenir à l'Etat, appartenir au domaine public vermengt, so daſs sie sowohl das domaine public als das Patrimonialeigenthum des Staats ausdrücken, immer aber ein Eigenthumsrecht, das, was seine Benutzung durchs Publicum oder durch den Staat als Patrimoniumsinhaber betrifft, nach seiner innern Natur als domaine public oder domaine de l'Etat unterschieden werden muſs.

Vorläufig mag es hinreichen, durch Obiges eine Idee von der Behandlungsart des Verfassers gegeben zu haben; das Detail seiner Lehre, das er in fünf

Bänden sehr gründlich verfolgt, darzustellen, mag einem zweiten Artikel vorbehalten bleiben.

Rauter, in Strafsburg.

LXIII.

Ferd. Flor. Flecki, Prof. Lips., Anecdota maximam partem sacra in itineribus Italicis et Gallicis collecta. — Cum Facsimilibus lapidi inciss. Lipsiae, 1837. *Sumtibus J. Ambr. Barth. XVI. u.* 352 S. *gr.* 8. — *aufser* 2 *Tafeln mit den Facsimile's.*

Diese schätzbare Sammlung, welche 13 mehr und weniger bedeutende *Inedita* enthält, die Hr. Dr. *Fleck* auf seinen mehrjährigen Reisen durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich aufgefunden und abgeschrieben hat, bilden den fünften und letzten Theil des ausführlichen, antiquarischen und ethnographischen Reisewerks desselben Verfs. oder des II. Bandes (*d. theolog. Reisefrüchte*) 3. Abtheilung, die aber auch als ein abgesondertes Ganze erschienen ist.

Die erste Stelle p. 1 — 109 nehmen ein Fragmenta antiquissimae *versionis Italae Marci* atque *Matthaei* nach einer in der Königl. Bibliothek zu Turin befindlichen Handschrift aus dem 6., wenn nicht, wie der Hr. Herausg. anzunehmen geneigt ist (p. X), aus dem 5. Jahrh., von welcher eine Abschrift zu nehmen ihm der ehrwürdige Abt *Gazzera* bereitwillig gestattete. Die kritische Bedeutung der *Vor-Hieronymianischen* lateinischen Uebersetzungen ist so grofs und anerkannt, dafs jeder neue Beitrag, zumal ein solcher, wie der hier gegebene, von allen Freunden der neutestamentlichen Kritik mit Freuden wird aufgenommen worden sein. Für das durch die Tradition der Handschrift zugeschriebene hohe Alter — die Fragmente sind aus dem von *Columban* gegründeten Kloster Bobbio bei Pavia nach Turin gekommen und sollen noch Eigenthum des Gründers gewesen sein („ex possessu, uti feruntur, S. Columbani") — sprechen sowohl die Schriftzüge, von welchen auf der zweiten Tafel der lithographirte Schlufs des Ev. Marci K. 16, 6 ff. als Probe gegeben ist, als die Beschaffenheit der Version selbst. Schade, dafs die Handschrift nach ihrer orthographischen Seite in so schlechter Verfassung sich befindet; sie ist von einem ganz unwissenden und sorglosen Abschreiber gefertigt, sie wimmelt daher von den gröbsten Sprachfehlern und es finden sich so viele sinnraubende Auslassungen, wie in wenigen Handschriften. Dessen ungeachtet ist sie auch in dieser Verfassung wegen ihres hohen Alters und innern Charakters eine höchst schätzenswerthe Bereicherung der bisherigen Sammlungen der Vor-Hieronymianischen lateinischen Uebersetzungen, die man mit dem Collectiv-Namen *Itala* zu bezeichnen pflegt. Die Fragmente enthalten Mr. VIII, 19 — bis zum Schlufs und *Matth.* K. XVI, 7. — dieses Evang. mit einigen gröfseren Lücken. Die Uebersetzung des Markus ist schon darum beachtenswerth, dafs sie (nicht, wie der Hr. Herausg. p. X sagt, pericopam plane novam, sondern) statt K. XVI, 9 fgg. denselben Schlufs hat, der sich auch in den Pariser Handschriften L und 274. und am Rande der Syrischen Uebersetzung von Thomas v. Heraklea findet; vgl. *Scholz* N. T. Tom. I. p. 200. In der vorliegenden Uebersetzung (b. *Fleck* p. 46 vgl. Tab. II.) lautet er: Omnia autem quaecumque praecepta erant *et* quicumque cum *petero* erant breviter exposuerunt. Posthaec et ipse Jhesus apparuit et (diefs ist p. 46 ausgelassen, findet sich aber nach dem Facsimile in der Handschrift) ab oriente usque in *orientem* misit per illos sanctam et incorruptam praedicationem salutis aeternae. Amen. Diese Stelle ist zugleich ein Beweis der aufserordentlichen Nachläfsigkeit und Unwissenheit des Schreibers der Handschrift; statt des ersten *et* hat unstreitig ursprünglich *eis* gestanden, statt puero *Petro* und statt in orientem *in occidentem;* so haben auch die angegebenen Codd. τοῖς περὶ τὸν Πέτρον und ἄχρι δύσεως.

Um den kritischen Werth der Uebersetzung erkennbar zu machen, wählen wir Mr. IX, 2 fgg. (im Griechischen V. 3 fgg., da V. 1. noch zum vorigen Kap. gezählt worden ist), so jedoch, dafs wir nur das Bemerkenswerthere hervorheben. V. 2: et vestimenta ejus facta sunt *candida nimis*, qualia fullo super terram non potest *sic* alba producere, so dafs σίλβοντα und ὡς χιών des text. rec. sich nicht wieder gegeben finden, aber οὕτως nach δύναται im Original gestanden haben mufs, wie es sich in *BCLΔ* u. a. findet. V. 5: non enim sciebat quid *responderet* (= ἀποκριθῇ, wie *BC*LΔ* u. a.), in metu enim fuerat (sic: = ἔκφοβοι γὰρ ἐγένοντο, wie *BCDLΔ* u. a.). V. 6: et facta est nubis

nubis (sic) adumbrans eos et vox de nube (fehlt λέγουσα wie in vielen Handschr.): hic est filius meus dilectissimus: audite eum (= ἀκούετε αὐτοῦ, wie *BDL* u. a.). V. 8: Et descendentibus de monte (= καὶ καταβαινόντων — wie *BCDLΔ* u. a.) — — ne cui quae viderunt enarrarent (= ἵνα μηδενὶ ἃ εἶδον διηγήσωνται wie *BCDLΔ* — wo aus Versehn ἵνα ausgelassen ist —). V. 13: et cum *venissent* ad discipulos turbam magnam *viderunt* (= καὶ ἐλθόντες — — εἶδον, wie *BLΔ* gr.) aput (so gewöhnl.) eos et scribas inquirentes *ad eos* (= πρὸς αὐτούς, wie *BCLΔ* gr. u. a., denen auch G zugezählt werden darf: πρὸς ἑαυτοὺς hier wie im fg. V.). V. 14: et gaudentes salutabant eum (= καὶ προσχαίροντες wie D.). V. 15: et interrogabat *eos* (= αὐτούς, wie *BDLΔ* u. a.). V. 16: et respondit illi unus ex turba: magister (= καὶ ἀπεκρίθη αὐτῷ εἷς ἐκ τοῦ ὄχλου· διδάσκαλε, wie *BΔ* und *CDL*, nur dafs diese αὐτῷ nicht haben). V. 17. et stridet dentes et arescit (so dafs αὐτοῦ gefehlt hat, wie in *BCDLΔ* u. v. a.). — Aus diesen Mittheilungen ist auch schon erkennbar das Verhältnifs dieser Fragmente zu den bereits bekannten Fragmenten der Vor-Hieronymianischen Versionen.

Aufserdem finden sich in dieser Sammlung noch zwei Beiträge dieser Art, die wir hier der Verwandtschaft wegen gleich mit erwähnen wollen. Der erste unter Nr. VII. p. 203—6: Specimen codicis Latini *Pentateuchi* — — *Italae vetustissimae*. Hr. Dr. *Fleck* hat die Handschrift einer Vor-Hieronymianischen Uebersetzung des Pentateuchs, aus welcher er hier ein Stück mittheilt, in der *Stadtbibliothek* zu *Lyon* aufgefunden. Sie ist mit Uncialen, wie die vorige, nur in etwas kleinern Zügen und in 3 Columnen ohne Worttheilung geschrieben und höchst wahrscheinlich noch um Etwas älter, als jene. Den Wunsch, dafs Jemand durch einen ganz *getreuen* Abdruck dieser Uebersetzung die betreffende Litteratur bereichern möge, theilen wir mit dem Hrn. Herausgeber, welcher, wir wissen nicht warum, einen häretischen Ursprung der Version anzunehmen scheint (p. XIII sq.): Gallicae autem ecclesiae maximeque Lugdunenses antiquitus habebant multas translationes Latinas ab haereticis confectas. Sequuntur Gallicae versiones in Albigensi campo et apud Valdenses. Hoc addidi, ut de patria hujus documenti dilucidius judicetur. Der Hr. Verf. kann aber mit diesen nicht ganz deutlichen Aeufserungen nicht, wie es allerdings scheinen möchte, meinen, dafs die vorliegende Uebersetzung Albigensischen oder Waldensischen Ursprungs sei — denn er bezeichnet sie ja, wie bemerkt worden, selbst als Itala *vetustissima* — sondern seine Ansicht ist wahrscheinlich, dafs die *Abschrift* nach einem alten Codex der Itala im südlichen Frankreich gemacht und im 12. Jahrh. oder später Eigenthum der Albigenser oder Waldenser geworden sei, welche dann noch Uebersetzungen in der Landessprache beigefügt hätten. Der Hr. Herausg. versichert, dafs diese Uebersetzung der Alexandrinischen genau entspreche, weshalb sie denn für die Kritik derselben von ähnlicher Bedeutung sein würde, wie die von *Bugati* und *Middeldorpf* herausgegebene und in diesen Jahrbüchern von uns besprochene *syrische* Uebersetzung des hexaplarischen Textes. Jener Versicherung entspricht auch vollkommen die Vergleichung des mitgetheilten Stücks Gen. 27, 23 sqq. Wir legen den Breitingerschen Text der LXX zum Grunde, und bemerken nur, wo die Uebersetzung von ihm abweicht. V. 23: *et* erant *autem* (ἦσαν γὰρ). V. 24: *et* respondit *ei:* ego sum (ὁ δὲ εἶπεν· ἐγώ). V. 25: et dixit ei: offers mihi de venatione tua, et manducabo, fili (καὶ εἶπε· προσάγαγέ μοι, καὶ φάγομαι ἀπὸ τῆς θήρας σου, τέκνον). V. 27: dominus *deus* (κύριος). V. 28: multitudinem frumenti et vini *et olei* (καὶ πλῆθος σίτου καὶ οἴνου). V. 29: et adorabunt te fili *fratris* tui *et* qui te maledixerit maledictus erit, *et* qui te benedixerit — (καὶ προσκυν. σοι οἱ υἱοὶ τοῦ πατρός σου, ὁ καταρώμενός σε ἐπικατάρατος, ὁ δὲ εὐλογῶν σε —). V. 30: a venatione (ἀπὸ τῆς θήρας αὐτοῦ). V. 31: et dixit: surgat (καὶ εἶπε τῷ πατρὶ αὐτοῦ· ἀναστήτω). V. 32: respondit: ego sum Esau filius tuus primogenitus (ὁ δὲ εἶπεν· ἐγώ εἰμι ὁ υἱός σου ὁ πρωτότοκος Ἡσαῦ). V. 33: *et* expavit (ἐξέστη δὲ); ebend. ab omnibus *aepulis* (= epulis: ἀπὸ πάντων); ebend. *ut* benedictus sit (καὶ εὐλογημένος ἔστω oder ἔσται). — Aufser den bemerkten kleinen Abweichungen von der griechischen Textform findet das genaueste Anschliefsen an dieselbe statt, wogegen die Vulgata sich unverhältnifsmäfsig frei bewegt. Zum Beispiel diene nur der gleich folgende V. 34. *griechische* Text: Ἐγένετο δὲ ἡνίκα ἤκουσεν Ἡσαῦ τὰ ῥήματα Ἰσαὰκ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ, ἀνεβόησεν [Ἡσαῦ] φωνὴν μεγάλην καὶ πικρὰν σφόδρα, καὶ εἶπε [τῷ πατρὶ αὐτοῦ]· εὐλόγησον δὴ κἀμέ, πάτερ. Die *Itala* im cod. *Lugdunensis:* Factum est autem postquam audivit Esau verba Isac patris sui, et

exclamavit voce magna et amara valde, et dixit: benedic et me, pater. Die *Vulgata*: Auditis Esau sermonibus patris irrugiit clamore magno, et consternatus ait: benedic etiam et mihi, pater mi. — Diese Stelle kann schon beweisen, wie bedeutend der Codex für eine, unstreitig sehr wünschenswerthe, kritische Recension der LXX sei; die von Breitinger hier aufgenommenen, von mir eingeklammerten Worte, werden durch diese *Itala* nicht bestätigt, dagegen ist V. 28. ἄνωθεν nach τοῦ οὐρανοῦ in dieser Version wiedergegeben: caeli *de suscum* (= de sursum.)

Der andere verwandte Beitrag unter Nr. XII. (p. 337 — 347) hat p. XVI die Aufschrift: *Fragmenta Italae Psalmorum*, e cod. graec. (?) Armamentarii Parisiensis. Diese Aufschrift ist nicht ganz entsprechend. Jedermann wird an das *Psalmenbuch* denken; allein von diesem scheint der Hr. Herausg. in der Handschrift nichts gefunden zu haben, denn p. 337 sqq. theilt er nur Stücke aus andern Büchern mit: Deut. 32, 1—43. Canticum Abacuc 3, 1—20. Oratio Annae 1. Sam. 2, 1—10. s. Regum lib. I., 2, 1—10. sec. Vulgatam. Canticum Esaiae 26, 9—19. Cant. Azariae: Vulg. Dan. 3, 26—45. Ὕμνος τριῶν Dan. 3, 52—88 — und dann folgt ganz unerwartet eine *Fidei professio* mit dem *Sanctus*, *Gloria*, *Agnus Dei* etc. p. 347 sq., worüber in dem Bericht p. XVI sich keine Andeutung findet. Die hier gegebene nicht ganz entsprechende Aufschrift dieser Stücke ist auch p. 337 nicht beibehalten worden; sie lautet hier: *Fragmenta Italae vetustissimae veteris Testamenti* e cod. reg. Armamentarii Parisiensis. Gern hätten wir gelesen, in welche Zeit Hr. Dr. Fleck diese Handschrift setzt, auch ist von ihr kein Facsimile, wie von den bisher beschriebenen, gegeben worden, das unser Urtheil einigermafsen leiten könnte; doch verweist er (p. XVI) auf *Montfaucon*, der in seiner Palaeogr. Gr. p. 235 sq. aus demselben Codex schon Einiges mitgetheilt hat. — Die aus demselben abgedruckte *Professio Fidei* ist die Constantinopolitanische mit den meisten, doch nicht allen, abendländischen Modificationen, namentlich mit dem *Filioque*; die genaue Ermittlung des Alters der Handschrift wäre daher für die Dogmengeschichte von Interesse gewesen. Die Formel stimmt in allen Punkten mit keiner von denen überein, welche *Walch* in seiner Bibliotheca Symbolica zusammengestellt hat, ist also auch ein Geschenk, wofür wir dem Hrn. Herausg. dankbar sein müssen.

Unter Nr. II. giebt Hr. Dr. Fl. p. 111—140 das apokryphische *Testamentum Salomonis* griechisch nach einer Handschrift (Nr. 1483, ?) der Königl. Bibl. in Paris. Schon *Gilb. Gaulminus* hat aus einer griech. Handschr. Fragmente dieses Testaments in seinen Anmerkungen zu *Psellus* de operationibus daemonum mitgetheilt, welche auch *Fabricius* in seinem Codex Pseudepigr. V. T. P. 1047 sq. hat abdrucken lassen, von denen die gröfsten sich hier p. 116 und 120, doch nicht ganz gleichlautend, wiederfinden. Die Aufschrift stimmt ganz überein mit der, welche *du Cange* ad Zonarae Annal. p. 9, nach einer Handschrift der Bibl. Thuanea mitgetheilt hat. — Für die Geschichte des Aberglaubens, namentlich des dämonologischen, ist auch dieses Anecdoton von Werth.

Unter Nr. III. p. 141—147 findet sich, ebenfalls in griechischer Sprache, Nova recencio *Ep. Pilati ad Tiberium* cum *Rescripto Tiberii Caesaris* aus einer Handschr. der Königl. Bibl. zu Turin, die Hr. Dr. Fl. (p. XI) als eine jüngere bezeichnet, ohne das Alter näher zu bestimmen — auch diefs ein schätzbarer Beitrag zu der betreffenden Litteratur.

Darauf folgen unter Nr. IV. p. 149—160. *Inediti Taurinensis Specimina* continentis narrationem Anonymi contra Muhametanos pro Christianis, auch in griechischer Sprache; ihnen erkennt der Hr. Herausgeber selbst nur einen geringen Werth zu.

Desto bedeutender sind die unter Nr. V. p. 161—188 gegebenen Specimina *Antiquissimorum Bibliorum Latinorum*, formae maximae, literarum unciallum, saec. VI., quondam monasterii montis *Amiatae* in Etruria, nunc *Laurentianorum*, V. et N. T., operis pretiosissimi, stichometrici, ad rem criticam *versionis vulgatae* gravissimi et in Europa unici. Dies die Aufschrift und zugleich eine Beschreibung und Würdigung der allerdings höchst wichtigen Handschrift, welche die ganze heil. Schrift vom 1. Kap. der Genesis bis zum letzten Kapitel der Apokalypse enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Ferd. Flor. Flecki Anecdota maximam partem sacra in itineribus Italicis et Gallicis collecta. —

(Fortsetzung.)

Hr. Dr. Fl. wurde in Rom durch den gelehrten Priester *Ungharelli* auf das Dasein derselben in der *Laurentiana* aufmerksam gemacht, und durch die freundliche Vermittelung des Königl. Preufsischen Gesandten in Florenz, Grafen *von Schaffgotsch* wurde ihm während seines zweiten Aufenthalts daselbst der freieste Gebrauch derselben gestattet. Wir verdanken seinem Fleifse die vor Kurzem bei *Carl Tauchnitz* in Leipzig erschienene treffliche Ausgabe der *Vulgata des N. T.* mit den Varianten dieses Codex, der, wenn nicht der älteste, doch unstreitig einer der ältesten ist. Wir dürfen voraussetzen, dafs diese Ausgabe sich bereits in den Händen aller Freunde der neutestamentlichen Kritik befinde, und beschränken uns hier auf die Angabe, dafs in den *Anecdotis* aufser den einige bemerkenswerthe Ueberlieferungen enthaltenden, den meisten neutestamentl. Schriften vorgesetzten, *Argumentis* sich nur eine Collation des *Matthäus* und des Buchs *Tobiä* nach der gerühmten Handschrift mit der *du Hamel*'schen Ausgabe der Vulgata findet. Durch die Bekanntmachung dieses cod. *Laurentianus* der Vulgata, so wie der schon besprochnen Handschriften der Itala in *Turin* und *Lyon* hat sich Hr. Dr. *Fleck* ein bleibendes Verdienst erworben. Dürfen wir nach den auf Tab. II. vorgelegten Facsimiles urtheilen, so ist der Codex der *Itala* auf der Stadtbibliothek in Lyon der älteste, etwas jünger der unter Nr. 1. bekanntgemachte in Turin und noch um Etwas jünger der die *Vulgata* enthaltende in der *Laurentiana*, wo die Worte fast ohne Ausnahme abgetheilt sind, was bei dem zweiten weniger, bei dem ersten gar nicht der Fall ist.

Unter Nr. VI. p. 189—202, wird mitgetheilt *Genealogia biblica codicis Lactantii Taurinensis* cum specimine historiae Manichaeorum. Auf Tab. II. findet sich auch ein Facsimile dieser Handschrift, nach welchem sie die meiste Aehnlichkeit mit der Handschr. der Itala zu Lyon (unt. Nr. VII.) hat, nur dafs die Züge etwas gröfser sind; sie wird mit vollem Recht ins 6. Jahrh. gesetzt. Wir hätten gern etwas über das Verhältnifs der Handschrift zu unsern Ausgaben des Lactantius gelesen; allein Hr. Fl. beschränkt sich blos auf die erwähnte *Genealogie* und das *Specimen historiae Manichaeorum*. In Bezug auf das letztere erfahren wir von ihm nicht, ob er, worauf das Wort *specimen* führt, nur diefs Stück als Probe mitgetheilt habe, oder ob sich nicht mehr in der Handschrift finde, was man nach der Aeufserung (p. XIII) vermuthen dürfte: Fragmentum historiae Manichaeorum castius editum est, commentariis haud indignum — eine Werthbestimmung, die wir aufser Stande sind zu würdigen, bevor wir wissen, ob die Handschrift mehr, als das nicht eben bedeutende, wenn auch nicht ganz werthlose, S. 202 abgedruckte, Stück enthält, das die Leser am Schlufs an Archelaus verweist.

Von Nr. VII. war schon die Rede. Nr. VIII. p. 207—214 hat die Aufschrift: *Ineditum Florentinum Magliabecchianum ad historiam Flavii Iosephi de bello Iudaico pertinens.* Ueber den Zweck dieser Mittheilung findet sich nun Folgendes p. XIV: Est compositum e Josepho, N. T. et mythis quibusdam etymologicis. Ita v. c. Vespasianus a *vespa* nomen ducere perhibetur. Respectu ad linguam inprimis dignum est, quod tractetur. Sermo est antiquus ille Italus, e Latinitate rustica oriundus, latinisque reliquiis et ad rem et ad formam plenus. Wir gestehen dies Alles nicht begreifen zu können. Der berühmte und curios. Litterator *Ant. Magliabecchi* schrieb in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. († 1714), derselbe, aus

dessen Namen Angelo Finardi das Anagramm gebildet hat: Is unus bibliotheca magna; einen andern, ältern, der in der Uebergangsperiode der lateinischen in die jetzige italiänische Sprache gelebt hätte, kennen wir nicht, haben auch nirgends eine Spur von ihm auffinden können; und so viel wir verstehen, weicht auch die Diction des vorliegenden Anecdotons wesentlich nicht von der Italiänischen des 16. u. 17. Jahrh. ab. — Ueber Beschaffenheit und Umfang der Handschrift findet sich keine Nachricht.

Werthvoller sind die *Scholia Taurinensia* in N. T. unter Nr. IX. p. 215—222 aus cod. Taurin. b. IV. 20., über dessen Alter und Beschaffenheit der Hr. Herausgeber zu unserm Bedauern wieder schweigt. Er gibt uns aus demselben Scholien zu *Matth.* III., zum Schluſs des *Marcus*, *Lucas* I. und *Joh.* XIV. Er schreibt ihnen selbst nur einen exegetischen, aber nicht unbedeutenden, Werth zu. Wir mögen diesen, da wir nur so wenige Stücke vor uns haben, nicht in Abrede stellen, sind aber geneigt, die Handschrift in kritischer Beziehung noch für bedeutender zu halten, schon wegen das Scholion zu Mr. XVI, 8., welches fast wörtlich übereinstimmt mit dem Scholion zu cod. 374., in unserm neutestam. krit. Repertorium, und denen zu cod. 22. 23. 24. u. a. ähnlich ist. Freilich ist zur rechten Würdigung eine genauere Kenntniſs der Handschrift nach ihrer Beschaffenheit überhaupt, insbesondere nach ihrem Alter unerlaſslich.

Es folgt unter Nr. X. p. 223—264 eine Vergleichung des bekannten Codex des ehemaligen Erzb. v. Nicäa, nachmaligen Cardinals *Bessarion*, der unter der Voraussetzung, daſs er eine Abschrift des *Vaticanus* sei, dessen fehlende Stücke bekanntlich auch aus ihm ergänzt worden sind, die Aufmerksamkeit der Kritiker so lange in hohem Grade in Anspruch nehmen muſs, als eine durchaus genaue Revision der Urschrift nicht gestattet wird, oder, was das Erwünschteste wäre und eine unschätzbare Bereicherung der Litteratur sein würde, ein ganz getreuer Abdruck, wie der des *Alexandrinus*, erfolgt sein wird. Der Hr. Herausg. sagt (p. XV) ganz entschieden: *Fluxit e cod. aureo Vat.* nr. 1209., cujus conferendi licentiam Romae frustra petii. Nach seiner Angabe findet er sich unter Nr. 10. in der venetianischen Bibliothek, und er setzt ihn unbedenklich in's 10. Jahrhundert („vulgo Ven. 10. evangeliorum et epistolarum fec. X. olim Ven. Bessarionis Card."). Es ist also ganz derselbe, den schon Engelbreth verglichen hat, der aber von *Birch*, *Griesbach* und *Scholz*, welcher, nach seinen Angaben zu schlieſsen, ihn noch genauer, als Engelbreth verglichen haben muſs, in das 15. Jahrh. versetzt wird, vgl. auſser den betr. Ausgg. des N. T. *Birch.* variae lectt. ad text. IV. Evangg. Proleg. p. LXIV. — Die hier gegebene Collation verdankt Hr. Dr. Fl. dem Hrn. Prof. Dr. *E. Heimbach.* Es sind durchaus keine Gründe angegeben, welche die abweichende Annahme rücksichtlich des Alters rechtfertigen; das auf Tab. I. mitgetheilte Facsimile scheint uns eher für das 15. als für das 10. Jahrh. zu sprechen. *Griesbach* und *Scholz* führen den Codex in ihren Handschriften-Verzeichnissen unter Nr. 209. auf, und es ist der unter Nr. 205 (in der Markus-Bibl. Nr. 5.) aufgeführte Codex Bessarions nicht mit demselben zu verwechseln. Jedenfalls haben wir hier eine neue, und nach Hrn. Dr. Flecks Versicherung genaue, Vergleichung der ersten 3 Evangelien. Um das Verhältniſs zum Cod. Vaticanus (B.) erkennbar zu machen, vergleichen wir *Matth.* I, 18 bis III. zu Ende, so daſs wir zugleich bemerken, wo schon Birch nach Engelbreth (Eng.) die Lesart angegeben hat. — Matth. I, 18. fehlt *γάρ* a prima m. (Eng. = B.), desgleichen *τῆς* a pr. m. (Eng.). V. 20. fehlt *τήν*. V. 24. *ἐγερθεὶς* für *διεγερθ.* (Eng. = B.).

Zu II. 1. wird bemerkt: „*ἐν ἡμέραις ἡρώδου τοῦ βασιλέως* d. in Cd. (*sed ad marg. manu secunda*)." Wir können dieſs nur so verstehen, daſs jene Worte im Context der Handschrift nicht fehlen, sondern nur durch einen Randvermerk von zweiter Hand verdächtigt werden; Eng. hat sie nicht vermiſst, auch fehlen sie nicht in B. V. 5. *οὕτως γάρ* (so wahrscheinlich auch B, obgleich die Collatoren es hier nicht bemerkt haben, auch Eng. hat es wahrscheinlich nicht der Mühe werth geachtet, diese gewöhnliche Schreibform in den ältesten Handschrr. hier zu vermerken). V. 8. *ἐξετάσατε ἀκριβῶς* (von Scholz bemerkt, nicht von Eng. = B.). V. 9 *ἐστάτη* = *ἐστάθη* (Scholz, nicht Eng. = B.). V. 11. *εἶδον* für *εὗρον* (Eng. u. Scholz = B.). V. 19. *φαίνεται κατ' ὄναρ* (Eng. u. Sch. = B.). V. 22. *τῆς* für *ἐπὶ τῆς* (= B.) III. 3. *γάρ* fehlt; ebend. *διά* für *ὑπό* (Scholz nicht Eng. = B.). V. 4. *ἦν αὐτοῦ* Scholz, nicht Eng. = B.). V. 5. *πᾶσα ἡ Ἱεροσόλυμα* für *Ἱεροσόλυμα*. Ebend. *Ἰορδάνη ποταμοῦ* für *τοῦ Ἰορδάνου*. Sollte hier nicht ein Irrthum obwalten? Engelbreth hat, was Hr. Dr. Fl

nicht bemerkt hat, V. 6. ἐν τῷ Ἰορδάνῃ ποταμῷ (= B.) gelesen, aber V. 5. jene abnorme Lesart nicht bemerkt, eben so Scholz. V. 8. καρπὸν ἄξιον (Eng. u. Sch. = B.). —

(Der Beschluſs folgt.)

LXIV.

De erroribus, qui aetate media doctrinam christianam de S. Eucharistia turpaverunt. Scripsit Herm. Reuter. Commentatio historico-dogmatica a Summo Ordine Theologorum Berolinensi praemio ornata. Berolini, 1840. *Sumtibus G. Eichleri.*

Die geschichtliche Entwicklung der Abendmahlslehre ist mehr als die Behandlung irgend eines anderen Dogmas dazu geeignet, den theologischen Bildungsgrad, welchen man erlangt hat, sicher zu bekunden. Denn das reichste Material liegt in der Geschichte dieses Dogmas vor, die wichtigste Lehre des Christenthums, die Versöhnung in ihrer fortwährenden lebendigen Vermittlung und Aneignung, bildet den Mittelpunct des heil. Sacraments, und es ist deshalb bei gründlicher Behandlung des Gegenstandes unvermeidlich, auf die schwierigsten dogmatischen Probleme einzugehen. Obschon nun die obige Aufgabe einerseits nur das negative Moment in der Entwicklung der Abendmahlslehre und andrerseits nur ein bestimmtes geschichtliches Stadium angeht, so kann doch dabei eben so wenig von dem positiven Begriffe des Dogmas als von dem ursprünglichen kirchlichen Stande und Gange der Sache abgesehen werden. Der Hr. Verf. ist sich dessen, wie gleich aus dem Proœmium erhellt, sehr wohl bewuſst, und es fehlt in seiner Abhandlung nicht an den deutlichsten Belegen, daſs der Kenntniſs des Besonderen die Erkenntniſs des Allgemeinen, ein umfassendes Wissen von dem Gegenstande in seiner historisch-dogmatischen Gestaltung zum Grunde liegt. Es zeugt diese Arbeit von auſserordentlichem Fleiſse und gut ausgebildeten Kräften; die vorhandenen Hülfsmittel sind auf das Sorgfältigste aus alter und neuer Zeit benutzt, und mit dem vollständig dargelegten Materiale ist zugleich eine besonnene Kritik der Sache, mit den gelehrten Bestimmungen treffendes Urtheil verbunden. Was dagegen an der Abhandlung auszusetzen sein mag, betrifft insbesondere die Form, d. h. die systematische Behandlungsweise, welche in Betracht des geschichtlichen Objectsprocesses keine volle Befriedigung gewährt. Die beiden Haupttheile, in welche das Ganze zerfällt, bilden die *lateinische* und die *griechische Kirche*; bei jener wird zuerst das *Meſsopfer* (sacrificium missae §. 1—6), sodann die *Transsubstantiation* (§. 7—24) behandelt; bei dieser kommt auſser der *Messe*, und zwar der missa praesanctificatorum (§. 26, 27), und der *Transsubstantiation* (§. 28—32), auch noch der *Gebrauch des gesäuerten Brodes* (§. 33) mit in Betracht. Die logischen Kategorien ferner, nach welchen die erwähnten Gegenstände in ihren verschiedenen Momenten entwickelt werden, sind und bleiben durchweg der *Ursprung*, die *Natur*, und die *üble Folge* (calamitas) des Irrthums. Endlich die Erledigung des Hauptgegenstandes, nämlich die Darstellung der Irrthümer über das h. Abendmahl im Mittelalter, erfolgt im ersten Theile unter dem Begriffe der *Transsubstantiation*, indem die *Natur* dieser irrigen Bestimmung mit besonderer Beziehung auf die Ansicht des Paschasius Radbertus und anderer lateinischen Kirchenlehrer, wie auch mit Rücksicht auf die bei der Abendmahlsfeier hinzugekommenen Formalitäten, entfaltet (p. 26—64), und dagegen bei der Calamität des Irrthums die entgegengesetzte Behauptung des Berengarius Turonensis und anderer Häretiker dargelegt wird (p. 66—82). In dieser Anordnung muſs vor Allem die Haupteintheilung (A. Ecclesia latina. B. Ecclesia graeca.) Befremden erregen; denn auf Seiten der *griechischen Kirche* ist hinsichtlich der Abendmahlslehre, wie sich dieselbe während des Mittelalters entwickelt, weder in positiver noch in negativer Beziehung ein entscheidendes Gewicht ausfindig zu machen; sie läſst freilich die *Transsubstantiation* in sich zu; allein das Object der obigen Aufgabe kann nicht *in ihr* wie in der *lateinischen Kirche* begriffen werden, und aus des Hrn. Vfs. eigner Behandlung erhellt auch augenscheinlich, daſs der ganze zweite Theil im Grunde weiter nichts als ein Anhängsel ist. Ja wäre die zu beantwortende Frage gewesen, welche Lehrmeinungen über das Abendmahl seit dem Beginne des Mittelalters *in der christlichen Kirche* vorherrschend geworden wären, so möchte jene Eintheilung einigermaſsen zu rechtfertigen sein; aber es handelt sich vielmehr um die errores etc., und diese sind für das Mittelalter in ihrer thätigen Vermittlung und Entscheidung als besonderes Zubehör der *lateinischen Kirche* zu betrachten. Dieselben waren auch nicht sowohl unter den frei hingestellten Begriffen der *Messe* und der *Transsubstantiation* abzuhandeln, als vielmehr in ihrem geschichtlichen Processe nach der lebendigen Sachvermittlung auseinander zu expliciren. Denn mögen immerhin die *Messe* und die *Transsubstantiation* unter die Hauptirrthümer zu rechnen sein, so ist es doch der reproductiven historischen Entwicklung zuwider, dieselben als fertige Satzungen zu anticipiren und alsdann Alles, was sich an Irrthümern betreffender Art in der Kirche damaliger Zeit vorfindet, hier oder da gelegentlich unterzubringen. Es haben hierbei die oft angewandten Kategorien (origo, natura, calamitas) ganz das Ansehen fremdartiger, von auſsen an die Sache herangebrachter, Begriffsformen, und überdies wiederholen sich bei der calamitas meist dieselben Klagen über verderbliche Folgen in Glaube und Sitte, was mitunter etwas störend ist, da dergleichen subjective Reflectionen und Exclamationen von der objectiven Behandlung recht gut fern gehalten werden können. Am wenigsten ist aber der logische Faden bei Darstellung der Natur und der Calamität der Transsubstantiation durchzusehen; ungemein viel Stoff ist in diesem Abschnitte zusammengedrängt, und es wird in dem Inhaltsverzeichniſs auch eine genaue Classification desselben mit vielen Zahlen und Buchstaben versucht; allein nichtsdestoweniger reihen sich die verschiedenen Materien nur äuſserlich aneinander, und was in der Geschichte als Hauptsache sich herausstellt, die Lehre des Paschasius Radbertus, der Kampf des Lanfrancus mit Berengarius, das ist in seiner hervorragenden Bedeutsamkeit lange nicht scharf genug markirt. Man vermiſst in der ganzen Darstellungsweise die freie Selbstbewegung der Sache, den objecti-

ven Entwicklungsgang, welcher durch die Geschichte vorgezeichnet ist, und welcher als solcher für jede sachgemäfse historische Betrachtung die eigentliche Norm der Methode in sich schliefst. Im ersten einleitenden Theile konnten die verschiedenen altkirchlichen Vorstellungen von dem Abendmahle namhaft gemacht und in ihren wesentlichen Abweichungen von einander näher bezeichnet werden. Darauf waren im Haupttheile die Irrthümer zu entwickeln, welche während des Mittelalters sich herausgebildet haben, und indem hierbei schon von Gregor d. Gr. ausgegangen wurde, so mufste sich zunächst das Augenmerk von selbst vornehmlich auf das *Mefsopfer* hinlenken; sodann war des Paschasius Radbertus entschiedene Lehrbestimmung und im weiteren Verfolge derselben der dadurch hervorgerufene Widerspruch des Berengarius in allen Momenten genau auszulegen; und hiernach blieb für jenen Haupttheil noch übrig, das Verhältnifs der römischen Kirche zu der behandelten Streitsache, nebst den allmälig mit der Abendmahlsfeier vorgenommenen Aenderungen, gehörig in's Licht zu stellen. Endlich zur Abrundung des Ganzen durfte in einem dritten Theile noch darauf hingewiesen werden, welchen Einflufs die Transsubstantiationslehre überhaupt auf die kirchliche Praxis gehabt, wie vielfacher Widerspruch sich dagegen auf häretischer Seite geregt, und welche Stellung der *römischen* Kirche gegenüber die *griechische* eingenommen habe. So würde in der Behandlung des betreffenden Materials ebensowenig der geschichtliche Verlauf der Sache als das logische Selbstbewufstsein zu verkennen gewesen sein, und es hätte sich einleuchtend herausstellen müssen, wie noch der ursprünglichen Unentschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Ansichten durch die immer mehr in der Kirche verfolgte einseitige Richtung und damit verbundene Verirrung schroffer Gegensatz und Widerstreit der Behauptungen hervorgerufen sei, und wie hierauf die Kirche, da sie selbst von einseitigem Parteiinteresse sich leiten liefs, den hervorgetretenen Widerspruch, statt ihn zu heben, in seinem wahrheitswidrigen Grunde nur noch mehr befestigte. — Obschon nun zu wünschen gewesen wäre, dafs die vorliegende Abhandlung eine gesetzmäfsigere methodische Form erhalten hätte, so bleibt doch der bereits erwähnte sachliche Werth ungeschmälert. Was in den weiten Umkreis des fraglichen Gegenstandes gehört, ist nach seinen Hauptbestandtheilen vollständig in dem Texte zur Kenntnifs gebracht, und auch die angeknüpften Noten enthalten manche sehr beachtenswerthe Erörterung. In den Vorbemerkungen über das Verhältnifs des Abendmahls zu der christlichen Glaubenslehre scheint die Bedeutsamkeit dieses Sacraments etwas zu sehr potenzirt zu sein, indem nicht blofs die wesentlichste Beziehung zu allen Hauptdogmen darin begriffen, sondern überhaupt der jedesmalige Stand der Religion und Theologie aus den grade vorherrschenden Auffassungen hergeleitet wird. Es heifst in letzterer Beziehung p. 1: „Quae igitur singulis aetatibus religionis Christianae fuerit conditio, quaeque totius Theologiae natura, ex diversitate earum sententiarum, quae latae sunt de S. Eucharistia, eo luculentius cognosci potest, quo majorem ei potissimum dogmati exponendo operam dederunt, qui summorum theologorum laude florerent." Hierbei wäre eine Beschränkung gewifs sehr angemessen gewesen; denn in Ansehung sowohl der ersten Jahrhunderte als auch der Zeit seit der Reformation möchte es sehr schwer fallen, die durchgreifende Richtigkeit jener Ansicht darzuthun. Ganz an Ort und Stelle sind in dem Prooemium, nachdem die Lehre des Mittelalters über das Abendmahl als irrig bezeichnet ist, die Bemerkungen über das Entwicklungsgesetz in der Geschichte der Dogmen wie auch über Ursprung und Folge des Irrthums und des theologischen Kampfes. Man sieht daraus von vorn herein, dafs der Hr. Verf. den kirchlichen Lehrkampf, wie sich derselbe zu allen Zeiten bei freiem Erkenntnifsdrange erzeugt, gehörig zu würdigen weifs, und dafs er auch in einseitigen Lehrbestimmungen mehr oder minder wichtige Momente durchschauet, welche unter des göttlichen Geistes thätiger Herrschaft über kurz oder lang in ihrer eigentlichen Beschaffenheit und hiermit nach ihrem Verhältnisse zur Wahrheit aufgedeckt werden. Etwas ausführlicher hätte sich der Hr. Verf., bei der Bezugnahme auf die Sacramente (p. 3), über die *Idee* des Abendmahls äufsern und dadurch seiner ganzen Arbeit sogleich eine sichere Unterlage verleihen können. Häufig wird zwar an Luther's wie auch an Calvin's und Zwingli's Auffassung erinnert, und danach die grade in Frage stehende Ansicht abgemessen; aber diese Voraussetzungen müssen voreilig erscheinen, da ja das Mittelalter mit der Lehre der Reformatoren nichts zu thun hat. Freilich nach Maafsgabe der gestellten Aufgabe mufste von der rein dogmatischen wie von der biblischen Entwicklung der Abendmahlslehre abstrahirt werden; allein sollten die darzustellenden Irrthümer in ihrer der Wahrheit entfremdeten Beschaffenheit deutlich sich zeigen, so war es dafür ganz zweckdienlich, im Prooemium oder im Eingange des ersten Theiles das Sacrament des Abendmahls nach seiner evangelischen Grundidee möglichst kurz zu bezeichnen, und hiernach die kirchlichen Vorstellungen bis auf Gregor d. Gr., wie sie entweder mehr die wirkliche Gegenwart Christi oder blofs eine symbolische Bedeutung der Elemente oder eine Veränderung und Verwandlung derselben bezeugen, besonders hervorzuheben. Wären diese verschiedenen altkirchlichen Auffassungen, welche der Hr. Verf. bei der Transsubstantiation p. 22 ff. berührt, in Verbindung mit dem Begriffe des Dogmas gleich zu Anfange distinct herausgestellt, so konnte darauf im weiteren Fortgange gelegentlich zurückgedeutet werden und es hätte der Bezugnahme auf spätere geschichtliche Erscheinungen, welche unerörtert bleiben, nicht bedurft. Gern möchte Referent aus dem reichhaltigen Abschnitte über die Transsubstantiation (p. 22—82) noch Einzelnes besprechen; aber es würde bei dieser Gelegenheit zu weit führen und es darf um so eher unterbleiben, da die Hauptsache in jenem Abschnitte befriedigend erledigt wird. Möge der Hr. Verf. es an ferneren öffentlichen Beweisen seiner geistesfrischen theologischen Bildung nicht fehlen lassen und sich überzeugt halten, dafs über den mangelhaften Seiten, welche in dieser Anzeige an seiner Preisschrift herausgestellt sind, das viele Gute derselben nicht verkannt ist.

Dr. Matthies.

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Ferd. Flor. Flecki Anecdota maximam partem sacra in itineribus Italicis et Gallicis collecta. —

(Schlufs.)

Hr. Dr. Fleck hat diese, wie andere von Knapp, nach dessen 3. Ausg. er verglich, schon aufgenommenen Lesarten nicht geglaubt, bemerken zu müssen. — V. 9. ὅτι πατέρα. V. 11. ὑμᾶς βαπτίζω (Eng. u. Sch. = B.). — Aus diesen Angaben ergibt sich schon, dafs der Cod. Bessarions oft, wenn auch nicht durchgängig mit dem Vaticanus, so weit wir diesen aus den vorhandenen Collationen kennen, übereinstimmt, und zugleich, dafs die vorliegende Collation Fleck's vollständiger ist, als die bisherigen. Die von ihm aufserdem noch bemerkten Abweichungen der Handschrift vom recipirten Text in Betreff der Accente und Spiritus haben wir übergangen. Am Schlufs des sehr bedeutenden Variantenverzeichnisses aus den ersten 3 Evangelien finden sich S. 263 fg. noch Specimina lectt. ex Apocalypsi, quae, recentiori manu scripta, adjecta est — bei Scholz unter den Handschriften der Apocalypse Nr. 46. und bereits sehr sorgfältig verglichen.

Die unter Nr. XI. p. 265—335 mitgetheilten Specimina des Commentars von *Theodor von Mopsvestia* über die 12 kleinen Propheten nach einer bis dahin unbekannten Pariser Handschrift (e cod. incognito Bibliothecae Parisinae Armamentarii Regii) hatte der Hr. Herausg. abgeschrieben, ohne von der mittlerweile im Vaterlande besorgten Ausgabe unsers gelehrten Freundes Hrn. Dr. *v. Wegnern* etwas zu wissen, er hat aber gewifs recht gethan, die genommene Abschrift dem theologischen Publikum nicht vorzuenthalten, da durch sie eine nicht werthlose Handschrift bekannt geworden ist; nur hätte er uns auch mit der Beschaffenheit, dem Umfang und Alter der Handschrift, so wie mit ihrer Nummer in der fraglichen Bibliothek bekannt machen sollen, worüber sich weder in dem einleitenden Bericht (p. XV sq.), noch sonst eine andere Notiz findet, als die, welche die oben mitgetheilten Worte enthalten. Die sehr oft fehlerhafte Accentuation und Interpunction gehört wahrscheinlich dem Schreiber des Codex an. Die mitgetheilten Stücke enthalten die Commentare *Theodors* über *Micha* p. 267—299, *Jonas* p. 300—316 und *Joel* p. 317—335.

Von den unter Nr. XII. folgenden Stücken der *Itala* aus einer Handschrift derselben Pariser Bibliothek haben wir schon oben berichtet.

Den Schlufs macht ein Curiosum unter Nr. XIII.: Fragmentum monasterii *La Cava* prope Neapolim Graecum patristicum, *quod tractat Eucharistiam et doctrinam de expiatione*, literis uncialibus, sec. VIII., raris accentibus — ein Bruchstück eines cod. rescriptus, welches Hr. Dr. Heimbach, dem es der Hr. Herausgeber verdankt, durch chemische Mittel so weit lesbar gemacht hat, als es vorliegt. Den angegebenen Inhalt kann Rec. nicht in den 30 nicht immer vollständigen Zeilen finden; was hier gegeben ist, handelt nur von den das Wesen des Menschen erneuernden Wirkungen der Taufe. Das nach seinem Inhalte nicht bedeutende Fragment würde als Facsimile mit noch gröfserm Danke aufgenommen worden sein, wofür wir die auf Tab. I. befindlichen, für die Paläographie nichts Neues darbietenden, Stücke aus Cod. Venet. V. u. VI., aus denen in der vorliegenden Sammlung ohnedem nichts mitgetheilt worden ist, gern entbehrt haben würden.

Die eben erwähnte beigegebene 1. Tafel griechischer Facsimile's verdient jedoch noch insbesondere unsere Aufmerksamkeit, obgleich der Hr. Herausgeber

in seinem Berichte über den Inhalt seiner Sammlung kaum einmal (p. XV Anm.) darauf hinweist. Wir finden hier ein Facsimile des Uncial-Codex eines alten Evangelistarium aus dem 6. oder 7. Jahrh. in der Bibl. Barberina zu Rom Nr. 16. (bei *Scholz*, der, was Hrn. Dr. Fleck entgangen zu sein scheint, zuerst ihn berücksichtigt hat, Nr. 135. p. CIX.). Er theilt uns hier Joh. XIX, 15—17. in der Urform mit. Da ihm nicht gestattet war, den Vaticanus zu vergleichen, so würde er den Freunden der neutestamentlichen Kritik eine noch gröfsere Freude bereitet haben, wenn er mit diplomatischer Genauigkeit dieses, wie es scheint, ihm zugänglich gewesene Palimpsest auch verglichen hätte; das vorliegende Facsimile erweckt ein sehr gutes Vorurtheil für die Handschrift, deren Züge ganz der Zeit angemessen sind, in welche sie gesetzt wird, und die ungeachtet der nach Scholz ungefähr im 12. Jahrh. neu aufgetragenen Schrift doch ziemlich leserlich zu sein scheint. Hr. Dr. Fleck hat nur jenes Facsimile gegeben, ohne irgend etwas über die Handschrift zu sagen.

Ein besonderes Interesse hat aber Rec. an den Bemühungen des Hrn. Dr. Fleck genommen, das theologische Publikum mit einer verwandten, noch ältern Uncial-Handschrift des N. T., dem *Codex Ephraemi rescriptus* in der Königl. Bibliothek zu Paris, noch mehr, als es bisher in paläographischer Hinsicht durch *Montfaucon*, in kritischer besonders durch *Wetstein*, in doppelter Beziehung durch *Scholz* geschehen war, bekannt zu machen. Die Anecdota enthalten freilich nichts weiter, als 2 Facsimile's auf Tab. 1., nämlich Luc. XX, 12. 13. (aus Fol. 57. der Handschrift) und einige Randbemerkungen in kleiner Uncialschrift zu Luc. I, (nicht, wie angegeben ist, II,) 23. 24. Dem Verlangen, etwas Näheres über seine Ausbeute zu erfahren, hat aber Hr. Dr. Fl. entsprochen, durch eine in den Studien und Kritiken Jahrg. 1841. 1. H. S. 126—152 enthaltene Abhandlung: „*Ueber die Handschrift des N. T., gewöhnlich Cod. Ephraemi rescriptus genannt*, in der Königl. Bibliothek zu Paris mit allgemeineren Bemerkungen über biblische Kritik und biblisch-kritische Reisen in unserm Zeitalter". Er hat nach der *Knapp*schen dritten Ausgabe folgende Stellen des N. T. verglichen: Fol. 1. (der Handschrift) Luc. VI, 45 — VII, 9. Fol. 2: Marc. XIV, 72 — XV, 2. Fol. 5: Luc. II, 45 — III, 21. Fol. 79 Marc. IX, 33 — X, 19. Fol. 80: Luc. I, 2 — 36. Fol 82: 2 Pet. I, 2 — II, 10. Fol. 76: Marc. X, 19 — 49 Fol. 75: Marc. XIV, 18 — 54. Fol. 57: Luc. XIX, 4 — XX, 27. Fol. 198: 2 Tim. II, 24 — IV, 17. Fol. 65 Matth. X, 6 — 41. Fol. 67: Actt. I, 2 — II, 8. Fol (? nicht angegeben) Apoc. XIV, 14 — XVI, 13. Fol 208: Jo. IV, 35 — V, 16. — bei welcher Zusammenstellung nicht begreiflich ist, warum, wenn die Folge der Blätter in der Handschrift nicht beibehalten werden sollte, nicht sachgemäfs geordnet worden ist. — Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir diese Anzeige mit einigen Mittheilungen aus dem Bericht schliefsen. — Die Farbe der Buchstaben der berühmten Handschrift ist nach der Beschreibung des Hrn. Dr. Fleck hellbraun und hat durch das Alter sehr gelitten, so dafs nicht wenig Stellen gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen lesbar sind, wie schon *Wetstein*, der bekanntlich die ganze Handschrift, und das zweite Mal mit der gröfsten Sorgfalt verglich, geklagt hat. Durch die aufserordentliche Güte des eben so gelehrten als liberalen Bibliothekars und Conservators der Handschriften, Hrn. Prof. *Hase*, dessen ungemeine Zuvorkommenheit auch der Unterzeichnete zu rühmen hat — wurde es dem Hrn. Dr. Fl. während seines Aufenthalts in Paris verstattet, die chemische *Giobert*sche Tinktur, welche *A. Peyron* in Turin auf ähnliche Ueberreste des Alterthums mit Erfolg angewandt hat, auch bei dieser kostbaren Handschrift zu gebrauchen. Ein Hr. *Simonin* wurde mit dieser künstlichen Auffrischung von Amts wegen beauftragt, und so etwa die Hälfte der Handschrift restaurirt. Die hellbraune Farbe der Buchstaben wurde in Folge jener Tinktur grün, und es trat Manches an das Tageslicht, was bis dahin auch dem scharfsichtigsten Auge entgangen war. Doch wurde nicht Alles lesbar, Einiges sogar verdorben; denn die obere dunkelschwarze Schrift wurde durch das Reagens an manchen Blättern mit angegriffen, zerflofs und verhinderte durch ihre Verbreitung über die Oberfläche das Lesen der zweiten, darunter liegenden Schrift, was allerdings sehr zu beklagen ist. Es ist dringend zu wünschen, dafs bei Handschriften von solcher Bedeutung vor der Anwendung ähnlicher, die Substanz bedrohender, Mittel erst mit gröfster Genauigkeit copirt

werde, was mit bloſsen oder mit bewaffneten Augen gelesen werden kann.

Was nun den Bericht des Hrn. Dr. Fleck über die Lesarten der Handschrift betrifft, so hat ihn Rec. mit dankbarer Freude aufgenommen, obwohl ihm beim Lesen desselben so manche Fragen aufgestiegen und unbeantwortet geblieben sind, namentlich hinsichtlich der Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben, welche die kritische Zuversicht bedingen. Hr. Dr. Fleck hat offenbar *alle* Abweichungen von dem der Vergleichung zum Grunde gelegten Knappschen Texte, also auch diejenigen bemerken wollen, welche sich schon bei Wetstein und nach diesem am vollständigsten bei Scholz finden; denn sehr oft gibt er diese an und bemerkt sogar nicht selten die geringfügigsten, in allen, auch den besten, alten Handschriften vorkommenden, meist durch die Aussprache veranlaſsten orthographischen Anomalien z. B. Luc. II, 4. εξητειται für ἐξητεῖτε, III, 5. λιας für λείος V. 14. κε ημις für καὶ ἡμεῖς und ebendaselbst διασισητε für διασείσητε u. v. a. — Dennoch hat er oft genug Varianten nicht bemerkt, die schon seine Vorgänger angegeben haben. Zum Beleg wählen wir nur Joh. IV f. Der zweimalige Ausfall des καὶ Joh. IV, 36. (in der ersten und dritten Stelle) ist bemerkt, dagegen nicht der des Artikels ὁ vor ἀληθινός, nicht die Lesart ἃ für ὅσα V. 39., nicht der Ausfall des ὁ Χριστὸς V. 42., nicht die Form ἐχθὲς für χθές, V. 52., nicht der Artikel ἡ vor ἑορτὴ Kap. V, 1., nicht καὶ οὐκ für οὐκ V. 10., nicht die Lesart εἶπε für ἀνήγγειλε V. 15. — Es läſst sich nicht annehmen, daſs Wetstein, der diese Varianten mit Bestimmtheit bemerkt hat, sich geirrt habe, aber da Hr. Dr. Fleck sonst auch die schon von Wetstein angegebenen Varianten auzuführen pflegt, müſste man, wenn nicht die zuverläſsliche Genauigkeit Wetstein's bekannt wäre, schlieſsen, daſs da, wo von Fleck keine Abweichung bemerkt ist, der Text der Handschrift dem von ihm zum Grunde gelegten Knappschen in aller Hinsicht, bis auf jeden einzelnen Buchstaben, gleich laute. Eine ganz genaue Angabe, *was* und *wie* es in der Handschrift gelesen werde, war bei der eigenthümlichen Beschaffenheit derselben und der in ihr gegründeten, von Hrn. Dr. Fleck selbst (S. 136) anerkannten Unsicherheit des Schlusses von der Abwesenheit von Varianten im kritischen Apparat auf die Uebereinstimmung mit dem textus receptus doppelt nothwendig.

Dazu kommt, daſs sich unter den von Hrn. Dr. Fleck mitgetheilten Varianten einige finden, welche von denen abweichen, die Wetstein an derselben Stelle bemerkt hat. Marc. X, 49. φωνηθατε (bei Wetst. φωνησατε) ist wohl nur Schreibfehler, eben so 2 Pet. II, 14.: „τηρουμένους wie die recepta" wo es wahrscheinlich heiſsen soll, wie es von *Knapp* u. A. recipirt worden ist; denn die recepta ist bekanntlich τετηρημένους. — So auch soll 2 Tim. IV, 13. für τὸν φελόνην, welches lect. rec. ist, wahrscheinlich τὸν φελώνην stehen; Hr. Dr. Fleck sagt aber (S. 137) „τὸν φελόνην für τὸν φελώνην." In diesen Beispielen erkennen wir bloſse Versehen. — Aber 2 Tim. III, 2. soll der Codex haben αρχιστον, Wetstein dagegen hat αχρηστοι gelesen; jedenfalls sollte man αχριστοι erwarten. Weder über diese noch über andere Differenzen der Wetsteinschen Collation ist von Hrn. Dr. Fleck etwas bemerkt worden. Für ἐν ἐπιθυμίᾳ soll der Codex 2 Pet. II, 10. ἐπιθυμίαις haben und es wird dazu (S. 133) bemerkt: „Diese Lesart steht einzig da." Gewiſs, wenn auch ἐν fehlte; aber Wetstein hat dieses ἐν nicht vermiſst und die Lesart ἐν ἐπιθυμίαις findet sich auch sonst häufig genug an dieser Stelle. — Ap. Gesch. I, 8. hat der Cod. nach Hrn. Dr. Fleck εσεσθαι (= ἔσεσθε) μοι, dagegen nach Wetstein ἔσ. μου wie *ABD* u. a. — *Vor* τῆς διακονίας ταύτης V. 25. steht nach Wetstein τὸν τόπον von erster Hand für τὸν κλῆρον. Hr. Dr. Fleck dagegen bemerkt (S. 138): „Aus Irrthum wegen des bald folgenden τὸν τόπον sind diese zwei Worte auch schon früher *nach* den Worten διακονίας ταυτης, jedoch mit Minuskelschrift darüber gesetzt." Hier geht jedoch aus den beiderseitigen, wenn auch abweichenden, Angaben so viel als gewiſs hervor, daſs die Handschrift im Context τὸν κλῆρον τῆς διακ. τ. hat, daſs aber von erster Hand die Lesart τὸν τόπον mit kleinerer Schrift sich darüber vermerkt findet. Wenn ebendaselbst Hr. Dr. Fleck sagt, daſs statt ἐξ ἧς die Handschrift ἐφ' ἧς habe, so ist das wohl nur Schreibfehler für ἀφ' ἧς, was Wetstein gelesen hat, welche Lesart sich auch in *ABD* und anderwärts findet. Kap. II, 4. soll nach Hrn. Dr. Fleck im Codex stehen ἐδίδου αὐτὸ φθέγγεσθαι αὐτοῖς für ἐδίδου αὐτοῖς ἀποφθέγγεσθαι.

Beschreibung abyss. Münzen vom Grafen Castiglione in Mailand).

Berechnung der meteorologischen Beobachtungen von Dr. Mädler.

Fügt man noch hinzu, dafs der Verf. auch die meisten vor ihm erschienenen Werke über Abyssinien, von *Alvarez* an bis auf *Pearce* und *Gobat* mit Fleifs studirt, und eine äufserst scharfe, oft unbillige Kritik derselben in seinen Reisebericht verwebt, dafs er ferner einen Atlas von 10 Tafeln mit Karten, Plänen, Ansichten, Trachten und Inschriften, meist nach seinen Zeichnungen, dem Werke beigefügt hat, so wird man sich leicht einen Begriff von der Reichhaltigkeit desselben machen.

Zu Erlangung so schöner Resultate war der Verf. vor vielen andern befähigt. In glücklicher Unabhängigkeit hatte er schon i. J. 1817 angefangen, die Levante zu besuchen, und von da an bis z. J. 1834, also während 17 Jahre, durchreiste er mit verschiedenen Unterbrechungen, Aegypten, Nubien, Kordofan, (den Landstrich zwischen Wadi-Halfa und Dongola durchzog er viermal) die Halbinsel des Sinai, die Küsten des rothen Meeres, und machte zuletzt in den Jahren 1831—1833 die Reise durch Abyssinien, die er selbst als den Schlufs seiner orientalischen Wanderungen bezeichnet (I. p. 2). Er ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die zu solchen Zügen erforderlich sind. Mit einer grofsen Unverdrossenheit verbindet er einen ungemein praktischen Sinn. Er will nur das Mögliche, darum gelingt ihm das Schwerste. In keiner Lage verläfst ihn die Geistesgegenwart, und wo es gilt, mit Entschiedenheit einzuschreiten, da weifs er durch persönlichen Muth seinen eisernen Willen durchzusetzen. Endlich wird er — und dies ist eine Hauptsache beim Reisen — vom Glücke auf eine merkwürdige Weise begünstigt. Doch ist nicht zu läugnen, dafs alle diese trefflichen Eigenschaften in dem unliebenswürdigsten Gewande erscheinen. Eine durch das ganze Werk hindurchgehende widerwärtige Polemik gegen seine Vorgänger läfst es an vielen Stellen bedauern, dafs der Verf. sich nicht mit einem schlichten Reisebericht begnügt, dafs er es nicht Andern überlassen habe, den wohlbegründeten Ruhm seiner Entdeckungen und Beobachtungen in einem minder emphatischen Tone zu verkünden. Wer so viel Tüchtiges in allen Fächern geleistet, der hat es wahrlich nicht nöthig, die abweichenden Behauptungen Anderer als „grobe Irrthümer" und „lächerliche Uebertreibungen" darzustellen. Eine nähere Betrachtung des Werkes wird diese Art und Weise des Verfs. mit seinen eignen Worten, noch genauer darlegen. Sein früheres Werk: Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien 1829. enthielt eine Reihe von 33 werthvollen Abhandlungen über einzelne Gegenstände, aber keinen Reisebericht. „Obgleich es nach meiner fortwährenden festen Ueberzeugung für die Förderung der Wissenschaft viel besser ist, die Reisebemerkungen auf jene Weise systematisch zu ordnen und in dem Berichte alles blofs persönlich Interessante zu übergehen: so will ich mich doch diesmal in den Geschmack des gröfseren Publicums fügen, um es für die ihm so wenig zusagende Lectüre jener früheren Reisebeschreibung, welche so viele Abnehmer fand, gewissermafsen zu entschädigen" (I. p. XIII).

Wie wichtig die Mittheilung eines fortgesetzten Reiseberichtes sei, besonders in so wenig besuchten Ländern wie Abyssinien, bedarf keiner Erinnerung. Der Verf. hat bei seinem Bericht eine glückliche Mitte zu halten gewufst zwischen der Form seiner früheren speciellen Abhandlungen, und zwischen dem ganz formlosen Abdrucke so vieler englischen Reisejournale, die den Verlauf des ganzen Tages mit ermüdender Weitschweifigkeit enthalten. Er beschreibt die Reisetage mit genauer Angabe der Physiognomie der durchzogenen Gegend und der auf Land und Volk bezüglichen Vorkommnisse; den Aufenthalt in den Städten fafst er zu einigen allgemeinen Bemerkungen zusammen, die mit vieler Gründlichkeit die wichtigsten Momente des dort Erlebten und Beobachteten enthalten.

Bei der ungemeinen Reichhaltigkeit des Werkes kann es nicht unsre Absicht sein, hier auf das Einzelne einzugehen, ja nicht einmal, einen nur einigermafsen erschöpfenden Auszug aus den Bemerkungen des Verfs. zu geben, wir wollen nur versuchen, die für Wissenschaft und Reiseleben wichtigsten Punkte und die hauptsächlichsten Verdienste des Verfs. in dieser Beziehung hervorzuheben.

Sein Reiseweg ist in einer allgemeinen Uebersicht etwa folgender: er schiffte sich in *Suez* am 13. Juli 1831 ein und landete auf der Insel *Massàua* an der abyssinischen Küste am 17. Sept. Die Reise nach dem innern Abyssinien begann von *Arkiko* am 29.

April 1832. Der Aufenthalt in der Hauptstadt *Gondar* dauerte, die Exkursionen miteingerechnet vom 12. Oct. 1832. bis zum 18. Mai 1833. *Arkiko* ward am 29. Juni wieder erreicht, und am 4. Juli schiffte sich der Verf. mit all seinem Gepäck in *Massaua* ein, um nach Aegypten zurückzukehren. Der Aufenthalt in Abyssinien dauerte etwa 18 Monate, grade soviel Zeit als er dazu bestimmt hatte. Auch die Kosten der Reise scheinen sich ungefähr eben so gestellt zu haben, wie sie vorher berechnet wurden, und so sieht man, dafs er mit Umsicht, Beharrlichkeit und unermüdlicher Geduld den Reiseplan in der schönsten Uebereinstimmung mit seinen Kräften anlegt und ausführt, ohne durch bedeutende Krankheit oder andre Unfälle behindert zu werden. Ein beneidenswerthes Beispiel für jeden Reisenden!

Der erste Abschnitt des I. Theiles (I. p. 1—46) enthält eine kurze Uebersicht der ägyptischen Geschichte seit dem Anfange dieses Jahrh. und der verschiedenen vom Pascha ausgeführten Unternehmungen. Der Verf. nennt unter denen, die ihm authentische und specielle Nachrichten mittheilten, die Herren *Asis*, *Assalin*, *Facker* (nicht Farker, I. p. 5. Nota. Sein arabischer Name ist فاكر), *Messara*, *Rosetti* und den edlen *Abdin-Bey*. Alle waren entweder in bedeutenden Aemtern oder gehörten zur näheren Umgebung des Pascha. Daher verdienen diese Nachrichten in Hinsicht auf die Thatsachen volles Zutrauen; sie enthalten schätzbare Beiträge zu dem, was bereits von Hamilton, Walpole, Mengin, Burckhardt u. a. über das moderne Aegypten bekannt gemacht wurde. Indessen können sie nur als Materialien betrachtet werden, die nach strenger Sichtung zu einer dereinstigen Geschichte von Aegypten zu benutzen sind, da grade in diesem Aufsatze der richtige Blick des Verfs. durch allzugrofse Leidenschaftlichkeit gegen den Pascha getrübt wird. Dennoch mufs man auch hier seiner Weltklugheit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nachdem er 10 Jahre lang ungestört und vollkommen sicher in den Ländern des Pascha herumgereist, und die verschiedensten Urtheile über ihn gehört, vermied er doch immer, sich öffentlich über ihn zu äufsern. „Dieses Schweigen, welches Manchen befremdete, hatte seinen Grund in meiner seitherigen Ungewifsheit, ob ich nicht je wieder durch eine neue Reise nach Afrika in den Bereich eines direkten Einflusses dieses Satrapen gelangen könnte, für welchen Fall ich mich hüten mufste, mir durch ein unabhängiges Urtheil seine Mifsgunst zuzuziehen. Jetzt erst, da ich mich bestimmt darüber entschieden habe, bin ich im Stande, mit rücksichtsloser Freimüthigkeit mein Urtheil über diesen ausgezeichneten Mann auszusprechen" (I. p. 2). Dies geschieht nun freilich auf eine Art, die dem Verf. bei einer etwanigen neuen Reise keinen freundlichen Empfang bereiten würde, falls überhaupt der Pascha von diesem Urtheile Notiz nähme. Einem edleren Gemüthe hätte es angestanden, nach 10 Jahren einer gastlichen Aufnahme auch der vielfachen Verdienste des Pascha zu gedenken, und mit weniger Animosität die Schattenseiten seiner Regierung hervorzuheben.

Dasselbe gilt von dem 2. Abschnitte über Aegyptens administrative Zustände unter Mehemet Ali (I. p. 46—80), doch wollen wir hier am wenigsten mit dem Verf. rechten, da die Civilverwaltung in der That zu den schwärzesten Schattenseiten der ägyptischen Regierung gehört.

Die skizzenartigen Bemerkungen über Unterägypten (I. p. 82—103) verbreiten sich über einige neuen Anlagen in Alexandrien, über den Kanal von Fua, über die Fruchtbarkeit von Unterägypten, über die vortheilhaften Veränderungen in der nächsten Umgebung von Kairo, über die Eisenbahn von Kairo nach Suez, die für eine ganz nutzlose Geldverschwendung erklärt wird, endlich über die vom Pascha angelegten artesischen Brunnen im Thale *Gandali*, die aber bisher den Karavanen keinen sonderlichen Nutzen gewährten.

Der 4. Abschnitt umfafst die Excursion in das peträische Arabien (I. p. 103—132). Auch hier leistet der Verf. weit mehr als er verspricht. „Da ich bereits in meiner vor 9 Jahren erschienenen Reise durch's peträische Arabien viele genaue Notizen über dieses Land gegeben, so bleibt mir nichts anderes mitzutheilen übrig, als die trockne Beschreibung des Weges, auf welchem ich zu den vorzüglichsten Berghöhen gelangte" (I. p. 111). Statt dieser trocknen Beschreibung erhalten wir eine ganze Reihe von anziehenden Bemerkungen über die Korallenfelslager von Tor und deren Hebung durch neuere vulkanische Kräfte; über die eigenthümliche Theilung der Datteleraudte zwischen den Soelhe-Arabern und den Klosterbrüdern des *Sinai*, so wie über die Flora des Sinai. Am Ostfufse des Berges *Serbal* beobachtete er die 5 Zoll breiten Spu-

ren eines Leoparden, der sich wahrscheinlich von *Akaba* dorthin verlaufen, und nun seine reichliche Nahrung an den zahlreichen Steinböcken der Gegend fand. Capitain *Craffort* (Crawfurd?) von der englischen Kriegskorvette Amherst theilte ihm in Tor eine genaue Kopie einiger Aufnahmen des rothen Meeres mit, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, die Lage des von ihm 1826 aufgefundenen alten Hafens *Myoshormos* gegen *Reichard's* Vermuthungen in Schutz zu nehmen.

Von *Tor* ging er noch einmal nach *Kairo* zurück, und begann darauf von *Suez* die Reise nach Abyssinien. Die Auspicien konnten nicht ungünstiger sein. In Aegypten herrschte wegen des bevorstehenden Krieges mit *Abdallah-Pascha* von Akre und wegen einer unvollkommnen Nilüberfluthung die gröfste Unzufriedenheit. An der arabischen Küste des rothen Meeres war die Cholera mit solcher Heftigkeit ausgebrochen, dafs in einem Zeitraum von 14 Tagen (Mai 1831) in *Mekka*, *Medina* und der Umgegend an 50,000 Menschen gestorben sein sollten; indessen zeigte es sich gleich beim Beginn der Reise, wie eine verständige Berechnung der Umstände vom Glück auf alle Weise begünstigt wird. „Eine gewisse Ahnung hatte in mir den durch die Folgezeit bewährten Glauben festgestellt, dafs die in kurzer Zeit von Arabien heimkehrenden Pilger den Krankheitsstoff in Aegypten einführen und verbreiten würden, während dann in jenem Lande das Uebel vermuthlich ausgetobt haben würde. So war also nach meiner Ansicht nur ein rasches Vorwärtsschreiten nach *Djetta* *) das sichere Mittel, mich der Gefahr der Ansteckung zu entziehn" (I. p. 134). Der Erfolg rechtfertigte diese Ansicht vollkommen. Mit grofser Schnelligkeit wurde in Suez die Einschiffung des Gepäckes (über 40 grofse Kisten) bewerkstelligt, und am 13. Juli ging der Vf. unter Segel, zwei Tage darauf starben in Suez die beiden Zollbeamten an der Cholera, die durch ein Schiff von Djedda eingeschleppt wurde, und in den nächsten Tagen mehr als 100 Einwohner. Auch in der Wahl des Schiffes zeigte sic die Gunst des Glückes. Der Verf. hatte die Wal zwischen dreien; das seine brachte ihn wohlbehalte nach Djedda, das zweite verlor fast alle Matrosen un 18 Passagiere an der Cholera, das dritte, auf de beinahe das ganze Schiffsvolk starb, stiefs bei Jamb auf eine Klippe und ging unter (I. p. 137).

Auf dem Schiffe befanden sich zwei abyssinisch Priester. Der eine war als Kriegsgefangener von de Gallas kastrirt worden, und hatte sich in Folge davo dem geistlichen Stande gewidmet, wie dies in Abyss nien gebräuchlich ist. Der Verf. nennt ihn „eine ränkevollen und launenhaften Menschen, unverschäm im Bestürmen um Geschenke und absichtlich lügenha bei den Notizen, die er mir über sein Vaterland gab (I. p. 138). Doch bestätigten sich in der Folge die Nachrichten über die in Abyssinien herrschenden Bü gerkriege vollkommen.

Sehr wichtig sind die Bemerkungen über die Ko rallenbänke des rothen Meeres (I. p. 140). Von To bis zum Ras Mohammed an der Südspitze der Sina Halbinsel sind beide Meeresufer mit stets anwachse den Korallenbänken besetzt, die sich aber nirgen über die Fläche des Wassers erheben, weil hier di Thiere absterben. Dagegen zeigten sich südlich vo Ras Mohammed als Küstensaum am Fufse der lan einwärts gelegenen Granitberge, Korallenbänke vo 30—40 Fufs Höhe über dem Meere. Dieses Vorko men wurde an vielen nördlichen Hafenplätzen wahrg nommen. In den südlichen Gegenden, vom 26. Gra N. Br. an, haben diese horizontalen Bänke mit beinal senkrecht abfallendem Rande nur noch 12—15 F Meereshöhe. An der Küste von Abyssinien unter de 16. Grade N. Br. ragen die Koralleninseln etwa F. über dem Meere hervor (II. p. 314). „Ist d jetzige Zustand der Küste die Folge einer partiel gleichförmigen Hebung derselben, oder eine Verän rung in dem Abstand der Meeresfläche von dem M telpunkt der Erde, bedingt durch eine kleine Ver derung der Erdaxe?" (I. p. 142). Jetzt wo Niema mehr an der einstigen Hebung der Alpen und an d fortwährenden Hebung von Schweden zweifelt, w man wohl der ersten Ansicht beipflichten.

*) So schreibt der Verf. vielleicht nach einer verdorbenen Provinzialaussprache. Bei den arab. Geographen heifst die Stadt Djeda oder Djedda (جدّة, جده).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell.

(Fortsetzung.)

Salt bemerkte in der Amphila-Bai Korallenbänke von 24 F. Höhe über dem Wasserspiegel; er erklärte diese Erscheinung durch ein Zurückweichen des Meeres (Salt Voy. to Abyss. p. 169). „Die beiden Häfen *Scherum el Aad* und *Scherum el Moje* an der arab. Küste bestehen aus einem birnförmigen, tief eingreifenden Einschnitt in die Masse der so eben besprochenen wagrechten Corallenfelslager, welche den Küstensaum bilden. — Sollten diese Buchten nicht durch das Einfliefsen von Süfswasserbächen entstanden sein, die dem Bau der Polypen eine Schranke setzten, als diese die benachbarten, noch vom Meere bedeckten Felsbänke bildeten?" (I. p. 142).

Da die arabischen Schiffer alle Abend anlegen, so gehn die Fahrten auf dem rothen Meere äufserst langsam von Statten. Dies giebt dem Verf. Gelegenheit zu vielen guten Beobachtungen. Die bedeutendsten von ihm berührten Punkte sind *Mohila* und *Iahar*, von wo aus man das wenigstens 7000 fr. F. hohe Gebirge von *Abu Schaar* im innern Arabien erblickt, — der treffliche Hafen *Wuschk*, (El Wodjeh bei Berghaus) den der Verf. für das alte *Leuce Come* hält, und von wo aus, so lange Mehemet Ali dort Ruhe und Ordnung aufrecht erhält, sich leicht eine Excursion nach dem *Gebel Mactab*, 1½ Tage westlich (soll heifsen östlich), machen liefse, wo sich weitläufige Ruinen, vermuthlich die Reste des alten *Modiana* befinden (I. p. 149); — die flache mit Salzpflanzen bedeckte Sandinsel *Mareat*, worauf viele 1000 Seeschwalben und Möwen in genau abgesonderten Revieren nisten.

In *Scherum Iambo* wüthete die Cholera auf das heftigste; ein Verkehr mit der Stadt war unvermeidlich, da Frachtgüter abgegeben, Holz und Wasser eingenommen wurden; wirklich erkrankte ein den Vf. begleitender Europäer mit sehr bedenklichen Symptomen, und bei einem längeren Aufenthalte an dieser ungesunden Küste war das Schlimmste zu fürchten. „Aber das Glück war uns auch diesmal auf eine ganz ausgezeichnete Weise günstig. Das Wetter änderte sich sehr bald, und wir konnten Jambo schon am 28. Juli verlassen" (I. p. 156). Am 30. Juli erreichte man den Hafen von Djedda, auf dessen Rhede sich 17 grofse indische Schiffe und 40 arabische Fahrzeuge der gröfsten Art befanden.

Die Einwohnerzahl von *Djedda* hatte der Verf. früher auf 40,000 Menschen angegeben (Burckhardt auf 15,000), jetzt reduzirt er sie auf 22,000, indem er sehr richtig die Mekkapilger und die indischen Handelsleute in Abzug bringt (I. p. 159). Dann folgt eine Uebersicht der letzten politischen Ereignisse in Djedda, die so wie die ganze neuere Geschichte des Orientes in Meuchelmord, Verrath und Aufruhr bestehn. Mit grofser Sachkenntnifs wird der Handel von Djedda geschildert, der durch die Monopolisirung des Kaffeeverkaufs sehr gelitten hat. Seit Mehemet Ali's Verwaltung ist Ruhe und Sicherheit eingetreten. „In der Stadt ist in europäischer Weise Sicherheit des Eigenthumes, und man sieht daher nicht, wie dies in andern grofsen Städten des türkischen Reiches aus Furcht vor Plünderung bei Unruhen der Fall ist, die einzelnen Quartiere durch verschliefsbare, solide Thore von einander getrennt, und die Kramläden nicht in enge Strafsen oder die innern Hofräume versteckt" (I. p. 172).

Eine Excursion nach *Taifa* mufste aufgegeben werden, theils wegen der Schwierigkeiten, die der Gouverneur von Djedda, *Soliman - Effendi* und der Scherif von Mekka machten, theils weil die günstige Jahreszeit zu astronomischen Beobachtungen bereits verstrichen war. Ein türkischer Charakterzug verdient hier angeführt zu werden. Als die Reise nach Taifa unterblieb, liefs sich Soliman - Effendi bei dem Verf.

entschuldigen, dafs er sein Geschenk, bestehend in einem werthvollen, grofsen Teppich angenommen (I. p. 174).

Die Seereise von Djedda nach der Insel Massaua machte der Verf. in Gesellschaft des neuen ägyptischen Statthalters, *Omar Aga*, entging noch am Abend vor der Ankunft der grofsen Gefahr, mit dem Schiffe zu verbrennen, und fand in Massaua eine geräumige, feuerfeste Wohnung bei dem Gegenschreiber des Zollamtes *Hussein Effendi*, der ihn schon im J. 1826 beherbergt hatte.

Hier auf *Massaua*, einer kleinen flachen Insel hart an der abyss. Küste,*) wo der verdienstvolle deutsche Naturforscher *Hemprich* i. J. 1825 einen frühen Tod fand, verweilte der Verf. beinahe 8 Monate (Sept. 1831 bis April 1832), und beschäftigte sich mit dem Einsammeln von Naturalien; er machte Ausflüge nach dem Thale Modat und nach Adulis auf dem Festlande, so wie nach der grofsen Insel Dahalak; wegen mehrerer Fufswunden, die er sich beim Rückwege von Modat zugezogen, als er stundenlang in dunkler Nacht baarfufs über Dornzweige und spitziges Quarzgeschiebe einem entlaufenen Kameele nachging, mufste er in Massaua mehrere Wochen das Zimmer hüten; doch auch diese unfreiwillige Mufse geht nicht unbenutzt vorüber, sie wird zu Betrachtungen über die vielen Raubvögel in der Stadt angewendet, die ganz friedlich unter den Menschen leben (I. p. 236).

Nach dem Thale Modat sendete er mehrere seiner Jäger ab, die hier eine reiche Ausbeute an Thieren machten. Es finden sich daselbst Hyänen, Luxe, Leoparden, Füchse, wilde Schweine, Hasen, Gazellen, Elephanten (I. p. 227). Die Jäger erlegten in einem Umkreis von nur $1\frac{1}{2}$ Stunde innerhalb eines Monats 132 Arten von Vögeln, auf einem morgendlichen Spatziergange kann man über 70 Arten sehn.

Die Bewohner von Modat gehören zum Stamme der Habab, der in Verbindung mit einigen andern Stämmen von dem Verf. mit dem Namen „Ethiopier" bezeichnet wird. Die Diagnose von den typischen Formen dieses Volksstammes (I. p. 223, 224) möchte indessen schwerlich ausreichen, um ihn von andern Stämmen genau zu unterscheiden. Auch ist diese vage Benennung seit Ritter (Afrika I. 1822, p. 177) aus den meisten geographischen Systemen verbannt.

Die grofse Insel *Dahalak* wurde besucht, um einen Dugong zu erhalten, der von den dort lebenden unabhängigen *Danakil* mit dem Namen *Dauila* bezeichnet wird, „von dem arab. Dauil, lang, nämlich im Vergleich mit den gewöhnlichen Fischen" (I. p. 244). Diese Etymologie wird keinen Beifall finden: denn theils heifst *lang* im arab. *tauil* (طويل) theils ist wenige Zeilen vorher angeführt, dafs die Danakil unverkennbar abyss. Ursprungs sind und mit den Bewohnern von Tigré dieselbe Sprache haben. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es, einen ziemlich ausgewachsenen Dugong zu bekommen, von dem eine ausführliche anatomische und naturhistorische Beschreibung sich im Mus. Senkenberg. befindet Vol. I. p. 97 Frkft. 1833. „Die Danakil's" (statt Danakil, das schon der arab. Plural von Dankal ist) „bei den Arabern Tehmi oder Hetem genannt, leben, ohne irgend ein gesetzliches Band, in kleinen Familien, und haben kein politisches Oberhaupt. *Lobo* beging aus Verwechselung den Irrthum, die Beduinen der Küste, welche zu dem Stamme der Schoho und Saorta gehören, mit dem Namen derselben zu bezeichnen; und seitdem ward dieser Irrthum von allen Reisenden nachgeschrieben! Selbst Salt spricht von einem Reiche der Danakil's, und läfst es in grofsen Lettern auf seiner Karte von Abyssinien prangen, aus der dasselbe dann in Ritter's Werk und zum Theil auch in die Karte von Berghaus übergegangen ist" (I. p. 255). Und doch gründet sich diese Polemik des Verfs., der die Wohnplätze der Danakil nicht selbst besuchte, nur auf mündliche Nachrichten.

Den Ruinen von *Adulis*, jetzt Zula, konnte er nur einen sehr kurzen Besuch machen, da er seinen Wunsch, dieselben zu sehn, sorgfältig verbergend, auf einer Jagdparthie dorthin gelangte. Er fand nichts als eine Reihe von Schutthaufen, und in deren Mitte die Trümmer eines gröfseren Gebäudes, wahrscheinlich einer christlichen Kirche. Die bestimmten Versicherungen der Einwohner, dafs von Bildhauerarbeit und Inschriften nichts vorhanden sei, sind von sehr geringem Gewicht (I. p. 266). Salt hörte dieselben ebenfalls in Axum, und doch gelang es unserem Reisenden, daselbst 4 abyss. Inschriften zu entdecken. Er selbst spricht

*) Ansichten von Massaua in: Valentia Travels II. ad pag. 72. Salt Travels in Abyss. ad pag. 209.

die Hoffnung aus, dafs die berühmten adulitischen Inschriften in Zula wieder aufgefunden werden dürften.

In Massaua machte er die Bekanntschaft eines angesehenen Kaufmanns aus Gondar, Namens *Getana Meriam*, die ihm den gröfsten Nutzen brachte. Er wufste diesen reichen Handelsherrn auf eine sehr geschickte Art an sich zu fesseln, indem er ihm 600 Speciesthaler vorstreckte. „Ich liefs mir keine Bescheinigung über dieses Geld vom Empfänger ausstellen, indem ich wohl wufste, dafs er eben so gut mit wie ohne einen solchen mich, wenn er wolle, um dasselbe betrügen könne. Andererseits war, da ich bei den damaligen politischen Verhältnissen für mich allein durchaus nicht nach Abyss. vorzudringen vermochte, und meine Reisegefährten mit aller Gewifsheit annehmen konnten, dafs ich nicht ohne eine bedeutende baare Summe reisete, mein Geld in seinen Händen wenigstens eben so sicher, als in den meinigen. Zugleich entstand hierdurch für Getana Meriam die Nothwendigkeit, mich gegen willkührliche Erpressungen zu schützen, weil ich nöthigenfalls zu deren Befriedigung ihn selbst hätte anhalten müssen. Da ich nun aufserdem geflissentlich einigen Leuten, sowohl von Massaua als von der Karavane mitgetheilt hatte, dafs ich dem Getana Meriam sechshundert Thaler in Verwahrung gegeben habe, so war ich gewissermafsen auch versichert, dafs dieser Mann, aus Furcht vor den Andern als ein Schuldner von mir verrathen zu werden, mich nicht etwa heimlich aus der Welt schaffen würde, indem dann der ganze von mir entliehene Betrag gewifs von zehn und mehr verschiedenen Häuptlingen wäre in Anspruch genommen worden, und zum Vorwand gedient hätte, dem Getana Meriam nicht allein dieses Geld, sondern auch noch einen Theil seines eignen Vermögens wegzunehmen" (I. p. 279).

Aufser jenen 600 Thlrn. wurden noch 1800 Thlr. baares Silbergeld eingepackt, und um den Leib trug der Verf. einen Gürtel mit 1500 Thlr. in Venetianer Dukaten. Die astronomischen Instrumente sonderte er in 2 Theile, wovon einer in Massaua blieb; auch vergrub er heimlich in einem Winkel des Magazines 1000 Speciesthaler. Schon früher hatte er für den Fall einer Flucht nach Sennaar von Massaua aus 500 spanische Thaler in einer Baumwollenkiste an seinen Korrespondenten nach Djedda gesendet, die ihm durch den glücklichsten Zufall bei Empörung und Plünderung dort erhalten wurden (I. p. 275). Man mufs gestehn, dafs es nicht möglich ist, mit gröfserer Umsicht zu verfahren, und es ist erfreulich zu sehn, wie diese Reiseweisheit von dem vollständigsten Erfolge gekrönt wird.

Kurz vor der Abreise von *Massaua* entging der Verf. nur mit genauer Noth der Gefahr, von einem betrunkenen türkischen Soldaten ermordet zu werden. In *Arkiko* setzte sich die Karavane von 49 Kameelen, 40 Maulthieren und Eseln und mehr als 200 Menschen am 29. April 1832 in Bewegung. Drei Monate, vom 7. Juli bis zum 8. October verweilte der Verf. in *Entschetqab* im Hochlande *Simen* und erreichte *Gondar* am 12. October.

Die Art zu reisen ist in Abyssinien wesentlich verschieden von der in Aegypten, Arabien und andern levantischen Ländern. Die selbst in der schönen Jahreszeit häufigen Regengüsse machen in Abyss. eine sehr sorgfältige Verpackung aller Gegenstände nothwendig; die gewaltigen Alpenketten mit ihren unwegsamen Gebirgsteigen bedingen eine eigne Art der Ladung; wegen der wilden Thiere und der Räuber mufs alle Nacht Wache gehalten, reissende Bergströme müssen auf gefährlichen Fuhrten durchsetzt werden. Das Lästigste aber sind die unaufhörlichen Plackereien wegen der Zollabgaben. Fast jedes Dorf nimmt das Recht in Anspruch, von den Handelskaravanen einen Durchgangzoll zu erheben; beinahe auf jeder Tagereise wird der Zug angehalten (oft mit Gewalt am Weiterziehen gehindert) und man zankt stundenlang, um die unmäfsigen Forderungen der Zollbeamten herabzubringen. Einen andern Reisenden, dem es meist um schnelles Fortkommen zu thun ist, würden diese täglichen Hemmnisse zur Verzweiflung bringen, wie sie denn wirklich den Hrn. *v. Katte* veranlafsten, auf einen ungestümen Verfolger sein Pistol abzudrücken (S. dessen Reise in Abyss. p. 66); unsern naturhistorischen Sammler berühren sie nur wenig: denn er findet überall eine angemessene Beschäftigung seiner Thätigkeit. Sobald die Zollunterhandlungen sich in die Länge ziehn, werden die Maulthiere abgepackt, und die Jäger nach allen Seiten auf Beute ausgesendet. Sind endlich die Fordernden durch langes Streiten mürbe gemacht, und sehn sie an den vortrefflichen Doppelflinten der Fremdlinge, dafs mit Gewalt nichts auszurichten sei, so befriedigt man sie mit einer Kleinigkeit, gewöhnlich mit weniger als dem 20sten Theile ihrer Forderung (II.

p. 265. 266), und zieht weiter, um im nächsten Dorfe dieselben Auftritte zu erleben.

Unter dem Gepäcke befand sich eine Bronzeglocke von 145 Pfund Gewicht, die der Verf. für den mächtigen Häuptling *Djeax Ubi* bestimmt hatte. Diese machte auf der Reise unendliche Schwierigkeit, da sie für eine halbe Ladung zu schwer war, als ganze Ladung aber auf dem Rücken des Thiers einen sehr schwankenden Platz einnahm. Man muſs die Beharrlichkeit bewundern, womit der Verf. dieselbe viele Tagereisen weit, trotz allem Widerstreben der Treiber, mitschleppte. Am Fuſse der Hochgebirge von Simen muſste sie endlich in *Ataba* zurückbleiben, nachdem ein schriftlicher Akt über diese Deposition vor mehreren Zeugen von dem Geistlichen war aufgesetzt worden (I. p. 393).

Bei einem längeren Aufenthalt in einem gröſseren Orte setzt der Verf. den Statthalter alsbald von dem Zwecke seiner Reise auf das bündigste in Kenntniſs, und niemals wird ihm der erbetene Schutz versagt. So in Entschetqab. „Am folgenden Morgen machte ich dem Gouverneur einen Besuch, um ihm zu erklären, daſs ich die Regenzeit über in Simen zu bleiben beabsichtige, um wo möglich von allen in der Umgegend wild vorkommenden Thieren einige Exemplare einzusammeln, da sich in meinem Vaterlande ein Palast befände, in welchem von allen Geschöpfen der ganzen Erde je ein Paar ausgestopft aufbewahrt würde, um so eine Art von Arche Noah's darzustellen. Dieser Grund meiner Herreise schien allen Anwesenden genügend vorzukommen" (I. p. 427). Dagegen vermied der Vf. überall, auf religiöse Gegenstände einzugehen: „ob Jesus Christus gleich bei der Geburt göttlicher Natur gewesen sei oder eine doppelte Natur gehabt habe, und ob die Taufe durch den H. Johannes einen Einfluſs hierauf gehabt habe"? eine für die Abyssinier sehr wichtige Streitfrage.

In den unwirthbaren Gebirgspässen ist ein Stürzen der Lastthiere unvermeidlich, und dann entsteht wegen der unterzubringenden Ladung die gröſste Verlegenheit. „Um meine Erzählung nicht durch Jeremiaden über das Miſsgeschick, das ich in Betreff meiner Maulthiere auszustehn hatte, zu unterbrechen, will ich hier bemerken, daſs ich zwei derselben schon früher (vor Takeragiro) verloren hatte und später noch zwei andre wegen Entkräftung zurücklassen muſste, somit also auf dem Wege zwischen Halai und Simen von acht Lastthieren fünf einbüſste" (I. p. 393 Nota). In den schlimmsten Fällen beschwert sich der Vf. selbst mit einem Theile des Gepäcks, und opfert mit stoischem Gleichmuthe seine persönliche Bequemlichkeit den wissenschaftlichen Zwecken der Reise. In *Halai* fehlte es an Lastthieren; es wurden daher Träger gemiethet und der Vf. ging mit seinen Leuten zu Fuſse; „da schon am 2. Tage einer der Träger mit dem voraus empfangenen Lohne, trotz seines Schwures auf die Bibel und bei allen Heiligen durchging, so war ich sogar genöthigt, auſser meinen Waffen noch meine beiden Reisebarometer auf den Rücken zu nehmen, und also, das um den Leib geschnallte Gold hinzugerechnet, mich mit einem ziemlichen Gewichte fortzuschleppen" (I. p. 318).

Ueber die Gestaltung der von dem Vf. durchzogenen Landstrecke — von *Arkiko* bis zur Brücke von *Deldei* mögen etwa 80 deutsche Meilen sein (15 auf 1 Breitengrad) — läſst sich nach der genauen Terrainbeschreibung ein weit deutlicheres Bild entwerfen, als dies bisher möglich war. Bei der Karte (Tafel 2 des Atlas) bleibt es nur zu bedauern, daſs die Terrainzeichnung darauf unter aller Kritik ausgefallen ist. Indem wir die Gestaltung dieses Landstriches hier in Kurzem darlegen, dürfen wir die von Meisterhand ausgeführte allgemeine Beschreibung von Abyssinien *) als bekannt voraussetzen.

Von *Arkiko* an der Meeresküste erhebt sich das Gebirge gleich zu einer bedeutenden Höhe. Die Berge von *Halai*, etwa 7—8 Meilen landeinwärts, erreichen fast 9000 F. Dann folgt ein breites Plateau von 6 bis 7000 F. Höhe. Die Fluſsbetten sind steil eingeschnitten, und werden von Gewitterregen oft so sehr überfüllt, daſs man Tage lang am Ufer harren muſs. Brücken giebt es sehr wenige, daher müssen die meisten Flüsse durchwatet werden. Der Takazze bei *Ber Agow*, wo die Ufer an 400 F. steil abfallen, hatte im Juni 80 F. Breite und 3 F. Tiefe, er kann aber bis auf 13 F. anschwellen (I. p. 377).

*) Ritter, Erdkunde. Afrika, 1822. p. 167—249.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell.

(Fortsetzung.)

Die Höhe des Strombettes über dem Meere wurde hier barometrisch auf 2812 fr. F. und etwa 11 bis 12 Meilen stromabwärts bei *Haita* im Bezirk *Mamé* auf 2603 F. bestimmt. Sehr mit Unrecht macht der Vf. es zu einem Vorwurfe für *Rennell* und *A. v. Humboldt*, dafs sie die Höhe der Sennaarterrasse hypothetisch zu 4000 F. angenommen, die nach seiner Schätzung höchstens 2350 F. absolute Höhe hat (I. p. 380. 381): denn in der Zeit, als jene Ansichten aufgestellt wurden, kannte man weder das geringe Gefälle des Bahr-el-asrek in seinem Mittellaufe, noch irgend einen barometrisch bestimmten Punkt seiner Zuflüsse. Nach *Ruſsegger* hat *Obeid*, die Hauptstadt von Kordofan, ungefähr in gleicher Breite mit Sennaar, nur 1160 fr. F. Meereshöhe; *Kartum*, etwa 2 Breitengrade stromabwärts von Sennaar, 1060 F. und *Dabbe* (Edabbe bei Berghaus) wo der Nil in seine konstante nördliche Richtung eintritt, 800 F. (II. p. IX).

Von den Ufern des Takazze erhebt sich das Gebirge von neuem, und erreicht in der Provinz *Simen* seine gröſste Höhe in den Spitzen des *Abba-Jaret*, 14077 fr. F. (nur etwa 600 F. niedriger als der Montblanc) und des *Buahat*, 13477 F. Der Buahat-Paſs hat eine Höhe von 13077 F., steht also den höchsten Gebirgspässen der Cordilleren und des Himalaya nur um etwa 1000 bis 1500 F. nach. Am *Selki*-Passe hatte die Karavane am 2. Juli einen starken Schneefall, zwei Maulthiere und drei Esel starben vor Entkräftung; in der Nacht vom 5. bis zum 6. Juli am Buahat-Passe fror alles Gewässer mehr als zolldick, und die schlecht gekleideten Abyssinier wärmten sich am Morgen an den von der Sonne beschienenen Felswänden (I. p. 412). Der westlicher gelegene *Lamalmon*-Paſs hat eine Höhe von 8259 fr. F. Einen der tiefsten Einschnitte des Hochlandes bildet das Strombett des *Bellegas*, eines Zuflusses des Takazze. Von *Entschetqab* (9713 F.) bis zum Bellegas steigt man auf der Entfernung von kaum einer Meile mehr als 3500 F. abwärts, auf dem andern Ufer erhebt sich das Hochland *Woggera* eben so schnell um 2000 F. und zieht in sehr gleichförmiger Höhe von 8000 F. gegen 9 Meilen von NO. nach SW. Nördlich von den Quellen des Bellegas und vom *Schoadathale* liegt ein furchtbar steiler Gebirgskamm, der den Lamalmon und Buahat verbindet. An manchen Stellen ist er beinahe 4000 F. tief und gewährt eine imposante Fernsicht nach N. und O. über die Landschaften von *Schiré* und *Tigré* (II. p. 244). Er bildet hier die Wasserscheide zwischen den nördlichen und südlichen Zuflüssen des Takazze, dessen Wassernetz mit dem Bahr-el-Asrek eine auffallende Aehnlichkeit hat, indem beide fast in einer Spirale, nur in entgegengesetzter Richtung, von ihren Quellen bis zum Mittellaufe sich herumwinden. Der Centralpunkt liegt beim Wassernetz des Takazze in den Quellen des Bellegas bei den gewaltigen Kegelbergen des Abba-Jaret und Buahat, beim Bahr-el-Asrek in den Gebirgen von Agow, deren Höhe noch nicht ermittelt ist.

Von dem Hochlande *Woggera* (8000 F.), steigt man nahe vor *Gondar* (6900 F.), etwa um 1100 F. herab, und ungefähr eben so tief liegt wiederum der *Zana-See* (5700 F.) unter Gondar. Nördlich von dieser Hauptstadt ist die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Zana-See's und des Takazze in der bedeutenden Höhe von 8200 F. Von hier senkt sich nach Norden die Niederung der *Kulla*, das ungesunde, elephantenreiche Vorland des Plateau's von Woggera, bis auf 4200 F. hinab, und verliert sich in den noch tiefer gelegenen Sumpfebnen von *Waldubba*. Viele dieser Höhenangaben beruhen nur auf Schätzung, aber sie werden überall durch barom. Messungen unterstützt, und verdienen bei der groſsen Erfahrung des Verfs. ein volles Vertrauen.

Der südlichste von ihm erreichte Punkt ist die

Brücke über den *Abai* (Bahr-el-Asrek, Nil) bei *Deldei*, deren Höhe über dem Meere sich nicht bestimmen läfst: denn der Verf. schätzt zwar das Herabsteigen von *Dembasa* nach Deldei auf 1000 F. (II. p. 212), er giebt aber keine Schätzung des Aufsteigens von *Kiratza* bis Dembasa, wodurch man das Gefälle des Abai von Deldei bis zum Zana-See annähernd ermitteln könnte. Doch kann dies nicht unbedeutend sein, da der Abai hier ganz den Charakter eines wilden Alpenwassers hat. „In einer mehr als 60 F. tiefen, engen Felsschlucht, deren senkrecht abstürzende Seitenwände an mehrern Stellen kaum zwei Klafter weit von einander entfernt sind, rauscht der hier nordöstlich fliefsende Nil mit einer ununterbrochenen Reihe von schäumenden Kaskaden dahin. Während der Regenzeit ist nicht allein dieser ganze Felsspalt mit Wasser ausgefüllt, sondern der Strom überfluthet dann auch eine beträchtliche Strecke des südlichen Ufers, welche mit stark abgeschwemmten (?) vulkanischen Geröllen von kolossaler Gröfse bedeckt ist. Die Brücke besteht aus acht Bogen, welche alle untereinander von ungleicher Gröfse sind, und von denen der nördlichste über die Felsenschlucht selbst gesprengte, und somit allein permanent vom Strome durchflossene, bei weitem der gröfste von allen ist. Die Länge der Brücke beträgt neunzig Schritt und ihre Breite fünfzehn Fufs" (I. p. 212).

In der Hauptstadt *Gondar*, über welche wir hier seit *Bruce* die ersten zuverläfsigen Nachrichten erhalten, verweilte der Verf. über 8 Monate, und machte während dieser Zeit Exkursionen nach Deraske, in die Kulla und zur Brücke von Deldei. Die Gunst des Schattenkaisers und der Schutz der Behörden erwarb er sich durch sehr ansehnliche, mit grofser Ueberlegung vertheilte Geschenke (II. p. 88). Vom Kaiser wurde er zu Mittag eingeladen, doch machte dieses Mahl nur den Eindruck einer „pauvre honnêteté" (II. p. 127). Bei dem anarchischen Zustande des Landes war jener zugesagte Schutz so schwach, dafs nur Selbsthülfe einige Sicherheit gewähren konnte. Ein Bote, den der Verf. nach *Adowa* schickte, wurde überfallen und ausgeplündert; in den Strafsen der Hauptstadt ward einer seiner Diener beraubt und niedergehauen, worauf der Vf. mit seinen beiden wohlbewaffneten Negern einen Trupp von 30 Soldaten und 2000 Marktleute in die Flucht jagte (II. p. 236). Auch vor wilden Thieren war man des Nachts nicht sicher. Ein Leopard drang bis in des Vfs. Schlafzimmer; ein andermal sprangen 3 Leoparden in den Hofraum, von denen einer durch einen glücklichen Schufs erlegt wurde (II. p. 140).

Während des langen Aufenthaltes in Abyssinien hatte der Vf. hinlängliche Gelegenheit, den Charakter des Volkes zu studiren. Das davon entworfene Bild ist wahrhaft erschreckend, doch erscheint es viel zu sehr in's Schwarze gemalt, wenn man es mit dem vom Vf. wirklich Erlebten zusammenhält. Die Hauptzüge des abyss. Charakters sind: „Indolenz, Trunkenheit, Leichtsinn, ein hoher Grad von Ausschweifung, Treulosigkeit, Hang zum Diebstahl, Aberglaube, dummstolze Selbstsucht, grofse Gewandtheit im Verstellen, Undankbarkeit, Unverschämtheit im Fordern von Geschenken und eine des sprichwörtlichen Gebrauchs würdige Lügenhaftigkeit" (II. p. 47). Man würde in Verlegenheit sein, wenn man diesem Sündenregister noch irgend eine schlechte Eigenschaft hinzufügen sollte. Ihre Tugenden bestehn in „einem leutseligen, ungezwungenen Betragen, weshalb eine oberflächliche Beurtheilung gewöhnlich zu ihren Gunsten ausfällt. Sie sind äufserst gesellig, werden schnell bekannt, nennen sich Bruder und Schwester, und erzeigen sich gern kleine Dienste" (II. p. 47, 48). Viele Abyssinier, mit denen der Vf. in Berührung kommt, erscheinen in einem gar nicht ungünstigen Lichte. Der Kaufmann Getana Merlam erweist sich auf der ganzen Reise von Arkiko bis nach Entochetqab dienstfertig und hülfreich, er schliefst die Kontrakte ab, und zankt sich mit den Zöllnern. Als der Gouverneur von Simen die Weiterreise von *Entschetqab* verweigert, wird ein Bote an Getana Meriam nach Gondar gesendet, und dieser kommt 5 Tagereisen weit zu des Vfs. gröfster Ueberraschung und Freude mit 6 wohlbewaffneten Bedienten und der nöthigen Zahl Lastträger, um ihn abzuholen (II. p. 62).

Mit der Aufnahme in Simen erklärt sich der Vf. selbst vollkommen zufrieden, man läfst ihn dort allen seinen Zwecken ungestört nachgehn, belästigt ihn nicht mit religiösen Kontroversen, und nimmt keinen Anstofs daran, dafs er die Fasten nicht hält. In Bada, in Kiratza, in Ambaras wird er gastfrei und freundlich aufgenommen. *Lik Atkum*, ein angesehener Gondarese, nahm seinen kranken Jäger zu sich in's Haus, erbot sich, dem Vf. Geld zu leihen, und verschaffte ihm mit der gröfsten Bereitwilligkeit eine Menge werthvoller

Mnapte. „Lik Atkum war durch rechtliche Gesinnung, ächt freundschaftliches Wohlwollen und aufrichtige, von aller Schwärmerei und Einseitigkeit freie Religiosität, in hohem Grade ausgezeichnet. Ich meinerseits darf mir schmeicheln, durch mein Verhalten gegen ihn in Betreff der Europäer einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; und es ist sehr zu wünschen, dafs dieser wackere Mann nicht durch das Betragen späterer Reisende in seiner Meinung von uns irre gemacht werde" (II. p. 239). In einer Anmerkung wird zu verstehen gegeben, dafs dies wohl durch die beiden Franzosen, Combes und Tamisier geschehen sein könne.

Getana Meriam zahlte in Gondar ¾ des geliehenen Geldes zurück, worin der Vf. eine rühmenswerthe Ehrlichkeit erkennt, da er durchaus kein Mittel hatte, die Zahlung zu erzwingen (II. p. 235). Der Rest sollte ihm geschenkt werden, wenn er den Vf. sicher bis Adowa geleitete, er brachte ihn aber nur bis Adarga, und kehrte von da nach Gondar zurück.

Der mächtige Häuptling Djeaz Ubi wird als tapfer, grofsmüthig, freigebig und gerecht geschildert (II. p. 252). Er nimmt sich des Vfs. auf das thätigste an, so weit dies mitten in dem verderblichsten Bürgerkriege in seiner Macht steht; er schickt sogar einen eignen Boten von Adowa an den Zollpächter von Islam Bed, einer Vorstadt von Gondar, um ihm völlige Zollfreiheit zu sichern (II. p. 78). Es wäre höchst ungerecht, wollte man alles dies als Ausnahmen von der Regel betrachten.

Auf der andern Seite werden auch mehrere schlechte Züge berichtet, die gröfstentheils in kleinen Diebstählen und Prellereien der Führer und Soldaten bestehn. Ein Thermometer, ein ledernes Hundehalsband, ein Stück Blei von 10 Pfund werden aus dem Zelte entwendet, Fischer und Lastträger entweichen mit dem vorher empfangenen Lohne, ein boshafter Elephantenjäger drückt auf den Neger Abdallah seine Luntenflinte ab, u. s. w. Läfst sich etwas anderes von den niederen Ständen eines Landes erwarten, das seit 60 Jahren von Bürgerkriegen zerrissen, aller Willkühr einer zügellosen Miliz ausgesetzt, sich in einem Zustande politischer Auflösung befindet?

Wenn unser Reisender nur zu geneigt ist, von der Höhe europäischer Bildung auf die armen verwahrlosten Abyssinier vornehm herabzublicken, und über ihren moralischen Charakter, ihre zerfallenden religiösen und Staatseinrichtungen mit unerbittlicher Strenge abzusprechen, so sollte er auch in Betracht ziehn, welche hohe Stufe der Kultur sie im Vergleich mit allen benachbarten Völkern einnehmen. Sie haben eine Geschichte und Litteratur; ihre geschriebenen Gesetzbücher, wenn gleich zum Theil veraltet und verachtet, bewahren sie vor der gänzlichen Barbarei der umwohnenden Horden. Sie haben eine einheimische Baukunst und Malerei. Wie viel edler ist bei ihnen die Stellung des weiblichen Geschlechtes, als dies in den Ländern des Islam je der Fall sein kann. Mit Recht bemerkt der Vf., dafs eine Regeneration des Volkes sich leichter durch zweckmäfsigen Unterricht in der vaterländischen Geschichte, als durch die mifslungenen Versuche der Missionare herbeiführen lasse (II. p. 105). Am meisten wäre aber wohl zu wünschen, dafs das abyss. Christenthum von innen heraus zu neuer Macht erstarke, und den unverwüstlichen Keim der Sittigung und Liebe, unabhängig von äufsern Einflüssen, zu eigenthümlichen Formen entwickle. Dann würde auch der politische Zustand sich heben, der jetzt ohne Hoffnung darniederliegt. *Salt* vergleicht ihn i. J. 1809 mit dem Zustande Englands vor Alfred (Voy. p. 485), seitdem hat er sich aber um vieles verschlimmert.

In 55 Jahren (1778 bis 1833) haben 14 verschiedene Fürsten 22 Mal den Kaiserthron von Gondar eingenommen (I. p. 271 Note.) Fast in jeder Provinz herrscht ein Häuptling so lange mit unumschränkter Gewalt, bis er mit einem Nachbar in Streit geräth, worauf einer von beiden verjagt wird. Um den Kaiser in Gondar kümmert sich Niemand. Die Alpennatur von Abyss. bietet zu solchen Fehden den besten Schauplatz. Nach einer verlornen Schlacht zieht der Besiegte sich in eine unzugängliche Bergfeste zurück, und wartet die Gelegenheit ab, um von neuem hervorzubrechen.

Da kann es nicht fehlen, dafs die Nachbarn von allen Seiten auf das geschwächte Kaiserreich eindringen. Die Gallas-Stämme im S. und W. haben seit Bruce's Zeit (1770) eine Provinz nach der andern verwüstet. Die Schangalla machen die nördlichen Gegenden, durch welche der Weg von Gondar über Ras-el-fil nach Sennaar geht, völlig unzugänglich. Der Verkehr zwischen Adowa und den nächsten nordwestlichen Distrikten ist gänzlich unterbrochen, dafs die in Adowa ansässigen Handelsleute dem Vf. fast gar keine Nachrichten darüber geben konnten (II. p. 298). Die Quellen des blauen Nil, über die wir von Bruce die erste

und einzige Kunde haben, konnte unser Reisender nicht erreichen, weil die Gegend zu unsicher war; eben so mufste er den Besuch des von Alvarez und Pearce nur ungenügend beschriebenen Klosters *Lalibela* aufgeben, weil Niemand es wagen wollte, ihm dahin als Geleitsmann zu dienen (II. p. 196). Die Bevölkerung hat sich in den letzten Zeiten sehr vermindert. Sie beträt nach des Vfs. Schätzung (die freilich bei dem Mangel aller Zählungen nur sehr unsicher sein kann) auf einem Flächenraume von 12500 geogr. Quadratstunden oder 3125 Quadratmeilen nur 1½ Million Einw. Dänemark mit 2847 Q. M. hat etwa 2 Millionen, die deutschen Bundesstaaten Preufsens mit 3337 Q. M. haben mehr als 8 Millionen Einw.

Bei allen Gräueln der Anarchie zeigt es sich indessen auch hier, dafs keine Nation ohne irgend einen sittlichen Halt bestehn kann. Unter den Verheerungen des Krieges, der alles Eigenthum des Einzelnen der Willkühr des Siegers preisgiebt, haben sich die Kirchen als unverletzliche Asyle erhalten, wohin die Einwohner ihre Habe in Sicherheit bringen können. Die Ehrfurcht vor diesen heiligen Zufluchtsörtern ist so grofs, dafs in *Axum* zwei feindliche Häuptlinge sich in derselben Kirche friedlich zusammenfanden (II. p. 286).

Von besonderem Interesse ist die Exkursion in die Kulla-Niederung (II. p. 141 bis 171), deren einfache Dorfbewohner den Reisenden mit der gröfsten Gastfreiheit und Freundlichkeit aufnahmen, obgleich seine Gondareser Freunde sie als rohe, grausame Menschen geschildert, und ihm ein unvermeidliches Verderben vorhergesagt hatten. Hier befand er sich im wahren Vaterlande der afrikanischen Elephanten, und sah einst von der Höhe eines Hügels 17 derselben in langer Reihe durch das dicke Rohrgebüsch, das nur den oberen Theil der braunen Rücken sehn liefs, einherwogen. Er fand Elephantenfufstritte, die den kaum glaublichen Durchmesser von fast 3 F. hatten. In dem Flusse *Savis* befinden sich Hippopotami, und in den schönen Baumgruppen seiner Ufer wurde eine neue Affenart, Colobus Guereza entdeckt. Auch Rhinoceroten, Büffel und Antilopen kommen vor. Ein dortiger Jäger hatte im Laufe von 6 Wochen 5 Elephanten, 16 Büffel und 2 Rhinoceroten erlegt, aufserdem 14 Elephanten angeschossen. In den meisten Hütten hängen getrocknete Elephantenrüssel und die Schweife der wilden Büffel. Die Löwen sind hier so häufig, dafs es den Einwohnern ganz unmöglich ist, Schafe oder Ziegen zu halten. Alljährlich werden die Grassteppen in Brand gesetzt; dies gab in einer Reisenacht, wo 20 solcher Brände, oft eine Stunde Weges lang, auf den Bergrücken stattfanden, das prächtige Schauspiel eines Lava speienden Vulkans; doch geschah es auch, dafs ein Knabe des Dorfes, bei einer Drehung des Windes, von der 15 F. hohen Flamme erfafst und verzehrt wurde. In den durch den Brand gedüngten Boden werden die Durrakörner eingelegt, die mitunter einen 2000 fachen Ertrag liefern.

Den grofsen Zana- oder Dembea-See bereiste der Vf. zwar nur an seinem östlichen Ufer, doch verzeichnete er 18 Inseln desselben, die er theils selbst gesehn, oder deren Lage er von den Eingebornen erfahren. Er erwähnt dort eines eigenthümlichen Fischfanges im Grofsen, wie ihn unsre Bauerknaben mit den Beeren der Tollkirsche im Kleinen zu treiben pflegen. Die gepülverten Samenkörner einer Art von *Lonchocarpus* werden auf das Wasser gestreut, einige Sekunden nachher kommen die Fische betäubt an die Oberfläche, wo sie mit Händen gegriffen werden. „Ungeachtet dieses Verfahrens ist der Genufs der also eingefangenen Fische eine dem Menschen ganz unschädliche Speise" (sic) II. p. 222. Eines ähnlichen Fischfanges gedenkt C. Niebuhr an der Küste von Maskat, ohne jedoch die dabei benutzte Pflanze anzugeben (Reise II. p. 87 Note.)

Der Rückweg von *Gondar* nach *Arkiko* ging in mehr nördlicher Richtung, als der Hinweg, über den *Lamalmon*-Pafs, *Axum* und *Adowa*. Auch hier wurde der Vf. auffallend vom Glück begünstigt. Zwischen Axum und Adowa wüthete der Bürgerkrieg, die Karavane zog durch geplünderte Dörfer und über verbrannte Saaten, wo es höchst schwierig war, den täglichen Lebensunterhalt für Menschen und Thiere herbeizuschaffen. Mit grofser Entschlossenheit begegnete der Vf. dem fürstlichen Räuberhäuptling *Saghedu* (II. p. 294), und als ein andrer Häuptling *Djeaz Oeled Michael* ihm die Wahl liefs, mit dem Heere nach Halai zu ziehn, oder allein mit einem vertrauten Diener als Geleitsmann, so wählte er, von seinem guten Genius geleitet, das letzte, und entging dadurch einem gewissen Tode (II. p. 300): denn Djeaz Oeled Michael wurde im Distrikte Gella von den Bewohnern überfallen und mit dem gröfsten Theile seines Haufens erschlagen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell.

(Schluſs.)

Mitten in den Unruhen des Krieges versäumte der Verf. nicht, die merkwürdigen Ruinen von *Axum* zu durchforschen. Ein Grundplan derselben wäre auch nach den Arbeiten von *Salt* (Valentia Voy. III. p. 82) wünschenswerth gewesen. Eben so wäre eine neue Abschrift der bekannten Inschrift des Königs *Aizanas* von der Hand eines so sorgfältigen Beobachters wie der Verf. gewiſs willkommen gewesen, da namentlich die Zahlzeichen so schwierig zu erkennen sind, daſs sowohl *Salt* und *Vincent* (Valentia Voy. III. p. 182, 183) als auch *Buttmann* (Wolf und Buttmann, Mus. d. Alt. wiss. II. p. 578, 582) sie in ihren Restitutionen und Uebersetzungen ganz weggelassen haben. Einige wenige Zahlzeichen hat Salt bei seinem zweiten Besuche in Axum bestimmt (Salt Voy. p. 411).

Dafür kopirte der Vf. 4 abyss. Inschriften, von denen 3 längere sich auf einzelnen Steinplatten, die 4. nur aus einer Zeile bestehende, sich auf einem „aus Lava gefertigten, kolossalen runden Napf" befanden, „welcher entweder als Reibschale oder als Opfergefäſs gedient haben mochte" (II. p. 276). Von der ersten, längsten Inschrift giebt der Verf. zwei Uebersetzungen gegenüberstehend, die eine von einem abyss. Priester zu Kairo, die andre vom Hrn. Prof. *Rödiger* in Halle (Hallische A. Litt. Z. 1839. Nr. 105—107.) Die erste nennt der Vf. „eine freilich sehr mangelhafte wörtliche Uebersetzung" (II. p. 278), ohne sich irgend näher darüber auszusprechen. Uebersetzte der Priester aus dem Abyss. in's Deutsche, wie man nach den Worten des Vfs. anzunehmen berechtigt ist? Wohl kaum! Vermuthlich war seine Uebersetzung Arabisch, und wurde vom Vf. in's Deutsche übertragen. Dann wird es erlaubt sein, an der *Wörtlichkeit* derselben zu zweifeln. Das Arabische eignet sich überhaupt nicht zu wörtlichen Uebersetzungen, auch steht es noch dahin, in wie weit die arab. Sprachkenntniſs der beiden Interpreten eine genaue Uebertragung des Originales erlaubte. War die arab. Uebers. des Priesters niedergeschrieben, so würde die Mittheilung dieses höchst merkwürdigen Aktenstückes (womöglich im Facsimile) die europäischen Orientalisten zu neuem Danke gegen unsern Reisenden verpflichten.

Die in Axum vorhandenen zahlreichen Obelisken deuten sehr entschieden auf eine Verbindung des alten Staates mit Aeg. und Meroë. Daher stellte schon B. G. Niebuhr die Fragen auf: ob nicht ein Zusammenhang war zwischen dem Untergange von Meroë und dem Aufblühen von Axum? ob Axum durch die Aduliten oder von den Meroïten gestiftet sein mag? (Wolf u. Buttm. Mus. II. p. 610). In Bezug auf die zweite Frage wird man sich wohl für die Meroïten entscheiden: denn die Aduliten bildeten kein selbstständiges Reich. Adulis war nur die Hafenstadt von Axum, zu der, nach der Inschrift bei Kosmas, der König hinabstieg, um dem Zeus, Ares und Poseidon zu opfern; vielleicht war Adulis, wie Niebuhr vermuthet, erst beim Verfall der ptolemäischen Niederlassungen von entlaufenen ägypt. Sklaven gegründet (a. a. O. p. 607). Die erste Frage bleibt noch unentschieden, auch nach der Auffindung von Meroë's Pyramidengruppen und nach der Bereicherung unserer Kenntniſs von Axum durch die abyss. Inschriften.

Strabon führt nach älteren, zuverlässigen Nachrichten an (p. 770 nach Artemidor, p. 786 nach Eratosthenes), daſs die unter *Psammetich* aus Aeg. entwichenen Krieger, unter dem Namen der Sembriten (Ankömmlinge) eine Küstenlandschaft Tenesis, so wie im Innern eine Insel oberhalb Meroë bewohnen, und der Königin von Meroë unterthan sind. Kann man demnächst *Axum* für die alte Hauptstadt der äg. Krieger halten, so wird es erklärlich, warum die dortigen Obelisken wohl einige Skulpturverzierungen, aber keine Hieroglyphen

zeigen. Ihre Errichter gehörten zur Kriegerkaste; die Priesterkaste allein war im Besitz der schwierigen Zeichenschrift (Mannert Afrika I. p. 133).

Von Axum ging der Vf. über Adowa nach Halai. Hier stieg die Karavane wiederum durch den Tarantapafs aus dem kühlen fruchtbaren Hochlande hinab in die glühende Küstengegend. Unangefochten erreichte sie Arkiko am 29. Juni 1833, aber Massaua war von den Truppen des Insurgentenhäuptling's *Turchi Bilmas* besetzt. Indessen machte ein 3 F. langer grofsherrlicher Ferman, verbunden mit einem angemessenen Geldgeschenk, bei dem Militairgouverneur den besten Eindruck; die in dem Magazin gelassenen Effekten fanden sich unberührt vor, bereits am 4. Juli waren alle wissenschaftlichen Sammlungen eingeschifft, und glücklich kehrte der Vf. über Aeg. nach Europa zurück, nachdem er grade so lange als er sich vorgesetzt, nämlich 18 Monate in Abyss. zugebracht.

Sowie dem 1. Bande mehrere Vorstücke vorangehn, so folgen im 2. Bande auf den Reisebericht einige wichtige Nachträge, die nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

In dem „Rückblick auf Abyss. und seine Bewohner" (II. p. 313 bis 335) giebt der Vf. eine gedrängte Uebersicht der geognostischen Verhältnisse des Landes, eine Darstellung des äufseren Habitus der Bewohner, so wie Betrachtungen über die Ausfuhrartikel. Sehr ungenügend ist die Untersuchung über Geschichte und Religion der alten Abyssinier. Hier bewegt sich der Vf. auf einem ihm fremden Felde. Zum Beweise braucht man nur einen Satz anzuführen, wo von der griechischen axumitischen Inschrift die Rede ist. „Der Namen des unbesiegbaren *Areos* (sic), welcher in dieser Inschrift vorkommt, könnte sich wohl auch auf Jehova beziehen, und, der wahren Absicht des Vfs. der Worte nach, eine Eigenschaft dieses bezeichnend, von dem griechischen Uebersetzer willkührlich durch den Götternamen Areus (sic) ausgedrückt worden sein" (II. p. 327). In diesem und dem folgenden Abschnitte zeigt sich vorzugsweise die das ganze Buch inficirende Polemik gegen die früheren Reisenden und Geographen. Nicht selten überschreitet sie die Gränze des Anstandes. In der Vorrede zum 2. Bde. pag. VI nennt er seinen fürstlichen Gegner in der Augsb. Allg. Z. ein „Individuum," ein Ausdruck, den er sonst von Leoparden (II. p. 17), Affen (I. 327), wilden Schweinen (II. p. 217) und Rhinoceroten (II. p. 157) braucht.

Eine lange Untersuchung ist der abyssinischen Geschichte von ihrem Anfange bis zum Oct. 1832 (wo der Verf. in Gondar anlangte) gewidmet (II. p. 335—403). Die hier mitgetheilten Data wird man, so wie die über Aegypten, nur als Miaterialien betrachten können, da sie gröfstentheils aus mündlichen Berichten und Dictaten geflossen sind, und ihre Bestätigung erst aus einem Studium der abyssinischen Handschriften zu erwarten haben. Von diesen besitzt die Frankfurter Stadtbibliothek durch die Grofsmuth des Vfs. eine unschätzbare Sammlung, wie sie aufser Abyssinien wohl nicht leicht vorhanden sein mag. Sie enthält 6 Landeschroniken, (I. p. XV ist von 7 Landeschroniken die Rede) und 14 andre Werke, zusammen über 5000 Seiten, zum Theil Uebersetzungen der biblischen Bücher, zum Theil geistliche Schriften, auch ein Buch der Aerzte mit sympathetischen Kuren, doch kein einziges poëtisches Werk.

Ueber die abyssinische Sprachkenntnifs des Vfs. gestehn wir, nicht in's Klare gekommen zu sein. An manchen Stellen beruft er sich auf die Landeschroniken (II. p. 320. 335) als auf die Quellen, aus denen er seine Notizen schöpfte, in welchen jeder Gelehrte die Belege für seine Angaben finden kann (II. p. 336 Nota), er entwirft mit vieler Mühe Stammtafeln der abyssinischen Familien (II. p. 363 u. 419—424), er erkennt in Kiratza alsbald die Wichtigkeit einer Handschrift, namentlich in Bezug auf neuere abyssinische Geschichte (II. p. 218), er hält sich bei seiner Orthographie der abyssinischen Eigennamen streng an Ludolf's Syllabarium aethiopicum (II. p. 339 Nota), er macht eine wörtliche Uebersetzung von einem Abschnitt der grofsen Chronik von Kiratza (II. p. 338 Nota) u. s. w. Nach solchen bestimmten Aeufserungen könnte man ihm eine vollständige Kenntnifs der Schriftsprache zutrauen, doch ergiebt sich aus anderen Stellen grade das Gegentheil. „In der grofsen Chronik Lik Atkum's, die ich selbst wegen unzureichender Sprachkenntnifs nicht zu benutzen im Stande bin, dürfte sich manches Bemerkenswerthe finden" (II. p. 392). „Ich benutzte die Anwesenheit eines Priesters, der das Arabische geläufig sprach, um einigen Unterricht in der Geez-Sprache zu nehmen, oder vielmehr um mit ihm die erkauften abyssinischen Mscpte. zu lesen und sie mir wörtlich in's Arabische übersetzen zu lassen, wobei ich den Inhalt sogleich entweder vollständig oder der Hauptsa-

che nach deutsch niederschrieb" (II. p. 125). Sollte der Vf. diese doppelt unsichre Uebertragung für eine Quelle der abyssinischen Geschichte halten, wogegen alle früheren Mittheilungen von Bruce u. a. nicht in Betracht kommen? und kann von einem Studium der Codices durch dieses mündliche Dollmetschen die Rede sein? — Beim Sprechen bedient er sich gewöhnlich seines Negers *Abdallah* als Dollmetschers (II. p. 156); so in Entschetqab: „ich suchte mich aus dem Labyrinth von Fragen, deren Beantwortung bei meiner Unkenntnifs der Sprache und bei der beschränkten Fähigkeit meines Dolmetschers gewifs wenig Befriedigung gewährte, sobald als möglich zu retten" (I. p. 428); „Lik Atkum führte mich, wenn er mir etwas recht deutlich in arabischer Sprache erklären wollte, immer zu einer gewissen Sitte Mariam" (II. p. 125). Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bewundern, dafs es dem Vf. gelungen sei, ohne gehörige Kenntnifs der Sprache, auf der langen Reise den Haufen der Lastträger und Diener, die noch dazu öfter gewechselt wurden, in Ordnung zu halten.

Von den astronomischen Beobachtungen, die Hr. v. Heiligenstein in Mannheim berechnete, wird nur ein gedrängter Auszug gegeben. Die Originalmanuscripte stehn auf der Frkf. Stadt-Bibliothek Jedermann zur Einsicht offen. Wie gern würde man dem Verf. auch in diesem Abschnitte, wo er den „etwaigen tadelsüchtigen Bemerkungen" schon im Voraus begegnet (II. p. 415), die Polemik gegen frühere Reisende erlassen! In der Erklärung der Abbildungen wird bemerkt, dafs der Graf Octavius Castiglione in Mailand ein kritisches Verzeichnifs der gesammelten Münzen angefertigt, das mit den Münzen selbst auf der Frkf. Stadt-Bibliothek deponirt wurde (II. p. 429).

Den Schlufs des 2. Bandes macht ein äufserst gediegener Aufsatz des Hrn. Dr. Mädler (jetzt Prof. in Dorpat) über die meteorologischen Beobachtungen. Es ist dies die Quintessenz aus 2 Quartbänden, in denen die Beobachtungen an Ort und Stelle regelmäfsig eingetragen wurden. Sie enthalten:

I. Direkte Resultate des Baro- u. Thermometers.
II. Formeln für Barometerstand und Temperatur.
III. Höhenbestimmungen.
IV. Wärmeabnahme nach der Höhe.
V. Richtung des Windes.

Die bei allen wissenschaftlichen Reisen unvermeidlichen Verluste waren bei dem Vf. nur gering im Vergleich mit der Masse des glücklich Heimgebrachten. Eine Schmetterlingsammlung wurde durch Ameisen (I. p. 304), ein Theil der Pflanzensammlung durch Nässe zerstört (I. p. 382); am meisten bedauern wir den Untergang der vielen Sprachproben aus dem innern Afrika, die bei einem Schiffbruche an der französischen Küste verloren gingen (I. p. 224 Nota).

Schliefslich müssen wir den Wunsch aussprechen, dafs die vielen praktischen Anweisungen zur Bereisung von Abyssinien, wodurch der Verf. seinen Nachfolgern so gut vorgearbeitet, nicht verloren sein, dafs das Beispiel seiner Ausdauer und seines Glückes andre Reisende ermuthigen möge, die noch unbekannten Theile Abyssiniens in ähnlicher gründlicher Weise zu durchforschen, damit auch die südlich und westlich gelegenen Gegenden in den Kreis unserer Kenntnifs gezogen, damit besonders die Karte von Abyssinien durch fernere astronomische Beobachtungen längs dem Laufe des Bahr-el-azrek mit den Reichen von Sennaar und Schendi, mit Nubien und Aegypten in Verbindung gesetzt werde.

G. Parthey.

LXVI.

Die Deutschen am Monte Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland von Albert Schott, Oberlehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Zürich. Zürich, 1840. 4.

Ref. würde längst diese kleine Schrift, die trotz dem, dafs sie nur 37 Seiten zählt, des Interessanten die Fülle enthält und anregt, anzuzeigen sich beeilt haben, hätte nicht ihr Wiederabdruck in der Berghausischen Zeitschrift ohnehin für ihr Bekanntwerden hinreichend gesorgt.

Acht Gemeinden d. h. Kirchspiele — sieben davon ganz, eines zum Theil — haben im Osten und Süden des Gornerhornes oder Monte Rosa deutsche Sprache und Art mitten unter Wälschen bewahrt, während ihre Sprachgenossen sie ganz vergessen hatten. Da eine specielle Nachricht über die Ansiedlung dieser Gemeinden sich nicht erhalten hat, bleibt die ohnehin natürliche Annahme allein übrig, dafs sie in der Völkerwanderung dahin verschlagen seien, und tapfer ihre Art durch Jahrhunderte der Unbeachtung hindurch gerettet haben, was zuweilen eine zähere Kraft voraussetzt als der Widerstand gegen Verfolgung. Doch hat sich auf dieser Seite die deutsche Natur nicht so kräftig erwiesen, wie in den Niederlanden, wo der blonde Fläming und der dunkle Wallone seit Jahrhunderten ihre Aecker dicht aneinander grenzend pflügen und doch auf der ganzen Grenze fast

kein Dorf von seiner angebornen Art gewichen ist, sondern Waelebeest! und Bête de Flameng! unverändert herüber, hinüberklingen. Diese Deutschen am Gornerhorn haben, wofür die gebliebenen deutschen Ortsnamen zeugen, das Kirchspiel S. Jaques d'Ayas verloren, welches, so lange es *auch* deutsch war, den Monte Rosa ganz zum deutsch-umwohnten Berge machte, und ihm den deutschen Namen Gornerhorn wohl gesichert hätte. Indem dann Hr. Schott die Völker, von denen möglicher Weise diese deutschen Gemeinden am Gornerhorn herrühren könnten, in ihren Beziehungen zu den Alpen beleuchtet, bleibt nichts übrig als die Annahme, diese Deutschen seien Burgunden, und somit von demselben Stamme der Oberwallis, der das Berner-Oberland, der die deutschen Theile des Uechtlandes überhaupt bevölkert hat, und dies thut nun auch die Sprache dar, denn die Mundart dieser deutschen Gemeinden in Wälschland schliefst sich zunächst der Mundart des Oberwallis an, und ein schon von Stalder hervorgehobener Unterschied läfst sich zwischen den Mundarten alemannischer und den Mundarten burgundischer Herkunft deutlich wahrnehmen; obgleich andrerseits auch deutlich ist, dafs sich die burgundischen Mundarten sehr nahe an die althochdeutsche Sprachmasse überhaupt angeschmiegt haben müssen; wie das ohnehin die Geschichte der Burgunden wahrscheinlich machen würde, selbst wenn man, wie Hr. Schott, die Burgunden, die einst an der Ostsee safsen, mit denen, die uns dann zuerst am Main begegnen und welche die Stammväter der schweizerischen sind, identificirt.

Hr. Schott hat sich nur sehr kurze Zeit bei den Gemeinden in Wälschland aufgehalten, und mit grofser Sorgsamkeit und Genauigkeit die Sprachproben abgelauscht, die er uns mittheilt: die Parabel vom verlornen Sohne und einzelne Wörter, die zerstreut in den sprachlichen und grammatischen Erläuterungen zu der Parabel noch vorkommen. Wir wollen unsere Dankbarkeit nicht verhehlen; aber auch nicht, dafs wir andere frei aus der Rede des Volkes genommene Proben lieber gesehen hätten, als diese Parabel. Ebenso würden uns Ortsnamen, und nicht blofs von Dörfern und Weilern, sondern von Quellen und Rainen, Büschen und Bergwänden u. s. w. sehr willkommen gewesen sein. Sie pflegen alte eigenthümliche Wörter und selbst Reste alter Aussprache länger zu halten als die übrigen Sprachtheile und in dem einen Namen Edelboden hat ja auch Hr. Schott noch eine Spur des alten aspirirten dh entdeckt.

Zu den Erörterungen, die in sprachlicher Hinsicht beigefügt sind, erlauben wir uns einige Anmerkungen. S. 10 v. 20. schliefst in der Mundart von Macugnaga: „e,r hed-sich khid en-stu hals und hed-ne, gebunse,". Hier bezieht Hr. Schott khid auf ein sonst in süddeutschen Mundarten vorkommendes „heien" (werfen, schlagen, quälen) — allein besser scheint es, da sich einmal das Uebergreifen der schwachen Flexion in Wurzelwörter bei diesen Burgunden nachweisen läfst, an den alten Stamm heivan oder heihan (Grimm Gr. 145. not. 2) zu denken; nur darf überhaupt dessen Bedeutung nicht als „severe, domi esse" sondern als „gliedlich verbunden sein, unitum esse, amplecti" gefafst werden. — Das Wort gebunse, gewährt uns einen Stamm binsam, bans, bunsum, aus dem sich ganz einfach das angelsächsische bôsm (wie gôs aus gans) erläutert, so wie auch unser deutsches buosum, da die Auswerfung des n vor Dentalen auch in oberdeutschen Mundarten nicht unerhört ist („monstrare" und „Muster"), und das uo in dieser, wie in einigen anderen Stellen unorganisch für û stehen kann (Grimm Gr. I. 116. neueste A.)

S. 12 v. 26. ist gshruwe, falsch als absolutes Particip gefafst und durch ayant appelé erläutert. Offenbar ist das Punctum am Ende von v. 25. nach tanzo falsch und gshruwe, hängt, wie vorher khie,rd mit hed-e,r zusammen.

S. 14 v. 29. ist sevlich schwerlich aus „so-vil" zu erklären; es scheint dem gothischen svalaika, unserem „solch", verwandt; das althd. sulih. — In demselben Vers ist gspân, comes, merkwürdiger Weise noch im ungarischen Deutsch erhalten, wo ja Gespann, Obergespann und Gespannschaft (comitatus) noch gäng und gäbe Ausdrücke sind.

In den Bemerkungen zur Lautlehre wird sich nunmehr, nach Grimms Besprechung der gebrochenen Vocale, manches vereinfachen und deutlicher fassen lassen.

Möge der Hr. Verf., der dem burgundischen Lande näher wohnt, nicht ermüden, diese Untersuchungen fortzusetzen. Wie weit reicher für sprachliche Forschungen die Ausbeute ausfallen kann, wenn sie mehr aus dem gemeinen Leben gesucht als mit Uebertragung biblischer Abschnitte erzielt wird, können sofort die drei zufällig S. 21 mitgetheilten Wörter: tschocke, (Fuhs), tschapte,r (Schuster), tschenko (Zweig) — beweisen.

Der Totaleindruck, den die mitgetheilten Proben gewähren, stellt diese burgundische Mundart als eine weit alterthümlichere, namentlich in den Pronominalflexionen und in manchen Verbalflexionen, dar als das Mittelhochdeutsche ist; obwohl als wenig anderes denn als eine ländliche Variante des Althochdeutschen, was sich also hier lebendig erhalten hat, und dessen Lebendigkeit am Gornerhorn uns für die Aussprache und lautliche Erscheinung des übrigen Althochdeutschen gar wünschenswerthe Aufklärungen verspricht.

Was den Namen Uechtland anbetrifft, so möchten wir zu früheren Versuchen zu seiner Erklärung noch einen Einfall hier mittheilen — wie? wenn es mit dem gothischen uhtwô (crepusculum) zusammenhienge, was im althochdeutschen uohta fortbestund, und wenn es etwa den Sinn hätte von pagus orientalis? — Der am meisten gen Morgen gelegene Theil Burgunds war doch das Uechtland zu gewisser Zeit und der Name könnte leicht als Gegensatz zu dem westjuranischen Burgund in Gang gekommen sein. Freilich fehlt es an allem Beleg, dafs uhtvô auch in localer Beziehung angewendet worden.

H. Leo.

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

LXVII.

Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV. XV. XVI. pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye. Con facsimile. Firenze, 1839 *sq. presso G. Molini. Tomo I. S. IV.* 596. *II. S. XII.* 528. *III. S. XI.* 623.

Hr. Dr. J. Gaye gehört zu der Reihe von deutschen Gelehrten, welche es sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, durch gelehrte Forschungen auf dem klassischen Boden Italiens die Kunde und das Verständniſs der Kunst und Literatur dieses Landes zu erweitern. Geboren zu Tönningen im Herzogthum Schleswig im J. 1804, besuchte Gaye das Gymnasium zu Schleswig und studirte von 1824—1829 auf den Universitäten von Kiel und Berlin. An letzterem Orte verweilte er vier Jahre, und besuchte auſser den philologischen Studien unter Boeckh mit besonderem Eifer die Vorträge Hegels über sämmtliche Theile der Philosophie. Im J. 1829 ward er von der philosophischen Fakultät in Kiel zum Doctor promovirt und machte bei dieser Gelegenheit eine Abhandlung über das Leben des Erasmus vor dem Auftreten Luthers, bekannt. (Disquisitionis de vita Desiderii Erasmi specimen ab anno nativo usque ad a. 1517). Schon in Berlin hatten ihn ästhetische Studien und der häufige Besuch des damals neu errichteten Museums eine Richtung auf die Kunst und deren Geschichte gegeben, ausgebildet wurde dieselbe durch einen halbjährigen Aufenthalt in München seit dem Anfange des J. 1830. Hier war es Hr. v. Schorn, damals Professor an der Münchener Universität, jetzt Generaldirektor der Kunstsammlungen in Weimar, welcher Gayes kunstgeschichtliche Studien in jeder Weise förderte, ihn zu Aufsätzen für das Kunstblatt veranlaſste, und ganz besonders ermunterte, seine bevorstehende Reise nach Italien vorwiegend zu Forschungen über die Kunst des Mittelalters zu benutzen, weil daselbst nicht nur viele kunstgeschichtlich oder künstlerisch bedeutende Werke an wenig besuchten Orten völlig unbekannt seien, sondern weil auch die wichtigsten Urkunden und Nachrichten über die Entwickelung der Kunst in Bibliotheken und Archiven verborgen lägen. Diesen Aufschluſs über den Bildungsgang Gayes, erinnert sich der Unterzeichnete von diesem selbst gehört zu haben. So kam Gaye nach Italien im Herbst 1830. Dennoch waren die ersten Jahre seines Aufenthalts ebenso sehr dem Studium der alten Kunst, als dem der christlichen gewidmet, und eine achtmonatliche Reise nach Griechenland im J. 1832 schien sogar dem ersteren das Uebergewicht zu geben. Gaye besuchte damals auch ganz Epirus und Thessalien, in Gesellschaft des englischen Philologen Wordsworth und des Dichters und Parlamentsmitgliedes Milnes; Hr. Prof. Forchhammer hatte sich schon auf den ionischen Inseln von der Reisegesellschaft getrennt. Erst bei seiner Rückkehr nach Italien (Frühjahr 1833) und während des nun folgenden zweijährigen Aufenthaltes in Rom, Neapel und Sicilien widmete sich Gaye ganz den Forschungen über die Kunst des Mittelalters und der folgenden Zeit, bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

In Rom und der Umgegend, wie in Neapel, ist alle Kunstthätigkeit wesentlich, zum Theil ausschlieſslich von dem päbstlichen und dem königlichen Hofe ausgegangen, und die urkundlichen Nachrichten darüber sind theils verloren, theils tragen sie mit den politischen Urkunden das gleiche Geschick eines strengen archivalischen Gefängnisses. Anders ist es in Toscana, Umbrien, der Mark und der Lombardei, hier hat die Kunstthätigkeit länger geblüht, zahlreichere Mittelpunkte gehabt, und trotz der Zerstörungen haben

sich doch fast an allen Orten frühere Kunstdenkmäler und Urkunden darüber erhalten. Ebenso wenig, wie aus der politischen Geschichte macht man hieraus ein Geheimnifs, freut sich vielmehr bei dem stets lebendigen Lokalpatriotismus, wenn Fremde Theilnahme für dasjenige zeigen, was von den meisten Eingeborenen verachtet oder doch vernachläfsigt wird. Auch da, wo die Archive unter der Aufsicht der Regierungen zu einem grofsen Ganzen vereint sind, wie in Florenz, Mailand und Venedig, fällt bei der Liberalität der hohen Regierungen für denjenigen, welcher seine wissenschaftliche Thätigkeit und die Würdigkeit eines Vertrauens einigermafsen nachweisen kann, jedes Hindernifs weg. Diese Verhältnisse bestimmten auch Gaye, nachdem er mit Erforschung der Kunstwerke in Rom und dem südlichen Italien zu einem gewissen Abschlufs gekommen zu sein glaubte, sich gegen Ende des J. 1834 nach Toscana zu wenden. Acht Monate brachte er in Siena, vier in Pisa und mehr als vier Jahre in Florenz zu, unermüdlich damit beschäftigt, die Archive und Bibliotheken in Bezug auf Alles, was die Geschichte der Kunst angeht, zu untersuchen und durch Verfolgen jeglicher Notizen und die sorgfältigste wiederholte Betrachtung der Denkmäler der Arbeit, welche er sich zum Hauptzwecke seines Lebens gesetzt hatte, eine sichere Grundlage zu geben. Aufser jenen Hauptsitzen der Kunst wurde jeder kleine Ort in Toscana, jedes abgelegene Kirchlein oder Kloster besucht, und so erwarb Gaye eine, man darf sagen, in künstlerischer Beziehung, vollständige Kenntnifs des Landes, welche selbst die unterrichtetsten Eingeborenen der einzelnen Orte in Erstaunen setzte. Längere Reisen nach Oberitalien, der Mark, Umbrien und Rom vervollständigten die Kunde der Entwickelung der Kunst in allen ihren Verflechtungen und gegenseitigen Einwirkungen.

Die so zu Stande gebrachte, nach den Umständen möglichst vollständige Sammlung der urkundlichen Nachrichten, unterstützt durch eine gleich vollständige Kunde der noch vorhandenen Kunstwerke, war der Stoff für eine umfassende Geschichte der italienischen Kunst seit dem Untergange des römischen Kaiserthums bis zum sechszehnten Jahrhundert; die stete Rücksicht auf die übrige geistige Entwickelung in jener Zeit, sollte dem Werke frische Lebendigkeit und das wahre Verständnifs, so wie die philosophische Betrachtung des Gegenstandes Einheit und Haltung gewähren. In letzterer Beziehung war Gaye dem Hegelschen Systeme unwandelbar zugethan, und wenngleich die Strenge der philosophischen Schule bei ihm wohl bewegliche Darstellung und leichte Verständigung erschwerte und nicht selten zu einer gewissen Schroffheit veranlafste, wenn man in seine Ansichten nicht einging, immerhin verdankte er es seiner philosophischen Bildung, dafs er mitten unter den peinlichsten und im Einzelnste gehenden Untersuchungen nie den Sinn und den Blick für das Allgemeine verlor und dafs er seine Forschungen mit wahrem Ernste und mit Ehrfurcht vor der Wissenschaft als solcher verfolgte, gleichwei entfernt von vornehmer Herablassung zu derselben wie von der Versuchung, auch etwas Unbedeutende durch einige rhetorische und sentimentale Redensar ten abzuthun. Sein rastloser Eifer Alles zu benutzen was für den vorgesetzten Zweck von Bedeutung wäre das Bestreben nach möglichster Vollständigkeit und der bei jedem neu eröffneten Archive entgegentretend Reichthum von urkundlichen Materialien, liefsen Gaye in Italien nicht zur eigentlichen Ausarbeitung seines Werkes gelangen. Meist waren es Anregungen von aufsen, Aufforderung des ihm stets liebevoll befreundeten Herausgebers vom Kunstblatte oder die Erscheinung eines kunstgeschichtlichen Werkes in Italien was ihn veranlafste, einzelne Punkte aus der Geschichte der Kunst zu behandeln. Hr. v. Schorn hat im Kunstblatte 1840 Nro. 81. ein Verzeichnifs der für diese Zeitschrift von Gaye eingesandten Artikel gegeben, die Wiener Jahrbücher 1838—1840, die Zeitschrift des archäologischen Instituts in Rom, die Revista Europea in Mailand und das von Hrn. Reumont herausgegebene Taschenbuch Italia, Jahrgang 184 enthalten aufserdem Aufsätze von ihm. Erst in der Mitte des J. 1839 glaubte Gaye seine Nachforschungen in Archiven und Bibliotheken zum Abschlusse gebracht zu haben, und er beschlofs jetzt einen Theil der gesammelten Urkunden als Grundlage für sein gröfseres systematisches Werk bekannt zu machen. Wegen der Wichtigkeit des Inhaltes für Italien und wegen der Schwierigkeit Urkunden in fremder Sprache in Deutschland drucken zu lassen, wurde beschlossen das Buch in Florenz herauszugeben, und der unternehmende Buchhändler Molini bot die Hand dazu, indem er das Ganze zugleich als Fortsetzung der früher ve

ihm bekannt gemachten Documenti di storia Italiana bezeichnete. Es erschienen in rascher Aufeinanderfolge seit dem Sommer 1839 der erste und zweite Band des am Eingange dieses Aufsatzes aufgeführten Werkes, auch der dritte und letzte Band war bis auf wenige Bogen vollendet, als Gaye an einem eingewurzelten Brust- und Lungenleiden, welches sich anfangs während seines Aufenthalts in Italien gebessert, dann aber nicht ohne Einflufs der vielen Arbeiten und Reiseanstrengungen wieder zugenommen hatte, erkrankte und bald darauf starb (26. August 1840). Der Schlufs des Bandes ward dann nach dem vollständig vorbereiteten Manuskripte vollendet. Das ganze Werk ist Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige von Dänemark gewidmet. — Wie es heifst, will die Familie des Verewigten die zahlreichen Papiere und Sammlungen desselben nach Deutschland kommen und durch Freundes Hand untersuchen lassen. Leider hat Gaye, welcher keine Ahnung seines gefährlichen Zustandes hatte, und dessen ganzer Sinn vorläufig auf Vervollständigung des, wie er sagte, hinter den Alpen auszuarbeitenden Materials gerichtet war, wohl nur Weniges zum Drucke vorbereitet, das gilt namentlich von den eigentlichen kunstgeschichtlichen Arbeiten, deren nächste Frucht, wie er dem Unterzeichneten noch kurz vor seinem Tode schrieb, zwei Bände italienischer Studien sein sollte; hieran würde sich eine genaue urkundliche Beschreibung der Stadt Florenz, ein Leben Michel Angelos und eine Geschichte der italienischen, für die Kunstgeschichte so bedeutenden, Ingenieure des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts angeschlossen haben. Andere bis auf die letzte Ueberarbeitung druckfertige Arbeiten sind die Correspondenz der florentinischen Republik und der Mediceer mit den Gelehrten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, eine neue Recension des Traktats über die Malerei von Cennino Cennini, der Briefe des Busoni an Benedetto Varchi, welche beide Werke schlecht und lückenhaft bekannt gemacht sind, endlich die auf der Stadtbibliothek von Siena aufbewahrten Briefe des Generals Ottavio Piccolimini, welche für die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges von Bedeutung sind. Aber jedenfalls wird der Carteggio d'artisti das Hauptdenkmal der Bestrebungen Gayes bleiben, über die, wenn sie vollendet wären, wir uns wohl mit Hrn. v. Schorn (Kunstblatt, 1840. No. 82.) der Hoffnung hingeben dürfen, dafs sie in der Kunstgeschichte des Mittelalters eine neue Bahn gebrochen hätten.

Dieses Werk, welches uns hier zunächst beschäftigt, enthält das, was wir etwa Künstlerpapiere nennen würden; die älteste Urkunde ist vom J. 1326 der gewöhnlichen Zeitrechnung, die neueste vom J. 1672, doch ist die Anzahl derer, welche nach 1590 fallen, nur gering. Es sind nun zuerst Briefe, sowohl der Künstler untereinander, als auch der Städte, Fürsten und Privatpersonen an dieselben oder über sie und ihre Werke. In dieser Beziehung sind hier alle noch erhaltene Schreiben der Republiken Florenz und Siena, sowie der Bauhütte von S. Petronio in Bologna, des mediceischen Hauses von Cosmus, pater patriae bis auf Ferdinand II. (1640), dann die Correspondenz der Grafen und Herzoge von Urbino, der Gonzaga in Mantua u. a. mitgetheilt. Auch die Bruchstücke einer Selbstbiographie des Raffaello di Bartolomeo Sinibaldi da Montelupo und ein Bruchstück von Benvenuto Cellini (Tom. III, 581—598) sind hieher zu rechnen. Die zweite Klasse bilden andere Urkunden mannigfacher Art, welche entweder von den Künstlern selbst abgefafst sind oder diese doch betreffen. Hierzu gehören die Statuten der Künstlergilden, wie die der Goldschmiede von Siena aus dem J. 1361, (I, 1—44) und die der Maler ebendaselbst aus dem J. 1355, und der florentinischen Maler aus dem J. 1339 (II, 1—46); dann die Suppliken, Petitionen und sonstige bürgerliche Handlungen der Künstler sammt den Bescheiden darauf. Da Gaye alle Archive der Republik Florenz der Reihe nach durchforschte, so entdeckte er in dem bis dahin wenig beachteten Archivio delle decime eine ganz neue Klasse von Urkunden, welche für die Kunstgeschichte von der gröfsten Bedeutung sind. Es wurde nämlich im J. 1427 zu Florenz, um die Kosten des Krieges gegen den Visconti in Mailand zu bestreiten, eine Steuer von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen eines jeden Bürgers ausgeschrieben. Zu dem Ende mufste ein Jeder sein Vermögen sammt den darauf haftenden Lasten möglichst genau angeben, und da sich diese Angaben, denunzie genannt, erhalten haben, so besitzen wir darunter auch die vieler florentinischen Künstler, z. B. von Lorenzo Ghiberti, Antonio di Tommaso Finiguerra, Filippo Brunellesco, Masaccio, Michelozzo Michelozzi, Donatello, Luca und Andrea della Robbia, Antonio Pollaiuolo, Benozzo Goz-

Brücke über den *Abai* (Bahr-el-Asrek, Nil) bei *Deldei*, deren Höhe über dem Meere sich nicht bestimmen läfst: denn der Verf. schätzt zwar das Herabsteigen von *Dembasa* nach Deldei auf 1000 F. (II. p. 212), er giebt aber keine Schätzung des Aufsteigens von *Kiratza* bis Dembasa, wodurch man das Gefälle des Abai von Deldei bis zum Zana-See annähernd ermitteln könnte. Doch kann dies nicht unbedeutend sein, da der Abai hier ganz den Charakter eines wilden Alpenwassers hat. „In einer mehr als 60 F. tiefen, engen Felsschlucht, deren senkrecht abstürzende Seitenwände an mehrern Stellen kaum zwei Klafter weit von einander entfernt sind, rauscht der hier nordöstlich fliefsende Nil mit einer ununterbrochenen Reihe von schäumenden Kaskaden dahin. Während der Regenzeit ist nicht allein dieser ganze Felsspalt mit Wasser ausgefüllt, sondern der Strom überfluthet dann auch eine beträchtliche Strecke des südlichen Ufers, welche mit stark abgeschwemmten (?) vulkanischen Geröllen von kolossaler Gröfse bedeckt ist. Die Brücke besteht aus acht Bogen, welche alle untereinander von ungleicher Gröfse sind, und von denen der nördlichste über die Felsenschlucht selbst gesprengte, und somit allein permanent vom Strome durchflossene, bei weitem der gröfste von allen ist. Die Länge der Brücke beträgt neunzig Schritt und ihre Breite fünfzehn Fufs" (I. p. 212).

In der Hauptstadt *Gondar*, über welche wir hier seit *Bruce* die ersten zuverläfsigen Nachrichten erhalten, verweilte der Verf. über 8 Monate, und machte während dieser Zeit Exkursionen nach Deraske, in die Kulla und zur Brücke von Deldei. Die Gunst des Schattenkaisers und der Schutz der Behörden erwarb er sich durch sehr ansehnliche, mit grofser Ueberlegung vertheilte Geschenke (II. p. 88). Vom Kaiser wurde er zu Mittag eingeladen, doch machte dieses Mahl nur den Eindruck einer „pauvre honnêteté" (II. p. 127). Bei dem anarchischen Zustande des Landes war jener zugesagte Schutz so schwach, dafs nur Selbsthülfe einige Sicherheit gewähren konnte. Ein Bote, den der Verf. nach *Adowa* schickte, wurde überfallen und ausgeplündert; in den Strafsen der Hauptstadt ward einer seiner Diener beraubt und niedergehauen, worauf der Vf. mit seinen beiden wohlbewaffneten Negern einen Trupp von 30 Soldaten und 2000 Marktleute in die Flucht jagte (II. p. 236). Auch vor wilden Thieren war man des Nachts nicht sicher. Ein Leopard drang bis in des Vfs. Schlafzimmer; ein andermal sprangen 3 Leoparden in den Hofraum, von denen einer durch einen glücklichen Schufs erlegt wurde (II. p. 140).

Während des langen Aufenthaltes in Abyssinien hatte der Vf. hinlängliche Gelegenheit, den Charakter des Volkes zu studiren. Das davon entworfene Bild ist wahrhaft erschreckend, doch erscheint es viel zu sehr in's Schwarze gemalt, wenn man es mit dem vom Vf. wirklich Erlebten zusammenhält. Die Hauptzüge des abyss. Charakters sind: „Indolenz, Trunkenheit, Leichtsinn, ein hoher Grad von Ausschweifung, Treulosigkeit, Hang zum Diebstahl, Aberglaube, dummstolze Selbstsucht, grofse Gewandtheit im Verstellen, Undankbarkeit, Unverschämtheit im Fordern von Geschenken und eine des sprichwörtlichen Gebrauchs würdige Lügenhaftigkeit" (II. p. 47). Man würde in Verlegenheit sein, wenn man diesem Sündenregister noch irgend eine schlechte Eigenschaft hinzufügen sollte. Ihre Tugenden bestehn in „einem leutseligen, ungezwungenen Betragen, weshalb eine oberflächliche Beurtheilung gewöhnlich zu ihren Gunsten ausfällt. Sie sind äufserst gesellig, werden schnell bekannt, nennen sich Bruder und Schwester, und erzeigen sich gern kleine Dienste" (II. p. 47, 48). Viele Abyssinier, mit denen der Vf. in Berührung kommt, erscheinen in einem gar nicht ungünstigen Lichte. Der Kaufmann Getana Merlam erweist sich auf der ganzen Reise von Arkiko bis nach Entochetqab dienstfertig und hülfreich, er schliefst die Kontrakte ab, und zankt sich mit den Zöllnern. Als der Gouverneur von Simen die Weiterreise von *Entschetqab* verweigert, wird ein Bote an Getana Meriam nach Gondar gesendet, und dieser kommt 5 Tagereisen weit zu des Vfs. gröfster Ueberraschung und Freude mit 6 wohlbewaffneten Bedienten und der nöthigen Zahl Lastträger, um ihn abzuholen (II. p. 62).

Mit der Aufnahme in Simen erklärt sich der Vf. selbst vollkommen zufrieden, man läfst ihn dort allen seinen Zwecken ungestört nachgehn, belästigt ihn nicht mit religiösen Kontroversen, und nimmt keinen Anstofs daran, dafs er die Fasten nicht hält. In Bada, in Kiratza, in Ambaras wird er gastfrei und freundlich aufgenommen. *Lik Atkum*, ein angesehener Gondarese, nahm seinen kranken Jäger zu sich in's Haus, erbot sich, dem Vf. Geld zu leihen, und verschaffte ihm mit der gröfsten Bereitwilligkeit eine Menge werthvoller

Mnapte. „Lik Atkum war durch rechtliche Gesinnung, ächt freundschaftliches Wohlwollen und aufrichtige, von aller Schwärmerei und Einseitigkeit freie Religiosität, in hohem Grade ausgezeichnet. Ich meinerseits darf mir schmeicheln, durch mein Verhalten gegen ihn in Betreff der Europäer einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; und es ist sehr zu wünschen, dafs dieser wackere Mann nicht durch das Betragen späterer Reisende in seiner Meinung von uns irre gemacht werde" (II. p. 239). In einer Anmerkung wird zu verstehen gegeben, dafs dies wohl durch die beiden Franzosen, Combes und Tamisier geschehen sein könne.

Getana Meriam zahlte in Gondar ¾ des geliehenen Geldes zurück, worin der Vf. eine rühmenswerthe Ehrlichkeit erkennt, da er durchaus kein Mittel hatte, die Zahlung zu erzwingen (II. p. 235). Der Rest sollte ihm geschenkt werden, wenn er den Vf. sicher bis Adowa geleitete, er brachte ihn aber nur bis Adarga, und kehrte von da nach Gondar zurück.

Der mächtige Häuptling Djeaz Ubi wird als tapfer, grofsmüthig, freigebig und gerecht geschildert (II. p. 252). Er nimmt sich des Vfs. auf das thätigste an, so weit dies mitten in dem verderblichsten Bürgerkriege in seiner Macht steht; er schickt sogar einen eignen Boten von Adowa an den Zollpächter von Islam Bed, einer Vorstadt von Gondar, um ihm völlige Zollfreiheit zu sichern (II. p. 78). Es wäre höchst ungerecht, wollte man alles dies als Ausnahmen von der Regel betrachten.

Auf der andern Seite werden auch mehrere schlechte Züge berichtet, die gröfstentheils in kleinen Diebstählen und Prellereien der Führer und Soldaten bestehn. Ein Thermometer, ein ledernes Hundehalsband, ein Stück Blei von 10 Pfund werden aus dem Zelte entwendet, Fischer und Lastträger entweichen mit dem vorher empfangenen Lohne, ein boshafter Elephantenjäger drückt auf den Neger Abdallah seine Luntenflinte ab, u. s. w. Läfst sich etwas anderes von den niederen Ständen eines Landes erwarten, das seit 60 Jahren von Bürgerkriegen zerrissen, aller Willkühr einer zügellosen Miliz ausgesetzt, sich in einem Zustande politischer Auflösung befindet?

Wenn unser Reisender nur zu geneigt ist, von der Höhe europäischer Bildung auf die armen verwahrlosten Abyssinier vornehm herabzublicken, und über ihren moralischen Charakter, ihre zerfallenden religiösen und Staatseinrichtungen mit unerbittlicher Strenge abzusprechen, so sollte er auch in Betracht ziehn, welche hohe Stufe der Kultur sie im Vergleich mit allen benachbarten Völkern einnehmen. Sie haben eine Geschichte und Litteratur; ihre geschriebenen Gesetzbücher, wenn gleich zum Theil veraltet und verachtet, bewahren sie vor der gänzlichen Barbarei der umwohnenden Horden. Sie haben eine einheimische Baukunst und Malerei. Wie viel edler ist bei ihnen die Stellung des weiblichen Geschlechtes, als dies in den Ländern des Islam je der Fall sein kann. Mit Recht bemerkt der Vf., dafs eine Regeneration des Volkes sich leichter durch zweckmäfsigen Unterricht in der vaterländischen Geschichte, als durch die mifslungenen Versuche der Missionare herbeiführen lasse (II. p. 105). Am meisten wäre aber wohl zu wünschen, dafs das abyss. Christenthum von innen heraus zu neuer Macht erstarke, und den unverwüstlichen Keim der Sittigung und Liebe, unabhängig von äufsern Einflüssen, zu eigenthümlichen Formen entwickle. Dann würde auch der politische Zustand sich heben, der jetzt ohne Hoffnung darniederliegt. *Salt* vergleicht ihn i. J. 1809 mit dem Zustande Englands vor Alfred (Voy. p. 485), seitdem hat er sich aber um vieles verschlimmert.

In 55 Jahren (1778 bis 1833) haben 14 verschiedene Fürsten 22 Mal den Kaiserthron von Gondar eingenommen (I. p. 271 Note.) Fast in jeder Provinz herrscht ein Häuptling so lange mit unumschränkter Gewalt, bis er mit einem Nachbar in Streit geräth, worauf einer von beiden verjagt wird. Um den Kaiser in Gondar kümmert sich Niemand. Die Alpennatur von Abyss. bietet zu solchen Fehden den besten Schauplatz. Nach einer verlornen Schlacht zieht der Besiegte sich in eine unzugängliche Bergfeste zurück, und wartet die Gelegenheit ab, um von neuem hervorzubrechen.

Da kann es nicht fehlen, dafs die Nachbarn von allen Seiten auf das geschwächte Kaiserreich eindringen. Die Gallas-Stämme im S. und W. haben seit Bruce's Zeit (1770) eine Provinz nach der andern verwüstet. Die Schangalla machen die nördlichen Gegenden, durch welche der Weg von Gondar über Ras-el-fil nach Sennaar geht, völlig unzugänglich. Der Verkehr zwischen Adowa und den nächsten nordwestlichen Distrikten ist gänzlich unterbrochen, dafs die in Adowa ansässigen Handelsleute dem Vf. fast gar keine Nachrichten darüber geben konnten (II. p. 298). Die Quellen des blauen Nil, über die wir von Bruce die erste

und einzige Kunde haben, konnte unser Reisender nicht erreichen, weil die Gegend zu unsicher war; eben so mufste er den Besuch des von Alvarez und Pearce nur ungenügend beschriebenen Klosters *Lalibela* aufgeben, weil Niemand es wagen wollte, ihm dahin als Geleitsmann zu dienen (II. p. 196). Die Bevölkerung hat sich in den letzten Zeiten sehr vermindert. Sie beträt nach des Vfs. Schätzung (die freilich bei dem Mangel aller Zählungen nur sehr unsicher sein kann) auf einem Flächenraume von 12500 geogr. Quadratstunden oder 3125 Quadratmeilen nur $1\frac{1}{2}$ Million Einw. Dänemark mit 2847 Q. M. hat etwa 2 Millionen, die deutschen Bundesstaaten Preufsens mit 3337 Q. M. haben mehr als 8 Millionen Einw.

Bei allen Gräueln der Anarchie zeigt es sich indessen auch hier, dafs keine Nation ohne irgend einen sittlichen Halt bestehn kann. Unter den Verheerungen des Krieges, der alles Eigenthum des Einzelnen der Willkühr des Siegers preisgiebt, haben sich die Kirchen als unverletzliche Asyle erhalten, wohin die Einwohner ihre Habe in Sicherheit bringen können. Die Ehrfurcht vor diesen heiligen Zufluchtsörtern ist so grofs, dafs in *Axum* zwei feindliche Häuptlinge sich in derselben Kirche friedlich zusammenfanden (II. p. 286).

Von besonderem Interesse ist die Exkursion in die Kulla-Niederung (II. p. 141 bis 171), deren einfache Dorfbewohner den Reisenden mit der gröfsten Gastfreiheit und Freundlichkeit aufnahmen, obgleich seine Gondareser Freunde sie als rohe, grausame Menschen geschildert, und ihm ein unvermeidliches Verderben vorhergesagt hatten. Hier befand er sich im wahren Vaterlande der afrikanischen Elephanten, und sah einst von der Höhe eines Hügels 17 derselben in langer Reihe durch das dicke Rohrgebüsch, das nur den oberen Theil der braunen Rücken sehn liefs, einherwogen. Er fand Elephantenfufstritte, die den kaum glaublichen Durchmesser von fast 3 F. hatten. In dem Flusse *Savis* befinden sich Hippopotami, und in den schönen Baumgruppen seiner Ufer wurde eine neue Affenart, Colobus Guereza entdeckt. Auch Rhinoceroten, Büffel und Antilopen kommen vor. Ein dortiger Jäger hatte im Laufe von 6 Wochen 5 Elephanten, 16 Büffel und 2 Rhinoceroten erlegt, aufserdem 14 Elephanten angeschossen. In den meisten Hütten hängen getrocknete Elephantenrüssel und die Schweife der wilden Büffel. Die Löwen sind hier so häufig, dafs es den Einwohnern ganz unmöglich ist, Schafe oder Ziegen zu halten. Alljährlich werden die Grassteppen in Brand gesetzt; dies gab in einer Reisenacht, wo 20 solcher Brände, oft eine Stunde Weges lang, auf den Bergrücken stattfanden, das prächtige Schauspiel eines Lava speienden Vulkans; doch geschah es auch, dafs ein Knabe des Dorfes, bei einer Drehung des Windes, von der 15 F. hohen Flamme erfafst und verzehrt wurde. In den durch den Brand gedüngten Boden werden die Durrakörner eingelegt, die mitunter einen 2000 fachen Ertrag liefern.

Den grofsen Zana- oder Dembea-See bereiste der Vf. zwar nur an seinem östlichen Ufer, doch verzeichnete er 18 Inseln desselben, die er theils selbst gesehn oder deren Lage er von den Eingebornen erfahren. Er erwähnt dort eines eigenthümlichen Fischfanges im Grofsen, wie ihn unsre Bauerknaben mit den Beeren der Tollkirsche im Kleinen zu treiben pflegen. Die gepülverten Samenkörner einer Art von *Lonchocarpus* werden auf das Wasser gestreut, einige Sekunden nachher kommen die Fische betäubt an die Oberfläche, wo sie mit Händen gegriffen werden. „Ungeachtet dieses Verfahrens ist der Genufs der also eingefangenen Fische eine dem Menschen ganz unschädliche Speise" (sic) II. p. 222. Eines ähnlichen Fischfanges gedenkt C. Niebuhr an der Küste von Maskat, ohne jedoch die dabei benutzte Pflanze anzugeben (Reise II. p. 87 Note.)

Der Rückweg von *Gondar* nach *Arkiko* ging in mehr nördlicher Richtung, als der Hinweg, über den *Lamalmon*-Pafs, *Axum* und *Adowa*. Auch hier wurde der Vf. auffallend vom Glück begünstigt. Zwischen Axum und Adowa wüthete der Bürgerkrieg, die Karavane zog durch geplünderte Dörfer und über verbrannte Saaten, wo es höchst schwierig war, den täglichen Lebensunterhalt für Menschen und Thiere herbeizuschaffen. Mit grofser Entschlossenheit begegnete der Vf. dem fürstlichen Räuberhäuptling *Saghedu* (II. p. 294), und als ein andrer Häuptling *Djeaz Oeled Michael* ihm die Wahl liefs, mit dem Heere nach Halai zu ziehn, oder allein mit einem vertrauten Diener als Geleitsmann, so wählte er, von seinem guten Genius geleitet, das letzte und entging dadurch einem gewissen Tode (II. p. 300), denn Djeaz Oeled Michael wurde im Distrikte Gella von den Bewohnern überfallen und mit dem gröfsten Theile seines Haufens erschlagen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1841.

Reise in Abyssinien von Dr. Eduard Rüppell.

(Schluſs.)

Mitten in den Unruhen des Krieges versäumte der Verf. nicht, die merkwürdigen Ruinen von *Axum* zu durchforschen. Ein Grundplan derselben wäre auch nach den Arbeiten von *Salt* (Valentia Voy. III. p. 82) wünschenswerth gewesen. Eben so wäre eine neue Abschrift der bekannten Inschrift des Königs *Aizanas* von der Hand eines so sorgfältigen Beobachters wie der Verf. gewiſs willkommen gewesen, da namentlich die Zahlzeichen so schwierig zu erkennen sind, daſs sowohl *Salt* und *Vincent* (Valentia Voy. III. p. 182, 183) als auch *Buttmann* (Wolf und Buttmann, Mus. d. Alt. wiss. II. p. 578, 582) sie in ihren Restitutionen und Uebersetzungen ganz weggelassen haben. Einige wenige Zahlzeichen hat Salt bei seinem zweiten Besuche in Axum bestimmt (Salt Voy. p. 411).

Dafür kopirte der Vf. 4 abyss. Inschriften, von denen 3 längere sich auf einzelnen Steinplatten, die 4. nur aus einer Zeile bestehende, sich auf einem „aus Lava gefertigten, kolossalen runden Napf" befanden, „welcher entweder als Reibschale oder als Opfergefäſs gedient haben mochte" (II. p. 276). Von der ersten, längsten Inschrift giebt der Verf. zwei Uebersetzungen gegenüberstehend, die eine von einem abyss. Priester zu Kairo, die andre vom Hrn. Prof. *Rödiger* in Halle (Hallische A. Litt. Z. 1839. Nr. 105—107.) Die erste nennt der Vf. „eine freilich sehr mangelhafte wörtliche Uebersetzung" (II. p. 278), ohne sich irgend näher darüber auszusprechen. Uebersetzte der Priester aus dem Abyss. in's Deutsche, wie man nach den Worten des Vfs. anzunehmen berechtigt ist? Wohl kaum! Vermuthlich war seine Uebersetzung Arabisch, und wurde vom Vf. in's Deutsche übertragen. Dann wird es erlaubt sein, an der *Wörtlichkeit* derselben zu zweifeln. Das Arabische eignet sich überhaupt nicht zu wörtlichen Uebersetzungen, auch steht es noch dahin, in wie weit die arab. Sprachkenntniſs der beiden Interpreten eine genaue Uebertragung des Originales erlaubte. War die arab. Uebers. des Priesters niedergeschrieben, so würde die Mittheilung dieses höchst merkwürdigen Aktenstückes (womöglich im Facsimile) die europäischen Orientalisten zu neuem Danke gegen unsern Reisenden verpflichten.

Die in Axum vorhandenen zahlreichen Obelisken deuten sehr entschieden auf eine Verbindung des alten Staates mit Aeg. und Meroë. Daher stellte schon B. G. Niebuhr die Fragen auf: ob nicht ein Zusammenhang war zwischen dem Untergange von Meroë und dem Aufblühen von Axum? ob Axum durch die Aduliten oder von den Meroïten gestiftet sein mag? (Wolf u. Buttm. Mus. II. p. 610). In Bezug auf die zweite Frage wird man sich wohl für die Meroïten entscheiden: denn die Aduliten bildeten kein selbstständiges Reich. Adulis war nur die Hafenstadt von Axum, zu der, nach der Inschrift bei Kosmas, der König hinabstieg, um dem Zeus, Ares und Poseidon zu opfern; vielleicht war Adulis, wie Niebuhr vermuthet, erst beim Verfall der ptolemäischen Niederlassungen von entlaufenen ägypt. Sklaven gegründet (a. a. O. p. 607). Die erste Frage bleibt noch unentschieden, auch nach der Auffindung von Meroë's Pyramidengruppen und nach der Bereicherung unserer Kenntniſs von Axum durch die abyss. Inschriften.

Strabon führt nach älteren, zuverlässigen Nachrichten an (p. 770 nach Artemidor, p. 786 nach Eratosthenes), daſs die unter *Psammetich* aus Aeg. entwichenen Krieger, unter dem Namen der Sembriten (Ankömmlinge) eine Küstenlandschaft Tenesis, so wie im Innern eine Insel oberhalb Meroë bewohnen, und der Königin von Meroë unterthan sind. Kann man demnächst *Axum* für die alte Hauptstadt der äg. Krieger halten, so wird es erklärlich, warum die dortigen Obelisken wohl einige Skulpturverzierungen, aber keine Hieroglyphen

„dem prächtigen und herrlichen Anfange des genann-„ten Kirchenbaues, welchen der Meister Arnolfo be-„gonnen hat, eine schönere und ruhmvollere Kirche „zu erhalten glaubt als irgend eine andere in Tuscien „ist, und um die Person des genannten Meisters zu „ehren" wird dem Arnolfo unter dem 1. April 1300 von der Signorie von Florenz die Freiheit von allen Abgaben und Lasten ertheilt (I, 445). Noch glänzender ist ein anderer Beschluſs zu Gunsten Giottos vom 12. April 1334 (I, 481). Dieser, welcher, wie es heiſst, seines Gleichen in der Welt nicht habe, sei in dem Vaterlande als ein groſser und werther Meister zu betrachten, und damit er Ursache habe daselbst zu verweilen, wodurch mehrere von seiner Künstlerschaft lernen könnten, und die Stadt nicht geringe Ehre haben würde, so mache man ihn hiermit zum Vorsteher des Dombaues, der Befestigungsanlagen und sämmtlicher öffentlichen Bauten der Republik. Nicht minder ehrenvoll hielten die Sanesen ihre berühmten Künstler, wie den Jacopo della Guercia, den Francesco di Giorgio u. a.

Sehen wir nun hierin, wie die Kunst und die Künstler mit dem ganzen Gemeinwesen verwachsen sind, so fehlten doch auch Beziehungen zu Privatleuten nicht. Der Bau und die Ausschmückung von Palästen hatte damals noch nicht statt, wohl aber errichteten Manche Grabmäler für ihre Vorfahren oder für sich selbst und das eigene Geschlecht, stifteten Kirchen, Altäre, Kapellen und Spitäler zur Ehre Gottes und seiner Heiligen, zur geistlichen Erbauung und zur Unterstützung ihrer Mitbürger. Gesuche um Erlaubniſs zu solchen Unternehmungen finden sich wiederholt in den florentinischen Regesten, und wie sehr dieses eine Herzensangelegenheit war, das sehen wir aus den höchst anziehenden Briefen des berühmten Groſsseneschals von Neapel, Nicola Acciaiuoli, über den Bau der von ihm gestifteten Certosa bei Florenz (I, 57). Mitten unter den Kriegsunruhen und den wichtigsten Staatsangelegenheiten gedenkt Nicola jeder Einzelheit, welche den Bau des Klosters betrifft, wo er eine Ruhestätte vielleicht noch während seines Lebens, in jedem Falle nach seinem Tode haben wollte. In jedem Briefe ermuntert er zur möglichsten Beschleunigung und zugleich zur sorgfältigsten Ausführung des Baus; unter dem 14. März 1356 schreibt er an seinen Bruder: „Jacopo, ich sage dir, daſs alle meine Tröstungen auf unserem heiligen Kloster beruhen, dorthin soll meine ganze Zuflucht aus dem Unglücke sein, das mir unerwartet begegnen könnte; ich besitze keine Sache, die mir mein eigen zu sein scheint, auſser diesem Kloster, so oft ich daran denke, weicht Zorn und Schwermuth von mir, und führwahr wenn ich Geld hätte, ich würde es zu dem herrlichsten Orte in ganz Italien machen" (I, 64).

Diese, man könnte sagen, häusliche Stellung der Kunst und der Künstler in der besten Zeit der italienischen Republiken entwickelte sich besonders seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu einer allgemeineren Bedeutung. Niemals hat seit den Zeiten der Griechen eine solche Begeisterung für das Geistvolle und Schöne geherrscht, wie damals, und während die frühere Kunstthätigkeit immer aus einem unmittelbaren politischen oder religiösen Bedürfnisse hervorging, ehrte man jetzt den Geist und die Schönheit als solche. Die Werke der Mediceer, unter ihnen die des Lorenzo Magnifico, sind aus dieser Richtung hervorgegangen, desgleichen die Schöpfungen der Herzöge von Urbino, der Gonzaga in Mantua, worüber Gaye in einem Theile des ersten und zweiten Bandes reichliche Briefe und Urkunden mitgetheilt hat. Aber diese Kunstthätigkeit würde nie zu ihrer höchsten Blüthe gelangt sein, wenn derselben nicht gleichzeitig mit dieser freien Richtung auf die Schönheit durch die Päbste der erhabenste Stoff geboten wäre. Die Geschichten der Lokalheiligen und die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, wie wir sie in der ansprechendsten Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit besonders zu Florenz in den Kirchen S. Croce und S. Maria novella oder in dem Campo santo von Pisa sehen, erhalten durch ihre strengen Beziehungen auf die Stadt und die Verhältnisse der Gegenwart zwar eine innere Tüchtigkeit und eine im Leben wurzelnde Grundlage, welche jede phatastische Verirrung ausschlieſst, aber es haftet ihnen dabei auch stets eine gewisse Beschränktheit an. Diese Schranke streift die Kunst in Rom ab; selbst rein lokale Darstellungen aus der Geschichte der Päpste erhalten wegen ihrer Beziehungen auf die ganze Kirche auch einen höheren, allgemeineren und freieren Charakter.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV. XV. XVI. pubblicato ed illustrato con documenti pure inediti dal Dott. Giovanni Gaye.

(Schluſs.)

Die Gemälde des Fiesole in der Kapelle S. Lorenzo, die von Ghirlandajo, Signorelli, Sandro Botticelli, Cosimo Roselli, Pietro Perugino an den Seitenwänden der Sixtinischen Kapelle, die Deckengemälde daselbst von Michel Angelo, die Stanzen und Loggien von Rafael und endlich das jüngste Gericht von Michel Angelo zeigen uns die Stufen dieser höchsten Entwickelung der neueren Kunst. Die Stellung der Kunst zum Leben blieb dabei eine innige und lebendige, weil die Künstler und diejenigen, für welche sie arbeiteten, ganz dieselbe Geistesrichtung theilten, daher auch das vertraute Verhältniſs, welches zwischen den Mediocern oder den Päpsten und den Künstlern statt findet. Von Nicolaus V. und Sixtus IV. hat uns Vasari treffende Züge erhalten, Leo X. war in dieser Beziehung ganz dem Lorenzo Magnifico ähnlich, und derjenige Papst, dessen Schroffheit und Rauhheit in einigen nicht einmal hinreichend beglaubigten Anekdoten verbreitet ist, nämlich Julius II, ist gerade von Hrn. v. Rémohr vielmehr als der wahre Beförderer der Kunst gerechtfertigt. Leider besitzen wir hierüber verhältniſsmäſsig nur wenige urkundliche Berichte; einiges Neue hat Gaye auch hierin zu Tage gefördert; z. B. über die Flucht des Michel Angelo von Rom nach Florenz, als Julius II. seine Rückkehr verlangte, und die Florentiner den Ausweg gebrauchten, den Michel Angelo als ihren Gesandten zu ihm zu schikken (1506), werden hier die Schreiben des Pier Soderini und der Signorie von Florenz mitgetheilt (II, 83, 91). Der Erstere empfiehlt den Künstler, welcher sich sehr vor dem Papste fürchtete, an den Cardinal von Volterra und sagt unter anderen: „Wir thun Euch kund, daſs er, Michel Angelo, ein braver Mensch, und was seine Kunst betrifft, in Italien, vielleicht in der Welt, einzig ist. Er ist von Natur so, daſs er mit guten Worten und mit Freundlichkeit Alles thun wird; man muſs ihm Liebe und Gunst beweisen, dann wird er Sachen machen zum Staunen Aller, welche dieselben sehen." Sehr belehrend ist auch ein Brief (II, 487), worin Sebastiano del Piombo dem Michel Angelo eine Unterredung mit Julius II. beschreibt (15. October 1512), und woraus man sieht, wie jene beiden Künstler vereint das Ansehen des Rafael und seiner Schule zu stürzen suchten; Sebastiano hofft sogar, der Papst werde die Gemälde derselben herunterschlagen und ihn an deren Stelle malen lassen. Von Michel Angelo spricht der Papst mit den gröſsten Lobeserhebungen, fügt aber hinzu, „ma è terribile, come tu vedi, non si pol praticbar con lui."

Mit dem Umschwunge aller politischen Verhältnisse in Europa, welche zugleich die beiden für die Künste so unheilvollen Katastrophen der Plünderung Roms und der Belagerung und Unterjochung von Florenz und von Siena herbeiführten, trat auch eine neue Epoche in der Stellung der Kunst zu dem ganzen Leben ein. Was dann in Florenz geschah, sehen wir in lebendiger und ausführlicher Schilderung bei Vasari und Benvenuto Cellini, und auch der gröſste Theil des dritten Bandes von dem Werke Gayes enthält Briefe und Urkunden über diese Zeit. Mit dem Herzog Cosimo (seit 1537) begann diejenige Stellung der Kunst zum Leben, welche mit wenigen Ausnahmen bis auf die neueste Zeit herrschend geblieben ist; sie wurde zu einem Luxusartikel des Hofes und der demselben nahestehenden Groſsen; eine wahre Anerkennung des Genies, als solchen, verschwindet immer mehr, und statt des tüchtigen Handwerkes oder des freien Verhältnisses von Meistern und Schülern schuf Cosimo zuerst eine dienstthuende Kunstakademie, welche schon

nach wenigen Jahren alle Mifsbräuche zünftiger Beschränktheit und Vornehmheit zeigt. Statt eines offenen Wettkampfes vor den ausgezeichnetesten Bürgern, deren Entscheidung, wie bei den Thüren Ghibertis, wir noch heute als die richtige anerkennen müssen, war jetzt oft das Wichtigste den augenblicklichen Launen und Hofintriguen überlassen, wovon uns die Briefe bei Gaye und die Erzählung des Benvenuto Cellini reichliche Beispiele darbieten. Mit unermüdlicher Sorgfalt hatten die Vorsteher der Bauhütte des Doms während drittehalb Jahrhunderte jeden Theil des Baues und der Ausschmückung desselben geleitet, jetzt wurde ihnen unter dem 24. November 1540 befohlen, nichts ohne Erlaubnifs des Herzogs zu machen oder machen zu lassen, und im folgenden Monate, den 6. December, wurde die ganze Leitung dem Baccio Bandinelli, dem Günstlinge Cosimos und seiner Gemahlin übergeben (II, 498). — Die Erhebung der Caracci und ihrer Schüler konnte eine Zeitlang auf die Kunst einen wohlthätigen Einflufs üben, aber in der allgemeineren Bedeutung und Stellung derselben brachte sie keine Veränderung hervor.

F. Papencordt.

LXVIII.

Ch. Iac. van der Vlis, disputatio critica de Ezrae libro Apocrypho vulgo quarto dicto. Amstelodami, 1839. *P.* 189.

Im ersten Capitel dieser Schrift — sie enthält überhaupt drei Capitel — handelt der Hr. Verf. von der lateinischen Uebersetzung des vierten Buches Esra und bemüht er sich mit glücklichem Erfolg dieselbe zu berichtigen, indem er sie theils mit der arabischen und äthiopischen Uebersetzung zusammenhält, theils ins Griechische zurückübersetzt und die Fehler verbessert, welche die Ungeschicktheit des Uebersetzers oder seine ängstliche Abhängigkeit vom griechischen Original verschuldet hat. Ueber das zweite Capitel, in welchem der Hr. Vf. die äthiopische Uebersetzung kritisch untersucht, steht dem Ref. keine Stimme zu. Es sind überhaupt nur die Untersuchungen des dritten Capitels über das Zeitalter und den Verf. dieses Buches, um derentwillen er vorliegende Schrift hiermit anzeigt, und er braucht es wohl nicht erst zu sagen, dafs er diese Anzeige und die Kritik der Hypothese des Hrn. van der Vlis nur benutzt, um die Frage, die er in seiner Kritik der synoptischen Evangelien angeregt hat, so weit das vierte Buch Esra für sie Bedeutung hat, ihrer Entscheidung entgegenzuführen. Es gilt der Frage, ob es vor dem Auftreten Jesu und vor der Bildung einer christlichen Gemeinde unter den Juden eine messianische Dogmatik gegeben habe, d. h. in Bezug auf den Punkt, der uns hier allein beschäftigt, ob das Buch Esra vor der christlichen Aera geschrieben und ob es — falls seine Entstehung später fiele — rein und allein aus dem jüdischen Bewufstsein oder unter dem Einflufs der christlichen Anschauung entstanden sei. Die Kritiker, welche sich bisher in dieser Angelegenheit ausgesprochen haben, gehen bekanntlich in der Art und Weise, wie sie das Räthsel lösen, sehr weit auseinander, aber — müssen wir hinzusetzen — sie haben auch noch nicht die Frage rein und in ihrem wahren Mittelpunkt fassen können, da sie alle, auch wenn ihnen der Verf. jenes apokryphischen Buches als Jude gilt, darin übereinstimmen, dafs es längst vor dem Auftreten Jesu eine messianische Dogmatik unter den Juden gegeben habe. Mögen sie daher zu dem Resultat kommen, der jüdische Verf. dieses Buches habe vor der christlichen Aera oder hundert Jahre nach der Geburt Jesu geschrieben — in jedem Falle steht es ihnen fest, er habe als Jude und rein und allein aus der jüdischen Anschauung heraus geschrieben. Sobald wir dies — wie es nicht anders recht und billig ist, — als eine blofse Voraussetzung bezeichnen, so wird man sogleich merken, wo wir hinaus wollen und was wir für die letzte Spitze der Frage halten. Einerseits fragt es sich allerdings, wann der Verf. geschrieben habe; ergibt es sich aber, dafs er wenigstens hundert Jahre nach der Geburt Jesu seine Schrift verfertigt hat und dafs er als Jude sie verfafst habe, so fragt es sich, ob er sie nur als Jude, als mere Judaeus und nach den Anschauungen, die von jeher den Juden festgestanden hatten, geschrieben habe.

Ehe wir nun die Auffassung des Hrn. van der Vlis und die Kritik, welcher er die Ansichten seiner Vorgänger unterwirft, untersuchen, werden wir, um dem Leser die Acten des Processes vorzulegen, die Vision des Esra, auf welche es zunächst ankommt, in Kurzem angeben.

Esra — das ist die erdichtete Situation des Ganzen — lebt in Babylon, beklagt den Fall der Theokratie, die Verlassenheit des Volks und die Zerstörung des Heiligthums. Es ist im dreifsigsten Jahre der Gefangenschaft C. 1, 1. 2. *) Nach mehreren andern Visionen sieht Esra (C. 11.) im Traum einen Adler aus dem Meere aufsteigen. Das Thier hat 12 Flügel, 3 Häupter und unter den Flügeln sperrten sich 8 kleinere Federn auseinander. Die Häupter schwiegen, das mittlere war aber gröfser als die beiden andern. Der Adler flog über die ganze Erde hin, um sich Alles, was unter dem Himmel ist, zu unterwerfen und Niemand konnte ihm widerstehen. Darauf stellte er sich hin und sprach — aber seine Worte kamen mitten aus seinem Leib — zu den Flügeln: schlafet, aber wachet jeder zu seiner Zeit; jedes der Häupter soll aber erst in der letzten Zeit wachen. Darauf richteten sich die Flügel einer nach dem andern auf, um zu herrschen: zu demjenigen, der sich als der zweite aufrichtete, war gesagt worden, Niemand nach ihm werde die Herrschaft so lange besitzen wie er, ja nicht einmal halb so lange herrschen. Mit den 12 Flügeln gingen auch 2 der Federn unter, so dafs nur 6 blieben, von denen sich 2 unter den Schutz des rechten Hauptes stellten, während die noch übrigen Viere zu herrschen gedachten. Nachdem zwei von ihnen bald nach einander untergegangen waren, die zwei Uebrigen aber zu herrschen begannen, vereinigte sich das mittlere Haupt mit den beiden andern und frafs mit ihnen die zwei Federn. Das mittlere Haupt herrschte nun und zwar mit gröfserer Härte als alle Flügel, die vor ihm geherrscht hatten. Als es umgekommen war, frafs das rechte Haupt das linke, so dafs es mit den beiden Federn, die sich unter seinen Schutz gestellt hatten, allein übrig blieb. Da sieht Esra, wie sich plötzlich ein Löwe auf dem Felde erhebt, den Adler als das vierte der Thiere, die über die Erde herrschen sollten, anredet und ihm das Ende seiner Macht ankündigt. Sogleich kommt in der That das letzte Haupt um und es bleiben nur noch die zwei Federn; sie reissen die Herrschaft an sich und kommen gleichfalls nach einer kurzen aber unruhigen Regierung um.

*) Wir citiren nach der lateinischen Uebersetzung des äthiopischen Textes, die Laurence gegeben hat.

Der Engel, welcher dem Esra die andern Visionen erklärte, deutet ihm auch das Gesicht vom Adler (C. 12.). Dieses Thier nämlich ist das vierte Weltreich, von welchem dem Daniel schon geoffenbart worden sei, — das römische. Die 12 Flügel sind 12 Könige, von denen der zweite länger als alle andern herrschen würde. Dafs jene Stimme mitten aus dem Leibe des Thieres kam, bedeute die innern Unruhen, welche in diesem Reiche entstehen würden. Auch die 8 Federn sind Könige, aber ihre Herrschaft wird nicht lange dauern. Zwei von ihnen kommen bald um, die Herrschaft der Viere wird sich länger erhalten, die zwei letzten aber werden für das Ende aufbewahrt. Auch die drei Häupter sind Herrscher und zwar die härtesten und unternehmendsten, weshalb sie auch als die Häupter des Adlers erscheinen. Das mittlere ist das gröfseste und bezeichnet einen König, der, obwohl unter Qualen, auf dem Bette sterben wird: die beiden andern kommen durch das Schwerdt um. Die zwei letzten Federn werden zur Zeit des Endes aufstehen, wann die Verwirrung der Welt ihren höchsten Grad erreicht und der Löwe, d. h. der Messias kommt, um dem Weltreich ein Ende zu machen, die Bösen zu vernichten, den Rest seines Volkes zu erlösen und in Freuden leben zu lassen, bis der Tag des Gerichts kommt.

Laurence, dessen Ansicht Hr. van der Vlis zuerst beurtheilt, erklärte diese Vision in folgender Weise. Die zwölf Flügel sind zwölf römische Könige. Numa Pompilius, der zweite, hat ja wirklich sehr lange regiert! Da aber die Geschichte nur von 7 Königen weifs, woher kommen die übrigen fünfe? In der Vision C. 11, 23. 24., antwortet Laurence, wird gesagt, dafs einige von den 12 Flügeln sich zwar erhoben, aber nicht wirklich zur Herrschaft kamen; das sind also, fährt Laurence fort, Appius der Decemvir, Spurius Manlius, Marcus Manlius und die beiden Gracchen. Wer sind nun die 8 Federn und drei Häupter? Die beiden ersten Federn, antwortet Laurence, sind Sulpicius und der ältere Marius, die auf ihre eigene Hand die Herrschaft zu erringen suchten. Von den übrigen vieren sind die beiden ersten Cinna und der jüngere Marius, die beiden letzten Carbo und Sertorius, denn diese sind es, welche das mittlere Haupt, nachdem es sich mit dem rechten und linken Haupt vereinigt hatte, frafs. Das mittlere Haupt sei nämlich Sulla, das linke

Pompejus, das rechte Cäsar. Die beiden Federn endlich, die sich unter dem Schutz des rechten Hauptes stellten und nach dessen Sturz zu herrschen suchten, seien Lepidus und Antonius.

Pseudo-Esra hat also, schliefst Laurence, nach dem Sturz und Tod des Antonius geschrieben; aber eben so gewifs sei es, dafs er sein Buch vor der Zeit, da Octavius den Titel des Augustus annahm, verfafst habe; d. h. nach dem Jahre 28 und vor dem Jahre 25 v. Ch.

Gfrörer (das Jahrh. des Heils I, 81.) hatte gegen Laurence bemerkt, nach seiner Voraussetzung „müfsten wir nothwendig annehmen, dafs der Verf. des apokryphischen Buches Esra seine Kenntnifs der römischen Geschichte in irgend einer Tory-Schule aus dem Livius, zum Theil auch aus Cicero geschöpft habe". Ferner, sagt Gfrörer p. 82, „warum sollten unter den fünf Scheinkönigen, welche zu den sieben historischen beigefügt werden müssen, gerade die von Laurence bezeichneten Männer und nicht viele Andere, die eben so gut der Vorwurf des Ehrgeizes trifft, gemeint sein"? Hr. van der Vlis stimmt in diesem Bedenken Gfrörern bei, ohne indessen weitere Instanzen gegen Laurence geltend zu machen. Gfrörer (ebend.) bemerkt jedoch und gleichfalls mit Recht, Laurence übersehe, dafs nach dem Texte des Buches das letzte der drei Häupter noch lebe, wenn der Messias auftritt, und wenn wir hinzufügen, was Gfrörer übersehen hat, dafs auch die beiden letzten Federn noch erst durch den Messias fallen sollen, können wir noch bemerken, dafs die Theilung der Herrscher, welche Laurence angestellt hat, im Texte durchaus nicht berechtigt ist. Dafs sieben Könige über Rom geherrscht haben, war doch zu bekannt, mufste wenigstens einem Manne, welcher die älteste Geschichte Rom's in ein apokalyptisches Bild verweben wollte, bekannt sein; sollte sie also der Verf. jenes Buches, wenn er sie zu den Zwölfen rechnete, gar nicht hervorgehoben haben? Hätte er nicht die Fünf- und die Sieben-Zahl bestimmter unterscheiden müssen? Er hat es nicht gethan, er vertheilt vielmehr die Zwölfe so, dafs an jeder Seite des Adlers sechs Flügel befindlich sind, — er hat also an die sieben Könige Rom's nicht gedacht.

Gfrörer, dessen Erklärung Hr. van der Vlis auch beurtheilt, glaubte die Sache so zu lösen: die zwölf Flügel sind zwölf römische Kaiser. Der erste ist Julius Cäsar, der zweite, der am längsten regiert, Augustus und die folgenden sind Tiberius, Cajus, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vindex, Nymphidius, Piso Licinianus. Galba, Otho und Vitellius seien diejenigen, von welchen Esra sage, dafs sie nur kurze Zeit regieren würden, die drei letzten endlich seien es, die nicht einmal wirklich zur Herrschaft kommen würden (a. a. O. p. 83. 84).

Gfrörer (a. a. O. p. 79) sagt selbst, „bei der Deutung des Einzelnen müsse man sich sehr hüten, dem Verf. des Buches eine zu genaue Kenntnifs der Geschichte Roms unterzulegen". Er hat aber selbst seine eigne Warnung bald genug vergessen und keinesweges Recht dazu, sich über Laurence lustig zu machen. Pseudo-Esra, der nach seiner Rechnung unter Domitian schrieb, konnte doch unmöglich so genau über die geheimen Absichten des Vindex und Nymphidius unterrichtet sein, noch von der Stellung des Piso Etwas wissen, wenn er nicht so genau die alten Quellen und Annalen studiren konnte, wie Schlosser, auf dessen Geschichte der alten Welt III, 1, 236 flgd. Gfrörer verweist. Gfrörer sagt ferner (a. a. O. p. 84): „dafs es gerade drei seien, welche kurz regieren, und ebenfalls drei, welche die Gewalt gar nicht erringen, sagt der Text allerdings nicht, wohl aber die Geschichte jener Zeit, welche dem Verf. unseres Buches bekannt sein mufste". Davon aber abgesehen, dafs die geheimen Absichten eines Vindex und Nymphidius dem Verf. nicht bekannt sein konnten, so hat Gfrörer übersehen, dafs der Verf. es nicht andeutet, dafs es gerade drei sein würden, die nur kurze Zeit regieren und gerade drei, die nicht einmal den Thron besteigen würden. Unter den drei Häuptern versteht Gfrörer die Flavier Vespasian, Titus, Domitian; unter den 8 Federn 1) Herodes den Gr. und Agrippa I., die mit den 12 Flügeln verschwanden, 2) die vier Rädelsführer der jüdischen Empörung, nämlich Eleazar, Johannes von Gischala, Simon Ben-Givra und Johannes den Idumäer, von denen „der vierte und erste durch die Juden umkamen, die beiden mittleren dem Vespasian — dem mittleren Haupte — erlagen". 3) Die zwei letzten Federn sind Agrippa II. und Berenice (a. a. O. p. 85—91).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Ch. Jac. van der Vlis, disputatio critica de Ezrae libro Apocrypho vulgo quarto dicto.

(Fortsetzung.)

Mit Recht bemerkt Hr. van der Vlis gegen diese Deutung, dafs sie schon deshalb falle, weil nach dem Texte die 8 Federn nach den 12 Flügeln und zwar über dasselbe Reich herrschen sollten — wie kann also 1) gesagt werden, dafs Herodes und Agrippa I. die zwei ersten Federn seien, die mit den 12 Flügeln verschwanden, da nach dem Tode derselben die meisten dieser Zwölfe erst noch herrschen sollten? 2) von den vier folgenden Federn sollen nach dem Texte zweie wirklich zur Herrschaft kommen: kann das aber von jenen Rädelsführern gesagt werden? 3) die zwei letzten Federn sollen die letzten Feinde sein, mit denen der Messias zu kämpfen haben wird — und für diesen letzten Kampf sollen Agrippa II. und Berenice aufgehoben sein? Dafs die drei Häupter schweigend genannt werden, erklärte endlich Gfrörer daraus, dafs die Schweigsamkeit eine Eigenschaft Vespasians gewesen sei — aber nie hat er davon einen Beinamen erhalten — und dieser Beiname — der nie existirt hat — auf sein Geschlecht übertragen sei. Oder vielleicht — vermuthet Gfrörer — ist dieser Beiname aus einem Anklang des Namens Domitian mit dem hebräischen Worte דום = schweigen entstanden. Hr. van der Vlis bemerkt dagegen richtig, dafs die drei Häupter nur deshalb schweigend genannt werden, weil sie zuletzt herrschen sollen, also bis ihre Zeit kommt, sich still verhalten müssen.

Zurückhaltender und nicht so dreist zufahrend wie Gfrörer, hat sich Lücke über diese Frage geäufsert. Auch er sieht in den zwölf Flügeln des Adlers die ersten zwölf römischen Kaiser. Cäsar ist der erste und nach der gewöhnlichen Rechnung, die Nichts von einem Kaiser Vindex oder Nymphidius weifs, Domitianus der zwölfte. Demnach, schliefst Lücke, würde der Verf. des Buches Esra unter Nerva geschrieben haben. Es könne aber auch sein, dafs der Verf. etwas anders rechne und vielleicht den Otho auslasse: dann würde Nerva der zwölfte sein und die Abfassung des Buches in die Zeit Trajan's fallen. Was die 8 Federn betrifft, so scheint es Lücke „am natürlichsten, sie auf Könige oder Reiche zu beziehen, welche den Römern unterworfen waren", wonach es zuzugeben sei, dafs sechs von jenen Federn „eine historische Beziehung auf Vergangenes haben". Das sei aber gewifs, dafs zwei von ihnen als zukünftig zu denken seien, eben so wie die drei Häupter. „Diese letzteren seien vielleicht die allgemeinen antichristlichen Gewalten, welche in der Offenbarung des Johannes als der Antichrist, das falsche Prophetenthum und der Teufel bezeichnet werden" (Lücke, Einleitung in die Offenbarung Johannis p. 112—114) *).

Wieder mit Recht bemerkt dagegen Hr. van der Vlis, dafs die 8 Federn und die drei Häupter Herrscher desselben Reiches sind, welchem die 12 Flügel vorgestanden haben, also — was die Federn betrifft, nicht Unterkönige sein können.

Sehen wir nun, ob der Hr. Verf. besser als seine Vorgänger die Vision zu deuten weifs. Wir brauchen aber nicht viel Worte zu machen — seine Deutung ist im Wesentlichen die des Laurence. Er rechnet von Romulus an, schreibt aber dem Pseudo-Esra nicht die Gelehrsamkeit zu, mit der ihn Laurence beschenkt hat. Nur das sei dem Verf. des apokryphischen Bu-

*) Müfste man demnach irgend eine Abhängigkeit des Pseudo-Esra von der Apokalypse voraussetzen, so könnte man die Vermuthung noch weiter treiben und muthmafsen, dafs die zwei letzten Federn der Gog und Magog der Apokalypse sind. Natürlich nur in dem Sinne, dafs Pseudo-Esra nur die Dreizahl der mächtigsten Feinde und die Zweizahl der letzten frei in seine Schrift verarbeitet habe.

ches bekannt gewesen, dafs der zweite römische König länger als alle Uebrigen geherrscht habe, sonst sei ihm von den ersten Königen und von den Consuln Roms weiter Nichts bekannt gewesen, als dafs es Einige gegeben habe, die da herrschen wollten, aber nicht zum Ziele kamen. Ja, mit der Zwölfzahl der Flügel habe er überhaupt nur eine grofse, keineswegs aber eine bestimmte (sed non definitum) Zahl von Königen, die von Anfang an geherrscht hätten, angeben wollen.

Müssen wir jetzt schon verwundert fragen, wie denn Pseudo-Esra zu seiner Kenntnifs von der langen Dauer der Regierung Numa's kam, wenn er so äufserst wenig, ja fast gar Nichts, oder vielmehr wirklich gar Nichts Bestimmtes von der früheren Geschichte Roms wufste, oder wie er es sich unterstehen durfte, die Zwölfzahl zu gebrauchen, wenn er über diese Geschichte so unwissend war, so häufen sich die Schwierigkeiten, wenn wir den folgenden Theil der Deutung hören.

Die zwei Federn, die mit den 12 Flügeln umkommen, gehören mit diesen dem unbekannten Lande an, in welchem Pseudo-Esra nur den Einen Punkt, die lange Regierung des zweiten Königs von Rom kannte. Dagegen die folgenden 9 Herrscher (die noch übrigen 6 Federn und die drei Häupter) und nur sie kannte Esra mit ihren Namen (9 solummodo ultimos nominatim cognovit). Sulla ist das mittlere Haupt, Cäsar das rechte, Pompejus das linke. Gemeinschaftlich mit Pompejus vernichtete Sulla die Marianische Parthei, er bekämpfte Marius den jüngern, Pompejus den Carbo — die beiden andern Federn von den Vieren, welche vor diesen auftraten, sind also Marius der Vater und Cinna. Cäsar ist das rechte Haupt, welches das linke (den Pompejus) frifst und die beiden letzten Federn, den Lepidus und Antonius unter seinen Schutz nimmt, bis er auch fällt und das letzte Ueberbleibsel des Adlers, Lepidus und Antonius die Herrschaft antreten.

Bald nach Cäsars Tod, schliefst nun der Hr. Vf., ist das Buch Esra geschrieben, als jene beiden noch herrschten. Vom Octavian und dem Triumvirat habe der Apokalyptiker Nichts gewufst.

Wie aber konnte er — müssen wir nun fragen — Cäsar, Pompejus und Sulla zu einem Triumvirat zusammenstellen, wenn er so bald nach des Erstern Tode schrieb? Wie konnte er (C. 11, 34. 35.) sagen, das mittlere Haupt habe sich mit den beiden andern Häuptern wider die Gegenparthei verbündet, wenn Sulla das mittlere, Cäsar das rechte Haupt ist? Es hilft dem Hrn. van der Vlis Nichts zu sagen, der Verf. habe sich geirrt — über Cäsar, der sein Zeitgenosse war, konnte er sich nicht so arg irren, solch ein Schnitzer mufste ihm rein unmöglich sein — kurz die Hypothese, die unser Kritiker aufgestellt hat, fällt hier unaufhaltsam zu Boden und wir brauchen nicht erst noch zu bemerken, dafs Octavian sogleich nach Cäsar's Tode als Rächer für seinen Grofs-Oheim auftrat, dafs Antonius und Lepidus nur im Verhältnifs zu ihm Bedeutung haben, und dafs er sehr bald mit ihnen das Triumvirat bildete. Jedermann der diese kannte, mufste auch ihn kennen und für bedeutend halten.

Wenn das Fleisch an der Hypothese des Hrn. Verfs. bis auf den letzten Faser verschrumpft und verschwindet, so bleibt doch ein Theil des Knochengebäudes. Ganz nämlich kann dieses Gerüste nicht bleiben, denn meint der Hr. Verf., die Zwölfzahl der Flügel komme daher, weil der Adler, wie die Ornithologie lehre, in jedem Flügel sechs Schwungfedern habe und diese von dem Apokalyptiker in Flügel verwandelt seien, so ist es gewifs kein übertriebener Zweifel, wenn wir uns nicht so leicht überreden können, dafs Pseudo-Esra ein so gewaltiger Ornithologe gewesen sei, wie er es sein müfste, wenn jene zwölf Flügel dieser Combination ihren Ursprung verdanken sollten. Aber haltbar und sicher treffend ist die Bemerkung des Hrn. Verfs., dafs die Eilfzahl der Federn und Häupter (8 + 3) dem Buche Daniel, nämlich der Beschreibung des vierten Thieres, welches man für das Symbol des römischen Reiches hielt, entlehnt sei. Hr. van der Vlis hat diese schon von Andern vor ihm betretene Spur noch weiter und mit gutem Glück verfolgt. Das eilfte und zuletzt hervorbrechende Horn jenes Danielischen Thieres macht nämlich, indem es hervorbricht, dafs drei andere abfallen (Dan. 7, 8.), so frifst das rechte Haupt 1) das linke und 2) die beiden letzten Federn unterwerfen sich ihm.

Hr. van der Vlis sagt sogar, der Verf. mufste (debuit) von dem letzten Haupte Etwas erzählen, wodurch es dem eilften Horn des Danielischen Thieres ähnlich wurde. Wenn er aber mufste, können wir

dann noch daran denken, dafs er in diesem Theile der Vision Geschichte, wirklich Erlebtes, vergangene Begebenheiten berichte? Wenn er von 11 Königen spricht, weil er mufste, weil diese Zahl seit Daniel als die bestimmte Zahl der letzten feindlichen Macht, mit welcher der Messias zu kämpfen haben würde, feststand, wenn er aber in Wirklichkeit Nichts von so viel Königen wufste, kann es uns dann noch möglich sein, in dieser ganzen Parthie der Vision Ereignisse zu sehen, welche der Verf. bereits erlebt habe? Nichts weniger als diefs. Der Apokalyptiker hat a priori construirt.

Wir können sogar bestimmen, von welchem Punkte an: Natürlich von da an, wo die Eilfzahl eintritt. Woher käme sonst die unbestimmte Haltung der Anschauung, dafs nach den ersten Zwölfen 8 Könige herrschen, zwei von diesen aber mit den Zwölfen untergehen sollen? Woher käme ferner die einförmige, mechanische und der Wirklichkeit fremde Composition, dafs immer zweie von den acht Königen zusammen stehen und fallen? zwei kommen mit den 12 Flügeln um, zwei von den nächsten vieren gehen bald unter, nachdem sie die Herrschaft erreicht hatten, während die zwei andern von den verbündeten Häuptern vernichtet werden, die zwei letzten endlich, die sich anfangs dem rechten Haupte unterwerfen, sind für die letzte Krisis aufbewahrt. Diese Gleichförmigkeit findet sich nicht in der Geschichte, sondern nur in der dürren Phantasie eines Apokalyptikers.

Wenn Pseudo-Esra sagt, im dreifsigsten Jahre nach dem Untergang der Theokratie seien ihm diese Visionen erschienen, so schliefsen daraus Lücke und Gfrörer, dafs unser Apokalyptiker im dreifsigsten Jahre nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer geschrieben habe. Mit Recht! Soweit wenigstens hatten sie Recht, dafs der Fall der heiligen Stadt überall in diesem Buche vorausgesetzt werde. Hr. van der Vlis mufs natürlich nach seiner Grundansicht dieser Erklärung widersprechen, aber gegen die klaren Worte des Textes kann er Nichts ausrichten. Der jüdische Staat ist C. 1, 1. gefallen, Zion ist C. 1, 2. zerstört, das Volk ist seit dreifsig Jahren verworfen C. 1, 29., so bestimmt und ausführlich, als es nur verlangt werden kann, beschreibt der Apokalyptiker C. 10, 28—36., dafs das Heiligthum zerstört ist und der heilige Dienst nicht mehr verrichtet wird — Zion ist C. 12, 51. verbrannt.

Bestimmter kann die lebendige geschichtliche Voraussetzung des Buches nicht hervortreten. Bedenken wir nun, dafs die 11 letzten Könige nichts als apriorisches Machwerk sind, dafs ein Mann, der Nichts von der ältesten Geschichte Roms wufste, auch von der vermeintlichen langen Regierung eines Numa Nichts wissen konnte, so ist es klar, dafs die ersten zwölf Herrscher von Cäsar an gerechnet werden müssen und dafs der zweite, der länger als alle Anderen regiert, Augustus ist.

Dann müfste aber, antwortet Hr. van der Vlis, der Verf. des Buches der Ansicht gewesen sein, dafs „seit der Kaiserzeit ein neues römisches Reich entstanden sei". Weshalb aber ein neues? Die frühere Gestalt der römischen Herrschaft ging den Juden, der ohnehin von ihr Nichts wufste, Nichts an, ihn interessirte nur die Kaiser-Macht, welche die Theokratie gestürzt hatte, für ihn gab es nur das kaiserliche Rom d. h. das Rom, welches auf den Schauplatz trat, nachdem die ersten drei apokalyptischen Thiere, die babylonische, die persische und die griechische Macht gestürzt waren. Würde aber nicht der Verf., fährt Hr. van der Vlis fort, den Vespasian, den Zerstörer des Tempels besonders schwarz geschildert haben? Wozu, antworten wir, nur bei diesem Kaiser „die schwarze Kohle" gebrauchen, da die Herrschaft des Adlers überhaupt (C. 12, 17.) als die fürchterlichste geschildert ist? Der Adler überhaupt ist ja verderbenbringend.

Dafs die Zerstörung Jerusalems durch die Römer für Esra wirklich schon vergangen ist, beweist die Vision, welche dem Gesicht vom Adler vorhergeht. Es erscheint dem Seher ein Weib, welches den Tod ihres Sohnes beweint und untröstlich über ihren Verlust in die Einöde geflohen ist. Während Esra ihr den unendlich gröfseren Verlust Zions entgegenhält, leuchtet auf einmal ihr Antlitz mit wunderbarem Glanze und statt ihrer steht die wiederaufgerichtete Stadt da C. 9, 38—10, 41. Das Weib ist, wie nachher dem Seher vom Engel erklärt wird, selber Zion oder die Gemeinde als Substanz, der Tod ihres Sohnes ist der Fall Jerusalems und ihre Verwandlung und Verherrlichung ist die Herabkunft des himmlischen Jerusalems.

Auch durch diese Vision läfst sich der Hr. Verf. an seiner Ansicht nicht irre machen; die Erwartung des himmlichen Jerusalem sei sehr alt, sagt er, und habe längst vor der Zerstörung der heiligen Stadt

durch Vespasian geherrscht. Wir antworten bloſs: wo sind die Beweise? Man wird sie schuldig bleiben.

Ist es nun gewiſs, daſs Pseudo-Esra nach der Zeit Vespasians geschrieben habe und daſs die zwölf ersten Fürsten des römischen Weltreichs von Cäsar an zu zählen sind, so ist damit noch nicht ausgemacht, unter welchem Kaiser der Verf. geschrieben habe. Denn dürfen wir darüber gewiſs sein, daſs er von den Dreien, die vor Vespasian auf kurze Zeit den Thron einnahmen, keinen ausgelassen habe? Hat er alle drei, den Galba, Otho und Vitellius gekannt? Ja, hat er sie überhaupt gekannt? Das ist gewiſs, die Reihe der Zwölf ist für den Verf. noch nicht vollständig abgelaufen, weil mit ihrem Schluſs die Herrschaft und der Fall der ersten zwei — schon dem A priori angehörenden — Federn zusammenhängt und die Zwölfzahl überhaupt selbst auch eine a priori gebildete ist.

Nicht einmal der Umstand, daſs nach der vorausgesetzten Situation des Verfs. dreiſsig Jahre seit dem Fall Jerusalems verflossen sind, kann uns über die Zeit, wann das Buch geschrieben ist, Gewiſsheit geben. Dürften wir vielleicht die Muthmaſsung wagen, daſs der Verf. den Anfang seiner Schrift nach dem Anfang der Schrift des Ezechiel (C. 1, 1.) gebildet und das dreiſsigste Jahr, von dem Ezechiel spricht, etwa gar bei einem oberflächlichen Hinblick für das dreiſsigste der Gefangenschaft gehalten habe? Die Uebereinstimmung des Anfangs macht die Sache sehr wahrscheinlich. In jedem Falle, auch wenn der Anfang dieser apokryphischen Schrift der Nachahmung gerade diese Bestimmtheit verdankt, bleibt es dabei daſs der Verf. wenigstens dreiſsig Jahre nach dem Fall Jerusalems geschrieben habe — er hätte sonst jene Situation nicht bilden können — aber es ist möglich, daſs bereits schon einige Jahre mehr seit jenem Ereigniſs verflossen waren. Frühestens hat er beim Ausgang des ersten Jahrhunderts nach Christo geschrieben, aber, wie gesagt, seine Schrift kann auch erst im Anfang des zweiten Saeculum entstanden sein.

Darin könnte noch eine Schwierigkeit zu liegen scheinen, daſs die eilf letzten Fürsten dem Verf. noch zukünftig sind, während es doch eine Grundvoraussetzung seines Buches ist, daſs das Gericht über das Weltreich nicht mehr fern sei. Er ist aber gescheidt genug, dem Leser das Urtheil über die Zeit des Endes zu überlassen, danach solle nämlich die Nähe oder Ferne des Endes abgemessen werden, wie viel von den bestimmten Zeichen schon in Erfüllung gegangen sei (C. 9, 1.), und sodann hat er für sich und seine Zeitgenossen, wenn sie gar zu begierig das Ende erwarteten, die Schwierigkeit auf eine sehr bestimmte Weise gelöst: die acht letzten Fürsten (die Federn), in deren Zeit auch die drei Häupter fallen, werden nur äuſserst kurze Zeit regieren (C. 12, 24.) Der Verf. hat also, wie man sieht, für alle Fälle gesorgt.

Gegen die Bestimmung des Zeitalters, die wir nun die richtige nennen müssen, wendet Hr. van der Vlis noch ein, daſs das Buch sehr alt sein muſste, wenn es Clemens Alex. für eine Schrift des Esra hielt. Wie viel Zeit bleibt aber seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts bis zum Ende desselben! Mehr als nöthig ist, wenn man bedenkt, wie schnell in jener Zeit nicht nur anonyme Schriften angesehene Verff. zugewiesen erhielten, sondern auch untergeschobene Schriften zu dem Ruf eines vielhundertjährigen, ja sogar tausendjährigen Alters gelangten, je nachdem der Mann, dem sie zugeschrieben waren, früher oder später gelebt hatte.

Mit der Frage, ob der Verf. des Buches Esra ein Jude oder Christ sei, konnt Hr. van der Vlis — wie sich von selbst versteht — sehr kurz umspringen; für ihn existirt sie gar nicht, da es so gewiſs sei, daſs das Buch bald nach Cäsar's Tod geschrieben ist, andererseits reicht es für ihn hin, auf die Untersuchungen von Laurence und Lücke zu verweisen, aus welchen es sonnenklar hervorgehe, daſs Pseudo-Esra ein Jude gewesen sei. Allein er hätte doch bedenken sollen, daſs Lücke Anklänge der christlichen Ansicht in diesem Buche zu finden glaubte und daſs die genauere Untersuchung der religiösen und dogmatischen Vorstellungen von ihrer Seite auch noch Instanzen zur Bestimmung des Zeitalters, in welchem der Verf. schrieb, liefern könnte, ja liefern muſs.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Ch. Iac. van der Vlis, disputatio critica de Ezrae libro Apocrypho vulgo quarto dicto.

(Schlufs.)

Die jüdische Färbung des Ganzen beweist noch nicht, dafs der Verf. des Buchs als reiner, einfacher Jude geschrieben habe. Auch in der Offenbarung des Johannes erscheint das neue Jerusalem am Ende der Zeiten, auch hier gehören die auserwählten Heiligen den Stämmen Israel's an, deren Namen selbst an den zwölf Thoren des neuen Jerusalem's geschrieben stehen.

Lücke hat sogar daran erinnert, dafs Mehreres im Buche Esra mit den Anschauungen in der Offenbarung des Johannes sehr übereinstimme. Das Gesicht von dem trauernden Weibe, das ihren Sohn verliert, in die Einöde flieht und als die Gemeinde des neuen Jerusalems wieder verklärt wird, hat an der Vision Offenb. Joh. 12 das treffendste Gegenbild. Der Löwe, welcher nach Esra den Messias repräsentirt, ist aus dem Saamen David's (C. 12, 37): wer denkt nicht an den Löwen Juda's der Apokalypse? Pseudo-Esra unterscheidet eine zwiefache Ankunft des Messias: bei der ersten wird der Löwe vom Hause David's das Reich des Adlers vernichten, die Erwählten des Volks erlösen und diese werden vierhundert Jahre hindurch sich eines ungestörten Glücks zu erfreuen haben, bis der Messias zum zweitenmale kommt, das letzte Gericht hält und nach dem Untergange der vergänglichen Welt die neue, herrliche Welt geschaffen wird (C. 5, 29—33. 12, 37—41). Zur Zeit des letzten Gerichts werden den Messias noch einmal alle Völker bekämpfen, der aber wird auf dem Berge Zion stehen, alle Feinde mit ihren Sünden vernichten und die unvergängliche Welt, das himmlische Jerusalem wird den Auserwählten geschenkt werden (C. 13). Will man ein treueres Abbild der Anschauungen der Apokalypse?

Wir erinnern aufserdem noch daran, dafs die Zeichen des Endes (C. 3, 1—19 und öfter) fast mit denselben Worten wie in der grofsen Rede Jesu über die letzten Dinge angegeben werden. Die Unterscheidung dieser Welt und der kommenden (z. B. C. 8, 1. 2) ist in diesem Buche eine stehende Formel. Dafs die Frage über die Nähe oder Ferne des Gerichts so dringend gestellt und so ausführlich behandelt wird wie z. B. C. 3, 52 flgd., wäre rein unerklärlich, wenn wir hier nicht den Einflufs der christlichen Anschauung annehmen dürften. Erst nach der theoretischen Ausbildung des christlichen Princips konnte so bestimmt von der Erbsünde gesprochen und Adam die Bedeutung beigelegt werden, dafs um seinetwillen die Menschen leiden müssen, wie so oft z. B. C. 1, 22. 2, 38. 4, 62. 5, 11. 6, 21. 7, 20 geschieht.

Versetzen uns nun alle diese Anschauungen in die christliche Zeit und erinnern die oben von Lücke bemerkten Anklänge an die Offenbarung des Johannes, so müssen wir noch weiter gehen und zu behaupten wagen: Pseudo-Esra mufs entweder diese Schrift gelesen oder in einem Kreise gelebt haben, in welchem ihre Anschauungen bereits bis ins Einzelne Gemeingut geworden waren. Dafs den Gerechten der paradisische Baum des Lebens in der kommenden Welt bestimmt sei (C. 8, 62), diese Anschauung kann nur aus der Apokalypse entnommen sein; Niemand wird daran zweifeln, wenn er sogleich in den folgenden Versen liest, dafs in der zukünftigen Welt der Tod ausgerottet, die Hölle verschlossen, jeder Schmerz gestillt und der Schatz des Lebens geöffnet sein wird. Die merkwürdigste Uebereinstimmung findet sich aber in der Beschreibung des Thieres, mit welchem der Messias zuerst zu kämpfen haben wird. In der Apokalypse hat das Thier sieben Köpfe, welche die Könige des Weltreichs bezeichnen, aufserdem aber 10 Hörner, welche auch Könige bezeichnen. Nach Pseudo-Esra hat es 12 Flügel und aufserdem die angegebenen 11 Zeichen. Pseudo-Esra sowohl wie der Apokalyptiker

„wird, dafs die äufsere Atmosphäre so bedingend ein-„wirkt, war bis jetzt immer in ein tiefes Dunkel ge-„hüllt, welches eine gehörige Auseinandersetzung der „Gesetze des Athmungsprocesses so ziemlich, nach „meiner Meinung, verscheuchen wird". Wir werden eingeladen, dem Lichte nachzugehen, das in unsre Nacht scheinen soll, und wollen es mit Freudigkeit, aber auch mit Mifstrauen unternehmen.

Wir haben zuvörderst eine kleine Bemerkung über die Ueberschrift zu jenem gefeierten Buche des *Hippokrates* zu machen. Erstlich ist die Uebersetzung de aëre durchaus falsch; *Hippokrates* spricht nicht sowohl von der Atmosphäre, als namentlich von den Winden, die ihm, nach jener, in dieser Schrift hervortretenden Grundlehre des *Empedokles*, unter der Quaternionform erscheinen und hiemit den Locis parallel laufen. Sodann ist zu bemerken, dafs jene Ueberschrift Drei Elemente namhaft macht, *Luft*, *Wasser*, *Erde*; das vierte: Das *Feuer* ist nicht benannt. Was mag diefs wohl bedeuten? Zu vermuthen steht, dafs jenes ausgelassene Element, das Feuer, defshalb nicht genannt ist, weil eben dasselbe, als Lebensprincip, als Calidum iunctum, dasjenige Element ist, das in dem lebendigen Organismus mit jenen drei genannten in Conflict kommt. In dem Buche wird mithin die Lehre des *Hippocrates* vom Verhältnisse der Aufsenwelt zum Lebensprincipe, dem, der drei Elemente gegen ein viertes, dargestellt. Soviel zum näheren Verständnifs der Hippokratischen Lehre von der Atmosphäre, wodurch es gewifs wird, dafs er, wenigstens in jenem Buche, keinen gröfseren Werth auf diefs Element legt, als auf die drei übrigen. Gröfseren Nachdruck erhält dasselbe in dem Buche de flatibus, wo sie *μέγιστός ἐν ἅπασι τῶν συμπτωμάτων δυνάστης* genannt wird. Nur herrscht in diesem — unächten Buche eine durchweg andre Theorie, als in dem oben angeführten.

Unsers Verfs. Lehre ist nun in den wenigen Worten der Einleitung also ausgesprochen: „die Atmosphäre 79 vol. Stickst. 21 vol. Sauerst. hat noch andre Gase beigemischt, Kohlensäure und Wasserstoffgas u. s. w. *die in die Blutkrasis übergehn, und hieraus auf die Nervensysteme wirken.* Es ist diefs das Thema, dessen Variationen der Inhalt des voluminösen Buches ausmachen.

Diefs Unternehmen mit einer tüchtigen Basis zu versehen, wird mit dem tiefuntersten Stande des Lebens, dem vegetativen, und dem Träger desselben in höheren Thierformationen, dem Fötus, begonnen. Wir stofsen da auf den ersten Abschnitt mit der Ueberschrift: *Analogie zwischen Fötus- und Pflanzenleben* (p. 15). Der Fötus, heifst es, führt ein vegetatives Leben.... Diefs vegetative Leben ist das Pflanzenleben und basirt sich auf Ganglien- und deren Nervensystem, welche beide „nur in den Pflanzen vorhanden sind". Woher hat der Autor diese allerwichtigste Entdeckung eines „Gangliensystemes" in den Pflanzen her? Nach den neuesten Forschungen kann bei den Pflanzen in Beziehung auf ein Nervensystem bei weitem nicht mit der Sicherheit, ja eigentlich mit gar keiner, die Rede sein, da das Mark der Pflanzen nur höchst oberflächliche Analogieen mit dem Rückenmarke, vielleicht nur die, dafs es *Mark* heifst und vom harten Holzkörper (bei Bäumen und Sträuchern) umschlossen ist, wie das Rückenmark von den Wirbelknochen, darbietet. Zur Verstärkung dieser Analogie hilft uns weder *Brachet's* Versicherung, noch des Autors Hinweisung auf dieselbe, die verwegen wie ein Saltomortale mit einem ergo auftrumpft: „Das Mark ist also das Nervensystem der Pflanzen"! und selbst von einer Verzweigung desselben an die Gefäfse der Rinde Kunde haben will — alles der lieben Theorie zu Gefallen. Mit der Widerlegung dieses Portentums können wir uns hier nicht abgeben; erwähnt aber mufste es werden, weil der Autor dasselbe zu wichtigen Folgerungen benutzt, namentlich zu der: einem durch alle Lebensstadien durchherrschenden Gesetze von der Einwirkung des Nervensystems auf die Vegetation, und Rückwirkung des vegetativen Systemes auf jene Nerven. Wir werden bald sehen, welchen Einflufs der Autor dieser Wechselbeziehung aneignen möchte. — Auf diefs hypostatische Factum eines Nervensystemes bei den Pflanzen, gründet der Autor alsobald ein grofses Analogon zwischen ihnen und dem *Fötus*, dafs in beiden das Gangliensystem „reizbar aber nicht empfindend" ist (p. 18).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Untersuchungen über Entstehung des Krankheitsgenius, dessen einzelne Formen und Gesetzgebung für ärztliches Handeln, namentlich in Bezug auf die Jetztzeit, von Dr. Martin Geigel.

(Fortsetzung.)

Er beruft sich auch hiebei auf *Brachet*, als seine Auctorität. Jetzund kommt die zweite Analogie: „dafs die Bestandtheile der Nahrung in beiden flüssiger Natur, einander chemisch gleich, nur in verschiedenem Verhältnisse sind", Das heifst in gutem Deutsch und unverblümt, „dafs sie einander chemisch ungleich sind", denn eine „chemische Gleichheit in verschiedenen Verhältnissen" ist nichts andres als eine chemische Ungleichheit. Was überdiefs die Analogie von der „Flüssigkeit des Nahrungsstoffes" angeht, so ist diese auch eben nicht weit her, und gehört in die Reihe obsoleter Differenzen zwischen Thieren und Pflanzen, die einzig darauf hinausläuft, dafs die Pflanze keinen Apparat hat, die festen Nahrungsmittel in einen Brei zu verwandeln, wie die Thiere, der indefs bekanntlich auch allen den Thieren fehlt, die — z. B. Schmetterlinge — nur Saugeapparate haben. Wir kommen zur 3ten Analogie: Gleichheit der Fortpflanzung zwischen Pflanzen und Thieren (geht also die schon vollendeten Organismen an). Dafs diese Analogie nach den neuesten Untersuchungen noch immer grofse Bedenken zulasse, ist bekannt, und es reicht nicht hin, dafs uns der Autor an dieser Stelle einzig auf *Heusinger* als Autorität hinweist. Nicht viel besser steht es mit der vierten Analogie, der Gleichheit des Gewebes, da man diese Gleichheit nur von dem Urgewebe aussagen kann. Wir müssen es urgiren, dafs die neuesten Entdeckungen in der Pflanzenphysik nicht gehörig benutzt wurden. Derselbe Vorwurf trifft auch die Ovologie nach des Verfs. Darstellung. — Der Autor, nachdem er das Gangliensystem der Pflanzen fertig hat, macht ihnen der lieben Analogie wegen, nun auch ein Herz, und zwar aus dem Knoten zwischen plumula und radicula; diefs aber ganz auf eigne Faust, wie man sagt; und obendrein eine Leber, aus den Saamenlappen, vorausgesetzt, dafs wir seiner feierlichen Versicherung, dafs diese „ganz der Leber gleichen" Glauben schenken.

Nachdem nun die Pflanze ihr Nervensystem, ihr Herz und ihre Leber richtig empfangen, werden wir auf dieser Basis eine Lehre der Functionen zu erwarten haben, die jenen Organen entspricht. Die Lehre vom Athmen der Pflanzen ist eine vollendete Teleologie. Weil sie nämlich am Lichte des Tages hinlänglichen Reiz für ihr Nervensystem hätten, bedürften sie des Sauerstoffes nicht und hauchten ihn defshalb im Lichte aus; umgekehrt in der Nacht; in dieser hauchen sie Kohlenstoff aus, der die Nervenwirkung hemmt. —

Gleiche Erklärungen erhalten wir über das Licht, als positiven Pol, weil die Elektricität auch eine Lichterscheinung sei. Die Nacht würde dann als negativer Pol herrschen, welchem sich am meisten der Kohlen- und der Wasserstoff nähert. Da die Pflanzen beim Sonnenuntergange ihre meisten Wohlgerüche verbreiten (dieser Vordersatz ist auch nur zum kleinsten Theile wahr): so könnten wir auch daran sehen, dafs die Nacht, als negativer Pol, die Stoffe an sich zieht, welche diesem am meisten verwandt sind. (Stofsen sich gleichnamige Pole nicht mehr ab?) Doch wenden wir unsern Blick von dieser mürben Grundmauer des Systemes, und betrachten nunmehr das System selbst, das sich auf ihr emporrichtet.

Wir stofsen sogleich auf ein Paar Axiomate, welche der Anlage ihre Richtung geben. „Durch gröfsere „Hirnthätigkeit wird die Ganglienthätigkeit, durch diese „der Kreislauf bethätigt, und dadurch (durch den „Kreislauf) die Reibelektricität vermehrt, und diese ist

„nach meiner Meinung ein Hauptmittel für die Natur, „sich neu zu erzeugen, indem nichts mehr Zersetzungs„kraft besitzt, als die Elektricität. Durch diese Reib„elektricität werden die vorhandenen Stoffe zersetzt" u. s. w. Also 1) Erregung des Ganglienlebens vom Hirn aus. — Man sagt, dafs hier im Gegentheil zumeist ein Antagonismus obwalte; also nichts weniger als directe Erregung. Man sagt diefs u. a. vom Studiren und seiner Wirkung, der torpiden Verdauung u. s. w. 2) Durch den erregteren Kreislauf werde Reibelektricität erregt. — Sollte der Hr. Autor wohl im Irrthum wegen der Reibung der circulirenden Flüssigkeiten innerhalb ihrer selbst, oder an den Gefäfswänden sich befinden? *Reib*elektricität wird — sagt man — solchergestalt niemals erregt. Und sodann zum 3) dafs im Organismus die Elektricität überhaupt die Zersetzungen bewirke, oder gar die Reibelektricität. — Als Auctorität citirt der Autor *Voigt's* Magazin Bd. VII. S. 1.; und als Thatsache, dafs durch anhaltendes Studiren die positive Elektricität bedeutend vermehrt werde — dann wäre ja wohl anhaltendes Studiren das beste Digestiv?! Wollte Gott, der Autor hätte recht! — Aus gemindertem Ganglienleben bei Nacht (1) aus gemindertem Einflufs des Hirnlebens; 2) gemindertem Herzleben, 3) gemindertem Vagusleben wird eine Blutkrasis erzeugt, die das Ganglienleben erniedrigt) saugen Venen und Saugadern weniger ein. Entsteht nun irgendwo Congestion, so erzeugt sich Druck, Schmerz. Daher sind *Krankheiten*, die in einem gesunkenen Ganglienleben bestehen, Nachts von 1 bis 4 Uhr in der gröfsten Stärke der Entwicklung, z. B. *Rheumatismus* und *Cholera*, auch sterben die Meisten in den ersten Nachmitternachtstunden. Und hiemit befänden wir uns mit Eins mitten in der galvano-elektrisch-chemischen Pathologie.

Wir gehen einen Schritt weiter und erfahren wiederum manches Neue über die Verrichtung des N. Sympathicus. Seine Bestimmung sei 1) Blutbewegung innerhalb der Arterien. 2) Die Schaffung der gehörigen Kraft des Herzens zum Druck auf das Blut, *dafs dieses seine Gase zurückhalte bis ans Ende der Gefäfse*, wo dieser Druck aufhört, und diese Blutgase ihre belebenden (oder tödtenden) Wirkungen ausüben können. — Diese neue Entdeckung, dafs das Herz wie eine *Struve'sche* Compressionsmaschine wirke, um Gase ins Blut zu pressen, spielt die verhältnifsmäfsig gröfste Rolle in des Verfs. Pathologie, die von diesem Gesichtspunkte aus eine eigenthümliche Physiologie (Physe, φύση, Wind, Blähung, auch in höherer Bedeutung Luft, wie im Hippokratischen Buche περὶ φύσων). Diese Ansicht ist denn in der That durchaus neu, und giebt für die Compressionskraft des Herzens eine reichlichere Masse atmosphären Druckes an, als je ein Iatromathematiker auszusprechen gewagt hat. Nur möchte man den Hrn. Autor fragen, wie denn in der Lunge diefs Compressorium den atmosphärischen Sauerstoff in das Blut presse, denn darauf käme es ja eigentlich an; und dann, wie es zugeht, dafs das aus dem Körper entfernte Blut seine Gase so fest halte, wie es die sich widersprechenden Experimente ausgezeichneter Physiker darthun.

Die Lehre von der Entzündung durch Trennung des Bluts in *Congulum* und *Lymphe* finden wir p. 42. Das ist noch mehr als die Lehre von der Gefäfsverstopfung. Vom *Anschlucken* des Blutes durch das Herz — Anschlucken bedeutet noch mehr als Aufsaugen durch Dilatation — wird geredet wie von einer ausgemachten Sache. Für den aber, der noch zweifeln könnte, dafs der Autor wirklich die Reibelektricität auf die oben beschriebene Weise entstehen lasse, wird nunmehr auch die Wärmeentwickelung („durch die Reibung der Blutstoffe wird Elektricität, und also auch Wärme") in gleicher Art erklärt. Freilich wer so erklärt, dem bleibt am Ende nichts unerklärbar.

Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Pafst ein lebendiger Leib trefflich zur Strafs daran!

Und so wird alsobald eine seltsame Combination von Krankheitserscheinungen daran geheftet. „Während „wir im kindlichen Alter die Skropheln, die weifsen „Kniegeschwülste, die *Steinbildung*, die *Staarbildung*, „die Tuberkelbildung u. s. w. antreffen, sehen wir im „vorgerückten Alter dieselben Krankheiten, oft nur in „andrer Form, wie Scirren, *Staarbildung*, Gichtknoten, *Steinbildung* u. s. w. hervortreten". Die beiden unterstrichnen Krankheitsformen sind wohl nur in einer Art von Zerstreuung wiederholt. Zudem ist auch die ganze Reihe, die Skropheln ausgenommen, als Krankheitserscheinung des Kindesalters durchaus überraschend neu (p. 50).

Da macht er sich denn (p. 52) die Einwendung: Woher denn, wenn die Wärmeerzeugung eine Folge grofser Nerventhätigkeit sei, die Wärme in putriden

Fiebern und der Pest entstehe? — „Wir müssen eine andre Wärmequelle aufsuchen" und die wird sich denn auch wohl finden lassen. Die Blutgase werden corrumpirt. „Denn das Blut mufs wie jede andre zusammen„gesetzte Flüssigkeit betrachtet werden. Werden letz„terer viel Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff chemisch „combinirt, wie z. B. im Weingeiste, beigemischt, so „erhöht sich die Temperatur ungemein. Wird ihr aber „Kohlensäure zugesetzt, so sinkt die Temperatur im„mer mehr und mehr, *wie man sich sehr leicht über„zeugen kann*". Sehr leicht! —

So hätte denn die Einwendung, die sich der Hr. Verf. gemacht, nur dazu gedient, aufser der *Reibung* des Blutes einen zweiten Wärmequell, gewisse Gase, aufzufinden (von welchen der Kohlenwasserstoff erhitzen, die Kohlensäuere kühlen soll) und in diesem zweiten Quelle den Ursprung aller jener Fieber, die der Verf. aus den Einwirkungen der Atmosphäre zunächst ableitet. Denn unmittelbar darauf, nachdem wir eben diesen zweiten Wärmequell kennen gelernt haben, versichert uns der Autor „obige Krankheits„formen gehen aus einer Blutkrasis mit grofsem Ge„halte an Wasserstoff hervor. Der Kohlenstoff drückt „die Nerven herunter, und das Kohlenwasserstoffgas „macht zugleich die brennende Hitze der Haut". Als Beweis führt er *Bulard's* Beobachtung an, nach welcher im Zellgewebe und den Venen solcher Kranken und Versterbenen ein brennbares Gas gefunden werde, und das müsse Kohlenwasserstoffgas sein, denn Stickstoff und Sauerstoff brennen nicht. Aber doch Schwefel und Phosphorwasserstoffgas! — Bei der Cholera sei es die Kohlensäure, welche vor dem Ausbruche und hinterher die Kälte erzeugt; wohin das Frostgefühl, das den Erkrankungen oft vorangeht, deute. Allein ist nicht das Frosteln ein allgemein verbreitetes Symptom einer im Körper gährenden Krankheit, und geht sie nicht mancherlei Ausschlägen bei Kindern oft wochenlang voran? Wenn noch dazu die genauere Betrachtung der Natur der Cholera dahin führt, uns zu überzeugen, dafs jenes unter Cholera fast allgemein begriffene Krankheitsbild ein unvollkommenes, nur das, eines Stadiums dieses Uebels und nicht des Ganzen sei, und dafs zum Ganzen, wie namentlich auch *Kennedy* gelehrt, das zweite Stadium, das *Fieber*, gehöre, das man gewöhnlich, wie unser Verf., als Krankheit für sich, als typhus choleraicus (p. 471) ansieht: da würde denn wohl die subtile Distinction zwischen Fiebern von Kohlenwasserstoff, und Fiebern mit Kohlensauerstoff (durchaus *kalten* Fiebern) in sich zusammenbrechen? Den Irrthum, die Cholera in solcher Art aufzufassen, und das ihr, falls sie weder durch Kunst, oder — der häufigste Fall — durch den Tod coupirt wird, organisch folgende Fieber von ihrem Krankheitsbilde zu trennen, habe ich schon früher ans Licht zu ziehen gestrebt; es hat nichts gefruchtet, wie so manches, wovon man die Zweifler gern überzeugen, allein nicht überreden möchte. Unser Autor schliefst aber aus einem Experimente *Pleischl's* in Wien, demgemäfs ein Cholerakranker weniger Kohlensäure ausgeathmet, dafs diese im Blute zurückbleibe. Das wäre allerdings gut; nur hätte das Experiment, sollte es uns die Ursache der Krankheit aufdecken, in dem, der Krankheit vorangehenden Stadium angestellt werden müssen. So bewies der Hr. *Stevens*, unser verehrter Freund, den Zustand des kranken Blutes vor dem Ausbruche des Scharlachfiebers als einen vorangehenden. Wenn nehmal *während* der Cholera die Kohlensäure im Blute zurückgehalten würde, so läfst sich in aller Ewigkeit nicht daraus der Schlufs, die zurückgehaltne Kohlensäure sei Ursache der Krankheit, rechtfertigen. Diefs Experiment beweist für die Theorie des Vfs. gar nichts.

Wie früher mit den zwei Wärmequellen, so mufs gegenwärtig eine Doppelquelle zur Belebung des Gangliensystemes nachgewiesen werden, weil so das Leben derselben, niedergedrückt durch den Kohlenstoff des Blutes, nicht fortbestehen könnte, und diese zweite Quelle der Belebung ist — das *Gehirn;* die Kohlensäure hat glücklicherweise, neben der lähmenden Wirkung auf die Ganglien, eine belebende aufs Hirn, und so wird von dieser Seite das Gleichgewicht einigermafsen wieder hergestellt. Das kann aber nicht lange dauern, „weil eben die Sensibilität der Gefühlsnerven „erhöht, und in Folge ihres schwächenden Einflusses „aufs Gangliensystem, übermäfsige Blutüberfüllungen „in Organen gebildet werden, die, wenn es Ausscheidungsorgane sind, so reichliche Ausscheidungen aus „den Organen bedingen, dafs das Absterben der Gan„glien hervorgerufen wird, besonders wenn sie aus den „Arterien kommen. Der Sauerstoff ist das nothwen„digste Bedürfnifs für die Ganglien... *Das Hirn nur „eine Beihülfe*". Man sieht leicht, dafs der Autor

Meine geneigten Leser werden nachgerade einsehn, dafs mir diesmal mit Recht vorgerückt werden könne, dafs ich gegen Windmühlen nach jenem grofsen Muster aus der Mancha ankämpfe, und zwar von Gasen getriebene. Ich müfste Hrn. *Balling* recht geben, wenn er mir jetzt diesen Vorwurf machte. Allein ein Unternehmen, wie das, unsers Verfs., verdient immer eine aufmerksame Beachtung. Ich denke, er wird sich durch eine strenge Prüfung und durch rücksichtlosen und so gut wie möglich, begründeten Tadel, mehr gehoben als gedrückt, mehr geehrt als getadelt finden. Die eigentlich empfindliche Weise ist, wenn ein so umfangreiches, und immer noch von redlichem Streben, und eigenthümlichem Nachdenken zeugendes Werk, nicht des Ansehns werth geachtet wird, und unberücksichtigt liegen bleibt. Ist man gegen die Theorie ohne Nachsicht, gegen eine gewisse Verwegenheit in den Behauptungen scharf und strenge: so ehrt es doch immer den Verf., und giebt ihm das Zeugnifs eines lobenswerthen Strebens, Licht in einer dunkeln Region des Wissens und Recht auf einem eben so schlüpfrigen Boden des Handelns zu verbreiten. Diefs zur Genugthuung des Hrn. Verfs. und zu meiner Rechtfertigung! Nach dieser Abschweifung erlaube ich mir, noch eine kleine Strecke den Autor zu begleiten.

Allein in der Regel macht sich der Autor die Erklärung auch allzuleicht. Es ging so mit der weiland Polaritätstheorie. Da mufste bald der + Pol den negativen, bald der — Pol den positiven machen, wenn der Erklärungsversuch nicht anders zurecht zu machen war. Unser Autor denkt nicht daran, welche ganz neue Eigenschaften aus der Combination der Elemente, besonders in Compositionen, die der lebendigen Chemie anheim fallen, hervorgehn. Wenn wir Zucker zum Thee trinken, und einen Zwieback eintunken, so hätten wir alle Elemente, die wir mit einem Glase Rum verschlucken: aber werden wir darum von jenen auch berauscht? Bringt man uns aber die bekannten Experimente von den eingespritzten faulen Materien ins Blut: so mufs man doch gestehn, dafs nur die leichtfertigste Schlufsart eine Parallele zwischen den Resultaten dieser Versuche und den Thatsachen des Typhus ziehen könnte. Hier der gesetzmäfsig geregelte Gang mit seinen distinkten Perioden, ein organisches Lebensbild mit eigenthümlichem Fortschritte: dort eine plötzliche Elimination, wie überall, wenn feindselig fremde Stoffe sich dem Urfluidum beigemischt haben. Wegen flüchtiger Aehnlichkeit auf Identität zu schliefsen, ist die Art der Kreuzwege und Strafsenecken: bei bedeutenden Aehnlichkeiten die Differenz herauszufinden, ist die Eigenschaft philosophischer Bildung, die nirgend in der Wissenschaft vermifst werden sollte!

Wir werden die ferneren Lehren des Hrn. Verfs. nur berühren können, da der Raum uns eben so wenig, als der Gewinn für den Leser es gestatten, in der bisherigen Art das ganze Werk zu durchmustern. Wir haben schon oben vom Hirne gehört, dafs es als zweites Agens aufs Gangliensystem angesehen wird. Hier giebt uns (p. 86) der Verf. die Ausführung jener Ideen. Die Erklärung des Winterschlafes wird mit gleicher Zuversicht, wie die, des Sommerschlafes gegeben. Beide würden nicht zu Stande kommen, wenn das Fett Stickstoff enthielt, weil dieser sich mit Wasserstoff zu Ammon verbinden und das einschlafende Thier immer wieder wecken würde; aber seine geringe Portion Sauerstoff erhält noch eben so viel Leben, als hinreicht, den Schlaf nicht in Tod übergehen zu lassen. — Gleiche Bewandnifs hat es mit den Typhusfiebern, als Folgen der injicirten faulen Stoffe ins Blut, hat es mit den sogenannten Entzündungen nach Durchschneidung mancher Nerven, z. B. des Vagus, facialis etc. Das ist wieder eine heillose Verwechslung zweier, oberflächlich ähnlicher, innerlich unähnlicher pathologischer Erscheinungen.

Solchergestalt findet sich denn auch überall eine Accumulirung der Ursachen, ein gewisser Luxus der Erklärungsmittel, der nur zu sehr an die 100 Ursachen erinnert, wegen welcher die Bürger Piepgebirgens ihren glorreichen Fürsten nicht mit Kanonenschüssen salutirten. Zu der Verdauung z. B. werden wenigstens vier Ursachen verbraucht, die Electricität, Salz-, Essigsäure und Ammonium, wovon die erstere, irre ich nicht, dem Hrn. Wilson Philipp, die zwei andern den deutschen Physiologen, die letzte dem Hrn. Autor gehört — die fünfte, der Natur gehörige, ist übergangen! Und also übergeht der Hr. Autor, um es hier nur mit eins zu sagen, was ich so lange nur mit Ueberwindung unterdrückt habe, fast immer die letzte Ursache, und sieht vor Bäumen den Wald nicht. Man erzählt von einer frommen katholischen Frau, die sich vor Einschlafen fünf Heiligen zu empfehlen pflegte;

der heilige Liborius setze sich zu meinen Füfsen, der heil. Laurentius zu meinem Haupte, der heil. Rochus zu meiner Linken, der heil. Prudentius zu meiner Rechten und vor mir wache du, heilige Genovefa! So rief sie andächtig, und der Mann daneben fragte: O Jemini! wo bleib denn ich? — Die stille, lautlose Natur kann vor allen zudringlichen Ursachen nicht an ihr Erbtheil gelangen; und das ist weder gut noch billig! denn ihr gehört das Reich des Sichtbaren. — Dahin gehört denn auch ganz des Hrn. Autors Urtheil über die Natur der Milz, das er auf *H. I. Müllers* Autorität stützt, nach welcher das einzige, was man von der Bedeutung der Milz kennt, das sei, dafs sie keine grofse Bedeutung in der Oeconomie habe. Und dennoch, welche Reihe von Krankheitserscheinungen stellen sich durch ihre Störung ein! Bekanntlich hat *Hauy* die Eigenschaft und den Bau der Krystalle aus ihrer Zerschlagung kennen gelernt: sollte es uns denn nicht zustehn, aus dem zerschlagenen, krankhaften Zustande auf das gesunde Verhalten eines Organes zu schliefsen?

Wir kommen nun zum Mittelpunkte des Werkes, zur Lehre vom *Athmungsprocesse.* Sechs Fragen leiten diese Untersuchung ein (p. 159). Im Ganzen wird die gangbare Lehre vorgetragen, nur dafs auch hier das Blut als ein Erweckungs, als ein Reizmittel für beide Nervensysteme dargestellt, und damit um seine wahrhafte Stellung in der thierischen Oeconomie gebracht wird. — Bei der Darstellung von der Wirkung des Herzens werden die beiden problematischen Wirkungen, die Anschluckungen (unsers Autors Ausdruck) und Compression der Gase ins Blut, wiederholt. Schon oben ist gegen beide Functionen Bedenken erregt worden. Ueber Wachen und Schlafen wird ebenfalls das schon früher Gelehrte wiederholt. Der Mangel an Lichtreiz wirkt erstlich aufs Hirn deprimirend; dies, vermittelst des Vagus, aufs Athmen. Kohlensäure, Wasser- und, zu unserm Glück, auch Stickstoff, bleiben im Blute zurück. Ist viel Kohlensäure im Blute, so wird der Schlaf unruhig. Mit der Zunahme des Wasserstoffes wird der Schlaf immer fester, so nach Mitternacht. Nimmt er noch zu, so bildet der Stickstoff mit dem Wasser Ammonium, und dies läfst der Autor in's Hirn fahren, dafs es uns wieder erwecke, sonst würden wir ewig schlafen. — Mit den statistischen Untersuchungen M. Eduards, sind wohl die s. g. statischen gemeint (p. 178).

Der Autor giebt uns (p. 180) eine Probe seiner Therapie in Anleitung der bisher aufgestellten Pathologie. Das Calomel nimmt hier eine Hauptstellung ein; nächst ihm kommt das gefeierte cuprum sulphuricum, welches bei der Halsbräune der Kinder Contractionen in der innern Gefäfshaut, und nicht blofs Erbrechen, erregen soll. Dieses cuprum sulphuricum, welches denn — ut ferunt — in der Halsbräune so treffliche Dienste leistet, beschränkt auf der einen Seite die Ausschwitzungen, indem es vermittelst des Brechens, also des Reizes auf den Vagus, die Thätigkeit des n. recurrens herabstimmt, wodurch auch das Blut mehr in den Magen herabgeleitet werden kann (wenn's den Göttern gefällt) und endlich durch jene Wirkung auf die innere Gefäfshaut, wodurch abermals auf der einen Seite die zu heftige Ausschwitzung beschränkt, auf der andern eine gröfsere Aufsaugungskraft der Vene und Saugader bedingt wird. Du Venus Urania! deine göttliche Kraft bewährt sich in dem, dir dedicirten, Metalle auf so sichtbare Weise, dafs du, unter uns Asklepiaden wenigstens, von heut an als eine heilige Mutter Gottes, und zwar des allerliebsten unter den Olympiern, verehrt werden mufst! Denn nach jenen Eigenschaften, die Hr. Dr. *Geigel* dir zuschreibt, wird dein Name unfehlbar demnächst dem, des heiligen Mercurius gleich hoch angesehen sein, wo du ihn nicht noch überflügelst. — Meine andern Collegen aber, die ich wegen ihrer Erfahrungen über die Wirkungen jenes Kupferpräparates befragte, konnten ihm eben so wenig ausgezeichnete Wirkungen nachrühmen, als ich selbst. In Beziehung auf jene Krankheit wirkt Ipecacuanha oder ein andres Brechmittel mit demselben Erfolge.

Wie grofs übrigens die Rolle ist, die der Autor der venösen Blutkrasis zutheilt, mag man daran ermessen, dafs er auch die näfsenden Ausschläge der Kinder, favus, porrigo u. s. w. daraus herleitet. Die antiken Aerzte, und auch Einige der neuern, leiten zwar einige Ausschläge von der atra bilis ab, allein nicht die, der Kinder, wo jede thatsachliche Begründung mangelt. — Auch das in dem Lebensalter differente Auftreten der Menstruation wird dieser Basis zugeschrieben. Er beruft sich auf die Aequinoctial-

klimate; wirft sich aber selbst dieselben Erscheinungen bei den Samojedinnen, Koräkinnen, Eskimo's u. s. w. ein. Allein, er ist mit der Cholera in Orenburg bei 32 Gr. Kälte fertig geworden, so wird er auch vor diesem Probleme nicht zurückschrecken. Die Racenähnlichkeit wird hier kaum erwähnt, und dort wird ebenfalls der wahren Ursache ein Wechselbalg untergeschoben.

Die wahre Ursache ist aber die, von welcher in dem ganzen, grofsen, bogenreichen Werke die Rede nicht ist: das eigenthümliche Leben, das in so manchem der genannten Krankheitsprocesse dominirt, und über welches die neuere Naturhistorie so lichtvolle Aufschlüsse gegeben hat. Ich will nur an die werthvollen Darstellungen in Dr. *Henle's* Schrift: Pathologische Untersuchungen, *Berlin*, 1840 bei A. Hirschwald erinnern. Der Autor gebahrt sich, als ob so etwas nicht in der Welt wäre. Er würdigt alle diese Beobachtungen und Versuche keines Wortes; er erwähnt ihrer nicht einmal; und das verdient eine ernste Rüge. Das erinnert an den Straufs, der seinen Kopf in den Sand steckt, und meint, es sei kein Jäger mehr da; dabei aber einen Magen hat, der die härtesten Brocken der Erklärungsversuche zermalmen und verdauen kann. Allein nicht Jedem ist ein solcher Magen bescheert worden! Wer mir heute die Pocken, die Cholera, den Typhus, die Pest und ähnliche Krankheiten einzig aus Gasen, Blut und Nerven zu construiren unternimmt, der giebt sich alsobald als einen Mann kund, der nichts von der Sache versteht. Und ich glaube nicht, dafs einer unserer Pathologen von Namen dies Urtheil zu hart finden dürfte. Der Autor ist nicht ein Gegner des Contagionismus; er kennt ihn gar nicht, oder verachtet ihn so tief, dafs er es nicht der Mühe werth hält, ihm irgend eine Rücksicht zu schenken. Ueberhaupt weifs er vortrefflich manches Bekannte zu ignoriren, eine Kunst, die unter den Gelehrten gegenwärtig sehr in Schwange geht. Er kennt z. B. des Hrn. *C. H. Schultz* Forschungen über's Blut, wie es scheint, genau; seine Erfahrungen über die Verdauung kennt er dagegen nicht; da mufs ihm die abgeschmackte Digestionslehre durch Säuren als die zweckdienlichere herhalten. In der Darstellung der Gegensätze zwischen warmen und kalten Klimaten baut er viel zu viel auf die allgemeine Basis der Polaritäten. Es ist eine Fabel, dafs der Spanier, Portugiese und Italiener den Tag über von einer Brodrinde und einer Zwiebel lebe. Es mag wohl unter den Armen welche geben, die keine andre als so kümmerliche Nahrung geniefsen; aber im Allgemeinen lebt man dort eben so gut, wie im Norden, von fettern Speisen; man verbraucht viel Oel; geniefst, namentlich in Portugal, viel Schweinfleisch; ifst in Italien die dicke Polenta, die ungleich derber und schwerer ist, als unser Kartoffel- oder Erbsenbrei. Auch glaube ich nicht, dafs die Bewohner jener Fabrikgegenden Sachsens, die in einer früheren Kammersession sich in Corpore gegen ihre Fabrikherren beschwerten, dafs sie ihnen das Geld zu wucherlichen Preisen aufdrängten, und die so knapp gehalten werden, dafs sie mit ihren Familien nur so eben das Leben fristen können (*S. Louis de l'or*, Auch ein Wort über die Emancipation der Juden, Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung p. 15), dafs diese Nordländer mehr Fleisch verzehren, als die südlichsten Europäer, oder Amerikaner. Solche Sachen gehören in die alte Rumpelkammer der überschwänglichen Polaritätsraritäten einer nunmehr abgestandenen Wissenschaftsepoche; und müssen den besonneneren Thatsachen Raum geben.

Der Hr. Verf. führt uns nun in die Adyta der Atmosphärologie immer tiefer hinein. Er theilt uns die Gesetze für die *Absorbtion aus der Atmosphäre* (p. 221) mit. Die Verdauung, heifst es, giebt die Stoffe, welche der Körper gebraucht, die Lunge, diejenigen, welche die Nerven beleben (oder entkräften). Wo bleibt aber Wein, Salz, Naphtha, Gewürz? — Wiederum wird uns wiederholt, dafs die Pflanze gleich dem Thier ein Gangliensystem besitze. — Sodann berichtet er über den Einflufs der Cometen durch veränderten Luftdruck. Was sagen die Meteorologen von dieser Lehre? Hat man bei Cometen Barometerabweichungen beobachtet, die mit ihnen in unzweideutigem Zusammenhange treten? — Abenteuerlich aber ist die oft wiederkehrende Vertauschung von Wasser*dunst* und Wasser*stoff*, indem von feuchten Gegenden oder Jahren behauptet wird, sie wirkten deleterisch vermöge ihres Wasser*stoffes*.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Untersuchungen über Entstehung des Krankheitsgenius, dessen einzelne Formen und Gesetzgebung für ärztliches Handeln, namentlich in Bezug auf die Jetztzeit, von Dr. Martin Geigel.

(Schluſs.)

Der Wasserstoff ist aber bekanntlich nicht mehr Stoff des Wassers, als der Sauerstoff, man mag sich zur ältern oder neuern Ansicht bekennen. Feuchte Gegenden und Jahreszeiten wirken demnach nicht vermöge eines vorwaltenden Wasser*stoffes*, sondern vermöge der Feuchtigkeit, der warmen oder kalten Nässe. Eine solche Verwechselung dem System zu Liebe darf man nicht unangefochten durchschlüpfen lassen, weil sie zu weit über die Schnur haut.

Nunmehr, nachdem Alles, wie wir gesehen, vorbereitet ist, gelangt der Autor zum Schlusse: der „*Erklärung des ständigen Krankheitscharakters.*" Jeder meiner Leser wird von selbst aus den verschiedenen Einwirkungen der drei Luftgase in der Atmosphäre, wobei der Wasserstoff, i. e. die Feuchtigkeit der Atmosphäre, am übelsten wegkommt, dieses Capitel zu construiren wissen. Der Autor unterscheidet sich von den antiken Pneumatikern und Stoichöisten, namentlich von *Galen* darin, daſs dieser, wenn er von dem Pneuma und den Elementen redet, diese Ausdrücke nicht craſs materiell nimmt, wie sie im Sinne der eigentlichen Physiker gäng und gebe waren; vielmehr lieh er ihnen eine symbolische Bedeutung. So heiſst es in dem (zwar angefochtenen) Buche: Isagoge, sive Medicus C. IX. von den Elementen, aus denen der Mensch componirt ist: analoga solum esse elementorum mundi. Besonders aber ist die Einrede gegen die Stoïker wegen ihrer materiellen Auffassung des Pneuma bezeichnend. (S. *Galen* de remedior. simpl. mixtione et vi l. V. c. IX. ὁι μὲν οὖν στωϊκοὶ etc.) (Beim Nachsuchen in meinen Excerpten, diese Belege aufzufinden, traf ich denn zufällig wieder jene merkwürdige Stelle *über die harten und weichen Nerven* an, nach welcher Galen den weichen die Empfindungs-, den harten die Bewegungsfunction zuschreibt. — (De Platonis et Hippocratis dogmatibus l. VII. c. IV. p. 622 der Kühnschen Ausg. Vol. V.) Dies in parenthesi! —)

So leicht dem Autor die Theorie geworden, so setzt ihn auch die Praxis in nur geringe Verlegenheit. Nur die drei Gase zu entfernen, zu neutralisiren u. s. w. gilt es, und die Cholera, Pest u. s. w. müssen sich schon geben. Das Chlor z. B. erhält ein ungemessnes Lob, als sei es allen bisherigen Mitteln vorzuziehn, während dem der berühmte Quarantäne-Arzt auf Pomègue, *Robert*, seine Wirksamkeit nicht besonders rühmt und deshalb zu den alten Essigwaschungen und Räucherungen zurückgekehrt ist. In einigen Fällen habe auch ich vom Chlor Wunderdinge zu sehen geglaubt, in andern hat es mich total in Stich gelassen und meine Erwartungen betrogen.

Wir können von unserm Verf., den wir, wegen des treuen Fleiſses, mit dem er sein groſses Werk durchgeführt, und des Ernstes, mit dem er seinen Gegenstand begriffen hat, hoch achten, nicht scheiden, ohne ein begütigendes Wort, zur Milderung der Schärfe des Urtheils, zu welchem er durch seine Resultate, und die Kühnheit seines Räsonnements die Gelehrtenwelt herausgefordert hat, zum Beschlusse anzufügen. Seine Epidemiologie ist nicht die erste unter den mislungenen; wird wohl die letzte nicht sein. Aber auch das heiſst mit an dem Baue der Wissenschaft arbeiten, wenn man ein, in sich verfehltes Thema durch alle seine Variationen consequent durchführt, und mancher, der vielleicht mit Härte dagegen verfährt, und mancher, der gar darüber lächelt, sollte bedenken, daſs immer eine bedeutende Energie im Denken dazu gehört, den Charakter einer Theorie festzuhalten und in

scientifischer Strenge zu vollenden; dies aber ist dem Autor, wie Wenigen, gelungen. Wenn ich nun auch zu dem tadelnden Richteramte mich entschliefsen mufste, so ist mir dies nicht so leicht geworden; ich hätte viel lieber gelobt, als misbilligt; zu den mitleidig lächelnden Tadlern gehört' ich gewifs nicht, da ich weifs, welchen Werth allein ein wissenschaftlich strenger Charakter, wie der des braven Autors übrigens, wenn gleich nicht eben jetzt, doch für die Folge, für die Cultur unsers Wissens und Handelns behaupte, und selbst da noch behaupte, wo er menschlich geirrt hat.

Steinheim.

LXX.

Aristoteles Werke übersetzt und erläutert von Dr. Karl Hoffmeister und Dr. Heinrich Knebel. Vierten Bandes zweite Abthl. Stuttgart, 1840. *Balz'sche Buchhandlung.* Auch unter dem Titel: *Aristoteles Rhetorik an Alexandros. Poetik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinrich Knebel.*

Von dem Inhalte des vorliegenden Bandes dieser Uebersetzung der Aristotelischen Schriften, ist eigentlich nur die Poetik von Wichtigkeit. Die sogenannte Rhetorik an Alexandros ist nämlich, wie sattsam bekannt, und auch von den Uebersetzern zugegeben wird, gar kein Aristotelisches Werk, und hätte daher wohl endlich einmal aus dem Complex der Schriften des grofsen Denkers entfernt und für sich bearbeitet werden sollen. Allein die deutsche Gutmüthigkeit und Aengstlichkeit, die uns so oft schon den verdienten Vorwurf der Pedanterei zugezogen hat, verleugnet sich selbst da nicht, wo sie es über's Herz bringen soll einen überwiesenen Eindringling aus seinem zufälligen Besitz auszuweisen! Namentlich ist hier die Bedenklichkeit der Philologen gränzenlos. Und doch, was würde man sagen, wenn dergleichen bei den Werken neuerer Autoren geduldet, und etwa ein Krugianum das sich unter Hegel's oder Schelling's Schriften zufällig verirrt hätte, von spätern Herausgebern unter deren Namen mit in die Welt geschickt würde! Und dann in einer Uebersetzung der *Aristotelischen Werke* obenein ein Document aufnehmen, wie die Einleitungsepistel dieser Rhetorik, die an pueriler Ineptheit in der ganzen Verlassenschaft des Alterthums kaum ihres Gleichen hat! Hinaus endlich mit solchem Plunder, mit dem nur die geistloseste Pietät vor jedem, auch dem nutzlosesten Lumpenkram, ihre Abgötterei treibt.

Wir haben es also bei der Anzeige dieses Bandes nur mit der Uebersetzung der *Poetik* zu thun. Hier ist nun wieder einmal die fast alle deutsche Bearbeitungen Aristotelischer Werke verfolgende Ungunst der Umstände zu beklagen, welche es nicht verstattete, dafs bei dieser Uebersetzung des allgemein interessantesten aller Aristotelischen Schriftwerke, der ersten die seit fast einem halben Jahrhundert unternommen wurde, die gerade seit zwei Jahren für dieses Werk hervorgetretenen Leistungen benutzt werden konnten. Als *Rittere* Ausgabe in den letzten Monaten des Jahres 1838 erschien, befand sich die vorliegende Uebersetzung Hrn. K.'s schon in der Druckerei, und eine von Seiten der Wissenschaft kaum verzeihliche Nachlässigkeit der Verlagshandlung mufs es dem Uebersetzer unmöglich gemacht haben, seine Arbeit, mit Berücksichtigung jener Ausgabe, und der durch sie veranlafsten literarischen Debatten einer Revision zu unterziehn, obschon sie erst volle zwei Jahre später in die Hände des Publikums gelangt ist. Freilich bleibt die Möglichkeit gegeben das so Versäumte in den Supplementbänden nachzuholen, welche, nach der Vorrede zur ersten Abtheilung (S. VII) „die philosophisch-kritischen und philologischen Untersuchungen über Aechtheit, Abfassungszeit und Reihenfolge der Aristotel. Schriften, sowie analysirende, beurtheilende und vergleichende Erörterungen des speculativen und sonstigen Gehalts der einzelnen Werke" zu liefern bestimmt sind. Aber abgesehen davon, dafs dadurch vieles unmittelbar zu den einzelnen Stellen gehörige getrennt und verzettelt wird, vieles andre wegen mangelnder schicklicher Anknüpfung sich schwerlich nachtragen läfst, so wird dadurch auch der Ersatz auf eine aller Wahrscheinlichkeit nach nicht kurze Reihe von Jahren unangenehm hinausgeschoben.

Zum Glück darf indessen auch in dieser mangelhaften Gestalt die vorliegende Arbeit für eine dankenswerthe Bereicherung der Aristotel. Litteratur angesehn werden. Die Aufgabe war keine geringe; und wer wie Referent, zu eignem Zwecke selbst wiederholt die Poetik zu übersetzen versucht hat, darf wohl

die Behauptung auszusprechen nicht scheuen, dafs kaum irgend ein anderes Werk des gesammten Alterthums einem Uebersetzer gröfsere Schwierigkeiten bietet. Einem deutschen Uebersetzer, versteht sich. Denn mit dem Latein ist man bald zu Rande, und die zahllosen lateinischen Dollmetschungen beweisen, wie leicht sich da Wort auf Wort und Phrase auf Phrase propfend über die dunkelsten und schwierigsten Stellen fortkommen läfst. Aber in einer deutschen Uebertragung mufs der *Gedanke* heraus, und wer sich da mit der Wörtlichkeit allein in kritischen Fällen begnügen wollte, der würde sich allzu offenbar zu blamiren in Gefahr gerathen. Auch erfordert die sehr eigenthümliche Textesbeschaffenheit, und der oft lapidarische Stil eine ganz eigenthümliche Uebersetzungsweise. Es gilt den schweren Mittelweg zu halten zwischen gewissenhafter Wörtlichkeit und einer dem Leser zu Hülfe kommenden Paraphrase, oder vielmehr es gilt beide so zu vereinen, wie es die Umstände an jeder Stelle, bei jeder Phrase, bei jedem einzelnen Worte erfordern, nichts zu geben, was nicht in den Worten des Philosophen liegt, aber auch *alles* zu geben, was oft in einer Uebergangswendung, kaum von einer Partikel leise angedeutet, enthalten ist, oft aus dem Gedankenzusammenhange, ohne alle äufsere Beihülfe, ergänzt werden mufs, um dem deutschen Leser ein klares Bild des Gedankenfortschritts zu gewähren. Endlich hat eine deutsche Uebersetzung der Poetik bei ihren Lesern schlechterdings kein aushelfendes Verständnifs der Originalsprache vorauszusetzen, und doch sind nicht wenige ähnliche Arbeiten noch immer so beschaffen, als hätten die Verf. nur immer Leser ihres Metiers vor Augen gehabt, die sich zur Noth selbst mit dem Original über die Versien Raths erholen können. *Aber Uebersetzungen sind nicht für Fachgelehrte, sondern für die Laien.* Höchstens haben jene zu entscheiden, ob solche für die letzteren Glauben und Verlafs verdienen. Dieses Zeugnifs stehen wir nun nicht an, der gegenwärtigen neuen Uebersetzung der Poetik im Ganzen mit voller Ueberzeugung zu ertheilen. Von einer Vergleichung mit Vorgängern kann kaum die Rede sein. *Buhle's* ihrer Zeit (1798) nicht unverdienstliche Arbeit ist doch längst antiquirt, das elende Machwerk von Weise ist kaum nennenswerth. Alle Welt sprach und spricht noch von Aristotelischer Kunsttheorie, und doch war der freie Zugang zu dem Werke selbst nur so wenigen offen. Schöpfte doch selbst Schiller noch seine Kenntnifs und Verehrung der Poetik aus Harless lateinischer Uebersetzung. So war denn eine neue deutsche Bearbeitung der Poetik offenbar schon lange ein Bedürfnifs der Litteratur, dem jetzt für die nächste Zeit wenigstens eine ausreichende Hülfe geboten ist.

Es wird aber das Studium dieses räthselvollen Fragments für alle Zeiten auch ganz abgesehn von der ungeheuren Einwirkung desselben auf die Litteratur der modernen Welt, immer ein interessanter Vorwurf derjenigen sein, die es lieben, den vollen Strom des Lebens in der Erkenntnifs aller Geistesgebiete bis zu seinen ersten Anfängen zu verfolgen. Wie grofs erscheint Aristoteles auch hier, wo er zuerst schöpferisch und begründend auftritt! Man mifsverstehe dies nicht. Wir selbst haben an einem andern Orte (Aristoteles und die Poetik in: Hall. Jahrbb. 1839 N. 297 ff. S. 1655) die Spuren voraristotelischer Werke über Poesie und Poetik zusammengestellt, und die Aristotelische Schrift selbst nimmt wiederholt sehr augenfälligen Bezug auf frühere oder doch gleichzeitige Theoretiker, deren Ansichten bekämpft und zurückgewiesen werden. (Man vergl. Kap. IX., §. 8. u. Kap. XIII., §. 4. u. daselbst Ritter). Aber aus allen diesen Notizen geht eben doch nichts weiter hervor, als die Existenz theoretischer Versuche vor Aristoteles, über deren Umfang und sonstige Beschaffenheit sich schwerlich jemals etwas Näheres ermitteln lassen wird. So steht denn der Stagirit als Begründer einer ersten Theorie der Dichtkunst allein da, und er bleibt einsam in allen nach ihm folgenden Jahrhunderten der alten Welt, in denen nach ihm kein Denker mehr seine Untersuchungen aufgenommen, ja kaum irgend ein Schriftsteller sie auch nur berücksichtigt hat.

Doch es ist Zeit, dafs wir auf die vorliegende Uebersetzung selbst näher eingehen, und an einigen Beispielen zeigen, was von dem Hrn. Vf. geleistet worden ist. Ueber den Plan des gesammten Unternehmens haben wir uns bereits an einem andern Orte genügend ausgesprochen, und können somit, da sich in dieser Abtheilung keine Abweichung von demselben darbietet, ohne weiteres auf das Einzelne eingehen. Gleich das erste Kapitel können wir bis auf drei Punkte vortrefflich übersetzt und zugleich erklärt nennen. Nach Hrn.

Kn. sagt Aristoteles (S. 309): „die epische Dichtung aber bedient sich dazu [d. h. zur nachahmenden Darstellung] allein der prosaischen Rede oder der Versmafse und zwar der letztern so, dafs sie entweder mehrere mit einander vermischt, oder ein einziges gleichartiges, das bis jetzt gewöhnliche, gebrauchen mag. *Denn* wir können doch wohl nicht die Mimen des Sophron und Xenarchos mit den Sokratischen Gesprächen unter eine Benennung bringen, und eben so wenig andre Dichtungen darum, weil der Dichter etwa seinen Gegenstand in Trimetern oder im elegischen Versmafse, oder in irgend einem andern dieser Art darstellt". So gefafst ist die logische Verbindung der beiden Sätze durch „*denn*" nicht abzusehen, sie ist mir wenigstens gänzlich unverständlich. Es ist aber zu bemerken, dafs Aristoteles in dem ersten Satze den Ausdruck *Epopöie* in einer von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bedeutung (= die nachahmende Darstellung durch das Medium der Worte, Rede, Sprache) gebraucht hat. Nun, scheint es, will er diesen Ausdruck entschuldigen, und *darauf* bezieht sich der Satz mit γάρ. Dies wird noch wahrscheinlicher durch das unmittelbar darauf folgende, in welchem Aristot. sagt: „Freilich bedient sich hier der gemeine Sprachgebrauch der Hülfe, dafs er an den Namen des Metrums das Wort „*dichten*" anfügt (πλὴν οἱ ἄνθρωποί γε, συνάπτοντες τῷ μέτρῳ τὸ ποιεῖν... Hr. K. undeutlich: „indem sie den Begriff der Dichtung mit dem Versmafse verknüpfen) und so von elegischen Dichtern und epischen Dichtern redet (d. h. dadurch diese Namen gewinnt)". „Pflegt man doch selbst (fährt Arist. fort) den, der einen Gegenstand der Arzneiwissenschaft oder der Physik in metrischer Form abhandelt so (d. h. Dichter, epischer Dichter, ἐποποιός) zu nennen. Man knüpft nämlich den Begriff Dichter nicht an die μίμησις, sondern an die äufsere Form des Metrums, die doch für sich allein keineswegs den Dichter macht". Soweit auch unser Uebersetzer richtig, obschon mit andern Worten; aber den nächsten Beispielsatz hat er wieder, sich an die alte Aldinische Vulgata οὐκ ἤδη καὶ ποιήτην statt des handschriftlichen καὶ π. anschliefsend, gradezu in *sein Gegentheil* verkehrt. Er übersetzt nämlich: „Gleicherweise würde Jemand auch, wenn er alle Versmafse insgesammt durcheinander zur Darstellung seines Gegenstandes verwendete, wie Chaeremon in seinem Kentauren ein aus allen Versarten zusammengeflicktes [ist zu stark für μικτήν] Werk geliefert hat, darum nicht gleich ein Dichter genannt werden dürfen". Dies ist, wie gesagt, das grade Gegentheil von dem, was hier Aristoteles wirklich sagt, der, nachdem er gezeigt hat, dafs das Metrum noch nicht den Dichter macht, und eine Abhandlung des Empedokles, trotz der Hexameter, in denen sie abgefafst, doch noch kein episches Gedicht ist (obschon sie der gemeine Sprachgebrauch so nennt), — jetzt hinzufügt, dafs *ganz eben so*, d. h. aus eben der Ursach Jemand, der eine wahrhaft poetische Darstellung (εἰ τις ποίοιτο τὴν μίμησιν) in Aristot. Sinn in die verschiedensten Versmafse kleidet, wie z. B. Chaeremon, darum doch *ein Dichter* heifsen mufs, obschon ihn der gemeine Sprachgebrauch weder als ἰαμβοποιός noch als ἐποποιός u. s. f. unterbringen kann. Hier ist eine von den Stellen, wo Ritters Ausgabe dem Uebersetzer gute Dienste geleistet haben würde; denn *Ritter* hat die Schiefheit der Interpolation οὐκ ἤδη in seiner Bemerkung zu §. 9. des Kap. überzeugend dargethan (Vgl. Allg. Litt. Zeitung Erg. Bl. 1840. N. 71. S. 566), während merkwürdigerweise Hr. Kn. von der ganzen Schwierigkeit der kritisch unsichern Vulgata in seinen Bemerkungen keine Notiz genommen hat. Eben so ungenügend ist die Uebersetzung von Kap. II. §. 4., über welche wir auf unsere ausführliche Behandlung dieser Stelle in der Anzeige der Ritterschen Ausgabe Allg. Litt. Z. a. a. O. S. 567—568 verweisen. Dagegen hätten wir die Uebertragung der Worte ἐν τοῖς αὐτοῖς Cp. III., §. 1. „mit denselben Mitteln" gern durch Hrn. Kn. gerechtfertigt gesehn. Unbestimmtheit des Ausdrucks liegt in der Fassung der Worte Cp. IV. §. 3. σημεῖον δὲ τούτου τὸ συμβαῖνον ἐπὶ τῶν ἔργων, wo Hr. Kn. übersetzt: „Ein Beweis hierfür ist das, was sich bei Werken der nachahmenden Kunst zeigt", statt: „ein Zeichen (Beweis) hiervon (nämlich von der Freude an der Nachbildung) ist unser Verhalten zu den Kunstwerken".

(Der Beschlufs folgt.)

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Aristoteles Werke, übersetzt und erläutert von Dr. Karl Hoffmeister und Dr. Heinrich Knebel.

(Schluſs.)

Obschon der neuerlich hervorgetretenen Sucht, überall in der Poetik interpolirte Stellen zu entdecken, durchaus abgeneigt müssen wir doch auf eine offenbare Interpolation in demselben Kapitel aufmerksam machen, die der so scharfspürende neuste Herausgeber unbeachtet gelassen, und auch Hr. Kn. bona fide übersetzt, jedoch *ohne es zu wollen* in seiner Uebersetzung als verdächtig bezeichnet hat. Freilich ist es nur ein einziges Wort, das Wort *ἰαμβεῖον*, welches wir als müſsige Randbemerkung eines Lesers ansehn, die später in den Worten (Cp. IV. §. 8.): *καὶ τὰ τοιαῦτα, ἐν οἷς καὶ τὸ ἁρμόττον* [*ἰαμβεῖον*] *ἦλθε μέτρον. διὸ καὶ ἰαμβεῖον καλεῖται νῦν, ὅτι ἐν τῷ μέτρῳ τούτῳ ἰάμβιζον ἀλλήλους*, eine Stelle fand. Die Interpolation springt aber klar in die Augen, sobald man nur die Worte übersetzt. Aristot. sagt: Von Homer abwärts finden sich Spottgedichte z. B. d. Margites desselben und andere dieser Art, „in welchen auch das dazu passende Metrum sich einfand. Deshalb nennt man auch dasselbe *heutzutage* das *iambische*, weil man in dieser Versart einander höhnte". Man sieht, daſs der Zusatz *ἰαμβεῖον* im ersten Satze unmöglich ist. Hr. Kn. maſs dies gefühlt haben, denn um ihn behalten zu können, übersetzt er Worte, die gar nicht im Texte stehen, indem er den Aristoteles sagen läſst: „*Und* das letztere heiſst *eben deswegen noch* jetzt das *iambische*". Aber weder jenes „*und*" noch dieses „*noch*" stehn im Texte. Im Gegentheil, Aristoteles will grade sagen, daſs der *Name* des Metrums später erfunden und dem Metrum beigelegt ist, und daſs es bei seiner Entstehung keinen Namen hatte: — *διὸ καὶ* (darum eben) *ἰαμβεῖον καλεῖται νῦν*, — wobei man auf die nachdrucksvolle Stellung des *νῦν* zu achten hat. — Nirgends ist es so gefährlich wie in der Poetik eine Partikel zu übersehen, oder eine nicht vorhandene einzuflechten, und wie dies in der eben betrachteten Stelle hervortrat, so liefert davon sogleich der Anfang des nächstfolgenden Kapitels wieder einen Beweis, der nach Hrn. Kn. lautet: „Die Komödie ist, wie wir gesagt haben, eine nachahmende Darstellung von *unedlen* Charakteren, *die jedoch dieses nicht in Rücksicht auf jede Unsittlichkeit sind*, sondern von dem Verunzierenden ist das Lächerliche *nur* eine Art". Dies versteht Niemand ohne den griechischen Text. Wir wollen daher diesen näher ansehn: *ἡ κωμῳδία ἐστίν*, — — *μίμησις φαυλοτέρων μὲν* (schon dieser Comparativ ist von dem Uebersetzer nicht ausgedrückt, und doch ist er sehr bezeichnend, so wie auch das accentuirende *μέν*), *οὐ μέντοι κατὰ πᾶσαν κακίαν, τοῦ αἰσχροῦ ἐστὶ τὸ γελοῖον μόριον*. Jetzt treten die Fehler der Uebersetzung deutlich heraus. Aristoteles sagt: „die Komödie ist zwar freilich die nachahmende Darstellung gemeinerer (sich auf die Seite des sittlich Schlechten *hinneigender*) Charaktere"; nun führt er das durch den Comparativ schon angedeutete weiter aus durch den Satz mit *οὐ μέντοι*, indem er fortfährt: „doch nicht in dem Grade, daſs sie gänzlich nichtswürdig sind, sondern vielmehr *nur* von dem Häſslichen ist das Lächerliche (der Inhalt der Komödie) ein Theil". Hr. Kn. dagegen faſst erstens das *κατὰ πᾶσαν κακίαν* (das absolut Schlechte, wovon das *αἰσχρόν* geschieden wird) falsch, und legt zweitens durch Einschiebung der Partikel nur, die im Texte fehlt, einen Accent auf *μόριον*, da vielmehr auf dem eben deshalb von Aristoteles so auffallend vorangestellten Genitive *τοῦ αἰσχροῦ* liegt, dessen Begriff eben dadurch hervorgehoben und dem absolut Schlechten opponirt wird. Aus dieser Fassung ergiebt sich aber, wie man sieht, ein Sinn, der von dem intentionirten des Uebersetzers bedeutend abweicht.

Im nächstfolgenden Kapitel hat Hr. Kn. den von Ritter vortrefflich erklärten Theil der berühmten Definition der Tragödie χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, wie wir glauben, durchaus falsch gefafst, wenn er übersetzt: „in einer veredelten Sprache, die jedoch für jeden besondern Bestandtheil in ihren Abschnitten eine andere ist". Auch hiervon ist in der mehrerwähnten Recension in der Hall. Allg. Litt. Z. S. 573—574 das Weitere verhandelt. In demselben Kapitel ist (S. 316) das Subject der Worte §. 10. οὔκουν ὅπως τὰ ἤθη μιμήσωνται πράττουσιν, ἀλλὰ τὰ ἤθη περιλαμβάνουσι διὰ τὰς πράξεις nicht „man" sondern „die handelnden Personen der Tragödie", und die schwierige Stelle §. 8, welche Ritter eingeklammert hat, ist weder durch die Uebersetzung, noch durch die Erklärung Hrn. Kn's. aufgehellt. Hier wird man sich wohl, wenn man nicht das Ganze verwerfen will, an Hermanns scharfsinnige Andeutungen halten müssen.

Es liegt in der Natur solcher Arbeiten, wie die vorliegende Uebersetzung, dafs vollkommene Uebereinstimmung in der Wahl der Ausdrücke und Bezeichnungen, in Wendungen und Uebergängen, in gröfserer oder geringerer Wörtlichkeit, fast in keinem Satze möglich ist. Wir verzichten daher von vorn herein auf die Besprechung solcher Fälle, und heben nur noch Einiges heraus, was unserer Ansicht nach als durchaus unrichtig, Gelegenheit zu späterer Nachbesserung bieten dürfte. So müfste z. B. VI, §. 15. die kleine Partikel τε in den Worten ὅστι τε μίμησις πράξεως κτέ. nicht übersehen werden, da sie eben den Ausdruck des *Entsprechenden* in der von Aristoteles dort gebrauchten Vergleichung giebt, zufolge deren *Kolorit* des Malers und *ethische Färbung* des Dramatikers einerseits und *Composition des Stoffs*, der Handlung mit der *Zeichnung* der Umrisse eines Bildes andrerseits so vortrefflich verglichen werden, dafs man schwer begreift, wie der neuste Kritiker der Poetik diese ganze Stelle als ein ineptes Einschiebsel aus dem Texte werfen mochte. Wie hier etwas übersehen, so ist einige Zeilen weiter §. 16. wieder zu πολιτικῶς und ῥητορικῶς ohne Grund ein μᾶλλον in der Uebersetzung hinzugefügt. Weiterhin Cp. VII, §. 6. sind die Worte ὥςπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασιν, die Ritter eingeklammert hat, durch: „wie man in einem andern Felde zu sagen pflegt", übersetzt. Dafs diese Uebertragung dem Wortlaut widerstreitet, sieht man leicht; und die Bemerkung (S. 361) hellt die Sache nicht auf. Wir übersetzen: „auch sonst einmal" und nehmen die von Ritter verworfene Ellipse, und mit ihr den Bezug auf eine uns unbekannte Thatsache an, wo die Tragiker wirklich einmal πρὸς ἀλέψυδραν ἀγωνίζοντο.

Kritische Mängel sind die unnöthige Verwandlung von λέγεται in δέγεται oder ἐνδεχεται Cp. 4. extr. Noten S. 358. λέγεται heifst dort einfach „es wird verstanden". Ferner die Verwandlung von εἰρηται in das Futurum εἰρήσεται Cp. XI, §. 3., wo Ritter das Richtige gegeben hat. Desgleichen die Beibehaltung des von Ritter mit Recht aus dem Texte geworfenen Einschiebsels in Kap. 13. §. 2., das auf keine Weise zu vertheidigen ist; die Aufnahme der verwerflichen Reizischen Veränderung für τὸ αὐτό Cp. 13, §. 6., von welcher Ritter's Anmerkung jetzt wohl Hrn. Kn. zurückgebracht haben wird, dessen Behandlung des 12. Kapitels gleichfalls in den Nachträgen nicht wird unberücksichtigt bleiben können, und anderes mehr, was hier weiter zu besprechen der Raum verbietet.

Die Bemerkungen sind ganz in der Weise derjenigen gehalten, welche die Uebersetzung der Rhetorik begleiten. Ueber sie gilt daher auch das über jene an einem andern Orte ausgesprochene. Sie sind meist verständig, geben das zum Verständnifs der stofflichen Einzelheiten nöthige Material, berühren kürzer oder ausführlicher kritische ἀμφισβητήσεις und ἀπορίας, verlaufen sich aber auch zuweilen in jene schon früher getadelte Manier, die aus dem Bestreben *recht kurz* zu sein in das Gegentheil umschlägt. Oder was soll man dazu sagen, wenn es S. 366 heifst: „die tragischen Geschichten dieser *selbst in Mädchenschulen bekannten* Männer zu wiederholen, würde eben so zwecklos sein, als unerquicklich, die Namen der Dichter aufzuzählen, von welchen wir wissen, dafs sie dieselben zum Stoff ihrer Tragödien gemacht haben. Wen dergleichen interessirt, der kann sich ohne besondere Geistesanstrengung aus dem Katalog der Tragiker bei Fabricius, aus Schweighäusers Registern zum Athenäos und einigen neueren Spezialschriften solche Zusammenstellung machen"! — Um des Himmels willen, wo sollte das hinaus, wenn man für alles, was man nicht erklärt und bemerkt, die Gründe angeben wollte! Und wozu solche Expectorationen in Anmerkungen, deren milbenartiger Druck auf die kümmerlichste Sparsamkeit des Raums zum Nachtheil un-

serer Augen abzweckt! Solche Expectorationen stehn aber nicht allein, vielmehr heifst es gleich auf der nächsten Seite (367) schon wieder bei ähnlicher Gelegenheit: „Eingedenk dessen, was wir in der sechsten Anmerkung zum vorigen Kapitel angedeutet haben, werden wir den Leser nicht mit einer unnützen Wiederholung der tragischen Schicksale der Klytemnestra und des Orestes behelligen und begnügen uns" u. s. w. u. s. w. — Das ist zu viel in der That, wenn man weiter nichts zu bemerken hat, als dafs man nichts bemerken will, und Jean Paul würde gewifs solch einen Fund zur Charakteristik eines seiner Lieblingshelden dankend acceptirt haben.

Doch genug der Ausstellungen, die im Vergleich mit dem Positiven, Geleisteten, doch nur geringfügig sind. Wir wünschen im Interesse der Wissenschaft einer Arbeit, die sich bisher als eine wahrhafte Förderung derselben erwiesen hat, auch ferner ein glückliches Gedeihen, und den Uebersetzern rüstigen Muth und die gehörige Mufse für die Vollendung des weiten Weges, der noch vor ihnen liegt. Der Verlagshandlung aber möchten wir es zur Pflicht machen, den augenverderbenden Druck der Anmerkungen, in einen gröfseren und somit lesbareren zu verwandeln. Es ist eine Schande für den deutschen Buchhandel, dafs die *erste* vollständige Verdeutschung der Geistesschöpfungen des gröfsten alten Denkers, durch diesen Notendruck entstellt wird, den in Frankreich kein Verleger bei der geringsten Broschüre anzuwenden sich erlauben würde.

Adolf Stahr, in Oldenburg.

LXXI.

Flora Iaponica, sive plantae, quas in imperio Iaponico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de Siebold, Ord. Reg. Leon. Belg. Cor. Civ. Bav. Imp. Russ. S. Wladim. quart. class. Eques, etc. Regis auspiciis edita. Sectio prima, continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. I. G. Zuccarini, Bot. Oecon. et Saltuar. in univ. Maximil. Ludov. Professor P. O. Acad. Reg. Monac. etc. Sod. Centuria prima. Lugduni Batavorum, 1835 — 1840. *apud auctorem. Fasc. I — XVI.* 148 *S. und* 80 *Steindrucktafeln. Fol.*

Hr. *v. Siebold* gibt uns in diesem Werke, dessen erste 16 Lieferungen vor uns liegen, denjenigen Theil seiner reichen Sammlungen aus *Japan*, welcher sich auf das Pflanzenreich bezieht. Er hat seine botanischen Betrachtungen sehr zweckmäfsig mit den *Nutz-* und *Zierpflanzen* eröffnet; denn Japan und China geben uns die höchst lehrreichen Beispiele eines uralten Land- und Gartenbau's, der sich bis auf unsre Zeiten zwar langsam, aber doch sichren Schritts örtlich entwickelt hat, und sich auf die Vegetation des östlichen Asiens unmittelbar gründet, so dafs nur wenige Pflanzen aus fremden Welttheilen eingewandert sind, die in Cultur vorhandenen aber die Spuren des Cultureinflusses in mannigfaltigen Formwandlungen an sich tragen. Hr. v. Siebold, der mit den Gelehrten Japan's in vorzüglich gutem Einverständnisse gelebt und keine Gelegenheit versäumt hat, sich mit der Sprache, der Literatur, den geselligen und häuslichen Verhältnissen des Landes, so weit bekannt zu machen, dafs er die gegenseitigen Beziehungen der Natur und der Gesellschaft des Landes zu erfassen und zu würdigen versteht, hat sich nun noch einen Naturforscher zugesellt, der, als Botaniker berühmt und in Darstellungen des Pflanzenreichs geübt, Musterhaftes zu vollbringen gewohnt ist, wobei ihm denn der treffliche *Minsinger* als Zeichner und Lithograph so zur Seite steht, dafs die hier anzuzeigenden Hefte leicht für die vorzüglichsten ähnlicher Art gelten können.

Man hat zwei Auflagen, die eine mit schwarzen, die andere mit colorirten Tafeln. Der Text ist lateinisch mit französischer Zugabe interessanter Notizen über den Nutzen, die Cultur, die ästhetischen Werthe u. s. w. der dargestellten Pflanzen. Der lateinische Text ist sehr ausführlich und läfst kaum ein bemerkenswerthes Moment des Baues unbeachtet. Wo Synonyme eintreten, sind diese genau und vollständig beigebracht. Die einzelnen Hefte beobachten aber keine systematische Ordnung in Hinsicht auf die darin abgehandelten Pflanzen, welchem wahrscheinlich eine synoptische Uebersicht am Schlusse des Werks abhelfen wird. Die Namen der Pflanzen in japanischer und chinesischer Sprache konnten von niemand richtiger angegeben werden, als von dem Verfasser, der auch

auf diesen Theil der Nomenclatur grofsen Fleifs verwendet hat.

Da der Zweck einer Beurtheilung ähnlicher Werke in diesen Blättern nicht darauf gerichtet sein kann, einzelne botanisch wichtige oder neue Pflanzenarten auszuheben, oder sämmtliche hier beschriebene und abgebildete Pflanzen auszugsweise zu bezeichnen, so begnügen wir uns mit einigen fragmentarischen Bemerkungen.

Die Zahl der Zierpflanzen überwiegt bei weitem die der Nutzpflanzen, und die Tempel der Götter wie die Wohnungen der Menschen scheinen in Japan eine mit den Reizen der Pflanzenwelt geschmückte Umgebung zu fordern.

So eröffnet denn, sehr zweckmäfsig, die Beschreibung und Abbildung des Illicium religiosum, Skimi der Japanesen, chinesisch Ao-woo-soo, (Taf. 1.) die Reihe der Hefte. Ein kleiner Baum von 30—40 Fufs Höhe, welcher um die Tempel und in den Privatgärten angebaut wird, weil seine blühenden Zweige mit Camellien, Sakaki (Kleyeria Kaempferiana Thunb.), Iris-Arten u. s. w. in Vasen vor den Götterbildern der Tempel und Privatkapellen, auf den Gräbern u. s. w. aufgestellt werden. Die Verwechslung mit Illicium anisatum, welches nur in China angebaut wird, wird hier zuerst gehörig in's Licht gesetzt. Die Früchte des Ill. religiosum haben keinen aromatischen Geruch und Geschmack, sehen aber übrigens dem gewöhnlichen Sternanis ungemein ähnlich.

Die Gruppe der *Hydrangeen* ist in Japan vor allen andern Theilen der Erde reichlich verbreitet (von 40 bekannten Arten sind 23 in China und Japan einheimisch), und von der schönen Gartenkunst auch wie sie verdient gewürdiget, wie die Hydrangea hortensis, welche aus Japan zu uns gelangt ist, uns schon errathen läfst. Sie ist aber nur eine der vielen Formen dieser Familie, welche die Japanischen Gärten schmükken. Deutzia crenata, gracilis und scabra dienen zu Hecken und die Blätter der Letzteren werden von den Tischlern zum Poliren gebraucht. Diese Sträucher gleichen im Ausdruck unserm Philadelphus coronarius, aber ihre Blumen sind geruchlos. Schizophragma S. et Z. (p. 58) zeichnet sich durch eine merkwürdige Strahlung der Infloreszenz aus, welche hier um einen Schritt weiter zurückrückt, als bei den Arten der Gattung Hydrangea. Hier nämlich, bei Hydrangea, werden die Blüthen im Umfange der Trugdolde nur unfruchtbar und gröfser, der Kelch, als das mehr blattartige Organ, vergröfsert sich auf Kosten der centralen zur Fruchterzeugung fortschreitenden Theile; bei Schizophragma tritt aber an die Stelle der letzten oder Terminalblüthe jedes Hauptastes der Infloreszenz ein ziemlich ansehnliches einfaches eiförmiges Blatt, welches nur durch seine weifse Farbe verräth, dafs es noch mit in den Kreis der Blumengebilde gehöre. Es ist aber offenbar das erste Glied der Infloreszenz in ihrer Entwicklungsfolge und daher noch am meisten der tieferen Entwicklungsform des Blatts zugeneigt. Das Schizophragma hydrangeoides, welches aus den gebirgigen Theilen Japans stammt, wird in den Gärten als Zierpflanze gebaut, obgleich die eigentlichen Blumen des vielblumigen Blüthenstandes klein und grünlichweifs sind. Aber der Sinn der Japaner ist dem Ungewöhnlichen der Metamorphose im Gewächsreich zugänglich, und man sieht daher in den Kreis der Kultur nicht blofs das Grofsblüthige, Hochgefärbte, u. s. w., oder das ausschliefslich Nahrhafte oder Wohlschmeckende treten, sondern auch das, was durch seine unerkannte oder mystische Beziehung auf die Metamorphose *merkwürdig* ist.

Platycrater argutus (durch einen Druckfehler steht im Werke arguta) ebenfalls aus der Familie der Hydrangeen, giebt ein neues Beispiel der Metamorphose der Randblumen, welche hier aus einem schaalenförmigen, drei — bis vierlappigen, netzförmig — geaderten weifsen Kelche ohne Blumenkronblätter und Fructificationstheile bestehen. Dieser Strauch wächst in den feuchten Gebirgsthälern Japan's wird aber häufig in den Gärten gebaut. Sein Namen: Bai Kwa ama tsja „himmlischer Thee mit Pflaumenblättern," bezieht sich auf den Gebrauch, mit dem Aufgusse der Blätter das Bildnifs des Buddha am Feste seiner Geburt zu waschen und zu taufen, zu welchem Gebrauche auch eine Art von Hydrangea (die Hydrangea Thunbergii Sieb.), welche daher im Japanischen denselben Namen führt, angewendet wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Flora Iaponica, sive plantae, quas in imperio Iaponico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de Siebold.

(Schluſs.)

Aus der Gattung Hydrangea selbst finden wir hier die herrlichen Formen: H. Azisai S. et Z., mit langröhrigen, präsentirtellerförmigen Randblumen; H. Otaksa S. et Z. mit einer groſsen Scheindolde und breiten runzligen Blättern, der H. hortensis ähnlich; H. Japonica S. et Z. mit sägezähnigen Abschnitten der steilen Randblumen; H. petiolaris S. et Z. mit einer radförmigen Randblume am Ende jedes Hauptastes der Trugdolde und sehr langgestielten Blättern, den Uebergang zu Schizophragma zeigend; H. Belzonii, vielleicht die unveränderte Form der H. hortensis, mit vielen fruchtbaren und nur einzelnen unfruchtbaren fast radförmigen viertheiligen Blumen im Strahl; H. acuminata S. et Z., armblüthiger, mit lang zugespitzten Blättern; H. Thunbergii S., von welcher schon oben die Rede war; H. stellata S. et Z. mit gefüllten Randblumen; H. cordifolia S. et Z.; H. virens S. et Z.; H. paniculata S. et Z. mit rispenförmigem Blüthenstande; H. hirta S. et Z. ganz ohne Strahl; H. involucrata S. et Z. mit einer kleinen zweiblättrigen Hülle unter der Infloreszenz, welche der H. Belzonii gleicht, und mit sehr groſsen eiförmigen, scharfspitzigen, scharfsägezähnigen Blättern, auch eine Form derselben mit gefüllten Randblumen, (Taf. 64.). Alle diese werden künftig, wie wir hoffen, unsre Gärten, gleich der H. hortensis, schmücken.

Cardiandra alternifolia S. et Z. ist eine Hydrangea mit wechselständigen Blättern, dreitheiligen sterilen Randblumen und breiten Antheren, deren Fächer durch ein fast herzförmiges Connectivum auseinandergerückt sind.

Viburnum plicatum und tomentosum reihen sich in der Form ihres Blüthenstandes und ihrer unfruchtbaren, oft den ganzen Blüthenstand überwuchernder Randblumen den vorhergehenden an.

Viele schöne Diervillen beweisen, daſs der Typus der Caprifoliaceen, wie er überhaupt dem der Hydrangeen verwandt ist, so auch diesem Floren-Gebiete nicht fremd sei.

Zwei schöne Anemonen (Anemone cernua und Japonica) dienen zur Verzierung der Felsenparthieen in den Gärten.

Von der Forsythia suspensa, einer Jasminacee, welche fast nicht mehr im wilden Zustande, sondern nur noch cultivirt in den Gärten Japan's vorkommt, bemerken die Verff., daſs man sie neben immer grüne Bäume pflanze, um durch einen dunklen Hintergrund das Gemisch ihrer gelben Blumen, der Kamellien, der Pfirsichen- und Apricosenblüthen, welche zu gleicher Zeit hervorbrechen, besser hervorzuheben.

Unter die Prachtgewächse der Japan'schen Gärten sind zu rechnen: Rhododendron Metternichii; Paulownia Imperialis (Bignonia tomentosa Thunb., aber zur Familie der Scrophularinae gehörig, (Kiri der Japaner) ein ansehnlicher Baum mit groſsen röthlich-violetten Blumen, Ihro Majestät der Königin der Niederlande gewidmet; der Baum wächst so schnell, daſs Stecklinge von 3 Fuſs Länge, welche in dem botanischen Garten zu Dezima gemacht wurden, im ersten Jahre eine Höhe von 10—15 F. erreichten und schon im dritten Jahre einen Stamm von 3—5 Zoll Durchmesser erhielten. — Lilium speciosum und cordifolium; Lychnis grandiflora und Lychnis Senno S. et Z. gehören ebenfalls unter die ausgezeichneten Zierpflanzen einer niedereren Ordnung, und sind zum Theil schon bei uns eingeführt.

Unter den Fruchtbäumen, Japan'schen Ursprungs, finden sich wenige ausgezeichnete. Pyrus Mume S.

et Z. ist schön von Ansehen; die Früchte aber werden nur unreif, nach Art der Gurken eingesalzen, verspeist. Hr. v. Siebold bestätigt hier (p. 31) eine für die Gartenkunst im Kleinen und Kleinsten interessante Mittheilung, welche schon die Hrn. Overmeer — Fischer und Maylan aus seiner mündlichen Aeufserung in ihren Bericht über Japan aufgenommen haben und die hier einer Wiederholung werth scheint. Ein Japanischer Handelsgärtner bot Hrn. v. Siebold im Jahr 1826 ein blühendes Mume-Bäumchen zum Kauf an, welches kaum drei Zoll hoch war. Dieses Meisterstück der kleinen Gartenkunst befand sich in einer lackirten Büchse mit drei Abtheilungen nach Art der Arzneibüchsen, welche die Japanesen im Gürtel zu tragen pflegen. In der oberen Abtheilung stand die Mume, in der mittleren eine kleine Tanne von derselben Höhe und in der unteren ein Bambusrohr, das kaum 1½ Zoll hoch war.

Die Wurzel von Aralia edulis S. et Z. wird im Winter, wie bei uns die Scorzonere zubereitet, gegessen und die jungen Stengel der Pflanze geben ein sehr wohlschmeckendes Gemüse. Eine neue Rosenart, Rosa rugosa S. et Z., werden unsre Gärten auch aus Japan sich aneignen können. Euptelea polyandra (Taf. 72.) ist eine höchst merkwürdige Gattung aus der kleinen Gruppe der Ulmaceen. Taf. 73. und 74. erhalten wir die erste lebendig ansprechende Abbildung der Hovenia dulcis.

Wir würden die Grenze unsrer Aufgabe überschreiten, wenn wir uns durch den Umfang des so anziehend bearbeiteten Stoffs verleiten lassen wollten, tiefer in's Einzelne einzugehen, und schliefsen daher mit dem Wunsche und in der wohlbegründeten Hoffnung, dafs ein Werk, welches unter hohen und glücklichen Auspicien begonnen und von den berühmten Verff. auf's Würdigste fortgeführt worden, auch zum erfreulichen Ende gedeihen werde. An Ruhm für Gönner und Arbeiter, wie an vielfältiger Nutzanwendung, wird es nicht fehlen.

Nees v. Esenbeck.

LXXII.

Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preufsischen Rheinprovinz. Betrachtungen zum Geist der Gesetzgebungen und zum jetzigen Weltzustande. Von Wilhelm v. Schütz. Würzburg, 1841. Bei Voigt und Mocker.

Der Titel hat vollständig angegeben werden müssen, weil es bedeutsam in der Vorrede heifst: Autor und Verleger arbeiteten zu gemeinsamen Zweck und könnten diesen nicht verfolgen, ohne den Urhebern falscher Theorien und denen unangenehm zu werden, die für sie machinirt haben. Wir haben es hier also mit Theorie und Praxis zugleich zu thun. Das Buch selbst gehört zu denen, zu deren Beurtheilung es vollkommen ausreicht, dafs man ihnen den Kern ausschält und sie so gleichsam in nuce präsentirt. Um aber ab ovo anzufangen, mufs man vor allem wissen, dafs der Verf. als adlicher Gutsbesitzer, laut der Vorrede, bei der Erbhuldigung in Berlin war und früher schon von der protestantischen zur römischen Kirche übergegangen ist. Sein Ziel ist kein geringeres, als dafs durch die römisch-katholische Kirche in Deutschland auch die politische Einheit Deutschlands wieder erreicht werde, an der es uns noch zur Zeit fehlt und dadurch wären wir auch gegen alle Gefahren von Westen her gesichert. Wollen wir uns aber dazu nicht geduldig entschliefsen, so bietet der Verf. das Schreckbild und die Drohung, welche sich in der Schrift oft wiederholt, auf, dafs wir dann dem westlichen Nachbar ohne Rettung verfallen. Sein Hauptthema spricht er, der sich, wie sich später zeigen wird, eines vorzüglichen Styls erfreut, S. 66 selbst also aus: „Es kommt darauf an, das gleichsam Stabile (gleichsam Stabile) der Wahrheit zu erhärten, wie Frankreich, um gegen Deutschland mit Erfolg agiren zu können, einer Opposition im Innern Deutschlands bedarf, die sich nur bilden kann mittelst und aus der Masse der gegen die Deutschlands Einheit wollenden Katholiken gerichteten Protestanten und aus ihren Anhängern, den absoluten Philosophen und reinen Theoretikern." Und auf derselben Seite: „Als Friedrich von *Schlegel* zuerst auf die Deutschland untergrabenden Wirkungen der Glaubenstrennung hinwiefs, da widersprachen ihm alle Protestanten und alle Confessionslosen." Aber jetzt ist der Verf. so glücklich, sich auf *Leo* und *Hurter* berufen zu können. „Das waldensisch-albigensische Zerwürfnifs mit seinem Prinzip, eine protestirende Opposition gegen den Katholicismus bilden zu müssen, warf sich auf Deutschland und drang hier durch mit

seiner Tendenz der Glaubenstrennung u. s. w., denn auch dies verdanken wir der Reformation, dafs sie ein von Religion und Moral abgelösetes politisches Prinzip apologisirt hat u. s. w." S. 68. — Ansprüche genug macht der Verf. mit seiner Schrift. Sie sind überall das Leichtere. Ein anderes ist, ob und wie sie sich bewähren. S. 26 sagt er: „Der ersten Frage nach will unsere Schrift als eine rechtsphilosophische geprüft sein. Der letzten Frage nach erscheint sie als positive Rechtsausführung, zugleich als eine sämmtlicher nicht blos Deutschlands, sondern des ganzen Erdballs, Katholiken, kirchliches und politisches Interesse in Anspruch nehmende Staatsschrift." Welche grofse Meinung der Verf. von sich und seinem Versuch habe, spricht er auch S. 55 aus: „Er ist es, den man dessen zeihen wird, hingearbeitet zu haben auf Spannung und Gährung, weil er die Opposition hervorgerufen, die ohne ihn niemals entstanden wäre (niemals entstanden wäre.) Dieser Anklage sehe ich entgegen. Aber ich bin auch unter den beurtheilenden Stimmen vieler versichert, die das Unwahre jenes Vorwurfs durchschauen und mich freisprechen werden von der Tendenz, eine Opposition hervorzurufen; denn ich donnere und wettere ja nicht mit Hülfe fremdartiger, nicht zum Gegenstand gehörender, gewaltsam aus der Ferne herbeigeschworner, declamatorischer Elemente, sondern ich bleibe bei der Sache, zergliedere das Ausgesprochene, versuche, es unter die rechte Beleuchtung zu stellen und unterscheide nun die wahren und unwahren Gestalten, die sich daran zeigen. Ein solches Verfahren kann nur belehrend (nur belehrend) heifsen. Was aber richtig belehrt, das beruhigt auch wahrhaft und dauernd. Es bringt eine Ruhe, die nicht palliative Dämpfung einer unnatürlich heftigen Bewegung ist, sondern die aus der allgemein und bis in den innersten Functionen des Denkers hergestellten Harmonie der Betrachtung entspringt." Wir unserntheils müssen dagegen erklären, dafs das Raisonnement des Vfs. uns zu keiner andern „Opposition" bewegen kann, als welche die Wahrheit dem Irrthum schuldig ist und dafs wir in seiner Schrift keine andere „Belehrung" gefunden haben, als darüber, wie weit die Verblendung eines in seinen erkünstelten, geschraubten Vorstellungen befangenen Geistes gehen kann. Die bittern Anfälle, die häfslichen Anschwärzungen der protestantischen Kirche wollen wir ihm gern schenken und verzeihen; wir werden dergleichen täglich immer mehr gewohnt und sehen nur nicht, wo das seine Gränze haben soll. Doch so lange wir uns noch der freien, öffentlichen Discussion erfreuen dürfen, werden auch solche Angriffe ohne Schaden vorübergehen; denn wie die Diplomatie heutiges Tags den Krieg in geistiger, schriftlicher Weise abthut und beseitigt, so beruhigen sich auch im Felde der Wissenschaft und des socialen Lebens die Geister weit eher, wenn sie gehörig, wie Luther sagte, auf einander platzen können, und ertragen es nur nicht leicht, wenn der einen Seite das grofse Wort vergönnt ist und der andern kaum ein kleines und gemäfsigtes. — Der Verf. knüpft vom Anfang herein seine Polemik an eine Abhandlung im 52. Bd. der Jahrb. für die preufsische Gesetzgebung u. s. f. an. Ihm liegt das provinzielle Recht am Herzen; der Erzbischof von Cölln und die Rheinprovinz ist es, für die er sich in die Schranken legt; das Hauptrecht aber liegt ihm doch aufser Landes und der Provinz; es ist das, welches nicht der Staat, sondern die römische Kirche hat. Der dort gebrauchte Ausdruck: Kirchenstaatsrecht ist ihm deshalb sehr zuwider. Möchte er aber etwa lieber ein Staatskirchenrecht haben? Nichts weniger, als das. „Der obige Kirchenrechtspublicist flüchtet zu einem Kirchenrechtslehrer von der bedenklichsten Farbe, zu *Eichhorn*, der — horribile dictu! — (— horribile dictu! —) von natürlichen Rechten zu reden wagt, welche in Deutschlands Staaten von der Staatsgewalt wegen der Verhältnisse jeder Kirche angesprochen worden". S. 7. Unser Verf. versteht nur nicht, was unter natürlichen Rechten zu verstehen ist; natürliche Rechte sind natürlich nicht natürliche, sondern geistige, nicht positive, sondern solche, welche im Begriff des Staats liegen. Statt dessen setzt der Verf. gleich ausfallend hinzu: „Von natürlichen Rechten kann nur ein Theoretiker sprechen, dem ein Amalgam von Rousseau und Robespierre zum Idole theoretischer Glaubens- und Lebensdoctrin geworden. Dabei läugnet der gebrauchte Ausdruck allein schon alle positiven Rechtsverhältnisse weg. Nur ist Eichhorn hier fast zu naiv für einen Juristen. Er schreibt sich und den deutschen Fürsten zum Schaden. Seine Worte entziehen letzteren alle vollendeten Rechte in Kirchensachen. Sie lassen den blofsen Anspruch auf Recht übrig und führen ein in die arg verrufene Gesellschaft jener Bösen

und Dummen, die von Ansprüchen auf unveräußerliche Menschenrechte delirirt haben". S. 8. „Kirchenrechtlich behält *Eichhorn* ein bloßes (bloßes) ius majestaticum circa sacra als Fundament, worüber die angehängten Versionen von Kirchenhoheit, kirchliches Majestätsrecht, Staatskirchengewalt, Majestätsrecht in Religions- und Kirchensachen nicht zu täuschen vermögen. Alle diese Worte sind Fälschungen". ib. Wo hingegen unser Verf. hinaus will, spricht er selbst deutlich genug aus, indem er sagt: „Der Papst als höchstes Oberhaupt habe auf eine nahmhafte und positive Summe von Befugnissen resignirt, die eben dadurch (eben dadurch) das Recht der Staatsgewalt oder der Erbmonarchie geworden sind". S. 11. Welche edle, uneigennützige Resignation! Nun wissen wir doch, in welchem Sinne der Verf. an der Erbhuldigung Theil genommen und woher Staatsgewalt und Erbmonarchie ihre Rechte in Bezug auf die Kirche im Lande habe und daß sie keine hätte, wenn der Papst sich nicht ihrer erbarmt und ihr einige abgetreten hätte. Wenn es nun gar dem Papst einmal einfiele, die Rechte, als die seinigen, wieder an sich zu nehmen, welche Wirthschaft würde das werden! Das nennet der Verf. Legitimität und das Entgegengesetzte eine Auskunft von revolutionärem Character. Was kann in Wahrheit revolutionärer sein, als die Lehre, der König trage die in Rede stehenden Rechte nur vom Papst zu Lehen. Aber die Ansicht weiß, daß sie allen dunklen Köpfen imponirt und diese machen wirklich noch eine Reverenz davor. Näher geht der Verf. heraus und zeigt, wie Obiges zu verstehen, indem er hinzufügt: „die positive Kirchenrechtsantinomie eines ius circa sacra protestantischer Landesherren bedürfe dieser Modalität, daß die dynastische Potenz das ius c. s. so gar möglichst wenig einseitig zu verwalten habe, sondern die Ausübung ihren Weg nehmen lasse durch den Kanal der päpstlichen Anordnung". S. 11. Hiemit ist eigentlich, obgleich es der Verf. nicht sagt, das forum ecclesiasticum in seiner ganzen Ausdehnung, die Immunität des Klerus vom forum civile ganz in der Weise des Mittelalters gefodert, so, daß auch in Fällen bürgerlichen Vergehens der Staat einem Priester nichts anhaben kann, sondern höchstens beim Papst einkommen und suppliciren muß, damit Recht im Lande ergehe. Denn „unmittelbar kann kein Rechtsverhältniß oder Machtverhältniß circa sacra zwischen dem protestantischen Landesherrn und den katholischen Kirchen ihrer Staaten bestehen". S. 12. Daß es indeß mit der obigen päpstlichen Resignation nicht weit her und es auch dem Verf. selbst kein Ernst damit ist, zeigt sich bald darauf in der hinzugefügten Bemerkung, „daß die hohe Berechtigung sich einem einmal anerkannten Limitum habe unterwerfen müssen (unterwerfen müssen), einer Beschränkung, die sich herschreibt nicht vom göttlichen Einsetzer des Verwalters, sondern von derjenigen Macht, welche die zeitlichen Zustände der Menschen zu besorgen hat". S. 12. Diese Macht ist nach protestantischer Lehre eben sowohl von Gott eingesetzt; nach dem Verf. aber hat es nur „der Lauf der Dinge und der Drang der Verhältnisse einmal so gewollt, daß der heilige Vater den Landesherren eine gewisse (eine gewisse) Concurrenz bei der Verwaltung eingeräumt hat". S. 17. In diesem ganzen Zusammenhang ist der Lauf der Dinge und Drang der Verhältnisse, dem der Papst nachgegeben, nur als ein rein Zufälliges, als ein Uebel und Unglück anzusehen, welches man stets zu beseitigen beflissen ist. In dieser Vorstellung, welche die geschichtliche Entwickelung und das darin sich vollziehende göttliche Weltgericht perhorrescirt und eben damit nicht einmal das geschichtliche Recht des protestantischen Staats respectirt, ist, auch abgesehen von dem Mangel an Wahrheit, sonderliche Frömmigkeit auch nicht zu entdecken. — Der Verf. sucht seine Sätze dann auch philosophisch darzuthun. Er nimmt zu diesem Zweck selbst einige Lehren der Hegelschen Philosophie zu Hülfe, aus der bei der Universalität ihrer Standpuncte und derselben dialektischen Verlauf ein Jeder sich leicht ein Einzelnes herausnehmen kann, um es zu Wasser zu machen — auf seine Mühle. „Hegel ist hier auf bestem Wege. Er hat wirklich einmal die Wahrheit erfaßt". S. 18. Aber die Rarität verliert sogleich wieder ihren Werth; denn „je mehr sein System Unwahrheit enthält, um so mehr muß es mit der Wahrheit in Widerspruch gerathen". ib.

(Der Beschluß folgt.)

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preufsischen Rheinprovinz. Betrachtungen zum Geist der Gesetzgebungen und zum jetzigen Weltzustande. Von Wilhelm v. Schütz.

(Schlufs.)

Diese Tautologie des Verfs. ist um so rührender, da *Hegel* gerade in der vom Verf. angezogenen Stelle eines gewissen Bewufstseinsacts als einer Tautologie erwähnt. Auch die da vom Verf. hinzugefügte Anmerkung ist eben so keck, als komisch. „Es ist nicht zu verbürgen, ob und wie weit jene Worte verstanden worden; aber die Schuld liegt blos in der einem Philosophen nicht zu verzeihenden Negligenz der Schreibkunst oder Stilisirung, die (die, Stilisirung oder Negligenz derselben?) man bei *Hegel* überall findet. Ich wollte ihn mit mäfsiger Mühe (mit mäfsiger Mühe) verständlich machen". S. 18. Es fragt sich nur, was „der verehrteste Philosoph der letzteren Decennien" S. 27 dazu gesagt haben würde. „Diefs wurde bemerkt, um zu erhärten, wie wenig ich blinder Anhänger, wie wenig aber auch blinder Gegner *Hegels* bin, vielmehr sein System im Ganzen und Einzelnen mir sattsam (sattsam) angeeignet habe, um das Getroffene vom Verfehlten unterscheiden und den Spruch (den Sprach) begründen zu können, dafs es im Ganzen mangelhaft sei, weil kein vollendetes System ein Amalgam von Getroffenem und Verfehltem bilden darf". S. 25. Gewifs hat der Verf. eine erhabene Vorstellung von einem philosophischen System als einem Treffer, der den Fehler und Verfehler ausschliefst. Wer denkt hiebei nicht an *Rosenkranz* ergötzliche Komödie: „Das Centrum der Speculation" und an die Scheibe, nach der sie da schiefsen, treffend und fehlend? Es erhellet hieraus, in wiefern der Verf. ein Recht haben kann, *Niebuhr* und *Bunsen* „Halbphilosophie und deshalb Unklarheit im Religiösen" vorzuwerfen. S. 53. Zur Entschuldigung unsers Verfs., der in der Zeit der Romantik sich hervorthat, mufs man sagen: es kommt von der Natur der Sache her, dafs man in der Vertheidigung derselben sich nicht einmal geistreich benehmen kann, wie auch *Fr. Schlegel*, sobald er an diese Seite sich stellte, aufhörte, der geistreiche zu sein. Den vernünftigen Katholicismus ehren wir, wie in diesen Blättern wiederholt geschehen ist; aber der Romanismus, wie der Pietismus, bricht den Köpfen die Krone des Geistes aus; denn die Geistesfreiheit ist dahin. — Eine mehrfach gebrauchte Kategorie des Verfs. ist die von Zwecken, die von Oben und die von Unten kommen; jene sind die der Kirche, diese die des Staats. Diesen Gegensatz, den *Görres* viel bestimmter als den des Geistes und der Natur, wie auch des Himmels und der Erde ausspricht, so, dafs der Staat mit seinen Rechten, Gesetzen und Sitten an diese erdige Seite zu stehen kommt — nimmt unser Verf. als einen eisernen, unbeweglichen und stützt dann seine weiteren Forderungen darauf, doch so, dafs (was nach dem Vorhergehenden nur der Drang der Umstände war) „der coordinative Stand beider Potenzen" anerkannt wird. Dafs solche Coordination, wenn sie ernstlich gemeint wäre, mit jenem: von Oben und von Unten im Widerspruch stehen würde, sieht der Verf. nicht, obgleich er selbst wenigstens hypothetisch die Collision beider voraussetzt und fragt: ob von zwei Coordinirten der eine fodern könne, seine Zwecke sollten den des andern weichen? In der Beantwortung denkt der Verf. nicht daran, dafs der eine der Coordinirten, der von Oben, ebensowohl, als der andere, der von Unten, die Prätension machen kann und nur zu sehr gemacht hat; sondern er setzt voraus, dafs sie nur von der letztern Seite kommt, welche daher die revolutionäre, auch infernale heifst, welcher dann gegenübersteht die religiös, kirchlich und politisch legitime, als die himm-

lische und englische (ob die der Engel oder der Engländer, bleibt vor der Hand ungewifs), die auch empyräische zu nennen ist. Bei den Engeln fällt dem Verf. wirklich der Engländer ein; denn von diesem sagt er unmittelbar darauf, „er habe das grofse Verdienst, diese Sünde, soweit sie theoretische Rechtfertigung der Sünde ist, nicht zu kennen". S. 28. Der Verf. verknüpft nun die Abhandlung, gegen die er polemisirt, mit einer, „wie nun bekannt geworden", practisch verfolgten Tendenz, nämlich dem Plane einer kirchlichen Emancipation Deutschlands von Rom, wobei er jedoch die Vorsicht hat, den Monarchen auszunehmen und alles den Beamten zur Last zu legen, ohne die illegitime Unart zu erkennen, dafs er dadurch auch den Monarchen in das Gedränge bringt und ihn zum Diener seiner Beamten macht. „Alles wurde wider Wissen und Willen desjenigen Monarchen eingeleitet, dessen Beamte sich zu einer Intrigue coalirten, die Unheils genug gebracht hat und viel Aergeres noch hätte stiften können. Niebuhrs jetzt herausgekommener Nachlafs giebt Aufschlufs darüber. — Wenigstens legt Niebuhrs Nachlafs zu Tage, wie in der Hauptsache der kirchlichen Ablösung Deutschlands von Rom er mit Bunsen einig, allein wegen der zu wählenden Maafsregeln und des zu beobachtenden Verfahrens verschiedener Meinung gewesen. Niebuhr zog ein mehr offenes, Bunsen ein heimlicheres Benehmen vor, schalt sogar den Grundsatz des Ersten einen Irrthum, bei dem gehässige Aufregungen und hierarchische Anmaafsungen Deutschlands Frieden und die Ruhe der Welt mit neuen Stürmen bedrohen würden und Bunsen bestand darauf, den heiligen Stuhl zu überlisten, bis dann auch die Behandlung der Angelegenheit ganz in seine Hände fiel". S. 29. Dafs der deutsche Bund ein apostolischer sei, ist, nach dem Verf., zu schliefsen daraus, dafs er im Namen der untheilbaren Dreieinigkeit geschlossen und von des Kaisers von Oesterreich Apostolischer Majestät gezeichnet ist. „Oesterreichs Kaiser war im Besitz der Apostolizität; einzelne deutsche Fürsten hatten aufgehört, sie anzuerkennen, waren aber mittelst der Bundesakte oder des deutschen Grundvertrags zurückgekehrt zur Anerkennung derselben und diefs läfst sich (es läfst sich) betrachten nur als ein ihm zugewendeter ganz besonderer Segen. Weil nun der Segen dieser Apostolizität vom Vorsitzer und Haupt kommt, dieses aber ihn von der Kirche hat, so (so) besitzt Deutschland vorzugsweise den Segen einer apostolischen Einheit, die sogar (sogar) bis zur Einheit mit der apostolischen Kirche gehet, in Bezug auf welche die protestantischen Glieder angelobt haben, die abweichenden Momente ihrer Confession niemals zum Motiv für eine Emanzipation daraus benutzen zu wollen: denn sie wäre ja schon Trennung". S. 32. In wiefern es mit dieser publicistischen Deduction seine Richtigkeit hat, vermag Referent, über dessen Competenz und Captus sie geht, nicht zu bestimmen. Ist aber der deutsche Bund in dem Sinne ein apostolischer, dafs er dadurch ein römisch-katholischer und in diesem Sinne der Grund der politischen Einheit ist, so bleibt es wenigstens auffallend, was der Verfasser anzuführen vergessen hat, einerseits, dafs der Papst gegen wesentliche Bestimmungen des Bundes protestirte und andrerseits, unerachtet der politischen Einheit die Zweiheit der Confessionen sich dadurch declarirte, dafs bei der Einweihung des Bundestags die respectiven Gesandten ihren Gottesdienst nicht vereint, sondern in ihren respectiven Kirchen hielten. — An halbwahren und deshalb ganz unwahren Behauptungen ist überhaupt diese Schrift reich, z. B. dafs Gregor XVI. durch seine Bulle der eigentliche Gründer der nun erst positiv fundirten katholischen Kirche im preufsischen Staat gewesen, (kamen die Temporalien dabei gar nicht in Betracht?) und dafs der Monarch hiemit (durch die Bulle?) das Kirchenregiment fast ganz (fast ganz) an den römischen Stuhl abgetreten. Oben sollte der Papst dem Landesherrn einige Rechte abtreten; nun soll der Landesherr dem römischen Stuhl das Kirchenregiment fast ganz abgetreten haben. Ferner: dafs obige Bulle durch die gänzliche Uebergehung des allgemeinen Landrechts ausgesprochen habe, wie sich es schon von selbst verstehe, dafs für die neue in die Hauptheerde aufgenommene Heerde nur (nur) das für jene geltende allgemeine kanonische Recht ebenfalls zu gelten habe. S. 38. Richtig dagegen ist die Behauptung, dafs die römisch-katholischen Priester nicht Staatsdiener sein und heifsen können, da sie im Dienst eines ausländischen Herrn stehen. Diefs schliefst aber nicht aus, dafs sie, wie alle Ausländer, wenn sie im Lande sich gegen die Staatsgesetze verlaufen, nach diesen gerichtet werden. Indem wir, was

der Verfasser zu Gunsten des katholischen Klerus sagt, auf sich beruhen lassen, müssen wir nur, was er zum Nachtheil der Protestanten sagt, zurückweisen. Er behauptet nämlich: „dafs stets die Katholiken Deutschlands und ihr Klerus ächt deutschen Sinnes gewesen und für die deutsche Integrität gegen Frankreich waren, hingegen die Protestanten stets (stets) mit Frankreich und so sehr in seinem Interesse handelten, dafs das Untergraben der Einheit stets auf ihre Rechnung kömmt und es nur die ganz nothwendige Folge davon ward, wenn die Explosionen auf katholischem Boden geschehen, ganz wie der Verfasser der hier beleuchteten Schrift (in den Jahrbüchern für preufsische Gesetgebung) verfährt, die sich nur früheren ähnlichen schwarzen Operationen und Versuchen anreiht". S. 65. Der Verfasser merkt nicht einmal die Incohärenz seiner Sätze, die das Gegentheil von „der ganz nothwendigen Folge" ist, dafs nämlich das Untergraben der Einheit auf die Rechnung der Protestanten komme, die Explosion auf katholischem Boden erfolgt sei, wie wenn das Unterminiren zum Explodiren sich eben so verhalte, wie das Protestiren zum Romanisiren. Wir können dem Verfasser nicht den Vorwurf machen, den er ablehnt, „dafs er das Religiöse zum Vorwand und Vehikel nehme, den französischen Liberalismus zu resuscitiren, Deutschland ihm (ihm) zu überliefern und Frankreich den Ingrefs in Deutschland zu erleichtern, auf dafs mit Hülfe des katholischen Demokratismus, welchen *de Lamenais* sprüht, auch Deutschland ächt französisch republicanisirt oder constitutionalisirt werden könne". S. 56. Davon ist der Verfasser gewifs sehr entfernt; eher könnte man ihm den entgegengesetzten Vorwurf machen, dafs er die deutschen Fürsten im Bunde nicht für mächtig genug halte, die politische Einheit aufrecht zu halten und darin ohne den Papst fertig zu werden, der den Untergang des Protestantismus vor allem zur Bedingung seines Beitritts und zum Hauptziel seiner bekannten Frömmigkeit machen würde. Wir unseres Orts stellen uns weder an die eine, noch an die andere Seite und verbitten uns eben so sehr das Romanisiren als das Republicanisiren Deutschlands. — Zur weiteren Charakteristik dieser Schrift lassen wir nur noch einige Stellen meist mit den Worten des Verfassers folgen, da die Schlufsabhandlung gröfstentheils politischen Inhalts ist, worüber dem Referenten kein Urtheil zusteht, wobei man aber nicht vergessen darf, was das eigentlich Pikante ist, dafs der Verfasser „sich zur persönlichen Erbhuldigung seines Monarchen nach Berlin begab". Der Verfasser versichert: dafs die lebendige Suprematie der politischen Existenz und die Weltherrschaft nur derjenigen Macht anheimfällt, und sie nur der gewifs ist, welche übernimmt, die Freiheit der apostolischen Kirche und ihres Hauptes zu vertheidigen und zu sichern. S. 61. Unter den activen Staatsmännern unserer Tage haben diefs nur zwei begriffen, Fürst Metternich und Thiers — der österreichische Diplomat war aber zu derjenigen resoluten Determination noch nicht gelangt, welche der französische Minister gefafst, indem er sich als zweiter Pipin von Heristal schon an der Spitze des grofsen Frankenvolks sah, das herrschend geworden, weil zuerst es seine Huldigungen dem heiligen Stuhl gebracht. Dogmatisch ist Thiers durchaus Antiprotestant; hernach: an seiner Katholicität ist nicht zu zweifeln. S. 66. Oesterreich hingegen hat in den letzten (letzten) religiösen Wirren das katholich-deutsche Interesse keinesweges seiner apostolischen Verpflichtung entsprechend wahrgenommen. S. 70. Die Vorgänge in Cölln löschen alles aus. Dagegen mufste das apostolische Reich für den heiligen Stuhl gegen die (gegen die) protestantischen Fürsten mit Entschiedenheit auftreten. Jener heiligen, zu seiner apostolischen Kaiserlichkeit gehörigen Obliegenheit ist Oesterreich untreu geworden; es hat der Kirche nicht gedacht und sie wäre ohne Baiern preisgegeben worden. S. 79. Durch des apostolischen Kaiserthums periodische Lauheit und Indifferenz hat der Katholicismus seine volle Würde verloren und dagegen hat Oesterreich sich auch während der jüngsten Krisis, eine der wichtigsten in der Geschichte des Christenthums, durchaus, ja in dem Grade indifferent erwiesen, dafs man, wie von der Charte geschehen, sagen durfte, die Apostolizität habe aufgehört, eine Wahrheit zu sein und sich selbst zur Phrase gemacht. S. 80. Die Anstellung des D. Räs, des früheren Mitherausgebers des Katholiken, zum Coadjutor von Strasburg ist ein in jeder Beziehung freudiges Ereignifs, weil es der erste Schritt, die katholische Kirche Frankreichs und Deutschlands zu vereinen und zu vereinigen nicht nur, sondern auch eine Maafsregel ist, die dem Geiste aller übri-

gen bisherigen entspricht, welche von dem für die Kirche unermüdet wirksamen Juliusthron (Juliusthron) ausgegangen sind. Schon deshalb läfst sich nichts anderes darin erkennen, als das reinste (reinste) Interesse für die katholische Religion und Kirche, indem die Könige von Frankreich und von Baiern die einzigen katholischen Fürsten waren, die, hierin alle andern (alle andern) Monarchen übertreffend, kaum ein Jahr vorübergehen liefsen, wo sie nicht irgend etwas von Wichtigkeit in ihrem Lande für die Kirche gethan hätten, die zugleich sich während der eingetretenen Spannung (Spannung) durchaus nicht neutral oder indifferent erwiesen und die sich gegenseitig beinahe schienen übertreffen zu wollen, dafs sie nur wahrhaft apostolische Priester von der entschiedensten Katholicität — auf die bischöflichen Sitze erhoben. So wurde schon lange verfahren und wenn auch seit dem Ereignisse zu Cölln man dem bisherigen System treu verblieben ist, so mufs diefs zu einer Freude berechtigen, die nur als eine rein katholische zu bezeichnen ist u. s. w. S. 82. Endlich fängt der Verfasser, der oben den Protestanten den Plan zuschrieb, Deutschland an Frankreich zu verrathen, noch an, einen Kreuzzug zu predigen. Er sagt: Sollte daher, was doch gar nicht unmöglich ist, die Mehrzahl der Franzosen sich erheben lassen (lassen) zu dem Gedanken, und sich von ihm begeistern, zusammenzutreten zu einem Kreuzzug für die Kirche, ihre Einheit und Unerschütterlichkeit, und waren denn nicht in den Kreuzzügen die Franzosen die eigentlichen Kämpfer gewesen? so würden sie ein Panier vor sich hertragen, dem weit zahlreichere Heldenschaaren folgen dürften, als dem der liberalen Propaganden. Wenn Frankreich jetzt die päpstlich geweihte Fahne des Katholicismus ergreift, so bildet sich eine ihrer Zahl, ihrem Heldenmuth und ihrer ausdauernden Einheit nach nicht zu berechnende Liga, der gegenüber die ihr feindlichen Streithaufen sich zersplittern müssen, wie in politische Farben oder religiöse Secten. Denn die akatholischen Royalisten, die antikatholischen Radicalen und die antikatholischen doctrinären Moderantisten müssen sofort eben so sehr aus einander gehen und zerfallen, wie die protestantischen Lutheraner, die Unirten und die Rationalisten. Dadurch wächst die Einheit der katholischen Macht und Richtung, anschwellend gleich einer Fluth, die auf Zustrom zu rechnen hat, auch aus Amerika, Asien und Afrika (und Afrika). S. 85. Nachdem der Verfasser dann wie ein guter General seine Streitkräfte berechnet, überschaut und geordnet hat, erläfst er, vor dem Abmarsch ins Feuer noch gleichsam ein Manifest, worin er unter andern sagt; o! ihr dürftigen, beschränkten Geister! hattet ihr so wenige politische Voraussicht, dafs ihr übersahet, wie euere Thorheit alle Katholiken der Welt unter einen Hut sammeln werde und sie dazu verbinden, herzufallen über euch und leider auch über eine Dynastie, von deren Wohlwollen ihr den Mifsbrauch machtet, sie zur Firma zu nehmen für euer Unterfangen, das dahin ging, Deutschland bis in die innerste Lebensfaser polarisch zu theilen? S. 86. Und nachdem auf dem Papier seiner Schrift der Sieg glorreich erfochten worden, erhält auch Oesterreich noch zuletzt von dem Verfasser Verzeihung wegen seines „seit dem Ereignifs zu Cölln beobachteten Verfahrens und der damit ausgesprochenen Gleichgültigkeit gegen die Kirche". S. 87. „Es war so, dafs wenn die apostolische Majestät fortfahren sollte, ihre Pflicht zu vernachläfsigen, dann die allerchristlichste Monarchie (oben Juliusthron genannt) sie werde übernehmen und in der ersteren Stelle treten müssen. Allein soll diefs für alle Zeiten Maxime des apostolischen Kaiserthums bleiben"? S. 88.

Nach diesem allen, welches über alle Kritik hinausgeht, oder vielmehr unter ihr ist, können wir dem Verfasser nur rathen, sich von seinem Beichtvater die nöthige Absolution geben zu lassen.

D. Marheineke.

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

LXXIII.

Das Stadtrecht von München nach bisher ungedruckten Handschriften mit Rücksicht auf die noch geltenden Rechtssätze und Rechtsinstitute, herausgegeben von Franz Auer. München, 1840. 8.

Der Forscher auf dem Gebiete der deutschen Sprache, der Kenner des deutschen Rechts und der praktische Jurist Bayerns wird diese Schrift, welche das Stadtrecht von München in mehrfacher Beziehung zu ihrem Gegenstande hat, gern willkommen heifsen. Mit grofser Genauigkeit und Sorgfalt hat der Verf. nach den von *Schmeller* erlernten Grundsätzen, gegen den er auch in der Vorrede seinen kindlichen Dank bezeugt, eine Ausgabe des Münchener Stadtrechts, wozu ihm mehr als funfzig Codices, theils der königl. Hofbibliothek, theils des magistratischen Archivs zu München, zur Vergleichung zu Gebote standen, veranstaltet und somit ein wichtiges sprachliches Denkmal des Mittelalters, welches in diesem Umfange noch nicht bekannt war, zu Tage gefördert; auch hat er nicht unterlassen, dieser seiner Arbeit ein tüchtiges Glossar beizufügen, wodurch er sich ein wahres Verdienst um das Studium der deutschen Sprache erworben hat. Zu gleicher Zeit ist in diesem Münchener Stadtrechtsbuche eine wichtige Rechtsquelle des Mittelalters dem germanistischen Publikum übergeben; die Einleitung, welche der Verf. dem Abdrucke des Textes voranschickt, beschäftigt sich in dieser Hinsicht mit der Beschreibung der benutzten Handschriften, giebt Rechenschaft über die Wahl und Behandlung des Grundtextes, so wie über die Varianten und liefert eine äufsere Geschichte des Münchener Stadtrechts, in welcher viele interessante Aufschlüsse über das Verhältnifs der einzelnen von Ludwig dem Bayern herrührenden Rechtssammlungen gegeben werden. Aufserdem aber enthält diese Einleitung einen andern sehr wichtigen Gegenstand, nämlich eine Darstellung des noch gegenwärtig geltenden Stadtrechts, durch welche der Verf. auf eine geschickte Weise das Interesse des bayrischen praktischen Juristen mit dem des Theoretikers zu verbinden gewufst hat. —

In sprachlicher Rücksicht wäre hier nur so viel zu bemerken, dafs in dem Glossar eine stete Beziehung auf Schmellers Wörterbuch genommen ist, öfters wird aber auch zur Erläuterung rechtshistorischer Gegenstände auf andere Schriften verwiesen, aus welchen über das fragliche Wort eine Auskunft erholt werden kann.

Die Handschriften, welche bei dieser Ausgabe des Münchener Stadtrechts verglichen worden sind, zerfallen in drei Classen: 1) Solche, welche das ursprüngliche Stadtrechtsbuch mit oder ohne Anhangsartikel enthalten. Mit ziemlicher Gewifsheit läfst sich ein Codex (Cu M. IV.), welcher erst während des Druckes von dem Verf. entdeckt worden ist, als das Original ansprechen. Mit demselben stimmt eine durch ein Notariats-Vidimus beglaubigte Handschrift der königl. Hofbibliothek (Cgm. 2154) vollkommen überein. 2) Manche hinwiederum enthalten nicht das vollständige Stadtrechtsbuch, sondern nur Auszüge aus demselben, welche dem Landrechtsbuche Ludwigs beigefügt worden sind. 3) Wiederum andre enthalten das Stadtrechtsbuch weder vollständig noch im Auszuge, sondern bestehen blofs in einer Sammlung anderer Stadtrechtsgrundsätze. Das Münchener Stadtrecht nun, wie es uns in der gegenwärtigen Arbeit vorliegt, ist aus mehreren Handschriften zusammengesetzt, denn keine derselben enthält sämmtliche Stadtrechtsartikel. Demgemäfs liegt den ersten 202 Artikeln eine Handschrift des Münchener Stadtarchivs (Cu M. I.), welche nur wenig jünger als das nachmals entdeckte Original sein kann, zum Grunde. Die Artikel von 203—514 sind

welche jedoch keineswegs durchaus neu sind, sondern sich zum grofsen Theile an das ältere Recht anschliefsen.

Auf dem Wege der Praxis und unter dem Einflusse der fremden Rechte hat das Stadtrecht in München allmählig doch seine vollständige Gültigkeit verloren, so dafs gegenwärtig nur noch einzelne Institute auf dasselbe zurückzuführen, und darnach zu beurtheilen sind. Der Verf. hat die wichtigsten derselben in seinem Buche ausführlich geschildert; darnach bezieht sich seine Darstellung auf folgende Gegenstände: das Burgfriedensrecht von München, die Miethsverhältnisse, Bürgschaft, Testament, Erbrecht des überlebenden Ehegatten, die Statthaftigkeit des forum contractus, das Arrestprivilegium, das Privilegium de non appellando bei Streitigkeiten zwischen Ascendenten und Descendenten, das Baurecht und das Ewiggeldrecht. Von besonderer Wichtigkeit sind unter diesen Particularitäten des Münchener Stadtrechts das Recht der Stadtgemeinde, das Eigenthum an den innerhalb des Burgfriedens Münchens herrenlos werdenden Gütern, so wie an den in der Iser neu entstehenden Inseln und Werdern zu erwerben und dadurch den Fiscus auszuschliefsen, ferner die Befugniss, dafs hierorts Testamente von nur zwei Zeugen errichtet werden dürfen, dafs kinderlose Ehegatten, wenn sie Münchner Bürger sind, sich gegenseitig beerben, was vermuthlich seinen historischen Grund darin hat, dafs eine Zeit lang auch für München die Ansicht von der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft Platz greifen wollte. In letzterer Beziehung ist ein Urtheil am 21. April 1467 merkwürdig (Auer. S. LXXX) worin es heifst, dafs es zu München Stadtrecht sei: „wann zwo eelich und zusammen verheurat personen mit einander die teck beslessen und jar und tag bey einander ersitzen, daz dann ir guet, so sie hetten oder darnach erbten, ein guet were, und derselben person eine die andere nach irem abgang on mehikleichs eintrag erbe." Vorzüglich möge aber noch das Institut des Ewiggeldes hier hervorgehoben werden, denn so praktisch auch das Münchener Baurecht ist und so mannigfaltige einzelne Bestimmungen dasselbe auch enthält, so bieten diese Particularitäten doch eben nicht ein besonderes Interesse dar, wenigstens bei Weitem nicht in dem Grade, wie das Ewiggeld. —

Wenn in München am Abende der erste Schall der Glocke von der Pfarrkirche unsrer lieben Frau die Bewohner zu dem Gebete: Angelus Domini ruft, erweckt dieser Ton in manchen Herzen auch noch ein andres Gefühl; für manchen ist dann der letzte Termin verstrichen, bis zu welchem er sich in dem Besitze seines Hauses oder sonstigen Grundstückes erhalten konnte, für manchen die Gefahr beseitigt, eine grofse Einbufse an seinem Capital zu erleiden, mit welchem er sich an jenem Grundstücke eine Rente erkauft hatte. Wir haben hier die sogenannte *Herabgantung* eines Grundstückes vor Augen, welche die Folge davon ist, dafs der Besitzer desselben die Zahlung der auf demselben als Reallast constituirten ewigen Rente oder des Ewiggeldes nicht zu rechter Zeit geleistet hat. Dieser Gantprozefs ist die Fortsetzung des Ewiggeldprozesses; beide bestehen in den drei verschiedenen gerichtlichen Anträgen des zur Erhebung einer Rente Berechtigten, des *Giltherrn*, und den dadurch veranlafsten gerichtlichen Handlungen. Diese Anträge, welche die *Ewiggeldklagen* genannt werden und deren jede nach Ablauf von vierzehn Tagen seit Anstellung der früheren anzubringen ist und auf diese Weise zusammen die bekannte germanische Gerichtsfrist von sechs Wochen und drei Tagen bilden, haben drei gerichtliche Decrete: die erste nämlich das Sperrdecret, die zweite, welche bereits dem Gantprozesse angehört, die Verfügung des Spahn- oder *Wasen*schnittes und die dritte das Decret; fiat Aufsteckung zur Folge. In älterer Zeit hatte nämlich der Giltherr das Recht dem säumigen Zinsmann das Haus zu sperren, dies aber sowohl als das Zuschliefsen durch den Frohnboten ist nicht mehr praktisch, dennoch führt das erste Decret noch den oben angegebenen Namen, der Sache nach ist es der erste Zahlungsauftrag des Gerichtes an den Schuldner. Leistet dieser nicht Folge, so wird auf Grund eines richterlichen Decretes zu der symbolischen Execution des Spahnschnittes aus dem Hause des Giltmannes, oder des Wasenstiches, wenn das mit der Rente belastete Object ein andres Grundstück ist, geschritten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Das Stadtrecht von München nach bisher ungedruckten Handschriften mit Rücksicht auf die noch geltenden Rechtssätze und Rechtsinstitute herausgegeben von Franz Auer.

(Schluſs.)

Ehedem ging der Frohnbote drei Tage lang mit dem Spahn oder mit dem Stücklein Erde auf der Schranne herum und bot in diesen Symbolen die Sache selbst zum Kauf aus, nunmehr werden diese Gegenstände zu den Akten geliefert. Die dritte Ewiggeldklage hat hauptsächlich das Aufsteckungsdecret zur Absicht, veranlaſst aber noch eine Mehrzahl andrer vorbereitender gerichtlicher Verfügungen. Sind diese erlassen, so erfolgt die Aufsteckung, welche darin besteht, daſs der Gerichtsbote auf dem hiesigen Schrannenplatze unter den Bögen der ehemaligen Trinkstube (das jetzige Regierungsgebäude) eine schwarze Tafel (Gantladen) aufhängt und davor einen hölzernen Lehnstuhl (Gantsessel) hinstellt, an dessen Lehne die Bekanntmachung der Gant und das Gantverzeichniſs, ehedem auch Spahn und Wasen, befestigt oder wie es technisch heiſst, *aufgesteckt* werden. Die drei ersten Tage, an welchen Tafel und Stuhl von 12 bis 1 Uhr stehen bleiben, heiſsen die erste Gant oder die Discretionstage; an ihnen wird dem Schuldner noch der gütliche Vergleich mit dem Giltherren gestattet; auf sie folgen die eigentlichen Ganttage, die man auch zusammen unter dem Ausdrucke: *zweite Gant* versteht. An dem ersten dieser Ganttage wird das Grundstück unter der vollen Summe, zu welcher es abgeschätzt ist, in der Weise feilgeboten, daſs dieselbe von dem Gerichtsboten an die Tafel geschrieben wird; mit dem zweiten Tage tritt die Herabgantung ein d. h. mit jedem Tage wird das Grundstück um 5 Fl. weniger ausgeboten. Meldet sich dann in vierzehn Tagen kein Käufer, so fährt man in der Weise fort, daſs in den folgenden 14 Tagen es täglich um 10 Fl., dann um 15 Fl. u. s. w. ausgeboten wird, bis ein Käufer sich meldet, doch muſs bei der täglichen Minderung von 20 Fl. stehen geblieben werden, wenn die Reduction die Ewiggeldcapitalien angreift. An allen diesen Ganttagen erfolgt aber die Aufsteckung eine Stunde vor dem Ave Maria Läuten und der Termin ist beendet bei dem ersten Anzuge der Glocke.—

In diesem auſserhalb München jetzt wenig mehr bekannten Ewiggeldinstitute (womit die Bremischen Handfesten zu vergleichen) hat sich der ältere deutsche Rentenkauf fast ganz in seinen ächtesten Principien erhalten. München besitzt darin ein Institut, welches dem gesellschaftlichen Verkehre weit gröſsere Vortheile und Sicherheit bietet, als die Hypotheken, mit denen es eben so wenig, wie mit dem Darlehn verwechselt werden darf. Die beiden Contrahenten sind hier Käufer und Verkäufer, daher ist das Geschäft nur durch die stillschweigend festgestellte Bedingung des Wiederkaufes Seitens des letzteren auflösbar. Derselbe befindet sich aus diesem Grunde nicht in der unangenehmen Lage des Hypothekenschuldners, daſs ihm zu jeder Zeit gekündigt werden kann; das Capital gehört ihm, es ist das Kaufpretium für die Rente. Dagegen hat der andre Contrahent die Sicherheit, daſs er wegen der in das Grundbuch einzutragenden Rente, sowohl wegen der fälligen als auch der rückständigen, selbst wenn der Besitzer des Grundstückes gewechselt hat, sich stets an dieses in der oben ausgeführten Weise halten kann, daſs er also wegen der Rente eine dingliche Klage (Confessoria actio utilis) hat, daſs er als Eigenthümer der von ihm erkauften Rente sich bei einem Concurse des Giltmannes nicht mit dessen Gläubigern einzulassen braucht, sondern als Separatist auftritt, und daſs er vor jedem Untergange seines Rechtes durch Verjährung gesichert ist durch die Eintragung in das Grundbuch. —

Wir besafsen bisher über diesen Gegenstand hauptsächlich nur ein allerdings recht brauchbares im Jahre 1819 herausgegebenes Buch, nämlich von *Riedl:* das Ewiggeldinstitut in München. Der dieses Institut behandelnde Abschnitt des Werkes, welches uns jetzt vorliegt, zeichnet sich indessen doch noch bedeutend vor jenem aus, theils durch die gründliche Untersuchung über die historische Entwicklung des Ewiggeldes, theils durch die festere Begründung der Theorie nach den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft, so dafs auch dieser Abschnitt Jedem, der an dem Gegenstande Interesse hat, die vollste Befriedigung gewähren wird. Es wäre sehr zu wünschen, wenn der Autor Gelegenheit nähme, bald durch ähnliche Arbeiten die Wissenschaft zu bereichern. —

G. Phillips.

LXXIII.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland als erster Theil zu Ariostos Rasendem Roland zum erstenmal vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, 1840. *Reimer'scher Verlag.*

Matteo Maria Bojardo's Verliebter Roland. Zum erstenmal verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von I. D. Gries. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, 1837 *bei Beck und Fränkel.*

Die plastische Klarheit der antiken Kunst geht mit der Einfachheit und Fafslichkeit des Lebens parallel. Der Boden der Ilias war die bekannte kleinasiatische Küste, an der die Griechen selbst sich angesiedelt, und ein Thukydides konnte in seiner Vaterstadt den weltgeschichtlichen Kampf miterleben und aus seinen Anschauungen schildern. Wer aber hätte in den Jahrhunderten der Völkerwanderung mit historischem Blick das verworrene Getriebe überschauen, wer im Getümmel jener Eroberungen und Wanderzüge den Gesang anstimmen, oder, nachdem endlich Friede geworden, der Helden gedenken sollen, die der Kampf immer neu herandrängender Fluthen fortgerissen hatte? Bei den grofsen Räumen, die der Schauplatz der Geschichte wurden, fiel die locale Sicherheit und die unmittelbare Beobachtung weg; die Vorstellungen wurden unbestimmter, wurden in's Weite geführt, und die unbekannte Ferne bevölkerte sich stets um so mehr mit den Wundern der Phantasie, je weniger sie dem Auge erschlossen war. Von den Trägern der Thaten aber ragten nur wie Bergkuppen aus den Nebeln die höchsten Heldenhäupter hervor, die stoffleere Sage schwamm in Allgemeinheit und forderte die Dichter auf, die mangelnde Anschauung durch eigne Erfindung zu ersetzen. Auf diese Art war dem Mittelalter eine Dichtung, die bei aller Freiheit des schöpferischen Geistes und dem reinsten poetischen Charakter doch der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit so treu und dadurch in sich so gediegen und fest wäre, wie die Homerische, durchaus unmöglich gemacht. Verbinden wir mit dem Angegebenen nun noch den beschaulichen Zug des germanischen Gemüths, die Innerlichkeit und mystische Tiefe des Christenthums und die Sympathie mit der Natur, so werden wir das vorherrschend Subjective begreifen, welches im romantischen Epos eintrat und Ehre und Liebe zu leitenden Ideen erhob. Im Leben selbst waren die kleineren leicht übersehbaren Ereignisse von wenigen grofsen Begebenheiten verdrängt, und an die Führer derselben schlossen alle Sagenreste in vielverschlungnen Kreisen sich an, so dafs der Glanz derselben stets wuchs und die Poesie wiederum zum Uebertreiben genöthigt war. Dazu nahm, sagt Gervinus, der Geist des Romantischen in der handelnden Welt selbst überhand; genährt durch die ersten Poesien nach der Völkerwanderung und durch allmählige Bekanntschaft mit griechischer und römischer Geschichte, gab er jetzt seinerseits wieder in den Unternehmungen eines *Karl* der Poesie erweiterten Stoff zurück. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz seiner Herrschaft, seine grofsen Projecte, sein Weltüberblick in den Ideen von Einem Christenreich und Einer Kirche mit Einem Gott und Einem Cultus, seine Entwürfe zur Verbindung von Flüssen und Meeren, seine Verhältnisse zu dem Kalifen, sein Wegspringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römischen Kaisernamens, alles dies sind in der Geschichte und Wirklichkeit Erscheinungen, welche den Erfindungen der Dichter analog sind: was Wunder also, wenn der Lobgesang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäsar in Eins verschmilzt, oder wenn Jornandes von seinen Franken das *kaum* sich erholende Troja wieder zerstören läfst!

An die Stelle der Kraft tritt die Macht, an die Stelle des Vaterlandes die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammenfassen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und Umständen gegenüber dem Verständigen nothwendig wird, ein weitaussehendes, aus Planen oder Grillen, aus Ideen oder Launen fliefsendes Bestreben. Dies wird eine lange Zeit hin der Charakter der Fürsten im Mittelalter und ihrer Handlungen; es ist der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten.

Als der Dichter, der diese Eigenthümlichkeit des Ritterlebens mit überlegnem Geiste aufgefafst, und allseitig dargestellt, indem er absichtlich die ganze Anlage seines Werks darnach einrichtete und die passendste Dichtweise dazu anstimmte, ist *Ariost* allgemein bewundert. Wenn im classischen Epos der Sänger zurücktritt, und durch strenge Gesetzmäfsigkeit der Entwicklung von einer Begebenheit aus der andern einen festen Zusammenhang und eine vollendete Objectivität erreicht, so bleibt er uns im romantischen stets gegenwärtig, wie er die Fäden in seiner Hand hält, und die an sich schon lockre Verschlingung willkührlich zerreifst und in übermüthiger Laune mit kecken Sprüngen den Hörer von einem zum andern führt. Wir stehn hier fortwährend auf dem Boden der Kunst, die uns durch Glanz und Reichthum der Farben für die Naturbestimmtheit der Formen und den klaren Organismus der Composition entschädigt, die durch kluge Vertheilung von Licht und Schatten auf überraschende Effecte hinarbeitet, und die contrastirenden einzelnen Bilder mehr nur in einen gemeinsamen Rahmen einfügt, als zur Gruppe verbindet, wenn auch von einem höheren und ferneren Standpunkt ein geübtes Auge den Zusammenhang des Ganzen und die Einheit des Planes finden kann. Ariost ist dadurch so anziehend, dafs er alle romantischen Elemente aus der Literatur des Mittelalters wie des Alterthums ergriff, und in deren Behandlung den Zwiespalt des Ernstes und Scherzes, den die gesteigerte Bildung des Dichters und die veränderte Weltlage mit sich brachte, in einer heiteren Ironie harmonisch verband, und seinen Stoff um so nüchterner betrachtete, um so komischer zeichnete, je mehr derselbe sich ins Phantastische und Uebermenschliche verliert. So gehört der Dichter zugleich der neueren Zeit an, wogegen sein grofser Vorgänger *Bojardo* der ist, welcher in der Anschauungsweise und in den Denkformen des Mittelalters erwachsen, mit treuherzigem Sinn und Liebe für seinen Gegenstand die verschiednen Seiten desselben in ein Gesammtbild zu vereinen, den Volksgesang seiner Tage und seines Landes zu veredeln und in gebildetem Tone ein weitumfassendes Gedicht zu schaffen wufste.

Schon Jahrhunderte vor Bojardo hatten die Volkssänger auf Märkten oder am Hafen ihr Publikum durch Vortrag der Sagen vom grofsen Karl und Roland oder von den Rittern der Tafelrunde belustigt, und die Gedichte Buovo d'Antona, La Spagna, La Leandra und andre waren in dieser Weise gedichtet, und gingen wieder in den Mund des Volks über. Wie noch heute auf dem Molo zu Neapel der Erzähler an der Stelle, wo er am meisten gespannt hat, abbricht, um seinen Teller wandern zu lassen, wie er einen interimistischen Schlufs so wählt, dafs er die Zuhörer anreizt wiederzukommen, wie man auch von deutschen Bänkelsängern hören kann: „Ich kann nicht mehr singen, meine Brust thut mir weh, ich mufs einmal trinken, da wirds gleich besser gehn:" — so schliefsen auch jene Romanzensänger nicht, wo der Stoff es erheischt, sondern wo man es am wenigsten erwartet, und auch ihnen ist es gewöhnlich, zu sagen:

Hermai, Signori, quivi harò lasciato;
Andate a bere, ch'io son assetato.

Luigi Pulci im Morgante Maggiore gab ein seltsames Gemisch, indem er bald ganz bänkelsängerisch ist, bald so tiefe theologische Kenntnisse und Ansichten entwickelt, dafs Tasso (lett. poet. 33.) sich veranlafst fand, solche Strophen dem Marsiglio Ficino zuzuschreiben. Neben dem Lächerlichen mafsloser Uebertreibung zieht er durch gelungne Schilderungen wahrer Seelengröfse an, neben Nachlässigkeit und Mangel an gutem Geschmack zeigt er sich gewandt und geistreich im Motiviren, in kunstmäfsiger Entwicklung. Wenn darum auch *Ranke* (in der akademischen Schrift: Zur Geschichte der italienischen Poesie) und *Panizzi* (im Essay on the romantic narrative poetry of the Italians, der den ersten Theil seiner Ausgabe des Bojardo und Ariosto bildet) gegen Tiraboschi und Ginguené es durchgeführt haben, dafs sein Gedicht kein durchaus burleskes, kein parodistisches ist, wie auch neuerdings *Wilhelm Müller* (im Hermes)

behauptet hatte: immerhin werden wir mit diesem Letzteren dem Grafen von Scandiano den Ruhm zuerkennen müssen, dafs er der Erste war, der den Ton der volksthümlichen Romanze zuerst höher und feiner stimmte, und die ritterlichen Abenteuer von den Gassen in die Säle des glänzenden Hofs von Ferrara einführte. Er behielt die Naivetät und treuherzige Biederkeit in der Erzählung bei, aber das Ungeheure, Extravagante in den Ritterbüchern, dem das Volk Beifall zollte, wufste er für seine höheren Hörerkreise zuzurichten; er that es mit dem Humor, der das Allzuerhabne ins Komische umschlagen läfst, das Unglaubliche durch Ironie auflöst, für das Allzuwunderbare eine allegorische Deutung an die Hand gibt. Mit vieler Laune citirt er bei starken Uebertreibungen seinen Gewährsmann Turpin, dem er die Grundlage seines Werks andichtet, und überläfst ihm die Verantwortung. Es war bei seinen Vorgängern üblich, mit Wünschen und Gebeten zu beginnen und zu schliefsen; das finden wir auch bei Bojardo, aber er verbindet damit eine neue Einleitungsweise durch Betrachtungen, die mit der Erzählung in Zusammenhang stehen, was Ariost mit vielem Glück von ihm aufgenommen hat, während bei Bernardo Tasso und Berni es sehr langweilig und trivial ward. Wie jene unterhält sich Bojardo behaglich mit seinen Zuhörern, und hat es nicht blos mit seinen Helden, sondern auch mit seinem Publikum zu thun. Auch er liebt das plötzliche Abbrechen des Vortrags, das contrastirende Ueberspringen von einer Fabel zur andern, und wie jene doppelten Lohn, so will er dadurch seinem Gedicht gröfsres Interesse, lauteren Beifall erwerben. Zugleich aber mufs diese Laune einem höheren Streben dienen: er will uns ein *Ganzes* geben, in einem geschlofsnen Bilde das Ritterthum in all seinem Treiben uns vor Augen führen. Keine Eintönigkeit soll die Zuhörer ermüden, vielmehr der Wechsel sie ergötzen; er sagt selbst einmal:

So lange Zeit verweil' ich nun bei Feen,
Morgana, Alzina, und ihren Zauberstreichen,
Und liefs auch keinen guten Schwerthieb sehen,
Kein Lanzensplittersausen und dergleichen.
Nun aber mufs die Welt kopfunten gehen,
Das Blut die Sattelbögen überstrigen:
Denn, wenn mir recht ist, werden wir wohl diesen
Gesang mit Feuer und Blut und Wunden schliefsen. (Regis)

Aber dabei will er

„nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen" (Goethe) —

vielmehr arbeitet er,

Bis die zerstreuten Sagen so sich karten,
Dafs endlich der Gesang ein Ganzes macht.

So bricht er an irgend einer Stelle ab und wendet sich zu einem neuen Stoffe mit der ausdrücklichen Bemerkung:

Weil mich Brunell mahnt, den noch jagt Marfise,
Dafs mein getrenntes Lied zum Ganzen schliefse.

Das scheinbar planlose Gewirr der verschiednen Fäden seines Gedichts mit den Gegensätzen von Kampf und Liebe, Zauber und Wirklichkeit zeigt bald die Spuren einer ungewöhnlichen Kunst der Verknüpfung; das feste Gerüst eines grofsartigen Planes gibt den Spielen seiner Phantasie Haltung und Zusammenhang; das scheinbar durchaus Episodische wird oft recht überraschend in vollen Bezug zum Hauptstrom der epischen Handlung gebracht. Und hier eben bewies Bojardo sich als schöpferischen Geist, dafs er die Dreieinigkeit des Mittelalters: Religion, Tapferkeit und Minne, die bei den frühern Dichtern an verschiedne Helden vertheilt war, für seinen vereinigte, dafs er seinen Roland, der sonst nur als strengenthaltsamer Gottesstreiter seinen Muth bewährte, nun *verliebt* zeigte, und aus Liebe (per l'amore, wie es schon in der Eingangsstrophe heifst) seine Thaten vollbringen läfst. Hatten die Reali di Francia das Religiöse, die Glaubensschlachten zum Mittelpunct, und die Ausbreitung des Christenthums zum einzigen Gegenstande, waren von den Sängern der Tafelrunde besonders die Liebesabenteuer hervorgehoben worden, so fafste Bojardo Beides zusammen, und indem er den Kampf des Glaubens durch Karl den Grofsen als Grundlage seines Werkes festhielt, suchte er dasselbe durch das Motiv der Liebe erheiternd zu beleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland als erster Theil zu Ariostos Rasendem Roland zum erstenmal vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von Gottlob Regis.

Matteo Maria Bojardo's Verliebter Roland. Zum erstenmal verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne gibt er selbst am Eingang des achtzehnten Gesangs im zweiten Buch die Idee seiner Dichtung an:

Der Britten Inselreich war seiner Zeit
Zugleich berufen wegen Lieb' und Waffen,
Weſshalb es noch gefeiert wird bis heut;
Und nie wird König Arthurs Nachruhm schlafen,
Als in viel Schlachten und manch kühnem Streit
Sich herrlich dort bewährten seine Braven,
Auf Abenteuer ziehend mit ihren Damen.
In unsern Tagen hört man noch die Namen.

Auch einen groſsen Hof in Frankreich dann
Hielt König Karl, doch glich er nicht dem alten;
Denn war er schon ein mächtig starker Mann,
Und hatte bei sich Roland und Rinalden;
Doch weil er nur auf heil'ge Kriege sann,
Und Liebe seinen Thoren fern gehalten,
War sein Hof nicht so brav und hochgeacht,
Als jener andre, deſs ich erst gedacht.

Denn Lieb' ists, die dem Mann verhilft zu Glorien,
Daſs er geehrt wird und ihn andre schätzen;
Lieb' ist es, die dem Ritter gibt Victorien,
Und Muth im Kampf sein Leben dranzusetzen.
Drum freut mich die begonnenen Historien
Von dem Verliebten Roland fortzusetzen. (Regis)

Man kann hierzu den Anfang von III, 5. vergleichen, wo es heiſst:

Gepflegt von mir im grünen Beet gedeihen
Viel Blumen, blau, gelb, weiſs und incarnat:
Manch duftig Kraut misch' ich in bunten Reihen,
Lilien, Violen, Nelken, Rosensaat.
So komme nur, wen Wohlgerüche freuen,
Und nehme sich was er am liebsten hat!
Der liebt sich Lilien, jener Rosenflor,
Einer zieht dies, der Andre jenes vor.

Darum hab' ich verschiedlich meinen Garten
Mit Lieb' und Krieg bestellt von Anbeginn;
Der Krieg gefällt dem strengen mehr, dem harten,
Liebe dem zärtlichen, dem sanften Sinn. (Regis)

Die Haupthandlung nun des *Verliebten Roland* ist folgende:

Am Hof König Karl des Groſsen erscheint die schöne Angelika mit ihrem Bruder Argali, Beide von ihrem Vater Galafron, König von Catay, zum Verderben der christlichen Ritter gesandt. Auf seine Zauberrüstung vertrauend, bietet er die Schwester dem zum Weibe, der über ihn siegen werde, während jeder Besiegte ihm dienen solle. Indeſs er wird vom wilden Ferragu zufällig getödtet, Astolph gewinnt die goldne Lanze, und ohne zu wissen, daſs ihre Berührung stets aus dem Sattel wirft, vollbringt er viele Heldenthaten mit ihr. Angelika flieht heimwärts, Roland und Rinald folgen ihr. Unterwegs trinkt sie aus dem Liebesquell und erglüht für Rinald, der aber den Quell des Hasses kostet und zurückkehrt.

Mittlerweile macht König Gradass von Serikana, um Rolands Schwerdt Durindana und Rinalds Roſs Bajard zu erhalten, einen Einfall in Spanien, dessen König Marsil von Karl Hilfe erbittet und dieselbe unter Rinald empfängt.

Angelika, die sich zu Paris des Zauberers Malagis bemächtigt hatte, will diesen frei lassen, wenn er ihr den Rinald zuführt. Der aber schlägt es ab, und wird dafür durch ein von Geistern gelenktes Schiff am Tag des Zweikampfs mit Gradass nach einer fernen Insel und vielen Abenteuern entführt. Nun verbinden sich Marsil und Gradass gegen Frankreich, und nehmen

Karl und seine Paladine gefangen, da die zwei Haupthelden fehlen. Astolph befreit sie mit der goldnen Lanze, und zieht dann aus, seine Vettern Roland und Rinald zu suchen.

Angelikas Burg Albrakka wird indefs vom Tartarfürsten Agrikan, einem ihrer unglücklichen Liebhaber, belagert. Wie der Dichter nun seine Helden durch die buntesten Begebnisse und Erlebnisse hier zusammenbringt, den Roland mit seinem treuen Freunde Brandimard und dessen Fiordelise, den Rinald, Astolph und Andre, dies ist mit bewundernswürdigem Geschick ausgeführt, und zu einem reichen Bilde des Lebens der irrenden Ritter und ihrer Feen- und Liebesgeschichten in vielen Gesängen ausgesponnen. Roland erschlägt den Agrikan und ficht mit Rinald, wird aber von Angelika, die für diesen fürchtet, auf ein gefahr- und abenteuerreiches Unternehmen ausgesandt. Vor langen Jahren hatte Roland den König Trojan erschlagen; sein Sohn bereitet jetzt einen Rachekrieg. Eine Weissagung verheifst ihm Glück, wenn der junge Rüdiger mit ihm ist, der vom Magier Atlas auf einem Zauberberg gehalten wird, weil ihm früher Tod und Bekehrung bevorsteht, wenn er in die Schlacht zieht. Der Ring Angelika's, der unsichtbar macht und allen Zauber löst, kann ihn einzig befreien, wird zu diesem Zweck durch Brunell gestohlen, thut seine Wirkung, und das Heer bricht nach Frankreich auf. Der trotzige Rodamont von Algier und Marsil haben daselbst schon ihren Angriff begonnen. Karl fodert seine Ritter zur Vertheidigung, und der zu Angelika rückkehrende Roland nimmt sie mit nach Frankreich, wohin schon Rinald vorausgezogen ist. Dafs dieser Weg voll Abenteuer ist, läfst sich denken; wie plötzlich viele Fäden zu einem einfachschönen Resultat zusammenschlagen, ist nirgends besser, als im 43sten Gesang zu lesen.

Die Liebe von Rüdiger und Bradimante, der Heldenschwester Rinalds, und der Befreiungskampf der Christen bilden den Hauptinhalt des dritten Buchs. Rinald und Angelika wechseln durch neuen Trunk aus den Liebes- und Hassesquellen ihre Rollen. Karl verspricht die Schöne demjenigen ihrer beiden Liebhaber, der die glorreichsten Thaten vollführen werde. Im Kampf um Paris bricht das Gedicht ab.

Bojardo dichtet stets in grofsem Mafsstabe für ein Ganzes; der breite epische Strom ist ihm Hauptsache, während Ariost auf das detaillirteste Ausmalen des Einzelnen, auf die anschaulichste Entfaltung des Besondern seine Kunst verwendet, und hierin seinem Vorgänger weit überlegen ist, der vor ihm andererseits die Originalität der ersten Erfindung und die Gewalt über das Massenhafte voraus hat.

Die Bruststimme zum eigentlichen Novellenton, wie Regis treffend sich ausdrückt, das prangende Colorit des Erzählers, wodurch Ariost vor Allen glänzt, dieser nie versiegende Reiz wechselvoller Episoden und stets interessanter Verwicklungen findet sich in gleichhohem Mafse bei Bojardo nicht; einigemal vermifst man das Zartgefühl des Ariost, der sich nie zu Erzählungen verirrt, die er selbst als gemein und widerlich bezeichnen müfste. Ebenso ist dieser viel graciöser in seinen Gestalten wie in seinen Versen, viel sinniger und kundiger in der Schilderung der Liebe, in all den Nüancen von Schmachten und Genufs, von süfsem Kosen in der Mondnacht und herzzerreissender Klage über den Verlust; bei Bojardo ist auch hier Alles einfacher, ohne jene feine Raffinerie, ohne jene vorzugsweise Begünstigung einzelner Momente, da sie stets dem Ganzen untergeordnet sein und dienen müssen, während jener sich gerade dadurch als Meister des Gesanges erweist, dafs er Alles und Jedes, um das es sich eben handelt, als eine Hauptsache geltend machen, dafür interessiren und ihm stets eine eigne Bedeutung geben kann. Es hängt hiermit zusammen, dafs bei Ariost die Frauen, bei Bojardo die Männer gelungener sind. Während die weiblichen Charaktere des Letzteren, die liebenswürdige kluge Fiordelise etwa ausgenommen, über eine gewisse Monotonie nicht hinauskommen und den rechten Reiz sinnlicher und geistiger Schönheit nicht entfalten, hat der Dichter in mehreren Männergestalten mit schöpferischer Kraft und umfassendem Sinn sehr Tüchtiges geleistet. Hier ist es, wo er, neben der grandiosen Anlage seines ganzen Werkes, sich als vollwichtigen Epiker, als einen Nachfolger Homers zeigt, und seine italienischen Vorgänger und Nachfolger überflügelt.

Wenn die Tragödie ein besonderes Pathos als das Bestimmende und Treibende des Charakters fodert, wenn die Lyrik sich in der Stärke *einer* Empfindung vorzugsweise ausspricht, so wird doch der wahre Poet schon diese als die Innerlichkeit eines durchgebildeten Gemüths auf vielfache Weise offenbaren, und jenes in verschiedne Situationen eingehn und sich äu-

lern lassen: wie viel mehr geziemt es dem Epiker, der die Breite des Lebens vor unsern Blicken entrollt, seine Charaktere als Welten in sich, als Totalitäten zu schildern, und in scheinbar sich widersprechenden Eigenschaften die wahre Gröfse finden zu lassen! Ist hier nun Homer von Hegel mit Recht als der ewige Meister gepriesen, mit Recht trotz der hohen Gewalt eines Hagen, der empfindungsvollen Heldenkraft eines Volker, der jugendlichen Ritterlichkeit eines Siegfried wegen der allseitigen Menschlichkeit seiner herrlichen Gestalten hoch über die Nibelungen erhoben worden, so verdient Bojard gerade in dieser Hinsicht unsre Beachtung, indem er theils durch vollendende Ausbildung der bereits gegebnen Paladine, theils durch geniale Erfindung und Schilderung vieler eigenthümlicher, seitdem der Dichtung als fest ausgeprägt gewonnener Charaktere unter allen mittelalterlichen Dichtern sich auszeichnet. *Roland*, der Hauptheld, zieht zuerst unsere Augen auf sich. Ein gewaltiger Streiter vor dem Herrn, stark und tapfer, wie kein Andrer, eine biderbe Natur, keusch und seinem König treu ergeben, wie ihn die alten Romanzen preisen, erscheint er auch bei unserm Dichter. Er ist ein Kämpfer des Glaubens, das Waffenhandwerk ist seine Lust, eines Mannes Werth beruht ihm in der Führung des Schwerdtes; aber dabei von aller Rohheit fern, ein Freund des Wissens, der sich gern in Betrachtung der göttlichen Majestät ergeht, und durch die Kraft der Rede für Christi Reich zu wirken nicht verschmäht. Gutmüthig und leichtgläubig macht er manchmal selbst einen Eindruck, der ans Komische anstreift, aber das schadet seiner Würde nie, da gerade bei der Schilderung von ihm der Humor des Dichters am wahrsten und objectivsten sich zeigt, und die edle Einfalt des Helden verherrlicht. Wie Bojardo durch Hinzufügung des Elements der Frauenliebe seinen Sinn für Totalität bewährt, ist oben schon erwähnt; Roland bleibt auch hier dem Typus seines grofsartigen Wesens getreu, es wird aber dadurch in immerneuer Weise entfaltet.

Rinald ist neben ihm, dem Manne, mehr der Jüngling. Wie er in Heftigkeit gegen ihn aufbraust, dann sich gern anerkennend versöhnt, wie in Betreff Angelika's die Wirkung der Quellen des Hasses und der Liebe zugleich aus seinem eignen Herzen kommt, in welchem bald die Treue für seinen König, bald die Empfindung für die ihm von ihr gezollte Neigung und Hingebung überwiegt, wie er bei allem Trotz auf seinen Arm und sein Rofs, bei allem jugendlichen Thatenstolz demüthig und freudig zugleich mit einer Thräne in den Augen den Feldherrnstab gegen Gradass empfängt, — dies und Anderes ist zu einem viel menschlicheren und reicheren Bilde vereint, als die früheren Gedichte von dem tapfersten Haimonsohne zu zeichnen vermocht hatten. Rodamont und Ferragu stehen ihnen von Seiten der Sarazenen gegenüber. Ersterer ist eine Erfindung Bojardo's, und bei den Italienern seitdem sprüchwörtlich für himmelstürmende Eisenfresser geworden, und auch bei uns als der Ahuherr aller Rodamontaden eingebürgert. Als sein Name (von rodare rädern und monte Berg: Bergräderer, Bergzertrümmrer) dem Dichter auf der Jagd einfiel, war er so erfreut darüber, dafs er im Galopp nach Hause sprengte, und mit allen Glocken läuten liefs. Rodamont ist übrigens nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit der Faust ein übergewaltiger Kämpe, und stets seinem Bekenntnifs getreu, das er II, 3, 22. ablegt:

Gibts einen Gott, was ich nicht wissen kann,
Dann kümmert ihn wohl droben nichts die Erde.
Kein Mensch sah, noch erfuhr ihn irgendwann,
Doch glaubt aus Furcht an ihn die blöde Heerde.
Ich sag auch meinen Glauben ehrlich an:
In diesem meinem guten Stahl und Pferde,
Faustkammer, den ich schwing, und Herz und Waffen.
Da wohnt allein der Gott, der mich erschaffen. (Regil)

Es wird erzählt, dafs der Graf von Scandiano für Andre seiner Sarazenen Namen und Züge von seinen Bauern entlehnt; jedenfalls hat er stets das, was ihm die Beobachtung bot, mit derselben Kunst zu verarbeiten und auszubilden gewufst, mit der er das, was ihm die Volksdichtung schon an die Hand gab, ausführte, veredelte, und für die Folgezeit stempelte. Aus dem Kreise all der Ritter, die er um die genannten Koryphäen gruppirt, ohne dafs er immer eine bestimmte Eigenthümlichkeit, ein besonderes Interesse zu geben vermag, heb' ich noch den edlen *Brandimard* mit seiner innigen Freundschaft für Roland, und den lustig dreisten *Astolph* hervor, der von seinem Zauberspeere selbst nichts weifs, und nun mit eitlem Hochgefühl trotz der Schwäche seines Arms und seiner geringen Sattelfestigkeit durch seine Erfolge uns ergötzt.

Diese Erfindungen Bojardo's und diese Charaktere setzte Ariost als historische Thatsachen voraus und ergofs als grofser *Maler* über das Gebäude, das ein *architektonischer* Geist in staunenswürdigen Maafsen entwarf, seine prangenden Bilder. Schon *Speron Speroni* hat, wie neuerdings *Friedrich Schlegel*, darauf hingewiesen, wie viel der Zweite dem Ersten verdankt, und in Torquato *Tasso's* discorso del poema epico findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle:

„Der *Verliebte* und der *Rasende* Roland sind nicht ganz; es fehlt dem *Rasenden* der Anfang, es fehlt dem *Verliebten* das Ende; aber bei dem einen ist der Grund nicht ein Mangel an Kunst, sondern die Schuld des Todes, bei dem andern nicht Unverstand, sondern die Bestimmung, das zu vollenden, was der Erste begonnen. Dafs der Verliebte unvollendet ist, bedarf keines Beweises, dafs der Rasende kein abgeschlossnes Ganze ausmacht, ist gleichfalls offenbar; denn ob man die Liebe Rüdigers oder den Krieg Karls und Agramants als Haupthandlung annehme, es mangelt gleicherweise der Anfang. Man betrachte also beide nicht wie zwei verschiedne Bücher, sondern wie ein einziges Gedicht, vom einem begonnen, vom andern Dichter mit denselben Fäden, obwohl bei befsrer Verknüpfung und schönerer Färbung, zu Ende gebracht." Wir können darnach das Verhältnifs Beider noch schärfer bestimmen. Ariost wählte zum Thema die Liebe Rüdigers und Bradimante's, die Bojardo in seinem dritten Buch entstehn läfst; er nimmt die Gestalten des Verliebten Roland fast alle auf, ändert aber die ganze Dichtweise, und giebt seinem Werke wohl nur wegen des grofsen Anklangs, den Bojardo gefunden, und weil er sich ihm so eng anschlofs, den Namen Rolands. Wie schon Virgil, bei weitem mehr Rhetor als Dichter, in seinem Epos die reine Rücksicht auf die Vergangenheit verlor, und durch Weissagungen, durch seine Unterwelt, durch äufsere Zwecke, die er sich zum Nachtheil der Poesie gesetzt, die Gegenwart stark hineinspielen liefs, so rückten bei den Romantikern Personen und Sitten noch mehr in die jedesmalige Zeit des Dichters, der als Erzähler sich stets auf seine Zuhörer bezog. Auch Bojardo deutet es an, dafs durch die Abstammung von Rüdiger und Bradimante das Haus Este verherrlicht werden soll: Ariost nimmt dies auf, schliefst sich aber enger an die Virgilische Form an, und macht es zu einer leitenden Idee seines Werkes. Ueberhaupt hat *Ranke* auf die Stellung zum Alterthum ein grofses Gewicht gelegt bei der Charakterisirung der italiänischen Epiker. Bei *Pulci* sind die Erinnerung an dasselbe noch Einzelheiten der Gelehrsamkeit, die er, wie sie ihm eben einfallen, etwas schüchtern vorträgt. *Bojardo* hat einen Polyphen, eine Circella und einen Dolis (sein Ueberarbeiter Berni macht aus demselben geradezu einen Odysseus), Centauren, eine weitläuftige Wiederholung der Narcissussage, erzgehörnte Stiere und der Erde entspriefsende Männer, die an die Jasonmythe erinnern, wie der Ring Angelika's an den des Gyges. Aber auf ächt mittelalterliche Weise ist dies in das Romantische eingeschmolzen; es ist von Neuem gedichtet, und hat, wie das Antike in der frühern Malerei, das Costüm der Zeit angelegt. Es ist dieselbe Art, wie auch unsre mittelalterliche Poesie die alte Welt behandelt. Ariost dagegen nimmt viel mehr aus den Griechen und Römern auf und benutzt es in classischem Sinne, so dafs man Zug für Zug den Dichter erkennen kann, dem er gerade folgt, wobei er gar oft glückliche Verbesserungen durch gröfsre Anschaulichkeit oder Vereinfachung erzielt; „man könnte sagen, dafs er den Virgil unbewufst in den Homer zurückübersetzt." Das eigentlich Mittelalterliche kommt bei ihm weniger zum Vorschein, und wie die moderne Welt mit Hakenbüchsen, Minen, Seekarten u. s. w. hereinschaut, so erficht das Alterthum bei ihm einen vollständigen Sieg, und der Hintergrund allgemeiner Vorstellungen, die Musterbilder der Vergleichung werden ihm entliehn. *Tasso* hat in der Nachahmung des Plans, in der Uebersetzung ganzer Scenen wie einzelner Sentenzen (das Auftreten, die Absichten und Wirkungen *Armida's* sehen wir jetzt, ist eine Copie der Angelika und ihrer Plane und Erfolge bei Bojardo) sich eine gröfsre Freiheit genommen, als wir heut zu Tage einem Dichter gestatten würden. Seine Tendenz war bewufste Vereinigung des Romantischen und Classischen, ein Ziel, das erst Göthe völlig erreichte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland als erster Theil zu Ariostos Rasendem Roland zum erstenmal vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von Gottlob Regis.

Matteo Maria Bojardo's Verliebter Roland. Zum erstenmal verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von I. D. Gries.

(Schluſs.)

Der Commentar von Regis hat auch zu vielen Stanzen des Verliebten Roland Parallelstellen aus Homer und Virgil citirt, von denen die wenigsten in eine directe Beziehung zu jenen gesetzt werden dürften; es sind mehr Anklänge, ähnliche eigne Ausdrücke und Wendungen für ähnliche Sachen, oder unbewuſste Reminiscenzen. Nur auf Eins möchte ich noch aufmerksam machen: in der Schlachtenmalerei hat unser Dichter viel von den Alten gelernt; er entwirft sie nach einem guten Plan und zeichnet klar und energisch. Ariost steht ihm darin nach, ist ihm aber, seiner Eigenthümlichkeit gemäſs, in der Schilderung der Zweikämpfe überlegen, da es hier mehr Erfindung und geschickte Verwendung des Speciellen gilt. Bei Bojardo kommt es in der Regel bei einiger Monotonie auf die dritte Strophe des vierten Gesanges im ersten Buch hinaus:

Und huben an mit unbarmherzigen Schlägen
Grausamlich auf einander ein Gebläu.
Auf jeden Hieb sprang Feuer aus den Degen,
Zerstückt ist schon die Wehr, die Schild' entzwei;
Von beiden Armen haut'n sie allerwegen
Sich nach und nach das Zeug ab; Zauberei
Schützt ihre Leiber zwar vor blut'gem Schneiden,
Doch hieben braun und blau sich die Gefeiten. (Regis.)

Zur Schilderung des Zusammentreffens der Heeresmassen nach den Ermuthigungsreden der Führer kehrt das Homerische (Ilias XIII, 130. XVI, 215.)

φράξαντες δόρυ δουρί, σάκος σάκεϊ προθελύμνῳ·
ἀσπὶς ἄρ' ἀσπίδ' ἴρυτο, κόρυς κόρυν, ἀνέρα δ' ἀνήρ

bei Bojardo II, 30, 47 wieder:

Le lance andarno in pezzi al ciel volando,
Cadendo con romor al campo basso.
Scudo per scudo urtar, brando per brando,
Piastra per piastra insieme a gran fracasso.

So sehen wir überall, wie Bojardo noch gröſstentheils auf demselben Boden mit dem Stoffe seines Gesanges steht; und hierdurch gerade hat er diesem den echtepischen Charakter zu verleihen vermocht, der ihn unter allen Dichtern seiner Zeit und Heimath so vortheilhaft auszeichnet. Wohl behandelt er seine Helden manchmal mit der Laune des überlegnen Humors, aber nie geht er zum Spotte gegen dieselben über. Er ist durchaus ehrlich, er freut sich des kühnen Sinnes, der über Alles Herr wird, des frischen Lebensgenusses, der ohne Säumen die Blumen pflückt, der edlen Treue, des religiösen Eifers, die stets zu tapfrer That die Ritter entflammen. Viel naiver als Ariost erzählt er die Heldenwerke, ohne in das bekannte: „O Edelmuth der alten Ritterzeiten!" dabei auszubrechen. Ein gleiches Wohlgefallen an jener Zeit und ihrer Kraft setzt er bei seinen Hörern voraus, und findet ihre Lust am Ehrenwerthen selbst ehrenwerth und achtet sie als einen Beweis des alten Hochsinns. Die Kreuzzüge hatten die Theilnahme der ganzen Christenheit in Anspruch genommen; mit richtigem Tact setzte man schon die Saracenenkämpfe der Karolinger mit jenen in Verbindung; die drohende Türkenmacht (Panizzi II, LXXIV fgg.) schien gerade in den Tagen des Dichters ein erneutes gemeinsames Aufraffen Europa's zum Krieg mit dem Glaubensfeind im Osten nothwendig zu machen. Ohne die direct ausgesprochne Beziehung, die Ariost und Tasso

ihren Gedichten auf diese Weltlage gegeben, hat Bojardo einen ähnlichen Gedanken im Hintergrund der Seele, und hat ihm auf würdige Weise in seinem ganzen Werk verkörpert, das mit dem Sieg Karls über die Muselmänner schliessen sollte. Der Hinblick auf jenen Krieg ist ihm erhebend, gegen die Fehden der Christen unter einander aus Habsucht oder Politik aber läfst er seine starktönende Stimme erschallen. Solche Noth der Zeit störte auch ihm den harmlosen Lebensfrieden, der für Dichtungen, wie die seinige, nothwendig ist. Er sagt es selbst am Ende des zweiten Buchs:

Dereinst mit besser'm Reim und höher'm Klange
Sing' ich der Schlachten und der Liebe Gluth;
Nicht immer wird von grauser Zeiten Drange
Geraubt mir werden Geisteskraft und Muth.
Allein für jetzt ist's aus mit dem Gesange,
Und all' mein Sinnen kommt mir nicht zu Gut,
Da ich vernehm' Italiens laute Klagen;
Nicht singen kann ich, kaum zu seufzen wagen.

Euch, schöne Herrn und Fraun, die ihr den Trieben
Der Liebe folgt im adlichen Gemüth,
Nur euch sind die Geschichten hier geschrieben,
Wo Heldenmuth und zarte Sitte blüht;
Nicht den verruchten Seelen, die, getrieben
Von Hafs und Wuth, des Krieges Brand erglüht. (Gries.)

Mit erneuter Lust hob er das dritte Buch an, in dem er sein Lied mit gesteigertem Flug zum Gipfel erheben, zur abschliefsenden Entwicklung bringen wollte:

Wie sich die Schiffer freuen um so mehr,
Nachdem der Sturm sie umtrieb auf den Wogen,
Nun still zu sehn die Wellen, sanft das Meer,
Die heitre Luft, den sterngeschmückten Bogen;
Wie sich der Wandrer freut, kommt vor ihm her
Auf schönem Plan der Tag herangezogen,
Wenn er, gesichert, der Gefahr entging
Das rauhen Berg's, wo ihn die Nacht umfing:

So werd' auch ich, nachdem die Höllenwuth
Des grausen unbarmherz'gen Kriegs zerronnen,
Da nun die Welt in Freud' und Festen ruht
Und schönre Blüthe dieser Hof gewonnen,
Euch jetzt erzählen mit viel froher'm Muth
Die schöne Mähr, die ich vorlängst begonnen. (Gries.)

Aber kaum hat er neun Gesänge vollendet, als er seine Klage wiederholen mufs:

Indefs ich dieses sing', — o Gott der Güte! —
Seh' ich Italien rings in Flamm' und Brand
Durch diese Gallier, deren Kriegsgewüthe
Verheeren will, ich weifs nicht welches Land.
Drum lafs ich Fleurdespinen, die erglühte
Von eitler Liebe, nach und nach entbrannt.
Ein andermal, begünstigt Gott mein Streben,
Hoff' ich von Allem euch Bericht zu geben.

Diese Hoffnung ward ihm nicht erfüllt; den Faden, den er hier fallen liefs, wieder aufzunehmen, verhinderte ihn der Tod. Er starb wenige Monate nach dem Einbruch der Franzosen in Italien unter Karl VII. im Herbst 1494. Es brach ein andres Zeitalter an, als das war, dem er mit Denken und Dichten angehörte. Seine und Ariosto's Charakteristik abschliefsend sagt Ranke:

„Immer werden diese beiden Gedichte, *der Verliebte* und *der Rasende Roland*, als die gelungensten Hervorbringungen italiänischer Romantik zu betrachten sein. Dem Ersten wird man vielleicht in Erfindung und tiefer Poesie, dem Andern in der Ausbildung einzelner Momente, anschaulicher Darstellung, glücklicher Verknüpfung, und der Sprache den Preis zuerkennen müssen. Zusammengenommen lassen sie sich mit einem Januskopfe vergleichen. Bojardo enthält die Blüthe der Denkweise und der Lebensformen des späteren Mittelalters, Ariosto die erste Entwicklung der modernen Poesie in vollem Glanze."

Die Italiäner sagen, dafs der Dichter durch den Tod nicht blos verhindert worden, sein Werk zu endigen, sondern auch ihm die letzte Feile angedeihen zu lassen, und schreiben diesem Umstande die vielen Archaismen und Lombardismen, sowie die Nachlässigkeiten im Stanzenbau und Reim zu, die ich vielmehr, da sich im reineren Toskanisch seiner Lyrika dergleichen gar wenig findet, auf das beibehaltende Anschmiegen an den Volkston im epischen Gesang schieben und als eine keineswegs unabsichtliche Eigenthümlichkeit Bojardo's durchgehends festgehalten sehn möchte. Indefs haben schon die spätern Ausgaben hieran viel geändert. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts führte *Domenichi* die Sprachreinigung durch, und *Berni* ging viel weiter, griff in seinem Rifacimento auch den Inhalt an, und gab durch Veränderung des Tons wie durch Vertauschung der anschaulichen Wörter mit allgemeinen Abstractionen (s. besonders Ranke's erwähnte Schrift und Adolph Wagner in der Einleitung zum Parnasso Italiano continuato) „eine moderne Verwässerung, eine durch Wortglättsucht sinnabmattende Parodie des Innamorato." (Regis.) Diese

Arbeiten haben in Italien das Original verdrängt; Panizzi in London (1830) und Adolph Wagner in Leipzig (1833) haben das Verdienst, dasselbe wieder erweckt zu haben. Zwei gleichzeitige *Uebersetzungen* von rühmlichst bekannten Männern suchen es nun bei uns einzubürgern.

Auch in den beiden letzten Bänden verdient die Arbeit des verdienstvollen *Gries* ganz das Lob, das Abeken schon vor vier Jahren den beiden ersten in diesen Blättern zollte. In durchgehender Lesbarkeit, in leichtem Flufs der Stanze, in Reinheit der Sprache und des Reims hat er Treffliches geleistet, und besonders sind ihm die Stellen gelungen, wo Bojard seine Leyer höher stimmt, oder wo er allgemeine Betrachtungen anstellt. Zugleich hat er durch Milderung derber Natürlichkeiten und Auslassung mehrerer Stanzen für den verschämteren Sinn des deutschen Publikums gesorgt. Auch er ist der Meinung, dafs der Tod den Dichter verhindert, die bessernde Hand an das Gedicht anzulegen, und so hat denn er seinerseits dem nachzukommen und uns ein wohlgeglättetes Werk zu geben gestrebt. *Regis* war anderer Ansicht. Ihm galt es vorzugsweise, den eigenthümlichen Ton des Originals, wie es vorliegt, zu treffen, *und es ist ihm gelungen.* Die alterthümlichen Wendungen und Wortformen, den selten gleichmäfsigen Sylbenfall der Stanzen, in dem bei Bojard sehr oft sonst kurze Sylben an der Stelle der langen stehn, die grofse Freiheit im Reime hat er durchaus nicht verwischen wollen, sondern durch Nachbildung denselben Eindruck im Deutschen hervorgebracht. Nie hat er zu mildern, eher einigemal zu überbieten gesucht. Wie das Original des Reims wegen *brasa* für bracia, brace, setzt, sterno für stettero, spale für spalle, erno für erano, messe für mise, ascoltati für ascoltate, fasso für faccio, graccia für grazia, so muthet Regis unsrem Ohre Aehnliches zu, da die Orthographie bei uns fest steht, und reimt wohl auch einmal *Jedem* und *betreten*, *Lieder* und *Ritter*, *Leute* und *beide*, *Bäuche* und *Feige*, *Königé*, *Heroldé* und *See*, *Tugenden* und *wandelten* und dergleichen mehr. Den regelmäfsigen Gang des Jambus, der in der deutschen Sprache leicht monoton wird, während ihn die Italiäner stets dadurch beleben, dafs sie es mit dem Ictus so genau nicht nehmen und zusammentreffende Vokale zwar getrennt aussprechen, aber für *eine* Sylbe zählen, hat *Regis* mit Recht in der Uebersetzung oft unterbrochen; ebenso ist die völlige Freiheit in der Stellung und Anwendung männlicher und weiblicher Reime nur zu billigen. Die scheinbar sechsfüfsigen Jamben, wenn etwa gloria auf vittoria reimt, sind beim sogenannten *gleitenden* Reim (wallende, schallende, ritterlich, bitterlich) auch uns zu gestatten; beim einfachen aber weifs ich nicht, wie Regis seine wiederholte Anwendung entschuldigen mag. Von *Rabelais*, bei dem es vor Allem auf treues Wiedergeben der Eigenthümlichkeit ankam, hat Regis seinen Ausgang genommen, *Gries* von Tasso, dessen Wohllaut, Glätte und sentimentales Pathos er sich aneignete. So hat dieser den Verliebten Roland oft in eine gebildetere Sphäre hinaufgerückt, und eine vornehmere Sprache reden lassen, wie sie ihm nicht gewöhnlich ist, und statt sich eines unreinen Reimes zu bedienen lieber *Wollen* für *Wille* gesetzt, um das *Tollen* (Rasen) und *Zeugnifs zollen* (für geben) darauf zu reimen. Sagt das Original:

E fu si gran ferita e si diversa, (für avversa, contraria)
Che quasi ha lui da poi la vita persa; —

so übersetzt *Gries:*

So gräulich war die Wunde, die er machte,
Dafs Balugant beinah zu sterben dachte.

Regis:

Und war die Wunde so gewaltsam schwer,
Dafs er darnach schier dran verstorben wär.

Ich habe schon oben bei der Mittheilung von Stellen aus dem Dichter die Eigenthümlichkeit der Uebersetzer berücksichtigt, noch einige Proben werden sie in ein näheres Licht setzen.

Regis beginnt den zwölften Gesang des zweiten Buchs:

Gestirn der Liebe, das die dritte Sphäre
Regiert, und du, so rother, fünfter Glanz,
Der, die Welt reinigend von träger Schwere,
Zwei Jahre braucht zum ew'gen Reigentanz,
An eurer Körper Segenskräften nähre
Mein heitres Lied und sättige sich ganz,
Dafs euer Einflufs nun mich stärk' und labe,
Der ich von Lieb' und Krieg zu singen habe.

Gries:

Gestirn der Lieb', im dritten Himmel mächtig,
Und du, o fünftes Licht, roth, wunderhaft,
Das, in zwei Jahren seine Bahn bedächtig
Durchschreitend, aus der Welt die Trägheit schafft;
Aus euren Himmelskörpern hell und prächtig
Ström' auf mein heitres Lied Anmuth und Kraft,
Sodafs eu'r Einflufs wirksam mich durchdringe,
Dieweil ich jetzo Lieb' und Krieg besinge.

In der Schilderung, wie die Königin Marfise dem listigen Brunell nachjagt, übersetzt Gries den Schluſs des 15ten Gesangs im zweiten Buch:

Zwei Wochen sind's, daſs sie zu Pferde blieb
Und sich mit nichts als grünem Laube nährte,
Indeſs der rasche, der verwegne Dieb
Ganz andres Futter auf der Flucht verzehrte.
Denn jedesmal, wenn ihn der Hunger trieb
Und er ein Wirthshaus ward gewahr, da kehrte
Der kecke Flüchtling ein und aſs geschwind;
Dann ohne Zahlung floh er, wie der Wind.

Die Wirth' und Kellner folgten zwar dem Reiter
Und werfen Krüg' und Töpfe hinterdrein;
Er aber zieht, die Zähne stockernd, weiter
Und lacht sie aus und höhnt sie obenein.
So hat der Gaudieb immer der Begleiter
Wohl mehr als zwanzig, die wie Tolle schrein,
Zuweilen läſst er Einen nahe kommen
Und flieht und hat die Mütze mitgenommen.

Marfisa jagt ihm nach in ihrem Grimme,
Bald ferner und bald näher immerfort.
Ein Dieb! Ein Dieb! ruft sie mit lauter Stimme,
Und Jeder sagt: Das ist das rechte Wort!
Ein Jeder klagt und jammert, denn der Schlimme
Nahm oft die besten Bissen mit sich fort,
Und überall drohn ihm geballte Hände.
Nicht mehr für jetzt, hier ist der Sang zu Ende.

Regis:

Schon funfzehn Tage währte nun dies Jagen,
Und nichts genoſs die Dam', als Laub und Gras,
Derweil dies falsche Gaunerlein verschlagen
Weit beſsre Bissen unterwegens aſs:
Denn seine Flinkheit lieſs ihn Alles wagen,
Und wo er sah ein Wirthshaus an der Straſs,
Da kniff er ein und speiste schnell, der Freche,
Dann floh er fort und zahlte nie die Zeche.

Zwar setzten Wirth und Kellner ihm, nicht faul,
Mit Krügen nach und Töpfen, doch von hinnen
Stob er und wischte lachend sich das Maul,
Und tausend Ränke spielt er täglich ihnen,
Wovon sein Hirn ihm vollstak wie ein Knaul:
Daſs auch Spoleter- und Folignerinnen,
Die doch von früh bis spät auf Eiern sitzen,
Sich kaum vor seinen Streichen würden schützen.

Und immer hinter ihm Marfisa drein,
Bald aus der Fern', bald in geringer Weite,
Schrie unablässig: Räuber! Dieb! Halt ein! —
Ganz recht, das ist er! — sagten alle Leute,
— Und auf den Fresser schalten Groſs und Klein,
Denn oft ward ihm ihr bestes Huhn zur Beute, —
Und drohn ihm noch mit Fingern ellenlang.
Doch nun genug, hie endet der Gesang.

Wie hier Gries in der zweiten Stanze ohne Noth den Berni'schen Text substituirte, so macht seine Uebersetzung im Ganzen eben den Eindruck eines wohlgefeilteren Gedichts, als das uns vorliegende Original ist, während Regis kunstvoll und absichtlich das Alterthümliche und Volksmäſsige desselben nachbildet und oft durch seine seltsamen Reime ganz köstliche Wirkungen hervorbringt. Bei sorgsamer Vergleichung mehrerer Gesänge kann es nicht fehlen, daſs man im Einzelnen manchmal bald bei dem Einen, bald bei dem Andern etwas vermiſst oder zu tadeln findet; den angegebnen Grundcharakter sieht man indeſs immer bewahrt. Und so können beide Arbeiten auch in unsrer Literatur wohl neben einander bestehn und empfohlen werden. — Auch durch die Anmerkungen hat jede ihre eignen Vorzüge; die von Gries sind mehr sprachlich, die von Regis mehr sachlich. Ueber das Bibliographische des Gedichts hatte Gries so genügende Erörterungen gegeben, daſs sie Regis nur mit kleinen Zusätzen versehn konnte und dankbar aufnehmen muſste. Seinerseits hat dieser durch das angehängte Glossar sich ein groſses Verdienst erworben, indem er über die Personen und Gegenstände des Gedichts vortreffliche Auseinandersetzungen mittheilt und namentlich die Karlssagen und ihre Helden sowohl bei Bojardo als andern Dichtern von den frühsten Quellen und Spuren an schildert. Die Gries'sche Uebersetzung kam zuerst heraus, und rühmt sich dessen mit Recht; ein halb Jahr zuvor hatte Regis die seine begonnen, und da er sich dem Original in Allem treu anschloſs und die von Gries ausgelaſsnen Stanzen mitzuübersetzen keinen Anstand nahm, so nannte er seine Verdeutschung die erste vollständige.

Wir scheiden von beiden Uebersetzern mit voller Anerkennung des Vortrefflichen, das jeder auf eigne Weise bietet, in deren gleichmäſsiger Durchführung bei einem so langen und so mannichfaltigen Werke sie eine seltene Virtuosität gezeigt haben. Sie haben sich die Ehre erworben, einen bedeutenden Dichter in Deutschland einzuführen; und können des Dankes aller Literaturfreunde gewiſs sein.

Moriz Carriere.

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

LXXIV.

Personalien gesammelt von Friedrich Jacobs. Leipzig, 1840. *XXVI. u.* 620 *S.* 8.

Ueber *Friedr. Jacobs* zu berichten ist eine dankbare und unverfängliche, wiewohl nicht durchaus leichte Aufgabe. Dankbar und erhebend muſs für jeden die Betrachtung einer langen Lebens sein, in welchem die schönsten und reinsten Tugenden mit dem glänzenden Reichthum vielseitiger Leistungen einen immerwährenden Bund geschlossen haben; und hier wo die Wissenschaft des Fachgelehrten neben den popularen Bemühungen um deutsche Bildung und Jugendlehre unermüdlich hergeht, bietet ein so fruchtbares Wirken den mannichfaltigsten Stoff, den auch ein gewandter Darsteller mit Mühe beherrschen wird. Da mag wohl die Lockung, ins übertreibende zu malen, eben so nahe liegen als das Bedenken, ob diese Fülle des Lobes im Angesicht des bescheidensten Mannes am Platze sei; und doch kann bei wenigen unserer Zeitgenossen selbst ein hohes Lob mehr unverfänglich erscheinen. Jacobs darf nicht erst auf das Ziel seiner Tage warten, um ein unparteiisches Urtheil zu empfangen und glücklich gepriesen zu werden. Sein gesammtes Leben liegt in klarer und abgeschlossener Summe vor uns, und zwar seine philologische Laufbahn, deren Endpunkt nach seinem Willen Aelian sein sollte, nicht minder als das Maſs seiner öffentlichen, still und geräuschlos fortrückenden Thätigkeit; sein Ruhm erfreut sich längst einer gründlichen Anerkennung, wie sie bisher noch kein Alterthumsforscher in Deutschland errang. Unter den Philologen in vorderer Reihe zu zählen ist allerdings ein seltenes Loos — und was Jacobs den Seinen gilt, haben nach anderen zuletzt die vielfältigsten Stimmen in Manheim und Gotha bezeugt —: aber eigenthümlicher glänzt doch der Ruf des Gelehrten, welcher über den engen zünftigen Kreis hinaus, soweit die gebildete Nation reicht, als sittlicher Charakter, als Wortführer der lauteren und männlichen Humanität verehrt wird. Diesen zweifachen Ruhm, der uns das Bild einer gediegenen und liebenswürdigen Persönlichkeit vollendet, findet der Betrachter wohin nur sein Blick fällt entschieden und unzweifelhaft vor: *quo fit ut omnis* (läſst sich auch hier sagen) *votiva pateat veluti descripta tabella vita senis*; und wer sogar irgend einzele Theile und Verdienste zeichnen wollte, würde nicht um ein günstiges Vorurtheil, sondern um die Kenntniſs und richtige Fassung des ausgedehnten Stoffes zu sorgen haben, und eher zu wenig als zu viel berichten.

Gerade dies führt auf die Bemerkung zurück, mit welcher wir begannen, daſs eine solche Gröſse biographisch oder nach individuellen Seiten hin zu schildern, keine durchaus leichte Aufgabe sei. Sie wäre die leichteste und zwangloseste, wenn man das vorliegende Buch, wie in einigen öffentlichen Blättern geschehen, um interessanter Momente willen oder des historischen Ueberblicks wegen in Auszüge zu bringen gedächte. Indessen würde man hiebei den wesentlichen Zweck, der nicht bloſs auf die Breite des Materials gerichtet sein sollte, kaum erreichen. Handelt es sich um eine Skizze, so mag wohl niemand sie besser ausführen, als bereits der Verf. selbst sie auf nicht vollen zwei Bogen geliefert hat, welche die Lebensbilder berühmter Humanisten von Hoffmann (Lpz. 1837) eröffnen und zugleich den Umriſs der umständlich entwickelten *Personalien* enthalten. Letztere sind aber von Aufschlüssen über die Studien, die wechselvolle Thätigkeit und die Schicksale der Hauptfigur, von denkwürdigen Zügen, besonders des vergangenen Jahrhunderts und von belehrenden Erinnerungen an eine Reihe ausgezeichneter Männer, die gewissermaſsen als der rothe Faden durch alle Details der Biographie hinziehen, so reichlich durchwirkt und mit so behaglicher Unbefangen-

heit, ohne zu schlendern oder in eitler Kunst sich aufzuspreizen, vorgetragen, dafs schwerlich ein Leser, auch wer von den unerfreulichen Massen der neuesten Memoiren-Litteratur ermüdet worden, nach der spärlichen Brücke einer Inhaltsanzeige verlangen wird. Vielmehr dürfte der Text der Personalien in vielen Beziehungen allzu knapp und gedrängt erscheinen; und befassen sich die darauf folgenden Beilagen, worin etwa die Hälfte des Ganzen steckt, das heifst, entweder Erörterungen einzeler im Text nur angedeuteter Thatsachen oder Urkunden der Rechtfertigung vor der Mitwelt, zum Theil mit Nachweisungen, die auf allgemeine Theilnahme nicht Anspruch machen und durch eine beiläufige Ansicht zu erledigen sind (z. B. Beilage 30. den pünktlichsten Bericht über die unglaublichen Fehler des Hardtischen Catalogus Codd. Graec. Bavar. enthaltend), so hat man gerade hier wohl noch häufiger ein Recht, die rücksichtsvolle Kürze dieser einladenden und jedem Ausbau so bequemen Beiwerke zu bedauern. Demnach haben wir allen Grund vorauszusetzen, dafs ein solches Vermächtnifs in den Händen des gesammten Publikums sei, welches der Meister unter Philologen und unter den Verehrern sittlicher Bildung zählt, und hiernächst die Verbreitung, die der biographische Kern der Personalien ohne Zweifel bereits gewonnen hat, für das schickliche Mafs unserer Relation gleichsam in Abrechnung zu bringen. Wir brauchen hier weder anthologisch noch registrirend dem Verf. Schritt vor Schritt nachzugehen.

Nur eines glaubt Referent ihm schuldig zu sein. Wer nicht Memoiren und Bedürfnisse übergeben oder seine Erlebnisse zum Rückhalt machen will, an den er die Schilderung seiner Zeiten, ihrer Bewegungen und geselligen, moralischen, litterarischen Zustände lehnt, wer nicht selbst in Oppositionen und harte Kämpfe gedrängt worden, sondern mit dem friedlichen Bewufstsein einer harmonischen Natur die Summe seiner gesammten Wirksamkeit überschlagen kann, der wird füglich kein anderes Motiv einer Selbstbiographie verfolgen und aussprechen, als es in den Worten p. 36 vorliegt: „da es nicht meine Absicht ist, in diesen Blättern meine ganze schriftstellerische Laufbahn zurückzumessen, sondern nur überhaupt meinen Freunden ein Bild meines Lebens in seinen verschiedenen Situationen zu hinterlassen". Sein Werden und die Grade seines Wachsthums treten allerdings hiedurch an den Tag, und man erfährt die äufseren Verhältnisse, welche die Stellung des Verfs. unter den verschiedensten Einflüssen abrundeten und seine Unternehmungen hervorriefen; welchen Umfang aber und welche Tiefe sein Wirken besafs und besitzt, welchen Werth seine litterarischen Schöpfungen an sich betrachtet und auf dem Standpunkt ihres Entstehens behaupten, in welchen Rang und Bezug er zu den übrigen gleichzeitigen Gröfsen der Wissenschaft zu rücken sei, diesen und ähnlichen Fragen mochte niemand weniger als Jacobs begegnen wollen. Für denjenigen also, der weder mit den Schriften desselben, noch mit den Aufgaben und Wandelungen des Faches möglichst vertraut geworden, wird vermuthlich aus den so sparsam zugewogenen Lebensnachrichten eben nur eine fortlaufende Chronik, der es zum öfteren an Fleisch und Körper mangelt, entstehen, und kaum mag er die Schätze der reich begabten Individualität in ihrer vollen Wahrheit fassen. Eine gute Relation, wie wir sie zu lesen wünschten, müfste deshalb die volle Persönlichkeit in ihrer leibhaften Energie, in ihrem Thun und Lassen organisch vergegenwärtigen und zugleich auf gerechter Wage abschätzen. Dafür aber wäre aufser anderem auch eine nichts verschmähende Kenntnifs der „Deutschen Hand" von Jacobs (um mit Wolf zu reden) erforderlich, jener weit und tief ins Volk eingedrungenen Schriften (namentlich der Schule der Frauen, der Erzählungen und Novellen, in je sieben Bänden, u. s. w.), welche vielen zum Herzen gingen (s. die Aeufserung bei Hoffmann p. 22), weil sie die sinnig treue Gemüthsart ihres Verfs. zugleich mit dem feinsten Korne der Diction ausprägten und das volksthümliche Bewufstsein mit der gemäfsesten Nahrung kräftigten; dahin gehören ferner die Uebersetzungen aus den Alten, von denen die spätesten sich in der Metzlerschen Sammlung fast verlieren, die, mag es Demosthenes oder Longus, Cicero oder Vellejus gelten, mit gleicher Gewissenhaftigkeit und weltmännischer Sicherheit gearbeitet sind. Auf diesen Tummelplatz wird Referent sich nicht wagen, sondern einige Beiträge für jene gewünschte Relation, ein paar aphoristische Gedanken, welchen die Hauptsachen des biographischen Stoffes als Einschlagfäden dienen, und der philologische Gesichtspunkt als alleiniges Regulativ zur Seite steht, mögen vorläufig genügen.

Jacobs wurde 1764 in Gotha geboren; seine Fa-

milie war aus Schleswig eingewandert und eine der angesehensten im Mittelstande; er selbst verlebte seine Jugend in beschränkten, wiewohl zwanglosen Umgebungen, und genofs im häuslichen Unterricht den ganzen propädeutischen Lehrapparat, welchen die damalige Bürgerlichkeit im dürftigsten unzusammenhängenden Zuschnitt aber innerhalb gemessener Schranken und mit ehrbarer Zucht seit dem Schlufs des siebzehnten Jahrhunderts zugerüstet hatte. Wir wollen hier sogleich den günstigen Einflufs der heiteren Vaterstadt erwähnen, den Jacobs selbst wiederholt anzuerkennen pflegt, dem er einen grofsen Theil seiner allmälich begründeten glücklichen Existenz verdankt. Mit geringen Unterbrechungen gehört er ohnehin Gotha entschieden an, nicht blofs als Gelehrter und Beamter, sondern auch durch nahen Verkehr mit dem Fürstenhause und durch seinen Platz in den edelsten Kreisen; den berühmtesten oder thätigsten Männern, die dort funfzig Jahre lang glänzten, hat er unvergängliche Denkmale der Pietät und Freundschaft gestiftet, vom liberalen Herzog *Ernst* II. und dessen geistreichem Nachfolger *August Emil* (vgl. Beilage 50.) bis auf die zuletzt hingeschiedenen, den Geschäftsmann und Naturforscher *v. Hoff* und den Schulmann *Döring* herab (man sehe die zarte Charakteristik jenes und die schonende Würdigung des Letzteren in Beil. 61. 62.); endlich aber achten wir als einen seiner tüchtigen Grundzüge das patriotische Mitgefühl, die anscheinend engen lokalen Sympathieen, mit denen er die Wohlfahrt und die Leiden des Herzogthums begleitet, wie sie im herzlichsten Ausdruck „Gotha's Dank" (Beilage 54.) vergegenwärtigt. Nun ist im allgemeinen nicht unbekannt, dafs in der Kulturgeschichte Deutschlands seit etwa 1780 Gotha keine unbedeutende Stellung einnahm; aber das Stillleben der dortigen Verhältnisse macht es einerseits schwer, ihren wahren und reichen Gehalt in einem Gesammtbilde zusammenzufassen, während auf der anderen Seite hieraus sich leicht erklären läfst, wie jene Stadt gegen das wetteifernde Weimar, dessen Glanz wesentlich in seinem Fürsten, in der Schaar erlesener Geister und den von ihnen hervorgerufenen litterarischen Wirkungen ruht, auffallend in Schatten getreten sei. In Gotha scheint es theilten sich die höheren Kreise und die rege bürgerliche Welt in den Ruhm, und zwar einer weder concentrirten noch über ihre Grenzen hinaus weitverzweigten Thätigkeit; die wenigstens umfassender und nachhaltiger als in Weimar sich bewährte. Nirgend sind die Fürsten zurückgeblieben; ihre prächtigen Bücher- und Kunstsammlungen geben ihrem Sinne nächst den geschichtlichen Nachweisungen in den „Merkwürdigkeiten der Gothaer Bibliothek" von Jacobs und in anderen Verzeichnissen ein sprechendes Zeugnifs; aber auch die Mitglieder des Hofes waren in jedem Ausdruck der feineren Bildung einheimisch, wie die Versuche des Theaters und *Gotter's* anziehende Denkschrift auf die Frau von Buchwald andeuten. Ferner halten wir für einen eigenthümlichen Zug die Hinneigung zu französischen Interessen, welche frühzeitig einen Verkehr mit Voltaire und dem Anhange der Encyklopädisten vermittelte, weiterhin einige Regungen der französischen Revolution und Emigranten (denen auch Jacobs manches angenehme Verhältnifs zu danken hatte) in diese friedlichen Thäler verschlug, sowie die Persönlichkeit des Herzogs Emil beitrug, den Druck der Napoleonischen Zeit minder fühlbar zu machen. Indessen fesselt uns vor allem die reine Liebe zur Wissenschaft und Bildung, welche vornehme Männer mit den Fachgelehrten theilen und in einer achtunggebietenden Pflege der physikalischen und mathematischen Disciplinen, in klassischen Sammlungen und Instituten, in verdienstlichen Arbeiten bethätigten. Ebenso wenig dürfen wir das Gothaer Gymnasium verschweigen, in Betreff dessen hier das Wort von Michaelis hinreichen mag, dafs dieses mit zwei anderen Thüringischen Schulen gröfseres als manche Universität geleistet habe. Weiter die örtlichen Momente zu verfolgen, liegt unserem Zwecke fern; und es genügt die Geist und Herz erfrischenden Einflüsse, welche die Nähe so mannichfaltiger Kräfte üben mufste, für das Leben von Jacobs als eine Gunst des Geschickes zu bezeichnen. Er selbst hat nicht nur willig und oft alle die ihm durch Gotha und dessen Zierden gewordene Förderung und Heiterkeit auf den Wegen des Berufs und der Wissenschaft gerühmt, sondern auch die heimathliche Freundschaft (wir erinnern blofs an seine ältesten und besten Freunde, *Schatz*, *Manso*, *Schlichtegroll*) in That und warmen Worten geehrt.

Wie er nun von den häuslichen Vorübungen zum Gymnasium überging, und dort nach dem ehemaligen Lehrplan, welcher selbst im Nerv des ganzen öffentlichen Unterrichts, in Lesung der Klassiker zerrüttet

und arm erschien, namentlich im Griechischen (s. Verm. Schr. I. 64.) an den nüchternsten Repräsentanten haftete, so dafs gar Paläphatus als schwieriger Autor galt, nach diesem Lehrplan also den herkömmlichen Forderungen der Schule genügte, doch glücklicher Weise noch in Prima durch den neuen Rector *Stroth*, einen Mann von der ausgezeichnetsten Persönlichkeit, eine Fülle der unverhofftesten Anregung empfing, darüber belehrt der weitere Verlauf seiner Erzählung. Im Jahre 1781 bezog er, nicht unvorbereitet aber ohne entschiedene Neigung für die erwählte Theologie, die Universität Jena, wo er am liebsten Griesbach hörte, und für die Widerwärtigkeiten des Studentenlebens, das in ödem Verbindungswesen sich verzehrte, an Bekanntschaften und einsamen Arbeiten einigen Ersatz fand. Nach zwei Jahren hatte die Lust am theologischen Gebiet schwache Wurzeln bei ihm geschlagen, und Göttingen vertilgte hiernächst jedes Bedenken, das über die Beurtheilung seiner wahren Aufgabe noch schwanken machte; wiewohl die Schätzung des Standes der Landgeistlichen darum nicht völlig wich. Das bestimmende Motiv ist nicht fern zu suchen: es lag (worin die Erfahrungen vieler anderer Zeitgenossen zusammentreffen) im Buchstabenglauben der verschrumpften Orthodoxie, im Mangel an religiösem Interesse, den jene Decennien durch den Eifer für freie gelehrte Forschung verhüllten oder ergänzten, und in der stets abnehmenden Scheu vor dem Positiven, das durchweg zerklüftet wurde. Hierüber spricht unser Verf. nicht selten seine klare Meinung aus, zumal im ersten Theile der Vermischten Schriften, wo sich vortreffliche Aeufserungen über Einst und Jetzt finden; vielleicht aber nirgend bündiger als im Vorwort zu den Personalien, welches die schneidenden Gegensätze der heutigen theologischen Welt und den Widerspruch der subjectiven Ueberzeugung mit dem confessionellen Glauben hervorhebt und mit der Bemerkung abschliefst p. XXV.: „Indem ich nun diese Zerwürfnisse in die Augen fasse und keinen Ausweg daraus sehe, danke ich der Vorsehung auch dafür, dafs sie den Pfad meines Lebens von der Kanzel und von geistlichen Amtsverrichtungen abgelenkt hat". Gegen das Mifsverständnifs, welches sich an die in diesem Sinne vorkommenden Sätze hängt, reicht es hin zu erinnern, dafs der theologische Standpunkt von Jacobs in der Vergangenheit wurzelt und nach den Mafsen jener Zeit, welche dem Dogma nicht die Gewalt eines bindenden, alle Kreise des modernen Lebens und Gedankens durchdringenden Prinzips zugestand, abgeschätzt werden mufs. Auf einem solchen Standpunkt stehen auch mehrere seiner verdienstlichsten Aufsätze, welche zwanglos gleich kleinen Monographieen die Erziehung, die Gottesverehrung, die gesellschaftlichen Ordnungen, die moralische Fassung der Kunst bei den Griechen und verwandte ethische Punkte in ihr günstigstes Licht rücken und die mönchische Mifsdeutung einiger frommer Beurtheiler abweisen. Ueberall nimmt man den unverwüstlichen Trieb eines von religiöser Würde getragenen Gemüths wahr, die Schöpfungen der plastischen Nation, auch wo sie durch schlimme Verderbnifs angegriffen wurden, sittlich und ästhetisch als Offenbarungen des Schönen zu begreifen, nicht aber in der einseitigen Bestimmtheit des Realismus als ein welthistorisches Moment zu erkennen; daher besonders der apologetische Grundton, die enthusiastische Färbung, statt des kritischen, zuweilen durchlöcherten Organismus oder der zersetzenden Analyse, und kürzer zu sagen, der jugendlich harmlose Lebenshauch, der noch aus den Eindrücken der akademischen Richtung zu stammen scheint: und eben dieser Zusammenhang führt uns nochmals in die Studienzeit zurück.

Nachdem Jacobs im väterlichen Hause von den Jenaer Erfahrungen sich ein wenig erholt hatte, bewog ihn *Heyne's* Ruf 1784 die Universität Göttingen zu besuchen. Diese kann ihn mit Recht den Ihrigen nennen, und in ihren Schicksalen hat er bis zum traurigsten aller Geschicke (worüber die freimüthige Klage p. 283 ff.) der Georgia Augusta seine wärmste Zuneigung bewahrt. Wir treten hier in das entscheidende Jahr, welches ihn für immer dem klassischen Alterthum und seinen Disciplinen gewann. Zwar verschlofs er sich keineswegs den anderen nahe gelegenen Fächern, und er gedenkt namentlich der seelenvollen Vorträge von *Spittler*, deren Glanz eine der erfreulichsten Erinnerungen in ihm zurückgelassen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Personalien gesammelt von Friedrich Jacobs.

(Fortsetzung.)

Doch mit tieferer Gewalt, wenngleich mit geringerem Lehrtalent gerüstet, ergriff ihn *Heyne:* wie ganz verschieden aber von der Herrschaft, welche man gegenwärtig von akademischen Meistern nach persönlicher und methodischer Seite hin zu erwarten pflegt. Mit gleicher Kälte betrachtete Heyne den zuversichtlich und keck gegenübertretenden Wolf (wie sein Biograph I. 47. meldet), als er den schüchternen aber vorher empfohlenen Jacobs empfing; nur mit dem erheblichen Unterschiede, dafs er diesen nach etwas näherer Ansicht mit Rathschlägen versah und als ein anhängliches Mitglied des Seminarium wohlwollend auf jede Weise förderte, woraus später die liebreichste Freundschaft erwuchs; und vielleicht hat der hochstehende Lehrer keinem seiner namhaftesten Schüler eine so reine väterliche Gesinnung bis zum letztem Athemzuge bewiesen (vgl. Beilage 3.). Die treue Hingebung erzwang, wie man wohl merkt, ein langsam wachsendes Vertrauen; aber jene Hingebung — darüber wünscht man am liebsten näheres zu hören — war sie die Frucht eines gefeierten Namens oder auch der unmittelbaren genialen und gediegenen Einwirkung? Letzteres gibt uns der Verf. p. 31 zu verstehen, wo er im Gegensatz zum spröden Fleifs von Tychsen vorübergehend rühmt „die geistreiche belebende Kraft der Heynischen Vorträge, denen man um dieses Vorzugs willen den abgerissenen, bisweilen buntscheckigen Stil des Mannes zu Gute hielt". Es ist Schade, dafs wir bei weitem besser über die mangelhaften Seiten der Heynischen Collegien unterrichtet sind, und fast nur die ungünstigen Aeufserungen über seine tumultuarische Lehrweise oder über die schwächliche Praxis seines Seminarium vernehmen, dafs überhaupt die Vorstellungen von Heyne, der ohnehin immer mehr in den Hintergrund zurückweicht, aus den Acten der gegen ihn geführten Polemik, zumal der völlig mafslosen von Vofs, gezogen und in einem trivialen Bilde verarbeitet werden. Aber freilich müssen wir in höherem Grade beklagen, dafs zu der einzigen vorhandenen Biographie, welche die gewandte Feder des Schwiegersohnes als ein Denkmal der Pietät und überdies sogleich nach Heyne's Tode geliefert hat, kein Nachtrag von der Hand eines Fachgelehrten hinzugekommen ist, ungeachtet jetzt über das litterarische Verdienst und den Charakter (welchen der neulich herausgegebene Müllersche Briefwechsel in der ehrwürdigsten Reinheit zeigt) bei weitem unparteilicher und umfassender als im Jahre 1813 möglich war, sich urtheilen läfst; wenn auch nun die meisten Zeugen der Blüthezeit für uns verstummt sind. Diesem geräumigen Stoffe nachzugehen, liegt zwar aufserhalb unseres Zweckes; wir glauben aber fürs weitere nicht überflüfsig zu bemerken, dafs der Mann, welcher die Bahn der deutschen Philologie brach und zuerst das Alterthum in seiner ganzen Breite überblickte, deshalb auch der tauglichste war, um eine für die Schätze jeder nationalen Bildung glühende Zeit in die Schule der Humanität einzuleiten, um die Jugend mit Ansichten und Thatsachen nach jeder kaum aufdämmernden Richtung hin auszustatten; worauf er mit um so gröfserem Erfolg einwirken konnte, je bewufster er die Fesseln der Abhängigkeit von holländischer und anderer zünftiger Manier zerrifs und als abgesagter Feind der öden Wortkrämerei auf den Kern der klassischen Weisheit eingehen hiefs. Selbst die weiten Lücken oder Halbheiten, die bei ihm erscheinen und oft bitter gerügt wurden, der Mangel an Methode, die Geringschätzung der Form, die Vorliebe für den realen Gehalt, wodurch der historische Ton in Göttingen ein erklärtes Uebergewicht erhielt, kamen ihm zu statten: um so freier durfte er sich über alles interessante mittheilen und um so praktischer den Reichthum seines

Wissens verwenden; seine Wirkung lag eben in den Lichtblicken, die er auf eine neu erschlossene Welt mit grofsartigem Sinne warf, und im Samen, den er unbesorgt und man kann sagen durch die Menge seiner Schüler sicher in die Zukunft streute; ja er verkannte nicht was ihm mangelte, denn er suchte nach Methode und zergliederte mit Empfindsamkeit die aus der Form ihn anwehende Schönheit. Wundern wir uns also nicht, dafs ein so begabter Mann enthusiastische Leser und Hörer durch ganz Europa gewann und auch ohne die Ueberlegenheit eines (wie Wolf) ins Alterthum eingewachsenen Genies, nur gerade so wie er sich gab, entzünden konnte; dafs Heyne seine Jünger durchaus nicht in den straffen Mafsen einer Schultechnik erzog und bearbeitete, sondern ihre eigenen Wege finden liefs; dafs endlich diese noch ungebundene Philologie einen jugendlichen Charakter trug und als das bequemste Gewand sich der Jugend anschmiegte. Wir sind hier auf einem Punkt angelangt, der zu den Studien von Jacobs zurückführt.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er als unterster Lehrer am Gymnasium in Gotha angestellt, wo die Vereinigung mit Manso ihn nicht wenig ermuthigte. Sein kurzer Verkehr mit Heyne zog ihn mitten in den Strom der alten Litteratur: von Objecten hatte er genug erfahren; zur Methode fehlte viel. Aber jene Zeit besafs Vortheile, welche die methodisch geleiteten Nachkommen auf regelrechter und breit gefahrener Heerstrafse schmerzlich vermissen. Es war die Zeit der stillen unbefangenen Arbeit, ungestört vom Gewühl und Widerspruch der Wissenschaften, als die Welt jedem Talente Gehör und freien Spielraum gab; die Politik ragte nicht in die genügsamen bürgerlichen Kreise, die trotz ihres engen Horizontes Vertrauen zu sich fafsten; Einzwängen in abgezählte Kenntnisse, kalte Berechnung der Mittel oder Kräfte nach Mafsen der Nutzbarkeit und Examennoth plagten so wenig als die Schauer der Abspannung und die Ueberschwänglichkeit. Wie viel gesunder Lebensmuth damals bei grofsen Anomalieen sprudelte, davon zeugt am offenbarsten die Geschichte der gleichzeitigen Nationallitteratur. In gleicher Weise waren die Studien des Alterthums, grade weil jeder sie mit seiner Individualität in Einklang brachte, von einer Begeisterung und einem Einflufs auf den Charakter begleitet, welchen die Gegenwart durch ihren überreichen, scharf gemessenen Unterricht und die sorgfältige Vorbildung der Lehrer umsonst hervorzurufen strebt. Man blicke nur auf Jacobs und frage, wie viele noch jetzt, neben ehrenwerther in vielfältigen Details erprobter Gelehrsamkeit, mit gleicher Liebe, mit solcher Wärme der Ueberzeugung und Religiosität die Alten in sich aufnehmen und aus diesem Mittelpunkte des sittlichen Bewufstseins heraus begeisternde Worte von Leben und Kunst jener Alten zu reden vermögen. Eine so herzhafte Stimmung, wollten wir im kurzen sagen, wies auch ihn nach mancherlei Irrgängen auf die gemäfseste Methode. Er begann nämlich (was man von Heyne's Schule nicht zu erwarten pflegt) mit der conjecturalen Kritik, wie sie damals mit ziemlichem Ungestüm auf Kosten der zum Theil äufserst uncorrecten Texte geübt wurde. Theils zog ihn noch dunkel geahnte Anlage dahin, theils die zufällige Bekanntschaft mit den *Emendationes in Suidam* von *Toup*, die er schon in Jena gemacht und an andere kritische Bücher geknüpft hatte; namentlich fesselte ihn das *Corollarium* in *Valckenaer's Diatribe*, und der eigenthümliche Reiz den die Evidenz solcher aus Umdeutung der Kapitalschrift, aus Trennung und Verbindung der Sylben und verwandten Mitteln entlockter Emendationen besitzt, hat auch im Gemüth unseres Jacobs so tief gewurzelt, dafs er diese Praxis mehr und fruchtbarer als sonst ein deutscher Kritiker zur Anwendung brachte, sogar noch zuletzt in seiner Zuschrift an den Gothaer Philologenverein (*Diatribes de re critica aliquando edendae capita duo*) ein erweitertes Summarium derselben Prinzipien niederlegte. Hieraus ging sein erster Versuch *Specimen Emendationum* hervor, worauf vier Jahre später 1790 die *Animadversiones in Euripidem* folgten, „ein Füllhorn meist unreifer Einfälle," wie der Vf. selber urtheilt; er versichert sogar (p. 35) mit seltener Bescheidenheit, dafs wenn die Kritik ein strenges Gericht darüber gehalten hätte, er wahrscheinlich für immer von jenem Gebiete gewichen wäre. Sie haben freilich wenige Spuren zurückgelassen und genau genommen eine gröfsere Bedeutung für den Bildungsgang ihres Urhebers; was aber jetzt an den dortigen Conjecturen mangelhaft erscheint, das verräth nicht Leichtsinn sondern den Mangel an Schulzucht und wie vorhin bemerkt an gesetzlicher Methode, woher die mit verschwenderischer Hand über dieselbe Stelle ausgesäten Muthmafsungen und Dutzende paralleler Besserun-

gen; oder, wenn wir ein ehrendes Wort von Porson statt jeder ferneren Analyse gebrauchen, *Iacobus est vir neque ingenii neque doctrinae expers; quo tamen utroque saepe abutitur ad sanas lectiones solicitandas.* Um so genugthuender ist die Thatsache, dafs Jacobs nach den vielfältigsten Uebungen in seiner Kunst, wobei keine Mühe und keine von Nachbarn zu gewinnende Lehre verschmäht wurde, den Ruhm eines der ausgezeichnetsten deutschen Kritiker errang, und dafs wir ihm eine Reihe der durchdachtesten Ausgaben verdanken, welche jedem späteren Versuch zum Vorbilde dienen. Diesen Fortschritt auf einer länger als vierzig Jahre durchlaufenen Bahn sehen wir nun nicht blofs als die gereifte Frucht des natürlichen Talentes an, sondern auch als das Ergebnifs einer mit Wahrhaftigkeit und Besonnenheit erworbenen Schule. Zwar die Neigung zur Conjectur, die bisher keinem (vielleicht Hermann nicht ausgenommen) in so freiwilliger Fülle zu Gebote stand, sprudelt überall in unversiegbarer Flüssigkeit, selbst noch in den neuesten Mittheilungen über Dio Chrysostomus, sie liebt überdies ihre Begründungen sowohl aus der Phraseologie als aus paläographischer Beobachtung (wie solche von Bast und Schäfer angeregt worden) zu ziehen und ist deshalb nicht frei von willkürlichen oder zufälligen Combinationen. Aber sie stützt sich mit wachsender Behutsamkeit auf einen diplomatischen Grund und ordnet sich den positiven Zuständen des Textes so schonend unter, dafs im Schlufsstein aller seiner Ausgaben, im Aelian die Divination sogar mehr zurückgedrängt erscheint als man wünschen sollte. Mancher hat sich indessen verwundert, dafs ein Jacobs, dem es überall auf das Schöne, die sittliche Erkenntnifs und die bildende Kraft des Alterthums ankömmt, mit solcher Hingebung die Geschäfte des Kritikers verwaltete, dessen Natur für das sprödeste Ding und dessen Arbeit wegen ihrer bis zum kleinsten Detail herabsteigenden Mühen für ein trocknes geistloses Handwerk gehalten wird. Hiegegen könnte man schon (um keinen wund gesprochenen Gemeinplatz zu verbrauchen) auf die von ihm selbst gesprochenen Worte eines nicht banausischen Gewissens hinweisen: wenige begriffen die stille, sich selber genügende Freude, die aus der glücklichen Heilung einer verdorbenen Stelle entspringe. Wir werden aber dieses Geheimnifs besser verstehen, wenn wir den Unterschied zwischen unserem Kritiker und den übrigen Meistern des Faches einen Augenblick betrachten. Da sehen wir ihn nicht gleich jener erlesenen Schaar der grofsen Emendatoren schaffen, welche mit blitzschnellem Schlage des genialen Verstandes in demselben Moment den Schaden durchdringen und gesund machen, oder mit dialektischem Scharfsinn die Verderbnifs beleuchten, das Recht der Meinungen ergründen und aus innerer Nothwendigkeit das Wahre bestimmen; sondern sein Organ ist die Phantasie, die auf wohlgeordnete Lectüre, stets gegenwärtige Reminiscenzen und ein klares Gefühl des feinen, gebildeten, gesetzmäfsigen Ausdrucks bauend in rascher Combination sich bewegt und die kritische That statt eines syllogistischen Prozesses hinstellt. Man wird also nicht zweifeln, dafs die Kritik kein zufälliges Glied in seiner von Geschmack und höheren Tendenzen geleiteten Philologie sei; was uns jeder weiteren Erörterung überhebt und den schon zu lange unterbrochenen Faden der Erzählung wieder aufzunehmen gestattet.

Das Schulamt verwaltete Jacobs von 1785—1807. Was dort seine reich begabte Persönlichkeit wirkte, lassen uns die Stimmen der Verehrung und Liebe, deutlicher die Leistungen einzelner Schüler erkennen. Hiefür genügt es wohl an *Passow* zu erinnern und auf desselben „Leben und Briefe" zu verweisen. In diesen Zeitraum fallen litterarische Unternehmungen der verschiedensten Art, unter denen nächst den (von Schütz in Ehren gehaltenen) zahlreichen Beiträgen zur Allgemeinen L. Zeitung sogleich die Artikel in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie oder den Charakteren der vornehmsten Dichter (nachgewiesen in Beil. 8.) hervorstechen. Sie haben eifrige Leser gefunden, denen der weiche, zuweilen laxe Ton der Darstellung auf dem Standpunkte des vergangenen Jahrhunderts zusagte, und ihrer Zeit vielen Nutzen gestiftet, aber keinen Fortschritt auf dem litterargeschichtlichen Felde bewirkt; denn sie suchten eher den Unterricht und die subjective Verständigung mit geistigen Gröfsen als den Kreislauf der strengen Forschung über Redegattungen, Stilarten und Individuen zu fördern, und der Verf. hat deshalb mit unbefangener Selbstkenntnifs in der Vorrede zu den Personalien geurtheilt, dafs der Wiederabdruck jener Aufsätze nicht mehr an der Zeit sei. Desto gröfsere Bedeutung erlangte für ihn und andere die Bearbeitung der *griechischen Anthologie*, sein Meisterwerk und zugleich der Mittelpunkt, um den sich

die meisten und wichtigsten Arbeiten reihen. Von kleinen Anfängen her rückte er mit gewissenhaftem Fleifs im Commentare zur Planudischen Sammlung vor, auf welche Leistung die deutsche Interpretation stolz ist; sie würde noch präziser geworden sein, wenn sie schon im Beginn auf festem kritischem Grunde gestanden hätte. Diesen gewährte die Freigebigkeit Herzogs Ernst: ihr Resultat, die Herausgabe der *Anthologia Palatina*, begleitet von einem bündigen kritischen Commentar, dem wir nur wenige von Seiten der Angemessenheit vergleichen könnten, gab den Abschlufs zwanzigjähriger Studien und zugleich des gesammten Apparats, welcher nunmehr für dieses Gebiet nach allen Seiten erschöpfend vorliegt. Wie niemand einen tieferen Trieb besafs um die Blüthen hellenischer Humanität zu verstehen und ihre verborgenen Reize auszudeuten, so war es natürlich, dafs der Verf. sein anthologisches Eigenthum auch unter popularen Formen verbreitete: daher die für Schulen bestimmte geschickte Auswahl im *Delectus Epigrammatum*, und die höchst geschmeidigen Uebertragungen in „Leben und Kunst der Alten" oder im zweiten Bande der vermischten Schriften, wodurch diese sonst wenigen bekannten Schätze der Poesie in den weitesten Umlauf gekommen sind. Nicht minder ergiebig wurde der Verkehr mit der Anthologie für den Studiengang des Herausgebers. Was man so häufig bemerkt hat, dafs wenn einmal der rechte Kern und Schwerpunkt gefunden ist, alle bisher zersplitterten oder schlummernden Kräfte sich sammeln und sicher ineinandergreifend ein ungeahntes Gebiet erobern, so drang Jacobs, durch die Kreise der formalen Bildung, in welchen die Anthologie lebt, getrieben, in die mannigfaltigen Darsteller der Sophistik und in die Depositare der poetischen oder sentenziösen Denkwürdigkeiten, wie Athenäus und Stobäus, woraus allmählich und stets vollkommener die Umgestaltung verwahrloster Texte und zum Theil die geistige Erneuerung manches ungenutzten Autors sich ergab. Wir erinnern nur an Achilles Tatius, Philostratus, Aelian, die kritischen Arbeiten über die beiden genannten Compilatoren, die Beiträge zu Dio Chrysostomus und Themistius. Nirgend konnte das zum Trost armer Künstler gesprochene Wort, in der Beschränkung erweise sich der Meister, seinen innersten Sinn gründlicher und vielseitiger bewähren. Endlich unternahm er am Schlusse des erwähnten Zeitraums das griechische Elementarbuch, welches weiterhin durch eine Reihe von Fortsetzungen den Ausbau eines vollständigen praktischen Cursus gewann. Dieses Werk hat weit über die deutschen Grenzen hinaus dem Unterricht in griechischer Sprache und Litteratur ein treffliches Fundament gegeben, den grammatischen Lehren von Buttmann ihre Wirksamkeit verschafft, und in Zeiten als Schultexte der Autoren noch spärlich waren, durch passende Auszüge mit wohlerwogenen Noten die beginnende Lesung unterstützt. Der Verf. konnte seiner schulmännischen Einsicht, seinem pädagogischen Tacte kein sprechenderes Denkmal setzen.

Die Stellung die Jacobs am Gothaer Gymnasium einnahm, lief mit dem Jahre 1807 ab. Seine Lage war auch durch ein Amt an der Bibliothek besser und sonst anmuthiger geworden; wiewohl die nicht abzulehnende Mitwirkung bei der Correspondenz des Herzogs August (s. S. 76) manches Beschwerliche hatte. Da brach der Oktober 1806 (einige für jene Epoche charakteristische Züge s. S. 67 ff.) mit seinen entscheidenden Folgen herein, welche Norddeutschland niederwarfen und eine sternenlose Zukunft wie es schien zurückliefsen. Um so glänzender erhob sich Bayern, das nicht nur Aussicht auf Sicherheit anbot, sondern auch einen lockenden Spielraum den ausgezeichnetsten Gelehrten verhiefs, welche ein energischer Minister in Uebereinstimmung mit seinem aufgeklärten Fürsten zu gewinnen suchte, um Schulen und höhere Bildungssitze für das kaum erwachte Land zu bestellen. So bekam Jacobs den Ruf als Prof. am Lyceum in München und Mitglied der Akademie, dem er nach langem Kampfe zu Ende des Jahres 1807 folgte. „Mit der Reise nach München (äufsert er p. 368) schlofs die langgewohnte sichre Bahn ab, und eine neue that sich auf, anfangs dunkel und voll des Anstofses." Zuerst nun gewährte die Amtsthätigkeit, welche durch den Verkehr mit den edelsten Geistern gehoben und durch königliche Huld belohnt wurde, reiche Befriedigung; obgleich eine von aufsen hereingezogene und nicht in die Tiefen der Volksart dringende Kultur bedenklich scheinen durfte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Personalien gesammelt von Friedrich Jacobs.

(Schlufs.)

Bald aber brach ein Sturm aus, welchen die höchsten Gewalten selbst weder zu beschwichtigen noch unschädlich zu machen vermochten. Eifersucht durch die Begünstigung der Fremden entzündet und verstärkt durch den Widerwillen gegen die neuen Einrichtungen verband sich mit fanatischer Leidenschaft, welche die Schlagwörter, Nord- und Süddeutscher, Protestant und Katholik, bis in die feindlichsten Consequenzen ausbeutete, diese mit dem herben Beischmack politischer Verdächtigung, der Anschläge gegen Napoleon und Franzosenthum, versetzte, und jede Kränkung in Wort und That aufbot, um „die kalte Brut der anderen Zone" sammt dem Gefolge ihrer „unnützen und unbairischen Institute aus der Heimath des herzlichen und unbefangenen Sinnes" zu vertreiben. Das alles enthält den Stoff einer langen und interessanten Erzählung, welche man nicht ohne herzlichen Antheil in den Personalien (p. 92 ff. 381—466) selber nachlesen wird; ihr einfaches Pathos belehrt am vollständigsten und mittelst eingelegter Actenstücke, die in männlicher Sprache abgefafst sind, am wahresten über jenen unversöhnlichen Parteikampf, wie solcher eine Zeitlang im Dunkel schlich und zuletzt in die heftigste Bewegung ausschlug, an deren Spitze der Oberbibliothekar *v. Aretin* stand und seinen Widersachern das Leben, ja die Möglichkeit einer reinen wissenschaftlichen Thätigkeit verkümmerte, und wie erst dessen Entfernung aus München 1811 den grimmigen Händeln ein Ziel setzte. Jacobs fand sich unter so trüben Aussichten bewogen den Blick in die Heimath zurückzuwenden, wohin ihn ein ehrenvoller Antrag an die Bibliothek berief; und schon am Ende des Jahres 1810 kehrte er nach Gotha zurück, nachdem er die erste philologische Saat in Bayern ausgestreut hatte, reicher an Erfahrungen und sittlichen Anregungen, aber auch von Ehrfurcht und Liebe gegen König Max Joseph erfüllt, dem er die freundlichsten Erinnerungen unwandelbar bewahrt hat.

Sein weiteres öffentliches Leben gehört einem und demselben Amte, der Direction der herzoglichen Bibliothek und des Münzkabinets an. Zwar hat es seine Bescheidenheit verschmäht die Berufstreue von fern anzudeuten, wodurch er die ihm anvertrauten und mit gröfster Liberalität verwalteten Schätze in musterhafte Ordnung versetzte; Kenner dürften indessen sich an einem sprechenden Belege „den Merkwürdigkeiten der Gothaer Bibliothek," einem der zuverlässigsten Werke im Felde der beschreibenden Bibliographie, genügen lassen. Von den schriftstellerischen Arbeiten, welche in diesem Zeitraum entstanden, sind die erheblichsten bereits erwähnt worden; doch müssen wir billig auch der lebhaften Theilnahme an Deutschlands Befreiung gedenken, die er durch That (in seinen Söhnen) und durch kräftiges Wort („Anrede eines Thüringers an seine Landsleute" und in den beredten Blättern „Deutschlands Gefahren und Hoffnungen, an Germaniens Jugend." 1813. Beil. 43.) bewies, der er seines theils schon 1805 durch die gewandte Uebersetzung und Erläuterung von Demosthenes Staatsreden (wesentlich in der zweiten Ausgabe bereichert) einen Weg bereitet hatte. Dann und wann ergingen an Jacobs auch akademische Vocationen, am dringendsten nach Heyne's Tode der Antrag einer Göttinger Professur; aber er widerstand diesen „grofsen Versuchungen" wie er sagt mit fester Selbstbeurtheilung. Wie viele neue Seiten der Bildung und Wissenschaft ihm in der Universität entgegengetreten wären, bleibe hier unerörtert: genug, er verharrte auf der einmal mit Neigung erwählten Bahn, und ohne vom Kampfe der Gegensätze berührt zu werden, welcher unstreitig die Methode schärfen, die Standpunkte verschränken mufste, durfte er fern vom Schulzwange die Ergebnisse der frisch entwickelten Philologie sich aneignen. Mit *Wolf*

namentlich „dem Fürsten der deutschen Philologie" hielt sein Verkehr sich ohne Mischung der beiderseitigen Interessen in diesen allgemeinen Verhältnissen: s. Beilage 38.

Unter den ferneren Begebenheiten erinnern wir an die Reise nach Italien 1825 (anmuthig beschrieben p. 186 ff.) und an das 1835 von allen mit der aufrichtigsten Theilnahme begangene Amtsjubiläum. Das Buch schliefst mit einem rührenden Epilogus des vielfältigen, tief empfundenen Dankes. Indem unser Blick auf die Worte (p. 278) fällt, in denen er seine jetzige Studir- und Lebensweise beschreibt, sei uns der Wunsch vergönnt, dafs der ehrwürdige Greis in den ihm beschiedenen Jahren, in der frohen Erinnerung an thaten- und erfahrungsvolle Vergangenheit und im klaren Erfassen der Zukunft, einen heiteren Genufs finden und der ihm willig horchenden Zeitgenossen zuweilen gedenken möge.

Bernhardy.

LXXV.

Theorie des christlichen Cultus von Friedrich Ehrenfeuchter. Hamburg und Gotha, 1840 *bei Friedr. u. Andreas Perthes. XXXVI.* 422.

Die erste Frage würde wohl sein: welche Aufgabe hat sich der Hr. Verf. gestellt und wie verhält sich seine Fassung derselben zu der Natur d. h. dem Begriffe derselben und zu anderen Auffassungen derselben Sache? Die Verschiedenheit der Auffassungen hängt zunächst von der Verschiedenheit der Vorstellungen über Theorie und Cultus überhaupt ab. Versteht man unter Cultus nur die Darstellung äufserer Formen, Gebräuche und Ceremonien, „welche nur das Erzeugnifs der Willkühr, der Gewohnheit und, wenn es hoch kommt, der äufsern Nützlichkeit sind" (X); so giebt es davon gar keine Theorie oder man meint mit ihr entweder eine sophistische Vertheidigung des Bestehenden oder ein abstractes Raisonniren und Projecte machen. Hat man aber von der Theorie eine so niedrige oder schlechte Meinung, so wird man von einer Theorie des Cultus um so weniger etwas wissen wollen, je mehr man den Cultus als eine Aeufserung und Darstellung der Frömmigkeit, der Andacht und Anbetung hoch und werth hält; und ist man von der Ungebildetheit, welche sich in jener Meinung von der Theorie ausspricht, so gründlich durchdrungen, dafs man die Intensität der Frömmigkeit und das unsichtbare, geistige Wesen der Andacht und Anbetung nur sicher bewahren und rein erhalten zu können glaubt, wenn man nichts davon im Aeufsern erscheinen, wenn man das Wesen keine Darstellung, den Inhalt keine Form gewinnen läfst, so trifft beides, die Verachtung des Cultus und die der Theorie, in dem einen Punkt zusammen, in welchem sich auch die Pietisten und die Rationalisten begegnen. Der Hr. Verf. giebt deshalb mit Recht in der Einleitung zuerst (S. 1—48) eine Darstellung „von der Entstehung des Cultus und dessen Theorie." Nachdem er nämlich als das allgemeinste Gebiet, auf welchem sich der Cultus entwickelt, den Gegensatz zwischen Innerem und Aeufserem und als die lebendigen Gestaltungen dieses Gegensatzes Religion und Menschheit aufgewiesen hat, giebt derselbe zuerst eine Entwickelung der Religion von der Naturreligion durch das Judenthum zum Christenthum und des hiernach verschiedenen Verhältnisses des Cultus zur Religion, und sodann eine Entwickelung des Christenthums, in welchem die Religion, welche objectiv als schöpferischer Gottesgedanke im Menschen, subjectiv als das Sein des Menschen in Gott begriffen wird, als vollendet erscheint, zum Cultus durch die Idee des Reiches Gottes, der Kirche und der Gemeinde. Das Resultat dieser Entwickelung sind die beiden Sätze: „die Thätigkeit der Gemeinde als solcher ist der Cultus;" und: „das Bewufstsein, das in der Gemeinde nothwendig lebt, schafft die Theorie des Cultus." In der Hauptsache wird man sich hiermit einverstanden erklären müssen. Die Idee der Gemeinde ist es wirklich, welche die Idee der Religion und die der Menschheit vermittelt. Sie ist die Wirklichkeit der Religion und die Wahrheit der Menschheit oder, was dasselbe ist, sie ist die ewige Bestimmung der Menschheit, welche als Gemeinde in der Religion ihr substanzielles Wesen erfährt, geniefst und zur Darstellung bringt. Auch das ist richtig, dafs die Vermittelung nach beiden Seiten hin durch das Christenthum geschieht, auf der einen Seite als Verwirklichung der wahren Religion, auf der andern als Verwirklichung der wahren Gemeinde; so wie, dafs die Hineinbildung der Menschheit in beide durch die Hineinbildung beider in sie geschieht. Sehen wir von hier aus nun auf die besondere Weise der Vermittelung und Verwirklichung, so

treffen wir auf einen Punkt, der von entscheidender Wichtigkeit für die ganze Auffassung ist und in welchem ich glaube, dafs der Hr. Verf. nicht das Richtige getroffen hat. Die Vermittelung ist nämlich eine doppelte, eine ideelle und eine historische. Die Idee der wahren Religion und Gemeinde ist nie und nirgends entstanden; sie ist ewig, sie ist der schöpferische Gedanke Gottes selbst, und hat ihre ewige Unterscheidung und Gliederung in sich selbst, durch welche sie sich mit sich selbst vermittelt; denn sonst wäre sie nicht Idee. Aber sie wäre auch nicht Idee, wenn sie diese Unterschiede nicht aus ihrer Idealität — die dann eine blofse abstracte wäre — entlassen könnte, wenn sie nicht die ewige Macht wäre, diese Unterschiede auch historisch zu setzen, in alle Endlichkeit und allen Schmerz der Realität eingehen zu lassen und dieselben doch durch die Breite und Aeufserlichkeit der Erscheinung siegreich hindurchzuführen und so zu concreter Idealität zu verklären. Hierin liegt der Grund für die Möglichkeit einer Wissenschaft der Idee und zwar in einer doppelten jener doppelten Art der Vermittelung entsprechenden Form, die im Allgemeinen als philosophische und als historische bezeichnet werden kann. Ob und wie weit sich die erstere auf Hervorhebung von Thatsachen, und die letztere auf Hervorhebung von Begriffen einläfst, hängt von dem besonderen Zwecke der Darstellung und anderen Umständen ab; das Wesentliche aber ist, dafs beide weder in trüber Vermischung zusammensinken noch in abstracter Trennung auseinanderfallen, sondern dafs die philosophische Behandlung die Gedankenbestimmungen entwickelt, welche zugleich das Wesentliche der historischen Erscheinungen ausmachen, und dafs die historische Darstellung in der Erzählung der Thatsachen die Gliederung der in ihnen sich verwirklichenden Idee abbildet. Darum können beide auch nicht ohne Kritik sein; und zwar kommt dieselbe nicht als etwas Selbstständiges zu ihnen von aufsen hinzu, sondern sie ist der Entwickelung immanent als das negative Moment der Dialektik, und ist deshalb das eigene Thun der sich entwickelnden Idee selbst. Darin liegt die Bürgschaft gegen eine doppelte Gefahr; gegen die der Stabilität und gegen die des Revolutionismus; und diese Bürgschaft gegen diese Feinde des öffentli hen und privaten Wohles ist zugleich eine Bürgschaft für den reformatorischen Fortschritt. Die Idee entwickelt sich in beidem, im Elemente des Denkens und im Elemente des Geschehens. Es kann defshalb von Seiten der Theorie weder die Aufgabe sein, das Geschichtlich-Gewordene, so wie es da ist, vor der Vernunft zu rechtfertigen und nachträglich zu Allem Ja zu sagen, noch der Wunsch entstehen, ihre Gedanken unmittelbar zu verwirklichen und von sich aus, abgesehen von allen geschichtlichen Bedingungen, Vorschläge zu sogenannten vernunftgemäfsen Verbesserungen zu machen; und von Seiten der Historie ist eben so wenig das Bedürfnifs und Interesse da, gegen den Gedanken spröde zu thun und das Factum gegen ihn zu etwas Undurchdringlichem zu verhärten, als das Verlangen entstehen kann, dafs das Factum in seiner Unmittelbarkeit gelte und die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes sei. Der einzelne Vorschlag ist ein Erzeugnifs der theoretischen und der geschichtlichen Entwickelung, ausgehend von den Individuen, in welchen sich beide durchdringen; für sich genommen hat jede, die Theorie und die Geschichte, zu dem einzelnen Vorschlage nur ein indirectes Verhältnifs. Auch hierin erfreue ich mich der vollkommensten Einstimmigkeit mit dem Hrn. Verf., (man vergleiche namentlich S. XII. XV und besonders S. 75 sq.); aber ich mufste mich hierüber bestimmt erklären, um die eigentliche Differenz verständlich zu machen. Es kommt nämlich darauf an, dafs in der wissenschaftlichen Darstellung der Idee keines von den Mittelgliedern übergangen werde, welche die Idee selbst in ihrer Entwickelung bildet, und dafs sie an dem Orte in der Theorie hervortreten, an welchem sie ihre wirkliche organische Einfügung haben. Demgemäfs hat auch der Hr. Verf. die Entwickelung der Idee der Religion zum Christenthume durch die hier allein in Betracht kommenden Hauptstufen theoretisch und historisch bis zu dem Punkte hindurchgeführt, wo die Idee der Religion unmittelbare historische Existenz in der Person Jesu Christi gewinnt, was er sehr treffend „spezifisches Hervortreten des Prinzipiellen in die Erscheinung" nennt; er betrachtet jene Stufen ganz richtig als die eigenen Unterschiede der Idee der Religion und als die von ihr selbst gesetzten Vorbilder des Christenthums; er schildert auf eine bezeichnende Weise das Verhältnifs des Cultus zu der jedesmaligen Religion in seinem wesentlichen Hervorgange aus dem Begriff und Charakter dieser Stufe; und weiset darauf hin, wie das Christenthum,

ohne blofse Lehre zu sein, vielmehr als Heils- und Gnaden-Anstalt doch, in sofern es Religion ist, sich von der Person Jesu aus zunächst durch das Wort und die Verkündigung in die Menschheit hineinbildet. Man sollte hiernach erwarten, dafs der Hr. Vf. sofort in ähnlicher Weise die Idee der Gemeinde bis eben dahin entwickeln würde, wo sie in der Person Christi unter dem biblischen Namen Reich Gottes ebenfalls unmittelbare historische Existenz gewinnt, welches durch die Begriffe Menschheit, Volk, Gottmenschheit hätte geschehen müssen; dafs er dabei das Verhältnifs der Nationalität und Individualität zum Cultus, der hier oft identisch mit Cultur ist, der jedesmaligen Stufe gemäfs nachweisen und zeigen würde, wie von Christo aus durch Mittheilung seiner Persönlichkeit kraft seines Geistes die wahre Gemeinde als die mit Gott durch ihn versöhnte Menschheit in der Welt gestiftet und in die natürliche Menschheit hineingebildet werde oder diese in jene umgewandelt und aufgenommen. Als das dritte zu jenen beiden Entwickelungen wäre dann nothwendig gewesen, die Entwickelung des Christenthums zum Cultus, in welchem die Religion sowohl als die Gemeinde ihre äufserste Verwirklichung und Bethätigung, die Anschauung und den Genufs des ewigen, in ihnen sich offenbarenden und mittheilenden göttlichen Lebens und ihre beständige Verjüngung und Verklärung feiern, darzustellen. Hierzu hätte gehört, dafs 1) der Uebergang des Christenthums zur christlichen Kirche von Seiten der Religion her durch die zum Glaubensbekenntnifs werdende Verkündigung des Wortes, von Seiten der Gemeinde her durch die von dem in ihr wirkenden Geiste gestaltete Verfassung nachgewiesen; dafs 2) der Unterschied und die Einheit d. h. das Verhältnifs der Kirche und des Staates, denn mit dem einen Begriffe ist immer der andere gegeben, entwickelt; dafs 3) die innere Selbst-Unterscheidung der Kirche aufgedeckt werde, welche durch das Glaubensbekenntnifs die confessionellen Unterschiede, durch das Verhältnifs zum Staate den Unterschied der Landeskirchen, durch die Verfassung den Unterschied des Kirchenregimentes, überhaupt den Unterschied und die Gliederung der Stände bildet. Dieses sind die nothwendigen Voraussetzungen und Bedingungen jedes wirklichen christlichen Gottesdienstes, die eine Theorie des Cultus nicht übergehen kann, wenn sie den nothwendigen Hervorgang desselben aus dem Wesen der Religion, dieses Wort im objectiven und subjectiven Sinne zugleich genommen, aufzeigen will. Da nun der Hr. Verf. von diesen Zwischengliedern der Entwickelung der Religion und der Menschheit, von welchen beiden Begriffen er ausging, zum Cultus nur einige und diese an verschiedenen Orten, einige an der bezeichneten Stelle, andere bei der Darstellung der Methode der Theorie des Cultus, andere in der Entwickelung dieser Theorie selbst erst behandelt, so entsteht eine empfindliche Lücke in der Grundlegung, welche er der hohen und würdigen Stellung, die er der Theorie des christlichen Cultus anweist, zu geben versucht hat. Dies ist jedoch erst der eine Nachtheil. Mit ihm hängt sogleich der zweite zusammen, dafs durch solche Veränderung in dem Zusammenhange der vorkommenden Begriffe dieselben in eine Verbindung mit einander und in eine Stellung zu dem Ganzen gerathen, wodurch das wahre Sachverhältnifs verdeckt und die Entstehung von Mifsverständnissen und Irrthümern verursacht wird, welche den Werth der einzelnen schätzbaren Bemerkungen, an denen das Buch überhaupt reich ist, zwar nicht verkürzen, aber doch auch durch sie nicht aufgewogen werden. So läfst z. B. der Hr. Vf., der sonst wohl weifs, was die Kirche an der Person Christi hat und der überhaupt einen feinen Sinn für die Erkenntnifs des Individuellen an den Tag legt, den Uebergang des Reiches Gottes in die Welt durch die Kirche geschehen, ohne dafs diese Vermittelung durch die Person des Gottmenschen und die übrigen vorhin angedeuteten Mittelglieder gemacht wird, durch welche doch allein die Stiftung derselben in der Welt, sowie ihr Verhältnifs zum Reiche Gottes und zum Staate begriffen werden kann. Durch diesen Mangel entsteht eine Unmittelbarkeit des Ueberganges, welche weder die Einheit noch die Unterschiede zu ihrem Rechte kommen läfst. Es wird wohl der Versuch gemacht, Kirche und Staat als die beiden Formen, in denen sich das Reich Gottes verwirklicht, zu begreifen und gesagt (S. 41), dafs sie sich verhalten wie die Religion zur Sittlichkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

Theorie des christlichen Cultus von Friedrich Ehrenfeuchter.

(Schlufs.)

Allein wenn es zugleich (S. 39) heifst: „was auf der Macht der Unterschiede beruht und einer Gliederung bedarf, stellt sich im Staate dar; was aus den Wurzeln der Gleichheit erwächst, gruppirt sich als Kirche; beides umfafst in dem ursprünglichen Geiste des Ganzen das Reich Gottes; zugleich aber erscheint die Kirche als eine Fortsetzung der erlösenden Thätigkeit" u. s. w., so sieht man wohl, dafs es doch eigentlich zu keinem Unterschiede kommt. Denn der Staat als die Verwirklichung der Freiheit in der Menschheit, als das sittliche Dasein der Idee des Reiches Gottes, ist ebenfalls wesentlich erlösende Thätigkeit und in allen ihren Unterschieden und Gliederungen aus den Wurzeln einer idealen Gleichheit erwachsen; und die Kirche wiederum könnte nicht eine concrete Einheit bilden, wenn sie nicht zugleich die Macht der Unterschiede und der Gliederung wäre. Nach dem Hrn. Verf. kommt es freilich so heraus, als sei die Kirche nach der einen Seite hin Einheit und Gleichheit, und nach dieser Seite fiele sie dann mit dem Reiche Gottes zusammen, und nach einer andern hin, wo sie sich mit der Welt der Erscheinung und deren vergänglichem Loose verwickele und das Gebiet des Staates berühre, habe sie ihre Unterschiede. In Wahrheit hat aber die Kirche gerade in dem, worin sie eben Kirche ist, in ihrem Glaubensbekenntnisse und in ihrer Verfassung ihr nothwendiges Verhältnifs zum Staate und die dreifachen vorhin angedeuteten Unterschiede, die Unterschiede der Confessionen, der Landeskirchen, der Stände in ihr, sind so wenig blofs äufsere, willkährliche, zufällige, also ein Mangel an ihr, dafs sie vielmehr grade durch diese allein sich selbst als die eine, allgemeine, christliche in der Welt verwirklicht und die Welt überwindet, indem sie sich in dieselbe hineinbildet und diese in sich verwandelt. Dafs die Kirche für sich genommen, als die abstract eine und mit sich gleiche, dies nicht vermag, dafs sie als solche gar nicht existirt, weifs auch der Hr. Verf. sehr wohl. Er sagt (S. 42): „Jenes Ineinander von Staat und Kirche aber, d. h. von der Breite des Daseins und dessen specifischem Mittelpunkte, wodurch die Idee des Christenthums in die unmittelbarste Wirklichkeit und Gegenwart tritt und so zur Entstehung des Cultus hinführt, ist die Gemeinde". Allein aufserdem, dafs jetzt der Unterschied von Kirche und Staat, der vorhin immer wieder zusammenfiel, sich jetzt so erweitert hat, dafs das Verhältnifs beider eigentlich nur eine speziellere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Reich Gottes und Welt ist, wird auch diese Gemeinde nicht als die wirkliche, die als solche zwar mit mancherlei Beschränkungen behaftet, aber doch immer eine Form und Darstellung der wahren Gemeinde ist, sondern wieder nur als die ideelle, die nur gedachte, die erst sein soll und in welcher die vollendete Verwirklichung der Religion und des Reiches Gottes angeschaut wird, genommen und doch zugleich als die unmittelbar daseiende behandelt. Hieraus ergiebt sich als dritter Nachtheil die Folge, dafs die Aufgabe einer Theorie des christlichen Cultus weder vollständig noch rein gefafst und durchgeführt wird. Es entspricht nämlich jener Vermischung der idealen und der existirenden Gemeinde eine Vermischung der Bestimmungen, welche dem christlichen Cultus als solchem oder in seiner Allgemeinheit angehören, mit denen, welche durch die Besonderheit der christlichen Kirchengemeinschaften bedingt sind. Es wird in dieser Theorie eigentlich das Bewufstsein der evangelischen Kirche und dieses in einer bestimmten wissenschaftlichen Form ausgesprochen; aber auf der einen Seite wird das Prinzip der evangelischen Kirche als solches nicht zum Bestimmungsgrund der einzelnen Cultusformen erhoben, son-

dern gleich auf das Prinzip der christlichen Kirche überhaupt zurückgegangen, und doch wird wieder dieses nicht vollständig durch die, ich will nicht sagen, möglichen, sondern nur wirklichen Cultusformen der wirklichen christl. Kirchen durchgeführt, vielmehr auf die nicht evangelischen nur gelegentlich Bezug genommen. Und auf der andern Seite werden die allgemeinen Bestimmungen des christlichen Cultus überhaupt nicht zur wirklichen Allgemeinheit und Nothwendigkeit, d. h. zum Begriffe erhoben; die Theorie des Cultus wird nicht zur Philosophie desselben und doch hält sie den Anspruch auf Allgemeingültigkeit wenigstens in dem Sinne fest, dafs sie das Bewufstsein über die dem christlichen Cultus wesentliche Beschaffenheit und über die derselben entsprechenden Formen ausdrücken will; womit sich übrigens sehr gut der Umstand verträgt, dafs der Hr. Verf. sich über seine persönlichen Leistungen mit liebenswürdiger Bescheidenheit äufsert.

Diese Mängel und Nachtheile gehen aber der Hauptsache nach nicht aus einer subjectiven Uebereilung oder Inconsequenz hervor, sondern sie kommen aus dem Standpunkte, auf welchen sich der Hr. Verf. gestellt hat, oder aus der besonderen Form, welche das speculative Element auf ihm annimmt. Wie es nämlich vor nicht gar langer Zeit das Streben Vieler, besonders Theologen, war, über den Rationalismus und Supranaturalismus, von dessen Systemen man sich eben so angezogen als abgestofsen fühlte, durch eine Synthese beider hinwegzukommen, und wie dadurch die Zwittersysteme des supranaturalen Rationalismus und des rationalen Supranaturalismus geboren wurden, welche mit dem Anspruche einer Umwandlung des Zeitgeistes auftraten, obgleich diese Umwandlung und der durch sie bewirkte Fortschritt während jener Quälereien auf einem ganz andern Wege vor sich ging: so gelüstet es jetzt nicht Wenige, durch eine ähnliche Synthese, namentlich der Hegelschen und Schleiermacherschen Schule, nicht blofs für sich über die bald so bald anders vorgestellte Beschränktheit jeder einzelnen unter ihnen hinwegzukommen, sondern dem ganzen Selbstbewufstsein der Gegenwart eine andere Gestalt zu geben. Was aber bis jetzt davon bekannt geworden ist, hat jedoch nur abermals dazu gedient, das Ohnmächtige solcher Versuche und das Vergebliche der Anstrengungen zu zeigen, sich über beide erheben zu wollen, ohne dafs der Schwung von einem neuen, die Prinzipe jener beiden Schulen wirklich in sich aufhebenden Prinzipe ausgeht. Der Hr. Vf. glaubt freilich, dafs dies bei ihm der Fall sei. Aber wie kommt er zu diesem Glauben? Erstlich dadurch, dafs er den beiden Systemen einen Charakter und ein Verhältnifs zu einander giebt, welches zu seinem Prinzipe pafst, aber der Beschaffenheit jener Systeme widerstreitet; dann dadurch, dafs er dieses Prinzip für die Einheit jener Charakterbestimmungen, welche er den Systemen angeheftet hat, nimmt ohne zu erkennen, dafs jene Bestimmungen und dieses Prinzip auf ganz verschiedenen geistigen Gebieten liegen, weshalb jene Einheit doch nur eine scheinbare ist; endlich dadurch, dafs er mit der Einheit überhaupt zufrieden ist, obgleich dieselbe, wenn man sonst auch alles Uebrige gelten liefse, doch nur die an sich seiende Einheit jener Gegensätze sein würde. Jene Systeme werden nämlich als das System des Objectiven und als das des Individuellen bezeichnet, und die Einheit dieser Gegensätze soll die Andacht sein! Ich würde einen Mifsgriff begehen, wenn ich das allseitig Unpassende dieser Bezeichnungen noch weiter entwickeln wollte, um die Richtigkeit meiner Bemerkungen zu beweisen. Nur darauf habe ich noch hinzuweisen, dafs es sich bei der Entwickelung jenes Prinzipes in dem vorliegenden Buche auch sogleich zeigt, dafs der Vf. noch innerhalb jener Gegensätze steht und statt der Einheit nur, um einen seiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, eine Verknüpfung derselben und zwar hauptsächlich von der Schleiermacherschen Seite her zu Stande bringt. Sein Verfahren ist zwar nicht ein eigentliches Ausgehen von Schleiermacherschen Sätzen, über deren Prinzip ja auch der Vf. hinausgekommen zu sein glaubt, sondern mehr ein Anlehnen namentlich an jene aus der Schl. Theologie hervorgegangene Richtung, welche die Religion vorzugsweise als das „Leben" des Geistes bezeichnet und behandelt; aber dafs er hauptsächlich auf Schl. Grundlage steht und die wesentlichen Voraussetzungen mit demselben theilt, geht aus unzähligen Einzelheiten, sowohl in den Gedanken, als in der Form des Ausdrücks und in der Methode der Behandlung hervor. Dazu gehört z. B. die Ansicht, dafs der Staat auf der Idee des Gutes beruhe; die Darstellung der Kirche, überhaupt die Betrachtung des Sich-Gestaltens der sittlichen und religiösen Ideen unter der Form des Kunstwerks und der künstlerischen Thätigkeit; die Behauptung, dafs die Philosophie es

überhaupt nur mit den allgemeinen Formen, also auch mit der Form der Theologie zu thun habe; die Sorgfalt in der Scheidung verwandter Gebiete und die Bemühung, die Einheit der Unterschiede nicht als wesentliche Einheit, sondern je nach den Umständen als Verhältniſs, als Verknüpfung, als Ineinander zu fassen; die Furcht, es bei theologischen Bestimmungen ja nicht zum philosophischen Begriffe kommen zu lassen, und die daraus entspringende Neigung, die wegen des abgewiesenen Begriffes mangelnde wissenschaftliche Bestimmtheit und Schärfe durch eine Vergleichung der behandelten Gegenstände mit solchen, die auf ganz anderen Gebieten liegen, die sich aber doch zu einander verhalten sollen, wie jene auf dem andern Gebiete sich zu einander verhalten, zu ersetzen. Und was die Satzbildung betrifft, durch welche der wesentliche Inhalt eines Paragraphen an die Spitze desselben in der Form eines Axioms oder Lehrsatzes gestellt wird, dessen weitere Ausführung und eigentlicher Beweis sodann im Paragraphen selber folgt, an den sich zu Zeiten noch einige Schluſsfolgerungen in Form von Corollarien hängen: so ist das keine zufällige Form der Darstellung oder bloſs angenommene Manier und jene Sätze haben nicht die Bedeutungslosigkeit bloſser Kapitel-Ueberschriften, sondern sie sind ein nothwendiges Erforderniſs und Erzeugniſs jener reflectirenden Dialektik, welche, um überhaupt etwas zu thun zu haben und von der Stelle zu kommen, die in Frage gezogenen Vorstellungen und Gedanken objectsmäſsig d. h. als fertige Sätze vor sich hinstellen muſs, um sie dann nach allen Seiten zu beleuchten, zu zerlegen, in andere Verbindung zu bringen und neue Fäden zu weiterer Fortleitung anzuknüpfen. Diese mangelhafte Form wird freilich oft von der Macht der speculativen Gedanken, welche reichlich in dem Buche vorkommen, und von der Energie des speculativen Talentes, welches ich dem Hrn. Vf. abzusprechen durchaus nicht gemeint bin, durchbrochen; aber weil das speculative Element nicht zur reinen, selbstständigen und freien Gestalt gelangt, weil die Gedanken nicht zur adäquaten Form des Gedankens erhoben werden, tritt jene Vermischung des Allgemeinen und Individuellen, des Wissenschaftlichen und Empirischen, des Ideellen und Historischen und mit ihr jene Unvollkommenheit dieser Theorie des Cultus ein, von der vorhin die nähere Schilderung und Nachweisung gegeben ist. Besonders interessant wäre eine Vergleichung dieser Schrift mit den betreffenden Abschnitten in Marheineke's Entwurf der praktischen Theologie (Berlin 1837); eine Vergleichung, die ich anfangs hier zu geben dachte, da ich sie zu meiner eigenen Belehrung und mit steigendem Interesse für mich durchgeführt hatte, deren vollständige Mittheilung jedoch hier zu weit führen würde. Ich begnüge mich deſshalb, da durch Einzelnheiten und Andeutungen nichts gefördert wird, mit dieser ausdrücklichen Hinweisung und gebe zum Schlusse noch eine Uebersicht über den Inhalt dieses Buches, dessen Zweck, Standpunkt und Methode hinreichend charakterisirt und beurtheilt sind, in Beziehung auf das Einzelne aber werth ist, selbst gelesen zu werden. Da der Hr. Vf. das Prinzip der Gemeinde seinem Standpunkte gemäſs von Seiten der Lebendigkeit und Empfindung her als die göttliche Liebe bestimmt, so ist das Prinzip der Eintheilung seiner Theorie des Cultus auf die Idee der Wechselseitigkeit gegründet und es entstehen dadurch 3 Abtheilungen, in denen der Cultus betrachtet wird, *A*) insofern eine Beziehung Gottes zu dem Menschen in ihm liegt (S. 89—230); *B*) insofern darin eine Beziehung des Menschen zu Gott enthalten ist (S. 233—384); *C*) insofern darin die Beziehung Gottes zu dem Menschen und die des Menschen zu Gott sich durchdringen (S. 387—422). Die erste Abtheilung zerfällt in 2 Abschnitte, deren erster den Cultus als göttliche Institution (S. 97—186) in 3 Kapiteln, nämlich 1) als Ausdruck göttlicher Offenbarung, 2) als Ausdruck göttlicher Weihe, 3) als Vergegenwärtigung des Glaubens behandelt und in einem Anhange über die Taufe spricht; deren zweiter den Cultus als Andacht (S. 187—217) ebenfalls in 3 Kapiteln, nämlich die Andacht, 1) als Mysterium, 2) als innere Bewegung, 3) als das Leben und Gefühl der Versöhnung darstellt. Die 2te Abtheilung hat gleichfalls 2 Abschnitte mit je 3 Kapiteln. Der erste Abschnitt handelt vom Verhältnisse des Cultus zur Kunst überhaupt (S. 239—284), nämlich von der religiösen Kunst, 1) als erhabener, 2) als inniger, 3) als idealer Kunst; und der zweite Abschnitt (S. 285—374) von den einzelnen Cultuskünsten, 1) von der kirchlichen Architektur, 2) von der Musik, 3) von der Kunst des Wortes; *a*) vom Gebet, *b*) von der Predigt. Die 3te Abtheilung zeigt, wie im heiligen Mahle das Wort zur That wird und in ihm sich die Gemeinschaft und mit ihr der Cultus vollendet.

Moll.

ГРАММАТИКА ТУРЕЦКО-ТАТАРСКАГО ЯЗЫКА И. Т. ПР. ***Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache, verfaſst von Mirza Alexander Kasem-Bek, ordentlichem Prof. zu Kasan. Kasan,*** **1839.** ***XI. und*** **523** ***Seiten.*** **8.**

Das Erscheinen dieses an schätzbarer Belehrung reichen Werkes ist gerade jetzt um so erfreulicher, da wir leider! im Laufe desselben Jahres 1839 eine *Neueste türkische Grammatik* erhalten haben, die so tief unter alle Kritik versinkt, daſs es uns zu groſser Satisfaction dienen würde, wenn wir wenigstens sagen könnten, sie sei kein deutsches Erzeugniſs. *) Herr *Kasem-Bek*, selbst ein Orientale, aber verschiedner europäischen Sprachen kundig und mit dem philologischen Standpunkte des heutigen Europa gar nicht unbekannt, hat — wie er in der Vorrede sagt — bei seinem Werke die *Jaubert*'sche Grammatik, nach der russischen Bearbeitung eines Hrn. *Beresin*, zum Grunde gelegt; sie schien ihm unter allen früher erschienenen, die er treffend charakterisirt, von Seiten ihrer Methode den Vorzug zu verdienen. Diese Bearbeitung bildet gleichsam den Text des Werkes; ihre Paragraphen sind römisch numerirt, zum Unterschiede von den arabisch numerirten Zusätzen des Vfs., in denen er Jaubert bald ergänzt, bald verbessert. Die ergänzenden Abschnitte betreffen groſsentheils Eigenthümlichkeiten solcher *Turk*-Sprachen, die Jaubert, dessen Grammatik nur das Osman-Türkische befaſst, nicht berührt hat, namentlich der bekannteren sogenannten *tatarischen* Dialekte im russischen Reiche, und beiläufig des *Tschaghatas*'schen, das im eigentlichen Turkestan gesprochen wird. Auch wagt der Vf. hin und wieder Vergleichungen mit dem *Tschuwaschischen* und selbst dem *Mongolischen*. Solche Paragraphen Jaubert's, die allzu ungenügend oder fehlerhaft waren, sind schon im Texte ganz verändert, bisweilen mit hinzugefügter Rechtfertigung. Das gröſste eigne Verdienst hat aber die von dem Vf. allein ausgearbeitete *Syntax*, worin er eine feinere und schärfere Beobachtung des türkischen Sprachgebrauchs beurkundet, als jeder seiner Vorgänger. Da ihm das Bedürfniſs eines rein syntaktischen Theils — wie er versichert — erst spät einleuchtete, so ist damit zugleich der Umstand entschuldigt, daſs Hr. K. B. seiner Formenlehre schon viel Syntaktisches eingewebt hat.

Sehr zu billigen ist der Vorsatz des Vfs., bei seiner Umschreibung osmanischer Wörter und Phrasen die heutige Aussprache von Konstantinopel zum Grunde zu legen, leider hat er nur diesen Vorsatz nicht ganz consequent durchgeführt. Sowohl in den Leseproben als in den grammatischen Beispielen zeigt sich noch ein Schwanken zwischen beiden Aussprachweisen, von denen die sogenannte *neue* nicht nur groſsen praktischen Werth hat, sondern auch dem Theoretiker selbst viel Interesse gewährt, da nur in ihr das Gesetz des *Einklangs der Vocale* streng durchgeführt ist. Aufmerksame Beobachtung während mehrjährigen persönlichen Umgangs mit Osmanen, und die Lesung solcher türkischen Texte, die mit armenischen Buchstaben *) geschrieben sind, haben uns in dieser Beziehung auf allgemeine Regeln geführt, die sich bei keinem Grammatiker finden. So wird das *i* der grammatischen Anhängesylben nach einem wurzelhaften *a* zu y (dumpf *i*, Russ. *ы*); nach o und u, zu u; nach ö und ü, zu ü. Beispiele: *bil-ir-sinis, ihr wisset*; dagegen *al-yr-sznyz, ihr nehmet*; *ol-ur-sunus, ihr werdet*; *düsch-ün-ürsznüz, ihr denket*. Diese Einwirkung des Vocals der Wurzel wird nur aufgehoben, wenn, vermöge grammatischer Einschiebung, ein a oder e zwischen jenen und i des Afformativs tritt: *ol-uñ, seid!* aber *ol-ma-yyñ, seid nicht! gör-düm*, ich *habe gesehen*; aber *gör-medim*, ich *habe nicht gesehen*. Ein Mehreres über das vocalische System des Osmanli versparen wir auf eine andere Gelegenheit. Was der Vf. über die Consonanten sagt, ist ebenfalls nicht ganz befriedigend; so z. B. durfte er nicht unbemerkt lassen, daſs die Osmanen jedes ك *kef* mit einem schwachen Jod aussprechen, jenem zarten Laute, der auch in den slawischen Sprachen so manchen Consonanten, ihn gleichsam verklärend, begleitet. Bei غ *ghain* ist zu erinnern, daſs es nicht bloſs in tatarischen, sondern auch in osmanischen Ww. öfter in den Vocal u zerflieſst; wir haben z. B. طاغ *tagh*, *Berg*, صاغ *sagh*, *gesund*, nie anders als *tâu* und *sâu* sprechen hören.

*) Neueste Grammatik der türkischen Sprache, für Deutsche zum Selbstunterricht. Von von der Berswordt I. Berlin, klein 4to.

*) Das armenische Alphabet bezeichnet alle Vocale, und ist auch zu Andeutung ihrer Nüancirungen weit geeigneter, als das arabische.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1841.

ГРАММАТИКА ТУРЕЦКО-ТАТАРСКАГО ЯЗЫКА И. Т. ПР *Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache, verfaſst von Mirsa Alexander Kasem-Bek.*

(Schluſs.)

Ueberhaupt ist das غ nach einem Vocale sehr weich, und man hört im Munde des Türken durchaus kein arabisches Schnarren. Im Anfang der Ww. lautet *gh* genau wie ق *qaf*, z. B. *qair*, *Anderer*, für *ghair*; *qasy*, *Sieger*, für *ghasy*. Zu ص *sad* bemerkt der Vf., es unterscheide sich wenig von س *ssin*; wir halten den Unterschied sogar für Null: man will durch die Wahl jenes Buchstaben nur andeuten, daſs der ihn begleitende Vocal *stark* ist; also a, o, u, y, und nicht e, ö, ü, i. Ganz ebenso verhält es sich mit ط *ta* und ت *te*.— Von L sagt der Vf. richtig, es werde *nach* einem N gern absorbirt, z. B. *onnar* für *on-lar* (*jene*); dieſs ist aber auch der Fall, wenn das N *folgt*: *alen* (*Stirn*), wird *ann*.

Das osmanische Türkisch hat sich in zwei Phasen ausgeprägt: einer *Schriftsprache* und einer *Sprache des Lebens*. Die Erstere charakterisirt ein so künstlich verschlungener Periodenbau, wie er vielleicht in keiner Sprache der Erde seines Gleichen hat; eine andere Eigenthümlichkeit derselben ist der freieste und umfassendste Gebrauch arabischer und persischer Wörter, ja ganzer Redensarten aus beiden Sprachen, die sich oft in solchem Grade drängen und häufen, daſs nur der grammatische Faden, der das Ganze zusammenreibt, ächt türkisch ist. Litterarisch ungebildete Türken können den Stil der meisten Bücher, der Cabinetsschreiben, Zeitungen, und selbst der Briefe, sofern sie von Gelehrten oder Würdenträgern geschrieben sind, ebenso wenig verstehen, als wär' es eine fremde Sprache; und ein europäischer Gelehrter täuscht sich bitter, wenn er glaubt, seine wenn auch gründliche Kenntniſs der Büchersprache werde ihm, wo es auf mündlichen Verkehr mit Osmanen ankommt, groſsen Vorschub thun; ja, dieses einseitige Studium kann so nachtheilig wirken, daſs er viel schwerer sprechen und verstehen lernt, als Andere, die kaum im Stande sind, einen türkischen Text zu lesen. In rein praktischen Sprachlehren sollte man daher keine Beispiele aus Historikern oder Dichtern beibringen, und nicht bei Künsteleien verweilen, die der Sprache des Lebens fremd sind; sondern die Aufstellung erschöpfender Regeln für den Gebrauch der Tempora und Modi des Verbum finitum (das in den ewigen gerundialen Wendungen der Schrift fast untergeht) sich angelegen sein lassen, und mit zweckmäſsigen Beispielen aus der lebendigen Erfahrung, oder aus solchen Texten, die von *Armeniern* geschrieben sind, belegen; denn nur der türkisch redende Armenier schämt sich nicht, so zu drucken, wie er spricht. Leider schreiben aber die Armenier zu wenig türkisch, und Bücher dieser Art sind auſserdem selten zu haben.

Die Grammatik des Hrn. *Kasem-Beg* hat, wie die meisten bisherigen, den Zweck, sowohl Gelehrten, als Praktikern nützlich zu sein; und ehe wir die Verdienste des Vfs. im Einzelnen betrachten, erwähnen wir nur, daſs er gleich nach seiner Anweisung zur Aussprache (S. 32—47) zwei Texte als Leseproben eingerückt hat, die für den Anfänger um so schätzbarer, da sie ganz im Stil der vulgairen Umgangssprache geschrieben sind, dem das *Auge* so selten begegnet. Der Eine handelt von der *Erkenntniſs Gottes*; der Andere giebt Regeln für Solche, die *bei Fürsten im Dienste stehen*, mit warnenden Beispielen.

Im Abschnitte vom *Nomen* (S. 48—98) ist *ssu*, *Wasser*, übergangen, das im Genitiv statt *ssunuñ*, *ssujuñ* hat, von der ursprünglichen Form *ssui* (Chinesisch *schui* und in Canton *soi!*). — S. 62 erinnert der Vf. bei Anführung der Comparativ-Partikel *raq* an das eben so ausgehende *Gerundium*, wir glauben, mit Recht,

da dieses *raq* als einen *Zuwachs*, eine *Mehrheit* bedeutend, auch als Zeichen der *Fortsetzung* und *Fortdauer*, oder der beständigen Wiederholung eines Zustandes dienen konnte. Ebenso glauben wir in dem besitzanzeigenden *lu* (*ly*, *li*) an Adjectiven dieselbe Partikel zu erkennen, die eine obsolete Participial-Form, z. B. *saqla-ny-ly*, *aufbewahrt* u. s. w. unterscheidet; man vergleiche unser *Haben* im Sinne des *Besitzes* und des *Vergangenen*. — S. 64 hat der Vf. die Bedeutung der verkleinernden Endung *djek* schwerlich gut aufgefaſst: sie bezeichnet an sich den *nicht hohen Grad* einer Eigenschaft, sei sie nun *Gröſse*, *Kleinheit*, oder was Anderes, z. B. an *büyük*, (*groſs*), *etwas groſs*; an *kütschek* (*klein*), *etwas klein*. Eine Steigerung liegt nur darin, wenn sie wirklich in Vergleichung steht, z. B. *benden kütschedjek*, *büjüdjek*, *etwas gröſser*, *etwas kleiner*, *als ich*. Hr. *K.-B.* sagt: „an Adjectiven, die schon für sich den geringen Grad einer Eigenschaft ausdrücken, verstärkt das *djek* die Verkleinerung, z. B. *kütschedjek*, nicht *etwas klein* (маловатый), sondern *sehr klein* (очень маленькій);" es wird ihm aber schwer werden, dieses Paradoxon zu belegen. — S. 66 tadelt der Vf. Jaubert mit Recht, daſs er in Wendungen, wie: *der Beste von allen* u. s. w. immer ein Pronomen Suffixum an das Adjectiv gehängt wissen will; dieses darf nur dann stehen, wenn die Gegenstände explicite vorangehen. Will man z. B. sagen, die Moschee Aja Sofia sei *das beste Gebäude in K.*, so kann dies auf zweierlei Weise ausgedrückt werden: 1) In K., *von Allen das beste* Gebäude, die Moschee A.-S.; oder 2) *Von den* in K. befindlichen *Gebäuden* ist *das beste* die A.-S. Im ersteren Falle darf man nur *djumleden eji*, im letzteren aber muſs man *djumle-sinden eji* sagen. Vermöge eines Versehens läſst aber der Vf. auch im zweiten Beispiele das Pronomen weg, was mit seiner Versicherung, daſs es hier nothwendig sei, sonderbar contrastirt.

In dem Abschnitt: Verschiedene Arten der Nomina (S. 67 ff.) citirt der Vf. die einen Thäter anzeigende Endung *tschi* oder *dji*, und vergleicht sie auch richtig mit dem Mongolischen *tschi* oder *ktschi*, übersieht aber das im Tatar.-Türk. so gewöhnliche *ghutschi*, oder *gütschi*, wovon auch im *Verbum* bei ihm nicht die Rede ist. — Zu S. 70 bemerken wir, daſs *Nun* am Ende statt *Mim* auch im Osmanischen sich findet, z. B. *yyghyn*, *Haufe*; ebenso giebt es Osmanli-Wörter auf ج, z. B. *qasandj*, *Gewinn*. — Sehr unglücklich ist die Ableitung der Nomina auf *sch* von dem reciproken Verbum, von dessen Bedeutung in demselben keine Spur ist; wie könnte z. B. *baqysch*, ein *Blick*, von *baqyschmaq*, *einander ansehen*, herkommen? — Bei *lik* bemerken wir, daſs diese Partikel sogar an Postpositionen tritt, z. B. *gün-de-lik*, *Täglichkeit* (*günde*, *am Tage*). — S. 80. Die von *Giganof* (im russisch-tatarischen W.-B.) schlechthin für diminutiv erklärte Endung *ghyna* oder *gine* erklärt Hr. *K.-B.* scharfsinnig also: sie dient 1) zur *Begränzung* (ограниченіе) des Gegenstandes, und auſserdem zu *verächtlicher Verkleinerung* desselben (для уменшенія его съ уничиженіемъ), z. B. *kitab-gine*, *nur ein Büchlein*; *umid-gine*, *nur die Hoffnung allein*. 2) Bei Adjectiven zeigt sie an, daſs die genannte Eigenschaft die vornehmste sei, z. B. *ol yawasch-ghyna adam dyr*, er ist *nur eben* ein *friedfertiger* Mensch, d. h. sein vornehmstes Verdienst ist die Friedfertigkeit. — Von S. 88 bis 98 finden wir eine sehr sorgfältige Aufzählung der Endungen abgeleiteter Nomina in den übrigen Turk-Dialekten, nebst treffender Erklärung der Bedeutungen; nur vermiſst man eine genetische Zusammenstellung, da doch Viele derselben gewiſs nur aus einander entstanden sind. Wo der Vf. (S. 89) das Particip. futur. in *djaq* erwähnt, das sehr oft Adjectiv wird, in dem Sinne unserer Adj. auf *bar* oder *lich*, hätte er auch bemerken sollen, daſs man das Particip auf R, besonders die negative Form, ebenso gebraucht, z. B. *onmas*, oder *onulmas*, *unheilbar*; *inanylmas*, *unglaublich*.

Pronomen. S. 120 wiederholt der Vf. mit Jaubert einen bereits von Meninski begangenen Irrthum; er citirt nämlich unter den Beispielen des suffigirten Relativ-Pronomen's (*ki*) auch folgende: *Istambol alyndyghy waqytta* (zur Zeit als K. eingenommen ward), und *dünkü wurdughum harif* (der Mensch, den ich gestern geschlagen). Es ist keine Frage, daſs in beiden Sätzen eine Relation liegt, aber die respectiven Anhänge *ghy* und *ghum* sind keine suffigirten Relativa, sondern das Q des Particips in *dyq* mit dem Pronominal-Suffixe erster und dritter Person. Sie heiſsen wörtlich: *K. sein-Genommenwerden in der Zeit — Gestern mein-Geschlagenhaben Mensch*. — S. 146. Die in §. CVII. gegebene Regel ist nur halb richtig. In Wörtern, die auf Diphthongge enden, wird der zweite Laut des Diphthongges freilich als Consonant behandelt; daher z. B. *ay-y*, *sein Monat*, nicht *ai-sy*; aber einsilbige, auf simple Vocale ausgehende Wörter müssen, wie mehrsilbige dergleichen, *si* haben: *ne-si* (*quid-eius*) ist viel besser, als *ne-i*. Das türkische *su* (*Wasser*) und das arabische داء *dâ'* (Krankheit) sind nur scheinbare Ausnahmen: wenn man von letzterem *dâ-yy* (*seine* K.) bildet, statt *dâ'-sy*, so liegt dies an der Nachwirkung des radicalen Elif (*Hamza*); und bei *su* stellt sich hier, wie in der Declination, das ausgefallene *Jod* wieder ein, daher z. B. *su-yu*, *aquam* und *aqua-eius* bedeuten kann. In persischen Wörtern ist

das s nach *langem* A lautbar und also Consonant; daher *schâh-y*, *sein König*, nicht *schâh-sy*.

Verbum. In dem Abschnitt „verschiedne Arten der Verba" (S. 164) behauptet der Vf., das *yü*, *ye*, welches im Präsens und ersten Präteritum der Wurzel angefügt werden kann, um Ersteres als wirkliche Gegenwart, Letzteres aber als relatives Präsens zu bezeichnen, sei dieselbe Partikel, welche in der Form a (e) oder *ya* (*ye*) dem Negativus eingefugt, mit der negirenden Partikel (*ma*, *me*) zusammen den sogenannten *Modus der Unmöglichkeit* bilde. Es läfst sich aber aus etymologischen und logischen Gründen Manches gegen diese Ansicht einwenden. Für obiges *yü* steht *niemals* die Form *a* (*e*), und es leuchtet nicht ein, warum man gerade im *Positiv* ein Bedürfnifs gefühlt haben sollte, den Laut zu verändern. Sodann erscheint das y in jenem *yü* auch an consonantisch auslautenden Wurzeln, z. B. *öt-yör*, *er singt jetzt* (*öt-er*, *er singt*); das *ya* (*ye*) für *a* (*e*) des Modus der Unmöglichkeit aber nur, wenn die Wurzel vocalisch endet, z. B. *düsch-e-mes*, er *kann nicht* fallen, dagegen *söile-ye-mes*, er kann nicht sprechen. Beide Umstände sprechen für eine radicale Verschiedenheit beider Infixe. Endlich ist der Vf. gewifs auch auf unrechtem Wege, wenn er behauptet, dafs das Infixum in beiden Fällen eine *nähere Bestimmung und Bekräftigung* ausdrücke: die erstere liegt allerdings in *öt-yör*, er *singt jetzt*; aber *öt-e-mes*, *er kann nicht singen*, ist weder eine nähere Bestimmung noch eine Bekräftigung von *öt-mes*, *er singt nicht*, obwohl man es im Türkischen, wie im Deutschen, mit dem *können* oft so genau nicht nimmt, und z. B. *es kann nicht geschehen* auch blofs des Nachdrucks wegen sagt, ohne gerade an *Unmöglichkeit* zu denken. Es ist nun allerdings auffallend, dafs ein *Positiv der Möglichkeit* im Türkischen nicht existirt, ja nicht einmal ein besonderes Wort für *können* im abstracteren Sinne vorhanden ist *). Aber gerade der letztere Umstand giebt uns einen Wink, dafs man den modificirenden Begriff auch am *Positiv* des Verbums bezeichnet haben müsse, oder dafs *a* (*e*) vor der infigirten Negation auch ohne Begleitung der letzteren an die Wurzel trat, und alsdann das *können* bezeichnete. Da aber die Begriffe des *Könnens* (*Mögens*) und der blofsen Dependenz leicht in einander übergehen, so halten wir den heutigen *Conjunctiv* der Türken für diesen ursprünglichen *Modus possibilis*: *düsch-e-sin* (*cadas*) hiefs ursprünglich *du kannst fallen*, wie *düsch-e-mes-sin* noch jetzt: *du kannst nicht fallen*. Selbst im heutigen Osmanischen finden wir den Optativ zuweilen da gebraucht, wo er am Besten durch *können* übersetzt wird: so z. B. in folgenden Stellen aus den 40 Wesiren: *Utsch yyla-dek ya ben ölem*, *ya padischaha bir khal ola etc.*, binnen drei Jahren *kann ich sterben*, oder *es kann* dem Kaiser etwas begegnen — *ben bir dül-bend dequyayym*, *ki haramsade görmeye etc.*, ich *kann* einen *Dülbend* winden, den ein Bastard nicht sehen kann. — S. 215 möchte der Vf. in der dritten Person des Verbi substantivi (*dur*, für *i-dur?*) gern das Mongolische *tere*, *dieser*, *der*, erkennen. Allein wir haben hier unstreitig die Verbal-Wurzel *stehen* vor uns, deren Bedeutung in *seyn* überging; vgl. das Arab. كون *kann*, Ital. *stare*, Span. *estar* u. s. w. Nur so erklärt sich auch die häufige Verbindung dieses *dur* mit anderen concreten Verbal-Wurzeln *durch die ganze Conjugation*, z. B. Tatarisch: *ol-dura-man*, *ich sitze* (*bin sitzend*); Türk. *o-tur-ar-ym*. Das *dur* des defectiven Verb. substant. ist entweder blofse Trümmer einer ehemals streng durchgeführten Verbindung beider Wurzeln, oder geradezu die abgekürzte dritte Person des Verb. *durmaq*: *dur* für *durar*, *er steht*, d. h. *er ist*.

Von S. 230—289 giebt der Vf. die vollständigsten Paradigmen aller vorhandenen Tempus- und Modus-Formen des osmanischen Verbums im positiven und negativen Ausdruck. Es folgen S. 290—316 Anmerkungen dazu; und an diese reihen sich (S. 317—340) Paradigmen zweier tatarischen Dialekte, gleichfalls mit reichhaltigen Anmerkungen. — S. 293 ff. macht der Vf. eine Digression über den Unterschied der beiden Präterita in *erdim* und *ermischem*, durch Beispiele belegend, dafs Ersteres nicht blofs *jetziges*, sondern auch *früheres Bewufstsein* der Handlung oder des Zustandes, Letzteres aber erst *jetziges Bewufstsein* derselben ausdrückt. Z. B. *sen Paris-de olan waqytta ben Londra-da idim*, oder *imischem* heifst zwar Beides: als du in P. warst, befand ich mich in L.; aber durch den Gebrauch ersterer Form deute ich an, dafs der Aufenthalt des Anderen in P. mir *schon damals* bekannt war, wogegen die Letztere darauf hinweist, dafs sein dortiger Aufenthalt mir *erst später* bekannt geworden ist. Will ich sagen: *dieser Mann war weise*, und wähle *idi* für *war*, so bleibt in Gedanken: man hat diefs schon früher gewufst; wähle ich aber *imisch*, so will ich sagen, dafs man erst jetzt auf dieses Ergebnifs gekommen ist. — S. 312 erklärt der Vf. die Gerundial-Form in *ghyn* (*gin*) sehr gut als einen Dativ des Infinitivs, mit dem Suffixe dritter Person: *zu seinem Sein*, *wegen seines Seins*, *weil ist*. — In den Endungen auf *djaq* oder *dje* glauben wir, wie schon anderswo ausgesprochen, das Substantiv *tschaq* (*Zeit*) zu erkennen; also z. B. *geli-djek*, *Kommen-Zeit*, d. h. zu der Zeit, wann er kommen wird. Die mit dieser Partikel zusammengesetzten Gerundien involviren alle ein *wenn*, *dieweil*, *bis*, oder *indem*. — S. 340—352 kommen allgemeine Bemerkungen zur Conj. der abgeleiteten Verba. Nachdem der Vf. (S. 349) die gewöhnliche Bezeichnung der Transitiva, *dir* nach der Wurzel, mit ihren Abkürzungen d und r aufgeführt, gedenkt er auch des daneben vorkommenden *gus* und *ges*, übersieht aber das viel häufigere *ghur* und *gör*, von welchem *gus*, ob des leichten Ueberganges von r in s, nur eine Variante ist, z. B. *dur-ghur-maq*, *stehen machen*, *zurückhalten*; *dir-gör-mek* (von *diri*, *lebendig*), *auferwecken*; in ta-

*) Man behilft sich mit *Wissen*, z. B. *ola bilir*, *es weifs zu geschehen*, d. h. *es kann geschehen*; oder man umschreibt den Begriff vermittelst eines *Nomen agens* der arab. Wurzel *q-d-r* und des türk. Hülfsverbums: *qadyr olmaq*, was jedoch mehr eine *Fähigkeit* bezeichnet.

tar. Dialekten sogar *gör-gör-mek*, *sehen lassen*, *zeigen*, wo man nicht etwa eine Reduplication der Wurzel anzunehmen hat; der Gleichlaut von √ *gör*, *sehen*, mit dem transitiven *gör* ist zufällig. Bei der leicht möglichen Verwechslung der T- und K-Laute halten wir auch *dur* und *ghur* ursprünglich für Eins; die letztere, der Zeit nach ältere Form findet sich noch unverkennbar in dem mongolischen, in dieser Sprache ebenfalls Transitiva bildenden *ghol* (*gül*), welches nach unserer Vermuthung eine Verbalwurzel *machen* ist.

Bei den Mongolen selbst scheint dieses *gol* nicht mehr selbständig gebraucht zu werden; dagegen erinnert es an *qul* oder *qol*, welches bei den Türken *Arm* und *Hand* bedeutet, und in der etwas modificirten Form *qyl* die Wurzel des bekannten türkischen Verbums *qyl-maq* (*machen*) wird. Für *Hand* sagen auch die Mandju's *gala*, und dieses steht wieder dem gleichbedeutenden mongolischen *ghar* zunächst, woran sich das türkische transitive *ghor* und das neben *ghol* im mongol. Transitiva bildende *ghu* schliefsen. Die Genesis dieser Formen und Bedeutungen mag also etwa folgende gewesen sein: eine primitive, vielleicht dem sanskritischen *kara* (*Hand*) gleichlautende Form erzeugte das mongol. *ghar*, das Mandsch. *gala*, und das *qol* der Turkstämme, oder diese Formen waren Gemeingut der tatarischen Völker, ehe die grofse Sprachen-Trennung unter ihnen erfolgte; aber die erste und die letzte Variante des Grundwortes wurden im Mongol. wie im Türk. auch Verbalwurzeln und bildeten Verba des *Machens* schlechthin (gleichsam *handen*), von denen sich im Türk. *qyl-maq* erhalten hat. In der eben erwähnten Eigenschaft verwendete man nun diese Varianten noch später zu blofsen Kennzeichen der einfachen oder doppelten Transition am Verbum, wo sie dann wieder einige Modification erleiden mufsten: das mongol. *ghar* wurde durch Apokope *gha* (*ge*); und im Türk. entwickelte sich eine Form, die *ghar* und *qol* gleichsam versöhnt, nämlich *gor* (*gör*). Doch könnte dieses *ghor* auch schon in der selbständigen Bedeutung *Hand* mit und neben *qol* existirt haben.

S. 352. *Allgemeine Bemerkungen über die Participien.* Man kann die vornehmsten türk. Participien, mit Rücksicht auf ihren engeren oder weiteren Gebrauch, am Besten in folgender Ordnung betrachten: 1) *Particip* in R: diese Form (bei den Mongolen und Mandju's nur *Gerundium* in *ra*, *re*) wird im guten Türkisch nie als selbständiges Verbal-Adjectiv gebraucht, daher auch nie mit Casus- oder Pronominal-Partikeln verbunden *). 2) *Particip* in N: dieses ist wahres Verbal-Adjectiv, und erhält Casus, geht aber nicht in die Bedeutung eines Verbal-Substantivs über *). Seine active Form kann in gewissen Dialekten passivische Bedeutung erhalten, wie man z. B. im Deutschen *sein innehabendes Haus* sagt, statt, das H., das er inne hat. 3) *Particip* in *dyq*: wird nach dem Vf. nie ohne Affixe gebraucht; aber Meninski citirt eine Stelle, wo diefs mehrmals der Fall ist. Sie lautet: *yel schiddetinden* ne od qalmysch *söyünmedik*, ne qasan, ne tschölmek qalmysch *achtarylmadyq* u. s. w., wörtlich: Ob der Heftigkeit des Windes blieb kein Feuer *ungelöscht*, kein Kessel und kein Kochtopf *un-umgestürzt*. In Verbindung mit Pronominal-Suffixen und Postpositionen ist es bald Verbal-Adjectiv, bald Verbal-Substantiv, und wird ganz wie ein Nomen behandelt, z. B. *nitsche oldu-ghu-nu Allah bilir*, *wie sein-Geschehensein* (oder *sein wie-Geschehensein*) *weifs Allah*, d. h. A. weifs, wie es geschehen ist u. s. w.

Von S. 393—523 folgt nun ein rein syntaktischer, die Regeln der Dependenz und der Wortfügung befassender Abschnitt, der, wie schon bemerkt, voll neuer, scharfsinniger und wohlgeordneter Beobachtungen ist, bei denen wir aber hier, vom Raume beschränkt, leider nicht verweilen können. Besondere Auszeichnung verdienen die Capitel über den Gebrauch des Singulars und des Plurals, über den Ausdruck des Genitiv-Verhältnisses, den Gebrauch des Accusativ, und die Vertauschung der Modi und Zeiten. Beim Accusativ vermissen wir nur eine Bemerkung über die Rection der doppelt transitiven Verba. Diese regieren nach unserer Beobachtung das nähere Object stets im Dativ, und das entferntere im Acc., z. B. lassen wir *den* Mägden (st. *die* Mägde) *die Betten* machen: *djarielere düschekleri braqtyralym*. — Sie liefsen *den* Lastträgern *das* Essen niederstellen: *khammalara yemeyi qodurdular*.

Man darf dreist behaupten, dafs die gründlichere Kenntnifs der türkischen Sprache durch vorliegende Grammatik sehr gefördert, und somit auch der Weg zu einer vergleichenden Erforschung der Sprach-Erscheinungen aller Turk-Dialekte, die seit längerer Zeit ein Lieblings-Plan des Rec. gewesen, und wozu er schon Manches vorgearbeitet, mehr als bisher geebnet worden ist.

Schott.

*) Ausnahmen in tatar. Dialekten: *ne alyr maly war, ne berir aqtschasi* (er hat kein Geld einzunehmen und keines auszugeben), wo es gut Türkisch heifsen müfste: *ne alynadjaq, ne werinedjek*. Nördliche Tataren und Tschaghataier gebrauchen es sogar als Verbal-Substantiv, z. B. *yasar-gha*, *zu schreiben* = *yazmagha*.

*) Ausgenommen ist die tatarische Nebenform *ghan*, z. B. *bu kitab-ni oqughanym yoq, hunc librum legere-meum non-est*, d. h. *ich lese dieses Buch nicht*.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

I.

Die Kunst reich zu werden oder gemeinfaſsliche Darstellung der Volkswirthschaft, von M. v. Prittwitz. Mannheim, 1840. *bei H. Hoff. XIV u.* 552 S. 8.

Schon aus der früheren Schrift des Verfs.: „Andeutungen über die Grenzen der Civilisation" ergab es sich, daſs er im Wesentlichen zu den strengen Anhängern des Industriesystemes gehört, hauptsächlich die Lichtseiten der Gegenwart ins Auge faſst und als dankenswerthe Resultate der beginnenden praktischen Anwendung jenes Systemes betrachtet, für die Schatten, Bedenken und Gefahren, die Manchem so bedrohlich erscheinen, weniger Auge hat, oder sie als unvermeidliche Begleiter einer Uebergangsperiode, als Wirkungen der Ueberreste früherer Systeme ansieht, oder von der Zukunft, in die er mit den freudigsten Hoffnungen schaut, ihre völlige Ueberwindung erwartet. Ref. ist allerdings auch nicht der Meinung, daſs die Zeit auf dem Wege sei, direct in den offnen Schlund des Verderbens zu rennen; er glaubt auch, daſs in weiteren Phasen der Entwickelung manche Schatten, die unsern jetzigen Zustand begleiten, sich verlieren werden und daſs der Schritt der Menschheit im Ganzen und Groſsen zum Besseren geht, wenn auch Zeiten des scheinbaren Rückschrittes kommen mögen; aber er bezweifelt, daſs die von dem Verf. hauptsächlich hervorgehobenen Momente die wichtigsten sind für die Verdrängung jener Schatten, für die Verbürgung dieses Besserwerdens. Doch darüber weiterhin. Es zeigte sich ferner schon in jener früheren Schrift des Verfs., daſs er das Talent besitzt, die nationalökonomischen Erörterungen durch eine ansprechende, lebendige Darstellung zu heben, den Vortrag anregend zu machen und daſs ihn seine vielseitige technische Kenntniſs befähigt, theils manches durch neue Beispiele aus dem Gebiete des Praktischen anschaulicher zu machen, theils durch umfassende Combinationen die Aussicht auf den materiellen Aufschwung der Zukunft zu erweitern.

Das Alles bestätigt sich in dem vorliegenden Werke, was nun eine ziemlich ausführliche populäre Darstellung der Nationalökonomie bringt. Der erste Theil des Titels paſst allerdings nicht zum Buche und läſst vielmehr so etwas erwarten, wie es in allgemeinen Sätzen *Franklin* und *Zachariä*, in specieller Ausführung für die Privatwirthschaft *J. J. Wagner* (System der Privatökonomie, Hanau, 1836) gegeben haben. Freilich geht besonders der Letztere nicht so weit, wie der Verf. mit jenem Titel thut. Jener will nicht sowohl die Kunst, reich zu werden, lehren, als die Kunst des guten Haushaltens, die Kunst, sein Einkommen auf eine wirthschaftliche Weise zu verwenden und mit den geringsten Kosten die verhältniſsmäſsig meisten Bedürfnisse zu befriedigen. Unser Verf. hat es nicht mit der Wirthschaft des Einzelnen zu thun, für die er nur an einer einzelnen Stelle einige allgemeine Regeln giebt, sondern er bewegt sich um das Güterleben der Nation.

Nicht billigen kann Ref., daſs der Verf., dessen Hauptabsicht es doch nicht sein konnte, den Gelehrten des Faches zu predigen, sondern dessen Verdienst hauptsächlich — wenn schon ich ihm nicht absprechen will, daſs er auch die Wissenschaft durch Einzelnes bereichert hat — in die Popularisirung einer derselben sehr würdigen und bedürftigen Disciplin zu setzen ist, geflissentlich unterlassen hat, auf genaue Feststellung der Begriffe und strenge Durchführung derselben einzugehen. Das Definiren, Distinguiren und präcise Festhalten bestimmter Ausdrücke in bestimmten Bedeutungen ist überall, ganz besonders aber in der Nationalökonomie, von höchster Wichtigkeit und trägt, für den Schriftsteller und für den Leser, zur Klarheit

und Richtigkeit der Auffassung ungleich mehr bei, als alle beredte Discussionen, bei denen die Worte in wechselnden, schwankenden Bedeutungen genommen werden und ihr Sinn, im dialektischen Eifer, nicht selten nach dem jedesmaligen Bedürfniſs der Beweisführung wechselt.

Nach einer allgemeinen Einleitung geht der Vf. zuvörderst zu der Lehre von der *Production* über. Allerdings könnte man gleich hier die Aufstellung machen, daſs der Vf. die Production für gleichbedeutend hält mit „der Art und Weise, wie die nützlichen Dinge oder Güter des Lebens, welche den Reichthum der Menschen ausmachen, entstehen". Die Nationalökonomie kann sich gar nicht mit einer Untersuchung der *Art und Weise*, wie die nützlichen Dinge in der Welt *entstehen*, befassen und auch der Vf. hat das keinesweges gethan. Bekanntlich kommt der Mensch auch bei dieser Untersuchung nicht sehr weit. Die Nationalökonomie kann bei dem Capitel von der Production nur untersuchen, wodurch *Güter* werden, Güter, ganz in dem strengen Begriffe dieser Wissenschaft aufgefaſst. So gehört es auch zu den Unsicherheiten dieser Schrift, wenn es gleich darauf heiſst: daſs die Natur Vieles von freien Stücken darbiete, was man nur einzusammeln brauche, daſs man aber dergleichen Dinge *nur dann* zu den werthvollen Gütern rechnen könne, *wenn ihre Menge so gering sei*, daſs nur Einzelne sich in Besitz desselben setzen könnten. Das Meer wimmelt von Fischen und wenn es bloſs auf die Menge ankäme, würden sich alle Menschen dergleichen holen können. Sind deshalb die wirklich gefangenen werthlos? Wenn dem Vf. nur dieser einzige Punkt eingefallen wäre und er weiter darüber nachgedacht hätte, er würde gefunden haben, daſs auch von hier aus die Fäden zu den Hauptgrundsätzen des Systems führen und daſs man in dem Allen nicht scharf und bestimmt genug sein kann. — Gleich darauf meint der Vf., man nenne diese freiwilligen Gaben der Natur gewöhnlich Naturproducte, im Gegensatze der Kunstproducte, welche erst durch die Kunst und die Arbeit der Menschen zu nützlichen Dingen umgeformt würden; eine strenge Sonderung zwischen Beiden sei übrigens nicht möglich, da ja auch das Wild den Menschen erst genieſsbar sei, wenn es gekocht oder gebraten ist, das Brennholz erst gefällt und zerhauen werde u. s. w. Es bedarf keiner Bemerkung, daſs der Vf. hier über den Begriff der Naturproducte, vielmehr Urproducte, den er viel zu eng faſst, sich nicht klar gewesen ist.

Der Vf. setzt fest, daſs jedes nützliche Ding seine Entstehung theils der „Wirkung der Natur oder den von der Natur gelieferten Stoffen", theils „der Thätigkeit, Wirksamkeit oder Arbeit des Menschen" verdanke. Man habe jedoch „zur Bequemlichkeit der Uebersicht" noch eine dritte Güterquelle angenommen: das Capital; sehe indessen sogleich bei näherer Prüfung, daſs dies Capital selbst nur ein Erzeugniſs der beiden ursprünglichen Güterquellen sei. Nun bei einer ebenso nahen Prüfung könnte man auch sehen, daſs auch die menschliche Thätigkeit nur ein Product, ja nur ein Act der Natur sei. Wie man aber bei einer noch näheren Prüfung fand, daſs, nicht bloſs „zur Bequemlichkeit der Uebersicht", sondern auch zur wahren Ergründung der Production und zur Zerlegung derselben in alle ihre einzelnen Operationen es nothwendig sei, den Antheil der Naturkraft daran und den der menschlichen Thätigkeit sorgfältig zu unterscheiden; wie man fand, daſs beide einander unentbehrlich sind und weder die Natur allein irgend ein *Gut* schafft, sondern allemal die menschliche Arbeit hinzutreten muſs, um, sei es auch nur durch Bemächtigung, das Naturproduct in den menschlichen Besitz und Verkehr hinüberzuleiten und dadurch erst zum *Gute* zu machen; noch die Arbeit allein irgend ein materielles Gut erzeugen kann, sondern allemal dazu der Natur bedarf, sei es als Stoff, als Hilfskraft, als Boden und Grundlage; so fand man auch, daſs in den meisten Fällen die allgemeine Naturkraft und die menschliche Thätigkeit noch nicht das verlangte Gut würden erzeugen können, wenn nicht ein Vorrath in der Vergangenheit erzeugter Güter gesammelt worden wäre, ohne dessen Anwendung, geschehe sie in der Form des einfachen Werkzeuges, oder in der des groſsen Geldreichthums, welcher ganze Flotten befrachtet, die gerade beabsichtigte Operation eben so wenig vor sich gehen kann, als wenn ihr die menschliche Thätigkeit, oder die Naturkraft ihre Dienste versagten. Gerade das Capital macht sich immer wichtiger für die wirthschaftlichen Operationen und es ist ganz besonders lehrreich, seinen Antheil an denselben zu untersuchen.

Der Verf. betrachtet nun die Güter- und Vermögensquellen im Einzelnen und zwar zunächst was er „die natürlichen Güterquellen" nennt. Diese Darstel-

lung, die sich vielfach um Concretes und Technisches bewegt, ist im Ganzen recht gut. Dann kommt er auf die menschliche Arbeit. Zunächst theilt er diese mannigfach ein. Er unterscheidet zwischen materiellen und immateriellen Beschäftigungen und ich glaubte Anfangs, er habe dabei an den bekannten Unterschied zwischen den auf Materielles und den auf Immaterielles *gerichteten* Beschäftigungen gedacht und nur einen ungenauen Ausdruck gewählt. Aber er erläutert seinen Ausdruck dahin, dafs er unter den Ersteren die verstehe, welche etwas Nützliches *machen*, unter den Letzteren die, welche etwas Nützliches *thun*, nämlich, wie er weiter erläutert, Dienste leisten. Der Ausdruck immaterielle Beschäftigungen für die Dienste, z. B. des Hausknechts, des Stiefelputzers ist etwas sehr euphemistisch. Der Verf. unterscheidet weiter, indem er sagt: „die Leute, welche etwas Nützliches *machen*, lassen sich wiederum, der besseren Uebersicht wegen, in zwei verschiedene Classen sondern, zwischen denen jedoch ebenfalls keine bestimmten Grenzlinien bestehen, in eigentliche Arbeiter und in Unternehmer." Die besondere Stellung des Unternehmers ist nicht immer in den Lehrbüchern der Nationalökonomie gehörig hervorgehoben und beachtet worden und es verdient Anerkennung, dafs der Verf. es gethan hat. Uebrigens ist die Arbeit des Unternehmers nur eine einzelne Arbeitsgattung unter mehreren und es dürfte der „Uebersicht" dienlicher und auch der ganzen Natur der Sache entsprechender gewesen sein, wenn der Vf. die einzelnen Arbeitsgattungen in der Art aufgezählt hätte, dafs mit den ersten und einfachsten der Anfang gemacht und nach und nach zu den auf den höheren Stufen der Entwicklung hervortretenden fortgeschritten und dabei gezeigt worden wäre, wie diese sich anfangs noch in Vermischung mit den früheren Thätigkeiten zeigen, dann sich allmählig zu selbstständigen Geschäften ausscheiden, wobei jedoch gleichzeitig die Vermischung auch noch vorkommt. Uebrigens versteht es sich, dafs es in der Wissenschaft gar nicht schwer ist, „die bestimmten Grenzlinien" zu finden und dafs nur im Leben selbst die Operationen vielfach ineinanderfliefsen, wobei es eben die Aufgabe der Wissenschaft ist, sie bei der Betrachtung der concreten Erscheinung zu sondern und ihr Zusammengreifen zu erklären. — Darin stimme ich dem Vf. in der Hauptsache bei, dafs er nur diejenigen Personen für inproductiv erklärt, welche gar nichts Nützliches thun. Ich meine nämlich, Jeder sei productiv, ohne dessen Vorhandensein die vorhandene Gütermasse geringer sein würde und Mancher, der es für die Gegenwart nicht ist, mag es für die Zukunft sein. Was der Verf. über die Productivität der Beamten, der Gelehrten, des Militairs sagt, halte ich für ganz richtig. Dagegen möchte ich die armen Rentiers doch in Schutz nehmen, von denen der Verf. sagt: „Wir werden zu dieser Classe (den Inproductiven) auch vorzugsweise die Rentiers rechnen müssen, welche ohne alle Anstrengung blofs von ihren Einkünften leben, wenn sie nicht ihr Geld zu nützlichen Zwecken verwenden und sich, wenn auch nur zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, mit etwas Nützlichem beschäftigen." Zuvörderst hätte hier der Verf. das „und" in ein „oder" verwandeln sollen. Der Rentier, der, auch ohne „in nützlichen Dingen Unterhaltung und Belehrung zu suchen," sein Geld zu etwas Nützlichem verwendet, ist productiv, und der andere Rentier, der es, ohne alle andere Rücksicht als auf die Zinsen anlegt und, mit Ausnahme seines Unterhalts, zu lauter Quisquilien anwendet, gleichwohl aber einen Theil seiner Zeit der Bereicherung seines Geistes widmet und von dem gewonnenen Wissen, sei es auch nur in gelegentlichen Gesprächen, Anderen Mittheilung macht, kann es auch sein. Eigentlich versteht es sich von selbst, dafs ein Mann, der „sein Geld zu etwas Nützlichem verwendet," der sich „mit etwas Nützlichem beschäftigt" — das Nützliche im nationalökonomischen Sinne genommen — auch productiv ist, wenn er auch ohne alle Anstrengung blos von seinen Zinsen lebt. Er kann der gröfste Wohlthäter der Menschheit sein. Nicht darauf kommt es an, wovon Jemand lebt, sondern darauf, was er macht. Sage man nicht, der Rentier schaffe vielleicht nicht soviel Nutzen, als sein Unterhalt koste. Er bezahlt diesen Unterhalt; er bestreitet ihn nicht auf Kosten der Gesellschaft, sondern aus einem ihm gehörigen, in der Vergangenheit gesammelten Vorrathe. In andern Händen würde dieser Vorrath nützlicher angewendet werden, meint man. Nun er ist in der Regel in andern Händen und der Rentier bezieht nur den Miethlohn. Es ist auch hier gar nicht von dem mehr oder weniger productiv sein, sondern von productiv und inproductiv sein die Rede. Es würde sehr inproductiv sein, wollte man die Leute zur productivsten

Verwendung zwingen und die Freiheit, inproductiv zu sein, ist selbst sehr productiv. Uebrigens auch der Rentier, der persönlich gar nichts Nützliches macht, stellt doch seinen Repräsentanten, der vielleicht gewaltig productiv ist, in dem Capitale, das er selbst in früheren Zeiten erwarb, oder zusammenhielt, und durch dessen Darleihung er es dem Grundbesitzer, dem Gewerbtreibenden, dem Kaufmanne, dem Staate möglich macht, nützliche Unternehmungen auszuführen. (Schwerlich hat der Verf. das mit dem „Zu nützlichen Zwekken verwenden" gemeint; er hätte sonst sagen müssen: in nützlichen Unternehmungen anlegen.) Wenn eine Anzahl Rentiers ihre Capitalien einer Actienunternehmung borgen, die z. B. eine Eisenbahn baut, so sind sie vielleicht ganz ohne Antheil an dem Plane und an der Leitung dieses Geschäfts, sie bekümmern sich vielleicht weiter nicht, oder doch nicht auf eine nützliche Weise, um dessen nähere Ausführung, sie haben nicht den Nutzen für das Publicum, sondern einzig die Dividenden im Sinne, und setzen nach wie vor nur ihre Couponsscheere in Bewegung; aber wenn ohne ihre Beihilfe die Unternehmung nicht zu Stande gekommen wäre, so waren sie doch eine Ursache aller der wohlthätigen Folgen, die es verbreiten mag. Wollten alle Menschen ihr Capital nur selbst anwenden, so würde manches Capital vom Ungeschick versplittert werden und wir wissen, welchen Nachtheil im Mittelalter das Verbot der Zinsnahme hatte. Und wer mag berechnen, zu welchen Anstrengungen und Ersparungen schon der Wunsch geführt hat, in späteren Jahren sich zur Ruhe setzen und in die vielleicht früh beneidete Lage eines wohlhabenden Rentiers übergehen zu können? Es ist bekannt, dafs es in England vorherrschender Grundsatz bei dem Mittelstande ist, nach Erreichung eines bestimmten Capitals zu streben und, wenn es erreicht wird, den Abend des Lebens in freundlicher Mufse zu geniefsen. So mag auch der Stand der Rentiers und seine beneidete Lage schon dadurch productiv werden, dafs er ein Sporn zur Ansammlung von Capitalien wird, die immer mehr zum wichtigsten Werkzeuge des Güterlebens werden. Ja, da man nicht glauben kann, dafs das stete Arbeiten um den Erwerb der sicherste Weg zur Veredlung der Humanität sei, so möchte man wünschen, dafs die Anzahl derer, die von einem bereits erworbenen Vermögen leben können, sich immer vermehre, sobald man nur darauf vertrauen kann, dafs sie ihre Mufse und Unabhängigkeit auf eine wahrhaft edle und würdige, der Veredlung ihres Wesens, dem Gemeinwohle und der Humanität ersprieſsliche Weise verwenden.

Der Verf. sagt weiter: „Die mächtigste Triebfeder, welche mit Unrecht oft verschrieen, dennoch allein im Stande ist, die gröfsten Leistungen hervorzubringen, und welche, wie wir noch bei vielen Gelegenheiten sehen werden, zuletzt die Grundlage aller unserer Industrie und der ganzen Volkswirthschaft, ja der ganzen Cultur des Menschengeschlechts bildet, ist das eigne Interesse, für sich und seine Familie." Nun hier wird es zunächst darauf ankommen, von welcher Art dieses eigne Interesse ist. Von aller Beimischung eignen Interesses sind vielleicht wenige Handlungen und Strebungen frei gewesen, wiewohl die gröfsten und für die Cultur der Menschheit wichtigsten Verdienste von Solchen erworben wurden, die dabei mehr an Andre, als an sich, vielleicht mit Bewufstsein nur an Andre dachten. Und jedenfalls ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Interesse, was durch das schöne Gefühl einer edlen und wohlthätigen Handlung befriedigt wird und der Begierde, für sich und die Seinigen Reichthümer zu sammeln, um, worauf der Verf. im Weiteren gar Vieles baut, recht viele eigne Bedürfnisse befriedigen zu können. Wie zahlreich sind die Schattirungen, die Stufen der Impulse, die den Menschen bewegen können, und wenn wir auch das redliche Streben des thätigen Arbeiters und guten Hausvaters ehren, der sich und den Seinigen ein den Verhältnissen entsprechendes Auskommen für jetzt und für die Zukunft zu sichern trachtet, wenn wir auch einsehen, dafs der Erwerbsgeist ein wichtiges Triebrad der Maschinerie ist, die unser Güterleben bewegt, wenn wir es natürlich finden, dafs auch der Reichthum Macht giebt; so ist doch soviel noch von dem Geiste der früheren Zeiten zurückgeblieben, dafs man es vorzieht, irgend ein andres Motiv seiner Bestrebungen vorzuschieben, als das Geld, dafs man Ehrgeiz, Ruhmsucht, zornige Leidenschaft nobler findet, als Erwerbssucht und dafs der Moralist in einer vorherrschenden Geldgier das traurigste Zeichen erblickt und wehmüthig an Horazens: quaerenda pecunia primum est. Virtus post nummos! erinnert. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Die Kunst reich zu werden oder gemeinfaſsliche Darstellung der Volkswirthschaft, von M. v. Prittwitz.

(Fortsetzung.)

Man kann ferner wohl zugeben, daſs der Erwerbsgeist die Grundlage unsrer heutigen Industrie, daſs er eine wichtige Grundlage unsrer ganzen Volkswirthschaft und auch daſs er ein bedeutendes Moment für unsre heutige Cultur sei. Man mag selbst einräumen, daſs dieser heutige Zustand, selbst auf dieser Grundlage und unter diesem Einflusse, vorzuziehen sei den auf das Sclaventhum basirten schönsten Zeiten des Alterthums und auch der kriegerischen Dürftigkeit des früheren Mittelalters, oder der beschränkten Unschuld frühen Naturlebens. Nicht daſs ich behaupten möchte, es sei der Charakter der Zeit ein durchgehends höherer, oder es sei mehr wahres Glück verbreitet, als in den Blüthentagen jener Vergangenheit; aber ich preise das Jetzt als einen Uebergang zu höheren Entwickelungsstufen und um der rechtlicheren Begründung und vielseitigeren Ausbildung willen. Doch kann uns ein Rückblick auf jene Zeiten beweisen, daſs Gröſse und Glück der Welt zueigen sein mögen, auch ohne daſs der Erwerbsgeist die leitende Triebfeder aller Thätigkeit wäre. Erinnern wir uns, daſs in der Blüthenzeit der hellenischen Freiheit alle gewerbliche und mercantilische Thätigkeit als dem freien Bürger nicht recht wohlanständig betrachtet wurde; daſs in den besseren Zeiten Roms nur der Landbau neben den Staatsgeschäften und den Waffen geehrt war und diese Cultur ganz hauptsächlich durch dasselbe Interesse aufgelöst ward, was der unsrigen vom Verf. zu Grunde gelegt wird; daſs im Mittelalter die Mehrzahl der Bevölkerung von andren Impulsen getrieben ward, als von dem Erwerbsgeiste und daſs doch in Hellas und Rom die Bürger ihre Muſse zu groſsen und schönen Dingen zu nutzen wuſsten und auch das Mittelalter eine groſse Zeit war. Erinnern wir uns, daſs der Zustand unsrer germanischen Urväter, in einer Zeit, wo sie theilweise noch nicht einmal den Begriff des gesonderten Grundeigenthums faſsten, kein Gedanke an einen Gewerbs- und Handelsstand war und nichts weniger bei ihnen vorherrschte, als der Erwerbsgeist, dem Tacitus geeignet erschien, der damaligen gebildeten Welt als des Neides würdig und als ein Musterbild der Tugend dargestellt zu werden. Auch denke ich nicht so schlimm von unsrer heutigen Cultur, daſs ich den Erwerbsgeist für ihre wahre *Grundlage* erklären möchte und habe deshalb den Ausdruck des Verfs. soweit moderiren wollen, daſs nur von einem wichtigen *Momente* für die Cultur gesprochen wurde. Jedenfalls würde ich aber darin keine tröstliche Aussicht für die weitere Entwickelung sehen, daſs die Menschen, durch immer gesteigerte und vervielfachte Bedürfnisse getrieben, immer mehr *des Erwerbs halber* arbeiten müſsten und das nun in alle Ewigkeit zunehmend so fortgehen sollte. Denn ich würde fürchten, daſs dann immer mehr jenes zur Grundlage dienende Interesse das Herrschende und Alleinige werden, damit aber alle edleren Impulse schwinden, das Meiste, worein jetzt noch die wahre Ehre gesetzt wird, von der nüchternen Gemeinheit als unpraktisch verspottet, der Staat eine bloſse polizeiliche Assecuranzanstalt bürgerlicher Sicherheit, das geistige Leben eine Luxussache zur Bereitung verfeinerter Genüsse, von den Tugenden aber etwa soviel gepflegt werden würde, als zur Vermeidung unangenehmer Eindrücke für nöthig gehalten, oder sonst von der Klugkeit und der Rücksicht auf den guten Credit empfohlen werden möchte. Gleichwohl eröffnet uns das Buch des Verfs. in der That keine andere Aussicht, wobei wir nicht an die Stelle, von der wir zunächst ausgingen, aber an zahlreiche andre denken, auf die wir zum Theil noch kommen

werden und die alle auf einen Cirkel hinauslaufen, in welchem sich die Menschheit zwischen vermehrten und vervielfachten Bedürfnissen, dadurch vermehrter Nothwendigkeit der Arbeit und vermehrten und vervielfachten, fast durchgängig auf das materielle Interesse und die Sinne hinauslaufenden Genüssen umherdreht. Wir freuen uns, dafs für die zahlreichen Stände, die im Alterthum als Sclaven dienen mufsten, Freiheit und bürgerliches Recht gewonnen sind; wir freuen uns, dafs ein regeres, vielseitigeres Leben und eine reiche Kenntnifs unsre Zeit vor dem Mittelalter auszeichnet und viele Vorurtheile, Mängel und Rohheiten desselben überwunden sind; wir freuen uns der Hoffnung, dafs die unbewufste Naturtugend der Väter mit Bewufstsein zurückkehren wird. Aber wenn wir mit Zuversicht auf eine wenn auch vielleicht um Jahrhunderte ferne Zukunft blicken sollen, so müssen wir denken können, dafs sie weniger Schweifs vergiefsen, weniger Entbehrungen tragen, weniger Thränen und Angst sehen, dafs sie nicht die auri sacra fames als die leitende Triebfeder erkennen, dafs sie ein Geschlecht zeugen wird, was für edlere Strebungen Muth und Kraft und alle Mittel besitzt. Und warum könnte nicht die Weiterentwickelung derselben Momente, von denen jetzt Viele fürchten, dafs sie zu einem ganz entgegengesetzten Ausgange führen möchten, gerade jene schönere Zukunft, jene Zeit der herrschenden Tugend und Wahrheit und Schönheit und über Alles der Liebe bereiten helfen? Soviel die materiellen Bedingungen anlangt, macht uns der Verf. selbst einige Hoffnung. Uebernimmt nicht immer mehr die Naturkraft, was bis dahin die Menschenhand leistete? Mögen nicht wichtige Lebensbedürfnisse immer mehr verwohlfeilert werden? Wäre die Zeit nicht denkbar, wo es nur weniger Arbeit bedürfte, um viele Menschen mit dem was zur Nothdurft und selbst mit dem was zum mäfsigen sinnlichen Behagen gehört, zu versorgen? Eine Arbeit, die dann vielleicht Wenigen anheimfallen, oder nicht wesentlich um des Erwerbes willen betrieben werden, bei der wenigstens der Erwerb nicht als das Ziel, die Sache des Lebens erscheinen würde. Käme dereinst eine Zeit mit solchen Mitteln, so würde Alles davon abhängen, ob sie sich erschlaffendem, trägem, oder immer nach Neuem, Mehrerem gierigem Genusse hingäbe, oder ob sie ein höheres, edleres Leben zu erfassen wüfste.

Der Verf., nachdem er recht gut auseinandergesetzt hat, dafs die Thätigkeit des Arbeiters wesentlich von seinem Interesse dabei abhängt, fährt weiterhin fort: „Die Erfahrung lehrt zugleich, und wir werden noch oft auf diesen Erfahrungssatz zurückkommen, weil er einer der wichtigsten ist, dafs der Mensch desto fleifsiger zu sein pflegt, je mehr er Bedürfnisse hat, die ihn zur Thätigkeit anspornen." Er hätte, auch in seinem Sinne, vielleicht richtiger gesagt: je stärker das Bedürfnifs ist, was ihn treibt. Das Vielerlei der Bedürfnisse macht es nicht, sondern die Höhe derselben. Uebrigens läfst sich gegen diesen Satz noch Manches einwenden und ich zweifele, ob er sich wirklich in der Erfahrung allgemein bestätigt. Sind wirklich die ärmsten Arbeiter die fleifsigsten? Sind die Arbeiter die fleifsigsten, die in so bedrängter Lage sind, dafs sie mit all' ihrer Anstrengung doch nur eben die äufserste Noth abwehren können? Führt nicht ein äufserstes Elend oft zu einer Lethargie der Verzweiflung? Die vielerlei Bedürfnisse vollends, wenn diese unter den ärmeren Classen sich verbreiten, geben nur zu oft Anlafs, dafs ihre Befriedigung eher auf schlimmen Wegen gesucht wird, als auf dem des Fleifses. Auch von der drückendsten Armuth abgesehen, finden wir wohl, dafs nicht der Arbeiter der fleifsigste ist, der nur eben die Aussicht hat, mit dem Lohn seiner Arbeit seine vielfachen Bedürfnisse von Tag zu Tag zu befriedigen, ohne dafs er ein Ziel dieses Strebens, einen Zeitpunkt voraussähe, wo er, durch den Ertrag seiner Arbeit, es sich leichter machen, sich behaglicher einrichten, den Seinigen eine bessere Zukunft bereiten könnte; wohl aber der, dessen Anstrengungen die Hoffnung beflügelt, dafs ihn dieselben auf eine höhere Stufe des äufseren Glückes heben, ihm eine wesentliche Verbesserung seiner Lage bereiten werden. Dabei will ich noch nicht einmal darauf achten, dafs schwerlich die Anstrengungen des gewerblichen Arbeiters, die er des Bedürfnisses halber macht, denen gleichkommen, die, unter Nachtwachen und Entbehrungen aller Art, mancher Geweihte des Herrn um Gottes willen, mancher Gelehrte für die Wahrheit, vielleicht nur für den Ruhm, mancher Krieger für das Vaterland, vielleicht auch nur für den Ruhm, mancher Beamte für die Pflicht und das Gemeinwohl, vielleicht auch nur für die Ehre, getragen hat. In mancher Fabrik ist nicht eines Arbeiters Fleifs so spannend,

unabläſsig und angestrengt, wie der des Fabrikherrn, den vielleicht kein äuſseres Bedürfniſs treibt, der vielleicht Reichthum genug besitzt, um aller Arbeit entbehren zu können, dem aber die rastlose Speculation zum beherrschenden Lebensinteresse geworden ist, oder der von der unauslöschlichen Begierde getrieben wird, immer neue Schätze zu den gesammelten zu fügen. Jedenfalls würde ich an der Stelle des von dem Verf. aufgestellten Satzes gesagt zu haben: der Mensch ist desto fleiſsiger, je stärker das Interesse ist, welches ihn zur Thätigkeit anspornt. Aber der Verf. hat auf seinen Satz die weiterhin öfters wiederholte Behauptung gestützt, daſs eine Vermehrung der Bedürfnisse eine Wohlthat sei.

Weiterhin sagt der Verf.: „der eben berührte wichtige und überwiegende Einfluſs, den das eigne Interesse auf die Leistungen der Arbeiter und der Menschen überhaupt äuſsert, erklärt zugleich, warum die sogenannten Cooperativsysteme (z. B. Owens und der St. Simonisten), bei denen eine gröſsere Anzahl von Arbeitern gemeinschaftlich arbeitet und ihren Verdienst in eine gemeinschaftliche Casse flieſsen läſst, in der Wirklichkeit nirgends ein günstiges Resultat gegeben haben, aus dem einfachen Grunde, weil dabei die Fleiſsigen befürchten müssen, ihren gröſsern Verdienst den Faulen mit zufliesen zu sehen, während diese, besonders bei einer gröſsern Zahl von Mitarbeitern nicht genügend controlirt werden können". Man hätte aus dem Vordersatze gerade den entgegengesetzten Schluſs gezogen zu sehen erwarten können. Man könnte denken, daſs die Arbeit noch vorzüglicher ausfallen müſste, wenn der Arbeiter weiſs, daſs er jeden Wechsel des Erfolges mit empfindet. Der Verf. hat vorher selbst gezeigt, daſs die Arbeit auf Accord ungleich fleiſsiger ist, als die auf Tagelohn. Aber dabei zeigt sich das nur in Bezug auf die Schnelligkeit und die Masse des gefertigten Stoffes, während dagegen an der Güte der Arbeit eher ein Ausfall zu besorgen ist. Dagegen scheint auch für diese gesorgt zu sein, sobald die Arbeiter wissen, daſs von dem ganzen Erfolge der Arbeit ihr Lohn mit abhängt. Man sollte gerade denken, daſs die gröſste Sorgsamkeit, der thätigste Eifer, das aufmerksamste und sparsamste Zurathehalten eben da zu erwarten wären, wo jeder ausführende Arbeiter zugleich Arbeitsherr wäre und der Verf. selbst hat zwei Seiten vorher die Einrichtung der Tantième auf eine Weise angeführt, die sie noch über die Accordarbeit zu stellen scheint, wenn er auch sich nicht weiter darüber ausspricht. Die Unhaltbarkeit der Systeme Owens und der St. Simonisten liegt wohl weniger in der Gemeinschaftlichkeit der Arbeit und z. B. St. Simon hatte dem vom Verf. aufgeworfenen Einwande schon dadurch begegnet, daſs er den Lohn nicht nach der Kopfzahl, sondern nach dem Verdienste bemessen wollte. Jene Systeme hatten viele andere schwache Seiten und überhaupt eine weit ausgedehntere Tendenz, als die hier vom Verf. bekämpfte. Die letztere kann unter Beibehaltung aller unserer socialen Verhältnisse und Institute vorkommen und ist so vorgekommen und kommt noch vor. Jene dagegen setzten eine ganz andere Basis der Gesellschaft voraus und zogen mit einem neuen Recht, einer neuen Moral, einer neuen Religion einher. Statt dieser fehlgeschlagenen Versuche will ich nur an die in Schottland, auch in Amerika gewöhnliche Erscheinung erinnern, daſs Schiffe für den Härings- oder Wallfischfang in der Art auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet werden, daſs alle Mitfahrenden, vom Capitain bis auf den Schiffsjungen, mit einem bestimmten Antheil bei der Unternehmung interessirt sind. Hinsichtlich des einzigen Grundes, den der Verf. für seine Meinung anführt, lieſse sich doch wohl bemerken, daſs man eher erwarten könnte, die Arbeiter würden ihre trägeren Genossen besser controliren und wirksamer anspornen, als irgend ein Arbeitsherr oder Aufseher das zu thun vermag; es würde kein Versehen, keine Versäumniſs und keine Vergeudung hier unbemerkt und ungerügt bleiben und die unverbesserlich Faulen würden gar bald aus der Gemeinschaft entfernt werden. In der That sagt der Verf. gleich darauf selbst, es sei „bei groſsen öffentlichen Bauten, Erdarbeiten u. s. w. durchaus zu empfehlen, die Arbeitsgenossenschaften nur aus 10 bis höchstens 15 Arbeitern zusammenzusetzen, und diesen auſserdem zu gesatten, sich unter einander selbst nach freiwilligem Uebereinkommen zu vereinigen, weil dann die fleiſsigern und rüstigern Arbeiter schon von selbst dafür sorgen, daſs die faulern aus ihrer Genossenschaft ausgeschlossen werden". Darin gebe ich ihm aber Recht, wiewohl aus andern Gründen, daſs eine wahre Arbeitsgemeinschaft nicht zahlreich sein darf.

Der Verf. bespricht weiter das Capital und unterscheidet zuvörderst die materiellen von den immate-

riellen, oder geistigen und persönlichen Capitalien. Ich überlasse es Denen, die mehr als ich gegen eine Berücksichtigung des Immateriellen in der Nationalökonomie eingenommen sind, zu untersuchen, ob das gerade die richtigste Form ist, in welcher der Einfluſs der geistigen und sittlichen Kraft auf das wirthschaftliche Leben zu besprechen wäre. Der Verf. bespricht überdem diese Kräfte nicht sowohl in ihrer Eigenschaft als Capital, sondern er verbreitet sich über ihren Nutzen für die Gesellschaft und über die Modalität ihrer Erwerbung. Bei der Frage: was zu lehren sei? sagt er kürzlich: man solle die Jugend lehren, was der Mann braucht, und gleich darauf sieht man, daſs er darunter Kenntnisse versteht. Aber mehr noch als die Kenntnisse, die sich zum Theil in der Jugend gar nicht einsammeln lassen, am Wenigsten zum bleibenden Behalten, braucht der Mann einen *gebildeten Geist* und der Unterricht ist daher darauf zu richten, daſs der Geist immer geschickter zur Aufnahme der Kenntnisse und zu deren dereinstiger Anwendung gemacht werde. Das kann in vielen Fällen nicht durch den Vortrag aller Berufskenntnisse selbst geschehen, weil nicht alle Kenntnisse einen gleich bildenden Einfluſs haben. Dabei kommt überdem das Meiste auf die Methode an, und ich hätte auf die von dem Verf. gleichfalls aufgeworfene Frage: wie zu lehren sei? eine genügendere Antwort gewünscht, als die er in seiner übrigens guten Lobpreisung populärer Schriften giebt. Es soll, meines Dafürhaltens, jeder Gegenstand des Unterrichts auf die Weise behandelt werden, durch welche er am Meisten bildend für den Geist wird. — Der Verf. kommt auch auf die moralischen Eigenschaften, unter denen er dann die Redlichkeit, wenn auch lediglich in Verbindung mit dem Credite, in näheren Betracht zieht. Er behauptet, daſs der zunehmende Wohlstand bei ganzen Nationen sowohl, als bei einzelnen Familien immer mit einer auf zunehmende Redlichkeit begründeten Vermehrung des wechselseitigen Vertrauens oder Credits verbunden sei. Er beruft sich — was wundern könnte — auf America, wo die Redlichkeit im Verkehr in ärmeren, sich erst entwickelnden Landstrichen am Geringsten, in den Centralpunkten des Handels und der Industrie am Gröſsten sei. (Nun nach dem, was man von der americanischen Redlichkeit on the way of buſineſs auch aus den reichsten dortigen Plätzen hört, muſs sie in den ärmeren Orten *sehr* gering sein). Auch bei uns sei es eine allgemeine Erfahrung, daſs man in den kleinen Städten immer am meisten betrogen werde. (Was das Letztere anlangt, so mag es vielleicht dem Verf. begegnet sein, daſs er von Gastwirthen und Handwerkern kleiner Städte geprellt worden ist, aber daſs dieselben vorzugsweise der Sitz raffinirten Betrugs seien, davon hat Ref. noch nichts gehört.). Die ganze Behauptung des Verfs. unterliegt jedenfalls vielen Zweifeln und hat manche Erfahrungen wider sich. Tirol ist doch gewiſs ein sehr armes, Frankreich ein reiches Land. Ist aber in Frankreich mehr Redlichkeit als in Tirol? In der Schweiz mehr als in Norwegen? In groſsen Städten mehr als im armen Gebirgsdorf? (Alles natürlich auch verhältniſsmäſsig genommen). Oder wenn wir die Zeiten vergleichen, so will ich zwar nicht behaupten, daſs heut zu Tage absolut mehr Verbrechen vorfielen als im Mittelalter. Damals ist mehr gegen Personen gefrevelt, sind mehr Gewaltthaten begangen und die Verbrechen seltener zur Untersuchung gezogen worden. Aber gewiſs war im Mittelalter mehr Redlichkeit als heut zu Tage, obwohl der Wohlstand des Mittelstandes geringer war. War die Redlichkeit in Rom gröſser, als die Schätze der ganzen Welt dahin strömten, oder als Curius noch seine Rüben aſs? Soweit aber an der Behauptung des Verfs. etwas Wahres theils ist, theils werden kann, genügt wenigstens seine Erklärung der von ihm angenommenen Erscheinung keinesweges. Er meint nämlich: die Entwickelung der Industrie lehre uns sehr bald, daſs auch das eigne Interesse nur durch rechtmäſsige Mittel zu erreichen sei. (Er hat sagen wollen, daſs man bei dem Betriebe der Geschäfte das lerne; die Entwickelung der Industrie selbst kann es nicht lehren). Je besser man die Bedürfnisse und Hilfsquellen der Gesellschaft kennen lerne, je mehr sehe man ein, daſs das Bestehen derselben nur auf Tugend und Rechtlichkeit begründet werden könne. (Der gewerbliche Geschäftsmann lernt doch wohl mehr die Bedürfnisse des Publicums, als die der Gesellschaft kennen; er lernt, wonach Nachfrage ist, woher Bezüge zu machen sind, wo Credit zu finden und zu geben ist, aber nicht, was Staaten groſs und blühend macht).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Die Kunst reich zu werden oder gemeinfaſsliche Darstellung der Volkswirthschaft, von M. v. Prittwitz.

(Fortsetzung.)

Wohlstand setze Fleiſs und Arbeit voraus und damit sei nothwendig eine Entwickelung und Veredlung unserer geistigen Fähigkeiten, namentlich auch der moralischen, verbunden. Letzteres war eben zu beweisen, und es dürfte ganz darauf, *welchem Zwecke* der Fleiſs gewidmet ward, ankommen, ob er wirklich die sittliche Natur veredeln, oder gerade das Gegentheil bewirken kann. — Der Wohlstand trägt zur Verminderung unredlicher Handlungen unter den Wohlhabenden selbst wesentlich bei, weil er die Versuchung dazu schmälert und ebendeshalb auch den moralischen Abscheu vor dem Schlechten in gröſserer Stärke erhält; wozu noch kommt, daſs die Wohlhabenden in der Regel auch den höheren, für das Gefühl der Ehre doppelt empfänglichen Classen angehören. Es ist auch richtig, daſs der verständige Geschäftsmann, wenn nicht, wie in America, der Gebrauch diese Einsicht und Rücksicht abstrumpft, bald einsehen muſs, ein redliches Verfahren sei die beste Bürgschaft seines Credits und folglich seines geschäftlichen Glückes. Der Wohlstand der Nationen aber ist nicht immer mit dem Wohlstand vieler Einzelnen im Volke verbunden. Wenn ferner mit der entwickelten Industrie und der vermehrten und vielseitiger gewordenen Thätigkeit auch die Einsicht zunimmt, so nimmt doch auch die List, die Sophisterei, die Gewandheit in Verdrehung des Rechts zu und mit dem Wohlstand der Nationen pflegen auch der Luxus und die Bedürfnisse zu steigen und bei Vielen wirthschaftliche Verwirrungen zu erzeugen. Am Wenigsten möchten wir *die* Redlichkeit für fest gegründet und für die wahre Redlichkeit ansehen, die bloſs auf Klugheit und Rücksicht auf den guten Credit gestützt wäre. Denn sie führt sehr leicht zu einem Verfahren, was nur eben mit dem Gesetze und dem strengen formellen Rechte in Einklang zu bleiben sucht, aber innerhalb dieser Schranken sich auch das Unbilligste und Unwürdigste erlaubt. So eben soll es in America stehen. Es soll dort nur eben das im Gesetz ausdrücklich Verbotene vermieden, oder gar nur die Handlung so eingerichtet werden, daſs sie von dem Gesetze, gegen das sie verstöſst, nicht erreicht werden kann, während ein treuloses, hinterlistiges Verfahren und eine schlaue Umgehung des Gesetzes als gewöhnliche kaufmännische Klugheit betrachtet wird. Etwas ganz Anderes schon ist unsre kaufmännische Ehre, die ein Vertrauen zu verdienen sucht, was sie fordert und die Lücken der Gesetzgebung wohlthätig ausfüllt. Aber auch sie entspricht nicht dem vollen Begriffe und der ganzen Segnung wahrer Redlichkeit, da sie doch auf gewisse Beziehungen beschränkt ist und neben diesen vielen Spielraum läſst. Sie begründet ein Gewohnheitsrecht, einen ungeschriebenen Ehrencodex, den auch der innerlich Unredliche beobachtet, weil er Gesetz des Standes ist und der immer nur bestimmte Punkte umfaſst. Die Redlichkeit wird in einfachen Zuständen, bei mäſsigen Bedürfnissen, alten, festen, tugendhaften Sitten eines armen Volks zu suchen sein, das weder durch Noth und Versuchung zu Brüchen verleitet wird, noch die Kunst gelernt hat, das Gesetz zu hintergehen, zu umgehen, neben dem Gesetze zu sündigen, vielmehr nicht sowohl dem Gesetze, als der Sitte gehorcht, die viel mehr umfassen kann, als Jenes. Solche Zeiten gehen vorüber und thun es eben unter der Entwickelung der Industrie und der Kenntniſs. Eine vorgeschrittene Zeit kann dasselbe auf höhere und sichrere Weise begründen, indem sie den edlen Stolz gegen das Unwürdige bewaffnet, den sittlichen Abscheu vor dem Gemeinen und Niedrigen, vor Treulosigkeit und Verrath in Kraft

hält, endlich der Seele jene volle Reinheit verleiht, der jede unwürdige Begierde fern bleibt. Und wohl mag es bezweifelt werden, ob eine solche Gesinnung und ob eine wahre, die gesammten Gedanken und Handlungen leitende, durch keinen Vortheil, durch keine Uebereinstimmung der schlechten Handlung mit dem formellen Rechte bestechliche Redlichkeit als allgemeine und bleibende Erscheinung sich verbürgen lasse, so lange wirklich jener vom Verf. gerühmte Erwerbsgeist der spiritus rector des ganzen Lebens wäre und, wie er will, die Menschen, durch immer gesteigerte Bedürfnisse getrieben, sich ihr Leben lang mit immer zunehmendem Eifer um ein Gut mühten, welches gering zu achten die Redlichkeit oft gebieten muſs.

Der Verf. geht nun zu den materiellen Capitalien über und bringt hier manches Gute bei. Ebenso über das Zusammenwirken der Güterquellen. Ganz vorzüglich gelungen ist die Erörterung über die Theilung der Arbeit. Nur hat er auch in der That einen Weitblick in eine andere Phase der Zukunft eröffnet, indem er sagt: „Endlich ist aber, und dieſs ist als der bei Weitem wesentlichste Umstand hiebei in Betracht zu ziehen, die Theilung der Arbeit keinesweges als die höchste Stufe der gewerblichen Ausbildung, sondern vielmehr nur als eine Zwischenstufe anzusehen. Die höchste Entwickelung derselben bildet sich in Folge der Theilung der Arbeit erst dadurch, daſs ein groſser Theil der gewerblichen Arbeiten in höchst einfache, ewig wiederkehrende und ganz geistlose Operationen zerlegt, und die Ausführung derselben sowohl, als aller schweren, blos rohe, mechanische Kraftanwendung erfordernden Arbeiten, nunmehr vermittelst der Maschinen andern gröbern und vernunftlosen Arbeitskräften, als den Zugthieren, dem Winde, dem flieſsenden Wasser, dem Dampf u. s. w. von dem Menschen übertragen werden, welcher sich dabei nur das Geschäft vorbehält, der Lenker und das denkende Princip dieser Maschinen zu sein. Durch diesen letzteren Fortschritt in der gewerblichen Thätigkeit ist die Möglichkeit gegeben, dem durch die Arbeitstheilung und die schweren Arbeiten herabgewürdigten Menschen, die ihn zum willenlosen, mechanischen Werkzeuge machen, wieder zu dem Range eines denkenden Geschöpfes zu erheben". Wird aber die von dem Verf. angedeutete Aenderung ohne entsprechende Umgestaltung in vielen andern Verhältnissen, in dem ganzen Charakter des Lebens bleiben können, wenn sie wahrhaft wohlthätig sein soll? Diese Frage scheint sich der Verf. nicht vorgelegt zu haben. Wir vermissen das schon bei der gleich darauf folgenden, im Uebrigen auch vieles Richtige enthaltenden Vertheidigung des Fabrikwesens, wo der Verf. die Schattenseiten mehr zu mildern und abzuläugnen sucht, während er uns die Aussicht auf ein allmäliges Verschwinden derselben eröffnen konnte. Dabei sind nicht einmal seine Vertheidigungsgründe recht haltbar. Er sagt u. A.: „der Zustand der Fabrikarbeiter wird besser sein, wenn dieselben, wie in den nordamericanischen Freistaaten, ziemlich allgemein so gebildet sind, daſs sie sich nur dann zu arbeiten bequemen, wenn ihnen ein ihrer Bildungsstufe angemessener Lohn zu Theil wird, der nicht bloſs zur dürftigsten Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse genügt, sondern ihnen auch noch mehr oder weniger andre Lebensgenüsse gestattet; daſs sie ferner nur so viel täglich und wöchentlich arbeiten, um nebenbei einiger Feierstunden zu genieſsen, in denen sie ihres Daseins froh werden können; daſs sie keine Ehen schlieſsen und keine Kinder in die Welt setzen, wenn sie diesen nicht wenigstens eine eben solche Existenz sichern können, als ihre eigne ist; und daſs endlich ihre Elternliebe groſs genug ist, um nicht ihre Kinder, wie Arbeitsthiere, schon in der frühesten Jugend in den Fabriken, Manufakturen und Gewerben zu vermiethen". Daſs es mit den Arbeiter viel besser stehen würde, wenn sie das alles thäten und thun könnten, was der Verf. hier angegeben hat, ist ganz richtig und es mag in America im Allgemeinen so der Fall sein. Aber der Grund, warum es dort so ist, liegt nicht in der Bildung und Einsicht der dortigen Arbeiter und diese Eigenschaften allein, unter übrigens gleichbleibenden Verhältnissen, würden noch nicht ein gleiches Verfahren bei uns verbürgen. Es ist nicht eine Handlung des freien Willens, nicht Habsucht, welche unsre Arbeiter zu Zeiten treibt, für den kärglichsten Lohn zu arbeiten, sich jede Erholung zu versagen und ihre Kinder auf Kosten der körperlichen, geistigen und sittlichen Gesundheit zu vermiethen, sondern Noth ist es. In America ist der Arbeiter gesucht, kann mit geringer Anstrengung hohen Lohn verdienen und seine Bedingungen vorschreiben. Wenn bei uns derselbe Fall eintritt, da sehen wir auch, daſs die Arbeiter nur zu anspruchsvoll in ihren Forderun-

gen verfahren, und sich nur zu viele Feierstunden machen. Wohl wären ihnen die Einsicht und die Willenskraft zu wünschen, in den Tagen des Glückes auch die Tage der Noth zu bedenken, in den Zeiten eines reichlichen Lohnes mit doppeltem Eifer zu arbeiten, mit doppelter Sorgfalt zu sparen, um in den Zeiten der Noth nicht übermäfsig arbeiten und gänzlichen Mangel leiden zu müssen. Doch ist es wohl zu erklären, wenn Leute dieses Standes, so lange ihnen kein stärkerer Impuls geboten werden kann, so lange sie nicht die Aussicht haben, durch Anstrengung und Sparsamkeit sich in eine günstigere Lebensstellung aufzuschwingen, jenes Verfahren nicht einschlagen, und, statt eines fortwährend arbeitsamen und sparsamen Lebens, es vorziehen, die guten Tage recht auszukosten und nicht an die schlimmen zu denken. Jedenfalls ist das, was sie thun könnten und vernünftiger Weise thun sollten, nicht eigentlich das, wovon der Verf. spricht. Was er will, das hängt meistens nicht von der Willkür der Arbeiter, sondern von Mitteln und Verhältnissen und von Nachfrage und Angebot der Arbeit ab.

Der Verf. kommt nun auf die einzelnen Arten der Arbeiten, wobei er Stoffarbeiter, wozu er Landbau und Gewerbe rechnet, von dem Handel unterscheidet, ohne dafs wir einsähen, warum er nicht die so deutlich und in so vielfachen Verhältnissen und Einrichtungen ausgeprägte Abtheilung in die drei gleichberechtigten Hauptclassen: Landbau, Gewerbe und Handel, beibehalten hat. Er behauptet, der Streit über den Vorzug der einen oder der anderen Art von Arbeiten sei ein nutzloser und sucht nun näher zu zeigen, dafs die eine so viel nütze, als die andere und am Ende Alle auf Eins hinausliefen und nur in den Formen verschieden sein. Er mag in rein wirthschaftlicher Beziehung und für gewisse Zeiten und Umstände nicht ganz Unrecht haben. Haben sich Gewerbe und Handel bei einer Nation zu einer gewissen Stufe erhoben und mit ihrem Wirthschaftssysteme verwebt, so wird ihr ein Ausfall in jenen nicht minder empfindlich sein, wie im Landbau, so sind sie ihr eben so nöthig, so unentbehrlich, wie dieser und Eins leidet mit dem Andren. Allein zu läugnen ist es doch nicht, dafs, mit Ausnahme einzelner Länder, die zu jenen Geschäften vorzugsweise berufen sind, der günstigste Stand kein anderer ist, als: dafs nur *die* Kräfte den Gewerben und dem Handel sich zuwenden, welche der Landbau nicht mehr beschäftigen kann. Es wird sich das nicht — wie man wohl verlangt hat — geschichtlich hinter einander zeigen, dafs nämlich wirklich erst der Landbau auf die höchste Stufe gebracht würde, ehe die von ihm nicht beschäftigten Capitalien den Gewerben zuströmten; denn er kann in der Regel nicht ohne eine Mitwirkung der Industrie und des Handels auf jene höchste Stufe gelangen. Aber gleichzeitig soll es geschehen, dafs von der Nation vor Allem dem Landbau die höchste Kraft zugewendet und dann das Ueberströmende auf Industrie und Handel gerichtet wird. Noch weniger ist es zu verkennen, dafs die verschiedenen Arbeitsgattungen sich in Bezug auf Sicherheit ihres Flores, wohlthätige Vertheilung der Gewinne und ganz besonders Rückwirkung auf den Charakter des ihnen gewidmeten Standes, auf sittliche und politische Verhältnisse wesentlich von einander unterscheiden. Soll nun auch, wenn die eine Arbeitsgattung in diesen Beziehungen sich vor der andern vortheilhaft auszeichnet, deshalb nicht jene über Gebühr begünstigt, diese aber vernachläfsigt werden, so wird es doch gewifs nicht nutzlos sein, die charakteristischen Unterschiede als wichtige Momente für das Verfahren des Staats und als Leitfäden in Collisionsfällen hervorzuheben.

Der Verf. geht nun zu der Lehre vom Tausch und vom Einkommen über, wo er sich nun über die Begriffe von Nachfrage und Angebot, Werth und Preis u. s. w. verbreitet, gelegentlich auch über Messen und Märkte, Monopole und Zwangstaxen spricht und dabei im Wesentlichen die bekannten Lehren klar und anschaulich vorträgt. Hätte ich auch, von den Zweifeln abgesehen, die in einzelnen Beziehungen gegen diese Lehrsätze der Schule denkbar sind und wenigstens eine Erwähnung und Prüfung verdient hätten, da und dort etwas mehr Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks gewünscht, so finde ich doch im Ganzen diese Darstellung sachgemäfs und namentlich geht der Verf., wahrscheinlich durch gelegentliche Erfahrungen bestimmt, in manche specielle Fälle und Einzelheiten ein, die zum Theil recht lehrreich sind. (Dafs ihn gelegentliche Erfahrungen dazu bestimmten, glaube ich deshalb, weil er nur dann und wann in solche Details eingeht, bei anderen Punkten dagegen sich wieder ganz im Allgemeinen hält). Aehnliches urtheile ich von den

Abschnitten vom Gelde und vom Credite. Namentlich die letztere Materie, mit dem dazu gezogenen Papiergelds- und Banknotenwesen ist mir recht gut bearbeitet erschienen. — Bei dem darauf folgenden Abschnitte „vom Einkommen" wird zuvörderst die Lehre von der Grundrente sehr ausführlich und mit manchen, zum Theil recht interessanten speciellen Erörterungen vorgetragen. In den in neuerer Zeit so vielbesprochenen Grundeigenthumsfragen entscheidet sich der Verf. im Wesentlichen für das System der Freiheit, ist auch einer verhältnifsmäfsigen Verkleinerung der Güter günstig, wiewohl er anerkennt, dafs das Vorhandensein mittlerer und grofser Güter neben den kleinen auch manchen Nutzen habe. Er prophezeit aber, dafs bei „höchst gesteigerter Civilisation der Ackerbau auf grofsen Gütern ganz aufhören und nur auf kleinen Gütern und Pachtungen werde betrieben werden". Er meint jedoch damit nur, dafs die Bewirthschaftung der Güter als grofser Complexe aufhören und eine Einzelverpachtung derselben werde eintreten müssen. Wohl aber sagt er voraus, dafs der Gartenbau dereinst die Oberhand über den Ackerbau gewinnen und die Erde fast ganz in einen Garten verwandeln werde. Daneben soll auch noch die Viehzucht mehr zu- als abnehmen. Eine Holznoth besorgt er nicht und will in Betreff der Waldungen volle Freiheit; eben so hinsichtlich des Bergbaues. In beiderlei Beziehung bringt er jedoch nur die bekannten, oft besprochenen und, wie ich meine, widerlegten Ansichten. Manches Gute findet sich in dem Abschnitte von der Capitalrente, bei welcher Gelegenheit der Vf. auch nochmals auf manche zu dem Staatsanleihen- und Creditwesen gehörige Materien kommt. Uebrigens prophezeit er auch hier eine zunehmende Verminderung des Capitalzinses, womit er jedoch nur den Zins für dargeliehene Capitalien, nicht den wahren Ertrag der Capitalkraft meint. — Der Vorschlag, den er (S. 359) macht: die verzinslichen Creditpapiere theilweise oder ganz in kleinere Zettel von 1—5 Rthlr. zu verwandeln, die davon zu erhebenden Zinsen immer zum Capitale zu schlagen, die daraus hervorgehende Zunahme des Werthes für jedes Jahr, jeden Monat, auf dem Zettel selbst zu bemerken, so dafs jeder Inhaber jeden Augenblick wisse, wieviel sein Zinszettel werth sei und endlich diese Zinszettel incl. der aufgelaufenen Zinsen zu jeder Zeit in besonderen Realisations-Comtoirs bei der Präsentation zu realisiren; verdient wohl wenigstens eine Prüfung. Er selbst sagt darüber: „diese Zinszettel würden den Vortheil gewähren, dafs der Staat einen bedeutenden Theil seiner Schuld, vielleicht das Ganze derselben zu einem geringeren Procentsatz verzinsen könnte; ihr Hauptnutzen würde aber vor Allem in ihrer Eigenschaft liegen, als allgemeine Sparkasse zu dienen". Ueber Letzteres verbreitet er sich nun weiter. Ohne Bedenken ist die Sache freilich nicht. Werden dergleichen Papiere in einigermafsen bedeutender Menge ausgegeben, wie denn der Vf., wie es scheint, den gröfsten Theil der Staats- und Communschuldscheine darein verwandelt wissen will, so unterliegen sie auch allen Schwankungen des öffentlichen Credits und der Wechsel des Courses macht den ganzen Zinszettel, von dem der Vf. ein schönes Schema beibringt, unrichtig. Während er von der Annahme ausgeht, dafs mit jedem Tage, den man ein solches Papier länger behält, gewonnen sein soll, kann es sich dann zutragen, dafs man viel mehr verloren hat, als man gewinnen konnte, weil der Cours um viel mehr gesunken ist, als an Zinsen dazu kam. Dieses Sinken des Courses würde aber dann viel gröfsere Nachtheile haben, als bei den jetzigen Staatspapieren; denn die letzteren sind für viele Inhaber die Repräsentanten eines Capitals, was für längere Zeit bewahrt wird, wo also eine günstige Aenderung abgewartet werden kann; jene aber würden, nach der Absicht des Verfs., vielfach die umlaufende Geldmasse ersetzen sollen und von vielen Inhabern ausgegeben werden *müssen*. Träte nun ein Sinken ein, so würde Jeder eilen, dergleichen Papiere fortzuschaffen und das Sinken würde mit reissender Schnelligkeit zunehmen. Der Möglichkeit eines Sinkens durch Bereiterklärung zur steten Realisirung zu begegnen, ist bei einer grofsen Summe solcher Creditpapiere nicht möglich. Es wird freilich auch ein Steigen des Courses vorkommen; aber das entschädigt nicht nothwendig die, welche bei dem Sinken verloren haben und es macht die Gefahr des Verlustes noch gröfser, wenn dann doch wieder ein Sinken eintritt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Die Kunst reich zu werden oder gemeinfaßliche Darstellung der Volkswirthschaft, von M. v. Prittwitz.

(Schluſs.)

Würde aber nur ein kleiner Betrag solcher Papiere ausgegeben, dem man vielleicht durch besondere Verbürgungen, Auswechselungskassen u. dergl. einen stetigen Cours verschaffen könnte, so würde die Maaſsregel nicht viel helfen und am Wenigsten Denen zu Statten kommen, an die der Vf. hauptsächlich denkt. Es würden dann dergleichen Papiere von den groſsen Capitalisten absorbirt werden.

In den folgenden Betrachtungen über den Arbeitslohn tritt die Ansicht des Verfs. von den Aussichten zur Verbesserung gegenwärtiger Zustände deutlicher hervor. Ich habe schon früher ewähnt, daſs er eine Vervielfachung der Bedürfnisse durch alle Classen wünscht, die immer stärker zur Arbeit antreibe. Wir haben gesehen, daſs er eine zunehmende Verminderung des Ertrags der groſsen Gutswirthschaft und ebenso des Capitalzinses voraussagt. Er verkündigt aber auch eine zunehmende Verbesserung der materiellen Lage der Menschen, und es ist wohl die Frage nicht zu umgehen, woher der Gesammtbevölkerung die Mittel kommen sollen, die durch alle Classen vermehrten und vervielfachten Bedürfnisse zu bestreiten. Man kann im Allgemeinen bemerken, daſs der Verf. die Lösung dieser Aufgabe hauptsächlich von zwei Momenten erwartet: von der groſsen Verwohlfeilerung der Erzeugnisse und von der zunehmenden Bildung der Arbeiter, die dann auch höheren Lohn bedingt. Dabei ist er übrigens in jeder Hinsicht ein entschiedener Partisan der unbedingten Gewerbefreiheit, der Eröffnung weitester Concurrenz. Gewiſs sind die von ihm hervorgehobenen Momente von hoher Wichtigkeit und sind wesentliche Glieder in der Reihe von Grundsteinen, auf denen die Hoffnungen für die Zukunft ruhen. Aber immer nur Glieder einer weit gröſseren Reihe und einer organischen Vermittelung bedürftig. Auch ist, was die Verwohlfeilerung der Waaren betrifft, eine solche nicht bei allen Bedarfsgegenständen vorauszusetzen und es kann vorkommen, daſs gerade sehr wichtige Dinge im Preise anhaltend steigen, während Luxussachen sinken. Die Wohlfeilheit wird auch oft sehr theuer, wenn sie zu einer Ausgabe verleitet, die besser ganz unterblieben wäre, und es ist viel leichter, einen Genuſs für immer entbehren, als sich seiner entschlagen, nachdem man sich einmal an ihn gewöhnt hat. Auch hat das Vielfache der Bedürfnisse seine sittlichen Nachtheile und es dürfte doch wohl zu wünschen sein, daſs z. B. der Landmann, statt der Lehre des Verfs., der von Justus Möser huldige, der da sagte: der Luxus des Landmanns bestehe in einem Ueberflusse des Nothwendigen. Endlich ist die groſse Wohlfeiheit der Waaren oft eine Folge derselben Umstände, welche eine groſse Verringerung des Lohnes herbeiführen. — Von der zunehmenden Bildung der Arbeiter ist jedenfalls viel zu hoffen und der Einzelne, der sich jetzt in diesen Ständen durch Einsicht, Kenntniſs und Geschicklichkeit auszeichnet, wird in der Regel auch gute Früchte davon erndten. Aber der Vf. hat uns nicht belehrt, wie eigentlich diese Bildung über ganze Classen zu verbreiten und weniger noch, wie es zu vermitteln sei, daſs sie, bei einer Verbreitung über ganze Classen, auch ihren entsprechenden Lohn finde, mitten im Gedränge der weitesten Concurrenz und in einer Phase des Güterlebens, wo das Gelingen der Unternehmungen so wesentlich von den Capitalmitteln abhängt und so Vieles zusammenwirkt, die Hauptvortheile von allen Seiten einer kleinen Zahl groſser Unternehmer zuzuwenden. Er sagt wohl: „könnte man den Irländer, den polnischen und oberschlesischen Knecht dahin bringen, daſs er nicht bloſs von Kartof-

feln leben wollte, und dafs er namentlich keine Ehen schlösse und keine Kinder in die Welt setzte, wenn er für diese nicht eine bessere Zukunft vor sich sähe, so würde diese elende Menschenclasse bald so abnehmen, dafs Diejenigen, die dergleichen Arbeiter brauchten, wohl genöthigt sein würden, ihnen soviel zu gewähren, dafs sie sich eine bessere Existenz verschaffen könnten." Er fährt fort: durch den Leichtsinn der Kinderzeugung pflanze sich das Elend von Generation zu Generation fort, während der Nordamerikaner sich wohl hüten würde, eine Ehe zu schliefsen, wenn er für seine Kinder kein anderes Fortkommen, als die persönliche Dienstbarkeit, voraussähe. Nun dahin, dafs jene Leute nicht mehr blofs von Kartoffeln leben wollten, könnte man es sehr leicht bringen; man dürfte ihnen nur Braten zu essen geben. Aber da uns der Vf. nicht gezeigt hat, wie wir es machen sollen, um allen diesen einmal vorhandenen Menschen Braten verschaffen zu können, so wollen wir es einstweilen immer noch für gut halten, dafs sie auch bei ihren Kartoffeln noch nicht verzweifeln, ja unterweilen dabei fröhlicher sind, als Andere bei Austern. Dafs der Nordamerikaner unter gleichen Verhältnissen sich hüten würde, eine Ehe zu schliefsen, ist eine blofse Behauptung, für die ein Beweis vor der Hand nicht zu führen ist. Wäre es aber auch bei einem einzelnen Nordamerikaner der Fall, so würde es eben eine Folge der verschiedenen Verhältnisse sein, an die er gewöhnt ist. Ist ein ganzer zahlreicher Stand in der Lage äufserster Dürftigkeit, so ist durchaus nicht zu erwarten, dafs sie Alle, oder auch nur ihre Mehrzahl, zu einem so tiefen Gefühl ihres Elends kommen und dann nichts Anderes thun sollten, als sich des gröfsten Genusses, der ihnen noch gelassen ist, der Befriedigung eines bei ihrer Körperkraft doppelt starken Triebes enthalten, ihr nun noch genufsleereres Leben bis ans Ende hinschleppen und sich mit dem Gedanken trösten würden, nicht etwa dafs es ihre Kinder besser haben würden, als sie, nein dafs sie gar keine Kinder hätten, ihr elendes Dasein zu wiederholen und dafs die Reichen nun bald keine Arbeiter mehr für so niedrigen Lohn bekommen würden. Dafs in den höheren Ständen Viele so klug sind, sich einer Ehe zu enthalten, wenn sie für sich oder ihre Familie davon Nachtheil besorgen müfsten, dabei werden sie sehr unterstützt durch die anderweiten Interessen, die sie bewegen, durch die anderweiten, nicht immer mit den edelsten Trieben in Verbindung stehenden Genüsse, die ihnen zu Gebote sind, durch ihre Erziehung und Lage, vielfältig auch durch die Hoffnung auf die Zukunft. Es gehört nicht soviel dazu, sich 10, 20 Jahre lang Enthaltsamkeit aufzulegen, wenn man auch nur hoffen kann, um diesen Preis in eine Lage zu kommen, wo man sich das Versagte dann mit gröfserem Vortheile zu verschaffen vermag. Es mag auch wohl Jemand für immer auf einen Genufs verzichten, wenn er sich in einer sehr behaglichen Lage befindet und dieselbe nur durch Enthaltung behaupten kann. Anders aber ist es, von einem ganzen Stande, der im tiefsten Elende schmachtet, in einem Elende, was Bildung gar nicht aufkommen läfst, und der bis an sein Ende gar keine Aussicht auf Besserung seiner Lage vor sich sieht, von diesem verlangen, er solle noch einen Genufs von den wenigen, die er hat, opfern, damit keine Kinder entstehen, die eben so werden, wie er ist! Der Verf. giebt freilich Mittel an, es dahin zu bringen. Er meint sogar, es gehe „am Schnellsten und Sichersten" dadurch, dafs man sie mit einer besseren Lebensweise bekannt mache, sie daran gewöhne, — aber wie und wodurch? — und sie dahin bringe, dafs sie anfänglich durch Zwang und Nothwendigkeit — also Infibulation, es giebt kein anderes Mittel, — späterhin durch eigne Ueberzeugung gehindert werden, Kinder in die Welt zu setzen. Diese Aeufserungen bedürfen gar keiner Widerlegung. Ich bemerke nur noch: dafs jene Leute, wenn man sie mit einer „besseren Lebensweise bekannt gemacht, sie daran gewöhnt" hätte, ja gar nicht mehr in jenem elenden Zustande sein würden, folglich, gerade nach den Vordersätzen des Verfs., noch mehr Lust und besseren Grund haben würden, „Kinder in die Welt zu setzen," die dann auch mit jener „besseren Lebensweise bekannt gemacht und daran gewöhnt" werden könnten. Und wenn auch wirklich diese Arbeitsclassen durch *Aussterben* — denn *das* ist es eben, was der Verf. vorschlägt — auf so Wenige reducirt würden, dafs dieselben für weniger Arbeit einen Lohn bekämen, bei dem sie höchst behaglich leben könnten, würden sie nicht in reifsender Schnelligkeit — wie wir ja eben in Amerika sehen — sich so vermehren, dafs, bei übrigens gleichbleibenden Verhältnissen, das alte Elend gar bald wieder aufleben könnte? — Mit den Vorschlägen des Verfs. kommen wir hier nicht durch und

es scheint besser, auf Mittel zu denken, wie man auch die jetzige Lage dieser Leute ihnen erträglicher machen, ihre Zukunft sichern, ihren Geist und Charakter wohlthätigen Einflüssen unterwerfen, allmählig eine bessere Bildung unter ihnen verbreiten, ihnen aber auch Zielpunkte und Aussichten geben, Bahnen eröffnen, es bewirken könne, dafs die höhere Bildung immer sicherer den entsprechenden Lohn finde. Einstweilen aber wollen wir nicht darüber klagen, dafs diesen Leuten ihre Kartoffeln noch schmecken und dafs sie ihr Leben noch nicht für einen Fluch halten; wir wollen ja nicht hindern, dafs möglichst überall die christliche Ehe an die Stelle aufserehelicher Verbindungen tritt, und wollen uns freuen, dafs auch der Aermste seine Kinder nicht immer als eine Last, sondern auch als einen Segen des Himmels betrachtet und durch sie wenigstens von Zeit zu Zeit von einer Empfindung höherer Menschlichkeit berührt wird. Nicht darüber sollte man so eifrig nachdenken, wie man die Vermehrung der Menschen verhindern, sondern darüber, wie man bewirken könne, dafs die Kinder wieder ein Reichthum aller Eltern werden. Und was die Vermehrung der Genüsse betrifft, so möchte man wohl nicht so sehr auf *mehrere*, als auf *andere* zu denken, es möchte der Veredlung der Vergnügungen des Volks eine gröfsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, dabei aber darauf zu achten sein, dafs es ohne Vermehrung ihres Aufwandes geschehe.

Bis hierher bin ich ausführlicher geworden, als ich wollte und referire daher nur noch kurz über das Folgende. Der Verf. verbreitet sich noch über den Lohn der gelehrten Classen, den Gewerbsgewinn der Unternehmer und Gewerbstreibenden, wobei er sich gegen die Zünfte und für unbedingte Handelsfreiheit erklärt, und über das Volkseinkommen im Ganzen. Dann bespricht er die Lehre von der Consumtion und hier mag es als eine Erweiterung des Systems betrachtet werden, dafs er den Ausgaben der Privatleute einen besonderen Abschnitt widmet und sie darin nach den verschiedenen wichtigsten Branchen betrachtet, auch einige allgemeine Regeln hinzufügend, so dafs dieser Abschnitt noch am Meisten dem ersten Titel des Buches entspricht. Darauf handelt er von den Ausgaben der Vereine und Gesellschaften und von denen des Staats. Noch kommen einige Ansichten über das Verhältnifs von Production und Consumtion, über die Wichtigkeit der Communicationsmittel, über das Gesetz der Bevölkerung und über das Armenwesen. In dem Allen finden sich manche gute einzelne Bemerkungen, aber auch Manches, was sehr zum Widerspruch herausfordert und ihn zum Theil in dem Obigen schon gefunden hat. Bei der Besteuerung trägt der Verf., freilich zu kurz und zu wenig begründet, die Ansicht vor, dafs bei dem Bestehen der Gewerbefreiheit und bei Unveränderlichkeit der Besteuerung die Steuern sich *immer von selbst gleichmäfsig* auf die ganze Masse der Consumenten vertheilten; so dafs unter jenen Voraussetzungen die ganze Steuerwissenschaft entbehrlich würde. Die Beleuchtung dieser Ansicht ist zwar wohl im Allgemeinen nicht nöthig, könnte aber zu manchen einzelnen interessanten Untersuchungen führen. — Endlich sagt der Verf. S. 529: „nichts ist thörichter, als wenn die Regierungen darauf hinarbeiten, durch beschränkende Gesetze bei der niederen Classe den Sinn für zahlreiche und bessere Genüsse zu unterdrücken." (Man kann das hinsichtlich der „besseren" Genüsse zugeben, wenn man erst darüber einig ist, welche Genüsse die besseren und zwar für den betreffenden Stand die besseren seien. Hinsichtlich der „zahlreichen" ist die Frage wieder eine andere.) „Es ist vielmehr von grofser Wichtigkeit, bei der niederen Classe das Verlangen nach neuen Bedürfnissen zu wecken. Sie wird sich dann bestreben, dieselben zu befriedigen und auf diese Weise eine Menge von Verzehrern — und für die Erzeuger unerschöpfliche Absatzwege bilden." Aber diese Bedürfnisse können ja nur dadurch befriedigt werden, dafs die Bedürfenden selbst mehr als zeither erzeugen; folglich werden sie nicht blofs Abnehmer, sondern auch eben so viele Concurrenten der Erzeuger und es müssen nicht blofs für die früheren, sondern auch für die neuen Erzeuger Absatzwege gesucht werden; so dafs sich die Sache wenigstens nicht so leicht und so glänzend stellt, wie sie sich bei dem Verf. ausnimmt.

Bülau.

II.

Geschichte Polens von Dr. Richard Roepell. Erster Theil. Hamburg, 1840. *bei Friedrich Perthes.*

Wenn die Geschichte der slavischen Völker, und insbesondere die polnische, von den Deutschen bisjetzt

nur selten, und dies nur stückweise, dazu gewöhnlich nicht mit der, der Wissenschaft geziemenden, Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und gründlichen Sachkenntnifs behandelt worden; so mag der Grund davon nicht sowohl in einer Einseitigkeit oder Gleichgültigkeit des, das ganze Menschenleben in allen seinen Richtungen umfassenden deutschen Geistes, als vielmehr in der uralten, sich durch Jahrhunderte fortpflanzenden, Feindschaft der germanischen und slavischen Stämme unter einander, in der Verschiedenheit ihrer Sitten und Lebensweisen so wie ihrer Sprachen, in der Schwierigkeit dieselben kennen zu lernen, besonders aber in der, von den Deutschen übertriebenen, Geringschätzung der allgemeingeschichtlichen Bedeutung der Völker slavischen Stammes, wornach diese, nach dem Ausspruch des gröfsten neuesten Philosophen, nur die in der Völkerwanderung zum Stillstand gebrachte Lava genannt werden, endlich aber auch in dem allerdings geringen Einflufs, den die Slaven bis jetzt auf die allgemeine Geschichte geübt haben, zu suchen sein. — Nachdem aber in der neuesten Zeit die abstracten Nationalitäten sich an einander abgerieben, und die besonderen Richtungen und Interessen ihr Recht und Geltung nur in den allgemeinen eines grofsen, nach Gedankenprinzipien lebenden und strebenden, Staatenbundes gefunden haben; nachdem die Wissenschaft, Kunst, Literatur und Sprachen der Völker gemeinsames Gut Aller geworden; da fing man denn auch die slavischen Stämme, von denen die einen unterdefs tragisch dahinschwanden, die anderen sich zu einer Riesengröfse erhoben, die übrigen, von den geschichtlichen Wellen der Zeit einen Augenblick getragen, bald wiederum von denselben überfluthet wurden, alle aber insgesammt, als wenn ihr geistiges Leben erst beginnen sollte, bei aller Ungünstigkeit der Verhältnisse, ihre Sprache und Literatur bis zu einer, zum Theil noch nie erreichten, Bildungsstufe erhoben haben; da sage ich, fing man an, auch auf sie ein ernsteres Auge zu werfen, ihr inneres und äufseres, politisches und geistiges Leben zu betrachten, die Natur desselben wissenschaftlich, nach den ihm innewohnenden Elementen, zu erforschen. Dafs dies auch in Deutschland, in dem hauptsächlich wissenschaftlichen Lande, nicht ausbleiben konnte, versteht sich von selbst. Dies bezeugen, aufser vielen älteren Schriften, die wissenschaftlichen Arbeiten der gröfsten neuesten Sprachforscher, Bopp's, Pott's, Grimm's, die der slavischen Sprache den, ihr in der Familie der indogermanischen zukommenden, Platz längst nachgewiesen, und dieselbe mannigfach beleuchtet haben. Weniger kann sich hierin die geschichtliche Forschung rühmen. Aber es ist vorauszusehen, dafs der, sich in der neuesten Zeit vorzüglich zwischen den Westslaven und Deutschen immer mehr festsetzende, wissenschaftliche Austausch zum gegenseitigen Verständnifs und Vortheil die wichtigsten Resultate nach aller Richtung mit sich bringen wird. Hier, an der Scheidegrenze der zwei gröfsten europäischen Völkerstämme, können vielleicht für beide die Keime eines künftigen weltgeschichtlichen Lebens zu allerest Wurzel fassen. Zur Belebung ihrer Gegenseitigkeit, und gleichsam versöhnend, tritt hier, im rechten Augenblick, Hrn. Roepell's Geschichte Polens ein, die uns, nach einem gröfseren Maafsstabe und im Ganzen, das innere und äufsere Leben des Volkes darstellen soll.

Frei von den uralten, fast unvertilgbaren Vorurtheilen, die bisher über die slavischen Völker, sowohl in Schrift als auch in mündlicher Rede, gäng und gäbe waren; frei von dem Einflufs jeglicher, auf schwachen Boden gestützten, Autorität; frei von selbsteigener, vorgefafster Meinung über den zu behandelnden Gegenstand, hat der Hr. Verf. im Gegentheil sich an denselben mit Entsagung aller besonderen Rücksichten, mit Ernst und Liebe, gewandt, sich in denselben mit Fleifs und Ausdauer hineingearbeitet, die polnische und, so viel mir bekannt, die böhmische Sprache absichtlich studirt, dem häuslichen und öffentlichen Leben des Volkes, so wie es sich gegenwärtig kund thut, in Grofspolen, dem Ursitze der Lechen, zugesehen, die, in dortigen Bibliotheken, Kirchen- und Regierungsarchiven vorhandenen, Quellen benutzt, dieselben mit den, ihm anderwärts bekannten, zusammengestellt und verglichen, um nach einer sechsjährigen, viel Schwierigkeit darbietenden, Forschung den vorliegenden ersten Theil seines viel versprechenden Werkes zu vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Geschichte Polens von Dr. Richard Roepell.

(Fortsetzung.)

Es kann hier nicht die Absicht des Referenten sein, das ganze Detail des Inhalts in seinem Verlauf, sondern vielmehr nur die allgemeine Charakteristik desselben zu geben. Die Verschiedenheit der Behandlungsweise und der Ansichten über das politische Staatsleben der Polen, bei den einheimischen Schriftstellern selbst, macht es aber zweckmäfsig, dafs ich, um das Verdienst des Buches hervorzuheben, seine Charakteristik um etwas mehr, als es vielleicht gewünscht wird, ausdehne. Dafür, so wie für meine Ausdrucksweise, indem die deutsche Sprache für mich keine Muttersprache ist, bitte ich um gütige Nachsicht.

Nachdem der Hr. Verf. in der Vorrede über das Verhältnifs seiner Arbeit zu den früheren polnischen Chronisten und Geschichtsschreibern, in Hinsicht auf die materiellen Grundlagen derselben, gesprochen, und das zeitgemäfse Bedürfnifs einer solchen aus dem, sich bei den Slaven gegenwärtig immer mehr erweiternden geistigen Leben, als dessen Mittelpunkt er, freilich mit Unrecht, Rufsland ansieht, gerechtfertigt hat; giebt er in der Einleitung zunächst eine allgemeine *geographische Uebersicht* der grofsen nordöstlichen europäischen Ebene, insbesondere desjenigen Theiles derselben, der lange hin den polnischen Staat ausmachte, zeichnet in klaren Umrissen seine physische und politische Gestaltung, und mahlt durch passende Erwähnung der wichtigsten Städte, Burgen, Klöster, geschichtlich berühmter Orte, grofser Adelssitze, das Ganze in schönen, anschaulichen Farben aus. Darauf stellt er eine selbständige Untersuchung über die *Abkunft*, Ursitze und Ausbreitung der *Slawen* an. Weil er aber das Hauptwerk hierüber „*Schafarik's slawische Alterthümer*" gar nicht benutzt zu haben scheint, so ist diese Darstellung, abgesehen, dafs sie erst mit der Völkerwanderung beginnt, unzureichend und mangelhaft. Hr. Roepell zieht zwar das, von *Pott* sprachlich erwiesene und auch von Schafarik zum Theil aufgenommene, Resultat: dafs nämlich auch der alte *preufsisch - lettisch - lithauische* Sprach- und Volksstamm *slawisch* sei, hinein, und sucht aus der allerdings gegründeten Behauptung, dafs diese Völker Abkömmlinge des, schon im hohen Alterthume von Pytheas im nördlichen Europa gekannten, Volkes der *Aesten* sind, das hohe Alter, die Abkunft und Ursitze der Slaven in Europa nachzuweisen. Allein, so richtig auch dieser Schlufs ist, und sich erhält, ungeachtet alles dessen, was dagegen aus *Lelewel's*, *Behusz's*, *Schnitzler's*, *Narbutt's* und anderer Männer Schriften, die alle insgesammt die lithauischen Stämme von den *Herulern* ableiten, angeführt werden mag; so berechtigte doch derselbe den Hrn. Verf. keineswegs, jenen einzelnen, schon frühzeitig durch fremde Beimischung dem Slaventhum in Sitte und Sprache entrückten, Volkszweig, von dem wir anderwärts wissen, dafs er einer der schwächsten gewesen, als den Hauptstamm, und das *wendische* Gebirge, die ὄρη οὐενιδικὰ des Ptolemäus, angeblich den *Wolchonskiwald* (?), als die historische Wiege der Slaven, aus der sie sich, erst in der Zeit der Völkerwanderung, nach den Karpathen, den Küsten des schwarzen Meeres und der Niederdonau ausgebreitet hätten, anzusehen. Auf diese einzelne Ansicht gestützt, war es natürlich dem Hrn. Verf. schwer, sich die früheren Wanderungen der Slaven nach Süden und Westen zu vergegenwärtigen und die Angaben *Nestor's* darüber zu verstehen. Beides findet man bei Schafarik fast über allen Zweifel erörtert und nachgewiesen. Gleichwohl beliebte der Hr. Verf. hinzuzufügen: die Wissenschaft entbehre hierüber genauerer Einsicht! Nachdem dann Hr. Roepell der Gründung der *ersten slawischen Reiche*, des *tschechischen* unter Samo im 7ten, des *morawischen* unter

Swatopluk, und des *russischen* unter Rurik im 9ten Jahrhunderte, und der Einführung des Christenthums daselbst Erwähnung gethan; zählt er zum Schlufs die Stämme der *Elbslaven* auf, zeichnet die Anfänge ihres noch heidnischen Staatslebens, ihrer Religion und Cultur, schildert ihr erstes Zusammentreffen mit dem fränkischen Reiche, ihre ferneren, hartnäckigen Kämpfe mit den Deutschen, worin man einerseits die Ausbreitung des Christenthums und Eroberung, andererseits die Erhaltung der alten Sitte und Unabhängigkeit im Auge hatte, dann das, immer noch schwankende, Uebergewicht der Deutschen, und rückt so endlich den geschichtlichen Boden Europas in die Nähe der, unterdefs bis an die Oder ausgebreiteten und zu einem staatlichen Leben bereits emporgewachsenen, *polnischen Stämme*. Hiermit schliefst die Einleitung.

Zur Schilderung der Geschichte Polens selbst übergehend, theilt der Hr. Verf. den Zeitraum von 850—1300, der den Inhalt ihres ersten Theiles ausmacht, in zwei Epochen, die er als *Monarchie der Piasten* von 850—1139, und als den *Kampf um dieselbe und deren gänzliche Auflösung* von 1140—1300, in zwei besonderen Büchern behandelt. Er beginnt mit der *historischen Sage* der Polen, die er mit Hintansetzung des älteren, aber Späteres erzählenden Gallus, nach *Kadtubek*, mit Einschlufs ihrer weiteren Ergänzungen und Ausschmückungen von Boguchwat und Dtugosz, theils wörtlich, theils abkürzend mittheilt, die einzelnen Partien derselben nach Ossolinski und Lelewel deutet und sondert, dann aber selbst kritisch untersucht, und zum Schlufs als Resultat hinstellt: „dafs in den poetischen Erzählungen von Leszek, Popiel, Piast und Mieszko, die Einheit der Slavenstämme und ihre Sonderung, das Emporkommen eines Herrschergeschlechts bei den Grofspolen und die Einführung des Christenthums sich als Hauptwendepunkte der Schicksale des eigentlich polnischen Stammes vorgeschichtlicher Zeit darstellen". Weiterhin schildert Hr. Roepell *die älteren Zustände* desselben, wornach dieser in zahlreiche, von einander unabhängige, Zweigstämme getheilt erscheint, die von Ackerbau und Viehzucht, in einem strengen, weitumfassenden Familien- und Geschlechtsverband, wahrscheinlich auch im ungetheilten Besitz alles Grundeigenthums, mit einem, zur Führung und Verwaltung des Ganzen von den Familiengliedern, die nur als solche eine bestimmte rechtliche Stellung haben, gewählten, Aeltesten an der Spitze, leben. Die weitere Gestaltung ihrer öffentlichen Rechtsverhältnisse entwickele sich aber aus einem, von dem polnischen Gelehrten bisher nur als Abgabe, von dem Hrn. Verf. aber, mit vieler Wahrscheinlichkeit, als ein ausgebreitetes Rechtsinstitut gedeuteten, lateinisch *vicinia*, polnisch *opole* genannten, Verhältnisse: wornach nämlich mehrere Gemeinden eines ganzen Distrikts zum rechtlichen, für alle Vergehen der Glieder verantwortlichen, Ganzen verbunden werden. Aus diesem demokratischen Verhältnisse der Geschlechter zum gemeinsamen Stamme bilde sich dann allmählig, besonders in Zeiten der Noth, die compactere Einheit einer polnischen Nation, in der dann zunächst nur die *persönlich und dinglich Freien* (der spätere, gleichberechtigte Adel, *Szlachta*) und die *Unfreien* (anfangs nur Sklaven und Kriegsgefangene), zu denen später, aus den verarmten Ersteren und den befreiten Letzteren, eine dritte Mittelklasse, der *nur persönlich Freien*, (emetones, Kmieci — spätere Bauer) hinzutritt, zu unterscheiden seien. An der Spitze der Gesammtheit stehen endlich, wie bei den übrigen Slaven die Kniazen, Zupane, Wladyken, sehr frühzeitig die *Wojeweden*, ursprünglich nur Anführer des Volkes im Kriege, bald aber in Folge dieser, durch Ruhm, Eroberung, Reichthum gehoben, fürstliche Gewalt sich zueignend. Auf diese Weise entstehe auch durch *Ziemowit*, Sohn des Ackerbauers *Piast*, um das Jahr 860, die *fürstliche Herrschaft der Piasten*, die schon unter dem dritten Nachfolger *Mieczyslaw* (962—992) als eine *erbliche* Monarchie, und, durch die Berührung mit den Deutschen und Einführung des *Christenthums*, als ein geschichtlicher Staat feststeht. Dieser so entwickelte Inhalt, den der Hr. Verf. mit vielem Geist und Kritik in den zwei ersten Kapiteln des ersten Buches ausführt, bildet gleichsam den Keim der weiteren Entwickelung des Staates nach Innen und Aufsen. Ich mufs hier aber bemerken, dafs ich die Ansicht des Hrn. Verfs.: das Christenthum sei vor der Einführung desselben durch Mieczyslaw in Polen *gar nicht* bekannt gewesen, weil, aufser dafs die Quellen darüber nichts mittheilen, derjenige Theil Polens, wo der christliche Glaube slavischen Ritus als besonders ausgebreitet dargestellt wird, die Krakauer Landschaft nämlich, noch gar nicht Polen angehörte, und erst demselben durch Boleslaw Chrobry einverleibt wurde; grade aus

dem umgekehrten Grunde, weil sie, nach der Zerstükkelung des grofsmährischen Reichs, von 907 bis 967, wo sie dann auf kurze Zeit unter böhmische Herrschaft kam, ihm angehörte, nicht nur nicht theilen kann, sondern dieselbe als irrthümlich erklären mufs. Ich verweise hierin den Hrn. Verf. auf den böhmischen Chronisten Cosmas p. 36, und wenn ihm die Untersuchungen Bandtkie's und Maciejowski's nicht genügen, auf Schafarik's slavische Alterthümer S. 733 bis 738.

Den, von Mieczyslaw vermittelst der Einführung des Christenthums und Stärkung der fürstlichen Gewalt gesäeten, Keim des Staatslebens in Polen grofszuziehen, und die schönsten Blüthen und Früchte daraus treiben zu lassen, das war die Aufgabe der Regierung seines Sohnes, *Boleslaw Chrobry's*, der als kühner und glücklicher Eroberer, als einsichtsvoller, weitblickender und starker Regent der eigentliche Begründer des Staats geworden ist, und sich in der polnischen Geschichte den Beinamen des *Grofsen* erworben hat. Die Schilderung seiner Regierung ist einer der schönsten Abschnitte des vorliegenden Werkes. Der Hr. Verf. verfolgt sie nach allen ihren Beziehungen: schildert die grofse Ausbreitung des Reichs, die Erstarkung der fürstlichen Macht durch die festere Organisation des Kriegsrechts- und Abgabenwesens, die Befestigung des Christenthums durch Errichtung von Bisthümern, Kirchen und Klöstern, endlich die selbstständige Krönung Boleslaw's zum Könige, ohne Einwilligung des Papstes und des Kaisers, durch eigene Bischöfe, u. s. w. Er stellt Boleslaw mit Recht als eine der grofsartigen geschichtlichen Persönlichkeiten dar, die dem Leben des Volkes, dem sie angehören, auf Jahrhunderte die zu nehmende Richtung bezeichnen und ihm den Charakter ihres Geistes aufdrücken. Diesen Geist, den Boleslaw seinem Volke eingehaucht, konnte weder die, nach seines Sohnes und Nachfolgers, des schwachen Mieczyslaw II. Tode eintretende, fürchterliche *Reaction der alten Volksfreiheit gegen die fürstliche Gewalt*, und des Heidenthums gegen das Christenthum, noch die späteren grauenvollen Kämpfe der Piasten untereinander aus dem Staatsleben gänzlich verscheuchen. Er lebte auch fort in den, gegen die Nachbarn, besonders gegen die Deutschen und Russen immer wieder erneuerten Kriegen, und bestimmte noch lange hin die Politik des Staates nach Aufsen. Nach ihm ist also auch die *geschichtliche* Stellung Polens und das *Verhältnifs der polnischen Fürsten zu den deutschen Kaisern* zu charakterisiren, welches letztere, nach allem, was darüber angeführt werden kann, in nichts Anderem bestand, als in einer, von diesen, als den weltlichen Vorstehern der ganzen Christenheit, zwar häufig angesprochenen, von jenen auch, für ihre Person, dann und wann zugestandenen, Oberhoheit, keineswegs aber in einer, sich über das Land und die inneren Verhältnisse erstreckenden, Abhängigkeit. Das geht auch schon daraus hervor, dafs die, sonst fast unbeschränkte, fürstliche Gewalt der Piasten eben darin durch *uralte Gewohnheit* beschränkt war, dafs sie weder über den Thron, der erblich für den ältesten Nachkommen war, noch über das, demselben zugehörige Grundeigenthum, noch viel weniger über das ganze Land eigenmächtig bestimmen durfte. Von einer gewissen Tributs- und Lehnspflichtigkeit kann also höchstens nur unter Mieczyslaw, und zwar nur von den jenseits des Wartaflusses eroberten und von den Deutschen angesprochenen Ländern, nicht von ganz Polen, die Rede sein. Was davon der Hr. Vf. bei der Besteigung des polnischen Thrones durch Waslaw v. Böhmen in Erinnerung bringt, kann nur als Ironie dieses Verhältnisses betrachtet werden. *Die Stellung der Fürsten* selbst *dem Lande gegenüber*, wenn sie auch von zahlreichen Staats- und Hofbeamten umringt erscheinen, war ja auch noch kaum eine andere als die der Heerführer zu ihren Kriegern, also meist von der Persönlichkeit eines jeden abhängig; die letzteren aber, alle freien Grundbesitzer, indem sie den Kern und die Masse der Nation bildeten, übten schon als solche Einflufs auf den Fürsten. Sie folgten ihm und gehorchten, weil er sie bereicherte und ehrte; aber kaum traten sie, in Folge der vielen Kriege und vermehrten Ansehens und Reichthums und Anschauung deutscher Verhältnisse, in die Stellung eines, gegen andere berechtigten *Adels* ein, als sie auch sogleich, in Verbindung mit der, zur Zeit des Papstes Gregor VII. auch in Polen erstarkenden, *Kirche*, durch Vertreibung *Boleslaw Smialy's*, ihren unmittelbaren Einflufs und Macht im Staate zu erkennen gaben. Der kriegerische und fromme *Boleslaw Krzywourty* hält zwar noch während seiner Regierung, mit der die erste Epoche und das erste Buch des Hrn. Verfs. schliefst, die fürstliche Gewalt, wenn er auch den von Boleslaw Smialy verlorenen *Königstitel* an-

zunehmen vernachlässigte, in starken Händen aufrecht, wufste sie auch nach Aussen geltend zu machen durch die Wiedereroberung und Bekehrung Pommern's und die Einziehung Rothrufslands; allein, durch die unpolitische *Theilung des Reichs* unter seine Söhne und durch die Einführung des, stets bei dem ältesten Nachkommen zu bleibenden, *Seniorats*, nach dem alsbald alle Theilfürsten streben, schwächte er sie ganz, und veranlafste die fast zweihundertjährigen *inneren* Kämpfe, die die zweite Epoche von der ersteren merklich unterscheiden.

Während zunächst durch dieselben einerseits das Senioratserbfolgerecht in Folge der Berufung *Kazimierz Sprawiedliwy's*, Boleslaw's jüngsten Sohnes, gegen die Erbrechte des älteren *Mieczyslaw Stary's*, auf der Synode von 1180 erschüttert, und dann durch die Erhebung seines Sohnes *Leszek's* und dessen Nachkommenschaft zu erblichen Nachfolgern in Krakau, im Jahre 1210 gänzlich aufgehoben wird; wird andererseits eben dadurch auch den übrigen Piasten das Erb- und Eigenthumsrecht in ihren Landestheilen zugestanden, und die Einheit Polens, dessen Name jetzt Specialname einer Provinz wird, und als Ganzes besser *Lechien* zu nennen wäre, auf lange Zeit zerrissen. Die also in ihrem Landesbesitz beschränkte und kaum den Schein einer Oberhoheit bewahrende fürstliche Gewalt fällt dabei dem Einflusse der, seit der Synode zu *Leczyce* von 1180 zu politischen *Reichsständen* emporwachsenden, *Geistlichkeit* und der *Magnaten*, und wird genöthigt Macht und Regierung mit diesen zu theilen. Die einzelnen Herzöge verfolgen indefs selbstsüchtige Zwecke, verbinden sich selten zu gemeinsamer Unternehmung, leben im beständigen Hader und Kampf um den Besitz einzelner Landschaften, die sie immer weiter theilen, und zersplittern, indem sie sich selbst den Untergang bereiten, dermafsen die Kräfte der Nation, dafs sie sich dem Andrange und *Einflusse der Nachbarn* nicht zu erwehren vermag. *Preufsen*, *Litauer*, *Russen*, *Mongolen* verheeren zu unzähligen Malen das Land; *Deutsche* dringen über die mittlere Oder vor; der *deutsche Orden* setzt sich im Kulmerlande fest, beginnt und vollendet, in kurzer Zeit, mit Feuer und Schwerdt, die Eroberung, Bekehrung und Germanisirung Preufsens, und stellt sich sogleich den polnischen Fürsten selbst, von denen er gerufen, feindlich entgegen. Ganze Landestheile, Pommern, Schlesien, die Oderdistrikte, gehen fast verloren oder werden germanisirt. Denselben Einflufs erfahren zum Theil Krakau, Grofspolen und Kleinpolen: *deutsche Kolonien* breiten sich in ihnen aus; *Städte* bekommen deutsche Bevölkerung, deutsches Recht; *Klöster* deutsche Mönche und Regeln. Sie blühen zwar auf und beleben den Handel, entziehen sich aber durch ihre *Exemption von der Landesgerichtsbarkeit*, ihre *Immunitätsrechte* und sonstige Privilegien dem Staatskörper fast gänzlich, und leben in demselben kleinen, unabhängigen Republiken gleich. Auf der anderen Seite suchen dieselben Privilegien, wie wohl im Herzen dem Deutschthum als solchem feind, zunächst die, unterdefs zur *Hierarchie* ausgebildete und sich von der fürstlichen Gewalt ganz lossagende Kirche, dann aber auch der hohe Adel und die grofsen Staatsbeamten zu erstreben, so dafs das unslavische *Institut des Immunitäts- und Gemeindewesens* gegen das Ende dieser Epoche in den ganzen staatlichen Organismus eindringt, die bisherige Geschlossenheit der Kastellaneibezirke vernichtet und die frühere Einheit der Reichsverfassung und Administration allmählig auflöst. Eben dadurch wird aber endlich auch das bisherige unmittelbare Verhältnifs des Fürsten zu dem Bauernstande fast ganz abgebrochen, die Gewalt des ersteren und die Freiheit des letzteren ihrem Verderben immer näher gerückt und die Vertheidigungslosigkeit des Landes, bei den inneren Kämpfen und dem Andrange der Nachbarn, so drohend, dafs der Staat einer *gänzlichen Auflösung* entgegen zu gehen scheint. Da läfst sich *Przemyslaw II.* von Grofspolen, um dem Staate Einheit und Kraft wiederzugeben, nach fast 200 Jahren, wiederum einmal zum *Könige* von ganz Polen und Herzog von Pommern unter Bestätigung des Papstes und der hohen Geistlichkeit, von dem Erzbischof zu Gnesen 1295 krönen. Die Nation jubelt ihm zu, setzt grofse Hoffnungen in seine Regierung, — da wird er plötzlich, nach einigen Monaten, ermordet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Geschichte Polens von Dr. Richard Roepell.

(Schlufs.)

Wladyslaw Lokietek kommt auf den Thron, befriedigt aber nicht, und wird genöthigt das Land zu verlassen, als *Wenzel von Böhmen*, von einem Theil des grofspolnischen Adels gerufen, mit Uebermacht nach Polen kommt, sich 1300 zum Könige krönen und von den Theilfürsten huldigen läfst. Er giebt Ruhe und Kraft dem erschöpften Staate.— Hiermit schliefst der Hr. Verf. den ersten Theil der Geschichte Polens im Mittelalter. Er fügt demselben 20 *kritische Beilagen* historischen, geographischen, juridischen Inhalts hinzu, worunter 3 Tabellen urkundlicher Beamtenverzeichnisse, in denen er die schwierigsten Fragen näher beleuchtet und beantwortet.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, dafs Hr. Roepell, nach dem so gegliederten und ausgeführten Inhalt, seine Aufgabe richtig aufgefafst und im Allgemeinen befriedigend gelöst, klar und verständlich dargestellt hat; und es ist wohl bis jetzt selten einem Deutschen gelungen, tiefer in den nationalen Geist des polnischen Volkes einzudringen, die Grundelemente seiner staatlichen Organisation klarer aufzufassen und die Entwicklung derselben, im Zusammenhang mit den äufseren Verhältnissen, consequenter durchzuführen. Wenn der Hr. Verf. in der Vorrede sagt: „dafs es dem Deutschen überhaupt schwer wird, den nationalen Geist der Slaven unbefangen aufzufassen und zu würdigen;" so wird ihm ein desto gröfseres Lob zu Theil, dafs er diese Schwierigkeit nicht gescheut, vielmehr nach allen Kräften zu überwinden gesucht hat. Dies beweist auch zu Genüge das reichhaltige Quellenstudium, die Umsicht in deren Zusammenstellung, Vergleichung und Berichtigung, die Benutzung der tüchtigsten polnischen Geschichts- und Rechtswerke von *Naruszewicz*, *Bandtkie*, *Ossolinski*, *Lelewel* u. Anderen, überhaupt das Bestreben auf den Grund jeder einzelnen Begebenheit zu gelangen. Trotz dieser nicht zu verkennenden Vorzüge in Behandlung des Materials, kann ich doch nicht umhin gerade dasjenige, was der Hr. Verf. sich als ein besonderes Verdienst anrechnen möchte, nämlich das ganze Aufgehen seiner Persönlichkeit in die Objectivität des Gegenstandes, als eine schwache Seite des Werkes anzusehen. Denn, um mit Hrn. *von Raumer's* Worten, die er in dem Vorwort zu seinem Buche „*Polens Untergang*" aus dem englischen Geschichtschreiber *Godwin* anführt, zu sprechen: „soll von dem Geschichtschreiber nicht gesagt werden, er habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereignisse von hoher Güte oder grofser Schuld vor seinen Augen vorübergehen. Er soll vielmehr wünschen, dafs man ihn eben so für fühlend, als für denkend halte. Nimmt man aber Unpartheilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln, als sei dazwischen gar kein wesentlicher Unterschied, so soll er dabei Unpartheilichkeit von sich weisen und sie verleugnen". Das kann man aber nicht von Hrn. Roepell sagen; denn, bei der Einfachheit, Gleichförmigkeit und Ruhe seiner Darstellung, scheint es fast, als absorbire das vielseitige Quellenstudium die Wärme derselben und hemme die Freiheit und Schärfe des Geistes in Auffassung des Ganzen. Eben, weil der Hr. Verf. nirgends verletzen, überall unpartheiisch sein will, hebt er auch dasjenige, wovon er überzeugt ist, nicht mit der nöthigen Gerechtigkeit heraus. Er stellt allerdings die Monarchie der Piasten, ihre Entwickelung nach Aufsen und Innen, den Kampf um dieselbe und ihre Auflösung, als Momente der Idee, nach der er arbeitet, an die Spitze; und er hat hierin ein um so gröfseres Verdienst, als dies bekanntlich derjenige Theil der polnischen Geschichte ist, der unter den neuesten polnischen Schriftstellern vielfachen Streit hervorgerufen hat, je nachdem die Einen die

Monarchie der Piasten als eine, von Hause aus erbliche, unbeschränkte, absolute Fürstenherrschaft, die Anderen als eine, auf den Trümmern einer Volksherrschaft entstandene, schon unter Mieczyslaw fertige, aristokratische Republik darstellen. Der Hr. Vf. hält sich hierin, wie wir gesehen haben, auf die Ansicht älterer polnischer Geschichtschreiber und sein eigenes Studium gestützt, mit Recht in der billigen Mitte. Aber, eben weil er die Idee dieser Monarchie richtig auffafst, begreife ich nicht, wie er dazu kommt, indem er ihre Auflösung schildert, diese, gegen die Annahme aller polnischen Geschichtsschreiber, in die Zeit des Antritts Waclaw's von Böhmen in das Jahr 1300 zu setzen? Einmal ist dieser Regierungsantritt weder nach Aufsen noch nach Innen von der Wichtigkeit, dafs er eine Epoche in der polnischen Geschichte bilden könnte, da ja die Einigung, Herstellung und Rettung des Staates erst durch zweite Thronbesteigung Wladyslaw Lokietek's, und zwar in seinen letzten Lebensjahren, in Folge des Sieges über den deutschen Orden bei *Polowce* im Jahre 1331 zu Stande kommt, und zweitens dauert die Monarchie der Piasten noch viel länger. Nimmt man aber ihre Auflösung als das zu einer Epocheneintheilung berechtigende Moment an, so kann man dieselbe nicht nach der kurzen, zufälligen, wenngleich starken Regierung eines Fremdlings, welches von besonderer Bedeutung für den Hrn. Verf. zu sein scheint, sondern nur nach dem Aufgehen der die Monarchie bewegenden Idee in eine andere bestimmen, und dieses ist geschichtlich und staatsrechtlich erst durch die Berufung der *allgemeinen Reichsstände* durch Lokietek nach *Checiny* im Jahre 1331, ja, als geltendes Reichsgrundgesetz erst durch den Reichstag zu *Wislice* unter Kazimierz III. 1347, oder noch bestimmter durch den zu *Koszyce* unter Ludwig von Ungarn 1374 geschehen. In diesem letzteren Akt vorzüglich, wo die erbliche *Monarchie* zu einem in einer Familie erblichen *Wahlreich* umschlägt, liegt das geschichtliche Moment, von dem ein neuer Zeitabschnitt gemacht werden kann. Ich würde diese Abweichung in Hrn. Roepell's Werke nicht so bestimmt hervorheben, wenn ich darin nicht einen Grund mehr sähe zu der Ansicht, dafs er über die Idee, nach der er die allgemeingeschichtliche Stellung Polens bezeichnen möchte, um es, am Ende des Verlaufs seines politischen Lebens, als einen berechtigten Staat vor das Weltgericht, das strengste, das je über ein Volk gehalten, stellen zu können, noch mit sich selbst nicht im Klaren sei. Es genügt ihm am Ende der Darstellung des ersten Theiles zu bemerken: „dafs für die nächste Zukunft es vor allem darauf ankomme, ob die fürstliche Gewalt fähig sein würde, sich neu zu begründen und der geschwächten Nation die Einheit und den inneren Frieden zurzückzugeben, von welchen jede Machtentwickelung nach Aufsen allein abhängt"! Mit solchen äufserlichen, romanenartigen Hinweisungen auf die nächste Entwickelung des Gegenstandes kommt man aber gewifs zu keiner objectiven, nach nothwendigen, geschichtlichen Momenten gegliederten Darstellung desselben. —

Eben so wenig befriedigend sind die Grundzüge der allgemeingeschichtlichen Bewegung Polens nach Aufsen hervorgehoben. Die, nach dem Ausspruche der gröfsten, fremden und einheimischen, Geschichtschreiber, von der Vorsehung dem polnischen Volke zugetheilte Idee: *die Vertheidiger und Vorkämpfer der abendländischen Bildung und Freiheit gegen die Barbaren des Ostens zu sein*, nimmt zwar auch Hr. Roepell auf, aber er spricht sie (S. 47 u. 303) nur im Allgemeinen und gleichsam beiläufig aus, ohne darauf irgend ein Gewicht zu legen. Und doch ist diese Idee mit dem Leben des polnischen Volkes so verwachsen, dafs es in den verhängnifsvollsten Augenblicken, wo es ihm nur um eigene Rettung zu thun war, bis auf den allerletzten Fall, nur für sie zu kämpfen schien. Eine andere Idee: dafs die Polen im Mittelalter eben so als *Vertheidiger des slavischen Ostens gegen das Vordringen der Deutschen* zu betrachten seien, führt zwar der Hr. Verf. in der ersten Epoche bis auf Boleslaw Krzywousty durch, aber er läfst sie in der zweiten ganz aufser Acht, wiewohl der Kampf der beiden Stämme, wenn gleich gelinder, immer noch fortdauert, ja am Ende der Epoche wiederum ganz heftig entbrennt und nicht eher aufhört, bis die deutschen Elemente, die nun die Kreuzritter zu ihren Vorkämpfern haben, mit der Zeit gebrochen, sich dem politischen Ganzen des Staates auf lange Zeit unterordnen müssen. Zu diesen zwei Hauptrichtungen nach Aufsen, tritt dann endlich auch die dritte: der früh beginnende Kampf der russischen und polnischen Stämme untereinander, auf dessen künftige Bedeutung der Hr. Verf. (S. 136—150), schon in dem ersten feindlichen Zusam-

menstofs, mit Recht hinweist, und sie bei jeder Gelegenheit hervorhebt. Es ist dies diejenige Richtung des polnischen Staatslebens, die er in dem ganzen Buch stets vor Augen behält, weil ja daraus die künftigen Schicksale desselben sich vorzüglich entwickeln werden. Führt sie der Hr. Verf. bis an das Ende mit gleicher Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und Consequenz, wie er es in diesem ersten Theile gethan, aus; so nimmt sein Werk in der vortrefflichen Sammlung, die die allgemeine *Geschichte der europäischen Staaten* ausmachen soll, einen würdigen und ausgezeichneten Platz ein. —

Dr. Adalbert Cybulski.

III.

System der Medizin. Ein Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medicinischen Theorie und Praxis. Von Dr. J. N. von Ringseis, Königl. Bayer. Ober-Medicinalrath, Referenten im Ministerium des Innern, Professor, Ritter u. s. w. Regensburg, 1841. *Verlag von G. Joseph Manz. XXXVI. u.* 564 *S.* 8.

Dafs die Medicin zu verschiedenen Zeiten den Einfluſs der herrschenden Philosophie erfahren, und theilweise auch auf diese wieder zurückgewirkt habe, darüber sind im Allgemeinen diejenigen einverstanden, welchen die Geschichte der beiden Wissenschaften und insbesondre die Kenntnifs der medicinischen Theorieen und Systeme nicht fremd geblieben ist. Dieser Einfluſs zeigte sich jedoch nicht immer mit gleicher Macht; es gab Perioden von kürzerer und längerer Dauer, in welchen Philosophie und Medicin weit von einander lagen, und zwischen den verschiedenen, ja entgegengesetzten Principien jedes gemeinsame Band zu fehlen schien. Eine solche Periode begann vor ungefähr zwanzig Jahren, nachdem die Bewegung der Geister, zu welcher die frühere Richtung Schellings den Impuls gegeben, nachgelassen und die Meinung sich immer mehr festgesetzt hatte, dafs alle Versuche, durch welche Troxler, Schelver, J. A. Schmidt, Reil, Kieser u. A. der Medicin eine naturphilosophische Basis bereiten wollten, nicht nur vergeblich, sondern auch gefährlich seien. Von da beginnt in der ärztlichen Literatur jene starre, an den höheren Aufgaben der Wissenschaft verzweifelnde Resignation, die in so grofser Allgemeinheit vielleicht seit Jahrhunderten nicht da gewesen, und um so merkwürdiger ist, je reicher und lebendiger die gleichzeitigen Bestrebungen auf dem Gebiet der Philosophie gewesen sind. Während diese, ihres Ursprungs sich erinnernd, nach vielen Umherschweifen einen neuen Aufschwung zum Himmel versuchte, und die Versöhnung mit dem Christenthum anstrebend immer mehr in speculative Theologie überging, blieb die Medicin gesenkten Blickes auf der Erde zurück, „den materiellen Interessen" zugethan, gegen die christliche Weltanschauung gleichgültig, wo nicht feindselig gestimmt, und der Philosophie im Ganzen fast unzugänglich. Einzelne Weckstimmen, die sich hier und da erhoben, wurden überhört, erstickt, und von den Wenigsten vernommen. Ein unersättlicher Empirismus, zwischen Quacksalberei und Virtuosität behaglich auf- und niedergehend, bald zu jener herabsinkend, bald wieder bis zu dieser sich erhebend, herrschte im ganzen Reich; alle Kräfte wurden aufgeboten, Versuche und Beobachtungen anzustellen, um immer neues Material im Speicher der Erfahrung anzuhäufen, ohne dafs man wufste, was am Ende mit dieser unförmlichen, grofsentheiles auch unächten oder blind zusammengebrachten Masse anzufangen sei. Die höchste Blüthe, zu welcher es dieses ausschliefslich auf sinnliche Wahrnehmung eingeschränkte Treiben bringen konnte, war die sogenannte naturhistorische Methode, nicht sowohl die historisch-genetische, sondern vielmehr die blos beschreibende, welche den äufsern Anschein der Dinge für die Hauptsache haltend, in den Krankheiten nur Naturproducte sieht, die eben so wie Pflanzen und Thiere gezeichnet und unterschieden werden müfsten, eine Methode, die als Supplement anderer nicht zu verwerfen, ja sogar unentbehrlich ist, die aber zur Vor- oder Alleinherrschaft gelangt, ihr Ziel um so gewisser verfehlen mufs, je weniger die in unendlicher Mannigfaltigkeit wechselnden Krankheiten so beständige Normen und Formen zeigen, wie sie in der Thier- und Pflanzenwelt vorkommen.

Wer sich noch erinnert, auf welche Weise die Schrift Windischmann's „über Etwas, was der Heilkunst Noth thut", von einigen Stimmführern der linken Seite empfangen wurde, der wird einem System

der Medicin, welches die meisten modernen Grundsätze der medicinischen Theorie und Praxis bekämpft, und mit uralten Lehren und Traditionen zusammenhängt, gewifs keine günstigere Aufnahme versprechen. Der Verf. ist sich selbst vollkommen bewufst, welche verschiedene Beurtheilung sein Werk erfahren wird; er rechnet mit Zuversicht auf eine gute durch ihr Gewicht bedeutsame Zahl von Solchen, die seine Ansichten theilen; er weifs aber auch, dafs Viele „harten Nackens" sich mit Händen und Füfsen sträuben werden, sie anzuerkennen. Indessen wird ihm Manches zu statten kommen, was seinen Vorgängern mehr oder weniger gefehlt hat. Schon in der von ihm und seinem zu früh verstorbenen Bruder i. J. 1812 zu Landshut vertheidigten Centuria positionum, so wie in den Abhandlungen de morbi natura et ortu, de doctrina Hippocratica et Browniana (1812 u. 1813) sind die Keime enthalten, welche im vorliegenden dem Andenken Röschlaub's gewidmeten Werke zur legitimen Entwicklung gediehen, nachdem sie theilweise schon längst von Andern in fremde Gärten verpflanzt, und dort zu üppigen Gewächsen ausgeartet sind. Defshalb werden Alle, welche das Herkommen und den Zusammenhang der neueren pathologischen Lehren gründlich verfolgen wollen, nicht umhin können, von einem in dieser Beziehung höchst lehrreichen Buche Kenntnifs zu nehmen. Zur Empfehlung desselben gereicht auch die von dem Verf. entwickelte Vielseitigkeit, vermöge welcher er den früheren Theorieen und Methoden, ja sogar der hart bekämpften naturhistorischen Methode (er selbst ist Mineralog) ihr Recht wiederfahren läfst, und alle, in so fern keine ganz falsch ist, zu einem organisch übereinstimmenden Ganzen zu verbinden sucht, gleichwie die wahre Philosophie alles Wahre der einzelnen Philosopheme, die wahre Religion das Wahre aller religiösen Fragmente, die wahre Kunst alle sogenannten Genres in sich vereinigen soll. Bei ungemeiner Erudition und Lebendigkeit des Geistes ist er eben so frei von jener knechtischen Bücherverehrung, die leichtgläubig das Heterogenste annimmt und in atomistisch-eklektischer Weise zusammenstoppelt, wie von jener geistreichen Oberflächlichkeit, die mit allgemeinen Betrachtungen und einzelnen Lichtblitzen wohl ihren Gegenstand umschweben, niemals aber erfassen kann. Am wenigsten begegnet ihm das Unglück, von Dingen zu schreiben, die er nicht kennt. Er ist mit scharfem Blick vom Allgemeinen und Aeufsern bis ins Besondre und Innre gedrungen, und hat vor vielen Pathologen voraus, dafs er zugleich aus einer langen Erfahrung geschöpft, vieler Menschen Länder und Leiden gesehn, und allein in einer öffentlichen Heilanstalt seit drei und zwanzig Jahren gegen 50,000 Kranke behandelt hat. Bringen wir dabei noch das Gewicht einer bedeutenden und einflufsreichen Persönlichkeit in Anschlag, durch welche der Verf. lange schon auch ohne den gewöhnlichen Schriftstellerruhm ein public Character geworden ist, die Liebe, die er als Mensch und Bürger, als Arzt und Christ, auf dem Lehrstuhl und auf der Rednerbühne der Ständeversammlung in weiten Kreisen sich erworben, die Achtung endlich, die selbst kein rechtlicher Gegner hervorragenden Talenten, wahrheitsliebender Forschung und unerschütterlicher Consequenz verweigern kann: so möchten wir seinem Werk eine gröfsere Theilnahme und Wirkung vorhersagen, als der harte, mit den gangbaren Ansichten und Maximen im grellen Widerspruch stehende Inhalt vermuthen läfst. Jedenfalls erscheint dieses Werk als ein wirkliches Zeichen der Zeit, in so fern es in der Medicin eine Richtung einschlägt und repräsentirt, die einer allgemeineren geistigen Bewegung folgt, und neuerlich auf den Gebieten des Staates und der Kirche, der Wissenschaft und Kunst sich immer deutlicher und entschiedener zeigt. Solche Erscheinungen richtet der Erfolg und die Geschichte, nicht ein einzelner Mensch. Defshalb möchte in dieser Zeitschrift mir eine objective Darstellung der Lehren des Verfassers wohl am Orte sein, wenn nicht selbst eine solche durch den überaus reichen, meist aphoristisch zusammengedrängten Stoff, so wie durch die uns auferlegte Beschränkung erschwert und verhindert würde. Denn aufser einer Einleitung und Schlufsübersicht ist in dem bis jetzt erschienenen ersten Bande eine philosophische, psychologische und physiologische Propädeutik, die neue Lehre von den Gesundheitsbreitegraden, die allgemeine Pathologie und Therapie enthalten. Wir müssen uns daher begnügen nur einige Anhaltpuncte zu bezeichnen und Proben zu geben, die den Geist erkennen lassen, in welchem der Verf. seine Sache angeschaut und behandelt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

System der Medicin. Ein Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medicinischen Theorie und Praxis. Von Dr. J. N. von Ringseis.

(Schlufs.)

Mit reformatorischer Strenge ist im Anfang die jetzige Anarchie in der Medicin geschildert: „Welche schreiende Contraste der Praxis! Hier die Natur-Anbeter, alles Heil abgöttisch von ihr erwartenden müfsigen Zuschauer, dort die Natur-Verächter, alle Natur-Heilkraft läugnenden Experimentirer; diese das Heil erstrebend durch Reinigung aller Kloaken, jene erztolerant gegen Alles, was Leib und Seele verunreint. Hier Allöopathen, dort Homöopathen, hier Hydrophoben, dort Hydromanen, diese Anbeter des Warmen, jene Vergötterer des Kalten; diese vergabend ohne Scheu Millionen, jene mit Furcht Milliontel. Kein Mittel, das nicht im Himmel erheben die Einen, in der nämlichen Krankheit verdammen die Andern. In der forensen Praxis eine Sucht bis zur Monomanie, alle Verbrechen als unfrei, durch Krankheit bedingt zu erklären. — Dasselbe Babel in der Theorie. Hier gedankenlose Empirie, dort allerklärende Vernünftelei; hier Leib, Seele und Geist pantheistisch verwechselt, dort alle drei unbedingt auseinander gerissen. Während diese Gesundheit und Krankheit im Flüssigen, finden jene den Grund von beiden im Festen; während die Einen in Kräften, in materiellen Geweben die Andern. Diese sehen in jeder Krankheit nur veränderte Stimmung des Lebens, jene ein feindlich Wucherndes neben Gesundem; diese fast in jeder Krankheit nur Steigerung, in derselben die Andern nur Schwäche des Lebens; so die Einen in Arzneien erregende, in denselben die Andern nur schwächende Kräfte. Und damit dem Thurme Babels die Spitze nicht fehle, erklären für entschiedenstes Streben zur Heilung die Einen, was als das verderblichste Wüthen der Krankheit die Andern, also Sünde mit Besserung, Revolution mit Restauration, den Volland mit dem Heiland verwechselnd. Psychologie und Physiologie, Pathologie und Therapie liegen wie Ruinen durch einander, nirgend als Glieder *eines* architektonischen Ganzen verbunden". —

„Die Bereicherungen der Diagnostik und die Entdeckungen der physiologischen und pathologischen Anatomie durch Hülfe des Mikroskops sind ein grofses Verdienst der Zeit, aber die Deutung und das Verständnifs des Beobachteten ist mehr als je abhanden gekommen. Die mikroskopischen und mikrologischen Beobachtungen sind häufig nur das, was die detaillirte Memoiren- und Chronikenschreibung in der Historiographie und in der Malerei und Sculptur die Darstellung der feinsten Paare, Poren und Fältchen sind. Haben diese in vieler Hinsicht schätzbaren mikrologischen Chroniken und Memoiren den Werth der grofsartigen historischen Auffassung eines Herodot und Thucydides, die aufserordentlichen Miniaturen Balthasar Denner's den Werth der grofsartigen Kunstschöpfungen Raphaels, Michel Angelo's, Leonardo's da Vinci? Einige kennen das gröfste Detail eines Ereignisses, wie z. B. der französischen Revolution, und sind über seine organisch historische Bedeutung in der Weltgeschichte in völligem Irrthum. So gibt ein geistloser Maler das ausführlichste Detail eines Gesichtes, und verfehlt gleichwohl ganz den Character. Die mikrologische Betrachtung hindert sogar nicht selten den Blick zur Um- und Einsicht des Ganzen und Innern. Ja, wenn es Instrumente gäbe, um in die Tiefe des Lebens zu dringen! Diese Mikroskope zeigen nur die äufserste Schaale eines concentrisch vielschaaligen Wesens". —

Die Aufgabe der Medicin als Kunst und Wis-

senschaft ist nicht blos Verhütung möglicher und Heilung wirklicher Krankheiten, sondern auch Mitwirkung zur Veredlung des Menschengeschlechts, und die Lösung dieser Aufgabe ist nur möglich im organischen Verein von Kirche, Staat und Natur. Aerztliche Wissenschaft ist Einsicht in die innern und äufsern Vorgänge der Heilung, Bedingung dazu die Einsicht in die Vorgänge des gesunden und kranken Lebens, die Einsicht in diese aber unmöglich ohne Einsicht in den Zusammenhang alles Lebens, d. i. ohne Philosophie. „Ist's aber nicht besser, mit Umgehung aller Theorie auf Hippokratische Weise blos der Erfahrung zu folgen? — Antwort: Thun und Denken, Praxis und Theorie sind unzertrennlich. Was Athmen dem Leibe, ist Denken dem Geiste. Jeder ärztliche Künstler und Handwerker theoretisirt, d. h. denkt mehr oder weniger über die Entstehung und Fortbildung der Krankheit, und über ihr Verhältnifs zu den Arzneien. Die Gegner der Theorie sind nie ohne Theorie, nur theoretisirend bekämpft man Theorie; diese Gegner sind nur Gegner von Theorien, die aus übersinnlichen Ursachen erklären, sie erklären Alles aus sinnlichen, d. h. aus selber der Erklärung bedürftigen, und theoretisiren auf *ihre* einseitig materielle Weise. Das in jeder Zeit unabweisliche Bedürfnifs der Theorie ist noch mächtiger und unabweislicher in unserer, der Zeit der in unzähligen Entdeckungen zu umfassenderem Bewufstsein gelangenden Menschheit. Wo es keinen positiven Codex, wie in der Theologie und Jurisprudenz giebt, da ist eine nach richtigen Grundsätzen handelnde Theorie noch viel nöthiger. Die sich auf Hippokrates und die grofsen Praktiker berufenden Gegner der Wissenschaft sind schlechte Anwälde ihrer Sache. Hippokrates und die grofsen Praktiker bezeichneten die Angelpuncte der pathologischen und jatreusiologischen Theorie in ihren Lehren; wahrhaft medicinisch wissenschaftliche Anschauung lebte in ihrem Geiste, weil ohne diese kein bewufstes Kunsthandeln möglich. Die gute Praxis ist eine Folge wahrer, die schlechte eine Folge falscher Theorie; nie kann etwas theoretisch wahr und practisch falsch sein. Der Irrthum, dafs diese grofsen Praktiker nicht wissenschaftlich seien, rührt daher, dafs man eine einseitig abstracte wissenschaftliche Form, die logisch oder mathematisch demonstrative, für die allein wissenschaftliche hielt. — Gesundheit, Krankheit und Heilung sind millionenmal wiederholte *Thatsachen*. Ist es nicht natürlich, ja nothwendig, die Gesetze dieser Thatsachen in den Thatsachen selber zu suchen? Unsre Intelligenz ist nur ein selbstthätig nachbildender und das Nachgebildete aufbewahrender Spiegel der Objecte; in ihr ist ursprünglich nichts vorgebildet; zu wirklichen Nachbildern und zum thätigen Bewahren und Verarbeiten derselben kommt es nur mittelst Anregung durch Vorbilder. Theorie, Wissenschaft ist Deutung oder subjective Nachbildung eines Objectes in allen seinen Beziehungen. Dieses Object ist in seinem ganzen, d. i. ex- in- und protensiven Sein durch den theoretisirenden Geist nachzubilden; denn alle Objecte haben nicht blos ein extensiv räumliches Nebeneinander, und protensives oder zeitliches Nacheinander, sondern gleichzeitig im nämlichen Raume beständig ein mannigfaltiges intensives Sein, in mehreren nur mit den geistigen Sinnen erfafsbaren Seinssphären, von denen immer eine Sphäre innerlicher als die andre, und die minder innerliche von der mehr innerlichen völlig durchdrungen wird, wie z. B. die elektrisch-magnetischen Kräfte ein Innerliches bezüglich auf das materielle Sein, die Seele ein Innerliches bezüglich auf die elektrisch-magnetischen Agentien, und der Geist in seinen verschiedenen Sphären ein bezüglich auf die Seele Innerliches, also die innerste Seinssphäre ist. — Jede Theorie ist einseitig, mehr oder weniger unwahr, welche vom Objectiven, von der Erfahrung absehend blos die subjective logische oder mathematische Denkform entwickelt, nur die äufsere oder innere Sphäre, oder nur das eine oder andre Merkmal dieser Sphären, oder nur eine Epoche derselben auffafst, oder die Gesetze anderer Gebiete, z. B. die dynamischen, chemischen, mechanischen der unorganischen Natur auf die organische, oder die Gesetze des gesunden Lebens auf das kranke und den Heilungsprocefs überträgt. In der Regel ist die Theorie der medicinischen Praxis aus den medicinisch-praktischen Werken, wie die Theorie der Kunst nur aus und an Kunstwerken, wie das Gesetz, nach dem die Bienen ihre Zellen bauen, in diesen Zellen zu suchen. Aber die Praktiker haben wohl ihr Thun, nicht immer jedoch die wissenschaftlichen Kunstregeln, die sie bei der Praxis leiteten, niedergeschrieben. Es ist etwas Anderes das Werk, und etwas Anderes das Bewufstsein des Gesetzes, nach dem es hervorgebracht wurde,

etwas Anderes das Gefühl (der Tact) und etwas Anderes die Einsicht des Wahren". Die in den Werken der Praktiker enthaltene Theorie ist daher weiter zu entwickeln, so jedoch, dafs die irrigen Zeitmeinungen, deren oft der bessere praktische Kunstverstand sich nicht erwehren konnte, ausgeschieden, und die neuen am Baume der Wissenschaft beständig wachsenden Zweige nach Gebühr berücksichtigt werden.

Diesen Grundansichten gemäfs entwickelt der Vf. in der Propädeutik einige Sätze der Philosophie, welche in manchen Resultaten mit den Lehren der in München lebenden Koryphäen philosophischer Wissenschaft übereinstimmen, und mit seiner medicinischen Theorie im nächsten Zusammenhange stehen. Für die Anwendung auf Physiologie und Pathologie ist unter diesen Sätzen besonders derjenige als folgenreich zu erwähnen, welcher in den materiellen *und* immateriellen Regionen der Dinge ein Bildendes, ein flüssig Bildsames und ein Gebildetes unterscheidet, so wie auch nicht mindere Beachtung verdient, was über die herrschende Verwechslung des befreundeten und des feindlichen Gegensatzes gesagt, und für die Medicin um so wichtiger ist, je mehr man sich hier gewöhnt hat, im gesunden und kranken Leben, ja in jeder einzelnen Lebensfunction nur einen Kampf entgegengesetzter Kräfte zu sehen, und das Verschiedene, sich gegenseitig Ergänzende, darum Suchende und Vereinte mit dem sich widerwärtig Spannenden, widerstrebend Zusammengehaltenen oder ganz feindlich Geschiedenen zu verwechseln. In den Erörterungen über Gott und den Schöpfungsprocefs, über den allgemeinen und besondern Organismus, über den Leibbildungsprocefs der Pflanzen und Thiere und die eigentlich thierischen Verrichtungen sind zum Theil ganz eigenthümliche Ansichten von der Zeugung und Ernährung, von der Bedeutung des Gangliensystems und der Sensation mitgetheilt.

Der erste Ursprung aller Krankheit und relativen Gesundheit wird dort gesucht, wo alle früheren christlichen Aerzte ihn gefunden haben. Der gegenwärtige Zustand des Menschen ist nicht der ursprüngliche; sein Fall zog den der ganzen Natur nach sich, und seitdem kann seine Gesundheit nur auf unvollkommene Weise innerhalb gewisser Breitegrade fortbestehn. Die Lehre von den Gesundheits-Breitegraden, eine der unentbehrlichsten für den Arzt, umfafst vorzüglich die verschiedenen Dispositionen (Gesundheits-Constitutionen oder -Charaktere) und deren Ursachen, und wurde bisher gewöhnlich stückweise und mit unzähligen Wiederholungen in der speciellen Pathologie vorgetragen, wohin sie eigentlich nicht gehört, da Dispositionen noch keine Krankheiten sind.

In jeder Krankheit, oder vielmehr in jedem Kranken werden unterschieden, erstens: ein dem individuellen Leben Feindliches, Parasitisches, Pseudorganisches, in Geisteskrankheiten Geistiges, in Seelenkrankheiten Psychisches, in leiblichen Somatisches, im letzteren Falle Phlogistisches, Hemiphlogistisches oder Hypophlogistisches; zweitens das Leiden, die Passionen des Organismus, das mehr passive Afficirtsein, verschieden nach dem Sitze oder Theile (Form der Krankheit) und nach der Beschaffenheit und Menge der Säfte und Kräfte (Character der Krankheit;) drittens endlich die Rückwirkung des Organischen, und das dieser entsprechende Leiden, Afficirtwerden des Krankmachenden. Daher ist in der Krankheit ein Kampf des Organismus mit dem Pseudorganischen, und des Pseudorganischen mit jenem vorhanden, somit ein gegenseitiges Thun und Leiden, gegenseitiges Afficiren und Afficirtwerden; es sind im Kranken zwei Agenten, von denen jeder sich thätig und leidend verhält. — Die Schädlichkeiten, welche Krankheitsprocesse veranlassen, sind bei weitem nicht so zahlreich und so specifisch verschieden, als gemeinhin angenommen wird; dieselbe Schädlichkeit kann, mit verschiedener Stärke wirkend, verschiedene Processe in diesem oder jenem Gewebe erzeugen. Als die einfachsten und allgemeinsten pseudoplastischen Krankheitsprocesse werden der reine Katarrh, der Rheumatismus, der Rothlauf und die Entzündung angenommen; die Processe der Contagien, der Gicht, Scrofeln u. s. w. gehen als zusammengesetzte stets mit einem allgemeinen einher. Die Entzündung ist kein besondrer, eigenthümlicher Krankheitsprocefs, sondern nur Modification, Stadium oder Seite eines jeden andern, Bildungsprocefs des Fremdartigen, Nichtassimilirten, von der Einheit des Ganzen Getrennten, und was zu allgemein, von den Franzosen Entzündung genannt worden ist, mufs in Phlogose, Hemiphlogose und Hypophlogose abgetheilt werden. Derselbe Krankheitsprocefs, z. B. Pocken, Scharlach, zeigt sich bald örtlich phlogistisch, bald hemi- bald hypophlogistisch, d. i. wie der befallene Organismus vorzüglich von dreifacher Constitution, sanguinisch, cholerisch oder phlegmatisch ist, so sind es auch die zu *einer* Art gehörigen pseudorganischen Wesen und Processe, die überdies bald mehr auf Gefäfse, bald mehr auf Nerven, auf Digestions- oder Respirationsorgane wirkend, vorwaltend Fieber oder Neurosen, Dyspepsie oder Dyspnoe erregen. Der Charakter des pseudoplastischen Processes ist aber nicht immer mit dem Charakter des leidenden Organismus von derselben Beschaffenheit; kein pseudoplastischer Procefs verbindet sich nothwendig mit einer bestimmten Passion, keine Passion gibt es, die nicht mit jedem pseudoplastischen Procefs sich verbände, mit jedem Krankheitscharakter vorkäme. Die in allen Kranken vorkommenden Momente — die pseudoplastischen Processe, die Passionen und die Charaktere — sind daher nach drei Principien zu ordnen, und zwar die ersteren naturhistorisch nach Weise der Pflanzen und Thiere, die zweiten anatomisch-physiologisch nach Ordnung der gestörten Functionen, die dritten nach den qualitativen Verschiedenheiten des Gesammtorganismus oder einzelnen Sphären desselben, z. B. nach Verschiedenheit des Temperamentes, der individuellen Constitution, nach vermehrter oder verminderter Arteriellität, Venosität u. s. w.

Seelen- oder Geisteskrankheit ist Verdunklung und Störung der seelischen oder geistigen, und in Folge

davon auch der äufseren elementaren Lebenskreise durch ein der Individualität fremdartiges d. i. nicht von ihr anzueignendes Bild in der seelischen und geistigen Region. Alle Bilder, insbesondre die mit innigem Gemüths- und Willensantheil entstandenen Sinnen-, Phantasie- und Gedankenbilder sind real, sie mögen wahr oder falsch sein, d. h. den Objecten entsprechen oder nicht. Abnorm thätige Bilder entstehen bei vorhandener Anlage sowohl durch körperliche Krankheiten, als durch die verschiedensten aufser dem Individuum befindlichen und auf die entsprechende subjective Region wirkenden Objecte. Wie der leiblich pseudoplastische Procefs zuerst die leiblichen, und secundär die psychischen und geistigen Functionen, so verletzt das psychisch-pseudoplastische Bild zuerst die psychischen und geistigen, und secundär die leiblichen Functionen. Doch gehen Selbstbewufstsein, Verstand, Vernunft, Gemüth- und Willensfreiheit nur zum Theil oder in gewissen Kreisen verloren; in jedem Irren sind noch Reste seelischer und geistiger Gesundheit vorhanden.

Aus der Lehre vom Heilprocefs ergibt sich, dafs die Heilmittel nur wirken, indem sie Verbindungen eingehen, entweder mit den organischen Theilen, diese durch ihre phlogistische *oder* antiphlogistische Natur *kräftigend*, oder mit dem Pseudorganischen, dieses schwächend oder tödtend, oder auf beiderlei Weise zugleich. Kein Arzneimittel wirkt als solches durch Herabsetzung der organischen Lebenskraft. Was von geistigen und sympathetischen Mitteln zu halten, und in der sogenannten Homöopathie Richtiges ist, wird gemäfs den leitenden Principien nachgewiesen. Die allgemeine Therapie ist nur die weitere Entwicklung und Anwendung der Lehre vom Heilprocefs auf die in den Kranken zu erfüllenden Indicationen, die sich im Wesentlichen auf Stärkung des Organischen und Schwächung des Pseudorganischen beziehen, sowohl in den verschiedenen Krankheitsperioden, als auch in der Reconvalescenz. Die Therapie beginnt, wo das Problem der Hygieine nicht gelöst werden konnte; die Verhütung von Krankheiten soll nicht allein durch Abhaltung von Schädlichkeiten, sondern auch durch Besserung der Constitution geschehn. Am Schlufs dieses ersten Bandes befinden sich noch allgemeine Bemerkungen über die Verhältnisse der medicinischen Wissenschaft und Kunst zu andern Wissenschaften und Künsten, nebst zwei Tabellen, von welchen die erste eine Uebersicht der leiblichen, seelischen und geistigen Functionen des Menschen gewährt, und die andere eine Klassification der Krankheiten nach den drei Hauptmomenten enthält. Der zweite Band wird die specielle Pathologie und Therapie zum Gegenstande haben.

Der Verf. bekennt selbst, und mit Recht, dafs sein System nicht für oberflächliche und bequeme Halb- oder Nichtdenker geeignet, nicht so leicht wie die aller historisch-genetischen Grundlage entbehrenden ultrasimplen Doctrinen der Dogmatiker zu umfassen und zu durchblicken ist. In der That sind wir lange keinem medicinischen Werke begegnet, welches im verhältnifsmäfsig engen Rahmen einen so vielgliedrigen und gedankenreichen Inhalt dargeboten hätte. Den meisten Abschnitten sieht man es an, dafs sie nur der einfachste und kürzeste Ausdruck langer und vielseitiger Vorarbeiten sind. Dieses Concentriren des Stoffes war nur möglich bei einem Styl, der im gröfsten Abstande zu der jetzt so häufigen, jeden Gedanken breit und platt schlagenden Weitschweifigkeit allein das Bezeichnende liebt, und selbst mit Geringschätzung passender Zierden durchaus gedrängt und körnig ist, ohne doch jemals trocken und farblos zu werden. Unbeschadet des Paragraphirens und mancher nicht abzuweisender Wiederholungen, zeichnet sich die Darstellung durch grofse Lebendigkeit aus, und bleibt nicht Weniges dem Nach- und Ausdenken des Lesers überlassen, so wird dieser durch neue Ansichten, treffende Bilder und Vergleiche, und geistvolle Erklärungen auch vielfach dazu angeregt.

Eine nicht mit Stillschweigen zu übergehende Eigenheit des Buches ist die darin herrschende Polemik, die der Verf. auf dem von ihm eingenommenen Standpuncte für nothwendig hielt; theils um durch Vergleichung seine eigenen Grundsätze bestimmter zu erklären, theils um die im Schwange gehenden Irrthümer nach Möglichkeit zu entkräften und zurückzuschlagen. Vorzüglich beschäftigt ihn die Kritik der pathologischen Theorieen, so wie die Kritik der gangbaren Lehren vom Heilprocefs und von der Indication. Diese Polemik, scharf und eindringend wie das anatomische Messer, wird ohne Zweifel den Meisten zu verletzend und schonungslos erscheinen, besonders in so fern ihre Angriffe auf das von einem ungenannten Schüler Schönlein's herausgegebene Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie gerichtet sind. Es war nicht schwer, in diesem bekanntlich von Schönlein selbst desavouirten Buche eine Menge von Irrthümern und Inconsequenzen nachzuweisen; für solche ist indefs der Lehrer nicht verantwortlich, so lange er die Schrift des Schülers nicht als die seinige anerkennt. Hoffentlich wird Schönlein mit der Bekanntmachung seiner wahren Lehren nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Zuletzt ist zu erwähnen, dafs Hr. v. Ringseis nach Vollendung seines Werkes noch besondre Abhandlungen, vielleicht in Form einer Zeitschrift, herauszugeben gedenkt, in welchen manche Puncte, die im System nicht erschöpfend genug behandelt werden konnten, eine nähere Beleuchtung und Erörterung finden sollen. An scharfem Widerspruch wird es nicht fehlen; die Wahrheit aber kann nur gewinnen, wenn der bevorstehende Kampf von ebenbürtigen Gegnern mit den rechten Waffen ausgefochten wird.

C. J. Lorinser.

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

IV.

Pascals Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Hermann Reuchlin. Stuttgart und Tübingen, 1840. *J. G. Cottaischer Verlag.*

Das Leben und Wirken *Pascals*, welches, wie der Verf. in der Zueignung treffend sagt, uns mitten durch die Gegensätze und Kämpfe einer um ihre höchsten und theuersten Interessen aufgeregten Zeit führt, ist gerade für unsere Gegenwart wieder von tieferer Bedeutung geworden, so dafs es des besten Dankes werth erscheint, wenn ein talentvoller und unterrichteter Mann dasselbe im möglichst vollständigen Bilde vorzuführen bestrebt war. Hr. *Reuchlin* ist mit der Geschichte Portroyals, an die sich der Geist und die Schriften Pascals enge anschliefsen, wohl vertraut. Er war der Mann, der Pascals Wesen und Bedeutung im höhern Zusammenhange mit seiner Zeit und ihrer philosophischen und religiösen Bewegung zu schildern vermochte. Bleibt auch in Bezug auf Auffassung und Anordnung des hier gebotenen Materials noch Manches zu wünschen übrig, so mufs doch der Fleifs und das rege Interesse in Aufsammlung desselben anerkannt werden. Hr. Reuchlin rühmt die freundlichen Zufälle, welche ihm über seinen Gegenstand reiche Quellen aufschlossen und ihn in das Innere des Familienlebens Pascals, wie einen wohlgelittenen Hausfreund einführten. Seine Schrift in gegenwärtiger Gestalt wurde zunächst durch das Wiederauffinden eines für den Gegenstand wichtigen Manuscripts veranlafst. Es war ihm aus dem Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Portroyal, où suplement aux memoires de M. M. Fontaine, Lancelot et du Fossé. Utrecht aux depens de la Compagnie. 1740. bekannt, dafs *Margarethe Perier*, die Nichte Pascals, selbst eine geschichtliche Person, welche ihren Oheim um 70 Jahre überlebte, und im höchsten Alter erst vor 108 Jahren starb, die ihre Familie, namentlich die ihren Oheim betreffenden Briefe und Papiere gesammelt hinterlassen hatte, wie denn diese Sammlung die Quelle eines werthvollen Aufsatzes im obigen Recueil war. Auf der *königlichen* Bibliothek zu Paris fand Hr. Reuchlin den in Holland und andern Bibliotheken zu Paris vergeblich gesuchten Band, welcher die Aufschrift: *Perier*, trägt. Daraus bot sich vielfach Neues besonders zur Charakteristik der, Pascal geistebenbürtigen Schwester, Jacqueline dar; Pascals Leben, so wurde Hrn. Reuchlin klar, läfst sich nur in Einheit mit dem ihrigen beschreiben. So entstand vorliegende Schrift, welche Pascal als christlichen Kämpfer und Philosophen (nicht als Naturkundigen u. s. w.) schildern soll, weshalb in ihr auch zumeist die Beziehungen dargestellt sind, in welche er zu den Gegnern Portroyals und seiner eignen Ueberzeugung, besonders den Jesuiten trat. Während er dies bevorwortend andeutet, legt Hr. Reuchlin folgendes Geständnifs ab: „Unsere uranfängliche Tendenz und Ueberzeugung war, dafs die Verschiedenheit des Jesuitenthums auch vom römischen Katholizismus zu beweisen und die dem römisch-katholischen Beichtinstitut wesentlich einwohnende Vortrefflichkeit ins Licht zu setzen sei. Statt dessen haben wir uns aber überzeugt, wie ihm tiefeingreifende Fehler wesentlich eigenthümlich sind, ob wir gleich uns gedrungen fühlen, dem Protestantismus gegenüber zu behaupten, dafs diesem Beichtwesen, *einem socialen Prinzipe*, welches bei so bedeutenden Fehlern doch so viele Kämpfe überwährt hat, und sich noch jetzt so mächtig erweist, der Kern einer gewaltigen Wahrheit einwohnen mufs, welchen auszuscheiden und zu entwickeln die unabweisbare, unbedingt verpflichtende Aufgabe jedes wahrhaft evangelischen Strebens und Gemeinlebens sein mufs.

Könnte unsere Mühe und Arbeit zu diesem lebendigen Tempel Gottes unter den Menschen auch nur Ein Sandkorn beitragen, so würden wir sie von Herzen segnen, denn sie wäre schon gesegnet."

Es mögen im Verlaufe dieser Anzeige Pascal und sein Biograph als geistige Doppelgänger erscheinen. Ist auch in Reuchlin, wie in Pascal die Dialektik der äufserlichen Momente der Kirche vorhanden, so kehrt doch die blofs äufserliche Auffassung der Geisteswelt oft mit dringender Gewalt in Beiden wieder. „Ich hatte," erzählt uns Hr. Reuchlin, „in jener Selbstzufriedenheit, welche uns bei blassen Handschriften und im Staube der Vergangenheit erwächst, Paris und seine Bibliotheken verlassen; es war mir, als hätte ich den Mann meiner Arbeiten und Studien mit den Augen geschaut und sein eigenstes Wesen mit den Fingern berührt. Nach wenigen Tagen sah ich mich dem ewigen, himmelragenden Eise des Montblanc gegenüber. Indem ich mit Mühe die niedern Gebürge in seinem Angesichte erklomm, fiel mir ein Wort Pascals schwer aufs Herz, es war mir, als rief er es durch meinen eisigen Nachbar in die Seele: Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts im Vergleich mit dem Unendlichen, ein All im Vergleich mit dem Nichts.... Alles, was seine Erkenntnifs thun kann, ist, dafs sie einen gewissen Schein von der Mitte der Dinge bemerkt, mit einer ewigen Verzweiflung, je das Prinzip oder das Ende davon zu erkennen." Daraus zieht Hr. R. die Nutzanwendung: „Wenn dies von der sichtbaren, von der endlichen Natur gilt, wie will unser forschendes Auge in eine noch höhere Ordnung eindringen, in welche sich die göttlichen Kräfte noch unmittelbarer nach ihrem eigensten Wesen herabgeben?" Wie er höher und höher hinaufsteigt auf die Gebürge, welche sich um den gewaltigen Montblanc herum lagern, um so gewaltiger erschien er, um so himmelnaher, um so höher ragte sein Scheitel über ihn hinaus. Und so erging es ihm dann auch fürder; je mehr er sich in die Schriften und Urkunden von Pascals Leben hineinarbeitete, desto fühlbarer, desto deutlicher wurde ihm, wie hoch, wie unnahbar der geheime Kern seines Wesens noch über seiner Forschung stand, über allen Spuren, welche sein Fufs in dem verwehenden Sande seiner irdischen Laufbahn zurückgelassen. „*Und dürfte Einer sich rühmen*, ruft Hr. R. aus, *dafs er mit einem höhern Geiste, mit einem der Genien der Menschheit von Angesicht zu Angesicht gerungen, wer könnte uns Worte geben, zu erzählen, was wir da geschaut!*" Dieser Enthusiasmus mag sich denn doch zu hoch versteigen. Was Pascals geistige Bedeutung war, läfst sich allerdings sagen. Ist doch auch Hr. R. recht oft im Falle, uns nicht nur die Stärke, sondern auch die Schwäche in dessen Wesen aufdecken zu müssen, ohne dafs er einen rechten Mittelpunkt und Halt seines Geistes nachzuweisen vermöchte. Aber Beide, das erhellt, stehen auf dem gleichen, unzureichenden Standpunkte der Gedankenbildung.

Blaise Pascal entstammt einer alten Familie der Auvergne. Die Pascal, wie ihre Frauen gehören dem parlamentarischen Stamme an, welcher eine ausgebreitete Klasse, eine besondere Nation im französischen Volke bildete, seinen eigenen Charakter, seine eigenen, gleichsam angebornen Ansichten, Tendenzen und Privilegien hatte. Blaise's Vater studirte zu Paris die Rechte, und war durch seinen Vater dem Generaladvocaten *Anton Arnauld* empfohlen, welcher (Dezbr. 1594) die berühmte Philippica gegen die Jesuiten hielt, eine Rede, welche man die Erbsünde seiner Familie nannte. Derselbe Anton Arnauld war der Vater der Mutter *Angelica* von Portroyal und der Schwester Agnes, des Robert d'Andilly und des vielgenannten Doctors *Anton Arnauld*. — So verschlingt sich der Gegensatz der befreundeten Familien gegen die Jesuiten mit dem gemüthlich-religiösen Elemente Portroyals. — Nach seiner Mutter frühzeitigem Tode ward Blaise von der ältern Schwester, Gilberte, erzogen; letztere ist unter dem Namen Madame Perier bekannt; sie schrieb die Biographie ihres Bruders. Die denselben geist- und gemüthverwandte jüngere Schwester Jacqueline, glänzte durch seltene Talente. Eine der zartesten weiblichen Organisationen, mit tiefreligiösem Zuge des Herzens, durchschritt sie die Bahn des Lebens Hand in Hand mit ihrem Bruder; eines der Geschwister zog das andere nach sich; das ist, bemerkt unser Verf., das ganze Geheimnifs ihres Lebens, welches nur als ein gemeinsames, nur in seiner Einheit erkannt werden will.

Blaise's Jugend, so erzählt uns seine Schwester Gilberte, umstrickte ein tückischer Zauber. Er konnte kein Wasser sehen, und er entsetzte sich, wenn Vater und Mutter sich einander näherten. Er liefs sich

von Jedem der Beiden liebkosen, sobald sie aber vereint zu ihm zu stehen kamen, schrie er und sträubte sich mit der äufsersten Gewalt. Dies Alles dauerte über ein Jahr, und er verfiel in eine so verzweifelte Lage, dafs man ihn dem Tode ganz nahe glaubte. Ein böses altes Weib hatte, nach eigenem Geständnifs, ihn bezaubert; sie trägt, mit Einwilligung der Aeltern Blaise's, den Zauber auf eine Katze über und das Kind wird heil. Den Wundern der leiblichen folgen die Wunder der geistigen Entwicklung. Bald verläfst der Vater seinen bisherigen Aufenthaltsort Clermont und vertauscht ihn mit dem zu Paris. Hier fand Blaise im zwölften Jahre seines Alters, ohne allen vorausgegangenen Unterricht in der Mathematik, die Construction der ersten 31 Sätze im ersten Buche der Euklid. Entsprechend dem frühzeitigen Talente Blaise's zeigte sich bei Jacqueline schon im siebenten Jahre Neigung zur Poesie. Eine bösartige Blatternkrankheit zerstörte ihre körperliche Schönheit. Der Vater Pascal war auf dem Eise ausgeglitten und hatte den Fufs verrenkt. Zwei der Chirurgie kundige Edelleute, welche seine Behandlung übernahmen, brachten ihn mit einem Geistlichen in Verbindung, der St. Cyran (von Portroyal) nahestand. Das Unglück und die neuen Bekanntschaften geben der Familie eine überwiegend religiöse Richtung. Blaise bekannte, dafs ihm sein Vater von früher Jugend an den Grundsatz einflöfste: Alles, was Gegenstand des Glaubens sei, nicht auch zum Gegenstande des Verstandes zu machen. Kurz nach seinen Versuchen über die Wirkung der Luftschwere auf die Quecksilbersäule, entschliefst er sich zur Einsamkeit, zur christlichen Contemplation. Seiner Schwester Jacqueline theilt er dieselbe Gemüthsverfassung mit; nicht weniger dem Vater; dieser wurde, so zu sagen, das Kind seiner Kinder, indem erst ihr Eifer ihn vermochte, sich Gott ganz zu ergeben. Sofort unterstellt sich die Familie Pascal der Leitung des (jansenistischen) Geistlichen Guillebert, Tractate von St. Cyran thun das Ihrige; von körperlichen Leiden sind fast alle Familienglieder bedrängt. Immermehr verschlingt sich das innere Leben Blaise's und Jacquelinens. Ihrer eigenthümlichen Richtung folgend, entschliefst sie sich in Portroyal als Nonne einzutreten. Dem widersetzt sich jedoch der Vater, nach dessen Tode auch der Bruder. Nichts hält sie aber zurück. Von Jacquelinens Briefen und Gedichten theilt uns Hr. R. charakteristische Proben mit. *Sie ist die schöne Seele.* Sie athmet nur im Reich der Gnade und Alles, was sie um sich her schaut, was um sie vorgeht, ist Bild und Darstellung der unsichtbaren Gemeinschaft mit Gott und seinen Verehrern, auf welche die Gnade im ununterbrochenen Flusse herabströmt. Recht bezeichnend für Portroyal und Jacquelinens Empfindung sind folgende Verse, die sie wahrscheinlich kurz, nachdem sie den Schleier genommen, schrieb:

Sombres déserts, retraite de la nuit,
Sacré refuge du silence,
Un malheureux à qui le monde nuit
Ne vient par ses cris vous faire violence.
Son tourment est si doux qu'il n'en veut pas guérir,
Il ne vient pas se plaindre, il ne vient que mourir.

Es ist hier nicht der objective Schmerz, der empfunden wird im Unterschiede des Endlichen und Unendlichen, vielmehr, wie nur das Subject *sich* fühlt, so ist dieser Schmerz zugleich das subjectiv Behagliche, Wohlige, in der bestimmten Umgränzung, der sich als Schranke nur das unbestimmte Unendliche, der Tod, entgegenstellt. Lust und Schmerz in der schlechten Unendlichkeit. Weil das Innere blos innerlich, so steht die wahrhafte Unendlichkeit draufsen als Fernes, Jenseitiges. Dies Hinbrüten in der Süfsigkeit der Beschauung, die sich jedoch noch künstlerisch ausspricht, und darum einigen objectiven Halt hat, nimmt aber bald ein schlimmeres Ende. Auf eine Anfrage bei der Mutter Angelika, ob sich wohl Poesie mit der Religiosität im Sinne Portroyals vertrüge, erhielt Jacqueline den Bescheid: man glaube nicht, dafs ihre poetischen Anlagen ein Pfund seien, von dessen Anwendung sie Gott werde Rechenschaft abzulegen haben. Dies Wort genügte Jacqueline; das letzte lebendige Erbtheil ihres bessern Wesens giebt sie preis, um allein das kalte, weifse Todtentuch der Contemplation umzunehmen. Während dies in Portroyal vorging, beschäftigte sich Pascal mit einer Rechenmaschine, die er der Königin Christine von Schweden übersandte. Bald aber geht die Reaction aus Portroyal mächtig auf ihn los. Bei einer Fahrt Pascals über die Brücke von Neuilly wurden die Pferde scheu, sie sprangen in den Flufs, zum Glück aber rissen die Stränge; der Wagen, worin er safs, blieb am Abgrund stehen. Hr. Reuchlin tadelt Voltaire, dafs er jenem Vorfall einen starken Einflufs auf Pascals spätere Gemüthsverfassung zutheilt, mufs

aber doch selbst berichten, dafs Letzterer oft diesen Abgrund in der Einbildungskraft sah, sich deshalb an Stühle u. s. f. festklammerte, um nicht zu stürzen. Ein Besuch, den er jetzt seiner Schwester in Portroyal abstattete, bekehrte ihn. Da übergab er sich Singlin, dem Gewissensrath Portroyals, zur geistlichen Bearbeitung. Wurde er von Strenggläubigen früher schon getadelt, dafs er den Vergnügungen sich hingäbe, ein Amt kaufen und eine Frau nehmen wollte, so mufste er auch jetzt noch von ihnen den Vorwurf hinnehmen, *dafs er ein zu aufgeräumter Sünder sei.* Dies geschah gegen Ende des Jahres 1654; im Jahre 1656 besafs Pascal, diesen Gängeleien zum Trotz, doch noch so viel Humor, um die Lettres provinciales zu schreiben. Trüber und trüber aber wird seine Stimmung gegen das Ende seines Lebens, das schon im 39 Jahre seines Alters erfolgt. Bekannt ist die Thatsache, dafs er Jahre vor seinem Tode einen Stachelgürtel trug, um sein Fleisch zu kreuzigen, er, der ohnehin von tausend körperlichen Leiden gepeinigt war. An das Wunder, welches an seiner Nichte Perier in Portroyal geschah, glaubte er im Grunde des Herzens. Auch Hr. Reuchlin geht mit den Wundern Portroyal's sehr vorsichtig um. Jacqueline war ihrem Bruder im Tode um einige Jahre vorausgegangen. Ihre in sich verglimmende Seelenhaftigkeit und die Heimsuchungen, die über Portroyal kamen, hatten ihr Leben im 36. Jahre verzehrt.

Der gelungenste Abschnitt in Hrn. R's. Schrift ist unstreitig der über die Provinzialbriefe. Er legt nicht allein ihr geschichtliches Entstehen vollständig dar, sondern entwickelt auch ihre speculative Bedeutung mit vielem Glücke. Hr. R. vergegenwärtigt uns die ganze Lage, in welcher die kämpfenden Parteien, namentlich die Sache der Schüler Augustins und Portroyals sich zur Zeit der Entstehung der Briefe befanden, unter welchen Verhältnissen sie erschienen, durch was sie veranlafst wären. Die päpstliche Bulle vom Mai 1653, welche die fünf Sätze Jansens verdammte, hatte die Sache noch nicht so weit abgeschlossen, als man gehofft. Die Unterscheidung des *Factums* von der *Glaubensnorm* erhob neue Schwierigkeiten. D. Anton Arnauld wurde als Personification der verdammten Lehre betrachtet, und eine starke Partei der Sorbonne, deren Mitglied er war, hatte es auf seine Person abgesehen. Picot, ein Priester der Pfarrei St. Sulpice in Paris, hatte dem Herzog Liancourt die Absolution verweigert, bis er sich von der Verbindung mit Portroyal losgesagt und seine Enkelin daraus zurückgenommen hätte. Da brach Arnauld, der schon früher gegen zu häufiges Communiciren aufgetreten war, ein längeres Schweigen gegen die Feinde des Jansenismus, ohne sich jedoch in seiner Broschüre zu nennen; that dies jedoch in der folgenden Replik auf einem Hagel von Streitschriften, die sein weit verbreiteter erster Brief hervorgerufen hatte. Arnauld wird darum der Sorbonne denunciirt; von der Hofpartei hart bedrängt, legte er seine Sache dem Papste vor; die Sorbonne stand aber von der Prüfung seiner Schrift nicht ab. Arnauld wurde es vorgerückt, dafs er als ein *jeune docteur de* 44. *ans* über die Moral der Jesuiten abzusprechen wage. Seine Behauptung, dafs durch die päpstlichen Bullen und die Bischöfe das Factum: ob die verdammte Lehre wirklich die Jansen's sei, noch nicht entschieden worden, wurde von der Sorbonne für *verwegen, skandalös* und *beleidigend gegen den Papst und die französischen Bischöfe erklärt.* Der zweite Satz, der aus Arnaulds Briefen ausgehoben wurde, lautete: dafs uns die Schrift in der Person Petri einen Gerechten zeige, dem die Gnade, ohne welche man nichts Gutes thun kann, gefehlt, bei einer Gelegenheit, wo er ohne Widerrede gesündigt. Arnauld zeigte, dafs sein zweiter censirter Satz nicht sowohl *seine* Lehre, sondern buchstäblich die des Augustin und Chrysostomus sei. Nichts desteweniger wurde sein Satz für ketzerisch erklärt; diejenigen Mitglieder der Sorbonne, welche dies Verdammungsurtheil nicht unterschrieben, ausgeschlossen; sechzig junge Doctoren traten ab. Auf heftiges Dringen seiner Feinde, gewarnt jedoch von seiner Schwester, Angelika von Portroyal, bat Arnauld den Papst und die Bischöfe um Verzeihung. Hiermit war die Sorbonne noch nicht zufrieden. Er sollte noch eine von ihr verfafste Censur unterschreiben. In diese Zeit fällt ein Aufenthalt Pascals in Arnaulds Wohnung, was des Letztern Mitwirkung bei Verabfassung der Provinzialbriefe sehr wahrscheinlich macht.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Pascals Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Hermann Reuchlin.

(Schluſs.)

Da die Rechtfertigungsschrift, welche Arnauld entworfen hatte, die Billigung seiner Freunde nicht erhielt, war es, wie Hr. R. bemerkt, passender, daſs für Leute, welche nur eine oberflächliche Belehrung verlangten, Jemand schriebe, welchem keine zu detaillirte Sachkenntniſs, wie eine zu schwere Waffenrüstung, die Leichtigkeit im Ueberblick und im Gebrauche der Waffen benähme. Arnauld wandte sich deshalb an Pascal, der auch bald den ersten Brief verfaſste, und in demselben Kreise, in welchem Arnaulds Rechtfertigungsschrift verworfen worden war, vorlas. Dieser und die folgenden Briefe erschienen heimlich. Paris und das ganze Land wurde von ihnen überschwemmt. Jansenistische Damen thaten das Hauptsächlichste zu ihrer Empfehlung und Verbreitung. Aber nicht nur der Kanzler des Königs gerieth in solche Wuth darüber, daſs ihm siebenmal zur Ader muſste gelassen werden, auch unter den Freunden des Evangeliums fand Pascals Weise lebhaften Widerspruch; namentlich war Singlin, der Beichtvater von Portroyal, sehr ungehalten darüber. Nur in den drei ersten Briefen vertritt Pascal die Sache Arnaulds; vom vierten Briefe an richtet er alles sein Geschütz gegen die Kompagnie der Jesuiten, als diejenigen, welche Himmel und Hölle gegen den Jansenismus heraufbeschworen hatten. Erschien das kleine Häuflein von Portroyal auf dem Gebiete des Dogmas geschlagen, so war für den Fall, daſs man die Frage auf dem Gebiete der Moral fixirte, noch etwas zu hoffen. Hr. Reuchlin wirft sich die Frage auf: „Welche Gewalt, welche Nothwendigkeit waltete über den Jesuiten, stellte sie an den jähen Rand des Abgrunds, der Schlaffheit in der Moral und trieb und drängte ihrer Viele hinein"? Er beantwortet sie folgendermaſsen.

„Die Reformation hatte im Gegensatze gegen das ärgerliche Leben namentlich der bisherigen Geistlichkeit, sehr streng auf Sittenreinheit gedrungen und sich bei Festsetzung ihrer Prinzipien über Sittenzucht selbst vor dem Vorwurf der Härte und Engherzigkeit nicht gescheut. Zudem hieng dies mit ihrer dogmatischen Richtung unmittelbar zusammen. Der Jesuitenorden trat nun von vorn herein Allem, was die Reformation charakterisirte, bestimmt entgegen; daſs irgend ein Grundsatz das Gegentheil von dem Prinzip der Reformation enthalte, war schon eine groſse Empfehlung für ihn bei Loyola's Schülern. Ihr Semipelagianismus im Dogma konnte sich auch in der Sittenlehre nicht verläugnen. Die Kompanie wurde endlich in dieser unzertrennlichen Doppelrichtung im Dogma und in der Moral bestärkt durch die Augustinischen Regungen innerhalb der katholischen Kirche, deren Prädestinationismus mit groſser sittlicher und ascetischer Strenge Hand in Hand gieng; wie es denn nothwendig geschehen muſste, da sie mit den Reformatoren dieselbe strenge sittliche Idee theilten, aber nicht die Rechtfertigungslehre, sondern der göttlichen Gerechtigkeit für die (doch unendliche) Schuld der Sünde eine *entsprechende* Genugthuung leisten wollten. *Dies ist auch der Schlüssel zu der ascetischen Strenge und Härte, welche Pascal zunächst an sich übte*".....

„So ist denn also die Moral der Jesuiten nichts Anderes, als die Wissenschaft oder die Kunst, die Routine, die Fertigkeit, jenen allgemeinen, beinahe unbeschränkten unentgeltlichen Ablaſs auf Verlangen auf die einzelnen Kirchenglieder und Fälle anzuwenden, mit den Strafen für Uebertretung der kirchlichen Verordnungen auch die wirklichen Sünden gegen das göttliche Gebot zu erlassen, wenn man sich nur in der

Beichte bereit erklärte, der Kirche dafür Genugthuung zu leisten"... Als das Endresultat seiner Studien über die Moral der Jesuiten erkennt Hr. R. an, dafs ihr Grundirrthum in der totalen, ultrakatholischen Vermengung und Verwechslung der durchaus äufseren Erscheinung der Kirche mit ihrer Idealität und Heiligkeit liegt; der letzte Zweck der Jesuiten sei die Erhaltung jener Kirche, welcher Alles zum Opfer gebracht wird, ohne dafs es erlaubt ist, das Wesen, die Religion selbst, vom Zufälligen, Aeufserlichen, blos Kirchlichen, Unwesentlichen zu unterscheiden. Daher denn auch eine äufsere Einheit mit dem rein äufserlichen Institute der Kirche genügt. Darin wurzelt die leb- und lieblose Werkgerechtigkeit der Jesuitenmoral, darin ihre äufserliche Ansicht von Autorität und Tradition der Kirche, die Lehre von der Probabilität, welche auf die Wahrheit verzichtend, sich mit der blofsen Wahrscheinlichkeit beruhigt. Diese Sätze bilden nach Hrn. Reuchlin den Schlüssel zur Erklärung der Provinzialbriefe und hier trifft er allerdings die Wahrheit der Bedeutung des der katholischen Kirche und dem Jesuitismus gemeinschaftlich immanenten Semipelagianismus. In Pascals sittlicher Ironie geht die Dialektik dieser Aeufserlichkeit vor sich. Das Augustinische Prinzip, wie es der Reformation angehört, ist ein geistiges, ein die Endlichkeit der äufsern Erscheinung der Kirche verneinendes. Dies geistige Prinzip ist wohl auch im Jansenismus vorhanden, aber noch behaftet mit dem äufserlichen Prinzip der Kirche, wie auch der Stachelgürtel und die übrige Askese Pascals noch auf Rechnung dieses äufserlichen Prinzips kommt. Der Jansenismus konnte es eben nicht zum Protestantismus bringen, weil sein Glaube immer wieder auf den Semipelagianismus zurückfiel *). Dies nachzuweisen, wäre Pflicht unsers Verfs. gewesen.

Der gerügte Mangel des Jansenismus tritt besonders in *Pascals Gedanken über die Religion* hervor. Hier handelte es sich darum, ein positives Resultat seiner Forschungen über Gott und göttliche Dinge niederzulegen. Abgesehen von der ganz oberflächlichen Methode des blofsen Räsonnements wird uns darin auch Nichts geboten, was als *ein bestimmter, in sich entwickelter Gedanke gelten könnte.* Das Letzte ist die reine Aeufserlichkeit, die Autorität. Pascal führt uns einen Menschen vor, der bisher in vollkommner Indifferenz gelebt hat, endlich sich darüber besinnt, was er ist, woher er kommt, und wohin er geht. Er wendet sich zuerst an die Philosophen, überzeugt sich aber, dafs jede Philosophie die andere aufhebt, ohne sich selbst feststellen zu können. Er durchläuft darnach alle frühern Religionen, von welchen keine seine Bedürfnisse stillen kann. Er lernt die Bibel kennen, erfährt, dafs er nach Gottes Ebenbild geschaffen, jedoch vieler Vorzüge ermangele: Fall, Erlösung. Die Bibel, welche das Wesen alles Kultus in der Liebe bestehen lasse, enthalte allein den Begriff wahrer Religion. Hier thut Pascal die richtige Aeufserung, dafs Religion vor allem Zweifel vorhanden sei. Aber mitten zwischen diese höhere Anschauungsweise tritt wieder die ordinäre, französisch-empirische. „Der Mensch", sagt Pascal, verliert sich bei seiner Naturbetrachtung einerseits in den Wundern, welche durch ihre Kleinheit (Zartheit, Feinheit) erstaunlich sind, andererseits in denen, welche durch ihre unermefsliche Ausdehnung unser Erstaunen erwecken. Denn wer wird sich nicht wundern, dafs unser Körper, welcher im Universum, im Schoofs des Alls nicht mehr wahrzunehmen ist und ganz verschwindet, jetzt mit den Nerven einer Milbe verglichen, ein Kolofs, eine Welt oder vielmehr ein All ist im Vergleich mit der äufsersten Kleinheit, welche man nicht mehr erreichen kann". (Hiezu macht Hr. R. die geistreiche Bemerkung: „„So schwankt der Mensch haltlos zwischen den beiden Extremen des Alls und Nichts. Damit ist uns zugleich, als in einem reellen Gleichnisse, die Relativität unse-

*) Es ist Verkennung aller geistgeschichtlichen Thatsächlichkeit, wenn eine mit Dr. Gaufs unterzeichnete Anzeige von Hrn. Reuchlin's Geschichte von Portroyal *in den Hallischen Jahrbüchern* (Jul. 1840) behauptet: „Es würde eine grofse Gedankenlosigkeit dazu gehören, um zu läugnen, dafs der Semipelagianismus und Pelagianismus dem Papstthum weit abholder sind, als der Augustinismus und gänzliche Unbekanntschaft mit der Geschichte, dafs der Semipelagianismus der Grund gewesen, auf welchem St. Peter seine Kirche, die in Rom und die in der Welt aufgerichtet". Der Augustinismus setzt allerdings das Göttliche aufserhalb des Subjects; aber die Handlung, vermöge deren das Göttliche in das Subject gelangt, ist doch immer eine *geistige*, im Geiste vor sich gehende, während dieselbe Handlung nach dem Semipelagianismus eine geistlose, mechanische ist. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dafs vor der Idee selbst diese einander gegenüberstehenden Vorstellungsformen überwundene sind.

rer Begriffe gegeben" "!) „Unser Erkenntnifsvermögen nimmt in der Ordnung der erkennbaren Dinge dieselbe Stelle ein, wie der Körper in der Ausdehnung der Natur.... Wir sind auf einer ungeheuern Mitte, *immer ungewifs und schwankend zwischen der Unwissenheit und der Erkenntnifs*; und wenn wir vorwärts zu gehen gedenken, so wird unser Gegenstand erschüttert, und entgeht allen unsern Mitteln, ihn zu fassen; er schwindet, er flieht auf ewig, nichts kann ihn aufhalten". Wohl wenn wir die geistige Substanz mit Zangen packen oder in Retorten auffangen wollen! Nicht blos Goethe hat behauptet, versichert sehr naiv Hr. R., dafs wir nichts wissen, wenn wir nicht Alles wissen. Pascal weise nach, wie grundlos das Vorurtheil sei, dafs man kleine Dinge eher erkennen könne u. s. f.

Welche sittliche Wahrheiten eines Pascal: „die Eitelkeit ist so sehr im Menschenherzen festgeankert, dafs ein Trofsbube, ein Küchenjunge, ein Lastträger sich rühmt und seine Bewunderer haben will, und selbst die Philosophen wollen es"! — „Was sind die natürlichen Prinzipien (Hr. R. setzt hinzu: *angeborne Wahrheiten und Triebe*) Anderes, als unsere angewöhnten Prinzipien? Eine verschiedene Gewohnheit würde andere natürliche Prinzipien geben; das sieht man aus der Erfahrung; und wenn es welche giebt, die der Gewohnheit unauslöschlich sind, so giebt es auch Prinzipien, welche von der Gewohnheit kommen und für die Natur unauslöschlich sind. *Das hängt von der Disposition ab*".... „Die allerunbedeutendste Sache kann machen, dafs die Wagschale des Rechts und der Wahrheit sich auf die eine oder andere Seite senke. Verwundert euch nicht, dafs dieser grofse Geist im Augenblick nicht gut räsonnirt — eine Mücke summt um seine Ohren".... „Was für eine Chimäre ist doch der Mensch? Was für eine seltsame Erscheinung, welches Chaos, welcher Widerspruch mit sich selbst? Richter über Alles, blödsinniger Erdenwurm; Verwahrer des Wahren, Haufen von Ungewifsheiten, Ruhm und Auswurf des Universums". Ist es da zu verwundern, wenn der Erlösungsbegriff eine ganz falsche Stellung zum Individuum bekommt, indem Absolutes und Empirisches so willkürlich verwechselt, und bei der gänzlichen Unfähigkeit, den Begriff der Sache festzuhalten, auf den Grund einer mit Empirie geschwängerten Abstraction und einer mit Abstraction verdünnten Empirie mafs- und ziellos forträsonnirt wird. Als *Denker* — und als solchen mufs er sich in seinen *Gedanken* über die Religion bewähren — können wir Pascal bei weitem nicht die hohe Stelle anweisen, welche ihm Hr. R. (nach seinen oben citirten Worten) anweist.

Wie wir früher sahen, dafs der Jansenismus im Dogma und in der Moral auf eine Aeufserlichkeit zurückfalle, so stellt sich dies am klarsten heraus bei der Betrachtung von Pascals Begriffen über Gesellschaft und Staat. Ref. hat es in diesen Blättern (bei Gelegenheit der Besprechung der Jordan'schen und Ellendorfischen Schriften über Jesuitismus) darzuthun versucht, dafs der *jesuitische* Begriff vom Staate auf der reinen Aeufserlichkeit und blofsen Natürlichkeit basirt. Er ist veranlafst, darauf noch einmal aufmerksam zu machen, um Pascals einschlägige Begriffe in ihr rechtes Licht zu stellen. Hören wir diesen: „Man sieht beinahe keine Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, welche sich nicht mit dem Klima in ihrem Wesen veränderte. Drei Breitengrade werfen die ganze Jurisprudenz über den Haufen; ein Meridian entscheidet über die Wahrheit und wenige Jahre über den Besitz; selbst die Grundgesetze ändern sich".... „Die Kunst, die Staaten über den Haufen zu werfen, besteht darin, die festgestellten Gewohnheiten zu erschüttern *durch ihre Untersuchung bis auf ihre letzte Quelle*, um darin den Mangel der Autorität und der Gerechtigkeit bemerklich zu machen. Man mufs, heifst es, auf die Grund- und primitiven Gesetze des Staats zurückgehen, welche eine ungerechte Gewohnheit abgeschafft hat, das ist ein Spiel, um Alles zu verlieren; nichts wird dieser Wage gerecht (juste, genau) sein". Man mufs also wohl vor Allem die Staatsidee als solche perhorresciren!

„Das Volk darf nicht fühlen, dafs es in Wahrheit unter einer Usurpation steht; sie ist einmal ohne Grund eingeführt worden; man mufs machen, dafs sie als authentisch, als ewig betrachtet wird, und ihren Anfang verbergen, wenn man nicht will, dafs sie bald ein Ende nehme". „Ist das nicht, ruft Hr. R. aus, der zum erstenmal gegen seinen Helden in Harnisch kommt, schon die ganze, politische Weisheit Rousseaus"? Mit Nichten, rufen wir Hrn. R. zu; wenn Einer, so hat Rousseau den Staat in der Idee und in seiner ewigen Berechtigung geschaut. Pascal steht hier vielmehr auf der entgegengesetzten, gedankenlosen

senschaft ist nicht blos Verhütung möglicher und Heilung wirklicher Krankheiten, sondern auch Mitwirkung zur Veredlung des Menschengeschlechts, und die Lösung dieser Aufgabe ist nur möglich im organischen Verein von Kirche, Staat und Natur. Aerztliche Wissenschaft ist Einsicht in die innern und äufsern Vorgänge der Heilung, Bedingung dazu die Einsicht in die Vorgänge des gesunden und kranken Lebens, die Einsicht in diese aber unmöglich ohne Einsicht in den Zusammenhang alles Lebens, d. i. ohne Philosophie. „Ist's aber nicht besser, mit Umgehung aller Theorie auf Hippokratische Weise blos der Erfahrung zu folgen? — Antwort: Thun und Denken, Praxis und Theorie sind unzertrennlich. Was Athmen dem Leibe, ist Denken dem Geiste. Jeder ärztliche Künstler und Handwerker theoretisirt, d. h. denkt mehr oder weniger über die Entstehung und Fortbildung der Krankheit, und über ihr Verhältnifs zu den Arzneien. Die Gegner der Theorie sind nie ohne Theorie, nur theoretisirend bekämpft man Theorie; diese Gegner sind nur Gegner von Theorien, die aus übersinnlichen Ursachen erklären, sie erklären Alles aus sinnlichen, d. h. aus selber der Erklärung bedürftigen, und theoretisiren auf *ihre* einseitig materielle Weise. Das in jeder Zeit unabweisliche Bedürfnifs der Theorie ist noch mächtiger und unabweislicher in unserer, der Zeit der in unzähligen Entdeckungen zu umfassenderem Bewufstsein gelangenden Menschheit. Wo es keinen positiven Codex, wie in der Theologie und Jurisprudenz giebt, da ist eine nach richtigen Grundsätzen handelnde Theorie noch viel nöthiger. Die sich auf Hippokrates und die grofsen Praktiker berufenden Gegner der Wissenschaft sind schlechte Anwälde ihrer Sache. Hippokrates und die grofsen Praktiker bezeichneten die Angelpuncte der pathologischen und jatreusiologischen Theorie in ihren Lehren; wahrhaft medicinisch wissenschaftliche Anschauung lebte in ihrem Geiste, weil ohne diese kein bewufstes Kunsthandeln möglich. Die gute Praxis ist eine Folge wahrer, die schlechte eine Folge falscher Theorie; nie kann etwas theoretisch wahr und practisch falsch sein. Der Irrthum, dafs diese grofsen Praktiker nicht wissenschaftlich seien, rührt daher, dafs man eine einseitig abstracte wissenschaftliche Form, die logisch oder mathematisch demonstrative, für die allein wissenschaftliche hielt. — Gesundheit, Krankheit und Heilung sind millionenmal wiederholte *Thatsachen*. Ist es nicht natürlich, ja nothwendig, die Gesetze dieser Thatsachen in den Thatsachen selber zu suchen? Unsre Intelligenz ist nur ein selbstthätig nachbildender und das Nachgebildete aufbewahrender Spiegel der Objecte; in ihr ist ursprünglich nichts vorgebildet; zu wirklichen Nachbildern und zum thätigen Bewahren und Verarbeiten derselben kommt es nur mittelst Anregung durch Vorbilder. Theorie, Wissenschaft ist Deutung oder subjective Nachbildung eines Objectes in allen seinen Beziehungen. Dieses Object ist in seinem ganzen, d. i. ex- in- und protensiven Sein durch den theoretisirenden Geist nachzubilden; denn alle Objecte haben nicht blos ein extensiv räumliches Nebeneinander, und protensives oder zeitliches Nacheinander, sondern gleichzeitig im nämlichen Raume beständig ein mannigfaltiges intensives Sein, in mehreren nur mit den geistigen Sinnen erfafsbaren Seinssphären, von denen immer eine Sphäre innerlicher als die andre, und die minder innerliche von der mehr innerlichen völlig durchdrungen wird, wie z. B. die elektrisch-magnetischen Kräfte ein Innerliches bezüglich auf das materielle Sein, die Seele ein Innerliches bezüglich auf die elektrisch-magnetischen Agentien, und der Geist in seinen verschiedenen Sphären ein bezüglich auf die Seele Innerliches, also die innerste Seinssphäre ist. — Jede Theorie ist einseitig, mehr oder weniger unwahr, welche vom Objectiven, von der Erfahrung absehend blos die subjective logische oder mathematische Denkform entwickelt, nur die äufsere oder innere Sphäre, oder nur das eine oder andre Merkmal dieser Sphären, oder nur eine Epoche derselben auffafst, oder die Gesetze anderer Gebiete, z. B. die dynamischen, chemischen, mechanischen der unorganischen Natur auf die organische, oder die Gesetze des gesunden Lebens auf das kranke und den Heilungsprocefs überträgt. In der Regel ist die Theorie der medicinischen Praxis aus den medicinisch-praktischen Werken, wie die Theorie der Kunst nur aus und an Kunstwerken, wie das Gesetz, nach dem die Bienen ihre Zellen bauen, in diesen Zellen zu suchen. Aber die Praktiker haben wohl ihr Thun, nicht immer jedoch die wissenschaftlichen Kunstregeln, die sie bei der Praxis leiteten, niedergeschrieben. Es ist etwas Anderes das Werk, und etwas Anderes das Bewufstsein des Gesetzes, nach dem es hervorgebracht wurde,

etwas Anderes das Gefühl (der Tact) und etwas Anderes die Einsicht des Wahren". Die in den Werken der Praktiker enthaltene Theorie ist daher weiter zu entwickeln, so jedoch, dafs die irrigen Zeitmeinungen, deren oft der bessere praktische Kunstverstand sich nicht erwehren konnte, ausgeschieden, und die neuen am Baume der Wissenschaft beständig wachsenden Zweige nach Gebühr berücksichtigt werden.

Diesen Grundansichten gemäfs entwickelt der Vf. in der Propädeutik einige Sätze der Philosophie, welche in manchen Resultaten mit den Lehren der in München lebenden Koryphäen philosophischer Wissenschaft übereinstimmen, und mit seiner medicinischen Theorie im nächsten Zusammenhange stehen. Für die Anwendung auf Physiologie und Pathologie ist unter diesen Sätzen besonders derjenige als folgenreich zu erwähnen, welcher in den materiellen *und* immateriellen Regionen der Dinge ein Bildendes, ein flüfsig Bildsames und ein Gebildetes unterscheidet, so wie auch nicht mindere Beachtung verdient, was über die herrschende Verwechslung des befreundeten und des feindlichen Gegensatzes gesagt, und für die Medicin um so wichtiger ist, je mehr man sich hier gewöhnt hat, im gesunden und kranken Leben, ja in jeder einzelnen Lebensfunction nur einen Kampf entgegengesetzter Kräfte zu sehen, und das Verschiedene, sich gegenseitig Ergänzende, darum Suchende und Vereinte mit dem sich widerwärtig Spannenden, widerstrebend Zusammengehaltenen oder ganz feindlich Geschiedenen zu verwechseln. In den Erörterungen über Gott und den Schöpfungsprocefs, über den allgemeinen und besondern Organismus, über den Leibbildungsprocefs der Pflanzen und Thiere und die eigentlich thierischen Verrichtungen sind zum Theil ganz eigenthümliche Ansichten von der Zeugung und Ernährung, von der Bedeutung des Gangliensystems und der Sensation mitgetheilt.

Der erste Ursprung aller Krankheit und relativen Gesundheit wird dort gesucht, wo alle früheren christlichen Aerzte ihn gefunden haben. Der gegenwärtige Zustand des Menschen ist nicht der ursprüngliche; sein Fall zog den der ganzen Natur nach sich, und seitdem kann seine Gesundheit nur auf unvollkommene Weise innerhalb gewisser Breitegrade fortbestehn. Die Lehre von den Gesundheits-Breitegraden, eine der unentbehrlichsten für den Arzt, umfafst vorzüglich die verschiedenen Dispositionen (Gesundheits-Constitutionen oder -Charaktere) und deren Ursachen, und wurde bisher gewöhnlich stückweise und mit unzähligen Wiederholungen in der speciellen Pathologie vorgetragen, wohin sie eigentlich nicht gehört, da Dispositionen noch keine Krankheiten sind.

In jeder Krankheit, oder vielmehr in jedem Kranken werden unterschieden, erstens: ein dem individuellen Leben Feindliches, Parasitisches, Pseudorganisches, in Geisteskrankheiten Geistiges, in Seelenkrankheiten Psychisches, in leiblichen Somatisches, im letzteren Falle Phlogistisches, Hemiphlogistisches oder Hypophlogistisches; zweitens das Leiden, die Passionen des Organismus, das mehr passive Afficirtsein, verschieden nach dem Sitze oder Theile (Form der Krankheit) und nach der Beschaffenheit und Menge der Säfte und Kräfte (Character der Krankheit;) drittens endlich die Rückwirkung des Organischen, und das dieser entsprechende Leiden, Afficirtwerden des Krankmachenden. Daher ist in der Krankheit ein Kampf des Organismus mit dem Pseudorganischen, und des Pseudorganischen mit jenem vorhanden, somit ein gegenseitiges Thun und Leiden, gegenseitiges Afficiren und Afficirtwerden; es sind im Kranken zwei Agenten, von denen jeder sich thätig und leidend verhält. — Die Schädlichkeiten, welche Krankheitsprocesse veranlassen, sind bei weitem nicht so zahlreich und so specifisch verschieden, als gemeinhin angenommen wird; dieselbe Schädlichkeit kann, mit verschiedener Stärke wirkend, verschiedene Processe in diesem oder jenem Gewebe erzeugen. Als die einfachsten und allgemeinsten pseudoplastischen Krankheitsprocesse werden der reine Katarrh, der Rheumatismus, der Rothlauf und die Entzündung angenommen; die Processe der Contagien, der Gicht, Scrofeln u. s. w. gehen als zusammengesetzte stets mit einem allgemeinen einher. Die Entzündung ist kein besondrer, eigenthümlicher Krankheitsprocefs, sondern nur Modification, Stadium oder Seite eines jeden andern, Bildungsprocefs des Fremdartigen, Nichtassimilirten, von der Einheit des Ganzen Getrennten, und was zu allgemein, von den Franzosen Entzündung genannt worden ist, mufs in Phlogose, Hemiphlogose und Hypophlogose abgetheilt werden. Derselbe Krankheitsprocefs, z. B. Pocken, Scharlach, zeigt sich bald örtlich phlogistisch, bald hemi- bald hypophlogistisch, d. i. wie der befallene Organismus vorzüglich von dreifacher Constitution, sanguinisch, cholerisch oder phlegmatisch ist, so sind es auch die zu *einer* Art gehörigen pseudorganischen Wesen und Processe, die überdies bald mehr auf Gefäfse, bald mehr auf Nerven, auf Digestions- oder Respirationsorgane wirkend, vorwaltend Fieber oder Neurosen, Dyspepsie oder Dyspnoe erregen. Der Charakter des pseudoplastischen Processes ist aber nicht immer mit dem Charakter des leidenden Organismus von derselben Beschaffenheit; kein pseudoplastischer Procefs verbindet sich nothwendig mit einer bestimmten Passion, keine Passion gibt es, die nicht mit jedem pseudoplastischen Procefs sich verbände, mit jedem Krankheitscharakter vorkäme. Die in allen Kranken vorkommenden Momente — die pseudoplastischen Processe, die Passionen und die Charaktere — sind daher nach drei Principien zu ordnen, und zwar die ersteren naturhistorisch nach Weise der Pflanzen und Thiere, die zweiten anatomisch-physiologisch nach Ordnung der gestörten Functionen, die dritten nach den qualitativen Verschiedenheiten des Gesammtorganismus oder einzelnen Sphären desselben, z. B. nach Verschiedenheit des Temperamentes, der individuellen Constitution, nach vermehrter oder verminderter Arteriellität, Venosität u. s. w.

Seelen- oder Geisteskrankheit ist Verdunklung und Störung der seelischen oder geistigen, und in Folge

davon auch der äufseren elementaren Lebenskreise durch ein der Individualität fremdartiges d. i. nicht von ihr anzueignendes Bild in der seelischen und geistigen Region. Alle Bilder, insbesondre die mit innigem Gemüths- und Willensantheil entstandenen Sinnen-, Phantasie- und Gedankenbilder sind real, sie mögen wahr oder falsch sein, d. h. den Objecten entsprechen oder nicht. Abnorm thätige Bilder entstehen bei vorhandener Anlage sowohl durch körperliche Krankheiten, als durch die verschiedensten aufser dem Individuum befindlichen und auf die entsprechende subjective Region wirkenden Objecte. Wie der leiblich pseudoplastische Procefs zuerst die leiblichen, und secundär die psychischen und geistigen Functionen, so verletzt das psychisch-pseudoplastische Bild zuerst die psychischen und geistigen, und secundär die leiblichen Functionen. Doch gehen Selbstbewufstsein, Verstand, Vernunft, Gemüth- und Willensfreiheit nur zum Theil oder in gewissen Kreisen verloren; in jedem Irren sind noch Reste seelischer und geistiger Gesundheit vorhanden.

Aus der Lehre vom Heilprocefs ergibt sich, dafs die Heilmittel nur wirken, indem sie Verbindungen eingehen, entweder mit den organischen Theilen, diese durch ihre phlogistische *oder* antiphlogistische Natur *kräftigend*, oder mit dem Pseudorganischen, dieses schwächend oder tödtend, oder auf beiderlei Weise zugleich. Kein Arzneimittel wirkt als solches durch Herabsetzung der organischen Lebenskraft. Was von geistigen und sympathetischen Mitteln zu halten, und in der sogenannten Homöopathie Richtiges ist, wird gemäfs den leitenden Principien nachgewiesen. Die allgemeine Therapie ist nur die weitere Entwicklung und Anwendung der Lehre vom Heilprocefs auf die in den Kranken zu erfüllenden Indicationen, die sich im Wesentlichen auf Stärkung des Organischen und Schwächung des Pseudorganischen beziehen, sowohl in den verschiedenen Krankheitsperioden, als auch in der Reconvalescenz. Die Therapie beginnt, wo das Problem der Hygieine nicht gelöst werden konnte; die Verhütung von Krankheiten soll nicht allein durch Abhaltung von Schädlichkeiten, sondern auch durch Besserung der Constitution geschehn. Am Schlufs dieses ersten Bandes befinden sich noch allgemeine Bemerkungen über die Verhältnisse der medicinischen Wissenschaft und Kunst zu andern Wissenschaften und Künsten, nebst zwei Tabellen, von welchen die erste eine Uebersicht der leiblichen, seelischen und geistigen Functionen des Menschen gewährt, und die andere eine Klassification der Krankheiten nach den drei Hauptmomenten enthält. Der zweite Band wird die specielle Pathologie und Therapie zum Gegenstande haben.

Der Verf. bekennt selbst, und mit Recht, dafs sein System nicht für oberflächliche und bequeme Halb- oder Nichtdenker geeignet, nicht so leicht wie die aller historisch-genetischen Grundlage entbehrenden ultrasimplen Doctrinen der Dogmatiker zu umfassen und zu durchblicken ist. In der That sind wir lange keinem medicinischen Werke begegnet, welches im verhältnifsmäfsig engen Rahmen einen so vielgliedrigen und gedankenreichen Inhalt dargeboten hätte. Den meisten Abschnitten sieht man es an, dafs sie nur der einfachste und kürzeste Ausdruck langer und vielseitiger Vorarbeiten sind. Dieses Concentriren des Stoffes war nur möglich bei einem Styl, der im gröfsten Abstande zu der jetzt so häufigen, jeden Gedanken breit und platt schlagenden Weitschweifigkeit allein das Bezeichnende liebt, und selbst mit Geringschätzung passender Zierden durchaus gedrängt und körnig ist, ohne doch jemals trocken und farblos zu werden. Unbeschadet des Paragraphirens und mancher nicht abzuweisender Wiederholungen, zeichnet sich die Darstellung durch grofse Lebendigkeit aus, und bleibt nicht Weniges dem Nach- und Ausdenken des Lesers überlassen, so wird dieser durch neue Ansichten, treffende Bilder und Vergleiche, und geistvolle Erklärungen auch vielfach dazu angeregt.

Eine nicht mit Stillschweigen zu übergehende Eigenheit des Buches ist die darin herrschende Polemik, die der Verf. auf dem von ihm eingenommenen Standpuncte für nothwendig hielt; theils um durch Vergleichung seine eigenen Grundsätze bestimmter zu erklären, theils um die im Schwange gehenden Irrthümer nach Möglichkeit zu entkräften und zurückzuschlagen. Vorzüglich beschäftigt ihn die Kritik der pathologischen Theorieen, so wie die Kritik der gangbaren Lehren vom Heilprocefs und von der Indication. Diese Polemik, scharf und eindringend wie das anatomische Messer, wird ohne Zweifel den Meisten zu verletzend und schonungslos erscheinen, besonders in so fern ihre Angriffe auf das von einem ungenannten Schüler Schönlein's herausgegebene Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie gerichtet sind. Es war nicht schwer, in diesem bekanntlich von Schönlein selbst desavouirten Buche eine Menge von Irrthümern und Inconsequenzen nachzuweisen; für solche ist indefs der Lehrer nicht verantwortlich, so lange er die Schrift des Schülers nicht als die seinige anerkennt. Hoffentlich wird Schönlein mit der Bekanntmachung seiner wahren Lehren nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Zuletzt ist zu erwähnen, dafs Hr. v. Ringseis nach Vollendung seines Werkes noch besondre Abhandlungen, vielleicht in Form einer Zeitschrift, herauszugeben gedenkt, in welchen manche Puncte, die im System nicht erschöpfend genug behandelt werden konnten, eine nähere Beleuchtung und Erörterung finden sollen. An scharfem Widerspruch wird es nicht fehlen; die Wahrheit aber kann nur gewinnen, wenn der bevorstehende Kampf von ebenbürtigen Gegnern mit den rechten Waffen ausgefochten wird.

C. J. Lorinser.

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

IV.

Pascals Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten. Von Dr. Hermann Reuchlin. Stuttgart und Tübingen, 1840. *J. G. Cottaischer Verlag.*

Das Leben und Wirken *Pascals*, welches, wie der Verf. in der Zueignung treffend sagt, uns mitten durch die Gegensätze und Kämpfe einer um ihre höchsten und theuersten Interessen aufgeregten Zeit führt, ist gerade für unsere Gegenwart wieder von tieferer Bedeutung geworden, so dafs es des besten Dankes werth erscheint, wenn ein talentvoller und unterrichteter Mann dasselbe im möglichst vollständigen Bilde vorzuführen bestrebt war. Hr. *Reuchlin* ist mit der Geschichte Portroyals, an die sich der Geist und die Schriften Pascals enge anschliefsen, wohl vertraut. Er war der Mann, der Pascals Wesen und Bedeutung im höhern Zusammenhange mit seiner Zeit und ihrer philosophischen und religiösen Bewegung zu schildern vermochte. Bleibt auch in Bezug auf Auffassung und Anordnung des hier gebotenen Materials noch Manches zu wünschen übrig, so mufs doch der Fleifs und das rege Interesse in Aufsammlung desselben anerkannt werden. Hr. Reuchlin rühmt die freundlichen Zufälle, welche ihm über seinen Gegenstand reiche Quellen aufschlossen und ihn in das Innere des Familienlebens Pascals, wie einen wohlgelittenen Hausfreund einführten. Seine Schrift in gegenwärtiger Gestalt wurde zunächst durch das Wiederauffinden eines für den Gegenstand wichtigen Manuscripts veranlafst. Es war ihm aus dem Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Portroyal, où suplement aux memoires de M. M. Fontaine, Lancelot et du Fossé. Utrecht aux depens de la Compagnie. 1740. bekannt, dafs *Margarethe Perier*, die Nichte Pascals, selbst eine geschichtliche Person, welche ihren Oheim um 70 Jahre überlebte, und im höchsten Alter erst vor 108 Jahren starb, die ihre Familie, namentlich die ihren Oheim betreffenden Briefe und Papiere gesammelt hinterlassen hatte, wie denn diese Sammlung die Quelle eines werthvollen Aufsatzes im obigen Recueil war. Auf der *königlichen* Bibliothek zu Paris fand Hr. Reuchlin den in Holland und andern Bibliotheken zu Paris vergeblich gesuchten Band, welcher die Aufschrift: *Perier*, trägt. Daraus bot sich vielfach Neues besonders zur Charakteristik der, Pascal geistebenbürtigen Schwester, Jacqueline dar; Pascals Leben, so wurde Hrn. Reuchlin klar, läfst sich nur in Einheit mit dem ihrigen beschreiben. So entstand vorliegende Schrift, welche Pascal als christlichen Kämpfer und Philosophen (nicht als Naturkundigen u. s. w.) schildern soll, weshalb in ihr auch zumeist die Beziehungen dargestellt sind, in welche er zu den Gegnern Portroyals und seiner eignen Ueberzeugung, besonders den Jesuiten trat. Während er dies bevorwortend andeutet, legt Hr. Reuchlin folgendes Geständnifs ab: „Unsere uranfängliche Tendenz und Ueberzeugung war, dafs die Verschiedenheit des Jesuitenthums auch vom römischen Katholizismus zu beweisen und die dem römisch-katholischen Beichtinstitut wesentlich einwohnende Vortrefflichkeit ins Licht zu setzen sei. Statt dessen haben wir uns aber überzeugt, wie ihm tiefeingreifende Fehler wesentlich eigenthümlich sind, ob wir gleich uns gedrungen fühlen, dem Protestantismus gegenüber zu behaupten, dafs diesem Beichtwesen, *einem socialen Prinzipe*, welches bei so bedeutenden Fehlern doch so viele Kämpfe überwährt hat, und sich noch jetzt so mächtig erweist, der Kern einer gewaltigen Wahrheit einwohnen mufs, welchen auszuscheiden und zu entwickeln die unabweisbare, unbedingt verpflichtende Aufgabe jedes wahrhaft evangelischen Strebens und Gemeinlebens sein mufs.

Nach Strabo reichten sie für 400 Schiffe aus; da nun jedes nur Ein Schiff faſste, so lagen, ehe sie fertig waren, Schiffe im Freien (ὑπαίθριοι), falls die ganze Flotte zu Hause war. In den Inschriften XI ffg. nach der Vollendung des Baues finden sich in Munychia 82, in Zea 196 und im Hafen des Kantharos 94, also zusammen 372 Schiffshäuser. Neben dem alten Seezeughause (σκευοθήκη) für das hängende Geräth werden eine Zeitlang provisorische σκευοθῆκαι ξύλιναι σκέυεσιν τριήρων erwähnt. Die neue hochberühmte, auf 1000 Schiffe berechnete Skeuothek (nicht Hoplothek wie die Schriftsteller ungenau sagen), war das gepriesene Werk des Philon, begonnen etwa Ol. 108—9, vollendet durch Lykurgos.

Das nächste VII. Capitel (S. 73—100) handelt von den Schiffen. Das gewöhnliche Kriegsschiff für die Zeiten der Inschriften ist die Triere, in Kriegsgeschichten, wie Herodot. VI. 189 nach gerechtfertigter Interpretation, und in den Titeln oft ναῦς schlechthin. Trieren sind auch die ἱππηγοί oder ἱππαγωγοί; von kleinern Kriegsschiffen werden τριακόντοροι, τριακοντόριοι (S. 393), τριακάντεροι genannt, auſserdem ἄκατοι δημόσιαι. Tetreren hatten die Athener erst kurz vor Ol. 112. 3, Penteren seit Ol. 113. 4, denn bei Herodot. VI. 87 ist mit Schneemann πεντηφρίς zu lesen. Ueber die heiligen, ebenfalls zur Kriegsflotte gezählten Schiffe und Trieren sei hier mit Uebergehung des aus und zu den Schriftstellern Bemerkten nur der inschriftlichen Nachrichten gedacht, daſs es eine Triere Delias, eine Salaminia (S. 319) und eine Paralia (S. 323) gab. Auch sind die Triere Theoris und die Tetrere Hiera hierherzuziehen; die Ammonia oder Ammonias (Vorer. XVIII) scheint durch Zufall unerwähnt geblieben. Die Stärke der Flotte war Ol. 106. 1. 383 Trieren; Ol. 112. 3. 392 Trieren, 19 Tetreren; Ol. 113. 3. 360 Trieren (ohne die gröſsern Schiffe, deren Zahl unbekannt), Ol. 113. 4. 360 Trieren, 50 Tetreren, 3 Penteren; Ol. 114. 2. 365 Trieren (die Zahl der gröſsern Schiffe ist auch hier unbekannt), womit die Angaben der Autoren füglich übereinstimmen.

Bei den einzelnen Schiffen wird die Beschaffenheit angegeben: παλαιά, καινή, δόκιμος, ἀπόσκευος δεομένη, ἀνεπίσκευος, ἐπισκευασμένη, ἄσκευος geräthlos; dann werden sie nach ihrem jedesmaligen Standort in den Häfen und nach ihrer Güte mit ἔξαιρετοι, πρῶται, δεύτεραι, τρίται (S. 304) bezeichnet. Die Namen der Schiffe, über 250 obwohl zum Theil verstümmelt, sind dem allergröſsten Theile nach ganz neu: man vergleiche das Verzeichniſs Ruhnken's oder vielmehr Enschedé's in des ersteren Opusc. I. 423—437, wo aus Plutarch. Antonius LX. die Ἀντωνιάς der Kleopatra, und der Nachen (λέμβος) Σωτήριχος Brunck. Anal. II. 358 nachzutragen sind. Jene attischen Schiffe führen sammt und sonders weibliche Namen, wie der englische Matrose sein Schiff she nennt, Grimm deutsche Grammat. III. 546. 435. Nur Φώς N. IV. b. 64 und Φωῖ c. 4. 34 ist auffallend S. 317; wäre Hr. Dr. Roſs nicht so auſserordentlich genau, so lieſse sich an Θώς denken, wie eine Αἴαια N. IV. b. 26. N. II. 60, eine Tigris bei Virgilius Aeneis X. 166 und eine Ὑα[ινα vielleicht N. I. a. 24 und N. X. c. 84 (ἐπὶ τὴν ΤΑ.... d. i. ΤΑΙΝΑΝ) erwähnt wird. Mehrere Schiffe führten gleichzeitig dieselben Namen, vgl. S. 271 und 316 wo vielleicht ἕτεραι δύο ὁ[μώνυμοι zu schreiben ist. Zur Unterscheidung und auch sonst häufig trat deshalb der Namen des Baumeisters hinzu. Aus dem Verzeichnisse S. 84—93 nenne ich nur die Σιμαίθα (S. 82), Πρόνοια, Σώζουσα S. 83 Plutarch. de absurd. Stoic. op. I., und Ἡγεμόνη S. 87 Hesych. s. v. Viele Namen sind sehr glücklich hergestellt worden, wie Ποτώνη S. 289. 317 und bieten das vermiſste ποτ. für ποτώνη auch die Handschriften beim Diogenes Laertius v. II. p. 681 und 682 Hübner; einzelne scheinen unsicher. So war N. IV. c. 72 ΑΙΓΛΑΙ vielleicht eher Αἴγλη als Ἀγλαΐα; statt Φ]ωνῆς S. 531 kann auch Ζ]ώνης vermuthet werden; Εὐκώπη S. 371 durfte am Ende lieber ungeändert bleiben; noch andere sind verstümmelt: N. IV. f. 47 ist .ΟΛΛΕΙΑ möglicher Weise von ΑΣΦΑΛΕΙΑ übrig, wobei sich an den Poseidon Ἀσφάλιος denken läſst. Unter den Namen der Baumeister S. 93—100 sind wegen Uebereinstimmung mit der Beschäftigung vorzüglich Ἀρχένεως und Ἀρχενείδης oder Ἀρχενεῖδης merkwürdig.

Es folgen über die nähere Beschaffenheit der Schiffe drei äuſserst reichhaltige Capitel VIII, IX. X., worin eine Menge alter wie neuer Irrthümer berichtigt werden. Der abgetakelte Rumpf lag gewöhnlich leer auf den Werften, alles Geräthes baar, das theils bei den Schiffen theils besonders verwahrt wurde. Auch der Schnabel (ἔμβολος) wurde bisweilen, doch selten abgenommen; eben so fehlen hin und wieder das προεμβόλιον, ein hölzerner Theil über dem Schnabel

am Vordertheile vor dem zweiten Kiel; der ὀφθαλμός oder die an beiden Seiten des Vordertheiles eingefügten ὀφθαλμοί (Welcker zum Philostratus S. 323); und der τράφηξ, der Bord oder die oberste Einfassung des Randes, bei kleinen Fahrzeugen mit den Dullen, σκαλμοί (Blomfield gloss. zu Aeschyl. Pers. v. 382) zum Anbinden der Ruder. Ueber die Ruderbänke ersieht man aus den Inschriften hauptsächlich nur, dafs auch die Zygiten besondere Sitze hatten und nicht auf ζυγοῖς saſsen, die quer durch das Schiff durchliefen. Ἄζυξ scheint ein Schiff ohne Ruderwerk, ταῤῥός, zu heifsen. Verkaufte ἰκριωτῆρες beziehen sich muthmafslich auf die ἰκρία den Fufsboden des Verdecks; von Tutelen und Iasignien ist keine sichere Spur vorhanden. Das eigentliche Geräthe des Schiffes zerfällt in hölzernes und hängendes: σκεύη ξύλινα καὶ κρεμαστά. Diese σκεύη paſsten zu allen Schiffen, namentlich wurden die hölzernen von einem auf das andere übergetragen. Neben allerlei Wirthschaftsutensilien wie κάδοι, κρατῆρες, οἰνοχόαι, χυτρόγαυλοι, ἀξίναι, σκαφεῖα Spaten, ὀβελίαι, ist ferner das Leder- oder Schlauchwerk zu erwähnen. Unter dieser Rubrik stehen nicht probehaltige διφθέραι und verkaufte ἀσκοί und ausnehmend häufig ἀσκώματα: lederne Futterungen der Rojepforten, vorzüglich ihres Untertheiles, damit die Ruder eine gute Unterlage haben und sich auf dem Holze nicht reiben, lateinisch follicularia. Die feste Taxe für sie ist 43 Drachmen 2 Obolen und der Ausdruck von dem damit versehenen Schiffe: ἤσκωται.

Rohes Material irgend welcher Art hielt man nicht: στρόφοι Stricke und στυππεῖον Werg N. XIV. flg. litt. u werden verkauft; als aufbewahrt oder den Trierarchen eingehändigt, sind schwarze und weifse Tünche ὑπαλοιφή, wenig Bauholz, Eisen und Blei, μόλυβδος und μολυβδίδες, aufgeführt. Einmal wird auch ein morsches μηχάνημα mit ἐπιστύλια und τροχίλοι, Rollen oder Flaschenzügen, erwähnt; von Katapulten aus dem euboeischen Eretria sind einzelne Theile vorhanden, dann Skorpionen ebenfalls zum Pfeilabschiefsen mit beledertem (ἰσκυτωμένα) Bogen, und vier ἀστροφιστῆρες d. i. Visirinstrumente.

Unter vollständigem hölzernen Geräthe (Cap. IX. S. 111—132), σκεύη ξύλινα ἐντελῆ, der Trieren und Tetreren wird von N. XI. an folgendes als übernommen und übergeben verzeichnet: 1) ταῤῥός im Singular, die Ruder, Riemen, remi, das gesammte Ruderwerk ohne die Steuerruder, wie beim Euripides Helena 1554, wo treffend λευκά θ' ἱστί' εἰμέν' ἦν gebessert wird. Ταῤῥοί oder ταρσοί heifsen die gesammten Riemen mehrerer Schiffe, κώπη der einzelne Riem, κωπεύς ein Ruderholz. Die Ruderreihen der Trieren, hier: κῶπαι θρανίτιδες, ζύγιαι, θαλάμιαι, waren nicht im Perpendikel, sondern in der ganzen Länge des Schiffes untereinander; wegen des Näheren vergleiche man Böttiger im archäolog. Museum I. 60. über die praktischen Versuche des General Melvill. In der eben vermerkten Ordnung folgten die Ruder einander auch ihrer Länge nach; κώπη μεσόνεως aber ist jedes Ruder in der Mitte des Schiffes, wo es am längsten sein konnte und desto kräftiger eingriff; daher gab es θρανίτιδες, ζύγιαι und θαλάμιαι μεσόνεω. Aufserhalb des Schiffes hatten die Ruder jeder Reihe gleiche Länge. Nach den regelmäfsigen Ziffern 62, 54, 54 für die κῶπαι θραν., ζύγ., θαλάμ., waren 170 Ruderer oder Rojer für Ein Schiff erforderlich; ein Pentekontarch befehligte davon eine Reihe oder zwei Lochen. Die hinter den κῶπαι θαλάμιαι angemerkten zum ταῤῥός gehörigen περίνεω (näml. κῶπαι) von 9—9½ Ellen Länge entsprechen den περινέως d. i. Epibaten, die im Nothfalle mit Hand anlegten. Ihre höchste Zahl ist dreifsig. Die ἱππηγοί, durch den Bau und einzelnes Geräth von den Trieren unterschieden, hatten im Ganzen blofs 60 Riemen, die Dreifsigruderer natürlich dreifsig. 2) πηδάλια die Steuer, zwei an einer Triere und einem Dreifsigruderer. 3) κλιμακίδες hölzerne Leitern in derselben Anzahl. 4) κόντοι Stangen oder Staken zum Fortstofsen des Schiffes und Sondiren des Grundes, drei für die Triere: κ. μέγας, μικρός und vermuthlich μέσος; vier bei einem Dreifsigruderer. 5) οἱ παραστάται zwei Stützen zur Befestigung des Mastes im Boden des Schiffes, von N. XI an nur noch auf den Dreifsigruderern. 6) ἱστός der Mast; in N. XI ffgd. wird nur Einer noch gegeben, einen zweiten, ἱστὸς περίνεως, anzuschaffen, war von da an Sache des Trierarchen. Früher dagegen kommt derselbe oft vor. Mit Beseitigung früherer falscher Ansichten wird hier zugleich erwiesen, dafs der ἱστὸς ἀκάτειος oder ἀκάτιος ein kleinerer Mast war, wie ihn ein Segelboot führte. Ehemals gab der Staat den ἱστ. μέγας und ἀκάτ. später blofs noch den erstern, in der Mitte des Schiffes, der mit dem nöthigsten Zubehör 37 Drachmen kostete. 7) κεραῖαι Raaen oder wagerecht hängende Segelstangen, in spätern Urkunden mehrere nur

am grofsen Mast; ehedem wurden zu diesem κεραῖαι μεγάλαι und zum zweiten oder Bootmast κερ. ἀκάτειοι verabreicht: zwei von jeder Art. Ein anderer Name war κέρας für die bald einfache bald zusammengesetzte Raa; ἀκροκέραια cornua sind die beiden Enden, ἄμβολα oder σύμβολα der mittlere Theil.

Vollständiges hängendes Geräthe, σκεύη κρεμαστὰ ἐντελῆ (Cap. X. S. 132—166) begreift, abgesehen von dem ὑπόβλημα, bei Trieren und Tetreren dieselben Stücke; nur ist, die σχοινία ausgenommen, trieritisches Geräthe vom tetreritischen wesentlich verschieden, wenn gleich ersteres zur Aushülfe auch für Tetreren brauchbar war und das tetreritische für Penteren. Es gehören aber dazu 1) ὑποζώματα: in überzeugender Auseinandersetzung als starke Taue erklärt, die in ohngefähr wagerechter Richtung rund um das Schiff vom Vordertheil bis zum Hintertheil herumliefen, breiter als hoch um sich besser anzulegen: tormenta. Ihrer lagen mehrere in gewissen Entfernungen von einander; der technische Ausdruck vom gegürteten Schiffe auf den Werften ist ὑπέζωται und gehörten zur Triere regelmäfsig vier Hypozome, ausnahmsweise aber auch sechs. 2) ἱστία Segel, λεπτά feine kostbarere oder παχέα. Von N. XI an wird bei Trieren und Tetreren blofs eines gegeben, nämlich das grofse am grofsen Mast; mehrere konnte der Trierarch hinzufügen, da für jeden der zwei Maste auf zwei Segel gerechnet war: ἱστία μεγάλα und ἱστία ἀκάτεια. Der Artemon, ein drittes Segel, liefs sich an beiden Masten oben anbringen. Es waren aber bei den attischen Kriegsschiffen, wie bei den meisten alten Schiffen, selbst der Römer, die Segel viereckte wirkliche Raasegel mit wagerechten Raaen, was auch aus Reliefen, Wand- und Vasengemälden, Gemmen und Münzen ersichtlich ist. 3) τοπεῖα Tauwerk oder Takelasche d. h. die Taue der Masten, Raaen und Segel, bei Tetreren, Trieren und Dreifsigruderern im Ganzen dieselben Stücke begreifend, mit den nöthigen Flaschenzügen, Rollen oder Blöcken (τροχιλίαι, τροχηλίαι, τροχαλίαι): *a*) καλῴδια, auch κάλοι (S. 314), in Knäueln d. i. Strehlen oder Fitzen, μηρύματα, gewickelt, deren 18 auf eine Tetrere gegeben wurden. Jene waren vorzüglich zu dem stehenden Tauwerk bestimmt, besonders zu den Wanten, indem die Wanttaue zur Befestigung des Mastes nach beiden Seiten hin dienen. Auch war wohl ein anderes stehendes Tau, der πρόκονος hierunter begriffen, der vom Mars oder Mastkorb, καρχήσιον, nach dem Vordertheile ging: das Stag, und vom laufenden Tauwerk die ganz nothwendigen, jedoch nicht ausdrücklich erwähnten Geitaue und Bauchgordingen. *b*) ἱμάντες, zwei bei allen Schiffen, die Keruchen oder Teppenants, in welchen die Raa in der erforderlichen Höhe horizontal aufgehangen ist. Ursprünglich oben am Maste festgebunden, woher auch der Name, fuhren sie später jedes durch einen an demselben befestigten Block nach dem Schiffe hinunter. Französisch heifsen sie amans, ital. amanti, spanisch amantillos, portug. amantilhos, im Latein des 13. Jahrh. amantes, obwohl diese Ausdrücke mehrfaches bedeuten. *c*) ἄγκυνα, anquina, das Rack womit die Raa in ihrer Mitte am Maste befestigt und zugleich das Auf- und Niederlassen derselben erleichtert wird; ital. anchi, anchini, französ. les anquins, in einem latein. angelsächs. Wörterbuche anguina: racca, indem das Rack Mast und Raa gleichsam umarmt. Bei den Tetreren war ἄγκυνα διπλῆ, ein Rack von zwei Tauen, ob auch bei den Trieren bleibt ungewifs. Die Dreifsigruderer hatten nur ein einfaches. *d*) πόδες Schoten (pes, ποδάρι), zwei, auch bei den Dreifsigruderern, an jeder der beiden untern Ecken oder den sogenannten Schothörnern (γωνία.) des viereckten Segels, mit welchen die Ecken von vorn nach hinten heruntergeholt werden und das Segel angespannt wird. Verschieden davon waren die πρόποδες, propedes. *e*) ὑπέραι Brafsen, zwei für das Schiff, davon benannt, dafs sie gegen die πόδες oben sind: die Taue, womit die Raaen wagerecht bewegt und dadurch in ihrer Stellung gegen den Kiel verändert werden (μετάγεσθαι, ἀνίεσθαι, διατείνεσθαι), eines am rechten, das andere am linken Ende der Raa und von da nach dem Hintertheil des Schiffes hinunterfahrend. *f*) χαλινός vermuthlich ein Hiefstau an der Mitte der Raa befestigt, das von da nach dem Maste hinauf und über eine daran befestigte Rolle nach dem Schiffe heruntergeht, und womit die Raa nebst dem Segel aufgehiefst oder nachgelassen wird, ähnlich der heut zu Tage üblichen Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, hergestellt und erläutert von Aug. Boeckh.

(Fortsetzung.)

Hr. G. L. Hellwig hält den χαλνός für ein am Segel angebrachtes Tau, womit der Steuermann jenem eine gewisse Richtung gegeben habe. 4) παραρ(ρ)ύματα τρίχινα und 5) π. λευκά, je zwei bei einem Schiffe: härene und leinene Zeuge zum Schutz gegen Wogen und Geschosse an den Seiten des Verdeckes angebracht und zwar hintereinander, so dafs die einen von den andern gedeckt wurden. Die verschiedenartigen παραβλήματα nagelte man an und eben so das ἐπίθημα θωρακείου, ein nach innen zu geneigtes Brett, welches als Brustwehr diente. 6) κατάβλημα und 7) ὑπόβλημα: eines jeder Art für ein Schiff. Vom Staate erhielten letzteres nur die Trieren und unter ihnen die ἱππηγοί, ersteres dagegen Trieren wie Tetreren. Uebrigens müssen beide Bedeckungen an andern Stellen als die Pararrhymen oder in gröfserer Höhe angebracht gewesen sein. 8) σχοινία schwere Taue. *a*) σχ. ἀγκύρεια vier auf dem Schiff; *b*) eben so viele σχ. ἐπίγυα (diefs die ächte Form) Landfestungen oder Hintertaue, πείσματα, πρυμνήσια, retinacula, um die Schiffe an oder auf das Land zu ziehen. Diese schweren Taue wurden aus mehrern Strängen, τόροι, tori, zusammengedreht; von N. XI. an treten aber für die σχ. ἀγκύρεια und σχ. ἐπίγυα diesen entsprechend σχ. ἑξδάκτυλα und ὀκταδάκτυλα ein. Die Anzahl der Daktylen ist, wie sehr gelehrt erwiesen wird, auf den Umfang oder die Dicke der Taue (πάχος) zu beziehen. 9) ἄγκυραι, seit N. XI. ausdrücklich eisern genannt, weil die Alten deren auch hölzerne hatten; zwei für eine Triere und Tetrere, früherhin auf eine Tetrere auch vier.

Das XI. Capitel (S. 166—177) von der Trierarchie im Allgemeinen, setzt natürlich Bekanntschaft mit dem in der Staatshaushaltung Gelehrten voraus, was der Hr. Verf. nur in so weit wiederholt, als es die vorliegenden Urkunden erheischen, indem er ergänzend und näher bestimmend daran anknüpft. Trierarch zuerst heifst den Tafeln zufolge der Liturg jedes Kriegsschiffes, sei es ein Dreifsigruderer, eine Tetrere oder Pentere. In N. I. u. II. erscheinen fest bestimmte, nicht erst dann, wann ein Schiff abgehen soll, ernannte Trierarchen mit erlosten Schiffen, daher der Ausdruck ἀνεπιλήρωτοι zu erklären ist, welche Schiffe zumeist παλαιαί waren. Eben so findet man später, als die Schiffe bestimmten Symmorien zugetheilt wurden, viele aus diesen Körperschaften gezogene καθεστηκότες τριήραρχοι. Fälschlich aber berichtet Ulpian, dafs für die heiligen Trieren der Staat die Sorge, das heifst doch wohl die Trierarchie geleistet habe. Dieser gab vielmehr den Trierarchen nur eine Entschädigung oder einen Zuschufs zum gröfsern Prunkaufwand bei den Theorieen und zum Solde und zur Verpflegung der Mannschaft. Darum und weil diese Trieren öfter Gelder an die Kriegsflotte transportirten, hatten sie einen ταμίας, der ein vornehmerer Beamter war, als die bisweilen auf andern Trieren erwähnten Schatzmeister. So viel man früher wufste, waren die Trierarchen immer atheniensische Bürger: in unsern Urkunden ist aber Stesileides von Siphnos dreimal Haupttrierarch, so dafs man auch Schutzverwandte, insonderheit Isoteleis, in die trierarchische Symmorien aufgenommen haben mufs, gleicher Weise, wie man frühzeitig Fremde zu Feldherren nahm. Sind die Trierarchen entscheidend und ohne eingelegte Entschuldigungen bestellt, so verabreichen ihnen die Aufseher der Werfte Schiffe und Geräthe nach den Volksbeschlüssen. Ueber die unordentlichen Trierarchen hat zuweilen der Rath Strafgewalt; sonst sorgen für die Abfahrt noch zehn aus allen Athenern ernannte ἀποστολεῖς und erhalten die drei zuerst fertigen Trierarchen goldene Kränze von 500, 300, und weniger Drach-

men Werth. Das Jahr der Trierarchie richtet sich im Allgemeinen nach dem bürgerlichen Archontenjahre, während welches der Trierarch zu jeder Zeit eintreten mufste, wo es die Umstände forderten. Lief er jedoch erst in der Mitte oder am Ende des bürgerlichen Jahres aus, so blieb er bis in denselben Monat des nächstfolgenden Jahres verpflichtet, um sein volles Jahr abzudienen. Für diese Ansicht spricht besonders auch die Erwägung der Angaben bei Demosthenes gegen Polykles (S. 172—5 und S. 462). Kehrte aber das Schiff, weil die Trierarchie nicht länger nöthig war, noch vor Ablaufe des vollen Jahres und zwar nicht allzulange davor zurück, so genügten wahrscheinlich die abgehaltenen Monate. Nach dem Schlufs seines Jahres erhielt der Trierarch, wenn auch noch in See, einen Nachfolger. Leisteten zwei persönlich Trierarchie, so trat der zweite in der Mitte des Jahres ein, doch dienten auch beide zusammen. In des Isaeos letzten Zeiten konnte einer höchstens alle drei Jahre zu dieser Liturgie angezogen werden, obwohl nicht jeder von dieser Vergünstigung Gebrauch machte. In den Symmorien dagegen mufste einer wohl mehrere Jahre nacheinander beisteuern und konnte so als Haupt der Symmorie die erste Verpflichtung für die Leistungen haben, woraus einige Fälle in N. XVII. XIII. XIV. zu verstehen sind.

Formen der Trierarchie (Cap. XII. S. 177—194) hat es nachweislich vier gegeben: 1) die eines Einzigen, 2) die zweier zu gleichen Theilen, wobei die alleinige Trierarchie fortdauerte, seit Ol. 92. 1 — Ol. 105. 3. Zum 3ten wurden Ol. 105. 4., nicht völlig gleich mit denen der Vermögenssteuer, trierarchische Symmorien nach einem Gesetze des Periander gebildet: 1200 Theilnehmer mit einem Ausschufs der 300 Reichsten, in 20 Symmorien zu je 60 Köpfen. Aus diesen Abtheilungen leistete eine gewisse Menge mehr nach der Kopfzahl als nach dem Vermögen Trierarchie; die Dreihundert stellten je einen *ἡγεμών* und einen *ἐπιμελητὴς τῶν συμμοριῶν* für die Symmorie. Eine Syntelie machten diejenigen aus, welche in der Symmorie zusammen für ein Schiff die Leistung trugen. Die Anzahl dieser ist nicht immer dieselbe gewesen. Anfänglich sind noch zwei Syntrierarchen, dann bildeten vor Ol. 110, 1., nach Hypereides gegen Pasikles beim Harpokration unter *συμμορία*, fünf oder sechs eine Gesellschaft. Wenn aber in desselben Hypereides Rede gegen Polyeuktos bei Harpokration a. a. O. auch Symmorien von 15 Personen vorkommen, so weist diefs auf Aenderung des Sprachgebrauches hin und man hat kleinere Abtheilungen der Symmorien zu verstehen, wie Demosthenes von den Symmorien 183. 9. 21. die Zwanzigtheile zu je 60 Personen die grofsen Symmorien nennt und je in 5 Theile, insgesammt also in 100 getheilt wissen will. Statt dieser vom Demosthenes vorgeschlagenen 100 konnten in gewisser Zeit 80 zu 15 Mann bestehen, wozu stimmt, dafs nach dem Kataloge bei jenem vom Kranze S. 261. 24 (nicht 3) eine ganz nahe Anzahl, nämlich sechzehn zu gleichen Theilen für ein Schiff Trierarchie leisteten. Diese sechzehn des Demosthenes sind mit den fünf oder sechs bei Hypereides nur durch die Annahme zu vereinen, dafs, wenn viele Schiffe ausliefen, die Zahl der Genossen einer Syntelie für ein Schiff vermindert wurde. Wenigstens ist der Demosthenische Katalog darum noch nicht unächt, weil Hypereides andere Zahlen angiebt; denn Demosthenes (was S. 181 am Ende zuzufügen war) sagt selbst S. 260. 27 *ἦν γὰρ αὐτοῖς ἐκ μὲν τῶν προτέρων νόμων συνεκκαίδεκα λειτουργεῖν* und S. 261. 3 *τριήραρχος ὁ τῆς μιᾶς ἕκτος καὶ δέκατος πρότερον συντελής*, vgl. Staatsh. der Ath. II. 102. Note 350. Gesetzt nun aber einmal, die Rede des Hypereides gegen Polyeuktos sei jünger denn Ol. 110. 1 — oben ist sie für älter angenommen, indem die Sache in Bezug auf beide Voraussetzungen durchgeführt wird — so gehören die Symmorien von 15 Personen zu der Demosthenischen Trierarchieverfassung (Ol. 110. 1) oder zu einer noch späteren. Endlich sind auch diejenigen 100 Symmorien offenbar kleinere, welche von dem Athis-Verfasser Kleidemos, vermuthlich noch aus des Demosthenes Zeitalter, erwähnt werden, Photius im Lex. *ναυκραρία*. Die vordemosthenische Bestimmung aber, jene sechzehn sollten aus Männern von 25—40 Jahren genommen werden, wurde wie des etwa 80jährigen Isokrates Beispiel um Ol. 106. 3. erweist, nicht streng gehalten.

Die 4te Form zuletzt begründete Demosthenes durch Zurückführen auf die Schatzung, Ol. 110. 1. Ueber sie belehrt hauptsächlich der 2te Katalog in der Rede vom Kranze. Auf zehn Talente der Schatzung wurde eine Triere gerechnet; höher Geschätzte leisteten Trierarchie nach Verhältnifs bis auf drei Trieren und ein Dienstboot *ὑπηρετικόν*. Niedriger Geschätzte dagegen traten in Syntelien von 10 Talenten Schatzung zusam-

men. Nun bildete man neue Syntelien und Symmorien, wobei die Hauptlast die vorigen Dreihundert traf. Ob diese als trierarchische Körperschaft fortbestanden, ist ungewifs; lange scheint aber das ganze Gesetz des Demosthenes unverändert nicht gegolten zu haben. Für die vorliegenden Monumente nun kommen allein die letzten drei Formen der Trierarchie in Betracht, und zwar gehört zur zweiten sicher N. I. und wahrscheinlich N. II. III.; zur 3ten aber N. IV—X. Die genauern Belege für die einzelnen Stücke müssen hier übergangen werden; nur Einiges möge eine Stelle finden. In N. VII. *a. b* und in N. VIII. ist in Ausdrücken wie *Μελησάνδρου συμ(μορία)* dieser Melesander als Hegemon anzusehen; die Symmorien selbst richten sich schon in dieser Zeit nicht durchaus nach den Stämmen, wie auch die der Vermögenssteuer nicht (gegen Parreidt S. 186). In N. X. *e. f* erscheinen mehrere Syntelien, sämmtlich vor Ol. 108. 3: 6mal werden bei einem Schiffe 6, 3 oder 4 mal 7, 2 mal 5 schuldende *συντελεῖς* genannt (nicht mehr *τριήραρχοι* Demosthenes S. 261. 4), meist aus verschiedenen Stämmen. Diese Zahlen harmoniren mit des Hypereides Angabe von 5 oder 6 *συντελεῖς*. Ueber die Vertheilung der Kosten und die Verantwortlichkeit, namentlich etwa bei persönlichem Dienste, wissen wir nichts Bestimmtes. Urkunden ferner aus der Zeit der 4ten Form oder deren späteren Abänderungen sind N. XI—XVII. aus Ol. 112. 3 — 114. 3. Hiebei wird (S. 189 flg.) ausführlich und überzeugend vom Redner Hypereides gehandelt, welcher (N. XIII. *c.* 102. XIV. *d.* 246) Olymp. 110. 1. nach der Schatzung zum Trierarchen ernannt unter Kephisophon und Phokion auf der viel früher von ihm geschenkten Andreia nach Byzanz zur Hülfe gegen Philippos zog. Nur braucht es vielleicht im Leben des Hyper. S. 83 Westermann: *δόξας δὲ κεκοινωνηκέναι τῶν Περσικῶν χρημάτων Ἐφιάλτῃ τριήραρχός τε αἱρεθεὶς ὅτι Βυζάντιον ἐπολιόρκει Φίλιππος, βοηθὸς Βυζαντίοις ἐκπεμφθεὶς κατὰ τὸν ἐνιαυτὸν τοῦτον ὑπέστη χορηγῆσαι τῶν ἄλλων λειτουργίας πάσης ἀφειμένων* der vorgeschlagenen Aenderung *κατὰ τὸν αὐτὸν ἐνιαυτόν* nicht. Späterhin, wo gleichwohl der Demosthenische Grundsatz im Allgemeinen fortdauerte, machten, nach unbekannten Grundsätzen bei der Vertheilung, Trierarchen oder Syntrierarchen, zusammen 2, 3, 4, 8, für mehr als Ein Schiff die Leistung und hatten sogar den persönlichen Oberbefehl über mehr denn eines S. 192 flg. Syntelien von 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10 Genossen hat man in N. XVII, wo Einer Haupttrierarch ist, die andern seine *συντελεῖς* sind, auch in dieser Zeit den verschiedensten Stämmen angehörig.

Was schon ehemals über die Leistungen der Trierarchen und die Kosten der Trierarchie (Cap. XIII. S. 194—210) ermittelt worden worden war, ist S. 194 flg. kürzlich wiederholt, mit dem verbessernden Nachtrag, dafs der Ausdruck: „*τριήρη ἐπιδοῦναι* eine Triere schenken" sich in der That auf das Schenken des Rumpfes des Schiffes beziehe. Ueber die Leistungen nun, natürlich Sold und Verpflegung ausgeschlossen, geben die Inschriften einen nicht unbedeutenden Stoff. Die Schiffe zunächst besitzt der Staat als sein volles Eigenthum; von geschenkten Trieren ist nur eine einzige, die schon erwähnte Andocia, aufgeführt. Die Ausbesserung, *ἐπισκευή*, während der Fahrt leistete der Trierarch, so wie, wenn nach Vollendung der Trierarchie das Schiff beschädigt zu Hause ankam; alle hierher gehörigen Fälle sind S. 197 flg. höchst scharfsinnig erwogen. In N. XVI. besorgt der Staat selbst die Ausbesserung und berechnet dafür eine feste Taxe: 1500 Drachmen für die Tetrere, 1200 für die Triere. Entbanden besondere Umstände wie Sturm oder Schlacht den Trierarchen der Ausbesserung, so machte diese der Staat entweder auf seine Kosten oder auf die von Privatleuten, welche sich freiwillig durch *ἐπίδοσις* dazu erboten. An Geräth wurden Askomen in Geld oder in Natur den Trierarchen mitgegeben (*ἀσκω. τριή.* oder *ἀσκω. τριήραρχος*); die Schuld für verdorbene oder nicht zurückgelieferte betrug 43 Drachmen 2 Obolen. Der Miethpreis eherner und eiserner Utensilien war 75 Drachmen. Hängendes wie hölzernes Geräth lieferte der Staat und zwar lange schon vor Ol. 104$\frac{3}{4}$; zu fehlenden Stücken wird öfter das Geld als in den Händen der Behörden befindlich angegeben. Wenn aber auch früherhin häufig unvollständiges Geräth gegeben wurde, so trifft man doch von Ol. 112. 3. vielmals vollständiges, hängendes wie hölzernes, zu Trieren und Tetreren. Die Dreifsigruderer dagegen erhielten in der Regel nur das hölzerne ganz, von dem andern wenig. Ueberzähliges Geräth (Hypozome, Anker, Leitern) ist nur selten verabreicht, ja sogar in der spätern Zeit findet sich bei Trieren und Tetreren unvollständiges Geräth, weil manche Trierarchen, die selbst Seefahrt trieben, nicht alles vom Staate wollten. Das Empfan-

gene aber mufste dem Staate oder den Nachfolgern zurückgeliefert werden. Hier nun erscheinen immer viel säumige Ablieferer (ταῦτα δεῖ τὸν δεῖνα παραδεῖναι) oder Geldschuldner. Zur Einforderung solcher Aufsenstände an Geld und Geräth dienten die διαγράμματα, in mannigfacher Bedeutung S. 204. Trotzdem ist es sehr schwierig, aus diesen Listen den Werth der einzelnen Geräthe und die Kosten der Trierarchie zu bestimmen; einzelne Beispiele sind S. 206 flg. ausgeführt. Die Gesammtheit des Kostenbetrags heifst τριηράρχημα, nach früherer Ermittelung durchschnittlich 50 Minen; hier läfst sich einzig für die Triere Proplus die Trierarchie auf 5044¾ Drachmen berechnen S. 208. Ἐπιτριηράρχημα ist was der Trierarch nach seinem Jahre in Erwartung des Nachfolgers für diesen verausgabt hat; συντριηράρχημα aber der Beitrag Eines mehrerer Genossen zum Trierarchem. Das Beispiel (N. XIV c. 30 flg. S. 209) eines Beitrages des Onetor zum Neubau einer Triere von 783⅓ Drachmen, d. i. 15⅔ Procent von 5000 Dr., dem gewöhnlichen Preis einer Triere, wo also Ein Theilnehmer der Trierarchie 6 Procent, die übrigen sechs, worunter jener Onetor war, je 15⅔ = 94 Procent zahlten, dieses Beispiel deutet an, wie die Syntrierarcheme in der Syntelie vertheilt wurden.

Endlich lehrt auch das XIV. Capitel „über einige rechtliche Verhältnisse" S. 210—230 manches interessante Neue und zeigt die Combinationsgabe des Hrn. Verfs. im glänzendsten Lichte. Die Gerichtsbarkeit in Sachen der Werfte hatten die Aufseher dieser, in bestimmten Fällen mit den ἀποστολεῖς (S. 536); die Eisangelie in Angelegenheiten der νεώρια ging an den Rath der Fünfhundert; vor die Feldherren gehörten die gewöhnlichen Streite über die Tierarchie zwischen Privatpersonen oder mit dem Staate; aufserordentlicher Weise beschlofs zuweilen die Volksversammlung. Schulden an die Werfte waren zwar sehr häufig, man sah sie indefs nicht so streng an als sonst die öffentlichen Schulden (S. 212 ff.). Die Diadikasie, wann ein Trierarch Schiff oder Geräthe als im Sturme beschädigt oder verloren angab (σκῆψιν ἀπενέγκαι, σκηψάμενοι [κατὰ χειμῶνα], σκηφθεῖσαι [κατὰ χειμῶνα]) legt bei einer Lossprechung meist die Bedingung auf, dafs mindestens der Schnabel, ἔμβολος, ersetzt oder abgeliefert werden mufste S. 215 ff., wiewohl auch diefs nicht immer S. 217. Einzelne Trierarchen versprechen in Bezug auf erhaltene Trieren vor Gericht, um sich mit dem Staate wegen eines trierarchischen Rechtshandels abzufinden, καινὰς ἀποδώσειν τριήρεις καὶ τοὺς ἐμβόλους (N. XIII flg. litt. 5. S. 218 flg.). War nun die Zurückgabe ohne Neu- oder Umbau eines alten Rumpfes erfolgt, so schuldeten sie regelmäfsig 5000 Drachmen, der Schnabel jedoch mufste in Natur abgeliefert werden. Die einzelnen Fälle sind S. 220—5 des Sorgfältigsten erläutert. Eine andere bisher ganz unbekannte Sache ist die Verdoppelung der Triere von Seiten des Rathes der Fünfhundert, zumeist viele Jahre nach der Trierarchie, aus der sie entsprungen war S. 225 flg. Der Betroffene hat zuerst das Einfache, τὸ ἁπλοῦν, für eine gewöhnliche Triere mit 5000 Drachmen, für eine ἱππηγός aber mit 5500 zu zahlen; eine gleiche Summe wird dann als τὸ διπλοῦν entrichtet. Die Bufse bezieht sich auf eine wirklich abgehaltene Trierarchie und auf eine bestimmt vorhandene Triere. Vermuthlich (S. 228) war diese in einem solchen Zustande zurückgebracht, dafs ein Neu- oder Umbau erforderlich war. Wurde nun dieser von dem Trierarchen nicht bewerkstelligt und trat aus irgend einem Grunde die Verdoppelung der Strafe ein, so konnte diefs kurzweg durch διπλῶσαι τὴν τριήρη bezeichnet werden. Uebrigens wurde nur das Einfache der Strafe baar erlegt: für das Doppelte war Abrechnung auf frühere freiwillige Beiträge zum Getreideankauf gestattet, und diefs nicht blofs auf die eigenen, sondern auch auf die Anderer, natürlich mit deren Bewilligung: ὑπολογίσασθαι oder ὑπογράψασθαι παρὰ oder ὑπὲρ τοῦ δεῖνα. Noch gedenke ich des einen Schiffes unter der Flotte, welches in Folge einer Phasis dem attischen Staate gerichtlich zugesprochen war S. 230.

Aus dem alphabetischen Personenverzeichnifs Cap. XV. S. 230—255, wo eine gute Anzahl schon sonst namentlich aus den Rednern bekannter Persönlichkeiten wiederkehren und eine reiche Fülle fruchtbarer Bemerkungen niedergelegt ist, kann hier nur Einzelnes berührt werden. Durch die sichere Form Ἀμυθέων wird die Lesart beim Demosthenes gegen Eubulos S. 1310 geschützt, Schaefer Appar. Dem. V. 452. Unter Ἀριστόνικος schreibe: Leben der zehn Redner in Demosthenes.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, hergestellt und erläutert von Aug. Boeckh.

(Schlufs.)

In *Ἀρρενείδης* schr. N. XIII. c. 72. XIV. d. 212; beim Plutarchos Demosth. 25. *τῆς* (*οἰκίας*) *Καλλικλέους τοῦ Ἀρρενίδου* (ohne Variante) kann derselbe gemeint sein, mindestens ist das Nomen kein demotisches wie Kraner zum Phokion IX. glaubt. Seite 233 ist *Ἄρχιππος Πειραιεὺς* nachzutragen vgl. S. 486, und S. 245 *Μνησικλῆς Κολλυτεύς* X. c. 166 der bei Demosth. geg. Pantaenet. S. 967 vorkommt. Bei *Δημάδης* wird Lhardy's Muthmafsung bestätigt, dafs der berühmte Volksführer Sohn des Demeas war; die Familie — und diefs ist neu — gehörte zum Gau Paiania und zugleich zum Geschlechte der Lakiaden. *Δημοκλῆς — ἀτου Τιθράσιος* hatte vielleicht einen *Πολύστρατος* zum Vater, wodurch die Lücke gefüllt wird und kennen wir einen Tithrasier *Πολύστρατος Δορκέως* aus C. J. Gr. n. 115. I. 23 Durch *Καλλικράτης Εὐφήρου Ἀφιδναῖος* ist nun die Lesart beim Demosth. gegen Androtion 611. 25 gegen die Aenderung *Εὐφήμου*, auch bei Funkhaenel, sicher gestellt. *Κόνων Ἀναφλύστιος* wird wohl mit Recht als einziger Sohn des Timotheos angesehen; der Versuch von Rofs ihm aus einer erst zu ergänzenden Grabinschrift zwei Töchter zu vindiciren, Hallesche Intelligenzbl. 1837 S. 710 ist ganz unsicher und hier füglich unerwähnt geblieben. Des Lamptrenser *Κριτόδημος* Vatersname *Ἔνδιος* kommt aufser bei Isaeos (über die Erbschaft des Pyrrhos), um keine Ausländer zu erwähnen, noch bei Demosthenes vor S. 1104 a. Anf. *Ἔνδιος Ἐπιγένους Λαμπτρεύς*: möglicher Weise derselbe. Bei *Μείδων* (S. 439) bemerke man, dafs S. 170 a. E. die Zahlen nach S. 244 zu bessern sind, wobei indefs nicht zu vergessen ist, was Vorerinn. XVI steht. *Μενεσθεύς*, wo zu schreiben ist X. c. 163, wird schön als Sohn des Iphikrates und Eidam des berühmten Timotheos erkannt. In *Ὀλυμπιόδωρος ΓΕ* N. XVII. c. 191, wo ein Demosname nöthig ist, dürfte *Πειραιεύς* möglich sein wegen C. J. n. 749. c. 1. p. 917. b. *Ξενότιμος Ὀλυμπιοδώρου Πειραιεύς*. Hingewiesen sei nur noch auf die mehr oder minder umfänglichen Artikel *Διότιμος, Δίφιλος, Θούδιππος, Θρασύλοχος, Καλλίας Ἄβρωνος Βατῆθεν, Λεπτίνης ἐκ Κοίλης, Λεωσθένης* S. 553, *Μαντίας Θορίκιος* S. 22, 380, *Μειδίας Κηφισοδώρου Ἀναγυράσιος, Μιλτιάδης* S. 453, *Νεοπτόλεμος Ἀντικλέους, Νικήρατος Νικίου Κυδαντίδης*, besonders interessant; *Ὀνήτωρ Μιλτιεύς, Πολύευκτος Κυδαντίδης, Ἡρόξενος Ἀφιδναῖος, Στέφανος Ἀχαρνεύς, Τιμόθεος* S. 359, *Χάρης* S. 427. In Bezug auf die demotischen Namen ist nicht zu übersehen, dafs die Tafeln, wo ausgeschrieben, überall die richtige Form *Λαμπτρεύς* geben, dafs Phaleros N. X. b. zur Aiantis gehört S. 371 und ebenso Aphidnae S. 372; Eroeadae aber zur Antiochis S. 377 und ein Butades zur Oeneis S. 383. Ueber *Κόπρειος* vgl. S. 385 und ebds. zu *Ὤαθεν* die Inschr. C. J. n. 275. II. 9.

Der zweite Haupttheil des ganzen Werkes S. 257—579, giebt die ergänzten Urkunden mit Einleitungen über äufsre Beschaffenheit und Inhalt der Platten, so wie die etwa noch nöthigen Bemerkungen. Indefs auch hier dem Hrn. Herausgeber Schritt für Schritt nachzugehen, so anziehend und lehrreich es ist, das verbietet der gemessene Umfang dieser Anzeige. Einer Versicherung im Allgemeinen, dafs treffender Scharfsinn und umfassende Gelehrsamkeit geleistet haben, was möglich war, bedarf es gewifs nicht. Daher begnügt sich Referent, wie auf die öfters da hervortretende Ingenuität, wo etwas nicht zum völligen Abschlufs zu bringen war (Vorer. XVII), so auf einige Bemerkungen hinzuweisen, die in einer oder der andern Art vorzüglich beachtenswerth sind. Man sehe über *παραιετίδες ἡγεμόνες λεοντοκέφαλοι* S. 407, *καλυπτὴρ ἀνθεμωτός* S. 407, *ἀνφιδέαι* S. 409, *πεντώρυγος* S. 412; über die Anlegung einer Colonie am adriatischen Meere

S. 457 flgde., sowohl zum Schutze der Kauffahrer gegen die seeräuberischen Tyrrhener als zur Erlangung eigener Handelsorte und Plätze für die Getreidezufuhr. Hr. Prof. Franz machte hiebei auf des Deinarchos *Τυρρηνικὸς λόγος* aufmerksam und Hr. G. R. Boeckh fügt Hypereides' Rede *περὶ τῆς φυλακῆς τῶν Τυρρηνῶν* (statt *τριήρων*) hinzu S. 460 ff. Ferner vgl. über den amtlichen Ausdruck *εἰς φυλακὴν τῆς χώρας* S. 467; *τρίβολος* S. 537; über die *γραφὴ βουλεύσεως* (wenn der Schuldener, nachdem er bezahlt hatte, nicht gelöscht worden war) und die *γρ. ψευδεγγραφῆς* S. 537; endlich über die Ausrüstungen zum Lamischen Kriege.

Die vortreffliche Anlage des Werkes und den Reichthum an neuen Aufschlüssen und Belehrungen erkennen zu lassen, dürfte vorstehender Umrifs, wenn nicht des Ganzen, doch der Hälfte genügen: weiteren Preisens enthält sich der Unterzeichnete. Was aber in der ganzen Darstellung, die nirgends von ihrem Gegenstande unnöthig abschweift, schliefslich noch besonders rühmend anerkannt werden mufs, das ist die grofse Klarheit und der schöne ruhige Flufs selbst da, wo über verwickeltere Fragen abgehandelt wird, wie denn als Erweis eines, man hat wohl zu sagen, künstlerischen Bewufstseins auch das nicht unerwähnt bleiben darf, dafs in der ganzen langen einleitenden Abhandlung keine einzige Note unter dem Texte gefunden wird. In dem Abdruck der Titel sind dem Referenten bei genauer Vergleichung mit den Tafeln nur sehr wenige Versehen aufgefallen: S. 287 II. 49 war *ἔχει*, als auf dem Steine fehlend, einzuklammern; Z. 68 schr. *ὀφ[θα]λμός*. S. 348 Z. 51 *ἀδόκι(μος)*, S. 349 Z. 33 *οὐθέν*, S. 365 Z. 35 [*μέγα*]*ν*, S. 402 a. E. [*καὶ κατεβάλομεν ἀποδέκταις*]. In der Rechnung S. 473 Z. 5 von unten soll es heifsen „11 grobe" und danach S. 474: 11 (statt 8) und 7 (statt 4).

Karl Keil.

VI.

Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache: Libussas Gedicht, Evangelium Johannis, der Leutmeritzer Stiftungsbrief, Glossen der mater verborum, kritisch beleuchtet von Paul Jos. Schafarik und Franz Palácky. Mit Facsimile's. (Aus den Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften). Prag, 1840. *In Commission bei Kronberger und Riwnac.* 234 S. *in gr.* 4.

Vorliegendes Buch soll gewissermafsen den Schlufs der Acten eines langjährigen Processes bilden, der nun beinahe seit 21 Jahren die Geister und Federn österreichisch-slavischer Litteraten in Bewegung gesetzt hat, und davon auch das deutsche litterarische Publicum mehr oder weniger laut, mit mehr oder weniger Klarheit in Kenntnifs gesetzt wurde. Es betrifft die Vindicirung eines Nationalschatzes, der jeder der europäischen Hauptnationen zum Ruhme gereichen würde, und von einer Nation zweiter Ordnung um so mehr festgehalten werden mufs, je weniger ihr der Sturm der Zeit von angebornen und erworbenen Gütern übrig gelassen hat. Als im Jahre 1817 der nunmehrige Bibliothekar des königl. böhm. Museums Hr. Wenzel Hanka die ältesten Reste böhmischer Dichtkunst entdeckt und unter dem Titel der Königinhofer Handschrift und von einer deutschen Uebersetzung von Prof. W. Swoboda begleitet — herausgegeben hatte, fanden sich gleich damals manche Zweifler an der Echtheit dieser, in Bezug auf poetischen Werth und Alterthümlichkeit des Inhalts und der Sprache ausgezeichneten und einzig dastehenden Ueberreste altböhmischer Poesie. Man hatte in der Art bisher nur geschmacklose Reimereien aus dem Mittelalter kennen gelernt, die mehr oder weniger einen fremden, unslavischen Geist athmeten, und das Gepräge damaliger mönchischer Beschränktheit an sich trugen. Nun wurden mit einemmale Klänge vernommen, die mit ihrer Natürlichkeit und heroischer Färbung beinahe an die Homerischen erinnerten, und dergleichen man sonst der älteren sich meist in theologischen Zwistigkeiten herumtreibenden höchst unpoetischen böhmischen Litteratur nimmermehr zugetraut hätte. Es gab auch durchaus kein Verbindungsglied zwischen diesen muthmafslich frühesten, und den späteren Productionen. Man mufste mit einem Sprunge in sehr entfernte, wohl an die heidnische grenzende Zeit, in eine Zeit, wo noch der angestammte slavische Geist durch fremde Elemente ungetrübt war, sich zurückversetzen, um nur die Möglichkeit solcher Poesie denken zu können. Auffallend war die Familienähnlichkeit mit serbischen und altrussischen Volksliedern. Damals hatte Do-

browsky, indem er zur Herausgabe seiner altslavischen Grammatik die letzten Arbeiten vollendete, einigen jungen Litteraten Unterricht im Altslavonischen ertheilt, von russischen Volksliedern konnten wohl auch Proben herübergekommen sein, die serbischen wurden von Wuk Stephanowicz eben gesammelt, und einzelne konnten wohl auch durch litterarischen Verkehr, namentlich durch Dobrowsky selbst, der mit Kopitar und Wuk in Verbindung stand, zu ausgebreiteterer Kenntniſs, namentlich seiner nächsten Schüler und Verehrer gekommen sein. Man machte also nach streng ungläubiger Exegese, zur Erklärung des Unglaublichen die Hypothese, daſs der vorgebliche Entdecker der Handschrift und noch sonst irgend ein fähiger Kopf von der nächsten Umgebung Dobrowskys, nach der genossenen Vorbildung und den dargebotenen Vorbildern den Versuch gemacht hätte, das böhmische Publicum zu mystificiren. Dobrowsky selbst ging mit schweren Zweifeln an die Anerkennung dieser Fragmente, wurde aber endlich, sowohl durch die unverkennbaren Charaktere der Alterthümlichkeit des Manuscripts als durch die innere Wahrheit und Consequenz der Sprache selbst, abgesehen von dem poetischen unnachahmlichen Inhalt überwunden, und nun selbst ein eifriger Vertheidiger ihrer Echtheit. Als jedoch bald darauf, im J. 1818 abermal ein, zwar kleines, aber ebenso poetisches, und wohl noch viel älteres Fragment auftauchte, und dazu noch auf ungewöhnliche, beinahe gehässige Weise sich einführte, überdies manches enthielt, was früheren Behauptungen Dobrowskys schnurstracks entgegentrat, empörte sich in ihm der Geist der Auctorität, der bisher im Felde slavischer Sprach- und Alterthumsforschung kaum, oder nur schüchternen Widerspruch erfahren hatte. Namentlich war in dem Gedichte (wir reden hier von Libussas Gericht, dem ersten der im gegenwärtigen Werke recensirten Sprachdenkmäler) die Erwähnung Czechs, als ersten Zugführers böhmischer Colonien, den Dobrowsky schon längst abgethan zu haben glaubte, für ihn ein groſses Aergerniſs. Er wendete alle Mittel der Kritik und der Dialektik an, um den Glauben an die Echtheit dieses Fragments wankend zu machen, und er beschäftigte sich noch die letzten Jahre seines Lebens angelegentlich mit der Niederschlagung dieser ihm gehässigen Erscheinung.

In den Wiener Jahrb. d. Litt. wurden nicht weniger als 33 Einwürfe aufgeboten, die nun auch in gegenwärtiger Schrift 175—192 Schritt vor Schritt verfolgt werden. Nach Dobrowskys Tode übernahmen Hr. Kopitar in Wien und Hr. Palkowicz in Presburg die Fortführung des Processes. Die Vertheidiger waren, Jos. Jungmann, W. Swoboda, Hanka, Palacky u. a. Es wurde theils mit Argumenten, theils mit leidenschaftlichen Aeuſserungen gefochten. Das Publicum theilte sich, wie immer, in beide Partheien. Die meisten, selbst manche der Mitkämpfer, hatten jedoch nicht einmal das Document in Händen gehabt, was doch bei Beurtheilung solcher Alterthümer wesentlich ist, und konnten nur nach dem ihnen durch Druck Mitgetheilten urtheilen. Es war nicht einmal irgend ein Facsimile da, welches zur Leitung und Berichtigung des Urtheils hätte dienen können. Die Herren Schaffarik und Palacky übernahmen nun durch gegenwärtiges Werk die vollständige Darlegung des in Frage stehenden Objectes, so daſs nunmehr alle, die es interessirt und die auch sonst bei urkundlichen Untersuchungen ein Urtheil sich erworben haben, möglichst vollständig in den Stand gesetzt werden, sich ihr eigenes Urtheil zu bilden und sich für die eine oder die andere Seite zu erklären. —

Das gegenwärtige Unternehmen ist jedoch nicht auf den in Rede stehenden Gegenstand allein beschränkt. Die Verfasser haben sich vorgesetzt, den vielfachen Wünschen auswärtiger Gelehrten genügend, eine möglichst vollständige Folge der ältesten böhmischen Sprachdenkmäler, sowohl der für Einheimische schon gedruckten, als anderer, noch nicht herausgegebener zu redigiren, und zwar vom Ende des IX. bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts vollständig, von da an bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts mit zweckmäſsigster Auswahl. Eines der Hauptmotive dieser Arbeit, besonders in Bezug auf die ältesten, vielfach in Zweifel gezogenen Denkmäler war das Bedürfniſs, indem sich die Herausgeber auch sonst derselben vielfältig bedienten, (Palacky bei seiner Bearbeitung der böhmischen Geschichte, Schaffarik bei seinen Arbeiten für slavische Alterthumskunde) sich über ihren Gebrauch zu rechtfertigen, und ihre eigene Ueberzeugung durch alle Mittel der Kritik, sowohl in paläographischer als in linguistischer Hinsicht zur allgemeinen Ueberzeugung zu erheben. Der ältesten Denkmäler, die hier vorgenommen werden sollen, sind zwölfe und unter den

spätern seit dem Anfang des XIV. Jahrhunderts, fiel vorläufig die Wahl auch nur auf zwölf Stücke, womit dann die Arbeit beendigt sein soll. Wir wünschen den Herausgebern die möglich günstigsten Umstände, und ein ununterbrochenes Zusammenwirken, dafs sie diese wichtige Arbeit glücklich zu Ende führen mögen.

Aus der Reihe der ältesten Denkmäler werden nun zunächst: Libussas Gericht, das Evangelium Johannis, der Leutmeritzer Stiftungsbrief, und endlich die Glossen der mater verborum kritisch erwogen und beleuchtet. Es scheint jedoch, als wenn in gegenwärtiger Schrift das erste älteste Monument, wie es wohl auch verdient, die Hauptsache wäre; die andern sind zwar auch selbständig behandelt, müssen hier jedoch mehr oder weniger zur Erläuterung und Bestätigung des ersteren dienen. Von den ersten beiden sind auch treue vollständige Facsimiles mitgetheilt.

Libussas Gericht ist muthmafslich das älteste Monument böhmischen Schriftthums und verdient hier unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit. Es ist auf vier Octavblättchen rohgearbeiteten Pergaments mit ziemlich grofser dicker Halbuncialschrift ursprünglich mit Eisentinte (?) geschrieben, die jedoch gänzlich weggewischt ist, indem nur noch die ins Pergament eingefressenen Antheile in ungewöhnlicher grüner Farbe, als vollkommen leserliche Spuren der Schrift übrig geblieben sind. Der rühmlich bekannte Naturforscher und namentlich treffliche Mikroskopiker Hr. Corda, Custos am böhmischen Museum, untersuchte theils mikroskopisch, theils chemisch Pergament und Tinte, verglich letztere mit der anderer alter Manuscripte, wo gleicher Umstand grüner Färbung sich vorfand. In allen solchen Fällen zeigte sich der abgekratzte Tintenstaub als wahre Eisentinte; die grüne Farbe im Pergament hat er jedoch chemisch nicht ausgemittelt. Seine Meinung ist, dafs nur nach vielen Jahrhunderten in Wechselwirkung zwischen thierischer Faser und Tinte und unter Einwirkungen von Aufsen als Feuchtigkeit, und eigenthümlichen galvanischen und Gährungsprocessen eine solche Einwirkung eintreten konnte, und dafs wohl nicht daran zu denken, dafs die Schrift das Machwerk eines neueren Impostors sein könnte. Bei dem allem bleibt die grüne Farbe doch noch zu untersuchen übrig. Vielleicht hängt sie von der Bearbeitungsart des Pergaments ab. Es könnte vielleicht in Wechselwirkung mit dem Pergament phosphorsaures Eisen sich gebildet haben. Ich zweifle, dafs durch solche Untersuchungen je etwas sicheres über das Alter des Manuscripts sich ergeben wird. Eines der Hauptkriterien des Alters und überhaupt der Echtheit einer Handschrift bleibt noch immer der Habitus, der Totaleindruck, den sie auf das mehr oder weniger vorgebildete Organ des Kenners macht. Natürlich wird diese Wirkung nur in dem Grade bestimmter und entschiedener, als dem Organ sich vielfachere Gelegenheit darbietet sich zu üben und den Kennerblick zu entwickeln, und mufs daher bei einem Manuscript, welches, wie das besprochene, der Zeit und der Localität nach ziemlich isolirt steht, auch der Eindruck des Habitus auf den sonst bewanderten Kenner nicht so entschieden sein, um mit einemmale alles Gefühl des Zweifels zurückzudrängen. Daher wäre wohl die Zweifelhaftigkeit Dobrowskys zu erklären, die jüngere Forscher bei veränderten Interessen und Vorbildungen weniger befallen mochte. Im §. 24. dieser Schrift haben die Herausgeber die nicht angenehme Mühe auf sich genommen, Dobrowskys in den Wiener Jahrb. f. Litt. 1824 in grofser Zahl aufgehäuften Einwürfe Schritt für Schritt zu prüfen und zu widerlegen. Die schlagendsten Gründe für die Echtheit des Fragments sind diejenigen, welche auf Spracheigenheiten, auf alterthümliche und historische Beziehungen aufmerksam machen, dergleichen erst durch spätere Forschung in Rufsland, in den illyrischen und andern slavischen Ländern zu Tage gefördert wurden und daher einem damaligen Deceptor unmöglich bekannt sein und noch weniger fingirt werden konnten. „Nun sollte sich", sagen die Herausgeber, „noch vor dem Jahre 1818 in Böhmen, allen Zeitgenossen unbemerkt, ein Mann herangebildet haben, dessen paläographische, historische und philologische Kenntnisse denen des allgemein geachteten „Altmeisters" unendlich überlegen gewesen sein müfsten, und dieses Wunder von Gelehrsamkeit, Kunstfertigkeit und Genie hätte sein aufserordentliches Licht nur ein einzigmal geheimnifsvoll, zum blofsen Spafs, in die Welt strahlen lassen — nein! u. s. w."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache: Libussas Gericht, Evangelium Johannis, der Leutmeritzer Stiftungsbrief, Glossen der mater verborum, kritisch beleuchtet von Paul Jos. Schafarik und Franz Palacky.

(Schluſs.)

Im Uebrigen wird das Fragment mit diplomatischer Genauigkeit nach allen Rücksichten betrachtet, die Handschrift gemessen, die Zeilen gezählt, die Schrift abgelöst, das Pergament, die Buchstaben und Zeichen erwogen, das beiläufige Alter derselben bestimmt, der Text des Gedichts erst mit lateinischen Lettern im Original und mit cyrillischer Umschreibung, sodann in neuer böhmischer Orthographie mit lateinischer Interlinear-Version, endlich mit deutscher metrischer Uebersetzung von Prof. Swoboda wiedergegeben, darauf folgt ein vollständiges alphabetisches Verzeichniſs aller im Fragment enthaltenen Wörter, Bemerkungen über die Orthographie, Uebersicht der im Gedicht vorkommenden grammatischen Formen, endlich eine ausführliche Würdigung des Gedichts mit Sacherklärungen. Es ist eine elegante wahrhaft musterhafte Arbeit, welche Zeugniſs giebt von der tiefsten Erforschung der slavischen Idiome, von ausgebreiteter Kenntniſs slavischer Geschichte und Alterthümer, wie sich dieses von den Verfassern nicht anders erwarten lieſs. Eine Epikrise dieser Arbeit können wir nur einstmals von der in der Zeit fortgeschrittenen Kritik und den vermehrten Hülfsmitteln erwarten; vorerst stehen die Herausgeber selbst auf der Höhe derselben und es würde von uns unpassend sein dergleichen unternehmen zu wollen. Nur sei uns hier erlaubt, einige Bemerkungen, die uns bei Betrachtung der Schrift des Facsimile aufgestoſsen sind, anzufügen. Vorerst fiel uns auf, daſs die vier einzigen Capitalen des Manuscripts A, C, V, D gerade die ersten Buchstaben des lateinischen und slavischen Alphabets sein muſsten. Die früheren Herausgeber dieses Documents haben die ersten 9 Zeilen für das Ende eines ganz andern von diesem unabhängigen Gedichts ausgegeben und auch abgesondert abdrucken lassen. Man könnte nun die Meinung aufstellen, daſs das ganze Gedicht durch die Reihe der gesammten Buchstaben des Alphabets, wozu man beliebig die entsprechenden Anfangsbuchstaben wählte, geordnet war, daſs A den Anfang bildete, hier erst die vier ersten vorgekommen, die übrigen im Verfolge des ganzen Gedichts erscheinen sollten. Dadurch würde nun die Trennung der ersten 9 Verse als nicht zu derselben Reihe gehörig gerechtfertigt sein. Ferner ist zu bemerken, daſs die Schluſsworte, welche den erwähnten Capitalen vorangehn, jedesmal am meisten mit jenen rothen Zeichen beschrieben sind, welche von den Herausgebern für Vortragszeichen gehalten werden. So: zaconu vor Ai vletavo, so vor crive na otave vor Crive zlatonosne, so: oneznu utr vor Visegrade; endlich finde sich vor Dve veglasne gerade an der Stelle, wo sonst ein Schluſswort hätte stehen sollen, abermal eine Reihe rother Zeichen, wie wenn es die Bestimmung gehabt hätte zur Verzierung eines etwa noch einzuschreibenden Wortes zu dienen. Merkwürdig sind ferner die, an gewissen Stellen vorkommenden sich schräg kreuzenden rothen Striche mit schwarzen Puncten in den vier Winkeln der Kreuzung. Obgleich sich diese Zeichen gerade an Stellen befinden, wo jedesmal der Sinn der Rede sich abschlieſst, so scheinen sie doch nicht bloſse Interpunctionszeichen zu sein, sondern noch eine pathognomische Nebenbedeutung zu haben. So stellt gleich das erste Zeichen (Zeile 57 des Facsimile), welches den Satz rozwadema o dedini otne (den Entzweiten um des Vaters Erbgut) schlieſst, offenbar zwei sich kreuzende Schwerdter vor, mit Beziehung auf den erregten Streit. Das nächste Zeichen der Art, Zeile 78 nach dem Satze: ci sie rozdelita rovnu meru

(oder theilen sich zu gleichen Theilen) besteht aus einer Schlangenlinie, welche von einer geraden am untern Ende hakenförmigen in der Mitte getheilt wird. Ein anderes dieser Kreuzeszeichen steht wieder nach den Worten: rozvadena bratri (die entzweiten Brüder). Bisher scheinen diese Zeichen überall ein Zerwürfnifs, eine Theilung oder Ausgleichung zu bedeuten. Weiterhin wird der Sinn immer schwankender; so in: pocehu ticho hovoriti (begannen leise zu sprechen), wo es mitten im Satze nach ticho steht. Nach dem Satze: pohvalichu vipoedi ieie (sie belobten ihre Aussprüche) könnte es wohl auch mehr als ein Schlufszeichen sein. Nach machnu rucu (schwingt den Arm) mag es wohl wieder auf den Streit hindeuten. Bedeutend abgeändert und sich einem lateinischen W nähernd, ist das Zeichen (Zeile 123) nach: devce ruka na vi k vlade slaba (des Mädchens Hand ist euch zu regieren schwach). Man könnte meinen, dafs Libussa mit den Schwerdtern drohe, nachdem sie gleich vorher gesagt hatte: kibi vladl po zeleze (der euch regierte nach dem Schwerdte). Auch nach nemcech Z. 126 im Satze: u nemcech iskat pravdu (bei den Deutschen zu suchen das Recht) stehen wenigstens die drei schwarzen Punkte, zwischen welche vielleicht erst später das Kreuz eingezeichnet werden sollte. Immer scheint es, auch in den letzten Fällen irgend eine Emphasis auszudrücken. Nach dem Satze Z. 114 u. 115, welcher die Entscheidung Libussas enthält, steht ein zierliches aufrechtes Kreuz mit 4 Punkten in den Winkeln, wie wenn damit eine besondere Verehrung ausgedrückt werden sollte. Andere Zeichen scheinen auch Verehrungszeichen abzugeben, namentlich die, welche das Wörtchen cmeti (Aeltesten des Volkes) Z. 7, 8, 78, 116, meist am Anfang durchsetzen oder darüber geschrieben sind. Das Zeichen Z. 77 u. 78 scheint aus zweien zu bestehen, davon die stehende Gabel der obern, die andere sie queer kreuzende der untern Zeile angehören würde. Mehrere der Zeichen könnten Erweichungszeichen sein, wie die über utr Z. 38, kegdi Z. 18, sestra Z. 36, lutu Z. 49, rize Z. 61, sneme Z. 62, vescbam Z. 64, mezu Z. 74, pravdozvesten Z. 68, Lutobor Z. 88, reki Z. 104 u. s. w. Diese Betrachtungen scheinen hinreichend, der von den Herausgebern angenommenen Bedeutung der rothen Zeichen als Vortragszeichen entgegenzutreten, und sie theils als blofse Verzierungen zu nehmen, dergleichen auch die Nebenstriche an dem Anfangsbuchstaben jedes Wortes, denen freilich noch sonst eine grammatische Bedeutung zukömmt, ferner die Verzierungen der Endworte vor den Capitalen, theils mehrere davon als Erweichungszeichen zu betrachten, endlich einem, dem liegenden und dem stehenden Kreuze, und andern eine gemüthlich symbolische Bedeutung zuzuschreiben. Auffallend ist es, dafs das grobe (polnische) ł nirgends bezeichnet ist, welches dem alten Böhmen in der Aussprache gewifs nicht ganz fehlte, auch nirgends das w an dessen Stelle gesetzt ist, wie noch heutzutage die Lausitzer Sorben vielfach thun. Es schien also schon damals eine Neigung dagewesen zu sein, die Unterschiede des l in einem Laute auszugleichen, und sich darin den Westeuropäern anzuschliefsen. Nebenbei sei bemerkt, dafs auch in den ältesten Manuscripten der Polen das grobe l (ł) noch durch kein besonderes Zeichen unterschieden wird. (S. Bibl. Warsz. 1841. Jan. pag. 134). Es scheint aus derselben Beschränktheit hervorzugehen, mit der man bei der Anwendung des lateinischen Alphabets auch für die eigenthümlichen slavischen Sauselaute ч, ж, ш, keine neuen Zeichen einzuführen wufste, sondern ohne Unterschied c, z, s, gebrauchte. In welchem Vortheil dagegen war gleich im ersten Anfange das cyrillische griechisch-slavische Alphabet! —

Bei der Bestimmung des Alters der Handschrift sind die Verfasser veranlafst, durch mehrere Eigenthümlichkeiten der Schriftzüge, der Abkürzungen, der Gruppirung der Laute eine eigene böhmische Schreibschule anzunehmen, wohin denn auch schon dieses Fragment zu rechnen wäre. Für das höchste Alter, die Zeit vor dem X. Jahrhunderte sprechen zwei positive Gründe: die scriptio continua, und der noch häufige Gebrauch der Uncialbuchstaben. Andere Gründe sind mehr negativ, so: dafs es nicht aus dem XII. und den spätern Jahrhunderten sein kann, deren Schriftcharakter genau bekannt ist. Dafs es erst nach dem VIII. Jahrhunderte geschrieben sein könne, beweist der historische Inhalt des Gedichts; dafs es aber auch vor dem IX. geschrieben sein könne, geht daraus hervor, weil erst damals bei den böhmischen Slaven mit der Einführung des Christenthums die lateinische Schrift eingeführt wurde. Die Beimischung der Uncialbuchstaben schliefst auch das XI. Jahrhun-

dert aus. Da nun ferner das andere hier redigirte Fragment, das Evangelium Johannes, wahrscheinlich dem X. Jahrhundert angehört und doch offenbar jünger ist, als das in Rede stehende, so kann dieses nur in das IX. oder den Anfang des X. Jahrhunderts gesetzt werden. Für diese Annahme sprechen auch die Sprachformen, und allenfalls der eigne heidnische Geist, in dem es verfaſst ist. Die rothen Zeichen und Verzierungen mögen wohl der Behauptung Cordas gemäſs einem späteren Jahrhundert angehören, auf welche Vermuthung man auch dadurch geführt wird, daſs in der gleichmäſsig fortlaufenden Reihe der Buchstaben die Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte mit Roth bekleidet sind, was wohl nur das Werk eines spätern Schreibers sein mochte, aus einer Zeit, wo die Unterscheidung der Worte in der Schreibung schon eingeführt war.

Unter den orthographischen Bemerkungen sind die wichtigsten, welche über die Vertretung des cyrillischen Jer und Jercik und der muthmaſslich nasalen Vocale handeln. In Hinsicht der Grammatik zeigt das Fragment die gröſste Regelmäſsigkeit und Consequenz sowohl überhaupt den allgemeinen Gesetzen der slavischen Sprache gemäſs, als auch insbesondere nach dem Zeitalter, wo sich denn auch selbst mit späteren Sprachdenkmalen eine groſse Uebereinstimmung zeigt. Dies ist wohl dadurch zu erklären, daſs der so uranfänglich festbestimmte Typus der slavischen Sprache nicht so leicht, wie wirs anderwärts sehen, einem Wandel unterworfen ist.

In Betreff der reellen Ausbeute aus dem Gedicht für Geschichte und Alterthumswissenschaft, ist, bei Voraussetzung der Echtheit, und objectiver Wahrheit desselben, beinahe kein Satz, der nicht von Wichtigkeit wäre, obgleich sich die Herausgeber nur auf einige der wichtigsten Punkte, die sonst einer Kritik bedurften, beschränkt haben.

Wir wenden uns nun zum zweiten Fragment, dem Evangelium Johannis. Es besteht aus dem lateinischen Text mit böhmischer Interlinearversion, beide von einer und derselben Hand, nur das Böhmische etwas kleiner. Das Ganze, davon hier nur ein zufällig als Einband eines Buches erhaltenes Fragment sich vorfindet, mochte ein Evangelienbuch gewesen sein in Klein-Folioformat; jedes Blatt zu vier Columnen. Davon erhielten sich 6 beschnittene Columnen, und nach der Combination des Inhalts fehlen zwischen der vierten und fünften 2 Blatt Pergament oder 8 Columnen. Die Schrift gehört nach der Meinung der Recensenten der Fuldaer Schreibschule an. Das Alter wäre etwa in den Anfang des X. Jahrhunderts zu setzen, und könnte bei der damaligen Seltenheit von Schriftwerken wohl dem heiligen Herzog Wenzel angehört haben. Diese Vermuthung kann durch den sich selbst gemachten Einwurf der Herausgeber, daſs es sonst als eine Reliquie verehrt und nicht der Vernichtung durch einen Buchbinder preisgegeben worden wäre, nicht umgestoſsen werden. Habent sua fata libelli. Unterlag doch das Evangeliumbuch von Rheims, dessen Schrift nicht ohne Grund dem heiligen Prokop zugeschrieben wird, und eben auch als Reliquie dem Kloster Emaus vom König Karl IV. geschenkt wurde, einem nicht besseren Schicksale.

Die Redaction des Textes ist hier nun wieder äuſserst sorgfältig angeordnet. Zuerst stehen in zwei Spalten der lateinische Grundtext und daneben die altböhmische Interlinearversion mit denselben Buchstaben wie im Fragment; sodann neu orthographirt, und daneben altslavisch nach dem von Wostokow aufgefundenen ältesten Texte des Ostromirschen Evangeliencodex vom Jahre 1056—57; endlich noch zwei böhmische Texte zur Sprachvergleichung, einer aus einem Manuscript des Museums v. J. 1422, der andere aus der bekannten Kralitzer Brüderbibel.

Auf den Text folgt, wie beim ersten Fragment, ein vollständiges Verzeichniſs der darin vorgekommenen Wörter mit gelegentlichen kurzen Erklärungen. In dem folgenden Paragraphe stehen sodann Bemerkungen über die Orthographie, die Grammatik, über die Beschaffenheit der Interlinearversion. Die Schluſsbemerkungen enthalten eine Betrachtung über die dem Böhmischen von ältester Zeit her eigene Umlautung der dem Altslavischen eigenen Vocale, die im Polnischen durch die Nasalen ę und ą ausgedrückt sind; ferner über die Verengerung der breiten Vocale a, o, u, in e und i, besonders nach weichen Consonanten. In Hinsicht der Umlautung des ę in a und o ergiebt sich, daſs darin von jeher keine bestimmte Regel festgehalten wurde, indem das ę bald durch a bald durch e ausgedrückt ist, wie sich denn diese Inconsequenz auch in der heutigen Sprache der Böhmen erhalten hat, indeſs im Polnischen der alte cyrilli-

sche Vocal als nasales e (ę) mit vollkommener Strenge festgehalten ist. Es ist schade, dafs die Betrachtung nicht auch auf das ą ausgedehnt worden ist, was sich wohl daraus erklären läfst, dafs, da die Umwandlung fast durchweg in u (später au (ou)) erfolgte, darüber weiter nicht viel zu bemerken war. Für die Physiologie der Sprache interessant ist die Verengerung der breiten Vocale, wodurch selbst modificirte Declinationen und Conjugationen sich gebildet haben, sie fällt mit der Erscheinung zusammen, auf welche Grimm zuerst aufmerksam machte, wodurch sich in den germanischen Sprachen die Unterschiede der starken und schwachen Formen gebildet haben, und es scheint überhaupt in den menschlichen Sprachorganen die Tendenz zu liegen, im Verlaufe der Zeiten die tiefern Vocale in die höheren, helleren, die hinten anschlagenden Consonanten in vorne gestofsene zu verwandeln.

Nachdem so die allseitige Analyse der Fragmente gegeben worden, folgt ganz zweckmäfsig die Geschichte und die Vertheidigung derselben, davon wir schon oben die nöthige Erwähnung gethan haben.

Von Urkunden des XI. u. XII. Jahrhunderts finden sich hier, wie man hätte erwarten können, keine Recensionen, aufser der des Leutmeritzer Stiftungsbriefs, den Dobrowsky in das XI. Jahrhundert setzte, den aber die Herausgeber schon früher an einem anderen Orte (Zeitschr. des böhm. Museums 1836 Heft IV. p. 323—346) dem XIII. Jahrhundert vindicirt haben. In innerer Beziehung zu dem Fragment von Libussas Gericht steht dieser Artikel dadurch, dafs er als Beispiel dient, wie auch Dobrowsky bei aller seiner Kenntnifs des slavischen Alterthums und überwiegender Autorität dem Irrthume unterworfen war.

Am Ende findet sich die Recension der böhmischen Glossen des grofsen Dictionarium universale, auch Mater verborum genannt, welches der im J. 920 verstorbene Constanzer Bischof Salomo in seinen früheren Jahren als Abt von St. Gallen verfafst hat, davon ein auf Pergament geschriebenes Exemplar in Folio mit der gesammten Bibliothek der Grafen von Kolowrat aus Burznitz als Geschenk an das böhmische Museum gekommen ist. Er bestand ursprünglich aus 246 Blättern, davon jetzt noch 242 übrig geblieben sind. Wo ein neuer Buchstabe des Alphabets im Text beginnt, ist derselbe meist in ein Gemälde auf Goldgrund eingesetzt. In zweien dieser Gemälde sind die Namen des Scriptors Wacerad und des Illuminators Miroslaw eingeschrieben. Nach dem ganzen Charakter der Schrift gehört dieser Prachtcodex in den Anfang des XIII. Jahrhunderts, obgleich die Jahrszahl 1102 A. M̄C̄II. angeschrieben steht, wo denn das Abbreviationszeichen über dem C wohl eine Verdoppelung bedeutet, so dafs die Jahrszahl 1202 zu lesen wäre. *Diese Mater verborum* gehört zu den glossirten Exemplaren. Es finden sich deutsche und böhmische Glossen, letztere meist über den Zeilen. Die böhmischen wurden wohl theils von dem Scriptor Wacerad selbst, und theils und in der Mehrzahl von einem späteren Corrector eingeschrieben. Sie wurden erst im Jahre 1827 (?) von dem Bibliothekar des böhmischen Museums Hanka entdeckt, als der rühmlich bekannte deutsche Sprachforscher Hr. Graff den Codex zum Behufe seiner deutschen Glossensammlung collationirte. Hr. Hanka gab davon sogleich eine Nachricht in der Zeitschrift des böhm. Mus. 1827 p. 69 u. folg., und im J. 1833 erschien das Ganze in seiner Sammlung der ältesten lateinisch-böhmischen Vocabularien. Leider hat Hanka keine Erläuterungen beigefügt und die gegenwärtigen Herausgeber haben dies auch wegen Beschränktheit des Raumes unterlassen. Es war uns auch leid, dafs hier nicht wenigstens ein Pröbchen des Manuscripts in Facsimile beigefügt worden. Freilich schien es weniger nothwendig, da es aus einem Zeitalter stammt, aus dem die Schriftdenkmale nicht mehr selten sind, und da über seine Altersbestimmung kein Zweifel obwalten konnte, wodurch man veranlafst worden wäre, das Urtheil der Kenner öffentlich aufzurufen und zu Hülfe zu ziehen.

Wir können am Ende unseres Berichts nicht unterlassen, der böhmischen Gesellschaft hiermit öffentlich die dankbare Anerkennung ihrer Liberalität auszusprechen, womit sie die Herausgabe und noble Ausstattung wichtiger Arbeiten ihrer Mitglieder unterstützt und wovon auch das gegenwärtige Werk ein erfreuliches Zeugnifs ist.

Purkinje.

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

VII.

1) *History of the Indian tribes of North-America with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs, embellished with* 120 *coloured portraits from the Indian Gallery in the department of war, at Washington. By Thomas L. M'Kenny, late of the indian department, and James Hall of Cincinnati. London,* 1837. *Imperialfolio.*

2) *Notice sur les Indiens de l'Amérique du nord, ornée de quatre portraits coloriés, dessinés d'après nature, et d'une carte par Eugène Vail, citoyen des Etats unis, membre de plusieurs sociétés savantes. Paris,* 1840. 240 S. 8.

Wenn man bedenkt, dafs nicht wenige, einst mächtige Stämme der Urbevölkerung Nordamerika's bereits untergegangen sind, und dafs die Zeit nicht fern zu sein scheint, wo die letzten Reste derselben von der Erde verschwunden sein werden, so ist es sicher für den Ethnographen, Sprachforscher, Psychologen und Historiker von dem gröfsten Interesse die Eigenthümlichkeiten derselben aufbewahrt zu sehen; je weniger leider bis jetzt dafür geschehen ist, um so mehr Dank verdienen die Verff. der beiden obigen Schriften.

Nr. 1. ist ein mit allem Luxus ausgestattetes Prachtwerk, in welchem die Verff. die Portraits wiedergeben, welche zu verschiedenen Zeiten auf Kosten des Staates von merkwürdigen Wilden für die Gallerie zu Washington angefertigt worden sind. Die Portraits sind hier die Hauptsache: da man wohl annehmen darf, dafs man immer die besten Künstler gewählt haben werde, so wird man auf Treue und Aehnlichkeit mehr, als bei andern Abbildungen rechnen können, auch sprechen amerikanische Zeugnisse für die Treue der hier gegebenen Copien; der Ref. kann nur sein Bedauern nicht unterdrücken, dafs der verkleinernde Copist und Lithograph bei dem Wiedergeben offenbar nicht denselben Fleifs auf die Stellungen u. s. w. gewendet hat: denn es kommen hier oft Zeichenfehler vor, die sicher auf seine Rechnung zu setzen sind. Die in den bisjetzt erschienenen Lieferungen enthaltenen Abbildungen stellen dar: 1) einen Kriegstanz der Saux und Foxes mit einem zum Skalpiren bestimmten Gefangenen, einem gut charakterisirten französisch-amerikanischen Mischling, und mehreren namentlich bezeichneten Chefs; der Erklärer, ein Augenzeuge, rühmt die Treue und Kunst der Darstellung in jeder Beziehung; 2) den berühmten red Jacket, Kriegschef der Senecas, er war der letzte Seneca, geb. 1756, und starb 1830; 3) Kish-Kallo-Wa, Chef der Shanee; 4) Mohongo, eine hübsche Osagin mit einem Kinde, wahrscheinlich dieselbe, welche wir vor etwa 10 Jahren mit mehreren Osagen in Deutschland sahen; wir hören hier, dafs sie, trotz vieler Betrügereien, mit ihrer Reise im Allgemeinen zufrieden sind (Lafayette befreite sie in Paris von ihrem Herumführer und schickte sie nach Amerika zurück); 5) Shingaba Wossin, ein Chef der Chippewa; 6) Push-Ma-Ta-Ha, ein Chef der Chacta; 7) Tens-Kwau-Ta-Waw, der Enkel einer Tochter eines amerikanischen Gouverneurs und eines Creekindianers; 8) Esh-Ta-Hum-Leah, ein Chef der Sioux; 9) Wa-Pa-Shaw, ein Sioux; 10) Meta Koosega, ein Chippewa; 11) Wesh-Cubb, ein Chippewa; 12) Little Crow, ein Sioux; 13) Se-Quo-Yah, ein Cherokee und Erfinder eines Alphabets der Cherokesensprache, welches er auch bei seiner Nation einführte; 14) Naw-Kaw, ein Chef der Winnebago; 15) Chon-Mon-J-Case, ein Chef der Ottoes; 16) Hayne-Hud-Jibini, die sehr hübsche Frau des vorigen; 17) Qua-Ta-Wa-Pea, ein Chef der Shawanoe; 18) Payta-Kootha, ein Shawanoe Krieger; 19) Ki-On-Twog-Kay, ein Seneca-Chef; 20) Pa-She-Pa-Haw, ein Sauk-Chef; 21) Caa-Tou-See, ein

Oiibway; 22) eine Chippeway Frau nebst Kind; 23) Pet-a-le-Shar-o, ein Pawnee-Krieger; 24) Chono-Ca-Pe, ein Chef der Ottoe; 25) Wa-Na-Ta, ein grofser Chef der Sioux; 26) Peah-Mus-Ka, ein Chef der Musquakee; 27) Ca-Ta-He-Cas-Sa, ein Hauptchef der Schawanoe; 28) eine Chippeway Frau nebst Kind; 29) Okee-Makee-Quid, ein Chippeway Chef; 30) Wa-Em-Boesh-Ka, ein Chippeway Chef. Im Allgemeinen bestätigen diese Portraits vollkommen die vom Ref. jederzeit gehegte und ausgesprochene Ansicht, dafs die amerikanische Raçe so wenig, als die malayische, als eine eigenthümliche anzuerkennen sei, sondern dafs sie Mischlinge von Caucasiern und Mongolen sind; die Blumenbach'schen Charaktere der amerikanischen Raçe finden sich allerdings vollständig in Nr. 19, 20, 23, 24, 26, 28, 30; in manchen andern ist das Gesicht relativ zu grofs und mafsig, die Backenknochen springen vor, die glabella ist breit, die Augen mongolisch u. s. w.; aber viele andre kann man unilluminirt jedem Kenner vorlegen, er mufs sie für Caucasier halten, ja sie reihen sich sogar vorzugsweise dem germanischen Stamme an, so z. B. Nr. 1, 5, 14, 17, 18. Freilich darf man nicht vergessen, dafs gerade die ausgezeichnetsten Männer abgebildet sind.

Auszeichnend für die Schrift sind ferner die weitläufigen, mit Sorgfalt gesammelten Biographien; welcher Kraft und welchem Adel des Gemüths begegnet man! welcher geistigen Schärfe! welchem gesunden Urtheil in Beziehung auf politische und religiöse Gegenstände! wie erstaunt man auf Autodidakten als Künstler, Erfinder von Alphabet u. s. w. zu treffen. Während sich politisches Interesse und Selbstsucht mit grofser Gleisnerei der Negersklaven annimmt, die zur Sklaverei geboren, seit 3000 Jahren Sklaven waren, zu keiner Cultur gelangten und keiner Cultur fähig erscheinen, wird hier ein Menschenstamm vernichtet, welcher zur Freiheit geboren, wahrscheinlich von cultivirten Ahnen abstammend alle Elemente der Cultur zeigte.

Bei weitem weniger befriedigend ist der eigentliche Text: dieser sollte nach der Ankündigung durch alle Hefte fortlaufen, er findet sich aber in den uns vorliegenden fünf Heften nur bei den drei ersten, bei dem vierten und fünften nicht. Wir möchten wünschen, dafs dieses die Folge von der Erkenntnifs sei, dafs er den Anforderungen der Wissenschaft nicht entspricht!

In Beziehung auf die amerikanischen Sprachen dürfen wir nicht viel Aufklärung von den Verff. erwarten; indem sie mit Recht die Aufsammlung und Vergleichung von Worten nach dem Gehör als höchst unsicher und trügerisch verwerfen, verkennen sie auf der andern Seite die grofse Wichtigkeit eines genauen vergleichenden Studiums der Sprachen bei dem Urtheile über Abstammung und Verwandtschaft der Völker; möchten sie doch diese später vielleicht nie mehr auszufüllende Lücke durch sachkundige Mitarbeiter ausfüllen lassen, wenn sie sich selbst dazu nicht berufen fühlen. Die rohen Aufzeichnungen der Sioux auf Thierhäuten sollen übrigens eine grofse Aehnlichkeit mit den hieroglyphischen Gemälden der Mexikaner darbieten.

Die Verff. zählen 272 Namen verschiedener Volksstämme auf, die jetzt gröfstentheils untergegangen sind.

Was die Verff. von ihrer gänzlichen religiösen Rohheit sagen, stimmt nicht mit andern Nachrichten überein; so erschien es dem Ref. sehr bemerkenswerth, dafs bei vielen Amerikanern die Blüthen des Nelumbium luteum, welches wahrscheinlich durch Cultur weit über Nordamerika verbreitet ist, eben so heilig sind, als das Nelumbium indicum in Indien und im alten Aegypten.

Wenn die Verff. sagen: „Their pathology referred every disorder to a spirit which was to be driven out by the noise and incantations of the jugglers, which constituted their *whole medical science*," so wird man dieser Angabe auch keinen Glauben schenken, wenn man nur *Rafinesque* Medical Botany of the united States aufschlägt und hier von einer ganzen Menge Pflanzen angeführt findet, dafs sie von verschiedenen Stämmen in verschiedenen Krankheiten gebraucht werden, und dafs amerikanische Aerzte ihre Wirkungen bestätigten. Mögen sich die Verff. einen ärztlichen Mitarbeiter suchen, der diesen Gegenstand sorgfältiger untersucht.

Die bisjetzt gegebenen physischen Beschreibungen der Stämme sind für den Naturforscher absolut ungenügend und unbrauchbar.

Nr. 2. Hr. Vail hat die vorbesprochene Schrift sehr viel benutzt und die beigefügten Abbildungen sind nur schlechte Nachstiche aus derselben. Er benutzt aber auch die ausgezeichneten Arbeiten Galatins (in den Transactions der American antiquarian Society),

so wie viele andre Schriften, officielle Documente, handschriftliche Notizen, kennt die Amerikaner aus eigener Autopsie, ist nicht unbekannt mit den neuen Untersuchungen der Kopenhagener Gelehrten, und wendet seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Geschichte und Statistik.

Chap. 1. Faits et conjectures sur l'origine des Sauvages de l'Amérique du Nord. Die von verschiedenen Reisenden wiederholt beschriebenen Ruinen in Nordamerika, welche auf eine frühere cultivirte Bevölkerung schliefsen lassen sollen, erkennt der Verf. sämmtlich nicht an, entweder sind es geradezu Täuschungen, keine Kunst-, sondern Naturprodukte, oder es sind rohe Erdarbeiten, wie sie alle Wilden herstellen konnten. Es wird uns indessen schwer mit dem Verf. dem allerdings vielerfahrnen Galatin beizustimmen, dafs die den hohen Norden Amerika's bewohnenden Eskimo's (d. h. Fischesser, die Skoöllings der Norweger des zehnten Jahrhunderts) *ganz gleichen* Stammes mit den übrigen Nordamerikanern sein sollen „leur couleur et leurs traits sont essentiellement les mêmes; et il est facile d'attribuer les seules différences qui existent, principalement dans la taille, à la rigueur de leur climat, et aussi, peut-être à leur nourriture. La ressemblance parfaite de la construction et de la forme de leur langage avec celle des autres tribus indiennes, quelle que soit la différence existant dans leur vocabulaire, prouvent presque incontestablement qu'ils appartiennent tous à la même famille." Die Sagen einzelner Stämme, dafs sie über den Ocean gekommen, oder andrer, dafs ihre Ahnen nach einer grofsen Fluth von der Gottheit auf einem Berge gerettet worden, sind nichts beweisend. Der Verf. findet mit Recht keine der bisherigen Hypothesen über die Herkunft der Amerikaner irgend genügend bgründet. — *Prétendues ruines.* Wie schon oben erwähnt, der Vf. erkennt die besonders von Delafield beschriebenen Ruinen nicht an, mit Ausnahme der Grabhügel, unter denen sich ein Paar etwas ausgezeichnetere finden. — *Des langues indiennes.* Mit sehr gesunden Ansichten von dem Wesen der Sprache und von der nothwendigen Verschiedenheit derselben nach dem Grade der intellectuellen Kraft und Bildung des Menschen geht der Verf. über zur Beurtheilung der Ansichten der Philologen, die sich mit dem mehrsten Erfolge mit den amerikanischen Sprachen beschäftigt haben, nämlich: Duponceau (Remarks on the Indians of North America) und Galatin (a. a. O.), und weist ihre grofse Unvollkommenheit nach. — Chap. 2. Des titres en vertu des quels les états unis se trouvent possesseurs des terrains jadis occupés par les Indiens. Das ganze Recht ist freilich wohl nur das Recht des Stärkeren! Der Verf. schliefst aber: Die Erde hat sehr vielen Raum für *arbeitende* Menschen, die, welche nicht arbeiten, sondern sich unmittelbar von der Natur nähren lassen wollen, müssen den arbeitenden Platz machen. — *Nombre présumé des Indigènes de l'Amérique avant* 1776, *comparé à leur état actuel.* Nach freilich vagen Grundlagen nimmt der Verf. an, dafs vor dem Jahre 1776 in Nordamerika lebten 418000, die sich bisjetzt um 105000 vermindert haben, so dafs noch 313000 vorhanden sind, während dagegen die Weifsen in derselben Zeit um 14 Millionen zugenommen haben; das den Wilden im Westen angewiesene Terrain wird vollkommen zu ihrer Ernährung, auch bei grofser Zunahme der Propulation hinreichen, wenn sie Ackerbauer werden wollen! Chap. 3. Description et aspect personnel des Indiens. Der Vf. macht viele treffende Bemerkungen über die nahe liegenden Ursachen physischer Verschiedenheiten, die der präoccupirte Theoretiker oft auf ganz falschen Wegen sehr weit sucht, z. B. „la main et le poignet d'un Indien sont petits, par la même raison qu'un marin est fort dans les bras et l'épaule, et un homme de peine dans les jambes et les cuisses;" oder „l'exercise constant des facultés de l'ame et de l'esprit, la pratique des vertus sociales, de celles où regnent à la fois l'urbanité, l'humanité et l'enthousiasme pour tout ce qui est grand et bon; tout ce qui enfin relève le coeur et orne l'esprit, vient tour à tour donner à la physionomie une mobilité et une expression qui manquent à la face où toutes ou presque toutes ces facultés se trouvent endormies." Der Verf. findet keine wesentlichen Unterschiede im Skelet des Amerikaners und des Caucasiers, die Starrheit ihrer Züge und die rothe Farbe der Haut bilden die einzigen Unterschiede, und man kann aus ihnen keine besondere Raçe bilden. Namen geben sie sich nach ihren Eigenschaften und Gewohnheiten, wovon der Vf. viele Beispiele anführt. Kleidung, Wohnung u. s. w. bespricht und erklärt der Verf. aus ihren natürlichen Verhältnissen. — Chap. 4. Moeurs, us et coutumes. Der Abschnitt bietet manches Interesse dar für den,

der dem Ursprunge der religiösen Ideen des Menschen nachforscht. Man vernimmt übrigens mit Vergnügen, dafs mehrere Stämme anfangen Unterricht zu empfangen und sich zu civilisiren.

In einem letzten Abschnitte giebt der Verf. eine historische Uebersicht des Verfahrens der Vereinigten Staaten gegen die Indianer und bemüht sich dasselbe zu rechtfertigen. Die Entscheidung ist da schwer; wollte man aber auch zugeben, dafs er das officielle Verfahren durch die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung gerechtfertigt hätte, so schweigt er wohl weislich von dem, nur zu oft vorgekommenen, nicht officiellen, und die Versetzung der Wilden aus ihrem Vaterlande in einen angewiesenen Distrikt bleibt immer eine grofse Härte.

Die beigefügte Karte giebt eine Uebersicht der Vertheilung der verschiedenen Stämme der Urbewohner Nordamerika's im Osten im Jahr 1600 und im Westen im Jahr 1800.

Heusinger.

VIII.

Aeneas und die Penaten, die italische Volksreligion unter dem Einflufs der griechischen, dargestellt von Rud. Heinr. Klausen. 2 *Bde. mit* 4 *Kupfert.*, 1562 *S. gr.* 8. *Hamburg und Gotha*, 1839 *u.* 1840 *bei Perthes.*

Sokrates lenkte die Philosophie ab vom Forschen über die Urkraft und die Entstehung der Elemente, und wies sie auf die Erforschung des Menschen hin, seiner Anlagen und Neigungen, Bedürfnisse und Pflichten. Dadurch rief er die Philosophie vom Himmel auf die Erde herab, und wurde den Philosophen, was Homer den Dichtern, Haupt und Ursprung aller Systeme und Schulen. Ueberall ist der Mensch dem Menschen das Nächste, und alle Dinge, die ganze Natur und selbst die Götter, haben nur Werth und Interesse insofern sie mit dem Menschen in Beziehung stehen, und seine geistige und physische Existenz bedingen. Den Weg, welchen Sokrates die Philosophie gehen liefs, hätte die Mythologie gleich vom Anfang einschlagen sollen: jedenfalls aber wäre jetzt endlich einmal Zeit, den Schaden zu merken und einzulenken. Denn was ist durch alle die Untersuchungen über den Zusammenhang der Mythologien und Culte und durch das Bemühen, in ihrer Vergleichung zusammenstimmende Reste einer Urreligion nachzuweisen, gewonnen worden, als Vermengung aller Religionen und Verwirrung alles Wissens über dieselben? Ist die Gestaltung des antiken Lebens durch die Religion, der nothwendige Bezug der Kunst und Wissenschaft auf diese, und deren stete gegenseitige Beeinträchtigung oder Hebung, aus diesen Forschungen besser zu erkennen, als dies durch einfaches, harmloses Lesen der alten Dichter geschehen kann? Sind uns die religiösen Zustände der alten Welt irgend so dargelegt worden, dafs wir daraus etwas zu richtigerer Beurtheilung unsrer eignen Verhältnisse, sofern sie jenen analog sind, zu unserer Belehrung, Beschämung oder Tröstung entnehmen können? Sind die Vorurtheile zerstreut, welche die Religion der Griechen ächten, ihre Kunst und Wissenschaft aber bewundern, ohne zu bedenken, dafs sie sämmtlich von gleicher Bedeutung sein müssen, weil sie einander erzeugen, tragen und stützen? Kurz, ist gezeigt worden, was die Religion den Griechen und Römern in allen geistigen und leiblichen Angelegenheiten, in allen Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens war und sein mufste? Wer einen Beweis braucht, dafs die todte, unfruchtbare Gelehrsamkeit, an welcher das Herz keinen Antheil hat und die mit dem Leben in keiner Verbindung steht, jene Grübelei um des Grübelns willen, durch welches Deutschland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Schmach und Verachtung gerathen war, noch jetzt, trotz der Blüthe der vaterländischen Literatur, grofs und breit wuchere, der betrachte die mythologische Literatur der letzten Jahrzehende. Diese Mythologie mit ihrem Mysterienkrame und ihren Vagabunden-Göttern, diese Urverwirrung, welche Religion mit Speculation verwechselt und die Mythe blofs zur Rechtfertigung ihrer eigenen modernsten Vorurtheile deutet, diese Forschungsträumerei, „was weifs sie was der Mensch *bedarf*"

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Aeneas und die Penaten, die italische Volksreligion unter dem Einfluſs der griechischen, dargestellt von Rud. Heinr. Klausen.

(Fortsetzung.)

Auch das vorliegende Werk hat es mit einem ausbündigen Vagabunden zu thun, dem überall und nirgends hausenden Aeneas: auch hier nichts als Identificirung von Aehnlichkeiten, ohne daſs der Heros in irgend einer Umgebung richtig, d. h. mit deutlicher Erkennung der ewig und bei allen Völkern sich gleichbleibenden religiösen *Bedürfnisse* der Menschen gefaſst worden wäre; auch hier allenthalben Deutungen, die auf leere Speculation hinauslaufen; auch hier Grübeleien, bei denen man nirgends einen Bezug zum Leben in der Gegenwart wahrnimmt; auch hier in den Gegenständen des Grübelns keine Erleuchtung des Kopfes oder Erquickung des Herzens für irgend eine Menschenseele; sondern endloses Hinspinnen des Raisonnements-Fadens, das wie das Schnurren eines Rades oder das Klappern einer Mühle ermüdet. Warum muſste dieser staunenswerthe Fleiſs des Sammelns, diese ausgebreitete Kenntniſs der Denkmäler des Alterthums auf einen so unglücklichen Gegenstand verwendet werden?! wie traurig, wenn vollends das plötzliche, frühzeitige Hinscheiden des Verfs. durch diese Anstrengung verursacht sein sollte! Aber auch der Leser ist übel daran, wenn er, wie Ref., als er nach jahrelanger Zögerung sein Wort zu lösen sich gedrungen fühlte, tausend zweihundert und zwei und funfzig Druckseiten ohne alle Belehrung, und fast in jedem Satze einen Irrthum gewahrend, durchlesen muſs. Denn das ist einmal das Schicksal solcher mythologischer Forschungen, daſs sie, wenn die Anlage verfehlt ist, in keinem Theile etwas Erquickliches darbieten. Ref. hat stets allen wissenschaftlichen Leistungen des Verfs. Aufmerksamkeit gewidmet, und darum die Kunde von seinem Hinscheiden mit aufrichtigem Bedauern vernommen. Die ungerechte Beurtheilung seiner eignen Untersuchungen über die römische Religion kann Ref. dem Verf. um so weniger übel nehmen, als er aus der Beschaffenheit des vorliegenden Werkes nur zu deutlich erkennt, wie alles dasjenige, was von ihm als recht und wünschenswerth erstrebt worden ist, beim Verf. ein unheimliches Gefühl erregen muſste, und daſs derselbe fern von absichtlicher Verunglimpfung war. Aber die Rechte der Wahrheit und der Wissenschaft sind dem Ref. zu heilig, als daſs er selbst um des de mortuis nil nisi bene willen ihnen irgend etwas vergeben zu dürfen glaubte.

Der Verf. beginnt seine Untersuchung mit einer Auseinandersetzung über die Kureten und Telchinen, und bezeichnet letztere (p. 7) als *Geister des Ceremonials*. Ref. bekennt, daſs es ihm nach Lesung dieses ersten überraschenden Beispiels auffallender Begriffsverwirrung eine schwere und lange Ueberwindung gekostet hat, um fortfahren zu können. Die Ceremonie ist das Mittel des Verkehrs mit Geistern; ihre Ausüber sind die Priester, ihre Stifter die Propheten: aber zu behaupten, daſs im Ceremonial selbst Geister walten oder Geister sich mit dem Ceremonial abgeben, ist so scharfsinnig, wie wenn man die Wäsche den Stoff des Wassers nennen wollte. Von den Kureten aber heiſst es (p. 10), „sie seien die Geister des auf dem gährenden Erdboden erwachenden Lärms, dann überhaupt die Geister des lebendigen menschlichen Treibens, das sich in seiner Unruhe zum Verkehr und zur Ordnung zurechtfinde, namentlich zu dem den Göttern wohlgefälligen Gottesdienst". Wir wissen zwar, daſs unheilbringende Miſstöne von bösen, glückbringende Laute von guten Geistern hervorgerufen werden, und daſs darum der Mensch bei bedeutenden Anlässen und feierlichen Momenten seine Worte und Bewegungen beherrschen müsse, um drohendem Unheil die

verehrten Götter dem Cultus der Aeneaden angehören. Durch das Palladium daselbst wird Aeneas Städtegründer, Seefahrer, Kolonienstifter. Zu den grofsen Göttern in Samothrake stehen die Aeneaden durch Dardanos ebenfalls in Beziehung. Hephästos, mit der Athene die Häuslichkeit schützend, schlofs sich dem Palladendienst an. Dann kommt auch noch die Hestia hinzu, die ohnehin eins ist mit Rhea. Auch Dionysos, Demeter, Deo, Themis, Chiron, Zeus, Hera, Ares und der thymbräische Apollo werden mit solchen triftigen Gründen und bündigen Schlüssen den Aeneaden vindicirt.

Auf diese Weise hat der Vf. seinen Heros glücklich oder unglücklich mit einer Sippschaft von Göttern umgeben, gleich dem Noah in seiner Arche. Wo nun auch immer die Sagen von einer Ansiedlung oder vom Verweilen des umherirrenden Helden melden, da werden sich doch sicherlich auch einige der betreffenden Culte, und im schlimmsten Fall doch eine Rofs- oder Schaafzucht nachweisen lassen, die an den troischen Göttergünstling anzuknüpfen sind. Diese Untersuchung wird im dritten Buche geführt: aber man verlange nicht von mir, dafs ich, um darüber zu berichten, die traurigen Stunden erneuern soll, die mir seine Durchlesung bereitet hat: infandum regina jubes renovare dolorem. Der Verf. selbst recapitulirt die Resultate p. 542, allwo man sie nachlesen möge. Ueberhaupt getrauen wir uns nicht weiter die Geduld der Leser und die Spalten dieser Zeitschrift zu Referaten aus dem tollen Inhalte dieses Buches in Anspruch zu nehmen. Wenn zu verkehrten Grundsätzen verkehrte Anwendung hinzukommt, so wird die Verwirrung auf die Potenz erhoben. Heroen werden allerdings als Gründer von Städten sammt allen ihren religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, als Stammväter von Geschlechtern, als Krieger, Priester, Propheten und Gesetzgeber, kurz als die Träger der ganzen mythischen Urgeschichte, verehrt. Dabei sind sie aber immer blofs bestimmten Gottheiten zugethan, und somit hat auch ihre Huld und Gottgefälligkeit immer individuelle Beziehung und Beschränkung. Einen von der Gottgefälligkeit Profession machenden, überall hin Bücklinge spendenden und doch dabei niemand in den Schoofs stofsenden, allenthalben Gewinn sammelnden Charakter hätte höchstens ein Volk von Höflingen und Schmeichlern zu seinem Heros erkiesen können; eine Priesterfamilie ohnehin nicht: denn Priester setzen Propheten voraus. Was soll man aber vollends von dem Religionszustande sagen, den der Verf. zu Tage fördert? Wenn das die Gründe der Götterverehrung waren; wenn der Scharfsinn, der die Mythen deutet, uns in denselben nichts weiter als solche Gemeinheit, Rohheit und Plumpheit der Lebensbetrachtung nachzuweisen vermag: dann mufs man zur Darreichung solcher ausgegrabenen Scherben wenigstens keine achtzig Bogen starken Werke auf hübschem Papier und mit Kupfertafeln herausgeben!

Auswanderung und Ansiedlung, Rettung und Verpflanzung der Penaten ist gewifs des Aeneas eigentliches und einziges Geschäft. Alle sonstigen Bezüge lassen sich leicht aus der Macht und dem Segen der Penaten erklären, die er ehrt, und die hinwiederum seine Schritte leiten und beschützen. So ist er auch bereits bei Homer derjenige, dem die *Zusagung* (*αἶσα*) zu Theil geworden ist; und die Götter, die er mit sich führt, halten Wort und bringen ihn sicher in das *gelobte* Land. Auswanderungen zu neuer Ansiedlung geschehen aber am gewöhnlichsten nach Zerstörung oder Unterdrückung von Städten. Darum ist es ganz natürlich, dafs die Wanderung des Aeneas an die berühmteste aller Zerstörungen, die von Troja, angeknüpft wird. Aber für den mythol. Forscher war kein Grund vorhanden, gerade von dort auszugehen, und auf einem Boden, wo jeder Schritt ausgleiten kann, das Fundament für seine Untersuchungen legen zu wollen. Denn man kann über den Cultus eines Landes, von dem blofs etliche Sagen und Münzen überliefert sind, so wenig etwas Zuverlässiges ermitteln, als über die Sprache eines Volks, von dem uns zufällig einige Dutzend Wörter erhalten sind. Nach Athen, nach Lacedämon u. s. w. gehe, wer über die griech. Religion in's Klare kommen will: hic Rhodus, hic salta!

(Der Beschlufs folgt.)

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

Aeneas und die Penaten, die italische Volksreligion unter dem Einfluſs der griechischen, dargestellt von Rud. Heinr. Klausen.

(Schluſs.)

Nun liegt uns noch ob, zu referiren, in welcher Weise der Vf. den Einfluſs der griechischen Religion auf die römische und die Identität des römischen und troischen Aeneas nachweist. Die Vermittelung geschah durch die Phokäer-Massilier und Cumaner-Kymäer: welches sich aus der Aehnlichkeit der Dianenbilder in Rom und Massilia, aus der Analogie der ephesischen Einrichtungen mit den römischen, des Apollodienstes mit dem des Vejovis, der Uebereinstimmung der alten Minervenbilder zu Phokäa, Massilia und Rom ergeben soll. Was ist auf solchem Wege nicht schon Alles bewiesen worden! Aeneas ist bekanntlich Jupiter indiges: nun belehrt uns aber der Verf., daſs die indigetes *Ceremonialgeister* sind. Mit der Einbürgerung des Namens Aeneas begab sichs folgendermaſsen. Man nannte diesen Heros auch Indiges ahenea. Zwar berichtet dies kein einziger Zeuge, aber es ist trotz dem sicher, weil doch ein Anlaſs vorhanden gewesen sein muſs, um auf den Aeneas zu gelangen. Zwar sollte man meinen, der Name müsse Indiges aheneus gelautet haben: allein das thut auch nichts; denn man sagte ja auch Apollo aperta, auriga u. s. w. Zwar könnte man hier wieder einwenden, daſs man bei aperta, auriga, talpa, popa gar wohl die Analogie mit griechischen Wörtern auf ης und ας einsehe, daſs aber bei einem Adjectiv dreier Endung der Gebrauch der weiblichen Endung a für die männliche us unerhört sei: allein diese Fragen sind überhaupt unziemlich, werden vom Vf. auch keiner weiteren Berücksichtigung gewürdigt. Also wollen wir auch wegen der Identificirung der Sylben ahe und αι keine weiteren Scrupel haben! Alles überbieten ja die Argumente, mit welchen das *eherne* Wesen des Aeneas als natürlich und nothwendig nachgewiesen wird, welche Erörterung ein Muster gelehrter Verkehrtheit ist, brauchbar wenigstens beim Pfänderspiel, wo man sagen muſs, zu was alles das Erz gut ist. Die Art solcher Beweisführungen ist die, daſs der Verf. so viel und so lange von der Sache redet und alles dergestalt in einander mengt, daſs dem Leser endlich Hören und Sehen vergehen und er sich dann nothwendig gefangen geben muſs. Darum zweifeln wir auch nicht, daſs über kurz oder lang welche auftreten werden, die uns diese Untersuchungen als etwas recht Tiefes und Gehaltvolles anpreisen: und was wird dann denen, die lieber Referate über dicke Bücher als diese Bücher selbst lesen, übrig bleiben, als gläubig zu verehren? Wenig Dank verdienen die, welche ihre Leser so unmittelbar zum Fundorte hinführen, und ihnen Staub und Schweiſs und alle Mühe des Suchens und Umherirrens zu theilen nicht zumuthen: ja, es kann sogar völlig beleidigend vorkommen, daſs einer etwas Verborgenes so ohne weiteres gefunden haben will: und wie soll man glauben, daſs dasjenige etwas werth sei, was so leicht und als ob es gar nichts koste dargeboten wird! Der Deutsche darf solche Leichtigkeit schon darum nicht dulden, weil sonst der Ruhm deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit verloren zu gehen droht. Und selbst auch dann, wenn man zugeben muſs, daſs auf solche Weise etwas gewonnen und geleistet worden sei, darf man die Sache doch nicht als gethan betrachten: man muſs die Klötze, die von selbst den Berg hereingerollt zu sein scheinen, noch einmal auf die Höhe hinaufschaffen, und in aller Gebühr, im Schweiſs seines Angesichtes, zum zweiten Male hereinschaffen. Hievon enthält dieses Werk manche Beispiele.

Eine zweite Berührung der römischen Religion mit der griechischen will der Verf. in der Sibylla erkannt haben, indem er die Cumäische mit der Gergithischen

in Marpessos identificirt, erstere sodann nach Rom wandern läfst, und allen fremden Gottesdienst, der in Nöthen des Staats auf Veranlassung der sibyllinischen Bücher eingeführt wurde, aus dem trojanischen Götterkreis der Aeneaden herleitet. Allein die Götter, um die es sich hier handelt, waren eben zufällig gerade die, welche die Römer noch nicht in ihrem Cultus zu besitzen meinten, und deren Vernachläfsigung sie demnach erlittenes Unglück gerne beimessen mochten. Uebrigens war diefs blofse Nebenstellung des Fremden an das Einheimische, welches letztere dadurch so wenig verändert wurde wie die Jehovareligion durch den Götzendienst so mancher jüdischen Könige.

Nur auf einem Felde, wo der Irrthum dominirt, konnten das Talent und die Kenntnisse des Verf. einer solchen Verirrung unterliegen, wie dieses Werk sie beurkundet. Um aber andere, besonders jüngere, Talente abzuhalten, dafs sie nicht ebenfalls in diese Fufstapfen treten und Zeit und Kräfte an Hirngespinste verschwenden, war es nöthig, die Wahrheit ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten darzulegen, wobei es uns herzlich leid thun sollte, wenn wir dadurch Hrn. Nitzsch in Bonn, der den zweiten, ihm gewidmeten, Theil mit einem Vorworte bekleidet hat, oder anderen Freunden des Hingeschiedenen wehe gethan haben. Richtige Auffassung des Alterthums in Geist und in Form wird vor solcherlei Productionen am besten bewahren können.

J. A. Hartung.

IX.

1. *Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, von Dr. L. Rofs. Erster Band. Mit zwei Kupfern.* (Auch unter dem Titel: *Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik, herausgegeben von Dr. Ed. Widenmann und Dr. Herm. Hauff. Zwanzigste Lieferung). Stuttgart und Tübingen,* 1840. *Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.*

2. *Pauca quaedam de rebus Deli Cycladis insulae, specimen operae in historia Cycladum ponendae, edidit Christianus Ludovicus Schläger. Mitaviae, MDCCCXL.*

Hr. Rofs hat in vorliegendem Werke die Resultate seiner mehrmals wiederholten Reisen auf den Inseln des ägäischen Meeres, wovon er einige Skizzen bereits im Morgenblatt und im Auslande hat erscheinen lassen, zu einem zusammenhängenden Bilde vereinigt. Die ausgezeichneten englischen Reisenden unseres Jahrhunderts, Dodwell, Gell, Leake, haben die Inseln nicht berührt. Nur von dem Dänen Bröndsted hat Keos, so wie von Thiersch Paros eine ziemlich erschöpfende Monographie erhalten. Die Beiträge des Ritters v. Prokesch-Osten zur Kenntnifs der Inseln sind in verschiedenen Zeitschriften zerstreut niedergelegt. Die Früheren gewähren nur eine sehr dürftige Ausbeute, wie Bondelmonte 1422, Spon und Wheler 1675, Tournefort 1700, und die in Dappers unbrauchbarer Compilation (Description exacte des îles de l'Archipel. Amsterd. 1703) verzeichneten Reisenden, dann Graf Pasch van Krienen 1771, Choiseul-Gouffier 1776. Sie verfolgten zumeist ungleichartige Zwecke, wie namentlich Tournefort und Choiseul-Gouffier, oder berührten nur einen kleinen Theil der Inseln, wie Spon und Wheler. Auch des holländischen Admirals von Kinsbergen Beschreibung des Archipelagos (übersetzt von Sprengel) ist nur ein trockener und magerer Periplus zum Gebrauch der Schiffer. Um so willkommener erscheint daher das Werk des Hrn. Rofs, dessen erster Theil die Inseln Syros, Tenos, Delos, Rheneia, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos, Amorgos beschreibt. Die Beschreibung ist zwar keineswegs erschöpfend und von geographischen Messungen hat sich auch Hr. Rofs fern gehalten. Eine gute Aufnahme der Inseln steht von den englischen Seeofficieren zu erwarten, welche seit mehreren Jahren mit der Herstellung von Seekarten der östlichen Theile des mittelländischen Meeres beschäftigt sind. Auch die gewählte Briefform, welche Hr. Rofs beibehalten, kommt einer eindringlichen Behandlung nicht sehr fördernd entgegen; das Aeufsere mufste so auch dem Inhalte einen fragmentarischen und mehr praktischen Charakter verleihen, welcher um so sichtlicher hervortritt, da die Resultate der Reisen von drei Jahren (1835. 1836. 1837.)

in ihrer Trennung hingestellt blieben. Aber dessenungeachtet sind die Mittheilungen des Hrn. Roſs höchst lehrreich und befriedigen unstreitig ein längst gefühltes Bedürfniſs. Sie sind zunächst bestimmt, ein Bild der Kykladen und Sporaden zu geben mit stetem Hinblick auf die Vergangenheit derselben in Geschichte und Kunst und dienen trefflich als Grundlage für fernere topographische Untersuchungen (S. XI. u. S. 75).

Von den drei Reisen ist die erste die ergiebigste. Der erste Besuch gilt der Insel Syra oder Syros, welche das ihr von Homeros gespendete Lob heut zu Tage wenig rechtfertigt. Die Ruinen der alten Hauptstadt gleiches Namens sind in dem Neubau von Hermupolis fast gänzlich untergegangen. An der S. W. Küste bei dem Hafen Maria della grazia sollen die Ruinen der zweiten Stadt von Syra liegen, von der auch Homeros weiſs. Ihr Name ist unbekannt. Hr. Roſs, der leider den Ort zu besuchen versäumt, glaubt die in den Verzeichnissen der Tribute der athenischen Bundesgenossen öfter vorkommenden Gryncheer (*Γρυγχῆς*), welche einmal unmittelbar zwischen den Syrern und den Rheneern, ein andermal wenigstens in der Nähe derselben, dann aber wieder mitten unter den euböischen Städten genannt werden, hierher ziehen zu dürfen, und stellt sie problematisch als diejenigen hin, welche die zweite Stadt auf Syros mögen gebildet haben. Allein was ihre Stellung in den Verzeichnissen anlangt, so läſst sich aus derselben eben so wenig ihr Bürgerrecht auf Syros als auf Euboia nachweisen; ja aus dieser wechselnden Stellung geht schon genugsam hervor, daſs man mit gleichem Rechte jeder anderen in den Verzeichnissen vorkommenden sonst unbekannten Völkerschaft eine Stelle auf dieser Insel einräumen könnte. Aus einer Inschrift Corp. Inscr. n. 2347. c. kennen wir nur Einen alten Ort auf Syros, nämlich die sogenannte *Ἑκατά*, welche auch Hrn. Roſs nicht entgangen ist. In Betreff der hier gefundenen Alterthümer macht der Verf. auf eine bemerkenswerthe Classe von Grabstelen aufmerksam, welche statt eines Reliefs auf der glatten Fläche Spuren gemalter Figuren haben. — Die zweite Insel ist Tenos. Die Haupt- und Hafenstadt von Tenos, die auf dem Platze der alten hellenischen Stadt liegt, im Süden der Insel, heiſst H. Nikolaos. Das Castro oder Exoburgo, wo einst der venetianische Gouverneur residirte, liegt anderthalb Stunden von der Stadt auf dem Gipfel eines hohen spitzigen Berges und ist jetzt nur ein Trümmerhaufen. Die von N. N. W. nach S. S. O. sich erstreckende Insel wird von einer langen hohen und rauhen Bergkette gebildet; die nur auf der Südost- und Ostseite Raum für einige Thalebenen läſst. Im N. O. der Insel liegt ein Dorf *Κώμη* genannt, das nach Andeutung einer alten Inschrift wahrscheinlich auf der Stelle des hellenischen Ortes *Ἥρωτον* liegt (Corp. Inscr. n. 2336. 2337). Eine Ebene auf der Westseite der Insel, welche *τὰ κόνια* heiſst, scheint Hrn. Roſs der Ort zu sein, wo der Tempel des Poseidon und der Amphitrite stand (Corp. Inscr. n. 2329. 2331.). Die tenische Herme mit der im Bullett. d. archäol. Instit. zu Rom 1832. p. 56—59 herausgegebenen Inschrift befindet sich jetzt im Museum von Athen. Die pyramide Hellénique auf der französischen den sechs Blättern über den Peloponnes beigegebenen Specialkarte von Tenos ist der Ueberrest eines hellenischen Wartthurms. Dergleichen Thürme, gewöhnlich mit einem gegen Süden gelegenen Thore, finden sich auf den Inseln nicht selten, wie auf Keos, Naxos, Seriphos, Siphnos, Jos (S. 145). Erfreulich ist die Industrie und Handwerksfertigkeit der Tenier, welche auch in Bearbeitung des Marmors einige Uebung und Geschicklichkeit bewahrt haben. — Das groſse Trümmermeer von Delos und Rhenaia bietet einen traurigen Anblick dar (S. 21). Ueber die Ruinen und Alterthümer der beiden Inseln giebt Hr. R. eine besondere Beilage zum dritten Brief (S. 30 ff.). In der Nordhälfte der Insel Delos, ein wenig landeinwärts gegen Osten von dem alten Hafen, liegt der runde See (Herodot. 2, 170. *λίμνη τροχοειδής*), dessen Bette im Sommer mit feinen Krystallisationen von Salpeter bedeckt ist. Zwischen diesem See und dem Hafen lagen die Hauptgebäude der Insel. Hier sind die Trümmerhaufen vom Tempel des Apollon und von der Stoa des Philippos III. von Makedonien. Zu der im Corp. Inscr. n. 2274. bekannt gemachten Inschrift fand Hr. Roſs auf zwei anderen Architravstücken die Buchstaben *ΔΗΜΗΤ* ... und .. *ΟΛΛΩΝΙ*, wodurch es sich nun bestätigt, daſs Philippos, der Sohn des Demetrios, dem Apollon die Stoa geweiht habe. Von der groſsen Apollonstatue, welche nach Spon und Wheler wenige Jahre vor ihrem Besuche noch aufrecht gestanden haben soll, liegen die Bruchstücke noch ungefähr in demselben Zustande, in welchem Tournefort sie gesehen, nicht weit vom Ufer. Bei Gelegenheit der Be-

merkungen über diesen Kolossos, vermissen wir eine Berücksichtigung der Inschrift im Corp. Inscr. n. 10. Sehr gut hat Hr. R. bemerkt, dafs die Insel Rhenaia bewohnt war, was theils aus den Verzeichnissen der Bundesgenossentribute, theils schon aus Thukyd. I. 8. III. 104. hervorgeht. Aehnliches hätte Hr. R. auch von der Insel Belbina erinnern können (S. 4), denn dafs diese Insel bewohnt war, ist schon aus Herodot. VIII. 125. und Skylax 52. ersichtlich. Interessant sind die auf Rhenaia häufig gefundenen Grabmonumente, welche in Altären mit Stierköpfen und Blumen- und Fruchtgehängen bestehen (S. 36). — Erfreulicher sieht es auf der fruchtbaren Naxos aus. Den Alterthumsfreund zieht hier unstreitig am meisten die noch im Steinbruche am Abhange eines mäfsigen ganz aus weifsem Marmor bestehenden Hügels liegende kolossale, aber erst ganz im Rohen entworfene Statue des Apollon an, wovon das Titelkupfer eine Ansicht giebt (S. 39). An Fruchtbarkeit ist die Insel hoch gesegnet und in dieser Hinsicht rechtfertigt sie auch heut zu Tage den Ausdruck des Herodotos (V. 28.). Dialekt, Ortsnamen und Gebräuche machen Naxos zu der reinsten hellenischen Insel (S. 44). Nicht minder interessant sind die Mittheilungen über Paros, deren Hauptstadt (*Παροικία*) auf den Ruinen der alten Paros liegt. Die Stadt ist voll alter Bruchstücke aller Art aus dem trefflichen Material, womit die Natur diese Insel so verschwenderisch begabt hat. Eine Inschrift in einer Kapelle weiset hier ein Heiligthum des delischen Apollon nach. Eine Viertelstunde südwestlich von der Stadt hat ein Tempel des Asklepios und der Hygieia gelegen. Den Platz bedecken jetzt nur Marmorsplittern. Die hier ausgegrabenen Inschriften befinden sich bereits im Corp. Inscr. n. 2390—97. In den Feldern ostwärts von der Stadt liegen viele Kapellen zerstreut, die fast sämmtlich einige Inschriften oder andere alte Fragmente enthalten. Auf einem niedrigen Hügel südöstlich von der Stadt fand Hr. R. in der Mauer eines Häuschens die Inschrift *Δήμητρος Καρποφόρου* und in der Nähe viele Quadern und Trümmer. Hr. R. vermuthet mit Grund, dafs hier das in der Geschichte des Miltiades und öfter erwähnte Heiligthum der eleusinischen Gottheiten gestanden haben möge, von dem es ausgemacht ist, dafs es aufserhalb der Stadt und auf einem Hügel lag (Herodot. VI. 134.). Der eigentliche Marmorberg heifst auch heut zu Tage noch Marpessa (S. 49). — Eine grofse Aufmerksamkeit schenkte Hr. R. der wunderbaren Lava-Insel Thera (S. 54 ff.). Sie veranlafst ihn zu einer weitläuftigen Exposition über die vulkanischen Stürme, welche sie erfuhr (S. 82 ff. u. 187 ff.). Die Hauptstadt gleiches Namens liegt im Westen der Insel auf dem höchsten, äufsersten Uferrande und heifst jetzt mit einer äolischen Umwandlung *Φήρα* st. *Θήρα* (S. 58). Schon eine Stunde von der Hauptstadt beginnt eine Kette von Dörfern. In der Mitte der Insel liegt ein ansehnlicher Flecken, Pyrgos genannt. Hinter Pyrgos im südöstlichen Theile erhebt sich der mächtige Berg Elias, von welchem ostwärts das Vorgebirge des heiligen Stephanos, südwärts das Vorgebirge Exomytis ausgehen (S. 59). Diesen Berg Elias verbindet der Messa-Bunó mit dem Vorgebirge des heiligen Stephanos, auf dessen Rändern die Ruinen der alten Stadt Oea liegen (Ptolem. III. 15.). Die dritte von Ptolemäos genannte Stadt der Insel, Eleusis, sucht Hr. R. auf der Südseite der äufsersten Spitze des Vorgebirges Exomytis (S. 69). Die theräischen Inschriften, welche damals Hr. v. Prokesch entdeckt hatte, sind von Hrn. Böckh in einer Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften 1836 mitgetheilt worden, auf welche Hr. R. in den später hinzugefügten Noten öfter Rücksicht nimmt. Trotz der Bimssteindecke, mit welcher der Boden von Thera überzogen ist, gedeihen auf ihr mancherlei Pflanzen, namentlich Feigenbäume; der Weinbau ist hier blühend zu nennen. Die ganze Existenz der Insel ist auf den Weinstock gegründet. Am Schlufs des dritten Reiseberichts kommt Hr. R. noch einmal auf die wunderbare Insel Thera zu sprechen, wo er die sieben Ortschaften, in denen nach Herodotos (IV. 153.) die alten Theräer wohnten, nachzuweisen versucht. — Die letzte Insel, welche die erste Reise berührt, ist Anaphe, die ihren alten Namen unverändert bewahrt. Die Ueberreste der alten Stadt haben keinen bedeutenden Umfang und bestehen gröfstentheils nur aus unförmlichen Trümmerhaufen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

1. *Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, von Dr. L. Rofs.*
2. *Pauca quaedam de rebus Deli Cycladis insulae, specimen operae in historia Cycladum ponendae, edidit Christianus Ludov. Schläger.*

(Schlufs.)

Mit dem Besuche des Klosters am Ostende der Insel, welches in dem Peribolos des Heiligthums des Apollon Aegletes liegt, und der alten Stadt war übrigens alles Interesse, das Anaphe darbieten konnte, erschöpft, und Hr. R. konnte auf seine in den Abhandlungen der Münchener Akademie 1838. S. 401 ff. befindliche Monographie verweisen. Die summarischen Angaben über diese Insel verlassend, stiefsen wir auf einen auffallenden Irrthum, auf den neuerlich auch Hr. Kiepert in dem Prospectus zu seinem topographisch-historischen Atlas von Hellas, Heft I. Berl. 1841. aufmerksam gemacht hat. Hr. R. behauptet nämlich (S. 80), dafs die beiden hohen, jetzt τὰ Χριστιανὰ genannten Klippen, südlich von Thera, die Melantischen Felsen seien, gegen das ausdrückliche Zeugnifs des Skylax und des Iriarteschen Periplus, welche diese Felsen zwischen Mykonos und Ikaria verlegen.

Die Inselreise vom Jahre 1836 giebt nur die Beschreibung der Insel Kythnos, jetzt Thermia, und ihrer Bäder. In antiquarischer Hinsicht ist sie von geringem Interesse und in ihrer Naturbeschaffenheit ist sie den meisten Theilen von Tenos und Jos gleich. Ganz Kythnos ist ein hoher, durch eine Menge enger Thalschluchten oder Ravins zerklüfteter Felsrücken von Glimmer- und Marmorschiefer. Die eine starke Stunde vom Hafen Hagia Irene entfernte Hauptstadt, Messaria, liegt ungefähr in der Mitte der Insel. Auf der Stelle der alten gleichnamigen Stadt von Kythnos, welche ungefähr an der Mitte der Westküste der Insel auf dem Gipfel und an dem gegen das Meer gewandten Abhange eines wenigstens 600 Fufs hohen Berges lag, befindet sich heut zu Tage eine Stadt, Hebraeokastron oder Rhegokastron, das Königsschlofs, genannt. Die fast ganz zerstörten Mauern der alten Stadt sind, wie die von Tenos und Jos, aus Schieferquadern gebaut. Gegen Süden hat der Bergrücken einen etwas erhöheten Gipfel, der die Akropolis bildete. Nordwärts unter derselben, wo der Rücken etwas flacher ist, vermuthet Hr. R. eine ἀγορά. Von den Zuständen der Insel im Alterthum ist wenig bekannt. Aus der Geringschätzung, mit welcher die Kythnier von Demosthenes (περὶ συντάξεως 176) erwähnt werden, läfst sich schliefsen, dafs die Insel weder reich noch mächtig war. Indefs hatte Aristoteles auch ihre Staatsverfassung nicht übersehen (Harpocr. v. Κύθνιοι). Nach den Perserkriegen kam die Insel in die Bundesgenossenschaft der Athener und zahlte ihnen zur Zeit des peloponnesischen Krieges Tribut. An Inschriften haben wir von Kythnos im Ganzen bis jetzt nur drei, welche keine geschichtliche Ausbeute gewähren. Sonst ist die Insel fruchtbar und ihre Kultur überhaupt im Steigen. Von den warmen Quellen, deren es im Ganzen drei giebt, scheint sich in den alten Schriftstellern keine Erwähnung erhalten zu haben. Ueber diese Quellen hat der königl. Apotheker in Athen, Hr. Landerer, im Jahre 1835 eine besondere Abhandlung geschrieben; wie es scheint, wird ihr Gebrauch vorzüglich bei langwierigen Rheumatismen empfohlen (S. 111).

Die dritte Reise vom Jahre 1837 behandelt die Inseln Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos, Jos und Amorgos. Die treffliche Monographie Bröndsteds machte ein tieferes Eingehen in die Zustände von Keos überflüssig. Die Hauptstadt von Seriphos gleiches Namens liegt auf der Stelle der alten Stadt, eine starke halbe Stunde vom Hafen, auf der Spitze eines schroffen Granitfelsens. Von der alten Stadt sind nur wenige Ueberreste zu sehen, zerstreute Qua-

dern und Säulentrümmer und einige sehr beschädigte torsi von Statuen (S. 135). Die Insel wird von den Alten stiefmütterlich behandelt; auch wird nirgends des Metallreichthums erwähnt, wovon noch heut zu Tage Spuren vorhanden sind. Hr. R. zieht aus dem Schweigen der Alten hierüber den Schluſs, daſs die Blüthezeit der Insel und die Periode der Ergiebigkeit ihrer Bergwerke noch vor die Perserkriege fällt (S. 138). — Ein ähnliches Schicksal, wie Seriphos, hatte auch die Insel Siphnos. Auſser den Spuren des einst reichen Bergbaus und der einst blühenden Marmorbrüche, findet man hier wenig, woran sich alte Erinnerungen knüpften. An der Ostseite und auf der Stelle der alten Stadt liegt die Hauptstadt, jetzt Kastron oder Seraglio genannt. Von jener sind noch einige Ueberreste der Mauern vorhanden, die aus Quadern von einem grünlichen stark verwitterten Glimmerschiefer bestehen. Freundlich sind heut zu Tage die Dörfer auf Siphnos, und das Klima, dessen sich die Insel erfreut, macht sie zu einem der angenehmsten und gesundesten Aufenthaltsörter in Griechenland. Bemerkenswerth scheint der sogenannte Glockenthurm, eine Viertelstunde westwärts von dem Dorfe Artemonas, welcher als das stehen gebliebene Thor eines antiken runden Wartthurms zu betrachten ist. Solche Thürme, deren es, wie bereits bemerkt, auf den Inseln mehrere giebt, sollten den auf den Aeckern oder bei anderen wirthschaftlichen Beschäftigungen zerstreuten Einwohnern im Falle einer plötzlichen Landung eines Feindes als Zufluchtsort und Schutzwehr dienen. Gerade Siphnos scheint mehr als andere Inseln rings mit Wacht- und Wartthürmen befestigt gewesen zu sein, und schon dieses läſst auf ehemaligen Reichthum und einstige Blüthe der Insel schlieſsen (S. 146). Nicht zu übersehen ist endlich die Nymphengrotte an der Nordwestseite der Insel, dem Hafen von Seriphos gegenüber. Eine Inschrift am Felsen bezeugt, daſs die Höhle einst ein Heiligthum der Nymphen war. — Hr. R. führt uns zunächst über Pholegandros mit ihrer Goldgrube nach der Insel Sikinos hinüber, welche durch Wiederauffindung des alten Heiligthums des pythischen Apollon ein besonderes Interesse erhielt. Die erste Nachweisung desselben verdanken wir einer Notiz des Grafen Pasch van Krienen. Eine Ansicht des Tempels in seinem heutigen Zustande hat Hr. R. nach einer Skizze des Hrn. Prof. Ritter beigegeben. Die Ruinen der alten Stadt bieten nichts Merkwürdiges dar. Die Alterthümer von Sikinos hat Hr. R. in dem Lectionskatalog der Universität zu Athen v. J. $18\frac{37}{38}$ weitläuftig behandelt, welche Mittheilungen eine andere ausführliche Abhandlung über Sikinos (Reinganum in der Zeitschr. f. Alterth. Wiss. 1838) hervorgerufen hat. — Bei der Insel Jos hat die Beschreibung der Oertlichkeiten durch die vermeintliche Entdeckung des Grabes des Homeros Abbruch gelitten. Hr. R. legt sein Glaubensbekenntniſs über die Persönlichkeit des Homeros ab (S. 156) und verfolgt die Spuren der Anwesenheit und der antiquarischen Unternehmungen des Grafen Pasch van Krienen, welcher das Grab des Homeros entdeckt haben wollte. Er weiset umständlich nach, daſs alle Angaben in der Erzählung dieses Reisenden, Zeitverhältnisse, Personen und Oertlichkeit betreffend, genau wahr sind, daſs sie von sechs Augenzeugen bestätigt sind, daſs der Graf Pasch van Krienen gar nicht im Stande gewesen, die von ihm mitgetheilten Inschriften selbst zu erdichten u. s. w. Die Entdeckung des Grafen übt sichtlich eine Macht auf Hrn. R. aus, und so wenig er über die Sache entscheiden will, so neigt er sich doch offenbar zur Meinung hin, daſs die besagten Inschriften nicht untergeschoben seien. Er will Anlaſs zu einer gründlichen Untersuchung geben, und rechtfertigt sein entschiedenes Auftreten durch die Bemerkung, daſs es auch für ihn das Bequemste gewesen wäre, die ganze Sache mit einem Austrich gründlicher Kritik von vornherein zu verwerfen. Es entging übrigens auch Hrn. R. das Miſsliche des Umstandes nicht, daſs der wichtigste Stein nach einer Bemerkung in dem zu Livorno angefertigten Verzeichnisse der antiquarischen Schätze des holländischen Reisenden auf Naxos zurückgeblieben ist. Indeſs scheint ihm auch dieser Umstand unverdächtig, da ihn Wind und Wetter, eine veränderte Bestimmung des Schiffes, oder andere zufällige Ursachen verschuldet haben können. Allein eben durch dieses Verschwinden des wichtigsten Zeugnisses ist auch die fernere Untersuchung unmöglich gemacht, und wir finden das Raisonnement des Hrn. R. von einem Cirkelschluſs nicht frei. Ueber das Schicksal der Sammlungen des Grafen, glaubt Hr. R., lieſse sich vielleicht in St. Petersburg etwas ermitteln. Was wir nun von dorther wissen, beschränkt sich auf folgendes. In dem Strogonowschen Garten zu St. Petersburg steht ein Sarkophag, welcher von dem Grafen

Pasch van Krienen für das Grabmal Homer's ausgegeben worden sein soll. Die Kunde hievon rief die bekannte Schrift hervor: das vermeinte Grabmal des Homeros nach einer Skizze des Herrn Lechevalier gezeichnet von J. Dom Fiorillo, erläutert von Heyne, 1794. 8. Daſs der Sarkophag nichts auf Homeros Bezügliches habe, hat sich schon damals herausgestellt. Neuerlich haben wir eine genaue Relation über dieses Monument durch Hrn. Dr. v. Muralt erhalten: Achilles und seine Denkmäler auſser Süd-Ruſsland zur Erklärung des vermeinten Grabmals Homer's im Stroganowschen Garten zu St. Petersburg. Petersb. u. Leipz. 1839. 8. 72 S. Von Inschriften findet sich auf dem gedachten Sarkophag, der mit auf Achilles Leben bezüglichen Reliefs geschmückt ist, keine Spur. Der wichtigste Stein wäre demnach nach seiner Wiederauffindung zu einem unbrauchbaren Instrument geworden. Oder sollte dieser Sarkophag nicht dasselbe Monument sein, welches der Graf Pasch van Krienen für das Grabmal des Homeros hielt? Dies wird beinahe wahrscheinlich dadurch, daſs die Maaſse nicht zusammenstimmen (vgl. v. Muralt a. a. O. S. 48). Wie dem aber auch sei, unter solchen Umständen haben wir es lediglich mit den überlieferten Inschriften zu thun. Diese haben nun allerdings ein sehr verdächtiges Aussehen, und so verdienstlich es von Hrn. R. ist, allen direkt gegen den Grafen Pasch gerichteten Verdacht entfernt zu haben, so können wir doch die Spuren eines Betruges nicht verkennen. Die Lebensbeschreibungen des Homeros und Suidas bemerken bei Anführung der Grabschrift:

Κνθάδε τὴν ἱερὴν κεφαλὴν κατὰ γαῖα καλύπτει,
ἀνδρῶν ἡρώων κοσμήτορα, θεῖον Ὅμηρον.

ausdrücklich, daſs sie einer späteren Zeit angehöre. Nun ist es aber eine bekannte Sache, daſs Inschriften aus Büchern auf Steine übergegangen sind (s. Elem. epigr. gr. p. 73), und ein solches Schicksal hatte ohne Zweifel auch das obige Epigramm, wenn man glauben darf, daſs es mit der Auffindung desselben durch den Grafen Pasch seine Richtigkeit habe. Allein die Täuschung muſs hier tiefer liegen. Die Schriftzüge und Orthographie, so wie die angeblich demselben Stein entnommenen Inschriften, lassen auf eine weit verwickeltere Hypobole schlieſsen, welche aufzudecken wohl nicht mehr gestattet sein wird. Der Graf Pasch kann dabei ganz unschuldig sein. Dagegen lassen wir gerne zwei andere Inschriften, welche der Graf von anderen Gräbern auf Jos abgeschrieben, und zwar an demselben Platz, wo er das Grab Homeros entdeckt zu haben glaubte, als ächt gelten, nämlich die von Hrn. R. S. 160 angeführten; wozu wir in dem Nachweis desselben von früher durch den Grafen copirten und später von anderen wieder aufgefundenen Inschriften (S. 167) eine Berechtigung zu finden glauben. Auch nehmen wir die Mittheilung des Hrn. R. über die sogenannte Homerosbank vor der Thüre der Kirche der h. Katharina mit Dank hin. Diese Marmorplatte, welche nach der Ueberlieferung vom Grab des Homeros dahin gebracht worden war, findet sich noch heute an dem vom Grafen bezeichneten Ort als eine niedrige Sitzbank und von der darauf befindlichen Inschrift haben sich mehrere Buchstaben erhalten, welche mit der Copie des alten Reisenden auch in Hinsicht ihrer örtlichen Stellung vollkommen übereinstimmen. Nur bedauern wir, daſs Hr. R. keine günstigere Beleuchtung gehabt hat, um mehr von der Inschrift zu lesen, die nach der Copie des Grafen unentziffert bleiben dürfte.

Daſs die Jeten ein Grabmal des Homeros aufzuzeigen pflegten, ist gewiſs (Pausan. X. 24. 2.). Glaublich wäre es auch, daſs der Graf Pasch in der Mauer einer alten aus antiken Trümmern zusammengesetzten Kapelle in der Mitte der Insel einen Stein fand mit dem oben angegebenen Epigramm. Denn dieser Stein kann aus dem von den Jeten für das Grab des Homeros bestimmten Ort verschleppt und zum Bau einer Kapelle verwendet worden sein. Aber wenn er diesen Stein gefunden, wie kann er ihn bei dem sogenannten Fischthurm auf der Nordseite der Insel noch einmal entdeckt haben? Man vergleiche auſserdem die Nebeninschriften, die der Graf auf beiden Monumenten gefunden haben will, und man wird nicht mehr zweifeln können, daſs die ältere *fraus* sich mit einer jüngeren vereinigt habe. Und läſst sich auch nachweisen, daſs der Graf unschuldig sei und keinen Antheil an dem Betruge habe, so wird man doch nicht läugnen können, daſs er eine bedeutende Akrisie an den Tag gelegt hat.

Die letzte Insel, welche Hr. R. mit kurzen Zügen beschreibt, ist Amorgos. Der Hafen *Κατάπολα*, gegen Schinussa und die übrigen wüsten Inseln auf der Südost- und Südseite von Naxos, liegt auf der Stelle der alten Stadt Minoe, welche noch unter den Antoninen bewohnt war (S. 175). An der Nordwestseite der Insel liegt Aegiale (*ἡ Γιάλη*), mit unbedeutenden Ruinen; die bewohnten Dörfer von Aegiale weiter landeinwärts, an den Bergen. An der Südseite der Bucht von Katapola auf einem kegelförmigen Vorgebirge, befinden sich die Ruinen der alten Stadt Arkesine, jetzt *Καστρὶ* genannt. Die heutige Stadt Amorgos, auf dem hohen Rücken der an dieser Stelle nicht viel über eine Stunde breiten Insel enthält nichts Bemerkenswerthes, auſser einigen aus den Ruinen von Minoe und Arkesine hierher gebrachten Inschriften und andern Alterthümern. Einen Theil der Inschriften von Amorgos hat Hr. R. in den Actis Soc. Gr. Lips. Fasc. III. p. 67 ff. herausgegeben.

Und so scheiden wir von diesen interessanten Mittheilungen mit dem lebhaftesten Wunsche, recht bald die Fortsetzung zu erhalten.

Die Schrift No. 2. ist ein Programm, mit welchem Hr. Schläger die Aussicht auf ein gröſseres Werk über die Kykladen eröffnet. Der Verf. theilt hier aus seinem Material das erste Kapitel über Lage und natürliche Beschaffenheit der Insel Delos und Einiges aus dem Anfang des vierten Kapitels über das historische Delos mit. Wir werden hier auf das kalte Gebiet compilatorischer Expositionen hinübergeführt, welche in der gegenwärtigen Form zu den vorher besprochenen Schilderungen in einen sonderbaren Contrast treten. Aus dem, was wir oben über die Litteratur der Inseln des ägäischen Meeres bemerkten, läſst sich abnehmen, wie mangelhaft die Mittel sind, welche einem nordischen Beschreiber der natürlichen Beschaffenheit der Insel Delos zu Gebote stehen. Wir können daher hier auf kein befriedigendes Bild von diesem Eilande rechnen. Was Hr. Schl. im ersten Kapitel berührt, sind Namen von Oertlichkeiten und gelegentliche Notizen über verschiedene Zustände von Delos, denen er keine bestimmte Geltung zu leihen vermag. In Rücksicht auf die verschiedenen Namen der Insel selbst verweiset der Verf. auf C. Schwenk's Deliacorum partic. I. (Francof. ad M. 1825.). Die Sage von der Entstehung und dem Festwerden dieses schwimmenden Eilandes ist ganz übergangen. Dagegen fesseln Hrn. Schl. die Nachrichten der Alten über die Erdbeben, welche diese Insel trafen. Er sucht nachzuweisen, daſs die von den epigrammatischen Dichtern zur Zeit des Augustus öfter erwähnte Verödung der Insel namentlich den später überhand nehmenden Erderschütterungen zuzuschreiben sei. Von den ältesten Erschütterungen der Insel sprechen Herodotos (VI. 98.) und Thukydides (II. 8.). Hr. Schl. will beide Nachrichten von einem und demselben Erdbeben verstanden wissen, was nach Wesseling auch Gervinus zu Thukyd. p. 283 annimmt. Demgemäſs wird die Stelle bei Thukydides so gelesen: *ἐκινήθη Δῆλος ὀλίγον πρὸ τούτων πρότερον, οὔπω σεισθεῖσα, ἀφ' οὗ Ἕλληνες μέμνηνται.* Die Form *ὀλίγον* für *ὀλίγῳ* scheint ein Versehen des Verfs. zu sein. Er glaubt in den Worten *πρὸ τούτων πρότερον* einen Hauptbeweis zu finden, daſs die Zeitangabe in weiterem Sinne zu fassen sei, und daſs man gar wohl die von Herodotos erwähnte Erschütterung, welche ohngefähr 70 Jahre früher Statt fand, dabei verstehen könne. Für die Ausdrucksweise *πρὸ τούτων πρότερον* lieſse sich allerdings bei Thukydides selbst Mancherlei anführen, wie z. B. I. 3. init.; allein hier ist diese Verbindung nicht zu statuiren; das Richtige ist: *ὀλίγῳ πρὸ τούτων, πρότερον οὔπω σεισθεῖσα* cet. Will man dem Thukydides so ungenaue Bestimmungen aufbürden, so könnte man sie auch ohne Veränderung der Interpunction erzwingen. Allein es ist unglaublich, daſs Thukydides so sich würde ausgedrückt haben, wenn er nur die Sage der Delier, von der Herodotos spricht, zu seiner Quelle gehabt hätte. Nach unserer Bekanntschaft mit der Denk- und Sprechweise des Thukydides können wir nur das Urtheil derer unterzeichnen, welche die Erderschütterung, deren Herodotos gedenkt, von der bei Thukydides erwähnten genau unterscheiden. Letztere muſs dem peloponnesischen Krieg unmittelbar vorhergegangen sein. Erstere entbehrt der historischen Beglaubigung oder bleibt, wenn sie Statt fand, eine viel frühere. Je mehr aber Hr. Schl. auf seine Kombination der beiden Berichte giebt, desto unerklärlicher ist es für uns, auf der andern Seite die Worte zu lesen: Thucydides ait antea quidem immotam fuisse, sed circa Peloponnesiacum bellum tremuisse. Bei Gelegenheit des Untergangs von Helike, zwei Jahre vor der Leuktrischen Begebenheit (Strab. 384.) soll Delos (nach Callisthenes bei Seneca) erschüttert worden sein; und Mucianus bei Plin. H. N. 4. 22. giebt an, daſs die Insel Delos bis zur Zeit des Varro zweimal erschüttert worden. Aus dieser Angabe schlieſst Hr. Schl., zur Zeit des Varro sei das dritte Erdbeben erfolgt, welches die Insel traf. Vor Tiberius sollen nach Tertull. Apol. c. 40. Hiera, Anaphe, Delos, Rhodos und Kos bedeutend gelitten haben. Dies wird von einem vierten Erdbeben erklärt. Wenn sich dies begründen läſst, so könnte man mit den Zerstörungen der Natur zufrieden sein; allein Hr. Schl. glaubt auch noch die groſse Erderschütterung unter Tiberius herbeiziehen zu müssen, in Folge deren 12 asiatische Städte erschüttert worden sind (Tac. Ann. II. 47.); mit welchem Recht, untersuchen wir nicht weiter. Nächstdem soll ein Ort auf Delos, Tremon genannt, von häufigen Erdbeben zeugen. Allein dies kann eben so wenig als die vorher erwähnten Naturereignisse beweisen, daſs Delos seine Verödung einzig und allein von Erderschütterungen abzuleiten habe. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte zu suchen sein. Denn die Zerstörung der Insel durch den Mithridatischen Feldherrn Menophanes (*εἰς ἔδαφος κατέβαλε τὴν Δῆλον*, Paus. III. 23.) steht einmal geschichtlich fest. — Im zweiten Fragment, welches überschrieben ist *Delus historica*, spricht der Verf. von den ältesten politischen Zuständen der Insel. Er verheiſst hier nur Historisches zu geben. Da jedoch die historischen Anfänge auch hier sich in das Dunkel des Mythischen verlieren, so konnte der Anfang dieses Theiles gleichwohl nur ein gemischter sein. Wir gehen hier nicht in das Einzelne ein. Was wir in dem ganzen Programm vermissen, ist die klare Verknüpfung des Stoffes zu einem historischen Bilde; es sind meist kurze Expositionen von Citaten in dem losesten Zusammenhang, und wir können es nicht verhehlen, daſs die Kritik in dieser Schrift nicht denjenigen Einfluſs übt, den man in Betracht des Zweckes, welchen sie zunächst hat, zu erwarten berechtigt wäre.

J. Franz.

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1841.

X.

1) *Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII u. XIV, von D. Hermann Reuchlin. Erster Band, bis zum Tode der Angelika Arnauld* 1661. *Hamburg u. Gotha,* 1839. *XXIV u.* 818 S.

2) *Pascal's Leben und der Geist seiner Schriften, zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften, mit Untersuchungen über die Moral der Jesuiten von Ebendemselben. Stuttgart und Tübingen,* 1840. *XVIII u.* 392 S.

3) *Port-Royal par C. A. Sainte-Beuve. Tome premier. Paris,* 1840. 526 S.

Die 3 vorliegenden Schriften richten unsere Aufmerksamkeit auf den Lebensprocefs hin, welchen die katholische Kirche nach Ausscheidung des Protestantismus in sich selbst durchgemacht hat. Sie hatte die Form äufserlicher Gesetzlichkeit, in welche aus dem allgemeinen Elemente des Christenthums heraus sie im Laufe der Jahrhunderte immer entschiedener sich hineingebildet hatte, auf dem Tridentinum nunmehr zu ihrer eigenthümlichen und ausschliefslichen erklärt, und setzte sofort alle ihre Kraft daran, sich darin zu behaupten und wo möglich den Gegensatz noch zu überwinden. Dieser erwuchs ihr aber nicht blos aus den von ihr losgetrennten Confessionen, sondern wie sie zu ihrem jetzigen Princip nur über manche frühere Gestaltungen des religiösen Lebens in ihrem eigenen Schoofse hinübergeschritten war, so erwachten auch diese wieder unter der adstringirenden Schärfe des neuen Zusammenhalts zur Opposition. Allein was schon einmal überwunden worden war, konnte jetzt nimmer zu kräftiger historischer Existenz gelangen, das römische Princip blieb Meister, war aber indessen einem andern gefährlichern Feinde, dem modernen Selbstbewufstsein, unterlegen. Die Geschichte dieses Processes verläuft sich vornehmlich in Frankreich, dessen Revolution sich auch nur dann gehörig begreift, wenn man nicht blos auf das durch Voltaire, Rousseau u. s. w. repräsentirte öffentliche Bewufstsein zurückgeht, sondern die Genesis von diesem noch weiter in der durch jene Kämpfe bewirkten inneren Selbstzerstörung der positiven Religiosität und Kirchlichkeit aufsucht. So lag für den Hrn. Vf. der beiden erstgenannten Schriften, der uns schon in seinem, im J. 1837 erschienenen Buche: „das Christenthum in Frankreich innerhalb und aufserhalb der Kirche" mit dem gegenwärtigen Stande davon bekannt gemacht hat, von selbst die Aufgabe vor, auch mit den rückwärts liegenden Ursachen sich zu beschäftigen, wozu ihm ein zweimaliger längerer Aufenthalt in Paris nebst Reisen, die er in Holland und Belgien nach den vornehmsten dortigen Sitzen des Jansenismus machte, vielfache, fleifsig benutzte Gelegenheiten darbot und wofür er eben jetzt auch in Rom thätig ist. Es gelang ihm, die Quellen des auf dem Titel von Nr. 1. bezeichneten Streites wenigstens von Jansenistischer Seite ziemlich vollständig sich zu verschaffen, d. h. allerdings nicht die gesammte von Port-Royal ausgegangene und über alle Zweige des menschlichen Wissens in unzählbaren Lehrbüchern, Abhandlungen u. s. f. sich verbreitende Literatur, sondern nur die den Principienkrieg und die Geschichte der Jansenistischen Gemeinschaft betreffenden Schriften. Minder dagegen glückte es ihm, zumal zur Abfassung von N. 1., von den polemischen und apologetischen Schriften der Jesuiten unmittelbare Kenntnifs zu gewinnen, welchem Mangel man jedoch bei N. 2. auf ziemliche Weise abgeholfen sieht. Es möchte sich indessen eben hiebei fragen, ob die Herausgabe von N. 1. nicht noch hätte verzögert werden können, bis die zu N. 2. zu Gebote gestandenen Mittel benutzt werden konnten, ja vielleicht sogar, bis wir mit dem ersten

Bande der Geschichte Port-Royal's auch den zweiten, der noch erwartet wird, erhalten haben würden. Denn N. 2. ist ein blofses Complement zu N. 1., nicht Pascal, der grofse Mathematiker und Physiker, nach seinen aufserordentlichen Leistungen für diese Wissenschaften wird uns darin geschildert, der Hr. Vf. bekennt sogar S. XIII sich „nicht befähigt, über diese Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen oder sie auch nur ins rechte Licht zu stellen"; sondern, indem nur im Vorbeigehen seines wissenschaftlichen Genies Erwähnung gethan wird, tritt uns im Ganzen nur Pascal, der Jansenist, entgegen. Dieser aber hatte seine nothwendige Stelle in N. 1., wo auch S. 631—672 bereits von den Provinzialbriefen die Rede war, und Pascal als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Partei so gut, wie die andern, z. B. die Arnauld's, eine eingehende Würdigung finden mufste. Weder also die Absicht, von jenen Briefen noch mehr, als in Nr. 1. bereits vorliegt, mitzutheilen, noch die Nothwendigkeit, von den übrigens hinreichend bekannten Pensées zu sprechen, noch die „Untersuchungen über die Moral der Jesuiten", noch endlich die von dem Hrn. Vf. in einer Pariser Bibliothek zufällig entdeckten Papiere der Familie Pascal-Perier gaben ihm das schriftstellerische Recht, aus N. 2. ein besonderes Buch zu machen, sondern all das war Material, das theils schon in den ersten, theils in den zweiten Band von N. 1. gehörte. Ref. mufs namentlich gestehen, dafs ihm die Aufschlüsse, welche die genannten Familienblätter über Pascals Verhältnifs zu seiner Schwester Jacqueline ertheilten, bei Weitem nicht so wichtig erschienen sind, als dem Hrn. Vf.: denn in dieser Jacqueline erkennen wir nur eine den übrigen ausgezeichneteren Nonnen von Port-Royal gleichgestimmte Natur, die auch, nachdem sie einmal den Schleier genommen, nirgends mehr bedeutend hervortritt, und namentlich bei dem Uebertritt ihres Bruders zu Port-Royal zwar einigen, aber nicht den entscheidenden Einflufs ausübte. Hat so Hr. D. R. in der gesonderten Bearbeitung seiner beiden Bücher nach des Ref. Ansicht nicht die richtige schriftstellerische Oekonomie beobachtet, was auch in vielfachen, oft wörtlichen Wiederholungen aus N. 1. in N. 2. hervortritt, so erhalten wir in beiden nicht minder eine Menge Details aus Briefen, Aufsätzen und Gesprächen der betheiligten Personen, meist ascetischen und nicht eben charakteristischen Inhalts, Notizen und Beschreibungen über Vorfälle und Leute, welche nur in sehr äufserlichem Zusammenhange mit dem eigentlichen Gegenstande der Darstellung stehen. Die abspannende Wirkung dieses Details wird nicht immer compensirt durch die zahlreich eingestreuten allgemeinen Raisonnements, welche, bisweilen ununterscheidbar von der Rede der geschichtlichen Personen, zwar manches geistvoll Gedachte, aber auch manches nicht zur Sache Gehörige, sondern blos die jetzigen Verhältnisse Betreffende enthalten und nicht überall auf einer ganz klaren und bewufsten Anschauung des Gegenstandes beruhen. Daneben setzt der Hr. Vf. bisweilen bei seinen Lesern Kenntnisse voraus, die er billiger Weise nicht Jedermann zumuthen kann, indem er namentlich mehrere der handelnden Personen, z. B. Sacy, Nicole, Singlin an wichtigen Puncten blos mit ihrem Namen einführt, ohne die nöthigen Notizen über sie beizubringen, so dafs der Leser sich diese erst aus dem ganzen Buche zusammensuchen mufs und auch da oft vergeblich sich bemüht. Es ist diefs ein Verfahren, welches zwar die Vertrautheit des Schriftstellers mit seinem Stoffe beurkunden mag, aber weder diesem sein Recht, in seinen eigenen Verhältnissen dargestellt zu werden, noch dem Leser die Befriedigung, es nur mit diesem zu thun zu haben, zugesteht.

Gehen wir näher auf den Inhalt ein, so beginnt N. 1. mit einer Nachricht von der ältesten Geschichte der Familie Arnauld, die indessen vornehmlich nur dazu dient, den stämmigen, obstinaten Charakter dieser Auvergnaten, nachmals der Vorkämpfer ihrer Partei, anschaulich zu machen. Wesentlicher ist S. 32—61 die Darstellung von der Entstehung und den Principien des Jesuitenordens, indem dieser das neue Organ war, das der römisch-tridentinische Katholicismus zum Kampfe wider die von ihm abgefallene oder den Abfall drohende Welt sich erschuf und welchem er die ganze ihm mögliche Energie einhauchte. Hier wäre nun sogleich eine methodische Auseinandersetzung des gesammten jesuitischen Systems nach Dogma, Sitte und Recht oder wenigstens ein solcher Grundrifs davon am Platze gewesen; der Hr. Vf. aber befriedigt das Verlangen darnach nicht, indem er zwar die Hauptpuncte berührt, aber nicht ausführt, untergeordnete Momente dagegen, wie den extremen Mariendienst der Jesuiten, in unnöthiger Weitläufigkeit bespricht. Von ihrer Dogmatik gibt er S. 50—52 nur das Pelagianische Princip, Näheres, aber wieder ohne Zusammenhang, erst in dem Abschnitt S.

342 ff. und der Beilage über Jansen's Augustinus; vor Allem aber wäre der sog. Pelagianismus selbst als der nothwendige Schlufs, zu welchem die römische Kirche in ihrer Lehre kommen mufste, zu erweisen gewesen, was nicht blos durch den absichtlichen Gegensatz gegen die Reformation, wie S. 52 gemeint wird, veranlafst worden ist. Denn das wahre Princip dieser ist nicht die Augustin'sche Lehre von der Erbsünde, sondern die von der Rechtfertigung durch den Glauben, in welcher die Sünde aufgehoben ist und damit die unendliche Freiheit der geistigen Subjectivität; nach dieser Freiheit dürstete die Christenheit im Zeitalter der Reformation, und selbst die römische Kirche konnte sich der Gerechtigkeit dieser Forderung nicht entziehen. Sie ging darin aber nur so weit, als sie ohne Gefährdung ihrer absoluten Autorität gehen zu können schien, d. h. sie erkannte die Fähigkeit des Subjects an, ihren Satzungen nachzukommen, welches Zugeständnifs ihr einestheils neue Anhänglichkeit erweckte, während anderntheils gerade hiedurch das religiöse Bewufstsein wieder ihren Geboten und Vermittlungen unterworfen blieb. Derselbe Fall ist's mit der jesuitisch-katholischen Moral, welche in N. 2. S. 85 ff. und Beil. X—XIII. mit sehr schätzbaren urkundlichen Belegen aus Escobar, Le Moine, Alloza, Sanchez u. A. auseinandergesetzt wird. Namentlich ist hier nachgewiesen, dafs die Kasuistik und der Probabilismus dieser Moral keineswegs eine blofse Erfindung des Ordens, sondern schon 1560 die allgemeine Lehre aller katholischen Corporationen war und die Jesuiten mit Recht behaupten konnten, nur das System der Kirche in ihren Lehrbüchern entwickelt zu haben. Eben so richtig bemerkt der Hr. Vf., die aller Moralität verderbliche Schlaffheit und Heuchelei der jesuitischen Grundsätze rühre daher, dafs um jeden Preis der ganze Buchstaben des kirchlichen Gesetzes aufrecht erhalten, zugleich aber den Leuten es so leicht als möglich gemacht werden sollte, ihre äufseren Pflichten gegen die Kirche äufserlich zu erfüllen, um sie immerhin im Verbande der Kirche zu erhalten S. 123. Nur durfte auch hier die innere Nothwendigkeit der Sache genauer, als z. B. S. 95 geschieht, auseinandergesetzt werden: eine Moral nämlich, wie die katholische, welche alle Pflichtgebote nur von einem, dem Selbstbewufstsein äufserlichen Gesetzgeber, der Kirche, ableitet, mufs zuletzt in der Fortbewegung des Lebens dahin kommen, dafs sie nicht mehr alle Fälle des Handelns zu umspannen und zu bestimmen im Stande ist, dieses also der Subjectivität überlassen mufs, deren Erstes es aber sein wird, die Form jener Gebote durch verständige Dialektik zu zerstören, und da hiemit nothwendig auch der Inhalt aufgelöst wird, diesen aus ihrer nächsten, sinnlichen Unmittelbarkeit zu nehmen. Die Jesuiten sehen diesen Gang des Bewufstseins mit ihrer bewundernswürdigen instinctiven Intelligenz vorher, suchten ihn aber, wie überall, zu präoccupiren, um allerdings der Kirche den Ruhm zu verschaffen, dafs sie für alle geistige Bedürfnisse im Voraus Sorge zu tragen wisse, eine Versicherung, die nur je länger, desto weniger Glauben sich zu verschaffen vermochte. — Ihre kirchenrechtlichen, ultramontanen Principien endlich und ihre unabwendbare Thätigkeit, sie geltend zu machen, kommen vornehmlich in N. 1. S. 62 ff. bei der Geschichte ihrer Ausbreitung in Frankreich zur Sprache; wir erhalten hier auch eine ziemlich anschauliche Schilderung der Zustände, auf welche sie in diesem Lande trafen; doch hätte immerhin das Betreffende enger zusammengestellt und in seinen ursprünglichen Verhältnissen aufgezeigt werden dürfen. Insbesondere erfährt man von den gallikanischen Freiheiten erst später S. 378 ff. etwas Weniges und nicht sehr Vollständiges: denn nicht einmal erwähnt ist daselbst die pragmatische Sanction von Bourges vom J. 1438, die Verhandlungen unter Ludwig XI. u. s. w., der Inhalt des Concordats von 1516 ist nicht angegeben, was Alles nebst einer vorläufigen Kritik der Halbheiten und Widersprüche dieses Gallikanismus hier, wenn auch kurz, doch unumgänglich eingefügt werden mufste. Denn was diese sogenannten, von den Jansenisten wieder so sehr urgirten Freiheiten betrifft, so mufsten auch sie von den Jesuiten, und zwar mit Hilfe des königlichen Absolutismus, angefochten werden; wer einmal im Princip römisch-katholisch sein wollte, der hatte entweder alle Consequenzen dieses Princips, die unbedingte Autorität Roms, oder wenn er sich dieser entziehen wollte, die Bedrückungen der von der Kirche immer nur als profan prädicirten Staatsmacht sich gefallen zu lassen. Die Jesuiten sahen auch hier voraus, wie die politische Territorialgewalt die bisherigen Beschränkungen durch die Immunitäten der Geistlichen immer weniger ertragen und dieselben durchaus zu Organen ihres Willens herabdrücken werde, und da dieses Streben zugleich gegen die politischen Privilegien der Parlamente, Corporatio-

pen u. s. f. gerichtet war, so liehen sie ihm, indem es auch sie von lästigen Widersachern befreite, in beiderlei Hinsicht ihren Beistand, suchten dann aber um so mehr die Gewissen der Staatsoberhäupter sich unterthänig zu machen, um von diesem höchsten Puncte aus dennoch die kirchliche Herrschaft zu erhalten.

Erst wenn auf diese Weise die ganze Tendenz der Jesuiten in ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit begriffen ist, läfst sich auch über die Stellung, die nun ihre Gegner einnahmen, ein sicheres Urtheil fällen. Von diesen, wie sie bereits der Zulassung des Ordens in Frankreich sich widersetzten, von den Bettelorden, den Parlamenten, der Universität Paris und ihrem berühmten Vertheidiger, dem Parlamentsrath Anton Arnauld sen., der a. 1594 seine bekannte Philippika wider die Jesuiten hielt, ist noch in dem schon genannten Abschnitt Nr. I. S. 62—131 die Rede: hierauf geht die Erzählung zu den Söhnen dieses Arnauld, Robert d'Andilly, Heinrich und Anton über, wobei aber wieder viel Unwesentliches beigebracht wird S. 132—210. Denn obwohl der erste dieser Söhne nach der Mitte seines langen, ehrenwerthen Lebens auch noch einer der bedeutenderen Männer von Port-Royal wurde, so gehören doch seine Antecedentien nicht in solcher Ausführlichkeit zu dieser Geschichte; Heinrich Arnauld's Gesandtschaft nach Rom aber S. 184—193 hat fast gar nichts mit derselben zu schaffen, und später als Bischof von Angers verhielt er sich sehr äufserlich zu jener Stiftung seiner Geschwister, an welcher freilich D. Anton Arnauld den lebhaftesten Antheil bekam, wefswegen von diesem S. 206—210 nur kurz die Rede ist. Folgt nun von S. 211 an die eigentliche Geschichte des Nonnenklosters Port-Royal des Champs bei Paris und der in demselben durch die Aebtissin Angelika Arnauld durchgeführten Reformen, so gelangen wir damit zwar an die Stelle, von welcher aus später der Hauptkampf gegen den Jesuitismus geführt wurde, ursprünglich aber hatten Angelika und ihre Nonnen nichts damit zu schaffen, sondern erneuerten nur die alte klösterliche Ascese ohne irgend eigenthümlichen Geist und so isolirt, dafs wenn nicht andere Kräfte zu Hilfe gekommen wären, dieses Unternehmen wohl wenige Spuren von sich zurückgelassen haben würde. Bedeutenderes ward erst geleistet, als männlicher Geist, und zwar nicht blos aus der Familie Arnauld (S. 301) den Kampf unternahm. Dazu verbanden sich zuerst Jansenius und Jean Duvergier de Haurenne, Abt von St. Cyran, von deren Jugendfreundschaft und sofort nach allerlei, mitunter nicht ganz ehrenvollen (S. 329, 330, 333) Präliminarien erschienenen Hauptwerken, dem „Augustinus" des Ersteren, dem „Aurelius" des Zweiten wir S. 301—411, sowie in Beil. VII. S. 753—796 Nachricht erhalten. Nahm jener vornehmlich die Dogmatik der Gegner zum Gegenstand seines Angriffs, so stritt dieser für die gallikanische Selbstständigkeit und Ehre des Episkopats, wiewohl bei der unkirchlichen Abhängigkeit vom Hofe, in welche der gröfste Theil der französischen Bischöfe bereits gerathen war, mit minderem Erfolge, wefswegen auch seine Thätigkeit weit mehr auf Belebung praktischer Religiosität sich richtete. Er ward Beichtvater der nach Paris verpflanzten und dort die neue Congregation zur Anbetung des heiligsten Sacraments bildenden Nonnen von Port-Royal, widersetzte sich als solcher dem eingedrungenen modischen Wesen, ward sodann in Folge von allerhand Intriguen auf Befehl Richelieus gefangen gesetzt, stiftete aber eben um diese Zeit den männlichen Einsiedlerverein, der in dem verlassenen Port-Royal seinen Sitz nahm und nun als Vertreter der mönchischen Bufse und der Jansenischen Dogmatik die Hauptrolle der vorliegenden Geschichte spielte. — Ref. erlaubt sich hier, ein Paar Einzelnheiten zu rügen. S. 327 ist eine Stadt Boisleduc genannt, warum nicht bei ihrem deutschen Namen: Herzogenbusch? S. 390 wird gesagt, der „Aurelius" verdanke seinen Ursprung zunächst dem Streite der englischen Jesuiten mit dem vom Papste eingesetzten Bischof Smith, dem sie die Episkopalgewalt nicht zugestehen wollten, was ganz begreiflich ist, S. 393 aber wird dieser Streit in einen mit der englischen Monarchie und dem von dieser abhängigen protestantischen Episkopat verwandelt, was die Sache verwirrt und nicht historisch nachgewiesen wird. S. 443—446 fällt eine zwar wohlgemeinte, aber den Zusammenhang ohne allen Vortheil störende Diatribe über den Ausdruck: christlicher Staat. Wie St. Cyran den Einsiedlerverein gegründet, ist eigentlich nirgends bestimmt erzählt, S. 429 ff. wird nur die Bekehrung des Advocaten Le Maitre und dessen sofortige Niederlassung in dem von den Nonnen verlassenen P.-R gemeldet, dann erfahren wir nichts weiter, bis S. 462 ff. der Verein schon in seiner ersten Organisation erscheint.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

XI.

Hermeneutik des Neuen Testaments, von D. H. N. Klausen, ordentl. Prof. der Theol. an der Universität zu Kopenhagen, Ritter vom Dannebrog. — Aus dem Dänischen übersetzt von C. O. Schmidt-Phiseldek, Candidat der Theol. zu Kopenhagen. Leipzig, 1841. *bei Karl Franz Köhler.* X. 475 S.

Die neutestamentliche Exegese und Kritik hat in neuerer Zeit vor der *Hermeneutik* einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Jene Disciplinen sind durch werthvolle Leistungen vielfach bereichert und gefördert worden; hingegen bei dieser hatte es fast den Anschein, als ob sie in den Fesseln ihrer bisherigen Existenz festgeschlossen und eines kräftigen zeitgemäfsen Aufschwungs unfähig wäre. Um so mehr ist es nun erfreulich und dankenswerth, in dem vorgenannten Werke die *Hermeneutik* so behandelt zu sehen, dafs sie wiederum eine würdige Stellung neben den verwandten Disciplinen einnimmt. Es ist das Verdienst des Hrn. Verfs. um so höher anzuschlagen, je weniger er die Leistungen seiner Vorgänger zu sicheren Stützpuncten, oder auch nur zu zweckdienlichem Materiale für seinen neuen Aufbau benutzen konnte. Denn was und wie viel auch am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts über neutestamentliche Hermeneutik geschrieben ist, so läfst sich doch von den gewonnenen Ergebnissen und nachhaltigen Wirkungen nur sehr wenig sagen; freilich die Auslegung sollte auf bestimmte Gesetze basirt und dadurch der Exegese ein sicherer wissenschaftlicher Hintergrund verliehen werden; allein die aufgestellten Gesetze hatten meist zu sehr das Gepräge beliebiger Grundsätze, als dafs mit denselben in der Exegese etwas Erhebliches anzufangen war. Die Hauptsache macht nun zwar in den meisten Hermeneutiken das *geschichtliche* Moment aus; doch auch hiermit ist für die Hermeneutik im Ganzen wenig gewonnen, wenn nicht die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Auslegungsarten auf wohl befestigtem principiellen Grunde ruhet, und durchweg einen sichern objectiven Maafsstab für die Beurtheilung der dargestellten Besonderheiten erkennen läfst. Eine blofse Beschreibung der verschiedenen exegetischen Richtungen, welche auf dem geschichtlichen Gebiete hervorgetreten sind, kann für die wissenschaftliche Begründung oder Förderung der Hermeneutik nicht von Belang sein, da es in letzterer Beziehung nicht sowohl auf Kenntnifs gewisser Eigenheiten der Ausleger als vielmehr auf Erkenntnifs bestimmter Principien der Auslegung ankommt. Es verdienen indefs von den Werken über Hermeneutik mehrere, welche wenigstens in die herkömmliche unfruchtbare Behandlungsweise nicht einschlagen, als rühmliche Ausnahmen angeführt zu werden, namentlich Matthäi's Neue Auslegung der Bibel u. s. w. und vor Allem Schleiermacher's Hermeneutik und Kritik u. s. w. Beide Schriften sind in ihrem selbstständigen Charakter reich an tiefsinnigen Bemerkungen; aber für die neutestamentliche Hermeneutik ist in denselben die Aufgabe zu allgemein gefafst und zu abstract gelöst. Nicht mit Unrecht sagt daher der Hr. Verf. obigen Werkes von Schleiermacher's Hermeneutik, dafs dieselbe „ihrer Anlage und der Allgemeinheit zufolge, worin die Untersuchungen gewöhnlich gehalten sind, eher in das Gebiet der Sprachphilosophie als in das der Theologie gehören dürfte" (Vorw. p. VI). Sollte dagegen mit heilsamem Erfolge ebensowohl für die Exegese als überhaupt für die Wissenschaft den gegenwärtigen Anforderungen Genüge geschehen, so war es unumgänglich nöthig, dafs in der Behandlungsweise die allgemeinen Gesetze jeder Schrifterklärung und die besonderen Principien der neutestamentlichen Auslegung, und nicht minder das historische und das scientivische Moment der Darstellung, sich

mit einander durchweg innigst verbunden zeigten. Hiervon liefert das obige Werk einen trefflichen Beweis, dessen hoher Werth durch theilweise Mängel im Ganzen nur sehr wenig beeinträchtigt werden kann. Dasselbe zerfällt in drei Haupttheile, wovon der erste, als *Einleitung*, über Natur und Wesen der Hermeneutik, insbesondere der neutestamentlichen, Aufschluſs giebt (S. 1—76), der zweite eine Uebersicht der Geschichte der neutestamentlichen Hermeneutik enthält (S. 77—337), endlich der dritte die neutestamentliche Hermeneutik in den drei Momenten der philologischen, historischen und theologischen Auslegung umfaſst (S. 338—475). Das „scheinbare Miſsverhältniſs zwischen dem theoretischen und dem historischen Theile des Buches" entschuldigt der Hr. Verf. dadurch, „daſs sich im letzteren manche Partieen allgemeineren Inhaltes finden, welche ungefähr mit gleichem Fug ihre Stelle in der theoretischen Untersuchung hätten einnehmen können". Hiermit darf sich der Leser um so eher zufrieden stellen, da man in dem historischen Theile stets den eigentlich hermeneutischen Gesichtspunct vorwalten und alles in dieser Beziehung Wichtige auf eben so selbstständige als gründliche Weise behandelt sieht. Allein nicht sowohl der zweite als vielmehr der erste Theil bietet in seiner Anordnung viel Anstöſsiges dar. Denn warum ist jene *Einleitung* (S. 1—76) nicht zum allgemeinen Grundtheile des Ganzen gemacht, da sie es doch hauptsächlich mit den principiellen Begriffsbestimmungen zu thun hat? Und wozu die besonderen Abschnitte über wissenschaftliche Bedeutung der Hermeneutik (S. 13—19), über Wichtigkeit und Werth der Hermeneutik des N. T. (S. 69—76)? Hierüber kann wohl nicht leicht ein Zweifel obwalten, wenn anders die betreffende Disciplin nach Begriff, Inhalt und Form in ihr gehöriges Licht gestellt ist. Wollte man über die Bedeutung, den Nutzen oder Werth z. B. der Theologie handeln, so würde sich darin ein sehr äuſserlicher Gesichtspunct, ein völliges Verkennen der im Geiste der Wahrheit begründeten Nothwendigkeit, kund thun. Der wahre Werth einer Disciplin liegt in dem Begriffe derselben unmittelbar mit eingeschlossen, und soll nun dieser nicht durch Bezugnahme auf Interessen der Subjectivität getrübt erscheinen, so muſs die Nothwendigkeit, welche auf objectivem Sachgrunde und demgemäſs auf methodischer Sacherkenntniſs ruhet, als die der Wissenschaft würdige Kategorie hervorgehoben werden, wogegen alle Nutzpartieen, wie man sie in älteren literärischen Erzeugnissen mit Vorliebe behandelt sieht, gewöhnlich von rein subjectiven, ja fast egoistischen Nebenrücksichten voll sind. Letzteres ist nun zwar bei dem Hrn. Verf. durchaus nicht der Fall; aber um so mehr muſs es befremden, daſs nicht von den acht Abschnitten der Einleitung mehrere weggeblieben, nach ihrem der Sache und Wissenschaft wirklich angehörigen Inhalte den Hauptstücken dieses Theils einverleibt, und die zu behandelnden Puncte systematischer in einander gefügt sind. — Die Hermeneutik ist, wie es zu Anfange des ersten Abschnittes heiſst, „wissenschaftliche Begründung und Entwickelung der allgemeinen Grundsätze und Regeln zum Verständnisse einer gegebenen Rede". Zur Erledigung der hierin liegenden Voraussetzung wird darauf von dem *Worte*, „als Mittel der Mittheilung eines inneren Lebens", in der doppelten Form der *Rede* und der *Sprache*, und von den gemeingültigen Grundsätzen, als Grundlage einer Auslegungswissenschaft, gehandelt. Diese Untersuchungen wie die folgenden über Aufgabe und Umfang der Auslegung u. s. w. sind an scharfsinnigen Distinctionen reich, welche indeſs mitunter nur zu sehr vom Verstande zugespitzt und nicht genug mit einander ausgeglichen scheinen. So will es der Hr. Verf. bei seiner scharf begrenzten Definition der Hermeneutik nicht gelten lassen, daſs nach der bekannten alten Behandlungsweise des Gegenstandes mit der inventio sensus zugleich die elocutio oder explicatio verbunden und demnach die Untersuchung über die verschiedenen Arten der Auslegung (Uebersetzung, Paraphrase, Commentar.) mit in das Gebiet der Hermeneutik hineingezogen werde. Bei Schleiermacher (Hermen. S. 1) soll die rechte Grenze als „Kunst des Verstehens, nicht auch der Darlegung des Verständnisses" genau bezeichnet sein, und es scheint dem Hrn. Verf. nicht minder willkührlich, „die Regeln für einen äuſseren Act — den Sinn einer gegebenen Rede zu entwickeln und vorzutragen — auf die Hermeneutik zurückzuführen, als wenn man die Regeln für Ausdruck und Darstellung *eigner* Gedanken unter die Logik befassen wollte". Dieser Motivirung fehlt's an einleuchtender Beweiskraft; denn was den angeknüpften Vergleich betrifft, so kann doch wohl jene verjährte einseitige Definition von der Logik, daſs es sich in derselben

um die Denkregeln handle, nicht als maafsgebend betrachtet werden; vielmehr stellen sich bereits in der Logik die Gedanken objectiv dar, drücken sich in absoluten Bestimmungen aus, obschon mit dem gedankenmäfsigen Redebau die Logik nichts zu thun hat. Hier bei Begriffsbestimmung der Hermeneutik fragt es sich: was ist der Gegenstand derselben? Ohne Zweifel die *Auslegung*, welche aber nicht sowohl ein innerer als vielmehr ein äufserer Geistesact ist (wie auch schon die Ableitung von ἑρμηνεύειν darauf hinweist), wenn gleich die wissenschaftliche Begründung derselben auf systematischer Erkenntnifs und Entwicklung innerer Gesetze beruhet. Soll nun die *Auslegung* in allen Seiten wissenschaftlich durchdrungen werden, so ist es doch wahrlich nicht für eine willkürliche Abschweifung zu halten, wenn gehörigen Orts auch die verschiedenen Arten der Auslegung, d. h. eben diejenigen Formen, in denen die Auslegung sich verwirklicht, ins Auge gefafst und nach ihrem wahren Begriffe, Umfange und Zwecke näher bestimmt werden. Wo sollte denn sonst für die Begriffsbestimmung dieses Punctes ein passender Raum zu finden sein, wenn derselbe im Bereiche der Hermeneutik nicht anzutreffen wäre? Bei Schleiermacher hält sich die Untersuchung zu sehr im Abstracten und Allgemeinen (s. oben), als dafs das Absehen von jenen verschiedenen Auslegungsarten Befremden erregen könnte. Doch im vorliegenden Werke bildet die Angabe des Allgemeinen, die Berücksichtigung der gemeingültigen Grundsätze einer Auslegungswissenschaft, nur die Unterlage für das Besondere, für die Gesetze der neutestamentlichen Hermeneutik, — und innerhalb des letzteren Gebietes hätte der besprochene Punct, ohne die mindeste Beeinträchtigung der eigentlichen Aufgabe, recht gut erledigt werden können; denn grade in dem Commentar schliefst sich ja das Ganze der Auslegungsgesetze, wie es hermeneutisch entfaltet wird, zusammen und hat somit an demselben gleichsam den Träger seiner Existenz. Im Uebrigen ist namentlich der Abschnitt über Umfang und Bestandtheile der neutestamentlichen Hermeneutik, ferner über das protestantische Schriftprincip und dessen Verhältnifs zur Tradition und Glaubensregel (S. 29—69) voll von herrlichen Erörterungen; es kommen darin bereits die verschiedenen Momente der Auslegung, nämlich das *philologische*, das *historische* und das *logisch-psychologische*, letzteres in der besonderen Beziehung zum N. T. als *theologisches*, zu näherer Berücksichtigung, und hiernach wird denn das N. T. in seiner normativen Stellung zur Kirche und Lehre sorgfältig beleuchtet. Nur Eins ist auffallend, dafs der Hr. Vf. bei diesen gründlichen Untersuchungen nicht auch auf die neueste Auffassung und Kritik der evangelischen Geschichte vom mythischen Standpuncte aus sein Augenmerk gerichtet hat. Es wird zwar mehrmals darauf eingegangen, wie wir uns bei den neutestamentlichen Schriftstellern in einzelnen Partieen das Verhältnifs der Geschichte zur Vorstellung, der factischen Objectivität zur gläubigen Subjectivität zu denken haben, und es werden in dem evangelischen Schriftganzen mancherlei sagenhafte, traditionelle Elemente offen eingestanden (S. 453 ff.); allein wie nun dieser Gesichtspunct, wenn er ausschliefslich festgehalten und consequent durchgeführt wird, mit der Hermeneutik und Exegese sich verträgt, ob auf demselben auch noch eine wahrhafte Auslegung und Würdigung des evangelischen Schriftinhaltes möglich ist, darüber findet sich weder in dem ersten begründenden Theile noch in den beiden anderen etwas Befriedigendes. Doch ist es aller Anerkennung werth, dafs der Hr. Verf. das protestantische Schriftprincip sowohl in seinem evangelischen Grunde als auch in seinem freien intellectuellen Charakter gegen einseitige Richtungen zu befestigen sucht, und demgemäfs die Aufgabe der Auslegung darin gelöst findet, dafs „Wissenschaft und Glaube, sich gegenseitig durchdringend, auf einander wirken." Auf das Entschiedenste erklärt er sich dagegen, dafs die Auslegung durch eine *traditionell-kirchliche*, von der Subjectivität des Auslegers unabhängige, Regel einen feststehenden objectiven Charakter gewinnen könne. Aber nicht minder sieht er darin eine Verkennung des Geistes der evangelischen Kirche, wenn die *Subjectivität*, anstatt von etwas Objectivem, in der Schrift Gegebenen, geleitet zu werden, zum letzten Grunde und zur Regel der Auslegung gemacht wird. „Dagegen ist die Vereinigung des Objectiven und Subjectiven, die wir suchen, in dem christlichen Glauben gegeben. Das Objective, Factische ist hier der geistige Besitz des Subjects, und sonach wird in dem Begriffe der *heiligen Schrift als Gegenstandes des Glaubens* die Regel, die der Schriftauslegung des Subjects einen objectiven Character geben soll, zu suchen sein. Nur innerhalb der Grenzen der Kirche, wo die Schrift als heilige

Schrift gilt, wird daher die erschöpfende und vollständige Auslegung zu erwarten sein. Aber auf der anderen Seite ist diese Vollendung nicht minder dadurch bedingt, dafs der Begriff vom höheren Charakter der Schrift ein solcher ist, welcher eben darum, weil er im christlichen Glauben enthalten ist, auch das Resultat gründlicher theologischer Forschung wird." Die hierauf fufsende *theologische* Auslegung wird sodann näher dahin bestimmt, dafs zu der Betrachtung der heiligen Schrift in ihrer Totalität gehöre, sie sowohl von der menschlichen als von der göttlichen Seite zu betrachten, somit den menschlichen Charakter mit dem göttlichen stets in Einheit zu halten (S. 61—63). Man wird aus dieser in gewichtigen Aussprüchen zusammengedrängten Deduction leicht ersehen können, dafs es dem Hrn. Vf. wirklich darum zu thun ist, seinem Gegenstande auf den Grund zu kommen, und in Betreff des urgirten Hauptpunctes kann es auch keinem Zweifel unterworfen werden, dafs in der wechselseitigen Durchdringung des Glaubens und der Wissenschaft, des christlichen Selbstbewufstseins und der theologischen Erkenntnifs, das protestantische Schriftprincip wie überhaupt die Auslegung ihre objective Bewährung und Vollendung finden. Denn wie der Ausleger einerseits durch sein theologisches Wissen zur vollständigen Ergründung des biblischen Inhaltes in allen ihm zugehörigen Seiten befähigt und bekräftigt ist, so ist er andrerseits durch sein christliches Glaubensinteresse vor Verkennung des heiligen göttlichen Schriftgehaltes gesichert. Und in beiden Beziehungen ist es dann vor Allem das wahrhafte Versetztsein in die urchristliche Lebenssphäre, ja die Geisteseinheit des apostolischen Schriftstellers und des theologischen Auslegers, als worauf hinsichtlich des Auslegungsprincipes das Hauptgewicht fällt, weil eben darin gleichsam der neueste Lebenspuls des philologischen, historischen und des theologischen Momentes, wie umgekehrt hierin der concrete Leib aller Auslegung begriffen wird.

In dem zweiten Theile, der Geschichte der Hermeneutik, werden fünf Perioden unterschieden: die *patristische* (bis zum 7. Jahrh.), die *hierarchische* (bis zum Anfange des 16. Jahrh.), die *reformatorische* (bis zum Schlusse des 16. Jahrh.), die *symbololatrische* (bis zur Mitte des 18. Jahrh.), die *freie wissenschaftliche* (bis auf unsere Zeit.) In einer jeden dieser Perioden sind zur leichteren Uebersicht der exegetischen Hauptrichtungen diejenigen Ausleger, welche den nämlichen Auslegungsprincipien gehuldigt haben, zusammengestellt, und die charakteristische Verschiedenheit derselben wird *nach der Stellung, welche die Subjectivität des Auslegers zu dem objectiv Gegebenen eingenommen hat*, bestimmt. So sieht man denn stets einen dreifachen Charakter der Auslegung unterschieden, einen *traditionell-kirchlichen*, einen *philosophirenden* oder *allegorisirenden*, einen *historisch-theologischen*, und es wird bei jeder Periode mit derjenigen Auslegungsart, welche für die am meisten hervortretende und die wissenschaftliche Richtung am meisten bezeichnende angesehen werden kann, der Anfang gemacht (S. 84 und 85). Wie verständig und plausibel diese Eintheilung und Klassificirung auf den ersten Anblick auch scheinen mag, so ist sie doch keineswegs durch den geschichtlichen Entwicklungsgang bestimmt. Ganz abgesehen davon, dafs die von den einzelnen Perioden umschlossenen Zeiträume einander sehr ungleich sind, so hat doch der angenommene dreifache Charakter, als worunter die Ausleger durchgehends begriffen werden, gar zu sehr das Ansehen eines fremden Mafsstabes, was am meisten in die Augen fällt, wenn hin und wieder dieselben Kirchenlehrer zuerst unter dieser, nachher auch noch unter jener Klasse von Auslegern aufgezählt werden. Zur Rechtfertigung wird angeführt, dafs für eine klare Vorstellung von der Art, wie in den genannten Perioden die Aufgabe der Schriftauslegung und die Grundsätze der Lösung derselben aufgefafst und dargestellt seien, „eine Anordnung der Schriftausleger blofs nach äufseren Verhältnissen, und zwar entweder nach der Zeitfolge oder nach der kirchlichen Heimath nicht zum Grunde gelegt werden könne" (S. 81). Freilich die *Zeitfolge* oder die *kirchliche Heimath* für sich machen's nicht aus; aber besteht denn die sachgemäfse Anordnung und wahrhaft methodische Entwicklung nicht eben darin, der Sache nachzugehen und in dem freigelassenen Geschichtsprocesse die inneren Angelpuncte nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse, ohne willkürliche Umstellung, gesetzmäfsig hervortreten zu lassen?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Hermeneutik des Neuen Testaments von D. H. N. Klausen.

(Schluſs.)

Es ist nicht zu leugnen, daſs in den angenommenen fünf Perioden feste Ruhepuncte und in dem vorausgesetzten dreifachen Charakter die am meisten hervorstechenden Auslegungsarten bezeichnet werden; aber der ganzen geschichtlichen Uebersicht hätte leicht ein mehr objectives systematisches Gepräge verliehen werden können, wenn nur Personen und Richtungen mit Zeit und Ort in etwas engerer Verbindung gehalten wären. Für's erste durften jene fünf Perioden auf drei reducirt werden, indem die vierte und fünfte als besondere Epochen in der dritten noch verschlossen blieben, und wie bei dieser dritten, so konnten auch bei der ersten und zweiten mehrere bedeutungsvolle Abschnitte unterschieden werden, namentlich bei der ersten der Zeitraum, in welcher die neutestamentliche Auslegung, als freie Aneignung und Verwendung der apostolischen Lehre, noch keine erheblichen Eigenheiten, wenigstens keine besonderen Grundsätze und Tendenzen der Erklärung durchscheinen läſst, sodann die Epoche der Krisis, in welcher bereits entgegengesetzte Richtungen der Schriftauslegung sich wissentlich und geflissentlich herausstellen (in der *Alexandrinischen* und der *Nordafrikanischen* Kirche), und endlich der Schluſspunct dieser Periode, in welchem die Schriftauslegung kraft der bewuſsten Vereinigung wesentlicher Momente am meisten ausgebildet erscheint (in der *Antiochenischen* Kirche). Was nun aber die besonderen Charakterzüge der in dieser ersten Periode hervorgetretenen Richtungen betrifft, so war vornehmlich der *Alexandrinischen* Kirche die *allegorisirende*, der Gnosis zugeneigte, transcendentale Auslegungsart, hingegen der nordafrikanischen (nach dem Vorgange von Irenäus und in Uebereinstimmung mit späteren lateinischen Kirchenlehrern) die *buchstäbliche*, antignostische, polemisch-apologetische zu vindiciren, während die *Antiochenische* Schule (an welche sich im weiteren Verlaufe aus der orientalischen und der occidentalischen Kirche viele namhafte Exegeten anschlieſsen) auf sprachlichem Grunde das *historisch-dogmatische* Moment der Auslegung urgirt. Mit Recht kann die *allegorisirende* Auslegungsart als die in den ersten Jahrhunderten am meisten vorherrschende betrachtet und bei näherer Beleuchtung derselben auf die gewöhnliche alttestamentliche Auslegungsweise hingewiesen werden, wie der Hr. Vf. auch nicht unterlassen hat (S. 86 ff.); allein der *traditionell-kirchliche* Charakter, wenn gleich derselbe von Irenäus und Tertullian zuerst repräsentirt wird, hat sich doch auf dem exegetischen Gebiete dieser Periode noch nicht entschieden genug ausgeprägt, um besonders fixirt zu werden; sondern er gehört wesentlich, und zwar in engster Verbundenheit mit dem *hierarchischen* Principe, der zweiten Periode an, woselbst er auch in dem vorliegenden Werke vor den anderen Richtungen zuerst berücksichtigt wird (S. 192 ff.). Doch von weiterer Verfolgung der geschichtlichen Darstellung des Hrn. Verfs. und von Einwendungen gegen befremdende Einzelheiten steht Ref. um so eher ab, da er durch die vielen Beweise gründlicher Forschung und besonnener Kritik, welche in diesem reichhaltigen historischen Theile vorliegen, sich vorzüglich befriedigt fühlt.

Der dritte Theil des Werkes, in welchem die Auslegung nach den drei Hauptmomenten als *philologische*, *historische* und *theologische* sorgfältig beleuchtet wird, zeichnet sich nicht minder als die beiden vorhergehenden durch Reichthum und Trefflichkeit des Inhaltes aus. Die Unterscheidung jener drei Momente wird, wie sie in der Natur der Sache begründet ist, treffend motivirt; die *philologische* Auslegung hat es mit dem vorliegenden Texte in der gegebenen Form

zu thun; die *historische* geht über den Text hinaus, und betrachtet jede einzelne Schrift als Werk des genannten Verfassers (mit Rücksicht sowohl auf die geistige Eigenthümlichkeit als auch auf die ganze Lebensstellung desselben), um aus dem Verhältnisse, in welchem sie zu diesem steht, ein vollständigeres und genaueres Verständnifs des Wortes herbeizuführen; endlich die *theologische* „geht von der Anerkennung des eigenthümlichen Verhältnisses aus, worin das Neue Testament zum Christenthum als göttlicher Veranstaltung steht, bestimmt in die Weltgeschichte als Mittelpunct der geistigen Versöhnung, Erlösung und Heiligung einzutreten" (S. 433). Bei der *philologischen* Auslegung wird nach der älteren Unterscheidung in λέξις, τάξις und φράσις zuerst über Bedeutung der einzelnen Wörter, sodann über gegenseitige Verbindung der Wörter und Sätze, zuletzt über besondern Charakter und besondere Form des Vortrags gehandelt. Hier läfst sich der Hr. Verf. zwar in sehr ausführliche Erörterungen über grammatische Puncte ein; indefs mit vielem Tacte hat er grade das für den hermeneutischen Zweck am meisten Passende auszuwählen gewufst, so dafs man von den neutestamentlichen Spracheigenheiten ein anschauliches Bild erhält. Ebenso ist in dem zweiten Hauptstücke unter der *historischen* Auslegung sehr beachtenswerth, was in psychologischer Hinsicht über den Wechsel der Gemüthsstimmungen in den Redenden und Hörenden, ferner von historischem Gesichtspuncte aus über die enge Verbindung zwischen dem A. und dem N. T., und über das spätere, zur Zeit Christi bestandene, Judenthum bemerkt wird. Dagegen die Abschnitte über Identität oder Nichtidentität des Factums bei einander entsprechenden evangelischen Erzählungen und über den verschiedenen Grad von Facticität der Zeugnisse sind etwas kurz ausgefallen (S. 422—428), was um so mehr zu bedauern ist, da man nach den wenigen hierüber eingefügten Bestimmungen überzeugt sein darf, dafs der Hr. Verf. jene wichtigen Puncte in reifliche Erwägung gezogen hat. Auch sind für diejenigen Fälle, wo die Nichtübereinstimmung eine blofs scheinbare sein soll, die Hauptmerkmale zur Genüge angegeben (422—425); aber der entgegengesetzte schwierige Fall, wo die Verschiedenheit der Berichterstattung auf wirklicher Nichtübereinstimmung der historischen Einzelheiten beruhet, ist bei weitem weniger berücksichtigt, weil er aufser dem Bereiche der Hermeneutik liegen und in das Gebiet der historischen Kritik gehören soll (S. 425). Letzteres ist indefs nur mit Einschränkung zuzugeben; denn mag immerhin bei den betreffenden Puncten ohne historische Kritik nichts auszurichten sein, so gehört doch ohne Zweifel die Entscheidung darüber mit zur Exegese, und deshalb liegt es auch der Hermeneutik ob, auf die Sache mit Rücksicht sowohl auf den ersten als auch auf den zweiten erwähnten Fall etwas näher einzugehen und zweckdienliche Verhaltungsregeln anzugeben. Ueberdies mufs es jene historische Kritik sich auch wohl gefallen lassen, im Dienste anderer Disciplinen zu stehen und bei Ergründung des in diese gehörigen Materials ihre heilsamste Anwendung und objective Anerkennung zu finden; denn in jenem von dem Hrn. Verf. angedeuteten Sinne fehlts der sogenannten historischen Kritik noch an Selbstständigkeit. — Zu den interessantesten Partieen des ganzen Buches gehört offenbar die Charakteristik der *theologischen* Auslegung, worin sich der wissenschaftliche Standpunct des Hrn. Verfs. am deutlichsten bekundet. Je weniger man bisher diesem Momente der Auslegung das gebührende Augenmerk zugewandt hat, desto mehr ist die sorgfältige Beleuchtung desselben und hierbei nicht minder das freie dogmatische Urtheil als die gründliche Bekanntschaft mit vorherrschenden Einseitigkeiten dankbarer Anerkennung werth. Wie aber in der hier versuchten Lösung sehr erheblicher Schwierigkeiten durchaus kein *Dogmatismus* zu sehen ist, eben so wenig jener haltlose *Neutralismus*, welcher gegenwärtig bei so vielen theologischen Wortführern angetroffen wird, die um der Vernunft willen dem *Supranaturalismus*, um des Glaubens willen dem *Rationalismus*, und bei Licht besehen durch eine Art von rationalem Supranaturalismus oder supranaturalem Rationalismus sowohl der Vernunft als auch dem Glauben entfremdet sind. Dafs in solchen bodenlosen Ausflüchten kein Heil zu finden sei, darüber ist der Hr. Verf. mit sich im Reinen, und man sieht bei den von ihm herausgestellten Resultaten eine dogmatische Erkenntnifs zu Grunde liegen, welche in wissenschaftlicher Vermittlung und Ergründung des Glaubens fufst und als solche das gediegene Wahrzeichen freier evangelischer Intelligenz an sich trägt. Von den vielen schönen Stellen, in welchen die Bedeutung der theologischen Auslegung nachgewiesen wird, mag nur

die eine hier Platz finden, welche den ersten Paragraphen bildet: „Bei dem didaktischen Inhalte wird die Auslegung des N. T. erst dadurch vollendet, dafs die einzelne Aeufserung, Entwickelung oder Beweisführung auf die derselben zum Grunde liegende christliche Idee zurückgeführt wird, so dafs das Verhältnifs nachgewiesen werden kann, worin die verschiedenen, mehr oder minder adäquaten und mehr oder weniger ausgeführten Vorstellungsformen zum wesentlichen Inhalte des Dogmas stehen". In wie enger Verbindung hiermit die beiden anderen Momente der Auslegung gehalten werden, erhellt aus der angeknüpften Bemerkung: „Die philologisch-historische Auslegung hat eine genau eingehende und scharf auffassende Untersuchung des Einzelnen zum Ziel, mit Rücksicht auf Inhalt und Form, auf alle Eigenthümlichkeiten, deren Grund im Sprachgebrauche, in der Form des Vortrags, in psychologischer Individualität, in historischen Verhältnissen zu suchen ist, und die daher durch umfassende Betrachtung des Textes, durch wechselseitiges Parallelisiren gleichartiger Stellen oder durch Berücksichtigung anderweitiger Verhältnisse ihre Auslegung finden" (S. 434). Die Hauptpuncte, welche nun noch zur Sprache gebracht werden, sind die Accommodation im Vortrage Jesu und der Apostel (S. 436 ff.), ferner die verschiedenen Vorstellungsweisen in Betreff der christlichen Grundwahrheiten (S. 442 ff.), aufserdem das Verhältnifs der Prophezeiung zur Erfüllung (S. 446 ff.), und die bei manchen historischen Partieen im N. T. nöthige Unterscheidung des Factischen von dem Traditionellen (S. 452 ff.). Hiernach stellt sich dann das Charakteristische der theologischen Auslegung eben darin heraus, dafs die mancherlei anstöfsigen, den geschichtlichen Verhältnissen und der vernünftigen Sachbetrachtung nicht entsprechenden, Lehrformen, die verschiedenartigen Dissonanzen und theils scheinbaren theils wirklichen Widersprüche in höherer Einheit aufgelöst werden. Und der versöhnende Mittelpunct ist das durchgebildete dogmatische Selbstbewufstsein des Auslegers, wie es natürlich in den didaktischen Grundbestimmungen und dem zusammenbegriffenen Wahrheitskerne der heiligen Schrift wurzelt. In der jedesmaligen weiteren Ausführung der voraufgestellten Paragraphen läfst es der Hr. Vf. an einleuchtenden Beweisen nicht fehlen, wie sich der theologische Ausleger bei den am meisten in die Augen fallenden Schwierigkeiten zu verhalten und zu entscheiden hat. Diese Entscheidungen werden nun freilich von Vielen ebendeshalb für mifslich oder geradezu für verwerflich gehalten werden, weil dadurch die neutestamentliche Lehre in wesentlichen Stücken eine sehr modificirte Färbung erhalte und an die Stelle der urchristlichen Vorstellung nicht selten eine moderne wissenschaftliche Idee trete. Die Modificirung ist nicht in Abrede zu stellen und somit auch der Vorwurf nicht ganz ungerecht; allein wie es mit den Ergebnissen der Exegese aussieht, wenn sich der Ausleger um den höheren dogmatischen Einigungspunct nicht kümmert, wie es alsdann in der Regel, sei es nun auf eigne oder auf biblische Rechnung, bei wahrheitswidrigen Einseitigkeiten und ungelösten Schwierigkeiten sein Bewenden hat: darüber sind in den betreffenden Abschnitten wiederholt die sichersten Aufschlüsse gegeben. Es mag immerhin von den aufgestellten dogmatischen Ansichten die eine und andere nicht ohne Grund zu bestreiten sein: gleichwohl bleibt es eine der Wissenschaft und des evangelischen Geistes würdige sehr empfehlenswerthe Tendenz, in dem theologischen Elemente, wie man es bei dem Hrn. Verf. charakterisirt findet, die Exegese ihrem Vollendungspuncte zuzuführen, und in demselben, freilich unter philologisch-historischer Vermittlung, die Lösung der schwierigsten Aufgabe, die Einigung der vorhandenen Differenzen, zu versuchen.

D. Matthies.

XII.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff. Stuttgart, 1840. bei A. Liesching und Comp. XXIV u. 254 S. 8.

Ob es überhaupt schon an der Zeit ist, sich nach einem neuen Anfang der Philosophie umzusehen? ob nicht der Geist der Wissenschaft in den Systemen, welche sich während der letzten 60 Jahre so rasch gefolgt sind, seine Productionskraft auf diesem Gebiete für einige Zeit erschöpft hat, und noch längerer Frist bedarf, um sich mittelst seiner Ausbreitung in den

positiven Disciplinen zu neuen Schöpfungen zu sammeln? Man könnte aus manchen Gründen zu der letzteren Ansicht geneigt sein; im Allgemeinen theils defswegen, weil die neuere Philosophie in ihrer durch Hegel vollbrachten systematischen Ausdehnung sichtbar mehr, als in irgend einer ihrer früheren Gestalten, zum Abschlufs in sich gekommen ist, theils weil der Bruch zwischen der Philosophie und den positiven Wissenschaften, den jene durch ihre Abweichung von der Heerstrafse des populären Bewufstseins begründet hat, ihr auch die Verpflichtung auferlegt, vor Allem von dem bis jetzt gewonnenen Standpunkt aus sich mit der Erfahrung und Geschichte auseinanderzusetzen, ehe sie zur Aufsuchung eines neuen Grundes für ihr Gebäude forteilt. Indessen ob das gegenwärtige Fundament dem Bedürfnifs genüge, diefs läfst sich empirisch doch nur dadurch entscheiden, dafs sich kein anderes als befriedigender ausweisen kann, und so müfste jeder selbständige Versuch einer neuen Grundlegung für die Philosophie auch dem, der sich a priori von seiner Nothwendigkeit nicht zu überzeugen weifs, doch schon als Probe über die Richtigkeit der bisherigen von Interesse sein, wenn sich nicht aufserdem zum Voraus erwarten liefse, dafs ein solcher, sofern er wirklich von gediegenem wissenschaftlichem Streben ausgeht, dem bisherigen Standpunkt, auch ohne ihn unmittelbar entbehrlich zu machen, doch jedenfalls einen Beitrag zu seiner Weiterbildung liefern werde.

Suchen wir uns nun zunächst über die Tendenz der vorliegenden Schrift (deren Verf. sich bis jetzt zwar im engeren Kreise der hiesigen Universität durch vielbesuchte Vorlesungen, dem gröfseren Pubikum aber nur durch einige Abhandlungen in Zeitschriften bekannt gemacht hatte) vorläufig im Allgemeinen zu orientiren, so weist der Hr. Verf. selbst auf eine gewisse Verwandtschaft derselben mit andern philosophischen Versuchen der neuesten Zeit hin. Zwei Tendenzen, wird Vorr. S. IV bemerkt, seien es hauptsächlich, welche mit dem herrschenden System entzweit haben: die Tendenz der Anschauung und die der Persönlichkeit, und mit beiden erklärt sich der Hr. Verf. vollkommen einverstanden. Die Philosophie, wird in ähnlichem Sinne S. XII ausgeführt, dürfe den Forderungen des Gemüths nicht widersprechen; „Ihr habt dem Geiste", wird der neuern Philosophie S. IX. zugerufen, „um ihn zu verherrlichen alle Realität geopfert, aber auf seinen Trümmern habt ihr ihm seinen einsamen Thron erbaut, und seine Geschichte, seine Gegenwart zu einer Ruine gemacht". „Gebt ihm eine Anschauung, die Anschauung der Natur, des Universums, er wird wieder aus dem Grabe, in das er alles Leben versenkt hat, auferstehen und Leben und volles Genüge haben". Könnte man sich aber hier noch zunächst bei einem Anhänger der sogenannten positiven Schule zu befinden glauben, so zeigen doch andere Erklärungen hinreichend, dafs wir hier etwas Anderes und weit Tüchtigeres zu erwarten haben; mit aller Energie ungetheilter wissenschaftlicher Begeisterung protestirt der Hr. Vf. (S. XIV) gegen „die Anmafsung des Gemüths, welche über die Philosophie herrschen will, welche nur Irreligiosität hiefs, da wo die tiefste, die wahrste Religiosität ist", gegen die „Hohlheit und Leerheit, welche in ihrer todten Gewohnheit des Glaubens und Denkens keine Ahnung hat von der tiefen, warmen Lebendigkeit des Interesses für das Höchste, von welchem die Philosophie beseelt ist". Nicht durch unmittelbare Uebertragung des populären Bewufstseins in die Philosophie, sondern nur auf dem Wege des strengsten Denkens will er die verlangte lebendigere Anschauung gewinnen; er fordert (S. 44) „die reine freie Abstraction" als „die Lethe, in welcher wir das Gegebene völlig hinter uns lassen"; aber „das Schattenreich, in welches diese Lethe führt, ist das wahre Leben des Geistes, aus welchem, ein gelöstes Räthsel, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit erst hervorbricht". Weit entfernt daher, mit den neuesten popularphilosophischen Bestrebungen zu sympathisiren, macht der Hr. Verf. vielmehr (S. IV f.) denen, welche bis jetzt über Hegel hinausgegangen sind, den Vorwurf, dafs sie es sich viel zu leicht machen und ein Verfahren beobachten, bei dem sie, statt das System zu corrigiren, vielmehr die Möglichkeit des Systems selbst aufheben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff.

(Fortsetzung.)

Näher wird der diesen Verbesserungsversuchen und dem Hegel'schen System selbst gemeinsame, bei jenen jedoch weit stärker hervortretende Fehler theils darin gefunden, dafs beide die Persönlichkeit und die Anschauung (Subject und Object) nicht scharf genug scheiden, theils, im Zusammenhang damit, darin, dafs sie von der Voraussetzung einer unmittelbar fertigen absoluten Persönlichkeit oder eines sich selbst denkenden absoluten Geistes ausgehen, statt das Denken, welches als Reflexion in sich die Welt hervorbringt, oder das Absolute als Princip, von dem Absoluten als Resultat, dem durch die Welt zum wirklichen Gott vollendeten Princip zu unterscheiden, und diesem von ihm bemerkten doppelten Mangel will der Hr. Verf. dadurch abhelfen, dafs er die Welt aus dem Ich, als ihrem Prius, aus der Welt aber, als letztes Ziel ihrer Entwicklung, Gott ableitet. Wie sehr er sich mit dem Letzteren der Darstellung Schellings in der Schrift über die Freiheit (aber auch im System des transcendentalen Idealismus S. 438 ff.) nähere, hat der Hr. Vf. selbst bemerkt; als einen grofsartigen Versuch, den objectiven Inhalt des Bewufstseins durch seine eigene Entwicklung aus ihm abzuleiten, bezeichnet er die Hegel'sche Phänomenologie, und erklärt, durch die Idee derselben bei Ausarbeitung der vorliegenden Schrift geleitet worden zu sein. Er tadelt jedoch an ihr, (S. XX) dafs sie schon in ihrem Anfang der Doppelsinn sei, eine reale Entwicklung des Gegenstands und eine ideale des Ich zu sein, und in ihrer ganzen Ausführung diese zwei Gesichtspunkte durcheinanderwirre. Er seinerseits hat es auf eine reale Geschichte des Selbstbewufstseins abgesehen, in welcher nicht blofs die Reproduction des Daseienden in ihm, sondern die Production desselben aus ihm, die weltschaffende Thätigkeit des Ich dargestellt werden soll, womit sich aber die Tendenz seiner Darstellung der Wissenschaftslehre oder des Schelling'schen transc. Idealismus weit mehr nähert, als der der Phänomenologie.

Die weitere Ausführung des hiemit im Allgemeinen charakterisirten Standpunkts giebt nun die Schrift selbst in zwei Theilen, von denen der erste (S. 1—44) den *Anfang der Philosophie* sucht, der zweite den *Organismus der Wissenschaft*, übrigens, worauf der Hr. Verf. selbst hinweist, mit ungleicher Ausführlichkeit der einzelnen Theile darstellt.

Bei der Frage nach dem *Anfang der Philosophie* stellt sich zunächst die Schwierigkeit heraus, dafs der Anfang als solcher das Erste und Unbeweisbare, dafs er aber ebenso als wissenschaftlicher Anfang, wie Alles in der Wissenschaft, bewiesen sein soll. Diese Schwierigkeit hat der Wissenschaft von jeher zu schaffen gemacht (vgl. *Arist.* Anal. post. I., 2. 3.); schon die Alten lösen sie aber auch durch die Unterscheidung des ἁπλῶς γνωριμώτερον und γνωριμώτερον ἡμῖν (Arist. a. a. O.), oder, wie dies Plato (Rep. VI, 511. VII., 533.) besonders schön ausführt, durch die Unterscheidung eines doppelten Anfangs, der ὑπόθεσις und der ἀρχή, und den Begriff der Dialektik als derjenigen Kunst, welche die blofse Voraussetzung zur ἀρχή, zum wissenschaftlichen Anfang aufhebt. Dieselbe Idee war es auch, von welcher der Stifter der neuesten Philosophie ausging, wenn er der Entwicklung seines Systems die dialektische Aufsuchung des philosophischen Princips in der Phänomenologie voranschickt, so wenig sich auch läugnen läfst, dafs diese die Idee einer philosophischen Propädeutik in der Ausführung nicht rein festhält. Diese Lösung der oben angedeuteten Schwierigkeit findet jedoch unser Hr. Verf. unbefriedigend. „Da die Philosophie nur mit Voraussetzungslosigkeit

beginnt," bemerkt er S. 3, „aufserhalb dieser aber alles dasjenige fällt, was nicht Philosophie ist, so ist es widersprechend, diese Voraussetzungslosigkeit selbst philosophisch beweisen zu wollen. Es ist aber klar, dafs sie sich überhaupt nicht beweisen läfst. Denn ebendamit würde sie aufhören, Voraussetzungslosigkeit zu sein." „Es giebt" daher „keine Leiter zur Philosophie; denn sie entsteht nur da, wo ich mit einem Male alles Gegebene von mir werfe. Es hilft kein Widerstreben; man mufs sich, um zu philosophiren, geradezu ins Absolute stürzen, nur dafs dieses Absolute nicht ein Object, sondern das reine Ich selbst ist." Aehnliche Forderungen sind an die, welche philosophiren wollen, bekanntlich schon von Fichte und Schelling gestellt worden, und so viel freilich ist unläugbar: im philosophirenden Individuum ist es immer ein Akt der Freiheit, daher ein Abbrechen von seiner bisherigen Thätigkeit, wodurch es sich zum Philosophiren bestimmt, und dieser freie Entschlufs kann durch eine philosophische Propädeutik weder ersetzt noch hervorgebracht werden; das Letztere nicht, weil eine solche bei dem, der ihrem Gange folgen will, den philosophischen Trieb und seine Bethätigung in reinem Denken schon voraussetzt. Nur folgt daraus nicht, dafs eine phänomenologische Begründung der Philosophie selbst entbehrlich sei; auch sonst geht ja die Erfahrung dem Denken des Philosophen voran, dieser hat darum aber doch das Bedürfnifs, sie in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen. Dasselbe gilt wohl auch hier; wenn schon historisch angesehen der Einzelne theils durch eigenen Vernunftinstinkt theils durch Unterricht aller Art zur Philosophie kommt, so ist dies doch schwerlich ein Grund für die Wissenschaft, sich der bewufsten und vollständigen Reproduction des Wegs, den der Einzelne immer nur stückweise und halbbewufst durchlaufen hat, zu enthalten, nur in ihr vielmehr wird sie das Correctiv für die Zufälligkeit, mit welcher die philosophische Entwicklung des Einzelnen immer mehr oder minder behaftet ist, und den höhern Grund zur Errichtung des Systems finden können, wogegen bei der Forderung sich unmittelbar in's Absolute zu stürzen, gegen das Mitbringen unberechtigter Voraussetzungen schwerlich eine Controle vorhanden ist. Wird aber eingewendet: die Voraussetzungslosigkeit der Philosophie könne nicht durch Aufhebung aller Voraussetzungen zu Stande gebracht werden, denn so hätte sie das Gegebene, das negirt wird, immer selbst zur Voraussetzung, so ist hiebei der Unterschied zwischen empirischen, oder subjectiven und wissenschaftlichen Voraussetzungen übersehen. Die empirische Voraussetzung der Philosophie bildet freilich, wie das Dasein des philosophirenden Subjects, so auch sein ganzer ursprünglicher Standpunkt, also das populäre Bewufstsein; eben der unberechtigten Erhebung dieser empirischen zu wissenschaftlichen Voraussetzungen wird aber dadurch vorgebeugt, dafs dieselben in der philosophischen Propädeutik dialektisch zersetzt werden. Oder was wollen wir ohne eine solche Begründung des philosophischen Princips selbst antworten, wenn irgend eine entgegenstehende Ansicht entweder die Berechtigung der Philosophie überhaupt oder die unsers Philosophirens in Anspruch nimmt?

Aus diesen Gründen vermag Ref. auch nicht beizustimmen, wenn der Hr. Verf. (S. 31 ff.) zwischen der Hegel'schen Phänomenologie und Logik eine Antinomie zu entdecken glaubt, welche die Hegel'sche Philosophie in grofse Verlegenheit setze. Die Identität des reinen Seins, mit welchem die Logik anfängt, bemerkt er nämlich, sei hier nicht unmittelbar, sondern durch Aufhebung der Unterscheidung; ebenso sei sie aber auch reine Identität, somit schlechthin und unmittelbar. Die Logik bedürfe daher einer Vermittlung durch die Phänomenologie und diese sei die erste philosophische Wissenschaft, aber ebensosehr bedürfe sie dieser Vermittlung nicht, und sei selbst die erste philosophische Wissenschaft. Dieser Widerspruch hebt sich wohl nicht allzuschwer durch die obige Unterscheidung. Für das philosophirende Subject, weil es seinem natürlichen Dasein nach auf den Standpunkt des gegenständlichen Bewufstseins, also in den Gegensatz des Subjectiven und Objectiven gestellt ist, weil es somit die Unterscheidung als unmittelbar gegebene vorfindet — für dieses ist die Identität allerdings vermittelt durch die Aufhebung des Unterschieds, es gelangt zum Denken erst durch Abstraction; an sich aber, und somit auch für das Subject, sofern es sich mit seinem Denken zum Ansich erhoben hat, ist die Identität das Erste und der Unterschied erst als Selbstunterscheidung jener. Die Phänomenologie ist also bei Hegel nicht in demselben Sinn die erste philosophische Wissenschaft, wie die Logik; jene ist Darstel-

lung des Wegs zur Philosophie, diese Philosophie selbst. Der Hr. Verf. hätte diese Lösung der Antinomie ohne Zweifel berücksichtigt, wenn ihn nicht, wie sich dies sogleich zeigen wird, das eigenthümliche Princip seines Systems hinderte, zwischen dem für das Subject und dem an sich Ersten zu unterscheiden.

Sehen wir zunächst, wie der Hr. Verf. bei der Ableitung dieses Princips verfährt. Auf seine Entwicklung aus dem Inhalt des nichtphilosophischen Bewufstseins hat er verzichtet; soll es dennoch begründet und nicht blofs behauptet werden, so bleibt nur übrig, es eben aus diesem Abbrechen alles Zusammenhangs mit dem empirischen Denken, aus der Forderung absoluter Voraussetzungslosigkeit abzuleiten. Dies geschieht nun (S. 2) folgendermafsen: Soll die Philosophie voraussetzungslos sein, so darf sie nicht blofs alle Voraussetzungen aufheben, denn so hätte sie eben das Gegebene, das sie aufhebt, zur Voraussetzung. Die Voraussetzungslosigkeit mufs daher zugleich schöpferisch sein, und zwar als absolute absolut schöpferisch, sie mufs, indem sie alle Voraussetzung aufhebt, zugleich alle Realität setzen. Wir müssen also eine Aufhebung aller Voraussetzung suchen, welche zugleich absolute Setzung ist. Etwas voraussetzen nur heifst: ein Gegebenes für eine weitere Betrachtung zu Grunde legen. Ein Gegebenes als solches aber ist ein Anderes, als Ich. Aber ein Anderes ist es nur dadurch, dafs Ich das Gegebene als Anderes von sich unterscheidet. Jede Voraussetzung ist also nur möglich durch den Act der Unterscheidung vom Gegebenen. Ebendarin aber ist die Voraussetzung aufgehoben, das Gegebene ist nicht als Gegebenes, sondern nur als das Andere des Ich, nur im unterscheidenden Acte des Ich. Die absolute Aufhebung der Voraussetzung daher ebenso, wie die absolute Setzung ist der Act der Unterscheidung, aber auch nur als absoluter, an keinem Punkt in seinem Product erlöschender, sondern in's Unendliche sich wiederholender, „die Sichselbstsetzung des Ich und die Setzung des Andern in Einem" als „eine unendliche, d. h. Eine Handlung in unendlich Vielen." Der Begriff des reinen Unterscheidens also ist der Anfang der Philosophie.

Das Princip, welches der Hr. Verf. hiemit an die Spitze seines Systems stellt, ist im Allgemeinen das der ganzen neuern Philosophie seit Kant, der Monismus des Gedankens; jene absolute Unterscheidung, die zugleich absolute Setzung ist, ist nichts Anderes, als das Denken, nach der negativen und positiven Seite seines Verhaltens zum Object, als Abstraction und Reflexion betrachtet (vgl. die Bemerkungen des Hrn. Verfs. S. 40); es ist die Thätigkeit, welche alle Wirklichkeit aus sich hervorbringt, eben indem sie Allem, was nicht aus dem Gedanken ist, die Wirklichkeit abspricht. Indem sie das Denken für das allein Reale und die Quelle aller Realität erklärt, ist die gesammte neuere Philosophie Idealismus, und zwar nicht der subjective, welcher das Gegebene als unbekanntes Jenseits stehen läfst, sondern der absolute, dem alles Sein in's Denken zurücksinkt. Und eben dieses, dafs alle wahre Philosophie absoluter Idealismus sei, wird auch von dem Hrn. Verf. (S. 9) ausdrücklich anerkannt. Wie aber dieses Princip selbst in der neuern Philosophie zuerst noch in der *Form* des subjectiven Idealismus gefafst wurde, so wird es auch von dem Hrn. Verf. in dieser Form dargestellt; „der Anfang der Philosophie ist das reine Ich," „das reine Ich ist absolute Identität des Subjectiven und Objectiven" (S. 7), „die Philosophie hat es mit dem Object nur zu thun, sofern dasselbe durch die Thätigkeit des Ich gesetzt wird" (S. 9). Wenn sich daher unsere Schrift (S. 9) auch dagegen verwahrt, dafs ihr Idealismus ein blofs subjectiver sei, so thut sie dies doch nur darum, weil in ihr für das Ich jeder Gegensatz eines Andern verschwunden sei. Das Princip, mit dem wir es hier zu thun haben, ist also, so weit wir bis jetzt sehen können, von dem Fichte'schen nicht wesentlich verschieden.

Dieses Ergebnifs bestätigt sich auch durch die Kritik, welcher (S. 11—39) die philosophischen Principien des Cartesius, Kant, Fichte, Schelling und Hegel unterworfen werden. — „Die Aufhebung aller Voraussetzung, welche zugleich absolute Setzung ist, ist in dem berühmten Satze des *Cartesius:* dubito, cogito, ergo sum, und in seiner Lehre von Gott, als dem Erkenntnifsprincip des Realen ausgesprochen." Aber indem dies in der Form eines Zweifels an der Realität der Vorstellungen geschieht, so sind ihm theils die Vorstellungen selbst wieder Voraussetzung, theils „enthält diese Form der Aufhebung einen Dualismus der blofsen Vorstellung und einer jenseitigen, an sich seienden Realität," das Reale bleibt für sich aufserhalb des Ich stehen, die Aufhebung ist nicht zugleich Setzung;

die letztere kann daher nur wieder durch eine Voraussetzung, die Voraussetzung eines wahrhaftigen Gottes, zu Stande kommen. — *Kant* hat „durch den Gegensatz der Erscheinungen und des Dings an sich factisch jene Aufhebung aller Voraussetzung vollzogen, durch welche Ich das Gegebene als ein schlechthin Anderes von sich unterscheidet." (S. 14). Diese Unterscheidung ist ihm nun allerdings „unmittelbar zu einem blofsen Unterschiedensein erloschen." In der That aber ist es doch nur das Ich, welches als reine Thätigkeit bei Kant Princip aller Realität ist; er widerlegt seinen Skepticismus selbst durch seinen Idealismus. — Diesen Idealismus und ebendamit das Princip der wahren Philosophie hat *Fichte* ausgesprochen; indem er von einer absoluten Thathandlung ausgeht, das praktische Ich als Grund des theoretischen anerkennt, so hat er „die wesentlichen Elemente, die zu einem absoluten Grundsatz erforderlich sind, in ihrer Reinheit als Elemente des Ich selbst herausgestellt." Der ganze Fehler, den er gemacht hat, besteht darin, dafs er zu jener Thathandlung durch Abstraction von Thatsachen des empirischen Bewufstseins gelangt, ebendaher Setzung und Entgegensetzung in ihr als ursprünglich verschieden gefafst, und so statt Eines drei Grundsätze nöthig werden. Die unendliche Thätigkeit des Ich mufs nach Fichte „in irgend einem Punkte angestofsen und in sich selbst zurückgetrieben werden. Aber dafs dies geschehe, läfst sich nach Fichte aus dem Ich schlechterdings nicht ableiten; es läfst sich nur darthun, dafs es geschehen müsse, wenn ein wirkliches Bewufstsein möglich sein soll. Es ist jedoch nichts einfacher, als dieses Zurückkehren des Ich zu sich unmittelbar in jenem unendlichen Hinausgehen selbst zu entdecken. Denn dieses Hinausgehen ist nichts Anderes, als der Act des reinen Unterscheidens. Da dieser Act eben Ich, und das Andere, das unterschieden wird, eben nur in diesem Acte ist, so ist klar, dafs Ich in diesem Hinausgehen ebenso in sich selbst zurückgekehrt ist, eben nur sich selbst setzt," und wir erhalten so „ein absolutes Ich, indem die Einheit des Setzens und Entgegensetzens nicht blofs behauptet ist, sondern welches in der Bewegung der absoluten Unterscheidung die absolute Setzung vollzieht," statt Fichte's subjektiven einen absoluten Idealismus. (S. 20). — Eben der bei Fichte vermifste „Begriff der ursprünglichen Identität des Setzens und Entgegensetzens, des Handelns und Leidens" ist es nun, auf dem *Schellings* Philosophie beruht. Er „ist der Erste, welcher den Act des Unterscheidens als reinen Act, aufserhalb dessen das Objective gar nicht ist, gefafst hat," indem er das Reale gleichfalls aus der absoluten Identität herleitet. Aber indem er diese nicht als Ich, sondern als Subject — *Object bestimmt*, so ist sie *reine* Identität, in welcher der Act des Unterscheidens als Act erlischt, so dafs nur die absolute Indifferenz, welche die Unterscheidung aufser sich hat, zurückbleibt. Und dies ist der Fall auch da wo (wie in Philosophie und Religion) „in der Identität selbst die Unterscheidung als thätig gesetzt wird;" denn die ewige Form des Idealen, vermöge der es real wird, ist hier nicht Selbstunterscheidung des Idealen, sondern nur das Setzen des Realen als eines *andern* Absoluten. „Der Fehler der Schelling'schen Philosophie besteht daher darin, dafs der Akt der Unterscheidung, den sie faktisch in der absoluten Identität aufstellt, ihr in der Identität verschwindet, und, wo er hervortritt, sich nicht in Einheit mit der Identität zu halten weifs." In Wahrheit aber ist „die Unterscheidung der *Grund* der Identität, nicht so, als ob diese als ein Zweites, Begründetes hinzukäme, sondern nur in dem Akt der Unterscheidung und vermittelst desselben kann die absolute Identität erfafst werden. Diese ist nur als Aufhebung der Unterscheidung," was aber „nur möglich ist, indem sie die Erzeugung des Unterschieds aus ihr selbst ist." (S. 26). — „Diese gedoppelte Bewegung macht das Wesen der *Hegel*'schen Philosophie aus. Diese Philosophie, indem sie die absolute Identität als Aufhebung der Unterscheidung, und damit selbst als in sich absolut thätige Unterscheidung fafst, hat damit die absolute Idee, das reine Selbsterkennen im absoluten Anderssein, ausgesprochen" (S. 27), worüber sie (S. 29) als über die Entdeckung eines vollkommen richtigen und entscheidenden Begriffs gerühmt wird. „Allein diese absolute Idee leidet an der Zweideutigkeit — dafs die Identität nur ist als vermittelt durch Aufhebung der Unterscheidung, womit diese zu einem unmittelbaren Unterschied wird, und dafs sie doch das Erste ist, und als das schlechthin Einfache sich entzweit."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff.

(Fortsetzung.)

Doch „herrscht in dieser Zweideutigkeit eine bestimmte Tendenz vor. Mit der Realisirung des Unterschieds ist es nicht Ernst. Denn wäre er realisirt, so wäre er unmittelbar; die absolute Identität aber ist als Aufhebung des unmittelbaren Unterschieds. Folglich ist das Erzeugen des Unterschieds nicht ein Erzeugen, sondern Aufheben eines bereits vorhandenen Unterschieds" (S. 28). Wiewohl daher hier die Identität und der Unterschied in ihrem Ineinander erkannt sind, so ist doch ihre Stellung nicht die richtige; die Identität ist das Erste, die Unterscheidung erst das Zweite, statt dafs, wie der Hr. Verf. glaubt, „die Production des Unterschieds das Prius", die Aufhebung des Unterschieds dagegen nur ist, „indem der Eine Act der Unterscheidung durch sich selbst erlischt". Eben dieser wahre Anfang, wird aber bemerkt, lasse sich auch leicht aus dem der Phänomenologie und Logik entwickeln. Die erstere geht von dem Verhalten des Subjects zum Gegenstand aus. „Dieser ist für das Ich, und als Gegenstand an sich, beides auf differente Weise; aber der Gegenstand als an sich ist wieder nur für das Ich", somit dieser Unterschied aufgehoben. „Aber in der That ist hiemit der Unterschied nicht blofs aufgehoben, sondern es ist gesetzt, dafs das Ansich, der Gegenstand als das schlechthin Andere, nur ist im Unterscheiden des Ich" (S. 31). Die Logik beginnt mit dem reinen Sein, der reinen Identität des Subjectiven und Objectiven. In dieser wird der Unterschied vermifst, und sie defshalb als Nichts erkannt. „Es ist jedoch in der That ein Unterschied von Sein und Nichts vorhanden. Sein ist die reine Identität Unterschiedener, sofern diese nur unmittelbare Identität sind; aber diese reine Identität als solche, in welcher das Unterschiedne überhaupt nur aufgehoben ist, oder als die blofse Aufhebung des Unterschieds gedacht, ist das Nichts". Nur darum daher, „weil übersehen wird, dafs die Identität Identität Unterschiedener ist, kann der Unterschied beider für einen blofs gemeinten ausgegeben werden" (was aber Hegel auch nicht thut, vgl. Hegel's Logik I, 79, 88.). „Sobald aber die nothwendige Reflexion gemacht wird, dafs die Identität Identität Unterschiedener ist, so sieht man, dafs die Identität das eine Mal das Sein des Unterschiednen, das andere Mal die Negation desselben ist. Auf diese Weise entsteht aber derjenige Anfang, den wir aufgestellt haben, die Identität in der Form der reinen Unterscheidung und der Aufhebung derselben", und jene mufs das Erste sein, weil eben nur durch sie die Unterschiedenen gesetzt werden. Der ganze Fehler des Anfangs der Logik besteht somit „darin, dafs sie im Sein nicht den Act des Ich erkennt, durch welchen es ist" (S. 34 ff.). „Es ist vollkommen richtig, dafs die Identität Aufhebung der Unterscheidung und nicht unmittelbar ist. Aber diese nothwendige Vermittlung dieser Identität darf eben defshalb nicht wieder auf irgend eine Weise von einem Unmittelbaren ausgehen; sie mufs absolut sein, somit nicht blofs Aufhebung des Unterschieds, sondern der absolute Act der Unterscheidung selbst".

Ref. glaubte von dieser Kritik etwas ausführlichern Bericht erstatten zu müssen, nicht blofs, weil sie an sich bedeutend, sondern auch, weil sie die philosophische Eigenthümlichkeit des Hrn. Verfs. klar zu machen in mehr als Einer Hinsicht geeignet ist. *Einmal*, sofern sich in ihr die ganze Gediegenheit eines Denkens darstellt, das immer bemüht ist, direct in den innersten Kern seines Gegenstands einzudringen, und diesen, sei es nun bestätigend oder zerstörend, mit unerbittlicher Strenge in alle seine Consequenzen zu

entwickeln; der Hr. Vf. erinnert in dieser Beziehung, freilich aber auch durch die Schwierigkeiten, welche seine Darstellung nicht selten dem Verständnifs des Lesers entgegenstellt, vielfach an Daub. *Sodann* aber auch, wie bereits bemerkt worden, weil diese Kritik wesentlich dazu dient, unser obiges Resultat über den Standpunkt des Hrn. Verfs. zu bestätigen. Auch hier wird ja das Fichte'sche Princip in materieller Beziehung durchaus anerkannt, und bei Schelling und Hegel nur darin ein Fortschritt gefunden, dafs dieselben die bei Fichte noch als Reflexionsbestimmungen aus einanderfallenden Thätigkeiten des Setzens und Entgegensetzens in ihrer Einheit begreifen lehren; und wirklich wird auch in der Energie, mit welcher der Hr. Verf. die unendliche Reihe von Thätigkeiten des Ich als Eine Thätigkeit, das „Feststehen im unendlichen Wechsel" (nach Vorr. S. XV) als den Grundbegriff der Philosophie zu begreifen weifs, Niemand den Geist der neuesten Speculation verkennen. Aber doch betrifft der Einflufs der letzteren im Wesentlichen immer nur das Formale der Methode, wo sie dagegen in materialer Beziehung über das Fichte'sche Princip hinausgeht, wird sie verlassen; es wird ausdrücklich getadelt (S. 22. 28), dafs Schelling zum Behuf der intellectuellen Anschauung nicht blofs die Abstraction von allem bestimmten Inhalt, sondern auch die Abstraction von dem Anschauenden fordert, und dafs Hegel den Unterschied aus der Identität ableitet, nicht die Identität aus dem Unterschied, d. h. dafs er die Substanz sich zur Subjectivität aufschliefsen, nicht umgekehrt die subjective Thätigkeit zur Substantialität erlöschen läfst. Es ist also mit Einem Worte das mit Hülfe der Hegel'schen Dialektik in der Reinheit und Einheit seiner Functionen aufgefafste absolute Ich, das der Hr. Verf. an die Spitze seines Systems stellt.

Um so nachdrücklicher erhebt sich aber die Frage, ob es ihm gelungen ist, den Schwierigkeiten, welche das Fichte'sche Princip drücken, auszuweichen. Hegel selbst hat in der Logik (I, 70 ff.) mehrere dieser Schwierigkeiten bemerklich gemacht. Hiegegen sagt nun unsere Schrift (S. 36): „Was Hegel gegen den Anfang mit dem Ich vorbringt, trifft ihn zum Theil selbst, denn auch er fordert unmittelbar die Erhebung auf den absoluten Standpunkt; theils ist die Meinung dieses Anfangs nicht, dafs er ein für Jeden Bekanntes sei. Ein Bekanntes darf gerade der Anfang der Philosophie nicht sein, denn sonst wäre er ein Gegebenes. Der Forderung aber, mit einem schlechthin Einfachen und Unmittelbaren anzufangen, hat Hegel selbst nicht genügt; denn das Sein ist doch Identität des Subjectiven und Objectiven. Mit einem schlechthin Einfachen ist aber in der That nichts anzufangen, es gäbe von ihm aus keinen Fortschritt". Schwerlich dürfte indessen Hegel hiemit widerlegt sein. Darüber, dafs auch er die Erhebung auf den absoluten Standpunkt unmittelbar fordere, wurde schon früher gesprochen; dafs der Anfang ein allgemein Bekanntes sein müsse, verlangt er nicht in seinem eigenen Namen, sondern er nennt dieses nur als einen der Gründe, welche für den Anfang mit dem Ich zu sprechen scheinen; wenn er will, dafs mit einem Unmittelbaren angefangen werden solle, so meint er damit nicht das „rein Gegebene", d. h. das Unmittelbare der Anschauung, sondern das Unmittelbare des Denkens, von dem er aber (vgl. z. B. Logik I, 61 f.) wohl weifs, dafs es im Verhältnifs zum sinnlichen Bewufstsein, also für das Subject ein Vermitteltes ist; und ebenso, wenn mit einem schlechthin Einfachen der Anfang gemacht werden soll, so zeigt der ganze Anfang des ersten Buchs der *Logik*, dafs er damit nicht ein solches verlangt, das *an sich* keinen Unterschied hätte (dafs es ein solches nicht gebe, sagt er ja oft), sondern ein solches, das noch keinen Unterschied innerhalb seiner selbst *entwickelt* hat. Eben dieses vermifst aber Hegel da, wo der Anfang mit dem Ich gemacht wird; das Ich ist immer im Gegensatz gegen das Object bestimmt, woraus dann folgt, „dafs das Object die perennirende Bestimmung eines Anderen für das Ich hat und behält, dafs also das Ich, von dem ausgegangen wird, nicht das reine Wissen, das den Gegensatz des Bewufstseins in Wahrheit überwunden hat, sondern noch in der Erscheinung befangen ist" (Hegel a. a. O. S. 73). Dem letzteren Vorwurf entgeht nun allerdings die Darstellung des Hrn. Verfs., sofern sie nicht mit dem Ich als einem im Gegensatz gegen das Nichtich schon fertigen, den Anfang macht, sondern eben mit der Entstehung dieses Gegensatzes selbst, dem Act, durch welchen das Ich sich als solches im Unterschied vom Object zusammenfafst; mit welchem Recht kann dann aber dieser Act doch wieder als blofs subjectiver, als Thätigkeit des reinen Ich dargestellt werden, und nicht vielmehr mit Schelling und Hegel als die Thätigkeit

des absoluten Geistes, welcher die Subjectivität eben so gut, wie die Objectivität aus sich hervorbringt, in sich selbst aber ihren Gegensatz nur als aufgehobenen enthält? Die Darstellung des Hrn. Verfs. wird der Consequenz schwerlich entgehen können, durch welche sich die Fichte'sche Philosophie aufgelöst hat. Fichte hatte alle Realität in's Ich verlegt. Das Publikum nahm ihn beim Wort, freilich zum Theil etwas täppisch, wenn es ihm das bekannte Argument vom Heuwagen, welchem der Idealist ausweicht, und ähnliche Gründe des gesunden Menschenverstands entgegenhielt. Theils diese Mifsverständnisse, theils die Entwicklung des Systems selbst nöthigten nun, das absolute Ich, das reine und ungetheilte Thätigkeit ist, von den vielen empirischen Ich, die in den Gegensatz des Leidens und Thuns gestellt sind, schärfer zu unterscheiden. Eben damit zeigte es sich aber auch, dafs gerade das, worin die Ichheit besteht, das Selbstbewufstsein, ausschliefslich auf die Seite des empirischen Ich falle, das Ich trennte sich somit vom Absoluten, und als Anfang der Philosophie und Inbegriff aller Realität blieb nur das letztere oder die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven übrig. Ganz dieselbe Consequenz droht auch dem Princip des Hrn. Verfassers. Er beginnt mit dem Act der absoluten Unterscheidung, den er als Act des absoluten Ich darstellt. Aber Ich ist nur als Selbstbewufstsein, durch jenen Act dagegen soll die Möglichkeit des Selbstbewufstseins, der Gegensatz des Ich und Nichtich, erst entstehen. Also ist er auch nicht ein Act des absoluten *Ich*, sondern ein Act des Absoluten als absoluter Identität. Die einzige Differenz zwischen der Darstellung des Hrn. Vfs. und der der neuesten Systeme, die dann noch übrig bleibt, ist die, dafs die letztern den Unterschied erst aus der Identität hervorgehen lassen, jener die Identität aus dem Unterschied. Aber Unterscheidung ist doch nur möglich, wo ein zu Unterscheidendes, also ursprüngliche Einheit ist, und auch in der Darstellung unserer Schrift ist in Wahrheit nicht die Unterscheidung das Erste, sondern das reine Ich, welches sich unterscheidet, so wenig auch dieses *actu* aufserhalb seiner Thätigkeit existiren mag. Auch hier werden wir daher doch wieder auf die bisherige Ansicht zurückgetrieben.

Doch auch noch von einer andern Seite her erhebt sich gegen das Princip, welches der Hr. Vf. aufstellt, eine Schwierigkeit. Er bemerkt selbst (S. 6), gegen seinen Anfang könnte geltend gemacht werden, entweder dafs in demselben nicht alle Voraussetzung aufgehoben, oder dafs eine solche Aufhebung nicht möglich sei. Ueber den letzteren Punkt nun findet zwischen uns kein Streit statt, der erstere dagegen dürfte zu Einwendungen gegründeten Anlafs geben. Alle Voraussetzungen, wird gesagt, seien aufgehoben, „wenn das Gegebene als das Andere des Ich aufhört, aufserhalb der Thätigkeit des Ich zu sein". In der That aber ist diese Aufhebung der Voraussetzung erst einseitig; das vorausgesetzte Object wird aufgehoben, aber nur damit das Subject Alles in Allem sei. Dieses ist ja aber gleichfalls nur vorausgesetzt; jener Einwurf ist hier somit allerdings nicht zu vermeiden, und die Forderung, dafs auch vom Anschauenden abstrahirt werde, ganz begründet.

Theils die Wichtigkeit des Anfangs für jede weitere Entwicklung, welche auch der Hr. Verf. bemerklich macht, theils die eigenthümliche Gedrängtheit seiner Darstellung — eine in der gegenwärtigen Litteratur seltene Eigenschaft — schienen dem Ref. ein etwas längeres Verweilen bei dem ersten Haupttheil unsers Werks zu erfordern, so wenig diefs auch durch seinen äufseren Anfang gerechtfertigt zu sein scheint. In der weitern Entwicklung werden wir uns kürzer fassen können, wenn auch bedauernd, dafs es der Raum nicht vergönnt, von dem vielen Bedeutenden, was unsere Schrift enthält, nicht mehr Einzelnes mitzutheilen.

Wie sich nun diese weitere Entwicklung gestalten müsse, ist im Anfang enthalten. Der Anfang ist die Thätigkeit des Ich, dieses als praktisches. Nur vom praktischen Ich aus kann somit die Philosophie zum theoretischen gelangen. Ihr Erstes wird daher die Entwicklung der Bestimmungen des praktischen Ich, oder des Willens sein müssen. Aber im Anfang ist das praktische Ich noch nicht im Unterschied vom theoretischen, noch nicht als praktisches, sondern als reines gesetzt. Das Erste ist somit die Lehre vom Willen als *System der reinen Willensbestimmungen*, welches der Hr. Verf. sofort in den Begriffen des Einen (der Substanz), des Bösen, des Guten, des Sollens, der Willkühr, der Freiheit, der Glückseligkeit, des Uebels und des höchsten Guts entwickelt. Das höchste Gut besteht darin, dafs „Ich in einer unendlichen Reihe

des Daseins zugleich eine unendliche Reihe von Handlungen", und in beiden gleichmäfsig in sich reflectirt ist. Es „setzt sich" darin also „die Reflexion in sich, indem sie sich (zur Objectivität) aufhebt, und hebt sich auf, um sich wieder zu setzen u. s. f. Halten wir dasselbe in diesem Wechsel fest, so setzt sich die Reflexion in sich, indem sie sich aufhebt, Beides in Einem. Die Reflexion des Ich in sich hebt sich auf: so ist Ich zum Object aufgelöst, und zerfliefst in eine reine Unendlichkeit; aber sie setzt sich, indem sie sich aufhebt und der Gegenstand ist daher reine Einheit der Reflexion in sich und der Unendlichkeit, die Totalität als solche. So schaut Ich an" (S. 65). Diese reine Anschauung ist Anschauung der Natur, und das System der Formen des reinen Anschauens die *Philosophie der Natur*, welche die zweite unter den philosophischen Wissenschaften bildet, über die sich aber unsere Schrift nur kurz äufsert, fast blofs, um die obige Definition der Naturphilosophie zu erläutern.

Das Ziel der Natur ist das organische Individuum. Dieses „als diese in sich reflectirte Totalität ist damit einerseits im Unterschied vom Object, als seiner Natur, und sucht diesen Unterschied zur Reflexion in sich aufzuheben, andererseits hebt es seine Reflexion in sich in einem andern Individuum, als *seinem* Andern, auf, um sich in der Einheit mit demselben als Totalität zu realisiren" (S. 71), es ist Ich oder Wille, näher, indem Ich sich im andern Ich Gegenstand wird, es ist in seiner Besonderheit allgemeiner oder rechtlicher Wille, der sich im Rechtsstaat Dasein giebt. Hiemit führt uns der Hr. Verf. zum dritten Theil seines Systems, der *Rechtsphilosophie* (S. 72—104) über. Diese selbst zerfällt ihm in zwei Abschnitte. Der erste, als Deduction des Rechtsstaats bezeichnet, giebt einen Ueberblick über die wesentlichen Formen, in denen sich der Staat geschichtlich vom ersten Anfang zu seiner vollendeten Gestalt entwickelt, unter den Titeln: der Naturzustand, der Zustand des Kriegs Aller gegen Alle, der Herr und der Sclave, der Herr und das Volk, das Volk als die Gesammtheit freier Völker, das Volk als Herr der Völker, der Oberherr und die Lehenträger, der Bund der Fürsten und der Bürger. Der zweite Abschnitt, die dogmatische Entwicklung des Rechtsstaats, erörtert: 1) die Entstehung des Staats überhaupt, aus dem absoluten Willen, 2) das Dasein der vielen, besonderen Willen im Volke, 3) die Einheit der vielen Willen mit dem absoluten Willen in der Staatsverfassung, 4) endlich den Völkerbund, als dessen Ziel mit Bestreitung neuerer Ansichten über die Nothwendigkeit des Kriegs der ewige Friede aufgestellt wird. Je mehr aber der Hr. Verf. hiemit in concrete Verhältnisse eingeht, um so unmöglicher wird es dem Ref., von dem Einzelnen seiner Entwicklung eine genügende Vorstellung zu geben; es wird aber Keinen gereuen, diese im Buche selbst gesucht zu haben. Der erste von den genannten zwei Abschnitten besonders, wenn er auch in manchen Parthieen von dem Vorwurf eines allzuraschen Verfahrens in der Deduction historischer Erscheinungen nicht ganz freizusprechen sein dürfte, erinnert doch sowohl durch die gediegene Bündigkeit seiner Entwicklung, als durch eine Menge treffender Gedanken, die in geistreicher Kürze zusammengedrängt sind, ja eben auch durch jenes Ineinanderscheinen des Historischen und Philosophischen an die Weise der Hegel'schen Phänomenologie, wogegen in dem zweiten, bei vielem Guten, doch nach der Ansicht des Ref. theils das Verfahren weniger bündig, theils das Resultat, wovon Einiges unten noch berührt werden mufs, nicht durchaus befriedigend ist.

„Die Festigkeit des Staats beruht auf der völligen Ruhe der Gleichheit des Willens mit sich in seinem Dasein, mitten in der Unruhe ihrer (seiner?) Ungleichheit". „Auf diese Weise hat" aber „der Wille schon eine höhere Stufe erreicht. Als vollkommene, absolute Gleichheit mit seinem Dasein ist er vielmehr die eben so durchgängige, absolute Ungleichheit mit ihm; er ist in seinem Dasein eben so schlechthin aufgehobene Reflexion in sich, als er in ihm als solche schlechthin gesetzt ist, d. h. er schaut sich in seinem Dasein als absoluten Willen an". „Hiemit haben wir den Begriff der Religion und den Begriff Gottes gewonnen" (S. 104 f.). In diesem Begriff will aber der Hr. Verf. zwei Elemente scharf geschieden wissen. Die Religion in ihrem ursprünglichen Begriff ist Anschauung Gottes als Objects; als Object aber ist Gott Universum; die Religion fafst somit ursprünglich Gott und Universum als identisch, und diefs ist das theoretische Verhalten zu Gott.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff.

(Fortsetzung.)

Das religiöse Bewufstsein ist aber auch im Glauben an Gott über die Welt hinaus, reiner in sich reflectirter Wille, und in diesem rein praktischen Verhalten ist ihm Gott jenseitig. Das rechte Verhältnifs beider Elemente bedarf zu seiner Entwicklung eines geschichtlichen Processes. Der Hr. Verf. läfst daher auch hier der „Philosophie der Religion" eine geschichtliche Deduction derselben vorangehen, wie überhaupt, um diefs hier zu bemerken, diese Deduction des rechten Standpunkts für die einzelnen Gebiete die Form ist, in welcher die Philosophie der Geschichte seiner Ansicht nach im System aufzutreten hat. Die Deduction der Religion selbst ist diese: „Ich schaut sich als Causalität im Universum an, weifs sich als Causalität, und ist sich als solche objectiv, ohne irgend eine Entzweiung beider Elemente. Es ist die reine Hingebung an den im Universum waltenden Gott" (S. 107), und diefs ist die erste Form der Religion, die Urreligion. 2) Aber, „die Harmonie, die in der Urreligion stattfindet, entzweit sich. Ich erfafst sich als Macht gegenüber der Macht der Natur", und so entsteht die Religion der Zauberei. In dem endlosen Wechsel, in welchem Ich sich hier als Macht objectiv wird, gegen diese Objectivität protestirt, sie wieder setzt u. s. f. bethätigt es sich als die Eine Macht über diese Vielheit; als solche in sich reflectirt wird es Eine Macht in vielen Mächten und die Verehrung einer solchen ist „die Religion der Macht und Furcht", mit deren Charakterisirung und der Entwicklung ihrer untergeordneten Formen (die chinesische, die indische, die persische und ägyptische Religion) sich S. 108—111 beschäftigen. Diese drei Religionsformen fafst unsere Darstellung als *Naturreligion* zusammen. Ist in dieser „dem Ich seine Causalität selbst gegenständlich geworden als die entgegengesetzte aufhebend", ohne dafs es doch (wie im Vorhergehenden gezeigt worden war) zur wahren Durchdringung beider käme, „so mufs Ich sich in sich selbst als die Einheit beider Elemente reflectiren: Ich ist in Einem Macht über die Natur als Entgegensetzung gegen sie; so hat Ich als Ich erst die Bestimmung, Macht über die Natur zu sein. Hiemit haben wir das Gebiet der Naturreligion überhaupt verlassen, und haben das Gebiet der *Religion des Volks* betreten" (S. 111 f.), wie der Hr. Verf. die jüdische, griechische und römische Religion gemeinschaftlich charakterisirt. In dem Pantheon der letztern geht die Religion des Volks unter, und aus diesem Untergang ersteht die *Religion der Menschheit*, die christliche, als deren Eigenthümlichkeit der Hr. Verf. die reine Einheit des Sichhingebens an die absolute Macht und des Sichwiederfindens in ihr, und in Folge derselben das „Bewufstsein der Menschheit als Einer im Geist" angiebt. Eben diese universelle Idee in ihrer Collision mit seinem nationalen Selbstbewufstsein wird S. 117 ff. in einer sehr anziehenden, wenn auch vielleicht noch weiterer historischer Bestätigung bedürfenden Entwicklung als das tragische Motiv des Todes Christi dargestellt, und aus diesem, im Wesentlichen an Hegel anschliefsend, die Bildung der Gemeinde abgeleitet. Diese selbst jedoch hat in ihrer Entwicklung, nach dem Hrn. Verf. drei Stufen. Die Einheit der oben bezeichneten beiden Elemente der Religion, der reinen Hingebung und der reinen Thätigkeit, wird nämlich zunächst nur äufserlich, in einem eigenen Stande, im Klerus angeschaut, und diefs ist das Eigenthümliche des Katholicismus; sie ist 2) im Subject selbst gesetzt, aber nur als Wechsel beider Zustände, und diefs geschieht im Protestantismus; sie wird endlich absolut gesetzt, als reine

Eine vollständige Erweis des Gottesbegriffs dargestellt, so soll doch von einem *Dasein* Gottes nicht gesprochen werden; so bestimmt wir vielmehr Gott als „die schlechthin in sich vollständige Realität, als schlechthin Eine" begreifen, „so ist er doch seinem Sein nach für uns schlechthin unfaſsbar; das Bewuſstsein Gottes als eines existirenden, dascienden ist schlechterdings unmöglich." (S. 234).

In der vollendeten Methode aber „ist das absolute Selbstbewuſstsein, das sich zugleich absolut gegenständlich ist, das vollkommene Zumal seiner Elemente, es hat sich als solches in seiner Gegenständlichkeit und in ihm selbst. Fixiren wir aber in diesem Zumal die Bewegung, so ist Ich in sich reflectirt als selbstbewuſstes das Zumal seiner Elemente, der Gegenstand aber zerfällt in ein Nacheinander der Elemente der Bewegung. Hiemit erst haben wir das Object, die objective Welt, als Totalität des Realen, welche zugleich die objective Totalität der Bewegung des Selbstbewuſstseins als Nacheinander ihrer Elemente ist," und mit der Betrachtung dieser Realität tritt die Erfahrung ein, so daſs also die Philosophie selbst mit der Hinweisung auf die realen Wissenschaften endigt.

Ref. muſs sich begnügen, aus dem reichen Inhalt unserer Schrift dem Leser diese allgemeinen Züge vorgeführt zu haben. Auch sie werden aber hinreichend zeigen, daſs dieselben sowohl durch Geist als Methode eine ausgezeichnete Stelle in der neuesten philosophischen Litteratur einnimmt. Der Muth, welcher dazu gehört, um das Gebäude der Wissenschaft rein aus dem Stoffe des Gedankens zu erbauen, und bei diesem Unternehmen auch vor den scheinbar gefährlichsten Collisionen mit den Voraussetzungen des unphilosophischen Bewuſstseins nicht zu erschrecken, die Ausdauer, in den verschlungenen Gängen des Systems den rothen Faden des Begriffs festzuhalten, die dialektische Kunst, welche weder den Unterschied in der Einheit, noch die Einheit im Unterschiede verliert, alle diese, unsere Schrift so vortheilhaft auszeichnenden Eigenschaften sind in der That nicht allzuhäufig in einer Zeit, in der die Schwäche mit nur zu vielem Erfolge bemüht ist, auch das Höchste des Geistes in den Dienst ihres Nützlichkeitssystems herabzuziehen. Sollte trotz dieser auszeichnenden Eigenschaften gegen die Resultate der vorliegenden Schrift Wesentliches einzuwenden sein, so kann auch dieses nicht dazu dienen, ihr ihren Werth und ihre Bedeutung für die Zeit zu benehmen; jenen nicht, denn nicht das Resultat, sondern die Methode macht die Philosophie; diese nicht, weil kein geringes Verdienst auch schon darin liegt, die Punkte, auf deren Feststellung es zunächst ankommt, bestimmter zum Bewuſstsein gebracht zu haben.

Solchen Einwendungen glaubt nun Ref. das System des Hrn. Verf. allerdings ausgesetzt, und zwar abgesehen von solchen Punkten, die, an und für sich wichtig, doch hier nur untergeordnete Bedeutung haben, auch schon das Ganze desselben, sowohl in formaler als materialer Beziehung.

Das Formale oder den wissenschaftlichen Organismus betreffend, so hat derselbe nach der hier entwickelten Ansicht mit dem System der reinen Willensbestimmungen zu beginnen. Dies ist nun allerdings nothwendig, wenn das reine Ich Princip ist; nur um so mehr zeigt es sich aber gleich hier, daſs dieser Begriff des reinen Ich einen Widerspruch enthält. Ich oder Wille ist der Geist eben nur als diese ausschlieſsende Punktualität des Selbstbewuſstseins, als die absolute Reflexion seiner in sich selbst, ebendeſswegen aber nicht unmittelbar, sondern nur vermittelst der Rückkehr in sich aus der Natur als seinem Andern — und der Hr. Verf. selbst giebt dies zu, wenn er später (S. 189) den Willen ganz richtig mittelst der „durch die Beziehung auf einen *Gegenstand* gesetzten Hemmung" entspringen läſst, und S. 71 bemerkt: „Ist das Individuum *in der Differenz von seiner Natur und seinem Andern* als Totalität in sich gesetzt — so ist das Individuum Ich geworden; denn Ich besteht im Allgemeinen darin, in der Unterscheidung vom Andern es selbst zu sein." Dann kann aber der Geist, wie er vor aller Gegenständlichkeit rein er selbst ist, nicht gleichfalls Ich oder Wille genannt werden.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff.

(Schluſs.)

In der That sind auch alle die Bestimmungen, welche der Hr. Verf. als reine Willensbestimmungen aufführt, von der Art, daſs sie durchaus den Gegensatz des Subjectiven gegen eine objective Welt voraussetzen: das Schauen des Einen, jedenfalls aber das Böse, die Willkühr u. s. w., dies sind doch lauter Bestimmtheiten des Selbstbewuſstseins; dieses aber, wie der Hr. Vf. gleichfalls ausspricht, (S. 186) „ist nicht möglich, ohne zugleich Bewuſstsein eines Gegenstands, als solchen zu sein." Wollen wir aber vom Begriff des reinen Willens alles dasjenige abziehen, was nur dem subjectiven, aus der Natur in sich reflectirten Willen zukommt, so dürfte wohl nicht mehr übrig bleiben, als eben das, womit die Hegel'sche Philosophie den Anfang macht.

An das System der reinen Willensbestimmungen schlieſst sich die Philosophie der Natur, und an diese unmittelbar die Rechtsphilosophie an, indem die Psychologie erst unter der reinen Philosophie nachgebracht wird. Daſs indessen auf diese Art eine Lücke entstehe, dies wird von dem Hrn. Verf. zwar S. 71 f. bestritten, später aber doch indirect zugegeben; denn wenn es richtig wäre, daſs der Rechtsbegriff den unmittelbaren Uebergang vom thierischen zum menschlichen Leben bilde, wie käme dann die Psychologie dazu, den Begriff des Willens, der doch auch bei dem Hrn. Verf. den Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie bildet, erst durch eine lange Reihe von Vermittlungen zu gewinnen, in denen sich der Geist aus der Natur zum Selbstbewuſstsein emporarbeitet? Wirklich kann aber auch nicht so unmittelbar von der Natur zum Recht fortgegangen werden; der höchste Begriff, in dem die Naturphilosophie endigt, ist (auch beim Hrn. Verf.) der des Menschen als organischen Individuums; das Individuum als solches ist aber noch nicht Wille, sondern dieser wird es erst, indem es sich als in sich allgemeines erfaſst, was seinerseits nur dadurch möglich ist, daſs ihm aus dem Gegensatz gegen die Natur, also zunächst in der Sphäre des subjectiven Geistes, seine Freiheit zum Bewuſstsein kommt. Daſs der Hr. Verf. unmittelbar von der Natur zum Willen übergehen konnte, erklärt sich eben nur daraus, daſs er den Willen als das Prius der Natur bereits voraussetzt.

Den Inhalt der Rechtsphilosophie selbst sodann bildet in unserer Schrift ausschlieſslich die Lehre vom Staat; des Privatrechtlichen wird nur S. 89 f. in einer Anmerkung gedacht, die Moral in die Religion verwiesen. Auch hier kann jedoch Ref. einige Bedenklichkeiten nicht unterdrücken. Das Privatrecht wird im Staate schon vorausgesetzt, denn um sich als allgemeiner in einer Vielheit von Einzelnen darstellen zu können, muſs sich der Wille zuerst als in seiner Einzelnheit und Unmittelbarkeit allgemeiner erfaſst haben. Eine Darstellung des Privatrechts wird daher jedenfalls der Lehre vom Staat vorangehen müssen. Aber auch die Moralität läſst sich schwerlich erst hinter diese stellen. Diese Stellung wird innerhalb und auſserhalb der Hegel'schen Schule gewöhnlich aus dem Grunde empfohlen, weil die sittliche Thätigkeit viel zu niedrig angeschlagen werde, wenn sie ganz in dem oft so mechanischen und mangelhaften Staatsleben aufgehen solle. Aber hiebei wird für's Erste übersehen, daſs auch bei Hegel nicht der Staat allein, sondern nur mit der Familie und bürgerlichen Gesellschaft zusammen das Gebiet der Sittlichkeit bildet. Sodann dürfte es schwer sein, noch ein anderes Gebiet für das sittliche Handeln aufzuzeigen, als eben diese; denn auch die allgemeine Menschenliebe, für welche allein bei der Hegel'schen Darstellung kein Raum zu sein scheint,

ist in dem Gange, durch welchen sich die einzelnen Staaten aus ihrer Besonderheit zur Menschheit aufheben, als Forderung enthalten. Die Sittenlehre, so lange sie sich der Rücksicht auf jene concreten Lebensverhältnisse entschlagen hat, und nur allgemeine Tugend- und Pflichtenlehre sein wollte, hat es auch nicht über abstracte Moralprincipien hinausgebracht, unter welche dann die einzelnen sittlichen Thätigkeiten empirisch subsumirt werden mufsten. Aber auch die Lehre vom Staat wird nicht genügend behandelt werden können, wenn sie die Sittenlehre erst hinter sich haben soll; denn dann kann der Staat eben nur als Rechtsanstalt betrachtet werden, dafs aber bei dieser Betrachtung die eigentliche Seele des Staatslebens, der Patriotismus, nicht berücksichtigt werden kann, dürfte wohl eben so sicher sein, als dafs dann auch für die Familie und die bürgerliche Gesellschaft, als die wesentlichen Voraussetzungen des Staatslebens, keine höhere Betrachtung übrig bliebe.

Mufste Ref. hierin dem Hrn. Verf. widersprechen, so ist er dagegen mit demselben ganz einverstanden, hinsichtlich der Stellung, welche er der Religion und Kunst im Verhältnifs zu einander und zur Wissenschaft anweist, und er erlaubt sich hier insbesondere auch noch darauf aufmerksam zu machen, wie auch geschichtlich nirgends die Religion aus der Kunst hervorgegangen, diese vielmehr durchgängig das Mittelglied gewesen ist, durch welches der Volksglaube idealisirt und sein Uebergang in die Region des Denkens vorbereitet wurde. Nur darin dürfte der Hr. Vf. zu weit gehen, wenn er an mehreren Stellen auf die Nothwendigkeit hindeutet, dafs die Religion selbst die jenseitige göttliche Causalität zur immanenten bestimme. Diefs ist unmöglich, denn eben nur dieser der Vorstellung wesentliche Dualismus ist es, welcher die Religion von der Philosophie unterscheidet, und durch welchen allein jene das Eigenthum aller Menschen sein kann. Nach dieser Seite hin wird daher die Philosophie immer im Gegensatz mit der Religion stehen, wie sie auch immer im Gegensatz mit ihr gestanden ist; dafs demungeachtet im Wesentlichen, in dem eigentlich religiösen Inhalt der Glaubensvorstellungen, beide einig sein können, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Was nun endlich die Philosophie selbst anbelangt, so stellt der Hr. Vf. unter diesen Titel, wie bemerkt, aufser der Methodenlehre auch die Psychologie, Logik und Metaphysik, welche letztern er sich in einer der ältern Ansicht entsprechenden Weise coordinirt. Hat sich uns indessen für die Psychologie schon früher eine andere Stellung ergeben, so wird dasselbe auch in Betreff der Metaphysik der Fall sein müssen, sobald man die hier an den Anfang gestellten reinen Willensbestimmungen als das auffafst, was nach dem Obigen allein für sie übrig bleibt, als Bestimmungen des Seins, und von ihr die Logik als besondere Wissenschaft zu trennen, dürfte um so weniger nöthig sein, da auch die Metaphysik gleichfalls nicht die Gegenständlichkeit, sondern nur die wesentlichen Formen derselben zum Inhalt hat, die Logik als Lehre von den subjectiven Denkfunctionen betrachtet dagegen der Psychologie anheimfällt. Scheint aber durch diese Bestimmung für unsern Abschnitt nur der formale Begriff der Philosophie, und nicht ihre concrete Totalität gegeben zu sein, so würde derselbe Vorwurf auch die Darstellung des Hrn. Verfs. treffen; denn wenn dieser auch die Naturphilosophie u. s. f. als angewandte Philosophie von der reinen (Psychologie u. s. w.) unterscheidet, so würde doch dieses theils schwerlich berechtigen, bei der Darstellung der Philosophie als Totalität jene zu übergehen, theils will der Unterschied in der angegebenen Weise auch nicht recht Stand halten, denn „eben so gut (wie die Logik u. s. f.) ist die Darstellung der reinen Formen des Willens reine Philosophie zu nennen" (S. 161), und, werden wir von unserer Ansicht aus hinzufügen, die Psychologie wenigstens eben so gut als z. B. die Rechtsphilosophie, angewandte. Vielmehr aber zeigt sich hierin blofs, dafs es nicht nothwendig ist, wenn von der Philosophie als eigenthümlicher Entwicklungsform des Geistes geredet wird, ihren ganzen Inhalt zu reproduciren, denn einen eigenthümlichen Inhalt hat sie nicht, sondern ihr Eigenthümliches ist eben nur die Methode. Dagegen werden wir eben defswegen mit dem Hrn. Verf. übereinstimmen können, wenn er verlangt, dafs auch den realen Wissenschaften im System ihr Ort angewiesen werde; nur dafs die Stelle, wo von ihnen die Rede sein mufs, nach der Ansicht des Ref. nicht die hinter, sondern die vor der Philosophie ist, denn wenn gleich das Denken an sich das Prius der Erfahrung ist, so ist doch in der Entwicklung des Geistes die Erfahrung das Frühere; die Strahlen der Wahrheit, welche in dieser

erst gebrochen erscheinen, gehen in der Philosophie als ihrem Brennpunkt zur Einheit zusammen.

Das Bisherige betrifft die Art und Weise, wie sich dem Hrn. Verf. zufolge der Organismus des philosophischen Systems zu gestalten hat. Es ist nun aber auch noch die Weltanschauung in Betracht zu ziehen, welche sich in diesem Organismus darstellt. Das Wesentliche derselben besteht im Allgemeinen darin, dafs die gesammte Welt des subjectiven und objectiven Daseins als ein Moment in der Entwicklung des reinen Ich zur absoluten Realität (zur Gottheit) betrachtet wird, und diese Entwicklung fafst der Hr. Verf., unzweideutigen Erklärungen zufolge, als eine wirkliche, somit nothwendig auch zeitliche, Aufeinanderfolge von Zuständen. Dieselbe, mifsverständlicher Weise auch dem Hegel'schen System nicht selten untergelegte Ansicht, hat neuerer Zeit bekanntlich Schelling vorgetragen, und in richtiger Consequenz dieser Ansicht, wie eine dereinstige vollkommene Verklärung des Endlichen in's Unendliche, so auch eine ursprüngliche Einheit beider als geschichtlichen Zustand, als goldenes Zeitalter angenommen. Eben diese Annahme, und mit ihr die Weissagung, dafs sich dieselbe auch einer tieferen historischen Forschung bewähren werde — wozu es aber dermalen nicht den Anschein hat — adoptirt auch der Hr. Verfasser. Hat sich nun aber schon dieser vorausgesetzte geschichtliche Anfangspunkt der Weltentwicklung keiner geringern Einwürfe von allen Seiten zu erwehren, als der jenem zu Grunde liegende status originalis unserer Dogmatik, so treten noch weit gröfsere Schwierigkeiten hervor, wenn wir es versuchen, den Begriff einer solchen Weltentwicklung, die zugleich ein Werden Gottes wäre, zu vollziehen. Denn — um nur das Allgemeine hervorzuheben — alles Werden ist Bewegung vom Nichtsein zum Sein, Gott aber ist absolutes Sein, das Nichtsein also gerade die einzige Kategorie, die ihm schlechthin abzusprechen ist; ist er aber in keiner Beziehung nichtseiend, so ist er auch nie werdend. Und auch das hilft nichts, wenn gesagt wird (vgl. S. 248): indem die absolute Realität sei, so sei sie für sich schlechthin, und streife allen Schein des Gewordenseins von sich ab; denn eben dieses ist nicht möglich, sondern das, was aus einem Andern ist, mufs nothwendig anderer Art sein, als das, was aus sich selbst ist, jenes bedingt, dieses unbedingt; nur das unbedingte Sein aber ist Gott. Sodann aber, was wäre durch den ganzen Entwicklungsprocefs, wie ihn der Hr. Verf. darstellt, gewonnen? zuerst ist das reine Ich, dieses spaltet sich in den Gegensatz des Subjects und Objects, dieser Gegensatz wird aber wieder aufgehoben, so dafs jede Spur desselben abgestreift ist; dann ist ja aber nichts geworden, als eben nur wieder jenes reine Ich, mit verändertem Namen. Soll die absolute Realität Gottes ohne Welt denkbar sein, so wird sie es wohl eben so gut vor als nach der Welt sein. Es bleibt daher schwerlich etwas Anderes übrig, als *entweder* mit der ältern Ansicht die Bedeutung der Welt als eines Moments im göttlichen Leben selbst zu leugnen, wo dann aber freilich die Weltschöpfung nur als ein Werk der Willkühr, und Gott nur als das absolut Jenseitige aufgefafst werden könnte; *oder* aber mit der neuesten Speculation sie in der Art zu behaupten, dafs das Sein Gottes nicht erst als Postulat, sondern als absolute Gegenwart durch das Dasein der Welt vermittelt (nicht, wie die Gegner uns schuldgeben: davon abhängig) ist. Eben in der Art aber, wie sich unsere Schrift zwischen die beiden Glieder dieses Dilemma in die Mitte stellt, zeigt sich ihre Bedeutung noch von einer neuen Seite. Der Kampf, welcher unsere Zeit in allen Zweigen der Wissenschaft, am Lebhaftesten in der Theologie und Philosophie bewegt, läfst sich seinem tiefsten Grunde nach als der Kampf des Idealismus und Empirismus bezeichnen. Die Partei des Stillstands in allen Gebieten huldigt dem Empirismus; ihre Naturwissenschaft kennt keine andere Realität, als die der Stoffe; ihre Jurisprudenz macht das historische Recht zur Quelle des Vernunftrechts; ihre Theologie verbietet, die absoluten Thätigkeiten des Geistes von ihrem historischen Niederschlag zu scheiden. Von demselben Gesichtspunkt aus pflegt man denn auch vom Dasein Gottes zu sprechen, und sich dieses als ein unmittelbares, dingliches Sein vorzustellen. Die neuere Speculation dagegen hat erkannt, dafs damit Gott theils an sich selbst unter endlichen Kategorieen gedacht, theils zum Endlichen in ein ausschliefsendes Verhältnifs gestellt würde; sie hat daher das Sein Gottes als die höhere ideale Wirklichkeit des Geistes, als die reine Thätigkeit, und eben damit die Welt als Moment dieser Wirklichkeit begriffen. Mit ihr stimmt nun der Hr. Vf. in der Negative überein, wenn er z. B. S. 233 eben diefs für den Grundfehler der gewöhnlichen Be-

weise für das Dasein Gottes erklärt, dafs sie sein *Dasein* beweisen zu können glauben, und S. 151 die Unvereinbarkeit der gewöhnlichen Vorstellung von Gott mit der Freiheit des Menschen darlegt. Indem er nun aber hiemit den Empirismus zerstört, so macht er ihn nach der andern Seite nun doch wieder das Zugeständnifs, dafs Gott in gewissem Sinne als unmittelbar seiend gedacht werden soll; am Anfang der Weltentwicklung steht ein absolutes Ich, das sich im Grunde doch von der absoluten Persönlichkeit, deren Voranstellung der Hr. Verf. tadelt, nicht so sehr unterscheiden dürfte, und an ihrem Ende steht ein Gott, der alle Spur seiner Vermittlung durch die Welt abgestreift hat, und so zieht sich denn folgerichtig das absolute Sein Gottes in der Welt in sein absolutes Seinsollen nach der Welt auseinander. Je gröfser aber die Schwierigkeiten der letzteren Vorstellung sind, um so schärfer tritt nur durch ihre Ausführung die Nothwendigkeit hervor, die gewöhnliche empirische Betrachtung des göttlichen Seins vollständig zu verlassen, und so kann Ref. hier zum Schlusse die Ueberzeugung aussprechen, dafs unsere Schrift, wie nach so vielen andern, so auch nach der Seite, auf welcher ihr am Bestimmtesten zu widersprechen sein dürfte, doch fördernd in die Entwicklung der Wissenschaft eingreifen wird.

E. Zeller, in Tübingen.

XIII.

***Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus von Jul. Athanas. Ambrosch. Erstes Heft. Breslau,* 1839. *bei Hirt.* 8.**

Das Buch empfiehlt sich zunächst durch die glückliche und zeitgemäfse Wahl des Gegenstandes, der auf der Grenze zweier Gebiete der römischen Alterthumskunde liegt, welche in neuester Zeit von den begabtesten Forschern eine neue Gestaltung oder wichtige Umgestaltung erfahren haben: Gebiete, von deren weiterem Anbau die lebendigsten Anschauungen und tiefsten Blicke ins Römerthum zu erwarten sind. Die topographischen und mythologischen Arbeiten von Bunsen und Klausen sind es besonders, welche der Forschung eine würdige Richtung gegeben haben, in welche Müllers Festus und einige ähnliche specielle Arbeiten bereits fallen. Sollte es auch scheinen, dafs der Aufschwung in diesen Studien langsamer erfolge, als wohl sonst in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, so liegt doch der Grund dazu gerade in der genialen Abgeschlossenheit der bezeichneten Werke, die einem gewissen contemplativen forschungsunlustigen Hange der Zeitgenossen, wahrlich sehr wider die Absicht der Verfasser, Vorschub thun mag, aber nur um so sicherer die bescheidne Skepsis zur würdigen Fortsetzung der Arbeit erziehen wird. Hr. Ambrosch nun, der an dem Bunsenschen Unternehmen selbst einigen Theil hatte, versucht zum ersten Mal eine ausdrückliche Verbindung beider Gesichtspunkte und handelt vom ältesten Religionswesen als bedingt durch heilige Oertlichkeiten und Baulichkeiten, deren Erforschung in Folge ihres Fortbestehens zu allen Zeiten möglich gemacht wird. Er widmet sein Werk zweien Gelehrten, E. Gerhard und E. Huschke, von denen der eine durch die geschmackvolle und scharfsinnige kleine Schrift sulla basilica Giulia einen Theil der nunmehr unumstöfslichen Grundlagen für alle Forschung auf dem forum Romanum anticipirte, der andere in der Eigenthümlichkeit seiner Methode und in der Hingebung an den Stoff sich Klausen sehr nähert. An diese ist die Vorrede gerichtet, die über zweierlei, wie uns scheint, zu herabsetzend sich ausspricht, über die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen für die betreffende Forschung überhaupt, und über die eigne Leistung des Verfs. selbst. Er sagt unter anderm, das Werk „wolle nichts anders als Beiträge sein, wolle nur demjenigen, der es einmal, ausgestattet mit der durchdringenden Schöpferkraft eines Niebuhr, unternähme, die Religion der Römer nach allen ihren Richtungen darzustellen, einige gesichtete Materialien liefern, wolle demnach auch nicht als ein Ganzes oder gar als ein Fertiges beurtheilt sein". Nichts desto weniger dürfte sich bei der Inhaltsangabe, zu der wir uns anschicken, zeigen, dafs Hrn. A.'s Tendenz wenigstens für den Haupttheil des Buchs mehr constructiver als kritisch vorbereitender Art ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus von Jul. Athanas. Ambrosch.

(Schluſs.)

Wir sind hierbei nicht im geringsten gemeint es zu miſsbilligen, wenn dann und wann der strenge Inhalt der Zeugnisse überschritten sein sollte: solches ist in der Topographie kaum zu umgehen. Aber es dürfte den Angaben mitunter nicht ihr volles Recht widerfahren und dadurch die sehr detaillirte, anscheinend eng zusammenschlieſsende Darstellung gefährdet sein. Dieselbe betrifft das Südostende des römischen Forums, von dessen drei übrigen Seiten bekanntlich zwei durch meist neu entdeckte Monumente, die dritte durch eine groſsartige Combination von Bunsen fixirt sind. Dadurch ist der Raum, auf den sich Hrn. A.'s Untersuchung bewegt, zwar beschränkt, aber Monumente kommen ihm darauf sehr geringfügige zu statten, während der Gebäude, welche auf ihm und in der Nähe Platz finden sollen, eine hinlängliche Anzahl ist, zum Theil freilich vervielfältigt und wiederum identificirt durch frühere Topographen oder Zeugnisse der Alten. Hr. A. beginnt damit, die Bestimmung und den Charakter des Gebäudes zu erörtern, welches entweder Regia oder Regia Numae genannt zu werden pflegt. Dasselbe, nach Hrn. A. auch Atrium regium bei Livius genannt, scheint von Ovid nicht unterschieden zu werden von dem Atrium Vestae, wird von Servius identificirt mit dem Hause des Opferkönigs und angeblich von eben demselben mit dem Hause des Pontifex maximus. Diese anscheinende Verwirrung zu schlichten, nimmt Hr. A. zwischen Regia und Regia Numae nur den Unterschied eines willkührlichen Zusatzes an, der im andern Falle in Gedanken ergänzt worden sei. Nichts desto weniger aber erkennt er in der Angabe des Ovidius, die regia Numae sei gewesen, wo jetzt das Atrium Vestae stehe, eine vereinzelte, zwar sonst nicht weiter nachweisbare, von der gewöhnlichen Ueberlieferung abweichende gelehrte Notiz. Das Atrium regium des Livius, wie schon erwähnt, setzt Hr. A. hiermit in keine Verbindung: wir bedauern indessen, daſs er für seine Ansicht, die dem naheliegenden so geflissentlich ausweicht, keine Begründung giebt. Die Stelle des Servius endlich verwirft er als widersinnig ganz: es sei, sagt er, unglaublich, daſs Oberpriester und Opferkönig zusammengewohnt hätten; von ersterm bestätige sich die Wohnung in der Regia nirgendssonst und vieles spreche dagegen, was nicht zu leugnen ist, vom zweiten aber ergebe sich das Gegentheil daher, daſs Festus als Grenzpunkte der im gemeinen Leben sogenannten Sacra via die Regia auf der einen und das Haus des Opferkönigs auf der andern Seite nenne. Von diesem Hause des Opferkönigs, seiner Lage, Bestimmung u. s. w. handelt dann das zweite Capitel. Wir erlauben uns zunächst zu diesen Ansichten folgende Gegenbemerkungen: Zuerst können wir nicht wohl ersehen, wie Hr. A. zu der Behauptung gelangt, p. 48, daſs „das Haus des Opferkönigs zu allen Zeiten der Republik an der von Festus angegebenen Stelle unveränderlich haftete", daſs es, p. 53, „seit Jahrhunderten unverändert auf seiner Stelle bestand". Es kommt hier unseres Erachtens alles darauf an, ob die bei Dio Cassius berichtete Thatsache, die Hr. A. an die Spitze seines zweiten Capitels stellt, daſs Augustus im Jahr der Stadt 741 die Wohnung des Opferkönigs an die Vestalinnen vergeben habe, vor die Abfassung der Bücher des Verrius Flaccus fällt, welche wir in Festus Auszuge besitzen, oder später. Daſs jene Angabe über die Grenzen der Sacra

via bei Festus wörtlich auf Varro zurückgehe, wie Hr. A. p. 118 vermuthet, ist schlechterdings unerwiesen. Nimmt man an, dafs Verrius und Varro in der Weise Zeitgenossen gewesen, wie Otfr. Müller in einer leicht verderbten Stelle des Macrobius zu finden geglaubt hat, so ist mindestens möglich, dafs ersterer vor 741 geschrieben hat. Aber Referent glaubt an einem andern Orte das Gegentheil erwiesen zu haben. Niebuhr schon hat auf die Benutzung des Dionysius von Halikarnafs durch Verrius aufmerksam gemacht, was erst nach 747 geschehn konnte. Nach dieser Zeit also konnte Verrius nicht mehr von demjenigen Hause des Opferkönigs sprechen, welches im Jahre 741 den Vestalinnen überlassen wurde, wenn diese Abtretung nicht temporär war. Dies aber ohne weiteres anzunehmen, erscheint uns bei der Wichtigkeit der Folgen gewagt, und nicht hinlänglich gerechtfertigt durch das Dilemma, welches Hr. A. p. 74 stellt: wir wissen, dafs zu Plinius Zeit schwer erkrankte Vestalinnen in Privathäusern untergebracht worden: das sei entweder aus Mangel an Raum oder wegen der Heiligkeit ihres Wohnorts geschehen: im ersten Fall sei klar, dafs sie das Nachbarhaus des Opferkönigs nicht mehr besessen, denn dieses hätte Raum bieten müssen: im andern Fall sei offenbar, dafs, wenn sie es besafsen, es an seiner Heiligkeit nichts verloren gehabt, folglich habe es dem Opferkönige, so oft es einen gegeben, wieder eingeräumt werden müssen! Ob die Annahme, dafs Augustus dem Opferkönige eine neue Wohnung irgend einmal zwischen 741 und der Abfassung von Verrius Werk angewiesen, an sich etwas sogar undenkbares enthält, wissen wir nicht, aber es scheint, dafs wenn man sie wagen will, dieselbe auf leichtere Weise die übrigen Schwierigkeiten hebt, als von Hrn. A. geschehen. Allzu ungünstig z. B. ist die Stelle des Servius behandelt, wo dieser als Meinung irgend jemandes anführt: domus enim in qua pontifex habitat regia dicitur quod in ea rex sacrificulus habitare consuesset. Hr. A. sagt, Servius, oder wer diesen Namen führe, sei häufig genug unzuverläfsig, wenn er seine Meinung mit Ueberzeugung ausspreche, um wieviel mehr bei einer Ansicht, die er nicht selbst anerkenne. Aber die Unzuverläfsigkeit des Servius ist eine Folge der gewöhnlichen Glossen, die ihm beigemischt sind und gerade, dafs er hier eine fremde Autorität anführt, die er auch in dem Punkte, der für uns wichtig ist, keineswegs bezweifelt, ist für den, der Servius kennt, ein Beweis für das Alter der Notiz, in der ein Römer in leidlich alter Zeit nicht irren konnte. Dafs der Pontifex Maximus in der Regia gewohnt, war übrigens eine Folge der fragmentarischen Lectüre mancher Archäologen: der Pontifex, von dem Servius spricht, ist der Evander des Virgilius. Ist aber die Angabe glaubwürdig, dafs entweder in der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs, oder in der des heiligen Rechts das Haus des Opferkönigs allezeit regia geheifsen, so verbleibt in Folge der Verbindung zwischen alter Regia und Atrium der Ovidstelle ihre einfache Erklärung und es ist wahrscheinlich, dafs die verschiedenen Gebäude desselben Namens vor und nach 741 im sorgfältigern Ausdruck entweder so wie Festus thut oder durch den Zusatz Numae, vielleicht auch durch den Ausdruck Atrium regium, für das ältere, unterschieden wurden: jedenfalls kommen die letztern Benennungen nur bei Schriftstellern nach 741 vor.

Im dritten Capitel handelt Hr. Ambrosch von der Sacra via selbst, welche zwischen jenen aus Festus bekannten Grenzpunkten, der alten Regia und dem Hause des Opferkönigs lag. Die Richtung derselben findet sich von Varro angedeutet, freilich in etwas unbestimmten Ausdrücken: quae est a foro eunti primore clivo. Aber Hr. Ambrosch findet die Schwierigkeit, wo sie nicht ist. Er meint, Varro hätte die Himmelsgegend oder dergleichen angeben sollen, nach der man das Forum verlassen mufste, um die Sacra via zu betreten. Das konnte dem römischen Antiquar bei einer Sache, die jeder Knabe wufste, wohl erlassen bleiben, wie er es in vielen andern Fällen unterlassen hat. Ueberdies fiel die Verlängerung der Sacra via jenseit des Septimiusbogens nach der eigentlichen arx wohl mit den gradus Monetae zusammen, die man doch nicht für die eigentliche Sacra via halten konnte. Die wichtigere Frage ist, was primore clivo bedeute, ob „am Saum der Anhöhe", wie in radicibus palatii vom Vestatempel und der Regia gesagt wird, oder, wie Hr. Ambrosch es fafst, „vorn auf der Anhöhe". Statt diesen Unterschied abzuwägen, versucht Hr. Ambrosch zu emendiren: proximo regiae clivo, womit freilich alle Unbestimmtheit, zugleich aber auch aller Halt für die Untersuchung verschwindet. Er

nennt das eine eben so nothwendige als leichte Ergänzung, wir können darin nicht beistimmen. Wir wollen im übrigen nicht bestreiten, dafs Hr. Ambrosch in Betracht der gesammten Oertlichkeit mit der Richtung, die er der Sacra via anweist, Recht haben kann. Indessen geräth er mit der Annahme, dafs die Bestimmung des Festus für die republikanische Zeit gegolten, in grofse Verlegenheiten. Dio Cassius bezeugt, das den Vestalinnen geschenkte Haus des Opferkönigs sei dem Atrium Vestae ὁμότοιχος gewesen. Atrium Vestae und Vestatempel setzt Hr. Ambrosch zur Seite der Regia im rechten Winkel, oder letzteren vielmehr im stumpfen Winkel zur Sacra via. Würde diese durchaus eine gerade Linie bilden, so wäre die Angabe diese: zwei Häuser stofsen aneinander, welche im rechtwinklichen Dreieck die Endpunkte der Hypotenuse bilden. Nun läfst Hr. Ambrosch diejenige kürzere Seite, welche die Sacra via bildet, etwas sich krümmen und glaubt so ungefähr eine Länge von noch nicht 300 Fufs für dieselbe zu erreichen: gewifs eine sehr geringe Ausdehnung, die doch noch in summa und ima Sacra via zerfallen sollte. Auf die Hälfte dieses Raums kommt noch eine rasche Erhebung des Terrains von 31 Fufs, so dafs selbst zum Spaziergange des Horaz wenig bequemer Platz übrig bleibt. Wie Hr. Ambrosch, der das Atrium Vestae (zwar wider Servius Zeugnifs) mit dem Vestatempel eng verbindet, noch p. 113 Räume in Betracht bringen kann, welche zwischen den Gebäuden der Hypotenuse vielleicht gelegen, oder wie er p. 111 von der Möglichkeit sprechen konnte, dafs die Summa sacra via bis an den Titusbogen, d. h. ungefähr 600 Fufs vom Forum sich erstreckt habe, verstehen wir nicht. Im dritten Capitel werden noch eine Anzahl um den nordwestlichen Endpunkt der Sacra via (welche selbst mit dem clivus sacer identisch erklärt wird) belegene Gebäude besprochen: der Vestatempel, das Heroon des Divus Julius, der Castortempel, welcher in der Ruine von drei Säulen, die Bunsen der Minerva Chalcidica zuwies, erkannt wird. Derselbe soll nach Hrn. Ambrosch's Ansicht etwas ins Forum vorgeragt haben, vermuthlich damit so die Bestimmung des Fornix Fabianus beim Scholiasten des Cicero: „hinter dem Tempel der Castoren" weniger auffalle. Dieser Bogen wird nämlich von Hrn. Ambrosch nicht, wie früher geschehen war, in die Nova via, sondern mitten auf die Sacra via, dem Septimiusbogen gerade gegenüber, gesetzt und angenommen, dafs durch ihn die Triumphzüge geführt. Im nächsten Capitel werden ebenso die Umgebungen des südöstlichen Grenzpunktes der Sacra via besprochen: zunächst ihre Fortsetzung jenseit desselben, wo sie nur im Sacralrecht denselben Namen fortführte. Nachdem sie vom Forum aus jene Höhe von 31 Fufs gewonnen hat, befindet sie sich auf dem Plateau des Friedenstempels, vor welchem antikes Pflaster sich gefunden hat, welches Nibby für das der Sacra via im weitern Sinne ansprach. Dies ist indessen Hr. Ambrosch nicht geneigt einzuräumen, weil ihm daran gelegen ist, den Endpunkt der gewöhnlich sogenannten Sacra via so weit als möglich nach der entgegengesetzten Richtung zu verlegen, wodurch das schon erwähnte Knie der Strafse entsteht, in Folge dessen sie gezwungen wird, in der Richtung nach dem Titusbogen zu, eine neue Höhe von 19 Fufs oder mehr zu ersteigen, eine Annahme, welcher sich die italienischen Forscher aus Gründen widersetzt hatten. Unsere Auffassung der Festusstelle würde es möglich machen, sowohl die Thatsache des entdeckten Pflasters als die Bequemlichkeit der ebnern Richtung nach dem Constantinusbogen hin zu benutzen und endlich die Länge der eigentlichen Sacra via um ein beträchtliches und zur Zeit beliebiges auszudehnen: denn nur die Stelle des Dio schien dies zu verhindern. Aufserdem wird besprochen die Lage des Tempels der Laren, des Jupiter Stator. Mit diesem steht die Ansicht über die Nova via in Verbindung. Hr. Ambrosch scheint derselben nach p. 130 zwei Arme zu geben: durch den einen, der nur einmal p. 126 leichthin erwähnt wird, steht sie in Verbindung mit dem Forum, „unmittelbar an dessen Südostende" wie es p. 123 heifst; der andere führt durch die porta Romana des Palatiums zwischen der obern und und untern Velia hindurch nach dem von Festus bezeichneten Hause des Opferkönigs. Wir lassen die Nothwendigkeit dieses Wegs dahin gestellt sein. Bei Gelegenheit der doppelten Velia wird der clivus Victoriae berührt, aber wir gestehn das zwingende der „topographischen Combination" p. 121, wodurch die Identität der Victoria und Vica pota bewiesen wer-

den soll, nicht einzusehn: es wird im Grunde nichts anders gesagt, als, weil das Heiligthum der Vica pota auf dem infinus clivus Victoriae lag, müssen beide Namen dasselbe bedeuten; während doch aus Dionysius eine verschiedne Lage der Heiligthümer uns zu erhellen scheint. Hieran knüpft sich zuletzt noch eine Betrachtung über die bekannte schwere Stelle des Dionysius von Halikarnaſs I, 68 über das Sacellum mit der Inschrift *ΔΕΝΑΣ*, worüber sich ein Anhang noch ausführlicher verbreitet, ohne daſs trotz dankenswerther Mittheilung kritischen Materials die Hauptschwierigkeit auf überzeugende Weise gelöst würde. Zwischen diese rein topographischen Forschungen ziehn sich historisch-antiquarische Erörterungen wichtiger Institute, Priesterthume, Ceremonien, die man mit Vergnügen und Belehrung liest, um so mehr als hierzu das historische und sonstige Material ganz neu und selbständig gesammelt ist. Einen Fall findet Referent Veranlassung anzuführen, wo eine nicht völlig scharf ins Auge gefaſste Hauptquelle beinahe zu einer starken Verkennung von Thatsachen geführt hätte. Pag. 49 wird aus Gellius angeführt, daſs Varro im zweiten Buch der antiquitates rerum divinarum vom Flamen Dialis gehandelt habe. Die Bücher des Varro pflegen von verschiedenen Schriftstellern verschieden gezählt zu werden. Einige rechnen das erste einleitende Buch mit, andere übergehn es. Ersteres that Gellius und meinte Varros Buch de pontificibus, welches anderswo für das erste gilt, so daſs das zweite de auguribus citirt wird. So kommt Hr. Ambrosch zu der Annahme, daſs Varro die flamines zu den augures gerechnet habe.

Mit dem fünften Capitel beginnt gewissermaſsen der zweite Theil des Buches, der die gegebenen localen Anschauungen auf politische Verhältnisse bezieht. Es wird die Bedeutung des Pomoeriums überhaupt erörtert und nachgewiesen, daſs die ganze bislang betrachtete Gruppe von Heiligthümern auſserhalb des ältesten aus Tacitus bekannten gelegen, ohne deshalb sabinischen Ursprung zu verrathen, da keine der in der Regia verehrten Gottheiten solchem allein angehört. Das Opfer des Octoberrosses und die Ceremonie dabei führt darauf, die räumlichen Umgebungen der Regia als eine Erweiterung der latinischen Urstadt, wie sie auch im Septimontium vorliegt, den in ihr verehrten Götterkreis aber als das Lararium der damaligen städtischen Verbindung zu erkennen. Das nächste sechste Capitel beschäftigt sich mit der Abschätzung des Einflusses und Antheils der sabinischen Colonie auf die Cultusverhältnisse der palatinischen Stadt. Mit Beseitigung der in den Annalen nach Varro als sabinisch oder halbsabinisch bezeichnet gewesenen Götter, welche sich Hr. Ambrosch als aus antiquarischen Fehlschlüssen hervorgegangen denkt, werden die sabinischen Stammculte auf den Quirinalis beschränkt und von dort soll Quirinus dem latinischen Mars zur Seite getreten, Jupiter als gemeinschaftlicher Beschützer beider Stämme verehrt worden sein. Dem sacralrechtlichen Wechselverhältniſs derselben, dem allerdings keine derartige Rechtsform sonst irgendwo vollkommen entspricht, wird die Stufenleiter sämmtlicher italischer politischer Beziehungen zur Seite gestellt, als Isopolitie, Municipium mit oder ohne Suffragium, mit strenger oder gemilderter Bevormundung, zu Rom oder auſser Rom, Zustand der Plebs vor der lex Ogulnia u. s. w. Das letzte Capitel endlich handelt vom Capitolinischen Cultus als einer der frühern ganz heterogenen Gestaltung und Schöpfung der Tarquinier und befriedigt durch die Abrundung der Darstellung in vorzüglichem Maaſse, wie denn überhaupt eine fleiſsige Eleganz der äuſsere Charakter des Buches ist.

Dr. Rudolf Merkel.

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

XIV.

1) *Dr. P. W. Forchhammer, Prof. der Phil. und Arch.: Denkrede auf Lucian Bonaparte, Prinzen von Canino, geh. d. 15. Aug. 1840 in der acad. Aula zu Kiel. Kiel,* 1840. *Universitäts-Buchhandlung.* 29 S. 8.

2) *P. W. Forchhammeri Pr. L. A. De Scamandro Commentatio (Index scholarum in Acad. r. Christiana-Albertina per sem. hib. a. MDCCCXL — XLI habendd.) Kiliae, Mohr VI p. in* 4.

3) *P. W. Forchhammer, Apollons Ankunft in Delphi. Einladungsschrift zur Geburtsfeier Winckelmanns in der acad. Aula z. Kiel. Kiel,* 1840. *bei Schwers.* 29 S. *in* 4. *und* 2 *lith. Tafeln.*

N. 1. Ein Zoll gerechten Dankes, der Asche des ausgezeichneten und humanen Prinzen von der gelehrten Welt durch Forchhammer's beredten Mund dargebracht, gehört insofern zu den beiden andern Aufsätzen, als das Verdienst dieses Fürsten um die Archäologie dem Redner über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft sich auszusprechen Anlafs giebt. Auf diese allgemeinen Aussprüche, die Nr. 3. wiederholt und vermehrt, werd' ich unten zurückkommen, wenn wir erst den Inhalt der beiden Monographieen kurz betrachtet haben.

N. 2. Auf der troischen Ebene fliefsen, nach dem 5ten und dem 21sten Gesang der Ilias *Simois* und *Scamander* zusammen. Die Besucher der Ebene finden aber, dafs der Scamander in's ägäische Meer, der Simois in den Hellespont mündet. Indessen erkannten sie in jenem Bette, womit der Scamander südlich sich abwendet, einen künstlichen Canal, das Werk, wie sie glauben, irgend eines Türken. Gegen diesen neueren Ursprung des Canals bringt der Verf. nächst Anderem Plinius (H. N. V, 30) und die Scholien zur Ilias (II, 467) bei, wonach schon vor der Römerzeit diese Richtung des Scamander-Abflusses statt gefunden. Und auf ein hohes Alter desselben führe der vom Eustathius (Il. 1197, 54) aufbewahrte mythologische Witz, der den Namen Scamandros mit „Mannes-Graben" deutet und als diesen Mann den Herakles bezeichnet. — Dennoch, fährt der Verf. fort, hat Homer Recht, und der Scamander fliefst, wie einst, noch heute mit dem Simois zusammen. Noch heute kann man auch das andere, nördlicher und wirklich zum Simois hingehende Bett erkennen. Reisende, die darin den alten homerischen Scamander gesehen haben, hielten nur, weil sie ihn wasserlos fanden, für die Ursache dieser Austrocknung den vermeintlich neuern Canal. Allein der Zusammenflufs beider Gewässer ist vielmehr ein periodischer, der auch zu Homers Zeit nur im Winter statt fand, wenn dem durch Regengüsse angeschwollenen Scamander der Abflufs in's ägäische Meer nicht mehr genügt und er, voll zerführten Schlamms und Lehms, als ein wahrer *Xanthos*-Scamander (Gelbfarb-Scamander) zum Simois austritt und mit ihm sich in den Hellespont ergiefst. Mit dem Eintritte aber der trockenen Witterung, sinkt, abfliefsend und verdunstend, das Wasser des Flusses, er räumt das troische Schlachtfeld und mündet, auf jenes südliche Bett beschränkt, nur in's ägäische Meer. Gerade das ist es, was Homer sagt; nicht, dafs er jederzeit, sondern nur, wenn er übertritt, sich dem Simois mische.

Bestätigt sich noch heut am Laufe dieses Flusses Homers Darstellung, so dürfen wir, sagt der Verf., auch erwarten, dafs seine Beschreibung von den *Quellen* desselben sich noch jetzt bewähre. Die Ilias sagt, es seien ihrer zwei: „die eine lindfliefsend haucht Dünste aus, wie von brennendem Feuer, die andere

Eine vollständige Erweis des Gottesbegriffs dargestellt, so soll doch von einem *Dasein* Gottes nicht gesprochen werden; so bestimmt wir vielmehr Gott als „die schlechthin in sich vollständige Realität, als schlechthin Eine" begreifen, „so ist er doch seinem Sein nach für uns schlechthin unfaſsbar; das Bewuſstsein Gottes als eines existirenden, daseienden ist schlechterdings unmöglich." (S. 234).

In der vollendeten Methode aber „ist das absolute Selbstbewuſstsein, das sich zugleich absolut gegenständlich ist, das vollkommene Zumal seiner Elemente, es hat sich als solches in seiner Gegenständlichkeit und in ihm selbst. Fixiren wir aber in diesem Zumal die Bewegung, so ist Ich in sich reflectirt als selbstbewuſstes das Zumal seiner Elemente, der Gegenstand aber zerfällt in ein Nacheinander der Elemente der Bewegung. Hiemit erst haben wir das Object, die objective Welt, als Totalität des Realen, welche zugleich die objective Totalität der Bewegung des Selbstbewuſstseins als Nacheinander ihrer Elemente ist," und mit der Betrachtung dieser Realität tritt die Erfahrung ein, so daſs also die Philosophie selbst mit der Hinweisung auf die realen Wissenschaften endigt.

Ref. muſs sich begnügen, aus dem reichen Inhalt unserer Schrift dem Leser diese allgemeinen Züge vorgeführt zu haben. Auch sie werden aber hinreichend zeigen, daſs dieselben sowohl durch Geist als Methode eine ausgezeichnete Stelle in der neuesten philosophischen Litteratur einnimmt. Der Muth, welcher dazu gehört, um das Gebäude der Wissenschaft rein aus dem Stoffe des Gedankens zu erbauen, und bei diesem Unternehmen auch vor den scheinbar gefährlichsten Collisionen mit den Voraussetzungen des unphilosophischen Bewuſstseins nicht zu erschrecken, die Ausdauer, in den verschlungenen Gängen des Systems den rothen Faden des Begriffs festzuhalten, die dialektische Kunst, welche weder den Unterschied in der Einheit, noch die Einheit im Unterschiede verliert, alle diese, unsere Schrift so vortheilhaft auszeichnenden Eigenschaften sind in der That nicht allzuhäufig in einer Zeit, in der die Schwäche mit nur zu vielem Erfolge bemüht ist, auch das Höchste des Geistes in den Dienst ihres Nützlichkeitssystems herabzuziehen. Sollte trotz dieser auszeichnenden Eigenschaften gegen die Resultate der vorliegenden Schrift Wesentliches einzuwenden sein, so kann auch dieses nicht dazu dienen, ihr ihren Werth und ihre Bedeutung für die Zeit zu benehmen; jenen nicht, denn nicht das Resultat, sondern die Methode macht die Philosophie; diese nicht, weil kein geringes Verdienst auch schon darin liegt, die Punkte, auf deren Feststellung es zunächst ankommt, bestimmter zum Bewuſstsein gebracht zu haben.

Solchen Einwendungen glaubt nun Ref. das System des Hrn. Verf. allerdings ausgesetzt, und zwar abgesehen von solchen Punkten, die, an und für sich wichtig, doch hier nur untergeordnete Bedeutung haben, auch schon das Ganze desselben, sowohl in formaler als materialer Beziehung.

Das Formale oder den wissenschaftlichen Organismus betreffend, so hat derselbe nach der hier entwickelten Ansicht mit dem System der reinen Willensbestimmungen zu beginnen. Dies ist nun allerdings nothwendig, wenn das reine Ich Princip ist; nur um so mehr zeigt es sich aber gleich hier, daſs dieser Begriff des reinen Ich einen Widerspruch enthält. Ich oder Wille ist der Geist eben nur als diese ausschlieſsende Punktualität des Selbstbewuſstseins, als die absolute Reflexion seiner in sich selbst, ebendeſswegen aber nicht unmittelbar, sondern nur vermittelst der Rückkehr in sich aus der Natur als seinem Andern — und der Hr. Verf. selbst giebt dies zu, wenn er später (S. 189) den Willen ganz richtig mittelst der „durch die Beziehung auf einen *Gegenstand* gesetzten Hemmung" entspringen läſst, und S. 71 bemerkt: „Ist das Individuum *in der Differenz von seiner Natur und seinem Andern* als Totalität in sich gesetzt — so ist das Individuum Ich geworden; denn Ich besteht im Allgemeinen darin, in der Unterscheidung vom Andern es selbst zu sein." Dann kann aber der Geist, wie er vor aller Gegenständlichkeit rein er selbst ist, nicht gleichfalls Ich oder Wille genannt werden.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der Anfang der Philosophie mit einer Grundlegung der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. Jac. Friedr. Reiff.

(Schlufs.)

In der That sind auch alle die Bestimmungen, welche der Hr. Verf. als reine Willensbestimmungen aufführt, von der Art, dafs sie durchaus den Gegensatz des Subjectiven gegen eine objective Welt voraussetzen: das Schauen des Einen, jedenfalls aber das Böse, die Willkühr u. s. w., dies sind doch lauter Bestimmtheiten des Selbstbewufstseins; dieses aber, wie der Hr. Vf. gleichfalls ausspricht, (S. 186) „ist nicht möglich, ohne zugleich Bewufstsein eines Gegenstands, als solchen zu sein." Wollen wir aber vom Begriff des reinen Willens alles dasjenige abziehen, was nur dem subjectiven, aus der Natur in sich reflectirten Willen zukommt, so dürfte wohl nicht mehr übrig bleiben, als eben das, womit die Hegel'sche Philosophie den Anfang macht.

An das System der reinen Willensbestimmungen schliefst sich die Philosophie der Natur, und an diese unmittelbar die Rechtsphilosophie an, indem die Psychologie erst unter der reinen Philosophie nachgebracht wird. Dafs indessen auf diese Art eine Lücke entstehe, dies wird von dem Hrn. Verf. zwar S. 71 f. bestritten, später aber doch indirect zugegeben; denn wenn es richtig wäre, dafs der Rechtsbegriff den unmittelbaren Uebergang vom thierischen zum menschlichen Leben bilde, wie käme dann die Psychologie dazu, den Begriff des Willens, der doch auch bei dem Hrn. Verf. den Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie bildet, erst durch eine lange Reihe von Vermittlungen zu gewinnen, in denen sich der Geist aus der Natur zum Selbstbewufstsein emporarbeitet? Wirklich kann aber auch nicht so unmittelbar von der Natur zum Recht fortgegangen werden; der höchste Begriff, in dem die Naturphilosophie endigt, ist (auch beim Hrn. Verf.) der des Menschen als organischen Individuums; das Individuum als solches ist aber noch nicht Wille, sondern dieser wird es erst, indem es sich als in sich allgemeines erfafst, was seinerseits nur dadurch möglich ist, dafs ihm aus dem Gegensatz gegen die Natur, also zunächst in der Sphäre des subjectiven Geistes, seine Freiheit zum Bewufstsein kommt. Dafs der Hr. Verf. unmittelbar von der Natur zum Willen übergehen konnte, erklärt sich eben nur daraus, dafs er den Willen als das Prius der Natur bereits voraussetzt.

Den Inhalt der Rechtsphilosophie selbst sodann bildet in unserer Schrift ausschliefslich die Lehre vom Staat; des Privatrechtlichen wird nur S. 89 f. in einer Anmerkung gedacht, die Moral in die Religion verwiesen. Auch hier kann jedoch Ref. einige Bedenklichkeiten nicht unterdrücken. Das Privatrecht wird im Staate schon vorausgesetzt, denn um sich als allgemeiner in einer Vielheit von Einzelnen darstellen zu können, mufs sich der Wille zuerst als in seiner Einzelnheit und Unmittelbarkeit allgemeiner erfafst haben. Eine Darstellung des Privatrechts wird daher jedenfalls der Lehre vom Staat vorangehen müssen. Aber auch die Moralität läfst sich schwerlich erst hinter diese stellen. Diese Stellung wird innerhalb und aufserhalb der Hegel'schen Schule gewöhnlich aus dem Grunde empfohlen, weil die sittliche Thätigkeit viel zu niedrig angeschlagen werde, wenn sie ganz in dem oft so mechanischen und mangelhaften Staatsleben aufgehen solle. Aber hiebei wird für's Erste übersehen, dafs auch bei Hegel nicht der Staat allein, sondern nur mit der Familie und bürgerlichen Gesellschaft zusammen das Gebiet der Sittlichkeit bildet. Sodann dürfte es schwer sein, noch ein anderes Gebiet für das sittliche Handeln aufzuzeigen, als eben diese; denn auch die allgemeine Menschenliebe, für welche allein bei der Hegel'schen Darstellung kein Raum zu sein scheint,

ist in dem Gange, durch welchen sich die einzelnen Staaten aus ihrer Besonderheit zur Menschheit aufheben, als Forderung enthalten. Die Sittenlehre, so lange sie sich der Rücksicht auf jene concreten Lebensverhältnisse entschlagen hat, und nur allgemeine Tugend- und Pflichtenlehre sein wollte, hat es auch nicht über abstracte Moralprincipien hinausgebracht, unter welche dann die einzelnen sittlichen Thätigkeiten empirisch subsumirt werden mufsten. Aber auch die Lehre vom Staat wird nicht genügend behandelt werden können, wenn sie die Sittenlehre erst hinter sich haben soll; denn dann kann der Staat eben nur als Rechtsanstalt betrachtet werden, dafs aber bei dieser Betrachtung die eigentliche Seele des Staatslebens, der Patriotismus, nicht berücksichtigt werden kann, dürfte wohl eben so sicher sein, als dafs dann auch für die Familie und die bürgerliche Gesellschaft, als die wesentlichen Voraussetzungen des Staatslebens, keine höhere Betrachtung übrig bliebe.

Mufste Ref. hierin dem Hrn. Verf. widersprechen, so ist er dagegen mit demselben ganz einverstanden, hinsichtlich der Stellung, welche er der Religion und Kunst im Verhältnifs zu einander und zur Wissenschaft anweist, und er erlaubt sich hier insbesondere auch noch darauf aufmerksam zu machen, wie auch geschichtlich nirgends die Religion aus der Kunst hervorgegangen, diese vielmehr durchgängig das Mittelglied gewesen ist, durch welches der Volksglaube idealisirt und sein Uebergang in die Region des Denkens vorbereitet wurde. Nur darin dürfte der Hr. Vf. zu weit gehen, wenn er an mehreren Stellen auf die Nothwendigkeit hindeutet, dafs die Religion selbst die jenseitige göttliche Causalität zur immanenten bestimme. Diefs ist unmöglich, denn eben nur dieser der Vorstellung wesentliche Dualismus ist es, welcher die Religion von der Philosophie unterscheidet, und durch welchen allein jene das Eigenthum aller Menschen sein kann. Nach dieser Seite hin wird daher die Philosophie immer im Gegensatz mit der Religion stehen, wie sie auch immer im Gegensatz mit ihr gestanden ist; dafs demungeachtet im Wesentlichen, in dem eigentlich religiösen Inhalt der Glaubensvorstellungen, beide einig sein können, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Was nun endlich die Philosophie selbst anbelangt, so stellt der Hr. Vf. unter diesen Titel, wie bemerkt, aufser der Methodenlehre auch die Psychologie, Logik und Metaphysik, welche letztern er sich in einer der ältern Ansicht entsprechenden Weise coordinirt. Hat sich uns indessen für die Psychologie schon früher eine andere Stellung ergeben, so wird dasselbe auch in Betreff der Metaphysik der Fall sein müssen, sobald man die hier an den Anfang gestellten reinen Willensbestimmungen als das auffafst, was nach dem Obigen allein für sie übrig bleibt, als Bestimmungen des Seins, und von ihr die Logik als besondere Wissenschaft zu trennen, dürfte um so weniger nöthig sein, da auch die Metaphysik gleichfalls nicht die Gegenständlichkeit, sondern nur die wesentlichen Formen derselben zum Inhalt hat, die Logik als Lehre von den subjectiven Denkfunctionen betrachtet dagegen der Psychologie anheimfällt. Scheint aber durch diese Bestimmung für unsern Abschnitt nur der formale Begriff der Philosophie, und nicht ihre concrete Totalität gegeben zu sein, so würde derselbe Vorwurf auch die Darstellung des Hrn. Verfs. treffen; denn wenn dieser auch die Naturphilosophie u. s. f. als angewandte Philosophie von der reinen (Psychologie u. s. w.) unterscheidet, so würde doch dieses theils schwerlich berechtigen, bei der Darstellung der Philosophie als Totalität jene zu übergehen, theils will der Unterschied in der angegebenen Weise auch nicht recht Stand halten, denn „eben so gut (wie die Logik u. s. f.) ist die Darstellung der reinen Formen des Willens reine Philosophie zu nennen" (S. 161), und, werden wir von unserer Ansicht aus hinzufügen, die Psychologie wenigstens eben so gut als z. B. die Rechtsphilosophie, angewandte. Vielmehr aber zeigt sich hierin blofs, dafs es nicht nothwendig ist, wenn von der Philosophie als eigenthümlicher Entwicklungsform des Geistes geredet wird, ihren ganzen Inhalt zu reproduciren, denn einen eigenthümlichen Inhalt hat sie nicht, sondern ihr Eigenthümliches ist eben nur die Methode. Dagegen werden wir eben defswegen mit dem Hrn. Verf. übereinstimmen können, wenn er verlangt, dafs auch den realen Wissenschaften im System ihr Ort angewiesen werde; nur dafs die Stelle, wo von ihnen die Rede sein mufs, nach der Ansicht des Ref. nicht die hinter, sondern die vor der Philosophie ist, denn wenn gleich das Denken an sich das Prius der Erfahrung ist, so ist doch in der Entwicklung des Geistes die Erfahrung das Frühere; die Strahlen der Wahrheit, welche in dieser

erst gebrochen erscheinen, gehen in der Philosophie als ihrem Brennpunkt zur Einheit zusammen.

Das Bisherige betrifft die Art und Weise, wie sich dem Hrn. Verf. zufolge der Organismus des philosophischen Systems zu gestalten hat. Es ist nun aber auch noch die Weltanschauung in Betracht zu ziehen, welche sich in diesem Organismus darstellt. Das Wesentliche derselben besteht im Allgemeinen darin, dafs die gesammte Welt des subjectiven und objectiven Daseins als ein Moment in der Entwicklung des reinen Ich zur absoluten Realität (zur Gottheit) betrachtet wird, und diese Entwicklung fafst der Hr. Verf., unzweideutigen Erklärungen zufolge, als eine wirkliche, somit nothwendig auch zeitliche, Aufeinanderfolge von Zuständen. Dieselbe, mifsverständlicher Weise auch dem Hegel'schen System nicht selten untergelegte Ansicht, hat neuerer Zeit bekanntlich Schelling vorgetragen, und in richtiger Consequenz dieser Ansicht, wie eine dereinstige vollkommene Verklärung des Endlichen in's Unendliche, so auch eine ursprüngliche Einheit beider als geschichtlichen Zustand, als goldenes Zeitalter angenommen. Eben diese Annahme, und mit ihr die Weissagung, dafs sich dieselbe auch einer tieferen historischen Forschung bewähren werde — wozu es aber dermalen nicht den Anschein hat — adoptirt auch der Hr. Verfasser. Hat sich nun aber schon dieser vorausgesetzte geschichtliche Anfangspunkt der Weltentwicklung keiner geringern Einwürfe von allen Seiten zu erwehren, als der jenem zu Grunde liegende status originalis unserer Dogmatik, so treten noch weit gröfsere Schwierigkeiten hervor, wenn wir es versuchen, den Begriff einer solchen Weltentwicklung, die zugleich ein Werden Gottes wäre, zu vollziehen. Denn — um nur das Allgemeine hervorzuheben — alles Werden ist Bewegung vom Nichtsein zum Sein, Gott aber ist absolutes Sein, das Nichtsein also gerade die einzige Kategorie, die ihm schlechthin abzusprechen ist; ist er aber in keiner Beziehung nichtseiend, so ist er auch nie werdend. Und auch das hilft nichts, wenn gesagt wird (vgl. S. 248): indem die absolute Realität sei, so sei sie für sich schlechthin, und streife allen Schein des Gewordenseins von sich ab; denn eben dieses ist nicht möglich, sondern das, was aus einem Andern ist, mufs nothwendig anderer Art sein, als das, was aus sich selbst ist, jenes bedingt, dieses unbedingt; nur das unbedingte Sein aber ist Gott. Sodann aber, was wäre durch den ganzen Entwicklungsprocefs, wie ihn der Hr. Verf. darstellt, gewonnen? zuerst ist das reine Ich, dieses spaltet sich in den Gegensatz des Subjects und Objects, dieser Gegensatz wird aber wieder aufgehoben, so dafs jede Spur desselben abgestreift ist; dann ist ja aber nichts geworden, als eben nur wieder jenes reine Ich, mit verändertem Namen. Soll die absolute Realität Gottes ohne Welt denkbar sein, so wird sie es wohl eben so gut vor als nach der Welt sein. Es bleibt daher schwerlich etwas Anderes übrig, als *entweder* mit der ältern Ansicht die Bedeutung der Welt als eines Moments im göttlichen Leben selbst zu leugnen, wo dann aber freilich die Weltschöpfung nur als ein Werk der Willkühr, und Gott nur als das absolut Jenseitige aufgefafst werden könnte; *oder* aber mit der neuesten Speculation sie in der Art zu behaupten, dafs das Sein Gottes nicht erst als Postulat, sondern als absolute Gegenwart durch das Dasein der Welt vermittelt (nicht, wie die Gegner uns schuldgeben: davon abhängig) ist. Eben in der Art aber, wie sich unsere Schrift zwischen die beiden Glieder dieses Dilemma in die Mitte stellt, zeigt sich ihre Bedeutung noch von einer neuen Seite. Der Kampf, welcher unsere Zeit in allen Zweigen der Wissenschaft, am Lebhaftesten in der Theologie und Philosophie bewegt, läfst sich seinem tiefsten Grunde nach als der Kampf des Idealismus und Empirismus bezeichnen. Die Partei des Stillstands in allen Gebieten huldigt dem Empirismus; ihre Naturwissenschaft kennt keine andere Realität, als die der Stoffe; ihre Jurisprudenz macht das historische Recht zur Quelle des Vernunftrechts; ihre Theologie verbietet, die absoluten Thätigkeiten des Geistes von ihrem historischen Niederschlag zu scheiden. Von demselben Gesichtspunkt aus pflegt man denn auch vom Dasein Gottes zu sprechen, und sich dieses als ein unmittelbares, dingliches Sein vorzustellen. Die neuere Speculation dagegen hat erkannt, dafs damit Gott theils an sich selbst unter endlichen Kategorieen gedacht, theils zum Endlichen in ein ausschliefsendes Verhältnifs gestellt würde; sie hat daher das Sein Gottes als die höhere ideale Wirklichkeit des Geistes, als die reine Thätigkeit, und eben damit die Welt als Moment dieser Wirklichkeit begriffen. Mit ihr stimmt nun der Hr. Vf. in der Negative überein, wenn er z. B. S. 233 eben diefs für den Grundfehler der gewöhnlichen Be-

Zuvörderst mufs ich mich wundern, wie der Verf. in der Einleitung zu gerade diesen Aufschlüssen sagen konnte, weder die Philologie, noch die Archäologie sei bisher im Stande gewesen, die in den Mythen verborgene Wahrheit zu entdecken *). Ist doch die Mythendeutung, die er uns hier gibt, in den Hauptzügen nicht eben neu. Die Meinung, dafs die Schlange Pytho das überströmende, schlangenartig den Parnafs umwindende, die Ebene verschlämmende Gewässer des *Pleistos* bedeute, hat schon *Dodwell* ausgesprochen (Bd. I. Thl. I. S. 243 f. der deutsch. Übers.), und es ist der Verf. in dieser Erklärung, wie in einer andern seiner Hellenika, die den Zerschmetterungstod des Lichas und Flammentod des Herakles betrifft, mit jenem reisenden Alterthumsfreund zusammengetroffen (*Dodwell* Bd. II. Thl. I. S. 215 f. d. d. U.). So hat auch *Otfried Müller* den Kampf des Apollon mit dem delphischen Drachen dahin gedeutet, dafs „die düstere Gewalt der vom Wasser überströmten, dunkeln und grollenden Winter-Erde dem hellen und siegenden Frühlingsgotte Phöbos Apollon weiche". (Erläut. Abhandl. z. Aesch. Eumenid. S. 173 vgl. S. 140 f. 147. 169). Auch nach ihm ist Poseidon, Apolls Vorgänger in Delphi, Urheber dieses winterlichen Gewaltzustandes, überhaupt nicht blos Meeresgott, sondern in den alten Sagen vorzugsweise Tränker und Ueberschwemmer der Lande durch hervorgerufene und geschwellte Binnenwasser. Und von dieser Seite hat z. B. *Völcker* in seiner Mythologie des japetischen Geschlechts 1824 den Poseidon gefafst und eine ganze Reihe Mythen in solcher Beziehung scharfsinnig behandelt. Der Unterschied in den Ansichten der letzteren und ihnen verwandter Mythologen gegen das Verfahren des Verfs. ist nur der, dafs sie den physischen und meteorologischen Sinn des Mythus, der dem Verf. Eins und Alles ist, blos einbegriffen denken in allgemeinere Thätigkeiten und Eigenschaften der mythischen Wesen, deren Begriffe sie damit noch nicht erschöpft glauben. *Müller* z. B., indem er die Reinigung des Landes von Winterfluth und Wintertrübe zur Klarheit und Blüthe des Frühlings als ein Geschäft Apolls in Legenden und Festgebräuchen nachweist, bezeichnet ihn zwar insofern allerdings als Entwässerer, gibt aber nicht dies für das Wesen des Gottes, sondern ein, wie hier, so überall, durchgreifendes Princip der Ordnung, Gesetzmäfsigkeit und Klarheit. Also nicht sowohl ein bisher Verborgenes hätte der Verf. das, was ihm Inhalt des Mythus ist, nennen mögen, als — wofern er das beweisen konnte — ein nicht ausschliefslich genug, nicht beschränkt genug Festgehaltenes. Auf der andern Seite hat Hr. *Forchhammer* freilich auch die Deutung weiter getrieben, nicht aber dahin, dafs den schon vorhandenen Erklärungen ein tieferer Inhalt, mehr nur ein Kreis von wiederholenden Ausdrücken zuwächst. So, wenn ihm (S. 10) der Heros *Kephalos* Nebel, *Satyrn* (S. 24) Dämone der Nebel, *Typhaon* (S. 13. 14) den Dämon der dichten Nebel, *Themis* (S. 10. 16) die Göttin des dichten Nebels bedeutet, die *Chimära* (S. 14) Sturzbäche, *Delphine* (S. 13) Sturzbäche, die *delphische Schlange* den Sturzbach ausdrückt, und neben *Apollon* als Verdampfer mit Abflufs *Herakles* als blofser Verdampfer steht (S. 19), oder wenn er das Wort des Weisen: „der Prophet zu Delphi sagt nicht, noch verhehlt er, sondern zeigt an" S. 28 so übersetzt: „der pythische Apollon ist ein Gott des Orakels, nicht durch Versiegen des in die Erde sich *verbergenden* Wassers, noch durch Abfliefsen des *rauschenden* (singenden, redenden), sondern durch die *Erhebung* des verdunstenden. *Ἀπόλλων σημαίνει* heifst in ursprünglicher Bedeutung: der Entwässerer erhebt Dünste". — Neu sind auch grofsentheils des Verfs. Etymologieen. Ich will hier nicht auf sie eingehen. Dazu gehört noch, dafs er an der bildlichen Darstellung Flug und Flufs der Haare und der Kleiderfalten, Halsschmuck, Schuhe (von den Letzteren solche, wie sie die etruskische Bildnerei auch ganz andern Wesen als den hier gemeinten, die griechische aber diesen fast niemals giebt) durchweg als bestimmte allegorische Charaktere behandelt, die er auf Richtung und Bewegung der Dünste und des Wassers, Nässe und Entnässung der Erde, als Einflüsse der damit bekleideten Götter, bezogen wissen will. Auch das lass' ich ruhen. Ich wende mich schliefslich zu den allgemeinen Grundsätzen, die der Verf. ausspricht.

Je mehr der Geist der Wissenschaft sich entwik-

*) In No. 1. S. 29 sagt er auch: „Die Religion der Griechen und Römer war uns bisher ein Unbekanntes, und ist es selbst nach Auffindung von Tausenden von Darstellungen aus der Götter- und Heroenwelt geblieben. Nicht Eine jener Gestalten, sei es der Götter, oder der Heroen und Dämone oder der mythologischen Thierwelt, ist uns bisher durch die Archäologie genügend erklärt".

kelte (sagt Hr. F. S. 5), um so weniger genügte es, das Gegebene der gr. Religion mit dem Glauben, dafs es geglaubt sei, hinzunehmen, und so im Geiste gleichsam nachzuglauben. Man mufste begehren, sich der Gründe dieses Glaubens bewufst zu werden; man hatte nicht mehr genug an der Wirklichkeit des Irrthums, man mufste, um den eigenen Geist nicht verhöhnt zu sehen, in diesem scheinbaren Irrthum die verborgene *Wahrheit* suchen. Diese verborgene Wahrheit ist es, welcher alle neueren Forschungen im Gebiet der Religion, Mythologie und Symbolik nachspüren; und schon in dem allgemeinen Charakter dieser Forschung liegt das Bekenntnifs, diejenige Erklärung der Götterlehre sei die wahrste, welche in derselben am meisten Wahrheit nachweise, am meisten Willkühr und grundlose Erfindung daraus entferne.

„Da weder die Philologie, noch die Archäologie allein im Stande gewesen, diese Wahrheit zu entdecken, so sind wir getrieben, uns nach einem dritten Hülfsmittel umzusehen, welches in Verbindung mit jenen beiden uns zu einem Resultat führt, das uns nicht nur die gesuchte Wahrheit offenbart, sondern im besten Falle eine solche, worin alle drei übereinstimmen. Dieses dritte Hülfsmittel suchen wir ohne Zweifel da am sichersten, wo die Religion selbst ihren Ursprung hatte oder gewifs viele Jahrhunderte hindurch sich entwickelte. Und wenn wir die Thaten und Handlungen der Götter stets mit den Erscheinungen der Natur in einer unverkennbaren und engen Verbindung sehen, so laufen wir geringe Gefahr des Irrens, wenn wir die Wahrheit der gr. Religion wenigstens zum Theil da suchen, wo sicherlich ein Theil dieser Wahrheit, wenn auch vielleicht nur ein materieller Theil noch heute so unverfälscht und unentstellt, wie je, zu finden ist, in der griechischen Natur. Ja, wenn die meisten Handlungen der Götter und Halbgötter an einen bestimmten Ort gebunden sind, so ist alle Wahrscheinlichkeit, dafs wir das unvergängliche Wahre in den religiösen Localsagen noch heute in dieser bestimmten Oertlichkeit finden werden. So wird uns die eigenthümliche Natur jedes mythologisch bedeutenden Ortes zu einer Sprache, die, wie sie vor vielen Jahrtausenden zu den Menschen gesprochen, so noch heute zu uns spricht. Auch in den Bildwerken erkennen wir eine Sprache aus dem Alterthum. Und gelingt es uns nun, eine Wahrheit in der hellenischen Religion zu finden, welche auf gleiche Weise durch die Sprache der Natur, durch die Sprache der Bildwerke und durch die Sprache der Schrift bezeugt wird, so dürfen wir hoffen, in Wahrheit die gesuchte Wahrheit gefunden zu haben."

Wenn man auch dieses Kriterion, obwohl es allerlei Einschränkungen unterliegt, schlechthin annimmt, so erinnert doch die Geschichte selbst der mythologischen Wissenschaft, dafs ein blofses Nachweisen von relativ Uebereinstimmendem in den drei vom Verf. genannten Gebieten zu keinem sichern Resultate führen kann. Zuvörderst die Natur ist so beziehungsreich, dafs sie, je nachdem der Mensch oder Stamm ist, der sich mit ihr zu schaffen macht, sehr verschiedene Sprachen, an sich, streng genommen, keine spricht; und man kann sich in der That täuschen, wenn man glaubt, wie eine Natur zu einem selber spreche, so habe sie zu den Menschen vergangener Jahrtausende gesprochen. Im Grunde daher ist es immer erst die Sprache und Rede eines Volkes, die uns, was seine Natur zu ihm gesprochen, offenbaren kann. Dieselbe hat aber in *der* Form, die hier gerade in Betracht kommt, als Sage und Dichtung, als Sprache begeisterter Phantasie, überall einen übernatürlichen Charakter. So wenig ihre Bilder in der schlechthin wahrnehmbaren Natur adäquat sich finden, so wenig ihre Gedanken. Die Kunst endlich gestaltet die Letzteren wieder in anderer Form; denn sie hat in sich ihre Gesetze und Mittel; in einer Form, die von der Sprache nicht ersetzt werden, noch umgekehrt sie rein vertreten kann. Wie steht es nun mit den drei Zeugnissen, auf welche der Verf. fufsen will? Würde der begabteste Mensch, der nichts vom Alterthum wüfste, bei der fleifsigsten Betrachtung von Griechenlands Natur eine Ahnung der griech. Religion, Mythen, Götterbilder gewinnen? — Kann aber die altgriechische Sprache und Ueberlieferung rechtfertige Zeugnisse über ihre wirklichen Gegenstände enthalten, wenn, wie der Vf. behauptet, Kenntnifs und Studium derselben sie bisher nicht darin gefunden hat? Können die Bildwerke sie enthalten, wenn auch *ihr* Studium sie nicht entwickeln konnte? Kann es die Verknüpfung, wenn die beiden letzteren Vorstellungsweisen räthselhaft sind, die Natur an sich aber noch unbestimmt? — Es mag Einer als das der Mythologie zu Grunde Liegende Natur-Substanzen und Prozesse oder was immer für wahre Begriffe betrachten, so wird er sie niemals — wie der

Verf. hofft — im Zeugnifs der Mythenschrift und Mythenbildwerke *auf gleiche Weise*, immer nur auf eine *beziehungsweis* übereinstimmende, d. h. von der andern Seite *nicht übereinstimmende* Weise aufzeigen können. Er wird von der Letzteren absehen, seine Gegner von der Ersteren, und jeder wird glauben, was er will. Der Verf. z. B. sieht im Apollon den Entwässerer und sah in der griechischen Natur, dafs im Frühling Entwässerung statt findet. Ein Anderer sieht im Apoll die Sonne und kann auch das an der griech. Natur nachweisen, dafs im Frühling nach Regen und Trübe die Macht der Sonne sich wieder offenbart. Der Verf. erklärt den Namen des Gottes, seiner Hypothese gemäfs, als „der da abfliefsen macht;" der Andere gemäfs der seinigen vom asiatischen Sonnengott Bal. Der Verf. sieht im Bildwerk in den Halbstiefeln, die es dem Apollon giebt, ein Zeichen seiner Entwässerungsthätigkeit, weil diese Stiefel, nach Galen, besonders von Solchen getragen wurden, die, wie die Jäger, nicht nur zum Laufen in felsigen Gegenden, sondern auch zum Springen genöthigt waren, und „weil Apoll in den von Fels zu Fels herabspringenden Gebirgswassern des Parnafs selbst entwässernd von Fels zu Fels springt" (S. 22); der Andere kann mit eben so viel Recht in denselben Halbstiefeln des Bildwerks das Attribut des Wanderers der höchsten Höhe, des Sonnengottes, finden. In Wahrheit enthält der Anblick der delphischen Landschaft nichts, was einen Menschenverstand nöthigen könnte, einen Entwässerungsgott oder Sonnengott zu denken, das Namenszeugnifs Apollon und Bildwerkzeugnifs Halbstiefel nichts, wobei man an Entwässerung oder Sonne nothwendig erinnert werden *müfste*. Von solcher Natur sind aber die meisten Nachweisungen, die auf diesem Wege gemacht werden. In *Hug's* „Mythus der alten Welt" werden auch die Apollon-Mythen behandelt, er geht auch von Natur-Vorgängen aus, er findet sie auch in Namen, erzählten Handlungen und bildlichen Darstellungen auf gleiche Weise bezeugt, nirgends aber Entwässerung, überall Sonne. *Schweigger* in seiner Einleitung in die Mythologie nach eben solchen Zeugnissen nicht eigentlich Sonne, sondern kosmischen Magnetismus, oder die Kraft, die, wie im Nord- und Südlicht, das von den magnetischen Polen ausstrahlt, so auch in der Sonne leuchtet. Und doch sind die von diesen beiden Mythologen aufgezeigten Einstimmungen der Bilder mit dem Sinne zum wenigsten eben so grofs, als die Aehnlichkeit ist, die das Bild des Dreifufs-Kampfes mit dem vom Verf. behaupteten Sinne des Streites einer noch nicht völligen Verdampfung wider eine völlige hat.

Es ist wohl wahr, was der Vf. (S. 5) sagt, dafs kein Theil der Alterthumskunde so wenig zu anerkannten Wahrheiten erhoben ist und so sehr einer durchgreifenden Lösung bedarf als die Lehre von der Religion und den religiösen Sagen des Alterthums. Nicht aber kann ich glauben, dafs die von ihm bezeichnete und befolgte Methode zu dieser durchgreifenden Lösung und zur Anerkennung der Wahrheit führen werde, weil sie, auf wissenschaftliche Form bezogen und in Mafsgabe der Gewifsheit, dieselbe ist, die bisher in keiner Richtung sich Anerkennung hat sichern können. Damit sag' ich nicht, dafs nicht Manches, was sie aufstellt oder findet, seine Richtigkeit habe; sehe vielmehr sowohl in den verschiedenen Abhandlungen des Verfs., als auch anderer und der obengenannten Mythologen, manche wahre Beziehungen und Anwendungen. Aber wenn der richtigen Deutungen noch viel mehr wären, würden sie so weder hinreichend erwiesen sein, noch den Geist ernsthaft befriedigen können. Denn an solcher Darstellung der alten Religion fehlt in Wahrheit nur die Religion. Wahrnehmung der Natur und Erkenntnifs ihrer Prozesse, sie sei nun eine so einfache Notiz von den Erscheinungen, wie das, was der Verf. Griechenreligion nennt, oder sie sei selbst ein so scharfes Eindringen in die Gesetze, wie *Schweigger* in der alten Religionsweisheit voraussetzt, ist doch an sich nur eine Thätigkeit des Verstandes. Der Verstand aber (lehrt alle Philosophie) ist wesentlich und nothwendig gleichgültig und erschöpft in keiner seiner Thätigkeiten das Bewufstsein. Religion aber ist nur da, wo das Bewufstsein im Absoluten sich erschöpft. Es hilft nichts, dafs man sagt, die Bewunderung der Ordnung und Zweckmäfsigkeit in der Natur, als Rückwirkung der Erkenntnifs, stimmt zur Andacht, belebt das Bewufstsein des Göttlichen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

1) *Dr. W. P. Forchhammer, Denkrede auf Lucian Bonaparte.*

2) *P. W. Forchhammeri de Scamandro Commentatio.*

3) *P. W. Forchhammer, Apollons Ankunft in Delphi.*

(Schlufs.)

Das ist es ja nicht, was Ihr zeigt. Ihr zeigt an irgend einer Mythensphinx, dafs die Griechen wufsten, wenn es regnet, so ist's nafs, oder, was für elektrische Ströme bei Drehung des Magnets um seine Achse entstehen; wie aber diese Erkenntnifs, oder sei es ihre Wohlthätigkeit oder Gesetzmäfsigkeit, nothwendig Bewufstsein eines Göttlichen sei oder werde und wie dieses mit an der Mythensphinx ausgedrückt und in ihr befriedigt sei, das lafst Ihr ganz heraus, die Religion heraus. Hierüber glaubt sich Hr. *Forchhammer* vortrefflich abgefunden zu haben, indem er im besprochenen Aufsatze (S. 29 f.) dasselbe wiederholt, was er auch im Morgenblatt gesagt hat. „Aber, sagt man, bei dieser Auflösung der Götterlehre in Naturerscheinungen geht ja alle Ethik verloren. Für einen Materialisten — ja; für einen Götterverehrer — nein. — Wer in der Physik der Götterlehre nicht die Ethik und in der Ethik nicht die Physik erkennt, der gelangt nicht zum Verständnifs der griechischen Religion. Die Religion der Griechen ist weder Naturlehre, noch Moralphilosophie, noch Psychologie, aber sie ist alles dies zugleich und aufserdem ist sie hauptsächlich *Religion*. Sie ist die Religion des Weltalls, der Natur als Offenbarung des Geistes. Ihr ist nirgends ein kleinstes Bruchstück von Natur, kein Tropfen und kein Sandkorn, der nicht vom Geist belebt und ihm unterthan ist. Es wäre keine Ethik in dieser Religion? Und doch handeln alle diese Geister mit Freiheit nach freier Selbstbestimmung. Wer hat den Apollon gezwungen, die menschenfeindliche Schlange zu tödten? Wer den Herakles, dafs er Frevel übe gegen den Gott und sein Heiligthum? Müssen die Götter, die frei handeln, um ethisch zu handeln, erst den Catechismus lernen? Aus seinem eigensten Wesen heraus thut jeder, wozu ihn der Geist d. h. seine Freiheit treibt. Wer aber stets nur an der Materie kleben bleibt, der sieht freilich nur ein Handeln, wozu die Materie, die Nothwendigkeit treibt; er sieht überhaupt den Geist nicht, und hat in der vermeinten Naturreligion eben so wenig eine *Religion* als in der vermeinten Ethik. Es wäre keine Ethik in dieser Religion? Bald wird eine andere Stimme kommen und sagen, es sei zu viel Ethik darin. Weder zu viel, noch zu wenig. Darum allein ist sie *Religion*, weil sie durch und durch Ethik ist, weil sie lehrt die Erscheinungen in der Natur nicht aus physischen Gesetzen, sondern aus dem freien Handeln der in ihnen offenbar werdenden Götter abzuleiten."

Das kann alles wahr sein, aber Sie, mein Herr, haben uns nichts davon gezeigt, nicht eine Spur eines freihandelnden Wesens haben Sie uns gezeigt, sondern Sturzbäche, Nebel, Dünste, Dampf und Wärme. Wenn Sie diesen hinterher die Freiheit decretiren, so sagen Sie nur: diese Physik war Religion, folglich ist sie Religion. Nie hat es für Wissenschaft gegolten, zu sagen: das ist so; sondern die Möglichkeit und Nothwendigkeit davon zu zeigen. Sie haben nicht einmal den Versuch gemacht, die Möglichkeit zu zeigen, dafs den Griechen Entwässerung eine Gottheit, eine freihandelnde Person sein konnte. Im Gegentheil, Sie haben dem Wesen, welches nach ihrer Darstellung nichts anderes ist, als das Thun des Entwässerns, in diesem Thun physikalische Nothwendigkeit zugeschrieben. Denn Sie sagen (S. 19): Wenn das Bächlein versiegte, dann war's aus mit der Weissagekunst des Apollon. Desgleichen sagen Sie vom *Bewässerer*:

Der Frühlingsgott wird bald die Erde ganz trocken machen, und wollte Poseidon sich weigern, er würde bald, gezwungen, das Gebiet von Delphi verlassen *müssen*. Das ist es, was Sie gezeigt haben, die pure physikalische Causalität. Sie setzen freilich hinzu, im Mythus sei es Freiheit. So ist denn im Mythus das Gegentheil von dem, was in ihrer Erklärung des Mythus ist.

Adolf Schöll.

XV.

Die Erfindung des Alphabets. Eine Denkschrift zur Jubelfeier des von Guttenberg im Jahre 1440 *erfundenen Bücherdruckes. Verfaſst von Dr. Ferdinand Hitzig. Zürich*, 1840, *bei Orell, Füssli et Comp. Kl. Fol.*

Unter den vielen Schriften, welche zu Ehren des im vorigen Jahre begangnen Festes erschienen sind, möchte keine einen der Feier würdigern Gegenstand behandeln. Die groſse Erfindung des 15. Jahrhunderts kann gewiſs nicht mehr geehrt werden, als wenn an ihr Gedächtniſs die Beleuchtung der über 2 Jahrtausende hinter ihr im Nebel des Alterthums gehüllten Erfindung des Alphabets geknüpft wird. Näher ist dieses das semitische, welchem, wie der Verf. an der äuſserlichen Benennung festhaltend bemerkt, „als dem griechischen zugleich, ganz eigentlich dieser Name zukomme," wenn auch das semitische nicht mehr die einzige ursprüngliche Buchstabenschrift sein dürfte. Zwar haben einzelne Sprachforscher grade in der neueren Zeit sich wieder zu der Annahme *einer* Buchstabenschrift hingeneigt und Lepsius von einer organischen Anordnung des Alphabets aus, hat namentlich die altägyptische und indische Schrift in einen ursprünglichen Zusammenhang mit der semitischen zu setzen gesucht, *) aber dies nur indem er den historisch gesicherten Bestand des Alphabets aufgehoben, und mit dem Ursprung der Buchstabenschrift überhaupt von dem wirklichen Boden der Sprache ab bis vor der Trennung der verschiedenen Völkerfamilien zurückgegangen ist (p. 39) und so mit zu der Stufe der Kindheit, auf welcher unseres Erachtens keine Schrift entstehen konnte. Wenn aber auch die semitische nur eine Buchstabenschrift neben der einen oder andren ist, so mag sie immerhin als die Buchstabenschrift schlechthin bezeichnet werden, in so fern sie — die Mutter der griechischen und italischen, der persischen so wie aller europäischen Schriftcharaktere — als die Hauptträgerin der Civilisation zu betrachten ist. — In der vollkommen richtigen Anerkenntniſs dieser Stellung und Bedeutung der semitischen Schrift, schlieſst sich der Vf. an die Reihe der früheren Forscher an. Die Integrität, die Anordnung und das Vaterland des Alphabets machen den Gegenstand seiner Untersuchung aus; aber den eigentlichen Kern und Mittelpunct seiner Schrift bildet die Enthüllung des Geheimnisses der Anordnung des Alphabets, indem er sich nichts Geringeres zur Aufgabe gestellt, als uns den Erfinder selbst in seiner schöpferischen Thätigkeit vor Augen zu führen, so daſs der dunkle Gang der Entstehung des Alphabets offen vor uns liegen soll. Daſs aber eine einigermaſsen befriedigende Lösung dieser Aufgabe überhaupt zu erreichen sei, bezweifeln wir sehr, und entschuldigen daher unsrerseits den Vf. im Voraus, wenn sich herausstellen sollte, daſs sein Versuch im wesentlichen miſsglückt, nur ein sinnreiches Spiel der Combination sei. Doch bietet der Verf. hier wie sonst auf dem Wege den er einschlägt, so manchen interessanten Gegenstand der Besprechung dar, daſs wir es für Pflicht halten, so weit es der Raum gestattet, ihm auf demselben zu folgen.

Daſs das semitische Alphabet so weit wir geschichtlich zurückgehn können, ursprünglich aus 22 Buchstaben in gegenwärtiger Anordnung bestand, nimmt der Vf. mit Recht in Schutz gegen ältere und neuere abweichende Behauptungen. In den ältesten Stücken der hebräischen Litteratur liegt wie sich von selbst versteht, dies Alphabet vollständig vor, und seine gegenwärtige Anordnung als die alte, ist wie schon Hieronymus (Prol. galeat.) bemerkt, durch die alphabetisch geordneten Lieder documentirt. Das ist also wenn auch nicht zur Zeit David's — da Psalm 9 weder eine durchgeführte alphabet. Anordnung hat noch David zum

*) *Lepsius*, 2 sprachvergleichende Abhandlungen, Berlin 1836. Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des semitischen, indischen, äthiopischen, alt-persischen und alt-ägyptischen Alphabets. (Gelesen in der Academie der Wissenschaften, 12. Nov. 1835.)

Saalschütz zur Geschichte der Buchstabenschrift (Forschungen im Gebiete der hebräisch-ägyptischen Archäologie.) Königsberg, 1838.

Verf. — doch mindestens zu der des babylonischen Exils. Einen andren Beweis aber, welchen der Verf. für die gegenwärtige Anordnung aus dem jeremianischen Zeitalter hinzufügt, können wir unmöglich gelten lassen. Es ist die jüdische Combination und Permutation — des ersten Buchstaben des Alphabets mit dem letzten, des zweiten mit dem vorletzten und so fort bis in der Mitte Kaf und Lamed zusammenstofsen — welche den Namen At-basch führt. Dafs die spätren Juden diese Combination Jer. 25, 26. 51, 41. u. Jer. 51, 1. angewandt, steht aufser allem Zweifel; zweifelhaft hingegen ist schon, ob auch die Uebersetzung des Targum Jon. an allen drei Stellen, und die der LXX an der letzteren bereits auf ihr beruhe. Denn was lag dem Tarpumisten an den ersten Stellen näher als das dunkle ששך — welches in der LXX übrigens gar nicht vorhanden ist — durch Babel, die einfachste und richtigste Erklärung, wiederzugeben, was beiden an der letzten, als לב קמי, die verständliche Metapher für Chaldaea, oder Chaldaer, durch *κατοικοῦντας Χαλδαίους* oder *Land* der Chaldäer aufzulösen, nach des Propheten eignem Gebrauche (51, 35)? Dafs aber gar der Prophet selber an der in Rede stehenden Stelle diese jüdische Permutation angewendet habe, wie Hieron. (zu 25, 26) wahrscheinlich nach seinem jüdischen Lehrer annimmt, ist eine durchaus falsche Meinung, schon deshalb, weil kein irgend vernünftiger Grund sich absehen läfst, warum nur der Prophet diese Operation vorgenommen habe. Denn wenn Hieron. sagt, dafs er unter ששך Babel *versteckt*, um seine Gegner die Chaldäer nicht zu reizen, so hat der Kirchenvater selber diesen Grund durch die von ihm aufgeworfene und nicht erledigte Frage verurtheilt: „zu welchem Frommen aber nur der Prophet hier den Namen versteckt habe, da er in dem Folgenden (51, 41) neben dem *versteckten* auch den *eigentlichen* aufführe? und — kann man hinzusetzen — da er sogar in demselben Capitel (V. 12) offen und unversteckt dem König von Babel und den Chaldäern ewige Verheerung verkündigt? und aus welchem Grund, kann man weiter fragen, hätte er 51, 1. *neben* dem aufgeführten Babel, vermittelst jener Operation unter לב קמי noch die Chaldäer versteckt? Der Vf. der Christologie zwar (II. p. 99 u. folgd.) hat diese jüdische Grille wieder in Schutz genommen, aber zu Gunsten derselben nur angeführt, wie es unmöglich zufällig sein könnte, oder mindestens doch ein beispielloser Zufall sein würde, dafs ששך und לב קמי nach jener Permutation grade demjenigen entsprächen, was an ihrer Stelle gesetzt worden (בבל und כשדים). Allein man wird diesen Zufall minder hoch anschlagen, wenn man beachtet, dafs die jüdischen Ausleger es ausgeklügelt, wie Text und Erklärung durch das At-basch in näheren Zusammenhang sich bringen lasse. Auch mögen sie sich nicht wenig gefreut haben, dafs ihnen dies so gut gelungen, aber sie würden, glaube ich, im andren Falle nicht leicht in Verlegenheit gerathen sein, sondern wahrscheinlich eine andre Permutation, etwa das sogen. Al-bam, oder sonst eine Spielerei herbeigezogen haben. Hat doch, wenn ich nicht irre, der Vf. des Schomer Emunim durch das ganze A. T. diese Spielerei des At-basch, Al-bam u. s. w. und zwar häufig auf Grund der Erklärung des Targum durchgeführt, so dafs es in der That an Beispielen für dieses Verfahren und Zusammenstimmen jüdischerseits nicht fehlen dürfte. Hiermit kann der einzige Grund für die Annahme dieser Permutation beim Jerem. als beseitigt betrachtet werden; im schlimmsten Falle aber würden wir mit Movers (de utr. resens. Vaticc. Jerem. p. 28) die auch aus andren Gründen nicht unverdächtigen Stellen lieber als Glossen betrachten, als dem Propheten eine so zwecklose, seiner unwürdige Spielerei zur Last zu legen. Ohnehin würde es der zwingendsten Beweise bedürfen um anzunehmen, dafs zu dem Zeitalter Jerem. das At-basch nicht nur vorhanden, sondern bereits auch im Schwange war. Es diente den Juden bekanntlich zu künstlichen Deutungen und Auslegungen und zur Ermittlung allerhand Mysterien der Schrift *), im Zusammenhange mit *andren* Permutationen und kabbalistischen Erfindungen, und ist deshalb, wenn auch vielleicht die älteste Spielerei dieser Art, sicher nicht vor dem 3. Jahrh. v. Ch. aufgekommen. Denn unmöglich verdankt es dem unten vom Vf. angegebenen Zufall seinen Ursprung, sicher wohl auch nicht, wie Hieronymus andeutet, der mit den Kindern angestellten Gedächtnifsübung, vielmehr ist es die einfache Durchführung der mit dem Anfang- und Endbuchstaben angestellten Combination durch die ganze

*) Wie später auch unter den Gnostikern, z. B. Marcus die entsprechende Zusammenstellung der griech. Buchstaben *αω*, *βψ* etc. zur Darstellung seines *σῶμα τῆς ἀληθείας* angewandt hat. Iren. adv. Haer. I., 14. p. 69 ed. Mass.

Reihe des Alphabets, und als Hauptmittel zu jener künstlichen Auslegung u. s. w. erst ausgedacht.

Der vom Atbasch entlehnte Beweis für die alte Anordnung des Alphabets mufs demnach aufgegeben werden, und kann es unbeschadet der Sache, da er im besten Falle doch nicht über die alphabetisch geordneten Lieder hinausführen würde. In noch höherem Zeitalter wird aber Dasein und Anordnung der 22 semitischen Buchstaben durch das griechische Alphabet bezeugt. Die falsche Annahme von ursprünglich 16 Buchstaben bei den Griechen (γράμματα καδμεῖα-παλαιά) widerlegt nämlich auch seinerseits unser Verfasser, er stimmt den Gründen Gesenius und Hupfelds bei, dafs die Griechen das ganze Alphabet von den Phöniziern überkommen, und mit Ausschlufs des Zade aufgenommen hätten, und sucht im Einzelnen noch genauer nachzuweisen, dafs sie diese 21 Zeichen auch auf einmal erhalten, und dafs diese somit im Phönizischen bereits vorhanden gewesen wären. Hiermit ist zugleich das semitische Alphabet von 22 Zeichen, so weit historische Spuren zurückreichen, gesichert. Dafs es aber in diesem seinem Bestand auch ursprünglich sei, was Lepsius zuletzt in Abrede gestellt hat, dafür glaubt der Verf. den zwingenden Beweis erst in seiner Anordnung zu finden, und wir wollen ihm zu diesem Haupttheile seiner Schrift folgen.

Betrachtet man die Reihe des semitischen Alphabets, wie es uns historisch gegeben ist, so zeigt sich von selbst, dafs der Anordnung kein *durchgreifendes* Princip zu Grunde liegen könne. Nur vereinzelt steht, wie man schon längst gesehen, phonetisch Verwandtes, wie die mutae B, G, D und die liquidae L, M, N gruppenweise zusammen, daneben findet sich eben so vereinzelt ein Zusammenstehen andrer Buchstaben nach der Verwandtschaft der durch ihren Namen bezeichneten Gegenstände (Hand, Faust — Wasser, Fisch — Auge, Mund — Kopf, Zahn), dazwischen entbehrt Anderes in seiner Stellung allen Zusammenhangs, ist weder von der einen noch von der anderen Verwandtschaft bedingt, so dafs man nicht umhin kann, in dieser Anordnung dem Belieben oder Zufall einen Platz zuzugestehen. Lepsius zwar hat ein rein organisches Princip für die Ordnung des semitischen Alphabets geltend zu machen gesucht, aber im Grunde doch nicht für das vorliegende, in Rede stehende, sondern für das Uralphabet von 12 Buchstaben (p. 13), welches er aus dem überlieferten sich abstrahirt hat, in der Ueberzeugung, dafs das Alphabet sich nur allmälig und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet habe, wie wir es vorfinden, und dafs der Ursprung des Alphabets und der Buchstabenschrift überhaupt in den Anfang der Menschengeschichte selbst zu setzen sei — Annahmen, welche unser Verf. schon im 1sten Abschnitt (p. 3 u. folg.) mit Recht bekämpft hat, und die uns insbesondre noch zu beruhen scheinen auf der falschen Uebertragung des in concreto richtigen Princips der schrittmäfsigen Entwicklung und Ausbildung der Schrift mit der Sprache, als bestimmten, auf das genetische Verhältnifs der Sprache und Schrift überhaupt. Auch wird man kein Gewicht darauf legen können, wenn es selbst eine ausgemachte Thatsache sein sollte, dafs die von diesem scharfsinnigen Forscher aufgestellte uralte semitische Anordnung übereinstimmt mit der ältesten, einem der höchsten der Götter selbst zugeschriebenen des heiligen Alphabets der Inder (p. 46), wenn man erwägt, dafs dieses sogenannte Mahêswara oder Siva-Alphabet, wie es von dem Grammatiker Panini mitgetheilt wird, nichts anders als eine von den alten Grammatikern Behufs der Darstellung der euphonischen Gesetze des Sanscrits getroffene systematische Anordnung ist — die also am allerwenigsten den Charakter der Ursprünglichkeit hat, was die von Burnouf (p. 45) mitgetheilte Bemerkung schon aufser allem Zweifel setzt.

Unser Verf. ist somit der erste, der in der vorgefundenen Anordnung des Alphabets, wenn auch kein durchgreifendes Princip jedoch eine solche innere Gesetzmäfsigkeit finden will, welche der Willkühr und dem Zufalle so viel als gar keinen Spielraum lasse (p. 14), so dafs kein Buchstaben aus dem geschlossenen Bau des Systems herausgenommen werden dürfe, und somit auch die ursprüngliche Integrität dieses Alphabets dargethan sei (p. 37). Diese Gesetzmäfsigkeit stellt er genetisch dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Die Erfindung des Alphabets. Eine Denkschrift zur Jubelfeier des von Guttenberg im Jahre 1440 erfundenen Bücherdruckes. Verfaſst von Dr. Ferdinand Hitzig.

(Fortsetzung.)

Er geht von dem Lautverwandten, als dem nächsten Principe aus — und der Umstand, daſs die Reihe der Liquiden (L, M, N) grade mit der Mitte des Alphabets, dem 12ten Buchstaben beginnen, ist ihm Grund genug zu der Hypothese, daſs der Erfinder der Buchstaben sich die einfachen Laute zuerst an den 3 Muten und eben so an den 3 Liquiden zur Anschauung gebracht und sich hiernach eine doppelte durchweg im Parallelismus stehende Reihe von Lautzeichen, welche er späterhin zusammenschob, angesetzt habe. Ein von selbst sich darbietendes Argument hierfür (nämlich für das Ausgehen des Erfinders des Alphabets von jener Doppelreihe) glaubt der Verf. an dem römischen *elementum* und seiner Etymologie zu haben. Dieses Wort leitete nach Heindorf's Angabe zu Hor. Serm. I, 1. 26. Jemand — und wie dem Verf. versichert ward, kein geringerer als Fr. A. Wolf — von L, M, N, ab, als den Buchstaben, womit der römische Leseunterricht angefangen habe, und diese Ableitung hält Hr. Hitzig nicht nur für unbedenklich, sondern sogar für nothwendig, da nach der Analogie der verwandten Wörter auf mentum (man vgl. documentum, instrumentum, monumentum u. a.) das m zur Endung gehören müſste, weſshalb sich elementum auch nicht von dem sanscr. *alam* und überhaupt nicht anders ableiten lasse. Aber diesen Beweis müssen wir von vorn herein zurückweisen. Wenn es nämlich gewiſs ist, daſs im römischen *elementum*, nach jener Analogie, das m zur Endung und nicht zum Stamme gehört, so ist es doch auch nicht minder gewiſs, daſs auch im sanscr. *alam* das m nicht radical, sondern neutrale Endung ist, wie dieſs schon die Wörterbücher (Amara K., Wilson und Haughton unter dem Worte) andeuten. Nu naher wissen wir nicht, was uns hindern soll die indische Wurzel ăl mit der römischen öl, ĕl zusammenzustellen, und die schon längst von Voſs gegebene Erklärung des elementum = olementum, die schon im römischen so sicher steht, daſs sich mit gutem Grunde nichts gegen sie einwenden läſst, erhält vielmehr durch die Uebereinstimmung mit dem Sanscrit ihre volle Bestätigung; man vergl. Sanscr. *al*, fähig, tüchtig sein u. s. w. und das Derivat *alaka*, das Mädchen von 8—10. d. i. die indische puella *adulta*, mit dem alten röm. *olere*, *adolescens*, *indoles*, *soboles etc.* Wäre aber diese Ableitung auch nicht die begründetste, wie sie es in der That ist — da sie durch die Analogie im Römischen selbst gegeben, und durch röm. und sanscr. Stamm und Ableitung gleich sehr gesichert wird — so könnte dieſs doch unsres Erachtens der vom Verf. aufgenommenen Etymologie wenig zu Gute kommen, die ihrerseits uns nicht nur bedenklich, sondern sogar unmöglich scheint, mag sie auch durch groſse Namen — wie Fr. Aug. Wolf oder Buttmann — im Ernste empfohlen sein *). Denn 1) würde el-em-entum eine *copulativa* Zusammenfassung sein, dergleichen es im Römischen überhaupt nicht giebt. 2) Aber würde die Bildung durch *tum* ohne alle Analogie, und sprachlich unbegreiflich sein; denn mit ἀλφάβητος (darf rücksichtlich des τ) elementum nicht zusammengestellt werden, da ja bei diesem das τ wirklich zum Stamme gehört (βῆτα), so daſs das Wort richtig von den Kirchenvätern gebildet, und als Besitz anzeigendes Ad-

*) Die hiesigen philologischen Notabilitäten versichern nämlich (was auch wahrscheinlicher ist), daſs die in Rede stehende wunderliche Etymologie, *nicht* Fr. A. Wolf, sondern Buttmann, gemacht habe, aber nicht wie ich vermuthete zum Scherze (wie so manche Etymologien, die noch von ihm im Munde der Freunde circuliren) sondern im wirklichen Ernste.

jectiv angewendet ist, daher auch (wie z. B. bei πινάτευχος) das Substantiv im Gedanken zu ergänzen, und nach Maſsgabe desselben sein Geschlecht verschieden ist (ὁ ἀλφάβητος sc. πίναξ oder ἡ ἀλ. sc. βίβλος).

Wird diese Ableitung so von Seiten der Sprache zurückgewiesen, so wird sie es nicht minder durch die Sache selbst. Nur zu Gunsten dieser Etymologie wird nämlich die an sich durchaus unwahrscheinliche und vom Alterthum nirgends bezeugte Behauptung aufgestellt, daſs die Römer den Leseunterricht mit L, M, N, begonnen hätten. Auf der Hand liegt aber die Frage, wie kam es, daſs die Römer — welche noch dazu das semitische Alphabet wahrscheinlich vermittelst der Griechen empfingen — diese sonderbare Methode des Unterrichts wählten, so daſs sie ihr Alphabet ein El-Em-En-tum nennen konnten? Das Gewicht und die Bedeutung dieser Frage übersieht der Verf. nicht. Doch glaubt er dieses Problem durch die berühmte Stelle des Irenaeus adv. haer. zu lösen, in welcher der Kirchenvater zur Widerlegung des falschen Spieles, welches die Gnostiker mit dem Zahlenwerthe der griechischen Buchstaben (insbesondre bei hebräischen Namen) trieben, über die Verschiedenheit der hebräischen Buchstaben im Verhältnisse der griechischen sich also ausspricht: Et per omnia autem Hebraeorum litterae non conveniunt numero Graecorum quae maxime deberent, antiquiores et firmiores existentes, salvare supputationem. Ipsae enim antiquae et primae Hebraeorum litterae et sacerdotales nuncupatae, decem (quoque *) quidem sunt numero scribuntur autem per XV **) novissima littera copulata primae. Et ideo quidem quaedam secundum subsequentiam scribunt, sicuti et nos: quaedam autem retrorsum a dextra parte in sinistram retorquentes litteras (adv. Haer. II, 24. edit. Mass.). Schon Hug hat aus dieser Stelle sein Uralphabet von 15 Buchstaben zu beweisen gesucht, indem er zu Gunsten desselben eine muthmaſsliche Wiederherstellung des ursprünglichen griechischen Textes unternahm. Nebenbei hat er in ihr die archäologische Hinweisung auf ein βουστροφηδόν bei den alten Hebräern gefunden (Erfindung der Buchstabenschrift, Ulm 1801. p. 16—20).

*) So Cod. *Clarom.*; *Voss.* decem quae quidem.

**) So Massuet nach Codd. in diesen: scribuntur autem quaeque per quindecim. Aber Cod. *Clarom.* scribuntur autem quae scribuntur XV. Eben so Voſs *ohne* autem.

An ihn schlieſst sich unser Verf. an, nur daſs er statt der 15 Buchstaben 11 herstellt, die in 2 parallel laufenden Reihen *) das Alphabet von 22 Buchstaben darstellen, und zugleich den Namen priesterliche rechtfertigen sollen, in so fern diese Anordnung dem Mysterium des At-basch zu Grunde gelegen habe, so daſs folgendes System entstehe:

11.	10.	9.	8.	7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.
ל	מ	נ	ס	ע	פ	צ	ק	ר	ש	ת
כ	י	ט	ח	ז	ו	ה	ד	ג	ב	א

Die 2te Reihe ist *über* der ersten gestellt, weil Iren. die Schreibung von der Linken zur Rechten vorangestellt, wodurch für einen Römer L, M, N, im Anfange zu stehen kämen. Veranlassung zu dieser Ordnung soll die Länge der Buchstaben gegeben haben, die in *einer* Reihe schwer zu übersehn und unterzubringen gewesen sei. Deſshalb habe man mit der Hälfte umgebogen und zum Anfange zurückkehrend das Alphabet als ein Ganzes abgeschlossen. Vielleicht habe dieſs zufällige Verhältniſs zuerst auf das At-basch verfallen lassen, und auch das hiermit gegebene erste Exempel des βουστροφηδον verursacht. Den Griechen, welche Anfangs selbst bustrophedon schrieben und die Namen der Buchstaben beibehalten, sei es nicht in den Sinn gekommen, l, m, n für den Anfang des Alphabets zu halten, wogegen die Römer durch den ersten Anblick eines bustrophedon geordneten griechischen Alphabets in dieser Richtung getäuscht werden, und demgemäſs ein Wort elementum bilden mochten. —

Dieses Hypothesengebäude zerfällt in der That in sich selbst, wenn die Etymologie des Elementum, welche den Schluſs bildet, auch minder entschieden verwerflich wäre, als wir so eben dargethan haben, und die Basis auch weniger unsicher, als wir sogleich sehen werden. Was nämlich zunächst Irenäus betrifft, so hat schon Gesenius in Beziehung auf Hug's und ähnliche Ansichten, die einfache und richtige Bemerkung gemacht, daſs die Auctorität dieses der hebräischen Sprache *unkundigen* Kirchenvaters nicht hinreiche, sonst einzeln stehenden Nachrichten historische Glaubwürdigkeit zu verleihen (Gesch. d. hebr. Sprache

*) Es soll etwa also im ursprünglichen Texte gestanden haben ἃ μὲν ἕνδεκα (woraus corrump. δέκα) εἰσὶ τῷ ἀριθμῷ, γράφονται δὲ διπλᾶ ἕνδεκα (corrump. διὰ πέντε), τοῦ ἐσχάτου στοιχείου συνεζευγμένου πρώτῳ.

p. 149 u. 165). Noch näher überzeugt man sich aber, wie wenig etwa eine Stelle bei ihm allein, in Punkten, welche das hebräische Alterthum betreffen, zur historischen Basis dienen könne, wenn man zu der Unkenntnifs des Kirchenvaters — die an sich schon eine zuverläfsige Auffassung, Prüfung und Mittheilung dessen, was er von Hörensagen hatte, fast ausschliefst — noch in Betracht zieht die Beschaffenheit seines Textes, vornämlich wie er uns in der Version erhalten ist, wo zu den zahlreichen Mifsverständnissen des Uebersetzers noch (besonders in den Zahlen) beträchtliche Corruptionen kommen, so dafs man öfters nicht weifs, ob man es mit einer unzuverläfsigen Angabe des Kirchenvaters, mit einem Mifsverständnifs des Uebersetzers, oder mit einer Verderbnifs des Textes, oder aber mit zwei oder allen dreien zugleich zu thun hat. Diefs ist wirklich in der vorliegenden Stelle der Fall. Hätte Epiphanius, wie er wörtlich die Häresie der Marcosier aus unsrem Kirchenvater wiedergegeben (adv. Haer. lib. I. p. 233—256 tom. I. ed. Pet.) so auch die Widerlegung derselben aus ihm mitgetheilt, so würden wir wahrscheinlich durch einen richtigern Text die Meinung des Irenäus mit Bestimmtheit feststellen und beurtheilen können. Jetzt wo eine sichere Wiederherstellung des ursprünglichen Textes kaum möglich scheint, werden sich auch über den Sinn des Kirchenvaters nur Vermuthungen von gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aufstellen lassen, was uns indessen nicht abhalten soll, näher in die Sache einzugehn, und zu untersuchen, ob die doppelte Angabe, 1) von einer besondren priesterlichen (heiligen oder geheimen) Schrift bei den alten Hebräern, 2) von dem Gebrauch des bustrophedon — welche man bei dem Kirchenvater zu finden meinte, auch wirklich in der Stelle enthalten ist? Rücksichtlich der erstern glauben wir diefs mit Bestimmtheit, rücksichtlich der letztern wenigstens mit grofser Wahrscheinlichkeit verneinen, und somit auch eine Wiederherstellung des Textes, sowohl im Sinne Hug's als Hitzig's entschieden ablehnen zu müssen. Lassen wir die zugestandenermafsen corrumpirte Zahl 10 zunächst bei Seite und halten wir uns für die Bestimmung der antiquae et primae Hebr. litterae an die ihnen noch beigegebene bedeutungsvolle Bezeichnung *sacerdotales*, was im griech. Text ἱερατικά vielleicht auch nur ἱερά gelautet hat, so sehen wir, wie diese Benennung — der Grund der Annahme einer besondren priesterlichen Schrift — *für die gewöhnlichen 22 hebräischen Buchstaben* hinlänglich gerechtfertigt wird, durch die *mystische* Beziehung, welche Hieronymus zwischen den 22 Buchstaben des Alphabets und dem Census der Leviten und *Priester* beibringt, wenn er in dem Prolog. galeat. sagt: in libro quoque Numerorum haec eadem supputatio (XXII litterarum) sub Levitarum ac *Sacerdotum* censu mystice ostenditur., und es läfst sich unbedenklich annehmen, dafs diese jüdisch-mystische Beziehung und Bezeichnung der Buchstaben, nicht erst zu Hieronymus Zeit, sondern schon früher aufgekommen sei. Kaum bedarf es einer historischen Rechtfertigung, wenn der Ausdruck sacerdotales litterae nur Uebersetzung des ἱερά, ist. Epiphanius (de Pondd. et mens. Tom. II, XXXIII p. 180 edit. Pet.) stellt die 22 hebräischen Buchstaben unter das *heilige Maafs* (ἅγιον μέτρον) der Zahl 22, so wie unter andern, die Zahl der 22 *heiligen Schriften*, die mit ihnen, wie wahrscheinlich schon beim Josephus, im Zusammenhange steht. Demnach ist sicher wohl in unsrer Stelle unter den primae et antiquae Hebr. litt., obwohl zunächst der Ausdruck auffallen könnte, nichts anders als das gewöhnliche Alphabet von 22 Buchstaben gemeint und statt der Zahl 10, weder 15 wie Hug, noch 11 wie Hitzig will, sondern 22 zu schreiben, mag nun die Corruption bereits im griech. Text, oder bei seiner Uebertragung oder aber erst bei seiner Ueberlieferung statt gefunden haben, so wie denn Grabe schon XX duae quidem (statt der Leseart des Cod. Vofs. X quae etc.) vermuthet, ohne jedoch dem Sacerdotales, wie er selber gesteht, und noch weniger dem Folgenden einen Sinn abgewinnen zu können. Dieses Sinnes aber glauben wir gewifs zu sein, wenn wir auch noch weniger bestimmt sagen können, wie hier der Text verunstaltet wurde. Der Sitz des Uebels ist aber augenscheinlich wieder die Zahl 15, sei es nun, dafs sie in Abhängigkeit von der vorangehenden 10 auch ihrer Corruption theilhaftig geworden, oder dafs selbständig den Text Verderbnifs betroffen habe; wir meinen, dafs statt ihrer entweder XXVII (oder *KZ* statt *IE*) zu lesen, oder auch dafs πέντε διπλᾶ (διπλῶς) zu πέντε καὶ δεκα verunstaltet worden, so dafs der Text ursprünglich etwa gelautet γράφεται δὲ πέντε διπλᾶ (διπλῶς) τοῦ ἐσχάτου στοιχείου συν-

ἐπιστρέφον τῷ πρώτῳ *). Die Angabe des Kirchenvaters ist nämlich die, dafs die hebräischen Buchstaben ursprünglich der Zahl nach 22 sind, dafs aber 5 doppelt, oder 27, geschrieben wurden, indem der Endbuchstabe (novissimâ litterâ ἐσχάτου στοιχείου) zu dem ersten gefügt wurde (כך, מם, נן, פף, צץ). Diese Feststellung des Sinnes könnte willkührlich erscheinen, aber wir glauben nothwendig dazu geführt zu werden, wenn wir Hieronymus und namentlich den auch sonst von Irenäus abhängigen Epiphanius vernehmen, welche in Betreff der hebräischen Buchstaben mit Beziehung auf die Zahl der heiligen Bücher der Hebräer, später nur dasselbe wiederholen, wenn sie sagen: dafs die Hebräer 22 Buchstaben hatten, von denen 5 doppelt wären, weſshalb auch 22 Bücher (A. Testaments) gezählt würden, aber 27 vorhanden, indem 5 von ihnen (gleich jenen Buchstaben) doppelt wären **). Nun begreifen wir auch leicht, warum die 22 Buchstaben die primae et antiquae heifsen, nämlich weil nur sie und nicht die 2te Form der duplices oder die Finalbuchstaben, gezählt wurden, die ohnehin vielleicht nicht lange vor Irenäus Zeit in Gebrauch gekommen waren. Dafs sie aber bereits zu dieser Zeit vorhanden, ist zwar eine sonst nicht bezeugte, aber von Seiten der Schriftgeschichte ganz unbedenkliche Annahme. — Wir kommen zu dem letzten Theil der Stelle, in welcher Ferrandus, Hug, auch Saalschütz (p. 6) und zuletzt unser Verf. eine alte hebräische Bustrophedon-Schrift finden wollen. Freilich macht dieser Satz an sich, so wie dem Zusammenhange nach grofse Schwierigkeiten, und man ist wohl zu der Vermuthung berechtigt, dafs auch hier der Text verderbt oder vielmehr lückenhaft sei, aber auch so wie er vor uns liegt, kann von einem althebräischen bustrophedon unmöglich die Rede sein. Der heilige Kirchenvater gibt offenbar das Verhältnifs und den Unterschied der hebräischen Schrift überhaupt zu der griechischen an, und zwar wie sie *zu seiner Zeit* (sicuti et nos) vorlagen — wobei wir nur bedauern, dafs *wir* durch kein erhaltenes Denkmal aus jener Zeit eine Anschauung der hebräischen Charaktere gewinnen können — und wie hätte er auch für dieses Verhältnifs und diesen Unterschied das althebräische Bustrophedon aufführen sollen, das ja grade mit dem altgriechischen *identisch* gewesen wäre; und wie hätte er überhaupt ein Bustrophedon zum Mafsstab nehmen dürfen, das, wenn es wirklich existirt, doch nur ausnahmsweise hätte gebraucht sein können. Es kann daher, unsres Erachtens Irenäus nur von der Richtung der hebräischen Buchstaben im Verhältnifs zu den griechischen reden, wie es insbesondre durch die Finalbuchstaben im Unterschiede zu den Initialen sich herausstellt. Denn in der Zusammenstellung des Initialen und Finalen (et ideo) tritt die veränderte Richtung des letzteren, die sich auf Zusammenhang und Abschlufs bezieht und dem Griechischen entspricht, recht deutlich als Gegensatz des Initialen hervor. Mag immerhin diese Bemerkung nur auf einer oberflächlichen Anschauung und Kenntnifs der hebräischen Schrift beruhen, aber wir dürfen grade beim Irenäus nicht mehr erwarten, wie sich leicht aus seinen andren Angaben beweisen läfst. Nach unsrer Meinung besagt also, um es schliefslich zusammenzufassen, die ganze Stelle des Kirchenvaters nichts anders, als dafs die hebräischen Buchstaben, weder in der Zahl, noch *in der Schriftordnung* (wegen des Hinzutretens der Finalen) noch endlich in der Schriftrichtung mit den griechischen und römischen vollkommen übereinstimmen.

Wäre aber unsre Auffassung der Stelle falsch, und hätte vielmehr Irenäus wirklich neben der unbegründeten Angabe einer priesterlichen (oder geheimen) Schrift der Hebräer noch die andre eines Bustrophedon — zu verantworten, so würde sich doch nimmermehr, das was Hitzig will, daraus folgern lassen. Wenn Irenäus nämlich die Richtung der Schrift von der Linken zur Rechten *zuerst* aufführt — so geschieht diefs offenbar, weil die hebräische Schrift hierin mit der griechischen und römischen zusammenkommen soll.

*) Wie bereits der griech. Text durch die Gedankenlosigkeit der Abschreiber mitgenommen ist, zeigt recht auffallend adv. Haer. I, 15. wo sie Ιη. womit Irenäus Ἰησοῦς abbrevirt, für die Zahl genommen und ὀκτὼ καὶ δέκα gesetzt haben.

**) Hieron. Prol. Gal. Epiph. Opp. edit. Pet. II. p. 161. IV. εἴκοσι γὰρ καὶ δύο ἔχουσι στοιχείων νοήματα. πέντε δέ εἰσιν ἐξ αὐτῶν διπλούμενοι. τὸ γὰρ κάφ . . . . διὸ καὶ αἱ βίβλοι κατὰ τοῦτον τὸν τρόπον εἰκοσιδύο μὲν ἀριθμοῦνται, εἰκοσιεπτὰ δὲ εὑρίσκονται, διὰ τὸ πέντε ἐξ αὐτῶν διπλοῦσθαι. συνάπτεται γὰρ ἡ Ραφ κ. τ. λ. vgl. auch ebend. p. 180.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Die Erfindung des Alphabets. Eine Denkschrift zur Jubelfeier des von Guttenberg im Jahre 1440 erfundenen Bücherdruckes. Verfaſst von Dr. Ferdinand Hitzig.

(Schluſs.)

Der Verf. aber hält sich dadurch für berechtigt, die zweite Hälfte des Alphabets Bustrophedon *über die erste* zu führen, damit dem Römer L, M, N zu Anfange zu stehen komme! Hierdurch gewinnen wir freilich nicht nur ein *erstes* Exempel eines Bustrophedon, sondern auch ein *einziges* seiner Art überhaupt, eine solche Schrift nämlich, die nicht nur bei der Linken angelangt zur Rechten umwendet, sondern ihre Wendung auch *über* statt *unter* der Zeile nimmt, und so wirklich das Unterste zum Obersten macht. Und nicht nur die Hebräer, die so weit sonst bekannt, überhaupt kein Bustrophedon *) hatten, sondern auch die Griechen, von denen viele Denkmäler in Bustrophedon, aber keins in dieser Art vorhanden, müssen also die Schrift verkehrt, und in dieser Wendung über der Zeile statt unter derselben fortgeschrieben haben; denn wie nach Saalschütz (zur Gesch. d. Buchst. p. 35 Note) die Griechen durch die Richtung des *ägyptischen* Alphabets, also sollen die Römer durch den ersten Anblick eines *so geordneten griechischen* Alphabets getäuscht worden sein, nur mit dem Unterschied, daſs die Römer auch so beharrlich in ihrer Täuschung verbleiben muſsten, daſs sie nach ihr nicht nur den Leseunterricht einführen, sondern ihr auch ein sprechendes Denkmal in dem (abnorm gebildeten) Worte elementum setzen konnten. Es müſste uns alles täuschen oder der Vorwurf der Täuschung trifft hier nicht die Römer, sondern unsern Verfasser.

Daſs übrigens aus *dieser* Anordnung nicht das jüdische At-basch, sondern etwa nur ein Ta-schab (תא', שב') herzuleiten sei, lehrt schon der Augenschein, man müſste sonst annehmen, daſs die Hebräer nicht nur von unten nach oben geschrieben, sondern auch also *gelesen* hätten.

Die von dem Verf. aufgestellte Hypothese kann also, wie wir wohl erwiesen haben, weder durch das römische elementum noch das jüdische At-basch u. s. w., überhaupt von auſsen her nicht gestützt werden; ihr Beweis müſste in der Anordnung des Alphabets selbst liegen, diesen sucht denn auch der Verf. in der „Erörterung des Systems" zu geben, und zwar also, daſs er die Doppelreihe des Alphabets in drei Gruppen vertheilt, und an diesen zeigt, wie der Erfinder die Buchstaben der einzelnen Gruppen einen nach dem andren, bald aus der ersten Reihe zur zweiten, bald von dieser zu jener übergehend aufgestellt und benannt, wobei ihm bald der Laut den Namen gegeben, bald der Namen dem Laute Platz und Stelle angewiesen habe; so daſs der Erfinder diesen und keinen andren Buchstaben oder Namen habe wählen können. Aber auch hier können wir keine Begründung der Hypothese gewinnen. Betrachtet man die Art und Weise, wie der Verf. das Einzelne durch näher oder ferner liegende mögliche Beziehungen zu verknüpfen, dem Zufall oder der Willkühr zu entrücken, und künstlich unter ein System zu bringen sucht, so wird man in dem Verfahren des Verfs. oder in dem Gang, den er den Erfinder machen läſst, eher ein sinnreiches Spiel der Combination, als eine innere Nothwendigkeit, oder die eigne Bewegung der Sache, und alles eher als eine wahrscheinliche Richtigkeit finden. Es ist unmöglich,

*) Hug's Angabe p. 18 über die Münzen, ist durch Gesen. monum. phoen. §. 41. erledigt.

hier dem Verf. Schritt vor Schritt und mit der Ausführlichkeit zu folgen, wie es die Natur des Gegenstandes und sein Verfahren zumal verlangt, indessen glauben wir, dafs selbst das Wenige, was wir anführen können, zur Bestätigung unseres Urtheils hinlänglich sei.

In der ersten Gruppe werden die Mutae der ersten Reihe B, G, D gegenübergestellt den Liquiden L, M, N; also zusammengestellt sind sie aber *mit Absicht;* nämlich für die Zusammenstellung der ersten soll den Erfinder das in der Sprache vorgefunde Wort בגד, welches die 3 Consonanten umfafst, geleitet haben — aber für die Zusammenstellung der Liquiden der 2ten Reihe למן? Umsonst sieht man sich im Bereiche des Semitischen nach einer Wurzel dieser Radicale um, nichts destoweniger mufs der Erfinder für ihre Anordnung von der wirklichen Sprache geleitet worden sein — und die *zusammengesetzte Präposition* למן (inde ab) ist in Ermanglung eines Andern, dem Verf. gut genug, um sie dem Erfinder als Norm für die Zusammenstellung zu geben. Indessen steht in dem Alphabete nicht das B dem L, G dem M entgegen, sondern vielmehr A dem L u. s. w. Wir erfahren, dafs der Erfinder hinterdrein (in der weiteren Entwicklung), in der ersten den Spiritus lenis A vorgesetzt, um die labiale Muta eben so einzuleiten, wie durch L in der 2ten die labiale Liquide — obwohl wir nicht recht wissen, wefshalb es einer solchen Einleitung bedürfe. Der die Reihe einleitende Spiritus lenis hat aber weiter den sie schliefsenden Spiritus asper *he* nach sich gezogen, hiermit ist die 1ste Reihe zu 5 Buchstaben erwachsen — und der Erfinder vollendet nunmehr ihr entsprechend die 2te Gruppe durch die Buchstaben ס und ע, welche ihm nicht die Verwandtschaft des Lautes, sondern die den parallelen (d und he) entsprechende Bedeutung dargeboten. *Thür* (ד) und *Fenster* (ה) nämlich führen ihn auf *Dach* (ס) und *Auge* ע. Doch zur vollständigen Veranschaulichung des Verfahrens unsers Verfs. können wir nichts besseres thun, als auszugsweise mitzutheilen, wie er den Erfinder die letzte Gruppe des Alpabets zu Stande bringen läfst. Es sind in der 1sten Reihe die Buchstaben k, j, t (טיכ) in der 2ten r, sch, t′ (רשת). Der Erfinder, meint der Vf., hat im Anfang des Alphabets den allgemeinen Begriff des Hauses aufgestellt, sodann dasselbe in seine Theile zerlegt. Nachdem er sich zum Bewohner des Hauses gewendet hat, zählt er die einzelnen Organe des Kopfes auf, und erst jetzt folgt ihr Allgemeines, das sie in sich begreife. ריש *Kopf*, ר (r). Mit diesem Zeichen und Laute war aber auch ein neuer Laut erobert. Schon einige geringe Aufmerksamkeit mufste den Erfinder bemerken lassen, dafs sein Wort ראש wie es mit einem neuen Laute anfing, so auch mit einem noch nicht dagewesenen schlofs — für diesen, den Zischlaut ש (sch) war ein Wort, welches mit ihm beginne, erst aufzusuchen. Er hätte שמש (*Sonne*), als einen leicht darstellbaren Gegenstand wählen können. Er verfiel auf שן (Zahn). Warum? Darüber läfst sich manches vermuthen; aber das Wahre ist: der Erfinder, den Laut ש, *sch*, für sich beobachtend, mufste gewahren, dafs derselbe dem vorzugsweise dentalen Zischlaute ähnlich, so fern er zischt, gleichfalls mit dem Zahn hervorgebracht wird. Im weiteren Sinne ist er *auch* ein dentaler, und wurde dem gemäfs durch שן *Zahn* bezeichnet. An den Zischlaut *sch* schlofs sich naturgemäfs die muta ת t′ an, als Muta überhaupt, und dann grade als diese Tenuis. Wahrscheinlich, dafs der Name ריש (aus ראש) dem Erfinder nicht nur den Laut des ש *sch*, sondern an ראשית erinnernd, auch den des Tau verschafft hat. Zur einfachsten Bezeichnung dieses Buchstaben wählte er das תו *Kreuz*, wobei ihm die dunkle Ahnung vorschweben mochte, es werde die 2te (d. i. die 1ste) Reihe nach Besetzung der 3 leeren Plätze gegenüber, wohl nicht weiter fortgesetzt werden, und so bildet תו (*Tau*) den passenden Schlufs des Alphabets, gleichsam dessen Unterschrift, die Signatur seines Urhebers. Aber noch gilt's der Vollendung der andren Reihe. Wie der Spir. asper auf den Spir. lenis (Alef auf he) leitete, also führt die reine Tenuis den emphatischen Tlaut ט (tet) herbei. Aber warum der Name טיח *Schlange?* Das Wort ראש *Kopf*, bedeutet auch *Gift*, zunächst freilich Gift*pflanze* und Pflanzengift, jedoch konnte der Erfinder an ראש פתנים *Natterngift* Deut. 32, 33. denken, und er wurde, da auf *Gift* (ר, r) unmittelbar *Zahn* (sch) folgt, mit Nothwendigkeit auf das *Thier* des *Gift-Zahns* — auf die *Schlange* hingetrieben. Es fehlen nur noch die beiden Laute i, k; auch hier

scheinen die *Begriffe* geleitet, und aus den Namen die Laute sich ergeben zu haben; die Buchstaben (i, k) bedeuten *Hand*, *Handballen*. Nun hat zwar die *Schlange* keine *Hand*; aber der Erfinder wird auch nicht zunächst von der *Schlange*, sondern von dem (der *Hand*) gegenüberstehenden שן *Zahn* geleitet. Sein Sinn war auf Glieder des menschlichen Leibes gerichtet; mit den Organen am *Kopfe* war er fertig. Wenn er sich nun sagte: was die Schlange mit ihrem *Zahn* thut, dafs sie eben *beifst* (ישך mordet) — so waren durch ישך i — sch — k die beiden Laute (i — k) gegeben und zwar durch ש *sch* verbunden, in ihrer gegenwärtigen Ordnung.

Wir müssen es Andren überlassen, ob sie in *dieser* Erörterung des Systems eine Nothwendigkeit der Anordnung des Alphabets dem Verf. oder dem Erfinder zugestehen wollen, uns scheint Zufall und Belieben *dieser* Nothwendigkeit ganz gleich zu stehen. — Ob wohl Punkte von allgemeinerem Interesse uns bisher so in Anspruch genommen haben, dafs uns kaum für die Besprechung von Einzelnheiten der Raum noch gestattet ist, so müssen wir doch wenigstens der Erklärung einiger schwierigen Buchstaben-Namen in diesem Abschnitte gedenken. Dem Buchstaben *he* giebt unser Verf. zuerst eine passende Bedeutung *Fenster*, nach dem Arabischen; nicht so sicher erklärt er *Chet* durch Kohlpfanne, Schaufel (= מחתה), obwohl auch die gewöhnliche Erklärung ihr Bedenken hat. Dieses ist aber nicht der Fall bei *Samech*, und des Vfs. Auffassung durch *Dach* (dargestellt durch das Gitterwerk) kömmt gegen die übliche nicht in Betracht, so wie denn auch die Einwendungen, welche der Verf. gegen sie zu Gunsten seiner neuen Erklärung macht, sich leicht erledigen. Nur der Erklärung *eines* Buchstaben müssen wir uns unbedingt widersetzen. Es ist Zade; wenn man nämlich dem Verf. zugeben mag, dafs *Kof* besser durch *Ohr* als *Oehr* erklärt werde — wie Ewald vorgeschlagen, Saalschütz (p. 59) angenommen und er näher belegt hat — so wird man ihm doch unmöglich zugestehn, was er künstlich zu beweisen sucht, dafs *Zade* im Semitischen *Nase* bedeuten könne. Wir glauben vielmehr, dafs diese Nase dem semitischen Sprachgebrauche nur dem Complex der Begriffe zu lieb angedreht sei. Denn nur diesen wendet der Verf. gegen die gewöhnliche Erklärung *Fischhaken* ein, die Figur des Buchstaben und die Etymologie hat sie, wie er selbst sagt, für sich. Aber der Complex der Begriffe ist auch sonst im Alphabete nicht gar zu streng gehalten und Samech (die Stütze, oder Dach), z. B. steht kaum besser zwischen dem *Fisch* (Nun) und dem *Auge* (Ain) als der *Fischhaken* (Zade) zwischen *Mund* (Pe) und *Ohr* (Kof); wenn aber *Samech* seine Stelle dem gegenüberstehenden *Daleth* (Thür) verdanken soll, warum am Ende nicht auch der Fischhaken die seine der gegenüberstehenden *Hippe oder Waffe*, (*Zain*)? Demnach behalten wir den durch die Sprache gesicherten Fischhaken bei, zumal uns auch *Wasser* und *Fisch* durch (Mem und Nun) im Alphabete bereits gegeben sind. Von der Verwandtschaft der Begriffe geleitet, könnte man vermuthen, dafs Zade ursprünglich im Alphabet wirklich neben Mem (Wasser) und Nun (Fisch) an der Stelle des *Samech* gestanden, und dafs aus irgend einem Grund oder Zufall diese beiden Zischlaute im hebräischen Alphabete ihre Stellen vertauscht hätten. Allein mehr mit scheinbarem als mit gutem Grunde würde man sich hiefür etwa auf das phönizisch-griechische Alphabet berufen, so wie denn überhaupt bei der vorliegenden Anordnung der Buchstaben eine Annahme der Art dem Complex der Begriffe wegen am wenigsten zulässig scheint.

Schliefslich sucht der Verfasser das Vaterland des Alphabets festzustellen. Dafs es semitischen und nicht fremden Ursprungs sei, ist evident; es frägt sich nur, von welchem semitischen Volke es erfunden. Zu gleichen Ansprüchen scheinen nur Phönizier und Aramäer berechtigt zu sein. Indessen rücksichtlich der ersteren spricht sich schon das Alterthum dahin aus, dafs ihnen nur der Ruhm der Verbreitung und nicht der Erfindung des Alphabets gebühre (Herod. 5, 58. Tac. Annal. XI, 14.) und Hug hat diese Ansicht weiter zu bestätigen gesucht. Einen positiven Beweis glaubt unser Verfasser dafür in dem Namen des Zeta zu finden, dieses bedeute nichts anderes als זית den *Oelbaum*, welchen die Phönizier als den bekannteren Namen, dem — bei den Hebräer selbst schon früh verschollenen, ihnen aber fremd gebliebenen Ausdruck *Sain* (Waffe) substituirt hätten; und durch dieses

quid pro quo wären sie überführt, dafs sie das Alphabet fremdher überkommen. Allein wir können uns nur schwer entschliefsen, ein quid pro quo der Art, Seitens der der Sprache wohl kundigen Phönizier anzunehmen. Lieber beharren wir bei der von Gesenius (Script. ling. Phoen. mon. p. 67 not. XX) gegebenen Erklärung, oder glauben, dafs die *Griechen* dem Namen des Buchstaben *Sain* den des Zade substituirt, indem sie mit Veränderung des *δ* in *τ* (wie Jod in Jota) und mit Berücksichtigung des folgenden *Θῆτα* ihn in Zeta verwandelt haben. Bleiben aber auch die Phönizier von der Ehre der Erfindung des Alphabets ausgeschlossen, so glauben wir immer noch, dafs, wenn man Aramäer und Hebräer scheidet, die ersteren ein begründeteres Recht auf dieselbe haben, als die letzteren, denen unser Verfasser diesen Ruhm beilegen möchte. Denn alles was zu Gunsten der Hebräer gesagt werden könnte, spricht eben sowohl und vielleicht noch mehr für die Aramäer, wozu noch kommt, dafs Aramäa als das Stammland der Hebräer selbst und das Mutterland der Cultur Vorderasiens im Alterthum betrachtet werden mufs. Der Verfasser gesteht selbst ein, dafs in den Namen der hebräischen Buchstaben — wie sie uns zuerst durch die LXX in den Kl. Jerem. überliefert — nicht rein hebräische Wortformen sind, aber er meint, der Erfinder habe sie absichtlich umgebogen, indem er sie zu Eigennamen gesetzt habe — was mindestens eine precäre Annahme ist. Wenn er dagegen für den hebräischen Ursprung positiv einzelnen Formen, wie den Plur. מים aufführt (was füglich hebraisirt sein kann), so wie den Wörterschatz, dem namentlich Alef und Daleth ausschliefslich angehören; so gesteht er doch selbst ein, dafs dagegen wieder andre Namen von Buchstaben — und es sind deren wohl mehr als 2 — dem hebräischen Wortschatze fehlen; entschuldigt diefs aber zugleich durch das Alter des Alphabets und den geringen Umfang der uns erhaltenen hebräischen Denkmäler — eine Berücksichtigung, die den Aramäern noch vielmehr zu Gute kommen sollte. Wenn er weiter anführt, dafs der Anschauungskreis, der sich aus den Wortbegriffen und den Figuren construiren lasse, der eines im Lande *Canaan* ansässigen Mannes sei, so wissen wir nicht, warum grade Canaan vorausgesetzt werde; Ackerbau mit Rindern, Wasser mit Fischen, Kameele u. s. w. hat das Land der Aramäer auch. Wenn endlich der Verfasser sogar auf den Ort der Erfindung hindeutet, und meint, dafs Kirjath-Sefer *Schrift*- oder *Buch*-Stadt in der Nähe Hebron's, von der *Erfindung* wohl den Namen führen könnte, so ist gewifs wahrscheinlicher anzunehmen, dafs die Stadt *spätren Verhältnissen* diesen Namen verdankt (etwa als Ort der Schreiber, der Fabrication des Schreibmaterials, vergl. den Namen Kirjath-Sanna); als dafs das Gedächtnifs einer *Erfindung* so hohen Alters und solcher Natur sich an das Local geknüpft, und ihm den Namen gegeben habe; übrigens hat der Name des Ortes, obwohl für älter als D'bir ausgegeben, weder eine sehr alte noch sehr sichere Auctorität (Jos. 15, 15. 16. Richt. 1, 11. 12.). Der Name der Söhne *Chet* aber oder der Chithim, welche in jener Gegend wohnten, hat sicher nichts mit dem arabischen حَثَّ (schreiben, zeichnen) gemein, sondern weis't unbestreitbar auf das hebräiche חתת zurück (Simonis onom. p. 216).

Wenn wir somit die Hauptresultate der vorliegenden Schrift nicht aufzunehmen vermögen, so sind wir doch weit entfernt, den Scharfsinn und die Combinationsgabe zu verkennen, welche der Verfasser zur Begründung seiner Hypothesen aufgewendet hat. Manche feine Bemerkung, Erklärung und Verbesserung hat er aufserdem im Laufe der Untersuchung anzuknüpfen gewufst; wir müssen es uns aber versagen, hier noch auf das Eine oder Andre einzugehn, da wir ohnehin befürchten, mit dem Vorangehenden die uns gesetzte Schranke fast überschritten zu haben.

Ferd. Benary.

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

XVI.

Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst praktischen Beilagen, verfaſst von Friedr. Wilh. Klöppar, Dr. der Theologie, Superintendent und Pastor zu Bergen auf der Insel Rügen. Leipzig, 1841. *bei Otto Wigand. XVI.* 396 S.

Statt des Gewimmels von *Vorschlägen* zur Belebung und Verbesserung des Cultus, womit vor nicht allzulanger Zeit der Boden der Kirche aufs üppigste bedeckt war, und statt der verdienten Verachtung, worin die Liturgik als eine Sammlung von allerhand abstracten Regeln und äuſserlichen Rathschlägen oder als eine altkluge Handlangerin subjectivster Neuerungslust gesunken war, tritt jetzt von verschiedenen Seiten her eine *Theorie* des Cultus auf, welche in keuscher Enthaltung von unmittelbaren Eingriffen in den Gang der kirchlichen Entwickelung vor allem eine sichere Grundlage wissenschaftlich zu gewinnen sucht, welche zur Basis der praktischen Operationen dienen könnte. Dadurch beginnt auch die *Liturgik sich zur Wissenschaft* zu erheben, und die vorliegende der hochwürdigen theologischen Facultät der Universität zu Greifswald gewidmete Schrift ist ein ehrenwerther Versuch dieser Art, dessen Lectüre sich auch für einen weiteren, als den streng theologischen Leserkreis eignet und zur Verständigung über wichtige, in den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart vielfach angeregte Fragen wesentlich beitragen wird.

Sehr wohlthuend ist die Klarheit, Sicherheit und Ruhe, mit welcher der Hr. Verf. im Vorworte das Verhältniſs des in seinem Buche wehenden Geistes zu den vornehmsten theologischen Richtungen unserer Tage auseinandergesetzt und in der Einleitung sich über die Stellung der Liturgik zur kirchlichen Gegenwart, sowie über ihre wissenschaftliche Aufgabe und den äuſserlichen Ausgangspunkt des Verfs. für den vorliegenden Fall verbreitet. Er verhehlt sich durchaus nicht die Schwierigkeit jener Stellung in einer Zeit, worin der Cultus in offenbarem Miſskredite bei einem groſsen Theile der Gebildeten steht, in welcher selbst unter den Klerikern theils eine bedenkliche Verstimmung namentlich gegen das Liturgische desselben theils eine betrübende Unwissenheit über die bedeutendsten Productionen der älteren Kirche auf diesem Gebiete vorhanden ist, ja in welcher die religiös-Lebendigsten, wenn sie nicht gar in separatistische Bestrebungen hineingerissen werden oder sich in den einsamen Cultus des Denkens flüchten, doch der Privaterbauung ein unangemessenes Uebergewicht über den öffentlichen Gottesdienst geben. Er zeichnet mit Wahrheit und Schmerz den gegenwärtigen Verfall des Kirchenthums; er spürt mit Gewissenhaftigkeit und Ernst den Ursachen desselben nach; und es ist ein erfreuliches Zeichen seiner gründlichen Bildung, daſs er nicht beim Zeitgeiste und ähnlichen fixen Abstractionen moderner Frömmigkeit sich aufhält, sondern sogleich auf die Entwickelung der Kirche selbst geht und auf „die vorherrschende Hinneigung des Protestantismus zur Doctrin und die principielle Opposition gegen ein bloſs äuſseres Kirchenthum" verweiset. So richtig diese Wahrnehmung ist, so hätte der Hr. Verf. doch noch etwas tiefer in den Prozeſs der kirchlichen Entwickelung eingehen müssen, um die Bedeutung der Aufklärungsperiode und das Hervorbrechen der Subjectivität im kirchlichen Leben überhaupt in seinem wahren Lichte erscheinen zu lassen und es begreiflich zu machen, daſs es kein Zufall ist, wenn der „rührigen,

lebensvollen Theologie" des deutschen Protestantismus „nicht ein eben so in sich lebendiges Kirchenthum entspricht". Es würde sich dabei herausstellen, dafs jene Entwickelung jetzt auf den Punkt gekommen ist, an welchem nicht mehr blofs eine besondere kirchliche Form, sondern die *Form des Kirchlichen* überhaupt nach der Berechtigung ihrer ferneren Existenz in Frage gezogen wird und zwar in dem Sinne, dafs dieses Bedenken nicht als die einfache Negation des Kirchlichen von Seiten der ungläubigen Weltlichkeit, auch nicht als die zweideutige Skepsis von Seiten subjectiver Bedenklichkeit, sondern mit dem Anspruche immanenter, allein im Dienste und Interesse der Wahrheit stehender Kritik auftritt, welche sich um defswillen auch nicht blofs theoretisch vollziehen will, sondern als welthistorische Katastrophe. Dadurch würde die Einsicht in die Nothwendigkeit und reale Möglichkeit des schon beginnenden Umschwungs vollständig vermittelt sein, dieser Umschwung selbst als die eigene Thätigkeit des christlich-religiösen und näher des evangelisch-kirchlichen Geistes erscheinen und eine objective Rechtfertigung für die Aufgabe und Stellung gegeben sein, welche der Hr. Verf. der gegenwärtigen Liturgik anweiset. Dies ist jedoch für die Sache selbst weniger wichtig, da alle Elemente einer solchen Auffassung in dieser lesenswerthen Einleitung enthalten sind, aus welcher wir zur besonderen Beherzigung für die gegenwärtigen Verhältnisse dasjenige ausdrücklich empfehlen, was der Hr. Verf. über die Bedeutung der volksthümlichen kirchlichen Frömmigkeit und die Nothwendigkeit sagt, das Recht und die Freiheit der Gemeinde durch feste von der Kirche selbst und deren Repräsentation und Regiment vorgezeichnete, durch die Sitte geheiligte Formen gegen klerikalische Willkühr und eigenmächtiges Purificiren und Reformiren des Cultus nach irgend welchen Theorieen sichern zu müssen. Die Liturgik mufs nämlich nach dem Hrn. Verf. (S. 32) von der Ueberzeugung ausgehen, „dafs wesentlich Unvernünftiges die Kirche in ihrem Schoofse nicht habe erzeugen können, oder wo sie es dennoch temporär im Einzelnen gethan, dies Abnorme in der Praxis sogleich auch eine Opposition hervorgerufen habe". Sie hat demnach „nicht schon auf eine wissenschaftliche Anweisung der zweckmäfsigen Einrichtung des evangelischen Gemeinde-Gottesdienstes zu gehen, als hätte sie selbst es mit der Realisirung des erst Werdenden zu thun"; sie nimmt vielmehr (S. 42) „die jetzige Entwickelung der Kirche im evangelischen Christenthum mit ihrem diesem Standpunkte entsprechenden Cultus als eine Wirklichkeit auf, und überläfst es der Dogmatik und der christlichen Religionsphilosophie, jenes Leben als ein absolutes Wissen, Glauben und Handeln näher zu begreifen"; sie selbst hat die Aufgabe „die formellen Seiten dieses Cultus in ihrem Zusammenhange der Einsicht aufzuschliefsen" (S. 43). Denn das Liturgische ist (S. 31) das „*abstract Identische in den Formen* im Unterschiede vom Mobilen des frei sich offenbarenden klerikalischen Geistes in der Predigt und den freien Anreden"; es ist daher „gleichsam das Ethische des Cultus im Sinne des Gesetzlichen, wie es die Sitte überliefert und das Kirchenregiment in Verbindung mit den Gemeinden festgesetzt hat"; es gehört dazu alles das, „was nicht blofs in der sprachlichen Mittheilung sonn- und festtäglich wiederkehrend, sondern auch im Cultus überhaupt statarisch ist". Die Wissenschaft der Liturgik „weiset davon den ideellen der Einsicht und dem Begriffe sich aufschliefsenden Gehalt nach" (S. 32). Nehmen wir hiezu noch die Erklärung (S. 28), wo der Hr. Verf. gegen die Deduction der verschiedenen Cultusformen, ihres Begriffes, ihres Verhältnisses unter einander u. s. w. allein aus der Schrift kämpft und sagt: „Ist von wissenschaftlicher Behandlung eines so concreten Gegenstandes, wie der Cultusformen in der evangelischen Kirche die Rede, so ist vielmehr das *faktisch und praktisch sich als Sitte Gestaltende* das Object, welches Vernünftigkeit, Zweckmäfsigkeit, ideelle Wirklichkeit in sich selbst trägt. Dafs das factisch und praktisch Daseiende als das mit seinem Begriffe Identische nachgewiesen werde; dafs, wo die innere Zweckmäfsigkeit sich verbirgt, ein äufserer pädagogischer Nutzen nachzuweisen sei; dafs aus den Verhüllungen des eben in die Aeufserlichkeit Getriebenen die leitende Idee gewonnen werde, ist die anzustrebende Aufgabe"; und verbinden wir damit die andere Erklärung gegen die unmittelbare Application logischer Kategorieen auf den empirisch gegebenen Gegenstand und gegen die Sucht, jede empirische Zufälligkeit als nothwendig begreifen zu wollen (S. 29): „Wir verzichten gern auf diese Kunst, so die geisti-

gen objectiven Mächte der evangelischen Liturgik zu beschliefsen und zu begreifen und begnügen uns in aller Bescheidenheit mit der uns gesetzten Aufgabe, unsern Gegenstand *überhaupt nur dem Gedanken und wo es an der Stelle ist, dem logischen Begriffe näher gerückt zu haben*": so hören wir aus den eigenen Worten des Verfs., welche Stellung und Aufgabe, welchen Umfang und Inhalt er gegenwärtig der Liturgik gibt, und erfreuen uns seines gesunden Sinnes und Strebens.

Der Hr. Verf. ist nämlich offenbar auf dem einzigen Wege, auf welchem einerseits aus den Gefahren jenes Subjectivismus herauszukommen ist, aus welchem die liturgische Unordnung und der Verfall des Cultus selbst entsprangen; aus welchem die tausendköpfigen Wünsche und Theorieen über den besten Cultus geboren wurden; aus welchem die Willkühr der fungirenden Geistlichen ihre Berechtigung herleitete, ihre Angewöhnungen und Eigenheiten, ihre Manier und Singularität am Altar und auf der Kanzel darzustellen; ja aus welchem Principe heraus der ganze Cultus für eine Singularität erklärt werden mufs von beliebiger Einrichtung und zufälligem Bestehen; und auf welchem Wege andererseits jener Objectivismus und Absolutismus vermieden wird, dessen Stabilität allaugenblicklich bald in Revolution bald in Reaction umschlägt und doch mit aller dieser Unruhe im Wesentlichen nicht von der Stelle kommt; mag er als Dogmatismus seine abstracten Theorieen und aprioristischen Schemate unter dem Anspruche ewiger Gültigkeit unmittelbar und ohne Berücksichtigung der natürlichen Grundlage, sowie der historischen Verhältnisse und Bedingungen des eingeleiteten Processes zu verwirklichen streben, oder mag er als Empirismus und Historicismus bis zur Adoration der Aeufserlichkeit fortschreiten und, indem er jedem Ritus, jeder Formel, jeder einzelnen Einrichtung des Cultus als einer unmittelbar göttlichen Institution absolute Bedeutung gibt, sich als Opposition gegen den Fortschritt der kirchlichen Entwickelung konstituiren. Dieser Weg der Rettung für die Wissenschaft ist der einer *Vertiefung in den Gang der Sache* und der *Vermittelung des Allgemeinen und des Einzelnen durch das Besondere*. Der Hr. Verf. befindet sich auf diesem Wege, wie die vorhin angeführten Aeufserungen desselben beweisen; und es ist ein ehrenwerthes Zeugnifs seiner Besonnenheit und seines Taktes, dafs er seine Aufgabe beschränkt, weil es zu einer umfassenden und vollständigen Lösung derselben in ihrer ganzen Gröfse zur Zeit noch an den wichtigsten Vorarbeiten fehlt. Wir haben noch nicht einmal eine brauchbare Geschichte der Agendenbücher; noch nicht eine Geschichte des Kirchengesanges, nicht einmal des evangelischen; noch keine genügenden Untersuchungen über die Völkerindividualitäten, in welchen die allgemeine christliche Kirche sich zur Besonderheit der evangelischen, und zur Bestimmtheit einer Landes-Kirche entwickelte, sowohl nach deren Naturseite hinsichtlich des Bodens, Klimas, Temperaments, der Anlagen, Abstammung u. s. w., als hinsichtlich der historischen, intellectuellen, moralischen, politischen, socialen Verhältnisse, durch welche ihr Gewordensein und ihre gegenwärtige Beschaffenheit local und temporell bedingt ist und bedingt war; ja selbst der Gedanke einer Landeskirche findet noch Widerspruch und Mifsverständnifs von mancherlei Art, und die Furcht, den Cultus, ja die Religion in Folge solcher historisch-philosophischen Untersuchungen als nur zeitliche und zufällige Erzeugnisse weltlicher Kräfte und natürlicher Verhältnisse betrachtet zu sehen, hat noch immer nicht aufgehört, solchen Studien Eingang und Verbreitung zu wehren; kurz, es fehlt noch unermefslich viel, ehe die Genesis des Cultus und seiner Formen historisch so verstanden und dargelegt sei, als es theoretisch damit der Fall ist. Wir wünschen defshalb im Interesse der Sache, dafs der Hr. Verf. sich noch mehr beschränkt, dafs er ausdrücklich nur das Liturgische in der evangelischen unirten Landeskirche Preufsens, welches ohnehin das vornehmste Substrat seiner Anschauungen bildet, zum speciellen Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht haben möchte. Dadurch wäre eine *Bestimmtheit des Gegenstandes* entstanden, auf welche wir grofsen Werth legen. Denn wenn die evangelische Kirche eben so wenig als die allgemeine unmittelbar oder als solche existirt, wenn dies nicht einmal mit der lutherischen der Fall ist, ja nicht einmal mit der deutschen lutherischen, die doch vielmehr nur als die preufsische, sächsische, österreichische u. s. s. historische Wirklichkeit hat; wenn die damit zusammenhangenden Verhältnisse und Zustände auch einen neuen, nationalen

Charakter zu dem confessionalen hinzubringen und eine eigenthümliche Stellung, z. B. der Kunst im Cultus, oder einzelner Formen des Cultus im Gesammtorganismus desselben bedingen; ja, wenn kein einziges Volk den Glauben, das Bekenntniſs, die Kirchenverfassung, die Cultuseinrichtung, auch wenn es dieselben in einer reich ausgebildeten und scharf ausgeprägten Form überkam und wegen mangelnder eigener Entwickelung und Bildung lange Zeit statarisch festhielt, immer so gelassen hat, sondern, indem es sie in seine eigenste Lebensentwickelung aufnahm, sie so zu sagen nationalisirte und akklimatisirte: so ist es von äuſserster Wichtigkeit und gröſstem Interesse, vorerst nur an einem einzigen concreten Falle eine Durchführung dieser allgemeinen Gedanken zu versuchen und zu sehen, wie sich (S. 47) „das Allgemeine durch das Besondere des Volksgeistes, der Landeskirche, der bürgerlichen Gesellschaft mit dem einzelnen Unterthan, Gemeindegliede zusammenschlieſst und zu seiner concreten Wirklichkeit kommt". Dadurch würde denn auch nicht bloſs jene einseitige Behandlung des Allgemeinen, Besonderen und Einzelen vermieden werden, welche diese Momente der Totalität abstract auseinanderfallen läſst und jedes einzelne Moment selbst je nach Neigung und Vermögen zur ausschlieſsenden Dignität des Ganzen erhebt; sondern auch jenes theilweise Zusammenfallen, Vermischt- und Verwechseltwerden dieser Momente, wovon die vorliegende Schrift nicht überall ganz freizusprechen ist. Sie will das Einzelne nicht in seiner Einzelnheit d. h. Empirie und Unverständlichkeit lassen und das Allgemeine soll nicht in seiner Allgemeinheit d. h. Abstraction und Begriffsform bleiben; aber sie hat nicht die Geduld, die Vermittelung durch das Besondere hindurch, welches eben, weil es das Besondere ist, weit auseinandergeht und viel verzweigt und verwachsen ist, gewähren zu lassen. Statt der *historischen* Vermittelung, die zunächst erforderlich wäre, da der Cultus genommen werden soll, wie er ist, und welche viele wünschenswerthe Erklärungen, Aufschlüsse und Erläuterungen geben könnte, wodurch das Einzelne, wenn nicht gerechtfertigt, doch verständlich gemacht würde, tritt sogleich die *logische* ein; es werden überall Gedanken gesucht und, da zugleich das Bewuſstsein vorhanden ist, daſs nicht Alles und Jedes dem Allgemeinen, dem Begriffe entspricht, so sollen es nur *Gedanken ohne die Form des Gedankens* sein d. h. Reflexion eines Subjectes über einen gegebenen Gegenstand. Dieses Subject ist die Mitte, welche das Allgemeine und das Einzelne verbindet, indem es von jenen Gedanken die Anwendung auf die vorgefundenen Existenzen macht und sich den Gebrauch der Kategorieen „der *äuſsern Zweckmäſsigkeit*, *Nützlichkeit*, *des ästhetisch-Schönen* u. s. w." (S. LX und 31) ausdrücklich vorbehält. Hiergegen muſs sich aber die Kritik entschieden erklären, weil durch ein solches Verfahren Alles und Jedes in das Gewand des Gedankenmäſsigen gekleidet und jede beliebige Ordnung und Einrichtung eine gleiche äuſsere und subjective Rechtfertigung empfangen kann. Den Hrn. Vf. bewahrt seine sonstige Bildung und sein praktischer Takt vor argen Miſsgriffen und läſst ihn sich darauf beschränken, den Beweis der Begriffsgemäſsheit z. B. nur auf *den* Cyklus der heiligen Zeiten, nicht aber auch auf *die* Anordnung und Wahl der gebräuchlichen Perikopen, oder auf den Wechsel von Gebeten, Bitten, Fürbitten und Danksagungen, von Anreden und Antworten u. s. w. in der Altarliturgie, nicht aber auch auf die ganze in der preuſsischen Kirchenagende dafür vorgeschriebene Einrichtung gehen zu lassen. Aber in dem Urtheil über die Sache kann dieser Umstand nichts ändern. Man muſs vielmehr fragen: wo ist der objective Grund, wo das wissenschaftliche Recht zu einer solchen Auswahl? wo ist die Grenze zwischen dem Begriffsgemäſsen und dem Nur-nicht-gedankenlosen? wo der Unterschied zwischen dem concret-Einzelnen, welches die individuelle durch das Besondere vermittelte Wirklichkeit des Allgemeinen ist, und zwischen dem abstract-Einzelnen von nur empirischer Existenz, von nur temporeller und lokaler Bedeutung? wo bleibt endlich die Befugniſs der Kritik und Reformation?

(Der Beschluſs folgt.)

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst praktischen Beilagen, verfaſst von Friedr. Wilh. Klöpper.

(Schluſs.)

Denn jene Kategorieen der Zweckmäſsigkeit, Nützlichkeit u. s. w. sind nicht bloſs subjectiv, sondern auch unbestimmt und von schlechter Allgemeinheit; sie geben kein Kriterium für die Erkenntniſs der „Weisen, *welche das Leben sich selbst geschaffen hat*, welche also aus dem *Triebe*, dem *ewigen Bedürfnisse*, hervorgegangen sind" (S. 11); sie lassen vielmehr zu, jedes Daseiende als eine „ehrfurchtsvolle *Wirklichkeit*" zu betrachten; sie rechtfertigen die katholische Meſsliturgie und den Gebrauch der lateinischen Sprache im Cultus eben so gut, als die Abrogation derselben in der evangelischen Kirche; sie vertheidigen, wenn es darauf ankommt, auch den Exorcismus bei der Taufe in der crassesten Gestalt veralteter Formulare; auch die einst so beliebten Casual-Gesänge und Gebets-Beispiele für die allerspeciellsten Fälle, sogar für den Dachdecker, der vom Thurme fällt; auch die bis ans Sinnlose und Ekelhafte streifenden Ausdrücke in einzelnen Liedern noch gangbarer Gesangbücher, welche der Gemeinde anmuthen zu singen, was gar nicht zu singen, kaum zu sagen ist; kurz, sie sind grade das „meilenweite Netz" (S. 29), dessen Gebrauch der Hr. Vf. mit Recht ablehnt und fürchtet.

Was nun den speciellen Inhalt der vorliegenden Schrift angeht, so beginnt derselbe sachgemäſs im ersten Abschnitt (S. 33—90) mit einer Darlegung der dem *Cultus* überhaupt wesentlichen Bestimmungen. Mit gutem Rechte verschmähet der Hr. Verf., um den Begriff des Cultus zu gewinnen, den etymologischen und den psychologischen Weg, und geht gradeswegs von dem Begriffe der Religion aus, der aus seiner Abstraction sich zur ideellen Wirklichkeit im objectiven Geiste der religiösen Gemeinde befreiet, und „diese Objectivität ist der Cultus". Daher konnte der Hr. Verf. auch schon vorher (S. 13) als einen der vornehmsten Gesichtspunkte der Auffassung des Cultus den angeben, daſs derselbe in seinen gegliederten Acten nicht einzig und allein die Weiterbildung der Gemeindeglieder in ihrem religiösen Wissen und Verstehen bezwecken solle, sondern eben so sehr *eine adäquate Weise der Bethätigung ihres gläubigen Standpunktes* gewähre. In gleichem Sinne heiſst es später (S. 46): „der Cultus ist daher *ebensosehr die Wirklichkeit der Religionslehre, als der Gläubigkeit jedes Einzelnen*"; er „sichert auch das *objective Bestehen der Religion*"; denn im Cultus „tritt die Religion aus der *Zufälligkeit ihrer Existenz*, wie sie in einzelnen Individuen ist, heraus, wird zur *Wirklichkeit der Idee*, — sie wird *objectiv*"; und (S. 47) „im ursprünglichen Cultus, wie solcher seinen historischen Ausgangspunkt an einem Religionsstifter hat, ist *Glauben und Thun, Religionslehre und Gottesdienst in ungetrennter Einheit da*". Dann kommt die schon oben angeführte Stelle von dem Sichzusammenschlieſsen des Allgemeinen durch das Besondere mit dem Einzelnen. Etwas unklar und wohl nicht ganz richtig sind in dieser Exposition (S. 39) die 3 Momente angegeben, welche den Cultus constituiren, nämlich 1) die religiöse Gesinnung, 2) die gemeinsame Bethätigung derselben, 3) das religionsphilosophische Bewuſstsein. Dieses letztere soll wohl darauf gehen, daſs der Cultus eben so sehr, als durch die Masse der Gläubigen selbst, durch die mehr dem Wissen und der religiösen Intelligenz Angehörenden bedingt ist, welche als das Bewuſstsein des Gemeindekörpers auftreten und überwiegend zur Mittheilung und Leitung befähigt sind. Ich erlaube mir in dieser Beziehung auf meine kurz zuvor in diesen Blättern erschienene Recension von Ehrenfeuchters Theorie des christlichen Cultus zu verweisen, und

führe hier nur an, dafs jene 3 Momente wohl besser so zu bestimmen sind: 1) das allgemeine, absolut Bestimmende, die *Religion*, 2) das besondere, objectiv Gestaltende und historisch Modificirende, *die Kirche*; 3) das einzelne, den Cultus individualisirende und in Gefühl, Wort und Handlung verwirklichende *Subject*. Dadurch würde zugleich eine sichere Grundlage für die Auffassung des Gebetes oder vielmehr der *Anbetung* als der substanziellen Grundlage des erscheinenden Cultus und zu der Entwickelung derselben in ihre organischen Acte gewonnen sein, welche im Allgemeinen als Gebet, Predigt und Sacrament bezeichnet werden können und worauf der Hr. Verf. kommt, nachdem er sehr treffend die Stufen, welche der christliche Cultus in der apostolischen, mittelalterigen und protestantischen Kirche durchlaufen hat, charakterisirt, und die vornehmsten irrthümlichen Auffassungen des Cultus näher beleuchtet hat. An diese Entwickelung schliefst sich eine gelungene Darstellung der symbolischen Sprech- und Handlungsweise des Cultus an, welche manche praktische Winke zur ernstlichen Beherzigung für die Gegenwart enthält; und der ganze Abschnitt schliefst mit einer richtigen Angabe des Verhältnisses der Kunst zum christlichen Cultus. Der zweite Abschnitt behandelt (S. 91—121) die *heiligen Zeiten, Orte, Gebäude und Sachen*; denn „die Religion hat neben ihrem ewigen Ursprung und Dasein im Innern auch eine geschichtliche Manifestation" und „tritt in Form eines Factums ins Leben"; und „der Cultus als die Manifestation des Innerlichen mufs gleichwohl der Explanation des Historischen ... ihr Recht widerfahren lassen". Wir zeichnen in Bezug auf die christlichen Feste zwei Bemerkungen als besonders wichtig, wenn auch nicht als neu und eigenthümlich aus; zuerst die, dafs sie „nicht einzig und allein den Charakter der Erinnerung an denkwürdige Begebenheiten haben, sondern dafs die zum Grunde liegenden Facta zugleich *absolute gegenwärtige Momente der Kirche, der Gemeinde und des gläubigen Einzellebens ihrer Glieder* sind" (S. 93); dann die andere (S. 105 sq.), dafs die ganze Reihe von Trinitatissonntagen „eigentlich eine *Individualisirung der Pfingstidee*" ist und dafs „das *ächt Ethische* des Christenthums als eine „Frucht des göttlichen Geistes" im Cultus an jenen Sonntagen vorzugsweise zu seinem Rechte kommen mufs. Ueber die Orte und Gebäude vergleiche man die betreffenden Stellen in Hegels Aesthetik. Eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten des Kirchenregimentes verdient die S. 116 sq. in Anregung gebrachte Nothwendigkeit, auf eine die Gemeinde nicht drückende Weise *bleibende* Mittel als Fonds zur Beschaffung des zum Cultus Erforderlichen zu eröffnen; denn „die protestantische Kirche hat nach dieser Seite hin immer zu wenig gethan, weil sie die äufsere Kirche zu gering stellte". Wir versagen es uns nur ungern, auf diesen wichtigen Gegenstand hier näher einzugehen. Der dritte Abschnitt (S. 122—250), die *heiligen Handlungen und Darstellungen* in sich fassend, bespricht zuerst den *Gesang* mit Kenntnifs des bisher Geleisteten und mit Einsicht in die noch vorhandenen Mängel. Hoffen wir hinsichtlich des Historischen auf die baldige weitere Mittheilung der von Winterfeldschen Forschungen, und was die praktische Ausführung betrifft, auf die Vorbildung in den Schulen und auf die auch in unserem Volke neu erwachte und gepflegte Liebe zum Gesange! Mit Recht erklärt sich der Hr. Verf. gegen die in neueren Zeiten erhobene Forderung eines viertimmigen Gemeindegesanges, auch abgesehen von der gegenwärtigen Unausführbarkeit desselben. Die zweite Unterabtheilung dieses Abschnittes stellte die *Liturgie* dar, welche eine Totalität des christlichen Bekenntnisses bildet, während der Gesang nur immer eine vereinzelte Seite des christlichen Glaubens und Lebens ausspricht. Unter dem vieldeutigen und historisch für ganz verschiedene Begriffe und Gegenstände gebrauchten Worte Liturgie wird hier nämlich der Gebetsact am Altar verstanden. Dieser Act, der aus der Abendmahlsfeier der ältesten Kirche entstanden ist, trägt „den Hauptcharakter der Andacht und zwar den des *gemeinsamen Bekenntnisses in seiner Totalität*" an sich und ist „das *Vehikel der Uebereinstimmung der Gottesdienste einer Landeskirche*" (S. 139). Sehr gelungen ist die Nachweisung des Organismus, der *Gliederung* dieses Actes und der Nothwendigkeit einer *Wechselwirkung zwischen der Thätigkeit des Liturgen und der Gemeinde* (S. 148 sq.); wobei wieder die Besonnenheit und der praktische Takt des Hrn. Verf. auszuzeichnen sind, durch welche es ihm möglich wird, bei aller Anerkennung des uns in praxi hierin noch Mangelnden, sich des durch die Bemühungen des preufsischen Kirchenregimentes seit 1820 Geleisteten und Angeregten

zu erfreuen und die wesentlichen Punkte mit Wahrheit, Verstand und Geschicklichkeit herauszuheben. Dann folgt eine Betrachtung der *Predigt* vornämlich aus dem liturgischen Gesichtspunkte, in welchem Theile des Cultus der sich individualisirende kirchliche Geist, wie er *zu jeder Zeit der kirchlichen Entwickelung sich modificirt*, seinen Interpreten findet und die christlichreligiöse Bildung reflectirt, wie sie in den Gemeinden eines Landes und einer bestimmten Zeit jedesmal ist; ferner der *Katechismuslehre*, in so fern sie ein Bestandtheil des Cultus ist, nämlich in der Prüfung der Confirmanden vor der Gemeinde und den kirchlichen Katechisationen mit den Erwachsenen; endlich der Feier des *Altar-Sacramentes* als eines integrirenden Bestandtheils des Hauptgottesdienstes, in welcher Feier der „totale Zusammenfluſs der gottesdienstlichen Verrichtungen" ist. Der Raum gestattet nicht, aus der Fülle trefflicher Bemerkungen in diesen 3 Abtheilungen Einzelnes herauszuheben; nur können wir uns nicht enthalten, noch ganz besonders auf die Nachweisung des Fehlerhaften in den meisten liturgischen Anreden unmittelbar vor der Consecration und Distribution des heiligen Abendmahls, so wie auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, daſs die Absolutionsformel nach der Beichte weder optativisch noch conditionell, sondern *kategorisch* sei. Der vierte Abschnitt (S. 251—272) stellt zuerst den *vollständigen concreten Gottesdienst* in seiner organischen Totalität dar; bekämpft dann die Forderung eines *gesonderten* liturgischen und Predigt-Gottesdienstes mit triftigen Gründen; erklärt sich dagegen nach dem Vorgange von Hüffell und Vetter dafür, daſs die evangelische Kirche von Zeit zu Zeit eigene Gottesdienste in ihrem Schooſse entwickeln möge, worin, wie in der alten Kirche, die Abendmahlsfeier den Mittelpunkt bilde, und daſs diese Gottesdienste gleichsam zu *Festen des Sacramentes* erhoben würden, als würdige Seiten- und Gegenstücke zu dem festum corporis domini (und auch wohl zu der abgesonderten Messe) in der katholischen Kirche; und bespricht zuletzt die Cultushandlungen, die nach der gegenwärtigen Praxis *auſserhalb* des Gottesdienstes fallen oder demselben doch nur lose angehängt werden, unter dem Gesichtspunkte, daſs jede auſserordentliche Weihung bedeutender Art immer mitten in den Cultus hineinzuziehen sei. Der fünfte Abschnitt (S. 273—329) behandelt nun das Liturgische des *Taufsacraments und der übrigen evangelischen Benedictionen*, nämlich der Confirmation, der Trauung, der kirchlichen Begräbnisfeier, der Ordination und Installation der Geistlichen, der Weihungen von leblosen Dingen. „Es hat uns immer scheinen wollen, als wenn das moderne Abschwächen der alten Formen (des Exorcismus) grade das Unrechte, zu Abgeschmacktheiten Führende sei; vielmehr sollte man sich theologisch nach dem *einfachen Sinn* des Actes umsehen und ihn dann, geleitet von der vernünftigen Einsicht in die Bedeutung desselben, von Seiten des Kirchenregiments *neu schaffen*". Gewiſs! — Eine besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen über die *Fassung des Amtseides!* ein in den religiös-kirchlichen Bewegungen der Gegenwart so wichtiger und so schwieriger Punkt. — Angehängt sind (S. 329—336) ergänzende Schluſsbetrachtungen zum 3. 4. u. 5. Abschnitt, *a*) über die Nothwendigkeit einer festen Altarliturgie und des Agendarischen bei den übrigen Amtshandlungen, *b*) über das Bedenken, daſs durch die fixirte aus alterthümlichen Elementen bestehende Agende der fortschreitende Geist der Kirche aufgehalten werde. Der 6te Abschnitt endlich bespricht der Natur der Sache nach kurz (S. 337—343) die liturgische *Ausführung des Rituals* sowohl hinsichtlich der *Personen* als des *Charakters der Action*. Dies faſst Ehrenfeuchter besonders schön und tief. — Unter den 8 Beilagen sind die 4 ersten wohl die interessantesten; sie enthalten 1) eine summarische Uebersicht der Liturgie des Jacobus nach Fabricii cod. apocr., welche so wie die übrigen sogenannten apostolischen Liturgieen die Elemente des spätern ordo und canon missae keimartig enthalten; 2) die katholische Meſsliturgie für I Advent. vollständig; 3) die Altarliturgie der schwedischen Kirche nebst Ritus der Communion; 4) die Liturgie der englischen Hochkirche, in summarischer Angabe der einzelnen Theile; — alle vier in deutscher Uebersetzung.

Vieles von dem, was der Hr. Vf. hier angeregt hat, verdient von Seiten des Kirchenregimentes im Verein von Synoden ernstlich erwogen zu werden und wir schlieſsen in dieser Beziehung mit dem Wunsche des Hrn. Vfs., daſs die fernere Entwickelung der evangelischen Kirche nicht den Geist in der Cultur der abstracten Form suchen, sondern daſs sie diese vielmehr aus jenem entlassen möge. Moll.

XVII.

Die homerische Theologie in ihrem Zusammenhange dargestellt von Karl Friedrich Nägelsbach, Prof. am K. B. Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg, 1840. im Verlage von J. A. Stein. 350 S. gr. 8.

Um ein Volk, eine Zeit, einen Mann zu würdigen, dazu gehört vor allem Berücksichtigung ihres Verhaltens zum Ueberirdischen, Betrachtung ihrer religiösen Einrichtungen, Gewohnheiten, Vorstellungen, Ansichten und Meinungen. Denn hier ist der Kern des geistigen Lebens: von diesem Centrum aus erkennt man alle seine Gestaltungen klar und richtig. In dieser Art ist bis jetzt noch wenig, und das Wenige nicht immer in der rechten Weise geschehen. Wie wichtig wäre eine solche Auseinandersetzung, z. B. bei den griechischen Tragikern, zumal bei Euripides, dessen Verkennung wohl zur Hälfte auf Rechnung des Mangels an solcher Einsicht zu setzen ist! Klausens theologumena Aeschyli leisten das Geforderte bei weitem nicht. Wie die Götter geheifsen haben, was sie ursprünglich bedeuteten, und wie viel ihrer waren, ist hier ziemlich gleichgültig: es handelt sich lediglich darum, was dieselben den Menschen waren, welchen Einflufs der Glaube an sie auf Geist und Herz ausübte, und wie sich ihm gemäfs das Leben und die Begriffe gestalteten. Allein leider sind wir zur Beurtheilung des antiken Heidenthums meistens noch nicht frei genug von Vorurtheilen, lassen uns durch Namen irre machen, können uns nicht von Dogmen losmachen, und vermögen nicht abzusehen von unseren socialen Verhältnissen und Gewohnheiten. Bei den meisten Menschen steht es als Axiom fest, dafs im Heidenthum nichts Gesundes zu entdecken sei; folglich achtet man es auch nicht der Mühe werth, auf die eigentliche Religion der alten Völker einzugehen, und heftet sich darum an die Mythen, als die tiefsinnigen Reste einer Uroffenbarung. Möchte doch die monströse *mythologische* Litteratur recht bald einer *theologischen* des Heidenthums Platz machen, die allein zu leisten vermag was Noth thut.

Die vorliegende Darstellung der religiösen Denkungsweise, welche in den ältesten und wichtigsten Denkmählern der griechischen Literatur vorgefun wird, ist sehr dankenswerth und in jeder Bezieh interessant: denn sie ist gleich belehrend für das V ständnifs des Dichters wie für die Anschauung griechischen Alterthums und die Würdigung des a quen Lebens überhaupt, und behandelt alle die w tigsten Fragen der Religion und Moral. An der V abfassung dieser Schrift haben Kopf und Herz Verfs. gleich vielen Antheil gehabt, und sie gi Zeugnifs von der Trefflichkeit beider. Das eig religiöse Leben des Verfs. machte ihn geschickt, Analoge in den Gesinnungen der homerischen M schen zu finden und zu würdigen; richtiges, unbes chenes Gefühl bewahrte ihn vor Mifsachtung und gerechter Verurtheilung des Fremden; Besonnenh und echtklassische Bildung erhielten ihn überall a der rechten Bahn und frei von Verirrungen. Der V „wollte den Inhalt, Umfang und Gehalt der home schen Gotteserkenntnifs darstellen" — „er nahm si das Wissen des homerischen Menschen von der Got heit und die Wirksamkeit, die Bethätigung dies Wissens in Glauben und Leben, keineswegs aber d Geschichte der Gottheiten in der dichtenden Phant sie des Hellenenvolks, zum Gegenstand". Demnac untersucht er zuerst die Leiblichkeit und geisti Natur der Gottheiten, ihre Seeligkeit und Unsterblic keit und die Beschränkungen, denen dieselbe unte liegt, über ihr Walten im Leben, Thun und Denk der Menschen. Sodann betrachtet er die Gliederu der Götterwelt, namentlich den olympischen Staat, u des Zeus Verhältnifs zu den mächtigsten, ihm am näc sten stehenden, Gottheiten, so wie auch zur Mei Weiter handelt er von der Gotteserkenntnifs und Offe barung, dem persönlichen Verkehr mit der Gotthe von τέρας, σῆμα und ὄσσα, von den Träumen u. s. w ingleichen von der praktischen Gotteserkenntnifs od der Pietät, vom Cultus sammt den Opfern und Gel ten, von der Ethik und den sittlichen Instituten (Eh Familie, Staat und Völkerrecht). Von da geht er üb zu den Begriffen von Sünde und Sühnung, von ἄτη u ὕβρις, von den Motiven zur Meidung des Bösen u zum Rechtthun, von der Zurechnung, von der Str gerechtigkeit der Götter und der Sündenvergebun

(Der Beschlufs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Die homerische Theologie in ihrem Zusammenhange dargestellt von Karl Friedrich Nägelsbach.

(Schluſs.)

Endlich entwickelt er die Ansichten des Zeitalters über Leben und Tod, Freud und Leid, forscht nach dem Trost und der Beruhigung, welchen bei herben Unglücksfällen die Religion bieten konnte, und betrachtet genauer die Vorstellungen vom Wesen der Seele und ihrer Berechtigung zu künftiger Fortdauer.

Weitläuftigere Mittheilungen aus dem Inhalte dieses Buches scheinen nicht nöthig, weil zu hoffen ist, daſs dasselbe bereits in den Händen aller derer sich befindet, die sich für Homer und das griechische Alterthum interessiren, und jedermann sich leicht durch eigne Anschauung überzeugen kann, mit welcher Gründlichkeit, Umsicht und Hingebung geprüft, mit welchem, nicht auf Seltsamkeiten und Spitzfindigkeiten gerichteten, Scharfsinn geforscht, mit welcher Unbefangenheit geurtheilt, mit welcher Klarheit dargestellt ist. Bei solchem Verfahren sind bedeutende Irrungen weder im Allgemeinen noch im Einzelnen möglich, und Ref. hat auch kaum *einen* Punkt gefunden, in welchem er nicht mit dem Verf. übereinstimmte. Jedoch hinsichtlich einiger Grundansichten bekennt er nicht überzeugt worden zu sein, welches zu erörtern ihm ersprieſslicher scheint als das Abbürsten von Fäserchen, ausgenommen bei Schulbüchern, wo auch die angeflogenen Fäserchen von Bedeutung sind. Möge in dieser Mittheilung der Verf., als der Freund, dem Ref. so vielfache Belehrung und Anregung verdankt, nichts als das Streben nach möglichster Uebereinstimmung mit seinen Ansichten erkennen!

Es ist nützlich und nothwendig, bei der Auseinandersetzung der heidnischen Ansichten die christlichen zu berücksichtigen, und beide an einander zu halten. Doch sollte dieſs nur zu dem Zwecke geschehen, um das Wesen der mit einander verglichenen Religionen desto deutlicher einzusehen, und ihre Verschiedenheiten fühlbar und anschaulich zu machen, nicht aber, um den Werth oder Unwerth der einen Religion nach dem zu bemessen, was sie mit der anderen gemein hat oder worin sie von ihr abweicht. Die griechische Religion war die vollkommenste *für das Griechenthum*, das Christenthum ist die vollkommenste *für uns* und die neuere Zeit überhaupt: um sie an einander zu messen, dazu sind sie zu verschiedenartig. Wird wohl der Naturforscher, wenn er den Organismus des Adlers betrachtet, die Zweckmäſsigkeit der einzelnen Organe nach ihrer gröſseren oder geringeren Annäherung an die menschlichen bemessen? oder wird er den Löwen tadeln, daſs er keine Hörner, den Menschen, daſs er keine Flügel hat? So kann man wohl auch bei Betrachtung des homerischen Heidenthums nicht den christlichen Glauben an die göttliche Gnade vermissen: denn dieser Begriff, so wie er im Geiste aufgenommen ist, macht sogleich jenes ganze Heidenthum daraus verschwinden. Organisch gestaltet sich alles, was zum Wesen des menschlichen Geistes gehört, mag er es nun empfangen oder aus sich hervorbringen; also auch die Religion. Jeder Organismus aber ist in sich vollendet und vollständig, entbehrt nichts, das er braucht, und vermiſst auch nichts, auſser dann, wenn er bereits in sich zerrüttet und der Auflösung nahe gebracht ist. Hat wohl irgend jemand bei Homer ein Unbehagen am Bestehenden, ein solches Gähren und solche Wirren wahrgenommen, wie in unserer, offenbar nach etwas Neuem ringenden, Zeit? Worin wäre denn also bereits beim homerischen Alterthume ein Sehnen und Ringen des Weltgeistes nach dem Besitz einer mehr befriedigenden Offenbarung zu erkennen? Vielmehr ist dieses nach der Wahrnehmung Anderer erst bei der Auflösung des Heidenthums eingetreten, wo es

machen im Stande ist, unbewufst geblieben, an Niemandem unbeachtet vorübergegangen und darf als allgemein anerkannt vorausgesetzt werden: auch bewegt sich ein grofser Theil des in den beiden vorliegenden Bänden der Oeffentlichkeit übergebenen und auch in den meisten Fällen gründlich, oft erschöpfend verarbeiteten Materiales auf dem vom Refer. angegebenen Gebiete. Wol nirgends, selbst nicht bei *Mannert*, findet man so klare und bestimmte Erörterungen über die von Horaz erwähnten Localitäten der damals bekannten Welt, wie hier: aber, aufser diesem unzweifelhaften Verdienste, welches Niemand streitig zu machen sich veranlafst oder berechtigt fühlen kann, mufs auch hervorgehoben werden, dafs die schwierige und noch immer ungelöste Frage über eine auch nur einigermafsen zureichende Chronologie der Horazischen Gedichte (eines Werkes von verhältnifsmäfsig nur geringem Umfange) aufgestellt werden könne, oder ob darauf gänzlich verzichtet werden müsse, ihrer Lösung wenigstens in einzelnen, wenngleich nach des Refer. Meinung nur untergeordneten Punkten, näher geführt worden ist, als es bisher von Männern, wie *Vanderbourg*, *Richter*, *Francke*, *C. Passow*, *Grotefend* *), *Zumpt* **), *Kirchner*, *Obbarius*, *Th. Schmid*, *J. C. von Orelli*, *Fr. Jacobs*, *Weichert*, *Jahn*, *Fürstenau* u. m. a. in jüngster Zeit und bei einzelnen Fragen nicht ohne Glück versucht wurde. Doch darf auch hier von vorn herein der Tadel nicht unterdrückt werden, dafs mitunter Annahmen sich finden, die auf reiner Hypothese beruhen, oder für die sich Wahrscheinlichkeitsgründe nur auf die allergezwungenste Weise aus einzelnen unzulänglichen Andeutungen herausdemonstriren lassen, oder die endlich nur auf reinen Schlüssen, der äufseren herkömmlichen und traditionellen Anordnung gemäfs, basirt sind. So soll Epode XIII. nach *Walckenaer* (I, p. 198 f.) am 8. December 714 geschrieben sein, „am Geburtstage des Horaz". Wo steht denn aber auch nur Ein Wort von dies natalis, oder wo ist auch nur in dem ganzen Gedichte eine einzige Anspielung auf denselben? Ebenso ist unbedingt zu tadeln, dafs der Verf. mitunter Dinge un Beziehungen auf Ereignisse in den einzelnen Gedicl ten, besonders in den lyrischen, findet, deren Annahm durchaus willkürlich und selbst unstatthaft ist. Ei recht schlagendes Beispiel dazu liefern die Bemerku gen über Od. I, 38. (Hist. VII, 8. Vol. I, p. 453 ff.) Ja, um zu zeigen, an welchen wesentlichen Mängel die in dem vorliegenden Werke aufgestellte Chronolo gie des Horaz leide und mehr auf reiner Conjectu als auf inneren Gründen und bestimmten äufsere Nachweisungen beruhe, will Ref. ein Paar Beispiel genauer durchgehen. Es steht fest, dafs die klein in Satir. I, 7. auf höchst burleske Weise vorgetragen Anekdote im J. 42 v. Chr. (J. d. St. 712) sich zug tragen haben müsse, da es ausdrücklich in V. 18 heifst:

— — — *Bruto praetore tenente*
Ditem Asiam — — — —

Walckenaer sagt über dieselbe (I, p. 70): Il ne fa donc pas nous étonner si, de tous les vers qui nou restent d'Horace, les premiers en date sont une court satire, etc., spricht also mit bestimmten Worten di Ansicht aus, dafs das kleine Gedicht in derselben Ze geschrieben worden sei, in der die Anekdote sich zu getragen habe. Gerade das Gegentheil erhellt au des Dichters eigenen, kurz zuvor angeführten Worte welche nur dann einen bestimmten Sinn erhalten, wen man sich vorstellt, dafs es sich eben um eine alt Geschichte, die, wer kann wissen zu welchem Zweck von Horaz bei irgend einer Gelegenheit aufgetisch oder vielmehr aufgefrischt wurde, handelt. Wäre si unmittelbar nach dem Ereignisse selbst niedergeschri ben worden, sicherlich würden wir andere Ausdrück finden: kurz das Urtheil des Lesers wird gewifs m dem des Refer. übereinstimmen, wenn dieser behaup tet, es müsse dies eben eine Anekdote aus früher Zeit her sein. Man beachte nur in v. 4. habebat man vergleiche, was zu v. 8. Torrentius über den S senna aus Dio Cassius, um die Anspielung zu erlä tern, beigebracht hat, und man wird, schon aus let terem Grunde allein, zu der Ueberzeugung gelange dafs die Abfassung des Gedichtes in eine viel späte Zeit fallen müsse. —

*) S. *Ersch und Gruber, Encyklop.* Sect. II, Th. X.

**) S. diese *Jahrbb.* 1833, *Nov.*, S. 659 ff.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Histoire de la vie et des poésies d'Horace, accompagnée d'un portrait et d'une carte. Par M. le baron Walckenaer.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Verf. in III, 19. Vol. 1, p. 175, die Epoche, in welcher der poëtische Angriff auf Sextus Maenas (Epod. 4) erfolgte, mit Hülfe der geschichtlichen Andeutungen, welche sich bei Dio Cassius finden, festgestellt hat, fährt er, mit Bezug auf das berühmte Gedicht Epod. 2. fort: La satire se montre sous des traits moins rudes et moins hostiles dans l'épode 2, *qui fut écrite à la même époque.* Nun läfst sich doch wohl mit Fug und Recht fragen, wo auch nur die geringste Andeutung an eine Zeitbestimmung in diesem Gedichte liege? Die Scholiasten, welche noch den alten verloren gegangenen *libellus temporum* benutzen konnten, schweigen. Man kann sich also nicht genug über die Willkürlichkeit wundern, mit der Epod. 5. 6. 10. 4. 2. 13. 17 (eben so Od. 2, 7. 4, 12) in das Jahr 715, dagegen Epod. 3. (und zwar dies Gedicht allein unter allen der ganzen Sammlung) in das J. 716 verlegt werden. Vielmehr ist die Vermuthung von *Gesner*, dafs das ganze Gedicht nur eine Erweiterung des Schlufsgedankens in Epod. I, 32 ff. sei:

— — — *haud paravero,*
Quod aut, avarus ut Chremes, terra premam,
Discinctus aut perdum ut nepos —

mehr als wahrscheinlich, wenigstens rechtfertigt dieser Umstand die auf uralter Ueberlieferung beruhende Stellung. Nach W. soll Epod. 1. erst im J. 734 geschrieben sein, und wenn es wirklich bei irgend einem Gedichte an historischen Anspielungen, welche zu einer Gewifsheit über die Zeit der Abfassung führen können, nicht mangelt, so ist es dieses. Hiernach dürfte man wohl mit einiger Sicherheit annehmen können, dafs Epod. 2. ebenfalls im J. 734 oder kurz nachher geschrieben sei. Wenn Persici apparatus erwähnt werden (Od. 1, 38, 1.), wenn Achaemenium costum (Od. 3, 1, 44), u. ähnl., so müssen nach W. dergleichen Gedichte in Jahren geschrieben sein, wo Partherkriege im Oriente drohten oder wirklich gekämpft wurden; wenigstens findet man dieselben durchgängig in solche Jahre verlegt. Nach dieser Argumentationsweise könnte man schliefsen, dafs z. B. das schöne Lied von *Béranger:* Captif au rivage du Maure u. s. w. erst nach der Bekriegung und Eroberung Algiers durch die Franzosen geschrieben sei, was in der That nicht der Fall ist, während man aus den Versen des Gedichtes: Le poète de la Cour:

Moi je chante l'Espagne heureuse,
Pour toi je ne puis plus chanter —

sehr leicht ersieht, dafs es im J. 1824 geschrieben sein müsse. Man verzeihe diese anscheinend fremdartigen Beispiele; sie sind für den *französischen* Verfasser, aber in so fern vielleicht auch in anderer Beziehung nicht ganz unpassend, als eine Parallele zwischen Horaz und Béranger überhaupt kein uninteressantes Resultat gewähren würde. Beispiele dieser Art aus dem Werke zu häufen, kann keinem aufmerksamen Leser, und namentlich keinem Kenner des Horaz, schwer fallen; Ref. begnügt sich daher mit den obigen, die instar omnium gegeben sein mögen. Doch mufs, in Beziehung auf die Chronologie der horazischen Gedichte, welche als der anerkannte Hauptzweck des Werkes ausgesprochen worden ist, noch ein anderer Punkt mit schwerer Rüge belegt werden, wodurch die ganze Tendenz des Buches von vorn herein verdammt werden mufs: nehmlich die Behauptung, dafs Horaz neben einander und zu gleicher Zeit Sermonen, Episteln und Oden nicht allein geschrieben (denn dies wäre in einzelnen Fällen leicht möglich), sondern auch *herausgegeben* habe, während doch schon von Bentley auf das Entschiedenste und Klarste nachgewiesen worden ist,

dafs die Publication der einzelnen *Bücher* in verschiedene genau bestimmbare Epochen fällt. Hierüber sind alle Kritiker von einiger Bedeutung seit geraumer Zeit mit Bentley und unter sich in völligem Einklange, und die so gewonnene Basis von Neuen nicht etwa durch Gegenargumente umgestofsen, sondern *ignorirt* zu haben, ist es, was wir dem Vf. zum schweren Vergehen anrechnen müssen. Auch betrühen häufige Ausbrüche schnurriger, aber echtfranzösischer Nationaleitelkeit, die nicht alle sammt und sonders so unschuldiger Natur sind, als der Anfang des ganzen Werkes: Si *de Paris* on se rend à Constantinople par la voie de terre, on arrive à Salonique, *où réside un consul français.* Mit dieser für das Leben und die Gedichte des Horaz völlig unwichtigen Notiz wird, wie gesagt, das Werk eröffnet, ohne dafs auch nur eine Art von Vorwort zur Orientirung des Lesers beigetragen hätte, ohne dafs derselbe, was er erst mehrere Seiten später erfährt, zu ahnen im Stande wäre, dafs die eigentliche Absicht des Verfs. dahin geht, das Schlachtfeld von Philippi dem Publikum vorzuführen, um von hier aus einen Ausgangspunkt für das Leben des Dichters zu gewinnen. Der rhetorische Pomp, mit welchem die ganze höchst überflüssige und in der That höchst störende Schilderung eingeführt wird, macht den Eindruck, den das Ganze zurückläfst, nur um so lächerlicher, und mancher Leser dürfte das Buch von vorn herein aus der Hand zu legen geneigt sein, wenn nicht sogar hier in höchst widerwärtigen Zeilen sich bald die Liebenswürdigkeit und tiefe Gelehrsamkeit des Verfs. fast unwillkürlich Bahn brächen.

Bleiben wir nun zuvörderst noch bei einer Anzahl von Punkten und Stellen stehen, die in der einen oder der anderen Beziehung unbedingten Tadel verdienen, und kommen wir dann auf die verdienstlichen Seiten des Werkes, welche dasselbe, trotz aller noch so mannigfachen Ausstellungen und offenbaren Schattenseiten, der Gelehrtenwelt empfehlen müssen. Nur Jemand, der mit der Lektüre der lateinischen Dichter sehr vertraut ist, wird die übergrofse Anzahl von falschen Citaten, von denen das Buch nach echtfranzösischer, eben sowohl dem Verf. als den Setzern beizumessenden Manier wimmelt, sofort zu verbessern im Stande sein können. Aber die Citate sind nicht allein häufig falsch, sie sind noch viel häufiger unnütz oder entbehrlich (so z. B. I, S. 7, Anm. 3: das Citat Od. 3, 13 ff.), ja oft wahrhaft monströs; z. B. Tom. I, p. 15 Anm. 1 steht: *Macrob.* Saturnal. lib. CCXVII, t. 6, p. 342, edit. Gronov. 1670, in 8. — p. 18, Anm. 2: *Persius*, Satir. v. 30 (eine Nachweisung, die, wie beiläufig bemerkt wird, sogar nicht einmal den angezogenen Schriftsteller betreffen kann); — p. 82, Anm. Horat. Carm. VII, 2, 9; — p. 89, Anm. 1: „Epod. 4." grundfalsch, eben so wie das Citat aus Ovid, de A. A. III, 330—337 auf p. 114. — Falsch sind ferner, um noch eine Anzahl von Beispielen anzuführen, auf p. 164, Anm. 3: Epod. III, 17. Serm. I, 8, 24 — 95. Carm. II, 1, 48. — Tom. I, p. 310, not. 1. steht: „Ovid. Fast." IV; V, p. 111 à 116. — p. 497 liest man: „Zimm. Rechtgeschichte" (sic!), ohne weiteren Zusatz. Wird hierin wohl jemand sofort *S. W. Zimmern, Geschichte des röm. Privatrechts bis auf Justinian*, Heidelberg 1826—29, 8. erkennen? — So ist ferner II, p. 50, Anm. 7. die Stelle des Persius falsch, eines Dichters, der überhaupt vorzugsweise Veranlassung zu dergleichen Ausstellungen gegeben hat.

Doch genug der einzelnen Beispiele, die sich bei dem überschwenglichen Reichthume an Citationen bis in das Unendliche vermehren liefsen, wenn es hier darauf ankommen könnte, ein vollständiges Druckfehlerverzeichnifs nachzuliefern, was nicht blofs die Zahlen in den angezogenen Belagstellen, sondern noch viel häufiger die Namen der citirten Schriftsteller und die Titel ihrer Werke betreffen würde. Auch hiervon einige wundersame Notizen: So tritt uns entgegen I, p. 27, not. 1. ein *Westenius* statt *Wetstenius*, p. 84 ein *Rutgerius* statt *Janus Rutgersius* (dessen überaus schätzbare und verdienstvolle Variarum Lectionum libri sex, Leyden 1618, 4. bei ihrer äufsersten Seltenheit, was Ref. beiläufig bemerkt, eine neue Ausgabe höchst wünschenswerth erscheinen lassen); so finden wir p. 254, Anm. 2. *Fontanis* st. Frontinis gedruckt; p. 270, Anm. 3. *Kloppen* st. *Köppen*; p. 501, Anm. *Zelii* st. *Zell*; p. 517, Anm. 2: *Viconte* st. *Visconti*; p. 523, Anm. 3: *Mayus* st. *Meyer*; p. 528, Anm. 1. *Wilfield* st. *Whitfield*; (das seltene, [illegible] höchst abgeschmackte Schriftlein über die Tyn[illegible] des Horaz dürfte in Deutschland wenig bekannt [illegible] daher hier der Titel: Coniectures on the Ty[illegible] of Horace. London 1777, 4. s. darüber besonder[illegible] *mann, Mythologus*, 1, S. 308 Anm.); Tom. II, [illegible] steht *Jacob* st. *Jacobs* und so öfter; p. 115, Anm. [illegible] *olsii* Lectio-

nes Venusinae st. *Klotzii*; p. 128, Anm. 1. fehlt der Name des Stobäus, wodurch das ganze Citat unverständlich wird; p. 132, Anm. 1: *Seybol*, Programm. super Horat. III, 3 und was dergleichen mehr ist. Einigermafsen aufmerksame Durchsicht wird zeigen, dafs die angegebenen Belege kaum einen Tropfen in dem Oceane eines vollständigen Sündenregisters bilden dürften. Anderes, was in diese Kategorie gehört oder nahe daran hinanstreift, sind Versehen wie Asinius Simpronius (I, p. 284, l. 6 v. u.); Domitius (I, p. 106, l. 3) st. Domitianus; p. 300, not. 2, Renn. statt Reimarus; p. 382, l. 16, Bathylde wiederholentlich für Bathylle; die Schreibarten rhytme (mehrmals, z. B. 1, 592), Cabyrus, Cabyres (T. 2, p. 4 u. öft.), Papyria st. Papiria (T. 1, p. 110), Amphiarus st. Amphiaraus (T. 2, p. 53), oratorium st. oratorum (T. 2, p. 117, Anm. 1) und unzählige andere Verstöfse gegen die Korrektheit dieser und ähnlicher Art. Manches andere, was öffentliche Rüge verdient, wird Ref. weiterhin noch ausdrücklich hervorheben; vorläufig theilt er nun einige der ausgezeichnetsten Stellen theils im Auszuge oder in wörtlicher Uebersetzung mit, um den Geist, in welchem das Werk abgefafst ist, deutlich hervortreten zu lassen, theils begnügt er sich auf einige andere, welche der Leser im Originale nachlesen möge, wenigstens hinzudeuten. So sagt der Verf. livre II. §. XVIII—XXII, Tom. I, p. 98—108:

„Mehrfache Ursachen haben in Europa die natürlichen Beziehungen, welche zwischen den beiden Geschlechtern bestanden, wesentlich verändert: namentlich hat eine derselben eine durchgreifende Rückwirkung auf die ganze Welt geäufsert. Um Horaz und das gesammte Alterthum richtig zu verstehen, müssen die Abweichungen, welche in dieser Hinsicht zwischen den alten und neuen Völkern bestehen, in Betrachtung gezogen werden".

„Jenes Gift, welches die Lebensquellen verpestet, welches sich auf die Nachkommenschaft desjenigen fortpflanzt, der davon erreicht wird, ist eine völlig neue Geifsel der Menschheit; es hat für immer den freien Umgang zwischen den beiden Geschlechtern aufgehoben, diesen nicht allein unsittlich, sondern widersinnig gemacht; der Herrschaft des Verstandes über die Sinne einen unermefslichen Werth verliehen; es hat dem moralischen Gefühle der Liebe einen Ausschlag vor den reinsinnlichen Genüssen gegeben; endlich hat es der am allgemeinsten anerkannten Macht den Herrscherstab entrissen, der Schönheit. Sie hat gesehen, wie sie mit Mifstrauen zurückgestofsen wurde, sobald sie aufhörte zu ihrer Begleiterin jene Sicherheit zu erwählen, die fortan nur mit der Tugend verknüpft sein konnte".

„Was auch in Rom jene Frauen thun mochten, welche in der Umgebung des Circus maximus oder in der Suburra sich Abends auf einem erhöhten Sitze den Blicken der Vorübergehenden in einem Zustande fast vollständiger Nacktheit ausstellten (*Juvenal*. Satir. 3, 65. *Horat*. Serm., 1, 2, 84—101. *Seneca*, de benef. 7, 9. *Athen*. XIII, p. 568), sie konnten sich dennoch nicht so tief erniedrigen, als diejenigen, welche in neuerer Zeit dasselbe Handwerk treiben, wenngleich letztere sich mit minderer Unverschämtheit zur Schau bieten. Zuvörderst waren die Freudenmädchen Roms keine Freien und unterwarfen sich der Schmach nicht freiwillig. Denn, welche Wirkung auch auf Gefühl und Gedanke die Gewohnheit eines solchen Lebenswandels ausgeübt haben möge, so setzte sie derselbe doch nicht Krankheiten oder gar dem Tode aus; er verurtheilte sie nicht von vorn herein dazu, ihr ganzes Leben hindurch die schmachvollen Narben der Ausschweifung zu tragen. Jung und schön konnten sie aus jenen unterirdischen Höhlen heraustreten, wo bei dem Scheine eines Lampenlichtes ein Sklavenhändler mit ihren Reizen Handel trieb, und in die Arme eines Herren übergehen, ohne dafs irgend ein Schmachfleck, das Schuldergebnifs ihres vergangenen Lebens, Furcht vor ihren Liebkosungen erregte. Wie man sie ohne Furcht aufgesucht hatte, so empfing man sie ohne Schmach. Es war also aus diesem Grunde bei den Alten keine Ehrlosigkeit mit dem Freudenmädchenhandel verknüpft, selbst nicht einmal für einfach Gefallene, während sie dagegen unfehlbar mit dem Versuche verbunden war, eine *Matrone* oder verheirathete Frau zu verführen. Die Verletzung der Eherechte wurde bei den Römern als der äufserste Grad von liederlicher Ausschweifung betrachtet. Deshalb lobte Cato in einer Zeit, wo die Sitten immer gröfserem Verderbnisse entgegenreiften, einen jungen Menschen, den er aus einem schlechten Hause hervortreten sah, während die Mehrzahl der jungen Leute seines Zeitalters die Sittengesetze antasteten und die bürgerlichen Verordnungen verletzten, indem sie sich den Genüssen des Ehebruches hingaben".

„(XIX) Eine nicht minder einflufsreiche Veranlassung zu den Veränderungen, welche in unserem Europa in Bezug auf den Umgang zwischen den beiden Geschlechtern eingetreten sind, rührt aus dem Ursprunge unserer neueren Civilisation her. Die alte Civilisation, wie sie in dem wilden, rohen Europa bei Phöniziern, Griechen und Römern Statt fand, hatte ihren Ursprung aus dem Osten und dem Süden der Erde; sie war von Gegenden ausgegangen, in denen die Sonnengluth alle Erzeugnisse der Natur zu einer schnellen Reife befördert. Die Sitten und Gebräuche des Ostens und des Südens drangen also nach dem Norden und Westen mit unserer Civilisation hinüber. Nun weifs man, dafs in den heifsen Klimaten die völlige Entwickelung des menschlichen Individuums aller Raçen in Bezug auf die Neigung, welche ein Geschlecht zu dem anderen zieht, früher eintritt, als die Vernunft die erforderliche Zeit zu ihrer gehörigen Befestigung gehabt hat. In diesen Gegenden steht die Zeit der Geburt bei dem Weibe demjenigen Alter viel näher, in welchem sie sich ihrer Reize mit Erfolg bedienen könnte, um auf den Mann denjenigen Einflufs auszuüben, welche die Schwäche ihrer physischen Kräfte auszugleichen vermag. Hat sie endlich die Fähigkeit erlangt, einen selbstständigen Willen zu besitzen, dann ist für sie die Zeit schon vorüber, in welcher sie sich den Triumph desselben durch die Macht ihrer Reize hätte sichern können; und da sie nicht im Stande ist zu befehlen, ohne zu reizen und zu verführen, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen. Daher die Unterordnung, zu welcher das Weib bei allen alten Völkern des Ostens verdammt gewesen ist und bei allen Völkern des Alterthumes, deren Civilisirung vom Oriente ausgegangen ist. Bei den Römern wurden die Frauen in einer immerwährenden Abhängigkeit gehalten; sie blieben stets unter Vormundschaft, sie erbten nicht, aufser von ihrer Familie; sie waren nur angesehen in Betreff des Nutzens, den sie den Bedürfnissen des Mannes schufen".

„(XX) Nicht so verhielt es sich in dem rauhen Germanien, in dem kalten Lande der Scythen, wo sich jene Barbarenhorden vervielfältigten, welche die Gestalt Europa's zu verändern und zu erneuern bestimmt waren. In jenen Gegenden verliehen eine länger dauernde Kindheit, eine später eintretende Jugend den moralischen Fähigkeiten die Zeit zur erforderlichen Entwickelung, so dafs sie mit den körperlichen Kräften und Eigenschaften in harmonischen Einklang zu treten vermochten. In dem Alter, wo die Annäherung der beiden Geschlechter von der Natur geboten wird, vereinigte das Weib jener Gegenden die thätige Beweglichkeit des Gedankens, die Empfindsamkeit des Herzens, die Thatkraft des Charakters mit allen den Reizen und Gaben, mit denen die Natur sie geschmückt hatte. Sie konnte sich also gleichzeitig an die Sinne und an die Vernunft wenden; sie war im Stande zu verführen und zu überreden".

„Cäsar und Tacitus lehren uns, dafs kein Volk der Erde für die Frauen eine so hohe Achtung hegte, als die Germanen: sie betrachteten sie als beseelt von einem göttlichen Hauche; sie legten ihnen die Kunde der Zukunft bei; sie verehrten sie als Mütter, sie liebten sie als Gattinnen, sie beteten sie an als Priesterinnen und Prophetinnen. Die Frauen dieser kriegerischen Völker zeigten sich der hohen Meinung würdig, welche man sich von ihnen gebildet hatte, sie standen ihren Gatten bei im Rathe und folgten *denselben in* den Krieg".

„Man mufs dem Einflusse dieser Völkerstämme, welche Europa erobert haben, die *völlige* Umwälzung beimessen, welche in diesem Theile der Welt eingetreten ist in Bezug auf die gegenseitigen Verhältnisse beider Geschlechter zu einander. Aber diese Ursache ist keinesweges die einzige, sie wurde durch andere unterstützt und erkräftigt; in die erste Linie mufs man die Feudalherrschaft stellen, deren Schöpfung durch die Verhältnisse der Eroberung herbeigeführt und bedingt wurde: diese gestattete den Frauen liegende Gründe zu besitzen, Kriegern als Unterthanen zu befehlen, Scepter und Krone zu tragen".

„Die Grundsätze des Christenthums verliehen der rechtmäfsigen Verbindung der beiden Geschlechter die Würde eines Sakramentes, indem sie die Keuschheit zum Range der Tugenden erhoben, an deren Belohnung der Himmel Gefallen findet, und vermehrten so noch die Achtung und selbst Ehrfurcht, deren Gegenstand die Frauen waren".

(Der Beschlufs folgt.)

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Histoire de la vie et des poésies d'Horace, accompagnée d'un portrait et d'une carte. Par M. le baron Walckenaer.

(Schlufs.)

„Der Zusammenflufs der Religion und der soldatischen Anarchie führten die Institution des Ritterwesens herbei und brachten in dem gesammten Europa jene so eigenthümlichen und merkwürdigen Sitten hervor, welche sich durch Anbetung der Schönheit, jene Feinheit des Gefühls, jene ritterliche Begeisterung für die Vertheidigung des schwächeren Geschlechtes, jene unterwürfige Verehrung der Frauen auszeichnen, durch welche die Handlungen einfacher Höflichkeit den Anschein der Liebe empfangen".

„Endlich machte die Aufhebung der persönlichen Sklaverei in Europa, wozu gleichzeitig die Religion, die Fortschritte der Gewerbthätigkeit, das persönliche Interesse, die Ehrsucht, die Politik und die Menschlichkeit mitwirkten, sämmtliche Frauen zu Eigenthümerinnen ihres freien Willens, und das ganze Geschlecht fand sich gehoben durch die Freisprechung derjenigen, welche ihre Stellung gezwungen hatte, sich allen und jeden Wünschen und Begierden ihres Herren zu unterwerfen".

„(XXI) Sämmtliche in dem Vorhergehenden entwickelte Ursachen, durch welche eine durchgreifende Aenderung in dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander hervorgerufen wurde, haben dazu beigetragen auf einem wichtigen Punkte einen anderweitigen Grundunterschied zwischen dem Alterthume und der neueren Zeit hervorzurufen, dessen Erörterung von Wichtigkeit ist: ein Unterschied, welcher gleichzeitig Ursache und Wirkung wird, da er nur eine unmittelbare Folge von jenen Veränderungen ist, und nur als Ergebnifs der Religion, der Verbesserung in dem Zustande der öffentlichen Sitten, und des zunehmenden Einflusses der Frauen auf die Gesellschaft beigemessen werden kann. Mag der Widerwille, den man empfindet, mit seinen Gedanken bei demjenigen stehen zu bleiben, was für die Menschheit schimpflich und schändend ist, noch so sehr sich hervordrängen, so ist es doch nicht mehr gestattet, wenn man die Bearbeitung des Gegenstandes einmal übernommen hat, einen Theil desjenigen zu verschweigen, was zur Aufhellung desselben beitragen kann, und leider würde die Lebensgeschichte unseres Dichters in mehr als einer Beziehung unbegreiflich und die Zergliederung seiner dichterischen Werke unvollständig sein, wenn wir uns der Pflicht entzögen, unsere Leser von jener schmachvollen Verirrung der Sinne zu unterhalten, welche eine so bedeutende Stelle in den Sitten und Gewohnheiten der Alten eingenommen hat. Es ist aufserdem von wesentlicher Bedeutung für die Charakterwürdigung eines Mannes, in allen demjenigen, was des Lobes oder Tadels bedarf, auch dasjenige zu sondern, was ihm eigenthümlich angehört, von dem, was Eigenthum der Mitwelt ist, was sein Zeitalter unterscheidet".

Hier folgt nun, mit näherer Beziehung auf *Ovid*, der von der Knabenliebe frei war, eine lesenswerthe Abhandlung über die Päderastie, die wir bei dem Verf. selbst nachzusehen bitten und wobei wir nur bedauern, dafs die trefflichen Bemerkungen über diesen Gegenstand von *Friedr. Jacobs* nicht berücksichtigt worden sind. Was *Wachsmuth*, *Hellenische Alterthumskunde*, 2, 2. §. 110, p. 49, über diesen und verwandte Punkte gesagt hat, ist höchst ehrenwerth und verräth eine viel tiefere sittliche Grundlage und Anschauung, als das was wir bei *Walckenaer* finden, ist aber dennoch bei weitem nicht so gründlich, als *Jacobs*' Erörterung, die selbst noch reicher Erweiterungen fähig sein dürfte.

„Betrachtet man", so heifst es am Schlufs der Stelle, deren Mittheilung wir versprochen haben (§.

XXII.), „alle diese Unterschiede zwischen den alten Zeiten und den neueren in Bezug auf die Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander, und erinnert man sich an die Ursachen, welche dieselben hervorgerufen haben, so erstaunt man, weit davon entfernt, sich über den Cynismus der lateinischen Dichter zu wundern" — [freilich können wir hinzufügen, Aristophanische Züge finden sich hier nicht] — „vielmehr über den hohen Grad von Feingefühl und Liebe [ob aber auch bei Catull?], eine tiefe Empfindung, eine wahre, warme und reine Verehrung der Schönheit, Lobsprüche mit unendlicher Zierlichkeit und Feinheit gespendet. Denn die Liebe, sie ist ein ganz anderes Ding, als die Zügellosigkeit der Sinne, und wirkt auf den Menschen stets auf gleiche Weise"....., worauf nun noch eine weitläufige Erörterung über die Natur der Liebe folgt mit näherer Berücksichtigung der von *Adam Smith* ausgesprochenen Gedanken, welche dem heutigen Standpunkte der Philosophie schwerlich mehr genügen dürften.

Ebenso geistreich vom Standpunkte des Verfs. aus ist die schöne Auseinandersetzung, weshalb Maecenas einfacher Ritter blieb, während es doch wol nur von ihm abgehangen haben würde, sich in den Senat aufnehmen zu lassen (I, p. 213 ff.), was ferner über die höhere Wichtigkeit der Sermonen (Satiren und Episteln) und ihren Vorzug vor den lyrischen Gedichten gesagt ist (V, 5—7. Vol. I, p. 274—283); der Ueberblick über die allmälige Entstehung der römischen Literatur aus den verschiedenartigsten Quellen im sechsten Buche (Vol. I, p. 364 ff.); das höchst gediegene Urtheil über die Chronologie der horazischen Gedichte (X, 15. Vol. 2, p. 134—136), mit welchem aber der Verf. seiner ganzen Arbeit gewissermafsen selbst den Stab bricht, u. v. a.

Walckenaer ist, wie sich von seinem Alter und der ästhetischen Schule, aus welcher er hervorgegangen ist, erwarten liefs, eifriger und selbst starrer Klassiker, aber er treibt seine Bewunderung für *Boileau* und andere Dichter aus dem siècle de Louis le Grand doch selbst für einen gelinden Richter bisweilen zu weit. Man vergl. nur, um ein Beispiel anzuführen, Tom. 2, p. 67. Um so auffallender ist es, wenn ihm ein so unparteiisches Urtheil entfällt (womit er seinen Ansichten selbst auf das Allerschroffste entgegentritt), dafs er in Bezug auf die berühmte Ode von J. B. Rousseau: A la Fortune, die er mit der Horazischen Ode I, 35. (an die Fortuna Antias) zusammenstellt, sich dahin ausspricht: „*Notre langue est peu lyrique*, et dans une ode aussi longue, le mètre pour ne pas fatiguer l'oreille, aurait dû être plus varié". Das haben *Victor Hugo*, *Alfred de Musset*, anderer hier nicht zu gedenken, wohl gefühlt: leider sind sie nur in das entgegengesetzte Extrem verfallen.

Wie im Durchschnitt fast alle französischen Werke, welche auf Berücksichtigung in der Gelehrtenwelt Anspruch machen, bei weitem besser und sorgfältiger dem Stile nach gehalten sind, als die deutschen, wogegen die letzteren fast eben so durchgängig den Ruhm tieferer Gründlichkeit und ernsteren Eindringens in den Gegenstand selbst davontragen, so gilt dies auch von dem vorliegenden Walckenaerschen Werke: die sprachliche Einkleidung, die stilistische Form, zeugen von grofser Gewandheit, sicherem Takte, und verdienen selbst in einem französischen Werke, wo man, wie gesagt, in dieser Beziehung an das Beste gewöhnt ist, noch besondere Auszeichnung. Hier in der Ursprache eine kurze Stelle, welche keiner Anthologie Schande machen würde. Sie bildet die Einleitung zu einem der Paragraphen des Werkes (livre I, §. XV. Vol. I, p. 21), Einleitungen, wie sie der Verf. durchgängig beliebt hat, ehe er auf den jedesmaligen Hauptgegenstand eingegangen ist. Man dürfte sie wohl, vielleicht nicht ganz unzweckmäfsig, mit einer sauber ausgeführten Titelvignette vergleichen:

„De toutes les jouissances qui ont été accordées à l'homme durant le court espace de sa vie, les plus pures, les plus vives peut-être, mais bien certainement les plus durables, sont les jouissances de l'intelligence. Pourtant telle est l'infirmité de notre nature, que quelque dégagées qu'elles paraissent du matériel de nos organes, et des vicissitudes de nos sens, elles en subissent l'empire. Dans l'âge avancé, on les accepte plus qu'on ne les poursuit, comme une distraction aux ennuis, ou aux peines, qui nous attendent au déclin de la vie. Il n'en est pas ainsi dans la jeunesse: quand le sang circule avec plus de rapidité et de chaleur, quand le coeur palpite par une plus prompte et plus énergique sympathie, alors l'exercice de la pensée nous procure de tels délices, que les génies qui ont éclairé le monde, ou l'ont charmé par leurs talens, ne sont pas seulement pour nous les objets d'une admiration raisonnée, mais ceux, d'un culte d'en-

thousiasme et d'amour. C'est alors aussi que, par ce penchant qui nous entraîne à communiquer nos idées, nos désirs, nos sentimens, nous recherchons ceux, qui ont les mêmes goûts, les mêmes préférences, les mêmes préoccupations, et que souvent l'amitié nous étreint par des liens durables".

Die Worte werden für sich selbst sprechen: sie sind das schönste Kleid, welches dem einfachen Gedanken angezogen werden konnte. Ref. fügt nur hinzu, dafs das Werk an dergleichen Stellen nichts weniger, als arm ist.

So grofse Anerkennung auch die Kenntnifs der deutschen philologischen Literatur verdient, ein Punkt so überaus selten bei französischen Schriftstellern und deshalb, wo er sich findet (wie z. B. in hohem Grade bei Letronne) um so mehr hervorzuheben, so ist diese Kenntnifs doch nicht umfassend genug, als dafs nicht der Hr. Verf. an vielen Punkten verabsäumt hätte, sich mit den neueren und neuesten deutschen Geisteserzeugnissen genauer bekannt zu machen. So hätten z. B. in Vol. 2, p. 69 in Bezug auf das der Sappho im Alterthume vorgeworfene Laster (die lesbische Liebe) statt des völlig veralteten *Christ. Wolf* und des Aufsatzes von *Boissonade* (De Sappho à l'occasion d'un passage de La Harpe im Journal de l'Empire, 3. décembre 1813) wol die genugsam bekannten Abhandlungen von *Welcker*, *Neue*, u. s. w. citirt werden können. Dies Beispiel genüge auch hier statt vieler, die zu häufen keine Schwierigkeiten haben würde. Zu tadeln ist ferner, dafs der Verf. fast durchgängig in dem Werke da, wo es sich um Citate aus römischen Schriftstellern handelt, auf die von dem Buchhändler Panckouke herausgegebene lateinische Bibliothek sich bezieht, ohne in den meisten Fällen etwas mehr als Band und Seitenzahl anzugeben. Für den deutschen Leser sind dergleichen Hinweisungen völlig ohne Nutzen, da die erwähnte Bibliothek theils ihres hohen Preises, theils ihres geringen innern Gehaltes wegen, keinen Eingang bei uns hat finden können, während die eigene bekannte reiche Büchersammlung des Hrn. Verfs., so wie die Schätze der Königlichen Bibliothek zu Paris die Mittel unfehlbar darboten, einem so fühlbaren Uebelstande abzuhelfen. Auch würde bei Benutzung der besseren Ausgaben dem Verf. sich die Ueberzeugung herausgestellt haben, dafs manche Behauptung, manche Nachweisung zu leichthin auf eine falsche Lescart basirt ist, während die kritischen Textesausgaben in vielen Fällen ganz etwas anderes geben, wodurch die von *Walckenaer* vorgebrachten Argumente und Beweisführungen eben so oft beträchtlichen Modifikationen unterworfen werden müssen.

Wenn *W.* Tom. I, p. 533 ff. die vier Gedichte (Od. I, 8. I, 13. 3, 9. I, 25), welche sich auf die Liebe des Horaz zur Lydia beziehen, zusammenstellt, um damit ein Bild der Liebe im Alterthume zu geben, so könnte damit zweckmäfsig das kleine seelenvolle Gemälde verglichen werden, welches der geistreiche und geschmackvolle *Zell* im ersten Bande seiner „Ferienschriften" unter dem Titel: „Catulls Liebe" geliefert hat.

Trotz der von dem Refer. an dem Werke gemachten Ausstellungen, deren Zahl sich leicht vermehren liefse, verdient das Werk dennoch, im Grofsen und Allgemeinen betrachtet, alle Achtung, obgleich auch wiederum andererseits nicht geleugnet werden kann, dafs der eigentliche und ausgesprochene Zweck desselben, eine Entstehungsgeschichte der horazischen Werke und eine darauf bezügliche Reihenfolge der einzelnen Gedichte zu liefern, im Ganzen keinesweges erreicht ist, ja der Gewinn, welcher sich in dieser Beziehung aus der Arbeit ziehen läfst, mit Ausnahme einiger wenigen untergeordneten Punkte, für unerheblich erachtet werden mufs. Ob es überhaupt jemals gelingen werde und in der That bei dem Mangel an vollständigen Daten auch nur gelingen könne, eine Chronologie der Horazischen Gedichte zu liefern, welche sich allgemeiner Anerkennung und Zustimmung erfreute, mufs dahin gestellt bleiben. Refer. bezweifelt es. — Das auf dem Titel erwähnte Porträit ist das des Horaz nach einem antiken Marmor; die Karte, eine höchst werthvolle Beilage, giebt die Thäler von Licenza und Tivoli mit den verschiedenen, bei der Erklärung des Horaz in Betracht kommenden Lokalitäten und Villen, z. B. aufser dem Tiburtinum und Sabinum des Dichters, die Villen des Maecenas, Munatius Plancus, Lollius, Varius u. s. w.

Julius Ludwig Ideler.

XIX.

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke. Uebersetzt von Karl Streckfuſs. Ariosto, Dante, Tasso. Ausgabe letzter Hand. Halle, 1840. *bei C. A. Schwetschke und Sohn.*

Seitdem die Deutschen anfingen die beste Ausdrucksweise für ihren Geist in der Muttersprache zu finden, sie vom Ausländischen zu reinigen und in ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden, ward dies Werk der Befreiung neben den ursprünglichen Thaten unsrer Dichter und Denker besonders auch durch die Uebersetzungen vollbracht, in denen wir uns das Bedeutendste der fremden Literatur in alter und neuer Zeit aneigneten. War doch schon Luther selbst vorzugsweise durch seine deutsche Bibel der Schöpfer der Schriftsprache geworden und hatte in dieser Uebersetzung fast noch mehr als in seinen eignen Büchern und Reden die Biegsamkeit und Kraft, die Fülle und den Wohllaut des Deutschen kundgethan. Und wohin auch der Geist in neuerer Zeit sein Auge wandte, da suchte er heimisch zu werden und, was er erblickte, sich heimisch zu machen; und da uns nur das ganz anzugehören scheint, was wir in unsrer Sprache besitzen, so ward das Bestreben allgemein, jedes wichtige Original mit redlichem Gefühl in das geliebte Deutsch zu übertragen. Suchten die Philologen vorzugsweise den Grundtext in seiner fremden Form und Ausdrucksweise wiederzugeben, wodurch ihre Werke uns so oft wie „umgekehrte Tapeten" vorkommen, so modernisirten andre Männer und gaben etwas Genieſsbares, aber ohne die Farbe des Originals. Wie viel Verdienstliches und Einfluſsreiches Voſs durch die erstrebte Verbindung beider Arten geleistet, es drängte sich doch bei seinen spätern Arbeiten eine handwerksmäſsige Manier durch, und lieſs seine Shakspeare'schen Tragödien gar sehr gegen die erste Ausgabe der Odyssee abstechen und zurückstehn. Friedrich August Wolf und A. W. Schlegel lösten die Aufgabe, dem Originale treu und der Nation behaglich zu sein. Daſs *Streckfuſs* sich das gleiche Ziel gesetzt, würden wir aus seinen Arbeiten und dem Beifall, den sie fanden, leicht abstrahiren; nun bei der Gesammtausgabe seiner Uebersetzungen auf die durchlaufne Bahn zurückschauend hat er selbst seine Grundsätze als Maſsstab der Beurtheilung mitgetheilt.

Für die, welchen das Original verschlossen ist, beabsichtigt, nach Streckfuſs, der Uebersetzer einen ähnlichen Genuſs zu bereiten, als jenes denen gewährt, welchen es zugänglich ist. Seine erste und allgemeinste Bestrebung muſs daher sein, das *schöne* Kunstwerk der Ursprache als ein *schönes* Kunstwerk wiederzugeben. Stoff und Form müssen sich entsprechen, die Sprache muſs frei dahinströmen, der Leser darf nicht den kläglichen Anblick fruchtloser Bemühungen haben bei Schwierigkeiten, die der Bearbeiter nicht besiegen kann. Die Uebersetzung muſs an und für sich selbst ein gutes Werk sein, das Gebild, das sie darstellen will, muſs uns lebendig entgegentreten, der Hauch des Geistes uns frisch anwehen, die Schöpferfreude des Dichters uns erfreuen. Aber dieser allgemeine Zweck wird nur dann erreicht, wenn der Uebersetzer sich möglichst genau dem Besonderen anschlieſst, durch welches sich der allgemeine Eindruck des Originals bildet. Bei der Verschiedenheit der Sprachen und der reimenden Wörter und bei der Aufgabe, den gleichen Gedanken im gleichen Raum und gleicher Form nachzudichten, wird diese Arbeit weit schwieriger als die des copirenden Malers, dem dieselben Farben und Mittel zu Gebot stehn, wie dem ersten Erfinder. Der Uebersetzer sieht sich fast bei jedem Schritte genöthigt zu versetzen und zu ersetzen, und ist dabei nicht vom sichern Sinn des Auges geleitet, sondern einzig der Führung seines Gefühls und Geistes überlassen. Er muſs darum das fremde Gebild in sein Innres aufnehmen und es darin untergehn lassen, um es neubelebt wieder zu erschaffen; die Kraft des Originals muſs ihn durchdringen, sein Talent muſs eben das Wesentliche und Unwesentliche erkennen und ihn die doppelte Treue gegen den fremden Dichter und die eigne Nation finden lassen. Dann schmiegt die Sprache sich dem Inhalt an, und gibt uns ein Gefühl von derjenigen, welcher der Originaldichter sich bedienen würde, wenn er jetzt und unter uns schriebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke. Uebersetzt von Karl Streckfuſs.

(Fortsetzung.)

Als die *Gries'sche* Uebersetzung des Rasenden Roland erschienen und mit lauter Anerkennung in ganz Deutschland war aufgenommen worden, und nun plötzlich *Streckfuſs* mit der seinen auftrat, so fragte man billig nach den Beweggründen zu einem so kühnen Schritt. Er gab sie in der Vorrede an: „Eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des Ariost ist die heitere Bequemlichkeit, welche, zuweilen in Nachlässigkeit übergehend, aus jeder Stanze seines groſsen Gedichts uns gar behaglich anspricht. Wer daher in einer Uebersetzung uns ein getreues Bild des Originals wiedergeben will, muſs vor allen Dingen diesen über das Ganze verbreiteten Ton zu finden suchen, und, gilt es ein Opfer, lieber eine Einzelnheit, als ihn, aufopfern. Eher ist ihm eine Nachlässigkeit, als irgendwo peinlicher Zwang erlaubt". Gries war von abweichenden Grundsätzen geleitet; sein ernster Sinn gebot ihm gröſsre Treue bis auf Wörter und Wortstellung, und goſs über das Ganze eine höhere Farbe der epischen Poesie, als das Original selbst hat; das strenge Gesetz im Bau seiner Stanzen, und eine Entfernung von der gewöhnlichen Redeweise durch erhabenere Ausdrücke waren eine Folge dieser eigenthümlichen Geistesrichtung. Wenn daher viele öffentliche Beurtheiler damals sich beeiferten, bald der einen, bald der andern von beiden Uebersetzungen einen unbedingten Vorzug zu geben, so war dies eine groſse Unvorsichtigkeit, die schon *Wilhelm Müller* rügte, indem er auf die besonderen Vorzüge und Mängel einer jeden hinwies und dadurch zeigte, wie beide sehr gut neben einander bestehn könnten und nur durch eine höhere dritte eine vierte würde überflüssig gemacht werden. Denn Gries hatte eine geübte sichere Virtuosität voraus, das Ganze war aus einem Guſs, man sah keine vorwaltende Begünstigung einzelner Stellen, keine gröſsre Anstrengung bei den schwierigsten als bei den leichtern; er schloſs sich im Einzelnen eng an das Original an; — aber seine Sprache war ernster, weniger bequem und beweglich, als die Ariostische, vom warmen Hauch der behaglichen Mittheilung war Manches verflogen, und neben der vortrefflichen Uebertragung des Pathetischen oder Glänzenden war der einfache leichthinscherzende Fluſs der Erzählung dem Gebiet der Conversation entrückt, und ein feineres Ohr konnte trotz der fleiſsigsten Durchbildung des Ganzen doch die Uebersetzung heraushören. Die Arbeit von Streckfuſs dagegen zeigte eine aneinandergeknüpfte Reihe von mehr oder minder gelungnen Versuchen, sie war nicht ganz gleichmäſsig, da ihm Gewandtheit und Sicherheit bei fortschreitendem Werke mitwuchsen, es fanden sich noch Spuren von Uebersetzerstudien, Willkürlichkeiten, Härten in der Sprache, zu groſser Nachlässigkeit in der Darstellung; aber der Lebenshauch des Ganzen, der Ton des Ariost war getroffen, und durch das Opfer der Worttreue war die geistige erkauft; Streckfuſs hatte erreicht, was er versprochen, er war im Vortheil, sobald man Gesänge, nicht Stanzen gegeneinander abwog.

Beide scheinen etwas dem Gesagten Aehnliches gefühlt und selbst jene dritte Uebersetzung durch die Vereinigung der gegenseitigen Tugenden angestrebt zu haben, Gries, indem er sich um gröſsere Leichtigkeit und Einfachheit bemühte, Streckfuſs, indem er seine Arbeit nun auch im Besonderen dem Original anzuschmiegen suchte, und dadurch die im Allgemeinen richtige Stimmung nicht störte, sondern erhöhte und gleichmäſsiger machte. So ist bei diesem namentlich in der ersten Hälfte des Gedichts selten eine Stanze ganz unverändert geblieben, viele dagegen sind durchaus neu gedichtet und in der Regel ist diese durchgreifende

Feile eine verbessernde gewesen. Liest man in der neuen Ausgabe, so wird man vom gleichströmenden Flusse der Strophen fortgetragen, und von der freien Beweglichkeit der Sprache, vom charakteristischen Tonwechsel der Darstellung aufs Mannigfaltigste angesprochen und ergötzt; man kann, ohne durch Monotonie ermüdet, oder durch Zwang gestört zu werden, ganze Gesänge in sich aufnehmen und wird kaum einen andern Eindruck gewinnen als den einer Dichtung, die mit erster leichter Hand zur Belustigung eines gebildeten Sinnes entworfen und ausgeführt ist. Eine Vergleichung mit der frühern Ausgabe und dem Original bringt uns indeſs gar bald zur Einsicht, wie nur dem fortgesetzten Fleiſs und der immer wiederholten Beschäftigung mit der Arbeit so schöner Erfolg gelungen ist. Daſs er dabei die Gries'sche Uebersetzung, die er Anfangs nicht benutzte, wohl zu Rathe zog, und das einmal vortrefflich Gegebne, den einmal gefundnen richtigen Ausdruck nicht verschmähte, weil sie in fremdem Garten gewachsen waren, dazu konnte er sich ebensosehr für berechtigt als verpflichtet halten, da ein gedrucktes Buch Gemeingut wird und durch die vereinte Bemühung tüchtiger Kräfte, durch gute Genossenschaft bei so mannigfaltigem und schwerem Werk allein die Vollendung erzielt werden kann. So sind denn gleich die zweite und dritte Stanze des Gedichts ganz neu geworden, und können zum Beispiel dienen, wie glücklich Streckfuſs in seinen Aenderungen ist, während sonst so oft spätere Ausgaben nur die einseitige Manier des Uebersetzers um so stärker hervortreten lassen, wie leider bei Voſs der Fall war. Hier ist zugleich mehr Behaglichkeit und gröſsere Treue erreicht.

Erste Ausgabe:

Zugleich erzähl' ich, was noch nie gehöret
In Prosa ward, noch nie in Reim gebracht,
Wie Roland, sonst als weiser Mann geehret,
Zum tollen Narren ward durch Amors Macht.
Wenn nehmlich Sie, die meinen Geist bethöret,
Und meinem Helden oft mich ähnlich macht,
Mir wird gestatten, was aus gutem Willen
Ich euch versprach, euch treulich zu erfüllen.

O Hippolyt, der das Jahrhundert schmücket,
Erhabner Sproſs aus Herkules Geschlecht,
Mild freundlich werde von euch angeblicket,
Was euch hier darbeut ew'r getreuer Knecht.
Wohlthat und Gunst, womit ihr mich beglücket,
Bezahlt zwar Wort und Reim gering und schlecht,
Doch weil sie klein ist, tadelt nicht die Gabe,
Denn Alles ist sie, Alles, was ich habe.

In der ersten Stanze fehlt die eigentliche Feinheit in der Wendung zu des Dichters eigner Geliebten, und der müſsige Zusatz des guten Willens entschädigt nicht dafür, in der zweiten machen die verschiednen Härten sich selbst bemerklich. Die neue Bearbeitung hat beiden Uebelständen abgeholfen, nur seh' ich auch hier im 6ten Verse der zweiten Stanze die opera d'inchiostro ungern mit *Schrift* übersetzt, wenn auch dieser schwächende Ausdruck eher zu gestatten ist, als das Gries'sche „*Wort- und Reim-Geflecht*". Daſs ähnlicher Kleinigkeiten sich im Verlauf des Ganzen viele finden lassen, daſs hie und da ein Andrer lieber einen andern Ausdruck lesen würde und ungern dies oder jenes vermiſst oder ersetzt sieht, braucht so wenig hervorgehoben zu werden, als es bei so viel tausend Stanzen, in denen so viel Treffliches geleistet ist, dem gebornen und kunstgeübten Uebersetzer zu einem eigentlichen Vorwurf gereichen kann. — Die neue Bearbeitung jener Strophen lautet:

Von Roland sag' ich euch im selben Zuge,
Was man in Reim und Prosa nie gehört,
Wie ihn, der sonst der Weise hieſs, der Kluge,
Die Liebe bis zur Raserei bethört,
Wenn Sie, die mich beinah mit argem Truge
Ihm gleich macht, und mein Biſschen Witz verstört,
Mir noch genug davon wird übrig lassen,
Um, was ich euch versprochen, abzufassen.

Empfangt, groſsherz'ger Sproſs aus Herkuls Blute,
Ihr Schmuck und Licht, deſs unsre Zeit sich freut,
O Hippolyt, mit heitrem Blick und Muthe,
Was euer Knecht euch bieten kann und beut.
Vergüten kann ich das empfangne Gute
Zum Theile nur mit Schrift und Worten heut.
Doch weil sie klein ist, tadelt nicht die Gabe,
Denn Alles ist sie, Alles, was ich habe.

Schon der Fortgang des ersten Gesangs, namentlich aber die reizende Episode von Ariodant und Ginevra im vierten und fünften könnte uns zum Beweise dienen, wie sehr selbst in der leichten einfachen Erzählung und der Behaglichkeit des Humors, mit der Ariost stets über seinem Stoffe steht, Streckfuſs das Gute, was seiner Uebersetzung schon eigenthümlich war, bis ins Detail durchzubilden und dem Original mehr und mehr anzuschmiegen strebt; doch muſs es hier genügen, darauf im Allgemeinen hinzuweisen; nur durch

eine der Stanzen aus der glänzenden Beschreibung der Alcina im siebenten Gesang will ich noch andeuten, wie er besonders bei solchen Stellen dem Vorgange von Gries, der hier seine ganze Stärke glücklich entfaltet, mit Erfolg nacheifert und auf seine Weise den Dichter würdig in deutscher Sprache reden läſst.

Streckfuſs erste Ausgabe:

St. 13. *Und drunter zwischen zweien Grübchen, stehet,*
Der Mund, dem Purpur ewig frisch entspriefst,
Wo ihr zwei Reihen gleicher Perlen sehet,
Die süſs die Lippe öffnet und verschliefst.
Woraus hervor die holde Rede gehet,
Bei der vor Lust das rohste Herz zerfliefst.
Dort bildet sich das Lächeln, das der Erde
Nach Willkühr heifst, daſs sie zum Eden werde.

Gries:

Dann folgt der Mund, von Grübchen hold umfangen,
Und mit natürlichem Carmin bedeckt,
In dem zwei Schnür' erlesner Perlen prangen,
Bald von der Lipp' enthüllt und bald versteckt.
Da kommt die holde Red' hervorgegangen,
Die auch im rauhsten Herzen Milde weckt;
Da sieht man oft das süſse Lächeln werden,
Das, wie es will, den Himmel bringt zu Erden.

Streckfuſs in der neuen Ausgabe:

Dann folgt, ein kleines Thal zu beiden Seiten,
Der Mund, dem Purpur immer frisch entspriefst,
Wo hold das Lippenpaar die zweigereihten
Erlesnen Perlen öffnet und verschliefst,
Woraus hervor die sanften Worte gleiten,
Durch die in Lust das rohste Herz zerfliefst;
Wo sich das Lächeln bildet, das der Erde
Nach Willkür heifst, daſs sie zum Eden werde.

Was den Bau der Stanzen angeht, so hat Gries wie in den angeführten immer mit weiblichen Reimen begonnen und geschlossen, Streckfuſs oft die männlichen an die erste Stelle gesetzt und dann auch in den beiden Schluſsversen angewandt. Wir können diese Freiheit nur billigen, sie gewährt bei dem gleichmäſsigen iambischen Rhythmus einen wohlthuenden Wechsel, und der weibliche Reim an der zweiten, vierten und sechsten Stelle, wo oft ein Ruhepunct des Gedankens eintritt, deutet, wenn ich anders meinem Gefühl trauen darf, auf eine Fortsetzung; der männliche schliefst alsdann entschieden ab. Früher hatte Streckfuſs ganze Stanzen mit nur männlichen oder nur weiblichen Reimen, die er ziemlich alle verdrängt hat; ich weiſs nicht warum; mit Maſs und Kunst angewandt können auch sie nur eine gute Wirkung üben.

Ging im Aorist das Streben des Uebersetzers auf gröſsere Treue im Detail, auf gleichmäſsigere Durcharbeitung des Ganzen für die neue Ausgabe, ohne den Tonwechsel und das launige Sichgehenlassen zu stören, das bereits die erste ausgezeichnet hatte, so gab uns die zweite und gibt uns die wenig veränderte dritte Ausgabe des deutschen Dante die göttliche Komödie in freierem Fluſs, der die Spuren der angewandten Mühe mit sich fortnimmt und ebenmäſsig dahinströmt. Es ist erstaunlich, zu welch leichter Lesbarkeit und anschaulicher Klarheit es Streckfuſs hier gebracht hat, während er zugleich bemüht war, schönrednerische Umschreibungen und ausfüllende Phrasen und Wörter mehr und mehr zu verbannen. Denn kein Dichter verträgt dies letztre weniger, als der weltrichterisch strenge Florentiner, dessen Lapidardiction gleich den ausgemeiſselten Sculpturbildern des hohen Styls nur das Nothwendige und nichts Uncharakteristisches ausdrückt und gestattet. Man könnte leicht die Streckfuſsische Bearbeitung für zu bequem und gefällig halten, da sie den alterthümlichen Rost nicht hat, den das Original für die heutigen Italiener selbst an sich trägt, wenn nicht auf der andern Seite so viele bald scharfzeichnende, bald groſsartig liebliche, bald didactische Stellen von der höchsten Klarheit und Reinheit den Beweis führten, wie in beiden Dante für seine Zeit ein vorstralendes Muster war. Doch hätte vielleicht der Unterschied der einzelnen Theile etwas entschiedner hervorgehoben sein können. Die Gestalten in der Hölle *haben nicht* die Laster, sondern *sind* deren Existenz selber, als der im Moment des Kampfs festgehaltne und in seiner Qual verewigte Widerspruch; daher die vorherrschende *Plastik* der ersten vierunddreiſsig Gesänge. Im Fegefeuer ist die Substanz, das Bewuſstsein der Seelen schon von der Sünde geschieden, sie leiden noch an ihr, aber mit der Gewiſsheit der Erlösung, sie ist ihnen noch gegenwärtig, aber mehr wie eine Erinnrung, eine Kunde, ein *Bild*; die Stimmung des Gedichts wird mehr pittoresk, der Geist wird freier und ruhiger, die Betrachtung gewinnt schon Raum. Im Himmel herrscht die *Harmonie* als solche, welche den Streit als überwunden hinter sich hat, der Widerspruch ist aufgelöst, es ist das reine Licht, das seine Stralen widerstandslos leuchten läſst; der Ton des Gedichts ist daher musikalisch, beschaulich, stillmajestätisch. Ich finde besonders die beiden letz-

ten Theile in der vorliegenden Uebersetzung in solcher Weise dem Original nahe gerückt, und theile als Probe aus dem Paradies den Anfang des einunddreiſsigsten Gesanges mit.

So sah ich denn, geformt als weiſse Rose,
Die heil'ge Kriegsschaar, die als Christi Braut
Durch Christi Blut sich freut in seinem Schooſse.
Allein die andre, welche fliegend schaut
Und singt deſs Ruhm, der sie in Lieb' entzündet,
Die Huld, die hehre Kraft ihr anvertraut,
Sie senkt, — ein Bienenschwarm, der jetzt ergründet
Der Blüthen Kelch, jetzt wieder dorthin eilt,
Wo würz'ger Honigseim sein Thun verkündet, —
Sich in die Blum', im reichen Kelch vertheilt,
Und flog dann aufwärts aus dem schönen Zeichen
Dorthin, wo ihre Lieb' allewig weilt;
Lebend'ger Flamm' ihr Antlitz zu vergleichen,
Die Flügel Gold, das Andre weiſs und rein,
So, daſs nicht Reif noch Schnee den Glanz erreichen.
Und in die Rose zog von Reih'n zu Reih'n
Frieden und Gluth, von ihnen eingesogen
Im Flug zur Höhe, stets mit ihnen ein.

Oder eine didactische Stelle aus dem fünfzehnten Gesang des Fegefeuers. Guido del Duca, jetzt die Sucht nach irdischem Gut und den Neid büſsend, hatte den Dichter abgemahnt, nach Dingen zu streben, welche die Mitgenossenschaft ausschlieſsen; Dante verstand dies nicht recht, und bat den Virgil um Belehrung:

„Weil stets sein Hauptfehl ihm den Schmerz erneut",
Sprach drauf Virgil, „will er dich weiser machen,
Und tadelt drum, was er nun schwer bereut.
Denn euer Sehnen geht nach solchen Sachen,
Die Mitbesitz verringert, die durch Neid
In eurer Brust der Seufzer Gluth entfachen.
Doch möchten in des Himmels Herrlichkeit
Des Menschen Wünsch' ihr rechtes Ziel erkennen,
Wär' eure Brust von solcher Angst befreit.
Je Mehrere dies Gut ihr eigen nennen,
Je mehr besitzt des Guts ein Jeder dort,
Je stärker fühlt er sich in Lieb' entbrennen".
„Noch faſs' ich's nicht", versetzt' ich meinem Hort,
„Und mindre Zweifel hat vorher das Schweigen
In meiner Seel' erweckt, als jetzt dein Wort.
Kann höher je der Reichthum Vieler steigen,
Wenn man ein Gut vertheilt, als wenn es nicht
Gemeinsam wäre, sondern Einem eigen"?
Und Er: „Weil nur auf Erdengut erpicht
Dein Geist noch nicht den höhern Flug gewonnen,
Drum schöpfst du Finsterniſs aus wahrem Licht.
Des Himmels unaussprechlich groſse Wonnen,
Sie eilen so ins liebende Gemüth,
Wie nach dem Spiegel hin der Strahl der Sonnen.
Sie geben sich je mehr, je mehr es glüht,
Und reicher strömt die ew'ge Kraft hernieder,
Je freudiger des Herzens Lieb' erblüht.
Erhebt die Seel' erst aufwärts ihr Gefieder,
Dann liebt sie mehr, je mehr zu lieben ist,
Denn Eine strahlt den Glanz der Andern wieder".

Eine bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiet der Danteliteratur ist die Uebersetzung der Hölle und des Fegefeuers, die unter dem Namen „Philalethes" *Prinz Johann von Sachsen* veröffentlicht hat. Jener erhaben strenge Ton des Gedichts, der in grandioser Einfachheit auf uns wirkt, daſs wir uns in das Innre eines Gothischen Domes versetzt glauben, ist in diesem Werk vorzugsweise angestrebt und erreicht worden. Diesen Eindruck in Verbindung mit der gereimten Terzinenform wiederzugeben, ist freilich eine noch gröſsere Aufgabe; Philalethes nehmlich übersetzt in reimlosen Jamben. Er hat nur da männliche Ausgänge, wo sie im Original stehn und bei den vielen weiblichen die tonlosen auf *e* und *en* möglichst oft durch vollere, spondäische zu unterbrechen gewuſst. Doch wird man wohl die Frage nach der Angemessenheit oder Nothwendigkeit der Beibehaltung des Reims in einem Gedicht, wie das Dante'sche, das bei aller Classicität doch den entschiedensten Gegensatz gegen das objective antike Epos bildet, bejahen müssen. Die Anmerkungen zeugen nicht blos von sorgfältigstem Studium des Vorhandnen, sondern bringen auch schätzbare neue Aufschlüsse, zu denen besonders in Bezug auf Naturwissenschaft *Carus* aus der Fülle seines Geistes und seiner Kenntnisse beigesteuert hat. *Streckfuſs* läſst sich im Commentar seinem Zweck gemäſs auf Untersuchungen nicht ein, sondern gibt in gedrängter Kürze die Resultate zu schneller Erleichterung des Verständnisses. Ein liberaler, vorwärtsstrebender Sinn, der sich gegen die forcirte Liebe zum Mittelalter und die Nachgeburten seiner Institute richtet, ergreift öfters die Gelegenheit, sich in diesen Bemerkungen auszusprechen. —

(Der Beschluſs folgt.)

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke. Uebersetzt von Karl Streckfuſs.

(Schluſs.)

Um noch etwas Specielles anzuführen, stehe hier die Andeutung, daſs Paradies XXVI, 25 u. s. w. *nicht* Plato gemeint, sondern die ganze Stelle fast wörtlich aus *Aristoteles Metaphysik* XII, 7. übersetzt ist. Ferner, daſs Philalethes ein wohl unbegründetes Bedenken trug, die charakteristischen Katachresen wiederzugeben; es gehört zur Dante'schen Kühnheit, zu sagen: dove il sol tace (Hoelle I, 60) oder (Hoelle V, 28).

Io venni in loco d'ogni luce muto,
Che mugghia, come fa mar per tempesta,
Se da contrarj venti è combattuto.

Die erste Stelle gibt Philalethes durch: „Wo die Sonne schwindet", Streckfuſs durch: „Wo nimmer noch die Sonn' entglommen", Beide ohne das Einfache: „Wo die Sonne schweiget" zu erreichen; die andre Stelle lautet bei Jenem:

Ich kam zu einer lichtberaubten Stätte,
Wo's gleich dem Meer beim Ungewitter brüllet,
Wenn es zum Kampf erregte Stürme peitschen.

Genügender, und der Anfang ganz genügend, bei Streckfuſs:

Jedwedes Licht verstummt' im dunklen Graus,
Das brüllte, wie, wenn sich der Sturm erhoben,
Beim Kampf der Winde lautes Meergebraus.

Als Uebersetzer *des befreiten Jerusalems* hat *Gries* seinen Uebersetzerruhm hauptsächlich gewonnen. Sechs rechtmäſsige Ausgaben, die er immer von Neuem feilte, gaben dem Werk bei steigender Verbreitung eine stets wachsende Vollendung im ungetrübten, stolz hinwogenden Gang der Sprache, in der Reinheit und Mannigfaltigkeit der Reime, im hohen und sentimentalen Tone des romantischen Epos. Welcher deutsche Leser sollte, wo er nirgends einer Hemmung oder den Zeichen einer überwundnen Schwierigkeit begegnet, im ungestörten Fluſs einer poetischen Uebersetzung an das Original denken, und darnach fragen, ob nicht gar Manches dort anders laute; wer von dem melodischen Reiz dieser Stanzen fortgerissen, sogleich darauf merken, was als schöne Redensart angekittet, was nur lieblicher Klang ist; wer nicht vergessen, daſs z. B. aus *Jungfrau'naugen* keine *Strahlenflamme weht*, oder daſs *Natur* kein *Haar in blonde Locken flicht?* Der wetteifernde Uebersetzer aber wird auf dies Alles achten, und wird seinem Vorgänger dadurch etwas Neues an die Seite zu setzen suchen, daſs er die natürliche Sprache des Originals mit gröſsrer Treue wiedergibt, um, wenn er jenen an Glanz und Wohllaut nicht überbieten kann, den Kenner durch das Einfachschöne anzuziehn. Daſs dies das Ziel von *Streckfuſs* war, und daſs er auf diese Weise Vortreffliches geleistet, wird allgemein anerkannt. Diese Stellung der beiden Virtuosen wird durch einige Proben klar werden. Im Selbstgespräch Klorinda's (Ges. XII) lautet der Anfang im Original:

Ben oggi il re de' Turchi e 'l buon Argante
Fèr meraviglie inusitate e strane;
Chè soli uscir fra tante schiere e tante,
E vi spezzàr le macchine cristiane
Jo (questo è il sommo pregio, onde mi vante)
D'alto inchiusa oprai l'arme lontane,
Sagittaria, nol nego, assai felice.
Dunque sol tanto a donna, e più non lice?

Gries übersetzt:

Wohl haben heut mit neuen Ruhmes Prangen
Argant und Soliman das Haupt geschmückt,
Da sie allein in's Feindesheer gegangen
Und dort ihm all sein Kriegsgeräth zerstückt.
Und keinen andern Ruhm konnt' ich erlangen,
Als nur von fern, wenn auch nicht unbeglückt,
Vom sichern Thurm die Pfeile zu versenden;
Nur dies, nicht mehr, vergönnt man Weiberhänden?

Die Umschreibung in den beiden ersten Versen ist hier zu pompös, und „unbeglückt" für *unglücklich* in

solcher Bedeutung nicht blos nehm, sondern undeutsch; Streckfuſs hat das vermieden; der sechste Vers ist etwas dunkel geblieben, besonders durch die Uebertragung des inchiusa mit „verschlossen"; sonst dem Original anpassend:

Heut ist wohl dem Argant, dem Soliman
Manch unerhörte Wunderthat gelungen:
Sie sind allein auf so viel tausend Mann
Das Kriegsgeräth zerschlagend eingedrungen.
Ich — dies ists nur, weſs ich mich rühmen kann, —
Verschlossen hab' ich ferne Wehr geschwungen,
Schützinn, ich leugn' es nicht, wohl sehr beglückt;
Doch ist nur dies der Ruhm, der Frauen schmückt?

Die folgende Stanze ist Beiden gleich gelungen. *Gries:*

Wie besser wär's, im Wald, auf Bergeshaiden,
Mit Pfeil und Spieſs dem Wilde nachzugehn,
Als, wo der Männer Muth und Arm entscheiden,
Hier, unter Rittern, nur ein Weib zu stehn!
Warum nicht auch in Frauentracht mich kleiden?
Warum, verdien' ichs, das Gemach verschmähn?
Sie sprichts und sinnet nach, und nun, entschlossen
Zu groſsem Werk, enthüllt sie's dem Genossen.

Streckfuſs:

Weit besser wär's, in Bergesschlucht, im Hainen
Zu schleudern Pfeil und Spieſs auf zages Wild,
Als unter Rittern nur ein Weib erscheinen,
Hier, wo nur Männermuth sich zeigt und gilt!
Warum, bin ich deſs werth, bleib' ich in meinen
Gemächern nicht, an Tracht ein Frauenbild?
Sie sprichts zu sich, und sinnt, und kehrt, entschlossen
Zu groſser That, sich hin zu dem Genossen.

In den zarten lieblichen Schilderungen, deren Tasso so viele hat, werden die deutschen Leser sich immer gern zu *Gries* wenden, die Darstellung der Kämpfe ist prägnanter, der Ton der ruhigen Erzählung einfacher bei *Streckfuſs*, der, wie nicht anders zu erwarten, auch in jenen auf seine treuere Weise des Gelungenen viel bietet. So ist denn die fabrikmäſsige *Duttenhofer*'sche Uebersetzung, die gegenwärtig ein Stuttgarter Buchhändler im s. g. Schillerformat ausbietet, eine sehr überflüssige Arbeit, die weit hinter dem bereits Geleisteten zurückbleibt. Z. B. nimmt sie gleich den ersten Vers aus der zweiten Auflage von Streckfuſs: „*Die frommen Waffen sing' ich und den Mann*", fährt aber, für das bezeichnende einfache liberò eine hochtrabende Umschreibung anflickend, mit eignem Kalbe pflügend fort: „*Der Christus hohes Grab der Kett' entschlagen*"! Charakteristisch ist die zweite Stanze:

O Muse, deren Stirn' am Helikone
Sich nie umlaubt mit welkem (!) Lorbeerkranz,
Nein, bei den Seligen dort am Himmelsthrone
Von Sternen strahlt bekrönt im ewigen Glanz,
Gib, daſs in mir ein himmlisch Glühen wohne,
Erleichte meine Sang, vergib, wenn ganz
Nicht deinem hohen Reiz die Verse dienen,
Und Wahrheit schmückend irdisch sich begrünen! (!!)

Wie viel treuer und schöner klingt das in der neuen Ausgabe von Streckfuſs:

O Muse, die zu schnellverwelkten Kränzen
Nicht Lorbeer auf dem Helikon sich pflückt,
Du oben, jenseits dieser Erde Grenzen,
Mit ewiger Sterne goldnem Kranz geschmückt,
Du laſs in meinem Sang dein Licht erglänzen,
Das meine Seel' in Himmelsglut entzückt.
Verzeih, wenn ich in Schmuck die Wahrheit hülle,
Manch Blatt mit anderm Reiz als keinem fülle!

Auſser dem Befreiten Jerusalem hat Streckfuſs Proben aus Aminta und Rinald gegeben, wie er dem Rasenden Roland noch die fünf Gesänge (cinque canti) anfügte, in denen zwar nicht mehr der jugendfrische Humor, aber doch immer die Kunst und Kraft der poetischen Malerei des Ariost lebendig ist.

Besondere Beachtung verdient die Lebensbeschreibung *Tasso's*. Sie ist besonders nach den Briefen des Dichters selbst und mit Berücksichtigung der Alberti'schen Handschriften gemacht, und hat die Liebesverhältnisse Tasso's eben so gut wie die religiösen Zweifel für die Entfaltung seines Schicksals in Anschlag gebracht, und unpartheiisch, wiewohl mit Schonung und Milde, und vielfach, namentlich den Herzog, entschuldigend dargestellt, wie aus dem Charakter Tasso's unter den gegebnen Umständen ein solches Leben folgte, wie dieser führte und duldete. Die Entwicklung des Ganzen ist anschaulich, klar und mit dem Sinne eines Mannes geschrieben, der sich in der groſsen Welt bewegt, und den hohen Werth des Maſses und der Ordnung erkennt. Interessant ist die Uebereinstimmung seiner Ansicht mit der poetischen Darstellung *Goethe's*; manches aus Tassos Briefen hier Mitgetheilte ist uns schon in deutschen Jamben bekannt und zeugt für die gründlichen Studien des deutschen Dichters; und bei dem Schlusse eines Guarini'schen Sonetts:

„*Er rühmt sich zweier Flammen, löst und knüpft*
Mehrmals dasselbe Band — mit solchen Künsten
Lenkt er — wer glaubt's? — zu seiner Gunst die Götter",

wem fielen nicht die Worte Antonio's ein:

Er rühmt sich zweier Flammen, knüpft und [illegible]
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! Ist's
Zu glauben?

Theilnahme und Beifall, die sich für die einzelnen Uebersetzungen von Streckfuß schon so oft und reich ausgesprochen haben, werden durch die vielen Verbesserungen, die sie, und namentlich *Ariost*, in dieser Ausgabe letzter Hand erfahren haben, verdienter Weise nur gesteigert werden; ich konnte mich hier nur im Allgemeinen halten, bin aber gewiss, dass Jeder, welcher der Einladung folgt sich in diesem deutschen italienischen Parnass zu ergehen, stets eine Fülle freudigen Genusses findet.

Moriz Carriere.

XX.

Wissenschaftliche Syntax der französischen Sprache von Dr. Philipp Schifflin. Essen, 1840. *bei D. Bädeker.*

Es dürfte vielleicht das erste Mal sein, dass ein Lehrbuch der französischen Sprache geeignet befunden worden, in diesen, nur wissenschaftlicher Forschung gewidmeten Blättern besprochen zu werden. Der Zustand dieser Lehrbücher war bisher der Art, dass man, bei ihrem geringen wissenschaftlichen Gehalt, dem dürftigen Materialismus der Auffassung fast aller darin gegebenen Regeln und der leichtsinnigen Abfertigung der wesentlichsten Punkte und etwaiger Widersprüche mit dem sogenannten Sprachgebrauche, nothwendig dem Glauben Raum geben musste, dass entweder die Verfasser das Bedürfniss nicht gefühlt, die sprachlichen Erscheinungen dieser so viel gelernten Sprache aus höheren, allgemeineren Gesetzen zu erklären, oder dass sie die Ueberzeugung gehegt, es sei dieselbe einer solchen Darstellung unfähig. Was das *Bedürfniss* anbetrifft, so verdient freilich vielleicht hierbei der Zustand einige Berücksichtigung, in welchem sich dieser ganze Lehrzweig bisher bei uns an öffentlichen Anstalten den andern gegenüber befunden, und die Aufgabe, welche man ihm gestellt. So lange man nämlich hier, wo doch in allen andern Lehrgegenständen, und namentlich auch in den älteren Sprachen und in der Muttersprache, wissenschaftliches Erkennen angestrebt wird, bei dem Erlernen der ne[illegible]n [illegible]chen als Maassstab für die Fähigkeit [illegible] das *Können* in der Sprache annah[illegible]rselben aber als nebensächlich, ja wo[illegible]nd betrachtete, so lange man mithin das [illegible]r Sprachen nicht als geistiges Erziehu[illegible]en Theil der geistigen Gymnastik ansah, [illegible]ge mussten natürlich auch Bücher, die dem [illegible] möglichst viel Material und die unerläßlich[illegible]ndgriffe zur Verarbeitung desselben mit möglichste[illegible]Faßlichkeit beibrachten, als Bedürfniss erscheinen, und es soll ihnen das Verdienstliche, was viele in dieser Beziehung geleistet haben, keinesweges abgesprochen werden. Sobald aber mit diesem Unterrichte höhere Zwecke verbunden und angestrebt werden sollten, fand es sich bald, dass die vorhandenen Lehrmittel nichts boten, was diese Zwecke zu fördern im Stande gewesen wäre, ja nicht einmal Keime, aus denen geistiges Leben in diesem todten Buchstabenkram hätte hervorgerufen werden können, und es blieb denkenden Lehrern überlassen, darin ihren eigenen Weg zu wandeln. — Hinsichtlich der *Möglichkeit* einer philosophischen Bearbeitung der französischen Grammatik, auf eine Weise, wie wir sie in Deutschland gewohnt sind, muss man andererseits eingestehen, dass ein ernstlicher Versuch dazu in Frankreich selbst noch keinesweges gemacht ist, wonach man bei der grossen Anzahl von zum Theil von geistreichen Männern gelieferten Arbeiten zu der Vermuthung kommen könnte, es sei eine solche Behandlung wirklich dem Wesen dieser Sprache nicht angemessen, wenn man nicht wüsste, dass unsere Nachbaren sich überhaupt mehr in Details und monographischen Darstellungen gefallen und sich weniger leicht zu allgemeinen Wahrheiten erheben. So finden wir denn auch hier bei den fünfzig und einigen der vorzüglichsten grammatikalischen Arbeiten der Franzosen, von Vaugelas bis zur Grammaire nationale überall himmelhoch angehäuftes Material, aber nirgends ein Gebäude. *Dietz* zeigte zuerst in seiner vergleichenden Grammatik der romanischen Sprachen, wie die Laut- und Formenlehre dieser Sprachen behandelt werden müssen, und gewiss ist er vor Vielen auch dazu berufen, der Syntax dieser Sprachen eine ächt wissenschaftliche Grundlage zu geben. Bis dahin muss aber die Erscheinung eines Buches, wie das vorliegende, welches die breitgetretene Strasse der bisherigen Behandlung der französischen Grammatik verläßt und von vorn an eine neue

Bahn anbricht, als ein beachtenswerthes Ereignifs betrachtet werden. — Hr. Dr. Schifflin hat sich die Aufgabe gestellt, die sprachlichen Erscheinungen der französischen Sprache aus allgemeinen Denkgesetzen zu erklären, das Zufällige aus der französischen Syntax wegzuschaffen und als Nothwendiges darzustellen und so das, was man mit dem zur Bequemlichkeit einladenden Worte *Sprachgebrauch* bezeichnete, in sprachlich logisches Gesetz zu verwandeln. Nach der Darlegung dieses Zweckes spricht er die gewifs nicht ungegründete Hoffnung aus, „dafs die Resultate, die eine solche Behandlung der französischen Syntax für allgemeine Grammatik liefern mufs, die Gymnasiallehrer etwas duldsamer gegen den Unterricht in der französischen Sprache auf ihren Bildungsanstalten und sie geneigt machen werde, einzuräumen, dafs neben den reichen Schätzen der classischen Litteratur des Alterthums die französische Sprache doch auch etwas darbiete, das des Annehmens werth sei". — Eine gänzliche Revision und Umarbeitung aller vorhandenen Gesetze einer Sprache, welche jeden wichtigeren Punkt aufs neue in Frage stellt, oft von neu aufgestellten Prämissen ausgeht und meist zu neuen Resultaten führt, war gewifs kein geringes Unternehmen und hatte die doppelte Schwierigkeit für den Vf. sich erstlich von allem Hergebrachten lossagen zu müssen, um alsdann mit der nöthigen Unbefangenheit aus den mustergültigen Schriftstellern der Nation und dem Wörterbuche einen neuen Sprachcodex nach rein logischen Principien zu schaffen. Insofern nun dieser Weg mit lobenswerthem Fleifse durch das ganze Buch befolgt wird, bekommt dies in einem gewissen Grade Ansprüche auf eine wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes und mufs als Bezeichnung eines wesentlichen Fortschrittes auf diesem Gebiete angesehen werden. Wir theilen aber die Ansicht des Hrn. Vfs. nicht, wenn er, wie es scheint, hiermit die Anforderungen, welche man an eine wissenschaftliche Darstellung dieses Gegenstandes machen kann, als begrenzt ansieht. Es gehört unserer Meinung nach unumgänglich die *historische* Entwickelung und Nothwendigkeit des Bestehenden dahin, welche der Hr. Verf. gänzlich übergangen hat, indem er die Sprache ohne alle Rücksicht auf frühere Zustände nur von der Zeit an betrachtet, wo sie als *fertig* erscheinend aus den Händen der Academiker und der Schriftsteller des siebzehnten Jahrh. entlassen wird. Eben so vermissen wir sehr ungern allen Vergleich mit den verschwisterten romanischen Sprachen, ein Mangel, der um so fühlbarer ist, als die Erscheinungen dieser Sprachen sich auf eine so merkwürdige Weise ergänzen, dafs ein wahrhaft wissenschaftliches Erkennen der einzelnen wohl nur durch das Erkennen ihrer Gesammtheit möglich ist. Dadurch nun, dafs der Hr. Vf. diesen höheren Standpunkt nicht gewählt, sondern sich ängstlich auf ein begrenztes Feld beschränkt, hat er sein Buch gleichsam auf die Grenze zwischen der Region der praktischen Lehrbücher und dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung gestellt. Aber auch von diesem Standpunkte aus bliebe noch mehr als ein Capitel zu wünschen übrig, welches sehr wohl hier hätte seine Stelle finden müssen. Wir nennen nur z. B. die Satzbildungslehre, von welcher selbst keine Andeutung gegeben ist, und die doch wegen ihrer merkwürdigen Fortbildung von der beweglichsten Naivetät bis zur ausgeprägtesten Starrheit gerade die französische Sprache so eigenthümlich unter den Schwestersprachen charakterisirt.

Wenn wir nun das Buch seinem Inhalte nach betrachten, so finden wir zunächst, dafs fast ein *Drittel* desselben, und wohl mit Recht der Entwickelung des Gebrauches der Präpositionen de und à gewidmet ist, welche schon d'Olivet mit zwei Hauptsäulen vergleicht, die gleichsam das ganze synthetische Gebäude der Sprache tragen. Man sollte nach einer solchen Erklärung eines um die französische Sprache so verdienten Mannes, wie d'Olivet, wohl erwarten, dafs die späteren Grammatiker, sowohl Franzosen als Fremde, auf diese Präpositionen ihr Hauptaugenmerk gerichtet, und der gründlichen Analyse dieser proteischen Elemente, die der Sprachgeist in alle die Lücken gegossen zu haben scheint, welche der Verlust der Umendung der Substantive, Adjective und Pronomina, der flectirbaren lateinischen Participien und vieler anderen kräftigeren synthetischen Hülfsmittel hervorgebracht hatte, eine besondere Ausdehnung und Bestimmtheit zu geben versucht hätten. Allein es bieten hier gerade die in Frankreich erschienenen Sprachlehren fast nur ein Chaos an sich übrigens sehr brauchbaren Materials, analoger Fälle und einzelner Erklärungen ohne Allgemeinheit dar, während in den deutsch französischen Grammatiken dies einer der ärgsten Krebsschäden ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1841.

Wissenschaftliche Syntax der französischen Sprache von Dr. Philipp Schifflin.

(Schluſs.)

In dem vorliegenden Buche ist dies nun vielleicht der interessanteste Theil, weshalb wir als Probe der Behandlungsweise die Anwendung dieser Präpositionen, von dem Punkt an, wo sie mit der Lehre vom Artikel zusammenfallen, verfolgen wollen. — Hauschild (Theorie des franz. Artikels) gründete das Wesen des französischen Artikels auf Bestimmungssätze, Schifflin, wie es uns scheint, mit mehr Schärfe und Consequenz auf Gegensätze. Er legt dem Artikel die ausschlieſsliche Function bei, Gegensätze in den Hauptwörtern hervorzuheben. Diese Gegensätze sind dreierlei Art; nämlich: Gegensatz im Gleichen, im Aehnlichen (bei Eigennamen) und im Ungleichen. Der Gegensatz wird im erstern Falle als zufällig, im zweiten als wesentlich, im dritten als nothwendig dargestellt, eine Annahme, die sich auf eine eigenthümliche, analoge Classification der Substantive gründet, der wir zu gröſserer Anschaulichkeit eine speciellere Entwickelung wünschten. Wo man nun die Hervorhebung der Gegensätze aufgiebt, fällt der Artikel weg. Die verschiedenen Sprachen, welche Artikel besitzen, weichen nur in der Ansicht, wo der Gegensatz festzuhalten sei und wo nicht, von einander ab. Durch den Theilungsartikel (du, de la, des) werden zwei Gegensätze hervorgehoben: die Präposition de, als deren Grundbedeutung sehr richtig Unterscheidung, Modification angenommen wird, drückt den Gegensatz verschiedener, der Artikel den Gegensatz gleicher Art aus; d. h. de setzt den Gegenstand andern Gegenständen entgegen, der Artikel das jedesmalige Quantum der ganzen Masse oder Gattung. Daher die Weglassung des Artikels nach Quantumsbegriffen, sobald der Gegensatz nicht im Gegenstande des Hauptworts zu suchen ist, und die Stellung desselben, wo dieser Gegensatz hervortritt; also z. B. je n'ai pas *d'*argent und je n'ai pas *de l'*argent blanc, Geld wohl nur kein Silbergeld u. s. w. — Hierbei ist indeſs zu bedenken, daſs nach bejahenden adverbialen Quantumsbegriffen (es gibt eigentlich keine verneinenden an sich, da pas, point, rien etc. von *passus*, *punctum*, *res*, erst durch ne verneinende Bedeutung bekommen) dieser Gegensatz im Gleichen sehr deutlich ausgedrückt sein muſs, um die Anwendung des Artikels zu gestatten; in den meisten Fällen zieht hier die Sprache das Demonstrativum dem Artikel vor oder substituirt den Adverbien der Menge Substantive, wie nombre, quantité etc. (§. 51). Wird das Geleugnete durch Einzelwesen ausgedrückt, so steht ebenfalls nur de vor diesen, wenn sie kein näher bestimmender Beisatz begleitet und folglich jeder Gegensatz im Gleichen ausgeschlossen ist. Ist aber dem Einzelwesen eine nähere Bestimmung hinzugefügt, so daſs dadurch nur ein Gegenstand einer Art, nicht aber derselbe Gegenstand anderer Art geleugnet wird, so wird den Einzelwesen un, une, des beigesetzt; z. B. Je ne vous ferai point *de* reproches, — point *des* reproches frivoles etc. — Als eine interessante Folgerung aus dieser einfachen Auffassung des Theilungsartikels ergibt sich nun auch die Erklärung der bisher von den Grammatikern gewöhnlich als eine Willkührlichkeit aufgestellten Regel, bei Hauptwörtern mit vorangehendem Adjectiv den Theilungssinn nur durch de auszudrücken. In dem Ausdruck d'excellentes confitures ist confitures, wegen des bekannten Sinnunterschiedes, welchen das Adjectiv vor oder nach dem Hauptworte ausdrückt, einem andern Dinge entgegengesetzt, in des confitures excellentes sind die vortrefflichen confitures andern, etwa weniger guten entgegengesetzt, also Gegensatz im Gleichen, welcher im ersten Beispiel fehlt (§. 71). Bei Abstractis steht der Theilungsartikel, insofern dieselben geistige Eigenschaften bezeichnen, die selbstredend bei jedem Menschen gedacht werden können. Il a *du* courage.

Ein anderes Verhältnifs ergibt sich jedoch (§. 72), wenn man eine Eigenschaft einem Subjecte als Affect oder als häufig nur augenblickliche Gemüthsstimmung beilegt, wo dann aus dem Besitzverhältnifs ein zuständliches und mithin der Begriff untheilbar wird, daher ayez courage. Man sagt aber nie il a vanité, il a bravoure, weil man sich Eitelkeit und Tapferkeit nicht wohl als Affect, sondern nur als Eigenschaft denken kann. Demander vengeance, pardon, grâce, justice, raison u. s. w. erklären sich so, dafs man sich das Verlangte nur auf einen Fall anwendbar denkt, da die Gegenstände an sich auf eigenthümliche Lagen schliefsen lassen. Man sagt mettre ordre (à ses affaires), insofern nur von *ordnen* im Allgemeinen die Rede ist, wozu noch mehr gehören kann als Ordnung. Ist aber von dieser als Eigenschaft im bestimmten Gegensatze zu einer andern Eigenschaft die Rede, so heifst es mettre de l'ordre u. s. w. (§. 103). Nach Präpositionen steht das blofse Hauptwort, wenn es darauf ankommt, Modificationen von Zuständen oder Thätigkeiten darzustellen, wodurch die Theilbarkeit des Begriffes aufgehoben wird: Mourir avec courage. Der Theilungsartikel mufs dagegen stehen, wenn bei dem Präpositionsgegenstande als Abstractum der Begriff des Verwendens vorwaltet. Avec du courage on peut beaucoup. — In dem Kapitel über die Rection der Zeitwörter wird die Grundidee durchgeführt, dafs der Accusativ dazu gebraucht werde, die Thatsache mehr nach ihrer äufsern Erscheinung darzustellen, indem er sie zwar bedinge, da sie ohne ihn nicht stattfinden könne, an der dargestellten Thätigkeit aber nur einen passiven Antheil nehme, zur Mitwirkung daran nicht in Anspruch genommen werde, und so einen ganz *sächlichen* Charakter bekomme; dafs der Genitiv dagegen die Thatsache mehr nach ihrer innern Bedeutung für das Subject darstelle, den Zustand desselben modificire und somit, da er weniger angebe, *dafs* sich etwas ereigne, als wie es sich ereigne, eher ein Modus als ein Casus zu nennen sei; dafs endlich der Dativ die Bedeutung habe, an der im Zeitworte ausgesprochenen Thätigkeit eine Mitwirkung zu bezeichnen, wodurch ein gewisses inneres, selbständiges Leben vorausgesetzt werde, das ihm den Charakter einer Persönlichkeit mittheile. Die vorherrschende Tendenz dieses Casus und namentlich der Präpos. à sei, einen andern Gegenstand als von ihr abhängig erscheinen zu lassen. Alle diese Principien sind fast durchgängig mit Schärfe und Klarheit an einer reichlichen Zahl von Erscheinungen bewiesen, wenngleich hin und wieder die aufgestellten Behauptungen etwas gewagt erscheinen, z. B. in Phrasen wie s'asseoir au pied d'un arbre u. a., wo die Abhängigkeit des Subjects vom Dativ, selbst der Beurtheilung nach, an und für sich nicht recht einzusehen ist. Die Function der Präpos. à, einen Gegenstand als von ihr abhängig erscheinen zu lassen, ist übrigens sehr tief in der Sprache begründet. Das Altfranzösische gebrauchte sie in vielen Fällen zur Bezeichnung von Abhängigkeitsverhältnissen, wo jetzt das unterscheidende de oder der Genitiv angewendet wird; z. B. bei Villehardouin: freres à l'empereour; und noch heut zu Tage sind Ausdrücke wie la vache à Catin im Munde des Volkes von sehr allgemeinem Gebrauche. Interessant sind hier die Vergleiche, wie die deutsche und französische Sprache abweichend die Casusverhältnisse ansehen und so auf denselben Fall bald dieses bald jenes Princip in Anwendung bringen. — Theilweise als Folge der angegebenen Hauptverrichtungen der Präpos. de und à wird bei ihrer Anwendung vor Infinitiven der Grundsatz aufgestellt, dafs man mit à auf die Verschiedenheit des Objects (Infinitivs) sehe, die Beurtheilung daher eine objective werde, de hingegen die Verschiedenheit des Subjects ausdrücke, und die Beurtheilung mithin eine subjective sei. Daher wird nach den Zeitwörtern, die auf einen Zweck deuten, de stehen, wenn die im Zeitwort ausgesprochene Thätigkeit für sich als hinreichend betrachtet werden mufs, den im Infinitiv ausgesprochenen Zweck zu erreichen, wodurch die Handlung eine selbständige, und die Beurtheilung, da die Erreichung des Zweckes lediglich auf dem Subjecte beruht, eine subjective wird. Je vous ordonne de vous taire. Ist aber die subjective Thätigkeit nicht hinreichend zur Erlangung des Zweckes, sondern erscheint irgendwie abhängig von einem Gegenstande aufser ihr, so wird die Beurtheilung objectiv und es steht à. Je le pousserai à faire un aveu. Hier mufs es dem Subjecte gelingen, durch geeignete Mittel eine Abneigung zu überwinden, wenn der Zweck erreicht werden soll. Der Erfolg beruht also nicht allein auf dem Subjecte, sondern auch auf dem Objecte, dessen Mitwirkung in Anspruch genommen wird. So erklären sich forcer de und forcer à, und viele analoge Fälle, worüber die Grammatiker so viel Hypothesen zu Tage gefördert, auf eine wenigstens ungezwungene

Weise und der scheinbare Widerspruch bei den Autoren findet in dem höheren Gesetz eine befriedigende Ausgleichung. Bei den Zeitwörtern, die zu dem Infinitiv in einem Causalzusammenhange stehen, wird unterschieden, wo das Causalverhältnifs Grund und Folge und wo es Ursache und Wirkung ist. Ersteres nimmt de, letzteres à in Anspruch. Il tremble d'avoir osé s'expliquer (Ungleichzeitigkeit). Je tremble à vous nommer l'ennemi qui m'accable (Gleichzeitigkeit). Zwei sehr vollständige und mit fortlaufender Analyse versehene Verzeichnisse von Zeitwörtern, die theils den Infinitiv bald mit de, bald mit à, theils ohne und mit Präposition nach sich haben, beschliefsen dieses in jeder Beziehung interessante Kapitel. — Die gegebenen Proben werden hinreichend sein, um eine Ansicht von der Form, welche der Verf. seiner Darstellung gegeben, zu verschaffen. Was er über den Artikel, und über die Präpositionen de und à, so wie über die Rection der Zeitwörter und deren Zeitformen gesagt, ist so voll neuer und treffender Ansichten, dafs es des Anregenden sehr viel darbietet und als ein schätzbares Hülfsmittel angesehen werden mufs, dem Lehren und Erlernen der neueren Sprachen einen höheren, geistigeren Schwung zu geben. Und wenngleich das Buch, wie wir oben bemerkt, seinen Titel nicht vollständig rechtfertigt, auch in der Darstellung oft in die Extreme der Weitschweifigkeit und Dunkelheit verfällt, so erkennen wir doch gern den ernsten Fleifs an, der es durch und durch charakterisirt, und begrüfsen es somit aus voller Ueberzeugung als den Vorläufer und Verkünder einer bessern Zeit in einem bisher nur allzusehr vernachläfsigten Literaturzweige, wünschend, dafs es allseitigen Eingang und die wohlverdiente Beherzigung finden möge.

Schnakenburg.

XXI.

On the Nature and Treatment of Stomach and Urinary Diseases, being an Inquiry into the Connexion of Diabetes, Calculus and other Affections of the kidney and bladder with digestion. By William Prout. 3d edition, much enlarged. London, 1840. 483 *pp.* 8. *u.* 7 *Kupfertafeln.*

Prout's Name steht längst in sehr hoher Achtung, weil er so ziemlich der einzige Chemiker ist, der zugleich Physiolog und Arzt ist, dessen Untersuchungen in der organischen Chemie mit der nothwendigen Umsicht und Vorsicht angestellt sind, während sonst ausgezeichnete Chemiker mit dem Leben in ihren Retorten und Rechnenformeln auf eine Art umgehen, dafs die Resultate für Physiologie und Pathologie ganz unbrauchbar werden. In den, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen, beiden ersten Ausgaben der vorliegenden Schrift hat Prout diejenige Verrichtung des Organismus seinen Untersuchungen unterworfen, von der es wohl scheint, dafs sie, bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft, am ersten noch durch die Chemie erläutert werden kann. Ihm sind in den neuesten Zeiten mehrere Schriftsteller gefolgt, deren Werke der Ref. vor einiger Zeit in diesen Blättern anzeigte; die vorliegende dritte Ausgabe ist so ziemlich als ein ganz neues Werk zu betrachten, so bedeutend sind die Bereicherungen und Veränderungen derselben sowohl in Form, als Inhalt.

Eine Einleitung von 105 Blattseiten gibt eine allgemeine Uebersicht der Physiologie und Pathologie der Assimilation, und der Gallen- und Harn-Absonderung, nach den aus Zeitschriften und den Bridgewater Treatises bekannten Arbeiten und Ansichten des Verfassers. Drei Tafeln enthalten mikroskopische Abbildungen von Harnniederschlägen nach Rayer, drei andre Abbildungen von Harnsteinen nach den ersten Ausgaben.

Bereits die ersten Ausgaben zeichneten sich dadurch aus, dafs P. zuerst die Harnkrankheiten in ihrer allgemeinen Bedeutung im Organismus auffafste, und nicht als blos locale Leiden der Harnwerkzeuge, wie früher so allgemein geschah; in dieser Richtung ist die gegenwärtige Ausgabe noch mehr fortgeschritten; sie zerfällt in zwei Hauptabschnitte oder Bücher: I. *Functional diseases*, or those diseases arising from the deranged operations and less obvious lesions of the assimilating and secreting organs; II. *Mechanical diseases* or those diseases arising from obvious lesions of organs; and from the presence of foreighn bodies. Gegen diese Eintheilung liefsen sich wohl manche Einwendungen machen, sie ist nicht consequent durchzuführen, und die Bezeichnung von mechanischen Krankheiten pafst nicht für die zweite Klasse.

Der Raum gestattet uns nicht, dem Verf. speciell durch alle einzelne Abschnitte zu folgen, wir werden bei einigen einzelnen nur verweilen können; um indessen dem Leser doch ein Bild des Ganzen zu geben, stellen wir hier die kurze Inhaltsübersicht des ersten Theils her: Chapt. 1. *General observations on the pathology of aqueous assimilation and secretion.* Of an excess and deficiency of urine. Chapt. 2. *General observations on the pathology of saccharine assimilation and secretion:* 1) of saccharine urine, diabetes; 2) of oxalic acid, oxalate of lime; 3) of lactic acid. Chapt. 3. *General observations on the pathology of albuminous assimilation and secretion:* 1) of an excess and deficiency of urea; 2) of albuminous urine; 3) of lithic acid; 4) of cystic oxide. Chapt. 4. *General observations on the pathology of oleaginous assimilation and secretion:* 1) of an excess and deficiency of fat; 2) of cholesterine and its deposits. Chapt. 5. *General observations on the pathology of the incidental mineral matters entering into the composition of organised bodies.*

Zur specielleren Betrachtung wählen wir zunächst den Ab-

schnitt über diabetes (oder besser Meliturie, Pr. braucht aber alle diese neuern Benennungen Albuminurie, Hydrurie u. s. w. durchaus nicht; eben so hält er auch im Chemischen etwas eigensinnig fest am Alten, die Worte Murexid, Murextan, Alloxan u. s. w. sind ihm zuwider, er kennt nur purpursaures Ammonium, erytheische Säure u. s. w., wo er freilich ankündigt, dafs er seine wissenschaftlichen Gründe an einem andern Orte mittheilen werde). Der erste Abschnitt dieses Kapitels über Zuckerassimilation und Secretion enthält eine Menge scharfsinniger, aber auch gewagter Hypothesen, die sich auf des Verfs. bekannte, doch wohl auch einseitige Hypothesen über Nahrungsstoff und Assimilation (s. Bridgwater treatise) stützen. Der Zucker ist nach ihm eine der sehr wenigen Klassen von Nahrungsstoffen, die er annimmt, und eine Masse von Stoffen, die irgend in Zucker durch chemische Processe umgewandelt werden, werden dem Zucker gleich gesetzt: alle diese Stoffe werden im Magen in low sugar, wie er es nennt umgewandelt (zu welcher Annahme allerdings neuere Untersuchungen über die Chymification berechtigen können), woraus der Magen schnell Eiweifs und Fett bereitet; ist der Magen krank, so geschieht das nicht und — the first step in the derangements, therefore producing the disease called diabetes, does not consist, as some have supposed, in the development of sugar in the stomach, which is a natural process; but in the greater or less destruction of the converting and consequently of the still more important organizing functions of the assimilating organs! In andern Fällen wird anstatt Eiweifs und Oel aus dem Zucker Oxalsäure bereitet. Man sieht, der Verf. verfährt sehr cavalièrement, und beachtet gar nicht die Gründe, die gegen seine, und dagegen für andre Hypothesen sprechen (m. s. meine Bemerkungen zu Willis Urinary diseases p. 220). Nicht weniger — ich möchte wohl sagen — tollkühn — sind die Behauptungen des Verfs.: „the internal causes predisposing to the malassimilation of the saccharine principle, like the causes predisposing to all other diseases, are most generally innate or inherited (freilich Disposition mufs zu einer jeden Krankheit vorhanden sein!) — — Perhaps the most fertile exciting cause of malassimilation in general, and particularly of saccharine malassimilation, is malaria! Das ist gewöhnlich das ultimum refugium ignorantiae, kann man keine andre Schädlichkeit auffinden, so sucht man sie in der Atmosphäre.

Schon damals, und später in dem erwähnten Bridgewater Treatise wurden die Beobachtungen des Verfs. theilweis und kurz mitgetheilt; gewifs war gar mancher Arzt, wie der Ref. etwas ungläubig, und fragte: warum wurde der Urin nicht chemisch untersucht? warum wurden über den Stoff der Luft, wenn er etwas andres, als Wasser war, keine Untersuchungen angestellt? u. s. w. Es ist dem Ref. unbekannt, ob dem Verf. öffentlich solche Bemerkungen gemacht wurden, und ob ihn dieses veranlafst hat, eine vollständigere und weitläufigere Mittheilung zu machen. Der Verf. sucht ferner gewifs viel zu leicht die Ursache der Meliturie im Genufs von Zucker, den der Oxalurie im Genufs von Zucker und von Oxalsäure enthaltenden Vegetabilien, in England behauptet er oxalsaure Steine nach dem dort häufigen Genufs der Rhabarbersprossen beobachtet zu haben. Der Ref. glaubt in seinen Zusätzen zu Willis bestimmte Beweise angeführt zu haben, dafs wenig auf diesen Genufs von diesen Stoffen zu geben ist, dafs dagegen die Oxalsäure wohl anstatt, und auf Kosten der Harnsäure gebildet wird. In dem Abschnitte über die Meliturie selbst finden sich allerdings auffallende Fälle von geheilt sein sollenden Meliturien, es ist aber sehr wenig darauf zu geben, da die chemische Analyse u. s. w. fehlt. Die ganz grundlose Hypothese, dafs der Zucker vorzüglich zur Ernährung der gallerthaltigen Theile, des Zellstoffs diene, führt ihn zu freilich ganz ingeniosen, aber eben so unbegründeten Deutungen der entfernten Ursachen der Meliturie. Seine Darstellung des Wesens der Meliturie steht als ein ingenioser, aber physiologisch und chemisch ganz unerwiesener Einfall da: „When crystallised sugar „is taken into the stomach by a diabetic individual, it is reduced to a low state, remains more or less unassimilated, and „passes through the system to the kidneys, by which organs it „is separated unchanged. When organised saccharine principles, „as farinaceous matters etc., are taken into the diabetic stomach, they are in first place reduced to the form of low sugar; „part of which low sugar is assimilated as in the healthy stomach; while an other part is modified or remains unassimilated. „The portion that is assimilated is applied to the purposes of „the oeconomy; the portions modified and unassimilated pass „together through the system to the kidneys, by which glands, „the portion modified is disorganised, and finally appeans in the „urine as crystallizable sugar, along with the portion originally „remaining unassimilated in the stomach. The same remarks „are applicable to gelatinous, and in extreme cases, perhaps, to „albuminous and oleaginous aliments. The secondary assimilating processes in diabetic individuals participate in the derangements of the primary processes; that is to say, the gelatinous tissues are either reduceg to sugar, and thus not assimilated at all; or they are imperfectly assimilated; or they are „mal-assimilated" etc. Man sieht wohl, wir sind dadurch über die Ursache, und die Qualität der Zuckerbildung um gar nichts besser aufgeklärt, als bisjetzt, ob sich gleich der Verfasser den Schein einer vollkommen klaren Einsicht gibt. Derselben Hypothesensucht begegnet man in dem Abschnitte über Albuminurie. Oberflächliche Aerzte können wohl durch die bestechende Darstellung, und die unendliche Sicherheit des Verfassers, die ihn alles seinen Ansichten Entgegenstehende unberücksichtigt liegen läfst, eingenommen werden; allein der denkende Arzt findet bald, dafs er um nichts weiter gekommen ist. Unter den angehängten Tafeln, die theils die in den frühern Ausgaben enthaltenen vervollständigen, theils solche von Cnosse und Smith wiederholen, ist die erste interessant, welche eine Uebersicht der vom 1ten Juli bis 31ten Dec. 1837 in den verschiedenen Provinzen Englands vorgekommenen Fälle von Meliturie und von Harnsteinen gibt. In diesem halben Jahre kamen bei einer Bevölkerung von 13,897,187 Menschen 96 Fälle von Meliturie und 180 Fälle von Stein vor. Manche Ausnahmen von bisherigen Annahmen über das endemische Vorkommen dieser Krankheiten in den verschiedenen Provinzen Englands, die sich aus dieser Tafel ergeben würden, können natürlicher Weise, bei dem kurzen Zeitraume, den sie umfafst, nicht in Anschlag gebracht werden.

Sollte der Ref. sich ein allgemeines Urtheil über die Schrift erlauben, so würde er sie allen übrigen Schriften des Verfassers und auch den ersten Ausgaben der vorliegenden nachsetzen, weil er sich noch in keiner mit solcher Keckheit Hypothesen hingab, und mit solcher Vornehmthuerei die Ansichten Andrer ganz unbeachtet liefs.

Heusinger.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

XXII.

Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Kirkeret. (Kolderup-Rosenvinge, Grundriſs des dänischen Kirchenrechts). Kopenhagen, 1840. 325 S. 8.

L. G. Rabenius, Laerobok i Svenska Kyrko-Lagfarenheten. (Rabenius, Lehrbuch der schwedischen Kirchenrechtskunde. Orebro, 1836. 482 S. 8.

Wenn in neuer Zeit manchmal nicht allein auf die Wichtigkeit und den Werth des Studiums des nordischen Rechts für den deutschen Juristen aufmerksam gemacht, sondern auch manche skandinavische Rechtsparthie mehr oder minder in die deutsche Jurisprudenz eingeführt ward: so bezogen sich diese allgemeinen Hinweisungen oder specielleren Ausführungen in der Regel auf das ältere Recht, besonders das Privatrecht und dessen Geschichte. Aber auch das neuere Recht und die heutige Rechtswissenschaft des Nordens, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Islands, verdient in Deutschland vorzugsweise beachtet zu werden. Das Interesse, welches wir für ein Recht und eine Rechtswissenschaft hegen, die nicht auf römischem, sondern auf ächt vaterländischem Boden erwachsen ist, darf sich nicht auf das Alte und Antiquarische beschränken. Eben so wenig darf unser Studium sich, wie bisher, fast ausschliefslich dem skandinavischen Civilrecht zuwenden. Es sind vielmehr noch manche andere Seiten des Rechtslebens und manche andere Theile der Rechtswissenschaft, die in gleichem Maafse unsere Beachtung und Theilnahme anzusprechen würdig sind. Zu diesen Parthieen, die bisher in Deutschland wenig oder gar nicht von den Juristen berücksichtigt worden sind, und dennoch unsere vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen möchten, rechnen wir auch das Kirchenrecht der nordischen Reiche und Lande.

Wie in Skandinavien das römische Recht sich nicht einzuwurzeln vermochte, so hat dort im Mittelalter selbst das kanonische Recht verhältnifsmäfsig wenig Eingang gefunden. Die Menge der einheimischen Kirchenrechte, gewöhnlich in vaterländischer Sprache abgefafst, zum Theil auf Verträge und Vereinbarungen mit den Erzbischöfen und Bischöfen gestützt, ist eine sehr interessante Erscheinung, die in der Geschichte der abendländischen Kirche und des Kirchenrechts eine weit gröfsere Berücksichtigung fordert, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Aber nicht blos das katholische Kirchenrecht gestaltete sich in Skandinavien, das von Rom entfernter lag und seine nationalen Verhältnisse und Einrichtungen mit Energie aufrecht hielt, auf sehr eigenthümliche Weise, wenigstens in seiner Anwendung und Einbürgerung in die unmittelbaren Volks- und Landesverhältnisse, sondern auch in mancher Hinsicht das protestantische. Bei den kirchlichen Reformen und liturgischen Legislationen, die gegenwärtig mancher Orten beabsichtigt werden, hat man auch auf die Verfassung und die Rechtsverhältnisse der Kirche in anderen protestantischen Ländern seine Aufmerksamkeit zu richten. Mit Recht hielt daher v. Schubert eine Beschreibung der schwedischen Kirchenverfassung für unsere Zeit willkommen und wichtig, indem er der Meinung war, dafs im Norden Schweden in dieser Hinsicht am meisten in Betracht komme, wo anerkanntermafsen viel Religiosität und Kirchlichkeit (freilich nicht selten auch in der Form der Secte und des Conventikels) sich erhalten hat. Manche kirchliche Einrichtung, die in anderen protestantischen Ländern im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert sich fand, besteht dort noch immer, aber nicht selten doch gewifs auch nur als Ruine. Schubert's Werk *), welches eine sehr anschauliche

*) F. W. v. Schubert, Schwedens Kirchenverfassung und Un-

Schilderung der schwedischen Kirchenverfassung gibt, war die Frucht einer längeren Reise, die er in den Norden hauptsächlich für den Zweck unternahm, um den gegenwärtigen Zustand des schwedischen Kirchen- und Schulwesens an Ort und Stelle kennen zu lernen. Es ist jedoch in Deutschland viel weniger dem juristischen, als dem theologischen Publicum bekannt geworden. Schubert hatte anfangs, wie er in der Vorrede seines lehrreichen Werkes sagt, die Absicht, die kirchliche Verfassung Schwedens mit der von Dänemark und Norwegen zu vergleichen, und man mufs fürwahr beklagen, dafs er diesen Plan, blos deshalb, weil sein Aufenthalt in Norwegen und Dänemark zu kurz war, nicht hat ausführen können. Eine solche Gesammt-Schilderung und vergleichende Darstellung der kirchlichen Einrichtungen und Zustände der drei nordischen Reiche würde ohne Zweifel gar sehr dazu beigetragen haben, eine gründlichere Kenntnifs der Kirchen- und Schulverfassung des ganzen Skandinaviens zu verbreiten. Zwar weicht die Kirchenverfassung Dänemarks weniger von der norddeutschen ab als die Schwedens, aber sie hat doch auch viel Eigenthümliches in ihrem früheren wie in ihrem gegenwärtigen Zustande, so dafs z. B. selbst eine Vergleichung der dänischen und der schleswig-holsteinischen Kirchenverfassung und kirchenrechtlichen Institutionen und Normen in mancher Hinsicht sehr lehrreich sein kann. Wie wenig aber die Literatur Dänemarks über die Kirchenverfassung und das Kirchenrecht der Heimath, die bis vor ein paar Decennien mit der norwegischen völlig zusammenfiel und zufolge der Identität der Quellen und der früheren Legislation noch jetzt grofsentheils zusammenfällt, den deutschen Juristen im Allgemeinen bekannt geworden ist, davon kann z. B. Blume's Grundrifs zu Vorlesungen über das Kirchenrecht der Juden und Christen, besonders in Deutschland, Zeugnifs geben. Dieser Grundrifs (zweite Ausgabe 1831 zu Halle erschienen), obgleich er sich sonst durch Reichthum an sorgfältigen literarischen Angaben auch in Ansehung der in den einzelnen Ländern erschienenen gröfseren Werke über die Kirchenverfassung und das Kirchenrecht daselbst, sehr vortheilhaft auszeichnet, bietet für Dänemark und Norwegen und Island in gedachter Hinsicht nur leeren Raum dar. Dennoch ist die hierher gehörige dänische Literatur eine verhältnifsmäfsig in der That reichhaltige. Dafs Walter in seinem Lehrbuche bei den einzelnen Materien manchmal auch auf das protestantische Kirchenrecht von Dänemark und Schweden einen Blick geworfen hat, verdient gewifs Lob.

Es gibt mehrere ältere dänische Werke, die unmittelbar an das zweite Buch von Christian's V. Gesetzbuche, worin das Kirchenrecht enthalten ist, sich anschliefsen, als Erklärung und Ergänzung aus den neueren Verordnungen, namentlich von Hedegaard (1775) und von Brorson (1801), 2 Thle. Wir haben sodann, um einiges hier bestimmter anzuführen, über die dänische Kirchenverfassung:

H. Ussing, Kirkeforfatningen i de danske Stater. Soröe, 1786—89. 6 Bde. —

Dieses ausführliche Werk, obwohl etwas breit, im Geschmack der damaligen Zeit geschrieben, ist doch ein sehr verdienstliches; es liest sich doch gut und ist in Dänemark eigentlich oft noch gar nicht zu entbehren. Der Verf. hat sein Thema nicht als trockener Statistiker abgefertigt, sondern wahrhaft *lebendig* und vielseitig dasselbe aufgefafst und dargestellt. Er beschränkt sich in seiner Schilderung der Kirchenverfassung nicht auf das dänische Königreich, welches freilich vornehmlich von ihm in's Auge gefafst wird, sondern er beschreibt auch die Kirchenverfassung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, gleichwie die der Nebenlande des Königreichs, Islands, der Färöer u. s. w. Er hat nicht blos das Bestehende angegeben, sondern durchgehends auch mit durchdringendem Verstande die Vorzüge und die Mängel desselben berücksichtigt und beurtheilt, so wie die zweckmäfsigen Verbesserungen der Verfassung, und in dieser Hinsicht oftmals bestimmte Vorschläge gemacht, die Beachtung verdienen, und die sich mitunter nicht auf die unmittelbar kirchlichen Einrichtungen und Angelegenheiten beschränken, sondern auch Verhältnisse betreffen, die nur mittelbar damit im Zusammenhange stehen.

Ferner haben wir:

J. Möller, Haandbog for Präster, isärdeleshed med Hensyn til de Embed'spligter, Lovgivningen foreskriver dem. 2te Ausg. Kopenh., 1834.

Dieses Buch, obwohl es in seiner zweiten, sehr vermehrten und erweiterten Ausgabe bedeutend an

---

terrichtswesen, nach früherem und gegenwärtigem Zustande. 2 Theile. Greifswald, 1821—22.

Werth und Gehalt gewonnen hat, ist doch nichts weiter, als was der Titel anzeigt, ein blofses Hülfsbuch, ein unmittelbar praktisches Handbuch für die Geistlichen, worin sie den Inhalt der vaterländischen Kirchengesetze zusammengestellt finden mit Rücksicht auf ihre Amtspflichten. Ein Anhang des Buches stellt auf dieselbe Weise den Inhalt der Gesetzgebung hinsichtlich der Stellung und der Rechtsverhältnisse des Geistlichen als Beneficiat zusammen, ohne das Thema rechtswissenschaftlich bearbeitet und systematisch entwickelt zu haben.

Die dänische Rechtsliteratur besitzt ferner auch von dem scharfsinnigen Oersted, dessen schriftstellerische Wirksamkeit überhaupt für die Jurisprudenz Dänemarks und Norwegens eine neue Periode herbeigeführt hat, auf diesem Gebiete mehrere treffliche, geistreiche Abhandlungen gröfseren Umfanges, die in den verschiedenen juristischen Zeitschriften Dänemarks, welche theils von ihm selber, theils von Anderen redigirt worden sind, mitgetheilt wurden. Sie beschäftigen sich, in Anwendung auf das Vaterland, mit dem Wesen und Begriff des Kirchenrechts und der Kirchenrechtswissenschaft überhaupt, mit dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, wie mit der Frage, ob die dänische Kirchenverfassung einer durchgreifenden Verbesserung bedürftig sei. Es haben diese scharfsinnigen und geistvollen Abhandlungen Oersted's, die zum Theil schon vor mehreren Jahrzehnten herauskamen, zur Philosophie des Kirchenrechts und philosophischen Begründung der Kirchenrechtswissenschaft, wie über die Fortbildung des heimischen Kirchenrechts, auf eine tiefere Auffassung und Würdigung desselben in Dänemark unzweifelhaft hingewirkt.

Aber obgleich die kirchenrechtliche Literatur Dänemarks manche Schriften allgemeineren und specielleren Inhalts, in verschiedener Richtung aufzuweisen hatte, so fehlte es doch an einem eigentlichen Lehrbuche des Kirchenrechts, welches Ussing schon, der Theologe, in der Vorrede des angeführten Werkes über die Kirchenverfassung, als Desiderat aufstellte und dringend vermifste. Ein solches haben wir nun neuerdings von Rosenvinge erhalten, unter diesem Titel:

Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Kirkeret. Til Brug ved Foreläsninger. Kopenhagen, 1840. 325 S. 8.

Der Verf., von dem wir einen ähnlichen Grundrifs über das dänische Polizeirecht bereits in der zweiten Ausgabe, wie ebenfalls bekanntlich über die dänische Rechtsgeschichte besitzen, hat sich durch diesen Grundrifs des dänischen Kirchenrechts um das gründliche, wahrhaft wissenschaftliche Rechtsstudium in seinem Vaterlande ein neues, entschiedenes Verdienst erworben. Es sind diese Lehrbücher zunächst auf die Vorlesungen ihres Verfs. berechnet, wonach man sie auch in ihrer Kürze, in ihren Andeutungen und in ihrer ganzen Einrichtung, um sie richtig und gerecht zu würdigen, zu beurtheilen hat. Sie zeichnen sich aber alle durch einfache Anordnung und klaren Vortrag, wie durch sorgfältigen Fleifs und gewissenhafte Genauigkeit in der Angabe der Quellen und literarischen Hülfsmittel aus. Sie sind zwar kurz und vielfach nur andeutend, aber den Sachen nach vollständig. Was zunächst das Kirchenrecht anlangt, so sagt der Verf. in der Vorrede, dafs er den vorliegenden Grundrifs für seine Vorlesungen ausgearbeitet habe, die er sowohl an der Universität vor Studirenden, als auch am Pastoralseminar vor Candidaten der Theologie hält. Für die letzteren schien es aus mehreren Gründen vor allen wünschenswerth, ihnen einen solchen Leitfaden in die Hand geben zu können. Aber unzweifelhaft ist es uns, dafs dieses Lehrbuch nicht blos dem Anfänger in der Jurisprudenz und Theologie, sondern auch dem gereiften und angestellten Juristen und Theologen von vielfachem Nutzen sein kann und sein wird. —

Der Verf. ist, was die Grundansicht betrifft, bei der Auffassung und Behandlung seines Stoffes von dem gewifs allein richtigen und wahrhaft wissenschaftlichen Gesichtspuncte ausgegangen, dafs das dänische Kirchenrecht eben so wenig, wie irgend ein particuläres Kirchenrecht in Deutschland, ohne beständige Rücksichtnahme auf das gemeine protestantische Kirchenrecht in wissenschaftlicher Weise dargestellt, und dafs eben so wenig das gemeine protestantische Kirchenrecht von dem katholischen gänzlich abgesondert und losgerissen werden kann. Dieser Grundgedanke, dem wir völlig beistimmen, hat den ganzen Plan seiner Arbeit bestimmt und geleitet. Er hat durchgehends die kirchlichen Rechtsverhältnisse und Institutionen zuerst in ihrer Ursprünglichkeit dargestellt, und auf welche Weise sie sich in der katholischen Kirche im Allgemeinen, wie insonderheit in Dänemark während des Mittelalters gestalteten. Darauf werden die Ver-

änderungen geschildert, welche sie durch das Lutherthum und die älteren protestantischen Kirchengesetze in Dänemark erlitten, und endlich die Gestaltungen dargelegt, welche sie heutiges Tages durch Gesetzgebung und Herkommen erlangt haben. Was überhaupt die ganze Anlage und Ausführung betrifft, so hat dieser Grundrifs mit den deutschen Compendien viel Uebereinstimmendes, wie man denn auch, neben der dänischen, die deutsche Literatur durchweg darin berücksichtigt und speciell angegeben findet. Wie sehr wir nun dieses, nach der Ausbildung und dem Standpuncte der Wissenschaft und Literatur auf diesem Gebiete in Deutschland, auch anzuerkennen und zu loben geneigt sind: so finden wir es doch nicht richtig, dafs in einer Darstellung des dänischen Kirchenrechts die verwandten schwedischen Verhältnisse keine gehörige Berücksichtigung gefunden haben. Zwar hat die Kirchenverfassung Schwedens viel Eigenes und Individuelles, aber in manchen Beziehungen ist sie doch wieder der benachbarten des stammverwandten Dänemarks in besondrer Weise homogen. Wir vermissen aber selbst, wo der Verf. in der Einleitung die Literatur des protestantischen Kirchenrechts angibt, eine Anführung der Hauptwerke über die Kirchenverfassung und das Kirchenrecht Schwedens. Es ist dort weder das ältere Lehrbuch von Wahlin, noch das neuere von Rabenius genannt. Dieses wollen wir hier unten genauer charakterisiren, jenes (Handbok uti Svenska Kyrko-Lagfarenheten. Lund. 1807 in 4to. 2te Ausg.) ist ein ähnliches Werk, wie das oben bezeichnete dänische von Möller, eine blofse Zusammenstellung des Inhaltes der älteren und neueren Gesetze und Verordnungen in Betreff der Pflichten des Geistlichen und der Verwaltung des geistlichen Amtes in Schweden: eine solche Pastoraljurisprudenz für angehende Pfarrer, wie man sie in manchen deutschen Ländern auch hat. Wir nennen diese Bücher nicht, als ob wir unsern Verf. belehren könnten, dem wir vielmehr selber durch freundschaftliche Mittheilungen zuerst unsere Kunde der schwedischen Literatur dieses Faches zu danken haben, sondern aus dem Grunde, weil wir in der dänischen Rechtsliteratur überhaupt zu wenig Berücksichtigung Schwedens bemerken, und in der schwedischen vielleicht noch gröfsere Vernachlässigung der dänischen Literatur mit Bedauern wahrnehmen. Diese Isolirung ist für beide Theile, nach der Verwandtschaft und Nationalität, nach der Lage und früheren Geschichte, in der That nicht natürlich. Die Rechtsgelehrten sind hierin auch ganz anders als die Naturforscher des Nordens. Doch dies sei hier nur beiläufig bemerkt! —

Rosenvinge gibt in der Einleitung zuerst kurz den Begriff der Kirche und des Kirchenrechts, so wie die verschiedenen Eintheilungen des Kirchenrechts, als eines äufsern und innern, natürlichen und positiven, katholischen und protestantischen, gemeinen und particulären, manches dabei einer weitern Auseinandersetzung in seinen Vorlesungen reservirend. Darauf folgt die Quellenkunde, zuerst des katholischen, dann des gemeinen protestantischen, endlich insonderheit des dänischen und isländischen Kirchenrechts. Auf gleiche Weise ist schliefslich in der Einleitung die Literatur des Kirchenrechts und seiner Hülfswissenschaften, vorzüglich der Kirchengeschichte, zuerst für das allgemeine katholische und protestantische, dann insbesondere für das dänische und isländische Kirchenrecht in ihren Hauptwerken detaillirt angegeben.

Auf solche Einleitung folgt die Darstellung selber, die sich in zwei Hauptstücke abtheilt, nämlich *a*) äufseres und *b*) inneres Kirchenrecht. Das erste Hauptstück behandelt, nach einleitenden Betrachtungen über das Verhältnifs der Kirche zum Staate überhaupt, besonders das Verhältnifs, worin die lutherische Kirche in Dänemark theils zum Staate theils zu anderen Religionsvereinen steht. In den allgemeinen Betrachtungen wird ausgeführt, wie Staat und Kirche in der Idee eines christlichen Staats zur Einheit sich verbinden und verschmelzen, wie jedoch in der Ausführung und Verwirklichung eines solchen Einheitssystemes sich allerdings manche Schwierigkeiten hervorthun, namentlich in Folge der Trennung der christlichen Kirche in verschiedene Confessionen, die sich als besondere Kirchen constituirt haben. Unter solchen Umständen scheine das sogenannte Collegialsystem, welches der Kirche eine gröfsere Unabhängigkeit vom Staate gewährt, den Vorzug zu verdienen, insofern man mehrere christliche Kirchen als bestehend voraussetze.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Kirkeret. (Kolderup-Rosenvinge, Grundrifs des dänischen Kirchenrechts).

L. G. Rabenius, Laerobok i Svenska Kyrko-Lagfarenheten. (Rabenius, Lehrbuch der schwedischen Kirchenrechtskunde.)

(Fortsetzung.)

Im positiven Kirchenrecht komme es aber immer vornehmlich darauf an, wie der thatsächliche Rechtszustand beschaffen sei und wie sich dieser ausgebildet habe. Es sei deshalb die Entstehung der christlichen Kirche und der Charakter des Rechtsverhältnisses, worin sie sich im Verhältnisse zum Staate in den verschiedenen Zeiten befunden habe, in's Auge zu fassen. Was aber das gegenwärtige staatliche Verhältnifs der lutherischen Kirche in Dänemark betrifft, so beruht selbiges auf dem Grundgesetze des Reiches, auf dem Königsgesetze Art. 2, worin erklärt wird: „Der König ist das oberste und höchste Haupt hier auf Erden, über alle menschlichen Gesetze, und welches kein andres Haupt und keinen Richter über sich erkennt, weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen, als nur Gott allein", und ferner Art. 6, welcher dem Könige zuschreibt: „die höchste Macht über die Geistlichkeit vom höchsten bis zum niedrigsten, die Macht, allen Kirchen- und Gottesdienst, Convente, Zusammenkünfte und Versammlungen in Religionsangelegenheiten, zu bestellen und anzuordnen, wann er es rathsam erachtet, zu gebieten und zu verbieten". So gibt das absolute Königsgesetz dem Könige offenbar nicht allein das jus circa sacra, sondern auch das jus sacrorum; jedoch im Art. 1. wird er verpflichtet, den christlichen Glauben zu schützen und zu handhaben, und nicht allein an die Bibel, sondern auch an die Augsburgische Confession gebunden. Die Art und Weise aber, wie der König die ihm zustehende Kirchengewalt ausüben will, ist ihm völlig anheimgegeben. Es geschieht seit Einführung der absoluten Souverainetät bekanntlich in der Form der Collegialverwaltung.

Das zweite Hauptstück, dem inneren Kirchenrecht gewidmet, handelt im ersten Abschnitte von den Mitgliedern der Kirche, und von dem allgemeinen kirchlichen Rechtsverhältnisse, wie von dem speciellen der Geistlichen, deren Pflichten und Rechten, deren Gerichtsstande u. s. w. Im zweiten Abschnitte ist von dem Amte der Geistlichen und der Kirchendiener gehandelt, so wie von den priesterlichen Amtsverrichtungen sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere rücksichtlich des öffentlichen Gottesdienstes, der Sacramente, des religiösen Unterrichts der Jugend (wobei vornehmlich auch die Confirmation hervorgehoben wird), der Ehe, der Armen, Kranken und Verbrecher, der Beerdigung der Verstorbenen, der Wachsamkeit über die öffentliche Sittlichkeit, der Aufsicht über die Kirchen und Kirchengüter, der Führung der Ministerial- oder Kirchenbücher, als auch der verschiedenen rein weltlichen Verrichtungen, die den dänischen Pfarrern obliegen. Ein Capitel dieses Abschnittes ist der Lehre von den kirchlichen Oberen gewidmet, und zwar zuerst von der geistlichen Obrigkeit in der katholischen Kirche, sodann speciell von der geistlichen Obrigkeit in der protestantischen Kirche Dänemarks, von den Bischöfen und den Pröpsten verschiedenen Ranges. Die dänischen Bischöfe sind nichts weiter als lutherische Superintendenten, hiefsen auch zuerst so; sie sind die Inspectoren und Visitatoren des Kirchenwesens, und werden seit Einführung der absoluten Souverainetät sämmtlich vom Könige unmittelbar ernannt.

Der dritte Abschnitt handelt von den Einkünften der Geistlichkeit, worin eine sehr wichtige und in praktischer Hinsicht vielfach schwierige Lehre die von dem Zehnten ist, der in Dänemark in weitem Umfange fortbesteht und natürlicher Weise eine Haupteinnahme

der Geistlichen und Kirchen bildet. Ueber diese Lehre ist neuerdings von Lunn eine sehr ausführliche und fleifsig gearbeitete Monographie *) in Kopenhagen erschienen, die auch Rosenvinge sorgfältig in seiner Darstellung benutzt hat. Sie gibt, ohne das Geschichtliche sonderlich zu beachten, eine genaue Zusammenstellung und Entwickelung der Bestimmungen des geltenden Rechts hinsichtlich der Zehnten in Dänemark und Island, unter dem Titel eines Handbuchs für das dänische Zehntenwesen.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Verlust der Kirchenämter und damit zusammenhängenden Rechtsverhältnissen, namentlich mit der Vacanz, mit dem Gnadenjahre bei den Pfarrstellen und der Theilung der Einkünfte während der Vacanz bei den geistlichen Aemtern. Die Lehre von dem Gnadenjahre, von der Berechnung desselben und der Theilung der Einkünfte gehört, mit Rücksicht auf die verschiedenen Arten des Einkommens, nach dänischem Recht zu den sehr verwickelten und schwierigen Materien der Theorie und der Praxis. Es hat sich dieses Rechtsinstitut in Dänemark zum Theil auf eine eigenthümliche Weise gestaltet, und die im Gesetzbuche darüber enthaltenen Bestimmungen lassen manchem Zweifel Raum. Aber auch darüber ist eine ältere Monographie von Ussing, und eine neuere **) von Fofs erschienen, worin man diese Lehre nach der Gesetzgebung und dem Herkommen umständlich erörtert findet.

Der fünfte und letzte Abschnitt handelt von den Kirchensachen, im weiten Sinn, besonders auch von den Kirchengebäuden, so wie von dem kirchlichen Vermögen, den Grundstücken, Zehnten, Geldeinkünften u. s. w. Was das Rechtsverhältnifs der Kirchenfabrik anlangt, so hat auch dieses in Dänemark einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen. Das Patronatrecht, dessen Geschichte in Dänemark jedoch eine genauere Untersuchung verdiente, hat sich hier als wirkliches Eigenthumsrecht an den Kirchen (Eiendomsret til Kirker) fixirt. Der Patron wird in der neueren Gesetzgebung durchweg „Kirkeeier" (Kircheneigenthümer) genannt; jedoch ist sein Recht und seine Gewalt über die Kirche und ihr Vermögen auf den *Genufs* der Kircheneinkünfte, gegen die Verpflichtung des Unterhalts der Kirche, eingeschränkt. Soll aber der Patron zugleich das jus vocandi zu dem geistlichen Amte haben, so setzt dies voraus, dafs er eine bestimmt privilegirte Person sei. Auf diese Weise hat sich das Kircheneigenthum von dem jus patronatus in stricter Bedeutung abgetrennt und gesondert. Die Kirchen haben keine juristische Persönlichkeit, vielmehr stehen sie geradezu im Eigenthum entweder des Königs oder von Privatpersonen. Eine grofse Menge von königl. Verordnungen hat bis in die neueste Zeit die nähere Bestimmung und Normirung dieses Verhältnisses zum Gegenstande. Die Kirchen unterliegen dem gewöhnlichen Handelsverkehr, sie werden geschötet d. h. gerichtlich aufgelassen, verkauft und verschrieben. Der Preis einer Kirche ist jetzt, beiläufig bemerkt, zwischen 8 und 16000 Reichsthaler. Nur die städtischen Pfarrkirchen pflegen auf gewisse Weise den Gemeinden zu gehören. Aber das Kircheneigenthum beschränkt und bezieht sich zunächst auf den Kirchenzehnten, der das eigentliche, unmittelbare Object desselben ist, nach Abzug dessen, was gesetzlich für die gehörige Unterhaltung der Kirche verwendet werden mufs. Um die Pflichterfüllung des Kircheneigners gebührlich zu controliren, ist eine genaue Kirchenschau (Kirkesyn) angeordnet, die mit der jährlich durch den Propsten vorzunehmenden Kirchenvisitation verbunden wird. Diese Kirchenschau liefert einen Beweis über den Zustand des Kirchengebäudes und dessen Zubehör; falls aber der Kircheneigner die Bewerkstelligung dessen, was ihm danach vom Propsten auferlegt wird, nicht für seine Pflicht ansieht, so unterliegt dieses der gerichtlichen Cognition, und der Patron wird zuletzt auf Verwirkung der Kirche (Kirkens Forbrydelse) belangt. Die Eingepfarrten auf dem Lande müssen zur Instandsetzung der Kirche mit gewissen Hand- und Spanndiensten dem Kircheneigner Beihülfe leisten, auch unter Umständen, wenn die Kircheneinkünfte nicht zureichen, Geldbeiträge zuschiefsen. Was aber zur Verschönerung und zu den *blofsen* Ornamenten der Kirche gehört, darf nicht durch erzwungene Beiträge angeschafft werden. Wenn auch die Kirchengebäude juristisch als im Privateigenthum stehend betrachtet werden, so liegt es doch in der Natur dieses Rechtsverhältnisses, dafs die Kirchen im-

*) Chr. Lunn, Haandbog over det danske Tiendeväsen. Kopenhagen, 1839. 356 S. 8.

**) L. Fofs, Haandbog om Naadensaaret, efter den danske Lovgifning. Kopenhagen, 1833. 142 S. 8.

mer als öffentliche Stiftungen beurtheilt werden, welche für die Gemeinden bestehen, und deren Bedürfniſs und Interesse der Staat sowohl durch die Regierungscollegien als auch mittelst der geistlichen Oberbehörden wahrnimmt, wenn auch der Bezug und die Verwaltung der Kircheneinkünfte an Private überlassen ist. Daher darf z. B. der Kircheneigner nicht eigenmächtig mit den Kirchengebäuden oder deren Zubehör Veränderungen vornehmen; er darf das Kirchengut nicht theilweise veräuſsern u. s. w. Alles dieses ist im Ganzen und im Einzelnen durch das allgemeine Gesetzbuch und viele spätere Verordnungen speciell normirt: worüber Rosenvinge's Lehrbuch auch detaillirte Nachweisungen enthält.

Gleichzeitig mit der Herausgabe dieses Compendiums hat Rosenvinge durch Veranstaltung einer neuen, vervollständigten Sammlung der Verordnungen, Rescripte und Resolutionen, welche die Verhältnisse der Geistlichkeit und die übrigen in dem zweiten Buche von König Christian's V. dänischem und norwegischem Gesetzbuche normirten Gegenstände betreffen, sich ein neues Verdienst erworben. Diese Sammlung von Kirchenordnungen, die Hauptquelle für das geltende Kirchenrecht Dänemarks, erschien in 3 starken Octavbänden zu Kopenhagen 1838—40; sie ist nach den correspondirenden Artikeln jener Gesetzbücher geordnet und mit genauen Registern versehen. Sie ist eine Umarbeitung und Fortsetzung der älteren gleichartigen Sammlungen von Fogtmann (1784) und Hurtigkarl (1809), wie auch der Titel es angibt. Die Norwegen betreffenden Gesetze sind, insofern sie vor der Trennung der Reiche erlassen waren, in die Sammlung mit aufgenommen, theils um dieselbe auch für die Norweger nutzbar zu machen, theils auch weil die Analogie jener Gesetzesbestimmungen oftmals von Wichtigkeit ist für das dänische Kirchenrecht. Was übrigens die neueste Zeit anlangt, nach der Trennung Norwegens von Dänemark, so hat für diese der norwegische Pastor T. Stang bereits 1833 eine chronologische Sammlung der kirchlichen Verordnungen und Verfügungen Norwegens herausgegeben.

Wie aber in Dänemark das Rosenvinge'sche, in dem Vorstehenden besprochene Werk nicht allein das neueste, sondern vielmehr das erste eigentliche Lehrbuch des Kirchenrechts ist, ebenso in Schweden:

Laerobok i Svenska Kyrko-Lagfarenheten. Försök af *L. G. Rabenius*, J. U. D. Prof. m. s. w. Orebro, 1836. 482 S. 8.

Dieses Werk beabsichtigt, wie die Vorrede ausführt, nur eine Darstellung des Grundbegriffes des Kirchenrechts in Schweden, nicht eine detaillirte Erörterung. Es will weder tiefere historische Untersuchungen noch speculative Auffassungen und Entwickelungen, sondern nur eine Einleitung in die kirchliche Rechtskunde des Vaterlandes dem angehenden Geistlichen wie dem jungen Juristen an die Hand geben. Es ist insbesondre auch, wie das dänische Lehrbuch von Rosenvinge, darauf berechnet, ein Leitfaden beim Universitätsstudium zu sein. Wollten wir aber mit Rücksicht auf diesen Zweck und diese Bestimmung der beiden Werke, dieselben ihrem Gehalte und innern Werthe nach hier beurtheilen und vergleichen: so möchte eine Vergleichung zwischen dem academischen Studium so wie dem wissenschaftlichen Betrieb der Jurisprudenz in Schweden und in Dänemark überhaupt erforderlich werden, die hier nicht in unserm Plan liegt. Es mögen daher die folgenden Andeutungen genügen:

Das Lehrbuch von Rabenius theilt sich in sechs Bücher: das erste handelt von der Religion, Kirche und Kirchenrechtswissenschaft im Allgemeinen; das zweite von den Personen im Kirchenrechte; das dritte von dem geistlichen Amte; das vierte von dem äuſsern Gottesdienste und dem Kirchengebrauch; das fünfte vom kirchlichen Strafrechte; das sechste von dem gerichtlichen Verfahren in Kirchensachen.

Das erste Buch beginnt mit der Lehre von den Quellen und der Literatur. Als Quellen für das Jus Ecclesiasticum Suecanum werden aber aufgeführt: *a*) Jus Canonicum, *b*) die kirchenrechtlichen Abschnitte (Kyrko-Balkar) der alten schwedischen Gesetzbücher, *c*) die Kirchenordnungen, *d*) verschiedene andere Festsetzungen. Der Verf. gibt dann zuvörderst einige Notizen über das kanonische Recht, besonders über den Inhalt und die Eintheilung des corpus juris canonici, selbst mehrere Proben des Stils der Decretalen, die mit einiger Naivetät auf eine gewisse Persiflage des kanonischen Rechts berechnet scheinen. Interessanter sind uns die Paragraphen, die sich mit der Geschichte des kanonischen Rechts in Schweden und dessen Einwirkung auf die dortigen Gesetzbücher und Rechtssammlungen beschäftigen. In der Geschichte macht vornehmlich eine in Schweden 1248 unter dem

samen Zwecke hinderlich. Die Verfassung Schwedens bestimme auch die Suprematie der weltlichen Macht in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten; aber wenn es um die Veränderung der Staatsreligion oder der Grundlagen, worauf selbige ruhe, sich handle: so sei das Volk selber, oder doch zum mindesten in der Art und Form; wie bei der Abänderung eines Grundgesetzes, der Reichstag zu befragen. Uebrigens sei die Gesetzgebung in Bezug auf kirchliche Verhältnisse und Angelegenheiten vom Könige gemeinsam mit den Ständen auszuüben, während die Verwaltung dem Könige als der höchsten administrativen Macht im Lande zustehe. So sei der König von Schweden in seiner Majestät nicht blos das Haupt und der Lenker des Staats, sondern auch der Kirche (Kyrkans Hufvud och Styresman). Ihm stehe die höchste Beaufsichtigung, der Schutz und die Vogtei über die Kirche zu. Dies sind, kurz angedeutet, die Grundgedanken in der Darstellung, welche Rabenius von dieser fundamentalen Materie gibt.

Mit diesem Kapitel endigt das erste Buch, von welchem sich sagen läfst, dafs es den allgemeinen Theil enthalte. Das zweite Buch, welches von den Personen im Kirchenrechte handelt, spricht zuerst von den Gemeinden, die in Schweden eine grofse Wirksamkeit und communale Bedeutsamkeit haben, von dem Kirchspiel (Sockn) in kirchlicher und politischer Hinsicht, wie von dem Pfarrsprengel (Gjoell). Darauf folgt das Kapitel von der Geistlichkeit als Corporation und Stand, als Reichsstand, da sie bekanntlich bisher eine besondre Curie des Reichstages bildet in eigener Berechtigung; sodann von den Geistlichen als Beamten, den Bischöfen, den sogenannten Domkapiteln oder Consistorien, den Pröpsten, Pfarrern, Kapellanen, Adjuncten, Küstern. Das dritte Buch beschäftigt sich insonderheit mit dem Pfarramte, wie es erlangt und angetreten wird, wie von der Beendigung desselben; sodann in gleicher Art von dem Amte der Bischöfe und Pröpste. Darin wird die Lehre von der Vocation und Ordination, von der Wahl und Introduction der Prediger abgehandelt, wie auch das Kapitel von der Besoldung und den Einkünften der Geistlichen, insbesondre von dem Pfarrhofe, den Zehnten u. dgl.

Das vierte Buch ist dem öffentlichen Gottesdienste und dem in dieser Beziehung stattfindenden Kirchenherkommen gewidmet, wobei der Verf. auch Gelegenheit nimmt, in einem Kapitel von den Kirchengebäuden zu reden, ihrer Erbauung und Erhaltung, ihrem Vermögen, ihren Inventarien, Einkünften, Pertinenzien. In einem anderen Kapitel sind speciell die wichtigsten liturgischen Handlungen und die Sacramente in Bezug auf das Kirchenrecht erörtert. Endlich wird hier wieder gelegentlich ein Kapitel von der Verlobung und Ehe angehängt. Dafs gegen diese Stellung des Eherechts, wie gegen die Anordnung überhaupt, die erheblichsten Einwendungen und Ausstellungen zu machen wären, bedarf für den deutschen Juristen keiner weitern Auseinandersetzung. Eine solche detaillirte kritische Beurtheilung liegt hier nicht in unsrer Absicht. Wir können aber nicht umhin, unsere Ansicht und Würdigung des Lehrbuches von Rabenius in Rücksicht auf die Jurisprudenz und das juristische Studium in Deutschland dahin auszusprechen, dafs es nicht die Form und die in dem Buche zu Tage kommende Art und Weise der Behandlung und doctrinellen Bearbeitung der Kirchenrechtswissenschaft sein kann, sondern dafs es vielmehr nur der darin enthaltene und grofsentheils einfach dargelegte Stoff und Gehalt des Kirchenrechts selber ist, der unser besondres Interesse in Anspruch nimmt. Wie wenig die Behandlungsart in wissenschaftlicher Beziehung den deutschen Juristen zu befriedigen im Stande sein kann, davon mag z. B. das Eherecht an dieser Stelle einen kleinen Beleg abgeben. Zuerst wird in dem dritten Kapitel, bei Abhandlung der liturgischen Acte, auch von der Proclamation und Copulation gesprochen; dann in dem ganzen vierten Kapitel von dem Verlöbnifs und der Ehe. Hier findet man die Ehehindernisse folgendermafsen eingetheilt: *a*) impedimenta moralia vel naturalia, worunter zu verstehen: 1) Zwang, 2) verweigerter Consens der dazu Berechtigten, 3) eine bestehende anderweitige Ehe, 4) vorheriger Ehebruch mit dem einen Contrahenten, 5) ältere Verlobung mit einer anderen Person, 6) reverentia parentalis (d. h. Behinderung der Ehe durch das Verhältnifs von Schwiegereltern zu Schwiegerkindern), 7) mangelnde Kunde des Katechismus und Enthaltung vom Abendmahlsgenusse, worunter namentlich auch die mangelnde Confirmation zu verstehen sein wird, 8) Bitterkeit und Hafs, die unter den Contrahenten entstanden, insbesondre Lebensnachstellungen der einen Contrahenten wider den Andern, 9) Verbrechen

welche das Verlöbnifs rückgängig machen, infamirende Handlungen, Stuprum u. s. w., 10) poena coelibatus, die nach dem Rechte temporair verhängt sein kann, 11) disparitas cultus, wonach namentlich auch die Ehe einer christlichen Person mit einem Juden unzulässig ist, 12) zu nahe Verwandtschaft, 13) Verschwägerung; — *b*) impedimenta physica, worunter zu verstehen: 1) fehlende Ehemündigkeit, 2) verschiedene geistliche und leibliche Gebrechen und Krankheiten, 3) lebenswieriges Gefängnifs; — *c*) impedimenta dissuasoria, wohin gerechnet wird: 1) Verschiedenheit der christlichen Confession, wobei jedenfalls zu bestimmen ist, in welcher Confession die Kinder erzogen werden sollen; 2) disparitas aetatis, wobei ehedem, wenn sie auffallend grofs war, die Prediger von der Eingehung der Ehe abrathen sollten, was jedoch heutiges Tages als obsolet betrachtet wird; 3) die Ehe mit ausländischen Kriegsgefangnen sollte ehedem gleichfalls von den Geistlichen widerrathen werden; — *d*) impedimenta dilatoria, worunter verstanden wird: 1) Mangel des ordnungsmäfsig vorher zu beschaffenden Aufgebots, 2) annus luctus, und die etwanige Wartezeit bei geschiedener Ehe, 3) mangelnde Abschichtung mit den Kindern erster Ehe und was weiter dahin gehört, 4) zeitiges Verbot der Wiederverheirathung zur Strafe begangenen Ehebruchs, weshalb die Ehe geschieden worden, 5) temporäres Gefängnifs, 6) ein noch obschwebender Desertionsprozefs, indem dessen völlige Abmachung vor der Wiederverheirathung abzuwarten ist, 7) überhaupt ist in dem Falle der Auflösung einer früheren förmlichen Verlobung oder Ehe ein ordentlicher Scheidungsbrief von der betreffenden geistlichen Behörde auszuwirken; — *e*) impedimenta quasi impedientia, wohin gezählt wird: 1) dafs die Eltern *unter gewissen Umständen* ihren Kindern zwar nicht mit Effect die Eingehung einer Ehe verweigern können, aber sie doch wegen einer solchen ohne ihren Consens geschlossenen Ehe zu enterben berechtigt sind; 2) gewisse Fälle, die sich ehedem, so lange die adeligen Güter nicht in die Hand von Bürgerlichen übergehen durften, auf die Verheirathung adeliger Frauenzimmer mit Männern bürgerlichen Standes bezogen, indem es dazu, um gewissen Rechtsnachtheilen auszuweichen, einer königlichen Dispensation bedurfte.

Nach solcher Darstellung des Eherechts, so weit es in das Kirchenrecht gehört, wie sie sich in der vorstehenden Anordnung und Eintheilung charakterisirt, wendet sich der Verf. im fünften Buche seines Werkes zu den kirchlichen Strafen und Verbrechen (om Straff och Brott). Wir erfahren hier manches Merkwürdige von der alten Kirchenzucht in ihrer grofsen Strenge, welche die neuere Zeit durch völlig veränderte Sitten und Ansichten hier wie anderswo geschwächt und zum Theil vernichtet hat. Jedoch hat das kirchliche Strafrecht in Schweden noch immer eine ganz andere Bedeutung als in anderen protestantischen Ländern. Nach einer Königlichen Verordnung vom 16. September 1741 sollte noch, wer vor seinem 21. Jahre Taback geraucht hatte, mit der Ausstellung am Kirchenpfahl oder Stock bestraft werden: was jedoch Rabenius nicht mehr für anwendbar hält. Dagegen soll noch nach einer Verordnung von 1777 und 1805 derjenige, der Fruchtbäume oder zur Zierde gepflanzte Bäume absichtlich ruinirt, auf solche Weise ausgestellt werden, mit einem Zweige in der Hand, und unter Verkündigung des Straffalles von der Kanzel. Wunderbar greift hier Weltliches und Kirchliches in einander. Auch die Kirchenzucht, in merkwürdiger Alterthümlichkeit und auffallender Strenge noch immer geübt, wird in Schweden vom Staate kräftigst unterstützt. Wir gewahren hier Staat und Kirche innigst verbunden. Die Handhabung der Kirchenzucht ist zugleich unmittelbare Staatssache, denn der Staat erkennt in dem Uebertreter der Kirchengesetze, in dem Feind der Kirche auch seinen Feind. Wer über die in Schweden aus alter Zeit im Ganzen noch fortbestehende, rigorose Kirchenzucht genauere Auskunft wünscht, den verweisen wir auf das angeführte Werk von Schubert's über die Kirchenverfassung Bd. 2., S. 300—329. Rabenius hat diese eigenthümlichen Verhältnisse mehr compendiarisch, aber doch klar und übersichtlich dargestellt. Wir bemerken daraus hier in der Kürze folgendes:

Das kirchliche Strafamt wird gehandhabt; 1) durch verschiedene Warnungsgrade (Varningsgrader), 2) durch Beichte und Bufse, 3) durch Bann.

Durch die Warnungen wird zunächst die eigentliche und unmittelbare Kirchenzucht geübt, wobei Pastor und Kirchenkollegium oder Kirchspielsrath unabhängig von allen weltlichen Behörden wirken. Die erste Ermahnung und Verwarnung geschieht durch den Pastor unter vier Augen. Die zweite in Gegenwart von

zwei oder drei unbescholtenen und gottesfürchtigen Männern aus der Gemeinde. Die dritte vor dem versammelten Kirchenrath. Die höhere Schärfung, die von der Legislation bald als der äufserste Warnungsgrad, bald als eigentliche Strafe behandelt wird, ist jene sogenannte Stockstrafe, die Ausstellung des Schuldigen, mit den Füfsen in einen breiten Klotz gesperrt, vor der Kirchthüre, am Sonntage, vom Zusammenläuten bis nach geendigtem Gottesdienste. Diese Stockstrafe kann in der Regel nur vom Kirchenrathe erkannt werden. Sie war an manchen Orten fast ungebräuchlich geworden, allein neuere Königliche Verordnungen aus diesem Jahrhundert, betreffend den Kirchenrath und Kirchspielsstand, haben sie wieder in Kraft gesetzt. Sie findet z. B. statt: bei fortgesetzter, wiederholter Trunkenheit, bei Nichtkonfirmirten wegen anhaltenden Schwörens und Fluchens, beim Baumfrevel, bei Versäumnifs der Kirchenkatechisation ungeachtet vorheriger Vermahnung u. s. w.

Die Beichte und Kirchenbufse (Kyrkoplikt) ist von zwiefacher Art, nämlich entweder eine allgemeine und öffentliche (uppenbar), oder eine besondre, private (enskild). Jene erfolgt vor der ganzen Gemeinde, diese in weniger Zeugen Gegenwart; bis zum Jahre 1737 war jene die allein übliche. Der Büfsende mufs zuunterst in der Kirche während des Hauptgottesdienstes auf dem Bufsschemel (pliktepall) knieen, nach einem bestimmten Formular der Liturgie seine Schuld, Reue und Vorsatz der Besserung bekennen, worauf ihm der Geistliche die Absolution ertheilt. Bis zum Jahre 1614 gab es für diesen Act kein festes Formular, seitdem aber ist dieses genau vorgeschrieben, und das jetzige ist fast unverändert dasselbe. Die Fälle, in denen auf öffentliche Kirchenbufse erkannt werden soll, sind sehr mannigfaltig und zum Theil ziemlich unbestimmt und zweifelhaften Herkommens. Gewöhnlich ist, laut Gesetzesvorschrift, die Kirchenbufse mit Geldstrafen an die Kirchenkasse verbunden, und aufserdem treten die weltlichen Strafen ein, die in der Regel vor Verhängung der Kirchenbufse überstanden sein müssen. Die geheime oder private Kirchenbufse, ein milderer Grad, geschieht in der Sakristei, „vor dem Pastor und drei bis vier der achtbarsten Gemeindemitglieder, die der Pastor erwählt, als Zeugen, ohne Betschemel, vor oder nach dem Gottesdienst, höchstens einen Monat nach überstandener weltlicher Strafe." Es ist dabei dasselbe Formular, wie bei der öffentlichen Beichte, zu gebrauchen. Sie findet namentlich auch in Unzuchtfällen statt. Die Kirchenbufse wird übrigens nicht mehr, wie in älteren Zeiten, von den Geistlichen erkannt, vielmehr von den weltlichen Gerichten, und zwar so, dafs in dem weltlichen Strafurtheil zugleich der Kirchenbufse gedacht wird. Ehedem fand oft die dreimalige Kirchenbufse an drei auf einander folgenden Sonntagen statt; seit 1807 darf aber zufolge einer Königl. Verordnung nur eine einmalige eintreten. Bis zum Jahre 1614 geschah der öffentliche Bufsact an der Kirchthüre, seitdem in der Kirche. Bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts blieben auch die Pönitenzen mannigfaltig, und sollten in der Regel bei den Domkirchen statt finden. Das hat sich in neuerer Zeit geändert, wie überhaupt manches in dieser Hinsicht einfacher geworden ist. Diejenigen, welche Unzucht begangen haben, worauf geheime Kirchenbufse steht, können, wenn sie sich selbst dazu bei einem Geistlichen anmelden, dadurch die gerichtliche Untersuchung vermeiden. Der Geistliche mufs dann den vollzogenen Bufsact gehörig anzeigen und die eingehobene Geldstrafe abliefern.

Die höheren Strafgrade nach der Kirchenordnung sind der kleine und der grofse Bann. Die drei Warnungsgrade müssen allezeit der Verkündigung des Bannes (Bannlysning) vorausgegangen sein. Der kleine Bann (excommunicatio minor) ist Ausschliefsung des Schuldigen durch das Consistorium von der Theilnahme am heiligen Abendmahle und anderen kirchlichen Rechten, z. B. Gevatterstehen, auf bestimmte Zeit. Dieselbe mufs immer dem sogenannten grofsen Bann vorhergehen. Bleibt sie und die weltliche Strafe ohne Wirkung, so dafs der Schuldige keine Besserung an den Tag legt, dann wird durch den Bischof und das Consistorium der Fall dem Könige berichtet, und von ihm hängt es ab, ob er den grofsen Bann aussprechen will. Der Pfarrer des Schuldigen mufs dann drei Sonntage nach einander, auf Befehl des Bischofs und Consistoriums, denselben zur Besserung von der Kanzel auffordern und die Gemeinde ermahnen, für ihn zu beten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Kolderup-Rosenvinge, Grundrids af den danske Kirkeret. (Kolderup-Rosenvinge, Grundrifs des dänischen Kirchenrechts.)

L. G. Rabenius, Laerobok i Svenska Kyrko-Lagfarenheten. (Rabenius, Lehrbuch der schwedischen Kirchenrechtskunde.)

(Schlufs.)

Endlich wird, wenn es nöthig ist, der Bann durch den Pastor förmlich von der Kanzel verkündet, jedoch nach dem Formular der Kirchenordnung von 1806 ohne Uebergabe an den Satan. Mit dem Gebannten soll, nach dem Kirchengesetz, niemand umgehen, ausgenommen seine Hausgenossenschaft; wer ihn beherbergt, soll in öffentliche Kirchenbufse verfallen. „Handel darf man mit ihm treiben; übrigens aber ihn nicht als Christen achten; alle christlichen Vorrechte hat er verloren. Kirchenbesuch ist ihm nicht verboten, aber er mufs auf einem besonderen Platze sitzen. Die Kirchenordnung von 1571 bestimmt, dafs er dem Gottesdienst nur bis nach geendigter Predigt beiwohnen dürfe: ganz wie in der alten Kirche. Stirbt er im Bann, so wird er weder von einem Geistlichen, noch auf dem Kirchhofe bestattet. Zeigt er Reue, so wird er zur öffentlichen Bufse zugelassen, absolvirt und wieder aufgenommen. Zeigt sich diese Reue auf dem Todbette und begehrt er den Genufs des heiligen Abendmahls, so wird ihm solches nicht verweigert. Bleibt er länger als ein Jahr im Bann, und verachtet alle Ermahnungen seines Seelsorgers, so wird er des Landes verwiesen." — *) Diese Strafe ist zwar nicht ausdrücklich abgeschafft, aber aufser Uebung gekommen, so dafs seit fast einem Jahrhundert der grofse Bann nicht ist verhängt worden. Der kleine Bann stand in früheren Zeiten ganz in der Macht des Pastors, der wenigstens immer vorläufig, bis zur Entscheidung durch das Consistorium, von der Kirche ausschliefsen konnte. Die Gemeinde sollte dem Pastor darin beistehen, und wenn sie solchen Beistand verweigerte, so durfte er ihr einstweilen den Gottesdienst und kirchliche Verrichtungen versagen. Diese Macht steht freilich dem Geistlichen nicht mehr zu, aber sein Einflufs in Ansehung der Kirchenzucht und des kirchlichen Strafamtes überhaupt ist noch fortwährend sehr grofs. Ehedem durfte auch die Gemeinde selber, mit Genehmigung des Pastors, den kleinen Bann verhängen.

Nach Erörterung dieses kirchlichen Strafrechts, wendet sich unser Verf. zu der Lehre von den eigenthümlichen Strafen, die über die Geistlichen verhängt werden können, und behandelt auch diese mit hinreichender Ausführlichkeit.

Das zweite Kapitel dieses fünften Buches handelt über die kirchlichen Vergehen und Verbrechen, und zwar *a*) über delicta ecclesiastica communia, und *b*) delicta ecclesiastica propria. Unter ersterer Rubrik findet man abgehandelt: 1) Atheismus, 2) Idolatria, 3) Blasphemia, und zwar *a*) immediata und mediata, *b*) major und minor, 4) Apostasia, und zwar major und minor, 5) Zauberei, 6) Hexenkünste, 7) Meineid, 8) Bruch der Sabbatsordnung, 9) öffentliche Lasterhaftigkeit. Diese Fälle sind zusammengefafst unter der Rubrik: Verbrechen gegen die Religion überhaupt. Die zweite Rubrik lautet: Verbrechen gegen gewisse religiöse Gebräuche und Verrichtungen. Darunter sind begriffen: 1) die Störungen des öffentlichen Gottesdienstes, die sehr detaillirt nach Inhalt der Gesetze angegeben werden, 2) Verachtung der Sacramente. Die dritte Rubrik behandelt noch mancherlei Verbrechen, die mehr und minder auf das Kirchenwesen und dessen äufsere Verhältnisse und Einrichtungen sich beziehen. Dafs hier vieles weniger in das Kirchenrecht, als vielmehr in das Criminal- und Polizeirecht gehört, scheint uns Deutschen unzweifelhaft.

*) Vergl. Schubert, a. a. O. 327—328.

Das sechste und letzte Buch beschäftigt sich mit dem gerichtlichen Verfahren in Kirchensachen (Raettegangar i Kyrkomaal). Selbiges theilt sich in drei Kapitel. Das erste handelt von der kirchlichen Gerichtsbarkeit, ihrer Entstehung und Ausbildung in der christlichen Kirche im Allgemeinen, wie insbesondere über die kirchliche Jurisdiction Schwedens in ihrer Geschichte, wie in ihrem jetzigen Bestande. Das zweite Kapitel von dem gerichtlichen Verfahren in den Domkapiteln d. h. in den Consistorien, deren Zusammensetzung, Competenz und Procedur näher angegeben wird. Endlich das dritte Kapitel von dem Verfahren in solchen Kirchensachen, die nicht vor die Consistorien, sondern vor die gewöhnlichen weltlichen Gerichte gehören, z. B. Rechtsstreitigkeiten über kirchliche Grundstücke, und verschiedene anderweitige Verhältnisse und Fälle, bei denen jedoch theilweise eine gewisse concurrirende Thätigkeit der geistlichen und weltlichen Gerichtsbehörden eintritt. —

A. L. J. Michelsen, in Kiel.

XXIII.

M. Tulli Ciceronis de Oratore libri tres. Recensuit emendavit interpretatus est Frid. Ellendt. Vol. I. Verba scriptoris cum commentariis criticis continens. Vol. II. Explicationes cont. Regimontii Prussorum, Borntraeger. 1840. 8. 596 *und* 503 S.

Hr. E., der mit seiner Ausgabe des Brutus sich in die Reihe geachteter Bearbeiter ciceronianischer Schriften gestellt hat, giebt uns hier ein vielgelesenes wichtiges Werk Cicero's in einer Bearbeitung, welche die Frucht einer Reise nach Italien und „mehrjährigen Fleifses" ist. Er hat das Glück gehabt den vollständigen Apparat Lagomarsini's, welcher in der genauen Collation von 26 Handschriften der Bücher de oratore besteht, ja, mit Ausnahme zweier, diese Handschriften selbst ganz beliebig benutzen zu können. Aufserdem hat er noch den Col. Victorii (in München) und drei Wolfenbüttler Handschriften selbst von neuem verglichen. Da nun die bisherigen Ausgaben entweder auf Benutzung schlechterer Handschriften (z. B. der Havnienser) oder auf ungenügender Collation besserer (der Pal. 1. 2. Oxon. Guelf. 3 u. a.) einen diplomatisch unsicheren und nur halb begründeten Text lieferten; so verdanken wir Hrn. E. die erste vollständige Textesrevision nach bessern Hülfsmitteln. Zugleich hat Hr. E. diesem reichen kritischen Apparat einen in sprachlicher wie sachlicher Beziehung sehr ausführlichen Commentar hinzugefügt, um so eine Ausgabe des Werkes zu liefern, durch welche die Texteskritik bis zur etwaigen Auffindung neuer und bedeutender Hülfsmittel abgeschlossen sei und eine möglichst erschöpfende Erklärung des Textes nur für einzelne Berichtigungen noch Raum lasse. Je wünschenswerther nun bei der täglich wachsenden Fluth von Ausgaben classischer und besonders ciceronianischer Schriften solche Schlufsarbeiten sind, welche entweder durch Aufnahme alles Beachtenswerthen die früheren Ausgaben ganz antiquiren, oder durch sorgfältige Auswahl und Benutzung der bisherigen Leistungen gepaart mit Selbstständigkeit und Tüchtigkeit der eignen Leistung des Herausgebers Kritik und Erklärung bis auf Einzelheiten möglichst erschöpfen; desto verdienstlicher ist eine solche Ausgabe, und dies Verdienst kann ohne Zweifel jeder Herausgeber in gewissem von seiner geistigen Tüchtigkeit abhängigen Maafse durch sorgfältige Benutzung der Vorarbeiten und gewissenhafte Prüfung aller früheren Leistungen sich um so sicherer erwerben, wenn er, wie Hr. E., durch neue kritische Hülfsmittel in Stand gesetzt ist, seine Vorgänger zu übertreffen. Hat nun Hr. E. seine Befähigung zu einer solchen Arbeit im Allgemeinen durch frühere Leistungen bewiesen, so können die Anforderungen an seine Sorgfalt und seinen Fleifs bei so günstigen Umständen um so gröfser sein; zumal da er selbst am Schlufs der Vorrede mit einer gewissen, auch sonst oft sichtbaren, Selbstgefälligkeit sagt: In utroque interpretis munere, et corrigendi explicandi, (eine Probe der zahlreichen Druckfehler des Buches) idonea me diligentia usum scio: quid praestiterim periti existimabunt; imperitorum judicia contemno. Trotz dieser Versicherung nun kann Rec. nicht umhin, gerade die diligentia des Herausgebers als eine bei allen übrigen Erfordernissen unentbehrliche Eigenschaft der Arbeit hier hauptsächlich in Betracht zu ziehen, da von ihr das quid praestiterim fast ganz abhängt. Freilich läuft er dabei Gefahr, dafs Hr. E. ihn zu den imperitis zähle, denn Humanität gegen Andersmeinende scheint seine Eigenschaft nicht zu sein; sie werden mit einem nescio quis ineptus; fa-

bulosum u. dgl. abgefertigt; ja unsere anerkanntesten Lateiner, wie Spalding, Heusinger, Görenz, Zumpt, Bremi u. a. in einer multitudine ἀκρίτως, altero alterum exscribente de codicumque praesidiis, sine quibus ea (!) et judicari nequit, minime sollici*tis* (sic!); quorum nomina coarcervarunt Kühner ad Tuscul. V. 30, 85 et Kritz ad Sall. Jug. p. 16 zusammengefafst, weil sie glauben, dafs quanquam bei Cicero mit dem Conjunctiv vorkommen könne. Sonderbar, dafs Hr. E. (vgl. s. Anm. zu Brut. 30, 115) selbst dazu gehört!

Was nun die diligentia des Herausgebers betrifft, so mufs Rec. freilich gestehen, dafs dieselbe seiner Meinung nach selbst bei dem billigsten und mildesten Beurtheiler kaum Anerkennung finden wird. Unvollständigkeit und Undeutlichkeit in Angabe der handschriftlichen Lesarten, Flüchtigkeit in Mittheilung des eigenen Collektaneenreichthums, der doch ein Hauptingredienz der Erläuterungen ist, und Nachlässigkeit in Benutzung der Vorarbeiten, dies sind Fehler, die sich fast auf jeder Seite finden, die mit der selbstgerühmten diligentia in grellem Widerspruche stehen und endlich zeigen, dafs Hr. E. sich nicht rühmen darf (p. XXIV), das horazische Nonum im rechten Sinne aufgefafst und erfüllt zu haben. Die Folgen davon sind, dafs man dem Verf. zwar die Mittheilung vollständigerer und besserer Collationen und die Berichtigung vieler einzelnen Stellen, aber keineswegs eine überall zuverlässige und vollständige Texteskritik dankt; dafs man überschwemmt wird von einer unnützen Masse ungründlicher Anmerkungen und dafs man das brauchbare Material der Vorarbeiten keineswegs hinreichend benutzt, sondern die Forschungen früherer Gelehrten sehr häufig mifsverstanden und verkehrt dargestellt findet. Diese Ausgabe liefert daher zwar manchen Beitrag zu einer Schlufsarbeit oben bezeichneter Art, kann aber keineswegs selbst als solche betrachtet werden; sondern bedarf wegen Unzuverlässigkeit der Angaben überall der strengsten Controlle, wegen Unsorgfältigkeit einer durchaus neuen Ueberarbeitung, wegen Mangel an Auswahl überall des Auswüchse vertilgenden Messers. Um dies Urtheil in allen seinen Theilen zu begründen, will Rec. erst die Texteskritik, dann die Erläuterungen theilweise genauer beleuchten und überall nur die augenfälligsten Mängel und Nachlässigkeiten rügen, deren sich auf wenigen Seiten mehr finden, als in dem ganzen Buche sein sollten.

Gleich von vorn herein vermifst man eine auch nur äufsere Geschichte der Kritik. Weder die Handschriften, die man bisher benutzt hat, noch die Ausgaben, die erschienen, sind einigermafsen aufgezählt. Man wird auf Henrichsen und Bandinus verwiesen, die doch keineswegs Alles angegeben haben. Von einer Charakteristik der Ausgaben ist aber vollends selten die Rede; Müllers Ausgabe ist nicht einmal genannt. Was die Buchstaben α, β, γ, δ, ε, etc., die Noten Cant. Dr. Norf. unter den Varianten bedeuten, sucht man vergebens; das ist Alles bald da, bald dorther zusammengetragen ohne Vollständigkeit und ohne Angabe des Werthes; die Variantensammlung der Codd. Oxon., die als Anhang zur Ernestischen Ausgabe erschien, ist sehr willkührlich benutzt, da doch Hr. E. selbst die codd. U. Z. zu den bessern zählt. Selbst über die Lagomarsinischen Handschr. hat Hr. E. kaum ein Urtheil; denn was soll man anders sagen, wenn er praef. p. XX. codd. 3 u. 20 als novitii et interpolati unter den schlechtesten aufzählt; aber in der Note zu I, 4, 13 *pluris* | cod. 3 unter die boni, und zu 5, 18 *rebus et verbis* | cod. 20 unter die meliores rechnet. Kommt nun hierzu noch, wie Rec. gleich zeigen wird, Nachlässigkeit in den eignen Collationen, so wird Hr. E. selbst zugeben müssen, dafs er in seiner Ausgabe nur die Masse kritischer Hülfsmittel vermehrt, dieselben aber keineswegs vollständig zusammengestellt, und noch weniger gesichtet und geordnet hat.

Hr. E. hat aufser den drei Guelff. und dem Victor., 26 Lagg. codd. benutzt, von denen er nur *zwei* (Lag. 2 u. 16) nicht selbst gesehen und verglichen hat (praef. p. XIII ipse vidi et *examinavi*). Gleichwohl findet man selten die Lesart aller angeführt. So fehlt gleich anfangs in der langen Note zu *fuit quum mihi quoque* die Angabe von 6 Lagom., nämlich von 6. 20. 36. 76. 85. 93, ohne dafs man irgend vermuthen könnte, wohin sie zu rechnen sind. Ein paar Zeilen weiter heifst es: *concessum* | *esse* addunt Lag. XV, sed non 2. 13. 32. 36. 65. — exp. 24. 73. Es fehlen wieder, wie eine einfache Addition darthut, 3 Lag., alle 3 Guelf., Vict. und hier, wie an vielen Stellen, die Angabe, dafs Lambinus die Auslassung aus Handschriften ausdrücklich bestätigt. Zu *IV*, 13 *pluris* | *plur.* Lag. XIII, in qui-

bus boni 3. 65. 67. 69. ita var. 2. ita corr. 76. Ut scripsimus, Lag. 13. 36. et a pr. m. 32., corr. ut vulg. Hier weiſs man nicht, welches die boni sein sollen. Da hinter boni kein Punkt und kein etc. steht, so muſs man glauben, die folgenden seien gemeint; um so mehr, da die nachher genannten 13. 36. 32. zu den besten gehören. Dann fehlen aber wieder die meisten Lag. nebst den Guelf. Vict. — Zu IV, 15 *varietas* | fehlt 75. Gu. 1. 2., dafür sind hier einmal 23. 24 angeführt, von denen Hr. E. in der Vorrede selbst gesteht, nicht zu wissen, ob es Handschriften oder Ausgaben sind. — V, 22 *re quaesita* | Es fehlen wieder Lag. 16. 70. 84. 85. Gu. I. 2. Vict.; dafür sind wieder 23. 24 angegeben. 37 soll wahrscheinlich 73 heiſsen. Wenn Hr. E. nicht so selten die Handschriften aufzählte und nicht meist bloſs sagte: ita omnes, praeter... oder: ita Lag. XIII, ceteri....; so möchte man die Ungenauigkeit auf jeder Seite finden; wenigstens glaubt Rec. S. 34 §. 49. zum erstenmal alle Lagom. wirklich aufgezählt gefunden zu haben, wenn man nämlich annimmt, daſs daselbst einmal 3 statt 13 ein Druckfehler ist; doch fehlen hier wieder die 3 Guelf. und Vict. und von Lag. 81. 85 ist es zweifelhaft, ob sie fertur oder ferunt haben. Wie unzuverlässig muſs es also jedem erscheinen, wenn Hr. E. die Codd. bloſs in Bausch und Bogen zählt, da er fast bei jeder einzelnen Aufzählung einige seiner Handschriften ausläſst. Rec. sagt *fast*, hat aber freilich keine Stelle gefunden, wo gar keine Handschrift ausgelassen wäre; doch mögen ja wohl einige nachzuweisen sein. Diese Unvollständigkeit scheint ihren Grund darin zu haben, daſs Hr. E. sich mit der Abschrift der Lagom. Collation begnügte und theils bei dieser Manches übersah, theils ungenaue und undeutliche Angaben nicht mit den Handschriften selbst verglieh, also mit Unrecht sagt: codices ipse examinavi. Es scheint aber doch keine unbillige Forderung an Jemanden, der *selbst an Ort und Stelle* die Collation und die Handschriften benutzen konnte, daſs er die Ungenauigkeit der ersteren aus den letzteren berichtigt. Hierzu kommt nun noch die Undeutlichkeit und Zweideutigkeit in der Angabe der Lesarten. Fast auf jeder Seite sind Stellen, wo man erst mühsam herausstudiren muſs, welches die Lesart jeder Handschrift im Ganzen sei; denn die Abbreviaturen des Hrn. E. sind nicht eben leicht verständlich; z. B. steht sehr oft hinter den Handschriften, welche ein Wort auslassen, add. Heiſst dies nun die prima manus selbst noch, oder eine bestimmte manus secunda, oder endlich irgend ein späterer Correktor hat dies fehlende Wort hinzugefügt. Als Beispiel der Undeutlichkeit mag hier nur die eine Anmerkung zu c. 8. stehen; wo der Text heiſst: qui convertat animum ad ea ipsa artium genera circumspiciatque qui in his floruerunt, quam multi sint, facillime quanta oratorum sit semperque fuerit paucitas judicabit. Unten steht: vulgo omittitur *qui*, scribitur *floruerint*, *quamque* et *sic* pro *sint*, distinguitur praeterea post *multi*, ut post *id* incipiat apodosis... *qui* addunt Gu. 3. Lag. 2. 3. 5. 6... 93. ita corr. 32. 36. *qui cum vertat* 69. *floruerunt* habent Lag. omnes, U. Vict. *quam* Lag. 2. 13. 36. Gu. 3 addens *tu* (= tamen); *sint* Lag. XX, quorum sunt 2. 4. 5... 70. 73. Vict., quidam (nicht also reliqui?) *sunt* exhibent. Wie mühsam muſs man sich hieraus die Vulgate zusammenstellen, die eben so kurz ganz hingeschrieben werden konnte, und wie unsicher würde man die Lesart jeder Handschrift im Ganzen sich heraussuchen können. Hieraus kann man schon schlieſsen, wie es mit Anführung der Lesarten früher verglichener Handschriften z. B. der Erlangenser und Oxonienser steht. Da fehlt z. B. c. 1. §. 3. *cum* | U. u. OIX für *tum*. Ebendas. Erlang. 1. 2. für *redundarent*. 1, 4. *quisquam* | wieder Erl. 1. 2. so wie die Angabe, daſs quispiam von Ernesti und Schütz beibehalten worden ist, während namentlich Ernesti's Lesarten mit Recht meist angeführt worden sind; denn für die Geschichte der Texteskritik ist doch wahrlich die Angabe, was ein Mann wie Ernesti für richtig hielt, wichtiger, als die Masse orthographischer Schreibarten und Schreibfehler, die Hr. E. uns aus seinen Handschriften auftischt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

M. Tulli Ciceronis de Oratore libri tres. Recensuit emendavit interpretatus est Frid. Ellendt.

(Fortsetzung.)

Doch genug des mühseligen und trocknen Geschäftes in der mangelhaften, schlechtgeordneten und unklaren Variantenmasse herumzuzählen; eine Mühe, die selbst einem Herausgeber nur durch Gewinnung eines erfreulichen Resultates und durch den Gedanken jedem Nachfolger diese Arbeit erspart zu haben, erträglich sein kann; aber nicht einem Recensenten, wenn er es thun muſs, um Ungenauigkeit und Nachlässigkeit nachzuweisen und die traurige Ueberzeugung zu gewinnen und zu schaffen, daſs die Arbeit fast ganz und gar noch einmal unternommen werden muſs. Aber es war darum nöthig, so lange hierbei zu verweilen, da diese Variantensammlung doch noch das Beste an der ganzen Ausgabe ist, denn es ist wenigstens ein weit reicherer kritischer Apparat zusammengetragen, als in allen früheren Ausgaben, und was Lagomarsini's Fleiſs geleistet hat, ist doch *der Hauptsache nach* nun allgemein bekannt und nutzbar geworden.

Viel schlechter noch steht es mit der diligentia in dem zweiten Theile der Arbeit, in der Erklärung des Schriftstellers, wo Hr. E. uns wieder mit häufiger Vernachlässigung seiner Vorgänger lieber seinen eignen Collektaneenreichthum mittheilt mit aller Confusion und Flüchtigkeit solcher gelegentlichen Aufzeichnungen und Aufspeicherungen, und dabei das Unglück hat, die benutzten und citirten Bücher sehr oft zu miſsverstehen, so daſs er ganz andere Dinge herausliest, als man beim Nachschlagen darin findet. Ueberdies fehlt es an bestimmter Einheit des Zweckes der Erläuterung und bald werden unwichtige oder den Text wenig berührende Dinge mit groſser Breite verhandelt, bald wichtigere und dem Text nahe liegende kurz abgefertigt. Zu den erstern rechnet Rec. besonders die zahlreichen Bemerkungen und Beispielsammlungen rhetorischer Figuren, die grammatischen und lexicographischen Anmerkungen zu ganz unverdächtigen und verständlichen Textesworten, die historischen Notizchen über jeden von Cicero beiläufig erwähnten Mann, die sogenannten Schülernoten endlich, die Hr. E. sehr naiv (praef. p. XXII) so rechtfertigt, daſs sie ja zur *Vollständigkeit* der Erklärung gehörten. Wenn Hr. E. eine solche Vollständigkeit erstrebte, wieviel fehlt dann, worauf ihn frühere Ausgaben aufmerksam machen muſsten. Aber sollen denn die Ausgaben klassischer Schriftsteller nie aufhören als bloſse Gelegenheit zur Auskramung und Erörterung jeder Sache, von der man etwas weiſs, betrachtet zu werden, und die Commentare stets und immer Frachtfuhren bleiben, denen Alles aufgepackt wird, was man irgend in die Welt schicken möchte, und wo sich dann die heterogensten Dinge ohne ein anderes verbindendes Band, als den des Buchbinders, zusammenfinden!

Die Erläuterungen beginnen gleich mit Erhaschung einer Figur: *Cogitanti mihi saepenumero et memoria vetera repetenti* | dua (sic!) participia, quae adverbium et objectum interposita habent, figuram χιασμοῦ efficiunt. Wer möchte hier wohl überhaupt eine Bemerkung zu machen für nöthig halten, als etwa die, daſs saepenumero dem Sinne nach nicht bloſs zu den Participien, zwischen die es gestellt ist, sondern auch zu dem Hauptverbo gehört, daher wir sagen würden: Oft, wenn ich nachdenke..., scheinen mir u. s. w. Doch das ist sehr gewöhnlich und Hr. E. thut Recht, sich damit nicht aufzuhalten. Was soll denn aber hier für ein *Kreuzen* (χιασμός) stattfinden? Zum Kreuzen gehören 2 Paare von Worten, die einzeln sich *gegenüberstehend* ihre Stellen wechseln, z. B. si consul Antonius, Brutus hostis; si conservator reipublicae Brutus, hostis Antonius. Diese Stelle, Quint. 9, 3, 86, führt Hr. E. an zur Erläuterung; sie soll dieselbe Figur ent-

halten, die in Ciceros Worten liegt. Wer kann wohl zwischen diesen beiden Stellen eine Aehnlichkeit entdecken? Quintilian spricht da überhaupt von rhetorischen *Antithesen*; wo ist eine solche in Cicero's Worten? steht etwa saepenumero dem vetera, cogitanti dem repetenti gegenüber? Hätte Hr. E. doch nur einen Paragraph weiter gelesen, so hätte er seine ganze Bemerkung von Quintilian treffend charakterisirt gefunden in den Worten: Olim plura de figuris, quam necesse erat; et adhuc erit, qui putet esse figuram: *Incredibile est, quod dico, sed verum.* Aber Hr. E. fährt fort: dieselbe Figur heifst bei den Rhetoren ἐπάνοδος, regressio; s. Quint. ebend. §. 36. Hier spricht Qu. nun von *Wiederholungen*, und die Figur, die er so nennt, ist folgende: *Iphitus* et *Pelias* mecum, quorum *Iphitus* aevo jam gravior, *Pelias* et vulnere tardus Ulixi. Das ist die zweite ähnliche oder gleiche Figur! Nun folgen 3 Stellen aus Cicero und Cäsar, von denen die erste: Catilinam furentem audacia, scelus anhelantem ein rhetorisches Asyndeton ganz gewöhnlicher Art ist; und in der dritten: omnibus *defessi malis*, rei frumentariae ad summam *inopiam adacti* (soll heifsen adducti), gerade wie in unserer Stelle jedes *etwaige* Kreuzen durch die andern bei- und zwischengesetzten Worte ganz aufgehoben oder versteckt wird. Von dieser Figur spricht aber Hr. E. noch dreimal, zu I, 18, 82. II, 6, 23. u. II, 41, 177, nennt sie wieder auch ἐπάνοδος und häuft ganze Seiten voll Beispiele. — Hierauf wird erklärt, dafs memoria repetere für in memoriam revocare steht, und memoria auch fehlen kann, wofür Plin. epp. VII, 6, 7 u. 13 angeführt wird, was freilich Jeder schon aus Ovids bekanntem Verse: cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui wissen kann. — In der nächsten Anmerkung wird fuit cum — arbitrarer vertheidigt, wobei es Hrn. E. fabulosum erscheint, dafs Jemand fuit illud tempus cum vertheidigen wolle. Warum denn so fabelhaft, da diese Redeweise bei Cicero eine ganz gewöhnliche ist, wofür Hr. E. nachher selbst drei Stellen, pr. Mil. 26. de Iuv. I, 2. ad fam. X, 3, anführt. Dann soll man Ruhnken zu Terenz Eun. 3, 5, 3 und Liv. 7, 32 vergleichen. Ruhnken aber hat eben weiter nichts, als jene Stelle des Livius und hätte Hr. E. diese beiden Stellen ordentlich angesehen, so hätte er sich den falschen Zusatz, qui locus nostro simillimus erspart; denn Terenz sagt: nunc est profecto, cum possum; Livius: fuit, cum hoc dici poterat. Also beidemal der *Indicativ!* Ist denn das so ganz gleich? Zum Schlufs heifst es: Ernesti *totum locum* transcriptum putabat ex Iuv. I, 2. Div. X, 3. Sollte man nicht denken, die ganze Stelle sei also nach Ernesti's Meinung von einem Glossator hier anders woher angeflickt? Ernesti sagt aber ausdrücklich: *Tempus illud* est a Glossatore. — Wer also hier Belehrung sucht oder auch nur die Angabe dessen, was frühere Erklärer und andere Stellen enthalten, der wird überall irre geführt. Dafs Cicero *fuit cum* ohne *tempus* habe, dafür weifs Rec. überhaupt keine Stellen, und wenn es richtig wäre, müfste der Indikativ folgen nach den Beispielen Anderer; an unserer Stelle mufs also *fuit quod* gelesen werden, d. h. ich habe Grund gehabt zu glauben, und darauf führt die Lesart der besten Handschriften, namentlich das quidem in denselben, eben so sehr, als auf fuit cum; denn wenn für quod erst quidem geschrieben war, so war die Einschiebung von cum fast nothwendig. — Nun folgt die letzte Anmerkung zu §. 1. Diese gibt uns wieder einige Beispiele von dem metaphorischen Gebrauch der Wörter currere, cursus u. a., deren man leicht in jedem gröfseren Lexicon mehr findet, als hier. Als ähnliche Metapher wird dann flexus erklärt, aber auch dies ohne Klarheit. Es soll bald vom Ende, bald vom Anfang eines Lebensalters gebraucht werden; besser vom *Uebergang* aus einem Alter in das andere, denn die metae selbst waren nicht das Ziel, sondern nur die entscheidenden Punkte des Rennens, wo man *wenden* mufste und die Kunst sich also entscheidend zeigte. Als Beweis für flexus als *Anfang* bezeichnend, wird Cic. pr. Coel. 31, 75 citirt, wo *flexus aetatis*, de adolescentia ineunda stehen soll. Cölius war geboren 672. ab urbe cond.; seine Anklage des Antonius, nachdem er schon in Afrika als Contubernalis des Qu. Pompejus gewesen war, fällt in das Jahr 695, also in das 23. Lebensjahr des Cölius; *nach* dieser Zeit fällt sein liederliches Leben. Wenn also Cicero sagt: in hoc quasi flexu aetatis, so meint er den Uebergang zum Mannesalter, wenigstens bestimmt nicht den *Anfang* der adolescentia. Wie soll überhaupt flexus *ab incipientibus cursum* entlehnt sein, da das Wettrennen doch nie mit einer Wendung *anfing*. — Hierauf wird dem Ernesti der Druckfehler *fluxu* als Conjectur zum Vorwurf gemacht. — Endlich wird noch *etiam* durch *praeterea etiam* erklärt, wozu man Hand Tursell. II, 531

vergleichen soll, der aber zum Unglück gerade blofs von etiam in der Bedeutung eines einfachen et oder quoque spricht; also von einer Schwächung, nicht von einer Verstärkung der Bedeutung: die Beispiele daselbst haben freilich eine flüchtige äufserliche Aehnlichkeit mit unserer Stelle. Ueberhaupt aber wäre das Asyndeton, welches man hier annehmen mufs, wenn decursu honorum und flexu aetatis gleichartige Ablative wären, sehr hart, und in einem opus limatissimum des Cicero möchte nicht leicht ein ähnliches zu finden sein, nämlich in einem einfachen Satze, der blofs aus Subject und Verbum besteht. Diese Härte fühlte auch Orelli und wollte darum *et jam* schreiben; doch ist es unnöthig, sobald man die beiden Ablative als verschiedenartig betrachtet und übersetzt: wenn mein Ehrgeiz beim Ablauf der Ehrenbahn, auch durch die Wendung des Lebens zur Ruhe gekommen wäre.

Dies wäre die Erläuterung eines einzigen Paragraphen und man sieht leicht, dafs man auf diese Weise zur Ergänzung und Berichtigung solcher Erklärungen einen dritten Band schreiben müfste. Um aber das Urtheil über den Werth des Ganzen nicht blofs durch Mittheilung eines so kleinen Abschnittes zu begründen, und namentlich die oben gerügten Mängel einzeln als vielfach vorhanden darzustellen, mufs Rec. noch die erheblichsten Ausstellungen und Berichtigungen zu den nächsten Paragraphen in Kürze, nach ihrer Verwandtschaft geordnet, folgen lassen.

Als falsche und ungenaue Citate sind zu berichtigen: §. 3. *a communi peste depulsi.* | Hier ist des Pearce Anmerkung ganz unrichtig mitgetheilt, und es werden ihm Sachen aufgebürdet, die ihm nicht zur Last fallen. Er sagt nicht, dafs pestis nur *zuweilen* metaphorisch stehe. Dann erklärt P. obige Worte und vergleicht unter Anderem Cic. post red. in Sen. 3. quos nec faces nec tela a salute mea depellerent. Dieses Beispiel nennt Hr. E. totum dissimile. Warum? pestis kommt darin freilich nicht vor, aber mit Beziehung auf die von P. gleich angeführte, von Hrn. E. freilich ganz übergangene Conjectur depu*lsa*, ist es ganz passend. §. 4. *memoriae recordatio* | ist Plin. ep. 3, 10, 3 ungenau citirt; die Stelle heifst: cujus famae latius consuletur, wo cujus allerdings auf das vorhergehende memoria geht, welches aber nicht metonymisch für adolescens steht, denn dann könnte nicht folgen, si dispensata et digesta fuerit. §. 6. *in hominem — intuenti* | *intueri in* soll Quintil. *einmal* X, 2, 2 gesagt haben. Da heifst es: sic musici vocem docentium, pictores opera priorum, rustici probatam experimento culturam in exemplum intuentur. Also hier ist intueri mit in construirt, nicht mit dem Accusativ! Aufserdem auch Plinius pan. 55, 8 *einmal*; aber Gierig und Gefsner haben da den blofsen Accusativ. Ueberhaupt hätten andere Schriftsteller, meint Hr. E., das Wort selten gebraucht. Jedes gröfsere Lexicon macht diese Bemerkung zweifelhaft; hätte Hr. E. nun gar erst gute Indices befragt, ehe er eine so allgemeine Behauptung aufstellte, so hätte er z. B. im Nepos 7 Stellen, im Quintilian eine ganze Masse und selbst in dem mangelhaften Schäferschen Glossar. Liv. 8 Stellen gefunden. — §. 9. *scientiae pervestigatione* | wird erklärt pervestigatio, scientiae, qua pollebant, ope suscepta. Dazu soll man vgl. Zumpt ad Verr. IV, 51, 113. da ist aber vom Genitiv der Apposition oder epexegeticus die Rede, causa sceleris = causa i. e. scelus. Also etwas ganz Anderes. Dann soll Zumpt. zu Verr. Act. I, 18, 54 in oblivionem diuturnitatis ganz falsch für einen objectiven Genitiv erklären. Man sehe nach! Z. erklärt ihn blofs durch das Wort oratorie und durch die Beispiele necessitudo sortis, omen famae, odium inimicitiarum (letzteres pr. Mur. 27). Sind das Objectsgenitive? §. 10. *scientia et cognitione.* | Nach einer weitläufigen Erklärung des Prothysteron in diesen Worten heifst es: Ceterum hic figura oratoria Veteribus dilecta μερισμός est, de qua consuli potest Handius de stilo Latino p. 371. Was findet man da? Hand citirt unsere Stelle, aber die vorhergehenden Worte als Beispiel einer Umschreibung des Begriffs *Grammatik*. Dann folgt allerdings die Bemerkung, dafs es eine ähnliche Umschreibung sei, wenn man den *Gesammtbegriff* in einzelne Theile zerlege (μερισμός) vgl. Rutil. Lup. 1, 18. ad Herenn. 4, 40, 52. Soll das etwa auf die Worte scientia et cognitione angewandt werden? Hätte Hr. E. die von Hand citirten Stellen nachgeschlagen, so würde er auch hier gefunden haben, dafs von ganz andern Dingen die Rede ist und dafs selbst Hands Beispiele des μερισμός nicht gut gewählt sind. — §. 11. *atque in hoc ipso* | atque für atque etiam; darüber soll Görenz ad Acad. II, 40, 126 verglichen werden; der verweist aber auf seine Bemerkung zu Leg. II, 14, 32 und dort spricht er gar nicht von atque in der Bedeutung atque

etiam, sondern von dem seltenen Gebrauch, wo atque einen Gegensatz als Berichtigung des Vorhergesagten bringt, wie immo z. B. hebeti ingenio *atque* nullo. So wird man in die Irre geführt, wenn man Hrn. E.'s Spuren und Nachweisungen folgt. Freilich citirt er seine Anmerkungen zum Brutus auch nicht mit mehr Genauigkeit, wenn er zu §. 21. *videtur* | behauptet, schon zum Brut. 30, 115 gelehrt zu haben quanquam cum conjunctivo modo Ciceroni *indictum* esse (ohne alle Beschränkung). — Und hierbei muſs Rec. noch bemerken, daſs er sehr viele von Hrn. E.'s Citaten nicht nachschlagen konnte, weil ihm die Ausgaben, Abhandlungen und Werke nicht zur Hand waren; doch glaubt er, daſs die nachgewiesenen Fehler hinreichen werden, sein Urtheil wohl begründet scheinen zu lassen. —

Wie ungenügend aber Hr. E. auch in Bezug auf die erstrebte Vollständigkeit der Erläuterung ist, mag bloſs eine kurze Vergleichung mit der Ausgabe von Müller zeigen, da dem Rec. leider keine andere zur Hand ist. §. 1. fehlt M.'s und Ernesti's Vertheidigung von quidem, wegen des folgenden quam spem. Ebendas. über die Interpunktion nach oder vor fore; Lambins Conjectur finitus für infinitus; über flexus giebt Müller Besseres als Hr. E. §. 2. Harles Bem. zu moles; die Conjectur depulsa; über die Trennung des quantum otii giebt Müller mehr und namentlich die Quelle Matthiae's Programm von 1807, wo noch Genaueres zu finden ist. §. 4. Müllers Bem. zu non sane, §. 5. dess. Bem. über die Orthographie von inchoare, während sonst doch genug orthographische Bemerkungen sich finden. Dies mit Uebergehung unbedeutenderer Anmerkungen. So fertigt Hr. E. das quispiam in der kritischen Bem. zu §. 4. ganz kurz ab, welches doch die meisten guten Handschriften haben, ohne auch nur auf Heindorf zu Horaz Satiren I, 4, 35 oder zu Cic. de Nat. Deor. III, 4, 11 zu verweisen. Aber Klotz zu Laelius 11, 39, Zumpt zu den Verr. p. 112 und besonders Haase zu Reisig's Vorlesungen p. 346 hätten ihn belehren müssen, daſs die Sache noch einer genaueren Untersuchung bedarf und daſs Heindorfs Regel nicht ohne Einschränkung gilt. Aber in einer solchen Untersuchung auf den Grund zu gehen, die Sache möglichst zu erschöpfen und die Vorarbeiten zusammenzufassen zu einem Resultate, das ist Hrn. E.'s Sache nicht, wenn er auch Veranlassung dazu hat; lieber giebt er einige Citate aus seinen Collektaneen, dazu ein absprechendes Urtheil, wie das über quanquam mit dem Conjunctiv und schweigt — wo seine Collektaneen schweigen. Ueber die Benutzung der Vorgänger spricht Hr. E. sich nur einmal in der praefatio p. XXII auf folgende charakteristische Weise aus: quod in explicando scriptore res nonnullas notiores quam pro doctorum necessitatibus protuli, id consulto factum est: totum enim, non ex parte explicandum sumseram. Talium quaedam (also bloſs Kleinigkeiten) a prioribus interpretibus, maxime Henrichsens mutuatus sum ascriptis tamen auctorum nominibus; und nun folgt die Aufzählung der eignen Leistungen.

Auch da endlich, wo Hr. E. wirklich Eignes giebt und Andere zum Theil tadelt, zeigt sich dieselbe Flüchtigkeit und Ungründlichkeit. Zu §. 2. *moles molestiarum* | annominationem, alliterationem et pariter cadentia nullus satis distinxit... v. nostra ad II, 63, 256. Dort sagt er selbst: hoc (παρονομασίας) nomine seu *annominationis* veteres et quam *alliterationem* et quam *assonantiam* vocamus appellant. Und doch wird Andern zum Vorwurf gemacht, daſs sie die annom. und alliter. nicht unterschieden haben? Aber auch die pariter cadentia soll noch Niemand davon unterschieden haben! Das wäre merkwürdig. Rec. sieht nun, daſs Hr. E. selbst unter den certis exemplis der Alliteration auch moribus, non majoribus suis und non modo imitandis sed ne collocandis quidem aufzählt. Das sind doch gewiſs nur pariter cadentia und zwar letzteres ein ungesuchtes, wie es sich kaum vermeiden läſst, so daſs er selbst in den an Klotz gerügten Fehler fällt. So möchte man auch an unserer Stelle dem Cicero doch mehr Geschmack zutrauen, und moles molestiarum für einen zu entschuldigenden, aber keineswegs gesuchten Gleichklang, also auch für keine rhetorische Figur halten. —

(Der Beschluſs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

M. Tulli Ciceronis de Oratore libri tres. Recensuit emendavit interpretatus est Fridr. Ellendt.

(Schluſs.)

Zu §. 3. *redundarent* | Conjunctivus significationem a potentiali deflexam habet minus animadversam vulgo; ἠθικήν dixerim. Ejus duo genera sunt; alterum postulari seu decere aliquid secundum rei naturam indicat; alterum significat futurum aliquid fuisse secundum fatum quoddam sive necessitatem inevitabilem. Tale et hoc nostrum est. Das ist etwas weit hergeholt und sehr grandios ausgedrückt. Es ist der bekannte Conjunctiv der innern Beschaffenheit und daraus hervorgehenden Folgerung in Relativsätzen. Das Beispiel aus Cic. ad fam. 14, 1 ego volebam loco magis deserto esse, quo neque Hispo veniret, nec milites paſst gewiſs nicht zum Beweise her, da das volebam schon zeigt, daſs der Relativsatz eine *beabsichtigte* Folge enthält, kein fatum. Was hat aber hiermit die erste Art des Conjunctivs in unabhängigen Sätzen, wie moreretur, inquies zu schaffen? Hr. E. nennt sie beide zusammen die ethische Abart des potentialen Conjunctivs. Wird Jemandem durch diese Benennung die Sache deutlicher? Nun kommen aber am Ende gar noch eine Menge Beispiele, wo qui für quippe qui mit dem Conjunctiv steht. So geht Alles durcheinander. — Zu §. 4. *recordatio apta ad id, quod requiris, ut cognoscas quae . . senserint.* | Hier macht Hr. E. schon wieder eine neue Entdeckung: insignis breviloquentia, grammaticis nondum satis animadversa: es müſste nämlich eigentlich heiſsen apta ad id, quod requiris; requiris autem id, ut cognoscas, und dazu bekommt man nun eine halbe Seite voll Beispiele, wie: Labienus ut erat ei praeceptum a Caesare (ergänze praeceptum autem ei erat), ne proelium committeret, nostros exspectabat. Wer in aller Welt würde wohl so sprechen, oder gar schreiben, wie Hr. E. es vollständig haben will! Und wenn man vernünftiger Weise gar nicht anders sprechen kann, wie darf man es dann eine insignis breviloquentia nennen! In sehr eleganten Ausdrücken fährt Hr. E. dann fort: Ab his plane diversa sunt, quae *ut* non a subaudito verbo suspensa habent, sed ab ipso illo, quod in enuntiato secundario expressum est, ut addi satis sit adverbium explicativum *quippe* vel *id est*. Nun folgen Stellen. Um aber dies zu verstehen, wird Jeder gewiſs erst nöthig haben, eine solche Stelle nachzuschlagen; also in Catil. III, 9. 21. Illud vero nonne ita praesens est, ut nutu Iovis Optimi Maximi factum esse videatur, ut . . eo ipso tempore signum statueretur. Hier erklärt Matthiä ganz richtig, daſs der letzte Satz, statt sich mit quod an illud anzuschlieſsen, sich mit ut an factum esse anschlieſst. Hr. E. aber will durch ein zwischengesetztes quippe die Construktion in Ordnung bringen. Wozu überhaupt so oft plane diversa angezogen, wo kein Mensch sie suchen wird. Ist das nicht planlose Notenmacherei? — Wer endlich zum Schluſs noch eine ächte Collektaneennote lesen will, schlage S. 12 *reconditis fontibus* | auf, wo fast 2 Seiten lang Ablativi modi, causae u. s. w. angeführt und Alles durcheinander durch Auslassung von ex, in, cum erklärt, auch gelehrt wird, daſs für *in* manchmal richtig *propter* (wegen) stehen könne. Das heiſst doch wirklich eine längst verrufene Erklärungsart!

Rec. muſs behaupten, daſs er kaum eine gröſsere Ausgabe eines klassischen Schriftstellers kennt, von der man in jeder Beziehung so unbefriedigt gelassen wird, und faſst sein Urtheil kurz so zusammen: Wir verdanken Hrn. E. eine beträchtliche und wichtige Vermehrung des kritischen Apparates, namentlich die Bekanntmachung der reichen Lagomarsinischen Collationen, — aber der kritische Theil der Ausgabe ist unzuverlässig und unvollständig in der Benutzung eigener und fremder Hülfsmittel und unbequem, oft un-

deutlich in den einzelnen Aufzählungen der Lesarten: die Erläuterungen sind im Ganzen eine farrago ohne Mafs und Ziel; im Einzelnen ist die Benutzung der Vorarbeiten nachlässig, wie die eignen Collektaneen nicht sein sollten, das Eigene aber Collektaneengelehrsamkeit ohne Auswahl und Gründlichkeit. Dem entsprechen in der äufsern Ausstattung die vielen Druckfehler; der Verleger aber hat das Seine redlich gethan.

Johannes v. Gruber.

XXIV.

Physiologische, pathologische und medicinisch-praktische Untersuchungen über die Spinalirritation von Dr. Stilling. Leipzig, 1840. 545 S. *in* 8.

Die Aufgabe, welche diese kritischen Blätter verfolgen, ist: das literarisch Bedeutende ihren Lesern zu empfehlen, das Unbedeutende mit Stillschweigen zu übergehen, das Unberechtigste zurückzuweisen. Leider ist das letzte Motiv bei gegenwärtiger Kritik das Bestimmende. — Eine so harte Erklärung aussprechen zu müssen, ist nichts weniger als angenehm, am wenigsten für den Unterzeichneten, der in seiner Stellung eine natürliche Sympathie für jeden Arzt empfindet, welcher den physiologischen Wissenschaften, wie Hr. Dr. St. mit Neigung entgegenkommt. Wir nahmen das genannte Werk mit Interesse zur Hand und wollen auch gar nicht leugnen, dafs der Hr. Verf. in demselben eine ziemlich ausgedehnte Bekanntschaft mit der physiologischen Literatur und einen lebhaften Drang die Medicin physiologisch zu begründen an den Tag gelegt habe. Dies Alles und selbst der Umstand, dafs in vorstehendem Werke hin und wieder recht glückliche Gedanken durchbrechen, hätte uns nur für, nicht gegen den Verf. einnehmen können, und wenn wir demungeachtet als entschiedener Gegner desselben offen in die Schranken treten, so liegt dies lediglich daran, dafs wir fürchten, sein, nicht ohne schöpferische Einbildungskraft, aber leider ohne Besonnenheit verfafstes Werk werde viele Leser blenden und durch Verbreitung von unbegründeten Lehrsätzen die Heilkunde in Irrsale verstricken, denen wir nicht müfsig zusehen mögen.

Eine Rüge verdient zunächt die in dem Buche herrschende Confusion. Das Unmethodische ergibt sich bereits bei Durchsicht des Inhaltverzeichnisses, nur ist dies noch immer besser geordnet als der Text selbst. Der Verf. kommt vom Hundertsten auf's Tausendste. Er hat wollen über Spinalirritation schreiben, aber von dieser kommt im Buche nicht eben viel vor. Was den Hauptinhalt ausmacht, ist kaum zu sagen, doch ist vielleicht am meisten von Augenleiden und von Reflextheorie die Rede. Hr. Dr. St. *selbst* aber sagt gelegentlich (S. 162), dafs die Begründung von 13 neurologischen Gesetzen, die er entdeckt, ein hauptsächlicher Zweck seines Buches sei! — Wir verlangen gewifs keinen steifen Schematismus, wenn aber in einem Buche der logische Zusammenhang ganz fehlt, wenn Kapitel in demselben vorkommen, die auch nicht ein Wort von dem enthalten, was die Ueberschrift ankündigt, so kann die Kritik hierzu nicht schweigen. Man sehe das 5. Kap. des zweiten Buchs, mit der grofs gedruckten Ueberschrift: Gesetz der Reflexion sensitiver Nerven auf sympathische, so wird man sich überzeugen, dafs nicht nur das Gesetz nicht entwickelt, sondern überhaupt der ganze Gegenstand nicht zur Sprache gebracht wird. Der Verf. beherrscht nicht den Stoff, sondern der Stoff den Verfasser. Die Gedanken springen regellos von einem Gegenstand zum andern, ein Verfahren, welches ermüdet und zuletzt doch nicht zum Ziele führt.

Die nächste Anforderung des Lesers wird nun sein zu erfahren, was Spinalirritation sei. S. 59 beginnt die Kritik der von den früheren Autoren angegebenen diagnostischen Zeichen und schliefst S. 83 mit dem wenig erfreulichen Bekenntnfs „dafs es auch nicht ein einziges sichres Zeichen für Spinalirritation gebe". — So hat der Verf. die Krankheit selbst in die Sphäre der Bestimmungslosigkeit geworfen, und es scheint uns nicht, dafs es ihm gelungen sei, sie wieder herauszuziehen. Da es unmöglich ist zu erfahren, welche Leiden durch Spinalirritation entstehen *müssen*, so ist die nächste Frage: welche dadurch entstehen *können?* Wir werden dem Verf. kaum Unrecht thun, wenn wir in seinem Namen antworten: Alle! Wenigstens hat er selbst die folgenden als hierher gehörig ausdrücklich aufgeführt: Schmerzen in den verschiedensten äufsern und innern Theilen, im Grunde wohl alle Neuralgieen, tabes mesenterica, diabetes, Leberleiden, Dyspepsie, Wechselfieber, Asthma, Lungenschwindsuchten, Husten,

Geschwulst der Brustdrüse, intermittirende Augenentzündung, Abmagerung, atypische Frostanfälle, Muskelschwäche! Ist eine solche Zusammenstellung wissenschaftlich? und hört nicht alles verständige Unterscheiden auf, wo eine solche Identitäts-Pathologie sich geltend macht? — Aber sehen wir weiter, worin das Wesen der Spinalirritation liege. Wir suchten die Lösung dieser Frage im zweiten Buche, welches die Ueberschrift führt „von dem Wesen der Spinalirritation, und der daraus entstehenden neuralgia rhachitica und andern Symptomen derselben". Setzen wir hinzu, dafs das erste Buch, der Ueberschrift nach, die Nosographie behandelt, so sind die Ueberschriften schon eine Andeutung, wie wenig logische Strenge der Verf. zu seiner Arbeit mitbringe. Sollte die Nosographie und die Frage vom Wesen der Krankheit in zwei Büchern behandelt werden, so mufste die Betrachtung der Symptome im ersten Buche abgemacht werden, wo sie angefangen war. Das merkwürdigste ist aber, dafs weder vom Wesen, noch von den Symptomen der Spinalirritation in diesem Buche sonderlich die Rede ist, denn kaum hat der Verf. seinen Gegenstand aufgenommen, so springt er ab auf Betrachtung der Störungen, welche eintreten, wenn Nerven durchschnitten werden, zunächst animale Nerven S. 106—129, dann sympathische: S. 129—158. Hierauf folgt das schon erwähnte Kapitel: Gesetz der Reflexion sensibler Nerven auf Fasern des Sympathikus S. 158—161, dann: über Stockung des Bluts in den Haargefäfsen S. 161, bei welcher Gelegenheit 13 Stück neurologische *Gesetze* (?!) mitgetheilt werden, von denen Hr. St. sagt, „dafs sie bisjetzt von Niemand gekannt oder wenigstens erörtert worden sind". — Nach Mittheilung dieser Gesetze kommen varia über Nervenphysiologie, bis S. 200, hierauf Augenkrankheiten — aber das Mitgetheilte wird genug sein zu zeigen, wie wir den Mangel eines logischen Zusammenhanges in dem vorliegenden Werke beklagen und tadeln mufsten. — Um nun auf die Frage nach dem Wesen der Spinalirritation zurückzukommen, so findet sich S. 89 Folgendes: „die Spinalirritation ist der Klasse der Zustände höchst nahe zu setzen, die aus verminderter Thätigkeit der sensibeln Nerven hervorgeht. Bei letztern finden wir nun zwar keinen neuralgischen Schmerz, das aber ist auch in den nicht extremen Fällen (?) das *einzige* Glied, was beide Zustände von einander unterscheidet". — Diese Definition kommt S. 355 noch deutlicher wieder, wo der Verf. sagt, er habe beabsicht zu zeigen, „dafs der Rückenschmerz nichts anders ist als eine Verminderung, eine Depression in der Action sensitiver Nerven, und dafs alle Symptome der Spinalirritation aus einer *verminderten* oder *aufgehobenen* Einwirkung sensitiver Nerven, auf die mit ihnen in Verbindung oder Beziehung stehenden Theile herzuleiten seien! — Was läfst sich zu dergleichen Begriffsverirrungen sagen? In directem Gegensatz zum Verf. (man vergl. noch S. 106) hat Romberg die Neuralgie als Exaltation der sensibeln Nerven gefafst, und nur diese Auffassung ist haltbar. Denn die Thätigkeit der sensibeln Nerven besteht im Empfinden, Schmerz ist gesteigerte Empfindung und folglich ist Schmerz gesteigerte, nicht deprimirte Thätigkeit der sensibeln Nerven. — Was ferner die Behauptung anlangt, dafs Spinalirritation sich von den Zuständen, die aus verminderter Thätigkeit sensibler Nerven hervorgehen, *einzig* durch die Gegenwart der Neuralgie (die übrigens nicht immer vorhanden sein soll) unterscheide, so ist die Anmuthung dergleichen zuzugeben doch wahrlich stark. Nach unserm Ermessen ist Irritation der gerade Gegensatz der Depression, aber Hr. St. identificirt sie! — Das vorliegende Buch ist in der Hauptsache ein Commentar zur Physiologie und Pathologie der Nerven. Aus den physiologischen Partieen wollen wir zunächst die Lehre vom Reflex hervorheben, auf deren Ausbildung der Hr. Verf. sich besonders viel zu Gute thut. Unerläfslich ist aber die Vorbemerkung, dafs der Verf. mit Reflex nicht etwa das bezeichnet, worauf die Nervenphysiologie bisher diesen Namen anwendete, nämlich keineswegs eine Nerventhätigkeit, welche an der Peripherie ihren Anfang nimmt, durch centripetale Leitung nach innen und dann erst durch Vermittlung eines Centralorgans reflectorisch (wovon der Name) nach Aufsen kommt. Der Hr. Verf. meint mit Reflex ganz etwas Anderes, viel Umfassenderes, nur möchte schwer zu sagen sein was? Statt einer Definition, die gegen unsern Willen entstellend ausfallen könnte, wollen wir mit möglichster Beibehaltung der Worte des Verfs., die Wirkungen des Reflexes angeben und unsern Lesern überlassen die Definition sich selbst zu machen. —

„*Erste Wirkung des Reflexes:* Ohne den fortdauernden Reflex aus den sensibeln Nerven können die

sympathischen Nerven nicht thätig sein" S. 162. — Dies das erste der 13 vom Hrn. Verf. entdeckten Gesetze! — *2te Wirkung des Reflexes:* „Die sensitiven Nerven haben nicht blos die Function Eindrücke von der Peripherie zum Centrum zu leiten, sondern sie üben aufserdem in zwei Richtungen einen beständigen Reflex aus, nach den muskelbewegenden und den gefäfsbewegenden Nerven". — Es wäre wünschenswerth zu wissen, was der Verf. hiermit sagen will. Dergleichen Reflexe durch Vermittelung der Centra sind längst bekannt, gleichwohl führt Hr. St. den erwähnten Satz als das zweite der von ihm entdeckten Gesetze auf. Hiernach scheint es, der Verf. wolle Reflex ohne Vermittelung der Centra behaupten; dafs er diefs wirklich wolle, ergiebt sich aus S. 166, 175, 180, wo ohne weiteres behauptet wird, dafs in dem ganglion Gasseri und sämmtlichen Spinalganglien der Reflex der sensibeln Nerven auf muskulomotorische (sogar spontane) und vasomotorische zu Stande komme. — Was sich für die Reflexionskraft der Ganglien etwa sagen läfst, ist viel besser als vom Verf. von Henle und Kürschner gesagt worden, demungeachtet behandeln sie die Sache als Vermuthung, Dr. St. gibt sie als das 6te der von ihm entdeckten Gesetze! Wenn ferner der Hr. Verf. als ausgemacht angibt, dafs die Spinalganglien und das ganglion Gasseri Reflex auf die muskulomotorischen Nerven ausüben, so mufs man ihm den von allen Seiten bestätigten Versuch M. Hall's ins Gedächtnifs zurückrufen, dafs nach Zerstörung des Rückenmarkes mit einem Stilet, wobei die Spinalganglien unversehrt bleiben, nicht nur alle reflectorischen Bewegungen, sondern auch der Tonus in den Muskeln verschwanden. — Aber wir vergessen, dafs in vorliegendem Werke das Wort Reflex mit dem Reflex der Nervenlehre nichts gemein hat. — *3te Wirkung des R.* sind die meisten, wenn nicht alle, Bewegungen der Thiere S. 184. *4te Wirkung des R.:* Fähigkeit die Augenlieder zu heben S. 248. Beweis: Ein Hufschmidt kann das linke Augenlied nicht heben, er hat Schmerz in der linken Gesichtshälfte, dieser Schmerz kann nur vom quintus abhängen, folglich — Referent sieht hier nichts als zwei gleichzeitige Leiden, deren versteckte Ursache noch zu suchen wäre. *5te Wirkung des R.* Ist das Sehen. S. 264: Ungestörtes Sehen eines Kranken wird als Beweis benutzt, dafs die reflectorische Thätigkeit des quintus auf den opticus oder das Gehirn noch fortdauere. *6te Wirkung des R.* Das Zurückfahren des Kopfes bei einem Menschen, dem man droht in's Auge zu fahren! S. 268. Erklärung hierzu: „Die Reflexion des quintus irradiirt auf die in der medulla oblongata enthaltenen muskulomotorischen Fasern fast des ganzen Rumpfes". — *7te Wirkung des R.* Bewegung des Blutes in den Gefäfsen. Ohne Reflex der sensitiven Nerven auf die vasomotorischen geht die Contractilität der Gefäfswandungen verloren, *also* (!) wird das Blut nicht mehr mit der frühern Energie in die kleinsten Gefäfsnetze getrieben S. 274. In Folge des durch die Entzündung vermehrten Reflexes wird das Blut mit Gewalt in die Gefäfse gepumpt! S. 277. *9te Wirkung des R.:* Normales Gehör. S. 280 wird Taubheit eines Kranken durch ein gleichzeitiges Leiden des quintus erklärt. *10te Wirkung des R.:* Vermehrte Körperwärme. Diese entsteht, wenn der quintus oder vagus auf die portio calorifica des Rückenmarks wirkt S. 289. Die Entdeckung dieser Stelle verdanken wir auch Hrn. St., man sehe die Entdeckungsgeschichte S. 284 Not. 1. — *11te Wirkung des R.:* gesteigerter Reflex des quintus erzeugt Schlaflosigkeit. „Ist der quintus in Action, so kann unmöglich Schlaf stattfinden" S. 293. Diese Reflexion des quintus erklärt, warum ein Kranker Bells, bei welchem die Krankheit dieses Nerven den höchsten Grad erreicht hatte, in einer Nacht nicht schlafen konnte. Sehr naiv wird hinzugesetzt, dafs der Kranke in derselben Nacht an den heftigsten Schmerzen litt! — *12te Wirkung des R.:* Reflex des quintus auf das Sensorium bedingt Bewufstsein. — Ein Mensch, der vom Pferde gestürzt, ist bewufstlos, was so commentirt wird: die Besinnungslosigkeit beweist deutlich die Affection des Sensoriums, oder *vielmehr dafs die Reflexion des quintus in die Centraltheile der Sinnesorgane und des Bewufstseins aufgehört hat!!* S. 347. Wir könnten vielleicht noch ein Dutzend Wirkungen des Reflexes hinzufügen, meinen aber, dafs unsre Leser bereits genug haben. Was ist nun Reflex im Sinne des Hrn. St.? Es läfst sich nichts antworten, als der deus ex machina, der helfen mufs, wo Hülfe nöthig.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Physiologische, pathologische und medicinisch-praktische Untersuchungen über die Spinalirritation von Dr. Stilling.

(Schluſs.)

In eine Kritik des Einzelnen hier einzugehen oder auch nur zu zeigen, wie die differentesten Lebensactionen unter dem hohlen Worte Reflex zusammengebracht sind, halten wir für überflüssig, nur die Frage mag aufgeworfen werden, mit welchen Gründen Hr. St. die Voraussetzung rechtfertigt, die seiner Reflexionstheorie zu Grunde liegt, die Voraussetzung nämlich, daſs die Thätigkeit der sensitiven Nerven, besonders des quintus, der Grund und Boden ist, aus welchem die Sinneswahrnehmungen, die Bewegungen der Muskeln, Gefäſse und Ausführungsgänge, ja selbst die höhern geistigen Thätigkeiten hervorwachsen müssen? Wir haben uns vergeblich nach haltbaren Gründen umgesehn, wohl aber haben wir gesehn, daſs Hr. St. mit ziemlichem Leichtsinn die Gründe nimmt, wie sie ihm der Zufall in die Hände spielt. Wir wollen nur einige Beweise geben. — Die Röthung der Conjunctiva bei Lähmung des quintus ist Folge dieser Lähmung, nämlich Folge des gestörten Reflexes S. 201. Das Blut stockt, weil (?) die Gefäſswandungen ihre Contractilität verloren haben. Nun kommen aber Fälle vor, wo Unempfindlichkeit der conjunctiva ebenfalls Lähmung des quintus beweist und wo die conjunctiva doch nicht geröthet ist. Ein umsichtiger Naturforscher würde nun sich die Frage vorgelegt haben, ob er auch die Röthe im ersten Falle richtig erklärt habe, Hr. St. aber hat nichts eiliger zu thun, als das unbequeme factum bei Seite zu räumen, er erklärt es also durch eine Hypothese und um dieser mehr Geltung zu verschaffen, stempelt er sie zu einem *Gesetze* (S. 304) welches so lautet: die sensible Leitung eines Nerven kann aufgehoben sein und seine Reflexion auf den vasomotorius doch fortbestehen. Nun hat zwar Hr. St. einen sehr berücksichtigungswerthen Fall Bells angeführt, wo ein empfindungsloses Auge bei Bestreichen der conjunctiva sich röthete, aber war dies nothwendig Reflex, und ging die Erscheinung überhaupt von den *sensiblen* Nerven aus? Wir meinen, da muſs noch viel untersucht werden, ehe daran gedacht werden kann, Gesetze aufzustellen. —

Die Hauptbeweise, daſs Anästhesie alle die Folgen habe, welche oben aufgezählt worden sind, sollen die Versuche Magendie's am quintus sein, nach dessen Durchschneidung Störung in den Sinnesfunctionen und in der Nutrition eintrete. Abgesehen davon, daſs Hr. St. auf die Beobachtungen Mayo's, Eschricht's und Backer's gar nicht Rücksicht genommen hat, welche Magendie's Lehre vielfach berichtigen, so müssen wir doch die Frage aufwerfen, ob der Hr. Verf. glaubt, daſs Magendie in seinen Experimenten ausschlieſslich empfindende Fasern durchschnitten? Nur in diesem Falle, der bestimmt nicht statt fand, wäre so einigermaſsen der Schluſs zu rechtfertigen gewesen, daſs die Anästhesie die Ursache derjenigen Erscheinungen abgäbe, welche Magendie nach der Operation beobachtete. Aber selbst dann wäre die Beweisführung mangelhaft; denn da die pathologischen Erscheinungen zum Theil wenigstens, ziemlich spät, die Anästhesie aber unmittelbar nach der Operation, eintreten, so fehlt, abgesehen von den früher bemerkten Schwierigkeiten, noch sehr viel an dem Beweise, daſs z. B. die Blindheit, welche nach Durchschneidung des quintus eintrat, eben Folge der Anästhesie war. Denn wie kommt es, daſs nach Durchschneidung andrer sensibler Nerven nicht immer dieselben Erscheinungen eintreten, nämlich Blutstockung, Erweichung und Zerstörung des Organs? Freilich scheint Hr. St. anzunehmen, daſs dies wirklich die *constanten* Folgen der Durchschneidung sind, allein zahlreiche Beobachtungen beweisen das Gegentheil. Und doch

sind diese ohne genügende Kritik benutzten Versuche Magendie's vielleicht noch die besten Beweise, welche der Verf. für seine Ansicht vorgebracht hat, denn die von ihm mitgetheilten Krankengeschichten, welche das zweite Fundament der Theorie abgeben sollen, scheinen noch unwichtiger. Eine Anästhesie tritt auf in Begleitung andrer Leiden, und die unberechtigte Folgerung ist einmal für immer die, dafs die Anästhesie die Ursache, das übrige Leiden der Effekt ist. Schwerlich ist auch nur in Einem der angeführten Krankheitsfälle das *propter hoc* erwiesen, zudem: was könnte ein Fall und was könnten ein Paar Fälle beweisen, wenn es gilt eine allgemeine Theorie zu begründen? —

Wie wenig streng es der Verf. mit seiner Beweisführung genommen, zeigen ferner die zahlreichen Widersprüche, in die er sich verwickelt. Nur ein Paar hier zur Probe: S. 41 heifst es „die motorischen und sympathischen Nerven schliefsen wir unbedingt von den empfindenden Theilen aus". S. 166 steht: der vasomotorius, so nennen wir von jetzt an den Sympathikus, ist also ein gemischter Nerv, wie alle übrigen, es ist eine Nervenbahn für *sensitive*, vasomotorische und muskulomotorische Nerven". Also doch sensitive Fasern im Sympathikus, der von den empfindenden Theilen unbedingt auszuschliefsen ist! In einem andern auf den Sympathikus bezüglichen Satze schlägt der Widerspruch in's Komische über. Er lautet: die dem vasomotorius *allein* angehörigen Ganglien sind stets mit sensibeln und muskulomotorischen Nerven, für die der Willkühr entzogenen Muskeln, *vermischt!* Was kann Hr. St. sich bei dieser vermischten Alleinheit gedacht haben? Beiläufig bemerkt, stellt dieser Satz eines der von Hrn. St. entdeckten Gesetze vor! — Aber weiter in den Widersprüchen. S. 365 stehn die Worte: bei Entzündung eines Theils entsteht eine Blutstockung, gerade so als in den Theilen, deren sensible Nerven durchschnitten sind. Nun ist aber Durchschneiden der Nerven mit Erlöschen der Reflexkraft, Entzündung aber noch S. 330 mit Steigerung derselben verbunden. Folglich stehen sich die beiden Zustände diametral entgegen, in welchen die Blutstockung auf dieselbe Weise entstehen soll. Auch hat Verf. an andern Orten auf den Unterschied beider Stockungen selbst aufmerksam gemacht, von welchen die entzündliche mit Neigung zur Hypertrophie und Hitze, die andre mit Atrophie und Kälte verbunden ist, erstere gern in Eiterung, letztere (nach des Verfs. Dafürhalten) in Maceratien (?) und Fäulnifs übergeht. — Hieran knüpft sich sofort ein andrer Widerspruch. Blutstockung aus Mangel an Reflex soll lokale Kälte (S. 275) und Blutstockung in Folge von Entzündung lokale Hitze verursachen. Dies ist aber nicht möglich, wenn nach S. 365 beide Stockungen auf dieselbe Weise entstehen. Gleiche Processe können nur gleiche Folgen haben, aber Hr. St. sucht zu demonstriren, *wie* sie entgegengesetzte haben. Stockung in Folge zerstörten Reflexes soll darum Kälte erzeugen, weil das Blut, welches die Quelle der Wärme ist, in das kranke Organ nicht eindringen kann. — Stockung entzündlicher Art soll Hitze erzeugen, weil das Blut, wenn es in die stockenden Haargefäfse nicht eindringen kann, mit desto gröfserer Gewalt in die benachbarten Theile eingetrieben wird, die nun von der Circumferenz aus die entzündete Stelle erwärmen, die sonst freilich kalt sein müfste! Aber erstens: warum dringt denn nicht auch bei Stockung in Folge zerstörten Reflexes das Blut mit vermehrter Gewalt in die Nachbargefäfse und erzeugt gesteigerte Hitze? zweitens: wenn die Erhitzung von den Nachbargefäfsen ausgeht, warum *ist sie* nicht in diesen, sondern in der entzündeten Stelle selbst am gröfsten? drittens: wenn die Hitze nur eine mitgetheilte und vom Blute ausstrahlende ist, wie kommt es, dafs entzündete Theile sich über die Blutwärme erhitzen? viertens: sagt der Verf. in der angeführten Stelle nicht mit dürren Worten, dafs die Entzündung eben *nicht* auf dieselbe Weise entstehe, als die Stockung bei Nervenlähmung? —

Aber wichtiger als Alles bis jetzt angeführte scheint uns ein Widerspruch zwischen der Pathologie und Therapie des Verfassers. Haben wir hierin Recht, so ist das ganze Buch nichts als ein grofser Widerspruch; mag denn der Leser selbst urtheilen. Der Verf. nennt uns 3 Klassen von Mitteln gegen Spinalirritation. *1te Klasse:* Mittel welche das stockende Blut in den atonischen Haargefäfsen des Rückenmarks vermindern, nämlich: allgemeine und örtliche Blutentziehungen, abführende, schweifs- und harntreibende Mittel. *2te Klasse:* Mittel, welche den Reflex der gelähmten sensitiven Nerven auf die dadurch in Unwirksamkeit gesetzten vasomotorischen *vermehren*. In dieser Klasse werden unter andern aufgezählt: Chinin, Eisenpräparate, stärkende Diät, körperliche Bewegung. *3te Klasse:*

Mittel, welche durch *Verminderung* oder Veränderung *übermäfsiger* Reflexe den normalen Zustand bei (?) der Spinalirritation wiederherstellen können, z. B. Quecksilber und Narcotica. — Betrachten wir zunächst die beiden ersten Klassen, so ergibt sich, wenn man von den Ueberschriften, welche den Widerspruch bemänteln, abstrahirt, dafs Mittel *wesentlich verschiedener Art* für die *Eine* Spinalirritation empfohlen werden, nämlich schwächende und stärkende. Helfen nun diese wesentlich verschiedenen Mittel, so ist die Spinalirritation nicht *Eine* Krankheit. Sollte Hr. St. uns einwenden wollen, dafs gegen das Eine Asthma doch auch verschiedene Mittel helfen, so müssen wir bemerken, dafs die Einheit einer Krankheit sich beziehen könne auf deren Form und deren Wesen. Die Spinalirritation ist auf keine Weise dem Wesen nach eine Krankheit, wenn wesentlich verschiedene Mittel helfen; dafs sie eben der Form nach nicht Eine sei, hatte der Verf. selbst weitläufig bewiesen. Er hatte vielmehr in die Spinalirritation, wie wir zeigten, alle mögliche Krankheitsformen hineingezogen, und es kann ihm nun nicht erlassen werden, dafs die Krankheit, die mit einem Namen getauft wird, wenigstens dem Wesen nach sich als Eine bewähre. Dies ist nun aber nicht der Fall, wie die Differenz der Heilmittel erster und zweiter Klasse und die noch schreiendere Verschiedenheit der Mittel zweiter und dritter Klasse darthut. Es sollen Mittel helfen, welche den Reflex der sensitiven Nerven *vermehren* und Mittel, welche ihn *vermindern*. Letzteres ist in der That mehr als sonderbar, da nach des Verfs. eignen Worten: „*alle* Symptome der Spinalirritation aus einer *verminderten* oder *aufgehobenen* Einwirkung sensitiver Nerven auf die mit ihnen in Verbindung stehenden Theile herzuleiten seien". — Was ist nun die Spinalirritation des Hrn. Dr. St.? Ein Complex von Krankheiten, die weder der Form noch dem Wesen nach zusammengehören und die durch einen bedeutungslosen Namen willkürlich unter einen Hut gebracht werden! —

Wir haben aber ein Paar Sätze aus der Wärmelehre des Verfs. angeführt und wollen die ganze Lehre, welche mit grofser Selbstzufriedenheit eine neue genannt wird (S. 275 u. 287), unsern Lesern mittheilen. „Die medulla oblongata, wo quintus und vagus entspringen, ist die portio calorifica". Unerwiesen, ja unwahrscheinlich! Denn in den Versuchen von Le Gallois, Brodie, Chossat und Nasse haben wir zahlreiche Andeutungen, dafs die Totalität der Centralorgane Antheil an der Wärmebildung habe. — „Die portio calorifica steht mit sämmtlichen empfindenden Nerven der Haut und Schleimhaut in Verbindung und erhält durch diese die Empfindungen der Wärme und Kälte zugeleitet". — Abgesehen von dem Unlogischen im Ausdruck, da nicht Empfindung zugeleitet wird, sondern nur der Reiz, der sie weckt, ist die Behauptung wieder unerwiesen und unwahrscheinlich, denn die neuern Untersuchungen weisen stark darauf hin, dafs die medulla oblongata an Vermittelung der Empfindungen keinen Antheil habe. — „Durch reflectorischen Einflufs der portio calorifica auf den vagus wird in den Lungen ein Procefs zwischen Blut und Luft vermittelt, welcher die Ursache der thierischen Wärme ist". — Falsch! da nach Durchschneidung des vagus die Wärme zwar eine Zeit lang ab-, dann aber wieder zunimmt, wie Arnold zeigte. — „Die Wärme bildet sich in den Lungen (S. 275), denn von den Lungen und dem Herzen aus geht einzig und allein die erwärmte Blutmasse in alle Organe des Körpers und abgekühlt kommt sie wieder als Venenblut zurück". — Grundfalsche, verjährte Ansicht von Lavoisier, welche schon Lagrange widerlegt hat. Die Lunge ist nicht der Ofen, welcher den übrigen Körper heizt, sie ist nach Chossat sogar etwas kühler als die umliegenden Theile. Die Wärme entsteht weniger während des Stoffwechsels zwischen Blut und Luft, als während des Stoffwechsels zwischen Blut und Organ, eine Behauptung, welche durch die Steigerung der Temperatur entzündeter Theile über das Maafs der Blutwärme sonnenklar erwiesen wird.

Wie in der Wärmelehre so hat sich Hr. St. in der Lehre vom Kreislauf, ja mehr oder weniger in allen physiologischen Partieen, die er behandelt, vielfältige Blöfsen gegeben. Wir können ihm sogar den Vorwurf nicht ersparen, dafs er die Nervenlehre, welche durch exacte Beobachter in der neuern Zeit mannigfache Aufklärung erhalten hatte, auf's Neue in die bedauerlichste Verwirrung gestürzt habe. Wir wissen das Ziel, welches der Verf. in's Auge fafste: Physiologie und Heilkunde zu verbinden, vollkommen zu würdigen, aber ein ernstes Ziel verlangt ernste Arbeit! Hieran Hrn. St. zu erinnern, halten wir für um so

nothwendiger, als er die baldige Herausgabe einer Nervenphysik verspricht, die dem inhaltsschweren Namen schwerlich entsprechen dürfte, wenn er sich nicht eine viel gröfsere Strenge im Untersuchen und Beweisführen zu eigen macht.

Bereits sind einige Urtheile über das Werk des Hrn. Dr. St. von Seiten praktischer Aerzte veröffentlicht worden, in welchen die vorliegende Arbeit mit Enthusiasmus begrüfst wird. Solche Urtheile geben unerfreulichen Aufschlufs über die Stellung gewisser praktischer Aerzte zur Physiologie, uns aber bestimmen sie öffentlich auszusprechen, wie wenig wir die Leistungen des Hrn. Dr. St. mit den Ansprüchen der Wissenschaft zu vereinigen wissen.

A. W. Volkmann.

XXV.

Hermesianactis poetae elegiaci Colophonii fragmentum notis et glossario et versionibus tum latinis tum etiam Anglicis instruxit Jacobus Bailey A. M. e coll. Trin. Cant. Appendicis loco subjiciuntur Archilochi ac Pratinae fragmenta similiter instructa. Accedit Georgii Burgesii Epistola Critica. Londini excuderunt R. et J. E. Taylor, MDCCCXXXIX.

Es gab eine Zeit, und wir sind noch gar nicht so weit davon entfernt, wo die klassischen Studien in England sich der regsten Theilnahme erfreuten und besonders die griechische Litteratur mit entschiedener Vorliebe und Glück gepflegt ward. Männer wie Richard Porson oder Peter Elmsley waren uns damals in gar mancher Beziehung, namentlich was die Methode und Technik des philologischen Studiums anbetrifft, Lehrmeister, und sahen denn auch im Gefühl ihrer Ueberlegenheit auf die demüthigen Deutschen stolz herab. Gegenwärtig hat sich dies Verhältnifs völlig umgestaltet: deutsche Wissenschaft hat in England bald laut bald im Stillen die verdiente Anerkennung gefunden, und nicht leicht wird irgend ein philologisches Werk daselbst erscheinen, worin nicht die von uns gewonnenen Resultate benutzt würden. Aber wie sehr wir uns auch über diese eher wachsende als abnehmende Anerkennung freuen mögen, so wird doch dieses Gefühl der Freude kein ungetrübtes sein: wir können es uns nicht verhehlen, dafs in England weit mehr als in irgend einem deutschen Lande die klassischen Studien in der Achtung, deren sie sich früher in den weitesten Kreisen und in so reichem Maafse zu erfreuen hatten, bedeutend gesunken sind und dafs die Wissenschaft selbst eben keinen Fortschritt zeigt, überhaupt des frischen Lebensathems entbehrt. Denn was die Britten von uns entlehnen, das bleibt für jene noch immer ein fremdartiges Element, welches sie weder in sich aufnehmen noch selbständig verarbeiten: so gehen denn die Anregungen, die doch die deutsche Wissenschaft so reichlich bieten könnte, spurlos unter, die englische Philologie verharrt in dem engbegrenzten Kreise, in dem sie einmal festgebannt ist, und scheint vergeblich auf ein erlösendes Wort zu harren. So kann denn auch das, was die Britten uns bieten, uns in der Erkenntnifs des Alterthums nicht fördern, oder irgend wie neue Bahnen eröffnen: und doch würden wir gern mit freudiger Anerkennung jede Belehrung entgegennehmen.

Auch vorliegendes Werk bestätigt nur zu sehr das eben ausgesprochene Urtheil: und mag es auch ein unerfreuliches Geschäft sein, eine Arbeit, die überall von redlichem Streben und Liebe zur Wissenschaft zeigt, zu verurtheilen, so darf doch eine wahrheitsliebende Kritik nicht schweigen und mufs das Verfehlte auch als verfehlt darstellen. Freilich wünschte Recensent, der allezeit eine grofse Hochachtung vor der englischen Philologie gehabt hat, er könnte loben, wo er tadeln mufs. Und doch mildert sich unwillkührlich das Bittere des Tadels, wenn man die wahrhaft betrübenden äufseren Verhältnisse erwägt, mit denen das Studium der Philologie gegenwärtig in England zum grofsen Theil zu kämpfen hat, und über die sich Hr. Bailey selbst einmal wie zufällig in einer Anmerkung ausspricht, die uns ein gar trauriges Bild von der Lage und Stellung der englischen Philologen zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Hermesianactis poetae elegiaci Colophonii fragmentum notis et glossario et versionibus tum latinis tum etiam Anglicis instruxit Jacobus Bailey.

(Fortsetzung.)

Hr. Bailey spricht in der Vorrede auf S. XIII von Georg Burges, jenem eben so rüstigen als verwegenen Kritiker, der bei uns in Deutschland wohl noch in frischem Andenken ist, und der auch Hrn. Bailey's Ausgabe des Hermesianax bereitwillig mit einer *Epistola Critica* ausgestattet hat, und sagt: „Magnopere dolendum est, apud nostrates in medio poni certaminum praemia fere nulla, si forte *laicus* quis editor Graecis Latinisve litteris operam feliciter navarit. *Nam quae ecclesiasticis patent*, ea vere sunt munifica ac tantum non regia. Nil mirum est ergo etiam Porsonum, Virum sane ingenio ac doctrina vix ipsi Bentleio secundum, *ἀγέρασστον* plane et *ἀδώρητον* ex vita excessisse. Sed nec aequum neque magna gente satis dignum candidiori cuivis homini esse videbitur, editorem quemquam classicum, utcunque Porsono inferiorem, tamen ob industriam suam de republica litteraria bene meritum, inedia, id quod nuper Barkero *τῷ μακαρίτῃ* fere contigit (et nescio an non reapse contigerit), jam tandem periturum. Si nihil aliud praeter Indicem illum in H. Stephani Thes. Gr. Ling. editionem Londinensem, opus sane Herculei laboris et ab ipso solo summa cum cura summaque diligentia conflatum, post se reliquisset Vir ille infelicissimus, in hostes potius convertenda fuisset calamitas ista, quam in hominem probum, ingenuum simplicemque et doctrina haud quaquam vulgari imbutum". Oder gar, wenn Hr. Bailey selbst auf S. 127 sich beklagt: „Locum, uti audio, jam contulit Malone. Liber, quod meum est infortunium, in manibus hypothecarii est". Freilich die schönen Zeiten sind vorüber, wo die Königin Elisabeth an einem Tage mehr Griechisch als viele Geistliche in einer Woche Latein lasen, wo die Hofdamen eben so geschickt im Lesen griechischer Schriftsteller als im Bereiten geistiger Getränke waren. Offenbar sind es auch in England vorzugsweise die materiellen Interessen, welche dem fröhlichen Gedeihen der Wissenschaft hemmend entgegentreten. Immerhin aber scheint es billig, das Ungenügende in den Leistungen der englischen Philologie mit solcher Ungunst der äufseren Verhältnisse zu entschuldigen.

Bei vorliegendem Werke nun macht schon das Planlose in der ganzen Anlage und Anordnung einen unerfreulichen Eindruck; vorangeht das bekannte Bruchstück aus der Leontion des Hermesianax, von S. 1—4, darauf folgen bis S. 23 die Anmerkungen des Herausgebers, dann bis S. 69 ein Glossarium, daran schliefst sich die Epistola Critica von Georg Burges von S. 69—74, worauf wieder eine lange Nachschrift von demselben Verf. bis S. 81 folgt, endlich ist aus Ruhnkens bekannter Abhandlung ein Stück wieder abgedruckt: „De Hermesianacte ejusque Elegia" von S. 82—83, dann ein Auszug aus Porsons Recension von Weston's Hermesianax bis S. 86, dann sind mehrere lateinische und englische Uebersetzungen von S. 86—99 mitgetheilt. Der Appendix enthält von S. 99—126 die Erklärungs- und Verbesserungsversuche zweier Fragmente des Archilochus und des Pratinas. Den Beschlufs machen sehr weitläufige Zusätze des Herausgebers und Georg Burges' sowohl zum Hermesianax als auch zum Appendix von S. 126—156 und Indices von S. 157—176. Der Text des Hermesianax ist ganz nach der Ausgabe des Athenäus von Wilhelm Dindorf mitgetheilt, wiewohl der Herausgeber nicht nur, was die kritische Behandlung betrifft, in vielen Stellen von Dindorf abweicht, sondern ihm auch in Beziehung auf Orthographie und Interpunction häufig nicht beipflichtet, worüber Hr. Bailey selbst in der Vorrede S. IX ff.

sich ausspricht. Ich meine, wenn jemand eine neue selbständige Bearbeitung, namentlich aber eine Fragmentensammlung unternimmt, so kann er unbedenklich dasjenige, von dessen Wahrheit er selbst überzeugt ist, in den Text aufnehmen: jedenfalls hätte Hr. Bailey diejenigen Lesarten, welche er gebilligt hatte, unter dem Texte angeben sollen, damit man in übersichtlicher Weise seine Leistungen beurtheilen könnte; statt dessen beschränkt sich Hr. Bailey darauf die Abweichungen Dindorfs vom Schweighäuserschen Texte, und zwar ebenfalls in der Vorrede mitzutheilen: eine solche Variantensammlung war füglich zu entbehren, und und an jenem Orte gewifs unpassend; weit wünschenswerther wäre es gewesen, wenn Hr. B. dafür das kritische Material, welches die Dindorfsche Ausgabe enthält, vollständig beigefügt hätte, aber Hr. B. thut dies nur hie und da, und sagt darüber selbst in der Vorrede S. XII: „Librorum tum scriptorum, tum etiam impressorum Variantes Lectiones nusquam, quod sciam, commemini, nisi ubi necessarium esset ad Conjecturarum momenta accurate perpendenda". Aber eine solche Auswahl, die ganz und gar von dem subjectiven Belieben des Herausgebers abhängt, kann dem Leser, der sich ein selbständiges Urtheil bilden will, durchaus nicht genügen, man sieht sich also in jedem einzelnen Falle genöthigt, immer wieder zu Dindorfs Ausgabe zurückzukehren; man fragt also wohl mit Recht, wozu nützt eine so umfangreiche Specialausgabe, wenn sie das zur Erklärung und Kritik nöthige Material weder vollständig noch auch übersichtlich und bequem mittheilt. Auch ein Urtheil des neuen Herausgebers über die Leistungen der Früheren hätte man wohl mit Recht erwartet, aber auch hier sieht man sich getäuscht, indem man in der ersten Anmerkung nur eine dürftige Aufzählung der einzelnen Bearbeiter findet: Hrn. Hermanns Programm (Leipzig 1828) kennt übrigens Hr. Bailey nur aus Bachs Ausgabe. Aus der eben genannten Ausgabe hat überhaupt Herr Bailey das Wichtigste excerpirt, Vieles wörtlich abdrucken lassen.

Doch ich wende mich zu dem, was Hr. B. selbst in Beziehung auf Kritik und Exegese des Fragmentes geleistet hat, indem ich Einzelnes heraushebe, was genügen wird, um seine Methode zu zeigen. V. 24 wird von Hesiodos erzählt:

Ἔνθεν δ γ' Ἡοίῃ μνώμενος Ἀσκραίκῃ
Πολλ' ἔπαθεν, πάσας δὲ λόγων ἀνεγράψατο βίβλους
ὕμνων ἐκ πρώτης παιδὸς ἀνερχόμενος,

wo Hr. B. sich gegen die Ansicht von Casaubonus erklärt, welcher *βίβλους ὕμνων* miteinander verband, und dagegen sagt: *βίβλους λόγων* conjungendum est, locusque ni fallor intelligendus de sacris quibusdam commentariis ab Hesiodo exscriptis vel potius conscriptis" etc. Aber was für heilige Bücher des Hesiodos sollen das sein, in welchen der Dichter seine Liebe zur Eoea besungen habe? wäre doch dies schon an und für sich eine ganz unglaubliche Sache, abgesehen davon, dafs in den Worten des Hermesianax auch nicht die geringste Spur davon zu finden ist. Welches sollen überhaupt die geweihten Bücher des Hesiodos sein, etwa die Melampodie oder die Ornithomantie und ähnliche mantische Gedichte, welche Proclos zu den Werken und Tagen v. 824 und Pausanias IX, 31, 5. anführen? Aber alle diese Gedichte konnten den Hermesianax nicht bestimmen eine Geliebte des Hesiodos Namens Eoea anzunehmen, an die genannten Werke kann daher auch nicht gedacht werden. Oder hatte Hr. Bailey vielleicht die *θεῖοι λόγοι* im Sinne? welche Fabricius aus einer mifsverstandenen Stelle des Maximus Tyrius XXXII. 4 dem Hesiodos zuschrieb, was Hr. Mützell de em. Theogon. p. 355 richtig beseitigt hat. Hr. B. scheint überhaupt eine gar seltsame Vorstellung von der griechischen Poesie in der ältern Zeit zu haben, wenn er weiterhin schreibt: „Namque sacerdotibus constat magna in gratia olim fuisse poetarum genus, qui eorum in usum, dum varias sive urbes sive regiones peragrabant, permulta vix aliunde petenda de die in diem collegerunt, inque Commentarios digesserunt, exinde sacri dicti" etc. Die vorliegende Stelle des Hermesianax ist freilich auch von Bach auf merkwürdige Weise mifsverstanden, der die Worte *πάσας βίβλους* auf die gesammte Poesie des Hesiodos bezog, und sagt: „*λόγων βίβλοι* admissae sunt sensu ampliori et omnino spectant ad sapientiae praecepta, ad argumentum *γνωμολογικόν*, per omnes Hesiodi libros dispersa, ita ut sensus sit hicce: Omnes vero sermonum libros conscripsit ita quidem, ut carminum exordium caperet a puella tanquam principe, i. e. in singularum narrationum primo quoque versu primum locum obtinente *ἡ οἴην*". Das ist aber

eine ganz unstatthafte Erklärung. Hermesianax hatte nur den Theil des Hesiodeischen Katalogos vor Augen, der im ganzen Alterthume unter dem Namen *μεγάλαι Ἠοῖαι* bekannt war, und eben darauf beruht die ganze Fiction des Hermesianax von einer Geliebten des Hesiodos Namens Eoea: *πάσας λόγων βίβλους* bezeichnet also nicht die gesammte Hesiodeische Poesie, was widersinnig wäre, sondern vielmehr dafs der Dichter *ganze* Bücher dem Andenken seiner Geliebten gewidmet habe, indem er am Anfange eines jeden einzelnen Abschnittes ihrer gedacht hätte; denn die Worte des Dichters:

Ὕμνων ἐκ πρώτης παιδὸς ἀπαρχόμενος

gehen eben auf die einzelnen Abschnitte, von denen jeder mit *ἤ οἵη* begann, wo *ὕμνοι* in ähnlicher Weise von den genealogischen Gedichten des Hesiodos gesagt ist, wie bei Menandros de Encom. (ed. Walz. T. IX. p. 149) von der Theogonie: *σπανίως ὕμνον εὑρεῖν εἴη ἂν τῶν θεῶν, ἐν ᾧ τὸ γενεαλογικὸν μόνον φέρεται, πλὴν εἴ τις ὑπολαμβάνοι τὰς Θεογονίας ὕμνους εἶναι θεῶν.*

V. 33. wird von Homer gesagt:

Ἔκλαιεν δ' Ἰκάρου τε γένος καὶ δῆμον Ἀμύκλου.

was Hr. B. für richtig hält, und die evidente Verbesserung von Hrn. Hermann kurz abweist: „Hermannus revocata forma Homerica: *Κλαῖεν δ' Ἰκαρίου κτλ.* nimis argute fortasse". Aber der Vater der Penelope wird von keinem einzigen glaubwürdigen Schriftsteller Icaros, sondern Icarios genannt: warum also bei Hermesianax das Unwahrscheinliche in Schutz nehmen? Uebrigens hat die Pariser Hdschr. des Athenäos *ἔκλαεν*, und so dürfte vielleicht *Ἔκλαε δ' Ἰκαρίου τε γένος* das Richtige sein, *ἔκλαε* als Aorist. 2., wie bei Theocrit XIV. 32. *ἁ δὲ Κυνίσκα ἔκλαεν ἐξαπίνας*: so haben wenigstens alle Handschriften, obwohl man jene Form auch dort zu verdrängen gesucht hat.

Als völlig mifslungen ist die Behandlung der Stelle von V. 34—39. zu betrachten, wo Hr. B. den vielen mifslungenen Verbesserungsvorschlägen der Herausgeber folgenden hinzufügt: *Σκολιῷ δ' ἐπὶ πολλάκι λώτῳ Κημωθεὶς κώμους στεῖχε συνεξανύων* und zu *συνεξανύων* ergänzen will *ὁδόν* oder *πορείαν*. In dem letzten Distichon begnügt sich Hr. B. damit die verschiedenen Conjecturen anzuführen, er selbst scheint die Lesart der Dindorfischen Ausgabe zu billigen, wenigstens hat er an dem ganz ungriechischen *ἤχθεε* keinen Anstofs genommen. Die ganze Stelle ist wohl so zu schreiben:

Μίμνερμος δὲ τὸν ᾠδὸν ὃς εὕρετο πολλὸν ἀνακλὰς
Ἦχον καὶ μαλακοῦ πνεῦμ' ἀπὸ πενταμέτρου,
καίετο μὲν Ναννοῦς, πολιῷ δ' ἐπὶ πολλάκι λωτῷ
κνημωθεὶς κώμους εἶχε σὺν Ἐξαμύῃ.
εὖ δ' οἶσθ', Ἑρμόβιον τὸν ἀεὶ βαρὺν ᾠδὲ Φερεκλῆν
ἐχθρὸν μισήσας οἷ' ἀνέπεμψεν ἔπη.

πολλὸν ἀνακλὰς ist von Huschke ganz sinnig hergestellt worden für die überlieferte Lesart *πολλὸν ἀνατλὰς*, um den eigenthümlichen Charakter des elegischen Maafses zu bezeichnen; *κνημωθεὶς* die handschriftliche Lesart wird hinreichend sicher gestellt durch die Glossen des Hesychius *Κνημοῦμαι, κνημωθῆναι, κνημῶσαι, ἐκνημοῦντο, διεκνημώσατο, ἐξεκνημοῦτο.* Auf *εἶχε* deuten die Lesarten der besseren Hdschr. hin, *σὺν Ἐξαμύῃ* hat Hr. W. Dindorf in Zimmermanns Zeitschrift 1839 p. 1132 gewifs richtig verbessert, der Name Examyas kommt auch sonst vor: so hiefs z. B. der Vater des Thales aus Miletos. Endlich habe ich *εὖ δ' οἶσθ'* — *οἷ' ἀνέπεμψεν* geschrieben für die Lesart der Hdschr. *ἡ δ' ἤχθεε*, was dem Metrum widerstreitet, während *ἤχθεε* eine ungriechische Form ist: übrigens läfst sich auch das Folgende *οἷ' ἀνέπεμψεν ἔπη* damit nicht bequem verbinden, *εὖ δ' οἶσθα* dagegen entspricht völlig dem *γιγνώσκεις* v. 47: *Λέσβιος Ἀλκαῖος δὲ πόσους ἀνεδείξατο κώμους* — *γιγνώσκεις*, vergleiche auch v. 69: *Ἄνδρα δὲ — οἷα τινα χθεὶς — ἦλθε διὰ πτόλεως γιγνώσκεις*, und v. 75: *Οἶσθα δὲ καὶ τὸν ἀοιδόν* u. s. w.

V. 53. sagt der Dichter von Anacreon:

Φοῖτα δ' ἄλλοτε μὲν λείπων Σάμον, ἄλλοτε δ' αὖτὴν
οἰνηρὴν δουρὶν κεκλιμένην πατρίδα.

Hr. B. unternimmt das Unmögliche, indem er *δουρὶν* zu rechtfertigen sucht: „sed *δουρὶν* pro *δόρασιν* forte Hermesianacteum est, vel lege et transpone *δουρασιν οἰνηρὴν κτλ. δούρασιν* semel dixit Homerus Il. *Φ.* 162." aber *δουρὶν* ist weder Hermesianacteisch noch überhaupt griechisch; und die Umstellung *δούρασιν οἰνηρὴν* viel zu gewaltsam; ungleich näher lag, was Recensent zum Anacreon p. 142 vorschlug, dafs *δούρει* oder auch *δήρει* zu lesen sei, was sich dann auf die Einnahme von Teos durch Harpagus beziehen würde, siehe Herodot. I. 168. Allein das Wahre ist wohl, was, wie ich eben bemerke, auch Hr. Schneidewin vermuthet hat, *οἰνηρὴν οὔρει κεκλιμένην πατρίδα*, wie Theognis v. 1215 die Lage einer Stadt beschreibt: *πόλις γε μέν ἐστι καὶ ἡμῖν καλή, Δηθαίῳ κεκλιμένη πεδίῳ.* — Gleich mifslungen ist die Behandlung der Stelle von v. 57—60, wo Hr. B. liest:

Ἀτθὶς δ' εἶα μέλισσα, πολυτρήρωνα Κολωνὸν
Λείπουσ' ἐν τραγικαῖς ᾧδε χοροστασίαις,
Βάκχον καὶ τὸν Ἔρωτα λίγων· ὁ γὰρ αἰθεροειδὴς
Ἀρχίππην γεραιῷ Ζεὺς ἔπορεν Σοφοκλεῖ.

Aber im ersten Verse ist offenbar aus der Lesart der Hdschr. *πολυπρίωνα κοδώνην* herzustellen *πολυπρήωνα κολωνήν*. Die Form *κολωνή* für *κολωνὸς* wird nicht nur durch die Ortsadverbia, wie *κολωνῆθεν*, u. A. geschützt, sondern es wird auch ausdrücklich erwähnt, dafs Callimachos sich derselben bedient habe, siehe Suidas: *Κολωνάων. παραλόγως ἐχρήσατο Καλλίμαχος . οὐ γὰρ παράγεται ἀπὸ τῆς κολώνης, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ Κολωνοῦ.* Auch wird jener Vers des Callimachus bei einem Grammatiker, wenn ich nicht irre in Cramers Anecdotis, die jetzt nicht zur Hand sind, angeführt: *ἔκ μεκολωνάων* u. s. f. Das Adjectivum *πολυπρήων* pafst aber durchaus zu dem hügel- und schluchtenreichen Kolonos, wie es Sophocles selbst im Oedipus auf Kolonos schildert v. 668: *Εὐίππου, ξένε, τᾶςδε χώρας | ἱκοῦ τὰ κράστα γᾶς ἔπαυλα,| τὸν ἀργῆτα κολωνόν ἔνθ' | ἁλίγεια μινύρεται θαμίζουσα μάλιστ' ἀηδὼν | χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις.* Die Argumentation des Hrn. B., dafs man *πολυπρήων* nicht mit *Κολωνὸς* verbinden könne: „Atqui nec ipsa vox *πολυπρήων* uspiam extat, et si extaret, cum *κολωνή* (nec diffiteor) Ruhnkeniano jungi quidem poterat, neutiquam vero cum *κολωνὸς* . *πολυπρήων κολωνὴ* esset collis multa habens cacumina, *πολυπρήων Κολωνὸς* vertat qui possit" bedarf keiner weiteren Widerlegung. Als völlig mifslungen mufs die Ergänzung des folgenden Distichons bezeichnet werden, wo die Hdschr. *Βάκχος καὶ τὸν Ἔρωτ' ἀγειραιθειαρειδος Ζεὺς ἔπορεν Σοφοκλεῖ* darbieten. Im Hermesianax eine Lücke, deren Umfang sich nicht einmal mit Sicherheit bestimmen läfst, zu ergänzen, ist überhaupt ein mifsliches Unternehmen: und soviel wenigstens scheint aus der Lesart der Handschriften hervorzugehen, dafs der Name der Theoris (*Θεωρίδος*) hergestellt werden müsse, welche Athenaeus ausdrücklich als die Geliebte des Sophocles bezeichnet XIII. p. 592 A: *Σοφοκλῆς ὁ τραγῳδιοποιὸς ἤδη γέρων ὢν ἠράσθη Θεωρίδος τῆς ἑταίρας — τῆς δὲ Θεωρίδος μνημονεύει, λέγων ἔν τινι στασιμῷ οὕτως·*

Φίλη γὰρ ἡ Θεωρίς.

Möglich, dafs gerade Hermesianax diesen Umstand hervorhob, dafs Sophocles in einem tragischen Chorgesange seine Geliebte Theoris gefeiert habe, und so ist wohl zu schreiben:

ἐν τραγικαῖς ᾧδε χοροστασίαις
Βάκχον καὶ τὸν ἔρωτ' ἐγέραιρε Θεωρίδος

was ganz zu der Anschauungsweise des Hermesianax pafst, übrigens findet sich wie hier *ἔρως Θεωρίδος*, so oben v. 41 *Λύδης ἔρως* und v. 45 *Σαπφοῦς φορμίζων ἱμερόεντα πόθον.* und v. 85 *μανίη Θεανοῦς.* Die von Athenaeus angeführten Worte bildeten wohl wirklich den Anfang eines Chorliedes, nur dafs der Dichter geschrieben hatte: *Φίλη γὰρ ἡ θεωρίς.* Vielleicht gehören diese Worte dem Aegeus des Sophocles an und beziehen sich auf das nach Creta zum Minos gesendete Schiff, wenn, wie ich vermuthe, jene Tragödie den Tod des Aegeus behandelte.

Eben so wenig kann ich Hrn. B. in der Behandlung der sogleich darauf folgenden Stelle beipflichten, die wohl herzustellen sein dürfte:

Φημί δὲ καὶ κεῖνον τὸν ἀεὶ πεφυλαγμένον ἄνδρα
καὶ πάντως μῖσος κτώμενον ἐξ ὀνύχων
πάσας ἀμφί γυναῖκας, ὑπὸ σκολιοῖο τυπέντα
τόξου, νυκτερινὰς οὐκ ἀποθέσθ' ὀδύνας.
ἀλλὰ Μακηδονίῃ πάσας κατενίσατο λαύρας
Αἰγάων, μέθεπεν δ' Ἀρχέλεω ταμίην,
εἰσόκε τις δαίμων Εὐριπίδῃ εὕρετ' ὄλεθρον
Ἀμφιβίου στυγιῶν ἀντιάσαντι κυνῶν.

Ich habe *πάντως* geschrieben, statt *πάντων*, da ja *ἐξ ὀνύχων* auch ohne allen Zusatz vollkommen verständlich ist, vergl. Plutarch. de Lib. educ. p. 3, C: *ὡς ἂν ἔνδοθεν, καὶ τὸ δὴ λεγόμενον, ἐξ ὀνύχων ἀγατμῦσαι τὰ τέκνα.* *Μακηδονίῃ* st. *Μακηδονίης* und *Αἰγάων* (oder auch *Αἰγειῶν*) st. *Αἰγείων* ist wohl ziemlich sichere Verbesserung, da ja Aegae die alte Hauptstadt Makedoniens ist, vergl. Commentatt. de antiqua com. Att. p. 96. Ferner habe ich *εἰσόκε τις δαίμων* geschrieben, wobei es nicht nöthig ist die Lesart der Hdschr. *Εὐριπίδῃ* zu verändern; früher vermuthete ich: *εἰσόκε σοὶ δαίμων Εὐριπίδη, εὗρεν ὄλεθρον.* Ebenso ist es unzweifelhaft, dafs in der überlieferten Lesart *ἀμφὶ βίου* der Name des Besitzers der Hunde verborgen sei, ich trage daher kein Bedenken *Ἀμφιβίου* zu schreiben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Hermesianactis poetae elegiaci Colophonii fragmentum notis et glossario et versionibus tum latinis tum etiam Anglicis instruxit Jacobus Bailey.

(Schluſs.)

Im folgenden behält Hr. B. die völlig sinnlose Vulgata bei: *Ἄνδρα δὲ τὸν Κυθέρηθεν ἀνετρέψαντο τιθῆναι Βάκχου καὶ λωτοῦ πιστότατον ταμίην, Μοῦσαι παιδευθέντα Φιλόξενον κτλ.* und begnügt sich nur den Verbesserungsvorschlag von Dalecamp *ἀνεθρέψαντο* statt *ἀνετρέψαντο* anzuführen, der jedoch keineswegs alle Uebelstände beseitigt. Das Richtige hat Meineke Fragm. Comic. T. III. p. 645 getroffen:

Ἄνδρα δὲ τὸν Κυθέρηθεν, ὃν ἐθρέψαντο τιθῆναι
Βάκχου, τὸν λωτοῦ πιστότατον ταμίην,
Μούσαις παιδευθέντα Φιλόξενον κτλ.

Nicht besser sieht es mit dem aus, was Hr. B. für die Erklärung der Elegie des Hermesianax geleistet hat: anstatt das Historische und Mythische, was gerade hier groſse Schwierigkeiten hat, da nachzuweisen war, wie weit der Dichter sich an die Ueberlieferung angeschlossen und in wie fern er dieselbe umgebildet habe, aufzuklären oder den Gedankenzusammenhang im Einzelnen nachzuweisen, beschränkt sich der Herausg. darauf in Form eines Glossariums die einzelnen Worte und Ausdrücke zu erklären und mit Beispielen zu belegen, etwa wie Blaufields Glossarien zu mehreren Tragödien des Aeschylos angelegt sind. Da kann es nun nicht fehlen, daſs ganz bekannte und triviale Dinge erläutert werden, wie *φημί* zu v. 21, *ὅγε* zu v. 24, *μνάομαι* ebendas. u. s. f., während anderes, was von gröſserer Wichtigkeit ist, zwar sehr ausführlich behandelt ist, aber doch nicht bis zu einem genügenden Resultate fortgeführt wird, wie z. B. das von S. 33—38 über *γνωστὸς* und *γνωτός* bemerkte, oder von S. 47—52 die Auseinandersetzung über *αἴλινος*. An das Glossarium schlieſst sich die Epistola Critica von Georg Burges an, die in gewohnter Weise mit einer Apologie der Conjecturalkritik beginnt, über Mangel an Anerkennung in Deutschland klagt (S. 76: Dixi Germanis criticis non credita verba) und das traurige Bild von dem Zustande der classischen Studien in England wieder mit recht lebendigen Farben schildert; heiſst es doch unter andern auf S. 73: „Sed vehementer metuo, ne tu librum sis editurus eo tempore, quo litterae omnes, nisi quae schedas Pickwickianas et ineptias ejusdem farinae redoleant, lectores aut nullos aut paucos allicere queant: omnes enim hodie loquimur de semitis ferreis, de machinis vapore motis, de viis etiam sub Thamesim fluvium actis, de ossibus fossilibus, mundi jam per millia annorum extincti documentis mehercule quantivis pretii, et adeo fervent studia Tautologiae, ut satius fuerit mori, quam e domo exire, nisi sis paratus lingua volubili et cerebro scientiis refertissimo de rebus omnibus et quibusdam aliis disputare. Igitur ne mortuus esse videar inter Philosophos vivos et florentes, Tautologiae me totum dedi." Wer sollte es daher dem unglücklichen Manne verargen, wenn er wiederholt mit Bitterkeit über die Behandlung sich beklagt, die ihm in Deutschland zu Theil geworden („At vidi tandem eas [emendationes optimas] editores Germanos popularibus suis tribuere solere, Britannos vero negligere penitus), allein auch in diesen neuesten Proben, welche Hr. Burges von seinem kritischen Talent giebt, begegnen wir derselben grenzenlosen Willkühr, die ohne alle äuſsere und innere Wahrscheinlichkeit die Texte der alten Classiker umgestaltet, wie wir sie auch in allen früheren Arbeiten des Hrn. Burges wahrgenommen haben. Doch es möchte scheinen, als wenn Rec. in seinem Urtheile zu weit ginge, es ist daher nöthig einige Proben jener haltlosen Kritik mitzutheilen; so wird in Hermesianax v. 5 st. *λίμνης δ' ἐπὶ μακρὸν ἀϋτεῦ ῥεῦμα* vorgeschlagen:

ἐπὶ μακρὸν ἀωτεῖ. v. 13. st. μεγάλους ἀνέπεισεν ἄνακτας: λιγέ' οὓς ἀνέπεισεν ἄνακτος mit folgender Bemerkung: „Meum οὓς ἄνακτος ulnis ambabus amplexus esset Grayius, si superstes esset, uti auguror e suo, *Or Flattery soothe the dull cold ear of Death.*" oder gar v. 35 für ὅς εὕρετο πολλὸν ἀνατλὰς folgende Barbarismen: Μίμνερμος δὲ τὸν ἡδὺν ὃς εὗρ', ὅτε πόλλ' ἀνίᾳ ᾿τλη, ᾿Ηχον. und v. 57 die wunderliche Conjectur: ᾿Ατθὶς δ' οἷα μέλισσ' ἀπ' ἄλης τὸ ῥεῦμα Κολωνοῦ λείβουσα. In der Nachschrift indefs zu jenem kritischen Briefe übertrifft sich Hr. Burges selbst, denn hier werden die unglaublichsten Vermuthungen als unzweifelhafte Emendationen vorgetragen, so, um nur ein oder das andere Beispiel anzuführen, wird vorgeschlagen im Horaz st. „*Liparaei nitor Hebri*" zu lesen:

Λιπαρωποῦ nitor Ἄβρου.

und in den Satiren II. 3. 29 st.: „emovit veterem mire novus":

Emovit veterem (haud mirum) novus.

Der Appendix beschäftigt sich mit zwei Bruchstücken, wovon eines dem Archilochos (bei Athen. I. p. 8. A), das andere dem Dithyrambendichter Pratinas (ebenfalls bei Athenaeus XIV. p. 617 C.) angehört. Ich werde nur das letztere berühren, welches in vieler Beziehung schwierig ist und von Hrn. Bailey nach W. Dindorfs Recension mitgetheilt ist, allein Hr. Dindorf hat an mehreren Stellen den Sinn des Dichters nicht ganz richtig aufgefafst, daher manches ohne Grund geändert, anderes, was offenbar verderbt ist, im Texte stehen geblieben ist; auch was Hr. B. zur Verbesserung dieses Dithyrambus mittheilt, kann nicht für befriedigend gelten, zumal da ihm eine feinere metrische Kenntnifs abzugehen scheint, wie z. B. wenn Hr. B. v. 13 zu lesen vorschlägt: παῦε τὸν Φρυγίαν ἰὰν ποικιλοβόαν προχέοντα. Das ist freilich noch Alles erträglich, wenn man es mit der Willkühr zusammenhält, mit welcher G. Burges in den Zusätzen auf S. 150 und ff. nicht etwa einzelne Verse, sondern das ganze Gedicht bearbeitet hat. Zwar rühmt sich Hr. Burges, er sei der einzige, der aus diesem Labyrinth herausleiten könne, ihm sei vor allen die Kritik hold gewesen: „Pratinae ὑπορχήματος fragmentum, de quo jam desperaverunt Viri etiam doctissimi, in posterum vel a tironibus sine offensione legi poterit, a me suis numeris restitutum. in haec etenim labyrintho, sic ut in aliis, Diva Critica mihi filum praebuit, quod et olim Ariadne Theseo, unde pedem extricare potui facillime, ubi natorum scilicet callentes Hermanni sese ambagibus esse circumventos fateantur necesse est". Aber man lasse sich durch solche zuversichtliche Reden nicht täuschen! Das metrische Princip, von welchem Hr. Burges ausgeht, ist allerdings ein höchst einfaches, aber auch ein rein äufserliches, indem er das ganze Gedicht in kleine Verse zerlegt, von denen immer je zwei und zwei sich völlig entsprechen, und diesem Principe zu Gefallen werden nun die unglaublichsten Veränderungen vorgenommen, z. B. gleich zu Anfang: Τίς ὁ θόρυβος ὅδ' ἦν; | τί τόδ' ἄχορον, ἔται; | τίς ὕβρις ἔ | μολεν ἐπὶ | Διονυσιάδα που | λυπαταγοθυμέλαν; u. s. f., und dann weiter unten: ὁ Λυδὸς δ' | ὅ δ' αὐλὸς | ὡς πρέπον, γαρυέτω· | καὶ γάρ ἐσθ' ὑπηρέτας | κώμων μόνον | θηρὸς μάχαις δ' | οὔτε πυγμαχί | αις νέων ἐθέ | λει παρ' οἶνον ἐμμέ | νειν στρατηλάταις τε. Gleichwohl fügt Hr. Burges mit vollem Selbstbewufstsein hinzu: „Sentisne, mi Jacobe, me vel pede claudo posse Pratinam saltando imitari et poetam quasi ex inferis revocare, legem, quam ipse primus detexi, sequendo, cujusque ope carmina tam Lyricorum quam Tragicorum non pauca, quidquid homines inficeti ogganniant, ad modulum pristinum exegi". Recensent will selbst auf die Gefahr hin zu diesen *hominibus inficetis* gerechnet zu werden, einen neuen Versuch machen, das Gedicht herzustellen: ich lese nämlich:

Τίς ὁ θόρυβος ὅδε; τί τάδε τὰ χορεύματα;
Τίς ὕβρις ἔμολεν ἐπὶ Διονυσιάδα πολυπάταγα θυμέλαν;
Ἐμός, ἐμὸς ὁ Βρόμιος·
Ἐμὲ δεῖ κελαδεῖν, ἐμὲ δεῖ παταγεῖν,
Ἀν' ὄρεα σύμενον μετὰ Ναϊάδων,
Οἷά τε κύκνον
Ἄιδοντα ποικιλόπτερον μέλος.
Τὸν ἀοιδὸν κατέστασε Πιερὶς βασίλειαν· ὁ δ' αὐλὸς
Ὕστερον χορευέτω· καὶ γάρ ἐσθ' ὑπηρέτας.
Κώμῳ μόνον θυραμάχοις τε πυγμαχίαισι νέων θέλει παρείναι
Ἔμμεναι στρατηλάτας.
Παῦε, παῦε τὸν Φρύγ' ἀοιδοῦ
Ποικίλου προαχέοντα,
Φλέγε τον ὀλεσισίαλο κάλαμον
Λαλοβαρυ παραμελορυθμοβάταν
Θαμινὰ τρυπάνῳ δέμας πεπλασμένον.
Ἦν ἰδοὺ ἅδε σοι δεξιὰ
Καὶ ποδὸς διαρρυφὰ, θριαμβοδιθύραμβε,
Κισσόχαιτ' ἄναξ, ἄκουε
Τὰν ἐμὰν Δώριον χορείαν.

Hier stimmt die Mannigfaltigkeit der Rhythmen völlig mit dem Inhalte des Gedichtes überein; denn wenn auch in der dithyrambischen Poesie dem Dichter eine ungleich gröfsere Freiheit als anderwärts gestattet ist, so kann die Wahl des Metrums doch nie von dem Objecte willkührlich getrennt werden: in meiner Anordnung aber entsprechen die raschen und namentlich in ihrer Auflösung ungemein beweglichen anapästischen Rhythmen, der feierliche Ton der Dactylen und Trochäen, der dann wieder in den kecken und leidenschaftlichen trochäischen Dimeter übergeht, bis endlich der kretische und trochäisch-ithyphallische Numerus das eigentliche Hyporchema eröffnet, durchaus den jedesmaligen wechselnden Empfindungen des Dichters. Doch in das Einzelne weiter einzugehen und die vorgenommenen Aenderungen zu begründen, würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Schliefslich will ich nur noch erwähnen, dafs Hr. Burges auf S. 150 auch den Anfang der Choephoren des Aeschylus in folgender Weise herstellt: *Ἑρμῆ χθόνιε, πατρῷ' ἐποπτεύων κράτη, Σωτὴρ γενοῦ μοι ξύμμαχός τ' αἰτουμένῳ· Ἥκω γὰρ εἰς γῆν τήνδε καὶ κατέρχομαι. Τύμβου δ' ἐπ' ὀχθῳ τάδε γε κηρύσσοις πατρὶ Κλύων, ἀκούσει. Πρῶτα μὲν δέξαι, πάτερ, Τὰς δ' ἃς χέω σοι, τὰς χαλικρήτους λίβας. Τὸ δεύτερον δὲ, τόνδε πενθητήριον Πλόκαμον δέχου τὸν τ' Ἰνάχῳ θρεπτήριον· Ἐρεύνει' Ἑρμῆ, παῖ Διὸς Μαίας τ' ἄπο, Τί χρῆμα λεύσσω;* wobei er sich fast ebenso mysteriös äufsert („Unde vero supplementa hauserim, quae Cauterus praetermisit, schedae meae, cum ipse illuc migravero, indicabunt"), wie Hr. Dindorf, als er in Zimmermanns Zeitschrift 1839 p. 1123 zwei Verse aus dem Prolog der Choephoren mittheilte, die er sicherlich dem Vaticanischen Scholiasten des Euripides Alcestis v. 767 entnommen hat.

Th. Bergk, in Cassel.

XXVI.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preufsen. Berlin, 1841. 188 S.

Der unter obigem Titel erschienene Wiederabdruck der wichtigsten, auf die Geschichte und Verfassung der Provinz Preufsen bezüglichen Urkunden mufs als ein zeitgemäfses Unternehmen anerkannt werden. Durch diese treue Selbstschilderung der Vergangenheit wird nicht nur die volle Würdigung der Gegenwart, sondern auch die Möglichkeit einer vernünftigen Gestaltung der Zukunft befördert. Die fragliche Schrift ist daher keinesweges im ausschliefslichen Interesse todten unfruchtbaren historischen Wissens abgefafst; sie wendet sich vielmehr an alle Diejenigen, welche das der geschilderten Vergangenheit zu Grunde liegende Princip des Staatslebens zu seiner vollkommnen Entwicklung fortführen zu helfen im Stande sind.

Der Tendenz dieser Blätter würde es zuwider sein, wenn wir uns auf eine ins Einzelne gehende Besprechung der mitgetheilten Urkunden einlassen wollten; wir beschränken uns daher auf eine allgemeine Betrachtung des aus jenen Urkunden erkennbaren Geistes der Verfassung und der Geschichte des in Rede stehenden Landes. Dies unser Geschäft ist ein sehr erfreuliches. Wir glauben mit Wahrheit behaupten zu können, dafs Preufsen, vom Anfang des 15ten Jahrhunderts an, bei allem Wechsel seiner Geschicke, lange das Bild des in seinen inneren Beziehungen freiesten aller deutschen Länder dargeboten hat, und im Mittelalter zu dem Namen eines Freistaates nicht weniger berechtigt gewesen sein würde, als in neuerer Zeit die nordamerikanischen Freistaaten. Die Ursache dieses freien politischen Lebens ist in beiden Ländern im Wesentlichen dieselbe. In Preufsen sowohl wie in Nordamerika ist bekanntlich die Bevölkerung kein vor undenklichen Zeiten in gleichartiger Masse eingewanderter, durch die Gewohnheit tausendjährigen Zusammenwohnens verbundner, sein Staatsleben allmählig und mehr in dunklem Gefühl als in bestimmtem Bewufstsein entwickelnder Volksstamm. Wie in Nordamerika aus allen Ländern Europa's Auswandrer sich zusammengefunden haben, um, nach Vertilgung der Ureinwohner, ohne sklavische Nachahmung der verlafsnen politischen Verhältnisse, blofs nach den Forderungen der Vernunft, ganz neue Staaten gleichsam zu improvisiren, so haben sich bekanntermaafsen in Preufsen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Ritter und Bürger dazu vereinigt, auf dem Boden der zum gröfsten Theil vertilgten heidnischen Preufsen, einen die Einheit Deutschlands in abgesonderter Existenz darstellenden, vollkommen neuen Staat nach den mittelaltrigen Vorstellungen von Freiheit und Recht zu schaffen. Ein unter solchen Umständen geschaffner Staat ist aber der Freiheit besonders günstig; von freiwillig Zusammengekommenen,

auf der Grundlage einer über die Stammesverschiedenheit erhabnen Freisinnigkeit gegründet, läfst er doch weniger, als dies bei einer von Hause aus zu einem Staate verbundnen Bevölkerung der Fall ist, jenes simpele und kindliche Vertrauen zu, das sich mit unbestimmten und zufälligen Garantien der Freiheit so gern begnügt. Dem hier bezeichneten Charakter eines neuen Staates entspricht die Geschichte der politischen Verfassung Preufsens vollkommen. Wir erlauben uns, nur kurz an die Hauptthatsachen zu erinnern.

Die souveräne Macht gehörte anfangs ausschliefslich dem Orden, dessen Haupt der freigewählte Hochmeister war. Auch schon in dieser Gestalt stand daher die souveräne Gewalt den Einzelnen nicht als eine fremde und unnahbare Macht gegenüber, sondern war Jedem, der in den Orden zu treten Neigung und Fähigkeit hatte, zugänglich und erreichbar. Seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts gewann aber die Verfassung eine noch viel freiere Gestalt. Die Souveränität des Ordens wurde durch das selbstständige Auftreten des Landes und der Städte wesentlich beschränkt. Seit dem Jahre 1430 durfte der Hochmeister ohne Zustimmung des aus 6 Gebietigern, 6 Prälaten, 6 Abgeordneten des Landes und eben so vielen der Städte zusammengesetzten, jährlich zu versammelnden *Landrathes* keine Steuern ausschreiben, keine Bündnisse schliefsen, noch Krieg anfangen, überhaupt ohne Einwilligung dieses Landraths nichts entscheiden, was „den status des Landes anrührte". Der Landrath hatte demnach alle die Gewalt, welche dem sich nicht auf die blofse Gesetzgebung beschränkenden, sondern zugleich die Verwaltung und die auswärtige Politik überwachenden englischen Parlamente zusteht. Auch bethätigten die Stände nicht selten ihre Macht in vollem Umfange durch Steuerverweigerungen — ein Schritt, welcher allerdings damals, wo die Steuern nur Beisteuern waren und die Verwaltungskosten gröfstentheils durch die Domänenrevenüen gedeckt wurden, weniger bedenklich war, als in einer Zeit, in welcher durch Verweigerung der Steuern dem Organismus des Staats fast alle Nahrung entzogen werden würde. Wie frei aber auch die Verfassung war, so blieben die Gewaltthätigkeiten von Seiten des Ordens doch nicht aus. Das Mittelalter ist eben noch nicht die Zeit der ungestörten und alleinigen Herrschaft des Gesetzes; Regierte und Regierende haben zwar beständig die christlichste Liebe für das allgemeine Beste im Munde; aber die rohe Selbstsucht bricht doch immer wieder gewaltsam durch die Schranken des Gesetzes. Dieser Zustand der Gewaltthätigkeit führte die Stände dahin, gegen den Orden, wie gegen eine fremde Macht, einen zur Selbsthilfe und Rache bestimmten Bund unter sich zu schliefsen, an demselben trotz des vom Papst dawider geschleuderten Bannfluchs festzuhalten, — ja endlich dahin, dem Orden den Gehorsam aufzukündigen, und, untreu dem Ursprunge und Princip des Staats, das zu lebendiger Entwicklung bestimmte deutsche Preufsen dem Schutze des dieser Entwicklung durchaus fremden, zu trauriger Zukunft bestimmten Polens zu übergeben. In Folge dieser Auflehnung der Stände gegen den Orden, entstand ein langwieriger Bürgerkrieg, in welchen Polen sich mischte, und der damit endigte, dafs Westpreufsen unter unmittelbare polnische Herrschaft gerieth, Ostpreufsen aber wenigstens die Oberlehnsherrlichkeit Polens anerkannte. Obgleich nun unter polnischer Herrschaft Westpreufsen lange Zeit seine eigene ständische Verfassung behielt, und Ostpreufsen in der Lehnsabhängigkeit von Polen, weder unter der Herrschaft des Ordens noch unter der Regierung der Herzöge, seine ständischen Institutionen verlor, vielmehr die ostpreufsischen Stände noch unter dem grofsen Kurfürsten ihre Huldigung von der Annahme eines Vorschlags zur Erneuerung der alten freien Verfassung abhängig machten, und unter dem Kurfürsten Friedrich III. von Neuem auf vollständige Wiederherstellung der alten Verfassung antrugen, so sanken die Stände doch unter der königlichen Regierung bald zur Unbedeutendheit herab, eine Thatsache, deren Nothwendigkeit sich sehr wohl einsehen läfst. Der Geist, aus welchem der vom Orden gegründete Staat ursprünglich hervorgegangen war, erschlaffte in den Ständen wie im ganzen Volke schon unter der Herrschaft des Ordens und der ersten Herzöge mehr und mehr, das Princip des Staats verlor seine selbständige Entwicklungskraft.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preufsen.

(Schlufs.)

Der Orden hatte, wie bereits oben angedeutet, nur die Eine weltgeschichtliche Mission gehabt, auf dem verwüsteten Boden der vertilgten preufsischen Letten, einen von Grund aus neuen Staat zu schaffen, der durch die Vereinigung von Auswandrern aus den verschiedensten deutschen Ländern in beschränkter Ausdehnung den ersten Anfang des, gleich anderen europäischen Ländern, aus der Zersplitterung zur Einheit zurückzuführenden Deutschlands darstellte. In der Erfüllung dieser Einen Mission erschöpfte der Orden dermaafsen seine ganze Kraft, dafs er nicht einmal die Macht behielt, seine völlige Unabhängigkeit nach aufsen zu behaupten, viel weniger an die Entwicklung des dem Staat zu Grunde liegenden Princips der Eroberung denken konnte. Die Neuerungen, welche er sowohl, wie die ersten Herzöge, zur Vermehrung der Staatsgewalt beabsichtigten, wurden, da sie durch grofsartige Bestimmung nicht gerechtfertigt waren, von den Ständen aufs Hartnäckigste bekämpft. In der Opposition gegen nutzlos und willkührlich scheinende Neuerungen arteten die Stände ihrerseits in einseitige Verfechter des Bestehenden, Althergebrachten aus. Ihre besonderen Privilegien galten ihnen als etwas absolut Unantastbares. Die Staatsmacht erschien ihnen als eine Privatgewalt, die man durch Vermehrung der Abgaben nicht zu mächtig werden lassen dürfe. Schien die Erhöhung oder Einführung einer Abgabe gleichwohl unvermeidlich, so wollte jeder der beiden Stände die gröfsere Last dem andren aufbürden, zu welchem Zwecke sich bald dieser bald jener Stand gegen den andren an die Regierung anschlofs. So selbstsüchtige Zwecke verfolgend wurden die Stände auch in Betreff der Ausländer dem ursprünglichen freisinnigen Princip des Staates untreu; obgleich Nachkommen von Deutschen aus den verschiedensten Stämmen, widersetzten sie sich doch aus allen Kräften fortwährend der Anstellung nichtpreufsischer Deutschen. Den lutherischen Protestantismus nahmen die an das Protestiren gegen den katholischen Orden gewohnten Preufsen zwar an, aber gegen die Reformirten zeigten sie sogleich die ganze Hartnäckigkeit katholischer Verfolgungssucht.

Aus diesem Unglück allseitiger Illiberalität, ängstlichen Festhaltens am Althergebrachten, und völliger Ohnmacht zur Entwicklung des Princips der Eroberung wurde das Herzogthum Preufsen durch seine Vereinigung mit dem Kurfürstenthum Brandenburg gerettet. In dem Geiste der grofsen Regenten dieses gleichfalls neuen, gleichfalls durch Eroberung und Vereinigung der verschiedensten deutschen Stämme gebildeten Staates verlor das ursprüngliche Princip desselben so wenig seine Kraft, dafs es vielmehr durch die ruhmvollen, Deutschland umgestaltenden und Preufsen zu einer europäischen Macht ersten Ranges erhebenden Eroberungen zu immer mächtigerer Entwicklung gekommen ist. Zu dieser gewaltigen Entwicklung war aber die unbeschränkte, zu rascher Entscheidung fähige eiserne Willenskraft genialer und heroischer, den weltgeschichtlichen Beruf ihres Staats begreifender Fürsten absolut nothwendig. Die langsame ständische Berathung konnte in Preufsen neben der Ausführung jenes Riesenwerkes nicht bestehen; sie verschwand defshalb gänzlich, während in den zu solcher grofsartigen umgestaltenden Thätigkeit nicht berufenen, sondern zu ruhigem passivem Verhalten bestimmten andren deutschen Staaten die Stände ohne sonderlichen Schaden wie ohne sonderlichen Nutzen bis in die neueste Zeit fortvegetiren durften. Diese Verschiedenheit der Lage fühlten die preufsischen Stände seit Beginn des 18ten Jahrhunderts überall; zugleich hatten

sie das mehr oder weniger lebendige Bewuſstsein, daſs der auf Erweiterung des Staats gerichtete, dem Princip desselben gemäſse fürstiche Wille nur der Ausdruck ihres eigenen wahren Willens sei. Deſshalb ertrugen sie die lange Unterbrechung ihrer Wirksamkeit mit völliger Resignation und ohne die Schande der Unfreiheit. Ihr einstweiliger Untergang ist in jeder Beziehung ein Glück gewesen. Von der Macht des einen und untheilbaren Staates ergriffen, hat der Geit der Stände sich von aller Bornirtheit des Kastengeistes, von provinzieller Abschlieſsungssucht, sowie von eigensinniger Opposition gegen die Regierung befreit, ohne doch andrerseits den zu gewissenhafter Vertretung der allgemeinen Interessen des Landes nothwendigen Sinn ehrenvoller Unabhängigkeit der Regierung gegenüber zu verlieren. So regenerirt sind die Stände für die Vollendung der oben bezeichneten Mission des preuſsischen Staats kein Hindernis mehr, sondern werden, jemehr sie zu freier Entwicklung gelangen, gerade um desto kräftiger dabei mitwirken.

Boumann.

XXVII.

Esquisse d'une philosophie par F. Lamennais. III. Vol. Paris, 1840, 41.

Grundriſs einer Philosophie von F. Lamennais. Deutsche Ausgabe. Band I, II, III. Paris und Leipzig, 1840, 41. *Verlag von Jules Renouard u. Comp.*

Lamennais hat in diesem Werke in neuerer Zeit zuerst unter den Franzosen eine Philosophie entworfen, die aus einer fruchtbaren Wurzel entspringend, mit innerem Zusammenhange einen gröſsern Umfang des Wissens in sich hinein bilden konnte. Wie lange die Philosophie in Frankreich geschwiegen hat, sieht man an den Gegensätzen, deren Bekämpfung der Vf. für nöthig hält, um seinen Standpunkt als den wahren zu erweisen: es ist der einseitige Materialismus und Idealismus der ältern französischen Philosophie, mit denen ein Denker natürlich leichtes Spiel hat, der von den Einflüssen der unsre Gegenwart bewegenden Ideen berührt ist. Und das ist Lamennais; zwar verräth er mit unsrer deutschen Philosophie seit Kant gar keine Bekanntschaft: aber der Geist, in welchem die Deutschen philosophiren, ist ihm nicht fremd geblieben: denn dieser ist überhaupt der die Gegenwart beherrschende Geist, erhaben über den nationalen Unterschied. Zwar sind die Zwischenglieder, die unsre letzte deutsche Philosophie in einer Reihe der ausgezeichnetsten Denker mit der frühern minder glänzenden Zeit in Verbindung setzen, n der Entwicklung Frankreichs unausgefüllt geblieben, aber in der Fortbildung der realen Wissenschaften, so wie in der Entwicklung der auf das Praktische sich beziehenden Seiten des Geistes ist Frankreich überaus thätig gewesen; das Volk hat nach der sittlichen Seite hin die gröſste Universalität entwickelt: es konnte nicht ausbleiben, daſs aus allen diesen Bedingungen früher oder später eine Philosophie hervorging, die mit einem genialen Ueberblick das zerstreute geistige Leben zusammenrückte, den begeistenden Mittelpunkt entdeckte, und den denkenden Köpfen das Bewuſstsein gab, daſs neue Probleme zu lösen seien, welche in den früheren Kämpfen noch ungekannt waren. Den Anfang dazu hat Hr. Lamennais gemacht; er, ein Mann von kühner, vom Zerstreuten zur Einheit hindurchdringender Phantasie, voll hoher Begeisterung für das Wahre, die sich am klaren, besonnenen Gedanken verklärt, von weit umfassender Kenntniſs in den realen Wissenschaften. Das hierarchische Band hat er schon früher zerrissen: das stolze Bewuſstsein von der Unabhängigkeit seines Philosophirens hat sich nicht erst mühsam oder mit hämischen Seitenblicken der Kirchenlehre abzukämpfen. Dazu kommt, daſs er die abstraktesten Gedanken sogleich ins Leben hereinzuziehn sucht; was im Denken ihm gewiſs wird, sucht er auch in der Wirklichkeit zu genieſsen; mit unerschöpflichen Wendungen sucht er die Ideen und die wirkliche Welt bis zu deren niedrigsten Stufen herab in einander zu verschlingen, und mit heiſser Liebesgluth in einander zu schmelzen. Alles dies macht Hrn. Lamennais geeignet, den Franzosen einen Impuls zu einer ihren übrigen Schöpfungen ebenbürtigen Philosophie zu geben. — Wir sind weit entfernt, mit einer vorschnellen Kritik dies mit Begeisterung aufgeführte Gebäude anzutasten, denn wir können es nur bedauern, wenn sich einer neue Lebenskeime entwickelnden Philosophie gegenüber der ängstliche und prosaische Fleiſs eines Kritikers geltend macht, und nun gar Werke einer fremden Nation sollten immer mit der höchsten Humanität behandelt werden. Jedoch

werden sich Licht- und Schattenseiten am schärfsten hervorkehren, wenn wir die neue Philosophie Frankreichs in einigen wichtigen Punkten mit den letzten Produkten unsres Vaterlandes zusammenhalten.

Wodurch sich auf den ersten Blick jede französische Philosophie von der deutschen unterscheidet, ist der Mangel an dialektischer, am Faden der logischen Formen hinlaufender Betrachtung, welche seit Wolf ein jedes unsrer Systeme auszeichnet; seit Fichte's Zeiten namentlich enthüllte sich die schöpferische Macht der Kategorien und ward von Hegel, der in geistvollster Gliederung jeder Spur von Lebenskraft nachging, zu einer sich selbst und das Gebäude der Philosophie tragenden Einheit abgeschlossen. Wenn nun diese Weise, ein logisches Netz über das Ganze auszubreiten, und aus der konkreten Fülle in die geheime Werkstätte des Gedankens hindurchzudringen, der französischen Philosophie bisher fremd geblieben ist, so ist es um so mehr anzuerkennen, wenn Hr. Lamennais damit den Anfang gemacht hat. Er hat auch Kategorien, wenn er sie gleich nicht in der Selbstständigkeit und Reinheit zu gewinnen weiſs, wie die deutsche Philosophie. Er geht von dem dreieinigen Wesen Gottes aus: dadurch verliert er sogleich den Vortheil, die Kategorien in ihrer Reinheit ausprägen zu können. Zwar müssen die „Eigenschaften" des dreieinigen Gottes, an Gott in dieser seiner von der Welt abgezogenen Stellung, abstrakter Natur sein — wie sie ja überhaupt nur durch Abstraktion aus dem konkreten Verhältnisse Gottes zur Welt und zum Geiste gewonnen sind; — aber doch müssen sie ja, als vom Wesen Gottes entlehnt, sogleich volltönend und keiner tieferen Bereicherung fähig sein, müssen, als der Schmuck Gottes, schon den höchsten und umfassendsten Sinn enthalten. Nichtsdestoweniger — also inkonsequent gegen sein Ausgehn von Gott — haben sie bei Lamennais einen vieldeutigen und für die verschiedenste Betrachtung empfänglichen Sinn. — Die drei wichtigen Kategorien, die nun das Fundament des Systemes bilden, sind folgende: dem Vater entsprechend die Kraft, das Vermögen, dem Sohne analog die Form oder Intelligenz, dem Geiste die Liebe oder das Leben. Lamennais bezeichnet alle drei als Kräfte, Aeuſserungen Gottes, wiewohl er in ihnen nur andre Ausdrücke für die Personen der kirchlichen Trinität findet. Schon Augustinus, noch mehr die Scholastiker haben durch diese und ähnliche Umdeutungen die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit zum Theil aufgelöst; diese selbst, in ihrer symbolischen Fassung würde nie eine logische Grundlage für eine Philosophie abgeben können; mehr eignet sich jedenfalls die Umdeutung zu diesem Zwecke. Jedoch auch so hat unser französischer Philosoph keineswegs reine Gedanken zur Basis seines Systems gemacht: es sind unbestimmte, schwankende Schemata, die er durch ein reiches Gefühl und durch Phantasie auszufüllen und zur bestimmtern Haltung zu bringen sucht. Das Ineinander dieser Grundkräfte wird zwar von Lamennais an vielen Stellen nachgewiesen, wie einst Augustinus den gegenseitigen Zusammenhang der drei Personen in der Gottheit, die er als Gedächtniſs, Verstand und Wille deutete, psychologisch aufzeigte; aber vielmehr heben sich diese, keineswegs dialektisch gesetzten, sondern der Vorstellung entlehnten Unterschiede der Kategorien in ein unbestimmtes Eine auf, wie überhaupt bei Lamennais Alles aus seinen verschiednen Wirkungsweisen einem unterschiedslosen Sein zustrebt. Betrachten wir nun die Kategorien selbst, so haben sie eine sehr schwankende Haltung; sie könnten etwa der logischen Eintheilung Sein, Wesen und Begriff, oder Object, Subject, Idee entsprechen, aber man kann sie nie dahin bringen, daſs sie dem reinen Denken Stand halten. Sie sagen zu viel, sie sind der realen Welt schon so nahe gerückt, daſs sie an beiden Gebieten Antheil haben, ohne doch vorher klar gedacht zu sein. Dürfte es auch vielleicht einer künftigen Philosophie der Deutschen vorbehalten sein, wie Einige zu urtheilen scheinen, den idealen (logischen) und realen Theil der Philosophie in lebendigern Zusammenhang zu bringen, so daſs auch der letzte Schein der Hypostasirung der Kategorien abgestreift wäre, so würde doch die vorausgegangene Arbeit, die logischen Denkbestimmungen in selbstständiger Klarheit und als ein eignes ideales Reich hinzuzeichnen als das ewige Urbild der natürlichen und Geistes-Welt, von durchgreifender Bedeutung sein, und würde ein solches deutsches System durchaus von dieser französischen Philosophie unterscheiden; die dialektische Vermittlung, durch welche allein zu immer konkreteren Resultaten zu gelangen ist, durch welche allein unterschiedene Gebiete einer lebensvollen Einheit zugeführt werden können, fehlt noch fast ganz in der französischen Philosophie; die neueste

ist darin der frühern noch verwandt, die, wo sie sich den subjectiven Reflexionen entriſs, der Anschauung einer leeren Einheit sich zuwandte (wie Malebranche).

Nachdem Hr. Lamennais die ewigen Eigenschaften des göttlichen Wesens entwickelt hat, sucht er sie in den geschaffenen Wesen nachzuweisen; denn sie sind das Band, wodurch die Welt mit Gott zusammenhängt; die Kraft, die Intelligenz und die Liebe sind daher auf allen Stufen dieselbe; sie sind die göttliche Allgegenwart in allen Wesen, sie sind die Grundursachen, in denen die Mittelursachen sich bewegen. Sie konstituiren das Wesen der Dinge, welche nur ein individueller Ausdruck jener allgemeinen Mächte sind; jede endliche Kraft ist nur eine Theilhaftigkeit, ein Ausfluſs der göttlichen Kraft, jedoch so, daſs die abgeleitete beschränkte Kraft dem Wesen, das ohne sie nicht existiren könnte, ebenso reell angehört als die unendliche Kraft Gott angehört (das Letztre gegen Malebranche, 3. Band, S. 39). So sehr Lamennais den erschaffnen Wesen ihre individuelle Selbstständigkeit zu erhalten sucht, so ist doch ihr ganzer substantieller Inhalt im ewigen Rückfluſs zu Gott begriffen. Denn sie sind eben nur eine Theilhaftigkeit am Leben Gottes; wollte Lamennais etwas Tieferes sagen, so muſste er den dialektischen Weg einschlagen. Eine Philosophie, welche nicht von solchen vollwichtigen Voraussetzungen, wie Lamennais, beginnt, welche nicht den ganzen innern Reichthum göttlichen Lebens ausgieſst, um in dessen Wellen die geschaffnen Wesen emporgetragen zu sehn, sondern welche die Idee in immer reicheren, aus einander sich erzeugenden, zu einander fortschreitenden, das Niedere in einen höhern Kreislauf aufnehmenden, selbstständigen Gestalten und Kreisen sich fortbewegen läſst, bis die höchste Sphäre des diesen Leib, diese Glieder, diese Seele durchströmenden Selbstbewuſstseins wie das allsehende Auge über dem All aufgeht — eine solche Philosophie darf behaupten, daſs sie dem Einzelnen seine Bedeutung, seine Selbstständigkeit erhalten hat, denn das Einzelne ist hier die Wirklichkeit, wie diese an der Idee ihre Wahrheit hat. Anders Lamennais. Die Kraft, die ihm als Eigenschaft des göttlichen Wesens feststeht, ist ihm in allen Wesensstufen dieselbe; sie ist in allen Ordnungen die Thatkraft, Macht u. s. f. (z. B. Band I, S. 240); stets mit sich einig, wie sie ist, *äuſsert* sie sich nur in drei verschiednen Arten, je nachdem ihr Wirken entweder durch äuſsre, rein physische Ursachen, oder durch ein lebendiges, innres, jedoch der Intelligenz und Freiheit entbehrendes Prinzip, oder durch einen intelligenten und freien *Willen* bestimmt ist, (Bd. I, S. 141 ff.) Der Fortschritt zu höheren Stufen besteht nur darin, daſs in höheren Ordnungen der Bereich der Kraft immer mehr eingeengt wird (also gleichsam quantitativ), dagegen sich der Bereich der Intelligenz und Liebe erweitert (Bd. I. S. 200); durch die bedeutendere Entwicklung der Intelligenz und Liebe sind die organischen Wesen von den unorganischen unterschieden (Bd. I, S. 198). Aber hieraus folgt doch jedenfalls, daſs auf niedern Stufen die Kraft eine ganz andre ist als auf höheren; denn mit dem Inhalt verändert sich auch die Form; nicht durch eine, wenn auch noch so regelmäſsige *Mischung* aus Elementen, die in allen Wesen dieselben sind, entstehn verschiedne Gestalten, sondern die Elemente selbst sind ganz andre. Lamennais hat zwar sehr sinnreich nachgewiesen, wie in den verschiedenen Gattungen von Wesen die eine oder die andre Eigenschaft vorherrscht, so daſs jede in ihrem Gebiete die Herrschaft der andern beschränkt, aber die ganze Vorstellung hat etwas Mechanisches, der geistige Proceſs fehlt, der die festen Punkte in Fluſs bringen müſste. Es ist allerdings hiemit ein Versuch gemacht, den ungeheuren Stoff der einzelnen Wissenschaften an geistige Mittelpunkte anzuknüpfen, aber diese selbst sind bloſse Voraussetzungen, zwischen logischer Reinheit und realem Leben in der Mitte schwebend, für jene zu unbestimmt und zu wenig dialektisch, für dieses zu farblos und unklar. Daher nun die einzelnen Gestalten und Kreise der Natur und des Geistes mehr durch Messung und Vergleichung mit dem äuſserlich gegebenen Maſsstab gefunden werden, nicht aus einem innern Princip hervorwachsen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Esquisse d'une philosophie par F. Lamennais. *Grundriſs einer Philosophie von F. Lamennais.*

(Schluſs.)

Ohne Zweifel ist sehr viel Richtiges in dieser französischen Philosophie, und eine vortreffliche Vorarbeit für eine künftige dialektische Durchbildung: so wenn Lamennais durchführt, wie das Princip des Lebens und der Liebe in den niedern Ordnungen die gegenseitige Anziehungskraft, in den organischen Wesen die individuelle Lebenseinheit, in der vernünftigen Sphäre die intellectuelle und sociale Einheit erzeugt: auf diesem Wege hat Lamennais eine Menge Erscheinungen des natürlichen und geistigen Lebens auf das gründlichste erklärt, die Verwandtschaften mit geschärftem Auge entdeckt, und viele Resultate gefunden, die auch in unsrer deutschen Philosophie niedergelegt sind; er hat die philosophische Methode, aber noch in ihrer Entäuſserung; seine Methode verhält sich zur innern Durchbildung derselben in Deutschland wie der Leib zur Seele.

Lamennais glaubte auf keinem andern Wege den Zusammenhang zwischen Gott und Welt nachweisen zu können, als wenn er zeigte, wie die göttlichen „Eigenschaften" sich durch die ganze Welt ausbreiteten; er hat hiedurch den alten Materialismus und Spiritualismus überwunden, da er die ideale wie die reale Seite in Gleichgewicht gegen einander setzte; aber eben auch dieses nur hat er gethan, eine lebendige Wechselwirkung, einen vom göttlichen Selbstbewuſstsein getragenen Kreislauf hat er nicht auszuführen gewuſst. Wohl strömt das ganze Reich der geschaffnen Wesen aus der göttlichen Substanz hervor, und drückt die Kräfte, die in Gott vereinigt sind, in verschiednen Mischungen mannigfach getheilt und verbunden, aus, so daſs die verschiedensten Ordnungen durch die regelmäſsige Vertheilung doch ein Gleichgewicht der Kräfte umschlieſsen; wohl flieſst Alles in Gott zurück, denn wie die Kraft von Gott ausgeht als die Entwicklung seines unendlichen Vermögens in die Breite der Ausdehnung, wie die Form die gestaltende, ordnende Thätigkeit ist, so ist die Liebe das Alles in der Einheit erhaltende, aber eben darum auch das zerstörende Princip, damit aus allem Wechsel der göttliche Lebensgrund hervorschaue; wohl bilden sich in der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften durch die ganze Stufenreihe der Wesen hindurch, in der Rückführung von Allem zur höchsten Einheit, überall Mittelpunkte, die in höheren Ganzen verknüpft sind (Bd. I. S. 279—288): doch nirgend sehn wir aus der Bewegung das hegemonische Princip, die selbstbewuſste Herrschaft des *absoluten Geistes* hervortauchen; das Gleichgewicht der Kräfte, die durch die Mittelglieder hindurchgreifende Einheit der Grundursache erzeugt noch nicht den Geist im Sinne der deutschen Philosophie. Die allem Seienden zu Grunde liegende Substanz, die alle Mittelursachen und Kräfte verknüpfende, sich selbst in ihnen setzende Grundursache ist noch nicht der Geist in seiner Idealität und Subjectivität. Um Gott als Geist in diesem Sinne zu begreifen, hat Lamennais nur unbedeutende Ansätze gemacht; auch das Verhältniſs Gottes zum menschlichen Geiste schreitet bei ihm nicht über das substanzielle und ursächliche Verhältniſs hinaus, da der Mensch auf gleiche Weise wie die natürliche Schöpfung nur Theil hat an den Grundeigenschaften Gottes, freilich mit dem Uebergewicht der Intelligenz und Freiheit; aber Intelligenz und Freiheit sind selbst nur Glieder in der fortlaufenden Kette der Ursachen. Weder im Substantialitäts- noch im Causalitäts-Verhältniſs ist Freiheit, ist Geist, keines von beiden erschöpft die Tiefen der Gottheit. Als *Substanz* gedacht, ist Gott der in Allem Eine und in Allem der allein Lebendige und Freie, oder vielmehr Unfreie, weil Freiheit nur im Verhältniſs von

Freien ist; als Substanz ist Gott das sich stets in unterschiedenen Erscheinungen gebährende und sie wieder in den Abgrund verschlingende Wesen, das Meer, das Wellen emporwirft, und wieder begräbt in unabsehbarer Tiefe. In diesem Proceſs ist kein Fortschritt, sondern das ewig Volle und Vollendete erfreut sich nur am Spiel seiner gleichförmigen Bewegung. Sind hier die Erscheinungen das Verschwindende, und nur das Unendliche das einzig Thätige, so herrscht, wenn Gott als die allwirkende *Ursache* bestimmt wird, die maſslose und ins Unendliche verlaufende Kette von Ursache und Wirkung, der endlichen Vermittlung und Offenbarung vor, denn die Ursache kann sich nicht ganz und auf Einmal ins Werk setzen, sondern wird nur Anstoſs, verschwindet in der Wirkung, diese wird von Neuem zur Ursache für ein Andres u. s. f. ins Unendliche. In diesem Verhältniſs ist nicht Freiheit, sondern unruhige Fortsetzung einer unaufhörlichen Thätigkeit, ohne einen geistigen Einheitspunkt zu erreichen. Im wahrhaft freien Verhältniſs, wo absolute Vermittlung des Geistes mit sich selbst ist, haben die Substanz und die allwirkende Ursache nur untergeordnete Bedeutung, sind der Freiheit unterworfen und durch sie verklärt. Die Substanz hat darin nur die Bedeutung des verschloſsnen reichen Lebensgrundes Gottes, in welchem die ganze Fülle dereinstiger Offenbarungen verhüllt liegt; die allwirkende Ursache ist nur die Vermittlung, die alles in der Substanz Verborgne zur Erscheinung bringt, dem Innern eine Gestalt äuſsrer Wirklichkeit giebt; in der Substanz liegt die unendliche Möglichkeit neuer Entfaltungen, die ewigen Keime des Alllebens, die bleibende Grundlage aller Schöpfungen; die wirkende Ursache erleuchtet Alles mit dem natürlichen Lichte der irdischen Sonne: aber als die geistige Sonne geht über dem innern göttlichen Reichthum und über der äuſsern Schöpfung und Offenbarung die Freiheit des göttlichen Denkens und Wollens auf. Gott macht die Substanz und die wirkende Ursache nur zu seinen ewigen Voraussetzungen, damit er Geist und frei sei. Er verwirklicht sich ewig aus ihnen und durch sie, so aber daſs er über sie erhaben, und sein Leben ein ewiger Sieg über das Unfreie ist. Unendlich ist Gott weder als die einsame Substanz: sondern freie Welten und Geister schuf er, selige Spiegel seiner Seeligkeit; noch ist er unendlich als das zusammenfassende All endlicher Verhältnisse, das umkreisende Ganze beschränkter Entwicklung; unendlich ist er nur als der aus der endlichen Erscheinung und aus der unendlichen Bewegung geschaffner Geister ewig zu sich zurückkehrende allliebende und befreiende Geist.

Doch war es auch möglich, daſs Lamennais zu tieferen Resultaten durchdrang? Er ging von Gott aus: in ihm waren alle Kräfte ebenso entfaltet als zur befriedigenden Einheit ausgeglichen; in der Form (Intelligenz) seines Wesens waren dem Keime nach *alle* endlichen Formen enthalten. Die Form des unendlichen Wesens, sagt er, ist nothwendig einig und unendlich gleich ihm, und zu gleicher Zeit kann sie nicht unendlich sein, ohne alle möglichen endlichen Formen im Keime in sich zu fassen, und die Form kann sich nicht selbst erkennen, oder Gott kann nicht intelligent sein, ohne daſs seine Intelligenz in ihrer wesentlichen Einheit die verschiednen Ideen aller dieser Formen in sich schlieſst. (Bd. I. S. 69. Diese Stelle giebt zugleich einen Beweis für den, freilich nicht gelungenen Versuch, Gott als Intelligenz zu fassen). Diese in der Form enthaltenen Ideen waren der Grund in Gott zur Schöpfung, die er jedoch mit Freiheit in's Werk setzte (Bd. I. S. 100). Gott schuf die Welt, damit er sich vollkommen offenbare und sich auf irgend eine Art neu hervorbringe. Die Welt gleicht einem entstehenden Gott, von seinem Vater durch eine Grenze getrennt (Eb. S. 155) u. s. f. Wenn nun schon die Vorstellung von den in Gott enthaltenen unterschiednen Ideen, deren Unterschiedensein in Gott die Verschiedenheit in der Erscheinungswelt erst begründet, (Eb. S. 103) eine Abstraction von der Erscheinungswelt selbst war, die nothwendig auf ein tiefres Verständniſs hindrängte, so zeigt sich die Neigung zu einer speculativeren Fassung auch in dem Beifall, den er (Bd. I. S. 115) dem Gedanken einer ewigen Schöpfung zollt, und in einer Stelle, wo er von der Schöpfung falsche Vorstellungen abzuhalten sucht, wie z. B. daſs durch die Schöpfung die Substanz Gottes vermindert worden sei, sagt er: das Geheimniſs (der Schöpfung) ist nur, wie eine und dieselbe Substanz gleichzeitig in zwei verschiednen Zuständen, einem endlichrn und unendlichen bestehn kann (Eb. S. 91). Hier setzt er hinzu, daſs ein solches gleichzeitiges Bestehn zwar die nothwendige Voraussetzung unsres Philosophirens, aber für sich selbst unbegreiflich sei. Das Geschaffne ist nach Lamennais eine göttliche Wesensmittheilung, von

Gott unterschieden durch die Grenze, oder durch die Materie, welche der verwirklichte Unterschied ist (Eb. S. 103); die vollständige, ewige Entwicklung der in der göttlichen Substanz haftenden Kraft bildet die Unermeſslichkeit Gottes. Keine Theilung ist in der Unermeſslichkeit möglich. Alles, was aus Theilen besteht, ist bloſs so in Folge der Grenze (Eb. S. 137). Obwohl sich nun alles Geschaffne in der Grenze bewegt, so sind doch die höhern Ordnungen davon minder abhängig, weil nur in den niedern die Kraft und die Ausdehnung am vorzüglichsten die Herrschaft führt (z. B. Bd. I. S. 198). Wenn nun auch Lamennais nach dem Bisherigen die ideale und die Erscheinungswelt in einem nothwendigen Zusammenhang denkt, so daſs die Idee sich in Wirklichkeit umsetzt: so fallen sie doch beide wieder aus einander und sind durch keine über ihnen stehende Einheit verbunden, die nur der Geist sein kann im Sinne der deutschen Philosophie. Es sind bloſs verschiedne Zustände Eines und desselben, Substanzen, in denen hier der ideale, dort der reale Faktor überwiegt; und die Entwicklung des Ganzen ist um so reiner, je mehr Gewicht auch auf der realen Seite sich der ideale Faktor verschafft. Jedoch wie weit bei dieser flüchtigen Aehnlichkeit mit einem deutschen philosophischen Systeme Lamennais hinter der tiefen speculativen Construction dieses Systems zurückbleibt, zeigt das Geständniſs, daſs das gleichzeitige Bestehn derselben Substanz in einem endlichen und einem unendlichen Zustand unbegreiflich sei, was nur das Geständniſs des Reflexions-Standpunktes ist, auf welchem sich Lamennais in diesem Stücke bewegt.

Doch dürfen wir uns verwundern, wenn wir in der französischen Philosophie manche Schatten bemerken, die der Reflexions-Standpunkt in die Speculation hineinwirft? wie schwierig dieser Standpunkt zu überwinden ist, zeigen die vielen Rückfälle auf denselben in Deutschland, welche um so näher liegen, weil derselbe in den realen Wissenschaften noch fast überall herrscht. Kann er in der frühern Form bei uns als überwunden angesehn werden, so schleicht er sich in einer minder kenntlichen Form wieder ein, indem er sich auf dem von der heutigen Philosophie eroberten Grunde wieder erhebt. In der französischen Philosophie werden dergleichen Rückfälle noch leichter sein, weil sie überhaupt noch keinen geschärften Sinn für das eigentlich Speculative hat; sie hat es, wo es sich bei ihr findet, mühelos in kühner Anschauung sich erworben; die tiefen Gegensätze, welche Deutschlands Philosophie durchschnitten haben, der Ernst des Kampfes wie des endlich erfochtenen Sieges fordern auf, das Errungene festzuhalten und durchzubilden; nie ist es in Frankreich zu einem so ernsten Zweifel an der Fähigkeit des Geistes gekommen, das Objective zu erkennen, (welcher Zweifel jedoch auch in Deutschland sogleich seine positive Wendung nahm), nie ist man dort zu einer so kühnen Trennung der idealen und der realen Welt fortgeschritten; darum ist es auch Hrn. Lamennais leicht geworden, die Gedankenwelt mit der wirklichen Welt in Zusammenhang zu setzen: er hat unmittelbar die Gewiſsheit, daſs seine Kategorieen objective Geltung haben und daſs die Erscheinungswelt nur die Verwirklichung derselben sein kann; aber was leicht erworben ist, wird auch ohne Schmerz verloren; und weil über den Gewinn kein durch Arbeit vermitteltes Bewuſstsein vorhanden war, hat sich der Reflexions-Standpunkt auf allen Seiten wieder eingedrängt. Die deutsche Philosophie hat sich auf ihrem Dornenpfade den Begriff des Geistes errungen; es war dieſs auch nur möglich nach der kräftigsten Ueberwindung des Reflexions-Standpunktes und ist wahrlich dessen schönste Frucht. Bedenken wir, daſs in der Hegelschen Phänomenologie, welche der neuen deutschen Philosophie den Boden ebnete, die heiſseste Schlacht geschlagen wurde gegen die Reflexionsphilosophie, und in ihr auch das vollständige Bewuſstsein über das Wesen des Geistes aufging.

Mögen wir Deutsche nun auch an dem innern Bau der neuesten französischen Philosophie Manches zu tadeln haben, so ist sie doch für Frankreich ein mächtiger Anstoſs für neue Studien; die Natur in ihren verschiednen Sphären ist in solcher organischen Einheit, und ihrer durch unzählige Fäden angeknüpften Verwandtschaft mit dem Geiste, in Frankreich noch nicht betrachtet worden; es sind in dem ersten und zweiten Bande vortreffliche Andeutungen zu einer philosophischen Behandlung der Physik, Chemie, Botanik, Physiologie und Medicin. Treffend weist L. die geheimen Wendepunkte der Natur nach, wo die Erfahrung der Sinne nicht mehr ausreicht und der wissenschaftlich entwickelte Begriff die Lücken ausfüllen muſs, weil dieser das Gesetz der Natur selber ist; als ein klares Bewuſstsein über das, um was es sich bei einem

Fortschritt in der Philosophie handelte, müssen wir es anerkennen, daſs Lamennais sich dem Studium der Natur zuwandte; von der Naturphilosophie ging auch in Deutschland ein verjüngender Lebensodem aus, der dem philosophischen Gedanken vermehrte Sicherheit und Thatkraft verlieh.

Auch für die Lehre vom subjectiven Geiste als denkenden und wollenden (hierher gehört besonders der zweite Band, während der erste nur die allgemeinen Verhältnisse von Gott und Welt und deren Wesens-Ordnungen bespricht) hat Lamennais eine neue Richtung für Frankreich eingeschlagen, indem er jener Lehre im Zusammenhang des Systems eine Stelle anwies; in Frankreich hat man darüber gewöhnlich ohne philosophische Grundlage gesprochen, und ist daher in der Psychologie wie in der Ethik auf eine Menge willkürlicher Annahmen verfallen. Lamennais stellt nun den subjectiven Geist in einen tiefern objectiven Zusammenhang hinein, sowohl mit der Natur, besonders der organischen, als mit dem universellen Geiste der Menschheit und Gottes. Er konnte nach seinen philosophischen Principien die verschiednen Richtungen und Aeuſserungen des Geistes aus Einer Wurzel hervorsprossen lassen: Erkenntniſs, Liebe und Kraft sind ja auch die constituirenden Mächte des menschlichen Geistes. „Die Substanz des menschlichen Geistes empfängt die Mittheilungen des unendlichen Wesens. Das Bewuſstsein dieser Einheit bildet das intelligente Ich. Da aber die Substanz zugleich mit dem Worte (Intelligenz), der Liebe und dem Vermögen verbunden ist, so ist das Ich zugleich activ und passiv; denn bei der Erschauung des Wahren, welche aus seiner Verbindung mit dem Worte entspringt, ist es nothwendig passiv, während es in Folge seiner Vereinigung mit dem Vermögen nothwendig als activ gedacht werden muſs. Die gegenwärtige Thätigkeit ist der Wille, mit dem Freiheit verbunden ist" (Bd. II. S. 166). Wir können nur noch Vereinzeltes anführen, da der Verf. selbst nicht in einem geordneten Zusammenhang spricht. Das Wahre, sagt er, hat sein höchstes Kriterium an der Einheit und allgemeinen Uebereinstimmung der vernünftigen Wesen (Bd. II. S. 183 ff.). Wie wichtig dem Vf. der objective Charakter der Wahrheit ist, zeigen die Worte (Bd. II. S. 204): „die für wahr geglaubte Anschauung kann falsch sein, denn das Nothwendige, Unveränderliche muſs von aller Vermischung mit dem Relativen frei sein, oder die Idee darf nicht durch Individuelles oder den Organismus modificirt werden. Man muſs daher die individuellen Begriffe stets mit den allgemeinen vergleichen". In der Ableitung der verschiednen Fähigkeiten der Intelligenz (Bd. II. S. 197) ist Manches willkürlich; seinem Standpunkt gemäſs hat er die *einfache* Thätigkeit (entgegengesetzt der zusammengesetzten: der Vergleichung) der *activen* Intelligenz, wie sie noch mit der passiven zusammenhängt: die Anschauung und Betrachtung als das Höchste gepriesen. — Wie in dem eben besprochnen Gebiete, so mangelt auch in den Auseinandersetzungen über den Willen und die Freiheit die dialektische Klarheit, um die Momente des Willens aus einander zu setzen und wieder zusammengehn zu lassen. Der Verf. hat die richtigen Momente alle aufgeführt, aber in zerstreuter Ordnung; er hat viel Treffendes über die Wechselwirkung des Denkens und Wollens; auch auf die formelle Freiheit, diesen subjectiven *Lebens*punkt des Willens hat er an mehreren Stellen das richtige Gewicht gelegt; auch die entgegengesetzten Objecte, auf welche der Wille sich wendet, oder die doppelte Liebe im Menschen, wie sie der Vf. nennt, sind gut ausgeführt; aber es mangelt die Ordnung und der dialektische Fluſs, der nur aus der speculativsten Durchdringung der göttlichen und menschlichen Freiheit hervorgehn könnte.

Ueberhaupt vermissen wir im Ganzen die Ordnung sehr; weitschweifige Wiederholungen, durch welche der Verf. sich fast seiner Sache gewiſs zu machen scheint, indem er bei jedem Fortschritt alle früher durchgeführten Analogieen recapitulirt, ermüden den Leser und geben ihm das Gefühl, daſs Alles vielmehr sich in die Breite ergieſst, statt Höhepunkte und erhabne Aussichten zu erringen; die eintönige Sprache, in welcher das phantastische Element ein gewöhnlicher Begleiter des Lesers wird, zeigt, daſs die Franzosen sich noch nicht lange, oder nur eben mit einem neuen Aufschwung nach unfruchtbaren Zeiten auf dem philosophischen Gebiete bewegen. Der dritte Band bildet die zweite Abtheilung zum zweiten, beide überschrieben: vom Menschen. Hier geht der Verf. vom einzelnen Menschen zu den socialen Verhältnissen über, und behandelt zunächst die Gesetze der Thätigkeit des Menschen und den Kunstfleiſs, dessen erste Anfänge und innre Ursachen der Fortbildung er aufsucht. Der übrige gröſste Theil des dritten Bandes ist der Betrachtung der Kunst gewidmet; der Verf. verräth auf diesem Gebiete viele Kenntnisse und gewandte Beurtheilung, wenn er auch in der Erforschung der philosophischen Grundlage gar sehr hinter den deutschen Leistungen, besonders dem staunenswerthen Meisterwerke der Hegelschen Aesthetik zurückbleibt. Eine genaue Beurtheilung der Aesthetik Lamennais versparen wir auf einen andern Ort. — Nun hat Lamennais noch ein paar Bände zu liefern versprochen über die Wissenschaft und über die gesellschaftlichen Verhältnisse, wahrscheinlich die eigentliche Ethik und Politik; wir fürchten nur für diese, daſs in seinem Drang zur Einheit Lamennais die innre Gliederung, die alle das wahre Staatsleben bildet, zu sehr in den Hintergrund stellen wird.

A. Schmidt.

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

XXVIII.

Beiträge zur Naturphilosophie. Von Dr. Karl Theod. Bayrhoffer, aufserordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg. Zweiter Beitrag. Die Theorie der ursprünglichen und geschlechtlichen Erzeugung. Leipzig, 1840. *Verlag von Otto Wigand. Vorr. XII S. Text* 199 S.

Als *Goethe* mit den Werken *Linnée's* bekannt wurde, strebte er gleich zu vereinigen, was dieser auseinander hielt und sonderte. Von diesem Triebe zu einigen und zu bilden beseelt, reiste er nach Italien, wo er so viele Phänomene der Natur und so manche Verworrenheit des Lebens erst recht verstehen lernte. *Goethe* machte sich hier auch mit dem Gedanken vertraut, dafs vielleicht alle Pflanzengestalten aus einer Urgestalt entwickelt werden könnten, und erst dann, meinte er, dürfte es möglich werden, die Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, was seither ganz willkürlich geschehen war. Immer schwebte ihm die Urpflanze vor, in der festen Ueberzeugung, dafs es eine solche Pflanze geben müfste, denn woran sollte man sonst erkennen, dafs dies oder jenes Gebilde eine Pflanze wäre? Nach einem Muster müfsten doch alle gebildet sein. Indem er näher untersuchte, worin die vielen Gestalten wohl unterschieden sein möchten, fand er sie aber mehr ähnlich als verschieden, und sah bald, dafs es stets dasselbe Organ sei, was sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickele. Er entdeckte, dafs der wahre Proteus im Organ des Blatts verborgen liege, welcher sich in allen Gestalten verstecke und offenbare, erkannte die Pflanze vorwärts und rückwärts als Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, dafs man eins ohne das andre nicht denken dürfe. Er hatte den Grundbegriff der Metamorphose gefunden, das Wie des Organismus, wornach jede höhere Organisation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete in ihr Wesen übertrage.

Nach Deutschland zurückgekehrt war die Metamorphose eine seiner ersten Arbeiten. Er versuchte darin, die mannigfaltigen Erscheinungen der Pflanzenwelt auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen. Er wurde nicht wenig überrascht, als *F. A. Wolf* ihm die Nachricht mittheilte, dafs ein gewisser *Caspar Wolf* schon früher eine Ansicht von der Pflanzenverwandlung gegen die Präformations- und Einschachtelungstheorie aufgestellt habe, da dieser Versuch ihm ganz unbekannt geblieben war. *Goethe* freute sich, dafs *Wolf* die Einheit der Pflanzentheile bei aller Beweglichkeit derselben anerkannte, aber bemerkte auch gleich den Fehler *Wolfs*, welcher bei der Pflanzenverwandlung dasselbe Organ sich immerfort zusammenziehen und kleiner werden sah, aber nicht, dafs es sich zugleich veredle, so dafs er den Weg zur Vollendung einer Verkümmerung zuschrieb. *Goethe* las bald nachher *Blumenbachs* Bildungstrieb, aber ohne Erfolg, bis er später in *Kants* Kritik der Urtheilskraft die Bemerkung fand, dafs *Blumenbach* in Ansehung der Theorie der Epigenesis am meisten geleistet habe, zum Beweise dieser Theorie sowohl, als zur Grundlage der ächten Principien ihrer Anwendung, zum Theil durch Beschränkung eines zu vermessenen Gebrauchs derselben. Er nahm deshalb *Blumenbachs* Schrift wieder vor, und sah nun, dafs *Wolf* als Mittelglied zwischen *Bonnet* und *Haller* auf der einen Seite zu stellen wäre, und *Blumenbach* auf der andern. *Wolf* setzte zum Behuf seiner Epigenesis ein organisches Element voraus, aus welchem die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich nährten, und gab dieser Materie eine essentielle Kraft, die sich zu allem füge, was sich selbst erzeuge. Der Ausdruck Kraft, organische Materie blieb, wenn auch noch so

lebendig gedacht, doch immer stoffartig und mechanisch, darum sagte *Blumenbach* Trieb, welcher die Bildung bewirke, und traf die Sache wenigstens in einem Ausdruck. Das Organische wird nach dem Bildungstriebe nicht blos nach seiner Gestaltung, sondern auch nach seinem Stoff und Inhalt producirt, aber *Blumenbach* schliefst von dem Vorhandensein des Organismus auf den Trieb, setzt diesen also mit jenem voraus, erkennt ihn an, aber erkennt und begreift ihn nicht. *Goethe* meinte richtig, dafs der Begriff der Metamorphose hinzukommen müfste, wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortreten sollte: Einheit und Freiheit des Bildungstriebes wäre ohne das nicht möglich.

Goethe hatte in seiner naiven Weise die Aufsenwelt und sein Inneres nie gesondert, er glaubte seine Gedanken wirklich vor Augen zu haben. Wie hätte es ihm da entgehen sollen, dafs die Natur analytisch verfahre, dafs sie alles aus einem lebendigen, geheimnifsvollen Ganzen entwickele, aber zugleich auch völlig fremd scheinende Verhältnisse einander nähere und verknüpfe? Er kam durch die Kantische Philosophie erst recht darüber zum Bewufstsein, in der Kritik der Urtheilskraft sah er Natur und Kunstwerke als eins behandelt, die ästhetische und teleologische Urtheilskraft sich wechselseitig erleuchten. Dies Werk war damals seinem Denken und Thun ganz analog, in demselben wurden die Erzeugnisse der Natur und Kunst um ihrer selbst willen betrachtet, was seine Abneigung gegen die Endursachen rechtfertigte. Er freute sich ungemein, dafs Natur und Kunst derselben Urtheilskraft unterworfen, dafs beide so nahe verwandt wären. Wie zeigt sich doch *Goethe* hoch erhaben über die gewöhnlichen Naturforscher, indem er die Natur nicht blos beobachtet, sondern auch auf das Beobachten und Erfahren selbst aufmerksam ist. Die Metamorphose lag aber damals aufser dem Gesichtskreise der Empiriker, die schon vor dem blofsen Hauch von Theorie zurückschreckten, und alles blos vereinzelt fafsten. Erst mufste ein Ausländer, der Franzose *Jussieu* der Goetheschen Metamorphose rühmend in seiner Einleitung zur Pflanzenlehre erwähnen, und dann mufste *A. von Humboldt* andeuten, dafs es wohl auch der Poesie vergönnt wäre, den Schleier der Natur zu lüften. Keiner wollte eingestehen, dafs ein Begriff, eine Idee der Erfahrung zu Grunde liegen, geschweige befördern könnte, dafs der Genius mit der Natur im Bunde wäre. Während die Empiriker trennend und beobachtend gewöhnlich nur auf das Einzelne merken, und sich um den lebendigen Zusammenhang nicht bekümmern, während sie meinen, durch Trennung der Theile auf chemischem und anatomischem Wege zur Erkenntnifs des Lebendigen zu gelangen, was sie in seine Elemente zwar zersetzen, aber aus denselben nicht wieder erzeugen können, fafst *Goethe* die lebendigen Bildungen *im* Zusammenhang nach ihren äufserlichen Theilen, nimmt sie als Andeutungen des Innern, und so das Ganze der Anschauung beherrschend erkennt er das organische Leben in steter Bewegung, Bildung und *Umbildung* nach den morphologischen Kategorien der Gleichheit und Ungleichheit, und begreift die Idee unzertrennlich von der Erfahrung. Unter Idee versteht er Anlage, ursprüngliche Einheit, die sich zum Unterschiede fortbildend dirimirt, welche daher treibt und beweglich ist.

Blumenbach, *Goethe* und *Kant* erheben jeder ein Ideelles zum Princip des Lebens und machen dadurch den sinnlosen Theorien ein Ende. Denn ist es nicht ein Ideelles, wenn der *Erstere* in allen lebendigen Geschöpfen vom Menschen bis zur Made herab, von der Ceder bis zum Schimmel einen Trieb annimmt, wodurch die Geschöpfe ihre bestimmte Gestalt empfangen, alsdann erhalten und nöthigenfalls wiederherstellen, wenn er diesen Trieb von den übrigen Kräften des Organismus bestimmt unterscheidend als eine der ersten Ursachen der Generation, Nutrition und Reproduction ansieht? Und will *Goethe*, wenn er den Bildungstrieb entwickelter fafst, mit der Metamorphose etwas anders, indem er das Wesen der Natur als sich polarisirend, steigernd erkennt, das sich bildend specificire? Wenn zuletzt *Kant* und *Schelling* die Dynamik der mechanischen Ansicht gegenüber geltend machen, wollen sie nicht ebenfalls damit ein Ideelles? Aber die Idealität wird in sinnvoller Anschauung von ihnen theils vorausgesetzt, theils durch verständige Reflexion wieder zersetzt. Es fehlt an dem Beweise der unmittelbaren Vorausnahme, an der unendlichen Selbstvermittlung, welche in dem Begriff der Materie und des Lebens so wenig durch die Kantischen Kräfte der Attraction und Repulsion erkannt wird, als durch die Schellingschen Potenzen. Es ist nicht genug, das Princip der Idealität unmittelbar anzunehmen und vor-

auszusetzen, es mufs sich wissenschaftlich durch sich selbst auch rechtfertigen und beweisen. Es war deshalb ein grofser Fortschritt der Philosophie, als sie den speculativen Beweis des Begriffs der Idealität durch sich selbst entdeckte, und die abstracte Unmittelbarkeit und Reflexion desselben aufhob.

Wir glaubten, an diese naturgeschichtliche Entstehung des Begriffs der Idealität als des Princips der Erkenntnifs in der lebendigen Natur nach den Bestimmungen des Bildungstriebes, der Metamorphose und des Zweckbegriffs überhaupt erinnern zu müssen und auch besonders deswegen, weil der Verf. sich bemüht, die Grenzen, welche der Naturwissenschaft von den erwähnten Formen gesteckt werden, mit Hülfe des speculativen Begriffs der Hegelschen Philosophie zu durchbrechen und zu erweitern. So geben *Blumenbach* und *Kant* zwar eine generatio aequivoca aus organischer, aber nicht aus unorganischer Materie zu, indem sie ein primitives Hervorbilden lebendiger Wesen aus der letztern für schlechterdings unmöglich halten. So hielt *Göthe* sein ganzes Leben lang in der Geognosie am Neptunismus fest, gegen den Plutonismus, während *Keilhau* die Metamorphose auf dem Wege der Erfahrung erst neuerlich auch in diese Wissenschaft einführte. Es verkennt gewifs Niemand die grofsen Verdienste jener Männer, aber der erwähnte Mangel des Beweises hinderte sie an der tieferen Erkenntnifs der Idealität, und hinderte sie, dies Princip auf die Natur überhaupt auszudehnen. Sehen wir deshalb, wie der Verf. nach *Hegels* Vorgange jene Grenzen zu durchbrechen unternimmt, indem besonders die Zeugung dazu dienen soll, die Idealität der Natur, die Materie und ihre Bestimmtheit als eine aus der Idee gesetzte zu erkennen.

Der Verf. entwickelte in seinem ersten Beitrage, wie der Mensch nicht blos der Idee, sondern auch der zeitlichen Vermittlung und Succession nach die höchste Spitze und Vollendung des Naturorganismus sei, und nimmt in diesem zweiten Beitrage den Menschen nach seiner Erzeugung im Ganzen des Naturorganismus wieder auf, um sie als primitive und geschlechtlich vermittelte Erzeugung näher darzustellen und zu erörtern. Er betrachtet demnach 1) den Begriff der Erzeugung des Menschen überhaupt, 2) die Vermittlung dieses Begriffs in der unmittelbaren, primitiven Erzeugung, 3) die Vermittlung desselben in der vermittelten, geschlechtlichen Erzeugung.

Erstens. In dem Begriffe menschlicher Erzeugung geht der Verf. davon aus, dafs diese Erzeugung durch den kosmischen und tellurischen Organismus zwar vermittelt sei, aber der Mensch doch darum nicht natürlich erzeugt werde. Er leugnet nicht, dafs die erwähnten Naturformen der Erzeugung zu Grunde liegen, dafs sie hinweggenommen das menschliche Leben aufheben würden, er leugnet aber, dafs sie der wahre Grund sind, und nimmt mit *Hegel* an, dafs dieser Grund die Idee, das ideelle Wesen der Natur sei. Die Erzeugung ist nach ihm kein einzelner Act, welcher die Gestalt plötzlich hinstellt, wie etwa chemische Stoffe sich zum vermittelten Produkt aufheben, sondern ist erst bestimmte Möglichkeit im Keim oder Ei, dann Entwickelung dieser Möglichkeit zur Wirklichkeit, und zuletzt diese selbst in der gedoppelten Form der unmittelbaren und vermittelten Zeugung oder Fortzeugung. Der Verf. erkennt mit *Hegel*, dafs weder die unorganische Natur und Materie nach der materialistischen Ansicht der Alten das zeugende Princip ist, noch die organische Materie des Ei's und des Samens vermittelst der Geschlechter nach einer neueren Ansicht. Eben so wenig huldigt er aber der dieser materialistischen Ansicht entgegengesetzten idealistischen, welche aus dem subjectiven Idealismus der neueren Zeit hervorging, nach welcher der Geist unmittelbar, selbstbewufst das schaffende Princip sein, und als präexistirende Seele in den Körper eintreten soll. Der Verf. hebt, an *Aristoteles* sich anschliefsend, diese Abstractionen zur concreten Einheit auf, er giebt beiden Ansichten ihr Recht, der reellen sowohl als der ideellen, und erkennt sie als nothwendige Seiten der Vermittlung, aber setzt sie alsdann auch zu Momenten einer höheren Einheit herab, welche die organisirende Idee und Idealität ist, die alle materiellen Voraussetzungen und Momente zum durch und durch lebendigen Organismus vermittelt. Die Organe des Leibes sind nicht aus unorganischen Elementen zusammengesetzt, eben so wenig aus Moleculen, Atomen und Monaden, vielmehr ist es die Seele als idealisirende Idee, die sich den Stoff unterwirft, ihn in die inneren Gegensätze scheidend formt und umbildet. Schon *Aristoteles* fafste diese wahre, am Stoff sich realisirende Idee

als die lebenwirkende Entelechie, und später *Harvey* dieselbe Idee als organisch gliedernde Thätigkeit, aber der Begriff des Lebens war, wenn auch Vermittlung der Idee und Materie, doch damit nicht erschöpft. Wenn auch der Begriff als die idealisirende Macht des vorausgesetzten Stoffs erkannt ist, so ist doch dieser Stoff nicht die ganze Natur des kosmischen und planetarischen Organismus, worauf das Leben reflectirt. Die gesammte Natur mufs aber als das erscheinende Dasein der idealisirenden Idee erkannt werden, alle unorganischen und organischen Stoffe müssen als Voraussetzungen und Momente der göttlichen Idealität gefafst werden, aus und durch welche die Idealität das zeugende Princip ist. Die abstracten Ansichten und Theorien werden dadurch weniger abstract beseitigt, als vielmehr lebendig vermittelt.

Zweitens. Ehe der Verf. die unmittelbare Wirklichkeit des Begriffs in der Urzeugung des Menschen näher betrachtet, erklärt er sich hier zuvor noch besonders gegen alle Voraussetzungen und Postulate Herbartscher Atome oder Monaden, Einschachtelungs- und Infusorienconglomerate als Produkte blos mechanischen Verstandes, ja selbst gänzlicher Unwissenheit: denn das wäre gerade so, als wenn man Kiesel, Kalk, Thon und dergleichen im Urflüssigen mechanisch oder chemisch aufgelöst wollte stecken lassen. Es ist sicher der Fall, dafs solche Theorien das Schaffen der Idee nicht einmal ahnen, geschweige denn erkennen und begreifen, dafs sie mit der unmittelbaren Annahme organischer Urkeime sich aller denkenden Erkenntnifs im Voraus begeben, es ist aber nicht minder wahr, dafs das Schematisiren und Parallelisiren Schellingscher Naturphilosophen eben so leer und nichtssagend ist, wie der Vf. zwar bemerkt, aber nicht weiter ausführt. Wir hätten recht sehr gewünscht, dafs er die Schellingsche Naturphilosophie in diesem Sinne besonders kritisirt haben möchte, indem sie in Betreff der Idealität blos quantitativ und äufserlich verfährt, und gegen die Hegelsche Naturphilosophie deshalb weit zurücksteht. In der unmittelbaren Wirklichkeit jenes Begriffs unterscheidet der Verf. die primitive Erzeugung des Menschen als Gattungsindividuum, die primitive Besonderung der Menschengattung in verschiedene Grundarten oder Menschenstämme, und die primitive Gegensetzung der Gattung in polare Totalität oder Geschlechter. Er entwickelt nun weiter, dafs nicht blos die Pflanzen und Thiere, sondern auch der Mensch primitiv aus den Elementen entstanden sei, aber aus schon organisch vorbereiteter Vermittlung, aus Schleim und Bläschen, sowie noch heute aus dem begeisteten Ei der Mutter; dafs die göttliche Idealität, wie den Aether und das Licht, auch das Lebendige zunächst im Menschen durch die erregende Vermittlung der ganzen Natur ins Dasein gerufen; dafs jene Bläschen die Gattungsidee auf bestimmten Stufen hier des Fisches, dort des Insects schon als qualitative Unterscheidungen in sich tragen, und ihre Entwickelung die Realisirung dieser Formen darstelle; dafs jene Entwicklung aber nicht als ein äufserliches Aneinanderreihen, als blofse Iuxtaposition schon vorhandner Urkeime betrachtet werden müsse, sondern als immanentes Differenziren, und schaffendes Organisiren: kurz dafs in den Bläschen die Idealität schöpferisch bildend thätig und wirksam sei. Also wäre die primitive Erzeugung des Menschen die erste Aufhebung der vorausgesetzten Totalität der Natur in die absolute Spitze der sich an der Materie reflectirenden Idee und Idealität. Die Lebensidee durchzuckte und durchlief die Totalität der Erde, unterwarf sich die allgemeinen Potenzen, und concentrirte sich, alle Gegensätze und Hemmungsstufen auflösend in Lebensspitzen an den Punkten vollkommenster Wechselwirkung mit Durchdringung des Festlandes und des Meeres mit Licht, Luft, Wärme, und ging in harmonievollster jugendlicher Lebendigkeit der Erde durch die Masse durchschlagend in derselben zur Reflexion in sich, dem Knoten der animalischen Stufenreihe zurück, durchbrach das Thier und schuf den Menschen, in welchem das Thier negirt und aufgehoben ist. Das Leben des Menschen entwickelte sich nicht als ein Paar, sondern als eine wenn in Verhältnifs gegen die niedern Thierreiche auch nicht allzugrofse Vielheit, gemäfs der Triebesfälle der Idee, — in Einklang mit dem geologischen Organismus in Kreise natürlicher Formen zerfallend.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Beiträge zur Naturphilosophie. Von Dr. Karl Theod. Bayrhoffer.

(Schlufs.)

Die Quantität ist nicht gegen die Qualität gleichgültig, sondern diese hebt die Zufälligkeit ihres Daseins auf durch dessen hervortreibende und fortzeugende Fülle: daher die Idee des Menschen als teleologische Gattungsgrundlage siegreich über die Zufälligkeit der Entäufserung ihr Sein in eine Fülle des Daseins ausströmte, und dies Leben dem zufälligen Untergange des Einzelnen enthob durch das Setzen von Hunderten und Tausenden, aber immer mit der Voraussetzung, dafs jene Idee erst nach Vollendung des Tellurismus hervortreten konnte, nachdem die Elemente sich beruhigt hatten und der Boden des Daseins gesichert war.

Wenn es also der Natur wesentlich ist, die Gattungsidee und Einheit in äufsere Vielheit auseinanderfallen zu lassen, so ist nicht nur der einzelne Mensch primitiv entstanden, sondern selbst das Menschengeschlecht, die Menschengattung in Grundstämme oder Grundformen. Der Verf. läfst alle Gründe gegen die ursprüngliche Vielheit auf sich beruhen — denn für sie spreche alles, die ganze Natur — auch die neuerdings von *Burdach* und Andern wieder angenommene Möglichkeit, dafs ein Urstamm sich in andre Stämme habe entwickeln können. Er verwirft nicht nur ein Menschenpaar, sondern auch einen Urstamm oder Urvolk als naturwidrige Hypothese, weil der Mensch nach seiner äufserlichen Seite Reflexion aus der Natur sei. Er läugnet nicht, dafs der Mensch sich den verschiedensten klimatischen Formen anschmiegen könne, denn er trage die entwickeltste Festigkeit und Assimilationskraft in sich, aber findet doch die Annahme einer späteren klimatischen Veränderung höchst bedenklich. Daher nimmt er folgende Grundstämme an, in wie fern die Menschengattung aus der Reflexion des Tellurismus ihr Dasein habe. Erstens einen Stamm der Unmittelbarkeit, der Kindheit, in welchem das Gattungsleben vorherrscht, die unmittelbare Einheit mit der Natur, und sanguinische Irritabilität im Wechsel mit Erschlaffung durch Gemüthhitze mit Excentricität, der äthiopische, schwarze oder Negerstamm. Zweitens einen Stamm des Gegensatzes, dessen eine Seite der malaysche, braune Stamm ist, charakteristisch durch die glühende Melancholie des Jünglings, durch das noch abstracte, innere Leben, das sich nicht zu entäufsern die Kraft hat; dessen andre Seite der mongolische, gelbe Stamm ausmacht, welcher zur Thatkraft des Mannes sich aufschliefst, eine eben so in sich verschlossene als thätig durchgreifende Individualität ist. Der amerikanische Stamm wird als eine Modification der letztern betrachtet, als eine, wie Amerika selbst, ursprünglich unreife Form, welche kein organisches Glied in der Totalität bilde, sondern was organisch in ihr sei, von Aufsen her empfangen habe. Drittens den aus diesen Gegensätzen in sich reflectirten und sich zu harmonischer Freiheit und geistigen Entwickelung zusammennehmenden kaukasischen oder weifsen Stamm, welcher primitiv in Indien und dessen Umgebung entsprossen sich dann über Europa ausgedehnt habe, worauf die Verwandtschaft der indo-germanischen Sprachen sowohl als die Völkerströmungen von Osten nach Westen hindeuteten.

Da die Menschengattung in Grundstämme sich besondernd aus dieser Besonderung in den immanenten Gegensatz der Individualität zurückgeht, ist das Setzen derselben zugleich ein Gegensetzen in geschlechtliche Individuen. Der Gegensatz der Geschlechter bei Pflanzen und Thieren entwickelt sich dagegen nur allmählig, und erscheint erst in den höheren Arten. Die Bläschen des Menschen aber waren durch Vermittlung und Erregung der Natur gleich ursprünglich polar oder

geschlechtlich entgegengesetzt. Die primitive Erzeugung war zugleich polare, geschlechtliche Erzeugung, ein Wechsel-Setzen und Voraussetzen entgegengesetzter Individuen in der Einheit. Die Gattung trat aber erst, nachdem die Idee des Menschen sich verwirklicht hatte, an die Stelle der tellurischen Grundlage, einerseits im Weibe als totale Basis und andrerseits im Manne als subjective Bethätigung, und so wurde das erste schaffende Produciren ein schaffendes Reproduciren der Gattung oder geschlechtliche Erzeugung. Indem die Gattung sich mit den Individuen total und identisch gesetzt hat, reproducirt sie neue Individuen, und reproducirt in diesen sich selbst.

Drittens. Der Verf. erklärt sich in Betreff der vermittelten Wirklichkeit des Begriffs in der Fortzeugung des Menschen durch die Geschlechter gegen die extremen Ansichten, nach welchen entweder das Weib nur die Rolle des Ernährenden, Beherbergenden haben soll, oder der Mann blos die Rolle des Nährenden, Reizenden. Freilich waren die Theorien *Bonnet's*, *Haller's*, *Perrault's*, und dann *Boerhave's*, *Leuwenhoek's* und selbst des *Leibnitz*, dessen Idealität doch immer atomistisch blieb, wenig gehaltvolle Lehren, *Buffon's* organische Urmolecule nicht gerechnet. Die Wolfische Theorie der Generation machte aber die Epigenesis im organischen Stoff geltend. Indem Wolf die Ovisten und Spermatiker in das Reich der Träume verwies, lehrte er, dafs organische Körper durch andre organische Körper gebildet werden. Und *Blumenbach* warf mit dem epigenetischen Bildungstriebe jene Theorie vollends über den Haufen, indem er annahm, dafs das Ei im Weibe die stets neu sich erzeugende, bestimmte bildungsfähige Basis wäre, die ungeformte Materie, worin der Bildungstrieb der Gattung durch die begeistende Kraft des Samens sich bethätige, und das Individuum so aus formloser Materie schaffe. Die ideelle Kraft ist nach *Blumenbach* an Mann und Weib im Erzeugten, also gleichmäfsig vertheilt. So war denn die organische Anschauung durch jene Extreme hierdurch zur Idee des *Aristoteles* und *Harvey*, aber durch die empirischen Entdeckungen bereichert, zurückgekehrt. *Kant* schlofs sich an *Blumenbach* an, während *Göthe* durch die Metamorphose auch hier organisch eingriff. *Oken* und *Schelling* fafsten die Geschlechter aber nach tausend Analogien, bis *Hegel* den Begriff des Geschlechts aus seiner eignen Idee und Wurzel erkannte. Die Theorie wäre in ihrer vermittelnden Einheit mit *Burdach* etwa näher so zusammenzufassen: es giebt eine Präexistenz, aber der Zeugungskraft, und eine Postformation, aber der erscheinenden Frucht; es zeugt der Eierstock, aber nur, indem er das Ei bis zu einem gewissen Punkte bildet, und auch der Same zeugt, insofern er die Bildung zur Zeugung steigert; es giebt eine Präformation, des Typus, und eine Metamorphose, blos der Materie; auch an der Syngenese ist etwas Wahres, sofern das Allgemeine, Ideelle ein Ursprüngliches ist, und an der Epigenese, sofern alles Besondere zu seiner Zeit entsteht; die Zeugung ist materiell, soweit die Kraft eines Substrats bedarf, und dynamisch, sofern dem materiellen Wirken ein Ideelles zu Grunde liegt.

Unter andern sucht der Verf. *Ehrenberg* und besonders *Oken* zu widerlegen, welcher alle Erzeugung in der organischen Natur als Infusorien-Synthesis betrachtet. Während schon *Harvey* die tief organische Idee aussprach: omne vivum ex ovo, sagt *Oken* auf Kosten der Idealität: nullum vivum ex ovo! omne vivum ex vivo! Der Verf. bemerkt dagegen, dafs es nach der Idealität heifsen mufs: omne vivum ex ovo vivo. Die Gattungsorganisation des Weibes und des Mannes ist zwar dieselbe, aber das Weib ist blos substanziell Gattung, nicht für sich Gattung, wie der Mann. Die Individualität der Gattung ist der Mann, welcher das weibliche Leben seinem Grunde entreifst, in der Zeugung erregt der Mann das Gattungsleben des Weibes zur Individualität, und hebt seine Individualität zum Gattungsleben auf. Im Weibe erzeugen sich wohl die Eier, aber diese sind nur die bestimmte Möglichkeit des Individuums; der Mann sollicitirt das Ei, begeistet dasselbe zur Individualität, zum selbstständigen Leben. Indem das befruchtete Ei seine eigne Seele hat, die das Wesen bildet, entstehen alle Organe durch lebendige Verwandlung und Metamorphose aus einer Substanz, aus einem Allgemeinen durch weitere Selbstbestimmung. Das Resultat der Zeugung ist ein Drittes, welches die Individualität zur Voraussetzung habend wesentlich Individuum ist. Das so entstehende Individuum ist entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts, denn die Geschlechtsidee wirkt schon von Anfang auf die Totalität hin, es wird durch das herrschende Geschlechtsleben des Weibes oder Mannes als geschlechtliches Individuum ideell bestimmt, und erhält durch seine ganze Eigenthümlichkeit die

Durchdringung der Individualitäten der Erzeuger zur Grundlage. Die allgemeine Idealität ist in der Gattung, die specifische in den Geschlechtern und die Aehnlichkeit in der Individualität realisirt: daher die Stammes- Volks- und Familienähnlichkeit, sofern die Gattung sich in vorhandnen Geschlechtern und Individuen bestimmt hat und durch sie hinwirkt.

Unser Urtheil über den ersten Beitrag war, dafs der Vf. den Begriff der Idealität anticipire, was ihn verleite, die physikalischen und chemischen Verwickelungen unmittelbar in den Begriff des Lebens aufzunehmen, und die existirende Genesis der Natur von der Genesis der reinen Idee derselben zu trennen: dafs dadurch die concret geschichtliche Entwickelung auf jene Anticipation eingeschränkt werde, und an einer Voraussetzung leide, von welcher sie nicht durch immanente Entwickelung das Resultat sei. Die Anticipation liegt dem zweiten Beitrag ebenfalls zu Grunde, aber ist hier weniger störend, indem er sich vorzugsweise an das Leben und das Lebendige hält, welches die Idealität schon unmittelbar ausdrückt. Dieser zweite Beitrag zeichnet sich aber vor dem erstern dadurch aus, dafs er hier nämlich in Betreff der lebendigen Natur mehr auf die empirische Forschung eingeht, wie diese neuerdings von Männern, wie *Baer* und *Burdach*, *Carus*, *Herold*, *Heusinger* und *Müller*, *Rathke*, *Valentin* und Andren vielfach gefördert worden. Auch nimmt er besonders auf die Geschichte der Erzeugungslehre stets Rücksicht.

Durch beide Beiträge geht der Grundgedanke hindurch, dafs das tellurische Leben der Erde nicht ohne kosmisches, und dieses nicht ohne universelles möglich ist. Die Idee des Lebens als kosmische Wurzel, als tellurische Totalität und Mitte sich voraussetzend, erschliefst sich nach allen ihren Formen zu lebendigen Blüthen und Spitzen. Das sich entwickelnde Selbst des Lebens unterwirft sich die Natur, und steigt aus all den unorganischen Stoffen empor. So ist das Leben subjectiv geworden, idealisirte Materie, die physikalischen und chemischen Qualitäten und Elemente sind zu lebendigen, reproducirenden und fühlenden Organen idealisirt. Das Leben ist nicht mehr die Unmittelbarkeit des Begriffs und seine Zersetzung, wie im kosmischen und tellurischen Organismus, sondern ist dessen freie Existenz. Die himmlischen Körper verharren mehr im gleichen Typus, ohne Entwickelung in sich, der lebendige Organismus aber ist das thätige Vermitteln und immanente Ineinanderkreisen aller unselbstständigen Momente, die in der subjectiven Einheit so gehalten sind, dafs der springende Punkt des Lebens nicht mehr entäufsert ein Zusammenführen der Elemente von Aufsen her, sondern erinnert ist, der immanente Puls und die einfache Seele als für sich seiende Einheit aller Glieder, die sie vollkommen durchdringt. In der Erzeugung des Menschen aber, meinen wir, hätte der Verf. noch besonders entwickeln müssen, wie diese Seele bestimmter der Grund der werdenden Individualität ist, und das bildende Princip, nicht blos als das Selbst des Lebens, sondern als das Selbstgefühl, aus welchem das Leben durch Trieb und Instinct sich organisirt, und dann sicher sich vermittelnd zu geistiger Individualität und Subjectivität aufschliefst. Die schöpferische Idealität ist ja keine abstracte, einseitige, sondern allgemein geistige Idealität, welche als Welt aus Nichts erschaffend, nicht aus dem leerem Nichts gleichen Sein, sondern aus dem Nichts der Welt als ihrer negativ sich setzenden Idee, diese zugleich allgemein geistig durchdringt. Indem so die Idee geistig individualisirt das Selbstgefühl ist, kein partikuläres, individuelles Gefühl, sondern das *Princip* der Individualität, ist es der Quellpunkt der Welt und alles Lebens.

Aber das hat der Verf. gezeigt, dafs aller Materialismus, welcher die Natur, die Elemente, oder die Naturgesetze und Gattungen als ein Letztes nimmt und behauptet, vor der Idealität zurücktreten mufs. Das Grundübel gewöhnlicher Naturforschung ist, dafs sie die Natur als ein absolut Selbstständiges nach vermeinter Erfahrung voraussetzt. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil in jedem Augenblick, dafs nämlich die Natur blos relativ selbstständig ist. So lange die Naturforschung von jener Voraussetzung nicht abläfst, wird sie nicht aufhören, das Geschöpf mit dem Schöpfer zu verwechseln, und die Natur zu vergöttern. So lange hat sie die Theile in der Hand, denn es fehlt das geistige Band der Idealität, ohne welches die Natur zwar gekannt und erfahren, aber nicht erkannt und begeistet wird. Die höhere Bestimmung der Empirie ist daher, dafs sie mit der Philosophie durch das Princip der Idealität in Uebereinstimmung und Harmonie gesetzt werde. **Hinrichs.**

XXIX.

Die Theorie des Verkehrs. Erste Abtheilung: die Grundbegriffe der Güterlehre. Von Dr. Karl Thomas, Privatdocent in Königsberg. Berlin, 1841. *Verlag von George Gropius.* 8. 120 *S.*

Das Auftreten junger Gelehrten im Felde der Staats- und Kameralwissenschaften in Deutschland kann den Regierungen und den schon vorhandenen Gelehrten und Lehrern des Faches nur willkommen sein. Wir heifsen daher auch den Verf. dieser Schrift und diese seine Versuche willkommen. Laut der Vorrede will er seine vorliegende Arbeit nicht als Erstling schonend und mild behandelt sehen, sondern hofft, man werde dieselbe in Beziehung auf die Hauptsachen streng und genau prüfen. Wir glauben voraussetzen zu dürfen, dafs er dies nicht von einer Recension verlangt, denn dazu müfste diese, selbst wenn man auch im Allgemeinen mit dem Verf. übereinstimmte, wenigstens den Umfang dieses Büchleins selbst haben. Im vorliegenden Falle wird die Unerfüllbarkeit obigen Wunsches ganz entschieden, da der Verf. nicht für sich allein, sondern auf den Grundlagen der Herbart'schen Philosophie auftritt, und also eine gewissenhafte Kritik sich auch auf eine Prüfung dieser Grundlagen einlassen müfste. Die Nationalökonomie beschäftigte sich in Deutschland namentlich im ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts vorzüglich mit der Zerlegung der Grundbegriffe der Güterlehre, z. B. der Begriffe von Gut, Werth u. dgl. und, wer die Leistungen der bekannten Schriftsteller dieses Faches kennt, der wird nicht blos das Ungenügende, sondern auch das Zuviel, jener Analysen eingestehen müssen. Auch wird ein Jeder, welcher in diese Wissenschaft eindringen will, schon an ihren ersten Thoren durch jene leidigen Begriffe und Begriffs-Analysen aufgehalten und zu dem Versuche gestimmt werden, sich einen eigenen reinen Weg zu bahnen. Der Verf. befindet sich jetzt in dieser Lage, und hat sich die Aufgabe gestellt, jene Begriffe genau zu begränzen. Er holt daher so weit als thunlich aus dem Gebiete der Ethik, Aesthetik und Psychologie aus, um die philosophische Schärfe in den Theil der Güterlehre zu verpflanzen, welcher mit der Nationalökonomie in unmittelbarer Berührung steht. Er untersucht und scheidet und begränzt die Begriffe des Guten, Schönen, Angenehmen, Nützlichen, Kostbaren und Erwünschten, den Begriff, die Beziehungen und Arten der Schätzung, die Begriffe und Arten der Würde, die Begriffe und Beziehungen von Nützlichkeit, Bedürfnifs, Begehren, Werth und Preis nach dem Herbart'schen Systeme der Philosophie. Wir sind weit entfernt, in Abrede stellen zu wollen, dafs eine derartige weit ausholende Entwickelung der Grundbegriffe der Güterlehre demjenigen, welcher sich damit beschäftigt, viele Befriedigung und eine Klarheit über diese Begriffe gewährt, welche man in den nationalökonomischen Schriften vergeblich sucht. Allein von der Nothwendigkeit so weit ausholender Untersuchungen für die Lösung der Aufgabe der Nationalökonomie können wir uns nicht überzeugen. Diese Wissenschaft wird dadurch entweder in die Güterlehre hineingezogen oder mit dieser Letzteren erweitert. Die Nationalökonomie hat die Aufgabe, die Grundgesetze der Entwickelung der Volkswirthschaft zu erforschen und darzustellen. Die reale Grundlage der volkswirthschaftlichen Gesetze und Erscheinungen ist die Natur und das Vermögen, und die personale der Mensch und Bürger mit seinen Bedürfnissen und seinem Begehren. Die Güterlehre hat daher für die Nationalökonomie nur eine Wichtigkeit in Bezug auf die, das Vermögen bildenden, Güter; und die Anthropologie und Psychologie hat zwar eine allgemeinere Bedeutung für dieselbe, und bildet für sie eine wesentliche Grundwissenschaft, allein in keinem andern Sinne, als zur Aufklärung des Verhältnisses des Menschen zu denjenigen Gütern, welche das Vermögen bilden, im Allgemeinen nothwendig ist. Weit specieller ist das Verhältnifs der Geschichte, der Philosophie der Geschichte, der Geographie, und der Länder-, Völker- und Staatskunde zur Nationalökonomie, denn sie ist Erfahrungswissenschaft, in welcher der Mensch weit mehr als Verkehrswesen, denn als Individuum in Betrachtung kommt. Wir halten daher eine Richtung in dieser Wissenschaft, bei welcher apriorisches Forschungsverfahren und also ein Deduciren aus Begriffen und Definitionen zur Hauptsache gemacht wird, für einseitig und gefährlich. Wir können nun freilich aus demjenigen, was diese erste Abtheilung der Schrift des Verfs. enthält, nicht entnehmen, wie er in der Folge bei eigentlich nationalökonomischen Untersuchungen von den gegebenen Unterscheidungen von Begriffen Gebrauch machen werde, allein uns will aus unserer Erfahrung scheinen, als ob auch der Verf. in seinen späteren wirklich nationalökonomischen Arbeiten nur von den wenigsten der hier entwickelten Begriffe einen besonderen Gebrauch werde machen können. Bis jetzt hat der Verf. unsere Ueberzeugung, dafs unter solchen Vorbegriffen der Tauschwerth der wichtigste sei, keineswegs erschüttert, obschon derselbe sagt, „es fallen alle Unterscheidungen fort, welche man . . . . . machen zu müssen glaubte, um zu dem leidigen Tauschwerthe zu gelangen und durch ihn den Begriff des Preises zu verderben." Indessen giebt der Verf. alle Augenblicke selbst zu, bald dafs es zu weit führen würde, bald dafs es unmöglich sei, die von ihm zur Erörterung genommenen Begriffe, mit ihren Beziehungen und Unterscheidungen weiter oder völlig durchzuführen, — ein eben so natürliches als für die Kritik wichtiges Eingeständnifs. Schon daher kommt es denn nun auch, dafs, wie uns scheint, seine Erörterungen meistens nicht genügen. So scheint es uns, um nur *ein* Beispiel zu erwähnen, sehr gewagt, den Begriff der *Würde* auch auf das Technische auszudehnen, und eine moralische, ästhetische und *technische Würde* zu unterscheiden. Unklar aber mindestens sind uns Aeufserungen wie folgende: „den Uebergang von der ästhetischen zu der technischen Würde bilden diejenigen Fälle, in welchen von der Würde und Güte eines Stoffes die Rede ist, ohne dafs auf ästhetische Eigenschaften desselben Rücksicht genommen wird und ohne dafs die Beziehungen auf Werth, Kosten, Nützlichkeit und Preis dabei in Erwägung gezogen werden. Es nähern sich indessen diese Fälle mehr der ästhetischen Würde, indem sie meistentheils an einen Gradunterschied der Annehmlichkeit sich knüpfen. Der Unterschied zwischen leichten und schweren Seidenzeugen bildet ein leicht verständliches Beispiel."

Wenn wir übrigens mit dem Verf., was sein verwerfendes Urtheil über die Arbeiten der wichtigsten Vorgänger im Felde der Güterlehre anbelangt, im Allgemeinen auch übereinstimmen, so vermögen wir dies doch nicht mit seiner Darstellung dieser Arbeiten und ihrer Resultate. In Manchem ist *unsere* Grundansicht eine andere als die des Verfs., und in Manchem scheinen uns auch die von ihm gewählten Schriftsteller anderer Ansicht zu sein, als wie sie der Verf. aufgestellt hat. Dasjenige, was an ihren Arbeiten tüchtig ist, wird sich erhalten. Ganz ebenso wird es den Untersuchungen des Verfs. ergehen. Wir wünschen nur, dafs derselbe bald eigentlich nationalökonomische oder finanzwissenschaftliche Untersuchungen veröffentlichen und der Welt zeigen möge, wie verschieden die Resultate, welche er nach seiner Betrachtungsweise mittelst seiner Grundbegriffe erlangt, von denjenigen sind, welche die Wissenschaft bis jetzt gewonnen hat.

E. Baumstark.

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

XXX.

Flora von Schlesien preufsischen und österreichischen Antheils oder vom oberen Oder- und Weichsel-Quellen-Gebiet mit besonderer Berücksichtigung der Umgegend von Breslau. Nach natürlichen Familien, mit Hinweisung auf das Linnéische System. Von Friedrich Wimmer, Professor. Nebst phytogeographischen Angaben und einer Profil-Karte des schlesischen Gebirgszuges. Breslau, Ratibor und Plefs, 1840. *Verlag von F. Hirt. XLVIII* 464 *u.* 82 S. *gr.* 12.

Seit dem Erscheinen von des Grafen von Mattuschka Flora von Schlesien und dessen Enum. stirp. Siles. (1776, 77, 79) hatte zwar das Studium der Botanik in Schlesien immer Freunde und Förderer gehabt, besonders seit der neuen Begründung der Universität zu Breslau; aber von dem Pflanzenbestande Schlesiens erhielt der Ausländer erst neue sichere Kunde, als — nach der Herausgabe von Günther's und Schummel's (zuletzt G., Grabowski's und Wimmer's) Centurien getrockneter schlesischer Pflanzen — als Resultat vieler, grofsentheils durch den sel. Med. Ass. Dr. Günther veranlafster Reisen und Untersuchungen die Enumeratio stirpium phanerog. Siles. von Günther, Grabowski und Wimmer erschien und dieser bald folgend (1827—29) die wirkliche ausführliche Flora Silesiae von Wimmer und Grabowski, gegründet auf Günther's bedeutendes Material und auf das der Verfasser. Das Bedürfnifs Vieler veranlafste Wimmer nachher zur Abfassung noch einer gedrängteren (dabei um manche Species vermehrten) „Flora von Schlesien" in deutscher Sprache (1832). Und nunmehr erscheint von demselben Verf. diese neue, als die erste schlesische, worin die Pflanzen nach natürlichen Familien geordnet sind.

Schriften über die Flora bestimmter Gegenden oder sogen. Floren haben meistens doppelten Zweck: sowohl den, den Schüler die Pflanzen kennen zu lehren und zugleich ihm als Vehikel zum Studium der Botanik überhaupt zu dienen, als auch den höheren, den Bestand aller einheimischen Gewächse und ihre Formen darzulegen zur Vergleichung mit der Flora anderer Länder — und aus letzterem Grunde greift auch der Kenner und der Ausländer nach dem Buche. Wenn es zu diesem und andern praktischen Zwecken auf rasches Auffinden einer Pflanze im Buche ankam, so mochte bisher wohl das künstliche gleichsam tabellarische, Linnéische System, als das Jedem geläufigste, zweckmäfsig sein, und wohl deshalb empfahl selbst die Isis noch vor wenigen Jahren für Provinzial-Floren das Linnéische System. — Soll aber eine Flora zugleich zur Einführung in die Kenntnifs der Pflanze und des Pflanzenreiches dienen, so wird dazu nur *der* Weg führen, auf welchem die wesentlich wichtigsten Theile und das Wachsthum der Pflanze genauer betrachtet werden: das natürliche System. Gerade eine Flora ist das Mittel, wodurch für zahlreiche Anfänger, und für Laien, die nicht Gelegenheit hatten, auf Schulen gelehrte Anweisung zu erhalten, die Bahn ihrer botanischen Studien sich bestimmt: im Wifsbegierigen wird, wenn sie nach dem sogen. natürlichen Systeme abgefafst ist, das Verlangen erweckt, dieses System vollkommen zu studiren, während er dabei die abgehandelten Pflanzen selbst schon aus der Flora vollkommner als sonst kennen lernt. Treffend sind jene Worte eines Autors: „Warum sollte Jemand es für einen Gewinn halten, ein Ding erst *halb* .... zu verstehen, um es später recht verstehen zu lernen? ... wie oft kehrt man denn im Leben zu dem früher Halb-Verstandenen zurück, um es *ganz* zu verstehen"? — Darum freute

man sich, als nach früherem Vorgange französischer Floren nach dem natürlichen Systeme, vor 12 Jahren Spenner's Fl. Friburg. (Fr. Brisgov.) nach demselben Systeme erschien, welcher zugleich zur Erleichterung des Bestimmens ein tabellarischer Schlüssel aller in jener Flora vorkommenden natürlichen Familien beigegeben ist. Seitdem hat bekanntlich Kunth auch die Berlinische Flora nach einem natürlichen Systeme behandelt, — und die natürliche Methode selbst wird immer bekannter durch Lehrbücher, auch kleinere Schriften, wie von Hefs u. A., und das Bestimmen von Pflanzen danach wird erleichtert durch analytische Tabellen der Familien, namentlich von Lindley (auch in Bot. Zeit. N. 32, I. Bd.), und ausführlich (deutsch) von Spenner in dessen „Teutschl. phanerog. Pflanzengattungen in analytischen Bestimmungstabellen [der Familien und der Gatt.] u. s. w.", 1836. Und bei diesen Hülfsmitteln ist schon jetzt das Pflanzen-Bestimmen auch nach dem natürlichen Systeme kaum schwieriger, als es, der Ausnahmen wegen, beim Linnéischen Systeme ist.

Solchem gründlichern Studium wird nun auch diese neueste Flora von Schlesien förderlich sein. Dieses Buch enthält zwar keinen Schlüssel der Familien, dagegen aber zur Erleichterung des Bestimmens für die, denen das Linn. System noch am geläufigsten ist, eine tabellarische Uebersicht der Gattungen nach diesem letzteren mit kurzen Kennzeichen für die Gattungen. Die Anordnung der Familien im Haupttexte ist fast ganz die von De Candolle, beinahe wie sie in Koch's Synopsis Fl. germ. etc. angenommen worden, beginnend mit Dicotyl. Polypetalae Thalamanthae, und zwar hier mit den Familien Berberideae, Paeoniac., Ranunculaceae. Abtheilungen und Familien erhielten vollständige Charaktere, möglichst gedrängt; eben so, meist kürzer, die Gattungen und Species: alles in deutscher Sprache; bei jeder Gattung ist auch ihr Stand im Linnéischen Systeme angemerkt. Bei den Species ist aufser speciellen Standörtern gewöhnlich auch die Häufigkeit und die mehr und minder allgemeine Verbreitung angegeben, z. B. durch „d. d. g. G." (durch das ganze Gebiet). Was die Häufigkeit des Vorkommens (nicht die Individuenmenge) innerhalb der Provinz betrifft, so war gewifs Dr. R. Schneider's Bezeichnungsweise in seiner „Flora von Bunzlau, 1837," dem Plane nach auch passend, indem nämlich daselbst bei jeder Pflanze genannt ist, in welchem und wieviel andern von den bereits bekannten Specialverzeichnissen von schlesischen Orten dieselbe Pflanze auch noch vorkommt, *wenn* nämlich die citirten Verzeichnisse vollständig sind; in ähnlicher Weise bezeichnete *Watson* (Bemerkk. üb. d. Verbr. der Gew. Grofsbrit.) die Häufigkeit der britischen Pflanzen nach der Menge der sie enthaltenden Grafschaftsfloren; das Fehlen der Pflanze in der oder jener Gegend wird oft auf Einflufs des Bodens oder der Lage schliefsen lassen. In allen Floren aber überhaupt hat man wohl erst in späterer Zeit Andeutung darüber zu erhoffen, ob eine Pflanze in der Provinz an der Grenze ihres Verbreitungsbezirkes stehe, oder ob gegen dessen Mitte, ob die Pflanze ihre Haupt-Heimath südlich oder östlich u. s. w. von uns habe, wie letzteres z. B. mit Conioselinum der Fall ist, dessen Special-Name tataricum deshalb, als die Heimath bezeichnend, zugleich als der älteste, den Vorzug verdient. Mit Angabe der *ganzen* Verbreitung jedes Gewächses mit wenigen Zeichen oder Ziffern begannen E. Meyer (in „De pl. Labrador." gegen den Schlufs) und Watson (in: „Bemerkk." u. s. w., in d. Tabellen); Miquel (in Disquis. de distr. pl. r. Bat.) giebt Dasein oder Fehlen in Nachbarländern an, ohne allen Raumaufwand durch Zeichen und Art des Druckes. In dieser Flora von Schlesien finden wir statt dessen in der letzten Abtheilung S. 61—65 eine Tabelle über in Schlesien *fehlende* Pflanzen, welche gefunden werden in Mähren, Böhmen, der Lausitz, der Mark, einander gegenüber gestellt; für mehrere dieser Pflanzen läge übrigens Schlesien noch in ihrem Verbreitungsbezirke und es fehlt nur der geeignete Boden oder die Lage, wie für Lepidogonum marinum, Samolus etc.

Die Species-Charaktere, die schon in des Verfs. früheren Floren keine blos nachgeschriebenen gewesen, haben doch noch Verbesserungen erfahren, auch da, wo jetzt Koch's treffliche Charaktere mitbenutzt sind, findet man noch Manches hinzugethan oder geändert. Die Umgrenzung der Arten ist etwa wie bei Koch, nur werden noch einige, die Koch vorläufig als Species beibehielt, eingezogen, wie Barbaraea arcuata, etc.; Spergula sativa und maxima kamen wieder unter Sparvensis. Von den Spergulis Preufsens hatte E. Meyer (in „Preufsen's Pflanzen-Gattungen" 1839), die Sp. nodosa zu Sagina (unter Paronychinae gestellt) gezogen; Wimmer folgt darin und thut das-

selbe nun auch mit unsern Sp. saginoides und subulata (nun: Sag. saxatilis und subulata Wimm.). Des Verfs. strenge Kritik zeigt sich besonders in den Gattungen Salix (wo übrigens auch als Bastarde vorkommen eine S. aurito-repens Wr. = S. ambigua Ehrh.? und S. cinereo-repens), Epilobium (wo Lindblom im Vereinigen der paludoso-alpinen noch weiter geht), Rubus, Viola und Hieracium etc. Beiläufig: Hieracium erhält S. 443 eine neue Form H... poliotrichum. Für Violae erkannte W. gute Merkmale in der Blattbasis. — Eine ganz neue Species ist Orobanche stigmatodes, auf Centaurea Scabiosa wachsend. Bei Verbascum und Rumex hält sich W. vielmehr an Fries, nicht an G. W. Meyer, nimmt also das grofsblumige V. thapsiforme *nicht* für Linné's V. Thapsus. Die schlesische frühere „Fedia dentata", als *nicht* De Candolle's Valerianella dentata, wird wieder Val. Morisonii De C. (Fedia Morisoni Spr.). Senecio vernalis, nach W. vielleicht im Samen durch Südostwinde nach Schlesien gekommen, scheint hier wieder verschwunden zu sein. — Die Zahl der schlesischen Species hat sich hier von fast 1320 auf 1288 verringert, durch Reductionen bei Cirsium, Salix, Verbascum u. v. a. Bei einer neuen Auflage möchten wir hier und da ein Synonym mehr wünschen, so zu Rumex conglomeratus: R. Nemolapathum Ehrh., non Wallr., zu Rum. sanguineus: R. nemorosus Schrad., damit, wer von der Pflanze mehr unter letzterem Namen gehört hat, sie nicht vergeblich suche; so bei Epilob. parviflorum: E. pubescens. — Von seltenen Species sind die Fundörter *alle* angeführt; von mehr verbreiteten sind theils und vorzüglich Standörter um Breslau, theils entferntere genannt; damit aber der Leser wisse, *ob* oder bei *welchen* Species die genannten Fundörter die einzigen seien, wäre da, wo letzteres nicht der Fall ist, das wohl zuweilen gebrauchte „u. s. w." oder „und anderw." öfter nöthig — so überhaupt in allen Floren. — Die vom Apotheker G. Neumann auf hohen Mooren der Grafschaft Glaz entdeckte Pinus uliginosa Wimm. et Neum. erklärt Dr. Schauer in Bot. Zeit. 1840, S. 41 ff. für eine (in wärmerer Region) gröfser gewordene P. Pumilio, auch Dr. M. Elsner ist gleicher Meinung; untereinander gemengte Zapfen von beiden waren nicht mehr ganz zu sondern; P. obliqua Sauter, Rchb. Fl. exc., in Tirol, ist dieselbe; Schauer beobachtete sie im schlesisch-mährischen Gesenke. Von P. sylvestris ist sie ganz verschieden in Farbe, Wuchs, Zapfen u. s. w. — Anderes Neue dieser neuen Wimmer'schen Flora hat Schauer im „Literaturblatte von und für Schlesien", Januar 1841, S. 12—18 hervorgehoben und daselbst neue Standörter u. s. w., auch in Betreff der Gladioli andere Meinung (wonach die 2 schlesischen der Gl. Boucheanus Schldl. und Gl. imbricatus sind) hinzugefügt.

Ohne von einander zu wissen, stimmten Mehrere mit einander überein in fast gleichzeitiger Zusammenfassung des Satyrium albidum und viride L. zur Aufstellung als besondere Gattung: Hartman in Scandin. Flora 3te Auflage als n. g. Coeloglossum, und Wimmer als Chlororchis (wie sie im früher gedruckten phytogeographischen Anhange von Wimmer's Flora heifst — im Texte selbst ist dann auch hier Hartman's Benennung angenommen), nachdem auch E. Meyer für beide Species die Glockenform des Ganzen der Helmzipfel hervorgehoben. — Bei den Gattungen finden wir oft neue oder erneuerte deutsche Namen, wofür wir manchmal schon anderer gewohnt waren, z. B. für Epilobium „Schotenweiderich"; indefs folgt der Verf. hier der sonst so guten Autorität E. Meyer's, mit welchem er übrigens auch „Lonitzere" (für Lonicera) gemein hat, obgleich der damit Zuehrende Lonicer, nicht Lonitzer, geheifsen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, dafs an Druckfehlen stehen geblieben sind: „Allione" statt Allioni, Coulton (S. 189) st. Coulter, S. 253 steht noch „nymphoides" statt nymphaeoides oder nymphaeiformis, S. 71: „Frieseana" statt Friesiana (nach Fries, nicht Friese), II. 62. „Helosciadium" st. Heleosciadium; statt des schrecklichen Phoenixopus (was etwa Rothmistelfufs heifsen könnte) wollte Cassini gewifs sagen Phoeniceopus (Purpurfufs) oder Phoenicopus (Phönixfufs). Andere fehlerhafte Namen hat unser Verfasser wirklich verbessert, mit Triodia in Triodon, Adenostyles in Adenostylium.

Etwas längst Erwünschtes, der Pflanzengeographie förderlich durch Angaben für einzelne Höhen-Regionen, dem Ausländer zu einem Bilde der Vegetation unsrer Gegenden verhelfend, ist der Schlufs oder die 2te Abth. des Werkes nämlich die „Geographische Uebersicht der Vegetation Schlesiens" (72 S. mit besonderer Paginirung), eine „phytotopographische"

Schilderung der verschiedenen Regionen, am ausführlichsten hinsichtlich der Ebene, diese nach verschiedenen Bezirken betrachtet. Regionen nimmt der Vf. hier 3 an und geht die 2 höheren nach den einzelnen Theilen der Sudeten durch, für die Ebene die Umgegend Breslaus, dann die bereits untersuchten andern Bezirke, überall mit Angabe der in gröfserer Masse und der ausschliefslich da vorkommenden Pflanzen, wozu am Schlusse Tabellen über die Speciesmenge aller einzelnen Familien in jeder der 3 Regionen, sowohl *aller* Species der Region, als auch der jeder Region eigenthümlichen, endlich auch des Breslauer Gebiets, folgen. Um danach das Verhältnifs der Species aus einer Familie in einer bestimmten Region zur Summe aller Phanerogamen derselben R. zu berechnen, mufs man erst summiren und darf da S. 70 nicht versäumen, einige (Nymphaeac., Typhac. u. a.) unter der Spalte der „ausschliefslich" der 1sten Region angehörenden auch in der Spalte der „überhaupt" in derselben Region vorkommenden mitzuzählen, (da es dort zufällig in der Tabelle selbst noch nicht geschehen ist). Man findet so 193 Species für die „3te" oder höchste Region, nämlich die oberhalb 3600 Pariser Fufs Höhe [etwa oberhalb der Hampelbaude], 552 für die 2te oder mittlere zwischen 1500′ und 3600′ u. d. M. im Durchschnitte, 1063 Spp. für die untere Region oder die Ebene, und namentlich 964 für Breslau. Die Species sind hier *nicht* einzeln genannt [wir möchten um Aufzählung derselben bei einer neuen Auflage bitten —], aber die Uebereinstimmung der beim Berechnen sich ergebenden Familien-Quotienten mit denen in andern ähnlichen Provinzen und den entsprechenden Höhen-Regionen spricht sowohl für die Genauigkeit dieser Angabe des Verfs., als auch bestätigend für jene der auswärtigen Autoren; besonders grofs ist die Uebereinstimmung der Verhältnisse zwischen unsers Verfs. Angaben für die Sudeten mit denen von Watson für Grofsbritannien und namentlich für Schottlands Gebirge, welche gleichfalls die Schneelinie nicht erreichen; von den nach Heer für Glarus sich ergebenden Verhältnissen, die zwar gleichfalls sehr damit übereinstimmen, giebt es doch Abweichungen: die Leguminosae (in der obersten Region der Sudeten nur 1) und Umbelliferae (daselbst sehr viel, $\frac{1}{18}$ aller Phanerogamen!) kommen dem Verhältnisse in der nivalen Region Heers näher, als dem der subnivalen; in der mittlern Region erscheinen die Umbell. arm ($\frac{1}{16}$); in derselben mittlern Region sind Orchideae auffallend reich ($\frac{1}{26}$), reicher als in Heer's montaner Region. Gramineae verhalten sich in der mittlern Region ganz wie bei Watson: $\frac{1}{14}$ betragend, und in der höhern und der niedrigern reicher. In den Cyperaceae (reicher als in Glarus, oben bis $\frac{1}{10}$! zunehmend,) ist die Feuchtigkeit des Bodens ausgesprochen. Beiläufig: Cardamine Impatiens, hier als vorzugsweise montan angegeben, fand Ref. auch fern von Bergen, auf faulenden Baumstämmen 25. — Pflanzengeographisches über das Riesengebirge und die Umgebungen Hirschbergs finden wir auch in Dr. M. *Elsner's* Synops. Fl. cervimontanae (Vratisl. 1839. 45 pp. 82), namentlich von sehr vielen Gebirgs-Pflanzen Angaben ihrer obern und unteren Grenzen. Als Ref. einige Familien danach für bestimmte Höhen berechnete (obgleich E. selbst die Listen nicht eben für vollständig erklärt, *fand sich* zwar im Ganzen Uebereinstimmung mit Wimmer's Zählungen, bei einigen aber doch in Wimmer's Angaben *mehr* Uebereinstimmung mit den Glaruser Verhältnissen, woraus er schliefst, dafs man an die Richtigkeit bei Wimmer's Zählungen glauben kann, obgleich er die Species nicht als Belege einzeln genannt hat — deren Nennung übrigens dennoch sehr zu wünschen wäre, wenn auch mit Vertheuerung des Buches. — Ueber die Flora des schlesisch-mährischen Gesenkes, zwar ohne Unterscheidung der Regionen, schrieb Specielleres Dr. *Schauer* in der Flora oder botan. Zeit. 1840, Nr. 2 f., S. 17—41; über die *Moose* desselben, mit Beschreibung von 7 neuen Species derselben: *O. Sendtner* ebendas. S. 49—63.

Wimmer's Flora schliefst mit einer vom Prof. *J. Scholtz* verfafsten Erläuterung des der Flora beigegebenen vom Pr.-Lieut. *Lutz* entworfenen Gebirgsprofils, welche auch eine Liste von Höhenangaben enthält. — Auch Druck und Papier sind an diesem Werke zu loben; die Einrichtung des ersteren erleichtert Auffinden und Uebersicht.

Dr. C. T. Beilschmied.

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

XXXI.

1) *The journal of the royal geographical society of London, vol. X., part II,* 1840. *(Drei Berichte der von R. H. Schomburgk im Innern von Guiana während der Jahre* 1837 *bis* 1839 *unternommenen Reisen enthaltend.)*

2) *R. H. Schomburgk, geographisch-statistische Beschreibung von Britisch Guiana, seine Hülfsquellen und seine Ertragsfähigkeit, der gegenwärtige und zukünftige Zustand der Colonie und deren Aussichten. Aus dem Engl. von O. A. Schomburgk. Magdeburg,* 1841.

Obwohl Guiana schon seit den Zeiten, als Chr. Colombo an den Küsten von Paria das irdische Paradies entdeckt zu haben hoffte und W. Raleigh durch den Ruf des mythischen Eldorado zu seinen bekannten phantastischen Seezügen angefeuert wurde, die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen hat, so stammt doch die erste wissenschaftliche Kunde von der Natur und dem Bau des Landes nur aus der Zeit her, da Humboldt und Bonpland vor etwas mehr als 40 Jahren in die Wildnisse des oberen Orenoko eindrangen, um die damals noch stark bezweifelte Gabeltheilung dieses Stromes zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit wies Humboldt auch zuerst nach, dafs die Berge von Guiana ein eigenes, auf eine merkwürdige Art vom Orenoko umflossenes Gebirgsland bildeten, das mit den Cordilleren Neugranadas in keinem Zusammenhange stehe (Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes 3, 263). Die Bildung desselben im Einzelnen kennen zu lernen, war Humboldt um so weniger im Stande, da sein Weg ihn auf den Flüssen nur um den nördlichen, westlichen und einen kleinen Theil des südlichen Randes herumführte, und wenn aus dem dabei Beobachteten und aus einigen noch dürftigeren Angaben anderer Reisender von den Geographen ein System über den Gebirgsbau des Landes aufgestellt worden ist, so wird sich niemand darüber wundern, wenn es sich ergiebt, dafs aus nicht zureichenden Thatsachen falsche Schlüsse gezogen sind. Dafs dies der Fall ist, nachgewiesen zu haben, darin besteht wohl das Hauptverdienst der Reise, welche Schomburgk 1838 und 1839 längs des bisher noch von keinem Europäer besuchten Südrandes des Guianischen Berglandes unternommen und deren Bericht die Londoner geographische Gesellschaft, die mit gewohnter Liberalität seine Unternehmungen unterstützte, so eben bekannt gemacht hat.

Schomburgk ist (bis auf den Engländer Hillhouse) der erste Europäer, der sich nach Humboldt wieder mit der Erforschung der Wildnisse des inneren Guiana beschäftigt hat, und es gebührt ihm der Ruhm, unsere Kenntnisse von diesem Theile der Erdoberfläche mehr als irgend jemand vor ihm erweitert zu haben, ein Ruhm, der durch die Hindernisse, welche die Natur des zu erforschenden Landes dem Reisenden in den Weg legt, noch sehr erhöht wird. Er hat während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Colonie Demerara zur Untersuchung des Laufes der Flüsse, die in diesem Theile Guianas zum atlantischen Ocean herabfliefsen, einige Reisen unternommen, worüber die Berichte in den früheren Heften des Journals der Londoner Gesellschaft erschienen sind; wir übergehen alle diese Unternehmungen, an welche sich auch die in dem oben angeführten Hefte zuerst geschilderte Reise (S. 159 ff.) nach den Quellen des Flusses Essequebo und dem Gebirge Acaray schliefst, ob sie gleich für die Kenntnifs des östlichen Guiana, das in seiner Bildung von dem westlichen ganz abzuweichen scheint, sehr wichtig sind, und wenden uns sogleich zu der gröfseren Reise, die ohne Zweifel von allen bis jetzt in diesem Berglande unternommenen (bis auf Hum-

boldt's) die grofsartigste, wichtigste und lehrreichste ist (S. 191 ff. des Journals), nämlich vom Riobranco (Parima) und dem Isthmus zwischen ihm und dem Rupununi, einer der bekanntesten Lokalitäten im Innern von Guiana, nach West bis zum oberen Orenoko und dem Dorfe Mirara, der alten, jetzt eingegangenen Mission Esmeralda, bis wohin Humboldt von West her auf dem Orenoko im Mai 1800 vordrang. Der Zweck war, nach Untersuchung einer bei allen indianischen Stämmen dieser Gegend hoch berühmten Gebirgsgruppe Roraima das bis da ganz unbekannte Quellland des Orenoko von Ost her zu erforschen.

Es ist erst durch Schomburgks Untersuchungen die Ausdehnung und Natur des Savannenlandes von geringer Meereshöhe bekannt geworden, das als ein Arm des amazonischen Tieflandes gleich einem grofsen Busen am Riobranco, den die Ureinwohner noch jetzt in seinem ganzen Laufe Parima oder Paraima (S. 212) nennen, bis zum Fufse der Berge von Guiana nach Nord sich ausdehnt, und dessen westliche Begränzung am oberen, nach Ost gerichteten Laufe des Parima und seiner grofsen Westzuflüsse noch immer zu erforschen bleibt. Im nördlichsten Theile dieses Busens begann Schomburgk seine Reise von der protestantischen Mission Pirara aus, die in der Ebene am See Amuca auf dem obenerwähnten Isthmus liegt, und zog anfangs am Abhange der Berge von Pacaraima, die hier die südliche Gränze des guianischen Berglandes bilden, nach West stets zwischen den letzten Höhen derselben hin, bis er sich in 61 Gr. Lge. (Greenw.) nach Nord wandte und diesen Abhang über eine Reihe paralleler und stufenmäfsig aufsteigender Sandsteinketten erstieg (S. 200). Auf diese folgte ein Plateau von 2000 bis 2500 Fufs Höhe, über dessen unebenen, selbst bergigen Flächen sich die isolirten, durch ihre Steilabfälle, romantischen Kataracten u. s. w. sehr ausgezeichneten Gebirgsgruppen von Roraima (aus altem rothem Sandstein bestehend) 5000 Fufs hoch erheben, eine Art Gebirgsknoten, in dem die Hauptzuflüsse des Essequebo, Orenoko und unteren Maranhon entspringen. Die Ausdehnung dieses Hochlandes in Ost und Nord bleibt uns vorerst noch ganz unbekannt, es möchte aber gegen Norden wohl bis in die Gegend von Barceloneta und zum oberen Cuyuni reichen, in Ost aber nicht weiter als bis zum mittleren Mazaruni und Essequebo, wo, falls wir nicht sehr irren, Ostguiana mit seiner ganz abweichenden Bildung beginnt. Denn Schomburgk sah sich durch die Krankheiten, die unter seinen indianischen Begleitern ausbrachen (sie waren des kühleren, veränderlichen und sehr feuchten Climas des Hochlandes ganz ungewohnt), genöthigt nach Süd in die Savannen des Tieflandbusens zurückzukehren, bis er den Parima (d. h. den mittleren Lauf des Branco) nicht weit unter seinen ersten Fällen erreichte (S. 216). Er setzte nun die Reise auf *diesem* Flusse fort unter den gröfsten Beschwerden, weil das Bett noch im Savannenlande voller Strudel und Stromschnellen ist, und kam über die Mündung des Uraritapara dem Hauptarme folgend (der auf den Charten als ein Nebenflufs Maraca gezeichnet ist), endlich in 63 Gr. Lge. an den Punkt, wo er am Berge Quetta aus den Gebirgen in das offene Savannenland heraustritt; nicht weit darüber verliefs er den aus Südwest kommenden Flufs, um die auch hier von West nach Ost ziehenden, parallelen Stufenketten des Berglandes (die Ariwanaberge) nach Nord hin zu übersteigen (S. 223). Allein statt, wie es den Charten zufolge zu erwarten stand, darauf in das Stromgebiet des Oberorenoko zu kommen, stiefs Schomburgk vielmehr auf den in einem grofsen südlichen Bogen gegen Ost fliefsenden Merewari, den südlichsten Quellarm des Caura, nicht wenig verwundert über die grofse Ausdehnung, welche das Gebiet dieses Zuflusses des unteren Orenoko gegen die bisherige Darstellung der Charten dadurch erhielt. *) Die Natur dieses Landes am oberen Merewari erkennt man aus dem Berichte nicht ganz genau, denn die Reise geschah grofsentheils auf Flüssen unter den mannigfachsten Drangsalen und Entbehrungen; es scheinen sich aber auch hier Hochflächen auszubreiten, von Bergzügen in verschiedenen Richtungen vielfach durchschnitten, sicherlich ist der Bau des Landes ganz anders als man es bisher anzunehmen pflegte. Nachdem nun Schomburgk das Quellland des Merewari eine Strecke lang nach West durchzogen hatte, wandte er sich, von den Einwohnern dieser Gegend über die viel südlichere Lage der Orenokoquellen unterrichtet, dahin (S. 229), stieg über beschwerliche Gebirgspässe

*) Man wird hiernach erst das vollständig verstehen können, was Humboldt bei Gelegenheit der Schilderung eines im vorigen Jahrhundert in Gebrauch gewesenen Landweges zwischen Esmeralda und den Missionen am unteren Caura (Reise in die Aequinoctialgegenden 4. 497 ff.) sagt.

in ein noch immer aus bergigen Hochflächen bestehendes Land herab, das von den Zuflüssen des oberen Parima bewässert wird, und gelangte endlich in das Gebiet des Ocamo, eines Hauptzuflusses des Oberorenoko. Allein die Quellen dieses letzten Flusses, die hier nur wenige Tagereisen südlicher in 65 Gr. Lge. und etwa 2⅔ Gr. nördl. Bte. liegen müssen, selbst zu erreichen, hinderte ihn ein Krieg, der unter den indianischen Stämmen dieser Gegend ausgebrochen war; seine eingeborenen Begleiter weigerten sich ihm als Führer und Träger zu folgen (S. 231), sonst würde selbst der Krieg kein Hindernifs für den unternehmenden Reisenden gewesen sein, so grofs ist die Schwäche, wie die Sanftheit und Harmlosigkeit dieser noch nie zuvor von Europäern besuchten Stämme des inneren Guiana. Daher kehrte Schomburgk in die eben erst verlassenen Hochflächen zurück, deren bedeutende Erhebung (3 bis 4000 Fufs) das kühle Clima und die höchst eigenthümliche Vegetation (Lichen rangiferinus S. 233, 4) deutlich genug anzeigen, und zog über sie fort nach West, bis er in das Thal des hier aus dem Gebirgslande nach Süd herabfliefsenden Paramu (des Padamo bei Humboldt) kam, wo es sich am Ostabhange des 10 bis 11000 Fufs hohen Berges Maravaca, des höchsten bis jetzt bekannten in Guiana, entlang zieht; diesem Flusse folgte er nach Süd bis in das ebene Waldland, erreichte den Oberorenoko an seiner Mündung und bald darauf Mirara oder Esmeralda, das Ziel dieser mühevollen Unternehmung. Die Rückkehr geschah auf den Flüssen Cassiquiare, Rio negro und Parima.

Wir müssen uns hier darauf beschränken noch ganz kurz auf die Ergebnisse dieser Reise für die Geologie (das Vorkommen einer ausgedehnten Sandsteinformation, die das Urgestein in allen höheren Theilen vom Guida bis zum Roraima überlagert), die Botanik und die Ethnographie Guianas hinzuweisen; was die letzte anbetrifft, so hat Schomburgk auch besonders seine Aufmerksamkeit auf die seit Humboldt bekannteren hieroglyphischen Bilder auf Felsen gerichtet und die S. 261 mitgetheilten sind deshalb besonders interessant, da sie beweisen, dafs die Annahme, als rührten diese Bilder von anderen Einwohnern als den jetzigen her, nicht wohl begründet ist. Es möge uns aber noch vergönnt sein, einiges über die *geographischen* Resultate dieser durch die Wichtigkeit derselben eben so sehr, als durch die dabei bewiesene Ausdauer und Beharrlichkeit für Schomburgk ehrenvollen Unternehmung zu bemerken. Vor allem ist die Entdeckung der Hochflächen von so bedeutender Meereshöhe, eines wahren Hochguiana, die gegen Süd in steilen Stufen plötzlich zum Tieflande des Amazonenstromes herabsinken, auffallend und wichtig; noch viel mehr gilt dies von der Nachweisung der Orenokoquellen sehr unerwartet in einer Gegend, wo sie bisher von niemand geahnt wurden. Es möchte allerdings schwer fallen, aus den von Humboldt während seines Aufenthaltes in Esmeralda über das Quellland des oberen Orenoko gesammelten Nachrichten, deren grofse Genauigkeit Schomburgks Erkundigungen vollständig bestätigen (s. Reise in die Aequinoctialgegenden 4, 478 ff.) zu erklären, woher die seitdem gewöhnliche Annahme, dafs der Flufs bald oberhalb Esmeralda seinen bis da gegen West gerichteten Lauf in einen nördlichen verwandele, so dafs sein Quellgebiet zwischen dem des Ventuari und Caroni zu liegen komme, (wo in der Wirklichkeit das des oberen Caura sich findet), entstanden ist; in jenen Nachrichten bei Humboldt spricht nicht das Mindeste für eine Annahme der Art, die nichts weiter als eine willkührliche Hypothese zu sein scheint. Der Orenoko entspringt aber in Wahrheit gar nicht in Hochguiana und kommt oberhalb Esmeralda nicht aus Nord, vielmehr aus Ost und Südost. Denn südlich von diesem Flusse und dem Cassiquiare liegt ein in seiner Hauptrichtung von Südwest nach Nordost sich erstreckendes Gebirgsland, die Berge von Unturan, dessen Existenz bereits Humboldt wohl bekannt war (man sehe die Reise in den Aequinoctialgegenden 4, 325 ff. und besonders 5, 488 ff.), weil es als die Hauptheimath des Baumes, der die geschätzte Juviamandel liefert (Bertholletia excelsa), in der ganzen Umgegend berühmt ist. Es hängt in seinem nördlichen Theile durch einen breiten bergigen Strich von Hochflächen, den Ocamo, (denselben, den Schomburgk durch den unruhigen Zustand des Landes nach Süd zu durchschneiden verhindert wurde), mit dem Plateau von Hochguiana zusammen, und dieser Strich, dessen östliche Begränzung in den ganz unerforschten Gegenden am oberen Parima und Mocajahi wir noch nicht kennen, ist es, in dem die Quellen des Orenoko und zugleich des nach Ost fliefsenden Parima, des Hauptarmes des Riobranco, liegen; er trennt überdies die beiden grofsen busenartigen Arme des südlichen Tieflandes, von denen der eine, wie schon erwähnt ist, von Süd her am Riobranco bis zu den Pacaraimabergen sich hinzieht, der andere vom oberen Rio negro an, (denn das Bergland von Unturan dehnt sich (Schomburgk S. 252) mit seinen letzten Armen, den Bergen von Pirabuku, bis fast an den Negro bei Marabitanas aus und bildet dort augenscheinlich die plötzliche Westbiegung dieses Flusses), über den Cassiquiare zum Oberorenoko bis über Esmeralda gegen Ost hin reicht, jener voll Savannen, dieser mit den endlosen Wäldern bedeckt, die Humboldt so überaus anziehend geschildert hat. Bei keinem Flusse findet übrigens eine ähnliche Willkühr in der Benennung der einzelnen Theile des Laufes statt, als beim Orenoko. Denn während von seinen Quellarmen der Guaviare offenbar der bedeutendere ist, führt der kleinere den Namen Orenoko, in dessen Quellgebiet doch vielleicht der Paramu der Hauptarm sein möchte. Wäre es möglich oder auch nur räthlich, die Nomenklatur dieser Flüsse zu ändern und zu ordnen, so würde es viel bequemer und naturgemäfser sein, den ganzen Oberorenoko bis zum Cassiquiare mit diesem zum Amazonengebiet zu rechnen, dem er in Wirklichkeit mit demselben Rechte angehört wie der Parima; man sollte nämlich den Orenoko durch den Cassiquiare bei der Gabeltheilung fortsetzen und mit dem Rio negro

über ihre Nothwendigkeit im öffentlichen Cultus, ein Weiteres zu reden: so viel setzen wir voraus, dafs kirchliche Theoretiker sich mehr und mehr von der Altarliturgie als einem integrirenden Theile des evangelischen Hauptgottesdienstes, und von der Agende, als der totalen Ordnung für Alles, was zum Cultus gehört, zu überzeugen anfangen. Es mufs als ein glückliches Zusammentreffen angesehen werden, dafs man in Deutschland nicht, wie es so häufig der Fall ist, blofs bei den Theorieen stehen blieb, sondern simultan mit denselben Hand an die Praxis gelegt wurde, und es wirklich, nach dem Vorgange von der evangelischen Kirche im Königreich Preufsen, in mehreren Ländern zu kirchlich sanctionirten neu angeordneten Agenden kam. Die meisten aber uns zu Gesicht gekommenen Agenden der neuern Zeit trifft der Tadel, dafs sie mehr *Gebets- und Anrede-Sammlungen* sind, als dafs unter Leitung fester Principien unterschieden wäre zwischen dem, was sich für die kirchliche Anordnung und Vorzeichnung eignet, und dem, was der freien Thätigkeit des Liturgen und Homileten mufs anheim gegeben werden. Es ist, wie verkannt auch die preufsische Agende dastehen mag, immer einer ihrer gröfsten Vorzüge, dafs sie für die Handlungen der Taufe, der Confirmation, der Trauung, der Ordination, des Begräbnisses, gar keine introducirenden Allocutionen in mehr homiletischer Form bietet, sondern diese ganz und gar dem administrirenden Geistlichen überläfst. Ferner zeichnet die genannte Kirchenagende sich dadurch vortheilhaft vor andern neuern aus, dafs sie unter der Altar-Liturgie nicht ein vereinzeltes Sonn- oder Festtagsgebet, sondern einen Organismus von Gebeten vorzeichnet, wodurch dieser Act eine mannigfache Gegliederung und kirchlich-dramatische Lebendigkeit erhält, und so es möglich wird, die Gemeinde in die Gebete, Salutationen u. s. w. so hineinzuziehen, dafs sie als mitwirkend auftritt.

Fragen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen, wodurch kann eine neue für eine Landeskirche eines ganzen Königreichs angeordnete Agende sich als nothwendig legitimiren und sich Eingang verschaffen; so möchten wir Folgendes als Antwort geben: *a*) wenn sie, unter weiser zarter Berücksichtigung der bisher bestandenen gottesdienstlichen Ordnung, Abolirtes, aber *wesentlich Nothwendiges*, wieder in Gang bringt, und somit der Willkür, der Destruction, steuert, und wir rechnen dazu vor allen Dingen das *gegliederte Gebet*, in welches die Gemeinde, oder der sie vertretende Chor thätig hineingezogen werde; *b*) dafs Veraltetes in Sprache, Gedanken, durch neuere bessere Formen verdrängt werde; *c*) dafs sie genau unterscheide, was für die Vorzeichnung gehöre, was nicht, wobei denn alle Anreden, indem diese dem Homileten eignen, ausgeschieden werden; wobei der feste Stab des traditionell-Kirchlichen und Confessionalen aufrecht gehalten, dahingegen die Predigt, die Rede, das Vehikel sei, durch welches insbesondere der viel bewegliche Geist der christlichen Reflexion in Lehre, Mahnung, Warnung an die Gemeinde gebracht werde. — Diese Gesichtspuncte sowohl in ihrer Gesammtheit, als einzeln für sich, sind factisch in der neuesten Zeit die Veranlassung gewesen, das Liturgische des Gottesdienstes einer Revision zu unterwerfen, und neue Agenden zu arrangiren.

Hingesehen auf die vorliegende Liturgie, so will sie zunächst nur ein *Entwurf* sein, und wartet die öffentlichen Urtheile des In- und Auslandes ab, ehe die Anordnung gesetzlich für alle evangelischen Kirchen der würtembergischen Lande mafsgebend werde. Vergleichen wir den vorliegenden Entwurf mit der alt-würtembergischen Agende, so kann ihn der *Vorwurf nicht* treffen, dafs die geistlos repristinirende Richtung vorherrschend sei; nur im Vergleich mit der im Jahre 1809 dort eingeführten Gebetsammlung schliefst sich das vorliegende Buch mehr an den Geist der heiligen Schrift und die Bekenntnifsschriften der evangelischen Kirche an, so dafs die alt-evangelische ascetische Sprache, geläutert durch angemessenere Sprachformen, durch Tilgung harter dogmatischer Uebertreibungen im Pathos der Rhetorik, auf eine wohlthuende Weise wieder in den Gottesdienst eingeführt wird. Ohne daher das Alte in plumper Reaction dem neuern Leben in der Kirche entgegenzusetzen, ist doch so wieder eine Verbindung mit dem Glauben der Kirche der Väter herbeigeführt. Wie es aber möglich war, dafs die sonst von einem so richtigen liturgischen Tacte beseelte und theologisch erleuchtete Commission so ganz und gar den wichtigen Gesichtspunkt verkennen konnte, nämlich, dafs das Altargebet im Hauptgottesdienst ein durch Responsen gegliedertes sein müsse, damit die Gemeinde thätig in das Gebet selbst hineingezogen werde; können wir kaum begreifen, da ja gerade in der neuesten Zeit die Theorie und an vielen Orten bereits auch schon die

Praxis, so dringend zu dieser Einsicht hingewiesen haben. Wenn, wie es das vorliegende Buch an die Hand giebt, die Altarliturgie in nichts Anderem bestehen soll, als in einer reichen Auswahl von meist längern Gebeten für die Sonn- und Festtage; so sieht man nicht ein, wie man nicht jedem Geistlichen es zutrauen soll, aus den jetzt so vielfach geöffneten Schätzen von liturgischen Gebetsammlungen sich selbst eine Auswahl zu machen. Bei dem übergrofsen hier in diesem Entwurf gebotenen Material mufs es vorkommen, dafs in ein und derselben Stadt, an demselben Sonn- und Festtage, von den verschiedenen Liturgen das Verschiedenste der Gemeinde geboten wird, und somit die feste Ordnung des Gottesdienstes nicht nur nicht erreicht, sondern auch der Zweck einer Altarliturgie, eine allen Kirchen des Landes gemeinsame Form dieses Theils des Cultus zu gewähren, gänzlich verfehlt ist. Der Organismus eines Gebetsacts im Altar, wie ihn glücklicher Weise die preufsische Agende wieder aufgerichtet hat, und wo zugleich durch eine gehörige Gegliederung mit Responsen für die Gemeinde diese in jeder Kirche die ihr geläufige Form der Adoration wiederfindet, wird daher vergeblich in diesem Entwurfe gesucht. Dazu kommt noch, dafs die meist sehr langen Gebete in so reicher Auswahl nie und nimmermehr behaltbares Eigenthum für die Gemeinde in dem Sinne werden, dafs sie dieselben je könnten im Gedächtnifs bewahren, und sie somit ihnen recht lieb und werth würden. — Dafs auch die solemnen alt-kirchlichen Worte, abgesehen von ihrer Bestimmung, eine Wechselwirkung zwischen dem Liturgen und der Gemeinde zu befördern, ganz und gar der musikalischen Komposition entzogen sind, wollen wir nur berühren. Giebt der Entwurf nach dieser Seite hin offenbar zu wenig, so zeigt sich anderseits wieder ein Zuviel darin, dafs gar Vieles vorgezeichnet und fixirt ist, was ganz und gar in der evangelischen Kirche der freien Thätigkeit des Geistlichen als Homileten anheimfällt. Wir meinen, dafs die einleitenden Anreden, die Introductionen zur Taufe, der Confirmation, der Trauung, dem Begräbnifs und der Ordination, von dem in Rede stehenden Kirchenbuche angeordnet sind, da sie viel schicklicher und dem Geiste der protestantischen Kirche gemäfser, der freien Thätigkeit des Administranten der Handlung zugewiesen werden. Diese bevormundende Gesetzlichkeit geht so weit, dafs selbst das *rein Casuelle* von der Vorzeichnung nicht ausgeschlossen ist, und sogar „von Gebeten bei Beerdigungen von Hausvätern, die unversorgte Kinder hinterlassen", „von Gebeten bei plötzlichen Todesfällen", von „Gebeten beim Absterben christlicher Dulder", „von Anreden bei Jubelhochzeiten" u. s. w., die Rede ist. Dann finden sich auch viele Gebete, welche unmittelbar *nach der Predigt* zu sprechen sind, und man sieht auch hier nicht ein, warum nicht einem Geistlichen, dem man zutraut, predigen zu dürfen, zugestanden werde, seinen Vortrag, wo er es passend findet, mit einem angemessenen Gebete zu beschliefsen. Was die Gebete, unter der Ueberschrift von *Collecten* eigentlich sollen, sieht man gleichfalls nicht ein. Gerade sie erinnern so recht deutlich daran, dafs der vorliegende Entwurf mehr ein Collectaneum von kirchlichen Gebeten, mehr ein Hülfsbüchlein für Geistliche, als eine Agende sei, welche den Organismus des Haupt- und Nebengottesdienstes, des Sonn- und Festtages und den Cultus der sogenannten Sacramentalien ordne, regle. Es scheint überhaupt, als wären die Mitglieder der Commission nicht ganz richtig unterrichtet über den Unterschied einer „Sammlung von kirchlichen Gebeten, Segenssprüchen, Salutationen, Antiphonien", und einer „Kirchenagende". Diese Unklarheit tritt auch aus dem Titel des Buchs hervor. Denn unter Liturgie versteht man jetzt allgemein den Gebetsact im Altar; die Agende dagegen ist die Vorzeichnung des ganzen liturgischen statarischen Elements im Cultus, sei dieser nun ein öffentlicher der ganzen Gemeinde, oder mehr ein privater in kirchlichen Segnungen. Da die Commission ihr Buch einen *Entwurf zur Liturgie* nennt, erwartet man nicht, dafs auch Formulare für die Taufe, Trauung u. s. w., wie es doch geschieht, vorkommen. Ferner läfst die Eintheilung des ganzen Werks in *Gebete und Handlungen* auf eine logische Unklarheit schliefsen. Ohne Zweifel sind doch auch die liturgischen Gebete im Altar liturgische Handlungen, und zwar Handlungen so gut wie die Administration der Sacramente. Die Unklarheit entstand dadurch, dafs die Commission nicht das Allgemeine einer Kirchenagende von dem Besondern der Altarliturgie unterschied, und doch die Einheit beider festzuhalten wufste.

Und da nun der vorliegende Entwurf mehr eine Anthologie von liturgischen Gebeten und Anreden, als

eine Kirchenagende ist, sucht man auch vergebens nach einer vorgezeichneten Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes, nach dem Organismus seiner Theile; findet keine Andeutungen, in welcher Folge Gebet, Gesang Predigt und Altarsacrament auftreten sollen; stößt auf keinen Unterschied zwischen Haupt- und Nebengottesdiensten; sieht keinen Raum für den kunstreichen Chor-Gesang; erfährt Nichts von der Anordnung des Altars, von der Dauer des Gottesdienstes und speciell von der Dauer der einzelnen Cultusbestandtheile.

Das aber muß man als gebührendes Lob der verehrlichen Commission nachsagen, daß sie es wohl verstanden hat, aus dem Schatze liturgischer und privater Gebete eine Auswahl zu treffen, die durchaus von dem kirchlichen Geschmack der Sammelnden Zeugniß giebt; daß nicht minder das Geschick sich herausstellt, die den ältern Formularen, namentlich denen aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, beiwohnenden Härten im Ausdruck und in den Wendungen abzuschleifen, ohne jedoch der Kraft und Eindringlichkeit der Gedanken Eintrag zu thun. Bei den Nachhülfen und Verbesserungen fällt es oft sehr angenehm auf, wie gerade durch die veränderten Stellen das Gebet an geistvoller Salbung, an erhebendem Schwunge, gewonnen hat. Auf Schielendes, Nebelndes und Schwebelndes, auf trocken Docirendes, auf homiletische dürre Reflexion, sind wir fast gar nicht gestoßen, sondern Sauberkeit und Reinlichkeit im evangelischen Gedanken und adorativen Ausdruck giebt sich allenthalben kund. Die oben hervorgehobenen Mängel liegen daher zumeist in befangenen Theorieen, wie sie in der jetzigen Zeit noch immer ihre Herrschaft behaupten, begründet. Und daß wir darin der Commission nicht Unrecht thun, kann daraus abgesehen werden, daß die im Vorwort declarirten Grundsätze gar zu abstract allgemein angegeben sind. Es heißt nämlich dort: „der Geist eines wahrhaft christlichen Gebets, und vorzüglich der Geist der christlichen Demuth, welcher überhaupt bei der Anrede an Gott, das unendlich erhabene, allervollkommenste Wesen, nie zurücktreten darf, soll die Gebete durchdringen und beherrschen. Die Formularien sollen nicht nur die biblischen Lehren darstellen, sondern auch, so viel möglich, in Worte der heiligen Schrift gefaßt werden, oder doch Anspielungen und Beziehungen auf biblische Stellen ausdrücken; überdieß durchaus das Gepräge der evangelischen Kirche und ihrer Glaubenslehre an sich tragen. Endlich sollen sie einfach, für das christliche Volk faßlich und verständlich sein, das Gemüth kräftig anregen und zur Andacht erheben; daher ist auch sowohl der lehrende, als erzählende Ton möglichst zu vermeiden". — Das ist nun Alles unleugbar richtig; aber wie wenig ist damit gesagt, wenn wir die reiche Fülle der gewonnenen theoretischen Bestimmungen über das *Liturgische* im evangelischen Cultus uns vergegenwärtigen, wie der lebhafte Schriftenwechsel von der Zeit der Einführung der preußischen Agende an solchen Gewinn zu Tage gefördert hat.

Es wäre zu wünschen, daß, da die neue projectirte Kirchenagende erst in diesem Entwurfe vorliegt, und die verehrliche Commission ruhig und unbefangen die Urtheile der öffentlichen Stimme zu berücksichtigen verheißt, die Ausführung des verdienstvollen Vorhabens selbst genügender ausfallen möge. Ein solches Werk sollte in den allgemeinen Rahmungen und formellen Constitutionen mit möglichster Sicherheit nach den besten Theorieen angelegt werden; die Füllung aber, das Detail der Ausführung jedoch, das sollte man im Laufe der Zeit durch Nachträge und Ergänzungen vermehren! Vor allen Dingen wäre daher die Aufmerksamkeit auf das Gerüst der *Altarliturgie* in ihrer Gegliederung zu richten, dann eine Theorie für den Organismus der Taufe, der Confirmation, der Trauung u. s. w. zu gewinnen, damit die darnach ausgeführten Formulare in dem Grundtypus übereinstimmten.

Wie das Werk vorliegt, hat es diese sichere Theorie nicht zu seiner Voraussetzung, sondern man hat Ansprechendes, dem frommen kirchlichen Sinn sich Empfehlendes, hierher und dorther genommen, und so eine Blumenlese von Gebeten, Segenssprüchen und liturgischen Anreden veranstaltet. Als solche *mag* sie denn vorläufig sich die anerkennende Achtung der Liturgen und der Gemeinden zuwenden, mit dem Wunsche, daß das vom Referenten Vermißte und Getadelte durch würtembergische Kleriker gründlicher und ausführlicher, als es hier aus Mangel an Raum geschehen konnte, hervorgehoben werde und dann dem Werke selbst zu Nutzen komme.

Klöpper.

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

XXXIII.

1) *Crania Americana, or a comparative view of the Skulls of various aboriginal nations of North and South America; to which is prefixed an essay on the varieties of the human species; illustrated by seventy eight plates and a coloured map. By Samuel George Morton. Philadelphia,* 1839. *Fol.*

2) *L'homme Americain (de l'Amérique méridionale) considéré sous ses rapports physiologiques et moraux. Par Alcide d'Orbigny. Paris,* 1839. 2 *Voll.* 8. *u. Atlas von* 15 *Tafln.* 4.

3) *Manners and Customs of the New Zealanders, with numerous cuts drawn on wood. By J. S. Polack. London,* 1840. 2 *Voll.* 8.

Wenn man die Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts betrachtet und zu ordnen sucht, ohne ein festes und bestimmtes Princip aufgesucht zu haben, wie die mehrsten Schriftsteller verfahren sind, so müssen die Annahmen von verschiedenen Arten nothwendig sehr verschieden und unsicher ausfallen; sucht man aber nach einem festen Princip, welches nothwendig kein andres sein kann, als eben das der Humanität, was den Menschen in seiner eigenthümlichsten Entwickelung im Verhältnifs zur Thierwelt zeigt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: wir sehen eine Menschenvarietät, die dieses enthüllt, die kaukasische, und von ihr zwei regelmäfsige Deflexe, die aethiopische und mongolische; diese haben neben einander bestanden, so lange die Geschichte spricht, und eben so lange sehen wir die erstere sich immer allgemeiner ausbreiten über die Erde, während die beiden andern immer mehr zurückgedrängt werden und verschwinden. In welchem genetischen Verhältnisse zu einander diese drei Raçen stehen, das ist eine Frage, welche eben so schwer zu beantworten ist, wie die mehrsten übrigen der Geogenie! Sind die beiden niedern Entartungen der ersten? Dafür sprechen die allgemeinen Erscheinungen der Entwickelung eben so wenig, als die Spanne der Geschichte der Menschheit, die wir zu übersehen vermögen. Sind die beiden unedleren älter, die erste Raçe eine Veredlung derselben? Dagegen würden die allgemeinen Gesetze der Entwickelung, und die Geschichte weniger einzuwenden haben? Oder sind alle drei gleich ursprünglich, und die beiden unedlen nur bestimmt von der ersten allmählig verschlungen zu werden? Die Geschichte möchte wohl dieser Ansicht am ersten beistimmen. Die drei Raçen bestehen rein in Repräsentanten, aber durch eine grofse Menge verschiedener Mischungen gehen sie in einander über, und danach müssen sie in eine Anzahl von Stämmen zerfallen, deren Grenzlinien schwer zu ziehen sind. Die Vff. von 1 und 2 haben kein festes Princip gesucht, ihre Eintheilungen leiden also an der gewöhnlichen Unsicherheit und sind voll Inconsequenzen. Wenn Hr. Morton z. B. die Caffern von den übrigen Aethiopen (nach Knox u. A.) sondert, und sie den Mongolen nähert, so hat er Recht, aber sehr Unrecht, wenn er nun Mandingo, Fublah u. s. w. mit den reinen Aethiopen zusammenwirft; der Ref. hat bereits in seiner Anthropologie die Stämme der Negerraçe eingetheilt in 1) reine Negerstämme, 2) Mongolen ähnliche Negerstämme (Caffern, Hottentotten, die von M. zu weit von einander gerückt werden) und 3) Caucasiern ähnliche Negerstämme (in Centralafrika, im Westen, und am Saume der Sahel, vorzüglich Mandingo, Fublah u. s. w.); alle Erscheinungen sprechen dafür, dafs die beiden letztern wirklich durch Mischung mit Mongolen und Caucasiern entstanden. Hautfarbe und Haar sind zwar bei der Aufstellung der ursprünglichen Raçen sicher nicht gleichgültig, da sich in ihnen der veredelte humane Charakter der

edelsten Raçe gegen die thierische Bildung vorzüglich zeigt; allein bei der Vergleichung der Stämme darf man doch oft nicht zu viel darauf geben, da der Einfluſs des Clima's auf ihre Fortpflanzung zu groſs ist; es giebt daher sehr dunkelfarbigte Negerstämme, die doch in physischer und intellectueller Bildung den Caucasiern näher stehen, als viele hellfarbige. Die malayische Raçe Blumenbachs zeigte sich nicht allein als eine Mischform, sondern sie umfaſst auch die verschiedensten Stämme, die man in ganz verschiedene Raçen vertheilen muſs. Die amerikanische Raçe Blumenbachs zeigt im Allgemeinen wohl mehr innere Uebereinstimmung, aber eine unsichere äuſsere Begrenzung, daſs man sie wesentlich als Mischung der kaukasischen und mongolischen nicht verkennen kann. Die einzelnen Stämme der amerikanischen Raçe waren uns bis jetzt unvollkommen bekannt, wir haben aber in dieser Kenntniſs seit kurzer Zeit viele Fortschritte gemacht; erst kürzlich zeigte Ref. in diesen Blättern die prachtvolle Indian Gallery von M'Kenny und Hall an, schon liegen hier zwei neue groſse Unternehmen ähnlicher Art vor.

Hr. Morton, ein geborener Irländer, Professor der Medicin zu Philadelphia, hat mit groſsem Fleiſse, und groſsen Aufopferungen Darstellungen der Schädel von mehr als 40 amerikanischen Nationen gegeben, deren Originale sich theils in seiner eigenen reichen Sammlung, theils in andern amerikanischen und europäischen Sammlungen befinden. Er verspricht noch ein Supplement, vorzüglich über mexikanische Stämme, von denen ihm zu spät die Schädel zukamen, so wie er auch die Prachtwerke über mexikanische Alterthümer von Kingsborough, Le Noir und Delafield noch nicht benutzen konnte; wohl aber M'Culloch, so wie er überhaupt sonst im Besitz einer reichen Literatur ist. Die Einleitung giebt eine kurze Uebersicht der Menschenvarietäten vorzüglich nach Blumenbach, doch mit Benutzung von Prichard und andern neuern Quellen. Ein festes Princip hat auch der Verf. nicht aufgesucht, und im Allgemeinen, wie im Einzelnen würde man gegen diese Einleitung viele Einwendungen machen können, wenn es hier nicht zu weit führen würde. Sehr zweckmäſsig hat der Verf. auſser den lithographirten Abbildungen der Tafeln in natürlicher Gröſse, en profil oder en face, im Texte kleine Linnarumrisse in andern Ansichten, aus der Vogelperspective, von hinten u. s. w. gegeben. Die Abbildungen tragen in der That alle Merkmale vorzüglicher Treue an sich, und die Durchmesser der Schädel sind in groſser Vollständigkeit gegeben.

Den Anfang macht der Verf. Taf. 1—5 mit den Schädeln der alten Peruvianer, die vor den Incas, wahrscheinlich bis gegen das eilfte Jahrhundert Peru bewohnten, und deren mumisirte Leichen in ungeheurer Menge, besonders in der Salzwüste von Atacama und um den Titicaca-See gefunden werden, wie schon Wafer im siebenzehnten Jahrhundert berichtet; besonders berühmt wurden sie aber in den neuern Zeiten, wo durch M'Culloch, Pentland u. A. Schädel in gröſserer Anzahl nach London und Paris kamen, von denen auch Tiedemann in Deutschland eine Abbildung gab; wie aber die letzgenannten Naturforscher die Bildung dieser Schädel für eine von der Natur hervorgebrachte halten konnten, erscheint ganz rein unbegreiflich; denn nach allen Gesetzen der thierischen Bildung und Entwickelung muſs sie als eine ganz unmenschliche und unmögliche auf den ersten Blick erscheinen! Der Verf., der eine groſse Masse dieser Schädel aus verschiedenen Gegenden Peru's vor Augen hatte, bemerkt ausdrücklich, daſs das übrige Skelet keine von der andrer Stämme abweichende Bildung zeige, was aber nothwendig der Fall *sein müſste*, wenn man mit den genannten Anatomen hier eine von allen jetzt vorhandenen verschiedene, natürliche Menschenraçe sehen wollte! Diese Schädel sind durch Kunst und groſse äuſsere Gewalt, die auf die Stirne und den oberen Theil des Schädels wirkte, so zusammengedrückt, daſs das Gehirn nun das Hinterhauptsbein weit nach hinten drücken, und der gröſsere Theil des Gehirns hinter die Wirbelsäule zu liegen kommen muſste. Der Verf. erkennt denn auch diese Wirkung der Kunst an, irrt aber doch gewiſs, wenn er glaubt auf Taf. 4 einen Schädel dieser Nation abzubilden, der nicht durch Kunst entstellt sei; die Treue der Abbildung ist glücklicher Weise so groſs, daſs man leicht dieselbe Wirkung der Kunst erkennt, wie an den übrigen, nur war man wahrscheinlich weniger sorgfältig in der Anwendung des Drucks gewesen; die Beweise für seine Behauptung findet der Ref. 1) in einem eigenthümlichen, allen diesen Schädeln eigenen Eindruck auf dem Scheitel, in der Gegend der sutura coronaria, der darauf deutet, daſs hier ein Band oder ein

Riemen lag, der den Kopf zusammenschnürte, und das auf dem Kopfe liegende Druckinstrument festhielt, 2) die eigenthümliche Gestalt der Näthe, namentlich der Kronen- und Schuppennath, die hier, wie an den übrigen Schädeln, und eine Folge der gewaltsamen Verschiebung ist. Dieses Volk war, nach den von ihnen gebliebenen Resten, nicht ohne Bildung; die Beweise für eine niedere physische Bildung, die der Verf. aufstellt, sind von keinem grofsen Gewichte, der cubische Inhalt des Schädels von 77 Cubikzoll ist auch Folge des Drucks, und 90 Cubikzoll für den Kaukasier, die der Verf. annimmt, sind im Durchschnitt zu hoch gegriffen, der kleine Gesichtswinkel von 67 Gr. ist natürliche Folge des Drucks, die Kiefer stehen allerdings etwas vor, die Zähne sind etwas schräg nach vorn gerichtet, doch lange nicht so, wie in der Negerraçe, das Gesicht ist mafsig und breit, doch weniger, als in vielen Nordamerikanern. — Ein Chimu-Schädel auf Taf. 6 steht wohl allerdings in der Mitte zwischen den alten Peruanern und den Incas, vorzüglich aber darin, dafs er gar keine Spuren künstlicher Verbildung trägt. — Taf. 7, 8, 9, 10, 11, 11a, 11b, 11c, 11d, stellen Schädel der neuern Peruaner oder Incas (Telteken) dar. Bekannt ist die auffallende Kleinheit dieser Schädel, und die Höhe des Scheitels. Der Vf. will an ihnen durchaus keine Spur von künstlicher Entstellung erkennen, der Ref. ist nicht dieser Meinung; die runde Peripherie dieser Schädel erinnert an die Türkenschädel, deren Gestalt bekanntlich durch Kunst erzwungen ist, damit der Turban gut darauf sitzt; vielleicht hatten die Incas einen ähnlichen Zweck; die Einwirkung eines Bandes auf die Peripherie dieser Schädel ist an mehreren (z. B. Taf. 8) fast unverkennbar; die ganz aufserordentliche Asymmetrie, die dem Verf. auffält, möchte sich daraus auch erklären lassen; an dem Kindskopfe Taf. 10 ist übrigens die Asymmetrie so grofs, dafs man sie für krankhaft, vielleicht für einen Wasserkopf halten möchte. Für die künstliche Verbildung möchte auch wohl gar sehr die Bemerkung des Verfs. p. 133 sprechen: „It may be remarked, that the heads of nine Peruvian children in my possession, appear to be nearly if not quite as large as those of children of other nations at the same age: which is the more remarkable as no specimen among the entire series of thirty-five adult skulls, reaches the European average of ninety cubic inches of internal capacity." Taf. 12 stellt einen alten Aturenschädel im Jardin des plantes zu Paris dar, welcher dem bekannten Blumenbachschen sehr ähnlich ist. Taf. 13 ebenfalls aus Paris, einen Puelche'schädel aus Patagonien. Taf. 14 aus derselben Quelle, Schädel eines Chaurua vom Platastrom. Taf. 15, den Blumenbachschen Botocudenschädel. Es folgen dann Mexikanerschädel, über welche der Verf. in der Vorrede vorzüglich einen nachträglichen Band verspricht. Ein so verschiedenartiges, schwieriges und ausgedehntes Terrain, wie Anahuak oder Mexiko, dürfte wohl immer verschiedenartige Bewohner beherbergt haben, und der gewöhnlich angenommene Wechsel bezieht sich wohl nur auf die herrschende Nation. Der Vf. nimmt diese an: 1) Barbaren nach der herrschenden Tradition; 2) die Olmecas, Miztecas und Zapatecas, die hoch cultivirt gewesen sein sollen, zu gleicher Zeit wahrscheinlich die Tarascas und Otomis; 3) diesen folgen die Toltecas, nach der gewönlichen Annahme von 600 bis 1031 p. C., der Verf. glaubt indessen, dafs der Anfang ihrer Herrschaft schon vor Ch. G. zu setzen sei; sie haben uns staunenswerthe Monumente hinterlassen. Sie kamen aus Nordwesten. 4) Am Ende der Toltekenherrschaft kamen aus Norden die ungebildeten Mechemecas; 5) von 1178 bis 1245 wanderten allmählig die Nahautlacas oder Sieben Stämme ein, nämlich Zochimilcas, Calchese, Topanncas, Colhuas, Tlahuicas, Tlascalans, Azteken, Mexikaner, welche die letzten im Jahre 1245 waren; sie kamen ebenfalls aus dem Norden, einem Lande, welches sie Aztlan nannten; 6) später wanderten aus einem ähnlichen nördlichen Lande die Alcohuans ein. Die Sprachen dieser unter 3, 4, 5 und 6 genannten Völker scheinen sehr ähnlich gewesen zu sein; 7) die genannten Anfangs tributären Mexikaner oder Azteken gelangten zur Herrschaft, bis sie 1541 den Spaniern unterlagen. Die Tolteken sucht der Vf. durch Copien aus Del Rio's Beschreibung der Ruinen von Palenque zu erläutern. Diese Darstellungen sind freilich roh und sonderbar; indessen hat Ref. bei der Beurtheilung monumentaler Darstellungen in Asien und in Aegypten immer dieselbe Meinung gehegt, wie der Vf., dafs immer wiederkehrende Eigenthümlichkeiten auf die Gestalt des Volks schliefsen lassen, besonders freilich wenn verschiedene Volksstämme dargestellt sind, was hier leider nicht der Fall ist. Mit diesen Darstellungen stimmen übrigens die zu Tausenden aufgefundenen, zum

Theil fleifsig ausgearbeiteten kleinen Thonbüsten überein, von denen Vetch bereits mehrere abbilden liefs, und von denen auch der Verf. zwei Abbildungen mittheilt. Auffallend würde dann für die Tolteken die grofse Adlernase sein, und der kleine Schädel, doch mit sonderbar hohem Scheitel, was nur Folge künstlicher Verbildung durch Druck auf die Peripherie des Schädels sein könnte; darin würde sich dann eine Annäherung an die oben erwähnten Schädel der Incas, die ja von den Tolteken abstammen sollen, erkennen lassen. Taf. 16 soll einen vornehmen Toltekenschädel aus einem alten Grabmale darstellen, an dem freilich keine Spur der oben erwähnten Schädelbildung zu erkennen ist. Etwas mehr ist dieses vielleicht der Fall mit dem Schädel Taf. 17, so wie mit den Holzschnitten p. 154 und den alten Schädeln von Otumba Taf. 59, 60, 61, besonders dem ersteren. Auch Taf. 18 und 18a von einem heutigen Mexikaner vom Tlahuica-Stamm, der von Tolteken stammen soll. Dieselbe Aehnlichkeit findet der Vf. mit Recht bei den Natchez, von denen durch Druck auf Vorder- und Hinterhaupt entstellte Schädel Taf. 20 und 21 mitgetheilt werden, so wie Holzschnitte p. 162, besonders Taf. 20 gleicht ganz den Thonbüsten und den Bildern von Palenque der alten Tolteken. So kurz wir auch in unsern Bemerkungen waren, so müfsten wir doch fürchten die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, wenn wir ihm ferner auf ähnliche Art im Einzelnen folgen wollten bei den zahlreichen Schädelabbildungen aller nordamerikanischen Nationen, und doch würde er uns viele Veranlassungen dazu geben, nicht allein durch die Tafeln selbst, sondern auch durch die zahlreichen anthropologischen und historischen Andeutungen des Textes. Man wird wohl eben keinen Widerspruch fürchten dürfen, wenn man diese Schrift für die wichtigste erklärt, die wir über Amerikas Bevölkerung besitzen; möchte ihr recht bald eine linguistische Analyse derselben parallel gehen; denn an das Ammenmährchen von vielen Hunderten stammverschiedener Sprachen der amerikanischen Völker, was in allen Geographien wiederholt wird, hat doch wohl noch kein gründlicher und unterrichteter Forscher geglaubt, und was wir hier über physische Bildung und Geschichte zusammengestellt erhalten, dürfte zu seiner Widerlegung auch schon hinreichen; wären Amerikaner zu uns gekommen, sie würden freilich auch Schwäbisch, Baierisch, Westphälisch, Sächsisch für verschiedene Sprachen gehalten, und noch viel weniger die Stammverwandtschaft des Englischen, Holländischen, Schwedischen sogleich erkannt haben. Nach Allem Vorliegenden ist die amerikanische Raçe aus einer Mischung der mongolischen und kaukasischen im Norden Amerikas entstanden, und diese Mischlingsvölker drangen allmählig von Norden nach Süden vor; da auch Morton in manchen südlichen Stämmen etwas vom Negertypus zu finden glaubt, so ist eine in der Mitte und im Süden eingetretene Beimischung von Negerraçe wohl gerade nicht unwahrscheinlich. Speciell möchte der Ref. nur noch auf die Darstellungen der schönen und gut gebildeten Araukenschädel Taf. 66, 67, 68, und die Mumie aus Neugranada Taf. 69 aufmerksam machen. Interessant, obgleich doch auch nicht von manchen Täuschungen frei, ist die Zusammenstellung der Anatomical Measurements p. 249 ff. Als allgemeine Resultate, mit denen wir, wie gezeigt, nicht ganz übereinstimmen können, stellt der Verf. auf: 1) „That the american race differs essentially from all others, not excepting the mongolian; nor do the feeble analogies of language, and the more obvious ones in civil and religious institutions and the arts, denote anything begond casual or colonial communication with the asiatic nations. — 2) That the american nations, excepting the polar tribes, are of one Race and one species, but of two great families, which resemble each other in physical, but differ in intellectual character. — 3) That the cranial remains discovered in the mounds, from Peru to Wisconsin, belong to the same race, and probably to the Toltecan family." Von p. 263 bis 269 läfst der Verf. Phrenological Measurements der Schädel in Tabellen folgen. In einem Appendix theilt Hr. *Combe* Phrenological remarks on the relation between the natural Talents and Dispositions of Nations and the Developments of their brains mit. Sie erscheinen uns von keinem Belang.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

1) *Crania Americana, or a comparative view of the Skulls of various aboriginal nations of North and South America; to which is prefixed an essay on the varieties of the human species; illustrated by seventy eight plates and a coloured map. By Samuel George Morton.*

2) *L'homme Americain (de l'Amérique méridionale) considéré sous ses rapports physiologiques et moraux. Par Alcide d'Orbigny.*

3) *Manners and Customs of the New Zealanders, with numerous cuts drawn on wood. By J. S. Polack.*

(Schlufs.)

N. 2. Hr. d'Orbigny, ein hinreichend bekannter Zoolog, hat bekanntlich als Naturforscher sieben Jahre besonders im südlichsten Amerika, und unter den unbekanntesten Nationen zugebracht, und die Ergebnisse seiner Reise in einem splendiden Werke bekannt zu machen angefangen; seine anthropologischen Beobachtungen theilt er hier in einer eigenen Schrift mit. Der Verf. erklärt sich nicht bestimmt über die von ihm angenommenen Hauptvarietäten des Menschen; die südamerikanischen Völker vertheilt er unter drei Raçen, nämlich: 1) ando-peruvienne, 2) pampéenne, 3) Brasilio-guaranienne (nach geographischem Princip), jede Raçe wieder in rameaux, so z. B. die ando-peruvienne in 1) rameau peruvien, 2) r. antisien, 3) r. araucanien; der rameau peruvien umfafst die Incas, Aymara oder alten Peruaner Mortons, die gewifs sehr unzweckmäfsig vereinigt werden, die Chango und Atacama; die gesuchte geographische Anordnung verführt den Verf. überhaupt gewifs zu grofsen Inconsequenzen. Im Ganzen werden 39 Nationen erwähnt, und die Namen einer Menge Völker, die nur in den Handbüchern der Geographie, nicht in der Wirklichkeit existiren, werden unterdrückt, was gewifs verdienstlich ist. Der Verf. sucht die Zahl aller dieser Nationen zu bestimmen, was wohl sehr schwer und unsicher sein mag, er nimmt die Gesammtzahl aller noch in Südamerika vorhandenen Urbewohner zu 1,685,127 an, darunter sind die Quichuas oder Incas noch am zahlreichsten 934,707, dann die Aymaras 372,000, überhaupt sein gesammter peruanischer Zweig 1,315,452. Die Guaranis auf einer ungeheuern Fläche 238,000; Arauken sollen nur noch 30,000 vorhanden sein, die übrigen Völker sind wenig zahlreich. Die Mischlinge der Guichua und Spanier werden zu 458,572, die der Aymara und Spanier zu 188,237, die reinen Amerikaner und Mischlinge zusammen auf 2,331,936 angenommen. Unter den reinen Urbewohnern sind 1,590,930 Christen, 94,197 Heiden. Der Verf. wagt es vergleichende statistische Betrachtungen anzustellen; wenn man die Schwierigkeit dieser Berechnungen in den cultivirtesten europäischen Ländern betrachtet, so dürfte man wohl kaum ein grofses Vertrauen in solche Berechnungen uncultivirter Nationen setzen; die Vergleichung des Bevölkerungsganges in den Missionsprovinzen Moxos und Chiquitos mit dem in Europa bietet übrigens allerdings manches Interesse dar, wenn — man Vertrauen in sie setzen kann! — Im zweiten Kapitel läfst der Verf. physiologische Betrachtungen folgen. Die *Hautfarbe* fand der Verf. in ganz Südamerika nirgends kupferroth, wie in Nordamerika, sondern nur Nuancen von gelb und olivenfarb; die Dunkelheit des Teints ist dem Verf. rein national, der Breitengrad und die Temperatur des Wohnorts soll keinen Einflufs äufsern, dagegen glaubt er, dafs die Feuchtigkeit einen Einflufs äufsere, und dafs die trockensten Länder die dunkelsten Einwohner zeigten; Ref. hält die Untersuchungen über die Ursachen der Färbung für sehr schwer, da man eben so wohl die Abstammung und die Migrationen, als den Wohnort des Volks in Anschlag bringen mufs. Ueber die durch

die spanischen Schriftsteller längst bekannten gefleckten Amerikaner macht der Verf. folgende Bemerkung: „Notre rameau antisien nous a montré, pour presque tous les individus des nations mocéténès, tacanas et yuracarès, sur tout les corps, sur la figure, aux extrémités, de larges tâches irrégulières, presque blanches, à contours peu arrêtés; nous avons en même temps remarqué que ces tâches occupaient surtout les parties saillantes des articulations; mais aucune n'avait l'aspect farineux des maladies cutanées; au contraire l'épiderme étoit aussi lisse dans ces parties que partout ailleurs. Néanmoins, après avoir réconnu que les enfans n'avoient point ces tâches, nous avons dû les attribuer à des causes artificielles ou les regarder comme la suite d'affections cutanées. Il est curieux toute fois de voir trois nations présenter simultanément cette anomalie, qui ne laisse pas d'être étrange et d'étonner quiconque l'observe pour la prémière fois". Die Weichheit und Glätte der Haut, die der Verf. angiebt, ist allen farbigen Menschen eigen, wenn er aber von ihrer finesse spricht, so ist das wohl, da er keine anatomische Untersuchung angestellt hat, eine Täuschung, sie ist in Farbigen gewöhnlich dicker. Den eigenthümlichen Geruch der Hautausdünstung giebt der Verf. auch an, aber schon in Europa haben verschiedene Nationen einen verschiedenen Geruch. Der Verf. theilt die durchschnittliche Körpergröfse aller Nationen mit, die gröfsten sind die Patagonen (5′ 4″), die kleinsten die Incas (4′ 9″); der Breitengrad des Wohnorts zeigt keinen Einflufs, die Höhe desselben aber einen sehr auffallenden allgemeinen, die gröfsten Völker wohnen in tiefen Ebenen, die kleinsten auf hohen Gebirgen. — Das dritte Kapitel enthält *Considérations morales*. Die Bemerkungen über die Sprachen sind ohne Werth, wenn der Verf. auch noch so viele Wörterbücher mitgebracht hat. Eben so wenig befriedigen die Bemerkungen über Fähigkeiten, Charakter, Sitten u. s. w. In diesen allgemeinen Betrachtungen folgt der Verf. nur fremden Autoritäten, die ihm viel weniger vollständig bekannt sind, als dies bei Morton der Fall ist. Den mehrsten Werth haben die Beschreibungen der einzelnen Nationen: 1. *Quichua* oder *Inca*. Die Extremitäten sind zu klein im Verhältnifs zum Rumpf, die Brust nach dem Verf. ganz anomal entwickelt; dieses leitet er von der Höhe ihres Wohnorts in einer dünnen Atmosphäre ab; der Verfasser wie ein dortiger Arzt Burnier, fanden die Lungen sehr grofs, die Zellen derselben weiter, als in Frankreich: „En resumé nous avons cru reconnaitre, 1) que les cellules sont plus dilatées, 2) que leur dilatation augmente notablement le volume des poumons, 3) que par suite il faut à ceux-ci, pour les contenir, une cavité plus vaste, 4) que dès lors, la poitrine a une capacité plus grande que dans l'état normal, 5) enfin que ce grand developpement de la poitrine allonge le tronc un peu au-delà des proportions ordinaires, et le met presque en desharmonie avec la longueur des extrémités". Das Raisonnement des Verfs. ist plausibel, und unsre europäischen Gebirgsbewohner bieten analoge Erscheinungen dar. Eine 400 bis 500 Jahre alte, gut gearbeitete Büste eines Quichua, die der Vf. Taf. 5. abbildet, soll nach ihm noch den heutigen Quichuas gleichen, sie gleicht auch ganz den oben erwähnten Toltekenbüsten von Vetch und Morton mit Adlernasen, die d'Orbigny auch allgemein den heutigen Quichua zuschreibt. Die geschichtlichen Bemerkungen des Verfs. sind verwirrt, er verwechselt die Aymaras, erkennt den Zusammenhang mit den mexikanischen Tolteken nicht, worüber ihn M'Culloch, Morton u. s. w. belehrt haben würden. 2. *Aymara*. Dieses sind die alten Peruaner Mortons; von dem Verf. hören wir, dafs ihre Sprache noch jetzt die verbreitetste und allgemeinste in Südamerika ist; nach dem Verf. sollen die heutigen Aymara den Quichua sehr ähnlich sein in jeder Beziehung, mit Ausnahme der Sprache; auch sind ihre Köpfe nicht mehr durch Kunst entstellt, wie die ihrer Voreltern. Der Verf. erkennt diese künstliche Verbildung, und stellt solche Schädel aus drei verschiedenen Provinzen Titicaca, Cangas und Muñecas auf pl. 1. 2. 3., so wie ganze Mumien pl. 4. dar, doch behauptet er, die weiblichen Schädel wären nicht entstellt; in diesem Falle mufs man sehr bedauern, dafs der Verf. keine Abbildung von diesen gegeben hat; den höchsten Grad der Entstellung zeigen immer die Schädel in den künstlichsten Gräbern, ohne Zweifel (nach des Ref. Meinung) weil die Vornehmen am sorgfältigsten zu Werke gingen. Die Sprache glaubt der Verf. übrigens von ganz gleichem Stamme, wie die der Quichua oder Incas. Die Monumente der Aymara z. B. zu Titicaca sollen übrigens einen höheren Grad architektonischer Kunst verrathen, als die der Incas, z. B. zu Palenque. — 3. *Atacama*. Sie sollen den

Aymara sehr ähnlich sein, mit denen sie Morton, wenn wir nicht irren, auch identificirt; in ihren alten Gräbern findet man ihre Waffen und Werkzeuge. — 4. *Chango.* Jetzt nur noch in geringer Anzahl vorhanden haben sie auch Aehnlichkeit mit den vorigen. Dem Rameau antisien des Verfs. gehören an: 5. *Yuracares.* 6. *Moxetenes.* 7. *Tacana.* 8. *Maropa.* 9. *Apolista.* Sämmtlich in den Wäldern am Ostabhange der Andes, von weifser Farbe und regelmäfsigem Bau, und höherer Natur, als die früher erwähnten Gebirgsbewohner. Zum Rameau Araucanien rechnet Herr d'O.: 10. *Aucas* oder *Araucanos.* Die bekannten freien, tapfern Bewohner der südlichen Andes, bei ihren Nachbarn unter sehr verschiedenen Namen bekannt, und unter sich selbst wieder in sehr verschiedene Stämme getheilt. Ihre jetzige Anzahl anzugeben ist schwer, der Vf. schätzt sie auf etwa 30,000. Ihre Gröfse giebt der Vf. auf 5 Fufs an, ihre Farbe ist hell olivenfarb, die noch heller wird durch die vielen gefangenen weifsen Frauen, mit denen sie leben. Ihre Cultur scheinen sie in früheren Zeiten von den Incas empfangen zu haben. Die eleganten, schlanken Formen, welche ihnen einige Schriftsteller geben, haben sie nicht, sie sind breitschulterig und gedrungen gebaut, wie andre Gebirgsvölker. Ihre Sprache soll besonders weich und wohlklingend sein. Sie sind sämmtlich noch Heiden, Nomaden und die vorzüglichsten Reiter Amerikas, haben sich schon gegen die Incas so tapfer vertheidigt, wie gegen die Spanier. 11. *Fuegiens*, die Bewohner der kalten Südspitze Amerikas, die nächsten Verwandten und Nachbarn der Arauken; im Ganzen wenig bekannt, auch dem Verf. — Der zweiten Raçe oder *Raçe pampéenne* giebt der Vf. folgende Charaktere: „Couleur brun olivâtre ou marron foncé. Taille moyenne. Formes herculéennes. Front bombé, face large, aplatie, nez très court, très épaté, à narines larges, ouvertes; bouche très grande, lèvres grosses, très saillantes; yeux horizontaux, quelquefois bridés à leur angle extérieur; pommettes saillantes; traits mâles et prononcés; physionomie froide, souvent féroce". Sämmtlich Bewohner der Ebenen vom 53sten Grade im kalten Patagonien bis zur heifsen Provinz Chiquitos unter 19° Nomaden von kriegerischem und grausamem Charakter. Die Masse verschiedener, von den Schriftstellern angenommener Nationen existirt nicht, der Verf. führt sie auf folgende (ungefähr 32,500 umfassende) zurück, die in Sprache und Religion viele Uebereinkunft zeigen: 12. *Patagonen* oder *Tehuelche.* Der Vf. lebte 8 Monate unter ihnen, der gröfste mafs 5' 11", die mittlere Gröfse war 5' 4", die Frauen sind verhältnifsmäfsig sehr grofs und stark. 13. *Puelche.* Puelchenschädel Taf. 1. Fig. 1—13. Die *Charrua.* 14. *Mbocobi.* 15. *Mataguaya.* 16. *Abipones.* 17. *Lengua.* 18. *Chiquitos.* 19. *Samuca.* 20. *Saraveca.* 21. *Otuqui.* 22. *Curuminaca.* 23. *Covareca.* 24. *Çuraves.* 25. *Tapiis.* 26. *Curucaneca.* 27. *Corabeca.* 28. *Païconeca.* Die sämmtlich verwandt scheinen. 29. *Moxos.* 30. *Chapacuras.* 31. *Itonamas.* 32. *Canichanas.* 33. *Movimas.* 34. *Cayuwavas.* 35. *Pacaguaras.* 36. *Itenes.* Die wieder nahe verwandt sind. Die dritte Raçe oder *Brasilio-Guaranienne* hat nach dem Verf. folgende Charaktere: „Couleur jaunâtre, mélangée d'un peu de rouge très pâle. Taille moyenne; formes très massives; front non fuyant; face pleine circulaire; nez court, étroit; narines étroites; bouche moyenne, peu saillante, lèvres minces; yeux souvent obliques, toujours rélevés à l'angle extérieur; pommettes peu saillantes; traits efféminés; physionomie douce". Die alten Bewohner Amerikas von den Antillen bis zum Platastrom, von 23° n. Br. bis 34° s. Br. Der Vf. kennt nur die Guaranis und die Botocedos von dieser Raçe. Die ersteren sind gleichbedeutend mit den Caraiben oder Caribi der ältern Schriftsteller; wie denn auch Morton diese Verwandtschaft anerkannt hat. Auch die Sprachen scheinen nahe verwandt. Die dogmatisch-historische Darstellung des Vfs., wo man fremde Beobachter mehr, als ihn selbst sprechen hört, verliert den Reiz der autoptischen Beschreibung. Der Vf. ist zu wenig Anatom, und war wohl anthropologisch zu wenig vorbereitet; für einen Aufenthalt von sieben bis acht Jahren sind die Resultate nicht bedeutend, man bedauert kein einziges Portrait zu finden, während man den compilirenden Fleifs des Verfs. nicht verkennen wird.

N. 3. Hr. *Polack*, der aus Parlamentsverhandlungen bekannt ist, hat von 1831—1837 in Neu-Seeland gelebt, und dort bedeutende Besitzungen erworben. Das Land hat durch die ausgedehnten Colonisationsunternehmungen der Engländer für Europa eine hohe Bedeutung bekommen. Die physische Bildung der Neuseeländer ist uns nicht allein durch viele Abbildungen, sondern auch durch die zahlreich in alle Sammlungen gelangten mumisirten Köpfe derselben bekannt. Der Vf. ist

nicht Anatom und Physiolog, und hat daher unsre Kenntnifs nicht vermehrt. Die Kunstprodukte derselben befinden sich auch zahlreich genug in den ethnographischen Sammlungen Europas. Die vollständige Beschreibung der Sitten und der Cultur der Neuseeländer, die Hr. Polack nach langer Beobachtung giebt, und durch sehr zahlreiche Holzschnitte erläutert, ist aber gewifs sehr dankenswerth und gewährt nicht allein eine unterhaltende, sondern auch vielseitig belehrende Lectüre. Wir lernen ein von der Natur vielseitig begünstigtes Land kennen, was gewifs sehr bald nur in den Händen europäischer Ansiedler sein wird, vor denen die ursprüngliche Menschenraçe, wie in so vielen andern Ländern der Erde spurlos verschwinden wird, trotz alles philanthropischen Scheins, womit man die Urbewohner zu schützen sich das Ansehen giebt. Die niedern Raçen sind bestimmt von der höhern verdrängt zu werden und unterzugehen; eine Erscheinung, die wir seit Jahrtausenden auf der Erde verfolgen können, von den Zeiten der alten Inder und Aegypter bis auf die unsrigen.

Heusinger.

XXXIV.

Ueber den Handelsverkehr der Völker, von H. F. Osiander. Stuttgart, 1840. *Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.* 2 *Bde.* 8. *Bd. I. XII.* 309 *S. Bd. II.* 287 *S. Anhang* 288—318 *S.*

Das alte habent sua fata libelli findet auf eine eigenthümliche Weise bei diesem Buche Statt, dessen Schicksale bereits sehr bekannt geworden sind, weil der Verf. in der Vorrede und in dem Anhange, nicht minder auch an einigen Stellen im Buche selbst, auf eine Art dieselben erzählt, welche nicht blos seine eigene Entrüstung augenscheinlich macht, sondern wohl auch darauf berechnet zu sein scheint, die nämlichen Gefühle bei den Lesern zu erregen.

Im J. 1834 hatte die Pariser Academie folgende Preisfrage gestellt: Lorsqu'une nation se propose d'établir la liberté du commerce, ou de modifier sa législation sur les douanes, quels sont les faits (?!) qu'elle doit prendre en considération pour concilier, de la manière la plus équitable, les intérêts des producteurs nationaux et ceux de la masse des consommateurs? Da dieselbe im J. 1836 ungenügend beantwortet war, so wurde sie noch einmal gestellt, und von dem Baron Charles Dupin im Namen der Abtheilung für politische Oeconomie und Statistik ein Programm über die eingegangenen Preisschriften bekannt gemacht, worin deutlicher ausgesprochen wurde, was die Academie eigentlich verlange. Der Verf. war auch unter den Mitbewerbern gewesen und das Programm verbreitete sich etwas ausführlich über dessen eingesandte Schrift. Der Verf. bewarb sich nochmals um den Preis, jedoch ohne wesentlich an seiner Arbeit zu ändern, und indem er ein besonderes Mémoire beilegte, worin er die Kritik des Barons Ch. Dupin einer scharf geschriebenen Antikritik unterwarf und zu zeigen suchte, dafs seine Schrift die gerügten Fehler nicht habe. Im J. 1838 erfolgte die zweite Entscheidung der Academie, und der Verf. erlangte den Preis wieder nicht. Daher kommt seine Entrüstung, aber er glaubt sie noch besonders dadurch zu rechtfertigen, dafs er der beurtheilenden Commission (insbesondere aber dem Baron Ch. Dupin) eine crasse Unwissenheit und Leichtfertigkeit in der Behandlung der Angelegenheit, wenn nicht vielleicht gar die schändlichste Ungerechtigkeit, zum Vorwurfe macht. Um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, führt der Verf. an, es gehe aus dem Programm hervor, dafs der Baron Ch. Dupin der Meinung sei, Hamburg sei ein Hafen im schwarzen Meere, ferner dafs er des Verfs. Schrift mit einer anderen verwechselt habe, dann, dafs er dasjenige, was, und die Art und Weise, wie der Verf. dies geleistet habe, geradezu aus seiner Schrift entnommen und als Muster für dasjenige aufgestellt habe, was die Academie eigentlich fordere, und endlich, dafs die Commission trotz diesem ihm den Preis nicht zuerkannt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Ueber den Handelsverkehr der Völker, von H. F. Osiander.

(Fortsetzung.)

Man wird sehr leicht einsehen, dafs diese Zeitschrift nicht dazu bestimmt sein kann, diesen wunderlichen Streit völlig zu beurtheilen; aber folgende Bemerkungen dürfen nicht verhehlt werden. Der Verf., den wir übrigens wegen seiner schriftstellerischen Verdienste hochachten, trägt eine Empfindlichkeit und Gereiztheit zur Schau, welche ihm um so mehr für sein Interesse schadet, je klarer es sich herausstellt, dafs er nicht blos übersieht, sondern auch übertreibt. Es wäre unter allen Umständen weit besser gewesen, wenn er seinem eigenen sehr schönen Motto: Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat gefolgt, und, in der Versicherung, dafs es für einen deutschen Gelehrten keine Schande ist, bei der französischen Academie durchzufallen, blos gesagt hätte, seine Schrift habe den Preis nicht erlangt, sie sei aber bevorzugt worden. Indessen ungeachtet der Unwissenheit der Franzosen in der Geographie wird, es mag sich Ch. Dupin ausgesprochen haben, wie man immer angeben will, kein Mitglied der deutschen gelehrten Welt dem Verf. es glauben, dafs jener Hamburg für einen Hafen des schwarzen Meeres halte; denn Dupin's Schriften sind die Widerlegung. Dazu aber kommt, dafs Dupin solcherlei nirgends gesagt hat, im Gegentheile der Verf. mittelst eines übereilten Schlusses zu jenem entwürdigenden Vorwurfe kommt. Wenn Dupin wörtlich sagt: L'évaluation adoptée par l'auteur pour le prix moyen des céréales dans les ports de la mer Noire..... ce prix est adopté d'après l'évaluation erronée faite il y a quelques années par un ministre pour la chambre des deputés, so hat er sicherlich nicht behauptet, Hamburg sei ein Hafen des schwarzen Meeres. Der Verf. aber erwidert darauf, que dans son manuscrit il ne trouve nulle part une indication des prix des céréales dans les ports de la mer Noire, par contre, en se livrant à des récherches sur le prix de revient du froment pour l'importation en Angleterre, il a ajouté une note explicative en ces termes: „Nous avons pris pour base le prix du *bon* froment roux, tel qu'il a été à Hambourg durant l'année 1834" (siehe I. S. 213). Es geht hieraus hervor, dafs Dupin etwas ganz Anderes im Sinne hatte, als der Verf., und zwar, wie uns scheinen will, die Stellen Bd. I. S. 33 flg. u. S. 183, an welchen ersteren allerdings eine évaluation pour le prix moyen des céréales dans les ports de la mer Noire in einem gewissen Sinne, nur nicht mit Zahlensätzen, vorkommt, um zu zeigen, dafs *keineswegs* die Küstenländer des schwarzen und asowischen Meeres „mit einer steigenden Population und Cultur die europäischen Seeplätze mit solchen Getreidemassen überschwemmen werden, dafs die Preise dadurch noch mehr gedrückt werden, als bis jetzt geschehen sei", während an der zweiten Stelle dagegen behauptet wird, „nur bei den Getreidezufuhren, welche die südlichen Küstenländer Frankreichs von den am schwarzen und asowschen Meere gelegenen Häfen erhalte, sei anzunehmen, dafs der fremde Producent sowohl durch geringere Belastung als durch Fruchtbarkeit des Bodens einen namhaften Vortheil vor dem einheimischen habe". Eben so gut als der Verf. bei seinem Verfahren gegen Dupins Aeufserung, indem er ihm offenbar eine andere Stelle seiner Schrift, als diejenige, welche jener gemeint haben kann, unterschiebt, jenem den Vorwurf macht, er halte Hamburg für einen Hafen des schwarzen Meers, hätte er ihn auch beschuldigen können, er sei der Meinung, Frankreich selbst oder das nördliche Europa liege am schwarzen Meere, denn an der Stelle I. S. 211—214 ist vom Getreidehandel zwischen beiden die Rede und der Verf. sagt selbst, Hamburg sei der zweite Getreidemarkt des nördlichen Europa.

Soviel über diesen wunderlichen Streit, welcher, wie wir gerne annehmen wollen, blos aus Mifsverständnissen von Seiten des Verfs. hervorgegangen ist. Was aber die beiden anderen dem Baron Dupin oder der Beurtheilungs-Commission gemachten Vorwürfe anbelangt, so ist der erste, dafs zwei Preisschriften mit einander (absichtlich oder unabsichtlich) verwechselt seien, gar nicht als gegründet zu betrachten, so lange er nicht als völlig richtig bewiesen ist. Der andere aber, nämlich dafs die Commission des Verfs. Schrift ausgebeutet habe, um daraus ein Muster zu bilden, nach welchem die Academie ihre Preisfrage gelöst zu sehen wünschte, konnte leicht entstehen, weil des Vfs. Schrift in der That in einzelnen Parthien und an verschiedenen Stellen auch in ähnlichem Sinne den Gegenstand erfafst hat, wie es die Academie wünschte. Wäre Letzteres nicht der Fall gewesen, so würde ihr die Academie selbst diejenige Anerkennung nicht haben gewähren können, welche ihr zu Theil ward. Der Grundfehler, den, wie uns scheint, der Verf. gemacht hat, ist seine Interpretation der *faits*, qu'elle doit prendre en considération. Der Vf. hat diese *faits* (Thatsachen), wie die Vorrede ergiebt, mit „*Rücksichten*" übersetzt und erklärt. Seine Schrift ist vorherrschend im Geiste des Rücksichtnehmens, und nicht im Geiste des Thatsachen-Zusammenstellens, im Geiste der praktischen Politik des einzelnen, so und so bestellten, Staats, und nicht im Geiste der Historie und Statistik, verfafst. Die Academie wollte offenbar eine allgemeinere, mehr wissenschaftliche, Haltung der mitbewerbenden Preisschriften; der Verf. aber ging in das Einzelne nach besonderen, von ihm aufgestellten, Frankreichs und Englands Zuständen entnommenen, Umständen und Rücksichten ein. Nichts ist klarer, als dafs die Academie unter andern auch die Zollverträge und Zollvereine mit den durch sie gelieferten Thatsachen und Ergebnissen beurtheilt wissen wollte; der Verf. handelt diese Frage aber sehr kurz und ohne Eingehen auf den deutschen Zollverein ab. Die Academie verlangte eine Bezeichnung der Mittel, wodurch stufenweise vom Prohibitivsysteme zur Handelsfreiheit im allgemeinen Interesse übergeführt werden könnte; der Verf. spricht hiervon auch, aber nur kurz und gelegenheitlich. Die Academie wollte abgehandelt wissen, in wie weit den bestehenden industriellen Interessen Concessionen zu machen seien; der Verf. hat dieser Forderung sicherlich entsprochen. Die Academie wollte erfahren, ob die Handelsrestrictionen in der besonderen Gesetzgebung eines Volkes auf immer aufgehoben werden sollten und dürften; der Vf. hat im Einzelnen da und dort diese Frage berührt, aber im Ganzen nicht behandelt. Die Academie wollte hören, ob die Einführung und Naturalisation bedeutender Erfindungen in allen Fällen ohne Restrictionen zu bewerkstelligen sei oder ob es andere vortheilhaftere Mittel zu diesem Zwecke gebe; der Verf. hat diese Frage nicht beantwortet. Wir müssen gestehen, nicht blofs dafs der Vf. uns ganz der Mann gewesen zu sein scheint, welcher die Preisfrage so hätte lösen können, wie es die Academie auseinandersetzend (II., S. 293) forderte, sondern auch dafs die Academie diesem von ihr bevorzugten Verf. die Wege andeuten wollte, auf denen er mit seinem dargelegten Materiale und Scharfsinn durch Umarbeitung seiner Schrift ohne Zweifel den Preis würde errungen haben. Der Verf. mufste sein ganzes erstes Manuscript nach den von der Academie in ihrem Programme angeführten sechs besonderen Fragen systematisiren, und dazu die Zoll- und Handelsgeschichte Frankreichs, Englands, Preufsens und des deutschen Zollvereins in grofsen Zügen *mit statistischen* Beweisen über Ursache und Wirkung darlegen, wenn er auf Erfolg seiner zweiten Mitbewerbung rechnen wollte. Er mufste seine ganz unfruchtbare sehr heftige Polemik gegen théoriciens und gegen den geliebten J. B. Say, welche sich die Academie förmlich verbeten hatte, streichen. Aber von allem diesem hat er nichts gethan, sondern seine Schrift in alter Form eingereicht, und dazu ein offenbar verletzendes, die Forderungen der Academie abweisendes, Mémoire beigelegt. In diesem Mémoire sagt derselbe nun allerdings, Andere könnten die Aufgabe nach einem andern Systeme bearbeiten. Allein hier kam alles auf das System an, das Buch mufste nach einem andern Systeme ein ganz anderes werden.

Das Buch ist indessen nicht systematisch. Damit soll aber dem Verf. durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Er handelt seinen Gegenstand in 17 Kapiteln ab, wie folgt. Im I. Kapitel (Bd. I., S. 1—8) erörtert er die Frage über Handelsfreiheit, aber offenbar in Vergleichung mit ihrer überaus grofsen Wichtigkeit viel zu kurz. Im II. Kapitel folgen allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse zwischen Produ-

meinten und Communalen (S. 9—20), wobei er sich zu lange auf gewöhnlichen Gemeinplätzen bewegt, und dagegen die meisten, wahrhaft wichtigen Fragen, wozu die Wissenschaft viele Veranlassung und vielen Stoff giebt, unberührt läfst. In den drei folgenden Kapiteln III (Bd. I., S. 20—32) und IV (Bd. I., S. 33—66) und V (Bd. I., S. 67—148) stellt er die Haupt- und einzelnen Züge oder Zweige des europäischen Getreidehandels dar. Man erkennt daran den überaus gründlichen Kenner, seinen Lieblingsgegenstand, und den Verf. der Schrift „über Handelsfreiheit und Verbotssystem in den Niederlanden." Amsterdam, 1828. Es wird darin mit Erweiterungen wiederholt, was schon diese letztere Schrift enthält, aber wir glauben, dafs diese Wiederholung weder überhaupt noch zum Behufe der Beantwortung der Preisfrage nothwendig war. Auch die Academie hat dies gerügt, und, nach unserer Ansicht, nicht mit Unrecht. Hierauf wird die Getreidegesetzgebung, die Zollgesetzgebung in Betreff anderer landwirthschaftlicher Produkte, der Produkte der Viehzucht, und jener des Berghaues in den vier Kapiteln VI—IX (Bd. I., S. 149—249, S. 250—265, S. 266—284, S. 285—309) abgehandelt, alles ausführlich und mit Eingehung ins Einzelnste. Der zweite Band beginnt mit dem X. Kapitel über Industrieprodukte im Allgemeinen (Bd. II., S. 1—100), wozu, was aber allerdings aus der Ueberschrift nicht hervorgeht, das Zollwesen, insoweit es die Gegenstände der Handwerke, Fabriken und Manufacturen betrifft, ebenso weitläufig und speciell abgehandelt wird. Das Kapitel XI (Bd. II., S. 101—143) bespricht den Einflufs des Handels auf den Landbau, auf die Industrie (wie der Verf. das Gewerkswesen nennt) und auf das Gesammtwohl der bürgerlichen Gesellschaft. Auch diese Ueberschrift bezeichnet den Inhalt nicht richtig, denn es wird darin vorzüglich im Allgemeinen auch vom Zollwesen und darüber gesprochen, was für Ansichten die Gesetzgebung im Allgemeinen in Bezug auf den Aus-, Ein-, Durchfuhr- und Zwischenhandel hegen und befolgen sollte; ferner ist darin die Sprache vom Wechsel- und Asseccranzgeschäfte, vom Handel mit Staatspapieren, und von der Theorie der Handelsbilanz. Es geht schon aus dem Angeführten hervor, dafs die Frage über den Einflufs des Handels in der angegebenen Hinsicht und über die Mafsnahmen der Gesetzgebung in Bezug auf den Handel im Allgemeinen nicht vollständig erörtert ist. Denn noch mehrfache andere Beziehungen und Zweige des Handels sind gar nicht erwogen. In dem XIV. Kapitel wird die Schifffahrt, insbesondere das Wesen und die Regulirung der Schifffahrtszölle, namentlich auch der Differenzzölle in Bezug auf Schifffahrt, sehr gründlich abgehandelt (S. 144—178). Ganz dasselbe kann man auch von dem XIII. Kapitel sagen, welches von dem Werthe und von der Behandlung der Kolonien und von dem Kolonialsysteme handelt, und den Leser kritisch in manche Verhältnisse und Uebelstände des Kolonialwesens jetziger europäischer und anderer Staaten einführt (S. 179—232). Im XIV. Kapitel werden die Rückzölle und Prämien aus sehr gut gewählten Gesichtspunkten behandelt (S. 233—241). Das XV. Kapitel bespricht dies Verfahren bei dem Uebergange zur Handelsfreiheit, eine Hauptfrage der französischen Akademie und die umfassendste Frage unserer jetzigen praktischen Handelspolitik, jedoch nicht umfassend und nicht aus den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten (S. 242—256). Das XVI. Kapitel, über Handelsverträge, sollte umfassender sein und namentlich den berühmtesten und wichtigsten Vertrag der Gegenwart, nämlich den Zollverein, besprechen. Es ist dieser Mangel um so mehr zu bedauern, als der Verf. bereits (durch seine Abhandlung in der deutschen Vierteljahrsschrift) bewiesen hat, wie sehr er sich mit dem deutschen Zollvereine, seinen Principien, Eigenthümlichkeiten und Ergebnissen, schon vertraut gemacht hat (S. 257—276). Das Schlufskapitel XVII (S. 277—287) enthält allgemeine Schlufsbetrachtungen mit Rückblicken, und alsdann folgt der Anhang (S. 288—318) mit den Acten über die Preisangelegenheit des Verfs.

Es liefse sich mit dem Vf. über manche Einzelnheiten seines Buches rechten und ohne Zweifel würde man an ihm einen sehr tüchtigen Gegner finden, denn Niemand wird abstreiten, dafs sich derselbe auch darin, worüber man nicht ganz mit ihm übereinverstanden sein möchte, als sehr gewandten praktischen Nationalöconom gezeigt hat. Allein um mit ihm in's Einzelne einzugehen, dazu ist, wie der Verf. sicherlich selbst eingestehen wird, hier nicht der Ort. Wir ziehen es daher vor, das Buch im Allgemeinen zu characterisiren.

Die theoretischen Parthieen desselben sind im Ganzen weder neu noch eigenthümlich. Indessen dies ist auch keineswegs nothwendig, denn es fehlte eben

gerade an einer Schrift, namentlich über das Zollwesen, in welcher von praktischem Gesichtspunkte diejenigen Rücksichten speciell in Untersuchung genommen werden, welche bei der Anordnung einzelner Zollsätze aufzufassen und festzuhalten sind. Unsere Lehr- und Handbücher der politischen Oeconomie dürfen, so lange sie wissenschaftlich bleiben sollen, nicht so sehr in die Einzelnheiten der zu nehmenden Rücksichten und zu machenden Ansätze eingehen. Dies hat der Verf. überall mit sehr grofser Sorgfalt gethan. Es gehört aber, wenn eine solche Schrift praktisch sein soll im vollen Sinne des Worts, dazu, dafs sie das Bedürfnifs, also die volkswirthschaftlichen und insbesondere die gewerblichen Zustände, einer bestimmten Nation, vor Augen habe. In dieser Hinsicht hat das Buch des Vfs. leider nicht einen vollen Werth für Deutschland. Daran ist die Preisfrage Schuld, welche den Verf. veranlafste, fast ausschliefslich Frankreich und Grofsbritannien mit ihrer volks- und staatswirthschaftlichen Lage und ihrem bisherigen und jetzt bestehenden Zollwesen der Kritik zu unterwerfen. Deutschland und namentlich der deutsche Zollverein wird dabei äufserst wenig berührt. Ist dies nun im Interesse Deutschlands schon zu bedauern, so ist es dies nicht weniger in Betreff jener Staaten und in Betreff des allgemeinen Bewufstseins unserer Zeit selbst. Denn die Handels- und Zollgesetzgebung des deutschen Zollvereins, welche sich diesem Bewufstsein möglichst anschliefst und mit demselben fortschreiten will, bedarf noch vieler Aufklärung und mannigfacher Verbesserung, während nicht geläugnet werden kann, dafs sie, in ihrer Erscheinung und in ihren Ergebnissen, allerwenigstens im Allgemeinen als Muster aufgestellt werden und wirken soll.

Das Verdienstlichste dieser Schrift, wenn wir den Kreis ihrer Wirksamkeit weiter ausstecken und sie als geeignet erachten, um das Bewufstwerden und Bewufstsein unserer Staaten und Völker äufserlich zur weiteren Verwirklichung und klareren Anschauung zu bringen, ist jedenfalls das energische Streben derselben, der Idee der volkswirthschaftlichen Freiheit ihre volle Geltung zu verschaffen. Von theoretischer Seite ist dieselbe seit den Physiokraten durch A. Smith und seine Schule auf das Mannigfaltigste begründet und beleuchtet worden. Allein der Hafs Vieler gegen das Allgemeine, unter welcher Gestalt es in den verschiedenen Zweigen der philosophischen Erkenntnifs auftritt (wie man sich einsichtslos und oberflächlich ausdrückt: gegen alle Theorie) und ihr Mangel an Talent und an gutem Willen, die Manifestationen einer Idee und des Begriffs in der Wirklichkeit vergleichend und sichtend zusammenzuhalten, hat bis heute noch eine Unklarheit und, man kann sagen, theilweise Finsternifs just unter den sogenannten Praktikern erhalten, welche durch die Wissenschaft allein unmöglich so schnell beseitigt werden kann, als es wünschenswerth ist. Dieser ist nur von der sogenannten praktischen Seite d. h. mit dem concreten Einzelnen beizukommen. Dazu dient vorliegendes Buch vortrefflich. Ueberall festhaltend an der Idee und am Begriffe der volkswirthschaftlichen und namentlich an der Handelsfreiheit, und immer wieder auf sie zurückkommend, führt uns das Buch durch die mannigfachsten Handelszweige, fortwährend in Bezug auf die jetzigen Zustände und Gegensätze unserer Volks- und Staatswirthschaft hindurch.

Es konnte nicht ausbleiben, dafs der Verf. bei allen diesen Gelegenheiten immer wieder *auf die Schutzzölle* zurückkommt, und sie da, wo, und insofern, als es nothwendig erscheint, in Schutz nimmt. Man kann sich bei einiger Aufmerksamkeit leicht überzeugen, dafs das vielbeliebte Wort „*Schutzsystem*" bei unzähligen Gelegenheiten gebraucht wird, und dafs fast ein Jeder darunter, wenn auch nicht gerade immer etwas ganz Anderes, doch einen anderen Grad versteht. Dabei wird gar oft mit aller Macht gegen das „*Freiheitssystem*" zu Felde gezogen, ohne dafs man sich des Begriffs versichert. Zu jedem gesunden Aburtheilen darüber ist aber immer dieses Letztere nothwendig. Die Philosophie der Geschichte läfst darüber keinen Zweifel, dafs der Staat eine sowohl in der innersten Natur des Menschen als auch in äufseren Verhältnissen begründete Nothwendigkeit ist. Er umfafst die sich als solche manifestirende Idee (die Zwecke) der Menschheit (den Menschen, denn er ist vom Begriffe des Menschen unzertrennlich) in der Besonderheit der Völker, insoweit sie durch das Leben der Vereinzelung sich nicht verwirklichen (erreicht werden) kann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1841.

Ueber den Handelsverkehr der Völker, von H. F. Osiander.

(Schluſs.)

Hieraus ergiebt sich ohne Schwierigkeit, daſs die Regierung, mag sie nun eingesetzt sein oder repräsentirt werden äuſserlich, von wem sie will und in welcher Form dies geschieht, die Zwecke der Menschheit und des Bürgerthums zu befördern hat, wo und insofern durch die Erstrebungen der Einzelnen Rechte gekränkt werden können und die Kräfte und Mittel der das Volk und den äuſseren Staat bildenden Einzelnen dazu nicht ausreichen. Darin liegt die Nothwendigkeit der äuſseren Freiheit, aber auch ihre Begränzung durch die Vernunft. Die zwei Hauptgebiete, in welchen als Mitteln und zur Aeuſserung des Lebens sich die Erstrebungen des Volkes kund thun, sind das Rechtsgebiet und das Gütergebiet. Das Rechtsgebiet, als bloſses Produkt des Staats im Menschen, also des staatlichen Zusammenlebens und sich immer weiter mit diesem äuſserlich erweiternd, je klarer der Begriff des Rechts zum Bewuſstsein kommt, ist etwas der staatlichen Gesammtheit Angehörendes, das durch den Staat selbst bis in's Einzelne gewahrt werden muſs. Das Gütergebiet, ein Produkt der Natur, Arbeit und des Kapitals, muſs Gegenstand der völlig freien Erstrebungen des Volkes sein, und ein Einschreiten der Regierung ist nur nothwendig (aber auch nur nützlich), wenn und insoweit dadurch Rechte verletzt werden können, und wenn und insoweit dadurch die Erreichung der nur durch das steigende Bewuſstsein der Zeit begränzten Zwecke im Gütergebiet ohne Einschreiten der Regierung nicht möglich ist. Dies Einschreiten der Letzteren, also die Freiheit der Erstrebungen im Gütergebiete, hat daher nur eine rechtliche und eine politische Gränze. In dieses Gütergebiet gehören dem Gegenstande nach die wirthschaftlichen Verhältnisse von Volk und Staat, und auf die Volkswirthschaft findet jenes Gesetz der Freiheit im Gütergebiete seine Anwendung. Der wunderliche, aus dem Buche von A. Smith hervorgegangene, aber von A. Smith nicht veranlaſste Streit darüber, ob die Regierung negativ oder positiv einschreiten solle, ist eine Folge lediglich der Unklarheit der Begriffe. Denn die Hindernisse (deren Hinwegräumung man *negatives* Verfahren nennen zu dürfen meint), welche der Entfaltung der Volkswirthschaft im Ganzen und einzelner Zweige derselben entgegen treten, sind entweder solche, die in der Natur der wirthschaftlichen Unternehmung selbst, oder solche, die in äuſseren sie umgebenden Verhältnissen liegen. Jedes Hinderniſs ist etwas Negatives, mag es nun darin liegen, daſs etwas mangelt innerlich und äuſserlich, oder daſs etwas zu viel vorhanden ist, also geradezu entgegen steht. Das Einzelne hat für die Regierung in volkswirthschaftlichen Fragen aber nur eine Bedeutung, insoweit es wesentlich zum Ganzen gehört.

Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit der Verkehrsfreiheit des Staats von selbst. Aber auch jede Beschränkung derselben zum Nachtheile, oder, was das Nämliche sagt, zu Gunsten Einzelner oder gewisser Stände und Gewerbe, wenn und so lange sie nicht durch die zwei oben erwähnten rechtlichen und politischen Gränzen geboten ist, erscheint als ein Widerspruch gegen den Begriff des Staats. Der Unterschied zwischen innerer Wirthschaft des Volkes und Binnenverkehr einerseits, und dem auswärtigen Verkehr anderseits, welcher oft gemacht wird in der Absicht, um für jene Beiden die Freiheit und für den Letzteren die Beschränkung zu vindiciren, ist ganz unhaltbar, weil durch die Beschränkung des Verkehrs mit dem Auslande die innere wirthschaftliche Freiheit des Volkes aufgehoben wird.

Das System der wirthschaftlichen Freiheit ist der Höhepunkt der Wissenschaft, aber nur deshalb, weil

sie der Höhepunkt des wirthschaftlichen Volks- und Staatslebens ist, dessen Verwirklichung mufs also das Ziel gesetzgeberischen Strebens sein. Aber auf ein Mal dasselbe zu erreichen ist unmöglich, weil das Jahrhunderte lange, durch Erkünstelung bewirkte Gegentheil, nämlich das Prohibitiv- und Protectionssystem, Zustände der Volkswirthschaft hervorgerufen hat, welche zuerst nach und nach aufgehoben und ausgeglichen werden müssen, ehe der Begriff der wirthschaftlichen Freiheit zur Wirklichkeit werden kann. Dies kann nur durch behutsame Lösung der bestehenden finanziellen, gewerblichen und internationalen Verwickelungen geschehen, d. h. durch allmähligen Uebergang. Dies liegt im Bewufstsein unserer Zeit, und manifestirt sich in einem gemilderten Prohibitivsysteme, das man jetzt *Schutzsystem* nennt. Dieses Schutzsystem ist nichts anderes als ein Prohibitivsystem, es kann niemals ein wissenschaftliches, also dem Begriffe des Staats angemessenes, sein. Es ist ein temporäres praktisches System der Vermittelung der zu fürchtenden Extreme, und kann nicht die ewige Dauer und nicht die Beständigkeit an und für sich des Freiheitssystemes haben.

In der Hauptsache ist unser Verf. dieser Ansicht und er nimmt das Schutzsystem nur insoweit in Schutz, als der rasche Uebergang zur Freiheit jetzt unrathsam erscheint. Aber seine Consequenz geht immer darauf hinaus, dafs der durch den Zoll zu gewährende Schutz den niedrigsten möglichen Grad haben solle, und davon geht er in seinen Rathschlägen wegen der Höhe der Zölle überall aus. Der Vf. bewirkt aber die Nothwendigkeit der wirthschaftlichen Freiheit nicht aus dem Begriffe des Staats, sondern, wie es bisher in allen einschlagenden Schriften geschah, aus der Natur der Volkswirthschaft. Diese Methode des Beweises mufs zuletzt auf dasselbe Resultat führen, aber mit solcher Strenge wie die andere vermag sie dies nicht. Wir sind auch weit entfernt, dem Vf. daraus einen Vorwurf zu machen, denn sein Buch hat zunächst eine praktische Tendenz. Jedenfalls ist es ein höchst werthvoller Beitrag, die Ueberzeugung von der Natur- und Verkehrsnothwendigkeit des Freiheitssystems zu verbreiten und zu befestigen. Dazu ist sein praktisches Eingehen in's Einzelne ganz vorzüglich bei allen denjenigen geeignet, welche, eben weil sie sich nur mit Besonderheiten des wirthschaftlichen Verkehrs beschäftigen, auch blos von dieser Seite anzufassen sind.

Es gewährt ein besonderes Interesse, dafs diese Schrift aus derselben Stadt hervorgegangen ist, aus welcher sich in neuester Zeit eine sehr heftige Opposition nicht blos gegen die Schule der Verkehrsfreiheit, sondern auch gegen diese selbst erhoben hat. Insoweit das neue System der „*Manufactur-Productivkraft*" sich mit einer systematischen Schmähung gegen die gehafste Schule und ihre Vertreter ankündigt, könnte man wohl auch ein scharfes Wort von Persönlichkeit entgegen sagen. Aber es ist schon gar lange her wahr, dafs, wer Andere schmähet, sich selbst schmähet. Wir unterscheiden Maul von Mund. Insoweit dieses sich ankündigende *neue* System aber mit Waffen des Geistes auftreten sollte, wird ihm ohne Noth begegnet werden können. Vor der Hand wollen wir nicht verhehlen, dafs eine ganz eigenthümliche Art, die Geschichte unter den Scheffel zu stellen, dazu gehört, um Pitt's, Huskisson's, Brougham's, und anderer englischer, von ähnlichen politisch-öconomischen Grundansichten beseelter, britischer Staatsmänner Parlamentsreden über Handelsfreiheit, und das ganze Buch A. Smiths auf Rechnung der Lüge zu stellen, und der deutschen Nation, selbst ein Deutscher, vorzuwerfen, dafs sie sich in eigenthümlicher Tölpelhaftigkeit habe den Bären der Handelsfreiheit aufbinden lassen. Jedenfalls ist weder dies Verfahren, noch die Behauptung, dieses angekündigte *neue* System sei *nicht* ein Prohibitivsystem, ein Beweis von gründlicher und von Vorurtheilen freier Einsicht in die Geschichte der politischen Oeconomie. Denn wo systematisch prohibirt wird, da ist das Prohibitivsystem vorhanden, mag jenes nun blos die Manufacturproduction allein oder auch die Urproduction betreffen. Ein solches System ruft Gewerbszweige künstlich hervor, denn es will gewerbliche Unternehmungen durch Zolleinrichtung befördern, die nicht ohne künstliche Mafsregeln aufkommen würden und sich halten könnten. Ein solches System gerade jetzt zu empfehlen, heifst die wichtigsten volkswirthschaftlichen Uebelstände unserer Zeit übersehen, welche just eine Wirkung des Prohibitivsystemes sind. Wir meinen die Zustände der Arbeiterklasse und das bedrohliche Armenwesen mehrerer Staaten. Unsere Bemühungen müssen darauf gerichtet sein, uns diese Wirkungen des Prohibitivsystemes klar zu machen; da, wo sie vorhanden sind und gröfser zu werden drohen, vermindernd einzuwirken; und wo sie noch

nicht einen bedrohlichen Grad erreicht haben, ihre weitere Entwickelung durch eine Gesetzgebung zu verhüten, welche einer zu sehr ungleichen Vertheilung der Productivkräfte, des Einkommens und des Vermögens vorbeugen kann. Dies ist mit Hilfe eines Prohibitivsystems nicht erreichbar. Aber eben so wenig zur Zeit durch allgemeine Freiheit des auswärtigen, insbesondere des Einfuhr-, Handels. Eine solche könnte jetzt das Uebel vielmehr nur ärger machen. Zwar ist die freie Concurrenz der wahre Höhepunkt der Wirthschaft eines Volkes und der Völker unter sich. Aber eben so wenig der einzelne kleine Unternehmer, der mit unvollständigen und unvollkommenen Hilfsmitteln wirthschaftet, die Concurrenz des grofsen, der ihm in jeder Hinsicht überlegen ist, aushalten kann; eben so wenig vermag dies eine mehr im Geiste der Handelsfreiheit entwickelte und von der Natur nicht vorweg begünstigte Nation mittelst ihres kleineren und unvollkommneren Gewerbsbetriebes mit einer andern, die ihr überlegen ist. Jedoch nicht die gänzliche Unabhängigkeit der Verbraucher der eigenen Nation von der Versorgung durch das Ausland, auch nicht eine künstlich bewirkte gleiche Ausdehnung des auswärtigen Handels der eigenen Nation, wie jene der bewundertsten anderen, ist der vernünftige Strebepunkt unserer Gesetzgebung, (denn beides würde nur die Abhängigkeit und Unsicherheit des Bestandes unserer Volkswirthschaft vermehren); sondern eine auf natürlichem Wege entstehende innere Verbesserung und Vervollkommnung der Production und des Betriebs in allen Zweigen der Volkswirthschaft, eine geringere Belastung der inländischen Betriebsamkeit und Verzehrung als jene des Auslandes ist, und dadurch eine Sicherstellung des inneren Absatzes und Verzehrs in der eigenen Nation selbst, aus welcher sich allmälig der auswärtige Absatz, soweit derselbe wünschenswerth ist, naturgemäfs von selbst entwickeln wird. Im Allgemeinen mufs darum unser Hauptaugenmerk auf Erhöhung der Productionsmittel, auf Vervollkommnung ihrer Anwendung, auf Erweiterung des allgemeinen Volks- und gewerblichen Unterrichts, auf Verminderung des Kostensatzes der Production, also auch auf Befreiung aller Gewerbe von ihren unmittelbaren Hemmnissen, die vorzüglich aus der Vorzeit herrühren, auf bessere Umlage und Verminderung der auf Production und Consumtion ruhenden Staats- und Communallasten, auf Erleichterung und Verwohlfeilerung des Transports und der Communication, auf gerechte und naturgemäfse Vertheilung des gewerblichen Roh- und Reinertrags unter die Grundeigenthümer, Kapitalisten, Arbeiter, und Unternehmer, auf Mittel zur Beförderung des Kredits, u. dgl. gerichtet sein. Denn dadurch, dafs wir die Menge und Güte unserer gewerblichen Erzeugnisse erhöhen und ihren Kostensatz, bis sie in die Hände der Consumenten gelangen, vermindern, erleichtern wir unsern Producenten auf natürlichem Wege die Concurrenz und sichern wir ihnen einen heilsamen Absatz. Das Prohibitivsystem sucht dies und noch weiter eine Unterdrückung der ausländischen Industrie auf dem umgekehrten und verkehrten Wege, nämlich durch Vertheuerung der Producte des Auslandes für die inländischen Consumenten mittelst hoher Zölle. Dies Mittel ist grenzenlos, weil es das Ausland zu immer rascherer Verbesserung des gewerblichen Verfahrens, zu immer tieferer Herabsetzung des Kostensatzes, und zu immer ärgerer Prohibition zwingt, während der inländischen Production der Antrieb zu gewerblichen Fortschritten benommen wird, und also die Einfuhrzölle fortwährend erhöht werden müssen, und endlich nur durch Einfuhrverbote, Ausfuhrprämien u. dgl. geholfen werden kann. Darüber läfst die Geschichte des Prohibitivsystems keinen Zweifel.

Bei der jetzigen Lage der Gewerbe aller Art und der ganzen Volkswirthschaft und bei den finanziellen Zuständen in Deutschland im Vergleiche mit denen in den andern Ländern Europa's insbesondere können wir uns nur glücklich schätzen. Der bei Weitem gröfste Theil unserer Gewerbe bedarf zur natürlichen Entfaltung nicht einmal des Schutzzolles. Wo er aber zur Zeit doch nothwendig ist, da braucht er nur gering zu sein. Hüten wir uns nur vor dem französischen und englischen Geiste der gewerblichen Gesetzgebung, welche bisher nicht im Stande war, sich dem abwechselnden Siege der Einzelinteressen zu entziehen, und daher das lebhafteste Bild der Zerstückelung, und der Spielball der Parthei- und Monopol-Sucht ist. Dies Letztere zu zeigen ist dem Vf. der vorliegenden Schrift trefflich gelungen, während er in allen Stücken zeigt, dafs Frankreich und Grofsbritannien sogar meistens nur sehr mäfsiger Schutzzölle bedürften, um ihre Industrie kräftig und blühend zu erhalten. Nach seinen, meistens sehr gründlichen, Auseinandersetzungen reicht für Frank-

reich in den Fällen, welche Schutzzölle nöthig machen dürften, ein Zollsatz von 10—15 % vollständig hin und ein höherer ist vom Uebel. In unseren Zeiten, wo keine Gewerbsverbesserung lange ein Geheimnifs bleibt, wo in Deutschland die Staatslasten geringer sind als in jenen Ländern, wo wir keinen so unglückseeligen Arbeiter- und Armenstand haben, wo bei uns für Verbesserung der Transport- und Communicationsmittel ein so energischer Aufschwung herrscht, u. dgl. mehr, bedarf es in den Fällen, welche einen Schutz noch nothwendig machen, gröfstentheils nicht einmal eines so hohen Schutzzolles, und es ist nur zu beklagen, dafs die augenblicklichen gewerblichen Interessen der Zollvereinsstaaten eine so bemerkbare Verschiedenheit darbieten. Anstatt den Wünschen der Partheien, welche eine Prohibition fordern, zu genügen, mufs es vielmehr unser eifrigstes Streben sein, selbst nach und nach unsere Schutzzölle in blofse Consumtionsabgaben zu verwandeln. Indessen sind wir weit entfernt, die entgegenstehenden Schwierigkeiten und den dazu nöthigen Bedarf an Zeit zu verkennen und uns jugendlich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Das Bewufstsein unserer Zeit über die Nothwendigkeit der wirthschaftlichen Freiheit ist viel zu tief, und der Ernst und die Einsicht der Regierungen der Zollvereinsstaaten ist viel zu hoch, als dafs wir befürchten dürften, sie möchten dem Prohibitivsystem, den abentheuerlichen Colonialprojecten und der da und dort aufsteigenden fata morgana von vereinsländischer Marine geneigtes Ohr und Auge schenken.

E. Baumstark.

XXXV.

Die statistischen Vereine der Engländer. Von Johannes Fallati, Dr. der Rechte und der Staatswirthschaft, aufserord. Prof. der Geschichte und Statistik an der Universität Tübingen, u. s. w. Tübingen, 1840. *bei Ludw. Fr. Fues. VI.* 76 *S.* 8.

Es war ein guter Gedanke, das Wesen und Wirken der statistischen Vereine von Grofsbritannien für Deutschland besonders darzustellen. Zwar ist denjenigen, welche sich als academische Lehrer mit Statistik beschäftigen, wohl gröfseren Theils der Bestand und die Einrichtung der britischen statistischen Vereine wenigstens im Allgemeinen bekannt. Aber nicht blos wird Manchen, welchen diese Kenntnifs abgeht, diese Schrift sehr willkommen sein, sondern auch die Kenner bekommen darin eine Bekanntschaft mit Einzelnheiten dieser Vereine und Nachweisungen über einzelne Arbeiten derselben, welche sicherlich den Meisten in solcher Vollständigkeit, wie sie hier angegeben sind, nicht bekannt waren. Der Verf. war im Sommer 1839 selbst in Grofsbritannien, und hatte das Glück, persönlich ausgezeichnete Statistiker dieses Landes so wie Vorsteher solcher Vereine kennen zu lernen. Die Briten besitzen in solchen Dingen bekanntlich sehr viel praktischen Takt, aber dennoch ist bei ihnen in diesem Vereinswesen offenbar noch sehr viel zu thun, ehe es zu dem sehr erwünschten Erfolge führen wird. Nichtsdestoweniger sind die bisherigen Bemühungen dieser Vereine sehr sorgsam, ihr Verfahren in statistischen Ermittelungen ist ein sehr genaues, und ihre Resultate sind sehr interessant zu nennen, so weit sie uns bekannt geworden.

Für Deutschland, für welches, wie wir schon früher in dieser Zeitschrift bemerkt haben, statistische Arbeiten jetzt besonders nothwendig sind, bietet diese Schrift ein besonderes Interesse dar. Denn es ist besonders wünschenswerth, dafs auch bei uns solche statistische Vereine in gröfserer Anzahl entstehen möchten, (unseres Wissens gibt es bis jetzt nur Einen, nämlich jenen für das Königreich Sachsen, dessen Mittheilungen aber sehr vieles und schönes Material enthalten). Die Statistik Deutschlands ist nicht blos an Einzelnheiten solcher Art, über welche auch die Statistik anderer Länder äufserst wenig Zuverlässiges darbietet, äufserst arm, sondern selbst, in allgemeinerer Haltung aufgefafst, sehr ungenügend und unzusammenhängend. Beiden Uebelständen könnte nach und nach abgeholfen werden durch regelmäfsige genaue Veröffentlichungen der statistischen Büreaux (auch der Central-Verwaltungsbehörden), welche noch viel zu sehr zurückhaltend sind, und durch solche Vereine, namentlich wenn diese unter sich und mit jenen in Verbindung träten. Für Erhebung des speciellsten Materials sind die statistischen Büreaux ganz unzureichend, dafür aber gerade sind statistische Vereine am passendsten. Es verlautete nun zwar in neuester Zeit ein Aufruf zur Gründung einer grofsen, hierher einschlagenden, den Versammlungen der Naturforscher und Landwirthe ähnlichen, Gesellschaft. Allein wir vermögen uns von einer solchen statistischen Gesellschaft nicht viel zu versprechen, denn zur Erforschung und Bekanntmachung speciellen statistischen Materials würde eine solche sicherlich nicht geeignet sein. Nach unserer Ansicht müssen sich in den einzelnen Ländern und Provinzen Deutschlands besondere statistische Vereine bilden, und, wenn dies ausführbar wäre, sich ein gemeinschaftliches Organ für ihre Bekanntmachung schaffen oder wählen. Zum Entwurfe eines Planes hierfür ist hier nicht der Ort, auch müfste die Constituirung den Vereinen selbst überlassen sein.

E. Baumstark.

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

XXXVI.

Ueber das Verhältniſs von Philosophie und Religion mit der Beurtheilung der hauptsächlichsten gegenwärtigen Formen desselben vom Repetenten Reiff in: Tübinger Zeitschrift für Theologie 1839. 4*tes Heft* S. 47—180.

Je weniger man in einer theologischen Zeitschrift eine bedeutende philosophische Abhandlung sucht, desto mehr erscheint es als Pflicht, auf eine solche, wie die hier angezeigte, auch das gröſsere Publicum aufmerksam zu machen. Es tritt darin zum ersten Male vor demselben einer jener Geister hervor, denen mit Sicherheit eine Zukunft prophezeit werden mag. Die Kraft und Einfachheit der Auffassung beurkundet, daſs der Geist vom Gedanken getrieben worden, nicht dieser im Treibhause aufgespreizter Selbsterhebung oder künstlich reflectirter Schulphilosophie gewachsen ist. Der Verf. gehört zwar im Wesentlichen der Hegelschen Schule an, aber in jener frei selbstthätigen Weise, welche den Schüler zum Meister macht. Darum eben ist er auf dem Wege, welcher in der Philosophie zur Zukunft führt. Ref. trägt kein Bedenken, dies hier im Eingange zu bekennen, so sehr er auch nachher von dem Verf. abweicht. Doch will er auch nicht verhehlen, daſs er in einem wichtigen, von ihm freilich nur angedeuteten Grundgedanken ihm begegnet. Es ist nach des Referenten Auffassung folgender: daſs in der speculativen Logik, namentlich auch Hegels, ein Moment unberücksichtigt geblieben, welches so bedeutend ist, daſs seine Aufnahme das Ganze umgestalten muſs, — kein geringeres als das immer nur vorausgesetzte, nicht als integrirend in die Entwicklung des Begriffs selbst mit aufgenommene Moment der Bewegung oder des Fortgangs, das gleichsam als ein sich von selbst verstehendes nicht mit in Rechnung kommt, bis es zuletzt am Ende der Logik ganz unerwartet als *freier* subjectiver Begriff, der für sich ist, als Persönlichkeit ganz entwickelt, wie eine Pallas aus dem Haupte des Zeus hervorspringt. Vermöge dieses Mangels schlägt die gesammte Entwicklung in eine subjective um und ist als solche *abhängig von der schon vorausgesetzten Bewegung des Gedankens in dem denkenden Subject.* Wo finden wir aber jenes Princip der Bewegung? Der Verf. sagt *im Seinsollen* (S. 70), wodurch in der That auf den Fichteschen Anfang vom absoluten Ich als reiner Thätigkeit zurückgegangen wird, obwohl mit einer wünschenswerthen Verarmung und einer wesentlichen Bereicherung jenes ersten Stammbegriffs. Aermer erscheint derselbe, indem die Bestimmungen herausgelassen sind, um derentwillen jener Begriff sich wenig für den Anfang eignete, vielmehr schon in der Benennung als Ich, im Bildsetzen u. s. w. vielfache Vermittlungen einschloſs; bereichert aber ist er, indem ihm statt des leeren Setzens ein Inhalt gegeben wird, den er als Identität des Seins mit sich entbehrte. Im *Sollen* liegt eine zwar noch unbestimmte, aber in der Fortentwicklung sich immer näher bestimmende Realität, die des *Sittlich-* und wenn weiter zurückgegangen wird, des *Göttlich-bestimmtseins.* An die Stelle der Einheit des Denkens und Seins tritt hier die des Setzens und Gesetztseins, worin das Absolute als ein sich fortwährend Realisirendes das Princip des Fortganges ist. Keine von beiden Seiten ist hier eigentlich der Anfang, sondern die Einheit von Setzen und Gesetztsein im *Werden,* im bewegend Bewegten. Anfang ist zwar Sein, welches aber auch *noch* nicht Sein ist; in jenem *Noch* liegt aber eben die dritte Bestimmung, das Werden, die Bewegung, welche es eben ist, die Sein und Nichtsein als verschwindende Momente an sich hat; also eigentlich das Erste die ganze Fülle des Existirenden, des Wirklich-Gegebnen, nur als Voraussetzung. Die im Werden gesetzte Einheit dirimirt sich aber

immer aufs Neue in ähnliche Gegensätze, welche dem Sein und Nichtsein, nur auf immer höheren Stufen entsprechen, und diese schliefsen sich wieder in neue Einheiten zusammen, ein Gang, welcher dem der Hegelschen Logik in formaler Hinsicht, in dem Proceſs, vielfach entspricht, aber doch in einen ganz verschiedenen Gang leitet.

Das Moment oder der Bewegungsknoten, von welchem aus hier die Diremtion beginnt, ist immer das *Seinsollen* oder das Sein in der *Bestimmtheit des Gesetztseins* vom *Nichtsein* aus, welches dadurch zum *Nichtseinsollen* wird, — zum *So*sein, das sich schon vermöge der in ihm liegenden Schranke zum Anderssein bestimmen mufs. Der Ausgangspunkt für dies Sosein kann freilich kein anderer sein, als das subjective Bewufstsein, die Wurzel der Individualität, aus welcher neben dem Sein oder vielmehr mit ihm unzertrennlich verbunden auch die Bewegung hervorquillt: *die Einheit des Setzens und Gesetztseins im Seinsollen.* Dem Ich als Sosein steht ein Nichtich als Anderssein entgegen, welches von jenem gesetzt immer wieder in dasselbe zurückgehen soll, um aufs Neue aus ihm hervorzutreten. Um zu erfahren, was an dem Object ist, wird es wechselsweise ins Bewufstsein und dann wieder aus demselben und im Gegensatz damit herausgestellt, so lange ein Seinsollen, bis sich beide ausgeglichen haben und zuletzt in der Aufhebung des Nichtseinsollens im Seinsollen eine Beruhigung eingetreten ist.

Der mit Hegels Logik Bekannte wird bemerken, dafs sich so der Proceſs gerade umkehrt; vom Subject (Idealismus) ausgehend, wird sich der Gedanke fortbewegen zum Sein im Object (Realismus) und zurückkehren zum Subject in Vereinigung beider Standpunkte. Indem diese aber von der subjectiven Seite aus erfolgt, postulirt nun die Logik den Fortgang zum Objectiven, welches sich von dem mit sich selbst zusammengeschlossenen Subjecte ganz trennt, aber gleichfalls durch das Moment des Urtheils in dasselbe wieder zurückgeht, nur mit dem Bewufstsein, dafs es aus dem Elemente der Sonderung wieder zur innern Zusammenschliefsung kommen müsse — Naturphilosophie, deren Ende der Begriff des Lebens, der Seele ist. — Die Logik hat dabei die Thatsachen des Bewufstseins zu ihrer Voraussetzung, ihr Anfang ist daher ein phänomenologischer, so wie der der Naturphilosophie ein logischer. Selbst die abstractesten Kategorien können dieser Voraussetzung von Thatsachen nicht entbehren.

Nach diesen Andeutungen über eine mögliche Gestaltung des Anfangs der Philosophie und das Princip der Bewegung in ihr kehren wir zum Verf. zurück, welcher etwas Aehnliches zu verlangen scheint, wenn er sagt (a. a. O.): „Wird einmal in einer künftigen Logik, welche den Begriff, durch den das Reale zu denken ist, hervorzubringen hat, wie ich hoffe, bewiesen, dafs dieser Begriff der des *Sollens* ist, so folgt nothwendig, dafs von beiden Elementen desselben, indem sie sich auseinanderspannen, das Sein, das sein soll, sich bestimmt als das zu setzende absolute Ende, das Nichtseinsollende aber als den aufzuhebenden absoluten Anfang, über welchen daher weiter gar nicht zurückgegangen werden kann." Das Nichtseinsollende in dieser abstracten Gestalt kann aber doch unmöglich ein absolut Erstes sein; dies ist vielmehr das Werden oder vielmehr das starre *So*sein, das durch den Gedanken in den Gegensatz gestellt sich als Nichtseinsollendes erweist und so in Flufs kommt. Dem entspricht auch, was der Verf. S. 91 sagt: „Selbst die Philosophie, die im Setzen unmittelbar das Sein hat, kann die Setzung des Seins nur zu Stande bringen, indem sie das Sollen darin *verbirgt*." Ein solcher Anfang nähert sich wieder mehr dem Kantischen, entfernt sich aber doch auch wesentlich davon, ja ist durch eine tiefe Kluft von ihm getrennt, indem die Einheit des so zu sagen doppelten Ausgangspunkts jener Philosophie, des idealistischen und praktischen, welche durch die Kritik der Urtheilskraft postulirt, aber nicht zu Stande gebracht worden, zum Anfange gemacht ist. Im Sollen liegt nicht nur eine Bestimmtheit aus dem Sein heraus, sondern auch immer die Nöthigung zu einem Sosein oder Gesetztsein durch Anderes fortzugehen: so verwirklicht sich auf jedem Punkte in ihm die Einheit des Ich und des *Nichtich*, des So- und Andersseins, und es ist so zu sagen der Pendel in der Weltuhr der logischen Entwicklung, welcher sich unaufhörlich fortbewegt vom Object zum Subject und wieder zurück, bis im höchsten Ursein Wollen und Sein in Einheit als Quelle alles Sollens erreicht ist.

Dieser Art ist, obwohl der Verf. sich nicht anders als in leisen Andeutungen darüber ausgesprochen hat, seine Stellung, bisher zwar noch, wie bereits er-

wähnt, innerhalb der Hegelschen Philosophie, aber mit neuen Elementen, welche ihn nothwendig darüber hinaustreiben müssen. Dies *Darüberhinaus* in Beziehung auf eine herrschende Philosophie kann einen doppelten Sinn haben: entweder so, dafs neue Gesichtspunkte ergriffen und verfolgt werden, ohne dafs die Rechnung mit dem Gegebnen noch abgeschlossen wäre, ähnlich wie ein Feind oft mit Zurücklassung noch uneroberter Festungen mitten in das Herz eines Landes eindringt; oder so wie eine Raupe sich in einem Gewebe einspinnt, und darin als Chrysalide reift, um dann als Schmetterling das Cocon zu durchbrechen und als gänzlich neue Bildung emporzuschweben. Dieses letzte organische Darüberhinaus in der Weise neuer Geburten dürfte wohl das rechte sein. Auf diesem Bildungswege scheint der Verf. zu sein, der sich mit seiner ganzen Bildungs- und Triebkraft gleichsam in die speculative Philosophie eingesponnen hat: möge er darin eben so geduldig beharren, wie Hegel einst in so ruhmwürdiger Weise in Beziehung auf die Schellingsche Philosophie!

Er beginnt seine Abhandlung mit der Forderung der Zeit, dafs die Philosophie religiös sein solle, also mit einem Sein*sollen*, worin als solchem ein Widerspruch schon mitgegeben ist. Das Religiöse ist Sache des Subjects, die Philosophie aber, wie sehr sie sich auch immer im Subjecte fortbewegen möge, findet ihre Befriedigung immer nur im Objecte, weifs also nichts von einem ihr im Voraus gebotenen Sollen. Der Verf. will dies aber so verstanden wissen, der Inhalt könne kein andrer sein, als das Göttliche, wobei er zunächst an die allgemeinen Lehren der sonst sogenannten natürlichen Theologie denkt, dann an die Forderungen von der gegebnen Religion aus, wie sie im Streite über den historischen und idealischen Christus hervorgetreten sind (S. 47). Ehrenwerth erscheint in letzterer Hinsicht die Offenheit, mit welcher er anerkennt, wie der Sache nach dies Letztere mit dem Ersteren zusammenfalle, wofern der historische Christus, „an welchem die Religion gegen den idealen der Philosophie festhalte, eigentlich gar nicht der historische d. h. derjenige sei, der irgend einmal gelebt habe, sondern der persönliche gegenwärtige Gottmensch im Gegensatze gegen den idealen, gegen das Abstractum der gottmenschlichen Gattung." Der Gegensatz des *Christismus* und *Panchristismus*, wie der Vf. ihn nach einem ihm eigenthümlichen Sprachgebrauche bezeichnet, sei kein anderer, als der des Theismus und Pantheismus; auf der Seite des ersteren stehe die Religion, auf der des andern die Philosophie. Mit Beziehung auf „ein prophetisches Wort des Erigena" sagt der Vf. (S. 48): „Diejenige Religion, welche die Philosophie von sich ausschliefst, — und sie schliefst sie immer von sich aus, wenn sie sich zum einseitigen Criterium ihrer Wahrheit erheben will — ist eben darum eine falsche, so wie diejenige Philosophie falsch ist, welche die Religion von sich ausschliefst." Dagegen wäre so viel nicht einzuwenden, vermischte der Verf. hier nicht den wissenschaftlichen und religiösen Standpunkt, worauf wir am Schlusse zurückkommen werden.

In der näheren sehr scharfsinnigen Betrachtung des Gegensatzes von Christismus und Panchristismus (S. 48—59) geht er davon aus, dafs ersterer eine *persönliche Gattung* lehre: „*die Menschheit, das reine allgemeine Ich ist als solches wirkliches Ich.*" Die Gattung sei in Beziehung darauf nicht (nach Hegel) die differenzlose Mitte des Subjectiven und Objectiven; vielmehr haben die vielen einzelnen Ich sich zum reinen aufzuheben, um Ich zu werden. Diese (Göschelsche) Correction der Hegelschen Philosophie bestehe „nur darin, dafs das Speculative aus dem Begriffe des Ich, dafs es sich im Andern weifs, weggelassen worden, dafs es statt Einheit des Endlichen und Unendlichen zu sein, nur ein Solches ist," das sich ohne Weiteres innerhalb seiner selbst weifs, reine Identität, blofses Sein, mehr noch als die Hegelsche Substanz, „welche doch den Unterschied des Ich und des Andern verbirgt," während jene absolute Persönlichkeit ganz unterschiedlos sei. — Dieser Theanthropismus falle mit dem Theismus zusammen, „indem jener Urmensch mit Gott, dem absoluten Geist, identificirt werde." Man möge daran ermessen, wie wichtig es sei den *persönlichen* und *historischen* Christus mit klarem Bewufstsein zu unterscheiden. Die absolute Persönlichkeit sei nicht Jesus von Nazareth und vielmehr überhaupt „die menschliche Persönlichkeit auf den Thron Gottes gesetzt." — Dabei entgeht dem Vf. aber, dafs im *religiösen* Bewufstsein eben der Unterschied von Gott und Welt die nothwendige Grundlage, ihre gewordene Einheit erst die zweite Bestimmung ist. Im Gottmenschen werden die beiden Bestimmungen, die eines menschlichen Individuums, Jesu von

Nazareth, und die Gottes, erst getrennt gedacht, wie deren Einheit ja eine erst in der Zeit *geworden* ist, die vor seiner Erscheinung in der Welt so zu sagen nur als Seinsollen, im göttlichen Rathschlusse vorhanden war. Eine *Gattung* des *Geistes* gibt es aber nicht; daher bedeutet die menschliche Gattung etwas ganz Anderes und wie schon Schaller nachgewiesen hat, liegt es eben in ihrem Begriff, dafs sich ihre Wahrheit in Einem Individuum und zwar in dessen Einheit mit Gott verwirkliche.

Dieser religiösen Richtung trete die der philosophischen Speculation in der Form des *Panchristismus* entgegen, welcher gleichfalls auf der wesentlichen Einheit Gottes und des Menschen und auf des letzteren Absolutheit beruhe, „sich aber vom Christismus darin unterscheide, dafs für ihn das absolute Ich als solches nicht wirkliches Ich ist, sondern nur im endlichen Verhältnifs zu andern wirklichen Ichen wirkliches Ich werde, so dafs nur alle einzelnen Ich zusammen die Realität des absoluten Ich bilden." *Ich* sei dabei „*diese Continuität mit andern Ich, in welcher es hingegeben ist an diese, um in diesen sich zu finden, oder, wenn man so will, zur Totalität sich zu ergänzen.*" Hier sei aber blofs continuelle Identität und es fehle die Unterscheidung des Ich und des Andern, durch welche Hegels Forderung erst erfüllt werde, dafs die *Substanz* als *Subject* zu fassen; denn Subject sei eben nur die Substanz in der Kraft und Bestimmtheit dieser Unterscheidung (S. 54).

Nachdem der Verf. beide, den Christismus und Panchristismus, beschuldigt, dafs sie den eben geltend gemachten Unterschied wieder zurücktrieben, setzt er ihren Unterschied darein, dafs der Eine die Identität des Ich mit sich als *Continuität*, der andre sie als *Punktualität* bestimme. Beides sei von Hegel zugleich gesetzt; das Mittelglied, welches ihr Zumal allein möglich mache, sei: „Ich als reine Entzweiung mit sich." In der Absicht jenes Zumal genauer nachzuweisen als Hegel zergliedert der Verf. sehr scharfsinnig die beiden gewonnenen Begriffe, zeigt, wie der eine in den andern übergehe und wie der Christismus noch tiefer in dem Begriffe stecke, welcher das Wesen des Panchristismus ausmache, als dieser selbst, und wie so seine religiöse Tendenz zu ihrem äufsersten Gegentheile werde, ihm nur die Continuität zurückbleibe, wie dem Panchristismus das Umgekehrte geschehe (S. 58). Nur zusammengenommen enthalten sie „den allein wahren und vollständigen Begriff des Ich, an dessen bestimmter Fassung Alles gelegen sein mufs, wenn das richtige Verhältnifs von Philosophie und Religion gewonnen werden soll."

Schon vorher hatte der Vf. nämlich gesagt (S. 56), die Religion löse das Ich von der Beziehung auf Anderes ab, so dafs es rein innerhalb seiner selbst es weifs und mit sich versöhnt ist (vgl. auch S. 109); die Philosophie dagegen gebe das Ich gänzlich der Beziehung auf Anderes Preis u. s. w. Nun erkennt er an, jede fordre auch das Andre; diese Forderung erfülle der Christismus aber nicht, indem er vielmehr dem Ich gebiete von Andern weg-, auf sich zurückzuweisen (S. 60). Daraus folgt aber, dafs der Verf. entweder in den beiden Gegensätzen, welche er aufstellt, den von Philosophie und Religion nicht getroffen hat, oder aber, dafs der ganze Gegensatz nur als ein auf verschiedener Auffassung ruhender zu betrachten sei, jedoch verschwinde, sobald man ihn gründlich zu Ende denke.

Daran knüpft der Verf. folgendermafsen die innre Einrichtung seiner Abhandlung: „Die Consequenz des Panchristismus, wenn wir ihn in seine Elemente analysiren, weist auf die wissenschaftliche Auffassung der Religion hin, wie sie gegenwärtig herrschend ist; denn diese hält die Versöhnung des Ich mit sich fest, entnimmt sie aber der Realität, indem die Beziehung auf Anderes darin sogleich wieder zurückgenommen wird — *die Wissenschaft in einseitig religiöser Form bei Schleiermacher*; oder sie hält sie fest mit ausdrücklicher Setzung dieser Beziehung und der Tendenz zur Realität der Versöhnung — *Hegel*. Die Consequenz des Christismus dagegen weist auf das populaire Verhalten der Religion hin und zwar auf die significanteste Form desselben — den *Pietismus*," welchem die Religion wesentlich Entzweiung des Ich mit sich und die Versöhnung stets nur eine gesuchte, geforderte sei (S. 60 vgl. 130).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Ueber das Verhältniſs von Philosophie und Religion mit der Beurtheilung der hauptsächlichsten gegenwärtigen Formen desselben vom Repetenten Reiff.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Hegelschen Philosophie scheint der Verf. zu schwanken, welche Rolle er ihr zuzutheilen habe. Hier ist sie ihm eine vermittelnde. Dagegen sagt er S. 85, durch das Kommen und Gehen der Gegensätze in der für sich ruhigen Einheit werde bei Hegel der wahre speculative Begriff immer wieder verdrängt. Des Verfs. ernstliche Meinung, aber auch eine groſse Verwirrung auf diesem Gebiete, welche ihm daraus entsteht, daſs er die Religion, seiner ausgesprochenen Absicht gemäſs, nur im Interesse der Philosophie betrachtet, zeigt sich wohl in folgender Argumentation (S. 61): „Die Religion überhaupt hat zu ihrem Inhalte die *Entzweiung* und *Versöhnung* des Ich mit sich selbst (nach Schleiermacher); will daher die Philosophie religiös sein, muſs sie denselben Inhalt in einer bestimmten Weise haben, im eignen Herzen tragen." Dann fährt er gar fort: „Die *Philosophie*, welche beide Elemente, die Entzweiung und die Versöhnung mit sich, vollständig zusammendenkt, *ist* die wahre Religion." (!!) So gebe sie die Versöhnung der wissenschaftlichen und popularen Religiosität (wie kann wohl Religiosität als solche wissenschaftlich sein?), aber durch einen über beide schlechthin hinausgehenden Begriff. (?!) Woher kommt denn ein solcher in die Philosophie, über die, sollte man meinen, kein *Begriff* hinausgehen kann? oder will der Verf. etwa, wie Bayrhoffer, eine Philosophie der Philosophie annehmen? Wo aber sollte das enden?! — Dann wird hinzugesetzt, die Hegelsche Philosophie könne ihn gewähren, wenn nur die nöthige Umänderung mit ihr vorgenommen werde. Sie soll also den Mittelbegriff hergeben können, wenn sie nur in sich zu principmäſsiger Consequenz ausgebildet werde. Das Weitere unten bei der Betrachtung der Hegelschen Philosophie.

Wir thun nun einen Blick in des Verfs. scharfsinnige und theilweise sehr treffende Kritik der drei angedeuteten Stellungen des wissenschaftlichen Bewuſstseins zur Religion und bemerken im Voraus, daſs Schleiermacher im vollen Zusammenhange seiner wissenschaftlichen Denkweise betrachtet, auch der Pietismus gerechter gewürdigt wird, als in den philosophischen Beurtheilungen in unsrer Zeit zu geschehen pflegt.

I. *Schleiermachers Religionsbegriff und sein Verhältniſs zur Philosophie.* Der Verf. geht davon aus, daſs Schleiermacher in jedem zeitlichen Selbstbewuſstsein ein *Sichselbstsetzen* und ein *Sichselbstnichtsogesetzthaben* oder ein Sein und Irgendwiegewordensein unterscheide. Das Andre in dem Durcheinanderesgesetztsein werde jedoch nicht gegenständlich im Selbstbewuſstsein vorgestellt. Das Ich als reines Gesetztsein durch ein Anderes sei sogleich das reine Abhängigkeitsgefühl und mithin *dieses specifische Gefühl nur der reine Begriff des Gefühls überhaupt*, Freiheits- und Abhängigkeitsgefühl daher nicht zu trennen, letzteres folglich nicht absolut zu denken. Dabei übersieht der Verf. aber, daſs beide verschiedne Seiten desselben Gefühls sind, welches je nach dem Ausgangspunkt als das eine oder als das andre begriffen werden kann; daſs ferner alle Selbstthätigkeit, also die Freiheit, mit dem ganzen Dasein als schlechthin gesetzt erscheine, wie auch ausdrücklich von ihm anerkannt wird (christl. Glaube 2te Aufl. I, S. 21); das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl könne streng genommen nicht in einem einzelnen Momente als solchem sein, weil dieser seinem Gesammtinhalte nach immer durch Gegebnes bestimmt sei, also durch solches, an welchem wir ein Freiheitsgefühl haben. „Allein eben

das unsre gesammte Selbstthätigkeit, also auch, weil diese niemals Null ist, unser ganzes Dasein begleitende, schlechthinnige Freiheit verneinende Selbstbewufstsein ist schon an und für sich ein Bewufstsein schlechthinniger Abhängigkeit," das Bewufstsein, dafs unsre ganze Selbstthätigkeit anderswoher sei. Es wäre daher „ohne alles Freiheitsgefühl ein schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl nicht möglich." Noch bestimmter sagt derselbe (Ebend. S. 275): „Unser Selbstbewufstsein, sofern es das des endlichen Seins ist und wir in demselben unterscheiden theilweisiges Freiheits- und theilweisiges Abhängigkeitsgefühl, als zusammengehörig, von schlechthinnigem Abhängigkeitsgefühle als beide unter sich begreifend, fordert für jede Erregung eine endliche Ursächlichkeit in dem Gebiete des allgemeinen Naturzusammenhanges, welche als ein Ergebnifs von diesem mit in die schlechthinnige Abhängigkeit aufgenommen wird." (Vgl. S. 272). Es ist hier ja nicht von Freiheit oder Abhängigkeit selbst, sondern vom unmittelbaren Bewufstsein oder Gefühl beider die Rede. Ein *Gefühl* schlechthinniger Freiheit steht nach Schleiermachers Bestimmung des Begriffs des Gefühls mit sich selbst im Widerspruch, nicht so das der schlechthinnigen Abhängigkeit.

Darin bestätigt sich aber etwas Anderes, das oft gesagt worden und auch von unserm Verf. wiederholt wird (S. 64), dafs ohne Zurückgehen auf die Fichtesche Philosophie und namentlich ihren Begriff des absoluten Thuns, der sich im Abhängigkeitsgefühl erst verberge, dann hervortrete (S. 72), es unmöglich sei, Schleiermachers Glaubenslehre ihrem innern Organismus nach zu verstehen. Der Verf. legt sich dies so zurecht: Im Abhängigkeitsgefühle verschwinde die Differenz des Objectiven und Subjectiven; das Ich, das reine Gesetztsein, sei vielmehr das reine Setzen und offenbar diese Aufhebung der Differenz nur eine Art der reinen Freiheit; „denn in der Differenz ist das Object gegeben, die Aufhebung derselben ist daher die Negation dieses Gegebnen und *das Object producirt*" (S. 65). Aehnlich producire Schellings intellectuelle Anschauung das, was sie anschaue, Hegels absolutes Wissen das, was es weifs. In der Fichteschen Sittenlehre träten die beiden Begriffe, der des reinen Setzens oder Handelns und der des Handelns, das als Anschauung auf sich zurückgehe, des Sichsetzens, bestimmt auseinander, was ihr eben ihre eigenthümliche Wichtigkeit gebe. Schleiermacher habe sichs leicht gemacht diesen Widerspruch des Ichs zu lösen, indem er zwar seine beiden Elemente auseinanderstellte (S. 66), aber nur um sie zur reinen Identität zusammenfallen zu lassen, welche letztere zwar immer durch ihr Aufsereinander gestört werde, aber ebenso wieder zum reinen Ineinander zusammensinke, indem Ich zugleich reines Setzen und reines Gesetztsein. Wie das Gefühl zu letzterem komme, werde nirgends nachgewiesen; die That, wodurch das Ich sich mache, liege jenseits des Sichwissens, also wie bei Kant, in einem *intelligiblen Act* (vgl. Schl. Dialektik §. 214. S. 150).

Wenn nun weiter Schleiermachers Schlufs von der Wirkung auf die Ursache, um einen historischen Christus zu bekommen, als unberechtigt abgewiesen wird, und zwar mit dem Grunde, dafs im Bewufstsein nur die absolute That gegeben, Christus aber als historische Person nicht blos reine That, sondern auch Leiden sei: so ist dabei übersehen fürs Erste, dafs nur auf das geschlossen werden soll, wodurch er Erlöser ist, also wirklich reine That (auch in seinem Leiden); dann aber, dafs es eben ein *auch* von ihm ausgehendes göttliches Thun ist, das testimonium Spiritus sancti, welches unsre Einheit mit Christo vermittelnd den Ausgangspunkt für die Gewifsheit seiner historischen Erscheinung bildet. Mit mehr Rechte sagt der Verf., die Behauptung des historischen Christus habe bei Schleiermacher einen tief speculativen Grund, die Nothwendigkeit des Wechsels von Gesetztsein und Thätigkeit: liegt aber darin etwas Unrichtiges? Ich meine nicht, so lange Religion als etwas wesentlich *auch* Subjectives anerkannt wird. Den Grundfehler berührt der Verf. allerdings, wenn er sagt, es sei Mangel eines tieferen Begriffes der Sünde, die Identität des Ichs mit sich im reinen Thun zum blofsen Gesetztsein zu machen (S. 77).

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVII.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das neue Testament mit Belegen aus den Quellenschriften und Citaten aus der ältern und neuen Literatur, von Dr. Ch. Gotthold Neudecker. Leipzig, 1840. *VIII u.* 768 *S.*

Seit dem letzten Decennium erfreut sich keine theologische Disciplin eines solchen Anbaus, wie die Einleitungswissenschaft

in's Neue Testament. Aufserordentlich zahlreich sind theils die einzelnen Abhandlungen, welche fast über alle neutestamentliche Bücher durch scharfsinnige Hypothesen und Combinationen neue, wenn auch nicht immer begründete Ansichten aufzustellen suchten, theils die namentlich auf die Evangelienkritik sich beziehenden kritischen Werke, welche durch die Differenz ihrer Resultate zeigen, wie schwierig es ist, gerade in dieser Disciplin Meinungen gegen gegnerische Ansichten sicher zu stellen. Dennoch ist nicht zu zweifeln, dafs durch den ungeheuren Anstofs, welchen die kritische Forschung in den letzten Jahren erhalten, trotz vieler centrifugaler Elemente, welche von dem Fundamente der Theologie abspringen, die Gährung, in welcher sich gegenwärtig unsre Disciplin befindet, bald in die durchsichtige Klarheit sicherer Ergebnisse sich auflösen wird. Aufser dem Römer- und Galaterbriefe giebt es wohl kein Buch des Neuen Testamentes, welches nicht von Seiten der negativen Kritik bezweifelt worden wäre, und fast scheint es, als solle das Historische überhaupt für die Zukunft seine Bedeutung verlieren. Es ist aber natürlich, dafs, nachdem einmal die Kritik von den ausgezeichnetsten Talenten geübt und gepflegt, ihre Kraft gefühlt und kennen gelernt, vieles Extravagante, vieles nur durch den Scharfsinn, der dabei thätig gewesen, Bedeutsame zum Vorschein kommt, was auf die Dauer sich nicht wird behaupten können, — jenes ohne Anspruch auf weitere Beachtung zu haben nur dem Leichtsinn sein Dasein verdankt. Aber zuversichtlich glaubt Ref. die Meinung aussprechen zu dürfen, dafs diese sowohl wegen des Umfanges als wegen der Menge mühsamer und kleinlicher Untersuchungen höchst schwierige Disciplin nach einigen Jahren den *Hauptgegenständen* nach zu einer Vollkommenheit wird gelangt sein, welche auf historisch-kritischem Gebiet überhaupt möglich ist. Aber freilich kann dieses Ziel nur durch das vereinte Zusammenwirken vieler auf verschiedene Probleme gerichteten Kräfte erreicht werden und einem Einzelnen dann vorbehalten bleiben, diesem reichen in allen Partikularitäten gesichteten Material eine neue Form zu geben. Für *jetzt* scheinen die Gegensätze der kämpfenden Partheien noch zu schroff zu sein, als dafs eine zusammenfassende Darstellung an der Zeit wäre. Eine solche ist nur dann an ihrer Stelle, wenn die Forschung zu einem bestimmten Abschlufs gelangt, und eine gewisse Gleichmäfsigkeit des Urtheils wenigstens über die Hauptpunkte sich gebildet hat. So war *de Wette's* Compendium bei seinem ersten Erscheinen ein den Forderungen entsprechendes Werk und konnte als das Ergebnifs der Bestrebungen des zweiten und dritten Jahrzehends betrachtet werden. Aber seit *Schleiermacher* die Evangelienkritik durch seine berühmte Abhandlung über das Zeugnifs des Papias und *Baur* den Forschungen über die Paulinischen Briefe eine neue Richtung gegeben, ist wohl keine der dort vorgetragenen Ansichten ohne alle Anfechtung geblieben, — und vielleicht eine völlige Umarbeitung (welche wir aber noch einige Jahre aufgeschoben wünschten) wird nöthig sein, wenn es seine Stelle ferner ausfüllen soll.

Unter diesen Verhältnissen mufs es Bedenken erregen, ob der Verf. des vorliegenden Werkes im Interesse der Wissenschaft gehandelt, wenn er schon jetzt ein Buch, das, — besonders für Studirende bestimmt — der Natur der Sache nach nur Rechenschaft über den Besitzstand unserer Disciplin ablegen soll, herauszugeben kein Bedenken getragen. Zwar zeigt schon der äufsere Umfang, dafs es an Masse des Stoffs die übrigen Compendien weit übertrifft, und ein prüfender Blick in dasselbe lehrt, dafs es *über*reich an Citaten und literarischen Nachweisungen, Auszügen und Angaben dissonanter Meinungen ist. Aber eine sorgfältigere Lektüre erkennt auch, dafs über keinen der jetzt streitigen Punkte die Forschung durch neue Hypothesen oder geistreiche Combinationen zu einem befriedigenden Abschlufs fortgeführt ist. — Aufserdem ist noch auffallend, dafs der Hr. Verf. die sogenannte *allgemeine* Einleitung (Geschichte des Textes, Handschriften, Versionen) ganz übergangen und für ein anderes, selbstständiges Buch aufbewahrt hat. Leicht hätte das Wesentliche dieser gelehrten Untersuchungen auf einige Bogen zusammengedrängt, und der Raum dazu durch Abkürzung der oft zu langen Anmerkungen gewonnen werden können. Man siehet nicht, weshalb ein des Neuen so wenig enthaltendes Buch gerade in diesem Punkte die Neuerung sucht.

Wenden wir uns nun dem Inhalte selbst näher zu, so kann es die Absicht des Ref. nicht sein, einzelne wichtige Hauptpunkte, welche durch den Verf. neues Licht gewonnen, zu besprechen und thetisch oder antithetisch seine eigenen Ansichten zu erörtern; denn es enthält eben nichts, was durch unerwartete Hypothesen oder Resultate die kritische Disciplin, welche zu lehren das Buch sich zur Aufgabe gestellt, irgend gefördert; daher *nichts, dem zu widersprechen man sich gedrungen fühlen könnte*, weil wenigstens die Begründung eine neue sein müfste, wenn man dem Vf. und nicht vielmehr den Kritikern, deren Untersuchungen er in seinem Werk verarbeitet, entgegentreten wollte. Demnach könnte es eigentlich nur die Form und Methode sein, durch welche der Verf. sich ein eigenthümliches Verdienst erworben hätte. Auch diese jedoch kann Ref. (so bereitwillig er den aufserordentlichen Fleifs anerkennt) nicht zweckmäfsig finden. Die Vertheilung des Stoffes in kurze nur Behauptungen enthaltende Paragraphen und in überaus weitschweifige, durch mafslose Auszüge oft sehr verwickelte Anmerkungen kann keine glückliche genannt werden. Namentlich wird der, welcher des Hrn. Vfs. Lehrbuch bei dem ersten Studium dieser Disciplin zu Grund legt, nur mit grofser Mühe und Aufopferung durch diesen endlosen Wust von Citaten und Stellen sich hindurcharbeiten können.

Einige Belege für obige Behauptungen will Ref. durch näheres Eingehen auf die §§. über die Evangelien und Pastoralbriefe geben.

In dem §. 10 u. f. wird zunächst über das Zeugnifs der ältesten Kirche für die Anerkennung der Evangelien gehandelt, und der Beweis zu führen gesucht, dafs die sogenannten apostolischen Väter dieselben schon gebraucht und citirt. So richtig dies nun auch in Betreff des Clemens Romanus ist, dessen erster Brief keinen Anlafs zum Zweifel giebt, vielmehr die apostolische Literatur, sowohl dem Inhalte als dem Alter nach am nächsten berührt: so nichtssagend und gewichtlos sind doch jene Citate in den Briefen des Barnabas und des Ignatius, da ersterer trotz

den Bemühungen *Schenkel's* und *Hesele's* dem apostolischen Manne dieses Namens abzusprechen und letztere durch die jüngst über sie geführten Controversen nur noch verdächtiger geworden sind. Denn — um der gänzlich verunglückten Bestrebung *Meier's* die längere Recension als die ursprüngliche nachzuweisen nicht weiter zu gedenken, — es ist selbst die kürzere nach der von *Baur* Rothe gegenüber gegebenen Erörterung als ächt nicht ferner mehr zu behaupten. (Doch gehet offenbar Baur's Behauptung, dafs sie durch und durch ein Produkt der spätern Zeit sind, zu weit.) Die in diesen den apostolischen Vätern untergeschobenen Schriften vorkommenden Citate können daher nach dem jetzigen Standpunkte der kritischen Forschung nicht von Gewicht sein, und es mufs auffallen, dafs der Hr. Verf. der Zweifel an der Autorschaft des Barnabas und Ignatius nur am *Ende* seiner Mittheilungen gedenkt, ohne zu beurtheilen, welche Gründe ihm für die *Aechtheit* zu sprechen scheinen. Auf keinen Fall durfte er bei der gegenwärtigen Differenz der bedeutendsten Kritiker p. 104 mit den Worten schliefsen: „Bei den apostolischen Vätern finden sich also deutliche Hinweisungen auf die canonischen Evangelien und Belege, dafs sie diese gekannt und gebraucht haben." — Was nun ferner §. 14 u. folgd. betrifft, welche die schwierige Untersuchung über die Entstehung des verwandtschaftlichen Verhältnisses der synoptischen Evangelien enthalten, so mufs Ref. dieselben für mangelhaft und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft ungenügend halten, weil nachdem die Kritik in dieser Hinsicht durch *Wilke's* Werk so bedeutend gefördert ist, die Traditionshypothese, über welche man vor wenigen Jahren noch einig war, nicht länger mehr sich wird halten können. Demnach werden Behauptungen wie p. 148 „dafs Marcus allerdings den Matthäus und Lucas bei Abfassung seines Evangeliums zu Führern hatte" und p. 148: „auf das zweite Evangelium ist offenbar das erste und dritte von Einflufs gewesen" nur so lange noch von Bedeutung sein, als die Gewohnheit und das eigensinnige Festhalten verjährter Irrthümer die Fortschritte der Wissenschaft wird hemmen können. Doch soll damit keineswegs die fleifsige Zusammenstellung früherer Forschungen über diese Materie verkannt werden; nur wäre eine gröfsere Uebersichtlichkeit und Präcision des Ausdrucks wünschenswerth gewesen.

Die §§. 22 u. folgd. geben einen Bericht über die neueren Untersuchungen über das *erste* Evangelium. Der Hr. Vf. stimmt der Mehrzahl der Kritiker bei, darin, dafs dasselbe eine Ueberarbeitung einer zum Grunde liegenden apostolischen Urschrift ist. Aehnlich ist das Urtheil p. 30 ff. über *Marcus*. Die §§. 36 folgd. suchen die Aechtheit des dritten Evangeliums auf Grund tüchtiger Vorarbeiten auf genügende Weise darzuthun. Dasselbe beabsichtigen in Bezug auf das vierte Evangelium die §§. 42 folgd. zu leisten. Aber so glücklich die Apologetik auch gegen *Weifse* ist, so wenig kann doch — namentlich nach den ganz neuerlich erschienenen Werken *Bauer's* und *Schweizer's* — die vom Verf. etwas selbstständiger als sonst geführte Untersuchung alle Zweifel völlig niederschlagen. Eben so wenig können die äufseren Zeugnisse, nachdem *Lützelberger* hier und da mit *Recht* auf die Schwäche derselben aufmerksam gemacht, in der Weise wie sie gewöhnlich, und so auch vom Verf. beurtheilt werden, die gewünschte Kraft haben. Freilich sind die meisten Behauptungen *Lützelberger's*, z. B. dafs das Schweigen des Papias, Polycarp, Clemens Romanus bei dem Vorhandensein des Johanneischen Evangeliums unbegreiflich sei, unhaltbar, und schon von Lücke im voraus widerlegt: aber sein Verdienst bleibt es, die Kritiker nochmals auf die Schwierigkeit und den Widerspruch aufmerksam gemacht zu haben, in welchen sie sich verwickeln, wenn sie die Aechtheit des Evangeliums nach äufseren Gründen behaupten, die der Apokalypse leugnen. Namentlich ist hier das Urtheil des *Irenäus*, der beide Schriften auf *gleiche* Weise für johanneisch hält, so bedenklich, dafs man wohl nur zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen kann, wenn seine Autorität zu Gunsten des Evangeliums noch aufrecht erhalten werden soll. Da er nämlich ausdrücklich seines Umganges mit Polycarp, der persönlich den Apostel noch kannte und für den ersten Brief durch das Citat Epistol. ad Philipp., Cap. VII. (Cotelerius: Pat. et pert. II. p. 187): *πᾶς γὰρ, ὃς ἂν μὴ ὁμολογῇ Ἰησοῦν Χριστὸν ἐν σαρκὶ ἐληλυθέναι, Ἀντίχριστός ἐστι* — trotz Lützelbergers Widerspruch ein starkes Zeugnifs ablegt, Erwähnung thut und namentlich in dem bekannten Briefe an den Florinus beim Eusebius eine so klare Erinnerung der Vergangenheit hat, dafs, wenn er von Polycarp — was doch höchst wahrscheinlich — über die schriftstellerische Thätigkeit des Johannes Nachricht erhalten, ein Irrthum nicht leicht wird angenommen werden können: so wäre vielleicht *die* Meinung nicht ohne Grund, dafs beim Irenäus die von Polycarp eingezogenen authentischen Nachrichten und die aus der Tradition der Kirche geschöpften Urtheile zu unterscheiden, und zu letzteren eben seine Ansicht von der *Apokalypse* zu rechnen sei, zu welcher er sich um so mehr hingezogen fühlte, je eifriger er den Chiliasmus zu verbreiten suchte. Freilich ist dies eben nur eine Vermuthung und, wie so Vieles auf historisch-kritischem Gebiet, nicht streng zu beweisen. —

Gehen wir von hier zu der Untersuchung des Hrn. Verfs. über die Pastoralbriefe über, so zeigt sich hier vor allen, trotz des anzuerkennenden Fleifses, der auf die vollständige Mittheilung des Materials gewandt ist, die Unsicherheit und das Schwankende seiner Darstellung. Nach p. 576 mufs eine vorurtheilsfreie Kritik die Wahrheit des Briefes an Titus anerkennen; nach p. 577 ff. sind die Zweifel an dem paulinischen Ursprunge der Briefe an Timotheus gegründet — und p. 588 findet sich der Bericht über die Bestreitung aller drei Pastoralbriefe, nebst kurzer Angabe der Gründe derselben, ohne dafs *gegen diese irgend etwas eingewandt*, vielmehr nur auf die Schriften der Vertheidiger verwiesen wird. Wie rächt sich hier die alle mögliche Ansichten registrirende Manier des Hrn. Verfs., und wie unklar wird das Resultat, welches derselbe für sich gewonnen hat! — Es ist aber auch unmöglich, dafs bei den noch nicht geschlichteten Streitigkeiten über diese Briefe in ein Compendium eine befriedigende Darstellung übergehen kann; deshalb tadelt Ref. nicht so wohl diesen einzelnen Punkt, als vielmehr die ganze *jetzt* schon versuchte Zusammenstellung der kritischen Forschungen.

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Ueber das Verhältniſs von Philosophie und Religion mit der Beurtheilung der hauptsächlichsten gegenwärtigen Formen desselben vom Repetenten Reiff.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Verf. Schleiermachers historischen Christus im Verhältniſs zu andern Ichen betrachtet, macht er die Lehre von seinem Tode, ob ihn der Schmerz desselben bis tief ins Herz hinein getroffen, zum Kriterium, ob er wirklich ein anderer, als wir, ein *empirisches Ich* gewesen. Ganz unangemessen läſst der Verf. (womit er auch die kirchliche Auffassung bekämpft) das Nichtseinsollende ihm gegenüber bei Schl. durch eine Anzahl Juden und Römer repräsentirt werden und verkennt dabei gänzlich, wie es hier sich nicht um eine Anzahl von Repräsentanten, sondern um das welthistorische Element der Entwicklung der Sünde im Heiden- und Judenthum handelt. Das wohin er will, ist aber eigentlich, daſs, weil die Sünde nicht *in* Christo war, er sie nicht überwunden habe. Dies sei entscheidend dafür, daſs er bei Schl. nicht die historische Person. „Denn er ist ja darin selbst für das gläubige Bewuſstsein nur das reine Thun, das *reine, nicht empirische Ich.* Wäre die Qual der Sünde im Ich des Sterbenden selbst gesetzt, so wie die Schrift und die Kirche wirklich lehrt, mag diese Lehre auch für sie gerade noch so groſse Schwierigkeiten haben, so wäre Christus wirkliches Ich." So glaubt der Verf. bewiesen zu haben, „daſs es mit dem Schleiermacherschen historischen Christus nichts ist" (S. 80). Ref. meint aber, daſs viel fehlt, daſs er dies erreicht habe; denn wie auch immer vom philosophischen Standpunkte aus gegen ihn argumentirt werden möge, immer bleibt doch feststehen, daſs die Zurückführung auf die religiöse Erfahrung, auf eine Thatsache des Bewuſstseins ihm das Erste ist, die Reflexion aber über den gegebnen Inhalt das Zweite erst. Also gerade umgekehrt steht Schl. die Thatsache, daſs der urbildliche auch der historische Christus sei, unerschütterlich fest, weil sie die wesentliche Voraussetzung des Bewuſstseins der Erlösung ist, und nur über die richtige Deutung derselben kann gestritten werden. Mag daher dem Verf. zugegeben werden — aber ohne die daraus gezogenen Folgerungen mit einzuräumen —, daſs Schl. Versöhnung eine einseitig religiöse sei (oder, wie er sagt, die dem Weibe zukommende, welcher die für den Mann, ein Thun, entgegenstehe — wir werden gleich sehen, weshalb diese unangemessene Bezeichnung gewählt ist); aber anerkannt muſs werden, daſs Schl. eben nichts Anderes gewollt habe, und die wissenschaftliche und sittliche Versöhnung zwar auch, aber nur mittelbar an Christum geknüpft sei.

Hr. Reiff bahnt aber hier seine besondre Vorstellung an, wonach die eigentliche Versöhnung auf dem sittlichen Gebiete zu suchen. Er wundert sich, warum man bis jetzt nicht dazu gekommen, „den einfachen Schluſs zu machen, daſs die Gattung sich im Verhältniſs von Mann und Weib und der aus ihm sich entwickelnden Gemeinschaft des Staats und der Gesellschaft und damit in dieser sich die Versöhnung realisire?" (S. 82) Das männliche Princip des Thuns verschwinde immer wieder zum weiblichen des Empfangens, „so daſs weder die männliche Art der Versöhnung bleibe, noch auch die weibliche, durch die als ein anderes Ich festgehaltene Realität des Gegensatzes im männlichen Thun, indem sie diesen zur harmonischen Schönheit der Versöhnung bezwingt, Realität bekomme" (S. 83). Diese Versöhnung in der Schönheit (S. 68 objective Harmonie von Lust und Schmerz im Schönen S. 90. 95), als eine reale Versöhnung des Ich mit sich im Andern, während in der Religion in ihrer Einseitigkeit nicht hinauszukommen sei aus der

Versöhnung des Ich mit sich in sich selbst, — ist eine Lieblingsvorstellung des Verfs. Wenn wir jene entgegengesetzten Elemente des Nichtseinsollenden und Seinsollenden bestimmt geschieden in einer Einheit festhalten, dann haben wir eine reale Versöhnung (S. 84); Schl. dagegen habe diese nicht, weil er sie nur wechseln lasse, wobei es nicht zu einer Einheit komme. Der Grundfehler sei, weil die Versöhnung nur als reine Gleichheit des Ich mit sich genommen werde (S. 85), wovon die Folge ein Schwanken zwischen Immanenz und Transcendenz.

Der Verf. verlangt (S. 86) eine doppelte Aufhebung des Widerspruchs im Ich durch *Entscheidung* und *Versöhnung*, welche (S. 165 Anm.) so erklärt werden: die *Scheidung*, *welche die Beziehung von sich weist*, ist *Ent*scheidung, diejenige, welche *mit derselben in Eins gesetzt* ist, *Unter*scheidung, so wie die Beziehung, welche die Scheidung aufhebt, *Entäufserung*, die, welche mit derselben in Eins gesetzt ist, *Hingebung*. Die beiden letzteren zusammen enthalten die *Versöhnung*. Dafs letztere, wie er behauptet, bei Schl. nicht real sei, ist der bedenklichste Vorwurf, welcher der wissenschaftlichen Religiosität gemacht werden könne. Aber in jenen Bestimmungen des Verfs. ist das zwiefach Bedenkliche, zuerst die Naturbasis für eine in sich sittliche Bestimmung, der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen, welche die Benennung für die beiden Arten der Versöhnung, durch That und Hingebung abgibt; sodann aber insbesondre, dafs so die Versöhnung überhaupt in das Menschengeschlecht selbst verlegt wird, eine Versöhnung desselben mit sich selbst, nicht mit Gott ist.

Eine zweite Einheit des Realen und Idealen, fährt der Verf. fort, sei das Wissen, die höchste objective Function des menschlichen Geistes, wie das fromme Selbstbewufstsein die höchste subjective. „Der Gegensatz der Speculation und des religiösen Gefühls besteht darin, dafs in diesem die Identität des Subjectiven und Objectiven im *Elemente des Subjectiven*, in jener *dieselbe Identität im Elemente des Objectiven* gesetzt ist;" im Gefühl ist dieselbe für mich, in der Speculation an sich (S. 87). Diese letztere halte das Handeln so als subjectives wie als objectives fest, so dafs in beiden Identitäten das Ich als handelndes gesetzt sei, wobei jedoch bemerkt werden könne, dafs Hegel auf die subjective Seite (das Denken) sich neige, Schelling auf die objective (das Anschauen), beide aber doch innerhalb der Identität beider Seiten sich bewegten.

Religion und Speculation haben also nach Schl. dieselbe Identität zum Inhalte, erstere vom Gesetztsein, letztere vom Setzen aus (welches der Verf. mit Stellen aus der Dialektik belegt); die Religion ist daher umgekehrte Speculation, wie diese umgekehrte Religion (S. 88). Ist „es dem Abhängigkeitsgefühle wesentlich nicht rein, sondern zugleich empirischen Inhalts zu sein, so ist Gott im religiösen Gefühle schlechthin für mich, er ist ganz in dieses Fürmichsein eingeschlossen" (S. 89). Dagegen stellt der Verf. (S. 91) das Dilemma: „Will man nicht zugeben, dafs das absolute Sein für uns das Sollen ist, und Ich als Sollen (das Sollen besteht darin, das, was schlechthin ist, zu fordern) die Macht durch *Entscheidung* das Sein zu setzen, so leugnet man überhaupt ein Sein schlechthin, man leugnet Gott; will man aber dies nicht, so mufs man es schon hinnehmen, dafs das absolute Sein als Seinsollen ist und durch Aufhebung des Sollens zum Sein." — Hier ist die Stelle für eine bedeutungsvolle Erneuerung von Kants kategorischem Imperativ, Fichtes absoluter That, freilich mit der schon oben angedeuteten radicalen Veränderung in der Stellung. Es ist dies eben der Punkt, von welchem aus, wie es scheint, des Verfs. Philosophie immer mehr zu einer selbstständigen Eigenthümlichkeit dürfte gelangen können.

Wunder nehmen mag es uns nach den bisherigen Auseinandersetzungen nicht, wenn ihm die Trennung des Setzens und Gesetztseins wichtig erscheint; aber befremdend dürfte es auf den ersten Blick erscheinen, wenn er sogleich hinzusetzt: wichtig sei daher Schl. Scheidung der Philosophie und Religion; weit entfernt damit gefehlt zu haben, sei sein Fehler vielmehr diese Scheidung nicht streng und vollständig genug vollzogen zu haben. „Das Absolute ist für mich, das ist der Ausdruck des Begriffs der Versöhnung und der Satz der Religion; es ist an sich, der Ausdruck des Begriffs der Entscheidung und der Satz der Philosophie;" im ersten bin ich rein gesetzt, im zweiten rein setzend (S. 92). Befremdlich erscheint diese Stellung, welche er beiden gegen einander gibt, deswegen, weil es oben so schien, als wolle er die Wissenschaft gänzlich zur Erbin der Religion einsetzen und dieser

nur die subjective Gestaltung noch unentwickelten Bewufstseins der Einheit des Subjectiven und Objectiven im Elemente des Subjectiven lassen, wie Hegel dies thut. — Der Verf. verlangt die Scheidung aber nicht, wie Schleiermacher im Interesse der Religion, sondern in dem der Philosophie, obwohl, wie er behauptet, zum grofsen Nutzen der Religion. Wir werden unten sehen, was er daraus macht.

II. *Hegels Lehre.* Gleich anfangs zeigt sich hier die schon oben angedeutete falsche Stellung, in welche der Verf. sich mit seiner Betrachtung gebracht hat, die er doch für eine philosophische wird gelten lassen wollen und die er dennoch *über* die Philosophie stellt, wie wenn er sagt (S. 95): „Kennte die Philosophie blofs das Ansichsein Gottes, nicht aber sein Fürmichsein, so wäre sie blofs Philosophie und nicht Religion, wie Spinoza Gott liebe, aber nicht wieder von ihm geliebt sein wolle; indem die Philosophie aber beides vereinige, werde sie in ihr selbst Religion sein." Schwerlich ein Lobspruch! Das Unrichtige darin ist, dafs die Religion nicht blofs als ein möglicher Inhalt des philosophischen Gedankens gilt, sondern als etwas *für die Philosophie* neben ihr Bestehendes, da in dieser doch als in der Wissenschaft der Wissenschaften alle Stellungen des Gedankens ihren Ort haben müssen. Der Verf. will Philosophie und Religion geschieden haben, mit Recht; sie sind verschieden wie Natur und Philosophie, Geschichte und Philosophie; wem wird es aber einfallen defshalb ein höheres *Wissen* anzunehmen, das sich über beide erhebe! Nur durch eine solche exorbitante Annahme, dafs es eine Art des Denkens gebe, welche über Philosophie und Religion stehe, wird es begreiflich, wie er letzterer den Primat einräumen kann, da ihr Ansich die letzte wahrhafte Bestimmung Gottes sei. Auf der den Widerspruch, dafs Gott nur für mich, nicht an sich gedacht werde, corrigirenden nothwendigen Konsequenz beruhe die Hegelsche Lehre, dafs Gott sich im Menschen wisse, die so viel Anstofs von Seiten der Religion erregt habe, welche dagegen die Persönlichkeit oder das objective Dasein Gottes meinte vertheidigen zu müssen (S. 97). Dagegen sagt der Verf.: „Gott ist persönlich, weil er für mich ist, ich dieses Fürmichsein als solches objectivire." Die darin liegende Blasphemie Gott im Menschen seiner selbst sich bewufst werden zu lassen, wird der Religion zugeschoben, während die Spekulation sie gerade davon bekehre. Offenbar ist dabei aber der Religion der philosophische Standpunkt zugemuthet, während sie unzweifelhaft mit gutem Rechte mit gleicher Zähigkeit an der Objectivität und Jenseitigkeit Gottes und an der wahrhaften Verbindung des frommen Individuums mit ihm, in dem wir leben, weben und sind, festhält, wie an dessen absoluter Abhängigkeit von und an dessen wahrhafter Freiheit in Gott, während sie es der Wissenschaft überläfst eine Vermittlung zu finden, wodurch diese scheinbar widersprechenden Begriffe in Einklang gebracht werden.

Sehr treffend wird aber Hegel gegenüber bemerkt, *er habe von seinem theoretischen Standpunkte aus den Willen im Gefühl nicht entdeckt*, welcher Vorwurf sich an den schon berührten anschliefst, dafs ihm die Bedeutung des Sollens für die Logik verborgen geblieben, welches in jener Selbstbewegung der Idee nur vorausgesetzt ist, die am Ende der Logik als Urtheil derselben hervortritt, als Leben sich mit Freiheit zur Natur entläfst. (Hegels Encykl. §. 239. 244.) Hier erscheint am Ende das die ganze Logik bewufstlos Bewegende gleich einem Deus ex machina, während es auf jedem Punkte des Fortgangs hervortreten müfste. Dann hätte sich auch geltend gemacht, was der Vf. hinzusetzt, dafs die Gefühle objectiven Werth haben können, weil und insofern sich in ihnen freies Thun regt. —

Gleichfalls richtig bemerkt der Verf., dafs bei Hegel der Uebergang des Gefühls zur Vorstellung nur behauptet, nicht motivirt und genetisch dargestellt sei; das Gefühl sollte so zu sagen selbst seinen Mangel empfinden, nicht blofs Ich, der ich es betrachte, denselben entdecken. Der Verf. stellt den Uebergang so dar: Indem Gott für mich im Gefühl ist, bin ich darin für mich in einem Andern, somit an und für mich selbst entzweit. Diese andre Seite des Gefühls bilde den Uebergang zur Vorstellung (S. 105). Hier ist die Genesis des bildlichen und sinnlichen Ausdrucks für den religiösen Inhalt, der uns auch als Geschichte hervortritt. Im Cultus nehme das Gefühl, was es objectivirt habe, wieder in sich zurück (S. 106), aber erst im philosophischen Denken weifs ich mich in Gott als meine Wahrheit und Gott in mir, worin Hegel fälschlich den Begriff des Cultus finde (S. 108) und dadurch im Widerspruch mit sich der Täuschung des Gefühls verfalle. An diese begründeten Ausstellungen

knüpft der Verf. eine andre Behauptung, welche in unsrer Zeit sehr beachtenswerth ist: „Das Denken, auch das reflectirende, hätte nicht als die dritte Stufe, welche auf die Vorstellung folge, angeführt werden sollen; sondern es giebt eine *Wissenschaft der Vorstellung*, ein Denken, das sich innerhalb der Vorstellung bewegt, gerade so wie es eine *Wissenschaft des Gefühls* giebt" (S. 106). Dabei wird das Object entweder als wesentlich vom Ich unterschiedenes Reales gefaſst — *Supranaturalismus*; oder das Object ist als Anderes des Ich ein Endliches und jenseits desselben, Gott für das Ich — *Rationalismus*.

Wenn nun Hegel im Zusammenhange damit vorgeworfen wird, durch Identificirung der Religion mit der Philosophie jener ihren wesentlichen Charakter zu verwischen, das *Fürmichsein Gottes* zu sein: so trifft, wie wir gesehen haben, dieser Vorwurf den Vf. selbst. Dies zeigt sich denn auch, wenn er die Einsicht ins wahre Verhältniſs beider abhängig macht von der Stellung, welche sich das Denken zur Vorstellung gebe, wobei H. übersehe, daſs *in der Vorstellung die Differenz selbst nur eine vorgestellte, keine reale* sei. Denken bestehe eben darin diese Differenz zu realisiren. Dies Geschäft sei zunächst das eigenthümliche negative der Kritik. Daher führt das eben so wahre, als fruchtbare Moment, das in dieser Bemerkung liegt, den Verf. auch nicht weiter. Anfangs sollte man es denken, wenn er (S. 114) sagt: „Es geht die Wissenschaft auf das ursprüngliche religiöse Gefühl zurück, entdeckt in ihm selbst die erste Spur des Denkens, die Unterscheidung des Ich und des Anderen; wenn sie dieses Denken zur vollen Thätigkeit entwickelt, wer wird sagen können, sie stehe mit der Religion im Widerspruche? Nein! umgekehrt, sie verhilft damit der Religion selbst zu ihrer vollständigen und selbstständigen Aeuſserung." Aber den Inhalt der Religionsphilosophie faſst er schon wieder so ziemlich im Hegelschen Sinne, ausgehend von Gott als dem Dreieinigen, und kommt zuletzt auf folgende von Hegel selbst in Erläuterung des Begriffs der Trinität durch die Liebe (worin die Unterscheidung zweier liege) angedeutete Unterscheidung: „*Das Sein als solches, Gott schlechthin an sich, die reine Identität, ist der Begriff der Philosophie; das Sichwissen im Andern, in welchem das Göttliche so für mich ist, daſs ich es als die reale Versöhnung mit mir, als Anderes vor mir habe, ist der Begriff der Religion*" (S. 117). Statt des Sich*wissens* sollte nach dem Vorigen vielmehr die Versöhnung mit sich erwartet werden, worin das Sichwissen nach dem Verf. freilich mit, aber nur als Voraussetzung liegt. Diese Versöhnung (S. 119) ist nicht von mir hervorgebracht, sondern mir gegeben; „ich bin mit mir nur versöhnt, indem ich mich, meine Identität mit mir, in einem Andern als Hervorgebrachtes finde." Die Unterscheidung, wie die Uebereinstimmung von Gnade und Freiheit könne so lange nicht gefunden werden, als die Versöhnung nicht als Hervorgebrachtsein des Ich im Andern als solchen premirt wird (S. 120). Dies Problem falle mit dem philosophischen der Einheit des Idealismus und Realismus zusammen.

Aus der nun folgenden scharfsinnigen Entwicklung heben wir bloſs hervor, daſs der Verf. die Anerkennung verlangt, daſs es Gott selbst nothwendig sei Mensch zu werden. Die Anerkennung des Leidens Christi als Leidens Gottes unterscheidet die Hegelsche Philosophie sehr vortheilhaft von der Schleiermacherschen, obwohl sie doch wieder mit dieser auf gleicher Stufe stehe; denn es sei zuletzt die Identität des Ich mit sich im Andern, aus welchem der Unterschied herausgefallen, wobei auch sie stehen bleibe; nur trete die männliche Form der Versöhnung bei Hegel der weiblichen entschiedner entgegen, als bei Schl., in der Deduktion von der Menschwerdung Gottes, wie in der Lehre vom Tode Christi (S. 123). Beide Formen scharf scheiden heiſse aber den Unterschied von Philosophie und Religion bestimmt fassen und zugleich ihre wahre Einheit realisiren; es bedürfe gegen H. und Schl. einer scharfen Unterscheidung des Ich und des Andern, des Hervorbringens und Hervorgebrachtwordenseins (S. 129).

(Der Beschluſs folgt.)

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Ueber das Verhältniſs von Philosophie und Religion mit der Beurtheilung der hauptsächlichsten gegenwärtigen Formen desselben vom Repetenten Reiff.

(Schluſs.)

Hegel verwerfe diesen Unterschied immer wieder, indem er Gott als Geist sich wissen lasse im Menschen. „Das Schleiermachersche Auſsereinander macht die Fixirung des Unterschiedes geltend gegen den Hegelschen Wechsel, dieser aber die nothwendige Beziehung des Auſsereinandergestellten" (S. 130).

III. *Der Pietismus.* Der Vf. erkennt darin dessen Recht wider die gegenwärtige Wissenschaft, daſs er auf die Entstehung der Vorstellung aus dem Gefühle zurück-, sein Unrecht aber darin, daſs er nicht zur denkenden Unterscheidung fortgehe (S. 132). Als die Religion des vorstellenden Gefühls, die populäre Religiosität im Gegensatze zur Wissenschaft ihn festzuhalten sei nur möglich, indem das Vorgestellte für das Reale selbst genommen werde. Das mit sich entzweite Ich gehe in ein Nichtseinsollen und Seinsollen auseinander; „es ist Sollen, welches ihm nicht als kategorischer Imperativ gegenüber steht, sondern mit dem Ich zusammenfällt" (S. 133). Es weiſs sich als Selbstbewuſstes, von Anderen schlechthin Unterschiedenes, als Nichtseinsollen — im Bewuſstsein *Sünde*, auſserhalb desselben *Geschlechtstrieb*. Dagegen Ich als Seinsollen eben das Absolute sein und so das Gute realisiren soll, worin eben das Gesetz der Versöhnung und Entscheidung gegeben ist, die beide nun näher betrachtet werden (S. 135 ff.). Das Andre, das die Qual des Nichtseinsollens auf sich genommen hat, ist entweder Christi Persönlichkeit überhaupt oder sein Tod. Das Urtheil des Pietismus über die Gemeinschaft (Ehe, Staat, Gesellschaft), sei von seiner Seite ganz consequent und zugleich Urtheil über ihn selbst (S. 143). Schl. und H. haben die Religion jener in der Gesellschaft, dieser im Staat, sich realisiren lassen, so daſs sie, nur jeder auf seine Weise, die Familie darin untergehen lieſsen; die Realität der pietistischen Frömmigkeit ist eine elementarische, womit die Versuche die Realität der Versöhnung in der Gesellschaft darzustellen nicht im Widerspruche stehen, weil ein Wechsel und damit *der* Widerspruch eintritt die Verwirklichung der Versöhnung eben so sehr zu verbieten wie zu fordern, daher Gegensatz von Welt und frommer Gemeinschaft bis zum Fanatismus der Verfolgung (S. 149). „So steht das diesseitige Ich der frommen Gesellschaft in der Mitte zwischen dem Ich als Nichtseinsollen — den Ungläubigen und Gottlosen — und dem Ich als Seinsollen, dem zur Entscheidung wiederkommenden Christus;" daſs er *zugleich Seinsollen und Versöhnung des Ich mit sich ist*, darin ist die *ganze Eigenthümlichkeit des Pietismus* ausgesprochen. So bleibe in ihm die Entzweiung im Wechsel von Spekulation und Religion (S. 153); er habe Recht die bloſse Hingebung nicht als Realisation der Versöhnung gelten zu lassen, verbiete aber die Unterscheidung des Ich vom Andern und komme daher nie zum Ziel. Doch liege darin allerdings dasjenige Element, welches in die bisherige Wissenschaft ergänzend eingreifen müsse, um sie zur wahren Spekulation, zur wahren Einheit von Philosophie und Religion zu erheben. Die Zumalsetzung beider Elemente nämlich, des Seinsollens und Nichtseinsollens als entgegengesetzter gebe die Entscheidung, als vereinter die Versöhnung, so daſs die erstere Setzung auf letztere hintreibe und umgekehrt. — Man sieht, der Verf. beurtheilt den Pietismus richtiger und daher billiger,

als von Seiten der Philosophie zu geschehen pflegt; nur hat auch er eine Neigung ihn mit der gesunden kirchlichen Frömmigkeit zu identificiren, welche ihm die Stellung des Bewufstseins darstellen sollte, welche die Entscheidung und Versöhnung, wenn auch unreflectirt, mit gleicher Entschiedenheit festhält.

Gewissermafsen genügt der Verf. jedoch dieser Forderung, indem er zum Schlusse seinen Blick noch auf die *vermittelnde Theologie* richtet; aber er fafst diese doch nicht als Ausdruck der gesunden christlichen Denkweise, sondern sagt von ihr, dafs sie zwischen Spekulation und populärer Religiosität stehend, auf dem Begriffe der Anschauung der Versöhnung ruhe, im Resultate das Zusammengehen derselben zur Einheit anerkenne. Sie lehne sich an Schl., protestire aber gegen die im Begriffe des absoluten Thuns gesetzte Idealisirung, verweigre es vom *Thun* aus zur Erlösung zu kommen, recurrire daher auf pietistische (d. h. hier evangelisch-kirchliche) Elemente des Ich als Nichtseinsollens. „Das Ich schaut in dieser Form der Wissenschaft sich im Andern als seiner Versöhnung an; es hat in ihm die Anschauung der schönen Persönlichkeit, deren ruhige Harmonie durch die Disharmonie des Schmerzes nur gehoben wird; was der Fromme anschaut, ist nicht einerseits das eigentlich über die Anschauung hinausgerückte Göttliche, und andrerseits dasselbe in der extremsten Menschlichkeit eines blutigen Leidens erniedrigt, sondern dieser Gegensatz zur menschlich schönen Einheit des Göttlichen und Menschlichen versöhnt" (S. 158). *Also auch Versöhnung vom Ich aus mit der Forderung von beiden Punkten zugleich auszugehen!*

IV. *Resultat.* Der Vf. verlangt Einheit von Entscheidung und Versöhnung nicht, wie die zuletzt Angeführten, im religiösen, sondern im philosophischen Interesse (S. 160), hinsichtlich welcher Versöhnung er meint, sie sei zu erreichen von der richtig verstandenen (und wie wir oben sahen, corrigirten) Hegelschen Philosophie aus. Indem Ich „in der Entäufserung an das Andre in diesem seine Bejahung, sich selbst, sein Selbstbewufstsein gewinnt, unterscheidet es sich unmittelbar in dieser Hingebung und giebt sich hin in der Unterscheidung und so weifs es sich im Andern als mit sich versöhnt." Die Versöhnung werde in dieser ihrer Realität ein philosophischer Begriff, welcher die Religion sofern realisire, als ihr Wesen eben in der Versöhnung als dem Fürmichsein Gottes bestehe. Auch die vermittelnde Theologie bleibe in der Einseitigkeit der Elemente stehen, die bisherige Philosophie, auch die neuere Schellingsche, sei in subjectivem Idealismus befangen gewesen (S. 163); denn die transcendentale That, welche dem Anschauen seinen Inhalt gebe, sei Trennung des Sichwissens im Andern. Der Verf. aber glaubt, und mit Recht, indem er das *Ich* so fasse, dafs es sich wisse im Andern als solchen, sich unterscheidend auf dasselbe beziehe und umgekehrt, Hegel's Forderung treu zu sein, dafs die Substanz als Subject gefafst werden müsse, d. h. als Identität des Ich und des Andern vermittelt durch die Unterscheidung.

Schliefslich betrachtet er, um die Stellung des philosophirenden Subjects zum Universum genau und würdig zu fassen, nach einander Staat und Gesellschaft (S. 167 ff.), Cultus der Schönheit (S. 169), die Gesellschaft als Ort der Schönheit und selbst der Religion (S. 173 ff.). Zuletzt sagt er: „Das Christenthum fordert mit einer endlichen Entscheidung die Scheidung des Seinsollens und Nichtseinsollens," als die wahre Grundlage der Versöhnung, worin die Philosophie mit derselben übereinstimme. „Nur der Anfang der Weltentwicklung ist das Ineinander *beider*," einfach dadurch gesetzt, dafs der Begriff des Realen das Sollen ist. Die „Forderung auf einen weiteren Anfang hinaufzugehen sei widersinnig" (S. 197); er sei einfach dadurch gesetzt, dafs der Begriff des Realen das Sollen ist, dessen Anfang das Nichtseinsollen, dessen Ende das Seinsollen, das Letzte und Höchste, das absolute Sein. Die weitere Entwicklung sei die fortwährende Scheidung dieser Elemente, welche mit ihrer immer höheren Einigung immer mehr sich schärfe, „bis sie im Ich zur Entscheidung werde, durch welche das Nichtseinsollende zum Nichtsein reducirt, das Seinsollende zum reinen durch und durch positiven Sein erhoben werde, in dessen stiller Ewigkeit die Welt mit ihren Kämpfen, ihren Schmerzen und ihrer Lust versinkt und in ihre ewige Ruhe eingeht, nachdem sie ihr Werk vollbracht hat in der Zeit. Alle Begeisterung der Handlung, des Kampfes, des Todes für ein Allgemeines, alle Kraft die Schmerzen dieser Erde zu leiden und sie in sich zu überwinden, aller

Zorn gegen das Böse steht in der Kraft jener Entscheidung, in deren Drang das Nichtseinsollende schlechthin vereint und das Seinsollende schlechthin gesetzt wird" (S. 180).

So haben wir den Inhalt des interessanten Aufsatzes mit einer fortlaufenden Kritik dargelegt, was nicht kürzer geschehen konnte, sollte seine Bedeutung überhaupt nur richtig gefafst werden. Jetzt liegt es uns noch ob zu zeigen, in wiefern er förderlich in den Gang der Verhandlungen über das Verhältnifs von Religion und Theologie einzugreifen geeignet ist. Da ist nun zuerst von Wichtigkeit, dafs der Verf. die verschiedenen religiösen eben sowohl als die verschiednen wissenschaftlichen Stellungen des Bewufstseins ins Auge gefafst, daher auch den Pietismus in seiner grofsen religiösen Bedeutung gewürdigt hat, noch dazu in Beziehung auf so ganz sachgemäfse, auch religiöse Bestimmungen, wie die der *Entscheidung* und *Versöhnung* — ein Sprachgebrauch, der wohl angenommen zu werden verdiente. Fürs zweite ist es für dies Gebiet vornehmlich von Wichtigkeit, dafs der Verf., und gewifs mit Grund, eine eigne Wissenschaft der Vorstellung und des Gefühls statuirt, eine Forderung, die in neuerer Zeit auch von speculativen Theologen öfter unter der Benennung anerkannt worden, dafs der Standpunkt dann nicht ein logischer, sondern ein phänomenologischer sein solle.

Ferner ist erfreulich, dafs hier für die Auseinandersetzung des Verhältnisses des Hegelschen und Schleiermacherschen *philosophischen* Standpunkts in Beziehung auf die Stellung von Philosophie und Religion zu einander der Anfang zu einer gerechteren gegenseitigen Würdigung gemacht wird. Sollte die Untersuchung durch den aufgestellten Gegensatz von Christismus und Panchristismus nach der einen Seite hin auch mehr verwickelt, als aufgehellt sein, so ist auf der andern doch auch nicht zu leugnen, dafs durch des Verfs. offne und scharfe Darlegung der Gegensätze auch manche im Dunkeln schleichende Voraussetzungen ans Licht gekommen und schon dadurch der Erledigung näher geführt sind. Es ist in der That so: der neuere echte Glaube an Christum hat mit dem Theismus und Pantheismus (absit invidia!) der jüngsten Zeit vielfach einen Bund eingegangen, in welchem er seine Substanz wieder zu verlieren in Gefahr ist. Dafs diese im Begriffe festgehalten werde, darauf dringt der Vf. mit aller Kraft, obwohl er selbst seine Versöhnung darin noch nicht, sondern erst in der Schönheit (als der Schellingschen realen Versöhnung des Ich mit sich?) findet. Die Forderung des Christenthums von beiden Elementen aus, dem der Philosophie und dem der Religion, die Versöhnung zu realisiren, kommt ihm durch deren Scheidung und Versöhnung in der Schönheit (wie der Person Christi u. s. w. (S. 178) zu Stande. Die Frage erscheint darin auf die letzte Spitze gestellt und treibt somit kräftig zur Entscheidung hin.

Diese aber im Interesse der Religion zu finden, was der Verf. freilich meint erreicht zu haben, hindert ihn die Stellung, welche er der Religion gibt, die er, wie Hegel, in den Gegensatz des philosophischen Denkens hineinstellt, wenn er sie so mit einander einrichtet (vgl. bes. S. 56), dafs, wie wir oben sahen, die Philosophie sie im Grunde beide in sich begreift, indem in ihr die männliche sowohl wie die weibliche Form der Versöhnung ihre Stelle hat. Der Grund dieser unsicheren Stellung dürfte vornehmlich darin liegen, dafs der Verf. die Erscheinung der Religion nicht von ihrem Begriff unterscheidet. Letzterer, wie natürlich alles Denken über die Religion, gehört natürlich auch in die Philosophie, nicht aber das Verhältnifs des Menschen zu Gott selbst, welches als Thatsache in der ganzen Menschheit wie in den einzelnen Gliedern der religiösen Gemeinschaft vorhanden ist.

Diese übergreifende Stellung, welche der Vf. der Philosophie gibt, mildert sich jedoch gar sehr in der Ausführung, in welcher er die Philosophie immer als das Moment der Scheidung, des Setzens aus sich, die Religion als die Versöhnung, als die Hingebung behandelt. Ja das Dringen des Verfs. auf Unterscheidung beider, also auf eine Scheidung, in welcher eine Beziehung beider mitgesetzt ist, darf als ein Hauptverdienst dieser Abhandlung gelten, zumal von einer Seite her, wo man sonst nur zu sehr an Vermischung beider Gebiete gewöhnt ist. Im Grunde kommt der Vf. aber auch nicht aus dem Wechsel zwischen ihnen heraus, welchen er der speculativen Philosophie unsrer Zeit Schuld gibt; indessen stellt er ihn doch möglichst hinter den Gegensatz zurück, indem er diesen zuerst unbedingt behauptet, dann ihn erst in eine Einheit fafst,

welcher er die Stelle über der Philosophie, also über dem Gegensatze zu geben scheint. Wir haben die wissenschaftliche Unmöglichkeit davon schon ins Licht gesetzt. Hier mufs aber noch erinnert werden, dafs dem etwas ganz Richtiges, nur mifsverstanden, zum Grunde liegt. Denn allerdings ist es richtig, dafs alle Gegensätze, auch die, in welchen die Philosophie selbst steht, wieder Gegenstand philosophischer Betrachtung werden können. Es kommt nur darauf an, dafs man sich darüber verständigt, wie dabei doch beide Gebiete — Leben und Philosophie — verschiedene sind und bleiben; ihr Vermittlungsprocefs, indem das Leben den selbst bewufsten Gedanken, die Philosophie eigenthümliches Leben fortwährend aus sich erzeugt, setzt immer den feststehenden Unterschied voraus, auch wo er scheinen könnte ihn zu verwischen. So wenig man je ein Werk der schönen Kunst, eine Thatsache der Natur oder Geschichte in Philosophie verwandeln wird, eben so wenig das religiöse Leben und seine Aeufserungen, die als unmittelbare göttliche Schöpfung wohl *Gegenstand* philosophischer Betrachtung, aber nie selbst Philosophie werden.

Darnach wird es nicht befremden können, wenn Ref. die Frage ganz anders stellt und es leugnet, dafs man in anderm Sinne vom Verhältnifs der Religion und Philosophie reden könne, als in dem man vom Verhältnifs des Rechts, des Staats, der Kunst zur Philosophie redet. Diese alle können Gegenstand philosophischer Betrachtung sein, werden aber dadurch selbst nichts Philosophisches. Philosophie und Religion sind ganz heterogene Begriffe. Daher ist es auch eine gänzlich unangemessene Forderung, dafs die Philosophie religiös sein solle, so sehr unsre Zeit dies auch verlangen mag. Es ist ja eben die Vermischung beider Gebiete, welcher der Verf. oben kräftig entgegentrat, und er setzt sich mit sich selbst im Widerspruch, wenn er dennoch verlangt, dafs die *Philosophie religiös* sein solle. Ist sie doch kein Individuum, das in persönlichem Verhältnisse zu Gott stehen kann!

Woher aber dies so allgemeine Verlangen in unsrer Zeit, wenn ihm nicht etwas Wahres zum Grunde liegt? Zum Grunde liegt ihm allerdings etwas Wahres: die Philosophie hat das Absolute, Göttliche gleichfalls zum *Inhalte*, ja hat gewissermafsen, indem in ihr ja Alles sub specie aeterni betrachtet werden soll, keinen andern Inhalt, — ein Inhalt der erst durch die Religion (Offenbarung) in die Herzen der Völker wie der einzelnen Menschen kommt, durch die Philosophie aber in den Geist aufgenommen wird. Dabei bleibt aber die Thatsache der Religion als eines von Gott selbst gewirkten Verhaltens des Menschen zum Absoluten der Philosophie gegenüberstehn. Es bleibt daher ein grofses Verdienst Schleiermachers, dafs er, wenn auch zum Theil nach Fichte's und Jacobi's Vorgange, in seinen Reden über die Religion ihr Gebiet fest abgesteckt hat. Soll demnach die Forderung, womit der Vf. beginnt, etwas Anderes heifsen, als dafs der Philosoph religiös sein oder dafs die wahre Philosophie auch den Inhalt der wahren Religion in sich aufnehmen müsse, so haben wir gegen jene Forderung alles Ernstes zu protestiren und verlangen, dafs man beide Gebiete in ihrer Unterschiedenheit festhalte und neben einander bestehen lasse. Religionsphilosophie verhält sich zur Religion, wie Philosophie der Geschichte zu dieser, Naturphilosophie zur Natur: man mag immer eine organische Construction versuchen; nur glaube man nicht, damit letztere ganz hinweggeschafft und gleichsam aus der Welt hinausconstruirt zu haben.

L. Pelt.

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

XXXVIII.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg. Erster Band. VIII und 322 S. Zweiter Band. 369 S. Berlin, 1840. bei Gust. Bethge. 8.

Erster Artikel.

Nach längerer Abhaltung von der eignen Theilnahme an dem kritischen Geschäfte dieser Blätter hätte Ref., seinem sonstigen Grundsatze getreu, sich nicht zum Recensenten eines Collegen, zumal eines so nahe stehenden, zu machen, auch das vorliegende Werk lieber fremder Anzeige und Beurtheilung überlassen. Der Wunsch der Societät, die eigne Zustimmung des Hrn. Verfs., die Wichtigkeit des Werkes selbst, dem sein Ruf bereits unter den bedeutendsten und wichtigsten Erscheinungen unserer gegenwärtigen philosophischen Litteratur seinen Platz angewiesen hat, endlich auch die schwer zu umgehende Nothwendigkeit, entweder die bisherige eigne Philosophie und ihr Bekenntnifs sammt aller Wirksamkeit in ihrem Sinne ganz und gar aufzugeben und dem Hrn. Vf., wenn seine Widerlegung aus der Wahrheit ist und in der Wahrheit besteht, das Feld allein zu überlassen, — denn Halbheiten wären, wie überall unzureichend, so hier am wenigsten an ihrem Orte — oder aber die Erkenntnifs und Gewifsheit zu erlangen, dafs dem noch keineswegs so sei, haben den Ref. zur Uebernehmung dieser Anzeige bewogen. Ist hiemit gesagt, dafs Ref. nicht unparteiisch auftrete, vielmehr, wie betheiligt, auch Partei sei, so wird er auch die Folgen und Folgerungen, welche sich etwa daran knüpfen lassen, nicht ablehnen können. Von dem besondern Standpuncte seiner Einsicht und Erkenntnifs aus ist am Ende Niemand unparteiisch, nur mehr oder minder indifferent. Gerade die scharf gefafsten und zu ihrem Gegensatze getriebenen Unterschiede führen auch, wie am ersten zur Vermittelung, so den Dritten am leichtesten zur Uebersicht und zur Bildung des eigenen Urtheils über die Sache. Es wird darauf ankommen, eben die Sache selbst ihren Gehalt aussprechen und in den Unterschieden, in welchen sie ihre Bestimmtheit hat, die Art und Beschaffenheit ihres Wesens in möglichst objectiver Haltung darlegen zu lassen, um mit der subjectiven Betheiligung auch das, was als Sache der Partei erscheint, und umgekehrt mit diesem jene in den Hintergrund zurückzudrängen. Noch ehe von dieser Anzeige die Rede war, hat der Hr. Vf., indem er die Nichtübereinstimmung des Ref. in den Hauptpuncten vermuthen konnte, doch von demselben die Anerkennung in Anspruch genommen, dafs er die *Sache* gesucht habe, und hierauf vom Ref. die Gegenversicherung erhalten, dafs es auch ihm nur um die Sache zu thun sei, und dafs es für ihn keinen Unterschied ausmachen werde, ob diese den Namen *Hegel* oder *Trendelenburg* führe, wenn es auch nicht einerlei sei, *was* man unter der Sache, und *wie* man sie verstehe. Ref. hat nun nach näherer Kenntnifs von der Philosophie des Hrn. Vfs. in Form und Inhalt zu seiner Freude gefunden, dafs es ihm, und, wie er hofft, auch seiner Schule mit ihm, möglich sei, in sehr vielen Puncten mit dem Hrn. Vf. übereinzustimmen. Es stellt sich in den Entwickelungen, Erklärungen und Resultaten in der That sehr Vieles dar, was man vom Standpunct der Hegelschen Philosophie sehr wohl zu unterschreiben vermag, weil es in der That nichts Abweichendes enthält, Anderes, worin man, wenn auch in anderen Formen und Ausdrücken oder in anderen Wendungen und Zusammenhängen, doch Eigenes und Verwandtes gerne begrüfst, ja, Manches auch von solcher Beschaffenheit, dafs, wenn es sich nicht etwa auf die gemeinschaftliche Quelle der Aristotelischen Philosophie oder auf eine gewisse φιλοσοφία κοινή zurückführen läfst, man zu glauben geneigt wird, der Hr. Vf. sei, so sehr er sich gegen die Hegelsche Philosophie und insbesondere gegen deren Methode negativ, ausschliefsend, feindlich, in nur wenigen Stücken anerken-

nend, und in Art und Ton, wie er dagegen die eigene Erkenntnifs und Gewifsheit ausspricht, für ein Hegelsches Herz nicht selten verletzend verhält, gleichwohl von deren Geist und der nicht abzuleugnenden Wahrheit auch unbewufst angeweht und ergriffen worden. Für den philosophirenden Geist, bei uns in Deutschland vornehmlich, hat sich im gemeinsamen Fortschritt von wenn auch verschiedenen Stand- und Ausgangspuncten aus und im allgemeinen Elemente deutscher Vernünftigkeit überhaupt auch ein gewisses gemeinsames Element des philosophischen Bewufstseins wie seines Inhaltes gebildet, das Element einer auch hier vorwaltenden Vernünftigkeit und vernünftigen Verständigkeit, welches die verschiedenen Bestrebungen und Ergebnisse, wenn ein Philosoph nicht etwa ganz absonderliche Wege einschlägt und verfolgt, nicht so sehr auseinander gehen und fallen läfst, dafs nicht auch da und dort die Gemeinschaft auffallend hervortreten und überall Verwandtes sich begegnen sollte. Die Uebereinstimmungen aber, von denen hier die Rede ist, (so sehr auch sonst etwa der Hegelsche Weg der Philosophie dem Hrn. Vf. als etwas Absonderliches erscheinen dürfte, was wir jedoch keineswegs umkehren wollen) beruhen vornehmlich auf der der Entwicklung der neueren Philosophie überhaupt angehörigen und zu Grunde liegenden Einheit oder wenigstens Gemeinschaft des Denkens und Seins, mithin eben auf der Voraussetzung oder wirklichen Erkenntnifs der dem Denken und der objectiven Welt gemeinschaftlich zukommenden gleichen Vernünftigkeit, ohne welche es auch für den Hrn. Vf. keine Erkenntnifs der Wahrheit und keine wahre Erkenntnifs giebt. Indem von dieser Seite der Hr. Vf. über Kant hinausgeht und die nur einseitige Gültigkeit der Kantischen Kategorieen für sich aufhebt, vermag er in eben dem Maafse die logische und metaphysische Grundlage, welche die Philosophie, noch ehe es eine dualistische Trennung und Entgegensetzung des Denkens und Seins gab, bereits durch den besonnensten und umfassendsten, tiefsten und gründlichsten Denker des Alterthums, durch Aristoteles erhalten hat, auch zur seinigen zu machen und auf diesem Boden der eigenen Philosophie ihre Ausführung zu geben. So sehr indessen auch wir in unserem Philosophiren auf Aristoteles zurück gehen und sehen, tritt doch andrerseits allerdings gerade in den speculativen Hauptpuncten, in den ersten Fragen und Principien, um welche es sich heutzutage in der Philosophie handelt, in der Stellung zur Objectivität selbst, so wie in Bezug auf dasjenige, worin die Hegelsche Philosophie, im innigsten Zusammenhange des Inhaltes der Wahrheit mit seiner Form, ihren grofsen und absoluten, für alle Zukunft gewonnenen Fortschritt erkennt und behauptet, nicht blos eine solche Differenz, sondern in letzterer Beziehung auch eine solche Nichtanerkennung von Seiten des Hrn. Vfs. ein, dafs eine Vermittlung und Verständigung zu näherer Uebereinstimmung hier zunächst ziemlich ferne zu liegen scheint. Diese Differenz wird zuerst vom Hrn. Vf. selbst in seiner hauptsächlich im 2ten Abschnitte seines Werkes niedergelegten, aber von da an fast auch durch alle folgenden Abschnitte sich hindurchziehenden sehr polemischen Kritik des Hegelschen Systems ausgesprochen, geht sodann aber in den angefochtenen Puncten nothwendig auf des Hrn. Vfs. eigene Philosophie, auf deren Inhalt und Gehalt über. Für uns, sollen wir vorläufig aussprechen, was erst die Folge näher darzuthun vermag, hat sich nun das gegenseitige Verhältnifs so gestellt, dafs einerseits die Nichtanerkennung und Polemik des Hrn. Vfs. uns, wenigstens in der Hauptsache, als Verkennung erscheint, indem seine Kritik bei aller Schärfe doch das eigentliche und innerste Wesen und Leben der Hegelschen Speculation noch keineswegs getroffen und verletzt, vielmehr zu äufserlich genommen und zu leicht gewogen hat; andrerseits aber in eben diesem *unerkannt* gebliebenen Wesen derselben des Hrn. Vfs. abweichende und eigene Philosophie noch einen Maafsstab ihrer Beurtheilung finden dürfte, der wenigstens für den Anspruch auf speculative Erkenntnifs und speculative Einheit des Erkannten sich nicht wird abweisen lassen. Hegels Philosophie hat, um nicht der groben Mifsverständnisse und absichtlichen Verdrehungen und Verzerrungen zu gedenken, woraus diejenigen sich ein Geschäft gemacht haben, welche vor dem Verständnifs schon mit dem Urtheil ihrer Verwerfung fertig waren, so viele Angriffe und von so vielen Seiten her über sich ergehen lassen müssen, dafs kaum noch eine neue Seite des Angriffs übrig gelassen scheint. Geschieht es aber, wird auch sie aus ihrem Innern noch die dem neuen Angriff gewachsene, bisher vielleicht noch mehr oder *minder* verborgen gebliebene Seite herauszuwenden und entgegenzukehren haben. Die bisherigen Angriffe waren meist von solcher Beschaffenheit, dafs im Ganzen noch immer Hegels Worte (Encykl. §. 214. Anm.) darauf Anwendung finden, wie der Verstand leichte Arbeit habe,

alles, was von der Idee ausgesagt wird, als in sich widersprechend aufzuzeigen, dies aber eben so ihm selbst heimgegeben werden könne. Das System in seiner Totalität hat sich dagegen wie eine Festung behauptet, welche immerhin auf dieser oder jener Seite sich mag bestürmen, auch in diesem oder jenem Aufsenwerke von den Angreifern in Besitz nehmen lassen, aber selbst uneingenommen bleibt, so lange sie von innen sich hält und von den Aufsenseiten jede durch die andere noch zu decken und zu bestreichen im Stande ist; sie behält damit die Kraft, auch von den isolirten Besitznahmen sich wieder zu reinigen und in ihrer Integrität sich herzustellen. Wenn Hegels Schule nun theilweise selbst über Worte und Lehren des Meisters hinausgeht, so thut sie dieses, indem sie selbst diejenige Kritik übt, welche auch sonst für jedes andere wirkliche System in seinem relativen und gegebenen Dasein die zunächst gültige und anzuwendende und seine Probe ist, und welche darin besteht, das System in seiner Ausführung an seinem eigenen Maafsstabe, seine Consequenz an seinem Principe zu messen. Um dies aber zu können, mufs man auch das Princip selbst gehörig zu handhaben verstehen, und dies ist nur möglich, wenn man es in seiner ganzen Bedeutung und Gültigkeit, in seiner vollen Kraft und Lebendigkeit richtig verstanden und gefafst hat. Der Umfang entspricht dem Inhalte, das Aeufsere dem Innern, das Extensive dem Intensiven, wie auch Hr. Tr. lehrt. Versuchen es Andre und ohne diese innerste Erkenntnifs der Sache, so begegnet es ihnen wohl, dafs sie irgend eine Bestimmung, welche ihnen als eine Hauptbestimmung des Systems erscheint, weil sie ja etwa auch wörtlich ausgesprochen sich vorfindet, für sich herausheben und damit zu operiren beginnen, dann aber sich verwundern, wenn statt der von ihnen gezogenen Consequenzen etwas Anderes im Systeme sich darstellt. Der blofsen Abstraction hat der Geist des Systems nicht Wort gehalten. Auch der Hr. Vf. hat diesen Weg der Widerlegung betreten, noch fast häufiger aber sie von der Grundlage der eigenen philosophischen Erkenntnifs aus geführt, die eigne Grundansicht zur Voraussetzung der zu beurtheilenden gemacht, und das von ihm bereits Festgestellte und ihm Gültige, was es darum noch nicht auch für uns ist, zum Maafsstabe seiner Kritik genommen. Welche unrichtigen Auffassungen und Voraussetzungen, dabei noch im Besondern, schon von vorne herein, einer erwünschteren Behandlung oder Würdigung der Kritik hinderlich geworden sind, wird sich später zeigen. In der einen oder andern Hinsicht aber wird die Gegenkritik, zumal gegen einen so scharfen und geübten Denker, einmal auf ihrer Hut sein müssen, andernheils aber auch nichts schenken dürfen. Ist Ref. für sich, nach wohl erwogener Kritik des Hrn. Vfs., dahin gekommen, dafs er noch in keinem Stücke in der Hauptsache seiner bisherigen philosophischen Erkenntnifs etwas eingebüfst zu haben glaubt, findet er diese vielmehr nach mancher Seite hin durch das Entgegengestellte noch eher bestätigt und befestigt, als untergraben und erschüttert, und eben damit auch sich selbst verhindert, den Standpunkt des Hrn. Vfs. zum seinigen zu machen, weil ihm dies, bei aller Belehrung, welche er da und dort demselben verdankt, als ein Rückschritt erscheinen würde: so wird ihm nur obliegen, dies auch, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, noch etwas ausführlicher darzuthun und in seinen Gründen nachzuweisen. Indem wir daher den Leser mit dem Hauptinhalte und Gange dieser logischen Untersuchungen bekannt zu machen haben, wird dabei zugleich die Kritik der Hegelschen Philosophie selbst einer besondern Prüfung zu unterziehen sein, um sodann um so bestimmter der eigenen Philosophie des Hrn. Vfs. diejenige Betrachtung und Würdigung zuwenden zu können, welche sie um der Sache willen für sich in Anspruch zu nehmen hat.

Noch ehe wir indessen näher auf das Besondere eingehen, schien es nicht unangemessen, zuvor noch mehr im Allgemeinen, noch auf dem Boden der vorhin erwähnten gemeinschaftlichen Basis, der gleichen Vernünftigkeit der Welt und des Denkens, einige Hauptpunkte zur Sprache zu bringen und damit einen Schritt zur Verständigung wenigstens zu versuchen. Wir gehen dabei von einer Stelle aus, welche eben so sehr zugleich mit der verschiedenen Grundansicht des Hrn. Vfs. zusammenhängt und damit einen, wo nicht *den* Hauptpunkt der Differenz enthält. Es heifst bei der Kritik der Hegelschen Dialektik in einer Anmerkung (I, S. 80) in Bezug auf die Erkenntnisse a priori, welche auch vom Hrn. Vf. und zwar in einer viel ausgedehnteren Anwendung und Bedeutung als von Kant angenommen und vertheidigt werden: „*Kant* hatte die von der Erfahrung unabhängigen aus dem Geiste unmittelbar geschöpften Erkenntnisse besonnen geschieden, (d. h. ist in einem grofsen speculativen Gedanken doch noch bei einer Halbheit stehen geblieben) und das a

priori empfing eine bestimmte Bedeutung. Die Frage, ob es Erkenntnisse a priori gebe und welche es seien, wird auf dem Standpunkt der Dialektik als erloschen betrachtet. (Vielmehr empfängt auch hier das Apriorische die bestimmte Bedeutung, das Ursprüngliche und Allgemeine des Aposteriorischen oder Empirischen, und das Denken des Ursprünglichen, Anundfürsichseienden zu sein.) Die Vernunft ist das absolute Prius. Die dialektische Bewegung ist nichts Anderes als die sich selbst begreifende Vernunft (mithin die eigne Form ihres Inhaltes.) Der ganze Kreislauf, den sie beschreibt, bezeichnet daher Erkenntnisse a priori (wobei jedoch das menschliche reproducirende *Nach*denken das ganze Aposteriorische bereits im Leibe hat). Es wird dabei vergessen, ob denn und wie weit denn diese Begriffe auf vorangegangener Erfahrung ruhen. (Keineswegs. Ein grofses Stück der Einleitung der Encyklopädie, vgl. besonders §. 6—12, giebt sich die Mühe, dieses Verhältnifs zu erörtern; die *Erfahrung* wird dabei bezeichnet als das *nächste* Bewufstsein des Inhaltes der *Wirklichkeit*, mit welchem nämlichen Inhalte, nur in der Gestalt seiner reinen Wesenheit oder in reinen Begriffen sich die speculative Philosophie beschäftigt.) Die Erfahrung selbst setzt freilich (NB.) jenes schöpferische Denken voraus, aus dem alle Dinge stammen, und so mag man auch diese auf jenes Prius zurückführen. (Sehr gut; aber auch ja nur ganz, und nicht auf halbem Wege stehen geblieben!) Dessenungeachtet (?) kehrt jene besonnene Frage Kants wieder, wenn wir den Ursprung und den Vorgang des menschlichen Erkennens begreifen wollen. (Auch das speculative Erkennen ist ein menschliches, welches seinen Ursprung und seinen Vorgang hat, und sich sehr wohl begreifen läfst.) Sie läfst sich dadurch nicht abmachen oder beschwichtigen, dafs man ihr das Wort im Munde verkehrt. Dafs alles Wahre aus dem Prius der göttlichen Vernunft stammt, hat niemand geleugnet; damit ist es aber doch für uns Menschenkinder noch keine Erkenntnifs a priori. (Freilich wohl; wenn die armen Menschenkinder vergessen, wer sie sind, woher sie stammen, und wozu sie, auch selbst durch die Lehre der Religion, berufen sind, dann leisten sie Verzicht darauf, zur Erkenntnifs des Wahren in seiner Ursprünglichkeit hindurchzudringen.) Wir thun unrecht, fruchtbare Fragen, weil sie uns lästig sind, zurückzuschieben, oder mit dem vermeintlich erhabenern Standpunkt beseitigt zu glauben. (Hegel hat sich vielmehr durch die ganze Lästigkeit solcher Fragen, in der Phänomenologie und sonst, und schon vorher im kritischen Journal, genug durchgearbeitet.) Wer ehrlich ist, wird in solchen wesentlichen Fragen nicht vornehm auf „den ehrlichen Weg *Kants*" herabsehen." (Wer thut dies auch noch? Man nimmt ihn, wie er sich und seine Philosophie einmal gegeben hat. Wollte Gott, dafs nur auch Hegel so ehrlich behandelt würde! Und ist Hr. Tr. bei Kant stehen geblieben? Bekämpft er ihn nicht selbst gerade in sehr wesentlichen Fragen, wo auch wir ihm zum Theil beistimmen?) — Diese auch nur beiläufigen Aeufserungen des Hrn. Verfs. und die dazu eingeschalteten Bemerkungen machen wohl den Unterschied schon bemerklich. Für die speculative Philosophie mufs nun zuvörderst ein für alle Mal erklärt werden, dafs ebenso, wie auch dem Hrn. Vf. „alles Denken nur ein *Nach*denken" ist (vgl. z. B. II, S. 357 f.), aber gleichwohl im denkenden Erkennen „die menschliche Vernunft" selbst sich zu dem Punkte erhebt, wo sie „nicht mehr in der Welt wie ein Fremdling, sondern wie der erstgeborne Sohn im Hause des Vaters" ist, ebenso auch uns alles Denken und Erkennen nur als ein zweites, als ein nur nachkommendes und reproducirendes Denken des ursprünglichen Denkens und ursprünglich schon Vorgedachten, und mithin nur für ein Erkennen Dessen, was schon ist, gilt; weshalb auch alle vorgekommenen anderartigen Vorstellungen von dem Apriorischen der Hegelschen Philosophie, wie von einem reinen, d. h. leeren, alles nur erst aus sich, auch das, was sonst nicht wäre und keine Realität hätte, herausspinnenden Denken, selbst als ein Hirngespinnst, als Unwahrheit und Mifsverstand abgewiesen werden müssen; dafs gleichwohl aber, wenn das speculative Denken ein Nach- und Wiederdenken des ursprünglichen Denkens sowohl als ursprünglich Gedachten ist, ebendamit auch ein Erkennen desselben in seiner ursprünglichen Wahrheit von Seiten der speculativen Philosophie behauptet wird, und zwar in der Art, dafs die im reinen, d. h. von seiner Endlichkeit befreiten und sich selbst in seiner Unendlichkeit wissenden Denken vorgehende Entwicklung des ursprünglichen Inhaltes auch seine eigene, ihm immanente Form und Formthätigkeit sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Die Möglichkeit davon, welche der Hr. Vf. läugnet, liegt darin, dafs der ursprüngliche Inhalt als der des ewigen Logos *mit* seiner Form unsere eigene innerste Wahrheit ist, und daher unser logisches, reines und freies Denken mit ihm in Inhalt und Form coincidirt und wie *seine* Offenbarung hat, so darin auch erst zu seiner eignen innersten Wahrheit kommt, in welcher es auch erst wahrhaft frei wird. Hierauf beruht denn auch das Zusichkommen und Beisichsein des denkenden Geistes und sein Zusammengehen mit sich, was dem Hrn. Vf. freilich auch nicht wenig anstöfsig und etwas Fremdgebliebenes zu sein scheint. Die speculative Philosophie unterscheidet ferner in Bezug auf den Weg, der von aufsen zu ihr und zu ihrem innersten Kerne führt, in der Hauptsache drei Stufen: 1) die blofse sinnliche Gewifsheit der Aufsenwelt, bei welcher allein kein menschliches Denken, auch nicht das gemeinste und gewöhnlichste, stehen bleibt, die aber als Wahrnehmung und denkende Anschauung mit den bereits eintretenden Kategorieen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit zur *Erfahrung* wird; 2) die Stufe der (ersten und unvollendeten) *Reflexion* mit dem gegebenen Inhalte der Erfahrung, die Bildung der Kategorieen überhaupt, in und unter denen der von aufsen empfangene Inhalt in seiner Allgemeinheit und Bestimmtheit zugleich und zwar in dem Sinne gefafst wird, dafs er damit, d. h. dadurch, dafs in ihm diese bestimmten Gedanken und Begriffe erkannt werden, selbst erst in die Form seiner Wahrheit für uns erhoben werde, — eine Thätigkeit, welche jedes Denken schon unbewufst vollzieht, deren bewufste Reflexion aber und deren nähere wissenschaftliche Auffassung und Gestaltung, Unterscheidung und Zurechtstellung im Besondern, nebst der hieraus sich ergebenden Wechselbeziehung des Denkens und des Stoffes der Erfahrung, insbesondere in dem gegenseitig sich bedingenden und voraussetzenden analytischen und synthetischen Verfahren, das Geschäft der Philosophie auf diesem Standpunkte ist; wobei, wie verschieden auch sonst die Stellung sowohl des subjectiven Denkens zur gegebenen Objectivität als der jeder Seite zukommende Werth theils möglicher Weise sich fassen läfst, theils wirklich in den verschiedenen geschichtlich aufgetretenen Systemen gefafst worden ist, doch im Allgemeinen jeder von beiden Seiten an dem zu Stande kommenden Gesammtinhalte der wissenschaftlichen Erkenntnifs ihr eigener und wesentlicher Antheil zuerkannt wird und belassen bleibt; — endlich 3) die Stufe der *absoluten Reflexion* oder des *speculativen* Erkennens und Wissens selbst, welches auch hier erst ein solches wird, ohne dabei von dem Inhalte der vorigen Stufe in seinem wesentlichen Gehalte etwas einzubüfsen. Es ist vielmehr, in seinem Werden und Entstehen für uns, das tiefste Insichgehen oder die auf den innersten eignen Grund zurückgehende Erinnerung des denkenden Geistes (seine absolute Reflexion in sich), dafs er alles, was von ihm als das der Welt und den Objecten ihre Wahrheit Gebende erkannt worden, alle Kategorieen, unter denen sie gefafst worden oder welche selbst sie ausmachen, bereits in ihm selbst habe, dafs er hier Alles als das schon an sich und ursprünglich ihm Angehörige und Eigene finde und finden könne, und so für seine Erkenntnifs der absoluten, an und für sich seienden Wahrheit der Aufsenwelt zunächst nicht mehr bedürfe. Es ist damit in Einem die innerste Erkenntnifs, ja die Selbstgewifsheit verbunden, dafs der so zum Wissen und Erkennen gelangende Inhalt der ursprüngliche und an und für sich gültige der Wahrheit selbst sei: so dafs für diese Wahrheit nun ein doppeltes Zeugnifs gegeben ist, das eine von der objectiven Welt und

ihrer Erkenntnifs aus, aber dies zugleich so, dafs die Welt ihre Wahrheit nicht aus sich und von sich selbst aus habe, mithin ein Anderes für sich, wodurch sie ist, den schöpferischen Geist, voraussetze, worauf sie hinweist und den sie verkündigt, das andere das Zeugnifs des Geistes selbst, das Zeugnifs des zunächst endlichen, aber *in* seiner Erkenntnifs seine eigene innere Unendlichkeit und seinen göttlichen Ursprung erfassenden Geistes von sich selbst, dafs die Wahrheit in ihm und dafs sie seine eigene, angestammte und von seinem Wesen unzertrennliche Wahrheit sei. Und das zweite Zeugnifs ist stärker als das erste, da es seine Gewifsheit und Bürgschaft im Geiste selbst und in seinem unmittelbaren Wissen von sich hat. Das Weitere auf dieser Stufe des Erkennens ist dann der innere Ausbau des gewonnenen Heiligthums, die Ausführung der unter ihrer eignen immanenten Form sich näher in ihrem Inhalte bestimmenden, zu ihren eignen Unterschieden sich gliedernden, immer aber ihrer selbst gewissen und auch zu ihrer Einheit mit sich sich wieder zusammenfassenden Wahrheit, der innere Zusammenhang der vorher äufserlich und nur abgesondert gewonnenen Kategorieen, überhaupt das Geschäft der nun nicht Anderes, sondern sich selbst und ihr eignes substantielles Wesen denkenden und eben dadurch reinen Vernunft. Diese Stufe des Erkennens hat nun, als das innerste Zeugnifs des Geistes von sich selbst, mehr als jede vorhergegangene, ihre Gewifsheit wie ihre Berechtigung in sich selbst und steht für sich fest, auch unabhängig davon, ob es Hegel gelungen sei oder nicht, der Wahrheit der speculativen Erkenntnifs an allen Orten und in allen Theilen ihres Gebietes ihre richtige Auslegung und Darstellung zu geben. Wir brauchen indessen so lange noch nicht über ihn hinauszugehen, als er gegen die Angriffe auf das Seinige sich noch selbst zu halten vermag. Das feststehende Princip aber ist, von dieser Seite her aufgefafst und ausgesprochen, eben dieses, dafs wir die zu erkennende ursprüngliche Wahrheit schon in uns haben und nur das Unserige gehörig zu thun brauchen, um sie auch in uns in der ihr zukommenden Form und Bestimmtheit zu finden. Und hierin ist auch wohl, d. h. gerade in dem Zusammentreffen des erkannten Ansichseienden mit Dem, was man als das eigene Seinige weifs und erkennt, überall das Speculative zu suchen, wo immer und irgend in der Geschichte der Philosophie von speculativer Erkenntnifs und Wahrheit die Rede sein kann, wenn es öfter auch nur einzelne tiefe Blicke in das Innere und Lichtblitze waren. Es ist dies eine Hauptbedeutung des Speculativen, wornach es auch als Einheit des Logischen und Metaphysischen oder als Einheit der Natur des Denkens (nämlich des unvermischten, reinen) mit der eignen Natur der Wahrheit ausgesprochen werden kann. Es ist, sofern blos auf die Einigung beider Seiten gesehen wird, dem *Mystischen* verwandt, nur dafs in diesem an die Stelle des Denkens und bestimmter Gedankenformen bildliches Vorstellen und Phantasie tritt. Von einer andern, aber mit dieser sehr nahe zusammenhängenden Bedeutung wird vielleicht später zu reden Gelegenheit.

Wir kehren zu unserem Hrn. Vf. zurück, welcher nicht blos den Standpunkt und das Gebiet der von uns bezeichneten zweiten Stufe als den Boden seines Philosophirens sehr bestimmt festhält, sondern von diesem Standpunkte aus sich eben so bestimmt gegen die dritte Stufe negativ und polemisch verhält. Die auch bei ihm einander gegenüberstehenden Seiten sind das Denken und das Sein, das Sein aber nicht als das an und für sich seiende Wahre, das Ursprüngliche, Unbedingte, (zu diesem gelangt er erst am Schlusse seiner Untersuchungen durch *indirecten* Beweis), sondern das Sein als das gegebene der Natur und Welt. Auf der Basis der gemeinschaftlichen Vernünftigkeit beider Seiten, durch welche auch die Möglichkeit des Erkennens bedingt ist, (d. h. des Sicherkennens des Denkens im Sein oder des Findens von Gedanken und Begriffen in den gegebenen Objecten und Verhältnissen, deren vernünftige Natur selbst erst darin erkannt wird) gelingt es gleichwohl dem Hrn. Vf. nicht, seine sämmtlichen Kategorieen aus Einem Gusse und in einem ununterbrochenen, sich selbst fortsetzenden Zusammenhange zu gewinnen, sondern er sieht sich zu einer Theilung genöthigt, so dafs Einiges wohl als dem Denken und dem Sein auf gleiche Weise angehörig in Einem Zuge die hieher gehörigen Kategorieen liefert, Anderes aber eines neuen Ansatzes und eines neuen Gebenlassens bedeutsamer Erscheinungen von der *objectiven* Seite bedarf, um weiter zu kommen und Kategorieen höherer Art zu gewinnen. So entstehen vornehmlich zwei abgesonderte Hauptreihen von Kategorieen, deren eine die *Bewegung* an ihrer Spitze hat und aus derselben ihre Ableitung findet, und deren anderer der

Zweck präsidirt, die aber sämmtlich endlicher Natur und damit unfähige Bestimmungen, um das Absolute zu denken, sind. In Beziehung hierauf sagt der Hr. Vf., um vorläufig eine hieher gehörige Stelle anzuführen, selbst (II, S. 338): „Die Kategorien wurden aus der Bewegung, der ersten That des endlichen Denkens und endlichen Seins, abgeleitet, und der Zweck, der den Kategorien eine neue Zeichnung gab, wurde aus der Gemeinschaft beider verstanden. Sie können uns daher auch nur für das Endliche gelten. Wir haben kein Recht, Raum und Zeit, Quantität und Qualität, Substanz und Accidenz, Wirkung und Wechselwirkung, wie sie uns aus der erzeugenden Bewegung herflossen, jenseits dieses endlichen Gebietes auszudehnen (diese Kategorieen erreichen so allerdings, weder einzeln für sich, noch zusammen, das Absolute nicht.) Wir strecken an dieser Grenze die Waffen unsers endlichen Erkennens." Da ungeachtet dieser starken Erinnerung an Kant doch beim Hrn. Vf. nach einer Seite hin der Kant'sche Grund, warum das Ding-an-sich nicht soll erkannt werden können, wegfällt, eher der Jacobi'sche eintritt, so müssen wir, mit so grofser Meisterschaft der Hr. Verf. auch auf seinem Gebiete sich bewegt, doch noch etwas näher nachfragen und zwar um so mehr, was ihn denn abhält, über die bezeichnete Stufe hinauszugehen und, wenn auch die Waffen des *endlichen* Erkennens mit Recht gestreckt werden, doch dafür um so mehr die Waffen des unendlichen Erkennens aufzunehmen und damit den letzten Schritt zu thun. Uns unseres Theils sollte es, glauben wir, nicht sonderlich schwer fallen, wenn des Hrn. Vfs. Kategorieen wirklich einmal Stücke der dem Denken und Sein gemeinschaftlichen und gleichen Vernünftigkeit sind, ungeachtet ihrer äufserlichen Aufnahme doch noch weiter mit ihnen und zu etwas Weiterem zu kommen. Wir würden nämlich das ganz einfache Mittel dabei anwenden, die Kategorien, wie sie sich nach einander ergeben, abgesondert von den äufsern Dingen und Verhältnissen, worin sie stecken, für sich in ihrer eigenen Bedeutung, in den ihnen zukommenden Bestimmungen aufzufassen und unter einander zu beziehen und zu vergleichen. So für sich zum Gegenstand des Denkens gemacht als die reine Sache, würde sich dann auch, meinen wir, ihr innerer Zusammenhang und der Faden desselben ergeben, damit auch vielleicht noch dieses oder jenes Mittelglied dazu kommen oder noch weitere und höhere, die früheren in sich schliefsende Kategorien (wie es beim Hrn. Verf. zum Theil schon beim Zweck der Fall ist) als nothwendige Fortschritte und Erweiterungen sich darstellen, auch das Denken, wenn es nur seine Schuldigkeit thut und sich selbst nicht im Stiche läfst, zu der Einsicht gelangen, wie es in seiner Thätigkeit und Bewegung mit der Sache selbst in Eins zusammengeht, seine Bewegung die Sache und die Sache, unbeschadet ihrem eignen Ansichsein, seine Denkthätigkeit sei; und so würde nach und nach die *ganze* Vernünftigkeit, die Totalität der Kategorien in ihrer innern Einheit wie innern Gliederung zu Stande kommen, und diese eben so sehr denkende als gedachte Einheit dann auch in ihrem Selbstzeugnifs, nichts mehr, was zum Ganzen der Sache gehört, aufser sich und dahinter zurückgelassen zu haben, sich selbst als den substanziellen Inhalt der Vernunft, als die gehaltvolle und erfüllte Vernunftidee, erfassen. Mit dieser Einheit würde dann auch die Unendlichkeit, welche jetzt zwar unter den Kategorien des Hrn. Vfs. nicht anzutreffen ist, obgleich hier und da durchschimmert und durchbrechen zu wollen scheint, und jedenfalls der Idee zukommt, nicht ausbleiben, da ja, wenn wir einmal bestimmt wissen, was das Endliche ist und worin es besteht, dem besonnenen Denken auch der Begriff des Unendlichen nicht mehr schwer fallen kann, und diese Unendlichkeit dann sich als die Harmonie des Ganzen in allen seinen Theilen und Gliedern mit sich, nach Art dessen, was der Hr. Vf. oft sehr schön über die zweckmäfsige Einrichtung und Zusammenstimmung des organischen Lebens sagt, nur als ein selbstbewufster, sich durchsichtiger und sich selbst denkender Organismus, darstellen. Was sollte auch, von einer andern Seite betrachtet, der Möglichkeit einer solchen totalen Vernunfterkenntnifs hinderlich in den Weg treten? Werden wir doch oft genug durch Dichter und Nichtdichter, ja durch unsere heilige Religion selbst, an unser Inneres gewiesen; da sollen wir's suchen und finden, was ewig befriedigt, da das Unvergängliche und Unendliche, die Wahrheit selbst, und alles, was ewiges Leben und Heil verheifst, zu erringen trachten, und dem innersten Zeugnifs des Geistes lauschen. Auch haben wir ja zur Auszeichnung von den geringeren Creaturen die Gottesgabe der Vernunft, welche selbst oder deren Abbild der Welt und den natürlichen Dingen nur inwohnt, ohne dafs sie auch von ihr wissen, so empfan-

gen, dafs auch das Denken und Wissen dabei ist, und sollen damit sogar zu einem Ebenbilde Gottes geschaffen sein. Was ist dann natürlicher und selbst vernünftiger, als dafs das uns verliehene Denken sich nicht blos auf die Vernunft aufser uns, sondern auch auf *die* in uns richtet und ihr völlig auf den Grund zu kommen sucht, worüber wir in uns, denken wir, ja noch leichter, als aufser uns, sollten Meister werden können. Also — würden wir sagen — nur Muth gefafst, und den Glauben nicht verloren, dafs die Wahrheit auch schon in uns ist! So wird es schon gehen. — Doch wir vernehmen den Hrn. Vf. und zwar hier möglichst an solchen Stellen, wo er sich gegen ein solches reines Denken und Erkennen mehr überhaupt, auch abgesehen von Hegels Handhabung desselben, ausspricht. I, S. 88 heifst es: „Wenn dem Menschen ein solches reines Denken möglich wäre, das sich selbst zum Sein (i. e. zum Gedanken des Seins) bestimmte, so wäre es ein schaffendes Denken, das uranfänglich aus sich den Begriff der Dinge bestimmte, (doch vermuthlich nur hintennach kommend und wieder denkend, wie es uranfänglich gewesen) von diesen nicht bestimmt. Das menschliche Denken wäre auf dieser Höhe das göttliche." Und weiter unten: „Wenn das göttliche Denken schafft, so verhält sich das menschliche nur nachschaffend. (Also doch nachschaffend? Es thue dies nur auch recht). Als nachschaffend (besser vielleicht: „Ehe es zum Nachschaffen kommt" — wiewohl es auch so seinen Sinn hat) setzt es das Sein voraus und die Wahrnehmung desselben; und es bleibt leer und unfruchtbar, wenn es nicht von der Anschauung empfängt." Während wir diese letzte Stelle sehr gerne unterschreiben, wie sich schon aus dem vorhin angegebenen Stufengange ergiebt, den die Philosophie von aufsen her nimmt, müssen wir dagegen bekennen, dafs wir mit der ersten Stelle uns in ziemlicher Verlegenheit befinden, da wir dem Hrn. Vf. doch keines von den hierüber vorgekommenen gemeinen Mifsverständnissen zutrauen dürfen. Wir armen Sterblichen müssen allerdings sehr zufrieden sein, wenn wir, nach einer sehr bekannten Stelle in des Aristoteles Metaphysik, zu dem seligen Genusse, Göttliches zu denken, was Gott immer und ununterbrochen thut, nur zuweilen gelangen, so häufig wir's auch suchen sollten, und auch Hegel, welcher diese Aristotelische Stelle bedeutsam an den Schlufs seiner Encyklopädie setzt, hat dasjenige, was ihm von dem göttlichen Denken nachzudenken gelungen ist, wohl ebenfalls nur in vielen sehr unterbrochnen Augenblicken seines Lebens zu Stande gebracht. Der Hr. Vf. meint doch nicht, dafs wir Göttliches zu denken überhaupt bleiben lassen sollen? Oder sollen die Gedanken und Begriffe, welche wir in der Natur finden und erkennen, und die doch da ohne Zweifel als schöpferische und göttliche Gedanken sind, dies nur da sein, wo es kein Wissen und Verstehen von ihnen giebt, in uns aber, wo sie erst von neuem zum Wissen gelangen, plötzlich aufhören, etwas Göttliches und göttlichen Ursprungs zu sein? Es ist also wohl nur die Frage, wie sich göttliches und menschliches Denken zu einander verhalten, und dieses Verhältnifs näher zu bestimmen. Ueberall aber kann unser göttliches Denken oder Nachdenken des göttlichen keinen andern Sinn haben, als nur ein *Denken* der in der Sache, auf die es ankommt, liegenden Inhalts- und Formbestimmungen zu sein. Wir vernehmen noch eine solche Stelle, welche II, S. 364 steht: „Es giebt für uns Menschen kein *reines* Denken; denn wie eine Seele ohne Leib, hätte es ohne Anschauung kein Leben, sondern nur ein geisterhaftes, gespenstisches Dasein. (Wir fürchten, der Hr. Vf. mache sich hier nur selbst ein Gespenst vor. Uns ist es, wenn auch geisthaft, doch keineswegs gespenstisch dabei zu Muthe; wir behalten vielmehr unser Selbstbewufstsein dabei völlig auf dem rechten Flecke). Das Denken tödtet sich selbst, wenn es sich von der Welt der Anschauung lossagt. Vergebens hofft es dadurch zum göttlichen Denken zu werden und dies in seiner Ewigkeit darzustellen, wie es vor der Erschaffung der Dinge war. Das göttliche Denken dachte die Welt und hatte darin eine Anschauung. (Worin? im Denken, in der *gedachten* Welt? Also vermuthlich eine intellectuelle?) Das menschliche Denken schafft nur diesem leiblich gewordenen Gedanken nach. *Daher* (von uns unterstrichen) mufs das erste Princip des Denkens ein solches sein, das in die Anschauung führt (was heifst dies?) und die Möglichkeit derselben erzeugt. (Wie! ein Princip des Denkens, welches die Möglichkeit der Anschauung erst erzeugt?) Ohne ein solches giebt es keine Gemeinschaft zwischen dem Denken und den Dingen." (Diese haben wir ja schon durch unser natürliches Bewufstsein.)

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wie war es also, fragen wir zuvörderst, nach dem Hrn. Vf., als das göttliche Denken die Welt dachte und darin eine Anschauung hatte? Wie war dieses Denken und wie dieses Anschauen beschaffen, und wie die darin enthaltene Welt? Uns dünkt, man muſs über dies göttliche Geheimniſs auch nicht einmal so viel sagen, als der Hr. Vf., oder noch viel mehr und Bestimmteres. Wir bedauern daher, daſs derselbe, der hier selbst gethan, was er Andern nicht gestatten will, und zum ursprünglichen göttlichen Denken, nur in Verbindung mit einer Anschauung, die wir als geistige auch ganz und gar nicht leugnen wollen, sich verstiegen hat, bei einer bloſsen Andeutung stehen geblieben ist. Denn wir gestehen, daſs uns sowohl, wie er selbst die Sache sich vorstellt, als wie er das uns beigelegte oder abgesprochene reine und göttliche Denken versteht, noch ziemlich unverständlich geblieben ist. Was der Hr. Vf., welcher sein sonstiges logisches Denken nur als Bewuſstsein der Auſsenwelt und deren Objecten gegenüber hat, eben so von uns fordert und was er hiebei meint, scheint uns eigentlich eine psychologische Frage zu sein, wie nämlich die verschiednen Thätigkeiten des concreten Geistes, Anschauen, Vorstellen, Denken, sich zu einander verhalten, oder vielmehr wie dieser theoretische Geist, der als Subject auch die Macht über seine verschiedenen Thätigkeiten ist, in deren selbst sehr mannichfaltigem Gebrauche sich selbst verhalte und zu verhalten vermöge. Wir hätten dabei selbst ein paar Fragen: ob der Hr. Verf. nämlich, wenn er auch kein reines Denken gelten läſst, dagegen doch ein reines Anschauen, d. h. ein Anschauen ohne Denken, statuire? und ob ihm die intellectuelle Anschauung, sei es als Platonische oder als Schellingische, oder als religiöse Erleuchtung, aus eigener Erfahrung oder sonst etwas Gültiges sei? Was aber unser reines Denken betrifft, so verhält es sich damit ganz einfach; es heiſst reines oder unvermischtes Denken darum, weil es die Kategorien für sich, in ihrer Absonderung von den Dingen und in ihrer reinen Allgemeinheit, wie der Hr. Vf. mitunter ja wohl selbst thut, und wie die Sache längst von Plato und Aristoteles her bekannt ist, und als ursprünglich der Vernunft selbst angehörige Inhaltsbestimmungen zu denken und in ihrer systematischen Ordnung und Entwicklung zu fassen bemüht ist. Was es mit dem dabei sich etwa einmischenden äuſsern Anschauen oder Vorstellen, einem vom Hrn. Vf. für sehr wichtig gehaltenen Argumente gegen das speculative Denken, für eine Bewandtniſs habe, wird sich später erörtern lassen. Dem oben bezeichneten „Daher" des Hrn. Vfs. aber haben wir noch geradezu das andere entgegenzusetzen, daſs eben darum, weil die göttlichen Gedanken in der Welt leiblich geworden sind, das Denken des endlichen Geistes sie aus dieser Gefangenschaft und Endlichkeit wieder zu erlösen, und damit zu seiner eigenen Unendlichkeit und ursprünglichen Wahrheit zurückzukommen habe, und daſs gerade dies die dem denkenden Geiste von Gott selbst angewiesene Bestimmung sei. Um übrigens aber bei den angeführten Stellen auch nichts zu verschweigen, was etwa einem nachschlagenden Leser wie absichtlich verschwiegen erscheinen könnte, müssen wir bemerken, daſs zwischen den ersten beiden Stellen (I, S. 88) sich noch folgende Worte befinden: „Die dialektische Methode — in der Logik vom menschlichen Denken ergriffen — heiſst ausdrücklich das Leben der absoluten Idee." (Ref. hat das Citat dazu, Encykl. §. 237 ff., in zwei Ausgaben derselben nachgelesen, aber, was „ausdrücklich" da stehen soll, so weder den Worten noch dem Sinne nach finden können. Indem am Schlusse der Logik, im Rückblick auf die *Form* des Gewordenen, der absoluten logischen Idee, und auf den ganzen Verlauf der

Entwicklung, in den §§. 237—243. allerdings von der *Methode* die Rede ist, heifst es von ihr, dafs sie keineswegs äufserliche Form, sondern eigne Form der Sache, Seele und Begriff des Inhalts sei). „Dieser zu Grunde liegende Anspruch ist der logische Hochmuth des Systems genannt worden und hat von vorn herein manchen Unbefangenen (vielmehr die Befangenen) zurückgetrieben, bald weil dadurch die sich hingebende Demuth (wessen?) gefährdet zu sein, bald weil ein solches vermessenes (?) Beginnen über die menschliche Kraft hinaus zu liegen schien, („schien" — Sehr gut!) Wir haben uns gehütet durch solche, wenn auch wohl begründete, (?) ethische Betrachtungen die Prüfung zu trüben. Wir finden sie aber jetzt durch das gewonnene Ergebnifs bestätigt." Sinn mit andern Worten: „Wir haben von vorne herein keine Ankläger und Verdächtiger machen wollen, müssen aber leider! jetzt auch bekennen, es ist so." — Es thut uns sehr Leid, dafs der Hr. Vf. auch nur so und so weit auf das Gewäsche einer dünkelvollen und anmafsenden und zugleich unwissenden Demuth einiger Scheinfrommen sich hat einlassen mögen. Wahre Frömmigkeit weifs in göttlichen Dingen besser Bescheid und läfst sich auch nicht vermengen mit der leichtfertigen Gewissenhaftigkeit der unwahren, welche gar nicht daran denkt, sich mit dem richtigen Verstehen eines philosophischen Systems eine ernstliche Mühe zu machen, sondern im rohen und oft absichtlichen Mifsverstehen sich alles für erlaubt hält, wenn es nur ihren Parteizwecken frommt. Hegel hat, wie jeden Philosophen, so auch sich für einen Sohn seiner Zeit erklärt und damit, wie tief er auch eingedrungen sei, doch selbst die Bedingtheit seines Erkennens und Bemühens um die göttliche Wahrheit ausgesprochen, dessen Unvollkommenheit er auch sonst bekannte. Und auch wir sind uns unserer Demuth vor Gott ohne Menschenfurcht bewufst, ohne dafs uns einfällt, sie rühmen zu wollen. Wie es aber mit der „Wohlbegründetheit" des gewonnenen Ergebnisses und der daran geknüpften ethischen Betrachtungen stehe, wird sich später zeigen. Vor der Hand haben wir nur der angeblichen „Vermessenheit" des Beginnens es noch geradezu als eine *nicht* „über die menschliche Kraft" hinausliegende eben so ethische als religiöse Forderung entgegen zu stellen, dafs wir Gott in seiner Wahrheit auch in unserm eignen Innern und zwar „im Geiste und in der Wahrheit" erkennen sollen. Wir finden uns aber durch die angeschlagene Saite veranlafst, noch im Zusammenhange mit den bisherigen Erörterungen uns nach dem Gotte der eignen philosophischen Erkenntnifs des Hrn. Vfs., dem Schlufsergebnifs seiner Untersuchungen, umzusehen und die Beschaffenheit desselben vergleichungsweise etwas näher in Betrachtung zu nehmen. Der Unterschied ist nicht ganz unbedeutend, dabei aber wunderbar, wie der Hr. Vf. alles, was wir vermissen, auch selbst hat und dann auch wieder nicht hat, und wie wir fast schon auf dem Puncte, wo wir glauben mit ihm uns einigen zu können, eben so bald auch wieder von ihm uns getrennt sehen. Das hieher Gehörige findet sich besonders im Abschnitt „XX. *das Unbedingte und die Idee*", Th. II. von S. 337 an, — ein reicher Inhalt, von welchem wir bedauern blos die Hauptzüge ausheben zu können. Noch vorher ist der Hr. Vf. zum Begriffe der Theorie und dann des Systems gelangt, welches das unabhängige Ganze sucht, und, da „die einzelnen Systeme der Wissenschaften selbst nur Glieder eines grofsen Systemes" sind, zu diesem selbst; denn „wenn sich diese abhängigen Glieder zu Einem Organismus zusammenschliefsen, der sich selbst verwirklicht (wie?): so entsteht das Bild des grofsen Systems, das das geistige Gegenbild der *Welt* sein will." „Mit diesem Gedanken überfliegen wir den Kreis der Erfahrung. Denn wohin wir blicken, da ist Stückwerk. Aber durch den Zug des Geistes getrieben, ergreifen wir das Ganze." „Die Idee der Wissenschaft geht hier weiter als ihre Verwirklichung." (Umfang und Inhalt der Erfahrung reichen nicht so weit.) „Aber allerdings ist uns genug gegeben; und es ist unsere Aufgabe, aus den Bruchstücken den Geist des Ganzen zu verstehen; denn die Erscheinungen sind seine Offenbarungen." In Beziehung hierauf heifst es nun S. 337: „Nur in dem Begriff des Ganzen beruhigt sich die rastlose Bewegung des Geistes. Die unbedingte Einheit ist in dem Vorgange des Erkennens, wenn er sich nicht auf seinem Wege willkührlich hemmt, die stillschweigende Voraussetzung. Wir nehmen dies Ergebnifs aus der letzten Betrachtung herüber. Dies Unbedingte, das die Einheit des Ganzen trägt, nennt die philosophische Abstraction das Absolute, der lebendigere Glaube nennt es Gott. In dem Absoluten allein befestigt sich das Relative (es ist nur die Frage wie?), in dem Unbedingten gewinnt das Bedingte Halt und Bedeutung, in Gott die Schöpfung Einheit und Ende." Mithin, wie es keine

Schöpfung giebt ohne Gott, so ist auch durch die Mangelhaftigkeit und Selbstnegation des Relativen und Bedingten, welches für sich nicht zu bestehen vermag, schon das Absolute und Unbedingte als seine Wahrheit durch innere Nothwendigkeit gesetzt. Der Hr. Vf. fährt fort: „Ist nun dies Unbedingte in Wahrheit? oder ist es nur das nothwendige, aber täuschende Ideal des Geistes? (Die Täuschung ist nie etwas Nothwendiges.) Und wenn das Unbedingte in Wahrheit ist, wie ist sein Leben (doch wohl selbst absolute Lebendigkeit) und wie ist es zu erkennen?" Hiemit wird nun, in der Weise des alten Mifsverständnisses, eine Trennung zwischen der Gedankennothwendigkeit, dem Begriff und dem Sein Gottes eingeleitet. Da Gott als solcher, weil er Geist ist, in keiner äufsern Anschauung und keiner äufsern Erfahrung gegeben ist, und deshalb auch nur im Geist erkannt werden kann, der im Denken Gottes sich selbst auch erst zur Erfassung seiner eigenen ursprünglichen Wahrheit und Unendlichkeit vollendet, so mufs man auch, wenn von einer wahrhaften Erkenntnifs Gottes die Rede sein soll, schon von vorne herein auf alle Anschauung und das Reden von ihr Verzicht leisten; der Begriff Gottes führt selbst diese Nothwendigkeit mit sich, dafs er als das Absolute jedes äufsere Gegebensein negirt. Jeder grofse wirklich speculative Philosoph, in welcher bestimmteren Begriffsgestalt er auch sonst das Wesen Gottes fassen mochte, hatte doch in der innern Erkenntnifs Gottes mit der Begriffsnothwendigkeit desselben auch die unmittelbare, mit der Wahrheit selbst in Eins zusammenfallende Gewifsheit in sich, dafs das so Erkannte auch wirklich ist, und hatte nicht nöthig sich noch nach einem besondern Beweis für das sog. Sein oder Dasein, dieses in seiner Abtrennung und Abstraction die Reflexion äffende Gespenst, umzusehen, oder wenn er's that in der äufserlich syllogistischen Form des sog. ontologischen Beweises, war es eine überflüssige Zuthat. Jene Gewifsheit kann man, wenn man will, eine innere Erfahrung nennen; allein als diese innere Selbstgewifsheit, in ihrer Einheit mit unserem nothwendigen Denken selbst, welches darin seine eigne göttliche Natur erfährt und bewährt, und von dem Wesen unseres Denkens unzertrennlich, ist sie selbst schon mehr als was man sonst Erfahrung nennt. Inzwischen, obgleich der ganze Grundgedanke der neueren Philosophie seit Schelling über das hinaus ist, was wir hier noch beim Hrn. Vf. finden, ist doch unser Reden hier selbst noch ein vergebliches, da der Hr. Verf. das, was Hegel über die wahre Bedeutung des ontologischen Beweises sagt, ebenfalls glaubt widerlegt zu haben (wie? wird sich zum Theil aus den hier zunächst folgenden Erörterungen erkennen lassen.) Er spricht indefs auch gegen Kant. „*Kant* löste das Unbedingte in ein gemachtes Ideal, in den Schein eines innern Phantasma's auf. Wenn wir den farbigen Regenbogen vor uns haben, so haben wir das Sonnenlicht, das wechsellos Eine, hinter uns, und wir dürfen uns nur zu ihm umwenden. So wird sich auch in jenem Urbilde des menschlichen Geistes das ewige Licht spiegeln. (Sollte Kant wirklich die Analogie von einer solchen in der Erfahrung gegebenen Caussalität als Argument gegen sich gelten lassen? Der Hr. Verf. spricht später selbst allen derartigen Analogien die zureichende Beweiskraft ab.) Es ist nirgends in der Natur ein Schein, der nicht ein mächtigeres Sein hinter sich hätte und von diesem ausströmte. Sollte denn zuerst im menschlichen Geiste ein solcher Schein ohne ein ihn hervorbringendes Wesen sein? (Hier wohl am wenigsten.) Wenden wir uns nur zu diesem hin." Wir haben gegen diese Umwendung, wenn sie nur eine complete, zum Absoluten wirklich durchdringende ist, gar nichts einzuwenden, müssen aber zunächst bemerken, dafs wir in diesen Sätzen, jedoch mit völliger Gutheifsung ihres Kerns, noch nichts weiter als den nothwendigen logischen Zusammenhang der beiden Reflexionsbestimmungen von Schein und Wesen ausgesprochen finden, wornach kein Schein, ist er einmal als Schein bestimmt, ohne Wesen, und ebenso kein Wesen ohne Schein und Erscheinung ist. Man kann ebenso fortfahren: Ist einmal Bedingtes, so ist nothwendig auch Unbedingtes, ist Endliches, auch Unendliches; oder richtiger vielmehr so, dafs eben darum, weil das Bedingte und Endliche als solches, trotz seinem Dasein, keine Wahrheit hat, um so mehr das Unbedingte und Unendliche, seine Wahrheit, *ist*. Für den Hrn. Verf. indessen giebt es, wie für alle Principien als solche keinen directen Beweis, ebenso für Gott und das Unbedingte und zwar als allein zulässig nur eine *indirecte* Begründung. „Dieser Fall tritt hier mit verdoppelter Macht ein. Denn das Unbedingte ist das Ursprüngliche, es hat nichts *vor* sich (aha!), woraus

es erkannt werden kann, wie etwa der Kreis die Bewegung und den Radius vor sich hat, woraus er als aus seinen Gründen erkannt wird. (Freilich, wenn das Unbedingte etwas vor sich hätte, auch hinter sich, oder überhaupt neben und aufser sich, so wäre es nicht mehr das Unbedingte; aber auch der Kreis, freilich nicht der auf der Fläche beschriebene ruhende, sondern der in der Energie seines Begriffs erkannte Kreis schlägt zurück und setzt die sog. Gründe, woraus er erkannt wird, als seine eigenen Bestimmungen und Momente.) Aber der feste Punkt, der in der indirecten Begründung die Gewalt hat, den Gedanken des Gegentheils zu vernichten, ist in diesem Falle nicht ein Einzelnes, sondern das Ganze der Erkenntnifs und was irgend für den Menschen Halt hat." D. h. wenn es um den indirecten Erweis irgend eines Einzelnen oder Besondern zu thun ist, so pafst die Annahme seines Gegentheils nicht in den Context der schon bestimmt vorhandenen Erfahrung oder des sonst Feststehenden; allein hier, wo man schon alles Einzelne zum Ganzen zusammengenommen und es mit der Totalität des Erkannten selbst zu thun hat, aus welcher doch noch etwas Weiteres, das Unbedingte selbst, gewonnen und festgestellt werden soll, da fehlt es selbst für die indirecte Begründung an einem solchen festen Punkte, an einer einzelnen Bestimmtheit, welche den Gedanken des Gegentheils des Anzunehmenden und Geforderten geradezu Lügen zu strafen im Stande wäre; das Ganze der Erkenntnifs selbst vielmehr müfste diese Gewalt hier ausüben. Wir wissen nicht genau, ob wir über den Grund, warum der Fall einer nur indirecten Begründung hier mit verdoppelter Macht eintritt, den Sinn des Hrn. Vfs. richtig getroffen haben; allein es dünkt uns, dafs die erforderliche zwingende Gewalt gerade darin liegt, dafs das Ganze der bis hieher gehenden Erkenntnifs eben noch keinen festen Halt für den Menschen hat, dafs es mithin noch kein wahrhaftes, sich in sich vollkommen abschliefsendes und absolut befriedigendes Ganzes, sondern noch mit einer grofsen Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit behaftet und geschlagen, und gerade diese Unvollkommenheit, diese Negation diejenige Bestimmtheit ist, welche die Annahme des Geforderten nothwendig macht. Das in Rede stehende Ganze ist die Welt unserer Erkenntnifs. Ob diese Erkenntnifs noch um dieses oder jenes Stück vermehrt werden könne, welches immer nur ein Theil und ein Besonderes wäre, macht für die Hauptfrage nichts aus; wir nehmen die Welt, wie sie sich für die Erkenntnifs darbietet, als ein Ganzes. Ist sie nun so das absolut Befriedigende? Nein; denn man geht über sie hinaus, und zwar nicht blos die Religion, sondern auch die wissenschaftliche Erkenntnifs, nicht blos das Denken, sondern auch das Vorstellen und gewöhnliche Bewufstsein. Es kommt dabei näher nur auf die Denkbestimmungen an, unter denen die Welt und das, was mehr als sie ist, gefafst wird. Soll man bei der Welt als einem Letzten stehen bleiben können, so beweise man, dafs sie selbst das Ursprüngliche, das Unendliche, das Unbedingte, das sich selber Setzende u. s. w. sei; kann man dieses nicht, so ist die Annahme des Gegentheils, d. h. des Gesuchten und zu Beweisenden, schon mit Nothwendigkeit darin enthalten; denn wird die Welt nun als ein Nichtursprüngliches, als ein Endliches, Bedingtes, Gesetztes u. s. w. mit Gewifsheit erkannt, so ist eben *damit* auch ein Ursprüngliches, ein ursprünglich sich selbst und eine Welt Setzendes u. s. w. bewiesen, wenn anders das Denken noch etwas werth ist; denn das Eine ist nicht ohne das Andere und dieses setzt für sein Dasein jenes voraus. Man kann alle diese besondern Prädicate zunächst in die Eine absolute Wahrheit zusammenfassen. Ist nun eine absolute Wahrheit oder nicht? Ist sie die Welt nicht, so ist sie doch; und hat die Welt nur eine relative Wahrheit, so ist die absolute ihre nothwendige Voraussetzung. Sie ist überhaupt nicht wegzubringen und hält Stand gegen Alles, was man irgend gegen sie aufbringen möchte. Denn sie ist selbst das schlechthin, das absolut Allgemeine. Und wäre sie sonst nicht, so ist sie doch in unserem Denken, ja kann auch für uns eigentlich nirgendwo anders, als im Denken, dem offenbarsten Zeugnisse von ihr, sein. Allein sollte sie hier nur allein sein, nicht auch an und für sich? In der absoluten Erkenntnifs der absoluten Wahrheit ist es ja selbst schon als ihre eigene Nothwendigkeit und Bestimmung enthalten, dafs sie *an und für sich*, ja, was noch mehr, dafs sie nur ihr eigenes Setzen und ihre eigene That, und dadurch ihre Selbstoffenbarung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Sollen wir nun, wenn wir das Stärkere, das *Anundfürsichsein* und noch mehr, schon haben, noch einen besondern Beweis führen, dafs demjenigen, was als an und für sich seiend erkannt wird, auch das *Sein* zukomme, und uns noch mit dem Schatten eines nur vorgestellten äufserlichen Seins herumschlagen und quälen? So wenigstens will uns vorläufig die Sache vorkommen. Wir greifen aber nicht weiter unserem Hrn. Vf. vor, bei welchem nun die schon angeführte Stelle von der Unfähigkeit der nur endlichen Kategorieen für das Denken des Absoluten, und die Erklärung folgt, mit welcher das endliche Erkennen hier überhaupt seine Waffen streckt. „Insofern" — heifst es nun weiter — „giebt es keinen Beweis vom Dasein Gottes, wenn man darunter den genetischen verstehen will (der genetische ist also nicht zureichend); insofern auch keine constructive Erkenntnifs seines Wesens, wenn anders alle Construction nur durch die anschaulichen Kategorieen, die wir ableiteten, möglich ist." (Es ist kein Zweifel, dafs, was *nur* für das Anschauliche gelten soll, für das Nichtanschauliche alle Kraft und Bedeutung verliert.) „Die sogenannten Beweise vom Dasein Gottes haben daher nur Werth als Gesichtspunkte, die ohne das Absolute nicht zu verstehen sind. Es sind indirecte Begründungen, die das Grundthema des Unbedingten eigenthümlich ausführen. Wie wenig sie mit strenger Nothwendigkeit geradezu beweisen, hat Kant dargethan. (Es kommt darauf an, wie man sie fafst und was das Beweisen selbst ist und soll.) Indessen deuten sie an, welcher Zwiespalt entstehen würde, wenn man Gott nicht setzte. In diesem Gedanken haben sie ihre zwingende Macht. Aber niemand glaube, dafs sie allein dem Begriffe Gottes das Leben geben könnten, das er durch die Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht hat." Gerade um dieses *Leben* des *Begriffes* Gottes ist es auch der speculativen Philosophie zu thun, und in der Ueberlieferung wird jede Erkenntnifs um so mehr zu schätzen sein, mit je tieferer und innerer Lebendigkeit sie den Begriff Gottes zum Bewufstsein zu bringen vermochte. Uebrigens setzen diese Beweise in der That das Absolute schon voraus, in derselben Weise, wie die Philosophie überhaupt es nur mit einem Erkennen dessen, was schon an und für sich ist, in seiner Wahrheit, und keineswegs mit einem Hervorbringen und Beweisen von etwas, was noch nicht wäre, zu thun hat. Der Beweis ist eben nur die vollständig durchgeführte und absolute Erkenntnifs der Sache selbst. Diese Beweise selbst, welche sonst „ohne innere Ordnung oder ohne die Gewähr der Vollständigkeit" aufgezählt, nur „wie losgerissene Theile einer Weltanschauung" erscheinen, werden nun vom Hrn. Vf. logisch näher geordnet, umsichtig abgehandelt und besprochen und in seiner besondern Bedeutung jeder gut gewürdigt. An die Stelle des verworfenen ontologischen Beweises tritt dabei, jedoch nur „im abweichenden Sinne" mit jenem vergleichbar, ein *logischer*, „von der Natur des menschlichen Denkens" hergenommener Beweis, am nächsten dem kosmologischen verwandt. Gleichwie nämlich bei diesem „Gott als Voraussetzung alles (endlichen und deshalb über sich hinausweisenden) Seins erkannt wird," ebenso beim logischen „Gott als eine Voraussetzung des Denkens." „Das menschliche Denken" nämlich „weifs sich selbst als ein endliches Denken, und doch strebt es über jede Schranke weg. Es weifs sich als abhängig von der Natur der Dinge und die Natur der Dinge als unabhängig von sich, (doch wohl keines von beiden unbedingt!) und doch verfährt es von vorn herein, als wären sie von ihm bestimmbar, und rastet nur, wenn es sie bezwungen hat." Dagegen wenn Gott „als die Voraussetzung derjenigen Vermittelung

des Erkennens und Seins (durch den Zweck) betrachtet wird, die wir als verwirklicht in der vom Gedanken durchdrungenen Welt ergreifen: so ergiebt sich der teleologische und in der besondern Sphäre des menschlichen Handelns der moralische Beweis." Diese sonst mehr getrennt von einander gehaltenen Beweise werden daher auch vom Hrn. Vf. näher zusammengefafst. „Von einem höhern Gesichtspunkte aus gehen beide in eine Einheit zusammen. Beide haben ihre Kraft in der Harmonie des Zwecks, die Gott setzt und aufrecht erhält; in dem einen erscheint diese in dem Werkzeug der sich selbst fremden Natur, (Sehr gut! Hegel nennt diese Selbstentfremdung der Natur die Idee in ihrem Anderssein.) in dem andern dagegen in dem sich selbst bestimmenden und hingebenden Organ des freien Menschen. Dieser Unterschied bildet den verschiedenen Verlauf, aber verwischt nicht, sondern verwirklicht vielmehr den einen Grundgedanken des göttlichen Zweckes." Uebrigens beschränkt der Hr. Vf. diese Beweise nicht auf die gewöhnlich angenommene Anzahl, sondern läfst auch noch andere ähnliche Begründungen und Ausgangspunkte von dem Gegebenen her, wie z. B. einen ästhetischen, einen psychologischen, gelten. „Denn jeder Punkt der Welt mufs zu Gott führen, wie jeder Punkt der Peripherie zum Centrum." Vielmehr führt jeder zunächst nur zu *einer* Bestimmtheit oder Seite der universellen göttlichen Substanz, und würde hienach im System seine höher oder niedriger zu setzende Stellung und Bedeutung erhalten, wie denn der Hr. Vf. dies selbst auch erkennt und daher auch von einer Stufenfolge dieser Beweise spricht.

Wir werden die Abhandlung derselben nur mit einigen Bemerkungen begleiten, da es uns weniger auf diesen Uebergang zu Gott, der doch einmal, wie man auch ihn finden möge, das absolut Erste und Letzte ist und bleibt, als auf die damit sich ergebende Fassung und Erkenntnifs seines Wesens ankommt. Zuvörderst mufs bei dem sog. logischen Beweise eine Nichtvollendung des Logischen, ein Nichtfortgehen bis zur letzten Conclusion und Nichtzusammenfassen der in dem Gesagten schon liegenden Gedanken auffallen. Ein Jeder nämlich, der in den Elementen *unserer* speculativen Philosophie einigen Bescheid weifs, würde in dem „endlichen Denken", welches gleichwohl „über jede Schranke" hinwegstrebt, und in seiner Zuversicht, wornach es gegen die Natur der Dinge „von vorn herein so verfährt, als wären sie von ihm bestimmbar, und nur rastet, wenn es sie bezwungen hat," trotz der physischen oder phänomenologischen oder sonstigen Abhängigkeit und Schranke, welche dem Denken durch die organische Leiblichkeit und durch das Bewufstsein einer gegebenen Aufsenwelt gesetzt ist, gleichwohl die eigene Unendlichkeit des Denkens, und in seiner That, in welcher es über jede Schranke hinausgeht, d. h. jede vorhandene Endlichkeit selbst für sich aufhebt, seine Emancipation zur Unendlichkeit und seine Selbsterfassung in ihr erkennen und begrüfsen, und die Verwirklichung derselben von ihrem Ansich zur vollen Selbstgewifsheit darin erblicken, dafs es eben auch alles bezwingt und überwindet. Indem der Hr. Vf. das menschliche Denken nur von seiner endlichen Seite her nimmt und als endliches fixirt, kommt es damit auch nicht zu dieser letzten und absoluten Reflexion des Denkens in sich, womit es sich selbst befreit, indem es sich unendlich weifs. Und damit uns der Hr. Vf. nicht etwa entgegne, dafs wir blos durch eine *dialektische* Spielerei zu dieser Unendlichkeit gelangen, so tragen wir kein Bedenken, zum Beweise, wie sehr wir Ernst mit der Sache machen, die Behauptung entgegen zu setzen, dafs die Unendlichkeit so sehr zur Natur und zum Wesen unseres Denkens gehört, dafs es ohne sie nicht blos keine Erkenntnifs des Unendlichen und keine Freiheit, auch keinen selbstbewufsten Zusammenhang mit Gott, wie keine Unsterblichkeit und persönliche Fortdauer des Geistes, sondern auch nicht einmal ein *Denken* selbst in der Welt giebt, dafs, ist es nicht unendlicher Natur, das Denken selbst gar nicht möglich ist. Wie mit dieser unendlichen Natur des Denkens in seiner Wahrheit auch die Seite seiner Endlichkeit sich vertrage, das Denken, welches in seinem durch die Natur begrenzten Dasein noch hinter seinem Sollen und Begriff zurückbleibt, aber auch selbst die Thätigkeit ist, eine Schranke nach der andern zu überwinden und sich zu seiner Wahrheit zu befreien, ist theils sonst nicht schwer einzusehen, da es, wie auch das Verhalten des Willens zu seiner Aufgabe, der innern Erfahrung und Gewifsheit unseres Selbstbewufstseins angehört, theils ergiebt es sich noch bestimmter, wenn man weifs, wie Endlichkeit und Unendlichkeit überhaupt ihrem Begriffe nach sich zu einander verhalten, und nicht, durch ein sich selbst mifsverstehen-

des Denken irre geleitet, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beide fallen läfst. — Einen zweiten Anstand, und zwar als ein Zu viel gegen das eben bemerkte Zu wenig, fanden wir bei diesem logischen Beweise in der Folgerung selbst und in dem Gefolgerten. Es ist in den zunächst folgenden Worten enthalten: „Diese Zuversicht (des Denkens) wäre ein Widerspruch, wenn nicht in den Dingen Denkbares, im Wirklichen Wahrheit vorausgesetzt würde. Alles Denken wäre ein Spiel des Zufalls oder eine Kühnheit der Verzweiflung, wenn nicht Gott, die Wahrheit, dem Denken und den Dingen als gemeinsamer Ursprung und als gemeinsames Band zu Grund läge. Ohne dies wäre das Recht des Denkens Vermessenheit." Und ferner: „Dieser Beweis — ist indirect. Ein solcher ist um so zwingender, je fester der Satz steht, an welchem sich die Annahme des Gegentheils brechen und vernichten soll. Hier ist das Denken selbst, also das in sich Gewisseste, dieser sichere Punct (an welchem mithin die Annahme des Gegentheils sich vernichten wird). Gäbe es keine Wahrheit in den Dingen, so widerspricht sich das Denken." Wir müssen hiebei zuvörderst bevorworten, dafs wir gegen die Sache selbst gar nichts einzuwenden haben, vielmehr selbst lehren, dafs das Denken ein Widerspruch wäre, wenn es die Wahrheit nicht zu erkennen vermöchte, wo sie immer sei, und daher auch zum Glauben an die Wahrheit, der Zuversicht des Denkens auf sich selbst, auffordern und zum Muthe der Wahrheit, auf dafs das Denken nicht von ihr ablasse, bis es überwinde und sie finde (ἵνα κρατῇ). Allein für den Standpunct des Hrn. Vfs. und seine Voraussetzung finden wir die Sache nicht ganz eben so in der Ordnung. Zwar sagt derselbe sogleich selbst: „Aus der Betrachtung soll nicht mehr gezogen werden, als darin liegt — Wahrheit im Denken und Wahrheit in den Dingen durch eine höhere Vermittlung." Und wie einst bei Fichte „aus dem sittlichen Handeln, wenn es sich nicht widersprechen solle, der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an die Welt als Materiale der Pflicht," so folge „auf dieselbe Weise aus dem erkennenden Denken, wenn es sich selbst nicht widersprechen soll, der Glaube an eine ideale Weltordnung, an die Welt als Materiale des Gedankens." Allein ist dies alles identisch? die Frage ist nach Gott. Ist Gott und die ideale Weltordnung eins? Und *was* liegt eben in der Betrachtung nach der vorwaltenden Grundansicht? *wie* Gott als die nothwendige höhere Vermittelung, als das gemeinsame Band des Denkens und der Dinge? Wenn Descartes, an welchen man hier, ungeachtet der in seinem Dualismus fehlenden, beim Hrn. Vf. aber angenommenen Uebereinstimmung des Denkens und des Seins, erinnert wird, Gott als dieses Band bestimmte, so that er dies und hatte das Recht dazu, nachdem er Gott schon vorher, als dem Denken selbst immanent, als angeborne Idee, mit unzweifelhafter Gewifsheit hatte, so dafs er hierauf auch den ontologischen Beweis in seiner Form gründen konnte. Beim Hrn. Vf. aber, dem der ontologische Beweis nichts, und damit auch wohl keine Immanenz Gottes im ohnehin nur endlichen Denken gilt, soll Gott erst aus der Uebereinstimmung des Denkens und des Seins mehr äufserlich und indirect das sich ergebende Resultat sein. Näher bestimmt sich die Frage dahin: wie denn das bedingte und endliche Denken, „das in sich Gewisseste, dieser sichere Punct" werde, an welchem die Annahme des Gegentheils, mithin die Annahme keines Gottes, der das Unbedingte und Unendliche wäre, sich bricht und vernichtet. Für uns geht dies auf dem oben angegebenen Wege vom Endlichen zum Unendlichen sehr leicht, nur dafs das Denken damit auch aufhört als endliches das in sich Gewisseste zu sein, und, indem es beide Enden, Endliches und Unendliches, selbst zusammenfafst, damit den Schritt zur eignen Unendlichkeit thut. Aber wie für den Hrn. Vf.? Es wird Gott die Wahrheit genannt, und dann ist auch von einer Wahrheit die Rede, in welcher das Denken und die Dinge mit einander übereinstimmen. Sind diese beiden Wahrheiten mit einander identisch? und wenn nicht, welche ist die rechte? Ohne Zweifel die Wahrheit Gottes, und die Wahrheit des Denkens und der Dinge, welche ohnehin beide bedingt sind, ist dann nicht die rechte, mithin überhaupt wohl keine Wahrheit oder wenigstens nur eine relative. Allein Gott ist nur erst Voraussetzung und soll erst gefunden und seine Nothwendigkeit dargethan werden von der Basis des schon Gefundenen und Bekannten aus, welches das dem Denken und Sein Gemeinschaftliche ist. Da nun diesem, dem Denkbaren in den Dingen, das Prädicat der Wahrheit ebenfalls, und zwar ohne Angabe eines Unterschiedes von der Wahrheit, welche Gott ist, beigelegt wird, gleichwohl aber das Bedingte noch nicht das Unbedingte ist, zu dessen nothwendiger Setzung eben der indirecte Be-

weis durch die Unmöglichkeit des Gegentheils führen soll: so fragt sich, wie sich denn also die eine Wahrheit zur andern verhalte, und worin hier der Beweis seine zwingende Gewalt habe. Sollen wir annehmen, dafs dem Hrn. Vf. hier unter der Hand die eine Wahrheit selbst in die andere übergegangen sei, so hätte er selbst, wider seine sonstige Meinung, beide Wahrheiten, die, welche Gott ist, und die Wahrheit in den Dingen, identisch gesetzt; beide wären dann entweder gleich bedingt oder gleich unbedingt, Gott und die Welt nur noch dem Namen nach verschieden. Und dies wäre von dieser Seite ein nicht beabsichtigtes Mehr, aber der indirecte Beweis damit selbst auch aufgehoben und zerronnen. Diese Annahme wird daher unwahrscheinlich. Allein der indirecte Beweis lautet in der Hauptsache gerade so: das Denken widerspricht sich, wenn es keine Wahrheit in den Dingen giebt; nun aber widerspricht sich das Denken nicht, dieser Widerspruch ist nicht anzunehmen; folglich ist auch — und dies folgt zunächst — Wahrheit in den Dingen; folglich auch — und dies wäre die zweite und weitere Folge — Gott, die Wahrheit, das dem Denken und den Dingen als gemeinsamer Ursprung und als gemeinsames Band zu Grunde Liegende. Wie hängt nun diese zweite Folge mit der ersten und nächsten anders als durch die Identität zusammen? Damit das Denken nicht „ein Spiel des Zufalls oder eine Kühnheit der Verzweiflung" sei, genügt schon „die Wahrheit in den Dingen", die es in ihnen findet und erkennt. Oder soll die Wahrheit in diesem zweiten Sinne die blofse *Uebereinstimmung* als solche des Denkens und des Seins bedeuten, und nur dadurch, dafs diese Uebereinstimmung aufserdem undenkbar wäre, die Annahme des Unbedingten oder Gottes nothwendig werden: so würde Gott, wenn wir nur an das, was „darin liegt", uns halten und das Setzende, Grund oder Ursache, nicht inhaltreicher und weiter als das Gesetzte, die Folge oder Wirkung, nehmen wollen, damit selbst zunächst als die Identität von Denken und Sein oder als die beide zusammenknüpfende und in sich schliefsende Einheit bestimmt werden, wogegen auch sonst nichts einzuwenden wäre. Da aber hier Denken und Sein selbst noch das Bedingte sind, wie soll dann aus der Vereinigung von zwei Bedingtheiten und Unvollkommenheiten das Unbedingte und Gott selbst hervorgehen, wenn nicht etwa in der — allerdings nicht fehlen dürfenden — Identität selbst schon als solcher die Unbedingtheit und Gottheit liegt? Wir glauben nicht, dafs der Hr. Vf. hier auf Spinoza's oder Schelling's Weg, die auch eine ganz andere Grundansicht und Grundlage voraus haben, kommen wollte. Zunächst ist nichts weiter als diese Thatsache selbst vorhanden, die wenigstens dem unbefangenen, noch durch keinen dualistischen Zweifel gestörten Denken als solche gilt, dafs Denken und Sein mit einander übereinstimmen, dafs die Dinge so sind, wie das Denken sie erkennt. Was ist daran Wunderbares? was bedarf es zur Erklärung der Möglichkeit davon der Annahme eines Dritten aufser der Sache Liegenden? Entsteht ja Zweifel oder Irrthum, so besitzt das Denken selbst das Mittel sich zu berichtigen und in noch genauere Uebereinstimmung mit den Dingen durch fortgesetzte Erfahrung und Beobachtung zu setzen. Für den Empirismus, für den Materialismus, ja auch für den Pantheismus, der zwar schon einen Gott hat, aber in seiner Ununterschiedenheit von der Welt schwerlich denjenigen, den der Hr. Vf. will, ist keine solche Nothwendigkeit vorhanden, welche zur Hereinziehung eines Dritten fortzugehen nöthigte, überhaupt nicht für denjenigen, dem die Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein als das Einfache und Natürliche gilt. Etwas Anderes ist es, wenn der Dualismus die Grundansicht ist, von welcher man ausgeht, oder wenn von einem hartnäckig sich nur in seiner Subjectivität festhaltenden Denken die Erkennbarkeit der Dinge in ihrer Wahrheit geleugnet wird. Da mag in jenem Falle zur Einigung des absolut Geschiedenen ein solches gemeinsames Band, wie Gott, eine prästabilirte Harmonie u. dgl. „als die höhere Vermittlung" herangezogen werden; gleichwohl geschieht dies aber nicht so, dafs dabei von einer Nichtübereinstimmung zwischen Denken und Sein ausgegangen würde, sondern vielmehr um für die Thatsache der Uebereinstimmung selbst in der Verschiedenheit die nöthige Erklärung zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Nur dem Kantianer etwa mag der Hr. Vf. seinen logischen indirecten Beweis entgegensetzen; aber auch für diesen würde daraus, dafs das Denken, „das in sich Gewisseste", ohne seine Uebereinstimmung mit den Dingen etwas Widersprechendes, ja Unsinniges in der Welt wäre, nur die Nothwendigkeit dieser Uebereinstimmung selbst, und ist diese schon die Wahrheit, auch diese sich ergeben, keineswegs aber noch die Nothwendigkeit derjenigen Wahrheit, welche Gott ist, oder einer über dem Bedingten liegenden absoluten Wahrheit überhaupt. Diese kann nur darin wurzeln, dafs, es mögen Denken und Sein mit einander übereinstimmen oder nicht, die Bedingtheit von beiden als das absolut Ungenügende erkannt wird, und somit kann die Kraft dieses logischen Beweises für das, was bewiesen werden soll, nicht auf die Undenkbarkeit des angegebenen Widerspruches sich stützen, sondern geht, wie der kosmologische auf die Endlichkeit des Seins, so dieser auf die Endlichkeit des Denkens zurück, welche sich selbst negirt und daher aufzuheben ist. Nur dadurch, dafs der Hr. Verf. es unbestimmt liefs, was er hier unter Wahrheit versteht, und damit für uns der Schein einer Verwechselung von zwei verschiedenen Bedeutungen seines medius terminus entstand, sind wir veranlafst worden, über diesen Punct weitläufiger zu werden, als wir Anfangs gedachten. Für die speculative Philosophie aber ist gerade die hier gesuchte, hinter und über den Dingen, wie über dem endlichen Denken von sich selbst aus seiende absolute und den absoluten Inhalt in sich tragende, unbedingte und unendliche Wahrheit, die Wahrheit, welche für sich Gott ist, die einzige, welche ihr als wirkliche Wahrheit gilt, welche den absoluten Gegenstand ihres Erkennens ausmacht und in welcher ihr Denken sich bewegt. Diese Wahrheit, welche als Vernunft gefafst allerdings die mit sich in allem Denken und allem Sein der Welt mit sich identische Vernunft, und für sich als Subject der absoluten Vernunft oder als ihr eigenes sich unendlich auf sich beziehendes Selbst absoluter Geist ist, hat zwar in ihrer Offenbarung in der Vereinzelung und damit Verendlichung ihrer Inhaltsbestimmungen in den Dingen wie im menschlichen Denken nur ein beschränktes und bedingtes Dasein, aber ohne dafs darum ihre Erkennbarkeit dem an sich oder seinem Begriffe nach unendlichen und alle Möglichkeit der Vernunft selbst in sich schliefsenden Denken entzogen und vorenthalten würde, wie es denn, auch nach den vom Hrn. Vf. selbst schon gemachten Bemerkungen, die übergreifende Thätigkeit ist, als welche es über alle — *von ihm* als solche erkannte — Schranken und Endlichkeiten selbst hinausschreitet und hierin schon die Kraft seiner Unendlichkeit bewährend, nur sich selbst in seinem Thun richtig zu verstehen braucht.

Wir übergehen zunächst, was der Hr. Vf. über den kosmologischen Beweis bemerkt, und können uns auch mit der Abhandlung des teleologischen in der Hauptsache sehr einverstanden erklären. Wir geben hier besonders zu, was so ausgedrückt wird: „der verwirklichte Zweck ist nur durch das Prius des Gedankens zu begreifen, dem die Macht über das Sein in die Hand gegeben ist. Daher verbürgt die zweckbeherrschte Welt den unbedingten allmächtigen Gedanken." Nur ein paar Bemerkungen bleiben uns übrig. Wenn nämlich der Hr. Vf. kurz zuvor sagt: „Wenn man in neuerer Zeit die zweckbestimmende Intelligenz dadurch umgeht, dafs man einen unbewufsten Bildungstrieb oder ein plastisches Lebensprincip als Grund der harmonischen Zweckmäfsigkeit an die Stelle der wachen Vernunft setzt: so denkt man sich das Weltall nach der Analogie der schlafenden Pflanze oder des träumenden Thierlebens": so sind auch wir der Meinung, dafs die

absolute zweckbestimmende Intelligenz nur als wache, selbstbewufste, denkende Vernunft richtig gefafst werde, möchten aber den Hrn. Vf. fragen, da es aus seinen Aeufserungen uns noch nicht klar wird, ob er darum eine unbewufst wirkende Zweckthätigkeit überhaupt gar nicht annehme und auch nicht in der Natur gelten lasse. Ferner hat es uns in einige Verwunderung versetzt, wenn im Folgenden der Hr. Vf. die volle Gewifsheit und Gültigkeit des teleologischen Beweises davon abhängig macht, dafs die Wissenschaften den Zwiespalt ihrer Richtung (zwischen der Erklärung aus Zwecken und aus der blofsen Nothwendigkeit der wirkenden Ursache) erst vollkommen ausgeglichen haben müssen, so dafs „erst die vollendete Weltansicht, die den Zweck durch alle Gestalten siegend durchgeführt hat, diese volle Gewifsheit geben wird." Er fragt in dieser Beziehung: „Hat sich denn die Welt schon so in der Wissenschaft verklärt?" und sagt später: „ehe nicht die Erkenntnifs des Zwecks die ganze Welt mit dem Gedanken beherrscht, so dafs sich ihm nichts entzieht, schwankt noch die Grundlage des teleologischen Beweises." Der Hr. Vf. ist, glauben wir, so gut als wir überzeugt, dafs die Betrachtung und Erklärung aus blos mechanischen oder physischen Ursachen bei aller in der Sache liegenden nächsten Berechtigung dazu doch nur eine untergeordnete und nicht die den letzten Grund von Allem enthaltende sei. Mag es daher immerhin „damit im Grunde noch nicht anders" stehn, „als es zu Plato's Zeit stand, der da klagt, dafs Anaxagoras nur dann den Verstand herbeizieht, wenn die physischen Ursachen zur Erklärung nicht ausreichen." Ist die Philosophie mit sich selbst einig, dafs sich in der Welt überhaupt nur der göttliche absolute Endzweck eben so ausgeführt habe als fortwährend ausführe, und in dem vielgestaltigen Dasein alle Vielheit und Mannichfaltigkeit von besonderen Zwecken und zweckmäfsigen Thätigkeiten nur der Erreichung des Einen absoluten und letzten Zweckes, den das Ganze hat, als Mittel diene: so mögen die andern Wissenschaften immerhin erst nach Jahrhunderten nachfolgen und auf ihrem empirischen Wege zuvor erst mit allen physischen Ursachen ins Reine kommen, ehe auch ihnen die Zwecke sich enthüllen und jene nächsten Ursachen in der Nothwendigkeit ihres Wirkens als durch das Prius des Zweckes selbst bestimmte und gesetzte Mittel zu seiner Erreichung erkannt und begriffen werden. Etwas Anderes dagegen ist es, den nothwendig selbst absoluten Inhalt des Einen absoluten Endzweckes so wie die Bedeutung der besonderen Zwecke in ihrem Zusammenhange mit jenem durchgreifenden allgemeinen selbst erst richtig zu erkennen, um nicht in die Lächerlichkeit und fade Erbaulichkeit der früheren teleologischen Erklärungen zurückzufallen. — Endlich sagt noch der Hr. Vf. (S. 346): „Die organische Welt mag nach der Betrachtung des Zweckes der Leib Gottes heifsen. Aber das Bild bleibt ein Bild. Nirgends zeigt sich in der Welt das Band, das, wie im Leibe Nerven und Muskeln, den Willen des Centrums und das Leben des Umfangs vermittele. Das Verhältnifs ist um so wunderbarer." Fürs Erste erscheint uns das Bild so noch als sehr unzureichend. Soll es vom Menschen hergenommen werden, so bietet dieser, der ja doch das göttliche Ebenbild ist und sein soll, ein noch besseres und höheres darin dar, dafs er über seiner Seele und deren Verhältnifs zum Leibe, als der nur der natürlichen Lebendigkeit vorstehenden und in ihr aufgehenden Entelechie des Leibes, auch noch freies, in sich reflectirtes, *selbstbewufstes* und denkendes und von seiner Vernunft auch wissendes Ich, dafs er mithin mehr als Seele, dafs er Geist ist. Ist aber ferner die Welt der Leib Gottes, so ist nach dem Bilde Er die Seele darin. Und haben Nerven und Muskeln ihre Lebendigkeit und vermittelnde und zugleich Zweck ausführende Thätigkeit selbst erst durch die sie bewegende Seele, so fänden wir es noch wunderbarer, wenn jenes Band, das nach dem Hrn. Verf. sich nirgends in der Welt zeigen soll, sich vielmehr nicht überall zeigte, da alle Existenzen und deren Thätigkeiten in der Welt nichts Anderes als das von der Seele des Leibes selbst Bewegte und somit seine Erscheinung sind; und müssen daher die Erkenntnifs davon von jeder Philosophie am meisten fordern, welche am wenigsten gerade den Erscheinungen ihre Augen verschliefsen will. —

Nachdem nun der Hr. Vf. noch den moralischen Beweis nach Kant und Fichte abgehandelt hat, werden sämmtliche Beweise in der schon erwähnten Stufenfolge zusammengefafst und als Resultat derselben angegeben, dafs der kosmologische die *unbedingte Macht* (warum nicht auch, wie vorher, die causa sui? nur auch, was bei Spinoza fehlt, als wirkliche sich selbst setzende Thätigkeit gefafst, nicht blos als unthätigen Grund seiner selbst), der teleologische den *unbedingten welt-*

durchdringenden Gedanken, sodann der moralische, welcher das zweckbestimmte Gesetz der Freiheit ergreife, als Grund die *unbedingte freie Liebe*, und der logische endlich, welcher das Denken in seiner eigenen Gewifsheit untersuche, die unbedingte Macht, den weltbeherrschenden Zweck, die freie Liebe im *denkenden Urgeiste* begründet finde. Wir lesen sodann im Zusammenhange mit der schon vorher angeführten Stelle, dafs solcher Betrachtungen und Begründungen, deren jede, für sich ein losgerissener Theil, nur Eine Seite darstelle, sich leicht noch andere bilden liefsen, wenn es auf eine Vervielfachung der Zahl ankäme, noch Folgendes: „Aber alle solche Betrachtungen werden sich unter die obigen einordnen. Jeder Beweis spiegelt nur Eine Seite des Unbedingten; wer sie zusammenzieht und durchdringt, fafst den Einen Gott, wie er sich in *dieser* Welt offenbart." Wir müssen uns zunächst, wie es scheint, zufrieden geben, wenn wir „den Einen Gott" auch nur zu fassen bekommen, „wie er sich in *dieser* Welt offenbart," noch nicht auch so, wie er an und für sich und für sich selbst ist. Allein wenn wir zu den hier aufgeführten Seiten des Unbedingten, welche doch wohl seinem eigenen Inhalte angehören müssen, in ihrer Zusammenziehung und Durchdringung auch noch alles das hinzunehmen, was Gott von sich in unserem Denken offenbart, wozu ohne Zweifel auch seine Erkenntnifs als des „denkenden Urgeistes" gehört: so wird sich auch, meinen wir, zur Idee Gottes schon allerlei Nothwendiges, nicht mehr Aufzugebendes, noch zu Missendes zusammenfinden, womit, wenn es zunächst auch nur noch Bruchstücke enthielte, uns doch „genug gegeben" wäre, um nach der vorher gegebenen eignen Lehre des Hrn. Vfs. durch die eigene nothwendige That des Denkens das Fehlende zu „dem Begriffe des Ganzen," in welchem allein „die rastlose Bewegung des Geistes sich beruhigt," und zur „unbedingten Einheit," welche „in dem Vorgange des Erkennens, wenn er sich nicht auf seinem Wege willkührlich hemmt, die stillschweigende Voraussetzung" ist, ergänzen zu können. Gleichwohl ist dem nicht so. Wir können nicht umhin, die merkwürdigen Stellen, welche nun folgen, ganz herzusetzen. Der H. Vf. fährt fort: „Fafst er ihn wirklich? Wenn (Wenn?) Gott nur durch das Bedingte erkannt wird und doch nicht das Bedingte ist, wenn sich alle unsere Denkbestimmungen zunächst nur im Endlichen bewegen, und nur die Ungenüge des Endlichen bekennen, um auf das Unendliche hinzuweisen: so mufs ein Widerspruch entstehen, so oft wir Gott denken. (Freilich wohl, wenn man es auf diese Weise anfängt.) Wir geben die endlichen Gedanken hin, (nur der Form nach *als* endliche, aber wir müssen sie zugleich auch behalten als *ideelle*, im Unendlichen selbst enthaltene, durch den Begriff des Unendlichen selbst gesetzte Bestimmungen) um das Unendliche zu erreichen, und was wir erreichen, ist doch nur, wollen wir aufrichtig sein, ein Endliches. (Für den Hrn. Vf. mag dies richtig sein.) Wir vernichten die Kategorieen (Bewahre! das thut unsere Philosophie nicht; diese conservirt ihren Inhalt und hält sie beisammen), und was sich auf ihren Trümmern erhebt, ist doch wiederum nur durch die Kategorieen. (Wenigstens sind sie dabei und darin; aber das Reich Gottes baut sich nicht aus Trümmern auf.) In diesem Widerspruch zwischen der ewigen Idee und ihrem endlichen Organ (welches sich in seiner endlichen Widerspenstigkeit eben damit auch sehr unbrauchbar zeigt) liegt eine Erhabenheit, die sich schon den Worten des *Augustin* aufprägt, wenn er alle (?) Aristotelischen Kategorieen verwirft, um Gott zu denken, und doch, was er denkt, mit klarem Bewufstsein innerhalb dieser Kategorieen ausspricht (womit er wenigstens noch bei bestimmten Gedanken bleibt, mit denen er das Wesen des *Geistes* bezeichnet, wenn wir auch in dieser Negation der Aristotelischen Kategorien der *endlichen* Substanz noch keine sonderliche Erhabenheit zu entdecken vermögen, ja zum Theil etwas Ungeschicktes, ohnehin sehr Unzureichendes, darin finden.) Augustin schreibt: Deus — sine qualitate bonus, sine quantitate magnus, sine indigentia creator, sine situ praesens, sine habitu omnia continens, sine loco ubique totus, sine tempore sempiternus, sine ulla sua mutatione mutabilia faciens nihilque patiens. Wol nie hat die bleiche Farbe logischer Abstractionen ein erhabneres Bild dargestellt." (Wir vermögen uns in der That von der Erhabenheit dieses von einer bleichen Farbe dargestellten Bildes keine Vorstellung zu machen.) Ferner: „Wir denken uns in das Endliche hinein und schaffen es begreifend wieder. Es treibt uns derselbe Trieb (doch wohl der Trieb nach der Erkenntnifs der absoluten Wahrheit?), uns mit dem Leben unseres bildenden (nicht auch begreifenden?) Gedankens in das unendliche Wesen Gottes zu ver-

setzen. Wer sich aber jenes Widerspruches nicht bewufst bleibt (Nein, dieser mufs im denkenden Bewufstsein der wirklichen Wahrheit ohne Barmherzigkeit untergehen, sonst wird nichts aus der Sache), wer Gott als einen Naturprocefs in sich wiederzuerzeugen meint (Wem ist denn das je eingefallen?): der täuscht sich, wie der tiefsinnige Theosoph. (Dieser vielleicht von wegen des Naturprocesses.) Denn hier ist keine Einsicht in ein Werden geöffnet; (Es soll für uns vielmehr, so weit es immer das Denken vermag, nur die Einsicht in dasjenige werden, was, ewig anundfürsich, auch nur sein eignes ewiges Werden durch sich selbst ist.) alle Erkenntnifs ist nur indirect." Diese indirecte Erkenntnifs wird nun durch eine Stelle eingeleitet und in ihrer Beschaffenheit geschildert, welche wir, wir müssen es leider gestehen, nicht um der Tiefe ihrer speculativen Gedanken, sondern um deren bildlicher Versteckung willen nur mit Widerstreben abschreiben. Sie lautet: „Niemand verargt es dem Auge, wenn es sich still bewufst ist, dafs nicht das wechsellos reine, sondern nur das gedämpfte und zurückgeworfene oder im Farbenspiel gebrochene Licht, dafs nicht die Himmelssonne, sondern die Erdenhelle ihm als Bereich der Thätigkeit zugewiesen ist. Aber dem menschlichen Gedanken rügt man es wie Unglauben oder Trägheit, wenn er gleich dem Auge weifs, dafs der Kreis des Endlichen und Bedingten, der doch weit genug ist, sein freier und fröhlicher Spielraum sei." (Glück zu! Aber man verarge es auch uns nicht, wenn uns unwillkührlich hiebei Göthe's „Adler und Taube" eingefallen ist, ja wenn uns bei einer so grofsen Demuth und Bescheidenheit des menschlichen Gedankens angst und bange wird, es könnte noch etwas Anderes dahinterstecken.) „Wenn sich das Auge an der Harmonie der Farben entzückt, so leugnet es die Sonne nicht; vielmehr weifs es gleichsam (warum nur gleichsam?), dafs die Farben aus dem Lichte geboren sind. Wenn sich der Gedanke an den Dingen glücklich übt, leugnet er Gott nicht, sondern er sieht ihn in der Vernunft der Welt und weifs, dafs sie aus Gott stammt. Aber von dem Anblick der Sonne selbst wird das Auge geblendet (das leibliche wohl; aber auch das geistige von ihrem Gedanken und Begriffe?) und sieht dann nur eigene Phantasmen; und von der Anschauung Gottes wird der endliche Gedanke verschlungen (da geschieht ihm recht) und erzeugt doch nur ein Spiegelbild des Endlichen." (Kehren wir doch um zu Baco, nach welchem wir die Natur radio directo, uns selbst nur radio reflexo, und Gott vollends nur radio refracto erkennen!) „Das Unbedingte wird die verklärte Analogie des Bedingten, (Hegel hat diesen Durchgangspunkt der Reflexion im 2. Theil seiner Logik in der Lehre von der Erscheinung) und doch fehlt, logisch betrachtet, alle Analogie vom Bedingten zum Unbedingten." (Die Analogie taugt hier überhaupt nichts; sie mufs logisch ganz weg.)

So weit einstweilen. Wir sehen, es ist leider der alte Graben; das Endliche, das Bedingte hüben, das Unendliche, das Unbedingte drüben. Eine Brücke ist schwer finden und der Sprung gewagt. Wenn es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, über das Endliche und Unendliche, das Bedingte und Unbedingte, welche wir ohne Weiteres als logische Kategorieen und Denkformen in Anspruch nehmen, uns seine Definitionen mitzutheilen: so würden wir eher einigermafsen Bescheid wissen über die Aporie, welche ihm der logische Uebergang des Gedankens von dem Einen zum Andern verursacht. So aber wird vom Unbedingten und Unendlichen einestheils wie von einer Jedermann bekannten Sache gesprochen, für welche im Widerspruche damit anderntheils doch eben der Begriff erst sich finden soll, und ist es daher dem Belieben überlassen, was man etwa darunter sich denken oder vorstellen will. Es könnte uns daher leicht begegnen, dafs, wenn wir etwa sagen, wir verstehen dies darunter, der Hr. Vf. etwas Anderes gemeint hätte. Was nun uns betrifft, so erscheint uns auch die *Form* des Unbedingten und Unendlichen, auf welche es zunächst in der Logik ankommt, keineswegs als etwas so übermäfsig Transcendentes, dafs es so nicht auch überall, wie im Denken, auch sonst in vielen Verhältnissen des Endlichen und Bedingten selbst vorkäme; und erhalten wir da zunächst auch nur ein relativ-Unbedingtes und formell-Unendliches, so glauben wir doch auch für den Uebergang zur absoluten Gestalt und Erfüllung von beiden eben mit der *Form* schon sehr viel gewonnen zu haben. Für den Hrn. Vf. aber scheint uns die angeführte Augustinische Stelle einigen Aufschlufs zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

Wenn jede Kategorie nämlich nicht selbst schon als ein Glied des Ganzen, als eine Bestimmung der unendlichen Idee selbst oder als eine Bestimmung im eignen ewigen Denken Gottes gefafst und begriffen, wenn jede vielmehr in ihrer Abstraction isolirt und für sich fixirt, und so einem nur erst gemeinten, völlig unbestimmten und eben damit auch gedankenlosen Unbedingten und Unendlichen gegenüber gestellt wird: dann kann der Widerspruch, dessen man sich bewufst bleiben soll, allerdings nicht ausbleiben, weil das Endliche das Endliche, und das Unendliche das Unendliche, jedes für sich, vom Andern getrennt, auf seiner Seite bleiben soll, was es in seiner Abstraction ist, jenes ein bestimmtes *Dieses*, das Andere das unbestimmte *Nicht-Dieses*. Dieser Widerspruch ist aber nur die Folge und Schuld eines „sich selbst auf seinem Wege willkührlich hemmenden" Erkennens, welches am Ende vergessen hat, was es im Anfang seines Weges unternahm, oder zuletzt wenigstens an einer Grille hängen bleibt, die nur sein eigenes Mifsverständnifs ist. Ueber dieses Verstandes-Endliche und Unendliche, über dessen Widerspruch und Wechselbestimmung, wie über das wahre εἶδος des Unendlichen der Vernunft hat *Hegel* in seiner Logik uns auf eine Weise belehrt, welche, meinen wir, dem Mifsverständnifs Ein- für alle Mal ein Ende gemacht haben sollte. Allein da wir erst später sehen werden, wie es dem Hrn. Vf. mit Hegels speculativen Gedanken ergangen ist, so können wir uns hier nur an ihn selbst halten. Wir fragen daher: Wofür hat denn der Hr. Vf. selbst eine Ableitung der Kategorieen und eine Nachweisung ihres innern Zusammenhanges — ob gelungen oder nicht gelungen, thut hier nichts zur Sache — unternommen und versucht, wenn nicht daraus das Ganze der ewigen Vernunftidee selbst gewoben oder wenigstens nachgewoben werden sollte, sondern jede Kategorie aufser ihrem Zusammenhange nur dazu dienen soll, von ihr zu zeigen, dafs sie in ihrer Abstraction und Endlichkeit das unendliche Wesen des Ganzen nicht sei? Stehen die Kategorieen, d. h. alle der Vernunft überhaupt, wo sie sei und sich zeige, zugehörigen Bestimmungen, in einem anundfürsichseienden Zusammenhange oder nicht? und wenn sie einen solchen innern und anundfürsichseienden Zusammenhang haben, sind sie dann in oder aufser der Vernunftidee? ist diese ihre Einheit und Totalität oder nicht? und, insofern Gott die ewige und absolute Vernunft ist oder als Logos gefafst wird (denn zwischen diesem und Gott als absolutem Geist machen *wir* auch noch einen Unterschied, den wir hier wenigstens beim Hrn. Verf. noch nicht finden), sind dann die Kategorieen Momente und Bestimmungen im eignen ewigen Denken Gottes, oder sind sie es nicht? Oder hat der Hr. Verf. seine Ableitung der Kategorieen nur dazu unternommen, um zuletzt unter dem Namen des Unbedingten einem noch nicht, wenigstens nicht auf logischem Wege, erkannten, sondern anderswoher, aus sonstiger Bildung, religiöser Ueberzeugung u. s. w. dem Bewufstsein erworbenen Gotte jede Kategorie Stück für Stück vorzuführen und über jede nach der Reihe und so zuletzt über alle das Verdammungsurtheil aussprechen zu lassen, dafs jede eben nur etwas Endliches und Bedingtes, und somit keine, und ebenso wenig auch ihre blofse Summe, dem unendlichen Ganzen selbst gleich sei? Und wird hienach des Hrn. Verfs. Gott, wenn er auf die von ihm erschaffene Welt blickt, oder der „unbedingte weltdurchdringende Gedanke" etwa sagen müssen: Ich erblicke darin allerlei Gedanken; aber es sind nicht meine Gedanken, sie sind nicht aus meinem unendlichen Wesen genommen, nicht aus meinem geistigen Fleisch und Blute; dieses kann ich nicht darin finden

und erkennen? Man kann ebenso gut aus dem organischen Ganzen eines lebendigen Individuums Herz, Lunge, Leber u. s. w. herausreifsen und ihm die Stücke dann vorhalten, um sie von ihm recognosciren zu lassen. Aber was wird es darauf antworten, wenn es anders nach dieser Operation noch zu antworten vermag und ein Lebendiges ist? Allein gerade in solcher Weise scheint uns der Hr. Vf. zu verfahren, und zwar besonders zuletzt, wo es noch auf den Hauptpunkt ankommt, nur mit dem Unterschiede vielleicht, den er uns einwenden könnte, dafs das organisch lebendige Individuum ein schon vorher für die Anschauung vorhandenes und mit leiblichen Augen wahrgenommenes Ganzes sei, was bei dem erst gesuchten Unbedingten, Gott oder der Idee, fehle. Fast scheint es so, wenn wir auf die Stelle beim kosmologischen Beweise zurücksehen, wo von dem Gedanken, der, um dem nachgewiesenen Widerspruche zu entgehen, „die Reihe der Ursachen und Wirkungen in sich zurückbiegt und das Unbedingte als Ursache seiner selbst setzt," gesagt wird: „Der *Begriff* ist consequent; aber die *Anschauung* fehlt." Allein wo bleibt dann der Gedanke, mit welchem „wir den Kreis der Erfahrung überfliegen?" wie steht es mit „unserer Aufgabe, aus den Bruchstücken den Geist des Ganzen zu verstehen?" wo weilt „die menschliche Vernunft," die „nicht mehr in der Welt wie ein Fremdling, sondern wie der erstgeborne Sohn im Hause des Vaters" ist? Und selbst beim organischen Leben, ist denn die Idee desselben als solche, welche trotz aller Anschauung und Anatomirung so Vielen schon entgangen und verborgen geblieben, etwas den leiblichen Augen Sichtbares? nicht eine ideelle Einheit, eine Entelechie und Harmonie, welche als Begriff auch nur mit dem Gedanken sich erfassen und mit dem geistigen Auge sich schauen läfst? Wenn wir auch aus Allem sonst ersehen, dafs dasjenige, worauf unsere speculative Erkenntnifs beruht, der absolute Reflex des denkenden Geistes in sich, womit doch anderen Menschenkindern schon das Licht der Unendlichkeit im eigenen Denken aufgegangen ist, oder, was dasselbe ist, der Begriff selbst, d. h. der Begriff schlechthin, der die Unendlichkeit zu seiner absoluten Form hat, dem Hrn. Vf. etwas Fremdes, nur dem Namen nach Bekanntes, geblieben ist: so sind wir demselben doch die Anerkennung und Gerechtigkeit schuldig, dafs wir von den vorhergehenden Abschnitten her (besonders XVIII. der indirecte Beweis, und XIX. das System), welche wir bis auf einige Punkte mit grofser Befriedigung lasen, die beste Hoffnung und Erwartung hegten, es werde auch das noch Uebrige in Abschn. XX. „Das Unbedingte und die Idee," zu einer befriedigenden und glücklichen Lösung gebracht werden. Wenn z. B. vom indirecten Beweis, „der gerade das, was nicht ist, zur Basis hat," unter Andern gesagt wird: „Will er etwas Positives darthun, so geht er durch eine doppelte Negation durch und kommt durch die Negation der Negation zu Stande," — und weiter: „Zunächst und eigentlich begründet er negative Urtheile, sodann dient er in der disjunctiven Methode, um durch Ausschlufs des Unzulässigen das Positive zu finden," — und kurz vorher: „Für das unbedingte Princip — für Gott — ist nicht ein Einzelnes, sondern das Weltall dieser indirecte Beweis;" und wenn wir ferner das Weltall durch die logische Auffassung und Behandlung des Hrn. Vfs. selbst schon ziemlich in ein Gedankenreich verwandelt sahen: so konnten wir auch, indem Gott seinem Begriffe nach von uns doch nur als der schlechthin Uebersinnliche, als der nur im Geist und in der Wahrheit zu Erkennende, und als der selbst schlechthin Geist Seiende bestimmt werden kann, nur die Erwartung hegen, dafs gerade durch die Negation der Negation, d. h. durch die Erkenntnifs der Unwahrheit und Nichtigkeit alles Dessen, was sich noch als ein Bedingtes gezeigt und ergeben hat, und durch die Unzulässigkeit, die Welt selbst als die unbedingte und von sich selbst aus seiende Wahrheit gelten zu lassen, und damit zugleich durch die letzte Verabschiedung des Sinnlichen und eines noch an der äufsern Anschauung haftenden Denkens, sich das Positive der absoluten Wahrheit finden, und jenes Gedankenreich, der der sinnlichen Welt ausgezogene substantielle Vernunftkern, in einem seiner eigenen Gedanken mächtig bleibenden Denken sich mit „Ausschlufs des Unzulässigen" noch vollends zum „denkenden Urgeiste" selbst erheben werde. Wir konnten uns nicht auf einen solchen Rückfall gefafst machen, wornach in der angeführten Stelle ein Widerspruch in der Sache darin gesucht wird, dafs „Gott nur durch das Bedingte erkannt" werden soll „und doch nicht das Bedingte ist," u. s. w., sondern er-

warteten vielmehr von der Kraft der „disjunctiven Methode" die Beseitigung eines solchen Widerspruches dadurch, dafs nicht das Bedingte selbst als solches das Vermittelnde sein, sondern vielmehr sein negatives Urtheil, das eingesehene Nichts desselben, seine Negation und Unwahrheit, zu welcher es sich selbst bekennt, die erkannte „Ungenüge des Endlichen," welches schon selbst „auf das Unendliche" hinweiset, diese „zwingende Gewalt" haben und als das selbst Unzulässige nur sein Gegentheil als das allein Wahre übrig lassen werde, und zwar in der Art, dafs aus dem negativen Urtheil und mit der Erkenntnifs, worin das Nichts des Nichtigen, das Unwahre des Unwahren liegt, sich auch für das allein Wahre selbst, das Unbedingte oder Unendliche, und seinen Begriff das Positive finden würde. Eine unmittelbar damit zusammenhängende Folge wäre dann auch diese, dafs, „wenn sich alle unsere Denkbestimmungen zunächst nur im Endlichen bewegen," dieses „zunächst" nun ebenfalls seine Endschaft erreicht hat, indem sie jetzt mit der „Ungenüge des Endlichen" auch ihre eigene Ungenüge bekennen und über sich sammt und sonders als solche, welche sich bisher nur in der Unwahrheit bewegt haben, selbst den Stab brechen müssen, wenn anders das Denken dieser Bestimmungen nicht schon so klug war zu merken, dafs es mit der erkannten „Ungenüge des Endlichen" bereits selbst darüber hinausgegangen und zu seiner eigenen Unendlichkeit und Wahrheit gekommen sei. So und nicht anders müssen wir die Sache nehmen, und wenn wir ja den Hrn. Verf. nicht zu überzeugen vermögen, so möge er uns erlauben, ihm ganz einfach und offen zu sagen, dafs wir nach unserer Einsicht den Grund davon nur in einer unrichtigen Voraussetzung vom Unendlichen und Unbedingten und in einem, schon oben angedeuteten, damit zusammenhängenden Mifsverstande, den das Denken mit sich selbst treibt, finden können, wie die Folge davon sogleich näher darthun wird. Wenn es nämlich nicht eine der geringsten, an die Philosophie zu machenden Forderungen ist, dafs alles, was im Bewufstsein zunächst noch auf blofser Meinung beruht, wie es in Gefühl, Anschauung oder Vorstellung entspringt und sich bildet, von ihr in bestimmte Gedanken und Begriffe verwandelt werde, eine Forderung, welcher schon im Alterthum noch umfassender und befriedigender, als durch die Platonische Dialektik, fast überall von Aristoteles durch seine scharfen und tiefen Gedankenbestimmungen entsprochen und Genüge gethan wurde; und nichts, was philosophisch gefafst sein will, dieser Forderung sich entziehen darf: so mufs auch das Unbedingte und Unendliche des Hrn. Verfs., welches zwar wie ein guter Bekannter sich einführt, aber gleichwohl, wie es auftritt, nur noch etwas blos Gemeintes, noch nicht durch den Gedanken Bestimmtes, ist, sich dieser Forderung unterwerfen und der Frage Stand halten, was es gedankenmäfsig sei. Nun würden wir zwar dasselbe noch nicht ohne Weiteres mit Gott selbst identificiren und auch, wenn es als das absolut-Unbedingte oder absolut-Unendliche genommen wird, noch die Aufnahme gar mancher weiteren Erklärung und näheren Bestimmung dazu für erforderlich erachten, um dem Begriffe Gottes einigermafsen zum Ausdrucke dienen zu können. Keinen Zweifel aber würden wir darüber hegen, dafs es eben als das Absolute auch das absolut oder an und für sich Bestimmte, und noch mehr, dafs es als ewige Selbstthätigkeit auch das in seinem Anundfürsichsein sich absolut selbst Bestimmende sein müsse. Statt dessen aber scheint der Hr. Verf. vielmehr sein Unbedingtes gerade als dasjenige zu nehmen, in welchem jede Bestimmtheit überhaupt ein Ende nimmt. Und der wirklich vorhandene Widerspruch ist dann der, dafs das fragliche Unbedingte eben so sehr noch Etwas als auch das Nichts von aller Bestimmtheit sein soll. In diesem Falle aber konnte statt vieler Worte im Kapitel von dem Unbedingten und der Idee die ganz einfache Erklärung gegeben werden: Bisher haben wir es wohl mit bestimmten Gedanken zu thun gehabt; jetzt aber, wo wir den Uebergang zum Unbedingten, Gott oder Idee, machen wollen, müssen wir alle Gedanken auf Ein Mal uns ausgehen lassen. So bleibt als Resultat mithin die Abstraction von aller und jeder Bestimmtheit, ein völlig leeres und hohles Unendliches oder Unbedingtes, welches gerade jenes abstracte Nichts und jene Leerheit ist, welche man fälschlich immer der speculativen Philosophie aufbürden will, die es im Gegentheil gerade in ihrer langen Arbeit nur mit der Erkenntnifs Gottes in seiner absoluten Erfüllung durch alle wahren Gedanken zu thun hat.

Anderntheils aber dürfen wir nicht verschweigen, dafs ein beträchtlicher Theil der zum Wesen Gottes gehörigen Inhaltsbestimmungen, und zwar dem blofsen Inhalte für sich oder der Sache nach, wenn auch keineswegs in ihrer unendlichen, vom Begriffe Gottes geforderten Form und sich durchdringenden lebendigen Einheit, sich wirklich auch beim Hrn. Vf. findet, theils, wie schon früher angedeutet, von der religiösen Seite und sonstigen Ueberzeugung her, theils auch in dem schon angegebenen Ertrage der Beweise für das Dasein Gottes, und sonst als wesentliches Erfordernifs zum Begriffe Gottes verschiedentlich, auch späterhin, ausgesprochen, wozu auch noch die folgende Stelle gehört, welche der zuletzt angeführten sich unmittelbar anschliefst: „Alle Beweise Gottes gleichen dem Versuch, aus der Farbe, in der das Licht getrübt (aber zugleich auch in einer seiner Bestimmtheiten oder bestimmten Art gesetzt) ist, das reine Licht zu finden, als ob man die Trübung nur abziehen könnte. (So verfährt wohl die Abstraction, aber nicht die wirkliche Philosophie, welche im Allgemeinen keineswegs das Besondere und dessen Bestimmtheit verliert.) Sie sind nichts als ein schwacher Schimmer und ein kalter Schein. (Als ein Product und Nothbehelf des abstracten Verstandes allerdings; aber auch so trotz ihrer philosophischen Halbheit noch besser, als die Abstraction, welche zuletzt gar nichts übrig behält). Sie bleiben, mit der lebendigen Idee verglichen, in grofsem Abstande. (Ganz richtig.) Woher aber die Idee Gottes vor dem Beweise und aufser dem Beweise? (Woher also?) Die skeptische Kritik hat hier ein weites Feld, aber sie erklärt nicht, was sie wegerklären möchte (wird sich aber eben so wenig auch durch den Hrn. Verf. widerlegen lassen). Die tiefsinnige Anschauung des Glaubens und der kräftig vereinigende Geist antworten entschieden. (Aber wie denn?) Logisch genommen würde das Bedingte uns zerfallen (in der That, wie wir es beim Hrn. Vf. selbst sehen), wenn es kein Unbedingtes gäbe, und das Unbedingte überragt seinem Begriff nach (aber wie lautet denn dieser?) die Stücklein des Bedingten, welche das menschliche Denken zum verjüngten Bilde des Unbedingten deutet. So überragt die Sonne, welche Planeten und Monde erhellt, die Farben, die uns scheinen, den Tag, der uns leuchtet." (Dann wäre die Sache noch sehr leicht zu begreifen; aber Schade, dafs das ganze, von dem Quantitativen äufserer Anschauung hergenommene Bild ganz und gar *neben* die Sache trifft.) Abgesehen von solchen Bildern, die in der Philosophie, welche nach Gedanken und zwar bestimmten Gedanken fragt, ein völlig unnützer Kram sind, womit sich kein Philosoph von Profession abgeben sollte, finden wir in dieser und ähnlichen Stellen dasjenige, weshalb sie uns auch merkwürdig erschienen, dafs der Hr. Vf. die Sache nämlich, welche sich ihm auf logischem Wege nicht ergeben will, doch auch schon im Bewufstsein hat und vorfindet, und nach dem Obigen die Aufgabe nur noch die wäre, dasjenige, was so schon im Innern des Geistes lebt, „die lebendige Idee," welcher so nur noch ihr wahres *εἶδος* fehlt, dieses nur erst der Meinung nach Gewufste, auch in die gedankenmäfsige Form, in einen bestimmten Gedankengehalt umzusetzen, oder nach Aristotelischer Weise zu dem noch ungeformten Stoffe der blofsen Meinung auch den richtigen *ὅρος* oder *ὁρισμὸς* zu finden und das nur erst *δυνάμει ὄν* zur *ἐνεργείᾳ* im Denken zu bringen. Wir unternehmen es daher zunächst, die oben unbeantwortet gebliebenen Fragen zu beantworten.

Woher also die Idee Gottes, auch ohne Beweis und vor demselben? Eben daher, wo sie sich auch findet, aus dem Innern, dem Geiste des Menschen selbst, dem sie schon ursprünglich und als seine eigne Wahrheit inwohnt und angehört. Und wie nur hier und nirgend anders „die tiefsinnige Anschauung des Glaubens" sie finden kann und zum Bewufstsein erweckt, eben so und nicht anders auch das ins Innerste gehende Denken der Philosophie, der in sich selbst auf den Grund seiner Wahrheit zurückgehende und ihn, was der Glaube zunächst nicht thut, auch *denkend* auslegende Geist. Und wäre sie da nicht, wo wir sagen, wäre sie nicht an sich schon im menschlichen Geiste überhaupt, wohnete nicht der Geist Gottes, wie die Schrift sagt, schon in uns als seinem Tempel: so könnte ihr Finden eben so wenig der Anschauung des Glaubens als dem Denken der Philosophie gelingen, so wenig als aus einem Gefäfse irgend etwas hervorgeht, was nicht darinnen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Fortsetzung.)

So wenig aber der Glaube zu der ihn ergreifenden und erfüllenden Idee Gottes in ihrer Wahrheit und Lebendigkeit ohne einen Act innerer Erkenntnifs und Erleuchtung gelangt, eben so wenig auch die Philosophie; und der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, dafs, was der Glaube als das absolut ihn Befriedigende in unmittelbarer Selbstgewifsheit und in der Concentration seines Inhaltes so besitzt, dafs er zwar das Factum des Besitzes in seinem innersten Gefühle hat, den substanziellen Kern und Inhalt aber seiner innerlich angeschauten und gefühlten Idee nicht auch in seinen reinen Gedankenbestimmungen sich zu verdeutlichen und zum bestimmten Wissen zu bringen pflegt, weil er damit an der Integrität seines Besitzes etwas zu verlieren fürchtet, was für das intensive, concentrirte Gefühl auch richtig ist, — dafs eben diesen Inhalt die Philosophie und zwar durch das Organ eines in seine Innerlichkeit reflectirten, aber selbstbesonnenen und seiner selbst auf dem Boden der schon innerlich zu Grunde liegenden Wahrheit mächtig bleibenden Denkens (weshalb auch das Geschäft der Philosophie schwerer und mühsamer als das des Glaubens ist) auch in den dem Inhalte schon an und für sich zukommenden Bestimmungen zu seiner vollständigen Entwicklung und Auslegung und damit zu derjenigen Form (εἶδος) zu bringen bemüht ist, in welcher als der allein vollkommenen und in sich vollendeten, dem absoluten Inhalte selbst allein angemessenen, auch das erkennende Denken seine letzte Befriedigung findet. Aber auch umgekehrt: gleichwie der Glaube für seinen Inhalt ebenfalls der Lehre und Auslegung bedürftig ist, und mit jeder erhaltenen Erkenntnifs sich selbst wieder in der Gewifsheit seines Gefühles stärkt und von neuem belebt, eben so bedarf die Philosophie auf ihrem Wege der Entwickelung und Vermittelung auch der Vereinigung und Zusammenfassung der gewonnenen Denkbestimmungen und der Rückkehr zur Unmittelbarkeit und Totalität, und thut dieses nicht blos am Ende der durchlaufenen Bahn, sondern hat auch innerhalb derselben von Stufe zu Stufe, im Wechsel von Bewegung und Ruhe, ihre das Entwickelte zusammenfassenden Einheiten und die Vermittlung abschliefsenden Puncte. Die Idee selbst aber *ist* schon, weil sie an und für sich ist, und hat nicht erst auf uns gewartet, bis wir sie hervorbringen oder schaffen. So wenig als Gott selbst, der die absolute Lebendigkeit und Wirklichkeit ist, durch unser Glauben oder Denken erst hervorgebracht wird, eben so wenig die Idee Gottes. Wir können höchstens sie nur auch für uns hervorbringen. Vielmehr aber ist sie das selbstthätig, wie überall, so auch in uns sich Hervorbringende, es sei in der Weise des Glaubens oder des Denkens, sie selbst schon die darin wirksame und leitende absolute Thätigkeit, der wir nur unser Organ nicht verschliefsen müssen. Es ist daher auch völlig falsch und eine wahrhaft abgeschmackte, selbstgeschaffene Einbildung, wenn man von unserer speculativen Philosophie meint, dafs sie durch ein absolut leeres und abstractes Denken von Nichts und wieder Nichts Alles, Gott und die Welt oder die Idee derselben, erst hervorbringen und schaffen wolle, wozu nur ein unbegreifliches Mifsverständnifs dessen, was Hegel Negation und Negativität nennt, die äufsere Veranlassung hat geben können. Indem es mit der Idee aber sich so verhält, wie angegeben, so kann sie allerdings auch, wenigstens in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, nicht bewiesen, sondern nur nachgewiesen und erkannt werden. Sie ist vielmehr nur ihr eigener Beweis, der in seiner Vollständigkeit auch nur ihre vollständige Auslegung und Erkenntnifs sein kann. Insofern stimmt auch unsere Philosophie mit dem Hrn. Vf., wie mit Aristoteles überein,

dafs das „unbedingte Princip," wie das absolut Erste überhaupt keines Beweises fähig sei. Damit wird aber der Philosophie, wenn sie nicht beim leeren Meinen stehen bleiben will, keineswegs das Bestimmen desselben (das ὁρίζεσθαι) und das Sagen, was die Sache sei, erspart, wie dies auch Aristoteles nirgends, auch nicht auf der höchsten Stufe seines Philosophirens und in seiner tiefsten Speculation über den νοῦς, zu thun unterlassen hat. Die göttliche Wahrheit ist das überall in der Welt Lebendige und Wirkliche; wenn sie aufser dem Denken aber ihre Thätigkeit und Wirksamkeit nur auf eine unmittelbare, äufserliche Weise und für die Erscheinung darlegt und bewährt, so ist der menschliche Geist und sein Denken gerade dazu in der Welt berufen, — und dies gehört selbst mit zum Endzweck der Welt, — auch ein Wissen von ihr zu werden und ihre Idee zu finden. Die Idee ist aber nur Idee durch ihre *Form*, und die absolute durch die absolute. Die absolute Form aber ist diejenige, welche vom Denken selbst als solche erkannt wird, wo der Geist dem Geiste das Zeugnifs der Wahrheit giebt, oder diejenige, in welcher als der höchsten und vollendetsten der Erkenntnifs und als der in ihrer absoluten Einheit mit sich selbst auch durch Alles sich bewährenden Form das Denken seine eigene Vollendung erhält und eben deshalb seine letzte und absolute Befriedigung findet. Diese Befriedigung dem Denken zu verschaffen, ist die Aufgabe der Philosophie, und das Denken löst sie, wenn es sich selbst nicht in den Weg tritt, weil es schon an ihm selbst die Form der Unendlichkeit hat. Und ist hier noch ein Räthsel, so hat es der in dem Grunde seiner eignen innern Wahrheit sich erkennende Geist, der hiemit seinen eigenen Begriff findet, eben in seinem innersten Zusammengehen mit sich selbst auch schon gelöst.

Wir haben mit dem Bisherigen bereits auch die zweite der obigen Fragen beantwortet, und zwar nicht blos, *wie* „die tiefsinnige Anschauung des Glaubens," sondern wie auch das speculative Denken der Philosophie über das *Wohor* der Idee eine entschiedene Antwort gebe, zu zeigen gesucht. Ob auch „der kräftig vereinigende Geist" des Hrn. Vfs. eben so entschieden antworte und mit unserer Antwort übereinstimme, wissen wir leider nicht, da er die seinige uns schuldig geblieben, und können es nur etwa aus der Folge errathen. Wir wenden uns daher zur dritten Frage, die uns noch übrig ist: Wie lautet der *Begriff* des Unbedingten? Wir finden beim Hrn. Vf. auch nicht einmal die leicht zu gebende *negative* Definition, etwa wie diese, dafs das Unbedingte, wozu wir auch sogleich das Unendliche nehmen wollen, in seinem absoluten Sinne dasjenige sei, was in keiner Beziehung irgend eine ihm von aufsen gesetzte Bedingung oder Schranke hat, sondern in allen Beziehungen von aufsen unabhängig, auch keines Andern für sich bedarf. Ist nun aber die Frage, was dieses Negative auch in seiner *positiven* Bestimmung sei, so wird es dem in der vorliegenden negativen Bestimmtheit selbst in sich gehenden und sich erinnernden Denken nicht schwer fallen, einzusehen, dafs dasjenige, was die angegebene negative Beschaffenheit hat, nur ein Solches sein könne, welches nicht blos Alles, alle irgend möglichen Beziehungen und Bestimmungen, in ihm selbst hat, sondern dafs es nothwendig auch das ursprünglich Selbstthätige und Selbstsetzende wie seines Seins überhaupt, so auch aller seiner Bestimmungen, und damit auch derjenigen sein müsse, welche äufserlich betrachtet und für sich losgerissen und vereinzelt, als Schranken, Bedingungen und endliche Bestimmungen überhaupt erscheinen. Und ein weiteres Nachdenken wird noch hinzufügen, dafs nichts in der Welt sonst diese positive Beschaffenheit habe als die absolute Vernunft selbst und zwar als Subject und subjective Thätigkeit oder als Geist. Wenigstens verfährt unsere speculative Philosophie so, indem sie überall aus dem Negativen und zwar um so bestimmter, je schärfer sie die Negation selbst fafst, den positiven Gehalt ermittelt und gewinnt. Kehren wir nun zu unserem Hrn. Vf. zurück, so sehen wir uns nach einem solchen Uebergange vom Negativen zum Positiven des Unbedingten bei ihm vergebens um, so sehr wir auch der Meinung sind, dafs durch diese letzte Reflexion des erkennenden Denkens in sich gerade das absolut Erste, das absolute Princip selbst, zugleich das bleibende Princip für alle weiteren Bestimmungen und alle logische Entwicklung zu gewinnen wäre. Indem vom Hrn. Vf. alle Bestimmtheit überhaupt für das Absolute als ungenügend zurückgewiesen wird, so kann auch die Antwort, welche „der kräftig vereinigende Geist" giebt, wenigstens keine philosophische sein, und wird daher mit dem Glauben zusammenfallen. Wir finden demnach in dem Bewufstsein des Hrn. Vfs. und zwar so, dafs es nach dem uns

Vorliegenden im Gegentheil gerade sich nicht vereinigen will, Zweierlei: nämlich 1) die Idee Gottes, wie sie der Glaube hat, und 2) das Unvermögen, dieselbe Idee auch auf logischem Wege durch das Denken zu gewinnen und in ihren Gedankenausdruck umzusetzen. Es gelingt mithin dem Hrn. Vf. nicht, was doch für den Philosophen nicht gleichgültig wäre, mit seinem Glauben auch sein Denken zu einigen und sein zwischen beiden in sich getheiltes Bewufstsein durch das Denken selbst zu versöhnen, und gelingt darum nicht, weil er nicht dazu gelangt, durch einen letzten Act der Erkenntnifs den Blitz innerer Erleuchtung auch in das Denken einschlagen zu lassen und die göttliche Wahrheit und ihre Idee im Innern des eignen Geistes zu finden, um dann auch denkend und in Gedanken von ihr aussagen zu können, was er von ihr zu glauben sich genöthigt sieht.

Dieses Resultat des Ganzen, in welchem man etwa eine Vereinigung von Kant und Jacobi erblicken kann, wird nun auch von seiner logischen Seite vom Hrn. Vf. selbst im Folgenden ausgesprochen: „Hiernach ist es uns nicht gegeben, mit derjenigen logischen Nothwendigkeit das Wesen Gottes zu entwickeln, mit welcher der Geist die endlichen Dinge zu durchdringen vermag. (Im Gegentheil, so wenig ohne das Licht die Farben, eben so wenig auch wird der Geist ohne den Begriff des Unendlichen die endlichen Dinge in ihrer relativen Wahrheit zu begreifen vermögen.) Alle Construction ist nur ein Bild Gottes aus der Welt, (und noch viel besser aus der Immanenz und Offenbarung Gottes in uns, dem göttlichen Ebenbilde). Wie mufs, wird gefragt, (fragt der Hr. Vf. selbst so?) das unbedingte Wesen beschaffen sein, das sich so und nicht anders in der Welt offenbart? Alle Begründung ist dabei indirect. (Einem solchen Gotte der äufsern Reflexion, für welchen erst die Nothwendigkeit, dafs er sei, ausfindig gemacht, und hinterdrein auch ausgemacht wird, was ihm geziemendermafsen, wenn er ist, auch für eine Beschaffenheit zukommen müsse, räumen wir gar keine vernünftige Begründung ein.) Wer darüber hinausgeht, dichtet ein theosophisches Gedicht, mag er nun mit Jacob Böhm den Ungrund in Grund fassen und die Widerwärtigkeit als die Offenbarung des verborgenen Lebens nehmen, (Ja, wir bekennen es, wenn ohne ein Mittleres uns nur die Wahl gelassen würde zwischen dem Gotte des Hrn. Vfs. und der Theosophie Jac. Böhms, wir würden lieber nach diesem greifen, um so mehr, da wir verstehen, was er will) oder mit Hegel Gott als den Vernunftschlufs setzen, in welchem sich alle drei Termini durchdringen; denn der Typus des „An sich seins," des „Aufser sich kommens" und „Zu sich zurückkehrens," der immer dem Entwurf des Vaters, Sohnes und Geistes zu Grunde liegt, ist nur eine menschliche Aehnlichkeit, durch die sich zwar der Begriff in das reiche Leben Gottes zu vertiefen meint, an der er aber nur eine dürre Formel hat." Hegel also bald ein Zauberer, der durch ein leeres Denken Alles aus Nichts schafft, freilich nur den Schein davon, bald wieder ein Theosoph, der sich mit seinem Begriffe in das reiche Leben Gottes zu vertiefen meint, nur dafs er an dem Typus seiner Begriffsbestimmungen und Schlufsglieder „nur eine menschliche Aehnlichkeit" und an dieser menschlichen Aehnlichkeit „nur eine dürre Formel hat." Die Namen der Trinität, Vater, Sohn und Geist, sind auch eine menschliche Aehnlichkeit; und „das reiche Leben Gottes" nicht auch? Wir fangen bereits an für das Unbedingte zu fürchten, dafs, wenn ihm ein „reiches Leben" zukommt, es nicht mehr das Unbedingte, und eben so die Idee, da sie alle Vernunftbestimmungen aufser sich zurückgelassen hat, nicht mehr die Idee sein möchte. Denn wenn die Aehnlichkeit, welche zwischen der göttlichen absoluten und der menschlichen beschränkten Vernunft doch noch in der Vernunft selbst besteht, keine Gültigkeit mehr haben soll: welche aus unseren concreten endlichen Verhältnissen entnommene Bestimmtheit dürfte sich dann in dem Unbedingten noch geltend machen wollen? Oder müssen wir den Unterschied und Zwiespalt, welchen wir oben im Bewufstsein des Hrn. Vfs. zwischen dem Gott des Denkens und dem des Glaubens gefunden haben, bis zu dem Widerspruche ausdehnen, dafs alle endlichen Bestimmungen und menschlichen Aehnlichkeiten, welche wir beim Hrn. Vf. selbst, auch später noch, von Gott ausgesagt finden, blos auf Rechnung seines Glaubens-Gottes zu setzen sind, der Gott aber, welcher das letzte Resultat des Denkens ist, in seiner Unbedingtheit so sehr alles Menschliche „überragt" und wie die (übrigens jedoch noch sichtbare und mit den gehörigen Mitteln auch erkennbare) Sonne das leibliche, so sehr das geistige Auge blendet und alles Denken dumm und lahm macht, oder so sehr nur ein schlechthin jenseitiger, in Gedanken unnahbarer und in Worten unaussprechlicher

Gott ist, dafs nur noch eine *Meinung* von seiner überschwenglichen Unbedingtheit übrig bleibt, alle Vernunftbestimmungen aber, welche das vernünftige Denken hat, auch die höchsten und absoluten, (zu denen dann aber auch die Idee gehört) unbedingt für ihn zurückgewiesen werden müssen? Wir unseres Theils befinden uns in diesem Widerspruche nicht, und zwar darum nicht, weil wir die göttliche Wahrheit schon in unserm Innern finden und, wenn sie von da aus unser ganzes geistiges Leben durchdringt und in Gefühl und Vorstellung, im Herzen und Gemüth sich lebendig und wirksam zeigt, uns nur noch die Mühe geben, sie auch im Denken, in welchem sie eigentlich auch schon ist, so zu fassen, wie es die Natur des Denkens mit sich bringt, da wir der Gottesgabe des Denkens doch wenigstens keinen geringeren Werth als den andern des Fühlens, Anschauens u. s. w. beilegen können, und, indem wir so zur entwickelten Idee der göttlichen Wahrheit und Gottes selbst gelangen, ebendamit dasjenige an ihr thun, was Sache der Wissenschaft ist. Ja, wir müssen der menschlichen Aehnlichkeit so sehr das Wort reden, dafs wir von dem Göttlichen, welches nicht auch ein Menschliches für uns wird und in das Menschliche übergeht, geradezu behaupten, dafs es gar nicht für uns existirt oder nur ein leeres Abstractum und blofses Nichts ist. Alle Religion beruht darauf und eben so die Philosophie. Ehemals zwar war es mit der Philosophie auch der Theologie gar sehr um eine sog. reine Gottes-Erkenntnifs zu thun, aus welcher alles Anthropomorphische und Anthropopathische möglichst fern gehalten werden sollte. Es ist aber bekannt, wie das Ergebnifs dieses reinen Bestrebens ausfiel und nur jener oben geschilderte Gott der äufsern Reflexion das Resultat davon war. Von diesem Machwerke haben wir daher auch, so lange wir es von früherer Zeit her kennen, stets die Ansicht und Ueberzeugung gehegt, dafs es, statt uns die Quelle zum Verständnifs des wahren und wirklichen Gottes zu eröffnen, in der That nur ein nichtiges Afterbild desselben, ein selbstgeschaffener Götze und jenes abstracte Unding von Unbedingtheit sei, welches die gläubige Theologie schon früher nicht als den lebendigen Gott ihrer Offenbarung anerkennen wollte, wie es denn auch in keiner Offenbarung, weder innerer noch äufserer, seinen Ursprung hat. Wir stellen es daher auch jetzt keineswegs in Abrede, dafs ein Product der Philosophie, welches wirklich nichts Anderes als einen in der Weise jener äufseren Reflexion gefundenen und construirten Gott aufzustellen vermag, alle die schönen Prädicate wohl verdiene, welche ihm in neuester Zeit beigelegt worden sind, woferne nur keine Verwechselung dabei unterläuft. Da nun das Unbedingte, welches das Resultat der Untersuchungen des Hrn. Vfs. ist, ebenfalls auf jenen früheren Voraussetzungen beruht und zunächst nur die Abstraction und Negation aller äufserlich gefundenen Bestimmtheiten ist: so müssen wir es zwar als ein richtiges Gefühl anerkennen, dafs er nicht dazu fortgeht, auf solcher Basis auch noch die seinem philosophischen Gotte nothwendig zukommende Beschaffenheit zeichnen oder construiren zu wollen, sondern vor einem solchen Unternehmen vielmehr eine Art heiliger Scheu trägt und sich daher, wie wir noch sehen werden, auf eine andere Weise behilft; wir können aber gleichwohl im Interesse der Philosophie nicht umhin, es zu bedauern, dafs dieses „unbedingte Wesen" in seinem blos negativen Werthe, noch dazu mit dem vom Hrn. Vf. selbst eingestandenen Unvermögen, zu einer positiven und inneren Erkenntnifs Gottes vorzudringen, nun in der That zu nichts weiter gut und nütze ist, als einer supranaturalistischen Theologie zum Opfer zu fallen, welche jenes Zugeständnifs nicht ermangeln wird als eine Unfähigkeitserklärung der Philosophie überhaupt sehr willkommen zu heifsen. Wir müssen daher unsere speculative Philosophie, welche nicht den Weg des Hrn. Vfs. geht, dagegen verwahren, und finden aufser ihrer eigenen inneren Gewifsheit keine geringe Berechtigung dazu darin, dafs wir uns in Bezug auf die bereits in Schutz genommene Menschlichkeit des Göttlichen gegenwärtig auf dem gleichen Standpuncte mit der Religion und Theologie erblicken. Die Zeiten haben sich geändert. Gleichwie sich jetzt überhaupt alle wichtigen theologischen und philosophischen Fragen um den Gottmenschen und dessen Idee drehen, so sehen wir auch in der Praxis der Religion die Herzen der Andächtigen durch die Kraft mancher Erbauungsreden nicht selten um so tiefer ergriffen und gerührt, je menschlicher das Göttliche ihnen vorgeführt und dargestellt wird. Und wenn es ohne Ausartung in unwürdigen Tand und Spielerei geschieht: warum nicht? Auch im Göttlichen und Heiligen ist es ja der Mensch, der befriedigt sein will.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg.

(Schlufs.)

In der theologischen Wissenschaft aber fällt, bei sehr Vielen wenigstens, alles Gewicht jetzt darauf, dafs Gott im Herzen und Gefühl sei, und wenn sonst eine reine Gottes-Erkenntnifs, so ist es jetzt Herz und Gefühl, was den Theologen macht. Die Theologie ist zur Thymologie geworden. Und ist es auch hier eine Ausartung, wenn manche Jünger sich dies selbst so sehr zu Herzen nehmen, dafs sie auch ohne Wissenschaft auskommen zu können meinen, so ist doch dieser Standpunkt selbst oder vielmehr dieser Durchgangspunkt sehr wichtig und nothwendig. Denn wenn nun, nach dem Vorgange der Philosophie und wie es das Wesen der Wissenschaft selbst fordert, von diesem subjectiven und menschlichen Gotte aus, von dem nämlich in unserem begeisterten Gefühle lebendigen und wirksamen Gotte, der Uebergang wieder zu einer objectiven Erkenntnifs Gottes durch das Denken gemacht werden soll, um nicht blos bei dem äufsern Wissen dessen stehen zu bleiben, was in der Dogmatik steht, sondern dies auch innerlich zu verstehen: so wird dieser Uebergang jetzt auf einer ganz andern Grundlage als der früheren sich machen und nur dadurch sein Ziel und die Wahrheit selbst auch für das Erkennen erreichen, dafs die im Innern des Geistes schon wohnende und zunächst im Gefühl sich offenbarende göttliche Idee in den ihrer eignen Vernunft entsprechenden Bestimmungen, und zwar ohne an der Stärke und Innigkeit des Gefühls etwas dabei zu verlieren, vielmehr noch zu gewinnen, auch in das Element des reinen Gedankens übergetragen und hier zu ihrer entwickelten Auslegung gebracht wird. Dafs gerade dieses das Verfahren unserer speculativen Philosophie sei, haben wir schon wiederholt bemerkt, ja auch dies, dafs, wenn auch die göttliche Wahrheit, sie werde Logos, göttliches Ebenbild oder wie sonst genannt, schon ursprünglich unserem Innern angehört, doch um dies selbst auch zu wissen, nicht weniger ein Act und Durchbruch innerer Erkenntnifs und Erleuchtung oder eine Wiedergeburt aus dem Geiste dazu erforderlich sei, als der lebendige Glaube dies fordert, wie denn dieses Erfordernifs schon längst in Schellings intellectueller Anschauung des Absoluten ausgesprochen worden ist. Wir kennen zwar sehr wohl auch die Differenz, weche zwischen der speculativen Philosophie und einem grofsen Theil der Theologen gegenwärtig noch obwaltet, halten sie aber auch für ein Mifsverständnifs, welches sich noch lösen werde. Da der Gott der speculativen Erkenntnifs (nicht der der äufsern Reflexion) derselbe lebendige Gott ist, welcher den Glauben beseelt und durchleuchtet, so betrifft die Differenz auch nicht ihn selbst, noch den substantiellen Kern seines Wesens, sondern nur die Art und Weise, wie er auch im denkenden Erkennen zu fassen sei. Mögen daher jene Theologen immerhin uns noch mifsverstehen, oder unsere Denkbestimmungen und Gedankenentwickelungen als unrichtige und als solche, mit denen sie sich nicht zu einigen vermögen, verwerfen und verschmähen. Wir haben nichts dagegen und sehen auch wohl, woran es von beiden Seiten noch liegt. Den Gott selbst aber im Innern, den Gott, welcher im Herzen und Denken, in Glaube und Wissenschaft der Eine und derselbige lebendige Gott ist, sollen und werden sie uns nicht nehmen!

In einen solchen innern Zusammenhang mit dem Glauben, meinen wir nun, hätte auch der Hr. Verf. von der logischen Seite her sich setzen sollen. Warum hat er auch den ewigen Logos, der schon ursprünglich unserem Geiste innwohnt, und der als christlicher Lo-

gos eine unendlich tiefere Bedeutung hat als der griechische, so ganz und gar übersehen. Auch das zunächst Folgende, was wir hier noch kurz anführen wollen, zeigt es, wo blos von der Erkenntnifs Gottes aus der Welt die Rede ist. Zu einigem Ersatze nämlich für den nicht in seinem eignen Begriffe erkannten und nach des Hrn. Verfs. Meinung auch nicht zu erkennenden Gott wird uns eine „Parallele" dargeboten, „deren Wahrheit darauf beruht, dafs die Welt ein künstlerisches Ganze ist." Gleichwie wir beim Lesen eines Gedichtes „nach und nach aus den Theilen den Gedanken des Ganzen sammeln und ihn zu einem Bild zusammenfassen, das dann rückwärts den Sinn der Theile beleuchtet," eben so sollen wir „die Welt" lesen, „nicht anders als ein solches Gedicht." Zuerst, wenn wir nämlich von den einzelnen Erscheinungen und den Theilen anfangen und von ihnen aus zum Grunde und zum Ganzen streben, „gehen wir den Weg der Erfahrung. Und wenn die Theile aus dem vorläufig erfafsten Ganzen neues Licht empfangen, so führt uns die Idee." „Erfahrung und Idee" (eben so wie früher analytische und synthetische Methode) „fordern sich hiernach einander; und die Gröfse" (warum nur diese und nicht auch die Wahrheit?) „der Erkenntnifs liegt darin, dafs sich beide durchdringen." Mit der gewonnenen Idee des Gedichtes „steht ein Bild des schöpferischen Dichtergeistes vor uns." Zwar erscheint auch dieser „uns nicht ganz, wie er in sich ist, aber so weit als sich seine Seele und sein Genius in dies eine Werk ergofs und darin sein Abbild suchte." Und wie so „der Dichtergeist aus dem Gedicht, spricht Gott aus der Welt." Allein gleichwie das Gedicht nur „ein einzelnes Spiel," worin „der Dichtergeist nur in der Gestalt einer vereinzelten Verwandelung" erscheint, eben so ist „die Welt, die wir lesen," (Entweder nämlich lesen wir sie nicht ganz, oder es giebt aufser dieser auch noch andere Welten) „auch nur ein Bruchstück, aber, wie das einzelne Drama einer antiken Tetralogie, in sich ganz." (Die übrigen Stücke sind aller Wahrscheinlichkeit nach vorhanden, nur nicht für uns.) Indessen: „Es ist uns in ihr genug gegeben, um die Herrlichkeit des Schöpfergeistes zu erkennen." (Ganz gewifs! So viel als den Heiden, dafs sie keine Entschuldigung haben.) „Die Welt ist das Gegenbild seines (blos vorausgesetzten) Wesens" u. s. w. Und was lehrt uns dieses Gleichnifs? Gott ist im Reflexe aus der Welt nur so weit zu erkennen, als unsere äufsere Erfahrung reicht, und auch so keineswegs noch Er selbst, wie er an sich selbst, in sich und für sich ist, sondern nur ein Schein von ihm; was wir erkennen, ist eigentlich nur die aus der Analyse der Erfahrung und den daraus abgezogenen Gedanken, Begriffen, besondern Zwecken und Ideen zusammengelesene Idee eines Weltganzen oder vielmehr Weltbruchstückes; vermöchten wir vom Weltgedicht noch etliche *Blätter* oder Stücke mehr zu lesen, so würde um so viel auch dem Weltpoeten in unserer Erkenntnifs noch etwas zuwachsen. — Wir konnten zum einstweiligen Schlusse dieser kritischen Erörterungen kaum eine Stelle mittheilen, welche nach dem früher Dargelegten noch genauer und bestimmter den philosophischen Standpunkt des Hrn. Vfs. bezeichnete, als er es selbst noch am eignen Schlusse seines Werkes thut. Wir sehen wohl, es ist die durchgängige, selbst auf das Quantitative sich erstreckende Gebundenheit und Abhängigkeit des philosophirenden Denkens von der Aufsenwelt und dem in der äufsern Erfahrung Gegebenen, eine *Abhängigkeit*, welche freilich, im Zusammenhange mit der vermeintlichen Endlichkeit unseres Denkens, die dann auch etwas Nothwendiges wird, überall da sich einzustellen pflegt, wo der denkende Geist noch nicht zur innern Wahrheit in ihm selbst durchgedrungen ist und in dieser sich selbst erfafst hat. Die sichtbare Welt und Natur ist allerdings im Grofsen wie im Kleinsten ein unendlich bewunderungswürdiges und in ihrer Herrlichkeit die unendliche Vernunft und Herrlichkeit Dessen selbst, der sie geschaffen hat, beurkundendes Werk; aber ist sie darum der eigentliche Quell, in dem wir gesunden und genesen? ist sie „der heilge Bronnen, Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?" Gröfser noch als die Herrlichkeit der Natur ist die Würde und Herrlichkeit Dessen, *für den* die Natur da ist, des Menschengeistes, schon darum, weil ihm auch verliehen ist, was der Schöpfer selbst hat, der Natur aber fehlt, auch ein Wissen, ein Vorstellen und Denken von der Herrlichkeit der Natur zu sein und ihre Idee zu fassen, und weil gerade dieses das Ende und Ziel der Schöpfung selbst war, nach und über der nichts von ihrer Herrlichkeit und Vernünftigkeit wissenden Natur das intelligente und denkende Wesen aufzustellen, welches dieses Wissen ähnlich dem „denkenden Urgeiste" selbst hat und haben kann, und

ebendamit die Um- und Rückkehr zu ihm selbst. Für den Geist hat daher die Natur die Bestimmung und Bedeutung, dafs er wohl an ihr und ihrer Aeufserlichkeit sich grofs ziehe und zu seiner Innerlichkeit gelange, hat er dies aber gethan, ebendamit sich auch von seiner Naturgefangenschaft erlöse und zu seiner Unendlichkeit befreie und in seiner Gottähnlichkeit seine eigne innere Wahrheit erkenne und hierin auch die eigne Idee des Geistes und seiner ewigen Vernunft finde, welche selbst erst den Schlüssel zum Verständnifs der Natur und der Idee derselben darreicht, weil sie das ewige Urbild, diese aber nur das Ab- und Gegenbild ist. Von jener äufsern Abhängigkeit und Endlichkeit des Denkens aber unzertrennlich ist auch die Unfreiheit des Denkens, indem die Erkenntnifs gerade derjenigen Wahrheit fehlt, welche allein den Geist frei macht und in seiner Erlösung mit sich selbst versöhnt. Und die menschliche Vernunft, sollte sie wirklich so tief und niedrig stehen, als sie an den angeführten und nicht angeführten Stellen von dem bescheidenen Denken des Hrn. Vfs. gestellt wird, mag sich dann wohl dazu erheben, der Grofsknecht, nicht aber „als der erstgeborne Sohn im Hause des Vaters" zu sein. Wir können nicht verschweigen, dafs wir in der weiteren Ausführung der genannten Parallele und der damit gegebenen näheren Entwicklung der Weltidee, insbesondere in dem, was der Hr. Verf. im Unterschiede von einer blos physischen oder mechanischen Weltansicht über die höhere organische Weltansicht bemerkt, zum Theil in einer sehr glänzenden Sprache und Darstellung, die auch anderwärts nicht fehlt, sehr viel Treffliches und Lesenswerthes, was wir gerne mittheilten, gefunden haben, wohl das Beste, was auf diesem Standpunkte sich erreichen läfst; was uns aber nach unserer Einsicht als der Haupt- und Grundmangel in der ganzen Ansicht selbst erschienen ist, das hat sich auch bei manchen einzelnen bemerkenswerthen und überraschenden Annäherungen, doch bis zu Ende des Buchs für uns nicht heben wollen. Wir müssen hier aber nothwendig abbrechen.

Wir sind ausgegangen von dem Versuche einer möglichen Verständigung auf scheinbar gemeinschaftlicher Basis. Bald aber sind die differenten Punkte stark hervorgetreten, damit aber auch die Punkte, wo noch eine Verständigung möglich ist. Es war uns zunächst um die Hauptsache, um das allgemeine Princip selbst, zu thun. Um die Principien aber ist überall der Kampf hartnäckig und ernst, für die Erkenntnifs aber ebendamit vielleicht desto fördernder. Die Differenz indessen liegt nicht hier allein, sie hat ihre Wurzeln schon in den äufsern Anfängen, Ausgangspunkten und in den Elementen überhaupt. In diesen ist sie daher, und wo möglich, zu einer näheren Verständigung durch Hinwegräumung der trennenden Schranken, näher zu untersuchen und zu erörtern. Auch daran liegt uns, dem Hrn. Vf. zu zeigen, dafs es mit unserer Philosophie keineswegs so schlimm und unheimlich steht, als er meint und in seinem Buche hart und schroff ausgesprochen hat. Es wird zu Beidem uns Gelegenheit gegeben, wenn wir in einem zweiten Artikel seine schweren Anklagen gegen die Hegel'sche Philosophie in ihrer Begründung, sodann seine Ableitung, Fassung und Behandlung der logischen Kategorieen in ihrem eignen sowohl als in ihrem Aristotelischen Gehalte, so wie die philosophische Methode des Hrn. Vfs. zum Gegenstande unserer weiteren Erörterungen machen werden.

In Bezug auf einige in öffentlichen Blättern vorgekommene drängende Anfragen und Aufforderungen hat Ref. noch zu bemerken, dafs ihm die Vollendung dieses ersten Artikels, dessen gröfsere Hälfte schon vor Monaten niedergeschrieben war, erst in den letzten Wochen durch seine Verhältnisse möglich geworden ist, und mithin keineswegs wissenschaftliche Gründe, woran, wie man sieht, kein Mangel ist, das spätere Erscheinen gegenwärtiger Recension veranlafst haben. —

Gabler.

XXXIX.

Commentarii de bellis C. Julii Caesaris. Recensuit et illustravit Car. Ern. Christ. Schneider. *Pars I. C. Julii Caesaris Commentariorum de bello Gallico Librum I — IV continens. Halis.* 1840. *LII und* 429. 8.

Wenn ein alter Autor eine Ausgabe erhält, die den gangbaren Ansichten der Zeit über Kritik und Erklärung entspricht, so pflegen sich an diese eine Menge kleinerer und untergeordneter zu reihen, die an sie anbauend, das, was in ihr nicht besonders behandelt ist, ausfüllen, selbst über das gehörige Maafs hinaus. Dies war auch der Fall mit Cäsar in neuerer Zeit. Oudendorp hatte eine vortreffliche Ausgabe von ihm

geliefert; ja in der Kritik ging er in dem Fleifse und der Sorgfalt, mit der er seine Codices verglich, weit über die Forderungen seiner Zeit hinaus. Auf ihn fufsten alle späteren Ausgaben: die Kritik war in ihnen desultorisch: da sie eine Recension des Textes im Ganzen nach Oudendorp's Vorgange weder vornehmen konnten noch wollten, suchten sie mehr an einzelnen Stellen ihren kritischen Scharfsinn zu üben, als den Text Cäsar's neu zu gestalten. Die Erklärung war scholastisch oder, wer mehr geben wollte, benutzte die Worte Cäsar's, um daran grammatische Erörterungen zu knüpfen. In beiden Fällen gewann Cäsar nur mittelbar. Indessen hatte man doch den Punkt getroffen, der am meisten der Bearbeitung bedurfte, die Interpretation; denn dieser Theil von Oudendorp's Arbeit, aufeinandergebaut aus den Noten der verschiedenen früheren Herausgeber, konnte den Anforderungen unserer Zeit weniger genügen.

Dies ungefähr war der Stand von Cäsar's Bearbeitung, als Hr. Schneider die Früchte seiner vieljährigen Studien über ihn veröffentlichte. Der Ruf hatte viel von ihnen gesprochen; Hr. Schn. hatte seine neue Ausgabe selber in einigen Vorläufern angekündigt. Diese, wie sie jetzt vorliegt, im Allgemeinen zu charakterisiren ist schwer. Viele hatten eine, so zu sagen, gelehrte Ausgabe erwartet, die alle Studien, die Hr. Schn. zu Cäsar gemacht, enthalten sollte. Dies ist sie nicht; jedoch auch von einer eigentlichen Schulausgabe ist sie weit entfernt. Hr. Schn. selbst bestimmt seine Ausgabe (Vorrede S. XXXVII) *Caesarem cognituris*, ein etwas schwankender Ausdruck. Denn welche Ausgabe eines Autors will den Autor nicht kennen und verstehen lehren? Es fragt sich nur, wen will sie belehren, den Gelehrten oder den, der erst ein Gelehrter werden will. Für die Letztern bestimmt Hr. Schn. die seinige, die am meisten etwa der vortrefflichen Ausgabe Gessner's von Claudian ähnlich ist. Freilich ist sie aber weit selbstständiger und sorgfältiger gearbeitet. Das schon genugsam von Andern Erörterte soll entweder ganz fortgelassen oder nur angedeutet, dagegen neue Gesichtspunkte, aber in Kürze, aufgestellt werden; daher das angenehme Gefühl, das diese Arbeit im Allgemeinen bei dem Leser hervorbringt, dafs Hr. Schn. mehr im Hintergrunde hat, als er giebt, dafs er mehr sagen könnte, wenn er wollte. Die Form, der lateinische Ausdruck, kann für referirende Darstellung zum Vorbilde dienen: er ist ohne Schmuck, aber klar und für das, was er will, angemessen. Selbst die einzelnen Theile der Arbeit sind mit Bedacht in einander gefügt, so dafs ein wohlgeordnetes und gefälliges Ganze entsteht. Wir folgen daher bei unserem Berichte der Ordnung, die uns das Buch selber an die Hand giebt.

Es beginnt mit einer, die Vorrede mit umfassenden, Einleitung. Sie enthält zuerst das Leben Cäsar's bis zu seiner Abreise nach der ihm als Proconsul bestimmten Provinz; denn was er weiter gethan und wie es ihm ferner ergangen, wird in seinen Memoiren theils von ihm selber, theils von seinen Freunden erzählt. Diese Lebensbeschreibung ist eigenthümlich gehalten. Sie nimmt den Schein an, als sollte nur Bekanntes wieder erzählt werden; indessen ist doch auch eigenes Urtheil darin: es wird die Glaubhaftigkeit einer Anekdote (denn selbst bis auf diese erstreckt sich die Erzählung) verworfen, wird gesagt, wie eine andre Nachricht zu verstehen sei, dabei werden auch alte Autoren als Gewährsmänner angeführt, aber ohne nähere Angabe der Stelle, wo etwas zu suchen ist. Auch Resultate neuer Untersuchungen werden eingeflochten, z. B. wer der ägyptische König Ptolemaeus gewesen sei, der aus Alexandrien vertrieben im Jahre 65 in Rom Hülfe suchte (S. XII), über Cäsar's Ackergesetze (S. XXV), aber selbst diese ohne alle Beweise, blofs erzählend hingestellt. Eine solche jetzt mit Recht aus der Mode gekommene dictatorische Darstellung hat zwar wegen ihres alterthümlichen Anstriches einigen Reiz, ist aber doch selbst für den Gelehrten unbequem, für die aber, zu deren Besten diese Ausgabe dienen soll, gewifs nicht angemessen. Wenigstens bei dem, was Neues angeführt wird, hätten Beweisstellen und Darlegung der Gründe nicht fehlen sollen.

Auf die Lebensbeschreibung Cäsar's folgt die Ansicht des Herausgebers über die Commentarien selber, über ihren Namen, wie sie nach einem Privattagebuch, das Cäsar führte, verfafst, wann sie herausgegeben wären, über ihre Glaubwürdigkeit, über den Stil derselben. Hier werden die nöthigsten Beweisstellen angeführt, abweichende Ansichten sollen mehr durch die Darlegung der Wahrheit, als durch Beweise von ihrer Falschheit widerlegt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Commentarii de bellis C. Julii Caesaris. Rec. et illustravit Car. Ern. Christ. Schneider.

(Fortsetzung.)

Ueber die Zeit der Abfassung spricht Hr. Schn. nur ganz kurz: er hatte sich darüber schon früher in einer eigenen Abhandlung (in Wachler's Philomathie Bd. 1.) ausgesprochen. Der dritte Theil der Einleitung endlich spricht von dem Zwecke der vorliegenden Ausgabe, von den kritischen Hülfsmitteln dabei, von der Textesgeschichte bis zu Oudendorp's Ausgabe. Die späteren werden nicht erwähnt. Die Einrichtung der vorliegenden Ausgabe selber ist die, dafs unter dem Texte zunächst die kritischen Noten stehen. Sie enthalten nicht blofs die abweichenden Lesarten der Codices, sondern auch Alles, was sich daran unmittelbar knüpft, die grammatischen und sachlichen Erörterungen, welche die Auswahl unter den Lesarten bestimmen. Die unter diesen stehenden Noten umfassen die eigentliche Erklärung im engeren Sinne.

Wir wenden uns zunächst zum kritischen Theile, zu der Gestalt des Textes, der durch die Bemühungen Hrn. Schneiders entstanden ist. Cäsar war früher mit Glück kritisch behandelt worden, als es den meisten Autoren zu Theil ward. Oudendorp hatte 9 Handschriften mit einer anzuerkennenden Sorgfalt und Genauigkeit verglichen: seine Handschriften waren überdem gut, wenn nicht alle, so doch einige; man hat bis jetzt noch nicht bessere aufgefunden und selbst die minder guten konnten wenigstens dazu dienen, die Geschichte des Textes, wie er sich unter den Händen der Abschreiber gestaltet hatte, zu erkennen, und darnach das Urtheil über den Werth und die Geltung der einzelnen Codices zu bilden. Er konnte mit seinen Hülfsmitteln also Alles leisten, was unsere Zeit von einer kritischen Bearbeitung verlangt; darin dafs er es nicht geleistet, zeigt sich der Einflufs seiner Zeit, die häufig mehr auf eigenes Gutdünken als auf die Autorität der Handschriften gab. Was war hiernach Hrn. Schn.'s Aufgabe? Er mufste, nachdem er Oudendorp's Verfahren erkannt, das bei ihm Fehlende und Versäumte ergänzen, und den Handschriften den gehörigen Einflufs auf die Constituirung des Textes einräumen. Er hat diese Aufgabe vollkommen gelöst und die Resultate gewonnen, die er gewinnen konnte.

Sein kritischer Apparat ist überaus grofs. Er hat zwanzig, bis dahin nicht bekannte Handschriften, hauptsächlich der Dresdener, Gothaer, Breslauer und Wiener Bibliothek, verglichen, aufserdem einige früher schon benutzte von neuem zu Rathe gezogen, in der That eine Fülle von Hülfsmitteln, die nur mit grofser Mühe zusammengebracht werden können, aber auch zu befriedigenden Resultaten führen müssen. Hr. Schn. theilt die gesammten bekannten Codices in zwei Klassen ein, die sich besonders de bello Gall. 8, 51—53 kenntlich machen, welche Stelle in vielen entweder ganz oder theilweise fehlt, oder versetzt ist: jede der beiden Klassen zerfällt wieder in 5 Unterabtheilungen. Als die besten Handschriften zeigen sich ein Parisinus und ein Bongarsianus der Amsterdammer Bibliothek, von denen Oudendorp nur den letztern kannte; den ersten hat zuerst Achaintre, freilich nicht ganz genau, verglichen, und auch Hr. Schn. kennt ihn nur stellenweise vollkommen. An diese beiden Handschriften mufste der Text sich anschliefsen, wo nicht ihre Verdorbenheit von den übrigen Codd. Hülfe hohlen liefs. Vollständig merkte nun Hr. Schn. die Lesarten seiner Handschriften in zwei Fällen an, wenn Oudendorp entweder den Werth der Codices nicht erkennend oder nicht richtig gegen einander abwägend eine nicht genug beglaubigte Lesart aufgenommen hatte oder, wo er zwar das Richtige oder verhältnifsmäfsig Richtigste getroffen, aber es aus seinen Quellen nicht genug begründet hatte. Dann werden die Lesarten aller Handschriften vollständig angeführt, sonst nur Proben gegeben,

aus denen der Werth der einzelnen Codices sich ergeben und das Verhältnifs derselben zu einander feststellen soll. Die grofse Masse der Lesarten also, die eigentlich kritische Ausgaben anfüllen, wird ferngehalten: sie alle aufzuführen lag nicht in dem Plane des Herausgebers. Wir billigen diese Mäfsigung, die ihn dem grofsen Publicum nur das Beste aus seinen Sammlungen geben, und es nicht alle die manchmal unerfreuliche Mühe, die er selber gehabt, mit durchmachen liefs: können indessen doch den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch eine mit dem vollständigen kritischen Apparat versehene Ausgabe eines so wichtigen Schriftstellers existiren möchte.

Das Resultat der kritischen Bemühungen Hrn. Schn.'s ist, dafs wir jetzt einen durchgehends auf die Autorität der Handschriften begründeten, aber doch dabei überall lesbaren Text haben. Dafs sich an einzelnen Stellen mit ihm rechten liefse, besonders wo der Text gegen die Codices constituirt werden mufs, wer wird es bezweifeln? Dafs indessen dergleichen bei einem so besonnenen und mit so grofser Sorgfalt Alles abwägenden Kritiker nur wenig und verhältnifsmäfsig Unbedeutendes sein kann, ist eben so einleuchtend. Gestehen wir es uns jedoch, die Kritik Cäsar's überhaupt kann nicht den glänzenden Erfolg haben, den sie bei andern Schriftstellern hat. Die Handschriften sind im Allgemeinen gut und wenig verdorben, und war der Text früher minder richtig, so hatte Oudendorp's Arbeit ihn schon zu einem Grade von Reinheit gebracht, in dem wir nicht viele Schriften der Alten haben. Zwar findet sich kein Kapitel, in dem nicht eine oder mehrere Abweichungen von Oudendorp vorkämen: indessen den Sinn verändern sie im Wesentlichen höchst selten: meist beziehen sie sich auf Stellung der Worte, auf Ausdrücke, von denen der eine eben so gut als der andre ist, auf Orthographie; der eigentlich fruchtbaren sind wenig. Wie wichtig jedoch auch solche bis in's Kleinste gehende Correctheit für weitere Untersuchungen ist, ist bekannt.

Wir erwähnen hier nur noch einen Umstand in Bezug auf die Kritik, der, wenn er sich wirklich so verhielte, wie Hr. Schn. meint, interessant, ja selbst von Wichtigkeit wäre. Hr. Schn. nimmt zwei Klassen von Handschriften an, die also aus zwei verschiedenen Quellen geflossen sein müssen. Welches sind diese Quellen? In der Vorrede spricht er davon nicht: doch in den kritischen Noten deutet er es an verschiedenen Stellen an. Cäsar konnte seine Memoiren nicht nach dem Kriege schreiben, ohne während der zehnjährigen Dauer desselben Notizen dazu gesammelt zu haben. Dies ist ersichtlich. Nun wird von Servius zu Virgils Aeneide 11,743 (denn die Stellen andrer Autoren übergehen wir, da Hr. Schn. selber sie nicht für entscheidend hält) eine sogenannte Ephemeris Caesar's erwähnt und daraus eine Anekdote mitgetheilt, die sich in den uns erhaltenen Commentarien nicht findet. Diese Ephemeris soll ein Tagebuch gewesen sein, in dem Cäsar seine Erlebnisse, sobald sie geschehen, verzeichnet habe. Wohl möglich, ja sogar auch ohne weitere Zeugnisse wahrscheinlich, dafs ein Mann, wie Cäsar, der eben so gut mit der Feder, wie mit dem Degen umzugehen wufste, seine Thaten sogleich schriftlich aufsetzte. Zur Abfassung der Commentarien indessen war ihm gewifs ein solches Tagebuch nicht nothwendig. Jeder römische Magistrat, sowohl in Rom als in der Provinz, mufste ja ausführliche Acten über seine Verwaltung führen, also gewifs auch Cäsar, und aus diesen offiziellen Quellen konnte er allen Stoff schöpfen, der zum Schreiben seiner Memoiren, die Privatverhältnisse wenig oder gar nicht berühren, nöthig war. Doch nehmen wir Servius', unsrer Meinung nach ebenfalls nicht ganz vollgültiges, Zeugnifs als richtig an. Hr. Schn. meint nun, die zweite Klasse der minder guten Handschriften sei daher entstanden, dafs aus jener Ephemeris einzelne Ausdrücke und auch kleine Zusätze in die eigentlichen Commentarien übergegangen wären. Liefse sich dies beweisen, so wäre es überaus interessant. Doch betrachten wir es zuvörderst an sich. Jene Ephemeris ist nie herausgegeben worden. Die Alten liebten es überhaupt nicht, solche der Form nach unvollendete Werke öffentlich bekannt zu machen, und bei Cäsar trug, wie Suet. Caes. 56 erzählt, Augustus noch besondere Sorge, dafs nichts der Art in's Publicum käme; Sueton selber, dem doch die Archive zu Gebote standen, kennt sie nicht. Nichts desto weniger mögen einige Wenige, wie z. B. Asinius Pollio, sie gesehen, Einzelnes wieder erzählt und so bekannt gemacht haben. Gewifs aber sind sie nie so bekannt gewesen, dafs es einem Abschreiber einfallen konnte, einen einzelnen Ausdruck oder ein Sätzchen aus ihnen in die wirklichen Commentarien einzuschieben. Und was sind denn das für Verschiedenheiten der Lesart, die auf sol-

che Weise entstanden sein sollen? Hauptsächlich eine Stelle lib. 1, 39, 2. Cäsar spricht hier von der Furcht, die sich seines Heeres bemächtigte, da es gegen Ariovist ziehen sollte. Er sagt nach der Lesart der besten Handschriften: *Hic* (timor) *primum ortus est a tribunis militum, praefectis reliquisque, qui ex urbe amicitiae causa Caesarem secuti magnum periculum miserabantur, quod non magnum in re militari usum habebant.* Die Worte *magnum periculum miserabantur, quod* fehlen in den meisten Handschriften, und Hr. Schn. läfst sie weg, weil er meint, sie seien aus dem Tagebuche Cäsar's in diese Commentarien gekommen. „Ausfallen, sagt er, konnten sie leicht wegen des zweimal wiederkehrenden *magnum;* eingeschoben aber konnten sie nicht werden, da der Sinn ohne sie vollständig ist." Als ob denn sonst Interpolationen nur da vorkämen, wo der Sinn unvollständig ist! Doch wir geben zu, dafs jene Worte, wie sie jetzt lauten, falsch sind, zwar nicht aus den Gründen, die er anführt, sondern weil eine Tautologie mit dem Folgenden *commune periculum miserabantur* entsteht. Wir wollen uns kurz fassen, wir halten jene Worte für vollkommen ächt und ursprünglich von Cäsar in diesen Commentarien geschrieben, nur dafs es statt *periculum miserabantur* heifsen mufs *periculum esse rebantur* (der beste Codex hat nämlich *miserabantur*, ein guter *miserebantur*) nach Ursinus und Muret's Conjectur, die Hr. Schn. nicht erwähnt. Eben so wenig wie diese Stelle, scheinen die übrigen den Verdacht einer doppelten Recension zu begründen, z. B. 2, 2, 4, wo einige Handschriften vor *proficisceretur* einschieben *XII die*, oder gleich darauf, wo statt *re frumentaria comparata* einige Codices haben *re frum. provisa* oder 2, 5, 5, wo die Lesart zwischen dem Conjunctiv *essent* und dem Indic. *erant* schwankt.

Der erklärende Theil der vorliegenden Ausgabe hat durch die eigenthümliche Interpretationsmethode Hrn. Schn.'s ein besonderes Interesse. Eine wissenschaftliche Erklärung Cäsar's mufs, nach unserem Dafürhalten, ein doppeltes Ziel haben. Einmal mufs das, was in grammatischer und sachlicher Hinsicht Schwierigkeiten macht, erläutert werden: dann mufs in Folge davon das, was sich aus Cäsar's Stil als allgemein klassisch ergiebt, herausgehoben und angedeutet werden. Das Erstere ist bei Cäsar scheinbar leicht. Er schreibt nicht dunkel, nicht von dem klassischen Latein abweichend, der Text ist verhältnifsmäfsig wenig verdorben. So ist es denn gekommen, dafs Viele, die eine nicht blos scholastische Erklärung liefern wollten, auf Abwege gerathen sind, und den Text Cäsar's mifsbrauchten, um daran allgemeine grammatische Reflexionen zu knüpfen. Dies verschmäht Hr. Schn. mit Recht: er will nur eben eine Erklärung Cäsar's liefern und sein ganzes Wissen auf diesen Punkt concentriren. Er fafst die Stelle, auf die es ankommt, scharf in's Auge, führt etwa nur die, welche zu ihrer Erläuterung dienen, an, und setzt dann seine Meinung mit einer gewissen Ausführlichkeit auseinander. Wir führen z. B. als charakteristisch die Note an, welche in dem Satze Buch 1, 18, 5: *Si quid accidat Romanis*, (Divitiacum) *summam in spem — regni obtinendi venire* zu den Worten *summam in spem — venire* hinzugefügt wird. Sie lautet so: „Iam erat in ea spe Dumnorix, sed quia id, quo nitebatur spes, nondum acciderat, spem quoque interim quasi removebat, ita demum in eam ingressurus, si quid Romanis adversi accideret. Frequens haec dictio est Caesari. Cf. c. 42. §. 2 — et 3, 6; 7, 12; 30; Civ. 1, 72." Ein Anderer würde den ersten Theil der Note weggelassen, und blos die sonstigen Stellen, wo dieselbe, vielleicht auch, wo eine ähnliche Redensart vorkommt, angeführt haben. Was Hr. Schn. sagt, pflegt sonst dem eigenen Nachdenken oder mündlicher Erläuterung überlassen zu bleiben. Indessen gestehen wir gern, dafs er so einzelnen Stellen interessante Gesichtspunkte abgewinnt, und eigenthümlich anregt. Bei dieser Methode ist es jedoch besonders schwer, das richtige Maafs zu halten, und nicht in ein Zuviel zu verfallen: wenigstens werden die Urtheile über das, was der schriftlichen und was der mündlichen oder eigenen Erläuterung angehört, verschieden ausfallen. Wir bekennen, dafs uns z. B. die Noten zu 2, 1, 4 *quod — vulgo regna occupabantur;* zu 2, 2, 1 zu *inita aestate*, zu 2, 2, 3 zu *exercitum*, ob der Singular oder der Plural richtiger sei, 2, 5, 2 zu *magnopere*, ob es so oder *magno opere* heifsen müfste, wo die Entscheidung, es müsse *magnopere* heifsen, weil ein darauf folgendes *quanto opere* nicht das Correlativ dazu bilde, doch überaus willkührlich ist, etwas zu lang erscheinen. Statt dessen würden wir Bemerkungen gewünscht haben z. B. zu 1, 7, 1 *maturat — ab urbe proficisci*; zu 1, 8, 1 *decem novem*, was sehr auffallend ist statt *decem et novem*, zu 1, 20, 2 über den Conjunctiv *pos-*

set, zu 1, 31, 11 *hanc consuetudinem victus cum illa comparandam*, wo man wegen der oratio obliqua statt *hanc* erwartete *illam* und statt *illa* etwa *Germanorum*, zu 1, 31, 15 *sumat*, statt dessen man *sumpturus sit* für richtiger halten könnte, zumal da diese Sachen von den früheren Herausgebern entweder gar nicht oder nicht gehörig beachtet sind. Wäre dies und Anderes auch von Früheren richtig abgehandelt worden, so könnte man es aus Hrn. Schn.'s Ausgabe doch nicht erkennen. Denn seine Vorgänger führt er, aufser im kritischen Theile Oudendorp, selten an, zuweilen findet sich eine Polemik mit *critici*, *alii*, *multi*, *sunt qui*, die wir selbst in einer Ausgabe, die nicht eigentlich gelehrt sein soll, für nicht ganz angemessen halten.

Wir erwähnen schliefslich Einiges, wo Hr. Schn. entweder in der Erklärung der Worte Cäsar's selber oder in dem, was er an sie geknüpft hat, uns nicht vollkommen befriedigt hat, nicht, um damit einen Tadel auszusprechen, sondern nur um damit einen Beweis zu liefern, dafs wir bei der genauen Durchsicht der vorliegenden Ausgabe zu manchen Betrachtungen angeregt wurden, zu denen eine andere Interpretationsmethode vielleicht keine Veranlassung gegeben hätte. Zu 1, 7 extr. *ad Idus Apriles reverterentur* billigen wir die Abfassung der Note, obwohl sie mittelbar das Richtige enthält, nicht ganz. Scaliger, Oudendorp und Andere hatten gelesen *a. d. Idus*, offenbar falsch; denn was soll *ante diem Idus* heifsen? Wie kommen sie aber darauf, verbessern zu wollen? Sie erwarteten *Idibus Aprilibus*, und dies war das gewöhnliche. Es kam also darauf an, zu beweisen, dafs *ad Idus* nicht blos den Zeitpunkt *bis wohin*, sondern auch *wann* bedeutet. Dies geschieht vollkommen durch das Beispiel Suet. Oct. 87 *ad Kalendas Graecas se soluturum*, wie auch wir sagen: „zum 1. April bezahlen." Hr. Schn. führt weder das an, wodurch die früheren Herausgeber verführt wurden, und in dem Beispiele Sueton's läfst er die Hauptsache *se soluturum* aus. Das andre angeführte Beispiel aber Cic. Cat. 1, 3 *in ante diem V Kal. Nov. — se contulisse* gehört in keiner Weise hierher. Lib. 1, 8, 1 sagt Caesar *ea legione, quam secum habebat, militibusque, qui ex provincia convenerant.* Einige Codices lassen *ea* aus. Dies wird verworfen; denn *ea* sei dem Subst., das eine Person bezeichne, perspicuitatis gratia hinzugesetzt, ohne dem würde *legione* undeutlich sein. Verglichen wird c. 15, 3 *quingentis equitibus tantam multitudinem equitum propulerant.* Diese Parallelstelle kann doch nur zum Beweise dienen, dafs Cäsar auch sonst die Soldaten als willenlose Instrumente in der Hand des Feldherrn betrachtet und als solche in den Abl. setzt, jene perspicuitas aber ist unerklärt. Wahrscheinlich sagte Cäsar *ea legione* und nicht *iis militibus*, weil er mehrere Legionen, aber Soldaten, die noch nicht in Legionen einrangirt waren, eben nur jene hatte, dort also eine Hervorhebung zweckmäfsig, hier unnöthig war. 1, 17, 2 *quod praestare debeat, si jam principatum Galliae obtinere non possent, Gallorum quam Romanorum imperia perferre.* Die gewöhnliche Lesart nach Hotomann's Verbesserung ist *possint*. Hr. Schn. weist auf die besondere Bedeutung der Unmöglichkeit oder des Nichtseins hin, die das Imperf. Conj. in Conditionalsätzen hat, und führt davon ein passendes Beispiel an. Allein auch nach dieser Bemerkung mufs hier *possint* stehen. Bei *non possent* würde das *non posse* unmöglich erscheinen; der Zusammenhang verlangt aber, dafs die Möglichkeit bleibe, dafs die Aeduer nicht die erste Stelle in Gallien behaupten. 1, 19, 3 *cui summam omnium rerum fidem habebat.* Hier wird *omnium rerum fides* erklärt durch *fides*, *quae omnia alteri credit.* Was nutzt diese Erklärung? Soll ein *studium omnium rerum* ein *studium*, *quod omnibus rebus studet* sein? 1, 24, 1 *copias suas Caesar — subducit, equitatumque — misit.* Das Präsens *subducit* soll hier gesetzt sein, *weil* das Zurückziehen der Truppen allmählig, das Perf. *misit*, weil das Absenden der Reiter mit einem Male geschah. Konnte Cäsar nicht aber auch *subducebat* und *misit* oder *subducit* und *mittit* sagen, ohne Veränderung des Sinnes? 1, 25, 4 *quod mons suberat circiter mille passuum.* Es soll hier die Entfernung eines Berges von dem Schlachtfelde, auf dem Cäsar und die Helvetier gestritten, angegeben werden. Hr. Schn. verbindet *mons mille passuum*, ein Berg, der tausend Schritt entfernt ist, und vergleicht *via tridui, frumentum dierum XXX.* Danach könnte also *prope te stat homo x pedum* heifsen: „sechs Fufs von Dir steht ein Mann."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Commentarii de bellis C. Julii Caesaris. Rec. et illustravit Car. Ern. Christ. **Schneider.**

(Schlufs.)

Gewifs ist *mille* hier, wie zuweilen, als Substantivum mit dem Genit. verbunden, und ist mit *subesse* als Accus. der Entfernung zu verbinden. 1, 35, 2 lautet die Antwort Ariovist's auf die Gesandtschaft Cäsar's *si quid ille se velit, illum ad se venire oportere.* In der Anmerkung dazu heifst es: „Formula sermoni cotidiano et comoediae propria et ob id ipsum Ariovisti moribus et ingenio egregie accommodata." Verstehen wir dies recht, so meint Hr. Schn., Cäsar habe deswegen eine Redensart aus dem gewöhnlichen Leben gebraucht, weil Ariovist ein Mann ohne Bildung gewesen wäre. Was würde, fragen wir, aus dem Stil des Historikers werden, wenn er, so oft er von gemeinen Menschen zu sprechen hätte, in gemeinen Ausdrücken reden wollte? Und macht es Cäsar vielleicht sonst so? Auch die Erklärung der Redensart, die hinzugefügt wird, billigen wir nicht. Der Accus. der Person, meint Hr. Schn., hänge von einem ausgelassenen Verbo *convenire* oder *colloqui* ab. Nein, der Acc. der Person hängt genau mit *velle* zusammen (te volo, paucis te volo), und der Acc. des Pronomen ist eine Art entfernteren Objects. Wenn ich sagen kann *hoc te rogo*, warum nicht *quid me vis*? Wir erwähnen noch aus demselben Theile des ersten Buches, aus dem die angeführten Beispiele sind, I, 2, 1 *nobilissimus fuit et ditissimus*, wo in den Parallelstellen von gleicher Wortstellung statt *et* vielmehr *ac* steht; 1, 18, 5, wo *imperio* der Ablat. der Zeit ist; 1, 21, 1, wo *sub monte* nicht „hinter einem Berge," sondern „am Fufse eines Berges" bedeutet, 1, 22, 1 *a Gallicis armis — cognovisse*, wo die beiden angeführten ähnlichen Stellen aus Dichtern sind, und es wahrscheinlich *e* heifsen mufs; 1, 29, 2 *quarum omnium rerum*, wo *res* die einzelnen Posten bedeutet, und Cäsar auch *capitum* geschrieben haben würde, wenn ihm nicht dies Wort gleich darauf nothwendiger gewesen wäre; I, 31, 10 *pejus accidisse*, wo wir *pejus* für das Adverb., nicht für das Adject. halten und wenigstens der Beweis vom Gegentheil zu führen war.

In der sachlichen Erklärung sind durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn überall interessante Resultate gewonnen worden. Wir heben z. B. die vielbesprochene Stelle Buch 1 c. 29, 1 heraus, wo Cäsar erzählt, die Listen der ausgewanderten Helvetier seien *literis Graecis confectae* gewesen. Hr. Schn. scheint uns mit Recht zu behaupten, blofs die griechische Buchstabenschrift, nicht auch die griechische Sprache sei den Helvetiern bekannt und bei ihnen in Gebrauch gewesen. Selbst der Ausdruck *literis Graecis* weist darauf hin. Ebenso 3, 4, 1, wo von den *gaesis* der Alpenvölker ausführlich gesprochen wird. An einer Stelle des ersten Buches jedoch c. 21, 2 hat Hr. Sch. unsrer Ansicht nach, indem er sich den Handschriften zu sehr anschlofs, geirrt. Cäsar sagt hier bei der Beschreibung des Kampfes mit den Helvetiern, er habe den *Titum Labienum, legatum pro praetore* einen Berg besetzen lassen. Hier ist der *legatus pro praetore* auffallend. Unter Augustus mag es legati pro praetore gegeben haben, die in die sogenannten kaiserlichen Provinzen, deren Proconsul im engern Sinne der Kaiser war, gesandt wurden; aber mit Hrn. Schn. anzunehmen, Cäsar habe dem Labienus, um ihn zu ehren, den Titel Proprätor gegeben, ist unmöglich. Als ob Cäsar denn geraden Weges habe Provinzen vergeben können? Und irgend eine provincia mufs doch ein Proprätor haben. Man nimmt an, Cäsar habe Labienus zum Proprätor ernannt während seiner Abwesenheit, auch Hr. Schn. glaubt, dies sei geschehen, als er um Truppen auszuheben, wie er sagt, in Italiam d. h. nach Ober-Italien gegangen sei (1, 10). Doch abwesend ist Cäsar so noch nicht: er ist in den 10 Jah-

ren seiner Statthalterschaft nie aus seinen Provinzen gegangen; der äufserste Punkt, wohin er kam, war Luca, die Grenzstadt von Gallia Cisalpina. Von andern Auslegern dieser Stelle werden Münzen noch vor Augustus angeführt, wo legati pro praetore erwähnt werden sollen. Wir zweifeln an ihnen. Ueberdem nennt Cäsar sonst nie weder den Labienus noch einen andern seiner Legaten Proprätor. Man giebt zu, es sei dies eine Nachlässigkeit, aber Cäsar pflege dergleichen nur einmal, gelegentlich zu bemerken. Gewifs aber nur bei passender Gelegenheit. Und kann man das für eine passende Gelegenheit halten, wenn er sagt, er habe dem Proprätor, seinem Legaten Labienus den Befehl gegeben, mit zwei Legionen nach einem nahen Berge zu marschiren? So halten wir hier also trotz aller Handschriften mit Hotomann diese Lesart für falsch, und entscheiden uns für *propere*, das zuerst Aldus hat.

Aus der genauen Erklärung eines Autors müssen sich dem Herausgeber eine Menge Bemerkungen ergeben, zunächst über den eigenthümlichen Sprachgebrauch des behandelten Schriftstellers, dann über den allgemeinen lateinischen Sprachgebrauch. Wie wichtig ist dies bei Cäsar? und wie wenig ist bei ihm dafür geschehen? Wir wissen, dafs er der zweite von Rom's klassischen Schriftstellern ist, seine Zeitgenossen bewunderten seinen Stil, worin aber das Gute bei ihm besteht, was sich aus ihm für den allgemeinen lat. Sprachgebrauch gewinnen läfst, ist wenig bekannt und zusammengestellt. Wenn auch nicht eine grammatica Caesariana, doch aber zahlreiche Observationes erwarteten wir bei Hrn. Schn., der Cäsar so genau kennt, zu finden. Er scheint dies indessen mit dem Zwecke seiner Ausgabe für unvereinbar gehalten zu haben: er isolirt jede Stelle, er betrachtet sie nicht im Zusammenhange mit den übrigen, und ist zufrieden, ihren Sinn zu erklären. Doch läfst sich Manches der Art kurz mit ein paar Worten andeuten, ohne dadurch die Stellung einer für Caesarem cognituris bestimmten Ausgabe zu verändern. Z. B., um einige ganz leichte Fälle anzuführen, 1, 33, 4 über den Gebrauch der Formen *occupasset* und *occupavisset*, zu 1, 32, 3, wo die Lesart zwischen *permanere* als Inf. hist. und *permansere* schwankt, über die Endung der 3. Pers. Plur. Perf., zu 2, 6, 3 *cum multitudo lapides conjicerent* über die Verbindung der Collectiva bei Cäsar mit dem Plural und anderes der Art. Wir geben zu, dafs auch ein Anderer diese und ähnliche zahlreiche Observationen nach Hrn. Schn's. Ausgabe machen kann: wie viel besser aber und leichter hätte er sie selber machen können?

Doch wir wollen uns in dergleichen Bemerkungen nicht weiter ergehen, damit es nicht scheint, als seien wir von einer so trefflichen und gediegenen Arbeit, wie die vorliegende, noch nicht befriedigt. Hr. Schn. hat die Kritik Cäsar's vor der Hand absolvirt, und in der Erklärung, was er nicht geleistet, nicht leisten wollen. Hoffen wir, dafs, wenn er diese Ausgabe der Commentarien von und über Cäsar (denn eine solche, also auch der Schriften über den afrikanischen, spanischen und alexandrinischen Krieg läfst der Titel derselben erwarten), beendet hat, er später Veranlassung finden möge, in der Kritik seine Gründe, in der Erklärung seine Resultate vollständig darzulegen.

Dr. A. W. Zumpt.

XL.

Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts von Dr. F. C. A. Schwegler. Tübingen, 1841 *bei Fues.*

Die vorliegende Schrift hält sich zwar zunächst in den engeren Gränzen einer speciellen historischen Untersuchung, hat aber, wie schon der Titel andeutet, zugleich auch eine allgemeinere Bedeutung, und greift selbst in die wichtigsten Fragen der neueren Kritik ein. Anlafs dazu giebt dem Vf. theils seine Auffassung des Montanismus selbst, sofern derselbe bei ihm, statt eine ganz isolirte Erscheinung zu sein, vielmehr in einem umfassenden gröfseren Zusammenhange erscheint, theils die geschichtlichen Beziehungen, in die der Montanismus kam, theils endlich die Nothwendigkeit, Resultate seiner Forschung gegen Voraussetzungen, die ihnen widersprechen würden, sicher zu stellen. Ueber den Gesichtspunkt, von dem aus seine Untersuchung aufzufassen ist, spricht sich der Vf. selbst gleich anfangs aus, wenn er als seinen Zweck angiebt, nachzuweisen, dafs der Gegensatz des Judenchristenthums und Paulinismus, im zweiten Jahrhundert, statt aufgehört zu haben vielmehr noch überall Princip der geistigen Bewegung sei, dafs also noch im ganzen zweiten Jahrhundert das Christenthum ringen mufste, um reines selbstständiges Christenthum zu werden und dafs erst

so allmählig eine katholische Kirche sich bildete. Vorangeht der Natur der Sache gemäfs im *ersten Buche* eine Darstellung des Montanismus nach seiner Eigenthümlichkeit. Obwohl es nun gerade nicht hier ist, wo vorzugsweise von einer ferneren Forschung neue Resultate erwartet werden konnten, so hat sich der Vf. doch aufser der Vollständigkeit und Klarheit der Entwicklung besonders noch dadurch ein Verdienst erworben, dafs er einen bis jetzt wenig oder gar nicht beachteten Punkt, nämlich die Trinitätslehre des Montanismus, vollends aufgehellt hat. Das Eigenthümliche derselben ist, wie der Vf. aus Tertullian nachweist, 1) die in der Geschichte nach bestimmten Offenbarungsperioden erfolgende Hypostasirung des göttlichen Wesens, 2) das eigenthümliche Verhältnifs der Hypostasen zu einander, indem je die folgende nicht blos der vorangehenden subordinirt, sondern zugleich auch eine Beschränkung ihres Inhalts ist, so die Offenbarung durch den λόγος eine Beschränkung der von dem Vater im Gesetze gegebenen, und wiederum die Offenbarung des Paraklet eine Beschränkung der im λόγος erschienenen; denn das Gesetz ist nur für die duritia cordis, die Offenbarung durch Christus ist noch für die infirmitas carnis, erst die des Paraklet ist die sanctitas spiritualis. Durch diese Auffassung wird der Unterschied des A. und N. Testaments ein blos quantitativer, und es erhellt der ganz judenchristliche gesetzliche Standpunkt des Montanismus. Was das zeitliche Hervorgehen der Hypostasen betrifft, so weist der Vf. selbst im zweiten Buche noch auf die Verwandtschaft dieser Trinitätslehre mit dem Sabellianismus hin, von dem sie sich nur durch das Subordinationsverhältnifs und das Fortbestehen der Hypostasen neben einander unterscheide, denn der richtig aufgefafste Sabellianismus kenne nur eine zeitliche Aufeinanderfolge derselben. Diese Verwandtschaft wird auch noch durch äufsre Zeugnisse erhärtet, in denen der Montanismus mit dem Sabellianismus zusammengestellt wird, und selbst einen durch das Evangelium der Aegyptier vermittelten historischen Zusammenhang beider macht der Vf. wahrscheinlich.

Das *zweite Buch*, das über die geschichtliche Stellung des Montanismus handelt, sucht vor Allem die Nachweisung zu geben, dafs der Montanismus *Ebionitismus* sei, welchen letzteren Namen übrigens der Vf. nicht in einem beschränkteren Sinne, sondern für das Judenchristenthum überhaupt braucht, indem er die Bemühungen, eine geschichtliche Anschauung des sonst vorzugsweise so genannten Ebionitismus zu gewinnen, für vergeblich hält. Zuerst wird eben aus dem judenchristlichen und alles Heidnische verabscheuenden Charakter des Montanismus jene Erklärungsweise widerlegt, die denselben in Zusammenhang mit der alten phrygischen Naturreligion setzt, wobei übrigens hätte bemerkt werden können, dafs diese Erklärung insoweit berechtigt sei, als sie nur für die Entstehung des Montanismus in Phrygien den phrygischen Volkscharakter mit in Anschlag bringt. Darauf wird die ursprüngliche Identität des Montanismus und Ebionitismus im Einzelnen nachgewiesen, die selbst da wieder hervortrete, wo das montanistische Princip dem ebionitischen zu widersprechen scheine. Obwohl der Vf. hier eigentlich nur schon Bekanntes kombiniren konnte, so ist dennoch auch diese Nachweisung durch ihre Vollständigkeit und theilweise Neuheit nicht ohne Verdienst; allein was das eigenthümliche Princip des Montanismus, seine Prophetie, betrifft, so ist wohl die Darstellung von *einem* Mangel nicht ganz freizusprechen, dem nämlich, dafs sie auch hierin den Montanismus und Ebionitismus zu sehr zu identificiren scheint. Läfst man auch die Berufung auf die korinthischen Irrlehrer und deren γλώσσαις λαλεῖν gelten, — obwohl es noch eine Frage ist, ob es gerade ihnen eigenthümlich und von ihnen als ein besonderer Vorzug hervorgehoben worden sei, denn 1. Cor. 7, 40 berechtigt noch nicht zu diesem Schlufs — und läfst sich auch gleich gegen die übrigen Beispiele nichts einwenden, so hat der Vf. doch jedenfalls unterlassen, den Unterschied der Art und Weise, wie dies Princip der Prophetie in früherer Zeit und wie es im Montanismus auftritt, ebenso hervorzuheben. In jener früheren Zeit ist die Prophetie durchaus nicht ein beherrschendes Princip; das Princip des Ebionitismus ist vielmehr die Tradition, nur darum wird gegenüber von Paulus der unmittelbare Umgang mit Christus als Bedingung der apostolischen Würde hervorgehoben, schwerlich zufolge des Glaubens an eine διαδοχὴ πνεύματος, wie der Vf. vermuthet. Dagegen ist im Montanismus die Prophetie der beherrschende Mittelpunkt. Woher nun diese hohe, in Wahrheit specifisch neue Bedeutung jenes längst vorhandenen Princips? Der Vf. sagt dies weder hier, noch später, wo er Anlafs dazu hätte; er hat also wohl alle Voraussetzungen des Montanismus entwickelt, aber das Moment, das aus diesen Voraus-

setzungen ein Neues hervorrief, diese innerlichste Seite, hat er nicht berührt. Dies ist schon an sich ein Mangel, aufserdem aber bringt es auch wenigstens jenen Eindruck hervor, als ob Montanismus und Ebionitismus zu sehr identificirt würden. Das Moment, das den Montanismus eigentlich hervorrief, läfst sich freilich nur durch einen Blick auf dessen ganze Zeitstellung erfassen; er ist offenbar aus der allgemeinen geistigen Bewegung jener Zeit zu erklären, wie sie sich namentlich in dem Gnosticismus und in der Reaktion des Paulinismus kund giebt. Der Montanismus ist nichts Andres als das Judenchristenthum, wie es selbst *als solches*, trotz seiner jedem Fortschritt widerstreitenden Zähigkeit, dennoch von der allgemeinen Bewegung ergriffen wird. Gegenüber von jenen Fortschritten, durch die es mit dem Sturze bedroht wurde, mufste es selbst aus sich etwas Neues hervorbringen; dieses Bollwerk, welches das Judenchristenthum der fortschreitenden Zeit entgegenstellt, ist der Montanismus. Von einer Fortbewegung in dogmatischer Hinsicht konnte natürlich hier nicht die Rede sein, sonst hätte sich ja dieser Standpunkt selbst aufgehoben; das Neue, welches das Judenchristenthum, wenn es als solches fortbestehen wollte, allein hervorbringen konnte, war nichts Andres als seinen bisherigen Standpunkt auf die Spitze zu treiben. Aber je weniger ein wirklicher Fortschritt vorhanden war, desto gewaltiger mufste sich das Bewufstsein dieses Bedürfnisses in formeller Hinsicht äufsern; die übrige Kirche in ihrer dogmatischen Fortentwicklung theilte jenes blos formelle Bewufstsein nicht. Man wird vielleicht gegen diese Erklärung aus dem Folgenden einwenden, dafs ja auch der Montanismus doch nicht ohne Theilnahme an der dogmatischen Entwicklung geblieben sei, nämlich in der Trinitätslehre; allein dies war nur die natürliche Ausbildung jenes formellen Princips; da, wo es eigentlich auf den Fortschritt ankam, wo es galt, über den blos traditionellen judenchristlichen Standpunkt hinauszugehen, da ist der Montanismus ohne Entwicklung geblieben. Der Grund, warum der Vf. nicht selbst auf eine solche Erklärung einging, scheint übrigens nur darin zu liegen, dafs ihm jene neuen Aufschlüsse über die historischen Voraussetzungen des Montanismus zu sehr Hauptsache waren. Diese Auffassung des Montanismus, wornach er nur das Mittel ist, durch das sich das alte Judenchristenthum gegen die fortschreitende Zeit abschlofs, bestätigt sich nun durch eine ebenfalls neue Nachweisung, die der Vf. selbst giebt, dafs nämlich in den Pseudo-Clementinen, diesem letzten Produkte des Ebionitismus, das sich noch am meisten den Fortschritten der Zeit anzubequemen sucht, die Ekstase, die weibliche Prophetie und die Trinitätslehre des Montanismus *bekämpft* werden, ohne Zweifel, wie der Vf. treffend bemerkt, weil für den besonnenen, mit dem Geist der Zeit vertrauteren Standpunkt jener Schrift das schroff judenchristliche Auftreten des Montanismus nur eine höchst störende Erscheinung sein konnte. Demungeachtet übrigens ist klar genug, dafs das Judenchristenthum in der Gestalt der Pseudo-Clementinen nicht fortbestehen konnte, eben weil es hier schon zu sehr von der Entwicklung inficirt war, dafs es vielmehr nur im Montanismus noch sein Dasein eine Zeitlang fristen konnte, wie wir dies auch in der Geschichte sehen.

Nachdem der Vf. den Ursprung des Montanismus aus dem Ebionitismus dargethan hat, giebt er nun auch eine gewifs höchst treffende Erklärung des Punktes, wodurch sich der Montanismus so bestimmt von dem Ebionitismus zu unterscheiden scheint, nämlich seiner Trinitätslehre. Nach werthvollen Vorbemerkungen über die Christologie der apostolischen Zeit und einer kurzen Nachweisung, wie selbst bei Justin dem Märtyrer πνεῦμα und λόγος noch in einander fliefsen, sucht der Vf. darzuthun, wie der Montanismus der erste Urheber einer eigentlichen Trinitätslehre sei. Als Ausgangspunkt wird hiebei das πνεῦμα betrachtet, das auch schon im Ebionitismus eine bedeutende Stelle einnimmt, nur dafs es hier noch als weiblich erscheint, wohl im Zusammenhange mit der alttestamentlichen Idee der σοφία. Hievon werden nun auch im Montanismus noch Spuren nachgewiesen, indem in einem Gesicht der Maximilla sogar Christus selbst in weiblicher Gestalt auftritt, wahrscheinlich in Folge des Verhältnisses, in das ihn der Ebionitismus zu dem weiblichen πνεῦμα setzte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrh. von Dr. F. C. A. Schwegler.

(Schlufs.)

Erst von hieraus, vermuthet der Vf., wurde auch Christus selbst allmählig als eine besondere Hypostase aufgefafst. Je mehr es sich nämlich um Feststellung des montanistischen Princips handelte, desto mehr galt es ja, das πνεῦμα oder den Paraklet als eine besondere Offenbarungsform von der Offenbarung in Christus zu unterscheiden; in diesem Interesse also nahm wohl der Montanismus zu seinem πνεῦμα noch die λόγος-Idee auf und machte Christus zu einer getrennten Hypostase. Für diese Erklärung wird eine bekannte Parabel aus dem Hirten des Hermas beigezogen, worin Christus als der δοῦλος erscheint, der von dem Vater erst zum Sohne und Miterben des πνεῦμα eingesetzt wird. Dann folgt die Frage, ob der Montanismus auch die λόγος-Idee zuerst eingeführt habe, da es auch abgesehen von dem aller Philosophie fremden Wesen des Montanismus schon an sich wahrscheinlicher ist, dafs die Anwendung der λόγος-Idee von Alexandrien ausging. Nicht zu billigen möchte es sein, wenn der Vf. die Umwandlung des weiblichen πνεῦμα in den männlichen παράκλητος der Umwandlung des Sohnes in den λόγος vorausgehen läfst; denn ist auch gleich das πνεῦμα der Ausgangspunkt der montanistischen Trinitätslehre, so ist es doch gewifs wahrscheinlicher, dafs erst durch die Analogie mit dem männlichen λόγος auch das πνεῦμα zu dem männlichen παράκλητος wurde; es läfst sich wenigstens sonst kein Grund dieser Umwandlung einsehen. Aufserdem wird aus Apokal. 19, 13, wo bereits die λόγος-Idee vorhanden und auf Christus angewendet ist, wahrscheinlich, dafs dieselbe auch in dem Kreise, wo der Montanismus seinen Ursprung nahm, schon so frühe, wenn auch nicht allgemein, verbreitet war, dafs auch hiedurch jene umgekehrte Annahme unterstützt wird. Mit der λόγος-Idee war dann auch von selbst die Umwandlung des Subordinationsverhältnisses zwischen Sohn und Geist in das entgegengesetzte gegeben; das der Zeit nach Vorangehende mufste natürlich dem darauf Folgenden übergeordnet werden.

Um nun aber diese ganze Darstellung nicht haltungslos in der Luft schweben zu lassen, mufs der Vf. nothwendig die Frage über das vierte Evangelium berühren, was denn auch in einer zwar kurzen, aber um so scharfsinnigeren Episode geschieht. Zuerst wird eine schon von Bretschneider angeregte, bald aber wieder zurückgedrängte Frage in ungleich schärferer Weise wieder zur Sprache gebracht, nämlich über die Vereinbarkeit der kirchlichen Tradition von dem vierten Evangelium mit den aus dem Passahstreite überlieferten Nachrichten. Mit Recht wird bemerkt, dafs der Bischof Polykrates von Ephesus, wenn er in dem bekannten Briefe bei Eusebius sagt, Johannes, Philippus u. s. w. haben das Pascha κατὰ τὸ εὐαγγέλιον gefeiert, d. h. gemäfs der Erzählung der Evangelien, dafs das letzte Mahl Jesu ein Passahmahl gewesen sei, (denn anders läfst es sich nicht erklären, zumal da die Argumentationsweise jener Zeit auch von sonst her bekannt ist), — dafs dieser Bischof unmöglich von dem vierten Evangelium als einem Werk des Apostels Johannes gewufst haben könne, weil er sonst nothwendig dieses mit seiner entgegengesetzten Relation hätte berücksichtigen müssen, da er ja sogar den Johannes selbst in der Stelle aufführt. Also um das Jahr 180 wufste ein Bischof von Ephesus, dieser Stadt, wo der Apostel Johannes selbst lebte und wo er auch sein Evangelium abgefafst haben soll, dennoch von einem solchen Evangelium noch nichts; die entscheidende Wichtigkeit dieser Instanz läfst sich nicht in Abrede stellen. Auch die gewöhnliche Einwendung auf die Bretschneider'sche Argumentation, dafs nämlich ja Johannes das Passah auch habe feiern können, ungeachtet er wufste, dafs das letzte Mahl Jesu kein solches war, weil er ja die spätere Ar-

gumentationsweise nicht gerade habe theilen müssen und auch aus blofser Accommodation an der Feier habe Theil nehmen können, — auch diese Entgegnung wird dadurch widerlegt, dafs die orientalische Passahfeier in Wahrheit eine reine jüdische gewesen sei, da sie das Andenken an den Tod Christi erst am folgenden Tage nach dem Passah gefeiert habe, dafs also auch jene Argumentationsweise aus dem letzten Mahl Jesu eine ganz nothwendige und folgerichtige gewesen sei, dafs aber dem Vf. des vierten Evangeliums, zumal bei dem hohen Ansehen des Johannes und bei der kirchlichen Ansicht von dem Zustande jener späteren christlichen Zeit eine Accommodation an einen solchen ganz jüdischen Gebrauch nicht zugeschrieben werden könne. Das vierte Evangelium verrathe vielmehr sogar eine ausdrückliche polemische Tendenz gegen die judenchristliche Passahfeier, theils dadurch, dafs an mehreren Stellen es so absichtlich hervorgehoben werde, wie das Passah erst noch zu erwarten gewesen sei (13, 1. 29. 18, 28.), theils durch die Stelle 19, 35—36, die nur den Sinn haben könne, im Interesse der occidentalischen Feier Christus selbst als das wahre Passahlamm darzustellen; namentlich aber erkläre sich das sonst so räthselhafte Schweigen über die Einsegnung des Abendmahls nur dadurch, dafs es wegen des Zusammenhangs, in dem es in der evangelischen Tradition mit dem Passahmahl erschien, weggelassen wurde. Der Vf. hätte sich auch noch auf c. 6. berufen können, in welchem, wie B. Bauer hier gewifs richtig erklärt, die Bemerkung, dafs das Passah nahe gewesen sei, verbunden mit dem darauf folgenden Wunder der Speisung und der alttestamentlichen Parallele in der Rede Jesu, auch mit dem 7, 1 Erzählten, wornach Jesus jenes Passah *nicht* besuchte, ebenfalls keinen andern Zweck hat, als anzudeuten, wie Jesus selbst das wahre Passah sei. Auch die Montanisten, wird gesagt, scheinen das vierte Evangelium anfangs nicht gekannt zu haben, da selbst nicht einmal die kirchliche Polemik gegen sie dasselbe berühre, wie doch hätte geschehen müssen, wenn sie sich auf das Evangelium berufen hätten. Hieher gehört auch noch, was der Vf. im dritten Buche über die gewöhnliche Vorstellung von dem Apostel Johannes und von der johanneischen Zeit bemerkt, dafs nämlich alle Nachrichten, die auf den Zustand der kleinasiatischen Kirche, namentlich auch der ephesinischen Gemeinde, schliefsen lassen, durchaus auf einen ganz judenchristlichen, dem vierten Evangelium keineswegs entsprechenden Zustand hindeuten, wie auch der Apostel selbst nach allen Nachrichten über ihn ein Judenchrist gewesen zu sein scheine. Als ein Beleg für den ersteren Punkt werden namentlich auch die acta Pauli et Theclae aufgeführt, deren Vf., um dem Namen des Paulus in Kleinasien wieder allmählig eine Geltung zu verschaffen, denselben in ganz judenchristlichem Gewande darstellte (nach Tertullian). Der Montanismus selbst, sagt der Vf. mit Recht, müsse bei der gewöhnlichen Ansicht von der Wirksamkeit des Johannes und dem Zustande jener Zeit als ein durch Nichts zu erklärender Rückschritt erscheinen. Erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts beginne auch in Kleinasien eine antijüdische Reaction, als deren erster Repräsentant Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis, erscheint; in diese Zeit und diesen Kreis verlegt daher der Vf. die Entstehung des vierten Evangeliums, wofür sich auch noch andre bestimmtere Spuren nachweisen liefsen. Höchst schätzbar sind die Andeutungen über die antiebionitische Tendenz des Evangeliums, die sich in allen Hauptpunkten nachweisen lasse; weniger dagegen möchte sich dem beistimmen lassen, was über seine angebliche antihierarchische Tendenz gesagt wird, denn um die Mitte des zweiten Jahrh. möchte doch schwerlich in Kleinasien schon eine solche hierarchische Tendenz Statt gefunden haben, dafs das Evangelium dagegen hätte polemisiren sollen, und das, was der Vf. so erklären zu müssen glaubt, möchte sich auch noch auf andere Weise erklären lassen. Diefs letztere gilt namentlich auch von der Erklärung des dritten johanneischen Briefes im dritten Buche, dafs er nämlich auf den späteren Streit der römischen Kirche mit der orientalischen und die darin kund gegebene hierarchische Anmafsung der ersteren sich beziehe. Eine genauere Ansicht jenes Briefes scheint vielmehr zu ergeben, dafs der Verf. darin sein Ansehen als Presbyter gegenüber der ungehörigen Anmafsung eines einzelnen geltend zu machen sucht, denn nicht nur spricht der Vf. gleich von Anfang aus seiner Stellung als Presbyter heraus, sondern v. 9. 10. deuten offenbar auf ein näheres Verhältnifs des Vfs. zu der ἐκκλησία hin, auf ein Verhältnifs der Ueberordnung, wenigstens gegenüber von jenem Einzelnen. Aufserdem aber wird sich auch bei einer genauen Auffassung der historischen Beziehungen des Evangeliums und der anderen Briefe zeigen,

dafs auch in ihnen eine ganz gleiche Tendenz enthalten ist und zwar wäre der Gedanke an dieselbe dem Vf. noch ungleich näher gelegen als jene obige wenn gleich sinnreiche Beziehung. Der dritte Brief ist daher, wenn er auch, was bei seiner Kleinheit nicht auffallen kann, erst später genannt wird, doch gewifs von demselben Vf.; die Spuren von Sprachverschiedenheit, die man schon darin finden wollte, besagen nichts gegen die Identität der sonstigen ganzen Denk- und Ausdrucksweise, sowie der darin enthaltenen Tendenz. Nur in Betreff des unleugbar späteren c. 21. möchten wir der Erklärung des Vfs. vollkommen beistimmen; der Gegensatz, gewissermafsen die Nebenbuhlerschaft, in der hier Petrus und Johannes sich gegenüberstehen, weist unverkennbar auf den Gegensatz der römischen Kirche als des Stuhls Petri gegen die kleinasiatische Autorität des Johannes hin, wie derselbe unter Viktor auf seiner Spitze erscheint.

Nachdem das Verhältnifs des Montanismus zum Gnosticismus, der, wie aus dem früher Gesagten folgt, ungeachtet der scheinbaren Verwandtschaft der beiderseitigen Principien, doch in Wahrheit das entgegengesetzte Extrem der damaligen Zeit bildet, in Kürze besprochen ist, kommt der Vf. zu dem wichtigeren Gegenstande, dem Verhältnifs des Montanismus zur Kirchenlehre, wobei aber zur richtigen Auffassung gleich anfangs bemerkt wird, dafs der Montanismus in seiner ersten Zeit eben so gut wie jede andre Richtung zur Kirche gehört habe, weil es damals noch gar keine katholische (d. h. in sich übereinstimmende) Kirche gab. Freilich ist es wohl ebendarum zu Viel gesagt, dafs der Montanismus in seiner ersten Zeit den Stand des allgemeinen dogmatischen Bewufstseins repräsentire; denn das Judenchristenthum war zwar allerdings damals noch die gröfsere Parthei, allein die Reaction hatte wohl auch in der Kirche bereits begonnen (s. weiter unten), und überdies darf das Judenchristenthum jener Zeit keineswegs geradezu überall mit dem Montanismus identificirt werden. Die Hinweisungen des Vfs. auf den montanistischen oder wenigstens dem Montanismus verwandten Standpunkt hervorragender Kirchenlehrer jener Zeit, z. B. eines Melito, Irenäus, Justin, sind zwar allerdings nicht ohne Grund, und eben so ist es auch nicht ohne Bedeutung, dafs die erste kirchliche Bekämpfung des Montanismus sich noch gar nicht gegen seinen eigentlichen Mittelpunkt, die Annahme einer neuen Offenbarungsperiode richtet, sondern ihn nur in untergeordneteren Punkten angreift; allein es beweist dies doch noch nicht, dafs das montanistische Princip so allgemeine Geltung gehabt hätte. In treffender und erschöpfender Weise wird von dem Vf. der Einflufs des Montanismus auf die Ausbildung der Kirchenlehre dargestellt. Als allzuweit gegangen wird es dagegen ohne Zweifel Manchen erscheinen, wenn nun im Anfange des *dritten Buchs*, das die Geschichte des Montanismus behandelt, sogar die Existenz seines angeblichen Urhebers, der Person des Montan, in Frage gestellt wird, allein nimmt man die vom Vf. angeführten Gründe zusammen, so wird in der That jene Vermuthung mehr als wahrscheinlich. Auch schon der ohne Zweifel lateinische Name, der doch (ebenso wie die Namen Maximilla und Priscilla) an einem phrygischen Gebirgsbewohner auffallen mufs, spricht dafür. Warum der Vf. die Erklärung dieses Namens für schwierig hält, ist bei seiner sonstigen Combinationsgabe nicht leicht einzusehen; denn fehlt es auch auch an historischen Daten dafür, so ist doch der Sache nach das Wahrscheinliche, dafs der Name Montanus auf einer Verwechslung beruhe; das ursprüngliche „montanus quidam," das nur einen Gebirgsbewohner bezeichnen sollte, wurde wohl in der Sage zu einem Eigennamen. Die beiden dem Montan zur Seite gegebenen Gestalten der Maximilla und Priscilla erklärt der Vf. wohl ebenfalls nicht mit Unrecht wenigstens in dieser Weise ihres Auftretens für unhistorisch und für eine mythische Anschauung der beiden montanistischen Offenbarungsprincipien, des λόγος und πνεῦμα, ähnlich der Helena des Magiers Simon (mit dem Montan später Hand in Hand erscheint), oder der ebenfalls mythischen Philumene des Apelles. Die Entstehung der beiden Namen, sowie auch des Namens Montanus scheint aus der römischen Kirche abgeleitet werden zu müssen, in der sie sich auch aus sonstigen Gründen am besten erklärt, nicht nur weil in Rom die wirklichen historischen Verhältnisse nicht so bekannt waren, sondern auch weil die römische Kirche die Hauptgegnerin des Montanismus war. Auf eine solche Entstehung der Namen in der feindlich gesinnten römischen Kirche möchte selbst die eigenthümliche gemeinsame Endung der beiden Weibernamen hinweisen, in der etwas Verächtliches zu liegen scheint. Als Resultat der chronologischen Untersuchung über die Anfänge des Montanismus ergibt sich auch bei dem

Vf. nur das, dafs die Zeit derselben blos annähernd bestimmt werden könne und in das vierte oder fünfte Jahrzehend des zweiten Jahrhunderts falle. Sehr verdienstlich sind in der Geschichte der Bekämpfung des Montanismus die neuen Aufklärungen, die über das anscheinend so verworrene Sektenwesen zu Ende des zweiten Jahrhunderts gegeben werden, vor Allem das über Praxeas und die Aloger Gesagte, welche beide als wahrscheinlich der marcionitischen Richtung angehörig bezeichnet werden, wofür aufser den sonstigen Nachrichten über beide namentlich die bekannte Stelle des Irenäus (adv. haer. III, 11.) angeführt wird. Eben so treffend ist, was über das Verhältnifs der sogenannten Unitarier (Theodot, Artemon u. s. w.) zu den Pseudo-Clementinen gesagt wird, nämlich über den grofsen Unterschied dieser beiden Richtungen trotz ihres gemeinsamen Monarchianismus. Das Verhältnifs dieser beiden Richtungen läfst sich wohl nicht besser bezeichnen als so, dafs die Pseudo-Clementinen die letzte Stufe des Judenchristenthums, jene Unitarier dagegen (die wohl auch der marcionitischen Richtung entstammen), die letzte Stufe der Gnosis sind, auf der sich ihr unkirchliches Princip vollendete und endlich ganz nackt hervortrat in der Verehrung heidnischer Philosophie u. s. w. Es zeigt sich bei dieser Vergleichung, dafs das gnostische Element der Pseudo-Clementinen nur ein ihnen aufgedrungenes ist, und dafs sie eben daher auch gar nicht zur eigentlichen Gnosis gerechnet werden dürfen. Schliefslich ist noch zu berücksichtigen, was aus Anlafs des Kampfes der römischen Kirche gegen den Montanismus über den Zustand der ersteren gesagt wird. Der Vf. datirt die Reaction des Paulinismus in der römischen Kirche, die er mit der Baur'schen Kritik annimmt, erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts und schreibt hiebei besonders Marcion grofsen Einflufs zu. Die Abweichung der römischen Kirche von der judenchristlichen Passahfeier wird nur als ein Rest paulinischer Anordnung angesehen, die wohl auf die persönliche Anwesenheit des Paulus in Rom zurückzuführen sei. Allein ist schon diese Annahme eines in ganz judenchristlicher Zeit sich forterhaltenden paulinischen Restes nicht ohne Schwierigkeit, (wie sie auch schwerlich im Sinn der Baur'schen Kritik sein möchte, zufolge der die Wirksamkeit des Paulus in Rom sehr zu beschränken ist), so sind auch aufserdem die übrigen Momente, die der Vf. für seine Ansicht anführt, keineswegs beweisend. Dafs das Zeugnifs des Hegesipp nicht so streng genommen werden darf, geht schon daraus hervor, dafs ja doch in Betreff der Passahfeier die römische Gemeinde nicht nach dem νόμος handelte; aufserdem ist auch die Zeit der Reise des Hegesipp nicht so genau bekannt. Dasselbe gilt von der Entstehungszeit des judenchristlichen Pastor Hermae; die Abfassung der Pseudo-Clementinen aber scheint ja der Verf. selbst in eine Zeit zu setzen, wo die paulinische Reaction schon auf ihrer Spitze angelangt war; überdies war ja Rom in jener Zeit auch ein Sammelplatz so vieler fremdartiger Elemente. Unter den kirchenhistorischen Nachrichten findet sich freilich nur eine, die auf einen schon früheren Anfang der paulinischen Reaction hinweist; die Abweichung der römischen Gemeinde von der judenchristlichen Passahfeier nämlich wird in jener Stelle bei Eusebius von Anicet nur auf seine Vorgänger bis Hyginus und Hystus zurückgeführt; ist dies nicht auffallend genug in einer Sache, wo es so sehr auf apostolische Autorität und das Recht einer der beiden Kirchen ankam? Warum dieser Grenzpunkt, wenn nicht auch in Wirklichkeit etwas zu Grunde lag, das hinderte, jene Sitte in eine noch frühere Zeit hinaufzuführen? Dies hätte der Vf. bei seiner Berufung auf jene Stelle wohl beachten dürfen. Dafs das Andenken an eine Umwälzung, die schon in jener frühen Zeit Statt fand, später so ganz zurücktrat, erklärt sich sehr einfach, denn mit dem Bewufstsein der römischen Kirche als der Hauptträgerin apostolischer Tradition stimmte diese Erinnerung nicht zusammen; und so möchte das Dunkel, das über jener so wie über der vorhergehenden judenchristlichen Periode liegt, leicht von der Kirche selbst herrühren, deren Interesse es entgegen war, das Andenken an jene Zeiten fortzupflanzen. Für diese Ansicht möchten sich, was freilich auch nothwendig ist, auch noch andere sichere Spuren auffinden lassen; nur darf jene Reaction nicht als eine gewaltsame, sondern mufs als eine erst allmählig erstarkende aufgefafst werden. Dafs die Zeit Viktors die Spitze jener Reaction ist, geben wir dem Vf. zu, aber diese Reaction brauchte wohl längere Zeit als der Vf. ihr einräumt, und darum darf wohl auch das Episkopat Viktors nicht zugleich als ein so grofser Wendepunkt aufgefafst werden, wie der Verf. thut. Jene Aussage der Artemoniten, die für den Verf. ein Hauptargument zu sein scheint, könnte jedenfalls nur das besagen, dafs bis auf Viktor die höhere christologische Ansicht in Rom noch nicht förmliche kirchliche Sanction gehabt habe; auch scheint ja jene Uebergangszeit namentlich in der Christologie vielfach noch widersprechende Elemente vereinigt zu haben, wie dies die Christologie des vierten Evangeliums zeigt, und einem Justinus Martyr war die λόγος-Idee bereits bekannt. Die Motive des Kampfes zwischen der römischen Kirche und dem Montanismus setzt der Verf. mit vieler Klarheit auseinander. Zum Schlusse folgt noch eine kurze aber treffende Charakteristik Tertullians, des Hauptverfechters des Montanismus, ferner, was über den Verfall des letzteren bekannt ist, und endlich eine Hinweisung auf spätere Nachklänge, wie die Katharer, einzelne Sekten zur Reformationszeit, die Quäker und den Swedenborgianismus. Ueberall zeigt sich eine grofse Vertrautheit mit der betreffenden Quellenliteratur, so wie auch die Uebersichtlichkeit der Darstellung anzuerkennen ist. Das Ganze ist ein für die Fortbildung der theologischen Kritik zumal bei den theilweise verworrenen Bestrebungen der letzten Zeit höchst beachtungswerther Beitrag.

C. Planck.

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

XLI.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. *Th.* 1. *Frankfurt a. M.*, 1827, *Hermannsche Buchhandlung. VI u.* 455 *S. Th.* 2. *Münster*, 1834, *Theissingsche Buchhandlung. IX. u.* 261 *S. Th.* 3. *ebend.* 1839. *IX. u.* 716 *S. (Theil* 1. *auch: Münster*, 1834. *Theissingsche Buchhandlung).*

Das Verhältniſs der christlichen Kirche zur israelitischen Religionsgemeinschaft, besonders der christlichen Lehre zur Mosaischen in ihrer Fortbildung, wie sie die *Kabbalah* (d. h. die überkommene, durch Ueberlieferung oder Tradition *empfangene* Lehre des Judenthums oder Israelitenthumes) uns vorführt, oder auch der Lehre des N. T. zur Kabbalah ist der groſse und gewaltige Kampfplatz, auf dem die allerwichtigsten Interessen der Menschheit früher oder später entschieden werden müssen. Der Kampf hat bereits sich entsponnen, und muſs nothwendig immer ernster, immer allgemeiner, immer entscheidender werden; wie Strauſs und alle seine Vorgänger, und mit ihm ganz vorzüglich *Gfrörer* (in seiner Geschichte des Urchristenthums, 3 Haupttheile, 1838 und früher in seinem Buche „Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie" 1831 und als zweite unveränderte Auflage 1835 in zwei Abtheilungen) in neuester Zeit auf der einen Seite stehen, befinden sich ihnen gegenüber Männer wie Reuchlin, Buddeus, Kleuker, in neuester Zeit beinahe allein dastehend der Verf. des oben genannten, hier anzuzeigenden Buches, Prof. *Molitor* zu Frankfurt a. M., der durch Scharf- und Tiefsinn, durch Gründlichkeit seiner Forschungen und seines Wissens, durch eben so innige Frömmigkeit als geistvolle Auffassung des Christenthumes werth ist, in unserer Zeit an der Spitze der Vorkämpfer für den Zusammenhang der Lehren der christlichen Kirche und der Kabbalah zu stehen.

„Die Uebereinstimmung der christlichen Tradition (sagt Dr. Jost in seiner Anzeige des Molitorschen Werkes in den Ergänzungsblättern zur Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung, vgl. Molit. Th. 1. §. 382) mit der jüdischen ist eine anerkannte Thatsache, welche aus den jüdischen Kabbalisten deutlich hervortritt. Der Verf. beweist es auch aus der Methode des neuen Bundes und aus thalmudischen Schriften, am meisten aber aus dem Inhalte der traditionellen Lehren, der Trinität, der Erlösung, der Engel u. s. w. Mit Recht behauptet Verf., es wäre irrig zu glauben, daſs die Juden aus der christlichen Kirche ihre Mystik bereichert hätten. Hiernach ist es natürliche Pflicht der Wissenschaft, die Elemente christlicher Mystik in der jüdischen Tradition aufzusuchen." Je mehr die Männer der Wissenschaft, namentlich der Theologie, dieser Pflicht sich mit allem Ernste eines angestrengten und schwierigen Studiums unterziehen, desto mehr wird das historische Christenthum einerseits siegend hervorgehen aus seinem Kampfe mit den mythologisirenden Bestrebungen einer glaubenslosen, ihre Wissenschaft stets anpreisenden Schule, andererseits wird es das alttestamentliche Volk, dessen welthistorische Bestimmung noch keinesweges ganz erreicht ist, mehr als jemals früher in den Stand setzen, sich von der Identität der christlichen Lehren und seiner eigenen in mehr geheimer Ueberlieferung vorhandenen zu überzeugen, und die Anerkennung Jesu von Nazareth als des wahren Messias auszusprechen, womit eine neue Periode in der Kirchen- und Weltgeschichte beginnen wird.

Sehr merkwürdig ist nun bei der Vergleichung der Molitorschen und Gfrörerschen so sehr entgegengesetzten Resultate, daſs eine gleiche Reihe von Jahren hindurch beide Männer denselben Studien obgelegen.

Molitor sagt zum Schlusse des 1sten Theiles S. 455: „Indem wir nunmehr diesen ersten Theil unseres Werkes beschliefsen, statten wir zugleich jenen edeln hochherzigen Seelen, die uns zu dieser Arbeit ermunterten, und seit einer Reihe *von dreizehn* Jahren dabei grofsmüthigst unterstützten, unsern herzlichsten und verbindlichsten Dank ab. Möchten sie von diesem Unternehmen jene gehofften Wirkungen in Erfüllung gehen sehen, dafs die Wunder des Ewigen immer tiefer erkannt und sein Name immer verherrlichter werde" und Gfrörer „Das Jahrhundert des Heils" Abth. 1. Vorr. V sagt: „*Dreizehn* Jahre sind es, seit ich mich überhaupt mit den Studien beschäftige, deren Früchte in dem eben genannten [„Philo und die alex. Theosophie"] und in vorliegendem Werke der deutschen Lesewelt dargeboten werden." Aus welchem einen einzigen Umstande bereits die Schwierigkeit und Bedeutsamkeit des vorhandenen Kampfes sich ermessen läfst.

Was nun Molitor's Werk näher angeht, so erklärt der höchst bescheidene Verf. es für eine „Studie..., die vielleicht dazu geeignet ist, diejenigen zu erwecken, die da berufen sind, was hier nur schwach und unvollkommen, wohl gar oft irrig angedeutet ist, in höherer Klarheit auszusprechen, und dieses hier begonnene Werk zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt einst zu vollenden." Bestimmter spricht er seinen Zweck aus Th. 1. S. 9: „Die Aufmerksamkeit auf diese wichtige, seit so langher vernachläfsigte, Untersuchung der alten jüdischen Urtradition aus ihren Quellen von neuem wieder zu wecken, ist der Zweck gegenwärtiger Schrift", vgl. Th. 2. S. 8. 12. Th. 1. S. 325 f., und Th. 2. S. 12 bittet er bei den folgenden speculativen Entwickelungen, das Ganze vorläufig blos als einen freien philosophischen Versuch zu betrachten; späterhin werde es sich dann zeigen, dafs der gröfste Theil davon eine treue Abstraction aus der Kabbalah gewesen und nur Einiges davon dem Christenthum ausschliefslich angehört. Der Nebentitel „oder über die Tradition" könnte leicht dazu verführen, in dem engeren Sinne das Wort zu nehmen, in welchem es in der römisch-katholischen Kirche üblich ist; bestimmter würde er gelautet haben, wie er S. 1 und in den folgenden Theilen ebendaselbst wirklich vorkommt: „oder über die Tradition in dem alten Bunde und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kabbalah;" der Titel Phil. der Gesch. würde aber bestimmter Philos. der Religionsgeschichte oder Phil. der geoffenbarten Religion gelautet haben.

In Theil 1. spricht der Verf. in einer Einleitung S. 3—10 über die mündliche Ueberlieferung im Allgemeinen, Abschn. 1. S. 11—82 über die jüdische Tradition, Abschn. 2. S. 83—138 folgt ein kurzer Grundrifs der Geschichte der mündlichen Ueberlieferung in dem Zeitalter des Thohu (oder des Zustandes der Einheit und Verschlungenheit des äufsern irdischen Adams mit der äufsern materiellen Natur cf. S. 111), Abschn. 3. S. 139—170 gibt die Geschichtsfolge der Tradition in dem Zeitalter des Gesetzes, Abschn. 4. S. 171—220 die Fortsetzung, Abschn. 5. S. 221—292 Fortleitung der Tradition in dem Zeitalter des leidenden Maschiachi, Abschn. 6. S. 293—328 handelt über die Wichtigkeit der jüdischen Tradition für das Christenthum, Abschn. 7. S. 329—354 über den Ursprung der Sprache und Schrift bei den Hebräern, Abschn. 8. S. 355—420 über den Ursprung der Vokalpunktation, Abschn. 9. S. 421—443 theilt einige Bemerkungen zur M'sorah mit, Abschn. 10. S. 444—455 spricht über die Gesetzes-Tradition.

Theil 2. enthält aufser einer Einleitung S. 1—12, drei Abschnitte: 1) über die speculative Erkenntnifs der Gottheit S. 13—51. 2) Versuch einer speculativen Entwicklung der allgemeinen Grundbegriffe der Theosophie nach den Grundsätzen der Kabbalah S. 52—172. 3) Ueber die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und das Verhältnifs des Wissens zu dem Glauben S. 173—241, und zuletzt einen Anhang S. 242—261: Nachtrag einiger Stellen aus der Kabbalah.

Theil 3. enthält drei Abschnitte. 1) Zur Kritik der Offenbarung, oder über Heidenthum, Juden- und Christenthum im Allgemeinen S. 1—125. 2) Spezielle Darstellung des Judenthums; die Lehre von der realen physischen Unreinheit, ihrer Reinigung und Versöhnung S. 126—250. 3) Fortsetzung der speziellen Darstellung des Judenthums; von der geistigen Unreinheit, ihrer Reinigung und Versöhnung S. 251—598; dann folgt ein Anhang einiger Stellen aus der Kabbalah S. 599—714 und Zusätze S. 715—716.

Nach Th. 2. §. 16—21. hatte der Verf. den Plan, im 2ten und 3ten Theile, auf speculativem Wege *die allgemeinen Grundprincipien der* [jüdischen oder kabbalistischen] *Theosophie* zu entwickeln, in dem 4ten Theile, nach einer allgemeinen Betrachtung über die

Mystik in der Religion, eine *Vergleichung* zwischen *dem Christenthum und Judenthum* anzustellen, und eine kurze Geschichte der *Entwicklung der christlichen Bildung* zu versuchen, als Fortsetzung der im 1sten Theile gegebenen Geschichte des Judenthums. Hierauf wollte er in den folgenden Abschnitten zu der kritischen Untersuchung einer im Judenthum wirklich vorhandenen *mystisch-historischen Urtradition* übergehen, und ihre Beziehung zu den Lehren der anderen Völker, so wie ihre genaue Verbindung mit den Dogmen des Christenthums nachzuweisen suchen. In dem 5ten Theile endlich will er sich dann bestreben, das System der Kabbalah an den bisher gefundenen speculativen Principien, und zwar mit den *eigenen Worten der Kabbalisten* zu entwickeln, und überall die Uebereinstimmung und Verschiedenheit mit dem Christenthum angeben.

„Es scheint" sagt der Verf. Th. 1. S. 325 f. „jetzt dringendes Bedürfnifs zu sein, die Forschungen über die alte Tradition des Judenthums wieder da anzuknüpfen, wo sie im siebenzehnten Jahrhundert abgebrochen worden, und dasjenige auszuführen, was einst ein *Mirandola*, *Galatinus*, *Reuchlin*, *Kircher*, *Knorr*, *Rittangel*, *Vitringa* und Andere beabsichtigten, was indessen für ihre Zeit noch zu frühe war. *Eine solche, im höhern Geiste wiederbegonnene Untersuchung der Mysterien des alten Israels, in denen alle Geheimnisse des neuen Israels gleichsam wie in der Knospe verschlossen liegen, wird, unserem Dafürhalten nach, ganz besonders geeignet sein, die christliche Mystik in ihrem Grund-Elemente zu erwecken, das Studium der Väter von neuem zu beleben, das Gebäude der Theologie aus ihren tiefsten theosophischen Principien zu begründen und welcher gestalt einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zur künftigen Wiedervereinigung der getrennten Religions-Partheien zu bereiten. Namentlich wird diese Forschung allen idealen Wissenschaften eine feste Basis geben, sie wird den Weg zur wahren Urgeschichte der Menschheit bahnen und als einziger wahrer Leitfaden in dem dunkeln Labyrinthe der Mythen, Mysterien und Verfassungen der Völker dienen, und auf diese Weise beitragen, die schwankenden Begriffe über dasjenige, was da war, und was künftig sein soll, näher zu bestimmen*, und vieles, was jetzt noch Ahnung ist, in ein helleres Licht zu versetzen." Der hochverehrte Vf. unterläfst es an dieser Stelle, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der nach des Ref. Ueberzeugung von weltgeschichtlicher Bedeutung ist und als solchen sich in dem Mafse wird geltend machen, als diese Studien der Kabbalah unter Christen *und* Juden immer allgemeiner werden, worauf der Vf. hinweist, wenn er Th. I., S. 311 sagt: „Die Juden setzten weder zu ihrer Tradition etwas hinzu, noch nahmen sie etwas davon hinweg, wohl aber verkleisterten sie dieselbe immer mehr und mehr; aus Furcht, es möchte Mancher durch jene mystischen, dem Christenthume so nahe verwandten Ideen zum Uebertritt gestimmt werden, hüllten sie die Mystik in ein immer gröfseres Dunkel und verstatteten den Zutritt zu ihr nur denjenigen, welche im väterlichen Glauben hinlänglich befestigt waren. Demungeachtet wurde dennoch mancher Israelit durch die Kabbalah zum Christenthume bekehret, und ein Jeder, der auf diesem Wege nicht zum Christenthume gelangt, wird schwerlich in seinem neuen Glauben fest gegründet werden, er müfste denn durch sonderbare Gnade geführet worden sein." Es mufs nämlich nothwendig, je bekannter im Judenthum selbst die grofsentheils verborgenen und unbekannten Schätze der Kabbalah werden, die Bekehrung des alttestamentlichen Volkes im Ganzen und Grofsen immer mehr sich vorbereiten; weshalb die Beförderung des Studiums der Kabbalah sowohl unter Christen wie Juden, namentlich auch die Verbreitung solcher Bücher, wie das vorliegende, im innersten Interesse der Verbreitung des Christenthumes zunächst unter den Juden, liegt.

Der Reichthum an geschichtlichem Material, an den tiefsten in edler, lebendig frischer, ja begeisterter Sprache ausgesprochenen, aus der gründlichsten Quellenforschung hervorgegangenen und darauf beruhenden Thatsachen, Gedanken und Ideen, die auf jeder Seite des Buchs Einem entgegentreten, ist so grofs, dafs die Anzeige desselben, (welches Ref. in den Händen jedes Philosophen, Theologen und Geschichtsforschers, ja jedes Gebildeten unter Christen und Juden wünscht, dem Christenthum und Judenthum und überhaupt religiöse Entwickelung unseres Geschlechtes nicht gleichgültig ist) gerade wegen dieser ganz aufserordentlichen Fülle von Ideen seine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, abgesehen davon, dafs Gegenstände darin zur Sprache kommen, die der gründlichsten näheren Bespre-

chung bedürfen und wobei man nicht gleich dem Verf. wird beistimmen können; Ref. will es versuchen, wenigstens einige Hauptmarksteine zu setzen, die das Gebiet des ohne allen Zweifel früher oder später Epoche machenden Werkes näher bezeichnen.

In der *Einleitung* macht der Verf. geltend, dafs die menschliche Kultur, als die Erziehungsanstalt des gefallenen Menschengeschlechts, ursprünglich von einer *unmittelbaren göttlichen Offenbarung* selber anhebt und in einer ununterbrochen fortlaufenden (obwohl durch die Einwirkung des *finstern Reiches vielfach entstellten und zersplitterten*) *Reihe von Ueberlieferungen* bestehet, die in einer lebendig fortschreitenden organischen Entfaltung von *Geschlecht* zu *Geschlecht* übergehen, wobei die folgende Generation immer von der vorhergehenden erzogen, und die überlieferten Resultate der Vergangenheit die lebendigen Anfänge einer neuen Zukunft werden. Diese *heilige Urtradition*, deren Spuren sich zwar bei allen Völkern der Erde erhalten, ist vorzugsweise das Eigenthum jenes *von Gott ausersehenen Volkes* gewesen, durch welches das Heilige in der Menschheit bewahret, und *einst alle Geschlechter der Erde sollten gesegnet werden* (1. Mos. 26, 4).

Abschn. I. Aufser den Fundamentalartikeln der jüdischen Glaubenslehre, dafs das Sepher Thorah von Moscheh empfangen und ohne alle wesentliche Veränderung seines Inhalts und seiner Form in unverfälschter Reinheit in der Kirche fortgepflanzt worden, dafs alle übrigen, kanonisch geachteten, Bücher durch die Aufsicht der Kirche in gleicher Authentie erhalten worden, dafs Moscheh (während seines zweimal vierzigtägigen Aufenthalts auf dem Berge Sinai) aufser der Thorah noch eine *besondere* Anweisung und nähere Bestimmung für die Ausübung und Beobachtung des allgemeinen Kirchen- und Staatsgesetzes von Gott empfangen habe, ist es von jeher eine von allen Kirchenvätern in Jsraël einstimmig behauptete Lehre gewesen, dafs Moscheh auf Sinai auch noch eine besondere Erklärung über den *innern verborgenen*, geistigen Sinn des Gesetzes empfangen hat, und demselben die alte heilige Urtradition über das Werk der Schöpfung und das Urgesetz der ersten Patriarchen noch mehr aufgeschlossen, welche hierauf durch die Propheten immer mehr und mehr enthüllet und erweitert worden ist. Der in dem *Thalmud* ausdrücklich enthaltene Lehrsatz, dafs die Thorah noch einen *innern verborgenen Sinn* habe, wird näher nachgewiesen. Die *mündliche* Tradition (*M'sorah*, auch *Kabbalah*, obwohl man in spätern Zeiten den Namen *M'sorah* für die *formelle*, und Kabbalah für die *mystische* Tradition gebrauchte) begriff Alles, was in dem *öffentlichen, für Jedermann geschriebenen, W'orte* nicht enthalten, aber unter den Kirchenlehrern als Erklärung desselben, sei es *schriftlich* oder *mündlich*, überliefert worden ist. Handschriften, in denen zur Unterstützung des Gedächtnisses *die Hauptpunkte der Lehre als Leitfaden* niedergeschrieben wurden, sind die *M'gilloth S'tharim* (Rollen der Verborgenheiten). Die jüdische Tradition sondert sich in die *formelle*, *wie* das Sepher Thorah (und die andern heil. Schriften) sowohl *gelesen*, als auch mit Rücksicht auf die in der Form und Gestalt der Schriftzüge ausgedrückte Symbolik *geschrieben* werden sollen, und in *die materielle*, mit einem *äufsern legislativen* und einem *innern doktrinellen* Bestandtheil. Die *Mischnah* (deren 6 Sedarim-Ordnungen, in ihren 63 M'hachoth-Traktaten, die wieder in Perakim-Abschnitte zerfallen, ihrem Inhalte nach aufgeführt werden) und die mit ihr im Wesentlichen gleichberechtigten *Braitoth* (Thorath Kohanim (= Siphra), Siphri, Mechilta, Thosephtha, M'hachtboth K'tanoth), ferner die *G'mara* der *Thalmud* (= Mischnah *und* G'mara) von Jerusalem und Babylon werden weiter besprochen, und besonders bemerklich gemacht, dafs bei Gelegenheit der weitläufig darin angeführten Kontroverse, [illegible] aft die [illegible] derbarsten und absurdesten Ansichten einzelner Köpfe sich herausstellen, die namentlich den Thalmud bei seinen Gegnern in so übeln Ruf gebracht, aber doch eigentlich nur die Urheber solcher Meinungen, und keineswegs den jüdischen Synod[illegible] fen, der die Gegenstände ganz anders e[illegible] Mit der Auslegung und Kommentirung des [illegible] von Jeruschalem und Babylon beschäftigten [illegible] sogenannten *Poskim* (die ersten: S'barai[illegible] Gaonim, und die letzten: Rabbonim). Der ga[illegible] griff des rein-Gesetzlichen in systematischer [illegible] wurde zusammengefafst von Rabbi Maimonid[illegible] Jadch'sakah 1170) und vollendet von R. Jose[illegible] (in s. Schulchan Aruch 1550).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition.

(Fortsetzung.)

Die doctrinelle Tradition zerfällt in die *historische*, *moralische* und *mystische*, mit Beziehung auf einen dreifachen Sinn der heiligen Schrift, den *äufsern historischen Wortsinn* oder Paschut, die *moralische Erklärung* oder D'rusch, und den innern *geheimen mystischen Sinn* oder Sod. Die historische Tradition ist einzeln aufgeschrieben, theils als Glosse in den alten geheimen Bibelhandschriften, theils in den *Targumim*, theils in den Midraschim, im Thalmud, auch Philo und Josephus. *Allegorisch moralische* Erklärungen finden sich zerstreut im Thalmud, besonders aber mit vielen Bruchstücken aus *der historischen Tradition*, nebst mehr oder weniger deutlichen Anspielungen auf die tiefere Mystik in den *Midraschim*, die meistens in der Zeit zwischen der Mischnah und Gemara verfafst sind, z. B. Midr. Abchir, Midr. Rabbath, Midr. Schaher Tob, etwas später M. Thanchuma, ganz spät Midr. Jalkut Schiman. Die höhere mystische Trad. (= Kabbalah) zerfällt in zwei Theile, einen *theoretischen* und einen *praktischen*. „Der theoretische Theil bestand aus den alten Patriarchen-Ueberlieferungen über das heiligste Geheimnifs Gottes und der göttlichen Personen, die primitive geistige Schöpfung und den ersten geistigen Fall, die Entstehung der Finsternifs, des Chaos, der Materie und der erneuerten Schöpfung der Welt in den sechs Schöpfungstagen; die Schöpfung des sichtbaren Menschen, seinen Fall und Heilsanstalten und Führungen Gottes zur Erlösung des Menschengeschlechts, der Wiederherstellung der gesammten allgemeinen Harmonie, und der endlichen Zurückbringung der ganzen Schöpfung zu Gott." „Der praktische Theil der Mystik bestand in der Anleitung, das Gesetz in seinem wahren geistigen Sinne zu üben; um sich zu reinigen und zu heiligen und sich nach und nach in die Gottheit völlig zu vergestalten, um als ein lebendiges Organ derselben, im Reiche der sichtbaren und unsichtbaren Welt Wirkungen hervorzubringen, das Gute allenthalben zu befördern und den Satan in seinen Werken zu bekämpfen." Diese hohen Geheimnisse der theoretischen und praktischen Kabbalah sind nach der Lehre der jüdischen Mystiker alle in der Bibel entweder mit *klaren Worten* hier und da ausgesprochen oder aber meistens in dunkeln *Bildern* und geheimnifsvollen Winken (*Rmahim*) blos angedeutet. *Inhalt* und *Form* der heiligen Schrift sind bedeutungsvoll, sowohl in der organischen Struktur des Ganzen und seiner einzelnen Theile, nämlich der einzelnen Bücher, der leeren Stellen, der Zahl der Verse und Buchstaben, als auch in der Figur der regulären und irregulären Buchstaben, so wie in der besondern Art gewisse Worte correct und defect zu schreiben, oder der Tradition zufolge anders zu lesen als sie geschrieben werden, liegen besondere Geheimnisse verborgen. Nebst dieser äufsern plastischen Hieroglyphik besitzen die biblischen Worte auch eine innere qualitative Symbolik und sind daher gleichsam als geheime Chiffern zu betrachten; hier spricht der Vf. von den verschiedenen Gattungen der mystischen Chiffersprache: durch Evolution (= Notrekur), durch Theilung, durch Vertauschung der Buchstaben (= Th'murah), wobei noch besonders von Athbasch und Albam; ferner je nachdem der Zahlenwerth der Buchstaben eines Wortes berücksichtiget wird (= G'matria); bemerkt aber selbst §. 83.: dafs die praktische Kabbalah mit allen ihren Ziruphim und Gilgulim [= Versetzungen] für uns Christen, denen der unmittelbare Weg des Heils geöffnet ist, keinen weitern praktischen Nutzen mehr hat, und fordert §. 89. zur Billigkeit in der Beurtheilung auf, wenn wir nicht selten in der jüdischen Mystik auf so viele leere Deuteleien stofsen.

Diese mystische Lehre wurde meistens blos mündlich fortgepflanzt; doch sollen schon die frühern Weisen, ja sogar die Patriarchen, die wesentlichsten Lehrsätze derselben in besondern geheimen Schriften niedergelegt haben. Das dem Adam zugeschriebene Buch der Geheimnisse (= Buch des Menschen = Buch von zehn Blättern) ist nach dem Vf. offenbar nur symbolisch zu nehmen. Das dem Abraham nach der fast einstimmigen Meinung aller Kabbalisten zugeschriebene dunkle, räthselhafte und inhaltschwere, von jeher als das Fundament und als der wesentliche Inbegriff der gesammten höhern Weisheit betrachtete *Sepher J'zirah* ist gewiſs nicht erst von R. Akibah verfaſst, sondern nur mehr verbreitet worden. Nachdem der Verf. eine Reihe kabbalistischer Schriften besprochen, verbreitet er sich am ausführlichsten über den *Sohar* und weist ihm die Zeit 121 nach Chr. an; die jetzige fragmentarische Gestalt des Ganzen lasse allerdings vermuthen, daſs sehr viele Stücke davon verloren gegangen; manches Fremdartige sei auch mit der Zeit in denselben eingeschoben worden. Es giebt, sagt der Verf., wenn man die Bibel abrechnet, vielleicht auſser dem Christenthum keine mystische Schrift, *die an Tiefe, Fülle und Geistesschwung dem Sohar gleich käme.* Das spätere Bekanntwerden des Sohars rührt nach ihm wahrscheinlich daher, weil dieses Buch von den Schülern des R. Schimon und ihren Nachfolgern sehr geheim gehalten worden; er widerlegt die Gründe gegen das Alter des Sohars, und führt die für die Aechtheit desselben sprechenden an und sagt geradezu: „Endlich kann nur derjenige die Originalität des Sohars bezweifeln, der nicht den mindesten Begriff von der Tiefe und Consequenz des darin aufgestellten Lehrgebäudes hat." In §. 108. werden die vorzüglichsten kabbal. Bücher seit dem Sohar bis gegen das 12. Jahrh. aufgezählt. Mit der Trennung des rein Gesetzlichen vom Mystischen scheiden sich auch die jüdischen Gelehrten in Paschtonim und Kabbalisten, an der Spitze jener Maimonides, an der Spitze dieser der Mystiker Nachmanides; §. 110. giebt die vorzüglichsten kabbal. Schriften vom 12. bis zum Ende des 16. Jahrh. Ein völlig systematisch geordnetes und aus den höchsten Principien construirtes Lehrgebäude stellte R. Jizchak Luriai auf, vielleicht das tiefste und sublimste theosophische Werk, das je aus dem menschlichen Geiste hervorgegangen ist. Die späteren kabbal. Schriften sind weniger erheblich. Alles, sagt der Vf., was wir von der Kabbalah der Juden wissen, ist überhaupt nur Bruchstück.

Im 2. *Abschn.* entwickelt der Vf. das Wesen alles creatürlichen Daseins, in dem es nichts geben kann, was die Gottheit nicht hineingelegt, und das daher seinem geistigen Urtypus nach in der Gottheit selbst (nach ihrem Erscheinungsverhältniſs) ursprünglich enthalten liegt. Die eine Action der Gottheit bestehet in jenem immerwährenden Hinauswirken und schöpferischen Produciren, welche innerliche That der sich offenbarenden Allmacht man den Act der unendlichen Centrifugal-Wirkung nennen kann; die andere Action ist das unaufhörliche Zusichziehen der Geschöpfe und beständiges Einwirken Gottes, um das Geschöpf zu beleben und gleichsam aus seiner eigenen creatürlichen Nichtigkeit zu erlösen, die ewige Centripetal-Action. Dieser doppelten Action des göttlichen Wirkens entspricht die Centrifugalität und Centripetalität des Daseins in der Creatur; ihr Leben besteht in einem steten Wechsel von centrifugaler und centripetaler Bewegung; selig ist die Creatur, wenn dieser Wechsel harmonisch in einander flieſst, wenn sie dem ewigen Zuge der Liebe und Gnade folgend, freiwillig ihre eigene Creatürlichkeit aufgiebt und sich in die unendliche Liebe Gottes versenkt, wo sie dann als ein neues, übernatürliches Geschöpf, aus der Liebe durch die Allmacht wiedergeboren wird. Die zahllosen Stufen von geistigen, seelischen und leiblichen Wesen, von denen Eines immer das *Gewand* des Andern ist, bilden zusammen ein einziges groſses, in sich gegliedertes; organisch verbundenes Gesammtleben, dessen innerster *Geist* (N'schamah) *die Welt der Intelligenzen*, dessen *Seele* (Ruach) *die Welt der mittlern Engel* und dessen *Leib* (Nephesch) *die untere Natur*, dessen alles belebender Odem aber der allmächtige Schöpfungs-Einfluſs Gottes ist. Das Ganze heiſst bei den Kabbalisten die *Merkabah*, der Wagen, welcher von der Gottheit gelenkt wird. Jedes dieser Wesen besteht nach seiner Art wieder aus einem Innern, Geist, N'schamah, und einem Aeuſsern, Leib, Nephesch und einem Mittlern, Seele, Ruach, wodurch das Innere mit dem Aeuſsern, das Untere mit dem Obern, das endliche Individuelle mit dem Unendlichen, der Leib mit dem Geiste verbunden wird. In dem äuſsersten und letzten Gliede der Schöpfung liegt daher zugleich der Wendepunkt, wo sich das nach Auſsen Kehrende wie-

der nach Innen wendet. Ein solches Wesen, in welchem das Aeufsere völlig nach Innen, das Reale ins rein Ideale gewendet und mithin das Ende der Schöpfung wiederum in ihren höchsten Anfangspunkt geführt wird, ist *der Mensch*, welcher nach Vollendung der Elementarschöpfung geschaffen und zum Schlufspunkt derselben, zum Haupt und zur Krone des Ganzen gesetzt wurde; er *verbindet Leib*, *Seele* und *Geist in sich* und vereinigt in seinem *dreieinigen Wesen alle Arten des Daseins*; er stellt die centripetale Richtung des creatürlichen Lebens in der Schöpfung dar; durch ihn wird die Gottheit in ihrer ewigen Idealität und Liebe offenbar; der Mensch ist das Organ, durch welches Gott die Creatur zum Herzen seiner Liebe ziehet und sich durch denselben zur Vermehrung seiner Gnade und Barmherzigkeit gegen das Geschöpf ins Unendliche bewegen läfst; er ist der Vermittler zwischen Gott und dem Geschöpf, zwischen der Allmacht und der Liebe. Was die Allmacht geschaffen soll er in Liebe verwandeln; er ist der Priester der Schöpfung, durch den alle Creaturen als reine Opfer beständig emporsteigen, der durch seine vermittelnde Eigenschaft die innere Liebesvereinigung der Creatur mit Gott ins Unendliche steigern, die Vermehrung des Einflusses des Lichtes und der göttlichen Gnade über die Schöpfung endlos vermehren und Wonne und Seligkeit über alles Dasein verbreiten soll. Der Urstand, in welchem jedes, auch das höchste Geschöpf zu sein anhebt, ist reine *klare Natur*, der Stand der *Jugend* und zugleich der entscheidende Prüfungsmoment, ob es *sich* und die *äufsere Natur* oder *die Gottheit* erwählt, in welchem letzten Fall es in dieser reinen natürlichen Liebe bestärkt und nach Vollendung seiner centrifugalen Base als ein neues übernatürliches Wesen aus dem heiligen Geiste wiedergeboren wird. Der erste Mensch Adam hatte als Haupt und Priester der Schöpfung zweierlei Verpflichtungen: den *Garten der Allmacht zu bebauen* (worin die synthetische Idee aller positiven Gebote) und ihn vor dem *Einflufs der finstern Welt zu bewahren* (worin die Idee aller negativen Verbote liegt). Allein der Mensch wich ab von dem kindlichen Gehorsam, öffnete der Schlange den Zutritt zu seinem Herzen und neigte durch ihre Verlockungen seine *Seele* zur Liebe der Creatur. Durch diesen freiwillig eingeräumten Einflufs des Bösen verlor der Mensch seine reine ihm anerschaffene Unschuld. Das Gift der Schlange drang in den Menschen und vergiftete zugleich die ganze untere Natur. Die väterliche Liebe nahm sich sogleich des verirrten reuevoll zurückkehrenden Kindes an; denn ohne unmittelbaren göttlichen Beistand wäre er auf ewig verloren gewesen. Die Erlösung aus der Natur und die übernatürliche Wiedergeburt des Menschen, die, wenn derselbe nicht gesündigt hätte, auf eine *freudenreiche*, *harmonische Weise* erfolgt wäre, kann jetzt, da die Natur durch die Sünde vergiftet ist, nicht anders als auf einem weiten Umwege, unter grofsen Leiden und Qualen bewerkstelligt werden. Ja selbst diese materielle Natur, die der Verklärung so sehr widerstrebt, mufs gewaltsam zerbrochen und durch die Zerstörung gereinigt werden. Die Anstalten Gottes mit dem gefallenen Geschlecht zielen dahin: den verfinsterten Verstand des Menschen wieder zu erleuchten, sein durch den Einflufs des Bösen verhärtetes Herz von neuem durch göttliche Liebe zu erwärmen, sein ganzes, an dem höhern Leben erstorbenes Wesen wieder zu beleben und solchergestalt die unterbrochene Verbindung zwischen dem Himmlischen und Irdischen wiederherzustellen. Der Mensch, der durch die falsche Lust seines Eigenwillens gefallen, kann einzig und allein durch die gänzliche Entsagung seines verdorbenen Willens zur Wiedergeburt gelangen; er kann aber nicht aus eigener Kraft aus den Banden sich befreien; bei den allergröfsten Opfern der eigenen Selbstverleugnung würde der Mensch sich selber nie los werden, nimmer vermögend sein, den Stachel der Sündhaftigkeit auszureifsen, und sich von der eignen Selbstgerechtmachung zu befreien. Der gefallene Mensch bedarf daher eines Erlösers, der an seiner Stelle die Genugthuung übernimmt. Diese absolute vollkommene Genugthuung kann einzig und allein die Gottheit selber vollbringen.

Die primitive Urreligion war ein äufserer, durch die endlichen Verhältnisse des Falles getrübter Abdruck jenes ersten paradiesischen Dienstes; sie verlangte Entfernung vom Bösen und Unreinen, Bezähmung der wilden ausschweifenden Wirksamkeit, die Reinigung und das Opfer des äufsern Menschen und seines äufsern Besitzthumes.

Mit der ersten an den gefallenen Menschen ergangenen Uroffenbarung fing gleich das grofse Werk der Erlösung an. Adam verpflanzte die Geheimnisse der empfangenen göttlichen Offenbarung, das *heilige Wort*, hauptsächlich auf seinen Sohn *Seheth*, und seines Ur-

enkels Urenkel *Chanoch*; diesem folgte sein Sohn *M'thuschelch*, diesem *Noach*, der als Stammvater eines zweiten Menschengeschlechtes die heiligen Traditionen der Urwelt auf die neue Welt herüberpflanzte. Nach der nicht nur die Natur des Menschen, sondern die ganze Erde völlig verwandelnden Fluth begann der grofse Mensch (oder die Menschheit) in seinen drei Haupttheilen und seinen siebenzig Gliedern (den drei Söhnen Noachs und den aus ihnen hervorgegangenen siebenzig Völkerfamilien) sich zu entfalten; die Einrichtung einer bürgerlichen Gesellschaft, die Eintheilung der Stände, die Anordnung eines festen Cultus nahm ihren ersten Anfang.

Je tiefer aber der Mensch in die grobe äufsere Natur sank, desto dunkler und trüber gestaltete sich in ihm das Bild der einigen ewigen Urquelle, die sich ihm immer ferner rückte, und zuletzt in ein *dunkles Fatum* verlor, je mehr er sich nur an die *mannichfaltigen Organe* oder *Mittelkräfte* der Gottheit wandte, von denen er Schutz, Hülfe und Glück erflehte, welches der Ursprung des *Polytheismus* ist, der nur die Zersplitterung des ursprünglichen *Monotheismus* ist. Am tiefsten fielen die Nachkommen Chams, bis zur Stufe des gröbsten *Fetischmus*; die Nachkommen von Jepheth fielen nicht so tief, aber auch für sie gab es nur eine Vielheit von göttlichen Kräften. In den Mysterien der Kinder Schems blieb die monotheistische heilige Urlehre am reinsten.

Abschn. 3. Die Linie von Schem und Eber bildet gleichsam die Lebenslinie der ganzen Menschheit und ihre Geschichte den Mittelpunkt und Hauptfaden in der ganzen Weltgeschichte. Noach hatte im hohen Alter noch den Trost jenen aufserordentlichen Mann, auf dem der Geist Gottes und die Hoffnung seiner Väter ruhete, *Abraham*, zu sehen, mit welchem er noch 58 Jahre zusammen lebte. Sein Enkel *Jakob* pflanzte die grofsen Verheifsungen von ihm und Jizchak nebst den empfangenen alten Erblehren in seiner Familie fort und unterrichtete seine 12 Söhne in allen heil. Mysterien, vorzüglich aber, wie die Trad. sagt, seinen Sohn Levi; der Stamm Levi in Aegypten mufs schon von ältern Zeiten her ein gewisses geistliches Ansehen besessen haben. Moscheh aber ward von Gott selber inspirirt und höher und tiefer geführt, als je vor ihm irgend ein Mensch; mit ihm fängt eine neue Welt und eine neue Reihe der Trad. an. In dem Gesetz von Sinai und in der Geschichte des Volkes Gottes ist die Kirche Christi sammt der ganzen Zukunft bis zu dem Ende der Tage vorgebildet; die mündliche Trad. war die innere, Alles belebende Seele und bezog sich auf die Doctrin, auf das auszuübende Gesetz und den ganzen Cultus. Synagogen gab es schon in den ältesten Zeiten oder gewisse Anstalten zur Belebung einer gemeinschaftlichen Gebetsandacht; auch soll es frühzeitig Schulen gegeben haben, wo die Jugend in der Religion unterrichtet wurde. Der eigentliche höhere Unterricht in dem Gesetz geschah in besondern Lehranstalten, welche die Schulen der Propheten genannt wurden; sicherlich war Schmuäl nicht ihr erster Stifter, wohl mochte er ein Restaurator derselben gewesen sein; ohne solche von den ältesten Zeiten her ununterbrochen fortgesetzte Schulen hätte wohl schwerlich die Trad. erhalten werden können. Den Priestern und Leviten, welche die sacramentalischen Verrichtungen ausübten, war keineswegs das Depositum der Lehre und obersten Regierung ausschliefslich übertragen; nächst der *priesterlichen* und *weltlich-executiven* Gewalt gab es in der theokr. Verfassung von Jisraäl eine dritte, die *geistliche*, welche die beiden ersten vermittelte und das eigentliche Centrum der ganzen Hierarchie ausmachte. Das Depositum der gesammten Trad. lag in den Händen der Aeltesten, und an der Spitze dieses Collegiums der Aeltesten befand sich der jedesmalige Prophet als höchstes geistliches Oberhaupt in Jisraäl, in geistlichen Dingen (in spiritualibus), wie der Hohepriester die höchste Würde in allen priesterlichen Verrichtungen (in pontificalibus) bekleidete. Wie Moscheh das Gesetz gegeben und das Volk aus der Dienstbarkeit Aegyptens erlöste, so befreite David, als der versprochene Erlöser im Vorbild, sein versunkenes Volk aus dem schmählichen Joche der Kananiter; er erkannte bestimmter als vor ihm kein Anderer die Zukunft jenes *göttlichen* Erlösers, von dem er selber Schatten und Vorbild war. Während später die öffentliche Religion durch die Sittenlosigkeit des Volkes und die Verfolgungen der Könige allenthalben verfiel, waren die Prophetenschulen das heilige Asyl der Religion und die Bewahrer der göttlichen Lehre. Wie in David das alte Gesetz, so sind in den Propheten gleichsam die Psalmen aufgeschlossen. Zuletzt übergab der Herr sein entartetes Volk in die Hände seiner Feinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition.

(Fortsetzung.)

Abschn. 4. Die Reihefolge der Trad., die der Vf. S. 146 u. 147 bis Moscheh, S. 169 f. bis Icheskiäl und Baruch gegeben, setzt er S. 174 s. fort bis zur Zerstörung Jeruschalems durch die Römer, und S. 283—285 bis auf Rab. Hillel (319 n. Chr.), Enkel von I'huda Hakadosch. Der Vf. giebt in diesem Abschn. die tiefgehendsten Winke, um das so vielfach gemifsdeutete Verfahren Esra's und seiner Nachfolger gehörig zu würdigen, der die Restauration der jüdischen Kirche vorzüglich auf die drei Hauptpunkte gründete: 1) die Sammlung der heil. Schriften und Sicherstellung des biblischen Textes, 2) die zeitgemäfse Verbesserung des Unterrichts und der Erbauungsanstalten zur Belehrung und Erweckung des Volkes, 3) die Befestigung des Gesetzes durch Erschwerung oder Hinwegräumung jeder Gelegenheit dasselbe zu übertreten, oder den sogenannten Zaun oder Geder, von dem der Vf. S. 194 ff. spricht. In dieser Zeit erhielt die Mystik als eigentliche Wissenschaft ihren ersten Anfang, wurde aber ihrem Prinzip und ihrem Inhalt nach eigentlich nicht jetzt erst erfunden. „Die nahe Berührung der Juden, sagt der Vf., mit den Griechen und Aegyptiern mag freilich auf die *Ausbildung* der *jüdischen Mystik* einen bedeutenden Einflufs gehabt haben. Allein gewifs ist die jüdische Kabbalah selber, ihrem wesentlichen innern Prinzipe nach, ebenso wenig aus Aegypten als Chaldäa geflossen, wie wir im 2. Th. ausführlich zeigen werden. Daher ist die Behauptung der Karäer, die man jetzt so oft in den Schriften wiederholt findet, ganz falsch: als habe Schimon Ben Schetach die Mystik sammt der ganzen Traditionslehre aus Aegypten, wohin er vor den Verfolgungen des jüdischen Königs eine Zeitlang geflohen war, nach Palästina gebracht." Bei der Auseinandersetzung über Unterricht, religiöse Belehrung und Herzenserbauung, die ursprünglich ein wesentliches Element im Juden- wie im Christenthum ausmachen und wodurch diese von Gott geoffenbarte Religion wesentlich von allen andern Religionen des Alterthums sich unterscheidet, spricht der Vf. namentlich von der *Unsterblichkeit*, und beweist, dafs der Glaube daran von jeher die wesentliche Grundlage aller Religion auf Erden, bei den Israeliten sowohl, als den übrigen Völkern ausgemacht. Die grofse Anzahl Gesetzeslehrer, welche das Volk in den Schulen unterrichteten und als Synagogenvorsteher und Richter eine strenge Disziplin ausübten, bestätigten ihre Lehre durch ihr eigenes Beispiel und beabsichtigten nichts Anderes als die Festsetzung der alten Prophetenschulen in neuer zeitgemäfser Form. Das strenge Binden der äufsern Formen um die Rechtgläubigkeit zu erhalten erweckte das Streben nach Befreiung einerseits bei den Zaduzäern und andererseits bei den Essäern; den ersteren gegenüber wurden die orthodoxen Kirchenlehrer immer strenger und ängstlicher. Wegen ihrer Absonderung von andern Menschen und ihres ausgezeichneten Wesens erhielten sie den Namen P'ruschim (Pharisäer) = Abgesonderte.

Abschn. 5. Nach einigen Bemerkungen über die Jugendgeschichte des Menschengeschlechts und seine Entfaltung zur Individualität bei den Chamiten, die in rohe Wildheit versanken, und den Japhethiten, die durch die Reflexion zum Theil von ihren Irrthümern befreit wurden, geht der Vf. zu den gnadenreichen Führungen Gottes fort, die mit Christo eintraten. Ohne die Sünde Adams hätte der Mensch wohl erlöst werden müssen, aber nicht *aus der Sünde*, sondern aus *der äufsern Natur*. Das göttliche Wort wäre auch dann in der Mitte der Zeit Mensch geworden, um das Menschliche mit dem Göttlichen zu vereinigen. Es wäre in das Fleisch übergegangen, nicht es zu tödten, sondern zu verwandeln und den als Natur erschaffenen Menschen in heiterer Freude über die Natur zu erheben und in

die absolute innere übernatürliche Vereinigung mit Gott einzuführen. So wäre der reine ungefallene Mensch ohne Leiden und Qual erlöset, aus seinem ursprünglich anerschaffenen Real-Idealismus unmittelbar in die höhere Ideal-Realität verklärt worden, ohne erst die Zerstörung der Natur und die Stufen der leidenden Idealität durchwandern zu müssen. Da aber der Mensch in die falsche Selbstständigkeit gefallen, mufste er zuerst in den Zustand völliger Hülfslosigkeit versetzt werden, seine stolzen üppigen Kräfte mufsten zerbrochen und seine äufseren Lebensfreuden gänzlich zerstört werden; da erschien der Heiland auf Erden, um in individueller menschlicher Gestalt das Menschliche in's Göttliche zu verklären, Iisraäl zu sammeln und die zerstreuten Glieder des grofsen Menschen in dem innern Reiche des Friedens zu vereinigen; aber die, zu denen er gesandt war, lästerten und kreuzigten ihn! Die längst verhüllte Gottheit erschien in menschlicher Gestalt, im Glanze göttlicher Weisheit, aber ohne alle irdische Macht, in tiefster menschlicher Armuth; hätte das Volk Iisraäl den Maschiach so angenommen, verzichtend auf alle ihm verheifsene irdische Herrlichkeit, dann hätte der Gottmensch nicht brauchen in den Kreuzestod einzugehen; entweder mufste die Creatur *sich selber* oder *den Gottmenschen opfern*, der von ihr dies Opfer verlangte. Da die menschliche Natur die Sünde Adams unendlichemal vergröfserte, indem sie den Heiland verworfen und dem Leiden überliefert hatte, was wir alle noch stündlich begehen: so mufste der alte Mensch und mit ihm die ganze Natur sammt dem äufseren Leben und seiner aktiven Wirksamkeit und seinem äufseren Begehren gewaltsam zerbrochen und der neue innere Mensch in Leiden, Schmerzen und Beraubung aller Aeufserlichkeiten ausgeboren werden. Weil nun das Leben einen rein inneren, idealen und leidenden Charakter angenommen, deshalb hinterliefs Christus der Herr kein organisches Gesetz für die äufsere hierarchische Weltordnung, sondern gründete in der mystischen Zahl seiner 12 Apostel und 70 Jünger die Kirche des neuen geistigen Iisraäls als eine innere Hierarchie, die von allen äufseren Weltverhältnissen ausgeschieden, sich blos auf das innere Reich Gottes beschränken sollte. Von S. 250—272 giebt der Vf. einen geistvollen Ueberblick über den Gang der Kirchengeschichte; weder die Häupter der Reformation noch ihre Gegner erfafsten die wahre Idee der Kirche lebendig in ihrer Tiefe und das grofse Ganze der Kirche in seinen objectiven ideal-realen Beziehungen; die Stifter der jetzigen höhern Philosophie, nämlich Schelling und die übrigen Häupter der neuen Schule haben den Weg zur Wahrheit wieder geöffnet und sind daher die eigentlichen wahren Reformatoren der neuen Welt, obwohl ihre früheren Werke durchaus den ächten lautern Geist noch nicht athmen, sondern durch pantheistische und naturalistische Ansichten mehr oder weniger getrübt erscheinen. Unleugbar gehen wir einer neuen grofsen Weltperiode entgegen. Alle Zeichen der Zeit lassen jene freudige Zukunft hoffen, wo die alten Mifsverständnisse gelöset, die getheilten Konfessionen wieder vereiniget und ein neues höheres Dasein in dem Christenthum erwachen wird; aber freilich könnte die Schlange gerade in der höhern Betrachtung der Natur, welches der reizende Baum ist, an dem der erste Mensch gestrauchelt, dem Menschen die gefährlichste Schlinge legen. Je höher und geistvoller die Zeit wird, je weiter und tiefer wir in die Geheimnisse der physischen und geistigen Welt eindringen, desto gefahrvoller wird der Pfad, den wir betreten.

Das Volk Iisraäl schlofs sich durch Verwerfung des Maschiach für jetzt von dem ihm dargebotenen Heil der Erlösung aus; noch dauert seine Verblendung fort; aber nicht immer wird es darin verharren; als das gedemüthigteste unter allen Völkern wird es wieder das *Haupt* des Ganzen werden. Deshalb mufste es auch in dem angestammten Besitze seiner heiligen Schriften und Tradition bleiben, damit es dereinst aus *seinen eigenen Lehren* sich überzeuge und zur Erkenntnifs seiner grofsen Verirrungen gelange. Mit Hillel 319 schliefst die Reihe der N'siim, die mit ihrem Sanhedrin die höchsten geistlichen Oberhäupter aller zerstreuten Juden waren, welche göttliche Anordnung offenbar darum nöthig war, damit die Trad. gehörig gesammelt und aufgeschrieben und so als ein Zeugnifs den künftigen Geschlechtern überliefert werden konnte. S. 285—291 nennt der Vf. die Hauptlehrer der Juden bis Anf. des vorigen Jahrh. Die sogenannte Civilisation der Juden darf durchaus nicht gehemmt, dem Juden die Annäherung zu dem Christen nicht versagt werden, aber auch keine Regierung dazu die Hand bieten, den Rabbinismus zu zerstören; einst wird gewifs die Zeit kommen, wo Iisraäl in Herrlichkeit hervorgehen wird.

Abschn. 6. Dafs die christliche Trad. sich an die

jüdische schliefst und auf dieselbe als ihr eigentliches Fundament gebaut sei, ist unumstöfsliche Thatsache, und die Idee durchaus nicht neu, sondern in der Kirche von jeher seit den Zeiten der ältesten Kirchenväter einheimisch gewesen. Rittangel sagt, dafs er sich überzeugt habe, dafs nicht ein *Titel* oder *Buchstab* im N. Testament, der nicht in dem Judenthum auch zu finden sei. Andererseits will der Vf. nicht in Abrede stellen, dafs das Christenthum von grofsem Einflusse auf das Judenthum gewesen und zu einer weit geistigern Ausbildung seiner religiösen und mystischen Begriffe Veranlassung gegeben habe; aber gewifs, sagt er, hat das Christenthum nur als Reaktion auf das Judenthum eingewirkt und belebt, was todt und erstorben da lag, durchaus aber nichts Neues in demselben hervorgebracht; der innere, Alles lebendig machende Geist ist eigentlich das *wahre Neue*, so der Gottmensch auf die Erde gebracht; hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem Juden- und Christenthum; jenes besitzt in seiner Mystik Alles, was dieses hat, allein nicht erschlossen; einst werden seine Schätze, die jetzt von ihm unbenutzt da liegen, gereinigt und erhoben, und mit ihrem Lichte alle Völker bestrahlen. Uebrigens will der Vf. nicht die Kabb. des Judenthums mit allen daran klebenden Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten in die christliche Welt einführen, sondern ihre inneren Principien herausheben und in dem christl. Geiste ausbilden, wie dieses die Kirchenväter auf ihre Weise gethan haben. Der Abschnitt ist aber so durch und durch reich an den treffendsten Gedanken, dafs ganz besonders bei ihm das wahrhaft Skelettartige seiner Anzeige dem Ref. zum Bewufstsein gekommen ist.

Abschn. 7, 8 u. 9 gehen in ein so spezielles Detail ein, dafs ohne grofse Weitläufigkeit und gründliche Behandlung der darin zur Sprache gebrachten Gegenstände mit blofser Relation Nichts gewonnen ist; sie werden vielfachen Widerspruch, namentlich von Seiten der sogenannten höheren Kritik erfahren; Ref. will nur die eine Bemerkung und das Bekenntnifs aussprechen, dafs des Vfs. Auseinandersetzung über einzelne Punkte, wie z. B. Ursprung der Vokalpunktation, worüber er glaubte beinahe abgeschlossen zu haben, ihn mächtig in seinen bisherigen Ansichten erschüttert hat; der Vf. hat so viel Gründliches darüber ausgesprochen, dafs eine neue Prüfung dieser Gegenstände Bedürfnifs der Wissenschaft ist.

Im 10. *Abschn.* weist der Vf. mit siegenden Gründen das Vorhandensein einer Gesetzestradition nach; wenn der Heiland von den unerträglichen Lasten redet, welche die Pharisäer dem Volke auflegten, so eiferte er nur gegen die Uebertreibungen und Mifsbräuche des Geders.

Nachdem der Vf. in der Einleitung *des 2. Theils* das bisher Auseinandergesetzte zusammengefafst und den Plan für das von ihm Abzuhandelnde (cf. oben) dargelegt hat, spricht er *Abschn.* 1. über die spekulative Erkenntnifs der Gottheit, und leitet seine Abhandlung mit der tiefen Wahrheit ein, dafs ähnlich den krankhaften Störungen in der physisch-organischen Natur, solche auch in dem menschlichen Geiste sich zeigen, hier aber aus einer *falschen Willensrichtung* hervorgehen und mehr oder weniger der moralischen Zurechnung unterworfen sind, in ihren Folgen jedoch immer mehr zur unwillkührlichen Naturnothwendigkeit werden. Als solche krankhafte Verrückungen oder Zerrüttungen des menschlichen Geistes bespricht der Vf. ausführlicher zwei entgegengesetzte Arten des Atheismus, den Skeptizismus und Materialismus, und den Pantheismus. Der Vf. der Wissenschaftslehre und der Begründer der Naturphilosophie gelangten im weiteren Fortgange ihrer Spekulation zur Idee der lebendigen Gottheit. Die Anhänger der Realideal-Philosophie bestrebten sich, die Spekulation von den immer noch mehr oder weniger anklebenden pantheistischen und naturalistischen Elementen völlig zu entkleiden, den bereits gewonnenen Blick in die hyperphysische Welt weiter zu verfolgen und die Wahrheiten der geoffenbarten Religion in höherer Klarheit aufzuschliefsen, das Razionale mit dem positiv Gegebenen zu vereinigen und die Wissenschaft zu ihrer längst geahneten Wiedergeburt zu führen, die nur in der Richtung zur Persönlichkeit Gottes zu erwarten ist.

Abschn. 2. Nachdem der Vf. von den zwei Wegen gesprochen, auf denen wir zu der Idee der Gottheit gelangen, und dafs wir, um uns zur Idee der unendlichen Erhabenheit Gottes zu erheben und unser eigenes Sein in seiner ganzen Negativität zu erkennen, von allem Geschaffenen abstrahiren und die Gottheit aufser allen Relationen, in ihrem reinen ewigen absoluten An- und Fürsichsein (Ainsoph) uns denken müssen, entwikkelt er die Lehre der Dreieinigkeit in Uebereinstimmung mit der Lehre der Kirche S. 57—69. In Beziehung auf das Verhältnifs der Gottheit zu der Schöpfung ist nach

des Vfs. Dafürhalten die von Günther ausgesprochene Idee der Contraposition ein höchst wichtiger Gewinn für die Speculation und der letzte Schritt, den die Philosophie zu thun hatte, um sich von allen pantheistischen Elementen völlig loszusagen. Die Gottheit stehet in einer doppelten Beziehung; einmal zu sich selbst als ihrem eigentlichen wesentlichen Sein, welches ihre *innere*, *positive* und *absolute* Seite ist, sodann zu dem in ihr ursprünglich negirten, darum aber durch sie möglichen *Nichtihrerselber*, welches ihre *äufsere*, *negative*, *hypothetische* Seite ausmacht; wenn es aber, läfst sich sagen, ursprünglich negirt ist, so ist es ja selbst Etwas ursprünglich Positives, indem Negation selbst nur unter Voraussetzung von Etwas, was negirt werden soll, also von Etwas Positivem, Affirmativem denkbar ist.

Nach §. 117. entwickelt nun der Vf. nach Anleitung der Kabbalah zuerst die reine Idee der Schöpfung überhaupt und das Verhältnifs derselben zum Schöpfer §. 118 — 222; dann §. 223 — 280 (Ende des Abschn.) die Lehre von der Gottheit in der Unendlichkeit ihrer Liebe und Vollkommenheit oder über das Verhältnifs des Schöpfers zur Schöpfung und den Act der sich selbst entäufsernden göttlichen Liebe bei Hervorbringung der Creatur. Wie bei der Gottheit Autonomie des sich Selbstsetzens (Einheit und sich Selbstgleichheit) stattfindet, liegt bei der Creatur eine *objective Gesetztheit* und ein *objectives Gesetz* zu Grunde. Die objective Gesetztheit der Creatur verhält sich zu dem freien Selbstsetzen als eine demselben *Actu* vorausgehende Existenz; jene nennt die Kabb. das *Achor* = die Hinter- oder auch die Nachtseite, das zweite oder die ideelle, freie, thätige Seite nennt sie *Panim* = Angesicht oder Tagsseite. Die Creatur nun hat drei verschiedene Existenzstufen, eine allgemeine, besondere und concrete. Die concrete Existenzform oder das leibliche Leben (= Nephesch), ein Analogon des heil. Geistes §. 146 — 150; die besondere oder die eigentliche höhere Seele (= Ruach) entspricht dem Sohne in der Gottheit §. 151 — 155; die allgemeine oder der Geist (= N'schamah) entspricht in der Gottheit dem Vater §. 156—160; im Geist selbst aber werden wieder drei Potenzen, die N'schamah im engern Sinne, die Chaiiah und die J'chidah, unterschieden.

Von §. 161. an geht der Vf. zur Betrachtung des Universums über. Die Schöpfung besteht gleich der einzelnen Creatur aus drei zwar von einander unterschiedenen jedoch innigst zu einander gehörigen und sich gegenseitig einander ergänzenden Hauptgliedern oder Stufen von Wesen; diese drei Welten heifsen in der Kabbalah: Briah, J'zirah und Asiah (dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste entsprechend); da jedoch der Geist wieder aus drei Gradationen, N'schamah, Chaiiah und J'chidah besteht, so wird die Schöpfung in ihren drei Welten eigentlich *fünf* Stufen formiren. Wie Geist, Seele und Leib in der subjectiven Creatur in der beständigen Wechselwirkung eines gegenseitigen Gebens und Nehmens stehen; so auch verhält es sich bei dem Geistigen, Seeligen und Leiblichen in der objectiven Creatur. Die unmittelbare Manifestation des göttlichen Wesens findet in der höchsten Stufe der obersten geistigen Welt statt, und heifst in der jüdischen Mystik der Thron der Herrlichkeit; die göttlichen Manifestationen in den untern Welten sind sonach alle mittelbar; das oberste, höchste Geschöpf oder die J'chidah der intelligibeln (obersten) Welt bildet den lichten Mittelpunkt und das Haupt der gesammten *realen* Schöpfung, und heifst bei den Kabbalisten der Engel oder Fürst des Angesichts. Aehnlich hat die ideelle Menschheit eine allgemeine J'chidah, in der die ganze Herrlichkeit der menschlichen Natur sich vereinigt findet.

Wenn die Gottheit die Schöpfung nicht hervorgebracht hätte, so würde dadurch an der unendlichen Vollkommenheit des absoluten Seins nicht das Geringste mangeln, wohl aber würde das positive Unendliche in sich selber verschlossen geblieben sein und ihm die Seite gefehlt haben, das in ihm mögliche Nicht seiner selber sich gleich zu machen und ihm Antheil an der Vollkommenheit des Seins zu geben. Die Schöpfung hat also eine blos negative Nothwendigkeit d. h. eine Nothwendigkeit, die nicht aus einem Mangel, sondern aus einem positiven Ueberflufs der Vollkommenheit entspringt. Der Act des bestimmten Wollens und Denkens des Schiedlichen in Gott, vermöge dessen die Gottheit das Princip der Schiedlichkeit in sich selber setzt und sich zum Subject ihres schiedlichen Schöpfungswollens macht, ist die That der ewigen Liebe Gottes zum Nicht ihrer selbst und der Grundanfang der Schöpfung.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition.

(Schluſs.)

Durch diesen Act der eignen unendlichen Selbstnegation bringt die Gottheit das Nicht ihrer selbst hervor, setzt sich dasselbe als Object gegenüber, so wie sie ihm umgekehrt als Gottheit erscheint. Das schiedliche Nicht kann aber weder für die Gottheit, noch die Gottheit für das schiedliche Nicht existiren, ohne daſs sich dieselbe auf geistige Weise relativ in sich selber innerlich und äuſserlich macht, wozu der Vf. die Anmerkung fügt: Es ist unserm Dafürhalten nach schlechthin unmöglich die Idee der Schöpfung zu begreifen, ohne anzunehmen, daſs sich die Gottheit *beschränkte* und gleichsam gegen die Creatur sich selber *rezeptiv* mache. Denn indem die Gottheit die Creatur hervorbringt, ist sie nicht mehr das *einzige Sein*, sondern es existirt für sie ein *andres Sein*; und da es *durch* und *für sie existirt*, so muſs sich die Gottheit nothwendig aus ihrer eignen *Activität* gegen dasselbe *rezeptiv* machen, welches aber keine *pathologische sinnliche Rezeptivität* ist. — Der Act der Schöpfung ist ein *freier* Erguſs der Liebe des Vaters; die Geschöpfe haben aber im Vater noch kein concretes Sein, sie besitzen nur eine Existenz in der Machschabah (dem Gedanken), sind die höchsten, überschwänglichen Principien, ewige, gesetzte Grundanfänge derselben; diese Principien heiſsen auch die Zelem, Zuroth oder Urformen der Creaturen, die Lichtfunken aus Gott und sind eigentlich die reinen Urbilder der N'schamen oder die Urseelen aller Wesen, gleichwie die göttlichen Qualitäten gewissermaſsen wieder die Seelen dieser creatürlichen Seelen bezeichnen. Diese urbildliche potenziale Schöpfung oder die Idee der Schöpfung existirt von Ewigkeit in Gott; die äuſsere Schöpfung aber besteht nicht von Ewigkeit, sondern sie hat einen bestimmten Anfang; die Erzeugung der concreten realen Schöpfung durch den heil. Geist ist ein Abbild der idealen urbildlichen Schöpfung in dem Vater und Sohne, der als das auswirkende Agens aller Creatürlichkeit in der Kabb. *Adam kadman* oder Urmensch heiſst. Die äuſsere schiedliche, in dem Typus der Menschengestalt und der Form der Zahl Zehn entfaltete Erscheinung der Gottheit führt den Namen der Zehn *S'phiroth*, der zehn Zahlen oder Lichtglänze. Das Aeuſsere in diesen S'phiroth oder das eigentliche Negative, geistig Leibliche, was die reelle Schiedlichkeit bildet, heiſst die *Kelim* (= Gefäſse). Die Gottheit in ihrem Ansich ist *Ainsoph*. Die Creatur kann kein selbstständiges Dasein auſser der göttlichen Unendlichkeit erlangen, als nur insofern die Gottheit gleichsam selbst aus ihrer eigenen Göttlichkeit hinaus in die Stufe der *Ungöttlichkeit* eingeht [muſs nothwendig heiſsen: *Nicht*göttlichkeit; der Unterschied zwischen *un*göttlich und *nicht*göttlich ist unendlich]. Die Manifestation des heil. Geistes in der Natur, welche als das *Uebernatürliche* im *Natürlichen* selber die Form der objectiven Natur annimmt, heiſst im Allgemeinen die Sch'chinah oder Einwohnung, und ist von doppelter Art: 1) bloſs äuſserlich anschaulich, 2) innerlich geistig vernehmbar.

Abschn. 3. So wenig der Mensch die Fähigkeit besitzt, obgleich in seinem Geiste die Kategorieen der Natur als selbstthätige Denkgesetze liegen, sich einen Begriff von der äuſsern Welt zu bilden, wenn ihm alle Sinne verschlossen wären, so wenig ist er im Stande, ohne höhere Mitwirkung rein aus eigener Vernunft sich eine klare Idee von dem Uebersinnlichen und Göttlichen zu machen. Auf active und auf rezeptive Weise sowohl durch den Vernunft- als Gemüthsglauben liegt die Idee Gottes a priori in uns selber; aber weder das Gemüth noch die Vernunft ist ohne anderweitige Zuthat im Stande, die Idee der Gottheit aus sich selber hervorzubringen. Die Behauptung, als sei der Mensch ursprünglich durch eigenes Nachdenken auf das Da-

sein Gottes gekommen (durch Furcht, durch die Bewunderung der Werke in der Natur) widerspricht durchaus aller Geschichte. Die menschliche Natur hat, gemäfs der Dreifachheit ihres Wesens, ein inneres nothwendiges Bedürfnifs nach einer dreifachen göttlichen Mittheilung, Einwirkung, Offenbarung: 1) der Heiligung, der Stärkung des Willens zum rein Guten, 2) der Erleuchtung zur innern übernatürlichen Betrachtungsweise der Dinge, 3) der Verklärung, durch welche der Mensch auch seinem realen Sein nach von der Herrlichkeit Gottes durchdrungen wird, welches alles um so mehr nach dem Fall unbedingt nothwendig ist.

Ueber den Deismus, der nur um *eine* Stufe höher als der entschiedene Atheismus steht, spricht der Vf. S. 200—206, über Rationalismus und Supranaturalismus S. 207—212; woran er die weitere Entwickelung über Wissen und Glauben anschliefst. Von dem ursprünglichen Falle, wo die Autonomie der Vernunft durch falsche Selbstsucht befleckt, und der Mensch mit sich selber in Zwiespalt gerathen, rühret der grofse Widerspruch zwischen Vernunft und Gemüth, zwischen Wissen und Glauben her. Das allgemeine wissenschaftliche Bestreben unserer Zeit, desgleichen kein Weltalter vor uns gesehen, scheint ein Vorzeichen von dem allmähligen Uebergang der Menschheit in die Mündigkeit des höhern Alters zu sein, wo der menschliche Geist zur inneren ideellen Autonomie heranreifen soll. Die einseitige Geistesrichtung wird so lange ihre Herrschaft in der Welt behalten, bis der Mensch durch ihre schrecklichen Folgen fühlbar belehrt, mit Reue in sich selbst gehen und seine falsche sündhafte Autonomie zum Opfer darbringen wird. Dazu ist vor allem nöthig, dafs die Philosophie ihre bisherige Einseitigkeit verläfst, um die Vernunft nicht blos von ihrer activen spontanen Seite allein, sondern dieselbe in ihrem wahren *activ rezeptiven* Wesen zu erfassen; von der Existenz einer verwandten Welt von höhern geistigen Wesen kann die Vernunft nur durch Offenbarung ein bestimmtes Wissen erlangen. Jene höhere übersinnliche Welt mufs nicht mehr als eine blofse innere durch's reine Denken erkennbare Intellectualität, sondern zugleich als eine wirkliche objective reale Positivität betrachtet werden, die durch den innern Sinn ebenso perzeptibel ist, wie die Natur durch den äufseren. Dann wird das Reale mit dem Idealen, die Vernunft mit dem Glauben, der Rationalismus mit dem Supranaturalismus versöhnt und die Philosophie durch Verbindung mit der Theologie zur Theosophie, die blofse Weltweisheit zur Gottesweisheit werden.

Th. 3. *Abschn.* 1. die Religionsphilosophie mufs nicht blos ein Kriterium aufstellen, um die ächte Revelation von der angeblichen zu unterscheiden, sondern auch die falschen religiösen Vorstellungen bis zu ihrer ersten Urquelle verfolgen und die allmählige Entstehung des Irrthums aus der Wahrheit selber entwickeln. Von S. 5—27 spricht nun der Vf. von den Religionen der sogenannten *heidnischen Welt*, dem Fetischismus, dem Zabäismus, und dem in's Ideelle verkehrten Zabäismus der griechischen Götterwelt, als erster Hauptklasse der heidnischen Religionen, und dann als zweiter Hauptkl., dem Bramaismus, Buddhaismus, und dem Systeme der Zeugung, welches in China, Indien, Persien, Chaldäa, Aegypten, so wie im hohen Norden von Europa herrschend erscheint. Von S. 28—102 handelt er von der einzigen Religion, die den Forderungen der Vernunft entspricht, dem Judenthum, dessen höhere Entfaltung das Christenthum ist, und giebt die reichsten und mannichfaltigsten Winke, Bemerkungen und Aufschlüsse über den Naturcharakter des Judenthums, seine Lehre, Institutionen, Verhältnifs zu den Heiden, Partikularismus und Universalismus, finstere menschenfeindliche Richtung des rabbinischen Judenthumes gegen die Christen *seit den Kreuzzügen*, wo man die Juden auf die unmenschlichste grausamste Weise mifshandelte, ihrer Güter beraubte, sie zu Tausenden umbrachte, die heiligen Sepher Thorahs zerrifs und auf den Strafsen herumschleifte; von der Majorität der Rabbinen aber wurden jene finsteren rigoristischen Ansichten (nach Eisenmenger vorgetragen) stets als falsch und unstatthaft verworfen.

Lebendig fortschreitende Entwicklung und stufenweise Entfaltung der Revelation vom Realen in's Ideale bemerkt man bei keinem einzigen Volke als bei dem Volke Israel. Am werthvollsten erscheint noch die Reformation von *Zorouster*. Des Judenthums ethische Erwartungen sind nicht erst später hineingetragen, sondern liegen ursprünglich in demselben. Der Glaube an den Maschiach gehört unter die Fundamentalartikel des Judenthums; Maimonides sagt: wer den Maschiach leugnet, leugnet die ganze Thorah. Der Vf. giebt nun eine nähere Darstellung und Beleuchtung der Lehren und Institutionen des Judenthums nach der Weise, wie

dieselben in den esoterischen Religionsschriften aufgeschlossen werden; er glaubt das Judenthum in seinem innern wahren und eigentlichen Wesen zu erfassen, wenn er dasselbe nach *drei* Momenten darstellt: 1) der Reinigung vom Unreinen und Bösen, worunter die Verbote begriffen, 2) der Heiligung, 3) der Vereinigung mit der Gottheit, so die Gebote enthält. Die Unreinheit (Tumah) ist nun eine natürliche und eine geistige. Deshalb zerfällt des Verfs. spezielle Darstellung des Judenthums, die in diesem Bande nur das erstre Moment umfafst, in die Lehre von der realen physischen Unreinheit, ihrer Reinigung und Versöhnung (im 2. Abschn. S. 126—250), und in die Lehre von der geistigen Unreinheit, ihrer Reinigung und Versöhnung (im 3. Abschn. S. 251—598).

Abschn. 2. Der Charakter der realen Tumah bestehet darin, dafs sie ein aus der Sünde des Geistes entstandenes leibliches Gift ist, welches sich in gröfserer oder geringerer Stärke in gewissen Wesen oder Theilen derselben innerlich erzeugt, und als ein äufserliches Contagium an denselben hervortritt; daher auch wieder auf dieselbe äufserliche contagiöse naturnothwendige Weise, wobei jedoch die Willensintention nicht ohne Einflufs ist, sich anderen Wesen mittheilt, und dieselben gleichfalls von Aufsen und Innen leiblich und geistig verunreiniget. Wir folgen dem Vf. hier nicht ins Detail und bemerken nur, dafs, nachdem er das Formelle der Unreinheit bis S. 185, ihr inneres spezifisches Wesen bis S. 218, jene feine Tumah, durch welche der Leib und die Seele des Menschen wie durch einen leisen Hauch getrübt und umwölkt, und dadurch zur innigern Annäherung und Vereinigung mit dem Göttlichen unfähig wird, bis S. 234 abgehandelt, er von S. 234—250 die Reinigung von der Tumah in der Kürze zusammenfafst, und so einen Gegenstand absolvirt, der nach dem einstimmigen Zeugnifs der älteren und neueren jüdischen Gelehrten zu den allerschwierigsten und verwickeltesten Materien der ganzen jüdischen Theologie gehört.

Abschn. 3. Der Uranfang der Unreinheit auf Erden ist der Satan (Verführer), welcher das Haupt und Inbegriff aller finstern Kräfte und Mächte bildet. Nach der Kabb. giebt es vier Geburtsstufen der Versündigung: 1) die innerste Regung des Herzens zum Bösen, 2) der wirkliche Gedanke des Bösen im Geiste erzeugt, der sich weiter 3) im Worte ausspricht und 4) in die äufsere That des Bösen übergehet. Die Sünde macht aber nicht blofs einen Mum (Gebrechen) an dem göttlichen Ebenbilde, sondern ihre Wirkungen erstrecken sich auch auf die äufsere Natur und gehen bis in die obern Regionen der Engel, ja selbst bis zur Gottheit hinauf. Der Satan sucht durch seine Agenten den Menschen auf dreierlei Arten von Gott abzulenken, seine göttliche Natur zu verkehren und zu allen Arten von Verbrechen zu verleiten: 1) von Seiten des Leibes durch die sinnliche Lust, 2) von Seiten der Seele durch die Sucht nach irdischem Besitz, 3) von Seiten des Geistes durch Stolz und Herrschsucht. Nach den drei Hauptverbrechen, die das Judenthum lehrt, nämlich *Abgötterei*, *Mord*, *Unzucht* entwickelt nun der Verf. seinen Gegenstand. Bei der Abgötterei giebt er eine höchst interessante und wichtige Zusammenstellung der Ansichten der jüdischen Mystiker über die finstere Magie (S. 280—337), die ihrem Wesen nach in zwei schauende und wirkende zerfällt, die letztere (= Zauberei) bei den Juden im Allgemeinen Kischöph genannt; hierbei setzt er auch die Lehre der Kabb. von den Mittelwesen auseinander, welche Schedim, Ruchin und Lilin heifsen, insbesondere aber von den 70 Sarim, denen die einzelnen Völker untergeordnet sind, und die keinesweges als Teufel zu denken sind. Ueber den Mord spricht er S. 341—346; über die Unzucht S. 346—379; über das Ausströmen der geistigen Unreinheit bis S. 388; über die abnorme Richtung der gesammten unteren Natur seit dem Fall des priesterlichen Geschlechts, bis S. 406. Von hier an entwickelt er die Lehre von den Reinigungs- und Versöhnungsmitteln der geistigen Unreinheit, deren 8 sind: 1) die Reue, 2) das Sündenbekenntnifs, 3) die Restitution des Schadens, 4) die Bufse, 5) das Versöhnungsopfer, 6) die Leiden, 7) die Vermittlung von Seiten anderer Wesen, 8) das allgemeine grofse Werk der Versöhnung durch den Maschiach, und denen er eine tiefeingehende Betrachtung über die *Gerechtigkeit* voranschickt, von S. 407—433, dabei aber schon S. 424—433 vom Wesen des Sündopfers spricht, und den Gegenstand bis S. 450 gleich fortsetzt. Von S. 450 an entwickelt er die Lehre des Judenthums von den Strafen und der Bufse; besonders von S. 474 an die Theorie der Strafen des irdischen Gerichts, nämlich der Untergerichte, der Mittelgerichte und des allgemeinen Obergerichts (Sanhedrin); von S. 502—512 die Lehre von der Bufse; dann die Strafen der jenseitigen Welt, vom Tode, vom Gom Eden (Paradies), die verwickelte Lehre vom G'hinam, vom Ibbur und Gilgul (Einwohnung einer Seele in der andern) bis S. 552; die Lehre von den Fürbitten und Verdiensten der Mitgeschöpfe, *a*) auf bewufstlose Weise im Ibbur oder Gilgul, *b*) mit freier Willensintention, und zwar 1) durch das Opfer, 2) Gebet, 3) Fasten, 4) Almosengeben, 5) Leidtragen, 6) Sorge für die Bestattung der Leichen, 7) Erfüllung der etwaigen Rechtsverbindlichkeiten, so die Abgeschiedenen unterlassen haben, bis S. 571. Bei Gelegenheit dieser Gegenstände, wovon in der Thorah Nichts vorkommt, spricht der Vf. von der Trad. und den *Karaiten*, welche sie als reines Men-

schenwerk betrachten, von S. 574—597, und schliefst den Abschnitt damit, dafs eigentlich hier noch die Lehre über den Maschiach zu entwickeln wäre, welche, als zugleich in das Gebiet der Heiligung und Vereinigung mit Gott einschlagend, in dem bald erscheinenden *vierten* Theile er darzustellen verspricht.

Ueber den werthvollen Anhang des 2. und des 3. Theiles, wie über diesen überhaupt führt Ref. das Urtheil eines Mannes Dr. Jost an, dessen Stimme (in den von ihm herausgegebenen *Israelitischen Annalen.* 1839. Nr. 6., S. 45) in diesen Gegenständen wohl allgemein anerkannt wird: „Diejenigen unsrer Leser, welche gerne das Wesentliche dieser Geheimlehre [der Kabbalah, oder höheren Mystik) *aus den Quellen* geschöpft — jedoch freilich nach katholisch-christlicher Auffassung in ein System gebracht, welches dem Prinzipe nach von Juden nicht anerkannt wird — kennen lernen wollen, finden die vollständigste Belehrung in *Molitor's Philosophie der Geschichte* oder *über die Tradition*, 3. Theil. Münster, 1839. Wir haben diesen so eben erschienenen Theil mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen und *viele Stellen mit den Originalen verglichen, und dürfen behaupten, dafs wir eine gleiche Treue der Uebersetzung oder der inhaltlichen Auffassung noch in keinem ähnlichen Werke christlicher Gelehrten gefunden haben.* Ein Anhang liefert viele Originalstellen mit Uebersetzung. Auch die Darstellung ist klar und anschaulich." Auch mache ich auf die Anzeige des ganzen Molitor'schen Werkes nochmals aufmerksam, die derselbe ausgezeichnete Israelitische Gelehrte in den Ergänzungsblättern zur Jenaischen Allg. L. Z. 1839, Nr. 49, 50 u. 51 geliefert hat, und worin er sagt: „Der sachkundige Leser mufs darin in der That, er möge beistimmen oder nicht, den tiefdenkenden und fleifsig forschenden Gelehrten bewundern, welcher ebenso sehr seines Materials, wie seines Stiles Meister ist" und gleich darauf: „Besser ist es, eine gedrängte Analyse des Werkes zu geben, das in der That sich über ein bisher unzugänglich gewesenes Material verbreitet, welches der Vf. unseres Wissens sich durch vieljährigen Umgang mit den tüchtigsten Fachgelehrten und grofsen Aufopferungen aller Art angeeignet hat." Nr. 50, S. 15 giebt er in Beziehung auf die Lehre von der Tumah dem Vf. das Zeugnifs: „Hr. Molitor hat sich in diese Materie tief versenkt, und sie auf eine merkwürdige Weise durchgearbeitet."

Ref. schliefst diese Anzeige, die namentlich in Beziehung auf die erstaunliche Fülle des Stoffes im 3. Theile nur zu fragmentarisch, und kaum ein schwaches Schattenbild der im 2. Theile gelieferten tiefsinnigen Auseinandersetzungen giebt, mit einigen wenigen Wünschen und Bemerkungen: 1) es möge dem hochverehrten Vf. gefallen, recht bald den 4. Theil und darin die Lehre vom Maschiach erscheinen zu lassen; 2) ganz besonders ist aber zu wünschen, dafs der Vf. bei seiner öfter versprochenen Nachweisung der Thatsache, dafs es eine Tradition gegeben habe, über das Verhältnifs seiner Resultate zu den Behauptungen Gfrörers, namentlich in seinem Philo, sich ausführlich aussprechen, und vorzüglich auch das Verhältnifs Platon's zur Kabbalah in ein helleres Licht setzen möge. Hiermit hängt auf's Innigste zusammen die Nothwendigkeit, das geschichtliche Alter der Quellen mit genauer Kritik zu ermitteln; ferner 3) dafs er in seiner Darstellung, ähnlich wie fast überall im 3. Theile, mehr objectiv verfahren möge, so dafs man im Stande wäre, die Ideen der Kabbalah von denen des Vfs. oder dessen subjectiver Auffassung und Zuthat zu unterscheiden, was im 1. und 2. Theile nicht selten seine Schwierigkeiten hat; 4) dafs er sein Th. 1, S. 328 gegebenes Versprechen: „Sollte dieser Versuch von dem Publikum mit Geneigtheit aufgenommen werden, so werden wir alsdann späterhin *die jüdischen Quellen als Beitrag zur Exegese des A. und N. Testaments bearbeiten*" recht bald lösen möge; sein Werk wird ohne allen Zweifel *früher* oder später sein Publikum finden; auch möge *ihn* ja nicht *Nork's* inzwischen erschienenes Werk: Rabbinische Quellen und Parallelen, von der Herausgabe abhalten. 5) Da man nach dem Bisherigen von der Treue seiner Uebersetzung der betreffenden Belegstellen überzeugt sein darf, so scheint es passend, nur die deutsche Übersetzung, ohne den hebräischen Urtext, aufzunehmen. 6) Scheint es wünschenswerth, dafs die hebräischen Wörter *nicht* nach der heutigen Aussprache der Juden (die selbst nach den Gegenden wechselt), sondern nach der in deutschen Grammatiken, wie von Gesenius, Ewald u. A. festgestellten, möchten geschrieben, überhaupt aber gröfsere Konsequenz möchte beobachtet sein; *dafs* sie aber nach der Ursprache geschehen ist, findet auch Ref. ganz angemessen. Der Verf. schreibt nämlich durchweg Sch'lomah (mit a), während es doch Sch'lomoh (mit o in der letzten Sylbe) heifst; ebenso Adam kadmon, vielmehr kadmon; J'schuah vielmehr Jeschua' oder Joschua' (der Apostroph möge einstweilen das Ajin bezeichnen, Ref. würde Gh dafür am passendsten halten) oder Jehoschua'; nicht Athniäl, sondern 'Othniel (statt ä würde in allen Wörtern lang e richtiger sein); nicht Ain Soph, sondern Ensoph, nicht J'cheskiäl sondern J'cheskel (oder J'chedskel), nicht Sachariah, sondern S'charjah; dann aber mufs es auch stets statt Jordan heifsen Jarden, st. Ebräer 'Ibriten, st. K'laim Kilajim, st. Kanaan K'na'an, st. Schimson Schimschon u. s. f. Dabei würde überhaupt noch eine nähere Besprechung über einzelne Buchstaben, wenigstens *wie* man *selbst* sie bezeichne, nothwendig sein. Ref. hat in seiner Authentie des Buches Josua ebenfalls die hebräische Aussprache durchweg festgehalten. In der obigen Anzeige *bin* ich bei Schreibung hebräischer Wörter dem Vf. gefolgt.

Sollte es mir gelungen sein, auf das nach meiner innigsten Ueberzeugung im allerhöchsten Grade wichtige und Epoche machende Werk durch diese Anzeige die Aufmerksamkeit mehr hingeleitet, und auch nur Einige zum näheren Studium desselben veranlafst zu haben, so würde mein Zweck vollkommen erreicht sein. Dafs es aber bald in seiner ganzen hohen Wichtigkeit werde anerkannt werden, unterliegt für mich keinem Zweifel.

König, in Mainz.

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1841.

XLII.

Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Beiträge zur Gelehrten-Kirchen- und politischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, aus Originalbriefen dieser Zeit. Von Johannes Voigt. Königsberg, 1841. *X und* 662 *S.*

Eine solche Sammlung und Mittheilung von Briefen ausgezeichneter Männer des Jahrhunderts an einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit kann man nicht anders, als höchst dankenswerth finden. Man kann sich nur wundern, daſs nicht längst das Interesse daran groſs genug war, um sie dem Staube der Vergänglichkeit zu entreiſsen, dem, nach der Vorrede, ein groſser Theil bereits verfallen ist. Die Mannigfaltigkeit einer nur veränderten Darstellung der Reformationsgeschichte zu bestimmten Zwecken, für die Jugend und die Erwachsenen, für Gelehrte und Ungelehrte, für Theologen und Weltleute, konnte sich stets nur auf das vorhandene und bekannte Material beschränken und auch da höchstens nur der Unterschied bloſser Darstellung im eigentlichen Sinn oder auch sorgfältiger Schöpfung aus den bereits vorhandenen, reichlich flieſsenden Quellen sein. Um eine nach allen Seiten hin genügende Geschichte der Reformation möglich zu machen, muſs sowohl die politische Urkundensammlung, wie sie von *Hortleder* an bis auf *Ranke* fortgegangen, so vollständig es geschehen kann, zur öffentlichen Kenntniſs gebracht, als auch die Sammlung von unmittelbaren Urkunden kirchlich reformatorischen Inhalts, wie sie besonders in *Luthers* und *Melanchthons* Werken und Briefen und denen der Zeitgenossen vorliegt, noch um vieles vermehrt werden. Es ist leicht anerkannt, daſs wir eine Geschichte der Reformation in diesem Sinne noch gar nicht haben und auch nicht haben können, so lange nicht in Bezug auf die Urkunden nach den beiden angegebenen Seiten hin alle Forderungen und Wünsche erfüllet sind. Keine der bisherigen Leistungen hat sich aus rein objectivem und vollständig gesammeltem Material aufgebaut, sondern sie haben alle das Berichtete und Erzählte mehr oder weniger nur zum Spiegel der subjectiven Denkart gemacht, sich nach dieser das vorhandene Material ausgewählt und angeeignet und es für ihren subjectiven Standpunkt bearbeitet. Welch ein mannigfaltiger Gebrauch der Reformationsliteratur hat in dieser Weise stattgefunden und wie sehr ist dadurch der Glaube an die Wahrheit und Treue der geschichtlichen Entwickelung selbst erschüttert worden, sehe man nun auf die papistisch-pragmatische deutsche Geschichte von Ign. *Schmidt*, oder auf die mit protestantischen, psychologischen Reflexionen durchflochtene von *Ranke*, wende man sich zu den weltmännisch-aufgeklärten Darstellungen eines *Plank* und *von Woltmann* oder zu den erkünstelten, mit forcirtpapistischen Vorurtheilen durchwürzten eines *Menzel* und *Leo*. — So fern nun der subjective Standpunkt ein nothwendiger, unumgänglicher ist und Jeder auch als Geschichtschreiber, zwar sich und seine Persönlichkeit und Liebhaberei, aber nicht die gröſsere Allgemeinheit, der er angehört, den Standpunkt in seiner Nation und Confession absolut verleugnen kann und soll (wie wenn es darüber hinaus noch eine höhere Unpartheilichkeit gäbe, durch den Inhalt der Urkunden geboten, etwa in der Weise, nach welcher wohl auch das Menschliche als das Höhere gegen das Christliche betrachtet wird, da dieses vielmehr nur das *wahrhaft*-Menschliche ist), wird auch die gröſste und reichste Urkundensammlung nicht auch schon den vernünftigsten, geistreichsten Gebrauch derselben zu den Zwecken der

Historie mit sich führen, wie der Herausgeber mit Ranke zu glauben scheint, sondern das „mit Meisterhand auf dem Grunde der Urkunden aufgeführte Gebäude der Geschichte jener Zeit" noch von ganz andern Bedingungen abhängig sein. Die Aufgabe ist vielmehr, dafs der Historiker, durch die Idee gebildet, sich mit seinem völlig erkannten Gegenstande in solche Einheit und Harmonie setze, dafs das Denken und Urtheilen des Subjects selbst nur das des Objects und die Geschichte so das reine Resultat, der ungetrübte Spiegel des Geschehenen sei.

Was wir nun in diesem Werk erhalten, sind Briefe von 21 Gelehrten jener Zeit an den Herzog Albrecht in Preufsen, die inhaltreichsten und vollständigsten unter denen von 85 Gelehrten, mit denen der Herzog während seines Lebens in Verbindung gestanden. Die von *Luther* und *Melanchthon*, von *Faber* längst herausgegeben, sind ausgeschlossen. Um der vielen geschichtlichen Beziehungen willen hätte man wünschen mögen, auch die Briefe des Herzogs in dieser Sammlung zu finden. Der Herr Herausgeber sagt kurz: es hätten Gründe vorgelegen, sie hier nicht mit aufzunehmen. Da sie aber doch anderweitig gedruckt und in einem besondern Abdruck zur Vervollständigung der hier mitgetheilten Briefe folgen sollen, so wäre in diesem Zusammenhange wohl der rechte Ort dazu gewesen. Ohne in diesen geschichtlichen Zusammenhang gestellt zu sein, bleibt in den Briefen, zumal wenn sie Antworten sind oder nöthig machen, immer vieles unverständlich; deshalb hat auch der Herr Herausgeber nöthig gefunden, sowohl eine kurze Beschreibung der wichtigsten Lebensumstände des Herzogs voraufgehen zu lassen, als auch die Briefe der Einzelnen in das Licht ihrer historischen Beziehungen hineinzustellen. In diesem Zusammenhang hat der Herr Herausgeber nicht unterlassen, Manches auch aus Briefen des Herzogs einzuflechten. Aber auch so mufs doch, wie z. B. in *Brenz* und *Bugenhagens* Briefen, für die, welche die Osiandrische Streitigkeit ihrem Gegenstande und Umfange nach nicht kennen, Vieles dunkel bleiben. So viel Unnützes und Ueberflüssiges in den Briefen hat, nach der Vorrede, den Herrn Herausgeber abgehalten, sie mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken zu lassen, wie es wohl zu wünschen gewesen wäre für die, welche künftig dieselben zum Zwecke einer ausführlichen und erschöpfenden historischen Darstellung benutzen möchten. Besonders würde alsdann der Uebelstand des Mangels vollständiger Darlegung des Inhalts dieser Briefe beseitigt worden sein, da es hingegen jetzt so erscheint, als hätte der Herr Herausgeber nur nach seinem Geschmack ausgewählt, dies und jenes oder was ihm wichtig geschienen, aus den Briefen ausgezogen. Denn wenn der Herr Herausgeber in der Vorrede sagt: er habe die vielen leeren Schaalen in diesen Briefen bei Seite gelegt und nur den nackten, reinen Kern beibehalten, so ist dies eher etwas, was dem künftigen Bearbeiter der deutschen Kirchen- und Staats-Geschichte vorbehalten sein mufs, und es kann auch das Weggelassene in vielen Beziehungen characteristisch sein und nicht so geradezu entbehrlich gefunden werden. Wie jetzt die Sache liegt, hätte der Titel des Buchs eigentlich sein müssen: Auszüge aus den Briefen u. s. f. Auch hätte wohl jederzeit angegeben werden können, welche Briefe ursprünglich lateinisch abgefafst, und von dem Herrn Herausgeber übersetzt sind, wie dies mit den meisten Briefen P. *Ebers* der Fall zu sein scheint, da es hingegen bei *Hedio's* Briefen ausdrücklich bemerkt ist. Auf den Styl in seinen historischen Erläuterungen hätte der Herr Herausgeber vielleicht mehr Fleiss verwenden können. Mehrere der kurzen Biographien fangen in gleicher Weise an. So die des *Camerarius:* Wer kennt nicht den *Johann Camerarius* u. s. f., die des *Crotus:* Wer kennt nicht *Johannes Crotus* u. s. f. Geordnet sind die Briefe nach der Zufälligkeit des Alphabets, d. h. nach den Anfangsbuchstaben des Namens der Verfasser; nur dafs *Martin Chemnitz* ausnahmsweise den Beschlufs macht; worüber sich der Herr Herausgeber noch besonders entschuldigt.

Den Inhalt der Briefe macht meistens Persönliches, auch Allgemeines, die Reformation Betreffendes aus; nicht selten melden sie Neuigkeiten, wichtige Vorfälle in Kirche und Staat. Oft ersuch der Herzog seine Correspondenten, ihm von den Ereignissen im Reich Nachricht zu geben; auf solche zufällige Mittel und Wege war man beschränkt zu einer Zeit, wo man den jetzt so weit ausgetretenen Weg der Oeffentlichkeit durch Zeitungen und Zeitschriften noch nicht kannte. So schrieb unter andern der Herzog an *Veit Dietrich:* „Damit wir hinwieder nicht als undankbar

befunden werden, haben wir euch von unserwegen mit einer Verehrung zu begaben befohlen und bitten, ihr wollet dasselbe geringe Geschenk zu Gefallen von uns aufnehmen und unserer im besten dabei gedenken, auch uns oft nach eurer Gelegenheit durch euere Schreiben nebst Mittheilung neuer Zeitungen besuchen und so bisweilen etwas Neues vom Herrn Martin Luther oder andern gelehrten Leuten im Druck ausgeht, uns auf unsere Unkosten übersenden." S. 174. Auch die Uebersendungen von Briefen und Sachen geschahen zu einer Zeit, wo das Postwesen noch nicht regulirt war, durch eigene Boten. Die interessantesten, in theologischer und historischer Beziehung gehaltreichsten Briefe sind die von *Bugenhagen*, *V. Dietrich*, *Georg Major*, *Spalatin*, *Chemnitz*. — Aus *P. Ebers* Briefen lernt man unter andern einen *D. Rösler* kennen, der in der Philosophie, Jurisprudenz und Medizin excellirte, in den drei genannten Facultäten decirte und endlich auch noch als Präsident des Pomesanischen Bisthums Doctor der Theologie werden sollte, was nur bei dem damals noch geringen Umfange der Facultätswissenschaften möglich war. — Erledigt war die Zeit allerdings des Aberglaubens an die Geistlichkeit, aber noch tief befangen in dem Aberglauben an die Natürlichkeit. Es kann nicht geringes Mitleiden erwecken, wenn man so erleuchtete Fürsten, wie den Herzog *Albrecht*, gleich dem *Melanchthon*, in der Superstition der Astrologie, Nativitätsstellerei u. s. f. findet und sie durch Männer, wie *Curion*, nicht eben uneigennützig, darin bestärkt sieht. Dieser hatte auch eine Anzahl von Recepten beigelegt, „Antidota auf des Herzogs Leib und Complexion verificirt" für verschiedene Krankheiten, von denen der Herzog in diesem Jahr befallen werden könnte, z. B. wenn er mit Melancholie beladen oder etwa ohne Ursach traurig würde oder wenn ihm der Stuhl vergangen sei u. s. f. S. 146. — Fast alle Gelehrte, mit denen der Herzog correspondirte, beschenkte er theils mit Ehrengeschenken, Trinkgeschirren, theils mit Geld und sie waren selbst nicht blöde, ihn beständig um Unterstützung anzusprechen. Was heutiges Tages Staatstitel, Orden u. dergl. sind, waren die Ehrenbecher der Fürsten. Die grofse Menge von Geldunterstützungen vertrat meistens den Mangel an Besoldungen derer, die durch die unruhigen Bewegungen der Zeit oft mit Weib und Kind in Noth und Armuth versetzt wurden. Es ist kaum zu begreifen, wie die Einkünfte selbst eines so ansehnlichen Fürsten zu solcher grenzenlosen Freigebigkeit an bedürftige Gelehrte in und aufser Landes ausreichten. Der Herzog wartete oft auch die Bitten nicht ab, sondern kam ihnen zuvor, wie er denn unter andern dem jüngeren *Justus Jonas* befahl, „sich von fern zu erkundigen, ob es dem *Melanchthon* angenehm sein möchte, wenn ihm ein Poculum von hundert Thalern oder so viel an Geld verehrt werde, so will ich E. F. G. in Unterthänigkeit nicht bergen, dafs ich weitläuftig mich über diese Dinge bei seinem Eidam, dem Peucer, erkundigt habe, der sich in diesen Worten gegen mich hat vernehmen lassen: Ich wollte, dafs alle die, welche meinem Schwager eine Verehrung thun wollen, ihm kein Geld schenkten; denn wenn ihm Geld geschenkt wird, so ist dessen weder er, noch seine Kinder, gebessert; Ursache, er verschenkt's wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt; da giebt er so lange davon hinweg, so lange ein Heller da ist. Was darnach in der Haushaltung mangelt, das mufs ich suppliren. Darüber werden wir alle beide nicht reich. Wenn ihm Pocula geschenkt werden, die behält er doch." S. 370 womit zu vergl. S. 416 ff. — Dabei kam es auch schon damals vor, dafs einzelne dieser Gelehrten, wie der jüngere *J. Jonas*, überhaupt zweideutig, den Herzog in seiner Vorliebe für die Osiandrische Lehre bestärkten und ihre Wissenschaft nach dem fürstlichen Vorurtheil einrichteten, statt dafs es billig hätte umgekehrt gehen sollen. — Herzog *Albrecht* zeigt sich nicht selten sehr empfänglich für Dedicationen; er sah und beabsichtigte seinen Ruhm darin und hielt viel auf die Verherrlichung seines Namens in dieser Weise. Beweiset dies einerseits eine Achtung und Ehrfurcht vor der Wissenschaft, welche dieser von Seiten eines so geistreichen Fürsten zur Ehre gereichte, so zeigt es andererseits, worin er seine höchste Ehre setzte und wieviel ihm daran, ein Protector der Kunst und Wissenschaft zu sein, gelegen war. Sollten aber Künste und Wissenschaften des Herzogs Gnade und Unterstützung gewinnen, so mufsten sie auch, wie Mathematik und Astronomie in die Beziehung auf Religion und Nativität treten. Selbst ein so besonnener, kritischer Theolog, wie *M. Chemnitz*, verwandte seine mathematischen Kenntnisse für den Herzog zu

Schüler zugeschrieben. Weil hiermit der Inhalt nicht angezweifelt wurde, so ist die gegenwärtige Form der Metaphysik oft für sich betrachtet worden und in das Gebiet einer blos philologischen Untersuchung herabgesunken. Dadurch geschah es dann freilich, dafs sich von Hrn. Glasers Vorgängern manche einseitige Urtheile vernehmen liefsen, indem sie ohne die hier so nöthige philosophische Einsicht gefällt wurden. Doch schon im Alterthum sind diese kritischen Untersuchungen von der Erklärung des Inhalts nicht getrennt worden; denn Alexander, wie *Asklepius* von Tralles, gründen immer in ihren philosophischen Commentaren auf den Inhalt selbst ihre kritischen Bemerkungen, die sie freilich nur hin und wieder einstreuen. Unter den Neuern aber erkennt unser Hr. Verf. selbst mehrere Vorarbeiter an, die gerade durch den philosophischen Inhalt und von ihm aus ein Urtheil über die Composition und deren Einheit fällen wollten.

Diejenigen, deren Ansichten Hr. Glaser hier historisch anführt, sind nun: *Samuel Petit*, der unter den Neuern diese ganze Frage zuerst wieder angeregt hat, *Buhle*, *Titze*, *Biese*, *Brandis* und der unterzeichnete Referent. Schon die Darstellung ihrer Leistungen (S. 19—29) ist mit vielen Seitenhieben durchwoben, wie wenn es von Brandis heifst: „Der gelehrte Kenner des Aristoteles hat von der philosophischen Methode desselben keine Ahnung; sonst würde er uns nicht zumuthen, solchen Urtheilen glauben zu schenken." Und vom Referenten: „Am geschmackvollsten und mit den meisten, *wenn auch nicht besten*, Gründen belegt, hat *Michelet* seine Hypothese vorgetragen" (S. 26). Zuletzt aber (S. 53) führt er gegen Alle einen gemeinschaftlichen, so derben Streich aus, der sie, seiner Meinung nach, wohl sämmtlich zu Boden strecken mufs: „Der Grund aber, warum diejenigen, welche sich der Untersuchung wirklich unterzogen haben, zu keinem genügenden Resultate gelangt sind, ist ein zwiefacher. Ein Mal, weil sie *mit der gröfsten Oberflächlichkeit* zu Werke gegangen sind, und sehr oft *ihren Autor gar nicht verstanden haben*; und fürs Andere, weil sie *nicht die gehörige Bildung mitbrachten*. Denn denjenigen, welche die nöthigen philologischen Kenntnisse besafsen, *fehlte es meistentheils an hinlänglicher philosophischer Einsicht*, um vor den Bäumen den Wald nicht zu übersehen." Das trifft wieder Brandis. „Diejenigen aber, welche als sogenannte Philosophen an diese Untersuchung gegangen sind, *haben nicht nur nicht hinreichende philologische Bildung gehabt*, sondern *scheinen sogar nicht einmal die letzten Gründe der Systeme zu kennen*, zu deren Fahne sie geschworen zu haben, sich rühmen." Hier kann nur Biese und der Referent gemeint sein, wie wenig sie sich auch darin zu erkennen brauchen. Denn Petit und Titze sind eben nicht ihrer Philosophie wegen anzuführen. Was ist nun nicht Alles von Hrn. Glaser zu erwarten, der sich doch gewifs von jedem dieser Mängel frei weifs! Zunächst mufs indessen bemerkt werden, dafs es nicht abzusehen ist, warum unser Hr. Verf., der Vollständigkeit wegen, nicht auch die Schrift von *Ravaisson*, dem gleichzeitig mit dem Referenten gekrönten Mitbewerber um den Preis der französischen Akademie, beurtheilt hat. Wahrscheinlich ist ihm die Existenz derselben unbekannt geblieben. Wenigstens hätte er aber Cousin's Beurtheilung dieser Preisschriften (*De la Métaphysique d'Aristote. Rapport sur le concours ouvert par l'Académie etc.*) anführen sollen, um so mehr, da wir sehen werden, dafs er derselben Manches verdankt, er sie also unmöglich ignoriren kann. Ueberhaupt wird sich als Resultat herausstellen, dafs der Hr. Verf. fast nichts Neues vorgebracht hat, ungeachtet seiner Behauptung des Gegentheils. Diese negative Kritik wird jedoch ihr positives Moment in sich selber tragen, da Referent damit die Leistungen der Vorgänger des Hrn. Glaser wird mit in die Betrachtung ziehen müssen, um zu erklären, wie die Arbeit unseres Hrn. Verfs. entstanden ist. Was Referenten aber selbst betrifft, so beeilt er sich, im Gegensatze zu Hrn. Glaser's Ruhmredigkeit, sogleich für sich selbst freimüthig zu bekennen, dafs er sehr Vieles dem Studium mehrerer der genannten Männer verdankt, und ohne ihre Hülfe nicht zu seinem Resultate hätte gelangen können. Die nunmehr anzustellende Vergleichung der Leistungen des Hrn. Verfs. mit seinen nur allzu kühnen Versprechungen wird am besten das Urtheil über denselben begründen können. Ja er spricht es sich eigentlich selbst, denn S. 53 sagt er: „Titze ist der Sache noch am nächsten gekommen." In der That, die grofse Entdeckung, die der Hr. Verf. gemacht haben will, ist nur die Titze'sche Hypothese, die er — freilich mit einigen Modificatiönchen — wieder aufgenommen hat. Doch zur Sache.

Der Hr. Verf. theilt seine Schrift, wie auch aus dem Titel schon erhellt, in drei Abschnitte: 1) in dem von der Composition ist er die Hypothesen der Gelehrten über die Anordnung des Ganzen durchgegangen, und zum Schlufs mit der seinigen herausgerückt. In den zwei andern Abschnitten: 2) über den Inhalt, und 3) über die Methode der Aristotelischen Metaphysik hat er sich zu philosophischen Räsonnements und Entwickelungen erhoben, und so ungefähr den Gang genommen, den auch die französische Academie ihren Concurrenten vorschrieb.

Was nun im *ersten Abschnitt* des vorliegenden Werkes die *Composition der Metaphysik* betrifft, so setzt der Wunsch, die gegenwärtige Ordnung der Bücher zu ändern, die Ueberzeugung voraus, dafs sie mangelhaft sei. Dagegen haben die mehr philosophischen Erklärer des Aristoteles, Alexander von Aphrodisias an der Spitze, den Gang der Untersuchungen im Ganzen rechtfertigen wollen. Um den Leser nun in den Stand zu setzen, sogleich selbst zu urtheilen, müssen wir uns hier vor allen Dingen an diesen Inhalt und den Gang der vierzehn Bücher der Metaphysik durch eine gedrängte *Uebersicht* derselben erinnern.

Im Buche *A* μεῖζον beginnt Aristoteles damit die Stufen des Wissens anzugeben, und die Erfahrung von der Wissenschaft zu unterscheiden, indem er jene die Erkenntnifs des Was (ὅτι), die Wissenschaft oder *Weisheit*, mit Einem Worte die Philosophie, die Erkenntnifs des *Warum* (διότι), d. h. der letzten Ursachen und *Principien* der Dinge, nennt. Dafs dies die richtige Definition der Philosophie sei, zeigt er zunächst aus den Vorstellungen des gemeinen Bewufstseins über die Weisheit, welche alle darauf hinauslaufen. Sodann wendet er sich an die Geschichte der Philosophie, und weist nach, wie kein Philosoph sich mit etwas Anderem beschäftigt hat, als mit der Untersuchung der einen oder der andern von den *vier Ursachen*, die er in seinen physischen Büchern aufgestellt habe: die materielle Ursache, die formelle Ursache (oder die Substanz), die wirkende Ursache, die Endursache (oder den Zweck). Eine läuternde Kritik dieser Philosophen zieht aus ihren Ansichten das Bleibende für die Philosophie heraus, da, wenn auch Keiner für sich die Wahrheit getroffen habe, sie doch alle zusammen dieselbe nicht können verfehlt haben. — Das Buch *α* ἔλαττον schliefst sich hieran an, indem es die Philosophie die *Wahrheitslehre* nennt, weil die Ursachen und Principien der Dinge allein ihre Wahrheit seien, und wie das Feuer jedem Dinge Wärme mittheile, so sie allem Andern Wahrheit verleihen. Alle Ursachen und Principien müssen aber auf ein Letztes zurückgeführt werden, weil, wenn wir ins Unendliche rückwärts schreiten, kein Princip vorhanden ist. Dieses erste Princip ist das, was um sein selbst willen und um dessen willen alles Andere ist, kurz der *Endzweck* oder das *höchste Gut*. Das Buch endet mit einer Bemerkung über die *Methode*, dafs die Wissenschaft dieses letzten Princips eben der höchsten Genauigkeit fähig sei, weil der Gegenstand immateriell sei. — Auf diese Definition der Philosophie folgen nun im Buche *B* sechszehn *Schwierigkeiten*, welche bei der Frage nach den Principien erhoben werden können, und die schon *Syrian* richtig angegeben hat. Hier werden sie aber noch nicht gelöst, sondern nur dialektisch hin und her gewendet: 1) Gehören alle Ursachen Einer oder mehrern Wissenschaften an? 2) Beschäftigt sich die Wissenschaft der ersten Ursachen auch mit den Principien des Syllogismus und der Demonstration? 3) Sind alle Substanzen der Gegenstand Einer Wissenschaft? 4) Giebt es aufser den sinnlichen Substanzen auch unsinnliche? 5) Betrachten wir aufser den Substanzen auch die Eigenschaften und Accidenzien der Substanzen? 6) Welche Wissenschaft betrachtet die Natur der Identität, des Unterschiedes, der Aehnlichkeit, Unähnlichkeit, des Gegensatzes, Widerspruchs und der andern Kategorien? 7) Sind die Gattungen oder die elementarischen Theile, und im ersten Falle die allgemeinsten oder die nächsten Gattungen, die Principien der Dinge? 8) Giebt es aufser der Materie ein an und für sich seiendes Princip? 9) Giebt es überhaupt etwas aufser der Materie und ihren Prädicaten? 10) Sind die Ursachen numerisch, oder der Art nach, Eins? 11) Haben die vergänglichen und die ewigen Dinge dieselben Ursachen, oder verschiedene? 12) Sind Eins und Sein die Ursachen der Dinge, oder haben sie noch ein andres Substrat? 13) Sind die Principien allgemein, oder individuell? 14) Existiren die Principien der Möglichkeit nach, oder der Wirklichkeit nach? 15) Sind die Principien bewegt, oder unbewegt? 16) Sind die mathematischen Bestimmungen Substanzen? — Im Buche *Γ*, welches die Beantwortung dieser Probleme beginnt, sagt Aristoteles, dafs die Wissenschaft der ersten

Ursachen die Wissenschaft des Seins im Allgemeinen ist, d. h. *des Seins insofern es ist*, oder der Substanz, und aller Bestimmungen und Eigenschaften, die aus ihr fliefsen: ebenso die Wissenschaft des Eins, da Sein und Eins zusammenfallen, also auch aller Arten des Eins, der Gleichheit, Aehnlichkeit u. s. w.: und, da alle Dinge aus Gegensätzen entspringen, auch aller Gegensätze, des Andersseins, des Unterschiedes u. s. f., die alle auf den Gegensatz des Einen und des Vielen zurückgeführt werden können (*Probleme* 1. 5. 6.). Auch der *Satz des Widerspruchs* und der Satz des *ausgeschlossenen Dritten*, ohne welche keine logischen Schlüsse und Räsonnements gemacht werden können, gehören zur Philosophie. Denn da sie keiner einzelnen demonstrativen Wissenschaft eigen sind, sondern ihr als Axiome und Principe des Beweises immer schon vorausgesetzt sind, so können sie nur der Betrachtung der allgemeinen Wissenschaft der Principien anheimfallen. Da hiermit von zwei entgegengesetzten Prädicaten jedem Subject eins zukommt und das andere ausgeschlossen werden mufs, so darf man überhaupt nicht ein und dasselbe Prädicat allen Subjecten beilegen (τὰ μοναχῶς καὶ κατὰ πάντων λεγόμενα ἀδύνατον ὑπάρχειν): wie wenn ich z. B. sagen wollte: „Alles ist wahr;" denn das stiefse den Satz des Widerspruchs um, weil dann auch das Falsche wahr wäre (*Problem* 2.). — Daher giebt das Buch *Δ* die verschiedenen Bedeutungen jedes philosophischen Kunstausdrucks an (τὰ πολλαχῶς λεγόμενα), weil nur nach Feststellung dieser bestimmten Terminologie die Untersuchung der Sache selbst mit Frucht kann vorgenommen werden. Solcher *Definitionen* entwickelt Aristoteles dreifsig: Princip, Ursache (fast wörtlich gleichlautend mit der Schrift φυσικῆς ἀκροάσεως II, 3), Element, Natur, Nothwendig, Eins, Sein, Substanz, Identität, Gegensatz, Früher und Später, Möglichkeit, Quantität, Qualität, Relation, Vollendetes, Grenze, Wonach (καθ' ὅ), Disposition, Habitus, Affection, Beraubung, Haben, Woraus, Theil, Ganzes, Verstümmelt, Gattung, Falschheit, Accidenz. — Gehören nun zwar auch die Accidenzien zur selben Wissenschaft, welche deren Substanz betrachtet, so gehören doch, nach Buch *E*, nicht alle Substanzen zur selben Wissenschaft. Von der Philosophie müssen nämlich diejenigen Substanzen ausgeschlossen werden, welche nicht das Sein sind, insofern es ist, sondern nur eine bestimmte Gattung des Seienden. Die Wissenschaften solcher Substanzen sind erstlich die *Physik*, welche die zwar für sich seiende, selbstständige, aber nur sinnliche Substanz betrachtet, worin die Ursache der Bewegung und Ruhe enthalten ist. Die *Mathematik* hat es dann zwar mit unbewegten und unveränderlichen Dingen zu thun, die aber nicht an und für sich und selbstständig, sondern in die Materie versenkt sind. Die erste Substanz aber, die sowohl unveränderlich, als an und für sich seiend ist, ist der Gegenstand der Philosophie; und da dieses ewige Princip das Göttliche ist, so heifst diese Wissenschaft *Theologie*. Ihr Gegenstand ist aber nicht eine besondere Gattung des Seienden, sondern zugleich das ganz Allgemeine, das in allem Seienden, sofern es ist, sich wiederfindet (*Problem* 3.). Aufser der Substanz sagt sich das Sein auch von allen Kategorien, der Qualität, der Quantität u. s. f.; ferner tritt es als Thätigkeit oder Möglichkeit, als Zufälliges, als logische Wahrheit und Falschheit auf. Das Zufällige ist nicht Gegenstand der Wissenschaft, weil es selten geschieht, die Wissenschaft aber das Allgemeine betrachtet, was immer und nothwendig geschieht. Die Ursachen des Zufälligen sind vergänglich und nothwendig zugleich. Der Tod ist nothwendig, aber nicht die Todesart, die von einer Ursache abhängt, welche sein kann oder auch nicht (*Problem* 11.). Das logische Sein ist nur die subjective Beziehung eines Prädicats auf ein Subject, also eine blofse Affection des Verstandes, mufs daher gleichfalls von der Betrachtung der Ursachen und Principien, welche das wahrhaft Seiende sind, ausgeschlossen werden. — Im Buche *Z* wird nun zuvörderst die sinnliche Substanz betrachtet, weil der Begriff der Substanz dem Körper am augenscheinlichsten zukommt. Die Substanz, auf die das Sein aller übrigen Kategorien zurückgeführt werden kann, hat vier Bedeutungen: 1) die substantielle Form, 2) das Allgemeine, 3) die Gattung, 4) das Substrat. Das Substrat oder die Materie scheint nicht Substanz sein zu können, weil es unbestimmt ist und nicht für sich bestehen kann, die Substanz aber bestimmt und selbstständig sein mufs.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode, dargestellt von Johann Carl Glaser.

(Fortsetzung.)

So ist eher die Form und das aus Form und Materie Zusammengesetzte die Substanz. Jede Sache *ist* selbst ihre substantielle Form. Diese ist auch das Princip des Entstehens, oder die bewegende Ursache, welche aus der Materie die Sache hervorgehen läfst. Die Materie geht der Sache vorher, aber auch eine andere wirkliche zeugende Substanz. Materie und Form entspringen nicht überhaupt, sondern nur in diesem einzelnen Dinge (*Problem* 8.). Da die Definition, z. B. des Menschen, dafs er ein zweifüfsiges Thier sei, Eins ist: so kann, indem die Gattung nicht mit jeder Unterart identisch ist, sondern auch den andern zukommt, nicht die Gattung selbst, sondern der letzte Unterschied der Gattung die Substanz eines Dinges sein, weil dieses sonst mehrere Substanzen in sich schlösse. Die allgemeinen Gattungen sind auch darum nicht Substanzen, weil sie vielen Dingen gemeinschaftlich sind, die Substanz aber der Zahl nach Eines ist. Diese Einheit ist jedoch nicht blofs eine Zusammensetzung der Bestandtheile, sondern noch ein davon Verschiedenes. So wenig also die Gattungen, so wenig sind die Elemente die Substanz des Dinges. Diese, als das wahre Princip, wäre sonach das Einzelne, inwiefern es die allgemeine Einheit dieser Bestandtheile bildet (*Problem* 7.). — Das Buch *H*, nachdem es den Inhalt des im vorhergehenden Buche Entwickelten kurz recapitulirt hat, verspricht nun diese ganze Betrachtung zum Schlufs zu bringen; wodurch zugleich das folgende Buch eingeleitet wird. Die Materie ist nur der Möglichkeit nach Substanz, weil sie das allen Veränderungen zu Grunde Liegende ist; die Form ist die Substanz der Wirklichkeit nach. Ein Gegensatz ist der Wirklichkeit nach in der Materie, ein anderer der Möglichkeit nach; und die substantielle Form ist die bewegende Ursache, welche diese Möglichkeit zur Wirklichkeit bringt. Jede Materie hat also schon eine Form, wenn sie durch die bewegende Form verändert wird; die letzte Materie und die Form sind also dasselbe, Beide aber für sich nur der Möglichkeit nach, und nur ihre Einigung der Wirklichkeit nach. — Da das Sein nicht blofs von der Substanz und den übrigen Kategorien, sondern auch nach der Möglichkeit und Wirklichkeit ausgesagt wird, so folgt im Buche *Θ* diese letztere Betrachtung. Möglichkeit und Wirklichkeit sind nicht identisch; sonst gäbe es gar keine Veränderung, die eben darin besteht, dafs etwas, was nur der Möglichkeit nach ist, wirklich wird. Die Wirklichkeit ist aber höher als die Möglichkeit, wie die Form höher als die Materie, wenn auch der Zeit nach die Möglichkeit, z. B. der Saame, der Wirklichkeit vorhergeht. Doch da auch hier immer eine andere Wirklichkeit als Princip vorhergegangen sein mufs, so sind die Principien überhaupt der Wirklichkeit nach, und nicht blofs möglich. Wären die ewigen Substanzen blofs der Möglichkeit nach, so könnten sie auch nicht sein. Die Welt ist daher ewig, weil ihr Princip in steter Thätigkeit ist (*Problem* 14.). — Da das Eins, sagt Buch *I*, das Mafs in jeder Gattung der Dinge ist, und zwar besonders in der Quantität, doch ebenso auch bei Anderem, z. B. bei der Farbe das Weifse, in der Musik der Viertel-Ton u. s. w., so giebt es kein Eins an und für sich als die Substanz der Dinge. Schon wegen seiner Allgemeinheit, wonach es nur Prädicat der Dinge ist, kann es keine Substanz sein; und so ist wieder eine der oben aufgeworfenen Schwierigkeiten (*Problem* 12.) gelöst. Das Eins ist wohl in jeder Gattung eine bestimmte Natur; in keiner Gattung aber ist dieses Eins selbst ihre Natur. Das Viele ist dem Eins

entgegengesetzt. Der Gegensatz, als der höchste Gipfel des Unterschiedes, findet nur zwischen zwei Dingen Statt, weil jedes Extrem nur Eins ist. Zwischen Entgegengesetzten ist ein Mittleres, zwischen dem Widerspruch aber nicht; denn bei diesem ist die Beraubung schlechthinnige Beraubung, bei jenem nur eine bestimmte. Die Mitte ist keinem der beiden Extreme entgegengesetzt, sondern eine privative Negation Beider. Zugleich besteht die Mitte aus den Gegensätzen, gehört also derselben Gattung an; und die Extreme, z. B. Weifs und Schwarz, um sich in einander zu verwandeln, müssen zuerst durch diese Mitte (die Farben) hindurch. Die Mitte existirt nur zwischen Entgegengesetzten, weil nur sie fähig sind, sich zu verändern. Das Vergängliche und das Unvergängliche sind, als entgegengesetzt, der Art nach verschieden; denn das Vergängliche ist nothwendig vergänglich, indem es dies seiner Substanz nach ist. — Das Buch *K* verweist zunächst auf das Buch *A*, indem es daran erinnert, dafs die Weisheit als die Wissenschaft der Principien ausgesprochen und die Ansichten der Frühern darüber entwickelt worden; und darauf geht es sogleich dazu über (Kapitel 1—2), die sechszehn Schwierigkeiten und Probleme nochmals aufzuwerfen, die das Buch *B* vorgebracht hatte. Das Neue, was hinzukommt, ist aber, dafs Aristoteles sagt, unser Vorsatz sei hier, zu untersuchen, ob es eine von den sinnlichen Substanzen unabhängige an und für sich seiende Substanz gebe. Materie ist sie nicht, weil diese nur der Möglichkeit nach ist: Form nicht, weil diese in's Entgegengesetzte umschlägt. Dafs es aber eine ewige an und für sich seiende Substanz giebt, haben die weisesten Männer angenommen, weil ohne sie keine Ordnung im Universum vorhanden sein könnte. Der zweite Theil dieses Buchs besteht aus den Kapiteln 3—8, und resumirt das Wesentliche der Bücher *Γ* und *E*, doch nicht ohne eigenthümliche Behandlung, und mit dem Zusatze: Da das logische und das accidentelle Sein (*τὸ δὲ ὡς ἀληθὲς ὂν καὶ τὸ κατὰ συμβεβηκός*), jenes nur in der Verknüpfung des Verstandes ist, dieses nur unordentliche und unbestimmte Ursachen hat, so werden nur die Principien des selbstständig Existirenden aufgesucht. Diese sind der Zweck, der in der Natur liegt und aus der Vernunft entspringt; so dafs diese, nicht der Zufall, die ursprünglichen Ursachen des Universums sind. Den dritten Theil des Buches *K* bilden *wörtliche* Excerpte aus den Büchern III—V der *φυσικῆς ἀκροάσεις*, die Hr. Glaser (S. 48—49) für ganz „geistlos" erklärt; wodurch er, da er uns seine Gründe vorenthält, sich selber dessen schuldig macht, was er Andern ebenso unbegründetermafsen vorwirft (S. 28), — vom Dreifufs zu reden. Man kann sich nämlich nicht besser den Weg zur Betrachtung des absoluten Princips bahnen, als es Aristoteles durch diese Auszüge thut, deren Inhalt folgender ist: Die Veränderung ist eine unvollendete Wirklichkeit dessen, was aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit übergeht. Indem aber das Princip der Veränderung in dem Veränderten selbst liegt, so ist die Wirklichkeit des Princips zugleich die Wirklichkeit der veränderten Sache selbst. Das Unendliche, was man nicht bis zu Ende gehen kann (wir würden sagen: das schlechte Unendliche) ist nicht wirklich, und das Wirkliche, weil es quantitativ ist, kann nicht unendlich sein. Verändern sich die Formen und Affectionen auch nicht selber, so sind sie doch das, worein die Veränderung vorgeht, weil sie entgegengesetzt sind; bei den Substanzen ist dies dagegen nicht der Fall. — Der erste Theil des Buches *Λ* (Kapitel 1—5) recapitulirt die Bücher *Z*, *H*, *Θ*, *I*: doch so dafs das Buch *I* dabei am schwächsten, am bestimmtesten das Buch *Z* repräsentirt ist. Ferner bemerkt Hr. Glaser (S. 41) sehr richtig, dafs bei dieser Betrachtung der sinnlichen Substanz nunmehr von der Veränderlichkeit derselben der Ausgangspunkt genommen wird. Die neue Erkenntnifs nämlich, die schon das Buch *K* vorbereitet hatte, ist die, dafs, indem bei dem Uebergehen ins Entgegengesetzte die Materie als das Substrat bleibt und alle Veränderung nur als Uebergang aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit aufgefafst werden mufs, Alles aus dem Sein entspringt, aber aus einem der Möglichkeit nach Seienden, der Wirklichkeit nach aber Nichtseienden. Ja, ein ganz neues *Problem* (13.), was im Buche *Z* (c. 13) nur berührt wurde, wird hier schon mehr ausgeführt, obgleich wir seine eigentliche Stelle erst später sehen werden. Die Principien, sagt nämlich Aristoteles, sind theils allgemein, theils individuell. Form und Materie sind die Principien aller sinnlichen Dinge, und so dem Begriffe nach allgemein; jedem Einzelnen ist aber eine andere Form und eine andere Materie das Princip. Der zweite Theil dieses Buchs stellt nun die Lehre von *Gott* dar: Zeit und Bewegung sind ewig gewesen,

weil sonst die Möglichkeit höher wäre als die Wirklichkeit. Es existirt also ein ewiger Beweger; das ursprünglich durch ihn Bewegte ist der ewige Himmel, der wieder die sublunarische Welt, das nur Bewegte, bewegt. Der ewige Beweger, der selbst unbewegt ist, ist das Denken; denn das Gute oder der absolute Zweck, dessen Princip in der Vernunft liegt, bewegt Alles, ohne selbst verändert zu werden. Er ist die erste, einfache und wirkliche Substanz in der sinnlichen Welt, die, ungeachtet ihres Gegensatzes, das Coëlement zum Denken bildet: so dafs das Denken sich darin nur zu sich selbst verhält, und also *Denken des Denkens* ist, das immer auf dieselbe Weise energirt und im Universum sowohl als dessen Ordnung wie als an und für sich seiende Substanz existirt. Alles Uebrige mufs nothwendig darin aufgelöst werden; es selbst aber ist *der* Art, dafs Alles an ihm Theil hat, um das Ganze auszumachen. Entspringt nun auch Alles aus Gegensätzen, so können doch die Gegensätze nicht selber unser Princip sein, weil diesem Princip, als dem Ersten, nichts entgegengesetzt sein darf. Indem so dem obersten Princip nichts entgegensteht, so können wir von ihm sagen: *οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος* (*Problem* 9. 15.). — Die übrigen *Probleme*, sagt Syrian sehr gut, die sich auf die Zahlen und die Ideen beziehen (4. 10. 13. 16.), werden in den zwei letzten Büchern gelöst, deren erstes *M* zuerst von den Zahlen, dann von den Ideen, drittens von den Zahlideen spricht, einer meist esoterischen Lehre des Platonischen mündlichen Vortrags späterer Jahre. Die mathematischen Bestimmungen sind nicht selbstständige Existenzen, sondern nur abstracte und einfache Eigenschaften der sinnlichen Substanz. Die Widerlegung der Ideenlehre des Plato im vierten und fünften Capitel ist eine oft wörtliche Wiederholung aus dem sechsten und neunten Capitel des ersten Buches, zieht sich auch sonst durch alle Probleme und Bücher hindurch, findet aber hier ihre eigentliche Stelle. Der Nerv des Räsonnements ist, dafs die Ideen als das Allgemeine, sobald man sie, wie Plato doch will, von den einzelnen Substanzen trennt und jenseits derselben für sich setzt, sie zu etwas ganz Abstracten und Leeren werden. Die Zahl-Ideen endlich sind nicht die an und für sich seiende erste Ursache der Dinge. Denn wären die Zahlen selbstständige Substanzen, so wären es auch alle Einheiten; diese sind aber in jeder Zahl verbunden. Die Einheiten sind also alle einander gleich, und es giebt kein an und für sich seiendes Eins. Das der Art nach Eine und allgemeine Princip wiederholt sich in der Unendlichkeit der Individuen. Wären die Principien numerisch, und nicht der Art nach Eins, wie z. B. die Buchstaben *A* und *B*, so könnten sie ja nur Ein Silbe *AB* machen. — Im Buche *N* kommt Aristoteles darauf zurück, dafs das höchste Princip nicht ein Entgegengesetztes sei, weil das Entgegengesetzte an der Substanz hafte, die ihm also vorausgesetzt sei. Besonders kann eine Entgegensetzung im Quantitativen, wie grofs und klein, nach Plato's Geheimlehre, nicht Princip sein, da solche Eigenschaften der Zahlen blofse Relationen sind. Ferner sagt Aristoteles, das Princip bestehe nicht aus Elementen, weil es sonst Materie haben müfste und blos der Möglichkeit nach wäre. Auch dies wird dann wieder auf die Zahlen- und Ideen-Lehre angewendet, indem Aristoteles zeigt, wie die Zahlen nicht die Elemente der Dinge sein können. Er schliefst damit, dafs die Einheit und die Zahlen auch nicht das Princip des Guten sind. Wäre die Einheit an und für sich das Gute, so wäre jedes Eins ein Gutes, und wir hätten eine Ueberfülle von Gütern, und die Vielheit wäre das Böse. Schon weil die Zahlen überhaupt nicht der Endzweck der Dinge sind, können sie nicht das Gute sein. Es entstehen also die gröfsten Schwierigkeiten, wenn man annehmen wollte, jedes Princip sei Element, die Principien entgegengesetzt, das Eins Princip, und die Zahlen und Ideen die ersten an und für sich seienden Substanzen. —

Hat man diesen substanziellen Inhalt der Aristotelischen Metaphysik recht genau vor Augen, so sieht man zunächst gar nicht ein, warum sich so viel Zweifel gegen die Authenticität der bestehenden Ordnung der Bücher erhoben haben, und wie so sie sich erheben konnten. Indessen die Wiederholung von ganzen Büchern im Auszuge, und von ganzen Capiteln sogar mehrmals Wort für Wort, besonders aber die Excerpte aus der Physik, ferner die überall wiederkehrende Polemik gegen die Ideen, und überhaupt die mehrfache Berührung derselben Materie und zwar häufig so als ob noch gar nicht davon die Rede gewesen wäre, endlich das Nachhinken der Bücher *M* und *N*, welche Ansichten der Vorgänger widerlegen, nachdem das Buch *A* schon die positive Lehre entwickelt hatte, — alle diese Umstände lassen schon Bedenken genug aufstei-

gen, die Asklepius in folgende Geschichte kleidete: „Die Metaphysik des Aristoteles ist nicht so gut redigirt und hat nicht solchen guten Zusammenhang, als die übrigen Schriften des Aristoteles; es finden sich darin ganze Stücke von andern Büchern, und viele Wiederholungen. Dies kommt daher, dafs Aristoteles das Manuscript seinem Freunde *Eudemus* schickte, um es zu publiciren, dieser aber darüber starb, und so mehrere Stücke des Werks verloren gingen. Die Nachkommen des Eudemus ergänzten die Lücken, so gut sie konnten, aus andern Schriften des Aristoteles, und gaben das Werk in dieser Gestalt heraus." Schon viel früher erzählten *Strabo*, *Plutarch* und *Suidas*, denen sich *Athenäus* anschliefst, eine ähnliche Geschichte, als deren Nachahmung Referent (*Examen critique de la Métaphysique d'Aristote*, p. 224) obige erklärte, und Hr. Glaser (S. 17) *spricht es ihm nach*, — eine gleichfalls sehr beliebte Redensart unseres Hrn. Verfs., die er von seinen Vorgängern, in ihrem Verhältnifs zu einander gebraucht. Nach jener zweiten Nachricht „sind nun die Manuscripte des Aristoteles *und seine Bibliothek* dem *Theophrast*, und von diesem dem *Neleus*, ihrem beiderseitigen Schüler, hinterlassen worden, dessen Nachkommen sie in *Skepsis*, ihrer Vaterstadt, in einem Keller verwahrten, wo die Würmer und die Feuchtigkeit sie verdarben. Wenn nämlich auch, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Bibliothek des Aristoteles den Königen von Aegypten verkauft wurde, so steht wenigstens so viel fest, dafs des Neleus Nachkommen doch jene alten Original-Manuscripte, wohl als eine Familien-Reliquie, unter diesen Verschlufs gelegt hatten, bis *Apellico* von Teos sie ihnen abkaufte, danach den Aristoteles neu herausgab, aber die Lücken aus frühern Ausgaben schlecht ergänzte: so dafs erst *Tyrannio* und *Andronikus* Rhodius in Rom, wohin diese Manuscripte durch *Sulla* gebracht worden waren, die Ausgaben der Schriften des Aristoteles in der Gestalt, wie wir sie jetzt besitzen, veranstalteten." Diese Redaction besteht nun darin, die einzelnen kleinen Schriften und Abhandlungen, wie sie im Katalag des *Diogenes* Laertius und des Anonymus bei Menage, aller Wahrscheinlichkeit nach der Alexandrinischen Bibliothek entlehnt, vorkommen, in grofse wissenschaftliche Ganze (πραγματεῖαι) vereint herausgegeben zu haben. Hat nun Andronikus selber diese Redactionen vorgenommen oder rührten sie schon von Aristoteles her? Das ist hier die Lebensfrage, die Referent in seiner Preisschrift, und zwar nach *Cousins* Beurtheilung (vor derselben S. XXIV—XXV) folgendermafsen gelöst hat. Nach Darstellung des ersten und zweiten Capitels dieser Schrift fährt *Cousin* also fort: „Werfen wir jetzt unsere Blicke zurück, und sehen wir, wohin wir im Gefolge unseres Autors gelangt sind. Das erste Capitel hat die ganze Metaphysik zergliedert, in Stücke zerlegt, und bewiesen, dafs sie aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt sei, deren Titel sich meist in den zwei Katalogen finden, die wir von den Werken des Aristoteles aus dem Alterthum besitzen. Und nun kommt das zweite Capitel, uns in dieser selben Metaphysik eine bewundernswürdige Ordnung, die festeste Verkettung zu zeigen. Ein drittes Capitel löst diesen Widerspruch, und zwar auf die einfachste Weise von der Welt. Ja, Aristoteles, bevor er seine Metaphysik verfafste, hatte viele einzelne Abhandlungen über diese Materie geschrieben; daher die verschiedenen Werke in den Katalogen. Später unternahm es Aristoteles, alle diese Schriften zu Einem Ganzen zu verbinden, um seinen Ideen Zusammenhang und Einheit zu geben. Er wird sich also der frühern Abhandlungen bedient haben, freilich nicht ohne sie zu überarbeiten, und seinem Zwecke gemäfs zuzustutzen und einzufügen. Nimmt man nun an, dafs diese Redaction nicht von Aristoteles selber herausgegeben worden, sondern erst lange nach ihm erschien, als die einzelnen Schriften, die ihm zu Materialien gedient hatten, noch in Umlauf waren: so hat man die klarste Vorstellung von dem, was sich mit der Metaphysik des Aristoteles zugetragen hat. Sie bildet ein Ganzes, worin eine grofse Ordnung herrscht; und diese wird immer die Hypothesen derer umwerfen, die sie für eine Mosaik-Arbeit von Andronikus, dem Rhodier, ansehen. Und dann, hätte Andronikus, der Rhodier, selbst mit Stücken des Aristoteles, das Werk bilden können, dessen unvollkommene Analyse wir dem Leser so eben gegeben haben: so wäre Andronikus nicht nur ein gewandter Kritiker, er wäre ein Mann von grofsem Genie; denn er hätte das Ganze der Metaphysik geschaffen, d. h. die Metaphysik selbst. Diese liegt ganz und gar in diesem Ensemble, das uns ihre Methode, ihren Gang und ihr Verfahren offenbart.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode, dargestellt von Joh. Carl Glaser.

(Fortsetzung.)

So wenig *Lycurg* und *Pisistratus* die Ilias aus Homerischen Rhapsodien, so wenig konnte Andronikus diese Iliade der Philosophie, selbst aus Stücken des Aristoteles, bilden. Andererseits finden sich in beiden Iliaden Unregelmäfsigkeiten, Wiederholungen, Unzusammenstimmendes, weil keine von ihrem Autor ganz vollendet wurde. Endlich, da die verschiedenen Theile, aus denen die Metaphysik zusammengesetzt worden, selbstständig existirten, so war es sehr natürlich, dafs manche Kritiker die Authenticität des Ganzen bestritten, und nur die der Theile eingeräumt haben." In der That aber mufste ein vollständiges Manuscript der Metaphysik im Keller von Skepsis aufbewahrt gewesen sein, weil nur so die Lücken, die es daselbst bekommen, durch die entsprechenden Stellen der kleinern Abhandlungen, welche cursirten, ergänzt, und das Ganze ohne grofsen Schaden von Andronikus herausgegeben werden konnte. In der Zwischenzeit ist von der Metaphysik keine Spur zu finden, während andere gröfsere zusammenhängende Werke, wie z. B. das Organon, noch von Aristoteles selbst herausgegeben wurden. Dafs die Metaphysik also drei Jahrhunderte später erschienen ist, beweist noch nicht ihre Unächtheit und Unordnung, sondern nur, dafs sie in dieser ächten Ordnung erst drei Jahrhunderte nach Aristoteles' Tode öffentlich bekannt wurde.

Es ist auf diese Weise erwiesen, dafs der Keller von Skepsis, weit entfernt, ein Unglück für die Schriften des Aristoteles gewesen zu sein, vielmehr für das gröfste Glück, das ihnen begegnen konnte, zu erachten ist, indem uns durch ihn die Schriften des Aristoteles in der ganz authentischen Zusammenstellung und Aufeinanderfolge, wie er sie in einer Ausgabe letzter Hand sämmtlich selbst geordnet und seinen Schülern hinterlassen hatte, aufbewahrt, und vom Weltgeist an das Tageslicht gerade zur rechten Zeit gefördert wurden, wo in der römischen Welt die Herrschaft der Aristotelischen Philosophie begründet werden sollte, während in der Zwischenzeit, schon wegen des unvollendeten Zustandes der cursirenden Schriften, die Peripatetische Schule languescirte. Die eigenen Citate des Aristoteles und seine Hinweisungen rück- und vorwärts auf die anderen Schriften machen es uns bis zur Evidenz deutlich, welche Ordnung der Schriften und einzelnen Bücher dem Willen des Aristoteles gemäfs ist. Hierüber hat Referent (p. 205—216) das Hauptsächlichste beigebracht, und öfters die willkürlichen Umstellungen *Beckers* tadelnd hervorheben müssen.

Unser Hr. Verf. hat nun aus jenen historischen Notizen den ganz entgegengesetzten Schlufs gezogen (S. 7—8): „dafs Name, Zahl und Ordnung der metaphysischen Bücher entweder von Andronikus selbst herrühren, oder doch, vielleicht durch ihn veranlafst, von seiner Zeit an anfingen, gebildet zu werden." In dem Bestreben aber, der gegenwärtigen Gestalt der Metaphysik die vermeintlich ächte zu substituiren, läfst er sich selten auf Deductionen ein, sondern hat meist nur in willkürlichen Versicherungen die Hauptmomente, wie er sie bei der andern Reihe seiner Vorgänger vorfand, kurz resumirt; was allerdings bequemer ist, als eine ausführliche Begründung zu verfassen, — oder auch nur zu lesen. Dennoch wirft er (S. 52—53) hin: „Es wäre leicht gewesen, ein ganzes Buch mit dieser Materie auszufüllen; und vielleicht wäre kein Gegenstand es mehr werth. Indessen da diese Untersuchung doch immer nur ein Mittel zum Zwecke sein kann, so haben wir es vorgezogen, nur das Wesentliche zu berücksichtigen, einem Jeden überlassend, das Einzelne durch die Lesung der Aristotelischen

Schrift selber zu ergänzen. Dies wird um so leichter sein, je weniger die Sache verwickelt ist; so dafs man sich sogar wundern mufs, wie ein so wichtiger Gegenstand so lange vernachläfsigt werden konnte, da man doch mit der geringsten Mühe die reichste Frucht hätte ärndten können." Die Erndte liegt auch geschnitten da, für den, der sehen will. Nur mufs Hr. Glaser sich nicht einbilden, dafs das nicht von ihm Gesäete *seine* Erndte sei. Vollends überbietet er das allgemeine Resultat fremder Untersuchungen, das er für das seinige ausgiebt, noch durch den ganz willkürlichen Ausspruch, den er nicht oft genug wiederholen kann (S. 8, 15, 18): „dafs die Metaphysik entweder *allein* oder doch vorzüglich bei dem Unglück betheiligt war, welches die Alten von den Schriften des Aristoteles überhaupt erzählen." Vielmehr findet sich z. B. der ganze Cyclus der physischen Schriften genau in dem Falle der Metaphysik, da die gegenwärtigen Titel derselben in den Katalogen des Diogenes und des Ungenannten, mit wenigen Ausnahmen, nicht zu finden sind.

Fragen wir nun näher, was Hr. Glaser geleistet hat, um die einzelnen Theile zu erkennen, aus welchen die Metaphysik dann, und zwar nach ihm unordentlich, zusammengesetzt worden, so wird auch hier seine Originalität auf ein Winziges zusammenschrumpfen. Samuel Petit's Hypothese, dafs die drei Bücher *περὶ φιλοσοφίας ἢ περὶ τἀγαθοῦ* die drei Bücher *M N Λ*, und zwar in dieser Ordnung, der Metaphysik des Aristoteles seien, — eine Hypothese, deren Begründung dem Hrn. Verf. eben zu lang beim Referenten (nämlich p. 28—78) erschien, will er wieder mit einem Worte umwerfen (S. 36): „Wenn nun, wie wir *gezeigt* haben, die Bücher *περὶ φιλοσοφίας* nicht in der Metaphysik enthalten sind" u. s. w. Sein Haupt-Argument soll sogleich angegeben werden. So lange es aber nicht widerlegt ist, dafs die eigenen Stellen des Aristoteles, wo er die Schrift *περὶ φιλοσοφίας* anführt, sich in jenen Büchern der Metaphysik wiederfinden lassen: so lange die Stelle bei *Cicero* (*De Natura Deorum* I, 13) in allen ihren Details, wie schon Titze schlagend nachgewiesen, im Buche *Λ* der Metaphysik zu lesen ist: so lange *Simplicius* und *Philoponus* erzählen, dafs Aristoteles in der Schrift *περὶ φιλοσοφίας* die Pythagoreischen und Platonischen Zahlen und Ideen, als seien sie die Principien der Dinge, untersuchte; so lange müssen wir die Identität dieser Schrift mit den drei letzten Büchern der Metaphysik behaupten. Wie die That nunmehr auch in den Büchern *M* und *N* zeigt, stand zu erwarten, dafs, während nach dem Bericht der so eben erwähnten Commentatoren die übrigen Schüler des Plato, wie *Speusipp* und *Xenokrates*, jene mündlichen Vorträge des Plato in der Academie nur treulichst referirten, Aristoteles der einzige gewesen sei, der sie zugleich widerlegte. Daher mufs man bei Cicero, wie Ref. (p. 57) vorschlug, von Aristoteles lesen: *a magistro Platone unus dissentiens*; mögen nun Manuscripte dies haben oder nicht, aus dem einfachen Grunde, weil weder *uno* noch *una* irgend einen Sinn giebt, *non* aber einen falschen. Der einzige erhebliche Einwand des Hrn. Glaser gegen unsere Hypothese ist nun der, dafs er (S. 31) sagt, eine Schrift, die nicht die Philosophie zum Gegenstande habe, sondern über die tiefsten Gegenstände der Philosophie Untersuchungen anstelle, könne nicht *περὶ φιλοσοφίας* genannt werden. Hierauf ist zu erwidern, erstens dafs sie auch *περὶ τἀγαθοῦ* hiefs, zweitens dafs Aristoteles sie nun eben selber in andern Schriften also nennt. Der Grund aber, warum Aristoteles auf diese Bezeichnung gekommen ist, liegt darin, wie Ref. (p. 56) zeigte, dafs sie die erste Schrift war, worin Aristoteles einen philosophischen Gegenstand abordirte, während er vorher rhetorische und dergleichen Schriften verfafst hatte. Nunmehr aber die Philosophie zum Gegenstande seiner literarischen Thätigkeit machend, sprach er in diesem Werke zuerst über die damals am meisten im Schwunge seienden Philosophien der Pythagoreer und des Plato, und entwickelte darauf seine eigenen Ansichten über die letzten Ursachen der Dinge, um von seinem Lehrer Abschied zu nehmen und ein neues Princip der Philosophie aufzustellen. Vollends aber, wie unser Hr. Verf. diese Schwierigkeit aufwerfen konnte, bleibt ganz unerklärlich, da Titze, dem er im Wesentlichen folgte, das Buch *Λ* der Metaphysik als das erste Buch der Schrift *περὶ φιλοσοφίας* behauptete, hier aber in der That die Begriffsangabe der Philosophie der Gegenstand ist; so dafs dann der Name *περὶ φιλοσοφίας* gar keinen Anstand mehr haben kann.

Die Schrift *περὶ φιλοσοφίας* ist also die erste Gestalt der Metaphysik; freilich mufste sie, in einen umfassenderen Plan aufgenommen, vielfach umgestaltet, Manches weggelassen, Anderes zugesetzt werden u. s. w., wie sich dies von selbst versteht. Sie handelte nur vom

Absoluten, nur vom Göttlichen, mit Ausschlufs der sinnlichen physischen Substanz. Daher kommen Stellen darin vor *M*, 9; *N*, 3), worin die Physik von der gegenwärtigen Untersuchung ausgeschlossen wird. Allmählig aber kam Aristoteles durch das Studium der Physik zur Einsicht, auch die metaphysischen Principien der sinnlichen Substanz betrachten zu müssen, und von da erst sich zur göttlichen erheben zu können. So unterschied er φιλοσοφία πρώτη und φιλοσοφία δευτέρα, während es ihm ursprünglich nur um die Philosophie überhaupt (eben in der Schrift περὶ φιλοσοφίας) zu thun war. Darin liegt nun der Ursprung des vollständigen Gedankens der Metaphysik, die er eben φιλοσοφία πρώτη nannte. Für sie verfafste er nun eine neue historische Einleitung, die nicht nur, wie die Bücher *M* und *N*, nur die Pythagoreer und Platoniker betraf, welche die Zahlen und Ideen als das Göttliche ansahen, sondern eine ganze Geschichte der Philosophie enthielt, worin Aristoteles auch die physischen Philosophen seiner Kritik unterwarf. Das ist unser Buch *A* der Metaphysik. Daran schliefst sich, wie wir sahen, ganz genau das Buch *K* an; und das Buch *Λ* hängt noch jetzt mit dem Buche *K* zusammen. Diese drei Bücher *A*, *K*, *Λ* enthalten nun aber, wie sich oben zeigte, den ganzen substanziellen Inhalt der Metaphysik; denn die Bücher *B*, *Γ* und *E* entwickeln das Buch *K*, und die Bücher *Z*, *H*, *Θ*, *I* die fünf ersten Capitel des Buches *Λ*. Diese drei Bücher sind also, sollten sie auch nicht eine neue Redaction der Schrift περὶ φιλοσοφίας sein, dennoch immer, wie schon Titze richtig eingesehen hat, die ursprüngliche Recension der Metaphysik. Und Referent, so wie unser Hr. Verf., sind ihm hierin gefolgt. Letzterer sagt (S. 50): „Aus dem Gesagten geht hervor, dafs wir, nach Ausscheidung der unächten Stücke, auf der gemeinschaftlichen Grundlage des Buches *A* die Metaphysik in doppelter Gestalt besitzen, und die kürzere Recension die Bücher *A*, *K*, *Λ*, die längere den Rest der ächten metaphysischen Bücher umfafst." Was hierbei eigenthümlicher, aber nicht stichhaltiger Zusatz des Hrn. Glaser ist, wird sich bald näher herausstellen. Der Titel dieser drei Bücher konnte schon φιλοσοφία πρώτη sein, im Gegensatz zur φιλοσοφία δευτέρα, die eben die Physik ist. Da aber nunmehr auch die Principien der sinnlichen Substanz einer metaphysischen Untersuchung unterworfen werden, so kommen in der Metaphysik auch Stellen vor (*Z*, 11), worin die Betrachtung der physischen Substanzen mit in die gegenwärtige Disciplin gezogen wird; und naiver Weise sind beide Arten von Stellen, dafs nämlich die Physik ausgeschlossen werden soll und dafs sie es nicht soll, in der Redaction, die wir besitzen, neben einander stehen geblieben. Dies bestätigt nicht wenig die Richtigkeit der oben angegebenen Entstehungsart der Aristotelischen Metaphysik.

Die längere Recension, wie unser Hr. Verf. es nennt, ist nun eben die Metaphysik in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit der einzigen Abänderung, das Buch *Λ* hinter die Bücher *M* und *N* zu stellen, die durchaus nothwendig ist, da Aristoteles selbst ausdrücklich (*M*, 1.) diese Ordnung angiebt, und er seiner Methode gemäfs stets die Regel befolgt, erst von der Widerlegung seiner Gegner auf seine eigenen Sätze zu kommen. Hr. Glaser aber macht folgende Ordnung der Bücher (S. 52, vgl. mit S. 62, 180, 191):

A, *B*, *Δ*, *Γ*, *E*, *Z*, *H*, *I*, *Θ*, *M*, *Λ*, *N*.

Das Buch *K* läfst er wohl darum aus, weil es nur der kurzen Recension angehöre. Das Buch *I* vor dem Buche *Θ* zu setzen, ist aber doch ganz willkürlich. Denn wenn auch in dem entsprechenden Stücke des Buches *Λ* der Inhalt des Buches *I* dem Inhalte des Buches *Θ* voranginge, so folgt noch nicht, dafs die längere Recension nicht könnte eine Umstellung gemacht haben. Ferner aber quält sich Hr. Glaser überhaupt sehr vergebens (S. 46—47), das Buch *I* nur einigermafsen deutlich in den fünf ersten Capiteln des Buches *Λ* aufzufinden, da nur Anklänge und Reminiscenzen darin vorkommen, die doch nicht gleich für den kürzer gefafsten Inhalt gelten können. Endlich bezieht sich der Schlufs des Buches *I*, durch seinen Uebergang von den vergänglichen Substanzen zu den unvergänglichen, so bestimmt auf die demnächst folgende Untersuchung der ewigen Ursachen, die im Buche *Λ* den Gipfel ihrer Entwickelung erreicht, dafs wir keine Aenderung der Stellung wagen dürfen. Ebenso umgekehrt bezieht das Buch *H* zu deutlich Form und Materie (im Buche *Z*) auf Möglichkeit und Wirklichkeit (im Buche *Θ*), als dafs es nicht die verbindende Mitte zwischen diesen beiden Büchern bleiben müfste. Weil aber bei unserem Hrn. Verf. das Buch *I* sich zwischen die Bücher *H* und *Θ* eindrängt, so ist das Buch *H*, das eben nur als Uebergang vom Buche *Z* zum Buche *Θ* dienen kann, unnütz geworden. Er läfst es daher auch

in seiner Analyse der ganzen Metaphysik aus (S. 126), „weil es keine neue Momente der Idee enthält, sondern nur eine Anwendung der im Buche *Z* dargelegten Lehren;" — allerdings, aber eben eine Anwendung auf das neue Moment der Idee, wodurch das Sein, insofern es ist, unter die Bestimmung der Möglichkeit und Wirklichkeit fällt. Das Buch ist also ein nothwendiges Glied in der Entwickelung der metaphysischen Idee des Aristoteles, das Hr. Glaser nicht hätte übergehen sollen. Als Grund, dafs das Buch *Δ* nicht hinter dem Buche *Γ* stehen könne, führt er (S. 51) den engen Zusammenhang zwischen den Büchern *Γ* und *E* an, der allerdings nicht zu läugnen ist. Aber da das Buch *Γ* jetzt ganz unverkennbar das Buch *Δ* vorbereitet durch den Uebergang der μεταχῶς λεγόμενα zu den πολλαχῶς λεγομένοις, wie sich uns durch die Inhaltsanzeige ergab, so müssen wir auch diese Anordnung unangetastet lassen. Dafs dann, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, das Buch *Δ* „am bequemsten" hinter dem Buche *B* stehe, ist wieder nur eine subjective Assertion, wenn es nicht noch etwas Schlimmeres, nämlich eine Wendung ist, um der Aufsuchung der richtigen Stelle enthoben zu sein. Dafür dafs er das Buch *Δ* zwischen die Bücher *M* und *N* einschiebt, ist, aufser etwa dem Streben nach Originalität, kein anderer Grund abzusehen, als der, obwohl ihn Hr. Glaser nicht bestimmt ausspricht, dafs das Buch *Δ* mit der Behauptung endet, mit welcher das Buch *N* beginnt, dafs nämlich das erste Princip nicht ein Entgegengesetztes sei. Dies kann aber doch nicht die früher aufgestellten Gründe für das Vorangehen der Bücher *M* und *N* entkräften. Das Neue, was unser Hr. Verf. zu den Erarbeitungen seiner Vorgänger hinzufügt, müssen wir also als ganz unbegründete Hypothesen von der Hand weisen.

Den *zweiten Abschnitt: „Darstellung der metaphysischen Idee"* (S. 55) beginnt Hr. Glaser nun sehr keck mit den Worten (S. 57): „Keiner von denen, welche unternommen haben, das philosophische System des Aristoteles darzustellen, hat es vermocht, die metaphysische Idee vollständig und in ihrer ursprünglichen Gestalt und Gliederung zu entwickeln, und zwar schon deshalb nicht, weil keiner die Ordnung und den Zusammenhang der metaphysischen Bücher erkannt hat. Denn Folge und Ordnung der Bücher hängen so genau mit der Gliederung der Idee zusammen, dafs sie gewissermafsen nur der Abdruck derselben sind." Als ob solche Umstellungen, wie Hr. Glaser sie vornimmt, allein schon zur Erkenntnifs der metaphysischen Idee verhelfen könnten, und diese Erkenntnifs nicht auch Dem verschlossen bleiben könnte, der die ächte Anordnung besitzt. Befindet sich Hr. Glaser nun aber auch unglücklicher Weise in dem Falle, einer falschen zu folgen, so wollen wir ihm darum doch sein Argument noch nicht retorquiren. Sondern wir freuen uns im Gegentheil zugeben zu können, dafs, *obgleich* seine Aenderungen in der Reihenfolge der Bücher jedes Fundaments ermangeln, er dennoch im Ganzen die Gedanken der Aristotelischen Metaphysik richtig dargestellt hat. Er theilt (S. 61—62) die Metaphysik in drei Theile: „1) den Begriff der ersten Philosophie (*A—E*), 2) die Natur der Substanz (*Z, I, Θ*), 3) die Theorie der an und für sich seienden Substanz (*M, Δ, N*)." Das ist vollkommen des Referenten Eintheilung (p. 115), die bisher noch Niemand gesehen hatte. Referent nannte diese Theile Einleitung (Propädeutik), Ontologie und Theologie. Die einzige Abweichung des Hrn. Glaser ist die, dafs er den ersten Theil bis zum Buche *E* ausdehnt, während Referent ihn nur aus den drei Büchern *A* μεῖζον, *α* ἔλαττον und *B* bestehen läfst. Freilich indem die Bücher *Γ* und *E* noch nicht die Natur der sinnlichen Substanz selbst betrachten, sondern noch über die Wissenschaft derselben handeln, so könnte dies allenfalls noch zur Einleitung gerechnet werden. Aber es werden darin schon mehrere Probleme gelöst, Aristoteles ist also bereits in voller Untersuchung begriffen. Auch stellen sie schon der ersten Philosophie die Physik, als φιλοσοφία δευτέρα entgegen. Referent bleibt also noch immer dabei, die drei Bücher *Γ, Δ, E* als einen, wenn gleich mehr nur vorbereitenden, Theil der Ontologie anzusehen (pag. 143—144), ohne mit Hrn. Glaser rechten zu wollen, da sie allerdings den Begriff der ersten Philosophie durch Vergleichung derselben mit den andern theoretischen Wissenschaften erst recht vervollständigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode, dargestellt von Johann Carl Glaser.

(Fortsetzung.)

Sonst ist dieser zweite Abschnitt nichts, als ein sehr ausführlicher Auszug der Metaphysik, der die Seiten 63—206, also fast zwei Drittel der ganzen Schrift des Hrn. Glaser umfafst, wogegen der vorhergehende und der folgende Abschnitt, wo es auf selbstständige Erörterungen ankam, denen er durch diese Kürze auswich, zusammen nur ungefähr hundert Seiten betragen. Jener Auszug artet oft in eine vollständige Uebersetzung aus, ohne irgendwo Urtheile, Bemerkungen und Erläuterungen einzustreuen, wie es doch bei einem so schwierigen Monumente des Alterthums wohl nöthig gewesen wäre. Denn die Uebersetzung nähert sich dem Wörtlichen zu sehr; was bei der so verschiedenen Terminologie der griechischen und deutschen Philosophie die Sache oft unverständlicher macht, als das griechische Original. Und wenn sie einerseits auch nicht so weit in wörtlicher Undeutschheit, als die Hengstenbergische, oder etwa die Vossische des Horaz, geht: so fehlt ihr doch andererseits die Eleganz, welche die Schleiermachersche des Plato, die auch zu viel griechische Farbe trägt, immer noch besitzt.

Was nun das Einzelne betrifft, so mufs Referent zunächst den zweimal, am Anfang und am Ende, vorkommenden Satz, „an der Philosophie des Aristoteles müssen die Bestrebungen der Spätern gemessen werden" (S. 57—58), oder gar (S. 207) „die freie vernünftige Wissenschaft unserer Tage hat an ihrer ersten vollendeten Gestalt den Plan und Mafsstab ihrer Arbeit zu nehmen," — entweder für ein mifsverstandenes Nachsprechen oder ein sinnloses Auf-den-Kopf-Stellen seiner Worte (p. 270) ansehen:

Puisque la philosophie de notre siècle, comparée aux systèmes antérieurs, est la totalité de la vérité dont ceux-là n'ont exprimé qu'une face exclusive, il est dans l'ordre de mesurer la partie à la totalité, et non pas la totalité à la partie, parcequ'on ne saurait comprendre une partie qu'en tant qu'on la rapporte à l'organisation du tout.

Aristoteles kann nicht unsere Richtschnur sein, wohl aber sein absoluter Werth in der Geschichte der Philosophie daran gemessen werden, wieviel er Bauzeug zur Philosophie unserer Zeit beigetragen hat; und da dieser Antheil ungeheuer ist, ist auch sein Werth so grofs. Mit dem umgekehrten Kanon bei Hrn. Glaser läfst sich aber nichts anfangen; auch steht er blos so da als eine müfsig hingeworfene Bemerkung ohne die mindeste Anwendung, wie denn überhaupt Alles in der Schrift unseres Hrn. Verfs. diesen Charakter der Unreife an sich trägt.

Ferner wer Biesen grobe Fehler in der Uebersetzung vorwirft (S. 197 u. 201), der mufs selbst sich nicht dergleichen zu Schulden kommen lassen, am wenigsten solche, die nicht etwa einer Flüchtigkeit oder Nachläfsigkeit, die wohl passiren kann, zuzuschreiben sind, sondern ein gänzliches Mifsverstehen einer ganzen Lehre des Plato bekunden; denn zwei dieser Fehler beziehen sich gerade auf die Ideenlehre. Die Worte des Aristoteles:

κατὰ μέθεξιν γὰρ εἶναι τὰ πολλὰ τῶν συνωνύμων τοῖς εἴδεσιν

übersetzt Hr. Glaser (S. 74) so: „Denn durch Theilnahme an dem den Ideen Gleichnamigen sei das Viele." Wollten wir auch die grammatische Construction des Hrn. Glaser gelten lassen, wiewohl es immer gewaltsam scheinen mufs, den Genitiv *τῶν συνωνύμων* mit *κατὰ μέθεξιν*, von dem er so weit entfernt ist, zu verbinden, statt dem ganz nahen *τὰ πολλά* anzuschliefsen, so erlaubt der Sinn doch keinesweges diese Umstel-

lität und Systematisirung zu erheben hat. Aristoteles ist im Alterthum, wie Hegel in der modernen Zeit, jene „vollständige Persönlichkeit des Erkennens," wie ihn *Schelling* nennt, nur dafs dem Aristoteles das Bewufstsein um die speculative Methode noch fehlen mufste, und er defswegen ein Empiriker zu sein *scheint*.

Was nun näher die Methode betrifft, die der Hr. Verf. als die Aristotelische gefunden haben will, so giebt er sie (S. 217) also an: „1) das Unmittelbare, welches den Anfang und die Voraussetzung macht; 2) die Dialektik, das Denken, welches sich an diesem Stoffe bethätigt; 3) die Durchdringung dieser beiden Elemente, welche in dieser Einheit sich zur Wissenschaft gestalten." Dagegen ist nun wieder nichts einzuwenden, wenn Hr. Glaser dies nur nicht auch als sein Eigenthum vindicirte, da er es von Biese, wie dieser vom Referenten hat, und Hr. Glaser vom Erstern noch obenein die Stellung der Methode als des zuletzt zu Betrachtenden entnahm. Biese (Die Philosophie des Aristoteles, S. 613) sagt: „Aristoteles geht aus von dem sinnlich concreten Sein;" und S. 616: „Eine wesentliche Seite dieser Methode bildet die Dialektik, welche ihrer Bestimmung gemäfs in die Ansichten Anderer eindringt, die verschiedenen Seiten an einem Gegenstande betrachtet und darlegt, die sich ergebenden Widersprüche aufdeckt, und endlich darauf hinführt, dafs man die Vermittelung derselben durch höhere begriffsmäfsigere Bestimmungen, in welchen das Widersprechende sich aufhebt, zu gewinnen sucht." Referent, der längst in seinen amtlichen Vorlesungen diese Methode des Aristoteles entwickelt hatte, sagt ebenso in der mehrerwähnten Schrift (p. 116—117): *Aristote fonde la recherche de la vérité sur la base solide de l'expérience. Il interroge d'abord les opinions reçues, les notions communes que chacun trouve dans son esprit. Il passe ensuite aux opinions de ses devanciers, il examine leurs raisonnements avec la dialectique la plus pénetrante. Enfin sa dialectique s'adresse à l'objet lui-même; il ne saisit pas une face de son objet, à l'exclusion des autres, mais il les réunit toutes et les met d'accord par la force de sa dialectique. C'est ainsi qu'il trouve le résultat spéculatif; l'empirisme complet c'est la spéculation elle-même, et Aristote combine ces deux méthodes.* Hat nun Referent die Methode des Aristoteles „in etwas sehr Aeufserliches" gesetzt, wie Hr. Glaser (S. 27) meint, so thut es dieser wahrlich auch, da er durchaus nichts Anderes auf die Beine bringt.

Das erste Moment der Methode, das Unmittelbare, theilt der Hr. Vf. (S. 218—229) wieder in drei Theile: *a*) „die sinnliche Gewifsheit, *b*) die Sprache, *c*) die Geschichte der Philosophie." Das ist dem Cousinschen *Rapport* an die Akademie entnommen (p. XXXV, XXXVII): *N'y a-t-il pas une autre expérience que celle des sens? À l'expérience nous rapportons encore l'investigation attentive des notions communes généralement attestées dans les langues. À côté de l'expérience du sens commun est l'expérience du génie; cette expérience s'appelle l'histoire de la philosophie.*

Wo Hr. Glaser nun auf sogenannte eigene Gedanken kommt, ist er im höchsten Grade unglücklich. Denn wollten wir auch zugeben, dafs, nach S. 246, die vier Ursachen bei Aristoteles den vier Klassen der Kategorien bei Kant entsprechen (die Form fällt allerdings in die Qualität, diese erschöpft sie aber nicht; die Materie repräsentirt allerdings wesentlich die Quantität; auch gehört die wirkende Ursache, als das Verhältnifs zweier Substanzen voraussetzend, der Relation an; die Kategorien der Modalität, Möglichkeit und Wirklichkeit, entsprechen aber nur insofern dem Zweckbegriffe, als etwas seine Möglichkeit an ihm selber hat, nicht, wie bei der bewegenden Ursache, an einem Andern): welchen Gebrauch macht Hr. Glaser von diesem seinem Funde? Das Buch *Z* soll die Form betrachten. Richtig! Das Buch *Θ* die bewegende Ursache. Hier läfst der Hr. Verf. selbst Möglichkeit und Wirklichkeit, die der Gegenstand dieses Buches sind, in die Kategorien der Relation aufgehen, statt dafs er sie vorher mit der Zweckursache identificirte. Und nun, man denke, das Buch *I* soll die materielle Ursache betrachten, — als ob diese nicht zusammen mit der formellen in den zwei Büchern *Z* und *H* erörtert worden wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode, dargestellt von Joh. Carl Glaser.

(Schlufs.)

Was aber ist der Grund, den Hr. Glaser anführt, um diese aus der Luft gegriffene und nur zu Gunsten eines leeren Schematismus aufgestellte Behauptung zu stützen? Einzig und allein der Umstand, dafs das Wort ὕλη in einer diesem Buche *I* entsprechenden Stelle des Buches *Λ* vorkommt; und wie gering dieses Entsprechen ist, haben wir schon oben gesehen. Ein solches Stück von Argumentation ist uns, offen gestanden, noch nie vorgekommen.

Ferner sucht Hr. Glaser den ganzen Inhalt der Metaphysik auf die dürftigen Abstractionen — einen Schematismus, der sich überall in diesem dritten Abschnitt vordrängt — von Sein, Bestimmtheit und deren Einheit zurückzuführen. Die Substanz oder Form soll das Sein, die Materie und das Princip der Bewegung die Bestimmtheit, und der Zweck oder das Gute die Einheit Beider sein (S. 247). Es kann aber nichts Unaristotelischeres erdacht werden, da Aristoteles immer die Form und Substanz als die Bestimmtheit, das Was (τὸ τί) behauptet, und die Materie vielmehr geradezu das Unbestimmte (ἀόριστον) nennt.

Wenn Hr. Glaser endlich (S. 249) den Aristoteles sagen läfst, „der Endzweck der Welt ist ein von ihr unterschiedener (χωριστός) an und für sich seiender Geist," so mufs als die wahre Ansicht des Aristoteles die Immanenz des göttlichen Princips festgehalten werden, da χωριστός durchaus nicht die Transscendenz desselben ausdrückt, sondern nur seine Selbstständigkeit, und, wie das Hegelsche Fürsichsein, das im Andern seiner bei sich selbst Sein; so dafs der Ausdruck *unterschieden* wenigstens ganz unstatthaft erscheint, besonders wenn Hr. Glaser hinzusetzt: „Die Ordnung wird um des Princips willen, nicht das Princip um der Ordnung willen gefafst." Denn nach Aristoteles ist die Ordnung vielmehr nur die Actualität des göttlichen Princips selbst, die Wirklichkeit aber, als Entelechie, bekanntlich das den wahren Endzweck in sich Schliefsende.

Beiläufig, um noch dieses anzuführen, auf die „hundert möglichen Thaler" der Kantischen Kritik der reinen Vernunft kommend, ruft Hr. Glaser einmal aus (S. 251): „Eine Philosophie freilich, die nicht im Stande ist, hundert Thaler zu construiren, wird wohl schwerlich die Natur Gottes jemals begreifen." Auf dies Kunststück der Philosophie des Hrn. Glaser sind wir allen Ernstes sehr begierig. Doch da wir ihr, so sehr sie auch in die Posaune gestofsen, annoch das Gelingen desselben streitig machen müssen, so würde, und zwar nach ihm selbst, folgen, dafs sie auch nicht die Natur Gottes begreifen könne; womit es dann allerdings seine Richtigkeit haben möchte.

Fragen wir nun, ob, wenn auch der Hr. Verf. im Einzelnen nichts Neues lieferte, er nicht etwa durch fleifsige Zusammenstellung des vor ihm Geleisteten alle Schwierigkeiten zu einer befriedigenden Lösung brachte: so erhellt aus unserer obigen Darstellung wohl sattsam, dafs wir ihm auch wenigstens dieses Verdienst zuzugestehen, nicht im Stande sind. Das Beste also, was die Schrift des Hrn. Glaser darbietet, sind und bleiben seine Plagiate. Und indem wir es gebührend anerkennen, wenn er in der Vorrede verspricht, dafs ihm „Belehrungen über das Ganze sowohl wie über das Einzelne unter *jeder* Form willkommen sein werden," so haben wir in der gelindesten ihm diese Plagiate nachweisen wollen, nicht um unseretwillen, sondern für sein eigenes Bestes, um ihm das Mifsliebige seines Verfahrens zu zeigen, sich mit fremden Federn schmücken, seine Vorgänger auf die Seite schieben und auf ihre Kosten die Ehre neuer Entdeckungen davon tragen zu wollen. Denn sind solche Behauptungen

nicht nachhaltig, so schaden sie ihrem Urheber mehr, als dafs sie ihm nützten. Solche Lorbeeren kommen nicht auf die Nachwelt, sondern verdorren bald. Wir müssen ihn hierbei an die Worte *Lessings* erinnern, die er selber (S. 223—224) anführt: „Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind, — wird man ewig ein aufgeblasener Sophiste bleiben, der, in seine eigenen Grillen verliebt, der Gewifsheit im Schoofse zu sitzen glaubt. Man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt sein, von unwissenden Prahlern hintergangen zu werden, welche nicht selten Das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etlichen tausend Jahren gewufst hat." Doch wollen wir an unseres Hrn. Vfs. *bona fides* glauben, und annehmen, in glücklicher Selbsttäuschung befangen, wähne er selbst die Entdeckungen gemacht zu haben, die er durch eifriges Studium von Andern gelernt und nicht ohne Geläufigkeit wiedergegeben hat. Zum Schlusse aber danken wir ihm, dafs er durch seine Schrift uns die Gelegenheit dargeboten hat, uns über eine Materie auszusprechen, die uns so sehr am Herzen liegt, und auf die Referent die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gründlicher ziehen möchte, als es bisher gelungen war, um zu entscheiden, ob die Untersuchung bereits zu einem Abschlufs gediehen ist, oder noch eines letzten Wortes bedarf, welches alle Schwierigkeiten höbe, alle Bedenken beseitigte, und die Metaphysik des Aristoteles ihrem Bau, ihrem Inhalt und ihrer Methode nach so klar vor Aller Augen legte, wie sie Referenten in der That durch das bisher von Jahrhunderten und Jahrtausenden Erarbeitete bereits zu sein scheint.

Michelet.

XLIV.

Auswahl historischer Stücke aus hebr. Schriftstellern vom zweiten Jahrh. (nach Chr.) bis auf die Gegenwart. Mit vocalisirtem Texte, deutscher Uebersetzung und Anmerkungen. Für Theologen und Historiker, so wie zum Gebrauch in höheren jüdischen Lehranstalten. Berlin, 1840, *bei Veit u. Comp.* 8. *(X und* 293 *S.)* *)

Längst wurde von Seiten einsichtsvoller Gelehrten die gerechte Klage laut, dafs die mit vieler Unbefangenheit, und meist fern von der Herrschaft einer betheiligten Richtung in hebräischer Sprache vorgetragenen Berichte von Weltbegebenheiten im Allgemeinen der Aufmerksamkeit der Historiker entgehen, von einigen aber so unglücklich benutzt werden, dafs einerseits hierdurch manche gehaltreiche Wahrheit im Dunkel ihrer Fundgrube vergraben bleibt, andererseits aber aus sprachlicher Unkunde den Geschichts*forschern* zahlreiche Irrthümer entschlüpfen, die dann von den, in ihren Untersuchungen wenig ängstlichen Geschichts*schreibern*, mit geschäftigen Händen in Umlauf gesetzt werden. So war es lange, und *ist es* zum Theil noch jetzt, mit den arabischen Quellen, wo nicht alle Forscher gleich *De Sacy* und *Wilken*, gleich *I. Schakspear* und *Lembke* in den Stand gesetzt waren, sich mit ihren Gewährsmännern in der Ursprache zu verständigen, obgleich die arabische Sprache, als eine noch lebende, mehr einladende Aufforderungen, als die neuhebräische darbietet, und bei dem Reichthum der in ihr enthaltenen Schätze die untrüglichste Aussicht auf belohnende Ausbeute verspricht.

Der Schlüssel zu den neuhebräischen Geschichtschreibern war bis jetzt beinah im Alleinbesitze der Juden und weniger Theologen und Orientalisten, deren Uebersetzungen nun von unsern berühmtesten Forschern in der Weltgeschichte mit Vertrauen als klare Quellen betrachtet, und als solche ohne weitere Grübeleien benutzt worden sind. Die neuhebräische Sprache jedoch weicht so sehr von der biblischen ab, der Geist ihrer meisten Schreiber gehorcht so wenig strengen grammatischen Geboten, und überspringt so oft die Schranken einer gefälligen und zeitersparenden Anordnung, dafs es kein Staunen erregt, wenn man sieht, wie das Häuflein derer, welche sich einer sichern Kenntnifs derselben bemächtigt haben, nur sehr klein ist, und wie selbst die schwache Zahl dieser Happy Few eine starke Zahl von Mifsgriffen zu Tage gefördert hat. Da das Studium dieses Zweiges der Literatur sich auf einen so engen Kreis zurückgezogen hat, so wurde es manchem Gelehrten leicht, sich hierin ein Ansehen tiefer Belesenheit zu erschleichen, und es ungestraft zu erhalten, so mufsten selbst die Fleifsigern oft dadurch zu Sünden der Flüchtigkeit verführt werden, da sie wegen so seltener Gelahrtheit angestaunt und in Selbstzufriedenheit gewiegt wurden, wäh-

*) Der Herausgeber ist der junge Privatgelehrte Herr *Zedner* aus Berlin, der sich sowohl im praktischen Schulfache, wie in der Literatur, mehrfache Verdienste erworben.

rend diejenigen, welchen diese Literatur ganz offen lag, bis vor Kurzem darüber schwiegen, weil ihnen viele Bedingungen zum öffentlichen Eingreifen versagt waren.

Wären hierbei nur Irrthümer und unabsichtlich entstandene Mifsgriffe zu beklagen, so könnte man sich durch die Betrachtung trösten, dafs jede Wissenschaft in menschlichen Händen mehr oder minder den Eindruck menschlicher Schwächen tragen mufs. Leider aber hat mancher in der Gelehrten-Republik hochgestellte Mann in schuldbefleckter Absicht die Reihe der Irrthümer verlängert. Wer sollte es glauben, dafs selbst *Olaus Tychsen* das Bewufstsein, dafs er im Besitze eines halben Sprach-Arkanums ist, mifsbrauchte, und mit unwürdiger Berufung auf vorgebliche Originalstellen und Umstände das Publikum getäuscht?!*). Wenn viele Gelehrte mit Vornehmheit die rabbinisch historischen Schriften vom Kreise ihrer Rücksichten ausgeschlossen haben, so begaben sich einsichtsvollere doch der nöthigen Sorgfalt, weil sie überzeugt waren, man könne ihnen so leicht nicht in die Karten sehen, und wieder andere traten endlich aus demselben Grunde jede Aufrichtigkeit mit Füfsen.

Wenn das düstere Gemälde, welches wir so eben vom Zustande dieser Literatur entworfen haben, und wobei die Farben gewifs nicht zu scharf aufgetragen sind, durch seine Wahrheit Eindruck gemacht hat; so wird jeder Zweifel beseitigt sein, ob das vorliegende Werk dem Gedanken, einem wahrhaft dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, und einer mifshandelten Literatur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seine Entstehung verdankt. Aber eine angenehme Pflicht ist es für den Beurtheiler zu erklären, dafs derjenige, welcher hier die für jetzt möglichen Schritte zur gründlichen Abhülfe unternommen hat, sich seiner Mission mit dem schönsten Erfolge entledigt, mit einem Erfolge, der von dem hier niedergelegten Reichthume des Wissens, von der Schärfe der Kritik, von der geschmackvollen Auswahl und Behandlung des Stoffes, und vor Allem von dem durch die ganze Arbeit wehenden Streben nach Wahrheit nicht anders zu erwarten ist. Diese Aussage zu rechtfertigen wäre vorläufig nichts geeigneter, als eine kurze Schilderung dessen, was hier ausgewählt, wie es vom gelehrten Herausgeber zum Ganzen geordnet, eingekleidet und mit Noten begleitet ist.

Die chronologisch geordnete Folge der Schriftstellen zerfällt in drei Abtheilungen.

I. Abth. vom 2. Jahrh. bis zum 12. beginnt mit der *Mischna* und schliefst mit *Abraham ben David*. Von den 10 in dieser Abtheilung enthaltenen Stücken gehört No. 1. der jüdischen Archäologie an; die Nn. 2, 3, 4, 5, 6, 8 und 9 bewegen sich auf dem Gebiete der die biblische Geschichte ausschmückenden Sagen; No. 7. hat historischen Grund und Boden (siehe unten), von welchem ein Theil aber nur auf die Anerkennung der darin enthaltenen *poetischen* Wahrheit rechnen darf, während No. 10. rein historisch ist. „Sprache zuerst mit häufiger Anwendung aramäischer Formen und Aufnahme griechischer Wörter, in den letzten Jahrhunderten künstlich reproducirter Bibelstil."

II. Abth.: vom 12. bis 18. Jahrh. *Maimonides bis Wessely*. Die 15 hier gegebenen Stücke sind rein historisch. Manche werden durch das Interesse des Gegenstandes und das Ansehen der Autoren (*Maimonides*, *Abrabanel*) empfohlen, andere wieder dadurch, dafs die Erzähler Zeitgenossen oder gar Augenzeugen des Erzählten waren. Besondere Aufmerksamkeit verdienen: *Alcharisi*, Geschichte der hebr. Poesie in Spanien; *Joseph Haccohen*, die Verschwörung des Fiesko; *Jehuda ben Joschua*, Vertheidigung Prags gegen die Schweden, und *Cantarini*, aus dem Spanischen Erbfolgekriege. „Der Stil," sagt der Hr. Herausgeber, „bildet sich nach verschiedenen Richtungen ..... aber in der zweiten Hälfte (dieses Zeitraums) wird .... die Sprache fast gänzlich vernachläfsigt."

III. Abth. von *Wessely* bis auf die Gegenwart. Unter den 10 Schriftstellern ragen hervor: *Mendelssohn*, Geschichte der Uebers. der heiligen Schrift, und *Rapaport*, Leben des R. Saadia Gaon. *Romaneli* erzählt als Augenzeuge die Unruhen in Marokko bei der Thronbesteigung *Mulei Jesids*. Auffallend ist jedoch, dafs neben diesen ehrlichen Leuten ein *Ben Sew* mit seiner (*vermeintlichen*) historischen Skizze Platz finden konnte, ein Mann, der seiner Bildung und Wahrheitsliebe überall Blöfsen giebt und das Bild derselben nicht einmal durch reine Sprache einigermafsen zu decken versteht, obgleich er eine hebräische Grammatik und ein Lexicon in hebräischer

*) Dies nachzuweisen werden wir bald in einer Abhandlung über das berühmte Buch Hilleli Gelegenheit haben.

Sprache herausgegeben hat. „In der neuhebräischen Sprache," sagt hier der Verf., „zeigt sich ein freieres Walten, das nach einer Seite hin durch eine glückliche Vereinigung des classischen Stils mit dem philosophischen sich kund giebt, von der andern hingegen durch die Begünstigung einer fremdartigen, besonders aus der deutschen Sprache entnommenen Phraseologie auf Abwege führt." Soviel über den reichen Inhalt des Buches und seiner Anordnung, wobei noch bemerkt sei, dafs öfter, zur Gewinnung eines gefälligern Zusammenhanges, abschweifende, den Lauf der Erzählung störende Stellen aus dem Contexte entfernt, die Lücken aber durch Queerstriche bezeichnet wurden.

Nächst der glücklichen Auswahl begegnen wir dreifachen Gaben: 1) Vocalisation des Textes; 2) Uebersetzung, 3) Untersuchungen über Aechtheit, Glaubwürdigkeit und Werth der ausgewählten Stücke. Die in der Literatur der Chrestomathien einzig dastehende Chrestomathie Arabe des grofsen De Sacy mag in vieler Beziehung Hrn. Z. zum Vorbild gedient haben; sie hat grofsentheils dieselbe Einrichtung. Wir wollen nun jede dieser Arbeiten einzeln betrachten, müssen uns aber bei der Prüfung der Vocalisation und der Uebersetzung kürzer fassen, da wir uns einen gröfsern Raum für den kritischen Theil sichern wollen.

Unter den Eigenthümlichkeiten der Rabbinischen Sprache, die des Lernbegierigen Geduld oft in Versuchung führen, spielt der Mangel an Vocalzeichen eine grofse Rolle. Nackt, als ein blofses Consonanten-Gerippe, stellt sich das Wort dem Leser vor, und zwingt ihn alle Möglichkeiten des bunten Formenwechsels zu mustern, bis er die, der todten Gestalt Leben gebende Vocale gefunden. So lange die Wortbildungen im Stande biblischer Reinheit bleiben, ist freilich die Vocallosigkeit nur ein hemmendes, kein unübersteigliches Hindernifs; auf der Bahn der grammatisch-lexicalischen Gesetze wird ein hermeneutisches Geschick sicher, wenn auch langsam ans Ziel gelangen. So ist es bei den meist vocallosen Texten der arabischen Sprache, wo sich zum Glücke des Lesers früh schon grammatische Gesetzgeber der Controlle über die phantastische Bildsamkeit bemächtigt und, dem Dictionnaire de l'Académie gleich, ihre Reichthümer unter Dach und Fach gebracht haben. Aber die mafslose Phantasie der Neuhebräer war mit ihren Sprachbereicherungen so ausschweifend, dafs die Hülfsmittel der Analogie längst nicht mehr ausreichen konnten. Nur umfassende Kenntnifs der aramäischen Sprache und Vertrautheit mit den Rabbinischen Gedanken und Sitten konnte Aussicht auf eine richtige Deutung gewähren. Von der Unsicherheit abgeschreckt, haben es auch die meisten Gelehrten bisher unterlassen, Rabbinische Texte zu vocalisiren. Selbst Buxtorf in seinem talmudischen Lexicon giebt nur die nackten Wörter. Hr. Z. ist der erste, der die grofse Schwierigkeit überwunden hat. Mit Ausnahme einiger Stücke hat er seine Texte alle unvocalisirt vorgefunden, und hat sie für viele Gelehrte in und aufserhalb des orientalischen Sprachgebiets durch seinen bei der Vocalsetzung entwickelten Fleifs benutzbar gemacht, während angehende Leser hier das Mittel finden, sich zweckmäfsig zu üben. Wer die Noth kennen gelernt hat, welche die Abwesenheit der Vocale verursacht, der wird auch die Mühe des Hrn. Herausgebers zu würdigen wissen. Wir haben nur einige Unrichtigkeiten, besonders bei Eigennamen bemerkt. So z. B. ist S. 29 Z. v. o. הָשָׁם und nicht חָשָׁם zu lesen; denn هشام und هشم sind sehr verschieden, obgleich viele gute Schriftsteller, darunter *Aschbach* auf den Unterschied zwischen *Haschem* und *Hescham* nichts halten. S. 145 lesen wir וַאֲטָר הִגָּא welches richtiger וָאֹמֶר הִיגָּא heifsen müfste. הִיגָּא wird keiner anders als *Dihga* lesen, während es doch *Di—ego* heifst. S. 149 letzte Z. wäre אֲנָא richtiger als אַנָּא und S. 155 ist mehrmals סאוויה statt סאוויה, wie es S. 151 wirklich heifst. Einen bessern Sinn würde vielleicht S. 151 Z. 4 v. o. die Lesart וְעָזְרָה וְעָשְׂרָה geben. Es würde der Zusammenhang dadurch gewinnen und eine Conjectur in der Note überflüfsig werden. — Zweckmäfsig wäre es gewesen, wenn wie *De Sacy* und *Kosegarten* in ihren arabischen Chrestomathieen gethan, der letzte Theil mit theilweiser Weglassung der Vocale begonnen, und so fortschreitend mit gänzlicher Weglassung geendigt hätte. Hierdurch wäre der Uebung weit gröfserer Vorschub geleistet worden, als durch die wenigen, in den Noten zerstreuten Zeilen, denen doch auch eine Uebersetzung fehlt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Auswahl historischer Stücke aus hebr. Schriftstellern vom zweiten Jahrhundert (nach Chr.) bis auf die Gegenwart.

(Schlufs.)

Wir sind durch die vorliegende Arbeit überzeugt worden, dafs ihr Verf. vor vielen andern den Beruf hat, die poetischen Meisterwerke der neuhebräischen Literatur in unsre Muttersprache zu übertragen; es wird jeder Freund der Literatur und der poetischen Literatur besonders mit uns wünschen, dafs er bald einen gröfsern Dichter, z. B. Jehuda Alcharisi, vollständig dem deutschen Publikum überliefern möge.

Werfen wir einen Blick auf den Fleifs, mit welchem der Verf. die Glaubwürdigkeit und das Verdienst seiner Autoren prüft, hier alte Irrthümer widerlegt, dort neue Aufschlüsse giebt, so finden wir die Angabe auf dem Titel gerechtfertigt, dafs das Buch auch für Historiker sei. Es sind hier für den Historiker vom Fach neue gehaltreiche Quellen geöffnet, an die er bisher gar nicht gedacht, oder die ihn halbgelehrte und böswillige Theologen geringzuschätzen gelehrt haben.

Die Verschwörung des Fiesko von Joseph Haccohen S. 104 verdient in verschiedener Beziehung Aufmerksamkeit. Der Autor lebte zu Genua, kannte die Helden der Verschwörung persönlich, mit Gianetin trieb er Geschäfte. Bestätigt wird hier die Behauptung, dafs Andreas Doria es durch Drohungen beim Senate durchsetzte, die Begnadigungsakte für nichtig zu erklären. Aus Mascardi, Retz und Oudard hat der Herausgeber Zusätze und Erläuterungen beigefügt. Die Uebersetzung der Worte:

ויאמרו לקחת את הבירה אשר שם הישיש

durch: „Nun wollten sie das Schlofs besetzen, in welchem der Alte wohnte, und die Stadtleute erschraken sehr" möchten wir mit folgender vertauschen: „Sie schickten sich an die *Signoria* zu besetzen, wo der Senat sich aufhielt; darob geriethen die Senatoren in grofse Furcht," וירחרו בעלי העיר מאוד

יָשִׁישׁ braucht Josippon oft für den römischen Consul; hier ist es für Doge und Senat. בעלי העיר aber heifst nicht Stadtleute sondern Stadtherrn, Senatoren, wie es vom Uebersetzer selbst unten genommen wird.

Doch wir wollen dem Eingehn auf andre Stücke entsagen, weil eine Urkunde, die seit lange das Thema scharfsichtiger Untersuchungen ist, uns näher beschäftigen mufs, und die wir um so lieber besprechen, als sie auch auf einen Punkt der deutschen Geschichte Licht wirft. Wir meinen das *Sendschreiben des R. Chisdai ben Jizchak an den König der Chosaren* (26).

Die Chozaren oder Chazaren erschienen zum ersten Male auf historischem Boden unter der Regierung des Kaisers Heraklius, der sie durch Verheirathung seiner Tochter mit ihrem Herrscher zu Verbündeten gegen den Perserkönig gewinnt. Uebereinstimmend versichern arabische, byzantinische und jüdische Schriftsteller, dafs die herrschende Religion der Chozaren die jüdische war *). Die Chozaren, die sich um 600 zwischen der untern Wolga und dem Don ausbreiten, bringen die jüdische Religion nicht mit, sondern werden dazu bekehrt. Diese Bekehrung gab dem jüdischen Dichter R. Jehudah Halevi Stoff zu einer philosophischen Abhandlung, in welcher der Chozarenfürst sich mit einem Juden über die Religion unterhält, und zuletzt von der Wahrheit des Mosaismus überzeugt wird. Diese auf uns gekommene Abhandlung ist das berühmte *Sefer Hacozari* (Buch des Chozaren) **). Die

*) Edrisi erwähnt keines Judenreiches bei den Chozaren, die er ziemlich ausführlich (Jaubert, II. 400 ff.) behandelt.

**) In der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie XVI, S. 232 heifst es: „Aber nach 1140 mufs der Chakam (König) ein Jude gewesen sein (*er hiefs Sefer Khosri*), denn der Rabbi

älteste und zugleich ergiebige Quelle für die Geschichte dieses jüdischen Reiches ist aber der Brief des Chisdai, wo schon das Meiste angedeutet ist, was Spätere dargethan haben.

Hr. Z. hat die Wichtigkeit des Briefes erkannt, und ihn deshalb mit einem Fleifse behandelt, an welchem Geist und Herz Theil haben; man sieht, wie ihm die Ehrenrettung der Aechtheit theuer war. Trotzdem mufs man sagen, dafs er nur *viel* aber nicht *genug* gethan. Schon die Ausschliefsung der Antwort des Königs ist eine Sünde, da sie an sich wichtig ist und auch das Schreiben des R. Chisdai ergänzt. Aber warum ist gerade diese Urkunde durch Auslassungen in ihrem Werthe geschmälert? Sie hätte um so mehr ganz vorgelegt werden sollen, als bei Buxtorf und Metz (liber Cosri Hamb. 1838) Fehler stehen, die schon manchen Gelehrten veranlafst haben, die Welt mit unnützem Scharfsinn zu belästigen. Wir halten es daher für Pflicht, einiges Hauptsächliche nachzutragen.

Die Aechtheit des Briefes kann man nur dann leugnen, wenn man von jener flachen Zweifelsucht beherrscht wird, die sich so pfiffig dünkt, und die glaubt, sie habe was Rechtes gethan, wenn sie Alles für unwahr erklärt, was sie nicht mit Händen greifen kann. Zeit, Gegenstand, Charakter des Briefes und Charakter des Briefstellers machen alles so *wahrscheinlich*, dafs die Anerkennung der *Wahrheit* keine Ueberwindung kostet. Unser Chisdai wird von *Abu Osaibia* als ein sehr wifsbegieriger Mann geschildert, der vor allen andern Aerzten in Cordova das Griechische von dem byzantinischen Mönch Nikolas zu erlernen suchte. Er war es auch, der sich mit dem Sohne des *Saadia Gaon* in Verbindung setzte, um Nachricht über die Juden am Euphrat zu erhalten *); warum sollte er diesen Brief nicht an den Chozarenkönig geschrieben haben? Doch seine innere Aechtheit konnte ihn nicht vor äufserer Verstümmlung schützen. Gleich am Anfang in der Regententafel fehlen 3 Könige. Nach מחמד mufs es heifsen: אחי אל מנדר בן מחמד בן עבד אלה Nach dem fünften Ommajaden Mohammed folgten: dessen Sohn Almondher, der zweite Sohn Abdallah und dann des letzteren Enkel Abdarrahman III. Mohammed, Sohn des Abdallah und Vater des Abdarrahman, kam nicht auf den Thron, wie Chisdai richtig bemerkt, und wie ein feiner Hofmann hinzufügt: „denn er ist bei seines Vaters Leben *gestorben*." Gestorben ist er freilich wie sein Landsmann Prinz Don Carlos, und zwar an seinen Wunden, wie der Sohn Peters des Grofsen und viele andere Prinzen. Der Leibarzt des Königs wird aber so was nicht ohne Umschreibung sagen.

Dafs der König, unter welchem Chisdai dient und schreibt, kein anderer ist als Abdarrahmann *III.*, sollte keines Beweises weiter bedürfen, da so gut wie zwei mal zwei vier ist, auch von dreien einer der dritte sein mufs. Da nun drei Abdarrahman hier genannt werden, so ist der jüngste zugleich der dritte. (Es ist auch nur Versehn oder Druckfehler, wenn ihn Zunz (a. a. O. S. 245) Abdarrahman II. nennt.) Der Schlufs aus dem Titel *Emir al Mumenin* ist nicht einmal so unantastbar wie Hr. Z. glaubt. Wir wollen die vom Herausgeber ungerechter Weise entfernte Stelle hierhersetzen, worin der *Emir al Mumenin* vorkommt; sie verdient gewifs schon deshalb hier besprochen zu werden, weil sie nach Buxtorf, der sie theilweise falsch gelesen und mifsverstanden hat, bis auf die neueste Zeit so im Argen liegen blieb. Sie lautet bei Buxtorf und Metz:

ועבד אלרחמן השמיני הוא הבא ארץ ספרד
בהשתרר עליהם בני עבאסי קרוביהם אשר
חמה מלכו בארץ שנער בעת הזאת ועבד אל
רחמאן זה השמיני הפונה ארץ ספרד בקום
עליהם בני אל עבאסי קיא בן מעריא בן השאם
בן עבד אל מלך זה הנקרא אמיר אל מומנין
ושמו ידוע מהתעלם ולא היה כמותו במלכים
אשר היו לפניו. ומלת ארץ ספרד ממלכת עבד
אל רחמן והאמיר אלמומנין.....

Abdelrachman octavus venit in Hispaniam regnantibus super eos filiis Alabasi propinquis ipsorum qui hoc tempore regnant in terra Sinear. Hic Abdalr. oct. liberavit cum insurgeret contra eos *Alabasiki fil. Madia.*

Dafs ein Buxtorf בקום....אל עבאסי קיא בן מעריא lesen konnte und demgemäfs übersetzte cum

Jehudah aus dem Stamm Levi widmete ihm sein Werk." Ist dieses nicht eine Bestätigung unsrer Worte in der Einleitung über die mangelhafte Kenntnifs der hebräischen Literatur?

*) S. Zunz: On geographical literature of the Jews in Ascher, Benjamin of Tudelas Itinerary II, 246.

insurgeret contra eos *Alabasi Ki* filius Madia ist sehr auffallend, Wer ist Ki, wer Madia? Und gegen die Ommajaden sollte sich ein Sohn des Hescham, Sohn des Abdalmalek erhoben haben? Um aber diese Sinnlosigkeit zu entfernen und die Stelle auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, bedarf es nur der einfachen Angabe, dafs statt קיא בן מעריא zu lesen sei; הוא בן מעויא oder היה בן מעויה und die Uebersetzung ist dann folgende: „Und Abdarrahman der Achte (rückwärts gezählt, oder der von mir hier aufgezählten Könige) war derjenige, welcher nach Spanien kam (vgl. im Arab. seinen Beinamen الدخل der Ankömmling) als die Bene Abbas, ihre Verwandte, sich über sie (die Ommajaden) erhoben, und welche zu dieser Zeit in Jrak herrschten. Und dieser Abdarrahman der Achte, der sich beim *Aufstande der Abbassiden nach Spanien gewendet, war der Sohn des Moavia Sohnes Hescham, Sohnes Abdelmalek, welcher heifst Emir al Mumenia u. s. w.* Ein Blick auf die Geschichte der Abbasidischen Thron-Revolution wird jeden von der Nothwendigkeit unsrer Lesart überzeugen.

Dafs für Deutschlands Geschichte in dem Schreiben des Chisdai Worte von Wichtigkeit sind, haben wir schon angedeutet. Sie betreffen die Gesandtschaft, welche der Kaiser Otto der Grofse an den spanischen Chalifen schickte. Die historische Thatsache dieser Gesandtschaft ist von vielen bezweifelt worden, da sie von vielen sonst aufmerksamen Zeitgenossen verschwiegen wird, und da der Bericht, den der angebliche Gesandte Abt Johann von Görz selbst giebt, von Fabeln und Unwahrscheinlichkeiten wimmelt *). Chisdai aber sagt ausdrücklich: *„es kamen Gesandte vom Könige von Deutschland,* vom Könige der Sclavonier und vom Könige von Constantinopel. Er ist um so mehr für die Bewährung des Factums willkommen, als er vielleicht der einzige nichtchristliche Schriftsteller ist, der von dieser Gesandtschaft spricht. Denn wenn Aschbach (L. c. S. 99) behauptet, die arabischen Nachrichten sprächen von der Gesandtschaft, so weifs er dies nur durch eine Stelle bei Murphy zu stützen, wo es (p. 102) heifst: „An envoy came from the sovereign of Rome to court Annasir's friendship." Allein Otto war damals nicht Kaiser von Rom, nicht einmal Herr desselben im eigentlichen Sinn; und überdies ist das Wort روم bei den Arabern sehr umfassend, alle Staaten der Christenheit können darunter begriffen sein *). Es bleibt uns demnach für die Bestätigung des Factums von Seiten der Unterthanen des Abdarrahman kein besserer und deutlicherer Gewährsmann als Chisdai.

Proben aus der Uebersetzung des Buches zu geben bringt uns in Verlegenheit; es ist schwer eine Auswahl aus dieser Auswahl zu treffen, da an jedem Stücke die Sorgfalt und die Kunstfertigkeit sichtbar ist, die sich hier mit dem angeborenen Uebersetzungstalente vereinigen, um das Original treu und doch elegant wiederzugeben. Wir wollen uns mit einigen Zeilen begnügen, die aus der sehr künstelnd geschriebenen Reimprosa des Jehuda Alcharisi sind (S. 66 ff.), wobei wir blos bei der unterstrichenen Stelle die Reimworte verändert haben:

„Wisset, die köstlichste Habe, — der Dichtung „Wundergabe, — war früher allein — den Söhnen „Arab's gemein; — die wufsten sie wohl zu hegen — „und zu pflegen, — mit richtiger Wage zu wägen, — „*nachdem sie die Regeln aufgestellt,* — *errichteten* „*sie ihr ein Zelt*, — da war ein Tisch aufgeschla„gen — und Speisen aufgetragen, — und da sich mehr„ten die Gäste, — erbauten sie endlich Paläste — und „schmückten sie aufs Beste. — Unter den Sängern „sind sie auserwählt — und werden von Allen zuerst „gezählt. — Obgleich Dichter in allen Landen — und „bei allen Völkern sich fanden; — gegen jener Verse „werden ihre zu Schanden, — und wären besser nicht „vorhanden. — Denn den ächten Vers, den wohlklin„genden, — den lieblich eindringenden, — der wie Mor„genroth Licht sendet, wie Sonnenstrahl Wärme spen„det, — den findest du nirgends in der Welt, — als „nur in der Araber Zelt." —

Zu tadeln hätten wir nur Kleinigkeiten. So z. B. S. 98 Anm. 5. „Saleh, Hafenort am äthiopischen Meere" das Meer heifst *Atlantisches* und nicht *Aethiopisches.* Wenn am Fufs des Atlasgebirges das Meer diesen Namen nicht führen soll, so wäre nirgends anderswo Grund dazu. Doch es wäre kleinlich, solche Kleinigkeiten mehre aufzuzählen, bei einem Buche, dessen Verdienst so verschie-

*) Er steht bei Labbé in der Nova Bibliotheca Mss. Libror. p. 770. Auch bei *Ferreras.* Vgl. Aschbach, Geschichte der Ommajaden in Spanien II. 104.

*) S. Lebrecht, On the state of the Khalifate of Bagdad etc. in Ashers Benjamin of Tudelas Itinerary II. S. 343.

den und entschieden ist. Wenn uns noch etwas bei dem Werke zu wünschen übrig bliebe, so wäre es der Wunsch, dafs es bald unter den Mitgliedern der gelehrten, lehrenden und lernenden Welt verbreitet sein möge, und dafs alle in Deutschland erscheinenden Werke so prachtvoll von ihren Verlegern ausgestattet sein mögen.

F. Lebrecht.

XLV.

Hegel und Preufsen. Principes mortales, respublica aeterna. Frankfurt am Main, 1841.

Im Kampf der rohen ungebändigten Naturmächte gegen die schöne Individualität der neuen Götter schoben jene einen Drachen vor; Pallas ergriff ihn und schleuderte ihn an's Firmament; dort sehen wir ihn noch, die Hand der himmlischen Weisheit, die ihn berührt, hat ihn verewigt, indem sie ihn bei Seite warf. Wäre nun *C. E. Schubarth* je furchtbar und mächtig gewesen, so würde der Mythus auf ihn passen; Niemand ist durch die negirende Kritik mehr wie ein kleines Insect von glänzendem Bernstein umsponnen worden, als er; Niemand hat auf wohlfeilere Weise eine temporäre Bedeutung und einen Namen bekommen. Wie scharfsinnig äufserte sich schon *Rahel* über das Geschwebel in dem Buch über Göthe! Der letzte Aufsatz, den *E. Gans* schrieb, war die geistreiche Beleuchtung einer Schubarth'schen Broschüre. *Varnhagen* ging von der Maxime, literarische Armseligkeiten unbeachtet zu lassen, um seinetwillen ab, und nahm den Beitrag zur Charakteristik Schubarths in seine Denkwürdigkeiten auf. Wer von uns aber wüfste, dafs derselbe von Homer die geschichtliche Darstellung macht, er sei ein Trojaner, Zeitgenosse und Vetter des Aeneas gewesen, habe an dem Hofe eines nach Iliums Fall weit dahinten in Asien sich forterhaltenden Trojanischen Reiches gelebt, wie denn die Dichter an Höfen leben müssen, was Göthes Beispiel beweise, — wenn uns das nicht von *Hegel* in der Antikritik gegen jenen nebst so vielen andern wunderlichen Verkehrtheiten erzählt würde? Diese Antikritik aber kommt in der Gesammtausgabe der Hegel'schen Werke auf die Nachwelt, Schubarth hat sich dem Unsterblichkeitsbriefe des grofsen Philosophen angeklext, und wie werden noch nach Jahrtausenden die Doctordissertationen über Hegel seinen Namen aufführen, wie die meinige über Plato und Aristoteles ähnliche Verketzerer und Anbeller der griechischen Weisen berücksichtigen mufste! — Auch die Broschüre, welche den obigen Titel führt, ist mittelbar durch Schubarth hervorgerufen. So ist ihm schon bei seinen Lebzeiten mehr als *ein* Denkmal gesetzt worden.

Das Büchlein: „Hegel und Preufsen" ist in einem edlen Sinn geschrieben; es ist ein klares Wort zur Verständigung, und in einer Sache gesprochen, die für die Gegenwart von entschiedner Wichtigkeit ist. Es handelt sich um die Einheit oder Verschiedenheit von den Principien und Tendenzen des Staatslebens und des philosophischen Denkens, und die Frage hat sogleich ein allgemeines praktisches Interesse, da im Fall der Trennung eben ein Kampf es ausweisen mufs, wo die Wahrheit und die Seele wohnt. So hat sie auch allgemeine Theilnahme gefunden, zumal jetzt, wo, wie der Verf. in der Vorrede sagt, die öffentliche Erörterung gleichsam die Lebensluft ist, die wir athmen, und es sich als eine der wesentlichsten Forderungen herausstellt, dafs, was so bereits in der Wirklichkeit als *Thatsache* Wurzel geschlagen, nun auch am hellen Tageslichte in der Sphäre des Geistes als nothwendig, als *Recht* und Pflicht anerkannt werde, und die Freiheit des Gedankens die ihr gebührende gesetzliche Bestätigung empfange. Wenn eine gute Praxis nur die Verwirklichung einer wahren Theorie ist, und der Mensch das Bedürfnifs hat, die Satzungen, denen er folgt, als seinem Wesen angemessen zu wissen, so wird der Philosophie damit die höchste Bedeutung für das Leben der Gegenwart vindicirt. Als Schubarth daher die Unverträglichkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem Preufsischen Staat behauptete, mufste ihm eine Aufklärung zu Theil werden, wie sie Gans in diesen Blättern gab; aufserdem erschienen einige Gegenschriften, unter denen die von *Ogienski*: „*Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältnifs zur Preufsischen Monarchie*" an einem *Rheinpreufsen* in den Hallischen Jahrbüchern einen gründlichen Beurtheiler fand. Die Recension ist sehr erweitert und mit einer Einleitung versehen nun als die vorliegende Broschüre erschienen.

Der Verf. bemerkt, dafs der Streit der historischen Schule und des Rationalismus, ob Facta oder Ideen, ob Autorität oder Ueberzeugung das Ursprüngliche und wahrhaft Geltende seien, durch das Princip der Hegel'schen Philosophie dadurch gelöst werde, dafs sie die Identität von Vernunft und Wirklichkeit aufstellt, nach der das Factum als ein berechtigtes und der Begriff als ein lebendiges Eins sind. Von hier aus bekämpft er Schubarth und giebt viel tiefer eingehende Erörterungen, als Ogienski; wir können um so empfehlender darauf hinweisen, als sie ebenso besonnen wie freisinnig sind. Jener hatte behauptet, dafs Hegel die Persönlichkeit dem Allgemeinen unterordne, während sie der höchste Begriff sei und alles Gemeinsame das weit Geringere. So sei denn auch die Persönlichkeit der Hohenzollern'schen Regentenfamilie die Hauptsache in Preufsen. Nach vielen kenntnifsreichen und guten Bemerkungen kommt nun in Bezug hierauf der Verf von „*Hegel und Preufsen*" zu dem Resultate, dafs jene Fürsten sich und den Staat dadurch zu Bedeutung und Wirksamkeit gebracht, weil sie den rationellen Principien gehuldigt, welche sich aus der jeweiligen Bildungsstufe des Geistes ergaben. Joachim II. führte die Reformation ein, Friedrich der Grofse huldigte dem Princip der Aufklärung, dafs Allen bekannt und vor dem allgemeinen Gewissen gerechtfertigt werde, was Allen gelten solle, und der Rückfall seines Nachfolgers ward für Friedrich Wilhelm III. Veranlassung zu einer höhern Gewährung geistiger Freiheit. „Wenn ein König selbst als Lehrer auftritt, und die Verbreitung einer seine Autorität beschränkenden Theorie auf alle Weise begünstigt, dann mufs doch wohl als Absicht desselben vorausgesetzt werden, sein Volk zu der Freiheit zu erziehen, die er ihm vernunftgemäfs darstellt. Wenn daher Friedrich der Einzige noch im hohen Alter wiederholte, was er als Jüngling gelehrt: le souverain n'est que le premier serviteur de l'état, obligé d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désinteressement, comme si à chaque moment il devait rendre compte de son administration à ses concitoyens, — dann stellte er hiermit nicht blos ein Regulativ für seine Nachfolger auf, sondern auch ein Princip für seine Unterthanen, zu dessen theoretischer und praktischer Entwicklung er sie als seine Mitbürger berief. Er ging auf den Ursprung des Herrscherthums überhaupt zurück und fand, dafs die Erhebung der Fürsten nur allein das Werk der Völker sei, welche wollten, dafs die souveräne Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit zur Stütze diene. Er forschte nach dem Endzweck der Herrschaft, und fand, dafs es nur ein einziges Gut gebe, nämlich das Wohl des ganzen Staats Er durchschaute dann auch die Einrichtungen der bessern sogs. Monarchien seiner Zeit, und fand, dafs, genau betrachtet, dort sowohl die höhern Staatsbeamten als auch die Stimmgeber in den Ständen an der Obergewalt Antheil haben, und allein das Gesetz herrsche." — „Das schwere Mifsgeschick Preufsens begann, als es im Innern sich verfestigte gegen die vom Zeitgeist geforderte politische Fortbildung, als es nach Aufsen hin sich absonderte aus dem Gesammtleben der deutschen Nation. Des Glückes Stern begann ihm wieder zu leuchten, als es jene Verfestigung und Absonderung wieder aufzugeben anfing, als es den rationellen Principien die gebührende Vorherrschaft zuerkennen zu wollen schien; zu glänzender Wiedergeburt ward es geführt durch die Erweckung des deutschen Nationalgefühls und die Anregung des politischen Gemeinsinns in der Verheifsung constituirter Freiheit."

Moritz Carriere.

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

XLVI.

C. Cornelii Taciti de origine, situ, moribus ac populis Germanorum libellus. Ad fidem Codicis Perizoniani, nunquam adhuc collati, edidit et notas adiecit Ludovicus Trofs. Accesserunt Dialogus de Oratoribus et Suetonii de viris illustribus libellus, ad eundem codicem accurate expressi. Hammone, MDCCCXLI. typis Schulzianis. XVI u. 119 S. 8.

Diese neue hier zum ersten Male hervortretende Handschrift der *Germania*, um die es uns vor Allem zu thun ist, liegt in der Universitätsbibliothek zu *Leyden* als ein Erbtheil der Manuscriptensammlung, welche *Jacob Perizonius*, geboren zu Dam, 1693 als Prof. zu Leyden verstorben, daselbst hinterliefs. „Est vero codex — sagt der Hr. Herausgeber S. VII — quem Perizonianum appello, *membranaceus* forma fere quadrata, IX pollices ac X lineas altus, et VII pollices latus, in quavis pagella XXII lineas complectens, *charactere illo seculi X* luculentissimo, Longobardico, quem librarios Italos seculo XV summo cum artificio imitatos esse inter omnes constat, qualemque additum a me scripturae specimen refert. Sunt folia LX, quorum XXX priora Dialogum de *Oratoribus*, XVII proxima *Germaniam*, reliqua *Suetonii* de Viris illustribus continent."

Diese nach Zoll und Linie, Höhe und Breite fast übergenaue Beschreibung könnte durch die Erwähnung des „*Pergamentes*", noch mehr des „*X. Jahrhunderts*" vermeinen machen, dafs wir *endlich* von der Germania einen *alten* Codex und zwar *des* Jahrhunderts erhielten, welchem die schöne Florentiner Handschrift des Tacitus angehört, die aus *Corvey* stammt, der aber, während sie bekanntlich *allein* die 5 früher verlorenen Bücher der Annalen zuführte, grade die *Germania* wie der Dialogus de Oratoribus *abgeht*. Aber die *Leydener* Handschrift ist auch nur eine Abschrift desselben *fünfzehnten* Jahrhunderts, denen alle andren, auch die zehn neuen angehören, welche der Unterzeichnete 1833 in Italien aufsuchte und durchsah, nicht minder die später in *München* aufgetauchte Handschrift, auf welche Hr. *Trofs* S. XII dieselbe Behauptung von Nachahmung der Schrift des X. Jahrhunderts durch die italienischen Abschreiber des XV. Jahrh. anwendet und wobei er zugleich auf den Unterzeichneten einen Vorwurf wälzt, der in sich zerfallen sein würde, wenn Hr. Trofs näher zugeschaut hätte. Er sagt nämlich von jener Münchener Handschrift der Germania: „quem enim *Mafsmannus* seculo X. adscripsit codicem Monacensem, cujus brevissimam tantum in *editione Gerlachiana* factam vidi mentionem, eum vereor ne vir doctissimus, id quod vel peritissimis harum rerum arbitris accidisse constat, scriptura inductus Longobardica, quam librarii seculi XV. Itali felicissime plerumque sunt imitati, falso illi aetati tribuerit, ni in ipso codice alia insunt argumenta, quibus tanta ejus antiquitas confirmari possit."

Keinesweges enthält diese Handschrift irgend Anzeichen, die mich längst zum besonderen Abdrucke solch alten Textes veranlafst haben würden; vielmehr gehört die *Papier*-Handschrift wie alle andren wirklich nur dem *fünf*zehnten Jahrhundert an und es ist lediglich Schuld der genannten Gerlachischen Ausgabe, wenn jener vom Hrn. Trofs mit Recht gerügte Irrthum Platz griff. In meinem an Prof. Gerlach zum Behufe seiner Ausgabe bereitwillig überlassenen Apparate stand ganz leserlich „*Papier* und *XV. Jhd.*;" aber Hr. Trofs hätte den befremdenden Irrthum leicht als Flüchtigkeitsfehler von Basel erkennen können, da in der fraglichen Ausgabe und Stelle (S. XII) überhaupt fehlerhaft gedruckt steht: „Cod. Mon. pop. 4. n. 7.", was aus Cod. Mon. pap. 4° N. 7. (als Bezeichnung

des Codex) verlesen und verdruckt wurde. Eben so denn auch X statt XV. —

Der von Hrn. Trofs bei jenen seinen Handschriftenbeschreibungen zweimal ausgesprochenen Behauptung über die täuschende Nachahmung der Schrift des X. Jahrhunderts durch die welschen Abschreiber des XV., kann Niemand so unbedingt Beifall zollen, der sich wirklich auf Schrift versteht. Nicht nur dafs der dort wiederholt gebrauchte Ausdruck *longobardisch* an sich schon ein sehr unbestimmter ist, der sehr viele unwissenschaftliche Verwirrung herbeigeführt hat, sondern jene Behauptung, wäre sie richtig, könnte doch nur von Abschreibern von Geschäft gelten, keinesweges von Gelehrten, wie dem bekannten *Pontanus*, von dem, wie wir gleich weiter geltend zu machen haben werden, jene Leydener Abschrift herrührt. Ein Andres ist die *Treue* und *Genauigkeit* eines solchen Mannes bei Abschrift alter Texte, die Hr. Trofs S. XI bei Jenem mit Recht rühmt, ein Andres seine Handschrift selbst, die in solchen Fällen selten kunst- oder schulgerecht geblieben sein dürfte.

Dafs wir es bei der Leydener Handschrift, obschon dieselbe auf *Pergament* geschrieben ist, wirklich nur mit einer Handschrift des *fünfzehnten* Jhd. zu thun haben, wird recht zur Gewifsheit erst aus dem Zusammenhalt mehrerer Trofsischen Anmerkungen unter dem Texte: z. B. zu Kap. XXII. der Germania, wo von der scriptura antiqui illius codicis (S. 19) oder XXV (S. 21), wo vom vetus ille codex oder vom exemplari ab Enoc Asculano reperto (S. 8), vom antiquo illo exemplari (S. 35) die Rede ist; dennoch aber *dürfte* uns derselbe durch nachfolgende Betrachtungen von *einer Wichtigkeit werden*, *wie sie* vielleicht sein Herausgeber selber nicht vollständig geahnt zu haben scheint.

Auf der Kehrseite des ersten, leeren Blattes der Leydener Handschrift vor dem beginnenden Dialogus de Oratoribus finden sich nämlich folgende Worte von der Hand des darin genannten Pontanus:

Hos libellos *Jovianus pontanus* exscripsit *nuper adinuentos* et in lucem relatos ab *Enoc asculano*, quanquam satis mendosos.	M. CCCC LX Martio mense.

Der hier genannte *Jovianus* (ursprünglich Johannes) *Pontanus* ist der allbekannte treffliche italienische Förderer der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert: 1426 geboren, wurde er 1471 zuerst Secretair des Königs Ferdinand I. von Neapel, später Vicekönig daselbst, als welcher er 1503 starb. Jene Worte sind, wie die ganze Handschrift, nach Hrn. Trofs Versicherung (S. VII. 1. 7. 18. 21. 35. 37. 46 u. s. w.) von seiner Hand geschrieben. Wie übrigens diese pontanische Handschrift in des Perizonius Hände kam, bleibt dunkel. In des Letzteren Animadversiones histor. (Amsterdam 1685. 12.) findet sich darüber gar nichts. Der von Pontanus genannte *Enoch* von *Ascoli* aber hatte jenen im Jahre 1460 geschriebenen Worten zufolge die der pontanischen Abschrift zu Grunde liegende *alte Handschrift* aufgefunden und zu Tage gefördert. Dies war erst jüngst (nuper) geschehen und zwar kann dies nicht vor 1447 oder vielmehr erst nach 1457 eingetreten sein, wie aus folgender gleichfalls von Pontanus Hand geschriebener rother Randbemerkung (S. VII) zum Anfange des Suetonius (Bl. 48) hervorgeht:

„*C. Suetonius* scripsit de viris illustribus *) cuius exemplum secutus Hieronimus ipse quoque libellum de scriptoribus christianis edidit. Nuper etiam *Bartholomeus Facius* familiaris noster de viris illustribus temporis sui libros composuit, qui ne hos *Suetonii* illustres viros uidere posset mors immatura effecit. *Paulo enim post eius mortem* **) in lucem redierunt cum multos annos *desiderati* a doctis hominibus essent. Temporibus enim *Nicolai* quinti pontificis maximi *Enoc Asculanus* in Galliam et inde in *Germaniam* profectus conquirendorum librorum gratia, hos quamquam mendosos et imperfectos ad nos retulit. Cui sic habenda est gratia, ut male imprecandum est *Siconio Polentone* Patavino, qui cum eam partem quae est de oratoribus ac poetis inuenisset, ita suppressit ut ne unquam in lucem uenire posset. quam ego cum Patavii perquirerem, tandem reperi, eam ab illo fuisse combustam. ipsumque arrogantia ac temeritate impulsum de uitis illustrium scriptorum loquacissime pariter et ineptissime scripsisse."

Der hierin genannte Pabst *Nicolaus* V. that be-

*) Nämlich *literarum*, wie Hieronymus, den Suetonius nachahmend, *sein* Buch (über christliche Schriftsteller) überschreibt.

**) *Bartholomäus Facius*, geboren zu Spezzia im Genuesischen, schrieb Librum de viris illustribus, welches 1745 *Laurentius Mehus* zu Florenz (4to) herausgab. Von Enoch von Asceli, vom Secco Polentano sagt er nichts; wohl aber von *Jovianus Pontanus* (S. 6), *Franz Poggius* Florentinus (S. 7), *Nicolaus Nicolus* Florentinus (S. 11).

kanntlich Alles für die Wissenschaften und vermehrte namentlich die Vaticana durch 3000 Handschriften, indem er mit unglaublichen Kosten nach griechischen und lateinischen Handschriften suchen liefs. Er verwendete dazu vorzugsweise den mehrgenannten *Enoch von Ascoli*, von dem bisher eben nur dies bekannt war, dafs er durch die Mittel jenes Pabstes viele griechische Handschriften aus den Händen der Türken rettete; durch obige Randbemerkung erfahren wir nunmehr, dafs er für lateinische Handschriften auch nach Frankreich und *Deutschland* reiste, ebenso dafs wir ihm jenen Codex des *Tacitus* und Suetonius verdanken, wie Hr. Trofs S. VII mit Recht sagt, „qui primus hos libellos, id quod adhuc latebat, post renatas litteras in lucem retulit". Leider geht mir im Augenblick das Buch des Josephus *Lentus* De Aesculanorum praeclaris facinoribus ab, das 1622 zu Rom erschien und auch von Jenem handelt; aber so viel ersehen wir aus jener Andeutung von des *Facius* Tode, dafs jene Reise, jener Fund zwischen 1457 und 1460 *) stattgefunden haben mufs. In jenem Jahre starb nämlich der genannte B. Facius, in diesem (1460) schrieb Pontanus den fraglichen Codex ab. Die zum Suetonius geschriebene längere Notiz erfolgte also noch zu Lebzeiten des darin so arg bezüchtigten *Sicco Polentonus* **), der geboren zu Padua, und daselbst Notar, dann Kanzler wurde und erst um 1463 starb. Derselbe schrieb wirklich 18 Bücher de scriptoribus illustribus latinae linguae ad Polydorum filium, welche als noch nirgends gedruckt *Joh. Erh. Kapp* herausgeben wollte, wie er in seiner Diss. de Xiccone Polentono (Leipz. 1733. 4.) zu erkennen gab. Wenn Hr. *Trofs* S. X ohne nähere Gründe vermuthet, dafs sich jenes Werk in *Leipziger* Bibliotheken befinden möchte, so kann dieses nur auf die Andeutung Kapp's a. a. O. beruhen, dafs ihm eine Handschrift des polentonischen Werkes (vom Jahre 1452 schon aus Rom!) zu Gebote gestanden habe, welche dem Hrn. Dietrich von Schönberg im Meifsner Lande gehört. Aber nicht nur der Naumannische Katalog der Leipziger Rathsbibliothek enthält nichts der Art, noch weniger nach Prof. Haupt's Nachforschung und Mittheilung auf meiner jüngsten Durchreise durch Leipzig, irgend eine andre Bibliothek daselbst. Dagegen besafs eine andre Handschrift des fraglichen Werkes (nach Jac. Phil. Tomasini Bibl. Patavin. Mss. S. 17) *Bernhard Scardeonius*. Am Nächsten aber wäre das Werk wohl in *Florenz* zu suchen; wenigstens gibt Bandini (Catalog. Laurentian. II, 831) seine Auszüge aus Polentonus ex Mss. *Riccardiano*. Vgl. auch Muratori in Scriptt. rer. Italic. X. (zu Mussati Opp.). —

Nach *Pontanus* ausführlicher obiger Bemerkung hätte *Polentonus* den Codex, der auch des *Suetonius* Werk de viris illustribus enthielt, zu Gesichte bekommen und aus Eifersucht und Neid die Abschnitte über die Redner und Dichter vernichtet. Ob dieser arge Vorwurf wirklich wahr sei, liefse sich wohl am Besten aus dem Vergleiche jenes polentonischen ähnlichen Werkes entnehmen; wobei am Ende der fehlende Theil des Suetonius doch noch gerettet sein würde da uns bekanntlich von den *Poeten* des Suetonius wenigstens noch Bruchstücke über Terenz, Horaz, Virgil, Persius, Lukanus, Juvenalis u. s. w. zu Gebote stehen. Wäre jenes Verfahren des Polentonus wahr, so müfste derselbe die fragliche Handschrift (man denke an jenes Kappische Exemplar seines Werkes), wohl schon *vor* 1452, vielleicht in *Rom* gesehen und zu Handen bekommen haben; *Pontanus* aber hatte es im Jahre 1460 wirklich nur *verstümmelt* vor sich, wie alle späteren Zeiten und Ausgaben es wiedergeben. Pontanus bemerkt nämlich zum XVI. Kapitel (S. 119) Amplius repertum non est adhuc. desunt rhetores XI: die Handschrift bricht beim Cajus Albutius Silus ab, welcher erst der fünfte der vorn nach den 20 Grammatikern namentlich aufgeführten 16 Rhetoren ist. Aus gleicher Nachrechnung sagte auch Casaubonus schon „Multa hodie in hoc libello desiderari ex indice apparet, quem in vetustis codicibus repertum hujus editionis fronti praefiximus" *).

*) Wenn nicht vor dem Tode des Pabstes Nicolaus V. (1455), den Pontanus zu Germania XLVI, 4. *di. Nicol.* nennt.

**) Sicco oder Secco, Xiccho, auch Riccius.

*) Casaubonus sagt auch noch „Est vero dolendum, priorum seculorum homines ea fuisse rerum cognitu dignissimarum incuriositate, ut tam eruditum scriptum posteris conservare neglexerint. nisi quod haud ratione caret, ut qui meliores litteras penitus et ignorarent et contemtui haberent, eorum quoque memoriam vellent exstinctam, qui bene de litteris merendo nomen et famam sibi pepererant. Inde est quod quum librorum octo de Caesaribus passim in omnibus bibliothecis scripta manu exemplaria reperiantur, horum tamen

Schon hiernach sieht es fast aus, als hätte allen Ausgaben des Suetonius, denen der libellus de viris illustribus beigegeben wurde (von Alexander Minutianus, von Beroaldus und Sabellicus 1496 an), die *Pontanische Abschrift* oder die *Quelle* derselben zu Grunde gelegen. Dieses wird wahrscheinlich durch den Umstand, dafs alle sonstigen Handschriften und Ausgaben auch von des *Tacitus* Dialogus de *Oratoribus* im XXXV. Cap. *dieselbe Lücke* in den Reden des Messala (Schlufs) und des Maternus (Anfang) gewähren, wie die vorliegende Leydener Handschrift, in welcher am Rande zu einer Lücke von 8 Zeilen bemerkt ist: „deerant in exemplari *sex pagellae* vetustate consumptae." Jene Vermuthung über die Quellenhaftigkeit desselben Codex, welcher dem Pontanus vorlag, für alle weiteren Abschriften des fünfzehnten Jahrhunderts wie für alle späteren Ausgaben, wird aber fast zur Gewifsheit durch folgende die *Germania* des Tacitus betreffenden Thatsachen, die uns zugleich auch für dieses immer erneut am Meisten fesselnde Werkchen ganz neue Anschauungen oder Aussichten zuzuführen versprechen.

Schon der florentinische Edelmann *Nicolaus Nicolius* oder Nicoli, welcher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf alle Weise die Wissenschaften wie die Männer der Wissenschaft beförderte und, als er 73 Jahre alt im Jahre 1436 starb, eine Bibliothek von 800 Handschriften zu Jedermanns Gebrauche hinterliefs, hatte in natürlicher Ahnung wie Sehnsucht auch nach einem vollständigen Codex des *Tacitus* in Deutschland suchen lassen. An dem schönen Codex des eilften Jahrhunderts, welcher die Annalen XI—XXII. enthält und jetzt der Laurentiana (Plut. 68, cod. 2.; Montfaucon N. 24) gehört, genügte ihm nicht.*) Von ihm angeregt und unterstützt suchte aber namentlich *Franziscus Poggius* fleifsig umher**) und unternahm 1414 gleich dem spätern Enoch von Ascoli, eine Manuscriptenreise nach *Deutschland*, von welcher er dann auch (wie bezeichnend für das barbarische Land!) eine überaus reiche Ausbeute an Classikern nach ihrem Mutterlande Italien heimbrachte. Er sagt selber darüber in einem Dialogus de felicitate principum, den er unter Papst *Eugen IV.* (also zwischen 1431—1447) zwischen ihm, Carolus Aretinus, Cosmus von Medici und jenem Nicolus als in des Letzteren Bibliothek („cujus domus commune doctissimorum hominum diversorium erat") abgehalten schrieb:*) „Suscepit hic (me intuens) *olim* diligentiam et laborem *peragrandae Alemanniae, librorum perquirendorum gratia*, qui in ergastulis apud illos reclusi detinentur in tenebris carcere coeco, qua in re multum profuit latinis musis ejus industria. Nam *octo Ciceronis orationes*,*) integrum *Quintilianum*, Columellam, qui antea detruncati et deformes apud nos erant, et item *Lucretii* partem *pluresque alios* latinae linguae auctores praeclaros restituit nobis pluraque ex diris carceribus, quibus inviti obsoletique opprimuntur, eruisset (sunt enim multis vinculis et foedo carcere abstrusi), *nisi fortunae defuissent*. Haec cum ab eo fuissent in lucem edita, cumque *uberior et quasi certa spes* proposita esset ampliora inveniendi, *nunquam* postea aut *princeps* aut *pontifex* vel minimum operae aut auxilii adhibuit ad liberandos praeclarissimos illos viros ex ergastulis barbarorum. Auf solche Weise hatte *Poggius* aufser den hier genannten Classikern auch noch den Tertullian, den Asconius Pedonius, den Ammianus Marcellinus, den Valerius Flaccus, den Silius Italicus, den Manilius Astronomus, den L. Septimius, den Probus Grammaticus, den Eutychius, den Caper u. s. w. heimgebracht.

libellorum ne vestigium quidem ullum in librariis vel locupletissimis apparet. Nos in *regia* nusquam illos offendimus." Dennoch fanden sich in Paris zwei Handschriften oder Abschriften, die des Paulus Petavius und die des Petrus Pithöus.

*) Es steht innen: „Convent. S. Marci Ordinis praedicatorum *de hereditate Nicolai Nicoli* Florentini viri doctissimi."

**) *Poggi* war 1380 zu Terranuova im Florentinischen geboren und starb 1459 im 79. Jahre. (Siehe *Recanati* Vita Poggii Florentini und *Lenfant* Poggiana.) *Poggi* hielt dem *Nicol. Nicoli* die Grabrede (bei *Martene* Veterum Scriptorum et Monumentorum Tom. III., S. 727—736, Paris, 1734.)

*) *Poggii* Opera (Basel, 1538 f.) S. 394.

**) Der oben genannte *B. Facius* sagt in s. Liber de viris illustribus S. 11 von *Nicolus:* Graecae et latinae linguae omnisque antiquitatis studiosus .... librorum quoque exornandorum inventor, operum *Ciceronis* et aliorum illustrium auctorum diligentissimus inquisitor. Librorum magnam copiam tam graecorum quam latinorum cujuscumque artis et doctrinae comparavit. Nihil tamen latine aut graece scripsit, scriptis veterum contentus. Moriens bibliothecae quae erat in *Marci* Evangelistae templo, quam Cosmus Medices effecerat, libros suos, ut mortuus etiam viventibus prodesset, dedicavit.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

C. Cornelii Taciti de origine, situ, moribus ac populis Germanorum libellus. Ad fidem Codicis Perizoniani, nunquam adhuc collati, edidit et notas adiecit Ludovicus Trofs.

(Fortsetzung.)

Den *Quintilian*, den er in St. Gallen fand und der incredibili eruditorum gaudio begrüfst wurde, schrieb er selbst ab: haec mea manu (sagt er) transscripsi et quidem velociter, ut ea mitterem ad Leonardum Aretinum et *Nicolaum* Florentinum.*) Die von demselben ausgesprochene Hoffnung, dafs er noch Mehrerem und Wichtigerem auf die Spur gekommen sein würde, wenn ihm weitere Unterstützung zu Theil geworden wäre, geht vielleicht wesentlich mit auf den *Tacitus*, denn in seinen *Briefen* an *Nicolus*, die *nach* jener Reise fallen, deutet er fortgesetzt mehrfach an, dafs er Anknüpfungen und Verbindungen in Deutschland hinterlassen habe, die ihm denn auch wirklich in Betreff des *Tacitus* erneute Hoffnung und Aussicht zuführten.

Es dürfte für das Ergebnifs der hier beabsichtigten Untersuchung von Wichtigkeit sein, sich den ganzen Verlauf der poggischen Unterhandlungen vor Augen zu führen: wir bedienen uns dazu der neubegonnenen, vervollständigten Ausgabe von Poggii Epistolae durch *Thom. de Tonelles* (Florenz, 1832., Th. I. 8.). Daselbst (S. 168) schreibt Poggius im November 1425 an Nicolus von Rom: „*Quidam* monachus amicus meus ex *quodam* monasterio Germaniae, qui olim a nobis recessit, ad me misit litteras, quas nundius quartus accepi, per quas scribit se reperisse *aliqua volumina de nostris*.... Inter ea volumina est Iulius Frontinus et *aliqua opera Cornelii Taciti nobis ignota*. videbis repertorium." Im Februar 1426 schreibt er wieder (S. 175): „Ex Germania responsum est mihi litteras illas esse redditas. Spero igitur me habiturum propediem litteras a *monacho*, et tum tecum omnia communicabo;" im October desselben Jahres (S. 187): „De libris Germanis nil dicam amplius, nisi me non dormire more tuo, sed vigilare. Quod si *quidam*, prout spero, *fidem servarit*, liber ad nos veniet *vel vi vel gratis*. Quin etiam dedi operam, ut habeam *inventarium cujusdam vetustissimi monasterii* in Germania, ubi est ingens librorum copia; sed ne tu me molestes ista tua dicacitate, nil amplius scies." Die Sache zog sich hin: erst im Juni 1427 schreibt Poggius wieder an Nicolus (S. 207), endlich mit näherer Kennzeichnung des *monachus*: „Dixeram Cosmo nostro, quemadmodum scribis, *monachum illum Herzfeldensem* dixisse cuidam se attulisse inventarium, sicut ei scripseram, plurium voluminum, secundum notam meam. Postmodum cum summa cura *quaererem hunc hominem*, venit ad me afferens inventarium plenum verbis, re vacuum. *Vir ille bonus*, expers studiorum nostrorum, quicquid reperit ignotum sibi, id et apud nos incognitum putavit. Itaque refersit illud libris, quos habemus, qui sunt iidem, de quibus alias cognovisti. Mitto autem ad te nunc *partem inventarii sui*, in quo describitur *volumen illud Cornelii Taciti et aliorum, quibus caremus*, qui cum sint *res quaedam parvulae*, non satis magno sunt aestimandae. *Decidi ex maxima spe*, quam conceperam ex verbis suis; ea exstitit causa, *propter quam non magnopere curavi hoc ad te scribere*; nam si quid egregium fuisset, dignum Minerva nostra, non solum scripsissem, sed ipse advolassem ut significarem. *Hic monachus eget pecunia* . ingressus sum sermonem subveniendi sibi, dummodo Ammianus Marcellinus, prima Decas Titi Livii et unum volumen orationum Tullii ex iis, quae sunt apud nos communes, et nonnulla alia opera, quae quamvis ea habeamus, tamen non sunt negligenda, dentur mihi pro his pecuniis. Peto autem illa referri

*) *Poggii* Epistol. ad Guarinum Veronensem: 1419, 16. Decb., *Fabricii* Bibl. latin. ed. Ernesti II., 262., 259.

eorum periculo usque *Nurimbergam*. Haec tracto. nescio quid concludem; omnia tamen a me scies postea. Miror quod scribis, te suspicari, *me occultare opera, quae continentur in inventario*, ne vulgentur. Qui hoc tibi venit in mentem, qui me a teneris unguiculis nosti."

Im selben Monate Juni desselben 1427. Jahres schreibt Poggius weiter (S. 211): „Optime suspicaris me cum obsignarem litteras, oblitum esse illius *inventarii*, cujus mentionem feceram in litteris. Nunc illud ad te mitto. Id autem male accipis, quia cum procurem ut habeamus Decadem Livii et reliqua volumina, de quibus ad te scripsi, putes me omittere *hoc volumen, quo maxime indigemus*; id quidem inprimis est, *quod volo*. Quin mandavi isti *monacho*, ut vel ipse secum deferret, nam credit se rediturum brevi, vel per alium monachum curaret deferendum . alios jussi portari *Nurimbergam*, *hunc vero Romam proficisci recta via*, et ita se facturum recepit. Nicolaus Treverensis *) ita tractatur ut et pudeat et poeniteat, ad Curiam venisse . nil enim obtinuit a Pontifice, ut iratus et nobis et libris recedat. Ita ferunt tempora . tamen rogabitur, ut saltem rempublicam restituat Italiae. *Ego solus voluí aliquem mittere in Germaniam*, qui curaret libros huc afferri, sed nolunt qui nolle possunt et deberent velle."

Im October desselben Jahres meldet er weiter von Tacitus (S. 212): „*Cornelium Tacitum*, cum venerit, observabo penes me *occulte*. Scio enim omnem illam cantilenam, et unde exierit et per quem et *quis eum sibi vendicet*, sed nil dubites, non exibit a me ne verbo quidem." In dieser Hoffnung den fraglichen Codex nun bald zu erhalten, verlangte er um dieselbe Zeit (S. 213) eine andere Handschrift des Tacitus zum Vergleiche: „Misisti mihi librum Senecae et *Cornelii Taciti*, quod est mihi gratum . at is est *litteris longobardicis*, et majori ex parte caducis; quod si scissem, liberassem te eo labore . legi olim quendam apud vos manens *litteris antiquis* . nescio Colucii ne esset, an alterius. Illum cupio habere, vel alium, qui legi possint . nam difficile erit reperire *scriptorem*, qui hunc codicem recte legat;" ebenso sagt er im folgenden Jahre 1428 (S. 216): „Dedi Bartholomaeo de Bardis Decadem Livii et *Cornelium Tacitum*, ut illos ad te mittat; in tuo Cornelio deficiunt plurae chartae variis in locis, et in Decade integra columnella u. s. w. Im September desselben Jahres klagt er leider (S. 218): „*Cornelius Tacitus silet* inter Germanos neque quicquam exinde novi percepi de ejus operibus. Endlich im Februar des folgenden Jahres 1429 sagt Poggius (S. 268): „*Monachus Hersfeldensis* venit *absque libro* multumque est a me increpatus ob eam causam. Asseveravit se cito rediturum, nam *litigat nomine monasterii*, et portaturum librum. Rogavit me multa . dixi me nil facturum, *nisi librum haberemus* . ideo spero et illum nos habituros, quia *eget favore nostro*."

Nach diesem Ausgange keine Spur weiter von jenem *Volumen Taciti*: der *Hersfelder Mönch*, für sein Kloster in Rom thätig, scheint hingehalten und für sich Geld gebraucht zu haben. Man könnte nach einigen der vorherigen Andeutungen auf die Vermuthung kommen, dafs Poggius die fragliche Handschrift wirklich empfangen habe und dieselbe oder ein Theil von ihr von da aus später 1460 dem *Pontanus* zu Handen gekommen sei; doch macht jene letzte Briefnachricht von 1429 wohl wahrscheinlicher, dafs damals die Handschrift *noch nicht* nach Italien gelangte.

Unter Eugen IV. geschah nichts weiter für diese wichtige Entdeckung; ob unter seinem edleren Nachfolger *Nicolaus V.*, den wir bereits oben so eifrig sahen für Wissenschaften und Manuscripte, werden wir erkennen, nachdem wir mit einem Vorgriffe auf das hinblicken, was für Tacitus Erkleckliches unter *Leo X.* geschah. Dieser classische Papst hatte bekanntlich gleichfalls grofse Preise auf Entdeckung alter Autoren und Manuscripte ausgesetzt, wie Beroaldus in der Widmung an denselben vor der römischen Ausgabe des Tacitus 1515 berichtet. Diese Ausgabe gab bekanntlich die auf solchem Wege, durch solche Mittel eben entdeckte köstliche *Handschrift des Tacitus* wieder, welche uns zum ersten Male die bis dahin verloren oder verborgen gewesenen *V* (VI) *ersten Bücher der Annalen* zuführte, in denen uns namentlich auch die Nachkämpfe des Arminius gegen Germanicus erzählt werden, wovon bis dahin Niemand wufste. Beroald erzählt a. a. O., dafs Leo diese Handschrift

*) Dieser, den er sehr lobt als doctus. et ut videtur minime verbosus aut fallax (S. 207 u. S. 268), sprach ihm von des *Plinius* Bella Germaniae, die im sechszehnten Jahrhundert noch in *Dortmund* gewesen sein sollen. Siehe die Vorrede zu meinem *Arminius* Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae (Lemgo, Meyer: 1839.) 8. pg. X, 3.

um hohen Preis (500 Scudi) gewonnen habe. Der Papst schenkte sie später nach *Florenz*, wo dieselbe sich noch, in der Laurentiana (Plut. 68, cod. 1., bei Montfaucon N. 25.) befindet.

Auch dieses Mal, beim erneuten Eifer der Römer für ihr Alterthum im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wandte sich der Blick zumeist nach dem barbarischen *Deutschland:* quae venatio (sagt Beroald am selben O.) *Cornelii Taciti* hos primos quinque libros, qui per longum saeculorum ambitum latuerant *in saltibus Germaniae*, invenit.

Fragen wir, in nahe liegender Ahnung dafs wir hier an des *Poggius* Nachforschungen und Anmeldungen anzuknüpfen haben werden, nach dem Fundorte genauer, so spricht der Cardinal *Henricus Norisius* (in s. Cenotaphiis Pisanis S. 462) gleich allgemein: „Exstat in bibliotheca Medicea *Taciti volumen*, quod *venum* in *Germania* repertum ac Leoni X. oblatum Philippus Beroaldus in publicum emisit." Näher rückt uns schon *Bernhard Davanzati* zum Tacitus (S. 39): „Textum, ex quo ceteri omnes profluunt, esse repertum anno MDXVI (soll heifsen MDXV oder MDXIV) in *coenobio ad Visurgim*, hodie Veseram in Germania atque a Leone X. in bibliothecam Medicam translatum, non accuratissime manu esse conscriptum." Ganz bestimmt aber spricht sich *Lipsius* zum 2. B. der Annalen Cap. 9. in den Worten aus: Mutua Romanorum Germanorumque clade nobilis amnis (Visurgis) cui famam praecipue *Tacitus* dedit, et *ipse Tacito* (mirum fatum) *vitam*. *) „Nam quinque hi primores libri inventi *Corbeiae*, quod monasterium ad Visurgim est. Atque *illinc depromptum* vere hunc thesaurum *quaestor quidam* pontificius ad magnum Leonem detulit, donatus ab eo aureis quingentis." Er wiederholt diese Angabe von *Corvey* in Beurtheilung des Codex Mirandulanus (s. Fabricii bibl. lat. ed. Ern. II., 392): „Codicem illum tuum advocas, quorum unice unicum in tota Europa exemplar esse hactenus audimus. Id Leoni X. pontifici optimo maximo oblatum in *Corbeiensi* monasterio ad Visurgim repertum servat etiam nunc inclyta illa bibliotheca Medicea."

Im Widerspruche mit dieser wiederholten Angabe spricht *Mabillon* (in seinem Itinerarium italicum S. 167) vom Kloster *Fulda* als dem Fundorte, *) was an den *Hertfelder* Mönch des Poggius erinnert und uns reizt, den unter Leo X. räthselhaft in Niederdeutschland auftauchenden Codex des Tacitus (seiner Annalen) in dem von Poggius 1427 bereits ungeduldig erharrten wiederzuerkennen: es ist *zu* nahe gelegt, die Handschrift für *ein' und dieselbe* zu halten: aliqua opera C. Taciti nobis *ignota* sagte Poggius; wie pafst dieses auf jene *fünf ersten Bücher der Annalen!*

Aber nicht genug „*aliqua* opera C. T. nobis ignota" sagt derselbe; so dafs unsre Vermuthung unwillkürlich weiter greift und indem sie die grofse Lücke zwischen 1427 und 1515 sich auszufüllen bemüht ist, an den Eingangs geschilderten Codex zurückdenkt, welchen *Pontanus* 1460 in Händen hatte, worin freilich jene Annalen nicht enthalten waren, wohl aber des Tacitus damals gleichfalls zum ersten Male auftauchenden *Germania* und *Dialogus*, obenein (sehr natürlich an jenen dialogus de *oratoribus* sich anlehnend) des *Suetonius* Buch de viris literarum illustribus (d. i. *rhetoribus*, grammaticis, poetis), wodurch nun selbst auch der dritte Zusatz des Poggius „C. T. et *aliorum*" seine Lösung findet, so dafs sich durch diese verschiedenen disjecta membra poetae überraschend das ganze „*volumen illud* C. T. et aliorum" wieder zusammenfügen zu wollen scheint und somit namentlich auch für die Abgerissenheit seiner einen gröfseren Hälfte (in Florenz), so wie für die pontanische Bezeichung *seines* Codex „quamquam satis *mendosos* in lucem (d. i. nach Italien) relatos (Trofs, S. VII) und „hos quamquam *mendosos* et *imperfectos* ad nos retulit" (S. VIII) die natürliche Erklärung eintritt. Denn diese Bezeichung kann nicht blos auf die Erloschenheit einzelner, selbst auch gröfserer Stellen Bezug haben, wie z. B. jene oben besprochene gröfsere Lücke der Art im Dialogus (sex pagellae vetustate consumptae: S. 88), sondern sollte gewifs vorzugsweise den zerrissenen Zustand der Handschrift andeuten, welchen Pontanus, wie wir sahen, in Betreff des suetonischen Werkchens so entschieden dem *Polentonus* zur Last legte, obschon dieser bei Ausarbeitung seines ähnlichen Werkes (um 1450) jenen auch des Tacitus Germania und Dialogus enthal-

*) Ganz gleich Fürstenberg (Monum. Paderborn. S. 62): Ni mihi, quam *Tacitus* scriptor dedit inclytus, illi Reddita Corbeiae munere *vita* fuit.

*) Wäre *Mabillon* ein Deutscher, so könnte man eine Verwechselung zwischen Hers*feld* an der Fulde mit *Fulda* vermuthen, etwa wie in den beiden Handschriften des König *Rother* (im 12. Jahrh.), v. 5165. zo *walde* u. tzo *vulde*.

tenden suetonischen Codex, so wie des Poggius briefliche Notizen über den Annalen-Codex des Tacitus gar nicht gekannt zu haben scheint; denn er sagt in seinem 6ten Buche von Tacitus (wie uns Bandini mittheilt) noch: „*Librorum* eius *numerum* affirmare satis certe non audeo, fragmenta quidem libri *undecimi* et reliquos deinceps ad *vigesimum primum* vidi, in quibus vita Claudii et qui fuerunt postea Caesares ad Vespasianum usque ornate, ut dixi, ac copiose ornavit. *Reliquos vero esse neque in terra Italia neque in orbe usquam audio*, quod quemadmodum pleraque alia egregia et clara volumina operis magna pars aut penitus deleta sit aut ita ullo quoque in angulo abdita lateat, quod istuc esse cognitum a nemine habeatur."

Was nun unsrer Vermuthung, dafs wir es hier überall nur mit *Einem und demselben Codex* zu thun haben, das gröfste Gewicht beilegt, ist der überraschende Umstand, dafs jener schöne *Florentinische Annalencodex* aus Corvey sich gleichfalls *a*) in *verletztem* Zustande befindet und befand, indem seine 138 Blätter mit *quaternio XVIII.* beginnen; *b*) gleichfalls in *quarto* („forma ferme quadrata" sagt Bandini) geschrieben ist, wie die Leydener Abschrift der pontanischen Codexhälfte; *c*) wie *diese* (Trofs S. VI und S. 88 Anm.) auf jeder Seite 22 *Zeilen* umfafst. *Bandini* schon sagte von *jenem* Codex: „olim *duplo maior* fuisse eruitur ex numeratione quaternionum, quum enim prior numero XVIII. notetur et ultimus XXXIV, patet *integram codicis medietatem desiderari.*" Die Leydener Handschrift, von der nach jenem eben angestellten Vergleiche Hr. Trofs S. 88. 89 ahnend sagt, „si credere liceret, Pontanum totidem lineas in quavis pagella scripsisse, quot in vetere illo exemplari scriptas reperisset", bietet 60 Quartblätter, d. i., wenn wir auf einen Quaternio 8 Blatt rechnen, VII. Quaterniones und 4 Blatt, so dafs an den im Florenzer Codex abgehenden Quaternionen I—XVII. noch Manches mangelte und wir hier aufser des Suetonius vollständigem Werkchen, von welchem wie wir oben sahen, 11 Rhetores so wie die Poetae weggefallen waren, etwa einen Apulejus zu vermuthen wagen, wie solcher sich in jenem gleichfalls schon genannten zweiten Florentiner Codex des Tacitus aus dem XI. Jahrhundert befindet, welchen Nicolus besafs und später als ein Erbstück von St. Marcus in die Laurentiana übergieng (Bandini II, 834). Jene 11 oder 11½ Rhetores des suetonischen Werkchens mochten sehr wohl auf die weggeschnittenen 4 Blättern des Quaternio VIII. (s. oben) hinreichen, ja noch eher ausgehen und mit jenem darnach folgenden selbständigen Werke, des von Quaternio IX (VIII noch) bis XVII. reichte, ausfallen, so dafs der vom eifrigen Pontanus verdächtigte Polentonus an dem Verluste beim Suetonius um so unschuldiger sein mochte, als die Haupttrennung des um 1427 in saltibus Germaniae vielleicht noch unverletzten Codex („volumen illud C. Taciti et aliorum, quibus caremus") in zwei oder drei Theile um 1450 bereits in Deutschland vorgegangen sein dürfte: *zwei* Theile, wenn wir nur das uns als vorhanden oder erreichbar Geschilderte (die Annalen in *Florenz* und Cornelii Taciti „Dialogvs . de oratoribus . incipit. — Cornelii . Taciti . de origine . sitv. moribvs . ac populis germanorvm . liber . incipit. — Caii . Svetonii Tranqvilli . de viris illvstribvs" in *Leyden*) im Auge behalten; *drei* Theile, wenn wir das mit jenen 4 Blättern der suetonischen rhetores Zwischenausgefallene mitbedenken, bei dessen Ablösung die poetae des Suetonius, da den grammaticis und rhetoribus ein nur diese beide zusammenfassendes, uns dadurch erhaltenes Namenverzeichnifs vorausgieng, als besonderes Werk angesehen werden sein mochten. Dem *Poggius* scheint der monachus *amicus* und *vir bonus*, qui eget *pecunia*, die wenigstens 34 Quaternionen oder 272 Blätter umfassende schöne Handschrift noch als vollständig gemeldet zu haben (*volumen* illud C. T. et *aliorum*); obschon die Folgeworte „*res quaedam parvulae*" blofs auf Germania, Dialogus etc. zu deuten scheinen. *Pontanus* aber kannte 1460 schon (als *nuper* adinventos!) nur die *eine* Hälfte der Handschrift; die *zweite blieb in Deutschland* bis 1514 oder 1515: dem quaestor pontificius unter Leo X., den Ernesti S. XIV. Archimbold nennt, fällt demnach die Trennung der Handschrift auch nicht mehr zur Last. Noch weniger aber dürfte *Enoch von Ascoli* der Verletzer gewesen sein, da er sonst sicherlich auch den *Annalentheil* schon um 1457—1460 nach Italien mitgebracht haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

C. Cornelii Taciti de origine, situ, moribus ac populis Germanorum libellus. Ad fidem Codicis Perizoniani, nunquam adhuc collati, edidit et notas adiecit Ludovicus Trofs.

(Fortsetzung.)

Jener *Hersfelder* Mönch des Poggius fand übrigens die *ganze* Handschrift vielleicht wirklich im nahen *Fulda* vor, wo *Frekulf* im 9. Jahrh., aus welchem Hr. *Trofs* S. XIV u. XV. zwei bisher weniger beachtete und benutzte Zeugnisse über *Tacitus* beibringt, lebte, ehe derselbe nach Lisieux in der Normandie gieng. Die erste Hälfte sehen wir um 1460 wenigstens in des Pontanus Abschrift in *Italien*; die *zweite* aber mochte, bis sie 1515 auch nach Rom (und Florenz) kommt, inzwischen nach *Corvey* gewandert sein, von dem *Poggius* 1420 (a. a. O. S. 43) noch sagt: „De monasterio *Corbejo*, quod est in Germania, *non est quod speres*. dicitur multos esse in eo libros." Den *Florentiner* Codex weist *Bandini* a. a. O. dem *eilften* Jahrhundert zu, doch sagt er selber, dafs zwischen dem 10. und 11. Jahrh. schwer zu unterscheiden sei, und genauere Kenntnifsnahme hat berechtigt, die Handschrift allerdings in das *zehnte* Jahrhundert vorzurücken. Hier nun ist der Ort, sich mit Hrn. *Trofs's* oben beeinträchtigter Aeufserung über die genaue Nachahmung der Schriftzüge des *zehnten* Jahrhunderts durch die Abschreiber des fünfzehnten auszusöhnen: er dürfte dabei, wie in Betreff der genauen Einhaltung der alten Zeilen- und Seitenzahl durch Pontanus, auch in jener jahrhundertlichen Beziehung mehr glücklich geahnt, aber um so mehr das Rechte getroffen haben, als das seiner Ausgabe beigegebene kleine Facsimile wirklich ein ziemlich langes *r* („longobardisches"? oder *angelsächsisches*) zeigt, wodurch seine S. 48 versuchte, unter dem Facsimile graphisch anschaulich gemachte Conjectur, auf die wir zurückkommen, sich eher rechtfertigen liefse. Nur müfste hiebei vorausgesetzt werden, dafs *Pontanus* sein Original wie in der Zeilenzahl der Seiten, so auch in der *Schrift ziemlich* nachgeahmt habe.

Der Verlauf unsrer bisherigen Untersuchung hat es bereits mit sich gebracht auf die *Gemeinsamkeit* der Lücken oder Ausfälle hinzudeuten, welche in *allen* Handschriften des suetonischen Werkchens de rhetoribus und des taciteischen de oratoribus *ganz wie in unserer pontanischen* Abschrift einer, wie wir nun festhalten zu dürfen glauben, dem *zehnten* Jahrh. angehörigen *Handschrift* vorkommen. Nur die neapolitan. Handschrift (Cod. Farnesian. in der K. Bibl. IV. C. 21. *membr.* fol., doch des 15. Jahrh.), welche aufser Tacitus Annalen XI—XVI, Historien I—V, Dialogus und Germania gleichfalls *C. Svetonii Trangvilli* De Grammaticis et Rhetoribvs wiedergibt, schliefst letzteren hinter den pontanischen Schlufsworten „redditis abstinuit cibo" noch mit dem Zusatze *amaro at*; *krli* und der Randbemerkung „vacat I exemplari (wie Pontanus am Rande hinzusetzt „Amplius repertum non est adhuc. desunt rhetores XI). Zu der grofsen Lücke in des Tacitus Dialogus (Hptst. 35) fügt die Handschrift „Multum deficit in exemplaribus *q* reperiuntur *). Eine solche *durchgehende Gleichmäfsigkeit* der Lücken, eben so das stete Wiederkehren nicht nur des Dialogus, den Viele bekanntlich dem Quintilian zuschrieben und noch zuschieben **), sondern vorzüglich des *suetonischen* Werkes de viris illustribus ***), endlich die

*) Zum Schlufs des B. 6. der Historiarum (die Handschrift zählt Annalen und Historien als 21 Bücher Historiarum) steht „Plurimum deficit," zur Mitte von B. 10. nach den Worten Ille veteres militias in cuneos congregauit: „Hic plurimum deficit," zur Mitte von B. 11: „Hic aliquot *libri* desunt," am Schlusse: „Hic plurimum deficit."

**) Siehe *Fabricii* Bibl. latina ed. Ernesti II, 325.

***) So Cod. *Neapol.* IV. C. 21., Cod. *Vatican.* 1862. ch. fol., *Vatican.* 1518. mbr. fol. (nebst Andrem), Cod. *Venetian.* Append. Codd. latt. Classis XIV, n. 1. ch. f. (nebst Andrem) u. s. w.

Thatsache, dafs sämmtliche Handschriften der Germania nicht nur dem fünfzehnten Jahrhundert, sondern seiner *zweiten* Hälfte angehören, berechtigt zu dem Schlusse, dafs wie Davanzati von der corvey-florentiner Handschrift der Annalen sagte (ex quo ceteri omnes profluunt), wohl auch alle diese Handschriften der Germania aus *ein und derselben* Urhandschrift, ja wir dürfen sagen, derselben *pontanischen Abschrift* vom Jahre 1460 abstammen. Zwar sagt Becker S. 818, die venetianische Handschrift der Germania, so wie des Suetonius sei 1453 zu Bologna geschrieben, doch steht viermal unter den ersten Stücken dieser Handschrift (von Aeneas Piccolomini oder Pabst Pius II.) „Bononie MCCCCLXIIII, auf Bl. 224b aber, dafs der Arzt Joh. Marhanone von Venedig die Handschrift 1467 nach St. Johann in *Padua* geschenkt habe, wo dieselbe 1603 und 1760 noch war: erst 1784 kam sie durch Morelli nach Venedig. Der Cod. *Roman.* bibl. Angelicae Q. 5. 12. ch. 4. ist vom Jahre 1466. Der Cod. *Florentin.* Laurent. Plut. LXXIII, 20. (*Pergam.* 4°) enthält vor der Germania *Apicii* Celii Epimeles libros (de re coquinaria etc.) und nach ihr *Francisci Aretini* Elegia und praefatio ad Diogenis philosophi Epistolas an den eben genannten Pabst Pius II. Auch die *Ueberschriften* der Germania deuten alle auf Eine Quelle: von der langen Ueberschrift bei Pontanus „C. T. de origine . sitv . moribvs . ac popvlis germanorvm liber. incipit.", (von denen die Worte *de origine ac moribus* aus Cap. 27. des Werkes selbst entnommen sind, wie situs vielleicht aus dem *ritus* et instituta singularum gentium ebendaselbst; *populos* Germani*ae* aus 29., *populis* Germanor*um* aber aus 31.) haben die einen De *origine* et *situ* Germano*rum* (Cod. Neapol., Monac., Vatic. 1862, Vatic. 1518, Vatic. 2964), die andern De *situ et origine* Germano*rum* (Cod. Venetian.), die dritten De *origine et situ* Germani*ae* (Cod. Florent. LXXIII, 20.), die vierten De *situ* Germaniae (Cod. Vat. Urb. 655), De Germaniae situ (Cod. Rom. Angel. Q. 5. 12.), endlich De situ ac *moribus* Germaniae (Cod. Palat. Ottobon. 1795) u. s. w.

Durch diese Annahme *einer und derselben* mater familias, der wir schon lange nachspürten und auf welche die Kritik der Lesarten längst hinwies, wird nunmehr trotz allem Wirrwar, welchen unachtsame Abschreiber in die Interpunction und Abkürzungen des Textes oder in die Völkernamen hineintrugen, die Handhabung der Lesarten eine *sehr einfache*. Durch das bunteste Gewirre geht nämlich wohl erkennbar ein rother Faden des ursprünglich Gemeinsamen und Einfachen. Denn bald stimmt *a*) *Eine Handschrift* am treuesten mit unsrer pontanischen Abschrift: so in vielen Stellen namentlich *Cod. Vatic.* 1862, welcher ganz wie jene nur die Germania, den Suetonius und den Dialogus enthält und unter Andern XXV, 4. dieselbe Umstellung der Worte liberti . . . argumentum est am Ende des XXVI. Kap. darbietet. Hier lesen wir XLIV, 3. mit Pontanus a*b*luuntur; XXXIV, 4. tuentur; XVII, 3. *f*erunt; XXVIII, 5. qui (st. quia); XLII, 1. virtute par*a*ta (st. parta); XL, 2. Ne*i*thum; XLVI, 8. Oxionas (woraus *Vatic.* VRB. 655. etionas, *Vatic.* 1518. und Venet. exionas sich entnahmen). In XLII, 1. (etiam ipsa) stimmt *Cod. Hummel.* wieder allein; in XXXVII, 5. (amisso et ipso *et ipse* Pacoro) wieder blofs Cod. Flor. LXXIII. Immer aber gewifs irgend Einer. *b*) *Bald aber einige:* so V, 2. (vilitate statt der andern v*til*itate); aus dem exoluitur XII, 3. bei Pontanus und den meisten, wofür Flor. ex*s*oluitur schreibt, macht sich Cod. Vatic. Ang. (Q. 5. 12) ex*u*oluitur; aus des Pontanus „et saepe in ipso vertice (XXXVIII, 3.) macht sich Vat. 1862: in solo, andre in ipso vertice; aus adversarum rerum (XXXVI, 3) nimmt Cod. Farn. adversarum r., Vat. 2964 aduersariis und Vat. 655, Ang. u. Flor. machen aduersarios; aus dem im Original schwankenden estiorum Pontan's (XLV, 3) entnahmen die Drucke gradezu efluorum, effluorum, aus Pontan's Suarinos (XL, 2) nahmen Cod. Farn. Vatic. 1862. u. 1518. Suarinos (Monac. machte Smarinos), Vat. 655. Flor. Ang. Suardones; aus Pontan's sevici (XLV, 3: am Rande suionici) entnahm Farn. sae | uici, Vat. 1518. saeuici l suevici, Vat. 1862. saeuici, Mon. seuici, Vat. 655, 2964, Flor. Ang. sueuici, u. s. w. — *c*) *Bald aber* und in den *meisten Fällen* stimmt die *gröfsere Mehrzahl*, und zwar 1) in einzelnen Schreibungen, die entweder an sich unbedeutend sind, wie lin*s*amenta XVI, 1. (u. Dialog. XXXIII, 1.), oder auf die Bedeutung einfliefsen, wie IX, 3. assim*u*lare (nur Ven. assim*s*lare), so wie auf den Satzsinn, wie XL, 4. in e*a* (st. eo) oder XLV, 1.

solo
l ipso
aduersariis
efluorum
dones
suevici
ul sueuici

selbst falsch mistes (st. mixtis), und radius (st. radiis) XLIV, 9 oder nomine XXXVI, 1. (st. nomina); oder Namen verderben, wie XLIII, 6. alii (st. Arii) oder XXVIII, 5. a boiis (wo wenige ab ois, eine am Rande Osis) oder aber XLIII, 1. Buri; I, 4: Arbonae (st. Abnobae); 2) in ganzen *Wörtern*, wie X, 6. wo den meisten Handschriften und Drucken *sed* fehlt; oder auffallender XX, 5. tanquam *et in* animum (st. ii et animum) vielleicht aus et ii oder ī; 3) in Auflösungen aus *Zusammenziehungen*, wie VI, 5. cuncto orbe, wo es wechselt zwischen concto, cōuicto, coniuncto und im Originale ohne Zweifel c̄cto gestanden hat.

Bei diesen Zusammenziehungen oder Abkürzungen der Schrift, wie sie uns das von Hrn. Trofs beigegebene Facsimile sattsam vorführt, bleiben wir um so mehr einen Augenblick länger stehen, als sich aus ihnen auch *der*, sonst mit unsrer Ansicht von der Ursprünglichkeit der pontanischen Abschrift unverträgliche Zustand der letzteren genügend erklärt, dafs eine *Menge Stellen Interlinearlesarten* theils mit, theils ohne vel (oder uel, ul), zum Theil auch mit unterpunctirten Buchstaben darbieten, welche letztere meist als aus der Textlinie ausfallend gelten sollen; aber auch übergeschriebene, wie XXXIX, 5., wo Pontanus corpore schreibt, zum Beweise, dafs er eine Abkürzung vor sich hatte, in welcher er c und t nicht genau unterschied und beim Abkürzungsstrich über der Linie, der zwischen ⁻ (*t*pore) und ᵓ (*c*ᵓpore) mitten inne gelegen zu haben scheint (ᵓ), eine Zeit lang zu *tem*pore neigte, darnach aber zum rechten (cᵓpore d. i. corpore) zurückkehrte. Solcher Schwankungen zwischen einzelnen Buchstaben begegnen wir mehreren, aus deren allzeitiger Verbesserung wir aber des Mannes Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit entnehmen können: so XIII, 3. c*um* (wo Farn. *cum* wählte, Vat. 2964. Flor. u. Ang. *tum cum*, Mon. tum *e*um) *); III, 4: Asiburgium (weshalb die meisten Asciburgium aufführen) **); XL, 2. Nesthum (daher die meisten Nerthum haben); XXXIX, 2. Nustones; XXXVII, 4. parentia; XXXI, 5. rura; XXXV, 2. malusi, ein Beweis, dafs das Original hier über dem i keinen Strich und leicht verwechselbare drei Striche *m* gewährte. Wer ferner das Schwanken zwischen altem N und H kennt, wird die Schreibung XXVIII, 2. Neruli erklärlich finden, wonach Flor. u. Ang. auch *h*eruli bieten, während die meisten Neruli beibehielten, wenige aber am Rande alj Nerui oder Legēdū Nervi hinzufügen. Ganz gleich bald darauf nubii (XXVIII, 8.), wo fast alle Nubii geben, nur Vat. 655. am Rande c *Vbii* gewährt und wohl *Ne* Ubii quidem zu lesen ist. Zu dieser Buchstabenverwechselung gehört auch XXII, 5. loci, worein sich bekanntlich alle Abschriften getheilt haben.

Aber wir kehren zu den *Schriftabkürzungen* zurück und setzen die Probe des Facsimile's (aus XXI. XXII) hierher: et poſcēdi ſuuc̄ ead' facilitas . gaudēt muneribus | sed nec data ſputāt . nec acceptis obligātur . victus in- | ter ospites comis . statī ēim sono quē plerūq; ī diē | extrahūt . lauātur: sepi ⁹ calida . ut ap̄ q⁰s plurimū | hiems occupat. lauti cibū capīt . Separate singulis | u. s. w.

Wir erkennen hier in Zeile 3 im unterpunctirten ēim (d. h. enim) des Pontanus Irrthum im Schreiben, der entweder aus dem ausgelassenen und nachgeschriebenen c oder aus dem vorausgehenden stat*im* entsprang, aber er verbessert ihn sogleich; Z. 5 enthält capīt einen zweiten Fehler (ī st. ū); Z. 3 dürfte „sono" ein weiteres Vergessen enthalten: sōno statt somno, etwa wie XXXIX, 1 u. 5. Senones geschrieben steht statt Sēnones wie die Drucke auch geben (z. Theil Sē | nones), eben so II, 4. hermiones (aus hermīones); nicht minder II, 5. gabrinios (statt gābriuios).

Nur aus solchen ursprünglichen Abbreviaturen erklären sich nun ferner eine Menge pontanischer Doppellesarten, in denen er später das Richtigere getroffen zu haben und zu geben meinte, wie X, 6. illos (Vat. 1862 hat isto) aus īos; vielleicht auch XXXVII, 4.

*) Vgl. III, 5. nam, wo Vat. 1862. sich Nam entnahm.

**) Das vorkommende *ACRINIPRION* (wie Astyteagon) ist nur erklärlich aus *ACKIIIYPIIÓN*, das Tacitus so gut von einem Griechen haben konnte, wie Ptolemäus sein *SYATOYTANAA* aus des Tacitus ad sua tutanda.

tamen longi (woher Farn. auch tamen entnahm); XLV, 1. gens (aus ges). Wie im Facsimile *ead* facilitas steht, so erklärt sich auch nur aus einem *ursprünglichen* qd (d. i. quod) VI, 7. et *quidem* primo, was Vat. 1862 theilt (et quidem primo); eben so Dialog. VI, 5: quandocumque, am Rande quaeunque; nicht minder Germ. XXXIII, 3: *quando* urgentibus imperii fatis nihil iam, wo nicht nur Vat. 1862 und 2964 mit Pontanus urgentibus *iam im*perii (errore ex proxima syllaba orto, sagt Hr. *Trofs* S. 30) lesen, sondern Vat. 655. und Ang. selbst *quin* urgentibus, und Flor. sogar *quando in*, welches sich beides aus *qn* urgentibus erklärt; nicht weniger XXXVIII, 1. *quam* in, wo Ang. *q3* in, Vat. 655. u. Flor. richtiger *q* in gewähren.

Solcher *ursprünglichen* Abkürzungen, welche Pontanus freilich alsdann *aufgelöst* haben müfste, drängen sich noch viele auf, ohne welche wenigstens jene Doppellesarten nicht begreiflich werden. Nicht nur, dafs wie im Facsimile *n*. *m*. wirklich stets abgekürzt erscheint, auch XLV, 11. statt dominatur: *dominātur* gedacht werden mufs, oder gleich darauf Pontanus sich selbst corrigirt degeneratur, was sich aus degenerāt erklärt (wie Farn., Vat. 1862 u. 1518 auch lesen, während Flor. u. Ang. degenerat nur geben), so dafs ein Schwanken, ein graphisches Ineinandergreifen der Abkürzungen für *n* und für *ur* angenommen werden mufs, woraus sich auch X, 7. explorātur (mit ausgekratztem ⁻) und XXX, I. inchoatur (mit ausgekratztem ur und darüber gesetztem ⁻: inchoāt), nicht minder XII, 4. vindicauit, auch XLIII, 7. regnant (mit Vat. 655. 1862. u. Tur.) statt regnāt, vielmehr regnāt, d. i. regnantur, endlich XXXIX, 6. centum pagis habitantur (wie die meisten haben, doch einige Drucke habitant) aus habitāt erklären dürften. Vielleicht auch XXVIII, 2. diuisas, doch haben hier die meisten diuisas. Pontanus aber hatte ohne Zweifel vor sich etwa diu sas, das ihm wie diu sas vorkam.

Aber noch schlagendere, entscheidendere Fälle! XXV, 1. giebt Pontanus ministris, Dialog. V, 3 arbitrum, Germ. VII, 4 non prius, IV, 1. nullis aliis aliarum nationibus connubiis (sicher stand nation), Dial. V, 3 necessitates (gewifs aus nes); ebends. solicite (wohl aus socite), ebends. V, 5 profugio (aus pio? vgl. Germ. XLIV, 7 profertur, wo sonst perfertur steht und die beiden Nürnberger Drucke pfertur bieten.) Germania VII, 8. hat Pontanus ganz allein fortitudinis statt des von ihm auch drüber gesetzten richtigen formidinis: er hatte jenes zweifelsohne aus fordinis erlesen; V, 7. hat er affect*at*ione, wie auch Vat. 1862., 2964. u. Venet. und die ersten alten Drucke, während die andren alle affectione: es stand vielleicht affione, wie XIII, 4 dignem, was P. dignitatem statt dignationem las. VI, 5. hat P. (mit ihm Tur. und die rhenanischen Ausgaben) varietate; die Spirensis hat variegare, die Drucke variare (c. Mon. narrare): alle diese Aenderungen erklären sich aus varie oder vari e, wie denn auch Vat. 555. uarie darbietet. — XXX, 3. giebt Pontanus romanae: er hätte schreiben sollen romane, wie XXXVIII, 4 innoxie, das Vat. 1862 und 2964 theilen (inoxie) während Flor., Aug., Vat. 655. ino*pi*(a)e haben; durch roman*ae* wie durch vel *) zeigt er aber deutlich, dafs er eine Abkürzung aufgelöst habe, die beides bezeichnen konnte, romane und ratione: die Handschriften und Drucke theilen sich demnach auch in beide, ein Leipziger Druck bietet aber das ursprüngliche roe. Eben so giebt P. XLVI, 3. peditum corrigiert aus pecudum: Beweis, dafs hier pe-d'um stand, wobei wir gelegentlich bemerken, dafs Lipsius pedum gewollt hatte.

*) Diese wie alle andren Besserungen sind nach Hrn. Trofs von Pontanus Hand geschrieben; nur wenige Male blickt eine bessernde Hand des sechszehnten Jahrhunderts durch, die Hr. Trofs stets als alia m. bezeichnet: so nach III, 4. VI, 5. XXX, 1. ac; XXXVII, 6. populi romani, wie die meisten haben, geändert in populo romano.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

C. Cornelii Taciti de origine, situ, moribus ac populis Germanorum libellus. Ad fidem Codicis Perizoniani, nunquam adhuc collati, edidit et notas adiecit Ludovicus Trofs.

(Schlufs.)

Nicht unähnlich hat Pontanus V, 2. corrigiert pecudum; gewifs stand hier pec^{orum}um oder pecum. *) Hieher gehören auch die räthselhafteren Fälle: Au-rinium vel Alb-riniam, in welche Lesarten sich mit weiteren Verderbungen (Albrinam in Ang., Aurínai in Flor., Aurinia ul albrunia am Rande in Flor., Auarínaz in Monac.) die Handschriften theilten; Farn. oder Neap. hat aus *A* gar *flurinium* gemacht, drüber aber wieder *Alb*riniam. Ob übrigens Alrûna oder Albrûna zu lesen sei, mögen in Grimm's Mythologie nachgelesen werden. Auch Dial. VIII, 5 angustia ereptum dürfte hieher gehören: es stand wahrscheinlich angustia^{parentum}eptum. In diesem Falle wurde das *e* des ersten Wortes zum zweiten gezogen und der Abkürzungsstrich des folgenden Wortes als ^{s} d. i. re genommen. Hinüberziehen *folgender* Vokale dürfte in VI, 4 stattgefunden haben: Pontanus hat „vix uni alterive cassis aut galea*e* . *e*qui non forma, non velocitate conspicui; und XIV, 3. dürfte wegen gloria*e* *as*signare dazwischen *eius* ausgefallen sein. X, 6. wollte Perizonius aus „apud sacerdote*s*. *Se* enim ministros deorum, illos conscios putant" machen: sacerdote*s* *e*nim ministros d. u. s. w., wie Hist. III, 59. Die Handschriften nive *se* eluctantibus statt nive*s* *e*luctantibus schreiben. XXXIX, 6. wollte Brotier aus centum pag*is* habitant machen c. pag*i iis* habitantur. In II, 2. fehlt nach nisi das zweite *si*: nisi steht nach Hrn. Trofs (S. 2) am Ende der Zeile; umgekehrt haben Cod. Stuttg. u. Humm. nisi si*bi*. *) Nur aus einer Schreibung wie *PARSVÊBORVM* läfst sich XLI, 1. die *fast durchgehende* Lesart pars *verberum* (d. i. ve^{s}borum) statt Suevorum erklären. Aber diesen wie andre Fehler in Orts- und Völkernamen fand Pontanus vielleicht in seinem Original des X. Jahrhunderts schon vor, oder die Handschrift mochte ihre graphischen Schwierigkeiten haben: wer kennt nicht das Naheliegen von *u* und *n*, auf deren Aehnlichkeit wir XXXIII, 1. Chama*n*os, II, 5. Gabri*n*ios, An-gri*n*arios, XLIII, 8. Lemo*n*ii, XL, 2. A*n*iones, XXVIII, 5. Ara*n*isci, zu schieben haben: die weitren Hand- oder Abschriften gaben meist A*u*iones, theilen sich bei den übrigen aber zwischen *n* und *u*. In XLIII, 4. wählten die meisten des Pontanus Le*g*iorum, obschon er Le*gi*orum und XLIII, 7 Lígios hat, was hier Vat.

*) Herr Trofs versucht S. 48 in einem Appendix zur Germania zu XXI, 5. victus inter hospites comis aus vermutheter Abkürzung h̄os oder ōs pter comis die schleppende Aenderung victus inter *omnes pariter* cohaesuris. Wie anders *Luckmann*: Vinclum inter hospites comitas.

*) XL, 2. schwanken die Handschriften bekanntlich zwischen Nerthum und Nehertum. Sollte Letztres (und somit überhaupt Nerthum) am Ende aus dem unmittelbar vorhergehenden commun*e* entstanden sein, und dann doch ein *H*ertham gelten? (VIII, 3. lesen Vat. 655. und Ang. auch Velledam, Pontanus (oder Trofs) hat Voledam) Doch wagen wir nicht mit Kirchmajer oder *Andr. Jäger* Helmiensis de lingua vetustissima Europae, Scytho-Celtica et Gothica. (Wittenberg, 1696. 4°) S. 45 zu sagen: „*airtha*... apud Tacitum... Hertha, *sed corrupte* in Codd. quibusdam Hertham." Anders verfuhr mit der Stelle Curzio Picchena in seiner toskanischen Uebersetzung der Germania und des Agricola (Magliabecchiana Class. 19. n. 146. 4°.): „se non che comunemente adorano Herto cioe la madre terra."

655. Ang. Mon. Tur. mit ihm gemein haben. XL, 2. hat P. V^R^eusdigni, demgemäfs zeigt Vat. 1862. *V*eusdigni, Vat. 2964. *V*eudigni. XXVIII, 3. h^e^ircynium; Sueton. XIV, 2. C^e^riticus, Germ. XIV, 2. Jam v*i*ro (statt vero); XXIII, 3. indul^s^xeris, XLVI. m^i^stos enthalten wohl Fehler der Handschrift; vielleicht auch XXXI, 2. n*o*scendi (wo Vat. 1862. schon n^ui^*a*scendi giebt). Andre wenige Fälle kommen vielleicht auf Pontanus Irrthum, doch ist er stets mit der Berichtigung bei der Hand: XXII, 5. retrect^a^ntur; XXXI, 3. abs^at^oluerit; X, 5. pr^o^essas; I, 1. m^v^otuo; Dial. VIII, 1. n^v^obiles imper^a^entur; Dialog. III, 3. em^o^isit; VI, 5. ind^x^ucerit; Sueton. IX, 7. marmor^a^eo; Sueton. XI, 4. mir^e^atur; dur*an*s . *si* quidem (statt durant) ist wohl nur Schreibfehler; eben so wohl Dialog. V, 6. incr^irepat^epuit. Germ. XV, 2. hat P. mit andren h*a*bent (statt hebent), setzt aber gleich darauf mir^m^a diversitat^m^e: hier ist der Accusativus wohl *seine* Conjectur; ob auch ut^et^ (XXV, 2.) et^ut^ (XXVI, 3.) aut^et^ (VII, 3.) et statt ut (XXXV, 2)? gewifs aber wohl P^Curo^eucinorum, was ihm Keiner nachgemacht hat. Doch wir müssen das Genauere einer wohl vorbereiteten Zusammenstellung aller Abweichungen vorbehalten, die uns freilich das Ergebnifs liefern wird, dafs wir es bei *allen* Handschriften, *auch dieser des zehnten Jahrhunderts* nur mit einer *Itala* zu thun haben, über deren Gewelsche in Orts-, Länder- und Völkernamen die historisch-grammatische Kritik längst den Vorsprung gewonnen hat. Aber wir bedauern doch lebhaft, dafs uns Herr *Trofs* nicht ein Facsimile vom Ganzen, d. h. einen *ganz getreuen Abdruck mit allen Abkürzungen*, so wie namentlich mit der für so viele Stellen der Germania immer noch schwankenden Wort- und Satztrennung geliefert hat. Nur einige Male giebt er in Anmerkungen die Interpunktion längerer Sätze aus seiner Leydener Handschrift (S. 20. 26. 33. 34. 41.). Sie wäre uns zum Theil wichtiger gewesen, als die ziemlich gleichgültigen Angaben unter dem Texte, ob inclytum (XLI, 4.) oder m*i*stos (III, 1.) m*i*sti (VI, 6. XLVI, 1.) steht; oder extare (III, 5.), expectare (XIV, 7.), exangues (XXXI, 5.), exoluant (XXIV, 4.), exolutum (XII, 3.), oder opservata (X, 7.), optenditur (XXV, 1.), optinent (XXXVIII, 1.), supterraneas (XVI, 5.)*) S. 99, 4 ist ex*t*itit, S. 116, 16 ex*t*et sogar in den trofsischen Text gedrungen; S. 101 3. aber panosagacema dicit septingentis statt *πανὸς ἄγημα* dicit ducentis; gleich diesem und Al*e*is S. 42 (statt Al*c*is) aber hätte auch I, 4 Arbonae (statt Abnobae) und vieles Andre in den Text aufgenommen werden müssen. Zu jenem Al*e*is sagt Hr. Trofs „ita *diserte* in codice nostro scriptum est hoc nomen." Er setzt hinzu „cujus explicationem optimus harum rerum arbiter Grimmius *dabit*:" er hätte sagen sollen dedit, es steht über Al*c*is (*alh*, alah) bereits das Nöthige in der D. Mythologie, die doch S. 9. 38 u. s. w. mehrmals angezogen worden ist; an letzter Stelle freilich mit der bescheidenen Motivirung „non enim ego is sum, qui in his rebus meum judicium interponere audeam." Und doch hat Hr. Trofs sich gegen den Geist der Grammatik und wahrer wissenschaftlicher Kritik mit Erklärungen noch hervorgewagt, wie Ubii et Treviri aus *hüben* und *drüben* (S. 25) und Angrivarii aus *Angreifer* (S. 29), denn der letzteren älteren Excerptenbemerkung macht er sich durch ihre blofse Mittheilung, wie durch jene, die sein Eigenthum ist, theilhaftig und mitschuldig.

Sonstige Citate aus Ptolemäus, Ausonius, Plinius u. s. w. sind nicht erschöpfend zu nennen und finden sich bereits in andren Ausgaben oder vollständig in *Zeufs* gründlichem Buche beisammen. Hier hätte *viel* Raum gespart werden können, ein getreuer Abdruck des Leydener Textes aber alle jene Beigabe aufgewogen. Für Suetonius, dessen Abdrucke der Schmutztitel in ungeeigneter Form (statt der fehlenden Worte Suetonius de viris illustribus) vorausgeht, scheint Hr. Trofs keinen Abdruck zur Hand gehabt zu haben, weil sonst bestimmt zu so mancher Anmerkung nothwendiger Anlafs gewesen sein würde. Man vergleiche nur die ersten Abschnitte: S. 91 oder I, Z. 5 lesen statt „siquidem antiquissimi doctorum *quidem* et poetae et

*) Ob XLI, 1. obsequium, XXVII, 1. observant?

semigraeci erant" die übrigen doctorum *qui idem* et p. *et oratores*; Z. 7, *ad*notum (st. notum), nihil (st. ne n.), Graec*o* (Paris. freilich Graecos, Wolf Graeca); Z. 8. ac (st. aut), Latine ipsi (st. ipsi Latine); Z. 13. ferentur.; S. 100, Z. 10. unico (st. uno), 14. fehlt et, 15. fehlt se, 16. praedican*tur*, 18. Serv., 21. *L*. Aelius, 23. Stilo (st. *Ist*ilo), 24. optima*tum* (optimatium!), Q. Metellum (statt M.); S. 101, 1. praemortu*a* (statt —i), 2. post h*oc* (statt hos); Z. 9. numum Q. Catulo (statt a Q. Catullo), 11. conductum multos edocuisse (statt conductos m. edoceret), 14. Siscennius (statt Fesc.), Iacchus (statt Laccus), 16. non gressu (statt non ingressu), 26. Sigida (statt Ticida, was Ernesti übrigens wünschte) oder S. 107, Z. 5. assulas (statt assillas), 9. *et* selibra, 19. Cratetis (statt Crateri), 20. Epicadius, 25. *L*aberius suo hero. emptus (statt Staberius hero suo metre. emptus) de catasta et propter literarum studium manumissus (literarum fehlt) u. s. w.

Die ganze Ausgabe scheint etwas eilig gefertigt zu sein. Obschon wenig Druckfehler selbst (S. 10, 5. restitsit, S. 12, 6. neque, S. 33, *c*oniicere, S. XI. occurunt, S. 9, 4. volatusque. Vestigia huis superstitionis), so sind doch namentlich die Ziffern der §§. oft verwirrt. S. 18 lies XXI, 3 (statt 2); S. 35 lies Anmerk. 4. (st. 3), S. 32 fehlt unter XXXVI, 1. die Ziffer 3 (zu Tacti), und statt XXVII, 1. lies XXXVII, 1.; S. 36 fehlt §. 2. und 3. (statt 2.), S. 37 fehlt §. 6 (statt 7.), wonach die Anmerkungen sich ändern; S. 56 lies V, 6. (statt V, 5.); S. 99, 1. rücke §. 1. hinaus u. s. w. u. s. w. Doch sind dies Kleinigkeiten. Möchte Hr. *Trefs* noch jetzt, vielleicht in einer Zeitschrift, nachholen, was ihm möglich ist — nämlich jenen von uns gewünschten wort-, laut-, zeichen- und zeilengenauen Abdruck des Leydener Textes „ut ipse *denno* codicem *accuratissime* excuteret," um seine Worte S. VI. zu gebrauchen, nach denen er ja selber fortfährt: „Id *summa cum cura ac religione* a me factum est. Namque *omnes scripturae apices, naevos etiam et lituras maculasque* diligentissime rimatus sum et annotavi, *quo certius de ipso codice ferri posset judicium* (durch vorliegende Ausgabe?), *statimque intellexi, esse illum praestantissimum et auctoritate alios omnes antecedere.*"

H. F. Mafsmann.

XLVII.

Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod. Halle, 1840. 8.

Peter, die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. Mit besonderer Berücksichtigung der Centuriatcomitien und der mit diesen vorgegangenen Veränderungen. Leipzig, 1841. 8.

Es ist Niebuhrs unsterbliches Verdienst dem Studium des römischen Alterthums nicht nur eine neue Anregung, sondern auch diejenige Richtung gegeben zu haben, welche einen gemeinsamen Vorzug aller neueren Forschungen über diesen Gegenstand vor den gelehrten Sammlungen früherer Zeiten ausmacht. Das antiquarische Interesse an äufserlicher Zusammenstellung des überlieferten Stoffes, an Untersuchung über Verhältnisse und Thatsachen in ihrer Einzelheit ist dem historischen an der organischen Gestaltung und innerlich nothwendigen Entwickelung des römischen Lebens gewichen, so dafs, was die neueste Zeit an speziellen Arbeiten auf diesem Felde geliefert hat, jemehr es dieser Richtung angehört, um so mehr als Vorarbeit einer historischen Gesammtdarstellung der innern Zustände Roms betrachtet werden kann. Nichts desto weniger bildete bisher die Geschichte der Verfassung einen entweder untergeordneten oder doch nach besondern Gesichtspuncten ausgeführten Theil der Geschichte des römischen Rechtes, worin, abgesehn von der Beschränkung des Gegenstandes, mehr die Darstellung ausgebildeter Verhältnisse in ihrer vollendeten Erscheinung nach einem bestimmten System, als das Eingehn auf das Werden und die allmählige Gestaltung der Verfassung unter dem Einflufs der gesammten Entwickelung des Volkes Hauptsache wurde; den historischen Zusammenhang dieser Gesammtentwickelung darzulegen, das Gesetz des Fortschrittes in derselben nachzuweisen, ist zum erstenmal in den vorliegenden Werken versucht worden, und zwar in dem ganzen Umfange der Aufgabe in dem ersten, von welchem wir zunächst sprechen. Wenn aber diesem Gesichtspuncte gemäfs die folgenden Bemerkungen sich hauptsächlich auf die Veränderungen beziehen, welche die ganze Gestalt und Gliederung der Disciplin durch

die Anordnung und Auffassung Hrn. G.'s erfahren hat, so müssen wir im Voraus erwähnen, dafs wir so nur zum kleinsten Theil die neuen und interessanten Resultate werden andeuten können, welche im Einzelnen aus der eigenthümlichen und von allen Vorgängern durchaus unabhängigen Untersuchung des Verfs. hervorgehn. Denn nicht nur, dafs die bereits vielfach behandelten Gegenstände entweder wegen der Differenz der darüber gewonnenen Ansichten einer neuen Forschung bedurften, oder, wo das Ergebnifs auch ein sicheres gewesen war, doch in der neuen Anordnung eine neue Stelle und Bedeutung erhalten mufsten; es entstand auch eine Reihe von Untersuchungen, die bei monographischer Behandlung oder in den bisherigen Rechtsgeschichten entweder beiläufig berührt, oder auch ganz übergangen werden konnten. Um dies an einem Beispiel zu zeigen, so kann die schwierige Frage über den Ursprung der Centumviri oder der Recuperatoren an einem Ort, wo das Gerichtsverfahren einer bestimmten Zeit dargestellt wird, im Vorbeigehn erwähnt, oder auch abgelehnt werden; bei einer Untersuchung aber, in welcher die Bedeutung dieser Institute für die Entwickelung der Verfassung nachgewiesen werden soll, kommt es vor allem auf die Stelle an, die man denselben in dieser Entwickelung anweist; und die Frage, schwierig insbesondere deshalb, weil man, statt von der Zeit und Art der Entstehung auf die Bedeutung der Einrichtung geführt zu werden, umgekehrt von der Natur derselben auf die Bedingungen ihrer Entstehung schliefsen mufs, läfst sich nicht länger umgehen. Der Verf. geht auf diese und ähnliche Erörterungen mit besonderer Sorgfalt ein, und das vorhandene Material in seinem ganzen Umfang prüfend, die lückenhafte Tradition durch eine scharfsinnige Combination ergänzend, die unsicheren Theile der Darstellung durch den Zusammenhang des Ganzen stützend, behandelt er nicht nur diejenigen Parthien seines Werkes mit der gröfsten Liebe und dem glücklichsten Erfolge, in welchen an jeder für ihn brauchbaren Vorarbeit Mangel war, und erweitert so nach allen Seiten hin den Umfang der Untersuchung; sondern, indem er dem Gange der Verfassung in seinen einzelnen Fortschritten nachspürt, sucht er den noch todten überlieferten Stoff zu einem lebendigen Organismus zu erheben, in welchem das nachweisbare Glied die Existenz des nicht mehr vorhandenen erfordert. In demselben Maafse, in welchem dieses gelungen ist, wird auch die Wahrheit der einzelnen Sätze, insofern sie nicht durch Zeugnifs beglaubigt sind, gesichert erscheinen müssen, und wir können uns daher mit Ausnahme einiger Bemerkungen, die sich auf Benutzung der Quellen beziehn, um so mehr eines Eingehns auf die einzelne Untersuchung enthalten, als mit Aeufserungen von Zweifeln gegen eine Vermuthung da nichts gethan ist, wo es auf eine neue Darstellung eines Zusammenhangs ankommen würde, in welchem der fragliche Gegenstand ein besseres Licht und eine festere Begründung erhielte.

Die Idee, welche sich als Resultat der Darstellung Hrn. G'.s herausstellt, ist aber folgende: die drei Elemente, welchen der römische Staat seine Entstehung verdankt, bilden auch die Bedingung seiner Entwickelung: als vorherrschend bestimmend das patriarchalische, stabile der altitalischen Sabiner, das bewegliche, fortschreitende, den Griechen verwandte der pelasgischen Latiner, und weniger hervortretend das theocratisch oligarchische der dem Norden entstammten Etrusker. Dem ersten gehört der gröfste Theil des Stamm- und Familienrechtes, dem zweiten der gröfste Theil des öffentlichen Rechtes an. Diese beiden Elemente aber sind es auch, die in dem Kampfe zwischen den Patriziern, in denen das Sabinische praevalirt, und den Plebejern, die hauptsächlich latinischen Ursprungs sind, einander entgegentreten, und wie das grofsartigere Leben des Staates über das beschränktere Familienleben den Sieg davon trägt, nicht durch gewaltsame Umwälzung, sondern in ruhigem Fortschritt, das weiset der erste Theil dieser Verfassungsgeschichte nach. Eine vortreffliche Charakteristik der Sabiner, Latiner und Etrusker bildet die Grundlegung der Untersuchung, worauf die Erzählung von Roms Ursprung, den der Verf. auf eine Secession von Alba zurückführt, und der Aufnahme der beiden andern Stämme als Einleitung folgt. Der ganze übrige Stoff theilt sich in das Stamm- und Familienrecht und in das Staatsrecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod.

Peter, die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. Mit besonderer Berücksichtigung der Centuriatcomitien und der mit diesen vorgegangenen Veränderungen.

(Fortsetzung.)

Wenn aber schon diese Anordnung als die allgemeinste Folge des neuen Gedankens zu betrachten ist, so bewährt sich derselbe bei der Ausführung des Familienrechtes als so fruchtbar und ergiebig, dafs für diesen Theil ein durchaus neues, tieferes Verständnifs eröffnet, und die erste historische Darstellung gewonnen ist, die dadurch auch insbesondere in der Bestimmtheit ihrer Gliederung und Uebersichtlichkeit hervortritt, dafs der Verf., die Vollständigkeit des Materials der systematischen Bearbeitung überlassend, die Durchführung seiner Idee ausschliefslich im Auge hat, nach diesem Princip den Stoff in seiner Wichtigkeit wägend, und dasjenige übergehend, was für die ganze Auffassung nicht bestimmend ist. Es wird nun zwar auch nach dieser glücklichen Behandlung des Gegenstandes über Einzelnes Verschiedenheit der Ansicht erlaubt sein, um so mehr, da über den Charakter der hierher gehörigen Institute oft mehr nach allgemeiner Analogie, als nach ausdrücklichem Zeugnifs hat entschieden werden müssen; dafs aber die Darstellung, so wie sie an neuen Aufschlüssen eine überaus reiche, so bei aller Unsicherheit einzelner Sätze, wenn man nicht auf alles Begreifen dieser Institutionen verzichten will, die allein mögliche ist, zeigen jetzt die Resultate derselben selbst am deutlichsten. Wenn z. B. der Verf. von den drei Arten der strengen, patrizischen Ehe die confarreatio als sabinisch, die coemtio als latinisch, die Ehe usu für etruskisch hält, so mag hier im Einzelnen etwas gewagt sein, die Zurückführung der drei Arten der Ehe auf die drei Stämme kann nach den Untersuchungen des Verfs. als unzweifelhaft erscheinen. Von derselben Betrachtung aus ergeben sich über die Quirites, welche der Verf. gegen Niebuhr und Walter für das in den Curiatcomitien versammelte Volk hält, über die Gentilen, welche mit Bezug auf das sabinisch patriarchalische Leben, aber mit Hinzufügung einer trefflichen anderweitigen Beweisführung in Widerspruch mit den genannten Gelehrten für verwandt unter einander erklärt werden, über die damit zusammenhängenden Decurien, die nach dem Verf. aus einer unbestimmten Zahl von Familien bestehn, über die sabinische patria potestas, über die Clientel, und über den ganzen Kreis der hierhin gehörigen, zwar bekannten, aber in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange wenig oder gar nicht begriffenen und verstandenen Einrichtungen interessante und zum Theil überraschende Resultate.

Von dem Familienrecht, das, wie erwähnt, hauptsächlich auf sabinischen Ursprung zurückgeführt wird, geht der Verf. zu einer ausführlichen Entwickelung des Staatsrechts über, das er in sechs Abschnitten behandelt, von denen der erste und zweite die Königszeit, die beiden folgenden die Zeit bis zu den Decemvirn und von da bis zu den Licinischen Rogationen umfassen. Da der Verf. das Bestehen der Plebs vor Tullus Hostilius entschieden verwirft, so bildet ihm die rein patrizische Verfassung unter den ersten Königen einen sehr geeigneten Uebergang von der Familie zu dem Staate, in dessen frühesten politischen, kirchlichen und militärischen Institutionen er ebenfalls das Zusammenwirken der genannten drei Elemente nachweist. Unter diesen drei Abschnitten scheint dem Ref. der über das jus divinum der vortrefflichste: das Nebeneinanderbestehen der drei verschiedenen Religionen mit ihren besonderen Culten und Priestern, die gegen-

seitige Wirkung derselben aufeinander, das Eingreifen der Kirchenverfassung in alle Verhältnisse des Lebens ist darin eben so scharfsinnig theils aus den sehr vereinzelten Nachrichten, theils aus dem Charakter der Institutionen selbst im Allgemeinen nachgewiesen, als zu interessanten Folgerungen und Aufschlüssen im Einzelnen benutzt worden, zu welchen wir z. B. das rechnen, was der Verf. über den Zusammenhang der legis actiones mit dem jus pontificium äufsert. Auch das gehört zu den Vorzügen dieses Abschnittes, dafs darin die Bedeutung des etruskischen Elementes zu eben der Klarheit gebracht ist, mit welcher das sabinische und latinische in ihrem Gegensatz zu einander hervortreten, was in den vorhergehenden Kapiteln nicht in demselben Grade der Fall ist. Denn wenn gleich das durch die Darstellung selbst genügend gerechtfertigt sein mag, dafs der etrurische Einflufs von untergeordneterer Bedeutung ist, als man anzunehmen pflegte, so wünscht man doch auch diesen um so mehr in seinem Verhältnifs zu dem der andern Stämme fixirt zu sehn, je häufiger er einzeln bei der Religionsverfassung, bei den Insignien der Königsherrschaft, bei der Limitation, bei dem alten Recht, bei den ältesten Mitteln des Verkehrs (p. 245. 378), bei der Stellung des Heers zur Sprache kommt, ohne dafs diese Einzelheiten zu einer Gesammtanschauung verbunden und auf die vorangeschickte Charakteristik der Etrusker in der Art bezogen würden, wie dies bei den sabinischen und latinischen Einrichtungen auf das Vortrefflichste geschehn ist. Vielleicht liegt die Schwierigkeit in der Sache selbst: wenn indefs der Vf. z. B. p. 220 die phalangitische Stellung des römischen Heeres sabinisch nennt, weil sie etrurisch, *also* überhaupt altitalisch gewesen sei, während er p. 35 dieselbe den Etruskern eigenthümlich nennt, was allein bewiesen werden kann, so ist, auch abgesehn von dem Schlufs in dem ersten Satze, das Verhältnifs der beiden Bemerkungen zu einander ein unklares.

Mit der Entstehung der Plebs unter Tullus Hostilius beginnt der zweite Theil der Untersuchung, welcher sich mit der Entwickelung des latinischen, plebejischen Elements im Kampf gegen das sabinisch-patrizische beschäftigt: einem Gegenstande, bei dessen Bearbeitung der Verf. in den abweichenden Ansichten seiner Vorgänger vielleicht gröfsere Hindernisse zu überwinden hatte, als vorher an dem Mangel einer umfassenden Vorarbeit, weil diese Ansichten, wenn auch nicht eine ausführliche Polemik, so doch eine fortwährende Berücksichtigung nöthig machten, ohne welche ein Abschlufs der Forschung nicht möglich ist. So glauben wir, dafs, um auch hier etwas Einzelnes anzuführen, durch die der späteren Ueberzeugung Niebuhrs folgende Darstellung Hrn. G.'s, wonach die neu aufgenommenen Plebejer aufser allem Bezug zu den Tribus, Curien und Gentes stehn, die entgegengesetzte Annahme, die früher Niebuhr, neuerdings aber Hr. Schömann in zwei ausführlichen Abhandlungen (in dem Greifsw. Ind. lect. 1831 u. 32) vertheidigt hat, noch keineswegs beseitigt sein möchte. Hr. Schömann beruft sich nicht nur auf den innern Grund, dafs, da die Plebejer erst durch Servius Tullius in die localen Tribus geordnet wurden, für die Ausschreibung des Tributs und die Einrichtung des Militärdienstes wenigstens bis zu jener Zeit irgend eine Ordnung müsse Statt gefunden haben, die am leichtesten in einem Verhältnifs zu den Curien zu suchen sei, wenn dasselbe auch auf eine Theilnahme an den Comitien nicht zu beziehen ist, sondern er weist auch nach, dafs die Zeugnisse des Dionysius und Livius, auf die sich Hr. G. beruft, für diese Frage ohne Beweiskraft sind: des Dionysius, weil er offenbar die Vereinigung von Plebejern und Patriziern in den Curiatcomitien annimmt, und also das Gegentheil, oder, wenn man mit Niebuhr und Walter ihm das Urtheil hierüber abspricht, nichts beweist; des Livius, weil er nur sagt, dafs die Gentes ausschliefslich patrizisch gewesen seien, es sich aber wohl denken läfst, dafs, wie in Athen die neuen Bürger in die Phratrien aufgenommen werden konnten, ohne γεννῆται zu werden, auch die Plebejer in die Curien kamen, ohne zu einer gens zu gehören. Der Schömannschen Ansicht folgt auch neuerdings Burchardi (Staats- und Rechtsg. d. R. p. 50), welcher sich in Betreff des Dienstverhältnisses der Plebejer in dieser Zeit dahin ausspricht, dafs dieselben vor Servius Tullius nicht in der Legion, sondern als Hülfstruppen dienten, worüber Hr. G. sich nicht mit Bestimmtheit ausdrückt. (Vgl. p. 225. 226).

Was nun die Servianische Verfassung betrifft, so ist nach dem Verf. dieselbe eben so ihrem Charakter nach latinisch und unetrurisch, als der König selbst ein Latiner ist. Sie bildet aber darin die Basis des ferneren Fortschreitens in der Entwickelung, dafs sie

neben den Stamm- und Familiencorporationen zum erstenmal andere politisch selbständige anerkennt, nämlich die der Ackerbauer und Gewerbtreibenden, und indem sie durch den Census die Patrizier und Plebejer zu einem politischen Ganzen vereinigt. Dieser allgemeine Satz, auch in sofern er mit Niebuhrs Behauptung streitet, dafs der Census die Patrizier nicht betroffen hat, kann jetzt als ausgemacht gelten, die speziellen Erörterungen des Verfs. über die Servianischen Institutionen sind dagegen den erheblichsten Bedenken ausgesetzt. In Hinsicht auf die Summen des Census ist der Verf. zu der alten Meinung zurückgekehrt, ohne doch die Gründe mitzutheilen, die ihn vermocht haben, von den Böckhschen Resultaten abzugehn: die Abstimmung in den Centuriatcomitien läfst er nach Klassen, nicht nach Centurien geschehn, worauf die Vermuthung gegründet wird, dafs die fünf dienstthuenden Centurien (der fabri u. s. w.) eine besondere Bedeutung als Majoritätscenturien gehabt hätten: über die Rittercenturien ist Hr. G. seiner schon vor längerer Zeit im Hermes, später auch in diesen Jahrbüchern ausgeführten Ansicht, dafs die sex suffragia die von Servius neu constituirten plebejischen Rittercenturien seien, noch treu geblieben, obgleich dieselbe hauptsächlich auf einer corrupten, seitdem evident verbesserten Stelle des Festus beruht, den ausdrücklichsten sonstigen Zeugnissen entschieden widerspricht, und deshalb auch bisher noch wenig Beistimmung sich hat erwerben können. Wir können indefs über diese und andre in demselben Kapitel behandelte Puncte um so kürzer sein, als dieselben in dem Anhang des unten zu besprechenden Peterschen Buches ausführlich und umsichtig erörtert worden sind, und wenden uns daher zu den folgenden Abschnitten, von welchen der erste die allmähligen Fortschritte der Plebs bis zur gänzlichen Trennung derselben von den Patriziern durch die Secession und die Geschichte des seit Einsetzung der Tribunen und Einrichtung der Tributcomitien in Rom bestehenden Doppelstaates bis zu der Decemviralgesetzgebung, der andere den Kampf der beiden Partheien bis zu den Licinischen Rogationen schildern soll. Bei diesen und den folgenden Abschnitten drängen sich zwei Bemerkungen auf. Die erste betrifft die veränderte Form der Darstellung. Der Verf. giebt hierüber selbst in der Vorrede eine Andeutung, indem er sagt, das Familienrecht habe er als untergeordnet für seinen Zweck betrachten müssen und daher entfernt von zu sehr ins Einzelne gehenden Discussionen nur soviel davon aufgenommen, als zur Charakterisirung der Hauptsache nöthig war; und wir haben bemerkt, welch ein Vortheil dadurch für das klare Hervortreten der Idee und die Anordnung des Ganzen entstanden ist; bei dem Staatsrecht war eine umfassendere und tiefer eingehende Darstellung theils unvermeidlich, theils konnte sie nur erwünscht sein, insofern es gelang die Masse des Einzelnen mit dem leitenden Gedanken in nothwendige Verbindung zu bringen. Dies hatte insbesondere grofse Schwierigkeit in denjenigen Kapiteln, in denen der Verf. an die Einsetzung der einzelnen Magistrate eine zusammenfassende Erörterung über ihren späteren Wirkungskreis anknüpft; denn nur dadurch, dafs aus den Bedingungen der Einsetzung die Bedeutung der Behörde auch für die folgenden Zeiten ersehen wird, kann diese vorgreifende Darstellung sowohl gerechtfertigt als in ihrer Anordnung bestimmt werden. Grade in dieser Beziehung aber werden aufmerksame Leser hier dem Verf. nicht überall beistimmen, so viel Belehrung diese reichen Abschnitte sonst auch gewähren. Bedenkt man zum Beispiel, um von der Censur zu reden, theils den Umstand, dafs man, wenigstens in früherer Zeit, erst vom Consulat zu der Würde des Censors als der höchsten im Staate emporstieg, theils das königliche Gepränge der Censoren in ihrer Erscheinung (Polyb. 6, 53), ja noch bei ihrem Begräbnifs (Lips. ad Tac. Ann. 4, 15. 12, 2.), theils die sittliche Strafgewalt, die willkührliche Entscheidung über Standeserhöhung und Standeserniedrigung, diese Macht, welche Cicero pr. Cluent. c. 44. sehr bezeichnend eine regia potestas nennt, und welche, weit entfernt aus der Republik erwachsen zu sein, dieser immer unerträglicher wurde, so erkennt man, dafs Livius das Wesen der censorischen Gewalt vollkommen falsch beurtheilt, wenn er dieselbe (4, 8) bei der Einsetzung des Amtes als unbedeutend und auf den Zweck der Registrirung beschränkt darstellt, während er doch gleich darauf (c. 24.) erwähnt, welche Wichtigkeit beide Stände der lex Aemilia beilegen, durch welche die Amtsdauer auf 18 Monate beschränkt wird. Liegt aber nicht in der Finanzverwaltung, wiewohl auch diese den Censoren später einen grofsen Einflufs auf den gewerbtreibenden Stand verschaffte, sondern in dieser politischen Bedeutung, von welcher

allerdings erst der spätere Mifsbrauch der Gewalt eine Anschauung giebt, das eigentliche Wesen der Censur, erkannte hierin die Parthei das eigentlich patrizische Element des Consulates, das sie daher bei der Einrichtung der Consulartribunen nicht opfern zu können meinte, so erwartet man von dem Standpuncte des Verfs. aus, die ganze Erörterung werde sich an den Hauptgedanken des Buchs in der Art anschliefsen, dafs die Censur, vor ihrer Absonderung in der königlichen, dann in der consularischen Würde mitenthalten, als ein patrizisch patriarchalisches Institut aufgefafst würde, das nur durch die Servianische Verfassung eine besondere Erweiterung erhalten habe. Der Verf. indefs geht, ohne diesen Abschnitt mit dem leitenden Gedanken in nähere Beziehung zu bringen, sogleich auf das Verfahren bei der Wahl der Censoren ein, spricht dann von dem Geschäft der Censio, und giebt eine umfangreiche Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben des römischen Reichs in späterer Zeit; aus der Finanzverwaltung läfst er allmählig die disciplina morum, die die Censoren übten, entstehen, und nennt am Schlufs die Macht der Censoren, wie sie sich allmählig gebildet hatte, eine bedeutende Ergänzung der römischen Verfassung. Da nun aber die Censur, wie man auch über die eben geäufserten Behauptungen urtheilt, jedenfalls im Interesse der Patrizier und von denselben gegründet ist, so widerspricht dies auch dem Satze, welcher dem ganzen Buche zu Grunde liegt, dafs die Patrizier das Element des Widerstandes in der Verfassungsgeschichte bilden, den Plebejern aber aller Fortschritt in derselben zuzuschreiben ist.

Die zweite Bemerkung betrifft ausschliefslich den letzten Theil des Buches. In Folge der Licinischen Rogationen gelangen die Plebejer nach und nach zu gleichen Rechten mit den Patriziern. Das latinische und sabinische Element wächst in die Einheit eines einzigen Staates zusammen, und statt der äufserlich gegebenen Gegensätze, deren Vermittelung die Aufgabe der bisher behandelten Zeit war, bildet sich aus der Einheit des Volkes selbst als ein neuer Gegensatz zu demselben die Nobilität heraus. Die Idee, welche bis hieher der Darstellung zu Grunde lag, hört hier auf fruchtbar zu sein, und ist auch von dem Verf. nicht weiter verfolgt worden, obgleich sie auch für die folgende Zeit eine untergeordnete Geltung hat, wie man schon daraus sieht, dafs das Familienrecht sich erst gleichzeitig mit der freien Verfassung auflöst, und dafs die Eingriffe in dasselbe (wie z. B. durch die lex Julia, die dem Mann das Tödten der Frau, oder durch das Senatusconsult, welches der Gens Scribonia das cognomen Drusus verbietet) erst in die Zeit der ersten Kaiser fallen. Der Gang, den die folgende Untersuchung nehmen mufs, bedarf aber auch viel weniger, als die frühere Zeit eines neuen Gesichtspunctes. Alles handelt sich um das genaue Eingehn auf die Stellung der Nobilität zum Volke, die eine Zeit lang (es ist die Blüthezeit der römischen Macht) in unangefochtener Herrlichkeit dastand, seit den Gracchen aber eine Parthei im Staate ward. Von da an ist kein irgendwie bedeutendes Gesetz gegeben, keine erwähnungswerthe Thatsache vorgekommen, welche ohne Berücksichtigung des Interesses der Parthei, aus der sie hervorging, verstanden werden könnte, und je genauer man auf die Darstellung dieser Partheiverhältnisse sich einläfst, desto sicherer und richtiger wird man über das Einzelne urtheilen, desto tiefer wird man in den historischen Zusammenhang der Begebenheiten eindringen können. Nun ist aber nicht zu leugnen, dafs Hr. G., während er den ersten Theil seiner Geschichte, soweit derselbe von ihm eigenthümlich gestaltet ist, auch mit besonderer Liebe behandelt, in diesem zweiten, der auch an Umfang auffallend gegen den ersten zurücktritt, seine Sorgfalt wieder mehr auf die Darstellung der Resultate, die aus dem Kampf der Partheien sich ergaben, als des Werdens dieser Resultate verwendet hat, weswegen man, je mehr es gelingt, die Umstände, unter welchen jedes einzelne Resultat zur Erscheinung kam, allseitig zu erforschen und zu prüfen, um so mehr grade hier im Einzelnen und Ganzen von dem Verfasser abzuweichen genöthigt ist. Wir wollen indessen auch hier nur Einiges erwähnen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod.

Peter, die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik.

(Schluſs.)

Ehe der Verfasser auf die Sempronischen Gesetze kommt, giebt er einen Abschnitt über die Provinzen. Wenn man nun weiſs, von welchem Einfluſs die Verwaltung derselben auf die Nobilität, insbesondere aber auf das Verhältniſs der Nobiles und Publicani ist, welche seit den Gracchen als Ritterstand so entschieden auf der Seite des Volks gegen die Nobiles sich erheben, so erwartet man diesen Abschnitt vorzüglich in der Rücksicht behandelt zu sehn, daſs daraus für das Verständniſs der mit den Gracchen beginnenden Kämpfe eine Einsicht gewonnen werde; und hier hätte sich auch ein geeigneter Ort für das Kapitel über die Finanzverwaltung gefunden, ohne welches die Bedeutung der Publicani nicht verstanden werden kann. Hr. G. berührt nun allerdings einige von diesen Gedanken, doch ohne daſs die ganze Darstellung unter dem Einfluſs derselben stünde. Was das judiciarische Gesetz des C. Gracchus selbst betrifft, so kann man zwar auch aus äuſseren Gründen dem Verf. unmöglich beistimmen, denn gegen die übereinstimmenden zahlreichen Zeugnisse, nach welchen C. Gracchus die Gerichte den Rittern ausschlieſslich übertrug, entscheidet er sich für das einzige abweichende, noch dazu aus einem einzelnen Codex geänderte Zeugniſs der Livianischen Epitome; aber auch abgesehn hievon glaubt Ref., daſs sowohl dieses Gesetz als die ganze Reihe der leges judiciariae in einem ganz andern Licht erscheinen, wenn man sie in Verbindung mit den politischen Kämpfen bringt, deren unmittelbare Folge sie waren, und daſs man von diesem Standpunct aus auch über die l. Calpurnia, Servilia, Plautia, Varia ganz anders urtheilen müsse, als es der Verf. gethan hat. Ref. hat seine Ansicht über diese Gesetze an einem andern Orte weitläufiger ausgeführt, und freut sich dieselbe jetzt durch die Untersuchungen Hrn. Peters vollkommen bestätigt und weiter begründet zu finden, einige andre Puncte, in welchen er ebenfalls anderer Meinung ist, übergeht er um so lieber, da sie entweder nicht in Betracht kommen gegen die ganze Untersuchung, welcher er mit eben so viel Vergnügen als Nutzen gefolgt ist, und aus welcher das Neue und Eigenthümliche herauszuheben ein viel dankenswertheres, wenn auch bei der für diese Blätter geforderten Kürze unausführbares Unternehmen sein würde, oder bereits ihre richtige Würdigung in dem Werke des Hrn. Peter gefunden haben, über welches wir noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Hr. Peter hat, wie schon der Titel seines Werkes angiebt, keineswegs die Absicht gehabt, eine Geschichte der römischen Verfassung in ihrer Vollständigkeit zu schreiben: sein Buch soll nur eine Grundlegung hiezu sein; es soll die Wendepuncte dieser Geschichte bezeichnen, es soll, wie der Verf. sich ausdrückt, einen, wenn auch schmalen, aber auf dem festen Boden quellenmäſsiger Darstellung zwischen dem Gewirre des verschiedenartigsten Widerspruchs hindurchführenden Weg durch dieselbe bahnen, ja die äuſsere Veranlassung war zunächst, die in den gleichzeitig erschienenen Zeittafeln der römischen Geschichte enthaltenen Resultate durch eine ausführliche Auseinandersetzung zu rechtfertigen und zu begründen. Je anspruchsloser aber so der Verf. sein Werk in das Publicum einführt, je enger er die Grenze seiner Aufgabe zieht, je mehr er alle zur Seite liegende Fragen abweist, ohne doch irgend etwas, was mit seinem Gegenstand in Verbindung steht, zu übersehen oder zu vernachläſsigen, um so mehr gewinnt er den Vortheil

einer in sich auf das Engste geschlossenen Darstellung, einer so consequenten und innerlich begründeten Entwickelung des Fortschrittes der Verfassung, dafs, abgesehn von der Ueberzeugung, die eine solche Durchführung nothwendig hervorbringt, auch das Interesse des Lesers fortwährend höher gespannt und gesteigert wird; dadurch aber, dafs die Untersuchung nicht über die historischen Zeiten zurückgeht, wird es möglich, dieselbe, so wie sie durch ihren innern Zusammenhang gestützt und gehalten wird, so auch auf die feste Basis der Ueberlieferung zu gründen, und über das Verfahren, welches er hiebei befolgt, giebt der Vf. selbst einige vortreffliche Andeutungen. Es ist nämlich unleugbar, dafs Niebuhr, wenn er einerseits der rein empirischen Behandlungsweise der römischen Geschichte durch die Forderung innerer Wahrheit und organischen Zusammenhanges ein erwünschtes Ende gemacht hat, doch andererseits theils durch übermäfsige Anwendung dieses neuen Principes, theils durch den Grundsatz, die uns zugänglichen Quellen nur in so fern zu benutzen, als man in ihnen ältere Quellen erkennen kann, der Subjectivität des Geschichtsschreibers einen grofsen Spielraum eröffnet. Hr. P. hat diesen doppelten Uebelstand eben so klar erkannt, als geschickt vermieden; den letzteren, indem er, gleich entfernt von einer willkührlichen Schätzung der Quellen und von einer unbedingten Hingebung an dieselben, durch eine kurze aber treffende Charakteristik der verschiedenen Darstellungsweisen des Livius, Dionysius und der übrigen hieher gehörigen Historiker die Frage über ihre Glaubwürdigkeit aus ihnen selbst beantwortet, den ersteren, indem er erst in der Uebereinstimmung der äufseren und der inneren Gründe die volle Beweiskraft für die Ergebnisse seiner Forschung legt. Zweierlei aber insbesondere macht einen eigenthümlichen Vorzug dieses Buches aus, die Behandlung der Geschichte der Centuriatcomitien, welche als Mittelpunct des ersten Theiles der ganzen Untersuchung hervortritt, und die stete Berücksichtigung des Standes der streitenden Partheien, die wir bereits oben als eine unumgängliche Bedingung für das Gelingen dieser Darstellung bezeichnet haben. Die Veränderung der Centuriatcomitien gehört unter die wichtigsten aber zugleich auch unter die schwierigsten Probleme, welche die Geschichte der römischen Verfassung darbietet; von Octavius Pantagathus bis auf Huschke, Zumpt und Gerlach haben sich zuerst über die Art, dann über die Zeit derselben die verschiedenartigsten Ansichten geltend gemacht, und auch Hr. G. hat dieser Frage einen ausführlichen Abschnitt gewidmet, in welchem er, was die Zeit betrifft, die Meinung des Hrn. Gerlach annimmt, der diese Veränderung in das Jahr 220 v. Chr. setzt. Wie viele Bedenken indefs gegen die Ergebnisse dieser Untersuchungen noch bestehen, ist hier nicht der Ort, auszuführen; in Beziehung auf Hrn. G.'s Ansicht hat es Hr. P. selbst gethan; gegen die Zeitbestimmung genügt das allein, dafs Livius an einer deutlichen, und unmöglich zu beseitigenden Stelle (5, 18) die Veränderung als bei weitem früher bereits bestehend kennt, und dafs eine, das innerste Wesen der Verfassung treffende Umgestaltung kaum anders als in die Zeit eines heftigen Kampfes gefallen sein kann, von welchem grade damals keine Spur ist. Hr. P. ist deshalb zu einer andern Annahme gekommen, die zwar an sich nicht neu ist, allein durch die vortreffliche Durchführung jetzt erst Bedeutung und Werth erlangt hat, und die wir deswegen kurz berühren wollen. Die Servianische Verfassung, auf welche der Vf. in dem Beginn seiner erst mit der Republik anfangenden Darstellung einen nothwendigen Rückblick thut, hat nach ihm die Aufgabe, die beiden Stände durch das Princip des Census, welches der Democratie nicht minder fremd ist, als der Aristocratie, zu verschmelzen; die Centuriatcomitien sollen auch den Plebejern die volle Ausübung ihres Bürgerrechtes durch die Theilnahme an allgemeinen Beschlüssen möglich machen. Dieser Zweck wird aber nicht erreicht, indem die Patrizier Mittel finden, ihn zu vereiteln; die Centuriatcomitien stehn ganz unter dem Einflufs der Patrizier; die Plebejer sind zu Gewaltschritten genöthigt; die Tributcomitien, jemehr sie an Raum gewinnen, vollenden die Trennung der Stände. Diese Lage macht eine Ausgleichung wünschenswerth, und diese wird durch das Decemvirat und in dessen nächster Folge verwirklicht, und zwar in der Hauptsache, in Betreff der Comitien so, dafs auf der einen Seite die Tributcomitien, an welchen nach dem Verf. seit der lex Publilia die Patrizier keinen Theil nehmen, wieder zur Nationalversammlung erhoben werden, auf der andern aber die Centuriatcomitien eine Aenderung erfahren, durch welche der ausschliefsliche Einflufs der Patrizier beschränkt wird, und das ist eben die Aenderung, von welcher wir oben redeten. Wenn

ber der Vf. durch diese Induction zunächst auf seine nsicht hinzuführen sucht, so liegt doch der eigentlihe Beweis für dieselbe theils in der Art, wie er die eränderung zu Stande kommen läfst, theils in der efflichen Prüfung der in Betracht kommenden Zeugisse. Mit Recht legt der Vf. darauf ein besonderes ewicht, dafs man zu keiner Zeit leichter auf den Geanken einer Vereinigung der Centuriat- und Tributmitien kommen konnte, als damals, da die 170 betehenden Centurien der Vermögensclassen auf die damals nur vorhandenen 17 ländlichen Tribus ohne Schwiegkeit so vertheilt werden konnten, dafs auf jede Trius 10 Centurien kamen, und gegen die Art, wie er iese Ansicht rechtfertigt, und dies spätere Verhältnifs er Centurien zu der wachsenden Zahl der Tribus festtellt, möchten sich kaum gegründete Einwendungen rheben lassen. Ueber die hiehergehörigen Zeugnisse ber verbreitet Hr. P. dadurch ein durchaus neues Licht, afs er die in Rede stehende Einrichtung der Centuiatcomitien von der Einrichtung der Praerogativa, also er Aenderung der Abstimmung, welche bisher in eine Zeit gesetzt wurden, unterscheidet, und die verschieenen Gründe dieser beiden von einander unabhängigen Veränderungen nachweist. Es macht den erfreulichten Eindruck auf einen Freund des römischen Alterhums, wenn er vergleicht, wie furchtsam und im Voreigehn man zuerst diese schwere Frage berührte, wie ieselbe durch die verschiedensten, gegen einander aufretenden Forschungen gefördert, nun endlich zu einer Entwickelung gediehen ist, die sich als das Resultat iner umsichtigen allseitigen und sorgfältigen Prüfung ller inneren und äufseren Argumente betrachten läfst, nd es steht zu hoffen, dafs die noch vorhandenen Bedenken ihrer Erledigung ebenfalls entgegengehn. Diese Bedenken wird man von einer verschiedenen Ansicht aus zunächst gegen das Verhältnifs erheben, in welches der Vf. die beiden Arten der Comitien zu einander setzt. Man war so lange einstimmig darüber, dafs die besprochene Veränderung der Centuriatcomitien zum Zweck gehabt habe, die beiden Volksversammlungen auf eine zu reduciren, und darauf führte das Princip der neuen Einrichtung, in welcher die Centurien den Tribus untergeordnet erscheinen. Nach Hrn. P.'s Darstellung dagegen entwickeln sich gerade zu der Zeit die Tribuscomitien zu einer Nationalversammlung, in welcher auch die Patrizier enthalten sind, als die Centuriatcomitien durch ihre neue Gestaltung dem plebejischen Elemente Raum und Geltung gewähren. Ob nun aber, abgesehn von den unvollständigen Nachrichten, die wir über die frühere Geschichte der Tributcomitien, und namentlich über die Theilnahme der Patrizier an denselben haben, der Vortheil, welchen die Patrizier durch ihre Aufnahme in die Tributcomitien erhielten, in denen ihr Einflufs nie bedeutend werden konnte, ein Aequivalent für die Rechte zu nennen ist, welche sie den Plebejern durch die neue Ordnung der Centuriatcomitien einräumten; und ob die Competenz beider Comitien sich nicht strenger und bestimmter, als wir wenigstens erkennen können, geschieden haben würde, wenn beide Versammlungen in dem Verhältnifs gegenseitiger Anerkennung zu ihrer vollen Wirkung gelangt wären, das scheint allerdings noch eine Berücksichtigung zu verdienen.

Nachdem der Vf. von dieser Beweisführung zu der allgemeinen Darstellung der Decemviralgesetzgebung zurückgekehrt ist, welche nach diesen Untersuchungen eine ganz neue vermittelnde Bedeutung gewinnt, so verfolgt er die Ausbildung dieser neuen Verfassung bis zu ihrer Vollendung durch die lex Hortensia und die lex Maenia des Jahres 286, mit welchem die zweite Periode der Verfassungsgeschichte schliefst. Als besonders wichtig treten in diesem Abschnitt die Erörterungen über das Consulartribunat, in Betreff dessen der Vf. gegen Niebuhr mit Evidenz seine Ansicht feststellt, über die Curiatcomitien und die Senatus auctoritas, endlich über die Stufen, in welchen sich Tributund Centuriatcomitien zu immer freierer Geltung erheben, und das Verhältnifs dieser beiden Versammlungen zu einander hervor. Die Blütheperiode der römischen Aristocratie, in welcher der Staat eben so beruhigt durch die errungene Verfassung als stark und mächtig in seinen äufseren Verhältnissen dasteht, die Zeit von 286 bis zu den Gracchen, bildet den dritten Abschnitt, in dessen letzter Hälfte der Vf. die Keime des bald darauf von neuem ausbrechenden Zwiespaltes, welche seit dem dritten punischen Kriege bemerklich werden, nachweist. Indem er aber die Gründe darlegt, wodurch die Nobilität eine Parthei im Staate wurde, indem er die Mittel betrachtet, welche sie für ihr Interesse gegen das Volk geltend machte, indem er ausführt, wie die Censur, die Auspicien, die Gerichte, die Quaestiones perpetuae, endlich der Einflufs des neuen Adels auf die

Ritter und Bundesgenossen für dies Interesse wirkten, so führt er unmittelbar auf die Nothwendigkeit der Reaction, die seit den Gracchen eintrat, und gewinnt so den Uebergang zu der vieten Epoche, welche die Zeit des Verfalls der Aristocratie und damit zugleich der Republik zum Gegenstande hat. Die präcise und in allen Theilen auf das Engste zusammenhängende Darstellung, die der Vf. von diesen Zeiten giebt, macht ein kurzes Eingehn auf den Inhalt dieser Abschnitte unmöglich, sie beweist indefs, dafs es mehr den Forschern als den Quellen zuzuschreiben ist, wenn über den Gang der inneren Geschichte dieser Periode noch vielfacher Irrthum und Zweifel herrschte, und Vf. bedauert deshalb, dafs auch noch nach dem Erscheinen des vorliegenden Werkes sich wiederum Ansichten über Verhältnisse dieser Epoche geltend gemacht haben, die nunmehr als vollkommen abgethan zu betrachten sind. Er zweifelt jedoch nicht, dafs die Resultate einer Forschung, die mit gleicher Liebe und Sorgfalt in allen Theilen ausgeführt, je ausreichender und zuverlässiger die Ueberlieferung wird, um so sicherer auf diese basirt ist, die allgemeine Anerkennung finden werden, die ihnen zu wünschen ist, und dafs somit diese schöne Untersuchung die Grundlage jeder künftigen ausführlichen Geschichte dieser Zeit bilden wird. Marquardt.

XLVIII.

M. Tulli Ciceronis de divinatione libri duo. Ejusdem Liber de Fato. Cum codicibus Harlejanis contulit atque emendavit Henr. Alanus, Hibernus. Londini, 1839 *apud B. Fellowes. IV u.* 188. 8.

Bei der Beurtheilung des vorliegenden Buches läfst sich nicht ganz der Maafsstab anlegen, der bei einer in Deutschland, wo das philologische Treiben viel reger als in England ist, erschienenen Ausgabe nothwendig wäre: ein englischer Herausgeber mufs sogar, wenn er seinen Landsleuten nützlich und genehm sein will, zum Theil anders verfahren, als ein deutscher. Inzwischen bemüht sich Hr. Alan, den deutschen Philologen, die er hoch zu schätzen scheint, nachzueifern. Er hat sich schon früher versucht in Ausgaben von Sallust und Cicero de natura deorum, weshalb er sich denn auch auf dem Titel dieser Ausgabe nennt *idem, qui nuper Ciceronis recensuit etiam naturam deorum*, und, wie er in der Vorrede sagt, bewog ihn auch der nahe innere Zusammenhang, in dem jene Schrift Cicero's mit den beiden de divinatione und de fato steht, diese letzteren herauszugeben. So, sollte man meinen, würde er sich hauptsächlich der sachlichen Interpretation befleifsigen und die philosophischen Ansichten Cicero's zu erläutern und zu beleuchten suchen. Darauf indessen will Hr. Al. sich gar nicht einlassen; er will, in Nachahmung, so dünkt uns, der deutschen Philologie, seinen Autor hauptsächlich critisch behandeln, daneben auch zur grammatischen Erklärung desselben beitragen.

Um diesen Vorsatz auszuführen, suchte er sich zuerst critische Hülfsmittel zu verschaffen. Es giebt im British Museum drei codices Harlejani von Cicero de divinatione, doch alle drei, wie Hr. Al. selber gesteht, von nicht grofsem Werthe und ohne bedeutende Ergebnisse. Uns scheint indessen der, welcher Harlej. 1 heifst, ein, wenn auch nicht durchgängig richtiger, doch vielfach interessanter und für die Geschichte der Handschriften wichtiger Codex zu sein: in der Regel stimmt er mit einem von Moser verglichenen Monacensis überein, der in einzelnen Parthien werthvoll ist. Aufser diesen drei Handschriften, die Cicero's Werk vollständig enthalten, verglich Hr. Al. noch ein fragmentum Regium, das über die ersten 19 Capitel des ersten Buches nicht hinausgeht. Obwohl, wie man sieht, diese Hülfsmittel nicht bedeutend sind, so wäre es doch interessant, wenn sie vollständig und genau benutzt wären. Darüber indefs giebt uns Hr. Al. keine Garantie: er sagt weder in der Vorrede, dafs er es thun werde, noch scheint es nach den Anführungen, dafs er es überall thut. So reicht seine Ausgabe zwar dazu hin, um die bezeichneten Codices kennen zu lernen und ihren Werth ungefähr beurtheilen zu können, aber nicht dazu, um die Resultate aus ihnen zu gewinnen, die auch eine schlechte Handschrift darbietet.

Zur zweiten Schrift Cicero's de fato glaubt Hr. Al. ein besseres Hülfsmittel an einem Harlejanus zu besitzen, den schon Davisius gekannt, aber nicht nach Würdigkeit benutzt hatte. Besonders eine Stelle meint er aus ihm verbessert zu haben, nämlich c. 19 extr., wo in allen übrigen Handschriften der Satz mit *quae autem in nostra potestate sint, ab his fatum abesse* abbricht und sich eine Lücke findet. Hier hat der Harlej. statt *abesse* die beiden Worte *omne relegari*. Daraus wird geschlossen, der Codex fülle die Lücke aus, und geschrieben *fatum abesse; alteri volunt a rebus fatum omne relegari*, wobei also fünf Worte, die kein Codex hat, de conjectura hinzugesetzt werden. Wir geben zu, dafs der Sinn derselben im Allgemeinen ungefähr richtig ist, doch wie undiplomatisch ein solches Verfahren ist, leuchtet ein. Denn sicherlich ist *omne relegari* nur die müfsige Erfindung eines Abschreibers, der dies zu *ab his* für passender hielt, als *abesse*. Noch eine Entdeckung glaubt Hr. Al. mit Hülfe seines Harlej. gemacht zu haben, dafs nämlich die Schrift de fato, die bisher für ἀκέφαλος gehalten wurde, dies nicht sei. Wir setzen den Anfang derselben mit Auslassung einer Parenthese, die zum Sinne nichts beiträgt, hin: *Quia pertinet ad mores, quod ἦθος illi vocant; — explicandaque vis est ratioque enuntiationum, quae Graeci ἀξιώματα vocant.* Hier soll Alles dadurch vollständig gemacht werden, dafs *que* bei *explicanda* nach Anleitung des Harlej. fortgelassen und dann *illi* auf das nachfolgende *Graeci* bezogen wird. Dafs Cicero indefs so nicht sagen konnte, sondern vielmehr zuerst *Graeci* und nachher *illi* setzen mufste, sieht Jeder leicht ein; eben so klar ist es, dafs der Satz, wenn er auf diese Weise als vollständig angenommen wird, sinnlos bleibt. Nein, wir glauben den bisherigen Herausgebern, halten den Anfang für unvollständig und die Auslassung von *que* im Codex für einen der vielen Fehler, die jede Handschrift hat.

In seinen Noten hat Hr. Al. eine unziemende, früher freilich bei Manchem beliebte, Methode, seine Ansicht geltend zu machen. Er weist nämlich die Meinungen anderer Gelehrten, denen er nicht beistimmt, in der Regel nur mit *perperam, frustra* ab, ohne den Grund, weshalb etwas falsch sein sollte, hinzuzusetzen; ja dies letztere *frustra* scheint er so sehr zu lieben, dafs er es fast auf jeder Seite ein- oder ein paar Male anbringt. Ueberhaupt scheint er in seiner ganzen Sprache sich etwas zu sehr nach dem alten, jetzt glücklicherweise aus der Mode gekommenen, Notenlatein gerichtet, und dadurch seinem sonst guten lateinischen Ausdrucke geschadet zu haben. In der Erklärung selber behandelt er zwar häufig Sachen, die wir nicht erwähnen würden, doch zeigt er überall verständiges und besonnenes Urtheil und findet auch Einiges, das Andre nicht richtig behandelt hatten. Besonders aber ist er dadurch nützlich, dafs er viele und gröfstentheils passende Parallelstellen nicht blofs citirt, sondern vollständig anführt. Wir erkennen daraus, dafs Hr. Al., wenn er sich etwas mehr an die Manier guter deutscher Herausgeber anschlösse, Gründliches und Erfreuliches würde leisten können. Eifer scheint er für alte Bücher und für Handschriften hinreichend zu besitzen. Für dieses zeugt, dafs er seiner Ausgabe das Ansehen eines Codex zu geben sucht, indem er am Ende eines jeden Buches: *Explicit Liber I* oder *Liber II* hinzusetzt, und seine ganze Arbeit mit einem *Explicit. Henricus Alanus Recensui* beschliefst. Jenes beweist besonders der interessante Appendix, den er seinem Buche hinzugefügt hat. Es ist dies ein *catalogus auctorum de divinatione, de fato, de oraculis, de somniis, de astrologia, de daemonibus, de magia, id genus aliis.* Ob derselbe vollständig ist, kann Ref. nicht entscheiden: er sieht, dafs in demselben lateinische, griechische, eine grofse Menge englischer, einige französische Werke angeführt werden, sowohl aus alter als neuer Zeit: deutsche enthält er nicht. Dr. A. W. Zumpt.

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

XLIX.

Monographien über Stürme.

1) *Lieut.-Colonel Reid an attempt to develop the law of storms by means of facts arranged according to place and time and hence to point out a cause for the variable winds with the view to practical use in navigation illustrated by charts and wood-cuts. Second edition with additions. London,* 1841. 566 S. gr. 8.

2) *William Redfield remarks on the prevailing storms of the Atlantic Coast of the North-American States. New-York.* 36 S. *sold by Blunt.* 8.

3) *Will. Redfield on the Gales and Hurricanes of the Western Atlantic. ib.* 18 S. 8.

4) *Redfield Meteorological sketches by an observer, prepared for the* 13*the edition of the American Coast Pilot.* 20 S. 8.

5) *Espy theory of rain, hail and snow, water-spouts, land-spouts, variable winds and barometric fluctuations, und: Examination of Hutton's, Redfield's and Olmsted's theories. Philadelphia,* 1836. 24 S. 8.

6) *Redfield remarks on Mr. Espy's theory of centripetal storms including a refutation of his positions relative to the storm of September* 3 *d.* 1821 *with some notice of the fallacies which appear in his examinations of other storms.* 32 S. 8.

7) *Redfield on the Courses of Hurricanes; with some notices of the Tyfoons of the China Sea, and other Storns.* 23 S. 8.

8) *Redfield whirlwinds excited by fire with further notices of the Tyfoons of the China Sea.* 14 S. 8.

9) *Redfield remarks relating to the Tornado which visited New-Brunswick in the State of New-Jersey, June* 19 1835 *with a Plan and schedule of the prostrations observed on a section of its track. New-York,* 1841. 12 S. 8.

10) *Bache Notes and Diagrams, illustrative of the Direction of the Forces acting at and near the surface of the Earth in different parts of the Brunswick Tornado of June* 19 *th.* 1835. 12 S. 4. *Mit* 2 *Kupfertafeln.*

11) *Elias Loomis on the storm which was experienced throughout the United States about the* 20 *th of December* 1836. 38 S. 4. *Nebst* 3 *Charten.*

12) *Hare account of a tornado, which passed over Providence and the village of Somerset in August* 1838. 14 S. 8.

13) *Piddington Researches on the Gale and Hurricane in the Bay of Bengal on the* 3*th,* 4*th,* 5*the of June* 1839 *being a first Memoir with reference to the theory of storms in India.*

Es ist ein bekanntes Wort eines älteren Physikers, der Wind sei kein Wunder wohl aber die Windstille, und man wird das zugeben, wenn man die tausend Ursachen bedenkt, welche das Gleichgewicht der Atmosphäre aufzuheben vermögen. Aber auf der andern Seite bleibt die ungeheure Gewalt, mit welcher die Luft im Sturme bewegt wird, doch höchst auffallend, so sehr, dafs nur die von den verschiedensten Beobachtungsorten übereinstimmenden Nachrichten den

Verdacht beseitigen können, die Phantasie der Berichterstatter habe an der Aufregung der Elemente einen der Wahrheit nachtheiligen Antheil genommen.

Es sind vorzugsweise zwei Gegenden der Erde, welche von den heftigsten Stürmen verwüstet werden, die westindischen Gewässer und die Küsten von Hindostan und China an der äufseren Grenze der Moussons. Um von der Wirkung derselben eine Anschauung zu geben, folgen hier aus dem ersten der uns vorliegenden Werke einige Beispiele.

Die ausführlichsten Nachrichten besitzen wir von dem Sturm vom 10. October 1780, weil er die Flotte des Admirals *Rodney* an den westindischen Inseln traf, welche schon durch den Orcan, der sieben Tage früher Savanna-la-Mar auf der Westküste von Jamaika zerstörte, bedeutend gelitten hatte. Denn der Scarborough, Barbados, Victor und Phönix, die vorher in der Mondego-Bay lagen, gingen schon damals unter und die Princefs Royal, welche mit dem Henry und Austin Hall in Savanna-la-Mar von den Ankern gerissen und in die Moräste getrieben worden, wurden so hoch auf das feste Land gehoben, dafs sie den überlebenden Einwohnern zur Wohnung dienten.

Die Breite des Sturmes vom 10. October war gleich anfangs so grofs, dafs er die äufsersten Grenzen der kleinen Antillen, nämlich *Trinidad* und *Antigua*, gleichzeitig umfafste, während sein Centrum über *Barbados* am 10. nach *St. Lucia* fortrückte, wo Admiral *Hotham* mit dem Vengeance, Montagu, Egmont, Ajax, der Alcmene und Amazone lag. Darauf traf er an der Südküste von *Martinique* den französischen Convoi, der unter der Führung der Fregatten Ceres und la Constante aus 50 Kaufmanns- und Transportschiffen mit 5000 Mann Truppen am Bord bestand. Nur sechs oder sieben Schiffe retteten sich hier. „Les batimens du convoi disparurent" heifst es ziemlich lakonisch in dem Berichte des Intendanten von Martinique. Von hier ging das Centrum des Orcans über *Porterico*, wo der Deal Castle scheiterte, nach der Insel *Mona*, und traf hier am 15. Morgens den englischen Convoi unter dem Ulysses und der Pomona, der davon hart mitgenommen wurde. Darauf rückte er nach den *Silver Keys*, wo der Stirling Castle unterging. An welcher Stelle der von St. Lucia nach Jamaica segelnde Thunderer, auf welchem der Commodore *Walsingham* seine Flagge aufgezogen hatte, verloren gegangen, ist nie ermittelt worden. Nun wendete er sich, nachdem er bisher nach NW. fortgeschritten war, nach NO. und traf hier die durch den Savanna-la-Mar Orcan entmasteten Schiffe des Geschwaders unter Admiral *Rowley*, bestehend aus dem Trident, Ruby, Bristol, Hector und Grafton, die unglücklicherweise grade von der Westseite des Sturmes in seine Mitte hineinsteuerten. Hierauf wandte er sich nach den *Bermudas*, in seiner gröfsten Breite wohl beide Küsten des atlantischen Oceans umfassend, und holte hier den von dem ersten Sturme unbrauchbar gewordenen Berwick auf seinem Rückwege nach England ein. Von dem Zustande der Schiffe giebt eine in *Reid's* Werk befindliche Skizze des Egmont von einem Offiziere desselben und ein Brief des Lieutenant *Archer* vom gescheiterten Phönix an seine Mutter ein lebhaftes Bild.

Aber nicht minder verderblich wüthete der Sturm auf den Inseln selbst. In *Martinique* kamen 9000 Menschen um, 1000 allein in *St. Pierre*, wo kein Haus stehen blieb, da das Meer 25 Fufs hoch anschwoll und 150 Häuser am Ufer in einem Augenblick verschwanden. Im *Fort Royal* wurde die Kathedrale, 7 Kirchen und 1400 Häuser umgestürzt und unter den Ruinen des Hospitals 1600 Kranke und Verwundete begraben, so dafs nur wenige sich retteten. In *Domenica* wurden fast alle am Ufer stehende Häuser fortgerissen, die königliche Bäckerei, die Magazine und ein Theil der Kasernen zerstört. In *St. Eustach* wurden 7 Schiffe an den Felsen von North Point zerschellt und von 19 vom Anker gerissenen Schiffen kehrte nur eins zurück. In *St. Lucia*, wo 6000 Menschen ihren Tod fanden, wurden die festesten Gebäude bis in ihre Grundfesten zerstört, Kanonen mehr als 100 Fufs mit fortgerissen, Menschen und Thiere vom Boden aufgehoben und mehrere Yards weit geschleudert. Die See schwoll so hoch an, dafs sie das Fort zerstörte und ein Schiff gegen das Seehospital schleuderte, welches dadurch zertrümmert wurde. Die Korallendecke des Meeresbodens wurde zerrissen und Stücke davon in die Höhe geworfen, dafs sie nachher noch über dem Wasser sichtbar blieben, der Hafen selbst 6 Fufs, an andren Stellen noch mehr ausgetieft. Von 600 Häusern in *Kingstown* auf *St. Vincent* blieben 14 stehen, die französische Fregatte Juno scheiterte hier. „Unmöglich ist die gräfsliche Scene zu schildern, welche *Bar-*

Indes darbietet, sagt *Sir George Rodney* in seinem amtlichen Bericht. Nur meine eigne Anschauung hat mich von der Möglichkeit überzeugen können, dafs der Wind eine so gänzliche Zerstörung einer so blühenden Insel hervorbringen kann. Ich bin fest überzeugt, dafs die Heftigkeit des Sturmes die Einwohner verhindert hat, das Erdbeben zu fühlen, welches ohne Zweifel den Sturm begleitet hat, denn nur ein Erdbeben vermag die massivesten Gebäude bis in ihre Grundfesten zu zerstören. So vollständig ist die Verwüstung, dafs keine Kirche, kein Haus ihr entgangen ist."

Auf den *Leewards*-Inseln zog sich die Familie des Gouverneurs, als der Sturm immer heftiger wurde, in die Mitte des Hauses zurück, welches wegen seiner drei Fufs dicken Mauer Sicherheit zu versprechen schien. Aber um halb eilf brach der Wind durch, man floh in den Keller, aber hier stieg das eindringende Wasser 4 Fufs hoch. Man floh nun nach der Batterie und suchte unter den Kanonen Schutz, aber einige Zwölfpfünder wurden 420 Fufs weit fortgeführt. Als der Tag anbrach, hatte sich die Gegend in eine vollkommne Winterlandschaft verwandelt, kein Blatt, kein Ast an den Bäumen.

Solcher Aufregung der Elemente gegenüber verstummt der Kampf der Menschen. Als die Laured und Andromeda bei *Martinique* scheiterten, schickte der Marquis von *Bouillé* die 25 Engländer, welche dem Tode entronnen waren, dem englischen Gouverneur von *St. Lucia* mit dem Bemerken, er könne sie nicht als Gefangene zurückhalten, da sie durch eine Katastrophe es geworden, welche alle mit gemeinsamen Unglück betroffen.

Diese furchtbare Gewalt des Windes steht aber nicht als isolirtes Beispiel da. Am 26. Juli 1825 wurde *Basseterre* auf *Guadeloupe* von einem Orcan zerstört, welcher Vierundzwanzigpfünder mit fortführte und ein Brett von Tannenholz 37 Zoll lang 9 Zoll breit und 10 Linien dick durch einen Palmbaum von 16 Zoll Dicke schleuderte. Am 2. August 1837 wurde auf *St. Thomas* das Fort am Eingang des Hafens so zerstört, als wenn es durch eine Batterie eingeschossen worden wäre. Ein grofses schön gebautes Haus wurde von seinem Fundamente losgerissen und stand aufrecht mitten in der Strafse. Andre Häuser wurden gradezu umgekehrt. Ganz analog sind die Erscheinungen bei den Stürmen des indischen Oceans. Am ersten März 1818 wurde auf *St. Mauritius* von dem Theater, einem in Form eines T gebauten Gebäude, dessen mittlere lange Seite 82 Fufs Länge und 34 Fufs Breite hatte, dieser Theil von der Façade losgerissen und 5 Fufs vom Fundamente verschoben.

Welches ist der Grund dieser unglaublichen Aufregung der Atmosphäre und warum wird sie nur in der tropischen Zone wahrgenommen?

Luft sieht man im Allgemeinen auf eine doppelte Art bewegt, entweder in unveränderter Richtung oder wirbelnd. Man kann daher im Voraus vermuthen, dafs diese beiden Formen sich auch in den gröfsern Bewegungen der Atmosphäre finden werden, d. h. dafs die Stürme in zwei Abtheilungen zerfallen, in Stürme stetiger Richtung und Wirbelstürme. Bei einer Wirbelbewegung um eine stehen bleibende Achse wird die Windfahne der Tangente der kreisenden Bewegung an jedem Punkt entsprechen, also an verschiednen Stellen eine sehr verschiedene Richtung haben, während bei einem stetig fortschreitendem Winde alle Windfahnen innerhalb des ganzen Luftstromes dieselbe Richtung haben müssen. Schreitet aber der Wirbel fort, so wird der Weg des Sturmes über den Beobachtungsort als eine gerade Linie betrachtet werden können, welche ein System concentrischer Kreise durchschneidet. Die Tangenten an den Durchschnittspunkten dieser Kreise mit jener gemeinsamen Sehne werden die Richtung angeben, welche die Windfahne im Verlaufe des Sturmes annimmt, und man sieht leicht ein, dafs während eines solchen Sturmes sich die Windfahne in einem bestimmten Sinne durch die Windrose drehen wird und zwar auf der einen Seite des Sturmes entgegengesetzt als auf der andern. Geht hingegen der Mittelpunkt des Wirbelsturmes über den Beobachtungsort, so wird der Wind zuerst aus einer bestimmten Richtung wehen, darauf plötzliche Stille eintreten, dann aber der Sturm aus der gerade entgegengesetzten Richtung einbrechen, da die Bewegung an den gerade einander gegenüberstehenden Punkten eines Wirbels die entgegengesetzte ist. Auch sieht man leicht ein, dafs man aus den Richtungen der Windfahne keinen Schlufs machen kann auf die Richtung, in welcher der Sturm als Ganzes fortschreitet.

In dieser Auseinandersetzung haben wir den Hauptinhalt der Discussionen, welche die oben angeführten Werke enthalten, unmittelbar angegeben. Die Frage

nämlich, ob die heftigen Stürme als Wirbelwinde im Grofsen anzusehen seien, ist der Gegenstand der in ihnen enthaltenen Untersuchungen.

Die Tyfoons des chinesischen Meeres und die Stürme der indischen Gewässer hat man in der Regel als Wirbelstürme bezeichnet und *Capper* hat durch Zusammenstellung von Schiffernachrichten dies sehr wahrscheinlich gemacht. (Observations on the Winds and Monsoons. London, 1801. 4). *Capper* hat aber diese Phänomene nur als lokale Erscheinungen behandelt und den Wirbel als stationär nicht als fortschreitend betrachtet, welches höchst unwahrscheinlich ist. Dieser Beschränkung seiner Betrachtung ist es wohl zuzuschreiben, dafs sein Werk fast ganz unbekannt geblieben ist und man erst neuerdings wieder darauf aufmerksam geworden ist.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1821 sank bei heftigen Stürmen das Barometer in Europa zu einer so bedeutenden Tiefe, dafs alle Meteorologen auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam wurden. Aus einer grofsen Anzahl damals angestellter Beobachtungen schlofs *Brandes*, dafs eine unbekannte Ursache verminderten Druckes über die Erdoberfläche fortgeschritten sei, und dafs nach dieser Stelle hin die Luft von allen Seiten zugeströmt sei. Der Sturm sei daher centripetal gewesen und durch das Bestreben der umgebenden Luftmasse entstanden, das an einer bestimmten Stelle gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Von der auf anderweitige Untersuchungen begründeten Ueberzeugung ausgehend, dafs die Verminderung des atmosphärischen Druckes nicht Ursache sondern Folge der stürmischen Bewegung der Luft sei, unterwarf Referent im Jahre 1827 die von *Brandes* gesammelten Beobachtungen einer genauern Prüfung und fand, dafs jener Sturm ein grofser fortschreitender Wirbel gewesen sei. Auch bemerkte er, dafs dies die vorwaltende Form unserer Stürme sei, und dafs die Drehung innerhalb dieses Wirbels auf der südlichen Erdhälfte in entgegengesetztem Sinne stattfinde als auf der nördlichen Erdhälfte. Zu demselben Resultate gelangte 1831 *Redfield* in New-York in Beziehung auf die Stürme, welche die Küsten der Vereinigten Staaten so häufig verwüsten, während *Espy* in Philadelphia hingegen die Brandessche Ansicht eines centripetalen Zuströmens vertheidigte, beide ohne zu wissen, dafs eine ähnliche Discussion bereits früher in Deutschland stattgefunden habe. Aber immer noch erregte die ganze Streitfrage kein allgemeines Interesse, da sie nur in wissenschaftlichen Journalen verhandelt wurde, bis endlich das unter No. 1 angeführte mit Charten reich ausgestattete Werk von Colonel *Reid* erschien, welches in England mit wahrem Enthusiasmus begrüfst wurde. In der Einleitung zur zweiten Auflage erwähnt *Reid* ausdrücklich, dafs ihm die früheren Arbeiten des Ref. ebenfalls nicht bekannt waren.

Dem Reidschen Werk sieht man an, dafs der Vf. desselben ein Seemann ist, kein eigentlicher Gelehrter von Fach. Das zusammengestellte Material meist in Schiffsjournalen bestehend ist vortrefflich, aber wenig geordnet. Manches kaum zur Sache Gehörige ist beigefügt, die theoretische Seite besonders schwach, eigentlich nur in der Vermuthung bestehend, die Stürme möchten wohl mit dem Magnetismus der Erde zusammenhängen, eine Bemerkung, welche *Piddington* mit grofser Emphase wiederholt. Hingegen sind die unter 2), 3), 6), 7) angeführten Schriften von *Redfield* Muster einer wissenschaftlichen Untersuchung, die im Gegensatz zu Hrn. *Espy* besonders glänzend hervortritt. Diesem ist es um seine Theorie, nicht um die Natur zu thun. Aus der freiwerdenden Wärme des zu einer Wolke sich verdichtenden Wasserdampfes schafft er sich eine Kraft, welche einen Elephanten aufzuheben im Stande sein soll, wenn dies billiger Weise nicht bis zur Höhe der Wolken verlangt werde. Unbekümmert um die in Deutschland vollständig erwiesene Thatsache, dafs die Niederschläge der Westseite der Windrose in Beziehung auf den Gang aller meteorologischen Instrumente sich gerade entgegengesetzt verhalten als die der Ostseite und ohne Berücksichtigung der erkältenden Ursachen, welche den Niederschlag erzeugen, schlägt er in einer 16 Seiten langen Schrift (No. 5) die heterogensten Phänomene über einen theoretischen Leisten, den er philosophy of storms nennt. Und im Angesicht der *Redfield*schen Kritik solchen unwissenschaftlichen Treibens wird von Hrn. *Babinet* der Pariser Academie die *Espy*sche Theorie als vortrefflich empfohlen und die Academie tritt diesem Urtheil bei!

(Der Beschlufs folgt.)

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Monographien über Stürme.

(Schluſs.)

Man kann sich dies wohl nur dadurch erklären, daſs man in Frankreich die Meteorologie auf einem Standpunkt glaubt, auf welchem man unbeschadet jeden beliebigen Einfall noch geltend machen könne. Es wird dies aber wahrscheinlich diese Disciplin nicht hindern, sich ohne die Protection französischer Gelehrten selbstständig weiter zu entwickeln, wie sie es bereits seit einer langen Reihe von Jahren gethan hat, in welcher sie von jener Seite her vorzugsweise durch Nachrichten von Sternschnuppenfällen und Froschregen bereichert worden ist.

Eine der wichtigsten Bemerkungen von *Redfield* ist die, daſs die Wirbelstürme, welche in der tropischen Zone in der Nähe der kleinen Antillen entstehen, so lange sie in dieser Zone bleiben, ihre ursprüngliche Richtung von SW. nach NO. unverändert beibehalten, so wie sie aber in die gemäſsigte Zone gelangen, fast rechtwinklig umbiegen und nun von SW. nach NO. fortgehen. In einer der Schrift No. 3 beigegebenen Charte hat *Redfield* den Lauf von zwölf dieser Westindia Hurricanes verzeichnet und durch das beigeschriebene Datum das allmählige Fortrücken des Sturmes unmittelbar anschaulich gemacht. Bei dem Ueberschreiten der äuſsern Grenze des Passats erweitert sich der Wirbel im Moment des Umsetzens seiner Richtung in eine auf die früher rechtwinklig ausnehmend. Dies ist in dem Werk von *Reid* dadurch passend dargestellt, daſs der fortschreitende Wirbel weiſs auf dunklem Grunde dargestellt ist, so daſs der parabolische Lauf und seine plötzliche Erweiterung deutlich vor die Augen tritt. Auch sind in diesem Werke Beispiele von Stürmen der südlichen Erdhälfte. Sie wirbeln in entgegengesetztem Sinne, gehen in der tropischen Zone von NO. nach SW. nach ihrem Eintritt in die gemäſsigte Zone aber von NW. nach SO.

Zwei einander entgegenwehende Winde müssen einander allmählig stauen, ihre Intensität muſs also immer mehr abnehmen, je mehr man sich der Stelle ihres Zusammentreffens nähert. So zeigen es die Passate im Groſsen, so müſste es auch im Centrum des Orcans sich zeigen, wenn dieser über den Beobachtungsort fortschreitet. Aber gerade das Entgegengesetzte geben die Beobachtungen, denn während der Orcan immer zunimmt, tritt dann plötzlich eine Todtenstille ein, und der Orcan fängt dann eben so plötzlich aus der entgegengesetzten Richtung wieder an, als er vorher abnahm. Wie kann man hier, wie *Espy* meint, an zwei entgegengesetzte Winde denken? Auch sprechen dagegen Beobachtungen, die weder Hrn. *Redfield* noch Hrn. *Reid* bekannt gewesen zu sein scheinen, nämlich die, welche *Hoskiaer* am 2. August 1837 auf *St. Thomas* anstellte. In dem Moment jener Todtenstille, wo das Barometer von 337 Linien auf 316 gefallen war, wüthete der Sturm auf *Portorico* aus NNO. Dies ist genau die Tangente eines Kreises, der *St. Thomas* zum Centrum hat. Daſs übrigens das Fallen des Barometers nicht Ursache der Bewegung der Luft, sondern Folge derselben gewesen sei, geht daraus hervor, daſs *Hoskiaer* ausdrücklich anführt, daſs bei jedem Stoſse des Orcanes das Barometer zwei Linien sank, aber gleich nachher auf seine Höhe vor dem Stoſse zurückkam. Eine wirbelnde Bewegung, welche die Luft tangential fortschleudert, erklärt hingegen sehr gut das fortwährende Abnehmen des Druckes nach der Mitte des Wirbels hin. Uebrigens wird der fortschreitende Wirbel an dem Boden selbst Hindernisse zu überwinden haben, welche er in der Höhe nicht vorfindet. Dieser Widerstand wird bewirken, daſs der rotirende Cylinder in der Richtung seines Fortschreitens sich vorneigt. Der wirbelnde Sturm wird daher schon in der Höhe der Atmosphäre eintreten, ehe er unten wahrgenommen wird.

Daher fällt das Barometer schon vorher, ehe der Sturm ausbricht, und sein Sinken ist daher für den Seemann ein sichres Vorzeichen desselben. Durch die schiefe Richtung der Drehungsachse werden aber fortwährend untere, warme Luftschichten mit oberen, kalten gemischt und dadurch heftige Niederschläge veranlaſst werden, die, je stärker sie sind, mit desto gewaltsamern electrischen Explosionen verbunden sein werden. Die kalte Luft wird daher aus den Wolken herabzustürzen scheinen, der Sturm also die Form annehmen, welche die Griechen so bezeichnend Eknephias nannten. Hören wir, um eine nähere Anschauung zu erhalten, aus Reid's Werk den Bericht eines Augenzeugen über den Orcan, welcher am 10. August 1831 Barbados traf.

„Um 7 Uhr Abends war der Himmel heiter und die Luft ruhig, diese Ruhe dauerte bis etwa 9 Uhr, wo der Wind aus Nord zu wehen anfing. Um halb zehn sah man ferne Blitze in NNO. und NW. Windstöſse und Regenschauer von NNO., getrennt durch Windstillen, folgten dann bis Mitternacht, das Thermometer fiel während derselben auf 22½ Grad Réaumur und stieg während der Windstillen auf 24. Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und groſsartig und der Sturm brauste wüthend von Nord und Nordost her. Aber um 1 Uhr Morgens am 11. wuchs die rasende Wuth des Windes, der Orcan wandte sich plötzlich von NO. nach NW. und den dazwischen liegenden Strichen des Compas. Die obern Regionen der Atmosphäre waren während dessen von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet; aber diese lebhaften Blitze wurden an Glanz von den Strahlen electrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodirten, übertroffen. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orcans, der von NNW. und NW. hereinbrach, so, daſs keine Sprache es zu beschreiben vermag. Lieut. Col. *Nicholls*, Befehlshaber des 36. Regiments, hatte unter einem Fensterbogen des untern Stockwerkes nach der Straſse hin Schutz gesucht, und hörte wegen des Sturmes nicht das Einstürzen des Daches des obern Stockwerkes. Um drei Uhr nahm der Wind ab, aber wüthende Stöſse kamen abwechselnd aus SW. W. und WNW."

„Einige Augenblicke hörten auch die Blitze auf und die Dunkelheit, welche nun die Stadt einhüllte, war unbeschreiblich schrecklich. Feurige Meteore fielen nun vom Himmel, eines besonders von Kugelform und tief rother Farbe, senkrecht aus einer bedeutenden Höhe. Diese Feuerkugel fiel ganz entschieden durch ihre eigene Schwere, nicht getrieben durch eine äuſsere Kraft. Als sie mit beschleunigter Geschwindigkeit sich der Erde näherte, wurde sie blendend weiſs und von länglicher Gestalt. Als sie in Beckwirth-square den Boden berührte, sprützte sie ringsumher wie schmelzendes Metall und erlöschte augenblicklich. Ihre Gestalt und Gröſse war die einer Lampenglocke und das Herumsprützen bei dem Aufstoſsen gab ihr das Ansehen einer Quecksilberkugel gleicher Gröſse. Einige Minuten nach dieser Erscheinung sank das dumpfe Geräusch des Windes zu einem majestätischen Gemurmel herab, und die Blitze, welche seit Mitternacht im Zikzak geleuchtet hatten, erschienen nun eine halbe Stunde lang mit neuer und erstaunlicher Thätigkeit zwischen den Wolken und der Erde. Die groſse Dunstmasse schien die Häuser zu berühren und sendete Flammen niederwärts, die schnell wieder aufwärts von der Erde zurückschlugen."

„Augenblicklich nachher brach der Orcan von Westen her wieder herein mit unbeschreiblicher Gewalt, tausend Trümmer als Wurfgeschosse vor sich hertreibend. Die festesten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde selbst zitterte, als der Zerstörer über sie hinwegschritt. Kein Donner war zu hören, denn das gräſsliche Geheul des Windes, das Brausen des Oceans, dessen mächtige Wellen alles zu zerstören drohten, was die andren Elemente etwa verschonen möchten, das Gerassel der Ziegeln, das Zusammenstürzen der Dächer und Mauern, und die Vereinigung von tausend andern Tönen, bildeten ein Entsetzen erregendes Geräusch. Wer fern war von dieser Schreckensscene kann keine Vorstellung haben von den Empfindungen, die sie erregte."

„Nach fünf Uhr lieſs der Sturm einige Augenblicke nach und da hörte man deutlich das Fallen der Ziegel und Bausteine, welche durch den letzten Windstoſs wahrscheinlich bis zu bedeutenden Höhen waren fortgerissen worden. Um 6 Uhr war der Wind S., um 7 Uhr SO., um 9 Uhr schönes Wetter."

„Sobald als die Dämmerung die Gegenstände sichtbar machte, ging der Berichterstatter auf den Kay. Der Regen schlug so heftig herab, daſs er die Haut verletzte, und so dicht, daſs man nur bis zur Spitze des Dammes sehen konnte. Der Anblick, der

ich hier darbot, war über alle Beschreibung erhaben. Die Wogen rollten so gigantisch herbei, als böten sie eder Zerstörung Trotz, so wie sie aber an der Werfte ich brachen, verloren sie sich unter Trümmern jegliher Art. Balken, Schiffstaue, Tonnen, Kaufmannsüter bildeten eine zusammenhängende undulirende Masse. Nur zwei Schiffe waren aufrecht, viele umgeehrt oder lagen auf der Leeseite im seichten Wasser."

„Vom Thurme der Kathedrale zeigte sich ein Bild llgemeiner Zerstörung; der Anblick der Gegend war ler einer Wüste, nirgends eine Spur von Vegetation, inige Flecke welken Grüns ausgenommen. Der Boen sah aus als wenn Feuer durch das Land gegangen wäre, welches alles versengt und verbrannt hätte. Einige wenige stehen gebliebene Bäume, ihrer Blätter nd Zweige beraubt, gewährten einen kalten, winterlihen Anblick und die zahlreichen Landsitze in der Umgegend von Bridgetown, früher von dichten Gebüchen beschattet, lagen nun frei in Trümmern. Aus ler Richtung, in welcher die Cocosnufsbäume umgestürzt lagen, erkannte man, dafs die ersten durch einen NNO., die gröfsere Anzahl durch einen NW. entwurfelt worden waren."

Während dieses Sturmes war die electrische Spannung der Atmosphäre so grofs, dafs im Garten von Codrington-College aus einem Neger electrische Funken herausprangen. Doch giebt es auch Hurricanes, bei denen gar keine electrische Erscheinungen berichtet werden. Die Electricität scheint daher wie überhaupt auch hier ein symptomatisches Phänomen zu sein. Die grofse Feuchtigkeit der Luft ist auch häufig mechanisch fortgetriebenes Meerwasser. So brachen sich während des eben angeführten Sturmes die Meereswogen fortwährend über eine Klippe von mehr als 70 Fufs Höhe. Dieses Meerwasser wurde vom Wind Meilenweit in das Land geführt, so dafs in den Weihern des Major *Leacock* alle Süfswasserfische starben und in Bright Hall, 2 Meilen SSO. von jener Spitze, das Wasser noch mehrere Tage nach dem Sturme salzig schmeckte.

Spricht die Gesammtheit der bisher angeführten Erscheinungen dafür, dafs die vorwaltende Form heftiger Stürme die grofser Wirbel sei, so würde eine ungehörige Verallgemeinerung doch einem weitern Fortschritt der Wissenschaft eben so hinderlich sein, als das Uebersehen dieser Form es bisher war. In dieser Beziehung haben wir auf einen Fehler in dem *Reidschen* Werk aufmerksam zu machen, zu dessen Berichtigung einige theoretische Betrachtungen eingeschaltet werden müssen.

Die Drehungsgeschwindigkeit der einzelnen Punkte der Oberfläche der Erde verhält sich wie die Halbmesser der Parallelkreise, unter welchen sie liegen, sie nimmt also zu von den Polen, wo sie Null ist, bis zum Aequator, wo sie am gröfsten ist. Im Zustande der Ruhe nimmt die Luft Theil an der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes, über welchem sie sich befindet. Wenn sie daher durch Temperaturdifferenz oder irgend eine andre Ursache ein Bestreben erhält, in einem Parallelkreise zu fliefsen, so wird die Drehung der Erde durchaus keinen Einflufs auf sie äufsern, weil die Punkte der Oberfläche, zu welchen die strömende Luft gelangt, genau dieselbe Drehungsgeschwindigkeit haben, als die Punkte, welche sie verlassen hat. Wird aber Luft durch irgend eine Ursache von den Polen nach dem Aequator getrieben, so kommt sie von Orten, deren Rotationsgeschwindigkeit gering ist, nach Orten, an welchen sie gröfser ist. Die Luft dreht sich also dann mit einer geringeren Geschwindigkeit nach Osten, als die Orte, mit welchen sie in Berührung kommt, sie scheint daher nach entgegengesetzter Richtung d. h. von Ost nach West zu fliefsen. Die Ablenkung des Windes von der anfänglichen Richtung wird desto gröfser sein, je mehr sich bei gleichbleibender fortrückender Bewegung die Drehungsgeschwindigkeit des Anfangspunktes unterscheidet von der Drehungsgeschwindigkeit des Ortes, von welchem der Wind beobachtet wird, d. h. je gröfser der Unterschied der geographischen Breite beider Orte ist. Luft hingegen, welche von dem Aequator nach den Polen fliefst, kommt von Orten mit gröfserer Drehungsgeschwindigkeit nach Orten hin, welche sich langsamer nach Ost bewegen, Aequatorialwinde werden daher bei ihrem Fortschreiten immer westlicher. Denken wir uns also eine zwischen den Parallelen von *Berlin* und *Stockholm* befindliche vorher ruhende Luftmasse sich nach Süden hin in Bewegung setzend, so wird die Luft der nächsten Orte in Berlin als Nord eintreffen, vom Parallel von *Copenhagen* vielleicht schon als NO. erscheinen, von dem von Stockholm aber schon nahe Ost geworden sein. Eben so wird eine zwischen *Berlin* und *Neapel* enthaltene vorher ruhende Luftmasse aus dem

Meridian von Wien etwa als SW., aus dem von *Neapel* hingegen nahe als West eintreffen. Nun spricht die Gesammtheit unsrer Witterungserscheinungen dafür, dafs diese durch zwei abwechselnd herrschende Ströme einen Aequatorial- und Polarstrom, erzeugt werden, die, einseitig vorwaltend die Witterungsextreme bedingen, in ihrem gegenseitigen Verdrängen nach den eben auseinandergetzten Betrachtungen eine regelmäfsige Drehung des Windes „mit der Sonne" hervorrufen, nämlich auf der nördlichen Erdhälfte im Sinne S. W. N. O. S., auf der südlichen im Sinne S. O. N. W. S., eine Drehung, die oft aber erst in einigen Wochen vollendet wird. Wird aber ein fortschreitender Wind durch ein seitliches Hindernifs an der Ablenkung verhindert, welche er ohne dasselbe durch die Rotation der Erde erhalten würde, und welche, wenn sie wirklich stattfinden kann, an einem bestimmten Orte beobachtet, eben als jenes Drehungsgesetz erscheint, so wird das Bestreben zur Ablenkung einen Wirbel erzeugen. Setzt sich z. B. innerhalb der Zone des NO. Passats eine dem Aequator parallele Luftmasse von SO. nach NW. in Bewegung, so werden die Lufttheilchen an der Ostseite durch den entgegenwehenden NO. Passat am Ablenken verhindert in ihrer Bewegung ihre Richtung unverändert beibehalten, während die Lufttheilchen an der Westseite, die neben sich andre von gleicher Rotationsgeschwindigkeit haben, diese Ablenkung erfahren, also nach Ost streben. Je consequenter daher der Sturm seine Richtung festhält, desto heftiger wird der aus jenen beiden Bewegungen entstehende Wirbel sein; indefs bei den Eintritt aus der Passatzone in die Region der westlichen Winde wird mit dem Wegfallen des Widerstandes jene Umbiegung wirklich eintreten, während der Wirbel sich plötzlich erweiternd an Intensität abnimmt. Eben so einfach folgen die Erscheinungen der Stürme der südlichen Erdhälfte, welche wie der Zeiger einer Uhr rotiren, also entgegengesetzt denen der nördlichen Erdhälfte.

Da, wie wir oben gesehn haben, ein Beobachtungsort, über welchen ein solcher Wirbel fortschreitet, eine Sehne dieses Wirbels durchläuft, die an ihm wahrgenommene Windesrichtung also den Tangenten der Durchschnittspunkte dieser Sehne mit den verschiedenen concentrischen Kreisen dieses Wirbels entspricht, so wird ein Wirbelsturm (a hurricane) eine ähnliche Drehung der Windfahne erzeugen als ein stetiger Wind (a gale) durch sein blofses Fortschreiten, aber mit dem wesentlichen Unterschiede, dafs die Drehungen des letztern, welches seine anfängliche Richtung in dem Moment, wo er sich in Bewegung setzt, auch sein mag, immer in demselben Sinne (mit der Sonne) geschehen, während zu beiden Seiten der Mittellinie des fortschreitenden Wirbels hingegen die Drehungen in entgegengesetztem Sinne nämlich mit und gegen den Lauf der Sonne erfolgen. Sind nun Stürme nicht an eine bestimmte Localität gebunden, so ist die Wahrscheinlichkeit, dafs ein Ort sich auf der Ostseite des Sturmes befinde, eben so grofs als die, dafs er auf der Westseite sich befinde. Aber auch selbst dann, wenn die Stürme local sind, also in ihrem Laufe eine grofse Beständigkeit zeigen, kann für eine ganze Erdhälfte bei gleicher Vertheilung der Beobachtungsorte keine vorwaltende Drehung folgen, da sich immer so viele Beobachtungsorte auf der einen Seite des gewöhnlichen Curses der Stürme finden werden, als auf der andern. Das Vorwalten der Drehung des Windes in einem bestimmten Sinne auf einer Erdhälfte ist daher eine Erscheinung, die nicht mit der Wirbelbewegung der Stürme zusammenhängt, sondern allein mit dem Drehungsgesetze, und es ist daher ein Mifsgriff von *Reid*, wenn er die vom Referenten gesammelten Nachrichten von Seeleuten über die Winddrehung auf der südlichen Erdhälfte aus einer ältern Abhandlung desselben entlehnt, um sie als Beweise für die Wirbelbewegung der Stürme anzuführen. Auf einem ähnlichen Mangel an scharfem Eindringen in die hier besprochenen Erscheinungen beruht die Aeufserung des Hrn. *Forbes* in seinem kürzlich erschienenen Supplementary report on meteorology an die British association for the advancement of science, es sei merkwürdig, dafs die entgegengesetzte Wirbelbewegung der Stürme in beiden Erdhälften sich in dieser Beziehung an das vom Referenten aufgestellte Drehungsgesetz anschliefse, und doch in der entgegengesetzten Drehung der Windfahne eine Ausnahme davon bilde. Dieser scheinbare Widerspruch findet nählich in der in Pogg. Ann. 50. p. I. gegebenen Theorie der Stürme ihre vollkommne Erledigung, indem sie zeigt, dafs unter der Bedingung eines seitlichen Hindernisses der Wirbel erzeugt wird, so dafs man eben aus der Abweichung vom Drehungsgesetz auf das Vorhandensein eines Sturms schliefsen kann, während Reid die Beweise für das letztere als Belege für jene hält. Eine schöne Bestätigung der Richtigkeit der theoretischen Ableitung hat *Piddington* in der unter 13 angeführten Arbeit gegeben, indem er zeigt, dafs ein fortschreitender Sturm durch Umbiegen an einem Gebirge einen ganz ähnlichen Wirbel erzeugt.

Das praktische Resultat der hier angeführten Untersuchungen für den Seemann sind bestimmte Regeln, wie derselbe zu steuern habe, um aus der Mitte des Sturmes, wo die Gefahr am gröfsten ist, sobald als möglich an seine Peripherie zu gelangen.

Schliefslich mag bemerkt werden, dafs die oben angeführten einzelnen Abhandlungen nebst einigen andern minder erheblichen, welche von den Verfassern in die Hände des Referenten als besondere Abdrücke gelangten, aus Siliman's American Journal, Blunt's American Coast Pilot, dem Nautical Almanac, dem Journal of the Franklin Institution, dem Journal of Commerce, dem New-York Observer, dem Journal of the Asiatic Society of Bengal und den Memoirs of the American Academy entlehnt sind und dafs Referenten nicht bekannt ist, ob sie alle einzeln in den Buchhandel gekommen sind. Eine ausführliche Anführung derselben schien aber desto eher gerechtfertigt, je seltner die citirten Schriften sich in deutschen Bibliotheken befinden.

H. W. Dove.

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

L.

Hammer-Purgstall: Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist: der Mongolen in Rufsland. Mit neun Beilagen und einer Stammtafel, nebst Verzeichnifs von 400 Quellen, Beurtheilung der Herren v. Krug, Frähn und Schmidt, Antwort darauf, und Namen und Sachregister *). Pesth, 1840. L und 683 S. 8.

Dieses inhalt- und umfangreiche Werk des be-
mten Orientalisten wurde von demselben in Folge
er Preisaufgabe der kaiserl. Akademie zu St. Pe-
sburg (1833) unternommen und binnen zwei Jahren
efertigt. Die gedachte Akademie übertrug die Be-
heilung des eingesandten Manuscriptes den auf dem
el genannten Herren, die aber so viel daran aus-
tellen fanden, dafs sie es keines der drei ange-
ten Preise würdig erklärten. Von diesem sehr
rwarteten Ergebnisse wie auch von dem seiner
nung nach ungerechten Benehmen der Akademie
findlich verletzt, beschlofs der Verfasser, sein gan-
Manuscript durch den Druck zu veröffentlichen
sowohl eine Relation der Schicksale des Manu-
ptes, als auch die Beurtheilungen der drei Com-
aire sammt seiner Antikritik *in extenso* mit ab-
ken zu lassen, damit das Publicum selbst als
ter zwischen beiden Parteien auftreten könne.

Wollten wir bei den Acten dieser Angelegenheit, d. i. bei der *Geschichte* dieser an sich schon sehr stoffreichen Geschichte verweilen, so würde dazu nicht viel weniger Zeit und Raum erforderlich sein, als zu unserer einfachen Relation über das Werk selbst (denn eine prüfende Vergleichung aller der persischen, arabischen, türkischen, russischen Original-Texte, die zu vorliegender Geschichte beigesteuert, mit dem, was Hr. v. H. aus denselben ans Licht gefördert, gesetzt auch, sie wären dem Rec. alle zugänglich, liegt weit aufser den Grenzen seiner Arbeit, und erheischt eine besondere Abhandlung für sich allein). Auch wird uns die gelehrte Welt das Geschäft eines litterarischen Sachwalters (resp. Procurators) hier um so lieber erlassen, da die kaiserl. Akademie ihr Verfahren gegen Hrn. v. H. bereits öffentlich gerechtfertigt hat.

Vor der Geschichte der goldnen Horde finden wir auf 28 enggedruckten Seiten eine Uebersicht aller morgenländischen und abendländischen Quellen, die bei Abfassung eines solchen Werkes benutzt werden *könnten*. Es ergeben sich deren gerade 400, nach dem Ausspruche Muhammed's — wie Hr. v. H. sagt — dafs „die beste der Schaaren vierhundert" — eine für den Bearbeiter der mongolischen Geschichte *heilige Zahl*; doch setzt er hinzu, dafs diese Zahl, wenn man die Compilatoren und Nachschreiber abrechne, *um eine Null weniger* zusammenschmelze.

Das erste Buch handelt von Kiptschak und dessen Bewohnern vor dem Einfalle der Mongolen, besonders von den Türken und deren Stämmen. Der Name *Kiptschak* begriff ursprünglich nur das Land zwischen dem Don und der niederen Wolga; in der Folge aber den ganzen von Mongolen gestifteten asiatisch-europäischen Staat, der in seiner gröfsten Ausdehnung östlich bis an den Jaxartes und westlich bis an den Dnjester reichte. Gegen Süden blieb Derbend immer die unabänderliche Grenze dieses Reiches; gegen Nor-

Die Beilagen sind: 1) Auszüge aus dem türkischen Werke *Measir-ul-awalim*. 2) Ueber d. *Regenstein*. 3) Einfälle d. Türken und Araber in Kiptschak, nebst Ausfällen aus K. 4) Ein Gedicht mit ½ hundert angeblich mongol. Ww. 5) 16 Diplome mongol. Staatsämter. 6) Venezianische Tractate mit zwei Chanen von K. 7) Russisch-tatarische Familien. 8) Russ. Fürsten im Hoflager der Chane, auch Folge der mongolischen Herrscher in K. 9) Tatarische Gesandte in Rufsland.

den die Wendung der Wolga. Zu den nicht-türkischen Urbewohnern rechnet der Verf. auch die *Baschkiren* und *Chasaren*; aber das erstere Volk, dessen Sitze in jenen Gegenden uralt, spricht einen türkischen Dialekt und die Chasaren werden in der polnischen und russischen Geschichte als *Türken* aufgeführt. Der Verf. will (S. 14) die allerdings sehr vereinzelt stehende Herleitung des Namens *Türk* von einem ähnlich klingenden Worte für *Helm* nicht anerkennen *). Aber aus dem Nichtvorhandensein dieses Wortes im *heutigen Türkischen* (und kennt Hr. v. H. *alle* Dialekte dieser Sprache?) kann man wenigstens nicht schliefsen, dafs es nie existirt habe, und dafs die in der Angabe von Bedeutungen fremder Wörter sonst sehr zuverläfsigen Chinesen gerade diese Bedeutung aus der Luft gegriffen hätten **). Im Mongolischen heifst der *Helm* übrigens *dugulga* (Schmidt's W. B. S. 279), auch *dûlga* gesprochen, und konnten nicht Turk-Völker ein ähnlich klingendes Wort für denselben Begriff besitzen? — Spätere türkische Einwanderer in Kiptschak sind die *Ghusen* oder *Oghusen* (auch *Turkmanen*, *Komanen* und von den Russen *Polowzer* genannt). Der Verf. verbreitet sich noch über die Hauptstämme der Türken im Allgemeinen, und sagt dann Etwas von den Sitten der Kiptschaken. S. 29 ist die Dynastie *Liao* unrichtig eine *chinesische* genannt; sie war *tungusisch*, nur in Nord-China eingewandert und herrschend. *Ektag* (S. 30) kann nicht wohl *Goldberg* heifsen; vielleicht für *Aktagh* (*Weifsberg*), wie ein Theil des Altai benannt sein mochte.

Zweites Buch. *Von den Mongolen, ihrer Individualität, ihrem ersten Auftritte* (Auftreten) *und Tschinggis-Chan.* Der Verf. will die *Hiong-nu* der Chinesen mit den Pariser Sinologen für ein türkisches Volk gehalten wissen, während *Schmidt* und *Hyacinth* sie für *Mongolen* erklären: beide Theile machen eine Jagd ins Blaue, da Alles nur auf Vermuthungen hinausläuft. Nach alten chinesischen Autoren waren die *Tu-kiu* allerdings mit den *Hiong-nu* verwandt; aber man erfährt nicht, wie es mit dieser Verwandtschaft gemeint ist; dieselben Autoren citiren Wörter aus der *Hiongnu-Sprache*; aber diese Wörter sind in sehr geringer Zahl und können eben so wohl Türkisch als Mongolisch gewesen sein. Sollte man nicht von der eitlen Bemühung, schon in der Vorzeit Hochasiens so scharfe Völkergrenzen zu ziehen, endlich zurückkommen, um so mehr, da eine genauere etymologische Forschung immer evidenter machen wird, dafs Mongolisch und Türkisch nicht blos sehr analoge, sondern wirklich *verwandte* Sprachen sind, dafs also *die türkische* Tradition von der gemeinsamen Abstammung beider Hauptvölker nicht blofse Erdichtung ist? Die *Hiong-nu* brauchen weder Mongolen noch Türken im heutigen Sinne gewesen zu sein; schwerlich war die Nationalität beider Völker damals schon so streng geschieden, wie im Zeitalter Tschinggis-Chans, und dasselbe darf man auch von ihrer Sprache annehmen. Rec. will nicht bezweifeln, dafs *Tu-kiu* wirklich *Türk* bedeutet; aber damit ist noch nicht entschieden, dafs selbst die Türken am Altai den Mongolen im fernen Osten in Sprache und Nationalität schon so entfremdet gewesen sind, wie die meisten bekannten Turk-Stämme heutiges Tages. — Die Deutung des Namens *Mongol* bei Reschid-eddin *) kann sich im besten Falle nur auf ein Mifsverständnifs gründen; denn 1) contrastirt sie allzusehr mit der heutigen Bedeutung der Wurzel (*reich, im Ueberflusse*, und daher *trotzig*,

*) Es heifst nämlich bei *Ma-tuan-lin*, die Stammväter der *Tu-kiu* (Türken) hätten an einem Berge von *Helm*-Gestalt gewohnt, der auch von dieser Form seinen Namen erhalten habe, da *tu-kiu* in ihrer Sprache *Helm* bedeute.

**) Die meisten Erklärungen, welche chinesische Historiker, Erdbeschreiber und Lexikographen von türkischen, mongolischen, tangutischen, selbst indischen Namen oder Appellativen geben, erweisen sich als vollkommen richtig. — Eben so ist die Bemerkung Hrn. v. H., dafs die *Chinesen alle fremde Namen bis ins Unkenntliche verstümmeln sollen*, sehr unbegründet, oder höchstens auf Wörter solcher Sprachen anwendbar, die, wie z. B. die slawischen, starke Consonanten-Häufung haben. Wer erkennt z. B. nicht in ihren *Pu-lu-te* die *Burut*, in den *Ki-li-ki-fse* die *Kirgisen*, in *Sa-ma-ol-han, Samarkand; Me-ti-na, Medina; Mu-ha-me-te, Muhammed; Tie-mu-tschin, Temudjin; Tsching-ki-fse-han, Tschinggis-chan?* Wenn solche von Chinesen umgeschriebene Fremdwörter bei mittelalterlichen Reisenden und selbst bei Missionairen verstümmelt werden, so trifft die Chinesen kein Vorwurf, denen man auch wohl Verderbungen Schuld giebt, wo ein ganz anderer Name, als der von uns supponirte, zum Grunde liegt. Der Laut R macht ihnen die meiste Noth; sie stofsen ihn daher öfter aus, oder vertauschen ihn mit l und öl.

*) Nach Hrn. v. H. *niedergeschlagen* und *traurig*; die von ihm citirten Textes-Worte *furûmânde we sâde-dil* bedeuten aber *niedergeschlagen* und *einfältigen Herzens*.

lreist); 2) würde es einem so muthvollen, lebensprudelnden Steppenvolke schwerlich eingefallen sein, sich, wie etwa die Partei der *Heulmänner* (*piangeroni*) in Pisa, nach Kummer und Entmuthigung zu benennen. — Von S. 38—54 erhalten wir nach muselmännischen und älteren europäischen Quellen eine im Ganzen recht lebendige und treffende Schilderung der Mongolen, wenn auch mit allen den Uebertreibungen und Auswüchsen, die gar nicht fehlen können, wo es sich von einem Volke handelt, das den Bekennern des Islam wie dem mittelalterlichen Ost-Europa eine so fürchterliche Geissel gewesen. — S. 50 sagt Hr. v. H. nach Reschideddin, der jüngste Sohn einer Familie sei allemal *Utdschigin*, d. i. der *Feuersitzer*, genannt worden, weil er zu Hause blieb, um den Heerd zu schützen. Allein dieser Titel ist im Mongol. *od-chan*, was man allerdings durch *Feuer-Herr* (nicht Feuer-*Sitzer*) erklären darf *), und obige Form giebt keinen Sinn, wenn man sie nicht für eine Verderbung von *Ütsügen* (*klein*) halten will, welches Wort ein ganz anderes ist. *Uetsügen* wird (wie das Türk. *kjütschük*) auch für den *Jüngern* gebraucht, und so lag die Verwechslung sehr nahe. — S. 55—94 kommt eine Darstellung des Lebens und der Thaten des Tschinggis-Chan, die vielleicht zu ausführlich gerathen ist, zumal, da sie gröfstentheils schon Bekanntes enthält, und aufserdem zu den Biographieen der Herrscher der goldnen Orda im Mifsverhältnisse steht. Die von den ostasiatischen Quellen um *sieben Jahr* abweichende *persische* Angabe des Geburtsjahres *Temudjin's* (1155 statt 1162 n. Z.), ist allerdings paradox, verdient aber, da sie, nach Hrn. v. H.'s Versicherung, bei mehreren schätzenswerthen Historikern, die unter mongolischer Herrschaft angestellt waren, und von denen zwei sogar als Wesire am Hof der Ilchane fungirten, sich findet, wenigstens keine spottende Zurückweisung, sondern genaue und unparteiische Prüfung.

Tschinggis-Chan hatte seinem Sohne *Djudji* die Herrschaft über das noch zu erobernde Kiptschak übergeben. Ein mongol. Heer fiel nach Durchstürmung Persiens und des Landes der Polowzer (Komanen) in Rufsland ein, wo die Russen am Flüfschen Kalka eine totale Niederlage erlitten, die zu der dritthalbhundertjährigen Herrschaft der Mongolen in Rufsland den Grund legte. *Djudji* selbst eroberte das östliche Kiptschak, wo er zugleich mit Tode abging. Tschinggis, der ihn um ein halbes Jahr überlebte, liefs einen Sohn *Djudji's*, *Batu*, zum Chane des Ulus Kiptschak ernennen *). Die Dynastie dieses Fürsten wird von den Europäern und von Hrn. v. H. selbst, (der sich hier jedoch nur anbequemt) fälschlich die *goldne Orda* (*Orta*) oder *Horde* betitelt; denn *golden* (Pers. *serîn*; Mongol. *schira*, was eigentlich *gelb*) hiefs nur das *Lager* des Chan's (*Ordu*), seine *Residenz*, nicht aber seine Dynastie. Der Ulus Batu's theilte sich später in zwei Theile, die *weifse* und die *blaue Orda* (*Horde*, *Volksabtheilung*) genannt, zu welcher letzteren die Nachkommen seines zweiten Sohnes gehörten; beide Linien herrschten nach Batu auf dem Throne von Kiptschak. Batu zog mit 300,000 Mann an die Wolga, zerstörte die Hauptstadt der Bulgaren, und drang mordend und brennend gegen Moskau vor, das 1238 (nicht 1288, wie zwei Mal S. 103 zu lesen) eingeäschert ward. Aus dem nördlichen und westlichen Rufsland wandte er sich gegen Astrachan und schlug den Chan der Komanen, der (1237) mit 40,000 seiner Leute nach Ungarn auswanderte. Auch *Kiew* wurde nach hartnäckiger Gegenwehr erobert. Von dort aus zog Batu nach Ungarn und schickte seinen Vetter Paidar gegen Polen. S. 111 heifst es, *Batu* habe sich nach dem Brande von Krakau mit seinem Heere gegen Breslau gewendet; hier mufs aber für *Batu*, *Paidar* gelesen werden. S. 113—15 beschreibt Hr. v. H. die Tataren-Schlacht bei Liegnitz. Er sagt, die Ebene des Dorfes *Wahlstatt* trage von dieser blutigen *Wahlstatt* (Wahlplatz?) europäischer und mongolischer Barbarei ihren Namen; aber *Wahlstatt* steht für *Wohlstatt*, und ist nichts Anderes als eine Uebersetzung von *dobre pole* (*Gutenfeld*) **). Batu's Heere durchtobten Ungarn, Dal-

*) *Feuer* heifst bei den heutigen Mongolen *gal* (Türk. *jal*, *jalyn*, *Flamme*); dafs aber auch eine Wurzel *od* (Türk. *ut*) existirt hat, wird schon aus *odon* (*Stern*) wahrscheinlich.

*) *Ulus* ist zunächst eine Anzahl Nomadenzelte, die unter demselben Chan stehen, dann aber *Volk* und *Völkerschaft*.

**) Da Hr. v. H. eine ausführliche Beschreibung dieser Schlacht geben will, so hätte er bei dem letzten Acte des Kampfes (S. 114), worin Herzog Heinrich aus der Wagenburg hervorbricht, etwas mehr verweilen sollen. Der erste Angriff des Herzogs war, wie *Naruszewicz* (T. IV, S. 11) erzählt, von gutem Erfolg; es gelang ihm, einen schon geschwächten Heerhaufen der Feinde ganz aufzureiben. Aber nun erst rückte *Baidar* vor, der bis dahin mit dem Kern des Heeres

matien, Croatien, und streiften im äufsersten Westen bis nach Inner-Oesterreich; dann kehrte der Chan an die Wolga zurück. Noch auf seinem ungarischen Feldzuge hatten russische Fürsten ihm persönlich gehuldigt, und in ihren Streitigkeiten seine Vermittlung erbeten. Bei seinem Tode hinterliefs Batu ein Reich, das schon bis Nowgorod und an den Don reichte, und dessen Hauptstadt *Sarai* er an der niederen Wolga gegründet. — Sein *Bruder Berke* (bis 1266), ein eben so unternehmender und energischer Mann, war der erste mongolische Fürst, der zum *Islam* überging, welchem Glauben freilich auch die grofse Mehrzahl seiner Kriegsleute huldigte; unter ihm blühte schon moslimische Gelehrsamkeit am Hofe zu Sarai. Berke erweiterte und befestigte die Herrschaft der goldnen Horde in Rufsland, wurde aber mit *Hulagu*, dem Eroberer Persiens, und dessen Nachfolger *Abaka*, in einen blutigen Verwandten-Krieg verwickelt, in dessen Verlaufe der Chan von Kiptschak starb.

Fünftes Buch. Dieses unterbricht den Faden der Geschichte, indem es ganz den Staatseinrichtungen der Mongolen, d. h. ihren Gesetzen, ihrer Religion, Cultur, Heeres-Verfassung, dem Gerichts- und Finanz-Wesen, dem Ceremonial, den Hofwürden und Staatsämtern gewidmet ist. Dieser ganze Abschnitt ist sehr anziehend und belehrend, besonders was die übersetzten Proben der *Jasa* Tschinggis-Chan's (nach *Makrisi's* Auszuge) und die aus *Reschideddin* mitgetheilten *mündlichen Gebote* dieses grofsen Weltstürmers betrifft. — Die Religion der Mongolen war nicht nur bis auf Tschinggis, sondern auch unter seinen ersten Nachfolgern ein blofser nordasiatischer Naturdienst, aber der Grofs-Chan *Chubilai* in China erhob den schon etwas früher durch Missionaire aus Tibet oder Indien nach der Mongolei verpflanzten Buddhismus dorten zur Staatsreligion, wogegen die mongolischen Herrscher-Dynastieen in Turkestan, Persien und Kiptschak zum Islam übergingen, ohne jedoch den Principe der Duldung aller übrigen Religionen, worin ihr grofser Ahnherr ihnen schon Vorbild gewesen, zu entsagen. — Die Sitte, aus verbrannten Schaafknochen zu weissagen, hat, (wie *Kaidalov* in seiner Karawanen-Reise nach Buchara berichtet), auch bei den heutigen Kirgisen sich erhalten. — Der Stein *djede*, dem die Bewohner des östlichen Turkestan noch jetzt die Eigenschaft, *Regen*, *Wind* und *Kühle* hervorzubringen, beilegen, scheint den heutigen Ost-Mongolen allerdings unbekannt; daraus kann aber Hr. Schmidt nicht füglich gegen Hrn. v. H. den Schlufs ziehen, dafs das Mongolische *dsada* (*Wetterbeschwörung*) nicht ursprünglich die Substanz selber bezeichnet haben könnte, deren man sich bei Wetterbeschwörungen bediente. *Dsada* (*jada*), d*jede* (*jede*) und das *yü* der Chinesen haben vermuthlich gleiche Abstammung; aber gewifs hat man schon in der grauen Vorzeit Hoch- und Ostasiens *verschiedenen* Substanzen einen mystischen Einflufs auf die Witterung beigelegt; daher selbst das *djede* der Türken bald für einen Meteorstein, bald für eine Art Bezoar erklärt wird. Dafs die Chinesen ihren *yü* seiner Natur und seinen Wirkungen nach von dem *djede* sehr bestimmt unterscheiden, dafür kann Rec. zwei Stellen anführen, von denen aber die erstere wenigstens auf eine *erfrischende* und *belebende* Wirkung, eine *Heilkraft* des *Steines* hindeutet *). Im fünften Capitel der Naturgeschichte *Pen-ts'ao-kang-mu* ist gesagt, der *yü* lasse die Vegetabilien auf den Bergen, in denen er sich findet, fröhlich gedeihen, und ertheile den Quellen die Kraft, Gesundheit und langes Leben zu sichern. Die andere, von dem Türkischen *djede* oder *djata* handelnde Stelle findet sich in einer chinesischen Beschreibung des östlichen Turkestan, die 1778 erschien, und zwar im 4ten Buche, wo von den Producten dieser Länder die Rede ist **).

(wie Bajesid bei Nikopolis) in Reserve gestanden (*zostawał ieszczeze swoim udzialem, wiekszym nierownie od innych, zupełny Baidar*), und es entspann sich ein neuer heifser Kampf, in welchem Heinrich trotz der furchtbaren Uebermacht der Tataren so lange ausdauerte, bis ein zweiter panischer Schrecken (der famöse Höllenqualm) die gänzliche Niederlage der Seinen herbeiführte. Nach Naruszewicz trugen auch die Mongolen Heinrich's Haupt auf einer Stange um die Mauern von Lignitz, damit die Belagerten durch Schrecken zur Uebergabe gezwungen würden.

*) Der *yü* ist den Chinesen immer ein zwar glatter und glänzender, aber *harter Stein*.

**) Ihr Titel ist *Si-yü-wen-kian-lo*. S. des Recensenten Verzeichnifs der chines. BB. zu Berlin. S. 12.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Hammer-Purgstall: Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist: der Mongolen in Rufsland.

(Schlufs.)

Sie lautet: „der *dja-ta* ist eine Substanz *so hart wie Stein*, und von verschiedner Gröfse und Farbe. Sie entsteht im Bauche der Ochsen und Pferde; auch findet man sie an der Schwanzwurzel einer Art Eidechse und im Kopf oder Bauch des wilden Schweins. Wenn die Eingebornen um *Regen* beten wollen, so befestigen sie den *dja-ta* an einen Weidenzweig und tauchen ihn so in ein Becken mit reinem Wasser. Beten sie um *Wind*, so hängen sie die Substanz in einem Beutel an den *Schwanz* eines Pferdes; beten sie um *Kühlung*, so stecken sie den *dja-ta* in ihren Hüftengurt. Jedes mit Hülfe des *dja-ta* gesprochene Gebet wird erhört. Viele *Hoei* (Türken), auch die *Torgod* und *Oelöt* (also doch *Mongolen!*) führen diese Substanz auf langen Sommer-Wanderungen bei sich, um der *Hitze* zu entgehen." — Zu S. 213 bemerkt Rec., dafs auch die Kriegs-Commissare der saporogischen Kosaken den Titel *Jesaul* führen. — S. 232 findet Hr. v. H. mit Recht, dafs der *Oberstgesellschaftsmeister* (!!) des Chan's, weil er immer am *Bette* desselben sich aufhielt, dem *postelnik* der alten Zare vollkommen entspreche; er weifs also, dafs *postelj* s. v. a. *Bett* bedeutet; aber die Abkunft dieses Wortes (von *po* und *stelitj*, *ausbreiten*, *zurechtlegen*, also wie *stratum* von *sternere*) läfst er unbeachtet, sonst würde er es nicht (S. 410) auf *post* (Pers. *Schaffell*) zurückgeführt haben.

Sechstes Buch. Von Mengku Timur bis zur Thronbesteigung des Usbek. Mengku (*Möngke*) *Timur* (bis 1281) war Berke's Grofs-Neffe. In die ersten Jahre seiner Herrschaft fällt die Ansiedelung der Genueser zu Kaffa in der Krym. Unter den folgenden kurzen und tumultuarischen Regierungen erhielt der alte *Nogai*, Statthalter von Süd-Rufsland, der schon *Berke's* ausgezeichnetster Feldherr gewesen, grofses Uebergewicht: er beförderte den Chan *Toktai* (1291—1313) auf den Thron, bekriegte ihn nachmals, mufste aber wegen eines zwischen seinen eignen Söhnen entstandenen Krieges unterliegen. Sein Name blieb seiner Horde (den *Nogajern*) bis auf den heutigen Tag. — *Siebentes Buch. Usbeg.* Dieser Neffe und Nachfolger Toktai's (bis 1341), ein Fürst von ungewöhnlichen Eigenschaften, bestieg als 13jähriger Knabe den Thron. Seine Regierung, für Rufsland sehr unheilbringend, war sonst die Periode des höchsten Flores der Mongolen in Kiptschak, welches Reich damals von den Ufern des Dnjepr bis an die des Oxus reichte, wo sein Name in den heutigen Usbeken noch fortlebt. *Neun* russ. Fürsten starben unter seiner Regierung eines gewaltsamen Todes. — Sein Nachfolger *Djani-Beg* (bis 1357) wird als ein gerechter, gottesfürchtiger, das Verdienst ermuthigender Fürst gepriesen. Er wurde durch seinen Sohn *Berdi-Beg* ermordet, der sich nach ihm des Thrones bemeisterte. Alle russische Fürsten kamen in B-B.'s Hoflager zur Huldigung; er endete aber schon 1359 ebenfalls durch gewaltsamen Tod, und nun beginnt eine lange Reihe ephemerer und blutiger Regierungen, die erst mit dem Untergang der *blauen Horde* endete. Der letzte dieser Chane, *Mamai*, wollte mit seinem Verbündeten, Jagello von Littauen, ganz Rufsland theilen, erlitt aber auf der Ebene von Kulikov (1380) eine fürchterliche Niederlage, und wurde bald darauf an derselben Kalka, wo die Mongolen vor 156 Jahren den Russen eine so arge Schlappe beigebracht, von dem neuen Herrscher der östlichen Linie vollständig besiegt. —

Achtes Buch. Die Herrscher der *weifsen Horde* waren die Nachkommen eines älteren Bruders *Batu's*,

und residirten im östlichsten Kiptschak, am Aral-See und Oxus. Einer derselben, *Urus-Chan* (seit 1365?) war Zeuge der Zerrüttungen in der *blauen Horde* (d. h. unter den Fürsten des *goldnen Ordu*) und wollte die beiden Linien unter seiner Herrschaft vereinigen. Der Sohn eines von ihm getödteten Vetters, *Tochtamisch*, floh zu dem Welteroberer *Timurlenk*, dessen Gestirn damals in vollem Glanze anfging, und der ihn im Kriege wider *Urus* unterstützte. Indessen starb Urus (1372), und es gelang Tochtamisch nach mancher erlittenen Niederlage dessen Sohn *Timur Melik* (1376) zu besiegen. Von seinem Beschützer Timurlenk als alleiniger Herrscher der weifsen Horde bestätigt, gelang es ihm durch Mamai's Besiegung auch des westlichen Kiptschak's Meister zu werden. Er empfing die Huldigungen der russischen Fürsten, unternahm aber noch im selben Jahre (1381) einen Feldzug gegen Rufsland. Am 23sten August 1382 wurde ihm Moskau in Folge lügnerischer Versprechungen zur Beute; er liefs die Stadt zerstören und das ganze Fürstenthum verheeren. Im J. 1387 entspann sich ein Kampf zwischen Tochtamisch und seinem ehemaligen Patron Timur, in welchem Ersterer empfindliche Niederlagen erlitt. Timur unterbrach diesen Kampf (1392), um ihn, von Tochtamisch selbst herausgefordert, im J. 1395 wieder zu eröffnen. Tochtamisch unterlag und floh zu dem Fürsten Littauens. Timur setzte einen Sohn Urus-Chan's auf den Thron und trat nach entsetzlichen Verheerungen mit ungeheuerer Beute den Rückmarsch an. Der Chan *Timur-Kotlugh* (1397) besiegte den Fürsten von Littauen, der sich geweigert hatte, Tochtamisch auszuliefern; Letzterer verscholl. Er war der letzte grofse Herrscher von Kiptschak gewesen, welches Reich von jetzt an seiner Auflösung schnell entgegeneilte.

Neuntes Buch. Von *Schadi-Beg* (1400) bis zu *Kutschuk Muhammed's* Ermordung (1480). Ein Conglomerat von Krieg und Zerrüttung. Die goldne Horde zerreifst ihre eignen Eingeweide und leistet den mit frischer Kraft sich empörenden russischen Fürsten immer ohnmächtigeren Widerstand; nur die Zwietracht unter den slawischen Potentaten fristet das Dasein der Schatten-Chane noch eine Zeit lang. Als *Kutschuk Mohammed* Chan wurde, hatte sich das Reich in vier mächtige Horden getheilt, darunter auch die *Krym'sche* des *Hadji Girai*, der schon 30 Jahre früher mit dem Grofsfürsten Wasili Dmitrowitsch gegen den Chan Djelaleddin gekämpft hatte. Im Jahre 1466 beginnen die dreijährigen Feldzüge des Grofsfürsten Jwan Wasiljewitsch wider Kasan, die (1468) mit der Eroberung dieser Stadt endeten. König Kasimir von Polen bewog den Chan Muhammed (1471) zu einem Zuge wider Rufsland, der aber für die Tataren, die ihr Bundesgenosse im Stiche liefs, unglücklich ablief. Im J. 1474 schlofs Jwan mit dem Krym'schen Chane Mengli-Girai ein Bündnifs, um das Joch der goldnen Horde durch einen entscheidenden Schritt abzuwerfen. Mengli-Girai rückte in das littauische Podolien ein und hinderte so den Polenkönig Kasimir, dem Kutschuk Muhammed seinen Beistand zu leisten. Dieser that einen vergeblichen Feldzug ins russische Gebiet. Als er sich schon auf dem Rückmarsche befand, überfiel ein neuer Feind, der Chan der *Scheiban*'schen Horde von *Tjumen*, seine Residenz *Sarai*, zerstörte den Palast und rückte dann dem K. M. über die Wolga entgegen. In der Nähe von Asow, wo Muhammed überwintern wollte, fiel er durch die Hand seines eignen Schwagers. Die bereits angelangten Feinde plünderten das Lager und kehrten in ihre Wohnsitze zurück. Die Chanate, welche aus den Trümmern der goldnen Horde entstanden, waren aufser dem in der *Krym* und dem *Scheiban*'schen jenseit des *Jaik* in Sibirien, die von *Astrachan* und *Descht Kiptschak*. Die drei letzten wurden bald dem russischen Reiche einverleibt; das der Krym aber, welches die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen anerkannte, bestand noch länger, als die goldne Horde selbst, indem es erst 300 Jahre später russische Provinz ward.

Das Werk Hrn. v. H.'s wird in jedem Falle wegen des erstaunlichen Sammlerfleifses, mit dem es abgefafst worden, und von welchem nur die Lesung selbst einen Begriff geben kann, für künftige Bearbeiter eine reiche Fundgrube sein, da es ihnen die Benutzung der morgenländischen Quellen, wenn sie auch nothwendig eine neue Musterung passiren müssen, sehr erleichtern wird. Was aber dem Werke hauptsächlich gebricht, darauf wird Keiner zergliedernd eingehen, ohne etwas ganz Neues an seiner Stelle zu schreiben. Hr. *Polewoi* nennt die „Geschichte der goldnen Horde" in seiner humoristischen Anzeige (*Ruskii Wjestnik*, 1841, Heft 3, S. 710 ff.): „eine unförmliche *Olla podrida*, ohne Ideen, ohne philosophische und ächt histo-

rische Behandlung, ohne gelehrte Kritik." In dieses harte Urtheil kann ein billig denkender Leser nur bedingt einstimmen; es fehlt dem Werke weder an Ideen, noch an gelehrter Kritik, wenn auch Beides nur hin und wieder uns begegnet; und dazu ist es mit lebhaftem Witz und phantasiereicher Anschauung ausgestattet; aber seine vornehmsten *Desiderata* sind ächt historische Verarbeitung des Materials, gutes Verhältnifs der Theile zu einander und zum Ganzen, durchgreifende kritische Behandlung und übersichtliche Klarheit.

Schenken wir jetzt noch dem *Anti-Mongolismus* des Hrn. v. H. und dem *Anti-Turkismus* des Hrn. *Schmidt* einige Aufmerksamkeit. Hr. v. H. ist bei Schreibung aller mongolischen Namen und Wörter, die in seinem Buche zerstreut sind, der Orthographie seiner muselmännischen Quellen gefolgt, und das kann man ihm, da er des Mongolischen unkundig ist, nicht verdenken; wenn er aber von seiner bis auf den *Buchstaben* sich erstreckenden Begeisterung für *Reschideddin* u. s. w. fortgerissen, gegen Schmidt behauptet, die persischen Grofs-Beamten am Hofe der Ilchane seien in so Etwas doch wohl bessere Autorität, als die heutigen Mongolen mit ihrer verderbten Aussprache: so kann man ihm erwiedern: 1) dafs diese Herren sich schwerlich die Mühe gegeben haben, den Laut einer für sie barbarischen Sprache so treu darzustellen, wozu die arabische Schrift nicht einmal ganz geeignet war *); 2) dafs man die wenigen Verderbungen der heutigen mongolischen Volkssprache recht gut herausfindet, da die Ost-Mongolen schon seit einem halben Jahrtausend ihr orthographisches System besitzen, das von den späteren Modificationen der Aussprache unberührt geblieben ist. So z. B. lautet jetzt *See* im gemeinen Leben *noor*, aber geschrieben wird es *naghor;* so heifst *Armee*, gesprochen *choschohn*, aber geschrieben *chosigon*; die letztere Form sieht nicht wie eine Verderbung des Türk. *kuschun* aus, eher umgekehrt **). Hr. v. H. hält z. B. *böke* (Mongol.) für eine verderbte Aussprache des Türk. *bogha*, *Stier;* aber die Mongolen unterscheiden auch in ihrer *Schrift* ö von o. Beide Ww. sind übrigens gemeinsamer Abstammung, wie das mong. *chonin* (*Schaaf*), und Türk. *kojun*; es wird Niemanden einfallen, das Russ. *wol* für eine Corruption des deutschen *Bulle* zu erklären.

Der hitzigste Streit beider Herren betrifft aber eben die *Abstammung* vieler Wörter: Hr. Schmidt, der weniger Türkisch versteht, will bisweilen türkische Ww. den Mongolen aneignen; Hr. von Hammer, der kein Mongolisch weifs, zieht Wörter dieser Sprache ins türkische Gebiet — man sieht also, dafs Keiner in jedem Falle Autorität sein kann, und am Wenigsten Hr. v. H., der nie orientalischer *Philologe* gewesen ist. *) Beide Sprachen haben eine so strenge Analogie und ein so übereinstimmendes Lautsystem, dafs es von manchem in beiden vorkommenden Worte vielleicht immer unentschieden bleiben wird, ob es mehr der einen oder der anderen angehöre. Will man also ein bisher für Mongolisch gehaltenes Wort dem Türkischen vindiciren oder umgekehrt, so mufs man auch nachweisen können, dafs es nur in Einer dieser Sprachen seine Wurzel, oder wenigstens seine Grundbedeutung habe, dafs die grammatische Form, in der es erscheint, bei der einen Nation Regel, bei der anderen nur Ausnahme, oder gar nicht mehr zu finden sei, dafs sie hier mehr den Charakter der Ursprünglichkeit, dort aber den der Verkümmerung trage u. dgl. Wie ist dies nun möglich, wenn man nicht *beide Sprachen etymologisch* studiert hat? Einige Beispiele: Hr. Schmidt setzt (S. 630) dem Verf. gründlich auseinander, dafs *jasa* oder *jasach* (Einrichtung, Ordnung, Verbesserung), dessen Wurzel in *jasal* sogar *ärztliche Pflege* bedeutet, der mongolischen Sprache innigst angehört. **) Hr. v. H. will dieses Wort den *Türken* aneignen; da er aber keinen etymologischen *Beweis* führen kann, so *verweist* er seinen Gegner auf ein *persisches* und *zwei türkische Wörterbücher* (!!), als ob die Aussprüche ihrer Verfasser auf eine *kritische Vergleichung des Sprachgebrauchs beider Völker* sich basiren müfsten!! Und was sagen diese Herren am Ende? der Perser nennt *jasa* ein *chuaresmisches* Wort, weil er gehört hat, dafs die Türken in *Chuaresm* sich seiner bedienen; von den Türken aber sagt der Eine: „*jasak*, allgemein bekannt als *Verbot*" (er nennt also das Wort weder Türkisch noch Mongolisch); der Andere weifs gar nur von *jasamak*, *thun*, dessen Wurzel vielleicht eine ganz andere; und wär' es wirklich dieselbe, so ist *thun* doch ein abstracterer Begriff, als *einrichten*,

*) Man weifs, wie kümmerlich diese Schrift auch die *türkischen* Laute darstellt.

**) Damit sei nicht gesagt, *choschohn* oder selbst *chosigon* verdienten den Vorzug; besonders da *kuschun* im Türk. seine Etymologie hat, nämlich *kuschmak*, *sammeln*, *vereinigen*. Wie aber Hr. v. H. das Wort (S. 213) für *Persisch* erklären kann, ist unbegreiflich.

*) Wie leichtfertig Hr. v. H. mit Sprachen umgeht, ergiebt schon (S. 53) seine Erklärung von *Erkene-kun* durch *Berggewölbe der Kunen;* hier supponirt er also einen *nachgesetzten Genitiv*, der im Türkischen wie im Mongolischen ohne Beispiel ist. Somit fallen die *Kunen* hier von selbst weg. Rec. bezweifelt übrigens auch die Richtigkeit der Deutung Abulghasi's; der Name ist am wahrscheinlichsten Mongolisch und bezeichnet eine *Berghöhle mit schroffen Abhängen*, aus *erki* (*hoch und steil*), und *kün*, *Höhle*.

**) Die heutige Aussprache ist übrigens nicht *drasach* (!), sondern *djasach;* ersteres wäre eine wunderliche Corruption.

verbessern, und darf also nicht an die Spitze gestellt werden. Mit solchen Autoritäten wird dem nicht-kundigen Leser Sand in die Augen gestreut. — S. 165 will Hr. v. H. dem mongolischen *acha* das türkische *agha* substituiren, weil doch *die ganze Welt wisse* (!), dafs *agha* ein *rein türkisches* Wort sei. Aber die ganze Welt weifs höchstens, dafs es *bei* den Osmanen *vorkommt*, und was es *bei ihnen* bedeutet; wogegen Hr. v. H. selbst *nicht* zu wissen scheint, dafs die Grundbedeutung des Wortes keineswegs *Herr*, sondern *älterer Bruder* ist, im Türkischen wie im Mongolischen,*) wenn auch die Bedeutung *Herr* sich begreiflicher Weise leicht daran knüpfte. Es verhält sich damit, wie mit dem Titel *Dei* (*dajs*), der ursprünglich *avunculus* bedeutet. Wird aber der Verf. im Ernste annehmen, die Mongolen hätten ein Wort für einen so nahen Verwandtschafts-Begriff, wie Bruder, erst von den Türken erbetteln müssen?! — S. 6 behauptet Hr. v. H. von seinem Dreifufs, die Ausgangssylbe *tai* sei *rein Türkisch*; Hr. Schmidt bedeutet ihm (S. 609), sie sei *eben so rein Mongolisch* und könne daher im obigen Falle kein grofses Gewicht haben. Hr. v. H. entgegnet wieder vom Dreifufs, sie sei *ursprünglich rein Türkisch*. Soll das etwa gar heifsen: „die Mongolen haben sie *von den Türken erborgt?*"..... Wer beide Sprachen kennt, der weifs, dafs die Endung *tai* (wie das verwandte *gai*) im Ost-Türkischen häufig, im Mongolischen weit häufiger vorkommt; und diese Erscheinung ist ihm ein Beleg mehr für die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs beider Sprachen und Völker. — S. 213 wird *jesek* (*Schildwache*) von dem Verf. gar für *Persisch* erklärt; aber das mongolische *jisegül* stammt in gerader Linie von der gleichfalls mongol. Wurzel *jisie*, *aufstellen*, *einen Platz* oder *Posten anweisen*, und hat auch eine ächt mongol. Endung. — S. 14 wird Hr. v. H., dem sonst bei Vergleichungen auf die Form der Wörter blutwenig ankommt, einmal erstaunlich accurat, indem er gegen Herren Schmidt behauptet, *Torgh* (wie in *Torghod*) und *Türk* seien zwei *durchaus verschiedne* Namen, deren drei Radicale nur den *mittleren*, *das R* gemein haben! Dagegen steckt ihm der Name *Türk allem Anschein nach* in dem *Targitaos* des Herodot, und in dem *Togarma* der Bibel!!**) Nach obigem Princip mufs er also z. B. das ost-türkische *oghus* und das osmanische *ökjüs* (Beide bedeuten *Ochse*) entweder für zwei grundverschiedne Wörter erklären, oder annehmen, dafs eine Erscheinung, die schon in *Dialekten derselben Sprache* sich findet, in ihrem Verhältnifs zu einer anderen unmöglich sei!

Hr. v. H., dem die Etymologie immer nur ein bloffses Spielwerk gewesen, nennt die sprachlichen Zurechtweisungen seiner Beurtheiler an verschiednen Stellen *Lappalien* und *Kleinigkeits-Krämereien*; wer aber z. B. mit solchem Feuer-Eifer *Ekber* gegen *Akbar*, *Mutenebbi* gegen *Motanabbi* u. s. w. in Schutz nehmen kann, wie Hr. v. H. öfter gethan, der sollte sich auch Ausstellungen gefallen lassen, die doch viel wesentlicher sind, als solche.

Zuweilen glaubt man in der Antikritik des Hrn. v. H. ein absichtliches Mifsverstehen seiner Gegner zu bemerken, oder seine Entschuldigungen sind wenigstens nicht befriedigend. So z. B. antwortet er auf die Erinnerung des Hrn. v. Frähn (S. 585), dafs die sogenannten Tataren in Rufsland noch heutzutage den Rubel *Sum* nennen: „Wie hätte ich denn dieses wissen sollen, wie wissen *können?* welche Forderung an einen Ausländer, der vielleicht nie einen Rubel gesehen hat!" Aber zu diesem Zwecke mufs man nicht erst nach Rufsland reisen und braucht nicht einmal einen Rubel gesehen zu haben, auf dem überdies schwerlich geschrieben steht, dafs er bei den Tataren *Sum* heifst. Das Wort findet sich in jeder tatar-türkischen Grammatik, z. B. bei *Trojanskii* (S. 188—190, im Gespräche *vom Bücherkaufen*, wo es *dreimal* vorkommt.) — S. 599 tadelt Hr. v. F., dafs der Verf. *schewkjetli* durch *berühmt* übersetzt, indem *schewkjet* vielmehr *furchterregende Macht* sei. Hr. v. H. nimmt, *als Dolmetsch von* 40 *Dienstjahren*, diese Zurechtweisung sehr übel, und bemerkt, nach Hrn. v. F. müfste also *schewkjetli padischahym* durch *mein fürchterlicher Padischah* übersetzt werden! Sichtlich wählt er dieses unedlere Wort nur, um dem Vorwurf etwas Lächerliches anzuhängen; denn es kann Hrn. v. H. nicht unbekannt sein, dafs die Despoten des Orients gerade auf ihre *tremenda maiestas* das Meiste sich einbilden. Nennt doch der fromme Psalmensänger selbst seinen Jehovah *sehr furchtbar* (*nôrâ meôd*), ohne die Besorgnifs, ihn zu beleidigen! Und heifst nicht *Gott fürchten* s. v. a. *fromm sein?* — S. 600 entschuldigt Hr. v. H. seine Uebersetzung der arabischen Worte *li-ghaswi Turk* (*zur Bekriegung der Türken*) durch *wider die Ghusen und Türken* mit der Isolirung des *Wâw* im Originale; er las *li-Ghus we Turk*. Einverstanden! — ist aber sein Original auch Schuld daran, dafs er *li* (*zu*) in der Bedeutung *'ala* (*wider*, *gegen*) gefafst hat? denn *ba'asahu li Gh. we T.* kann nicht anders gedolmetscht werden, als: *er schickte ihn zu den Ghusen und Türken*; das wäre kein Feldzug.

Schott.

*) Ein besonderes Wort für *älterer* und für *jüngerer Bruder*, findet sich bei den meisten patriarchalisch lebenden Völkern Asiens (sogar noch im *Ungarischen*), und in mehreren ihrer Sprachen ist Ersteres zugleich *Ehrentitel*. Rec. verweist nur auf die *Mandju's*, die *Chinesen*, *Tibeter*, *Japaner* und *Hinterindier*.

**) Geschichte des osmanischen Reiches, B. 1, S. 33 der zweiten Ausgabe.

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

LI.

Lehrbuch der Physiologie für academische Vorlesungen und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniſs der Aerzte von Rudolph Wagner. 1*ste Abth. Physiologie der Zeugung und Entwickelung. Leipzig*, 1839. 143 S. 8. 2*te Abth. Physiologie der Ernährung und Absonderung. Leipzig*, 1840. 292 S. 8.

Die Aufgabe, welche der geschätzte Autor, dem Titel dieses Werkes nach, zu lösen verspricht: eine Physiologie für das Bedürfniſs der Aerzte zu schreiben, ist eine bedeutsame, vorzüglich in unserer Zeit, wo viele Aerzte das Bedürfniſs der Physiologie so wenig empfinden, daſs sie vielmehr nur in der sinnlichen Empirie die Praxis zu begründen denken. Wie wenig dieses jemals gelungen ist, lehrt freilich schon der geschichtliche Entwickelungsgang der Medizin, in welchem sich zeigt, daſs seit den ältesten Zeiten alle bedeutenden medizinischen Systeme, durch welche ein Fortschritt der Wissenschaft gemacht worden ist, auf Physiologie gegründet worden, ja aus der Physiologie geboren worden sind. Schon die griechischen und römischen Aerzte legten ihre Weise der kosmischen Erklärung des organischen Lebens ihren Heilungsprincipien zum Grunde, und seitdem in der modernen Zeit eine organische Physiologie sich auszubilden angefangen hat, haben Theophrastus Paracelsus, Fernelius, Sydenham, Boerhaave, Stahl, Haller, Brown, Frank durch den Aufbau ihrer medizinischen Systeme aus physiologischem Grunde der Wissenschaft weitergeholfen; die Fortschritte der Medizin sind aus den Fortschritten der Physiologie hervorgegangen, ja man kann sagen alle bedeutsamen medizinischen Systeme sind physiologische gewesen, und nie hat es der einfache Empirismus dahin gebracht, wahre allgemeine Grundsätze zu Heilideen zu schaffen. In Wahrheit hat sich sogar ursprünglich die Physiologie selbst aus dem drängenden Bedürfniſs der praktischen Medizin zu wissenschaftlichen Grundsätzen zu gelangen weiter gebildet; die Betrachtungen des kranken Organismus haben wieder zu den Principien der Gesundheit geführt, indem man die Nothwendigkeit der Kenntniſs dieser Principien empfand, weil ohne sie die Praxis nicht sicher begründet werden konnte, und man aus der empirischen Unsicherheit sich Rath in der Allgemeinheit physiologischer Gesetze zu holen gedrungen war. Dieser ursprünglich unbewuſste Durst der Aerzte nach physiologischer Einsicht ist später in wahre Erkenntniſs des Bedürfnisses derselben übergegangen, wenn groſse Geister die Wissenschaft neu zu begründen versuchten, und so ist denn die Physiologie in steter Wechselbeziehung zu einem integrirenden Theil, ja zu einem organischen Gliede der Medizin geworden, wenn gleich nicht ohne oft wiederkehrendes Widerstreben derjenigen, denen der wahre Zusammenhang der Physiologie mit der Medizin nicht klar geworden. Auf die richtige Erkenntniſs dieses Zusammenhanges kommt aber alles an und die Frage, wo die Brücke ist, welche von der Physiologie zur Medizin herüberführt, ist immer der Stein des Anstoſses für diejenigen gewesen, welche sich ohne Physiologie zu behelfen versuchten. Diese Frage hängt mit dem innersten Leben der Medizin zusammen und die Brücke von der Medizin zur Physiologie ist eigentlich der Mittelpunkt, um den sich das ganze Getriebe der Medizin dreht. Sie wird rein praktisch dadurch, daſs man einen Nutzen der Physiologie für die Medizin verlangt; einen Nutzen, der sich darin zeigen muſs, daſs man zu sicheren Heilgrundsätzen durch die Physiologie gelangt. Diesen Nutzen fordern die praktischen Aerzte unmittelbar; die Physiologie soll ihnen brauchbar für das Leben sein, und wenn sie dieses nicht ist, läſst man sie fallen. Hier sind zwei Seiten: der organische, rein wissen-

schaftliche Zusammenhang zwischen Medizin und Physiologie, und dann der dadurch zu begründende Nutzen der Physiologie für das praktische Leben. Es ist eigenthümlich, dafs ungeachtet ursprünglich die Praxis selbst das Bedürfnifs nach physiologischer Erkenntnifs hervorgerufen und die Physiologie eine nützliche Brodwissenschaft für den nach Heilideen handelnden Arzt war; dennoch später die Physiologie durch den Reichthum ihres Inhalts sich so verselbstständigt und von der Medizin emancipirt hat, dafs die Seite des praktischen Zusammenhanges und des Nutzens der Physiologie für die Medizin ganz verloren gegangen ist und man in neuerer Zeit die Physiologie, als Wissenschaft des organischen Lebens überhaupt, so unabhängig von der Medizin behandelt hat, dafs zuletzt der alte praktische Nutzen kaum mehr nachweisbar wurde; und die Aerzte diese Art der Physiologie aus dem praktischen Grunde der Unbrauchbarkeit vernachläfsigten. Die Ursache dieses Zustandes ist darin zu finden, dafs die Physiologie nach Paracelsus und Fernelius ursprünglich nur *menschliche* Physiologie in concentrirter Beziehung auf Pathologie und Therapie war; später aber die Physiologie zu einer Wissenschaft des Lebens der ganzen organischen Natur (des Thierreichs und Pflanzenreichs) sich verbreiterte, wodurch natürlich die Beziehungen derselben zur menschlichen Pathologie immer lockerer und zuletzt fast aufgehoben wurden, so dafs die ursprüngliche Bedeutung ganz verloren ging. Die Physiologie der gesammten organischen Natur aber blieb immer die eine Physiologie, die auch dem Arzte gelehrt wurde, aber ungeachtet ein inniger Zusammenhang zwischen pflanzlicher, thierischer und menschlicher Physiologie besteht, so dafs alle ein grofses organisches Ganze bilden, ja ungeachtet die letztere ihre vollendetere Ausbildung allein der pflanzlichen und thierischen Physiologie verdankt, so verliert sich doch in den Massen des Materials und in der Breite des Umfangs der gesammten Physiologie der organischen Reiche die praktische Beziehung der Physiologie zur Medizin; und so ist es gekommen, dafs in neuerer Zeit Physiologie und Medizin sich so sehr entfremdet haben, dafs man beide als von einander unabhängige und isolirte Wissenschaften zu behandeln gewohnt geworden ist; worüber dann der Nutzen der Physiologie für die Medizin ganz aufser Betracht gekommen ist. Die Schuld hiervon liegt zum Theil in der eigenthümlichen Gestalt der Physiologie, in welcher dem Arzte die praktischen Beziehungen nicht gezeigt werden, indem der Reichthum neuer Entdeckungen in der Pflanzen- und Thier-Physiologie nicht bis zu ihrem Zusammenhang mit der menschlichen Physiologie, und noch weniger bis zu dem Zusammenhang mit der menschlichen Pathologie fortgeführt werden, so dafs ihnen ungeachtet alles wissenschaftlichen Interesses doch das praktische abgeht; zum Theil aber liegt die Schuld in der Medizin selbst, die unbewufst sich eine Reihe einzelner physiologischer Wahrheiten angeeignet hat, ohne sich ihres Ursprungs aus dem Ganzen bewufst zu werden und mit diesen, so gut es geht, empirisch praktisch fortschreitet in dem Glauben, dafs die Medizin auch ohne Physiologie bestehen könne. Man sieht leicht, dafs dieser Zustand eine ernste Berücksichtigung fordert und dafs eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zusammenhanges zwischen Physiologie und Medizin auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft eine Aufgabe von dem höchsten und wichtigsten Bedürfnifs ist.

Es frägt sich hier weiter, wie und auf welche Art für den Zweck der Medizin dieser Zusammenhang zu bewirken ist. Die Versuche sind auf verschiedene Art gemacht worden, gemäfs den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen die Physiologie bearbeitet worden ist. Die Physiologie selbst hat mehrere Seiten ihrer Auffassung, je nachdem man sie mehr in sinnlicher oder in geistiger Richtung betrachtet. Sie ist zunächst darin von ganz anderer Natur als die übrigen in den Kreis der Medizin gehörigen Naturwissenschaften, dafs sie nicht bei der sinnlichen Anschauung *äufserer* Formen stehen bleibt, sondern sogleich zur Erkenntnifs und zum Begriff der *inneren* Lebensursachen und Quellen übergeht, den *Lebensprocefs* zu erkennen strebt. Die sinnliche Kenntnifs der organischen Formen wird in der Physiologie schon vorausgesetzt und ist gegen das eigentliche physiologische Ziel untergeordnet; man geht sogleich auf die Natur der Kräfte, die inneren Hebel der Thätigkeiten ein, zerlegt dabei die Formenkenntnifs wieder in Stücke und braucht sie nur als Mittel um zu dem inneren Wesen zu gelangen. Man geht, oder soll doch gehen, von den äufseren Erscheinungen zu dem inneren Gesetz, was als allgemeines treibendes Princip der organischen Entstehung zu Grunde liegt: die Physiologie könnte man

die Bildungs- oder Schöpfungslehre der Organismen nennen. Deshalb braucht man beim Studium der Physiologie ganz andere Geisteskräfte als in den beschreibenden und historischen Naturwissenschaften; Verstand und Vernunft werden in Anspruch genommen, anstatt man anderswo mit Sehen und Hören auskömmt. Obgleich nun freilich die Erscheinungen des Organismus schon Voraussetzung seiner physiologischen Erkenntnifs sind, so gehört ihre Kenntnifs doch auch zur Physiologie, und sie bilden das sinnliche Material, woran sich die physiologische Erkenntnifs knüpft, und wenn sie gleich nicht das Wesen der Physiologie ausmachen, sind sie doch als Stücke und Theile des Ganzen vorhanden. Hierin liegt nun die Verschiedenheit der Behandlung der Physiologie, dafs Viele bei dem sinnlichen Material der Physiologie stehen bleiben und eine Sammlung desselben für die Wissenschaft selbst gelten lassen. Man hat so leichte Arbeit: anatomische Formbeschreibung, Entwickelungsgeschichte, chemische Analysen, hin und wieder mit physiologischen Betrachtungen verwebt, werden als Physiologie gegeben. Es giebt daher anatomische, morphologische, chemische, physikalische, naturhistorische Physiologieen. Alle enthalten, wenn auch nicht den organischen Gesammtinhalt, doch morphologische, chemische Stücke der Physiologie. Alle diese gehören freilich auch zur Physiologie, bilden Theile derselben; aber das Ganze des physiologischen Processes ist nicht dadurch erkannt, das Wesen der Erscheinungen des Lebens nicht erklärt, und so kommt es denn, dafs solche Weise der Betrachtung auch nicht dazu führen kann, nützlich für die praktische Medizin zu werden und Aufklärung über den kranken Lebensprocefs zu geben, wie man sie aus der Physiologie verlangt. So können physiologische Werke vom reichsten Inhalt an Kenntnifs der Formen, Erscheinungen und Eigenschaften dennoch für die Medizin unbrauchbar sein; ungeachtet sie Physiologisches enthalten. Die Physiologie hat einen grofsen Magen, kann vielerlei in sich aufnehmen und vertragen; aber wenn man nicht dafür sorgt, dafs es verdaut wird, wird es roh wieder ausgeworfen, und nutzt zu nichts. Auf Erkenntnifs der Bedeutung der Formen, des Grundes und Zusammenhanges der Erscheinungen kommt es an, die sinnliche Kenntnifs derselben ist noch keine Physiologie. Man hat die Phänomene der Herz- und Muskelbewegung Jahrhunderte lang gekannt, aber erst nachdem der innere Procefs dieser Bewegung erkannt worden, hat sich ein Nutzen für die Medizin daraus ergeben. Solche sinnliche Kenntnifs von Formen ohne Erkenntnifs des Processes und der organischen Bedeutung ist ein blofses Knochengerüst der Physiologie ohne Fleisch und Leben und für die praktische Medizin auch nicht brauchbar. Von diesen anatomischen, historischen, chemischen Stücken der Physiologie aus führt daher keine Brücke zur Praxis, und das Bedürfnifs der Aerzte an der Physiologie wird nur aus einer Kenntnifs des physiologischen Processes im Zusammenhange des Ganzen befriedigt werden können. Dadurch allein wird die Physiologie zu einer wahren Theorie der Medizin. Die Forderung, auf solche Art die menschliche Physiologie zum Zweck der Medizin zu bearbeiten, wird immer dringender, je mehr anatomisches und historisches Material aus der thierischen Physiologie sich ansammelt, wodurch die menschliche Physiologie zu einem Magazin roher Stoffe wird, die vor ihrer Verarbeitung nur die klare Einsicht in dem Zusammenhang des Ganzen stören, und eine Anwendung der Physiologie zur Begründung der Praxis hindern, die nur durch Erkenntnifs der Gesetze des organischen Processes möglich wird.

Hierbei tritt uns freilich das Vorurtheil derer entgegen, welche die organischen Naturgesetze oder doch die Möglichkeit ihrer Erkenntnifs geradezu läugnen und sich darum nur auf unmittelbare praktische Erfahrungen berufen. Diese aber verschmähen hiermit die ganze Physiologie, deren Wesen eben in der Erkenntnifs der Allgemeinheit und Gesetzmäfsigkeit des Lebensprocesses begründet ist, und theilen die Gebrechen und die Bodenlosigkeit des Empirismus aller Zeiten, welcher auf allgemeine Grundsätze des medizinischen Handelns und auf vernünftige Einsicht in den Gang des kranken Lebens, in welchen sie eingreifen wollen, verzichtet. Hier läuft alles auf Willkühr in Ansichten, Meinungen auf gut Glück und Zufälligkeit des Taktes hinaus, die geglaubte Sicherheit der sinnlichen Erfahrung wird haltungslos beim Wechsel der empirischen Analogieen und kein rationelles Verfahren ist möglich. Für solche Aerzte mag dann die Physiologie beschaffen sein wie sie will, sie können sich blofs mit anatomischer Formbeschreibung, chemischen Analysen u. dergl. aus der Physiologie begnügen, denn

in Wahrheit brauchen sie für ihre Medizin gar keine Physiologie. Die Wahrheit der physiologischen Naturgesetze aber wird diesem gegenüber durch die grofsen Vortheile, welche von jeher durch Anwendung physiologischer, nach der Kenntnifs der Gesetze des Processes gebildeter, Heilideen erreicht worden sind, selbst erfahrungsgemäfs bestätigt.

Aus solchen Betrachtungen entnehmen wir die Wichtigkeit des von unserem Verf. beabsichtigten Unternehmens: eine Physiologie für das Bedürfnifs der Aerzte zu geben. Nun frägt sich, wie die Aufgabe von ihm gelöst worden ist. Nach der von uns ausgesprochenen Ansicht würde der Zusammenhang der Physiologie mit der Medizin, der den Aerzten Bedürfnifs ist, nur dadurch gegeben werden können, dafs in der Physiologie überhaupt der organische Lebensprocefs zergliedert und in seiner schaffenden und bildenden Thätigkeit verfolgt und somit die Formen und Erscheinungen in ihren inneren Gründen erklärt werden; dann aber, *dafs von einer auf diese Art gewonnenen organischen Schöpfungslehre aus der Uebergang des gesunden Lebensprocesses in die Krankheit verfolgt und somit die Möglichkeit und Bildungsart der Krankheiten und deren Rückbildung in Gesundheit begreiflich gemacht würde.* Der Hr. Verf. aber scheint dies innere Verhältnifs der Physiologie zur Pathologie nicht im Auge gehabt zu haben, sondern das Bedürfnifs der Aerzte an der Physiologie nur in dem Sinne zu nehmen, dafs ihnen das physiologische Studium durch Kürze der Darstellung, wodurch mehr ein Ueberblick über die neueren Forschungen in der Physiologie im Allgemeinen gewährt wird, erleichtert werde. Es ist also vielmehr ein äufseres als ein inneres Bedürfnifs der Aerzte, was hier berücksichtigt wird. Was dabei den Inhalt betrifft, so geht der Verf. vorzüglich morphologisch zu Werke und stellt die mancherlei Beobachtungen über Entwickelungsgeschichte, in welcher von ihm selbst viel Ausgezeichnetes geleistet worden, in den Vordergrund. Das Werk ist also nicht eine Physiologie in dem Sinne, wie wir ihn vorhin schilderten, sondern mehr ein morphologischer Umrifs der verschiedenen Organe und deren Entwicklungsgeschichte, worin die eigentlich physiologische Untersuchung erst angeknüpft werden mufs. Bei der Kürze des Umfanges sind es mehr morphologische Beiträge zur Physiologie, als die Wissenschaft im ganzen Umfange, wobei eine vorzügliche Rücksicht auf die vom Verf. selbst fleifsig bearbeitete vergleichende Morphologie der Thiere genommen worden ist, verbunden mit chemischen Analysen von Stoffen und Organen.

Indem wir näher auf den Inhalt eingehen, finden wir in der ersten Abtheilung in 2 Abschnitten: 1) die Morphologie der Generationsorgane bei Menschen und Thieren und 2) die Erscheinungen der Begattung und Befruchtung. Hier werden die Formen und Erscheinungen der sogenannten Saamenthierchen und vorzüglich deren vom Verf. beobachtete Entwickelung in zellenartigen Blasen, worüber auch v. Siebold neulich bei Medusen, bei Cyclops, dem Kalmar interessante Beobachtungen hinzugefügt, beschrieben. Der Annahme des Verfs., dafs die Bewegung der Saamenthierchen eine willkührliche sei, können wir indefs nicht beistimmen, sondern finden sie nur ähnlich pendelartig oscillatorisch, wie bei den Oscillatorien selbst und bei der Urzeugung so vieler Infusorien, die auch bei Pflanzen in einem gewissen Zustande der Ueberreife der Sporen und Fruchtzellen so viel die Aufmerksamkeit erregt haben und für vegetabilische Spermatozoen gehalten worden sind. Sorgfältig ist die Beschreibung der Organisation des thierischen Eies und dessen Bildung in den Ovarien, die nach Valentin ursprünglich in strahligen blinden Röhren der Ovarien, ähnlich den Saamenröhren, geschieht.

Die Erscheinungen der Befruchtung und die Berührungsart der Eier mit dem Saamen sind übersichtlich dargestellt, wobei die älteren Beobachtungen von Leeuwenhoek und Spallanzani über unmittelbare Berührung und die Uebertragung der Saamenthierchen bis zu den Ovarien, durch neuere an Hunden von Bischoff angestellte vermehrt worden; was auch mit der Wirklichkeit der Befruchtung der Eier in den Ovarien selbst, normal bei Thieren und abnorm beim Menschen, übereinstimmt. Den eigentlichen Procefs der Keimbildung vermissen wir ganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Lehrbuch der Physiologie für academische Vorlesungen und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniss der Aerzte von Rudolph Wagner.

(Fortsetzung.)

Ausführlicher verbreitet sich der Verf. im zweiten Abschnitt über die Entwickelung des Keims. Zuerst folgt die Entwickelung des bebrüteten Hühnchens nach Wolff, Pander, v. Baer. Die Bildungsgeschichte des Herzens aus einer sich gegen das Rückenmark einschlagenden Stelle des Sinus terminalis, welche wir im System der Circulation gegeben und auf mehreren Tafeln abgebildet haben, hat der Verf. übersehen. Wir halten den Gegenstand für die Lehre von der Blutbewegung, insbesondere für das Verhältniss der centralen und peripherischen Bewegung für besonders wichtig, was sich auch im Vergleich mit der Entwickelung der Pflanzengefäsformen, die wir in der neuesten Schrift (die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen) beschrieben haben, zeigt.

Die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Embryo ist durch die Analogieen der Embryonenentwickelung der Säugethiere, besonders der Hunde, erläutert, und für den Zweck des Werks sehr gelungen.

Zuletzt giebt der Verf. in diesem Heft eine Entwickelungsgeschichte der Gewebe. Er neigt sich zu der zuerst von C. F. Wolff gegebenen und dann von Valentin und Schwann verfolgten Ansicht, dafs alle Gewebe aus Metamorphosen ursprünglicher Zellen der Keimhaut und des Dotters entstehen. Von Interesse bleibt hierbei die neuerlich bekannter gewordene Bildung pflanzenähnlicher Zellenformen in der Oberhaut, den Knorpeln und dem Zellgewebe überhaupt, wobei wir zu bemerken uns veranlafst finden, dafs wir bereits lange vor Valentin und Schwann im Jahr 1836 die Zellenbildung in der Chorda dorsalis der Fischembryonen abgebildet haben (System der Circulation Tab. 3. 4. in allen Figuren). Inzwischen kommen bei der gegebenen Ansicht der Zellenmetamorphose zwei Fragen in Betracht, deren Nichtbeachtung die Schuld der Mängel zu tragen scheint, die sich in dieser Lehre finden. Zuerst nämlich frägt es sich, ob, wie hier ohne weiteres vorausgesetzt wird, alle ursprüngliche organische Form wirklich auf Zellen zurückführbar ist? Es giebt eine Menge Erscheinungen, die dagegen sprechen, dafs Zellen die alleinige Urform organischer Bildung sind; viel öfter zeigt sich die Kugel und Körnerform als organische Urform, wie bei der anfänglichen Bildung des Chylus im Darmkanal, in dem Blut- und Saftplasma, im Cambium der Pflanzen, in dem Schleimgewebe vieler Infusionsthiere, Polypen, Medusen. Wir sind hier mit Purkinje übereinstimmend. Dann tritt als zweite organische Urform die Fadenbildung auf, gleichsam die in die Länge gezogene Kugelform. Solche Fadenbildung zeigt sich in der Bildung der sogenannten Spermatozoen, vorzüglich in der Spiralfadenbildung bei Pflanzen; aber auch im thierischen Körper ist die Fadenbildung viel allgemeiner, als man jetzt anzunehmen geneigt ist, und das thierische Zellgewebe (besonders Sehnen) und Muskelgewebe zeigt häufig die Fadenform. Wahre Zellenbildung ist erst eine secundäre organische Form. Die Zellen bilden sich nach unseren neueren Beobachtungen auch noch auf doppelte Art, einmal nämlich durch Hohlwerden von Kugeln und Körnern, dann aber durch Umlagerung der Körner mit Zellenblasen, in denen dann die ursprünglichen Körner als die Kerne erscheinen. Dies ist nun die Form, welche von unserem Vf. nach Valentin und Schwann mit Unrecht als der Urtypus angesehen wird, aus dem sich alle Gewebe entwickeln sollen, wobei denn zuerst auffällt, dafs es viele Pflanzen- und thierische Zellen ohne Kerne giebt, oder hinwiederum besonders bei Pflanzen eine Zelle sehr viele Körner ursprünglich enthält, oder auch wohl

Vögeln u. s. w. Ist der Magen mit dicker Epidermis überzogen, so sammelt sich im nüchternen Zustande der Speichel als unveränderte Flüssigkeit an (Pferd, Rind); ist aber der Magen nackt, so wird Wasser aus dem Speichel resorbirt und die festen Stoffe bleiben im concentrirten Zustande mit Schleim vermengt als ein schleimiger Ueberzug der Magenschleimhaut zurück, ohne Ansammlung wäfsriger Flüssigkeit. Daher hat man immer in den untersuchten Magensäften bei aller sonstiger Verschiedenheit der Bestandtheile Speichelstoff finden müssen. Ist freie Säure in dem Magensaft gefunden, so war er mit Speisebrei vermengt und die Säuren sind die des sauren Speisebreies selbst. Was Schwann Pepsin nennt, ist ein Gemenge von Schleim und Eiweifs, das sich immer im Darmkanal findet, dem die digerirende Wirkung durch Speichelstoff, der davon nicht zu sondern ist, mitgetheilt wird. Im Laabmagen der Kälber ist saurer Speisebrei aus digerirtem Käse der Milch, verbunden mit Schleim und Speichel, und der Speichelgehalt bewirkt auch hier die digerirende Kraft, selbst nachdem alle Säure neutralisirt war. Uebrigens scheint nach unseren neueren Versuchen der in der Digestionsveränderung begriffene Speisebrei selbst eine stark zur Digestion ansteckende Wirkung auf Speisen zu haben; die dann durch neu zugemengten Speichel noch erhöht wird. Diente der Speichel blofs zum Verschlucken, so sähe man nicht ein, warum die Vögel so gut als gar keine Speicheldrüsen im Munde, dagegen aber dergleichen Drüsen im Magen haben. Die Speicheldrüsen sind vielmehr immer den Kauorganen beigegeben, damit der Speichel sogleich digerirend auf die zerkauten Speisen einwirkt. Wäre die Säure im sogenannten Magensaft das Digerirende, so würde durch die verstärkte Säurebildung bei kranker Digestion, die Verdauung besser von Statten gehen müssen, wovon wir aber das Gegentheil sehen. Die einfache tägliche Erfahrung widerspricht also dieser Digestionstheorie. Nicht minder würde man, wenn Essig und Salzsäure die Digestion wirklich unterstützten, durch Trinken solcher Säuren die Verdauung verbessern oder beschleunigen, während allgemein bekannt ist, dafs Trinken von Säuren die Digestion schwächt. Die Säure im Speisebrei ist vielmehr Produkt der Digestion und beginnt daher durch Wirkung des Speichels schon im Netz- und Blattmagen der Wiederkäuer, wo sich noch gar keine Magendrüsen finden, die den sauren Saft absondern könnten. Man sieht hieraus, wie unzuverlässig hier die einfache und unzusammenhängende sinnliche Beobachtung chemischer Phänomene ist, und mit welchem Unrecht man sich darauf als auf feststehender Erfahrung beruft. Eben so gewifs nämlich, als die eine Beobachtung, dafs bei der Chymification Säure im Magen gefunden wird, ist die von uns erwiesene andere Beobachtung, dafs im wirklich nüchternen Zustande der Magen alkalisch wird, und dafs beide Zustände vermittelst des Ueberganges zur Neutralität sich in einander umbilden. Eben so gewifs ferner als sich durch weitere Beobachtungen erweisen läfst, dafs die alkalische Reaction des nüchternen Magens ihren Ursprung dem verschluckten unveränderten Speichel verdankt, ist es dann auch, dafs die Säurebildung nie von einem im Magen abgesonderten Sekret, sondern allein von der Veränderung der Nahrung durch den Digestionsprocefs selbst abhängig ist. Es wird weder geleugnet, dafs sich Säure im Magen bilde, noch dafs nach Verschiedenheit der Verhältnisse bei Menschen und Thieren, theils vor theils während der Magendigestion, sich eine Flüssigkeit finde, welche mit dem Namen Magensaft belegt worden ist; allein dieser sogenannte Magensaft ist keine spezifische Sekretion des Magens, sondern ein Gemenge von anderen Dingen, die sich bei der Digestion im Magen vereinigt finden. Weder die Identität des Ursprungs noch der Qualität dieses sogenannten Magensaftes ist jemals nachgewiesen. Jeder Beobachter hat seinen Magensaft von verschiedener Beschaffenheit gefunden und mit verschiedenen Substanzen experimentirt, und die Schlufsfolgen hierüber sind überall ein Gemenge von nicht in Zusammenhang gebrachten einzelnen Beobachtungen und von traditionellen ungeprüften Vorurtheilen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

Lehrbuch der Physiologie für academische Vorlesungen und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniſs der Aerzte von Rudolph Wagner.

(Schluſs.)

Daſs das, was verschiedene Beobachter für Magensaft ausgeben, überall ein Gemenge ganz verschiedenartiger Flüssigkeiten ist, hängt von den verschiedenen Zuständen der Digestion ab, in denen er erhalten, oder von den verschiedenen Verfahrungsarten, wodurch er dargestellt wurde. In der That müſste doch eine identische Flüssigkeit zu so bestimmten immer gleichen Zwecken der Verdauung vor allen Dingen immer und überall im Wesentlichen gleiche Bestandtheile haben, wie wir bei der Galle, beim Speichel, dem pankreatischen Saft, der Milch u. s. w. sehen, und man muſs bewundern, daſs man nicht schon längst auch von dem Magensaft solche identische Beschaffenheit verlangt hat, da man doch so gleiche Wirkungen desselben beobachtet. Im Uebrigen liegt den Theorieen über die chemisch auflösende Wirkung der Säuren bei der Verdauung zum Theil eine auffallende Nichtkenntniſs wichtiger Thatsachen zum Grunde, durch welche die Unhaltbarkeit derselben sich von selbst ergiebt. Wir haben durch eine groſse Reihe von Versuchen in der Schrift: de alimentorum concoctione mittelst Sättigung des sauren Speisebreies mit Alkalien sowohl als mit Galle gezeigt, wie äuſserst gering diese Säurung im gesunden Zustande ist. Oft reicht $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ höchstens aber 1—2 Procent kohlensaures Kali hin die Säure zu sättigen. Im Durchschnitt kann man den gesammten im Magen eines gesunden Menschen enthaltenen Speisebrei mit 10 Gran kohlensaurem Kali vollkommen sättigen. Die Säuremasse beträgt also nicht so viel als in drei Quentchen Essig enthalten ist. Damit müſsten nun nach der chemischen Theorie mehrere Unzen Speisen aufgelöst worden sein. In den künstlichen Verdauungsversuchen sieht man aber, daſs Salzsäure und Essigsäure in so groſsen Verhältnissen von Säurungsgraden, die sich nie im Magen finden und welche die gesunden Magenwände fast zerfressen könnten, angewendet werden, um eine kümmerliche chemische Wirkung von Auflösung auf gewisse Nahrungsstoffe hervorzubringen, deren Resultat aber niemand mit der Qualität des Speisebreies einmal zu vergleichen unternommen hat. Inzwischen bleibt auſserdem der wichtigste Prüfstein der Physiologie immer die Praxis selbst und eine wahre Physiologie muſs mit der Praxis übereinstimmen, darf den praktischen Erfahrungen also nicht widersprechen; denn sonst könnte die Physiologie niemals die Grundlage der Medizin werden. Hier aber in der chemischen Verdauungslehre stimmt die besprochene Verdauungs-Theorie nicht nur nicht mit der Praxis überein, sondern sie ist vielmehr den alltäglichsten pathologischen und therapeutischen Erfahrungen, nach denen chemische Säurebildung immer krankhaft ist und nie den Digestionsproceſs fördert, wie die Theorie voraussetzt, widersprechend und also völlig unbrauchbar für die Medizin. Schon von dieser Seite her sind wir aufgefordert den Erscheinungen der Verdauung weiter nachzuforschen, wenn die Physiologie sich nicht ganz aus dem Zusammenhang mit der Medizin herausreissen will.

Das Wesen der Verdauung, weit entfernt, eine chemische Auflösung der Speisen, die doch immer nur ein chemisches Product und keinen Chylus liefern könnte, zu sein, ist vielmehr eine Tödtung der Qualität und ein Zerfallen der Speisen durch Wirkung des Speichels zu einer indifferenten Masse, dem eine Oxydation folgt, wodurch ähnlich wie bei den Pflanzen Gummi und Zuckerbildung erzeugt wird. Diese Bildung ist eine genetische Stoffmetamorphose und durch keine chemische Auflösung erklärlich; überhaupt ist wirkliche chemische Auflösung in den künstlichen Di-

gestionsversuchen mit Magensaft nicht einmal nachgewiesen. Es ist also eine Stoffmetamorphose, die von blofser Auflösung ganz verschieden ist und zu welcher der Speichel die Speisen ansteckt. Diese Stoffmetamorphose läfst sich allerdings durch reinen Speichel unter gewissen Bedingungen, die wir später noch veröffentlichen werden, nachahmen, und es ist kein Zweifel, dafs der Speichelgehalt in allen künstlichen Digestionsversuchen mit dem sogenannten Magensaft die Hauptrolle spielt, da er in allen den mit dem Namen Magensaft belegten Substanzen niemals fehlt. Wir müssen uns aus Mangel an Raum auf diese kurzen Bemerkungen beschränken und wollen Hinsichts der Wirkung der Galle nur noch die Aufmerksamkeit darauf leiten, dafs dieses massenhafte Product der Leber in doppelter Beziehung zu betrachten ist. Einmal nämlich ist die Galle ein Depurationsproduct des Pfortaderbluts, welches wir als Mauserstoff des Bluts bezeichnet haben, weil sich das Blut dadurch von den verbrauchten Bläschen abmausert. Dann aber tritt die eigenthümliche Wirkung der Galle auf den Chylifikationsprocefs ein. Diese Wirkung ist der oxydirenden, Säure und Zucker bildenden im Magen entgegengesetzt und besteht umgekehrt in einer Desoxydation: Entsäurung, Eiweifs und Fetbildung, welche die Grundlage der Chylusbestandtheile ausmachen, aus denen sich die organischen Elemente des Bluts durch weitere Metamorphose, die von uns im System der Circulation beschrieben worden ist, entwickelen. Die alkalische Wirkung bleibt in der Galle die Hauptsache. Dies ist von besonderer praktischer Wichtigkeit, denn Verminderung und Störung der Gallensecretion macht Säurebildung im Darmkanal, Vermehrung der Gallenabsonderung macht den Stuhl zuletzt alkalisch, wobei die Digestion sich verbessert. Die vielen Bestandtheile, welche sich durch chemische Analyse der Galle finden, sind von physiologischer Seite betrachtet verschiedene Stufen der Stoffmetamorphosen, die während der beständigen Nachbildung der Galle sich noch nicht fertig haben entwickelen können. Theils sind es offenbar Zersetzungsproducte.

Die Wiederholung der Magendigestion im Blinddarm wird kaum erwähnt und die Verhältnisse derselben zur Magendigestion und zur Leberfunktion übergangen. In Beziehung auf Unterleibskrankheiten wären hier dem Arzte manche physiologische Erläuterungen zu geben gewesen.

Nach kurzer Exposition der Morphologie der Athmungswerkzeuge wird von chemischen Vorgängen bei der Respiration gehandelt, wobei die bekannten Thatsachen übersichtlich zusammengestellt erscheinen. Bei Gelegenheit des Luftgehaltes, den die Blutblasen bei der Respiration absorbiren und theils unverändert zurückhalten, theils in Kohlensäure umbilden, erlauben wir uns die Bemerkung, dafs nach langen Zweifeln von uns (System der Cirkulation S. 58) zuerst ein entscheidendes Experiment angegeben worden ist, wodurch man jeden Augenblick den Luftgehalt darthun kann: ein Experiment, welches einfach darin besteht, dafs man eine Flasche mit warmen Blute aus der Ader füllt, luftdicht verstopft, dann so schnell als möglich stark erkalten läfst, worauf durch die Verdichtung des Bluts sich ein luftleerer Raum bildet, der sich sogleich mit den aufsteigenden Luftblasen erfüllet.

In der Lehre von der Absonderung wird zuerst die Morphologie der Drüsen und deren Entwickelungsgeschichte zugleich nach eigenen sorgfältigen Beobachtungen ansprechend dargestellt und durch häufige Hinweisungen auf die vom Vf. herausgegebenen Icones physiolog. erläutert. Die Entwickelung der zusammengesetzten Drüsen durch Theilung und weitere Spaltung und wiederholte Verzweigung der einfachen Drüsensäckchen wird durch alle Uebergangsstufen verfolgt, der Antheil der Zellen und Gefäfse an der Drüsenbildung dargestellt und die verschiedenen Formen naturgemäfs unterschieden. Darauf folgt eine Angabe der chemischen Bestandtheile der verschiedenen Sekretionen: des Urins, des Schweifses, der Milch, und eine kurze Betrachtung über die organischen Phänomene der Sekretion beschliefst den Abschnitt mit einem negativen Resultat. Der organische Act der Sekretionen verdient, je schwieriger er ist, um so gröfsere Aufmerksamkeit, weil die Absonderungen tief im ganzen Organismus wurzeln und meist nicht blofs örtliche Ablagerungen sind, sondern in allgemeineren Verhältnissen ihre Quelle haben. Die Sekretionen verlangen daher eine doppelte Rücksicht: einmal sind sie Produkte der organischen Erregung in dem Sekretionsorgan selbst; dann aber wird das Material zu ihrer Stoffbildung dem Blute von anderswoher geliefert. Wir haben hierüber bei einer anderen Gelegenheit einige noch

reiter zu entwickelnde Andeutungen gegeben (in v. Graefe's Journal für Chirurgie Bd. 29. 3. Heft S. 400, 4. Heft S. 600), wo wir die Galle als Mauserstoff des Bluts, den Urin als Nervenmauserstoff, den Schweifs als Muskelmauserstoff bezeichnet haben, weil die Galle sich durch Rückbildung und Ausscheidung des verbrauchten Bluts, der Urin durch Reinigung des Nervensystems von abgelebter Substanz, der Schweifs durch Muskelresorption zu bilden scheint; daher denn die unterdrückten Sekretionen in Krankheiten auf ihre entsprechenden Organe zurückwirken, was pathologisch sehr zu beachten scheint.

Den Beschlufs des zweiten Hefts machen Betrachtungen über Resorption und Ernährung. Der Verf. sucht mit vielen Anderen den Procefs der Resorption, nach Dutrochet, durch den galvanischen Procefs der Endosmose zu erklären. Die Schwierigkeit bleibt hier immer, dafs die Resorption ein Procefs organischer Erregung ist, von periodischen Veränderungen derselben im Leben abhängig und dadurch veränderlich, während die physikalischen Gesetze unwandelbar gleich fortwirken, todte und lebende Membranen unter denselben physikalischen Bedingungen sich gleich verhalten, so dafs man ungeachtet aller Mitwirkung mechanischer wie galvanischer Kräfte bei manchen Phänomenen der Resorption doch den ganzen Procefs dadurch nicht zu erklären im Stande ist. Die Ernährung müfste consequenter Weise als eine Exosmose der nährenden Flüssigkeit aus den Gefäfsen betrachtet werden können, was unser Verf. jedoch selbst nicht auszusprechen wagt, sondern hier ein eignes Durchschwitzen der Stoffe aus dem Blutplasma durch die Gefäfswände annimmt; was im Gegensatz von den Vorstellungen, nach denen die Blutbläschen bei der Bildung mitwirken sollen, offenbar naturgemäfser ist; wenn gleich das Durchschwitzen auch nur eine Form ist, unter welcher man die Erscheinung sich vorstellt. Das Wesen bleibt auch hier eine organische Erregung des Bluts und der zu ernährenden Theile, organische Wechselwirkung der Theile, womit zugleich Form — und Stoffänderungen verbunden sind. Auch über die Ernährung der Pflanzen giebt der Verf. eine vergleichende Andeutung, die indessen nach unseren neueren in der Schrift über die Cyklose des Lebenssaftes niedergelegten Untersuchungen manche Abänderungen besonders hinsichts des organischen Verlaufs in dem ganzen Assimilations- und Bildungsprocefs erleiden werden. Der vegetabilische Ernährungsprocefs ist nicht so einfach und unmittelbar als man wohl geglaubt hat, indem man eine Identität aller inneren Organe der Pflanze voraussetzte; sondern es sind auch hier zwei Systeme innerer Organe: das Assimilations- und das Cirkulationssystem zu unterscheiden, denen sich, entsprechend den Zellen und Drüsen im thierischen Körper, noch ein durch das Zellgewebe repräsentirtes Bildungssystem zugesellt. Diesem gemäfs setzen sich auch die vegetativen Funktionen zusammen, der Assimilationsprocefs ist nicht unmittelbar eins mit dem Bildungsprocefs, sondern beide organisch getrennt und in gesonderter Wirksamkeit. Damit ändern sich auch die bisherigen Ansichten über die Stoffmetamorphose bei der vegetabilischen Ernährung, indem die Stoffveränderungen in beiden Systemen relativ unabhängig und eigenthümlich von Statten gehen. Das vermittelnde System zwischen Assimilation und Bildung ist das System der Lebenssaftgefäfse und der Cyklose, daher denn auch die Stoffmetamorphosen ihren Einheitspunkt im Lebenssaft haben. Säuren, Gummi, Zucker, bilden sich im Assimilationssystem (dem Holzsaft), ihre Bildung überträgt sich noch in den Lebenssaft, während hier schon desoxydirte Stoffe, (Wachsfett, Elastin, Klebharz) sich hervorbilden. Im Bildungssystem (Zellen, Secretionsorganen) nimmt die Stoffbildung wieder ihren eigenen Gang, und es ist ebensowohl eine Rückbildung in Gummi und Zucker als eine Weiterbildung zu Stärkmehl, Harzen, Oelen u. s. w. gegeben. Die engen Grenzen dieser Zeitschrift erlauben kein weiteres Eingehen in diese Verhältnisse.

Wir glauben durch diese Bemerkungen, die wir allein im Interesse der wichtigen Sache gegeben, bekundet zu haben, welche lebhafte Theilnahme wir der Schrift geschenkt, die bei der Gedrängtheit ihres umfassenden Inhalts eine Entwickelung nach vielen Seiten zuläfst und in diesem Betracht sich gewifs nützlich erweisen wird. Die Ausstattung der Schrift ist sehr ansprechend.

Dr. C. H. Schultz.

LII.

W. Gesenius: Ueber die himjaritische Sprache und Schrift. 1841. 8.

Diese äufserst gehaltreiche kleine Abhandlung lehrt uns einen merkwürdigen Dialekt der semitischen Sprachen-Familie kennen, der durch erfolgreiche Entzifferungsversuche des genialen Verfassers aus vorweltlichem Dunkel ans Licht getreten ist. Die alte Sprache der Himjariten (südlichen Araber) hat sich nur noch auf Inschriften erhalten, die ob ihres eigenthümlichen Alphabetes den späteren Arabern selber unlesbar geblieben sind; aber es lebt noch heutzutage ein entarteter Nachkömmling dieses Dialektes, über welchen Hr. *Fulgence Fresnel* in Djidda interessante Beobachtungen angestellt hat. Hr. G. charakterisirt und würdigt dieses heutige Himjarisch im ersten Abschnitte. Fresnel glaubt in demselben acht Consonanten mehr entdeckt zu haben, als das gewöhnliche Arabische besitzt; besonders merkwürdig sind gewisse mit einer eigenthümlichen Grimasse ausgesprochene Zischlaute, worunter Einer, von Hrn. F. durch ظ ausgedrückt, auch das *l* ersetzt. Der Verf. hält das Zischen in diesem Laute für ein blofses Accidens; jedenfalls ist er ein *Uebergangs-Laut* von *l* zu einem reinen Zischlaute, wie ihn auch andere Sprachen-Familien, in denen *l* und *sch* einander correspondiren, weiland besitzen mochten. So wird das lateinische *pl* und *cl* im Spanischen *ll* (sprich *lj*), im Portugiesischen aber *ch* (*sch*) *); das Letztere ist zwar ein reines deutsches *sch*, aber gewifs auf Mittelstufen, von denen Eine jenem himjar. ظ analog sein mochte, aus *l mouillé* hervorgegangen. Eben so findet man in dem Dialekte der tschuwaschischen Türken öfter *l mouillé*, wo die übrigen bekannten Turk-Stämme *sch* haben, obwohl auch hier der Uebergang, der gewifs nicht jählings erfolgt ist, nicht mehr belauscht werden kann **). — Der *ausgebeinte* Charakter des Dialektes erinnert öfter an romanische Sprachen, besonders Portugiesisch und Französisch, in ihrem Verhältnisse zum Latein. Die Grammatik, so weit sie bis jetzt bekannt, zeigt, wie der Verf. nachweist, noch manchen Berührungspunct mit dem Aethiopischen und Amharischen, wie z. B. in dem *k* des Verbal-Afformativ's der zweiten Person mascul., welches aus *t* entstanden ist. Das weibliche Afformativ *sch* möchte Ref. aus *k* + *i* erklären, da ein mit *i* verbundenes *k* leichter in *sch* übergeht, als ein vocalloses *k* ***); denn *i* kann sehr wohl charakteristischer Nachlaut des Feminin-Pronomens zweiter Person gewesen sei; vgl. in der arab. Schriftsprache *enti*, *du* (Weib), und im He bisweilen *atti* für *att*. — Sehr interessant ist es, dafs selbst d heutige Dialekt noch Wörter aufzuweisen hat, die sich nur Hebräischen wiederfinden, z. B. *fene*, *Gesicht* (Singular v *pânim*), *'adjeb* in der Bedeutung *lieben* u. s. w.

Schon einige Jahre vor der Zeit, als unsere Bekanntsch mit dem heutigen himjar. Dialekte durch Hrn. Fresnel einge tet wurde, copirten englische Ostindienfahrer, die mehr oder w niger tief in Jemen eingedrungen waren, himjaritische Insch ten von ziemlich bedeutendem Umfang mit solcher Sorgfalt, d sie zu Entzifferungsversuchen gebieterisch einluden. Im J. 18 als der Verf. die erste Probe dieser Schrift erhielt, gelang ihm bereits, ohne weitere Hülfsmittel, als die Inschriften sel einen Theil des Alphabetes zu bestimmen und einige Wörter erkennen; aber von anderen Arbeiten gedrängt, konnte er d Geschäft erst vor Kurzem wieder vornehmen. Alphabet und Lesung sind jetzt im Ganzen gesichert, und auch in Erklärung der Inschriften sind wesentliche Schritte geschehen. Der Vf. nennt die Fundorte und referirt dann in heuristischer Art über den Gang seiner Untersuchung. Zunächst erhalten wir das himjaritische Alphabet, zusammengestellt mit dem alt-äthiopischen; dann die Motivirung der einzelnen Buchstaben, der Wörter und Phrasen. Leider kann Ref. dieser ungemein scharfsinnigen und gelehrten Zergliederung hier nicht folgen — es müfste nothwendig Schritt vor Schritt geschehen, und so entstände eine Copie, statt einer Relation. Wir erhalten den Eindruck einer Landschaft, die anfangs in dichten Nebelschleier gehüllt ist; aber der Schleier zerreifst und senkt sich; Gipfel von Bergen, Wipfel von Bäumen, allgemeine Umrisse kommen zum Vorschein, und am Ende glauben wir eine wohlbekannte Gegend zu schauen, die nur in einzelnen Partieen noch hartnäckiger ausdauernde Nebelstreifen zeigt.

Wir lassen nun ein Resumé der Ergebnisse folgen: „die himjarische Schrift ist einerseits gewifs als die *Mutter der alt-äthiopischen* zu betrachten, welche mit ihr in den meisten Buchstaben noch zusammenfällt, und nur in zwei Puncten eine Aenderung getroffen hat, in der Richtung von der Linken zur Rechten und in der Annahme einer Vocalbezeichnung. Andererseits ist sie entschieden mit den alt-semitischen Alphabeten verwandt, und wie alle diese als ein *mittelbarer* Abkömmling *der phönicischen* zu betrachten. Die Vermuthungen einiger Gelehrten, dafs sie mit den Keilschriften, und Anderer, dafs sie mit dem indischen Dêwanâgari in Verbindung stehen möge, fallen hiermit von selbst. — — — In einem ähnlichen historischen Verhältnifs steht die *Sprache*. Ihre nur noch fragmentarisch vorliegenden Züge zeigen uns das Bild eines arabischen Idioms, welches einerseits stark nach dem Aethiopischen hinneigt, zuweilen selbst nach den Volksdialekten des *Amharischen* und des *Ekkili* (Neu-*himjaritischen*), aber doch einige *alt-semitische* Elemente hat, die der nördliche Dialekt des Arabischen nicht kennt ..... Das Zeitalter der Inschriften bestimmt sich im Allgemeinen als das *heidnische* und vormuhammedanische, schon durch die öftere Erwähnung von Idolen und darauf bezüglichen Dingen. *Mareb*, woher diese Inschriften zum Theil stammen, scheint ein Hauptsitz des alt-arabischen Götzendienstes gewesen zu sein, und nach der Relation von *Hulton* und *Smith* war vor Kurzem ein vollständiges Idol dorther nach Sanâa gebracht worden." — — — Der Verf. deutet schliefslich noch an, dafs ihm so eben die Aussicht eröffnet sei, seine Untersuchung bei mehrerer Mufse und vollständigeren Hülfsmitteln wieder aufnehmen zu können.

Schott.

---

*) Z. B. *Rufen:* Span. *llamar*, Portug. *chamar*; *Voll:* Span. *lleno*, Portug. *cheio* u. s. w.

**) S. des Ref. kleine Dissertation: *de lingua Tschuwaschorum.* Berlin bei Veit. S. 14.

***) Das *i* wird beim schnellen Anschlagen zuerst *j*, dann ein dem deutschen *ch* in *ich* analoger Laut, der endlich mit *k* zu *sch* verschmilzt, oder für sich allein *sch* wird und das *k* ausstöfst, wie bei dem Uebergang von *lj* in *sch* geschieht. Freilich mufs *k* mehr Widerstand bieten als *l*, und die Vermuthung des Ref. würde erst dann keinem Zweifel unterliegen, wenn statt des *sch* ein *tsch* stände.

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1841.

LIII.

Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg, Erbherrn auf Falkenstein und Meifsdorf, russisch-kaiserlichen wirklichen Geheimen Raths u. s. w. Aus den in dessen Nachlafs gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Mit einem Vorworte von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, 1842 *in der Nicolaischen Buchhandlung.* 448 *Seiten.* 8.

Der auf dem Titelblatte nur als ehemaliger Diplomat bezeichnete Bearbeiter dieser Denkwürdigkeiten wird uns von dem Vorredner als derselbe Staatsmann bezeichnet, welchem wir das Leben und die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg verdanken: damit ist den Freunden der historischen Literatur genug gesagt, sowohl zur Bürgschaft für das gegenwärtige Buch, als auch zur Erklärung seines geistesverwandtschaftlichen Verhältnisses zu der anderen genannten Schrift.

Der alte Familiensitz des Asseburgischen Geschlechts lag auf der Asse, einem hohen Bergrücken südlich von Wolfenbüttel; Achatz Ferdinand von der Asseburg aber, dessen Leben und Wirken uns hier geboten wird, war zu Meifsdorf im Halberstädtischen, den 20. Juli 1721, geboren; seinen Vater, Kammerherrn des Königs von Preufsen, verlor er, als er 11 Jahre alt war und er trat, als er seine Bildung auf dem Gymnasium und auf der Universität beendigt hatte, mit 23 Jahren als Hofjunker in Hessen-Casselsche Dienste; im Februar 1746 ward er Legationsrath und Kammerjunker, im folgenden Jahre machte er eine Reise durch Italien und den Winter von 1749 brachte er, im Gefolge des Prinzen Friedrich von Hessen, in Paris zu. Hier lernte ihn der Baron von Bernstorff kennen, welcher ihn als dänischer Minister 1753 nach Kopenhagen zog, nachdem Baron von der Asseburg in hessischen Diensten Kammerherr und Geheimer Legationsrath geworden und in demselben Jahre, 1751, in Berlin persönlich die Erlaubnifs seines Landesherrn zu fremden Diensten nachgesucht, welche er auch erlangte, als er in das neue Dienstverhältnifs zum dänischen Hofe trat, der ihn zum Gesandten in Schweden ernannte. In Stockholm verblieb Asseburg bis 1760, lebte dann längere Zeit auf seinen Gütern und traf im Juli 1762 in Berlin ein, um, unter preussischer Vermittelung, mit russischen Diplomaten die politischen Differenzen beider Mächte auszugleichen, welche sich indefs bald, durch die Thronveränderung in St. Petersburg, von selbst lösten. Nach einigen Zwischengeschäften trat Baron Asseburg, schon mit dem Grofskreuz des Danebrog-Ordens geschmückt, im September 1765 als dänischer Gesandter in Rufsland auf, mit der Haupttendenz, den, dem Grofsfürsten, als Herzog von Holstein-Gottorp gehörigen Antheil von Holstein gegen die Herrschaften Oldenburg und Delmenhorst einzutauschen. Den 22. April 1767 kam der erwünschte Tauschvertrag zu Stande, und die ausgezeichneteste Anerkennung folgte dieser wichtigen Mission, von welcher Baron Asseburg als dänischer Geheime-Rath, auch mit den Ehren und mit den Geschenken eines Botschafters, über Berlin auf seine Güter heimkehrte. Nach einigen minderwichtigen Aufträgen verliefs er den dänischen Dienst: er hatte längst zu den glänzendsten Verhältnissen in Rufsland die schmeichelhafteste Aussicht gewonnen; nun ward er, den 18. Dezember 1771, kaiserlich russischer wirklicher Geheime-Rath, als welcher er die deutschen evangelischen Höfe bereiste, um für den Grofsfürsten Thronfolger eine Gemahlin zu ersehen. Dafür erhielt er 1773 den

Alexander-Newsky-Orden und den Gesandtschaftsposten am Reichstage in Regensburg zur Belohnung, in welchem Amte er auch verblieb, bis er den 13. März 1797 in Braunschweig starb und in Meifsdorf beigesetzt wurde.

Diese biographischen Notizen, von welchen wir absichtlich die Familienangelegenheiten fern gehalten haben, deuten in aller ihrer Farbenlosigkeit darauf hin, dafs der Mann, dessen Denkwürdigkeiten uns hier geboten werden, zu den glücklichsten Geschäftsmännern gehöre und dafs seine Wirksamkeit mit den interessanteren Begebenheiten der grofsen Welt in Verbindung stehe. Und so ist es in der That: des Baron's von der Asseburg Amtsverhältnisse dürfen, in vieler Hinsicht, zu den neidenswerthesten gerechnet werden — und seine Biographie und seine nachgelassenen, hier dargebotenen Papiere bereichern manche wichtige Periode des 18. Jahrhunderts; denn alle diplomatische Verhandlungen, zu welchen er von dänischer, wie von russischer Seite benutzt wurde, und welche wesentlich die politische Geschichte des europäischen Nordens und einiger süddeutschen Staaten betreffen, finden wir mit urkundlicher Genauigkeit und in dem umfassendsten Detail dargelegt. Vor allen tritt Rufsland in diesen Denkwürdigkeiten hervor: sowohl sein eigenes Innere, seine Kaiserin, sein Ministerium, seine Gesetzgebung, als auch sein Einflufs auf Polen, Schweden, Dänemark: den Glanzpunkt dieser Memoiren aber bildet die Vermählung des Grofsfürsten, bei welcher Asseburg eine so erfolgreiche Thätigkeit entwickelte, auf welche denn allerdings auch Friedrich der Grofse seinen Einflufs übte. Für Rufsland und für Dänemark gleich wichtig ist die, von Dänemark 1750 versuchte, 1767 endlich verwirklichte Eintauschung des, dem Grofsfürsten Peter als Herzoge von Holstein-Gottorp gehörigen Antheils von Holstein, wobei die, noch heute wichtige Sundzollfrage historische Erläuterungen bekommt: der Minister Baron von Bernstorff ward zur Belohnung für diese wichtige Ausgleichung, den 14. Dezember 1767, in den dänischen Lehnsgrafenstand erhoben, Panin erlangte die russische Grafenwürde. Für die schwedische Geschichte heben wir hervor, was über die Revolution von 1756 gegeben und bei verschiedenen Gelegenheiten über die Partei der Hüte und der Mützen beigebracht wird. In Bezug auf Polen ist das neue Material über die Dissidentenfrage, selbst auch allen früheren Verhandlungen im Einzelnen, noch beachtenswerth. Eben so klären unsre Denkwürdigkeiten manche Thatsachen der deutschen Geschichte näher auf: den Uebertritt des Erbprinzen von Hesse-Cassel zur katholischen Kirche, den Unfrieden zwischen den würtembergischen Ständen und ihrem Herzog Karl, den baierschen Erbfolgestreit und den deutschen Fürstenbund. Baron von der Asseburg befand sich in Regensburg so zufrieden, dafs er 1779 und 1780 eine wichtigere Bestimmung, einen kaiserlichen Gesandtschaftsposten an den rheinischen Kreisen und in Frankfurt a. M. zu residiren, entschieden ablehnte, obgleich es auch der Berliner Hof an theilnehmenden Zuspruch nicht fehlen liefs, da eben mit dieser Ernennung eine Föderativ-Verbindung mehrerer Staaten, wie sie Preufsen späterhin, ohne Rufslands Mitwirkung, zu Stande brachte, gegen das Wiener Kabinet in Aussicht stand. Und da ein historisches Werk, welches Deutschland und den europäischen Norden betrifft, kaum in's Leben treten kann, ohne den preussischen Staat, wenn auch nur nebenbei zu berühren; so finden wir uns in der That hier mehrmals an den Berliner Hof versetzt, namentlich durch die dänische Politik im Jahre 1757, den grofsen kriegführenden Mächten gegenüber, durch die Dissidentenfrage in Polen und durch die Vermählung des Grofsfürsten-Thronfolgers. Offenbart Baron Asseburg in der, für diese letztere Angelegenheit ihm gewordenen Mission eben so viel Scharfblick als Zartgefühl und Redlichkeit, ja, kann man sagen, dafs seine besonnenen Berichte zu der Wahl beider Gemahlinnen des Grofsfürsten nicht wenig beigetragen haben, so mufs man doch gestehen, dafs er an dem grofsen Könige einen mächtigen Gehülfen hatte, dessen Politik, in solchen Angelegenheiten eben, in der Gegenwart zugleich die Zukunft Preufsens mit bedachte. Die Prinzessin Wilhelmine, vierte Tochter des regierenden Landgrafen Ludwigs des Neunten, dessen zweite Tochter Friederike bereits, als Prinzessin von Preufsen, den nachherigen König Friedrich Wilhelm den Dritten geboren hatte, und die noch zu junge Prinzessin Dorothea Auguste Sophie, Tochter des preufsischen Generallieutenants Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, waren dem Könige von Preufsen beide gleich genehm, und so wie Asseburg sie der Kaiserin empfahl, so Friedrich ihren Angehörigen die Wichtigkeit des dargebotenen Glückes. Finden wir in unserm

Buche das Verwendungsschreiben des preufsischen Kabinetsministers Grafen Finckenstein vom 8. August 1772 an Asseburg zu Gunsten der Prizessin Wilhelmine, so vermögen wir aus einem eigenhändigen Briefe von Friedrich an die kluge, von ihm ausnehmend hochgeschätzte Landgräfin Caroline, die Mutter, vom 7. Mai 1772, eine Stelle mitzutheilen: „Il ne s'agit pas d'une bagatelle, il s'agit de mettre une de vos Princesses sur le trône de Russie," welche genugsam zu erkennen giebt, wie viel von allen Seiten habe eingeleitet und geebnet werden müssen, ehe die Landgräfin von Darmstadt dem Könige endlich schreiben konnte: sie werde sich mit ihren drei Töchtern ohne Weiteres aufmachen und, auf ihrer Reise nach St. Petersburg, in Potsdam zum Besuche kommen.

Durch die so detaillirte Analyse der Verhandlungen gewinnt auch die Charakteristik mancher merkwürdigen Person damaliger Zeit an Schärfe und Bestimmtheit, vor andern die Kaiserin Catharine, Graf Panin, Graf Bernstorff, der russische Geh.-Rath Caspar von Saldern; der brandenburgische Comitial-Gesandte Baron Plotho findet einen scharfen Tadel; er mag sich mit den Monumenten, die ihm sein Monarch und dessen Verehrer Göthe setzten, trösten; auch wird der Schattenrifs des unglücklichen Kaisers Peter der Schmeichelei nicht geziehen werden.

Nach der Oeconomie des Werkes ist der ganze Stoff in eilf Abschnitte zerlegt, deren jeder wieder erst die historische Darstellung, dann in Beilagen die urkundlichen Belege giebt, so dafs die Auffassung des Redacteurs gleich durch die eigene Einsicht begleitet werden kann; indefs findet man auch viele Documentenabschnitte, in deutscher und französischer Sprache, dem Texte eingefügt: sodafs diese Denkwürdigkeiten sich mehr dem ernsteren Leser zum Unterricht und zur Belehrung, als der flüchtigen und anmuthigen Unterhaltung darbieten.

Einem Werke der Art wesentliche Ergänzungen zuzuwenden oder Mängel in den Thatsachen nachzuweisen, kann die Absicht eines Berichtes über dasselbe keinesweges sein: deshalb begnügen wir uns gern mit wenigen Bemerkungen. Seite 111 wird, bei Gelegenheit des, 1762, unter preussischer Vermitteluug in Berlin gehaltenen russisch-dänischen Diplomaten-Congresses, gesagt, dafs noch ein Zweifel bestehe, ob Rufsland eine Vermittelung begehrt habe. Diesen Zweifel löst die Vollmacht, welche Friedrich, Breslau den 1. Juli 1762 für seinen Kabinets-Minister Grafen von Finckenstein, eben zu diesem Mediatisations-Geschäft ausstellte, völlig; denn der König sagt darin ausdrücklich: „Nachdem Ihro kaiserliche Majestät von allen Reufsen Uns zu erkennen gegeben, wasmafsen Sie wünschten, dafs wir Unsere Vermittelung anwenden möchten, um Dero mit des Königs von Dänemark Majestät habende Differenzien wegen des Herzogthums Schleswig wo möglich in der Güte beizulegen, Se. K. Majestät von Dänemark, nachdem Wir Deroselben davon Eröffnung gethan, solches auch willig angenommen, und darauf von beiden Theilen beliebet worden, einen Congrefs in Unserer Residenzstadt Berlin zu halten und selbigen durch beiderseitige Bevollmächtigte zu beschicken; so haben Wir Unsern Wirklichen Geheimen Krieges- und Kabinets-Minister Grafen v. Finckenstein bevollmächtiget" u. s. w. Ueberdies entwickelte die russische Regierung auch im Fortgang des Geschäftes einen gröfseren Eifer: der kaiserliche Prinzipal-Diplomat, v. Korff, nahm seinen Weg nach Berlin über Kopenhagen, um die Reise der dänischen Gesandten zu beschleunigen; doch klagt der von ihm und seinem Kollegen, v. Saldern unterzeichnete offizielle Bericht, Berlin, den 19. Juli 1762: „dafs am gestrigen Tage der Termin abgelaufen und die dänischen Gesandten noch nicht eingetroffen." Damit sind die beiden, zu diesem Geschäft eigends ernannten Gehülfen des Barons Asseburg gemeint, welcher für seine Person mit dem Minister v. Korff an demselben Tage, den 16. Juli, in Berlin angekommen war.

Eben so bestimmt können wir, auf die unmittelbarste Sachkenntnifs gestützt, der S. 337 adoptirten Sage widersprechen, dafs Friedrich der Grofse seine „Histoire de mon tems" gröfstentheils aus dem Gedächtnifs niedergeschrieben habe; denn von dem seltenen Werke historischer Kunst, welches die Zeit von 1740 bis zum Dresdener Frieden umfafst, ist es längst bekannt, dafs es mit einer Gewissenhaftigkeit und Ruhe abgefafst und, ein ganzes Menschenalter später, mit einer Beharrlichkeit überarbeitet worden, wie sie wenigen Berufsgelehrten nachzurühmen sein mögen; die Geschichte des siebenjährigen Krieges aber und der Zeit bis zum Teschener Frieden ist von dem königlichen Verfasser mit derselben Ausdauer

vorbereitet und mit dem sorgsamsten Fleiſse eigenhändig niedergeschrieben und überfeilt worden. Was ferner die ebendaselbst von dem Verfasser verdächtigte Stelle aus Oeuvres Posthumes T. V. p. 284 selbst betrifft, so findet allerdings eine Verwechselung, aber nur der Personen, nicht der Thatsache selber statt, mit welcher es sich, urkundlich, also verhält: Baron v. Riedesel, Friedrich's Abgeordneter bei dem Friedenswerk in Teschen, meldete dem Könige den 16. März 1779 nach Breslau, der Baron Breteuil habe am gestrigen Tage von seinem Hofe Depechen erhalten, deren Inhalt sofort zu Sr. Majestät Kenntniſs gebracht werden müsse; der französische Hof zeige demselben an, er sei von der Gerechtigkeit einer, den Alodial-Ansprüchen des Kurfürsten von Sachsen entsprechenden Entschädigung überzeugt, er fühle, daſs die Summe von vier Millionen Thalern, theils in liegenden Gründen, theils in Gelde, kaum der Werth des Mobiliars des baierschen Nachlasses sei, er habe aber keinen Einfluſs und keine Gewalt über den Kurfürsten von der Pfalz, welcher sich verhärte und darauf bestehe, dem sächsischen Hofe nicht mehr als eine Million Gulden zu bezahlen; der Versailler Hof befehle also dem Baron Breteuil, mit dem Ultimatum nicht weiter vorzugehen, um ihn nicht zu compromittiren, bevor man wisse, ob der Wiener Hof es beliebe und ob derselbe förmlich verspreche, den Kurfürsten von der Pfalz zum Beitritt zu vermögen. Der Baron Breteuil theilte dies sofort dem Fürsten Repnin mit, nicht minder seine Depeche an den Fürsten Kaunitz, durch welche er ihn versicherte, daſs, wenn Friede werden solle, er nur unter der Bedingung des vorgeschlagenen Arrangements möglich sei, und in welcher er ihn dringend anging, das Benehmen des Barons v. Lehrbach, des kaiserlichen Gesandten am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz, zu berichtigen und ihn anzuweisen, daſs er den Kurfürsten vermöge, den Vorschlägen, welche die Vermittler ihm machen würden, beizutreten. Baron Riedesel fügte hinzu: der Graf Cobenzl (der kaiserliche Bevollmächtigte in Teschen) führe eine Sprache, die von der des Barons Lehrbach ganz verschieden und dem Besten der Angelegenheit mehr analog sei; derselbe Graf Cobenzl versichre auch den Fürsten Repnin und den Baron Breteuil, daſs sein Hof geneigt sei, das fragliche Arrangement zu erleichtern. Noch desselbigen Tages, den 16. März, schrieb Fürst Repnin, ganz in der Gesinnung des Barons Breteuil, an den russischen Gesandten in Wien, den Fürsten Galiçin, und ersuchte ihn, zu bewirken, daſs der Baron Lehrbach, welcher an Breteuil geschrieben habe, der Kurfürst von der Pfalz wolle nur eine Million Gulden zahlen, rectificirt werde. — Dies das Wesentliche jenes Incidenz-Punctes, mit welchem es natürlich seine Richtigkeit hat, obgleich sich in den Asseburgischen Materialien keine Spur davon findet.

Was S. 400 von Friedrich's des Groſsen „*nur Schau getragenen* Irreligiosität" gesagt wird, widerspricht durchaus den, in den letzten Jahren darüber bekannt gewordenen Untersuchungen.

Auf die Rechnung des Correctors setzen wir einige falsch gedruckte geographische Namen: statt Wagerin muſs S. 116 und wo es sonst vorkommt *Wagrien* gelesen werden und der mehrmals genannte Gefängniſsort des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig heiſst nicht Kola, auch nicht Komolgori, sondern *Kolmogory*.

Der Unterzeichnete hat schon ein anderes Mal Anlaſs gehabt, dem Hrn. Verfasser der vorliegenden Denkwürdigkeiten gegenüber, einige Meinungsverschiedenheit auszusprechen; immer aber, und gegenwärtig ungleich mehr, denn zuvor, fühlt er sich gedrungen, dem glücklichen und gediegenen Forschungseifer desselben seine freudige Anerkennung darzubringen und den Wunsch auszusprechen, daſs die historische Literatur seiner Wirksamkeit sich noch lange zu erfreuen habe.

Preuſs.

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LIV.

Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Bremen, 1841. *Druck und Verlag von Johann Georg Heyse. XXXIV u.* 270 S. 8.

Es ist eine Freude zu sehen, wie noch so manche historische Denkmäler unsers Mittelalters, die zugleich für die alte Sprache von Belang sind, aus gänzlicher Verborgenheit an das Licht treten. Den bedeutenderen Städten mufs es vorzüglich angelegen sein, ihre Urkunden herauszugeben und ihren ehemaligen Haushalt aufzudecken. Schreiber hat den freiburgischen Vorrath gehoben, Böhmer den frankfurtischen, zu Cöln liegen noch grofse Schätze, die endlich einmal lüften möge wer es versteht, für die Geschichte Achens ist von Quix eifrig gearbeitet worden; wir wünschen einigen süddeutschen Städten, namentlich Ulm, Augsburg und Nürnberg, reichere Sammlung des Stoffs, den ihre Archive bergen. Die Hamburger Urkunden läfst eben Lappenberg, der uns hier bremische Geschichtsquellen auftischt, drucken; für Hamburg hatte, was seine Zeit vermochte, Staphorst treulich, aber geschmacklos gethan, für Bremen war einzelnes, wiewol zu zerstreut geschehn. Lübeck besitzt des Materials die Fülle; wie sehr sind neulich die Germanisten durch die von Michelsen herausgegebnen Rechtssprüche des dortigen Oberhofs erfreut worden. Grautoffs schöne Ausgabe der mehrfachen in Lübeck entsprungenen Chroniken hat leider sein früher Tod unterbrochen, wer wäre die Arbeit aufzunehmen geschickter als wiederum Lappenberg, der die Geschichte aller dreier Hansestädte mit gleicher Liebe umfafst? Wenn jetzt Hamburg seine Schwestern weit überragt, mufs es ihnen für die Vergangenheit doch manches einräumen, was ihm entgeht. So scheint die Aufzeichnung vaterländischer Geschichten, die in Lübeck bei Detmar, Rufus und Reimar Kok, so wie einigen ungenannten Fortsetzern fröhlich gedieh, in Hamburg wenig versucht und geübt worden zu sein. Auch Bremen steht hierin Lübeck nach, doch empfangen wir jetzt einige kleinere Werke, ein chronicon breve bremense, eine historia archiepiscoporum bremensium (über die Erzbischöfe Johann und Borchard p. 25—45 lateinische Reimstrophen, nicht Hexameter, wie p. X steht), hauptsächlich aber eine deutsche Chronik, am Schlufs des vierzehnten und in dem ersten Fünftel des funfzehnten Jahrhunderts abgefafst von Gerhard Rynesberg († 1406) und Herbord Schene, bisher ungedruckt, obgleich von späteren Chronisten benutzt und in neueren Schriften, namentlich Donandt's Gesch. des brem. Stadtrechts verschiedentlich angezogen. Bei dieser Arbeit, unstreitig dem werthvollsten Stücke des vorliegenden Buchs, wollen wir uns etwas länger aufhalten.

Dafs sie nicht vollständig abgedruckt worden ist, bleibt zu bedauern. Da erst nach dem Jahre 1344, von Seite 91 an, die Erzählung reicher und lebendiger wird, weil sie sich nun auf näher erkundigte oder von den Verfassern miterlebte Begebenheiten gründet; so sind für die früheren Ereignisse nur Auszüge und oft weiter nichts als die blofsen Namen der Erzbischöfe gegeben. Auf solche Weise ist dem historischen Interesse, das sich hier an andere Quellen halten kann, genug gethan, nicht dem philologischen, das doch von dem Herausgeber selbst anerkannt und hervorgehoben wird. Diese zerstückte Bekanntmachung merkwürdiger Denkmale, die alles ausscheiden möchte, was nicht neuen und bestimmten Gewinn für Geschichtsforschung abwerfen kann, scheint uns tadelhaft; einmal mag aus der Art und Weise, wie der Verfasser mit älteren Berichten, die ihm zur Hand waren, verfuhr, sein eigner Sinn und Tact ersehn werden, und dann liefern solche, dem Inhalt nach unwichtige Stellen leicht seltne

Ausdrücke und Wörter, die in dem gedruckten Theile des Werks nicht wieder erscheinen oder dessen Dunkelheiten erläutern helfen. Zumal müssen wir dieser Meinung sein bei allen Schriften geringeren Umfangs, wie der gegenwärtigen, wo die unterdrückten Nachrichten höchstens ein paar Bogen mehr gekostet hätten. Schriftsteller der Vorzeit, die mit treuem Erfolge arbeiteten, haben ohnehin das Recht zu verlangen, dafs sie von der Nachwelt ganz gelesen werden, und das Urtheil über Entbehrliches oder Unentbehrliches, was sie uns gewähren, nicht blos dem einzelnen Herausgeber anheimfalle.

Nach diesem kleinen Abzug soll unsern Dank für die dargebotne Mittheilung das nähere Eingehn in einige Stellen bekunden.

S. 60 wird erzählt, der König, d. h. Heinrich V. habe den Bremern wegen ihrer eifrigen Theilnahme an Eroberung des heiligen Landes verstattet, dem Rolandsbilde ihrer Stadt nunmehr den kaiserlichen Schild „vorzuthun" *), da in diesem Schilde vorher blos das städtische Wappen gewesen sei. Auch zeigt die Bildsäule noch heutzutage nicht den Schlüssel, sondern den doppelten Reichsadler auf, wie aber wohl andere Rolandsbilder mehr. Zwar ist in unsrer Chronik nicht gesagt, dafs die Bürger im Mai 1111 zu Mainz diese Freiheit ausgewirkt hätten, zu welcher Zeit der König gar nicht in Deutschland war, das er erst im Juni aus Italien heimkehrend wieder erreichte. Aber die ganze Meldung scheint überhaupt verworren. Jener grofse Kreuzzug, von dem die Rede ist, geschah schon im J. 1096, noch unter Heinrich IV. Regierung. Im Jahr 1111 hatte hingegen Heinrich V. einen berühmten Zug nach Rom gethan, bei dem sich Bremer ausgezeichnet und die besondere Gnade des Königs erworben haben können. Verwechselte vielleicht die Sage zwei grofse, im Volke sicher lange nachhallende Ereignisse, so braucht man darum die Wahrhaftigkeit jenes Privilegs noch nicht in Zweifel zu ziehen, das in seiner bei Lünig (Reichs arch. pars spec. cont. IV. p. 218) gedruckten Fassung (Moguntiae 2. id. Maj. 1111) freilich unecht erscheint. Wir werden noch einmal darauf zurückkommen. Es wäre überhaupt aber das älteste Zeugnifs für die Rolandsäulen, das man kennt. Die ungemeine Verbreitung dieser Säulen in vielen Städten des nördlichen Deutschlands (aufserhalb Niedersachsen, Westphalen, Obersachsen und Thüringen kommen sie nicht vor, namentlich auf fränkischem Boden nicht) ist merkwürdig genug, sie scheinen sich auch in holländische Gegenden erstreckt zu haben. Ihr blofser Bezug auf den Marktbann oder die Ausübung der Gerechtigkeit reicht nicht aus; der Sitte des sächsischen Volks solche Säulen aufzurichten *), muß ein uralter, wahrscheinlich noch in dem Heidenthum wurzelnder Grund untergelegt werden. Die Benennung nach Roland ist später, schwerlich vor dem XII. oder XIII. Jahrhundert hinzugetreten. Unter einem Volksstamm, der früher an die Irmansäule gewohnt war, begreift sich das Haften der Rolandsäulen ohne Mühe (vgl. deutsche Mythologie S. 692). Eine deutliche Spur ähnlicher Säulen in Scandinavien ergibt sich aus Olaus Magnus 14, 15. und Carl Fredric Broocman beskrifning öfver Oestergötland, Norrköping 1760 1, 190: in der Stadt Skeninge war vormals auf dem Markt die Bildsäule eines Helden oder Riesen Thuro longus oder Thore lång errichtet, den man in verschiednen Gegenden Schwedens göttlich verehrte. Es kann darunter niemand anders als Thor, der Gott, verstanden werden, und es scheint, dafs die älteren Götterbilder nach der Bekehrung noch eine Zeitlang als Heldenbilder mit theilweise oder gänzlich veränderten Namen geduldet wurden. Im südlichen Deutschland, wo das Heidenthum früher getilgt war, erhielt sich darum die Sitte nicht.

In der Chronik wird unter dem J. 1307 S. 75. 76 nochmals auf diese Ueberlieferung die Rede gebracht bei Gelegenheit eines Streites, der sich in einem Hamburger Bierhause zwischen einem Bremer und Lübecker über den Vorrang ihrer Städte entsponnen hatte. Die Erzählung ist äufserst lebhaft und unterhaltend und der siegreiche Bremer weifs aus des Kaisers Schild am Roland drei bestimmte Begünstigungen herzuleiten, 1) dafs die bremischen Rathsmänner Gold und Bunt (Goldschmuck und Pelzwerk) tragen dürfen **), worauf

*) In der nachher anzuführenden verdächtigen Urkunde: signum et imaginem Rolandi (im Beginn des 12. Jahrh. hätte man wol noch Rotolandi geschrieben, wie in den bessern Handschriften des Turpinus steht) ornare clypeo et armis imperialibus.

*) Aus S. 114 erhellt, dafs die Bilder von Holz gefertigt waren; Feinde, welche der Stadt ihre Freiheit mifsgönnen, brennen den Roland nieder.

**) In jener Urkunde bei Lünig von 1111: vestes et inde-

noch verschiedentlich S. 110. 113 angespielt wird; 2) dafs Bürger und Einwohner zu Bremen vor keinen freien Stuhl geladen werden sollen, 3) dafs sie die Weser, des Königs freie Strafse von Bremen bis in die salzige See zu vertheidigen haben. Heinrich Bering, der bremische Bürger führt aber die Vorrechte seiner Stadt hernach nochmals in sieben Puncten aus und räumt unter den deutschen Städten insgemein nur der Stadt Cöln den höchsten Rang ein; er soll nun den Beweis seiner Behauptungen durch Vorlage des königlichen Freibriefes erbringen. Der Rath zu Bremen nimmt Anstand ihm die Urkunde selbst einzuhängen, verwilligt aber eine beglaubigte Abschrift, die man auch in Hamburg für genügend erachtet wird. Man kann nach diesen Vorgängen kaum zweifeln, dafs Bremen wirklich im Besitze einer königlichen Urkunde war, die freilich der Chronist weder eingesehn noch genauer gekannt zu haben scheint.

Auch zwischen Hamburg und Bremen ergaben sich ähnliche Rangstreitigkeiten. Es wird im J. 1374 berichtet, wie früher das bremische Bier für das beste gehalten, um diese Zeit sich aber auch das hamburgische gehoben habe und dadurch der Grund zu Hamburgs steigendem Reichthum (rikedaghe) gelegt worden sei. Damals kam wiederum zur Sprache, dafs vor den Hansestädten erst Cöln, dann aber Bremen zugehn habe, und die Ursachen werden von neuem erörtert. So entzündete sich bürgerlicher Stolz und Festhalten an den heimischen Vorzügen bei allen Anlässen.

*Hanse*angelegenheiten, Händel der Stadt mit dem Bischof oder dem Grafen von Hoya *) und den benachbarten Friesen, innere Aufrühre und Aenderungen der städtischen Verwaltung erfüllen die bremische Geschichte jener Zeiten. Man lese zumal die Sache bei Johan Hollemann S. 114—116 und, schon in der jüngeren Fortsetzung des Werks, die von Johan Vasmer S. 159 ff. nach. Das meiste ist so ausführlich und lebendig erzählt, dafs wir daraus mehrfachen Gewinn für die Sprache und Gebräuche des Mittelalters schöpfen können.

Da der Herausgeber der geringen ihm bei Durchsicht des angehängten Glossars von dem Rec. geleisteten Hilfe gedenkt; so hält sich dieser für verpflichtet, jetzt nach vollständiger Lesung des Textes selbst noch einige Berichtigungen hinzuzufügen.

Allet 72. 90. 99. 115 ist nicht aus all-ete zusammengeflossen, sondern nichts mehr oder weniger als das nhd. alles, mhd. allez, goth. allata, nemlich wie in den Pronominalformen det, it hat sich auch in einigen geläufigen Adjectiven die sonst in der sächsischen Sprache aufgegebne Neutralflexion behauptet. Man findet bei Detmar und sonst überall häufig dieses allet, oder verderbt allent (wie hier S. 101) und noch in heutigen Volksdialekten allent, allens. Verschieden davon ist wiederum *altes* 151; wenn es nicht in *alles* (mhd. alles, Gramm. 3, 90) gebessert werden mufs, wird es dem mnl. altôs, mhd. alzoges (Gramm. 3, 129. 131) gleichkommen, doch scheint die Besserung vorzüglicher. Zu dem Praet. *annamede* 71. 104 Detmar 1, 5. 179. 409. 2, 56. 57. 253. 280. 324. 341 lautet der Inf. nicht annemen, sondern annamen (Detmar 2, 274) oder mit Angabe der Quantität annâmen . annâmen, annâmede unterscheidet sich von dem starken annemen, annam wie das lat. acceptare von accipere, und wie die franz. Sprache nur accepter kennt, kein accevoir (vergl. recevoir, percevoir = recipere, percipere), zieht die mnd. das schwache annâmen vor, während die mhd. nur annëmen, kein annâmen verwendet. *broddeghen* 55 kann unmöglich bedeuten Brüderchen (broderken), aber was sonst? Wie hier von dem Vicarius Ghert gesagt wird, er habe in hundert Jahren seines gleichen von einem *broddeghen* im Dome nicht gehabt, heifst es bei Detmar 1, 285 vom Dekan Mauritius (vgl. hier S. 204): he was menlik unde en gud *broddegen*. An das mhd. brûtdegen (Maria 184, 24. 186, 33) ist noch minder zu denken, weil sich für geistliche Herrn der Begriff von Bräutigam nicht schickt, auch wäre dann geschrieben bruddegen, brutdegen. Vielmehr scheint brôd hier panis, broddegen das was in lateinischen Urkunden jener Zeit fundator panum ausdrückt, eine Eigenschaft die gerade den

---

ienta auro et vario opere, ut militibus est concessum, possint et valeant adornare.

*) Aufgebracht gegen den Grafen Gerhart von Hoya äufserten die Bremer S. 99: sie wolden malk enen penning roggen in de slippen binden (jeder von ihnen wolle für einen Pfenning Roggen in den Rockzipfel binden), dar wolden sie den greven mede ute deme lande driven over die Warmenouwe. Eine leichte aber alterthümliche Art sich zu bewaffnen. Rec. ist anderswo gelesen, dafs Sachsen oder Friesen Steine in die Zipfel banden und damit auf den Feind losschlugen.

Vicarien der geistlichen Stifte zukam. Man sehe was Staphorst I. 4, 270—322 über das Brothaus der Hamburger Vicarien gesammelt hat, wiewol sich daselbst der deutsche Name broddegen nicht darbietet . das Brothaus zu Hamburg entsprang aber erst im 15. Jahrhundert, das zu Bremen mufs jenen beiden Stellen zufolge schon im 14. bestanden haben, Moriz † 1365, Gerhart 1406. Nach dem bremischen Wörterb. 4, 943 gab es in dem Stift Bremen ein erbliches Brodspenderamt, in wie fern sich brodspender und broddegen berühren? wäre zu untersuchen. Bei *buten*, *boten* Feuer anzünden hätte vor dem französ. bouter an das ags. beátan tundere, ahd. pôzan, folglich alts. bôtan erinnert werden sollen, aus welchen jenes franz. bouter selbst herstammt; man sagte vor Alters auch Feuer anstofsen. S. 97: birna clagede die erczebischup Gotfridus, dat ene her Mauricius so erliken nicht enhelde, also hie *eghede*, klagte, dafs ihn M. nicht so ehrlich hielte, wie er (Gotfried) es verdiente. Nicht anders bei Grautoff 2, 347: desse alle wurden gerichtet to deme dode myt greselken swaren pynen, alse ere mysdad wol *egede* = verdiente; 2, 380: ik hope, dat ik so nicht misdan hebbe, dat sodane broke *eget*, das eine solche Bufse verdient, fordert. So erklärt auch das brem. Wörterb. 1, 293 ganz richtig: dat egede he nig, he eget släge. Wie ist aber diese Bedeutung aus der ursprünglichen von êgen = habere herzuleiten? Nähme man es für eignen, gehören, gebühren, so würde unpersönliche Construction und ein Dativ gefordert, wie auch in Schützes holstein. Idiot. 1, 294 angegeben ist: ast sik eget un böret, em egede (ihm gebührte) en dragt släge. Jenes he eget läfst sich aber kaum anders als elliptisch fassen: er hat (zu empfangen, fordern) und dies mufs aus der anfänglichen Bedeutung des Wortes übrig geblieben sein, die sich in andern Gegenden länger erhielt, z. B. in dem Stadtrecht von Rüden in Westfalen (Wigands Archiv 5, 64) drückt *eget* lediglich hat aus . Schuirens Teutonista erklärt he eygt dat wael schon durch: he is des wael weert. *Gliden* ist zwar gleiten, de vyende *gleden* ut dem velde (Grautoff 2, 378), doch mufs die Redensart *laten na gliden* deutlicher übersetzt werden: nachsetzen, nacheilen lassen; do leten sie eme na gliden 122; do leten sie to den vigenden gliden 139, da eilten sie auf die Feinde los, wahrscheinlich mit dem Nebenbegriff der Stille und Geräuschlosigkeit, ein schöner, gefälliger Ausdruck. Bei laten gliden hat man sich aber den wegbleibenden Acc. de lude, de mannen hinzuzudenken und die ganze Fügung gehört zu den Gramm. 4, 641—643 nachgewiesenen. Wenn der Herausgeber S. 255 ansetzt: *grotes* water, hohe Fluth; so hat er sich von dem Hochdeutschen beschleichen lassen, es darf nur heifsen: *grot* water, und nicht mehr grotet, wie jenes allet. *Hey* 106 wird keineswegs Heu sein, die Stelle lautet: in deme somere do was grot *hey* to dem ersten, unde to dem lesten was grot *reghen*; der Gegensatz ergibt, dafs unter hey Dürre und Hitze verstanden werde, und das ist auch völlig der Sinn des Wortes, dem man freilich in den niedersächsischen Wörterbüchern nicht begegnet; besser kennt es die hochdeutsche Mundart: das *Gehai*, Ghai, trockne, dunstige Atmosphäre, woher Hairauch, Hainebel und das entstellte nhd. Heerrauch, Hehrrauch, Höhenrauch (Schmeller 2, 127. Stalder 2, 29); ahd. *hei* uredo, *gihei* cauma (Graff 4, 709.) Hau foenum würde mnd. lauten hoi, hou, howe, houwe. Dar was en *loedest* vore 93 kann nicht sagen sollen: sehr leid; denn selbst wenn es hiefse ledest, loedest, so würde dabei nicht die Präposition vore sondern af stehn, dar was en ledest af, vgl. 105: alse lede is mi daraff geschen. Auch war es den Bremern nicht leid mit Mauricius zu unterhandeln, wol aber bange vor ihm, sie fürchteten seine Macht, und etwas dergleichen müssen die Worte: dar was en loedest vore bedeuten, doch kennen wir bisher kein Adj. loet oder *loed* in der sächsischen Mundart, noch ein ähnliches in einer verwandten. Für cruit S. 257 setze man *crued*, *crut*, und für namen S. 259 *name*, genauer *nâme* . *die negher* 138 eo propius verdiente angemerkt zu sein, vgl. *de bat* 107 eo melius. In der wiederkehrenden Phrase: to *nuden* unde *noden* 106. 126. 131 darf das erste Subst. nicht durch Nutzen erklärt werden; auch das brem. Wörterb. 3, 249. 250, welches noch mehr urkundliche Belege sammelt, theilt diesen Irrthum; utilitatibus würde lauten: nutten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von I. M. Lappenberg.

(Schlufs.)

Unser *nuden* aber ist Dativ Pluralis von *nud* der nut, Genitiv nudes (genauer nûd, nûdes) gaudium, delectatio, alts. *niud*, ahd. *niot*. tô nûden nde nôden drückt also gegensätzlich aus: gaudiis et necessitatibus, prosperis et adversis, im Glück und n der Noth, in Freuden und Nöthen. *Suntmaker*, Gesundmacher 67 für Heiland, ganz im Sinne von salvator, Hêliand und Neriand, das leibliche Heilen mit lem geistlichen vermengend. *Vuste* 118 saepe, nicht n vaste zu ändern, denn jenes erscheint in den alten Quellen vielmal, z. B. Bruns 206. Detmar 2, 340. 355 u. s. w. *Vredekogge* 95. 96 begehrt nähere Erläuterung, hier ist es ein zur Deckung einer Brücke dienendes Schiff, das sie gleichsam friedet und schirmt; anderwärts aber sind *vredeschepe* solche, die mit andern Handelsschiffen aus in die See geschickt werden, sie zu begleiten und beschirmen (Grautoff 2, 228. 344. 411.) *Wanken* 94. 155 scheint nicht das blofse gehn, sondern etwa unser heutiges ausfahren, schweifen, sich blicken lassen, in den lübeckischen Chroniken bei Grautoff steht es öfter, z. B. 2, 204 riden unde *wanken* to lande unde to watere; 2, 349 laten den kopman *wanken*; 2, 507 also dorsten se nergene *wanken*; 2, 529 nergene ut *wanken* dorsten; Reinke de vos 994 bi nacht to *wanken* bringet vâr. man erwäge die hochdeutsche Bedeutung vacillare, nutare, titubare, was leicht in vagari übergeht. Die Partikel *wanne* in dem Ausruf wanne, stolten lude! 104 war bemerkenswerth, vgl. Gramm. 3, 302 und 305. *Waterkuven* 88 ist Wasserkufe, Wasserbütte, denn neben der Form kupe 114 mufs auch kuven gelten, wie der Teutonista unter boede (dolium) kupen und kuven anführt. Damit wird aber unsere Stelle ihrem Inhalt nach noch nicht recht verständlich. Als im Jahre 1335 bei Aufnahme der Reliquien von Cosmas und Damianus der Bischof Borchard grofse Festlichkeiten veranstaltete und der Rath von Bremen mit vielen Bürgern, Frauen und Jungfrauen dazu eingeladen war, stand, wie erzählt wird, Hinrik Doneldey der Bürgermeister in einem Wasserzuber von der Gröfse eines Fuders Wasser, und wurde aus diesem Zuber gelöset (utgheoffert, ausgeopfert) mit Geschmeide, Kleinode, Gold und Silber. Es scheint, dafs die geistlichen Herrn des Capitels, einem alten Gebrauche gemäfs, den Bürgermeister in den Zuber stellten und ihn hernach von den weltlichen Leuten freilösen liefsen, um auf solche Weise Geld für den Bau des Heiligthums zu gewinnen. Wenigstens begehrte hernach der Bischof einen Theil des Opfers zum Behuf des Baues. Das folgende ist aber nicht ganz klar, weil Doneldey zugleich als Baumeister dargestellt wird. Näheren Aufschlufs gewähren vielleicht ähnliche Berichte von dergleichen Kirchenbauten, und man möchte wissen, ob das Gefäfs ernstlich mit Wasser angefüllt war, oder ein Fuder Wassers blofs seine Gröfse ausdrücken soll?

Die Stelle S. 135: unde wo arm en man was, bat hie ene to gaste, also vort hie ene maach unde twidede ene ist unverständlich, wenn man nicht ein Verbum hinter vort ergänzt, vermuthlich heet, hiefs. Wie gering auch ein Mann war, bat er ihn (den kargen Bischof) zu Gaste, alsogleich nannte er (der Bischof) ihn Freund oder Schwager (vgl. maach 82. 109) und sagte ihm zu zu kommen. Vielleicht sollte stehn: twidede *eme*, wie S. 134 und 56. 60, doch findet sich der Acc. auch S. 65.

Aus diesen und andern Stellen mehr läfst sich für das Wörterbuch der altsächsischen Sprache lernen. Die längst angekündigte und erwartete Arbeit Kosegartens wird bei genauer Durchsicht der bremischen und lübeckischen Chroniken sehr gefördert worden

sein; selbst die alten Eigennamen sind zu berücksichtigen. Was bedeutet wol eigentlich *Bruschavere* S. 59? brusen ist brausen, und wird nach Strodtmann S. 34 vom Getraide gesagt, das im Felde gut steht. Auf derselben Seite findet sich *Juchals*, was den Gegensatz zu dem bekannteren Frihals ausdrückt, ursprünglich also einen Knecht oder Gefangenen bedeutet, der den Hals in's Joch gegeben hat. Noch mehr zog uns der Name *Hinrik van der Tyverbrugge* an, wie hätte ein im Jahre 1111 erwähnter Bremer diesen Beinamen anders erwerben können, als weil er den 12. Febr. in Heinrich V. Heere tapfer auf der Tiberbrücke in Rom mitgefochten hatte? Liefse sich hieraus nicht eine Bestätigung unsrer obigen Vermuthung ziehen, dafs der Stadt Bremen Theilnahme an dem Römerzug, nicht die an dem Kreuzzuge die königliche Gunst zuwege brachte? So gewännen wir aus dem kahlen Eigennamen Zeugnifs für ein geschichtliches Factum. Jener Hinrik mochte sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet haben, der Name scheint später in ein blofses *Hinrik Tiver* abgekürzt zu werden, vgl. S. 171, 172. Beinamen beginnen seit dem eilften, zwölften Jahrhundert fast überall, wie die Urkunden lehren, obgleich wir auch daraus keinen Grund für die Rettung jener verdächtigten entnehmen.

Jacob Grimm.

LV.

Historisch-kritische Einleitung in die augsburgische Confession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Dr. A. G. Rudelbach, Consistorialr. u. Superintendent. Loquebar de tuis testimoniis coram regibus et non confundebar. Dresden, 1841, *Verlag von Justus Naumann. VIII u.* 252 *S. gr.* 8.

„Und nun, ihr theuren Brüder, wo ihr sinnend „weilen möget bei den Schäden der Kirche, und laut „bekennen eure freudige Hoffnung zur Wiederaufrich„tung derselben, lasset uns sammt und sonders mit „dem Bekenntnisse handeln, wie die klugen Jungfrauen „mit dem Oele vor des Bräutigams Ankunft zur Mit„ternachtsstunde! Denn gewifs, es ist besser, als das „Gefäfs, womit Viele es verwechseln, und auch die Lie„besflamme kann ohne dieses Lebensöl der Wahrheit „nicht emporschlagen. Lasset uns auf das grofse „Wort wohl merken, dafs, wenn erst das Hahnenge„schrei geschehen ist, dann ist es zu spät zum Kau„fen für den Einzelnen wie für die Völker, welchen „Christus der Herr gepredigt ist! Ja, darum lasset „uns alle Schläfrigkeit, alle geistliche Trägheit, alle „Nachlässigkeit verscheuchen, und brennend werden im „Geiste des Bekenntnisses zu Ihm, der unsre Herzen „gewonnen hat — und wie sollte er denn nicht unsern „Mund haben! Denn sehet, es ist Zeit, aufzustehn „vom Schlafe: die Nacht ist vergangen und der Tag „ist herbeigekommen."

Dieser Schlufs der Vorrede bezeichnet den Character der ganzen vorliegenden Schrift, die nicht ein blofses literarisches Product ist und sein will, sondern durchaus ein kirchliches Gepräge trägt und darum bei Allen, denen das Heil der Kirche am Herzen liegt, Anklang finden und ihre Hochachtung gewinnen mufs. Aber eben weil jede Seite des Buchs diesen kirchlichen Geist athmet und den kirchlichen Zweck durchscheinen läfst, so nimmt es Wunder, dafs der Titel die Bestimmung desselben so beiläufig andeutet und mehr dazu gemacht zu sein scheint des Verfs. entschiedne Absicht zu verbergen als auszusprechen. Der Titel sollte lauten: *Nachweisung des guten Rechts der lutherischen Kirche, ihre Mitglieder, besonders ihre Prediger und Lehrer, auf ihre symbolischen Bücher zu verpflichten.* Denn die „erneuerte Untersuchung" am Schlusse der Schrift ist keineswegs eine blofse Zugabe, sondern das Resultat und der einzige Zweck des ganzen Buchs, handelt jedoch nicht von der Verpflichtung auf Symbole überhaupt, sondern lediglich von der verbindenden Kraft der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche. Die Verpflichtung wird aber auf den ganzen Inhalt des Concordienbuchs ausgedehnt und keineswegs blofs auf die augsburgische Confession bezogen. Wenn aber den gröfsern Theil des Buchs, sechs Capitel von eilfen, die Betrachtung der A. C. einnimmt, so liegt das in der Natur der Sache: nur ist diese Betrachtung nicht eine historisch-kritische Einleitung zu nennen, da der Hr. Verf. aus dem weitschichtigen Material einer historisch-kritischen Einleitung nur eben das herausgenommen, was seinem apologetischen und polemischen Zwecke gemäfs ist. Fast könnte man auf den Verdacht kommen, der unrichtige Titel sei aus der Absicht hervorgegangen, dem sorg-

losen Leser die ausgedehnte Operationslinie zu verbergen, bis er sich unerwartet von den wohlaufgestellten Batterieen rings umspielt sieht.

Wie dem auch sei, wir wollen dem Standpunkte des Verfs. offen den Standpunkt entgegensetzen, von dem aus der Refer. diese Schrift beurtheilt: dies ist der Standpunkt der unirten evangelischen Kirche, oder, was wesentlich gleich bedeutend ist, der Standpunkt derjenigen Kirche, die einen stetigen Fortschritt zur wahren kirchlichen Katholicität sich zum Ziele gesetzt hat. Noch mehr, Refer. steht selbst für seine Person auf der lutherischen Seite der unirten Kirche und bekennt sich also aus freier Ueberzeugung zu dem wesentlichen Inhalt des Concordienbuchs auch in denjenigen Punkten, wo dieses der reformirten Kirche widerspricht, nur nicht in dem Verdammungsurtheil über die calvinische Kirchenlehre. Statt des geringfügigen Geschäfts, eine neue Schrift eines bereits hinlänglich bekannten Autors zu recensiren, ziehen wir es vor einen Versuch zu machen, das streng abgeschlossne Lutherthum, das der Hr. Verf. repräsentirt, in Beziehung auf die symbolischen Bücher mit der unirten Kirche auseinanderzusetzen, in so weit Refer. es wagen darf sich als Dollmetscher der noch nicht in authentischen Erklärungen ausgesprochnen Grundsätze dieser Kirche anzusehn. Denn wir sind gewiss, dass eine gemeinsame Ueberzeugung über das Feste und das Veränderliche in der Kirchenlehre allen lebendigen Gliedern der unirten Kirche als geistige Substanz inwohnet: aber die Theologie der unirten Kirche, als solcher, ist noch im Zustand des Embryo. Irren wir nicht, so ist gerade das Verhältniss zu den Symbolen Einer von den Punkten, an denen ihr bestimmt ist sich zu entwickeln.

Der Verf. sagt (S. 88): „Wäre auch eine *dritte* „grosse Kirchenentwickelung, nach der der apostoli„schen Kirche und der Reformation, in dem Maasse „denkbar, dass eine ähnliche Erweckung von den Tod„ten folgte, wie bei letzterer, und eine Ausgiessung „des Geistes über eine grössere Gemeinschaft, so würde „doch diese Entwickelung sich aufs engste an die Re„formation anschliessen, und die Bekenntnisse dersel„ben zu den ihrigen machen müssen, so wie *diese* es „mit denen der alten Kirche that."

So freudig wir diese Stelle begrüssen, so vieles ist uns doch darin befremdend und ungenügend. Zuerst schon, dass der Verf. der Kirchenentwickelung der apostolischen Zeit, auf welcher die gesammte Christenheit ruht, die Kirchenentwickelung der Reformation gleich setzt, die, wie unschätzbar und ewig dankenswerth sie auch ist, doch in Beziehung auf den Umfang ihrer Wirkungen und auf ihre heiligende Kraft mit dem Sauerteig des apostolischen Zeitalters nimmermehr gleichgesetzt werden kann. Sodann nimmt es Wunder, wie der Verf. die grosse Kirchenentwickelung ignoriren kann, die im Mittelalter alle menschlichen Verhältnisse durchdrang, alle Künste und Wissenschaften in ihren Dienst nahm und das ganze westliche Europa auf den Punkt christlicher Reife führte, wo die Reformation eintreten konnte. Es nimmt ferner Wunder, dass der Verf. nur hypothetisch und mehr zweifelnd als hoffend die Denkbarkeit einer neuen grossen Kirchenentwickelung ausspricht, da ohne eine solche es nicht abzusehen wäre, wie die Verheissungen des Herrn über seine Kirche erfüllt werden sollten, indem die Kirche jetzt, wie der Verf. selbst S. 225 sagt, sich gern bescheidet, „dass der grössere Theil „der Zuhörer stets unter die Zahl der Katechumenen „zu rechnen sei." Wir müssen hinzufügen, dass ein sehr grosser Theil der Gemeinden nicht einmal aus Zuhörern, aus Katechumenen, sondern aus Indifferentisten und Gegnern der kirchlichen Lehre und Zucht besteht und dass gerade in den vermeintlich expurgirten lutherischen Gemeinden und bei ihren Führern sich die gröbsten Aergernisse ergeben haben. Wo will das hin, wenn keine neue grosse Kirchenentwickelung eintritt, die der des reformatorischen Zeitalters nicht nur gleich kommt, sondern sie übertrifft, indem sie nicht nur die Lehre sondern auch das Leben reformirt, die Lehre aber aus den Büchern wieder in die Herzen der Völker einführt! Darin aber stimmen wir dem Verf. bei, dass eine neue durch den heiligen Geist herbeigeführte Entwickelung sich an die Reformation anschliessen und die Bekenntnisse derselben zu den ihrigen machen muss, wiewohl wir dies nicht in dem mechanischen Sinne verstehen können, wie es der Vf. zu meinen scheint, dass dann alle Lehrer und Prediger auf alle vorhandnen symbolischen Bücher, die Concordienformel mit eingeschlossen, und etwa noch auf ein hinzukommendes neues, verpflichtet werden müssten. Wir vertrauen vielmehr, dass die Kirche bei einer solchen Entwickelung in der christlichen *Erziehung* und Belebung der Geister eine Stufe erreichen

wird, wo man nicht mehr nöthig findet, ängstlich auf die Worte eines vor dreihundert Jahren aufgesetzten Lehrtypus zu verpflichten, der auf viele der wichtigsten Lebensfragen des Christenthums keine Antwort hat, aus dem einfachen Grunde, weil diese Fragen damals nicht aufgeworfen waren. Die eigentlichen und gefährlichsten Zerstörer der Kirche sind ja gar nicht die Widersacher, die ex Professo eine ihrer Grundlehren angreifen, sondern die Charaktere, die das tiefste Interesse der Zeitgenossen erregen und die Liebe, die Bewunderung der Völker erwecken, indem sie aus einer Wurzel, die vom Evangelio ganz unberührt blieb, ihr Leben und ihre Wirksamkeit entwickelten. Die Nachwirkung solcher Charaktere von Philosophen, Dichtern, Helden und Fürsten wird nimmermehr durch symbolische Bücher, sondern nur durch das Emporwachsen gröfserer schöpferischer christlicher Charaktere, welche die Gnade Gottes erweckt, überwunden. Solche Männer sind aber zugleich leuchtende Geister, die neuen Zündstoff, neue befruchtende Strahlen in alle Wissenschaften werfen. Wenn solche Zeiten für die Kirche kommen, da wird das Gold der symbolischen Bücher verklärt hervortreten, aber doch nur als Ingredienz einer grofsen christlichen Erneuerung, in der Vieles zur Sprache kommt und zur That wird, wovon in den symbolischen Büchern nichts geschrieben steht. Der Verf. führt in Beziehung auf die fortschreitende Entwickelung eine recht schöne Stelle aus des Vincentius Lerinensis Commonitorium belobend an, die dieses Lob auch verdient: Sed forsitan dicit aliquis: Nullusne ergo in ecclesia Christi profectus habebitur religionis? Habeatur plane, et maximus. Nam quis ille est tam invidus hominibus, tam exosus Deo, qui istud prohibere conetur? Sed ita tamen, ut vere sit profectus ille fidei, non permutatio. Siquidem ad profectum pertinet, *ut in semet ipsa unaquaeque res amplificetur*, ad permutationem vero, ut *aliquid ex alio in aliud transferatur*. Crescat igitur oportet et multum vehementerque proficiat tam singulorum, quam omnium, tam unius hominis, quam totius ecclesiae aetatum ac saeculorum, gradibus intelligentia, scientia, sapientia, sed in suo duntaxat genere, in eodem scilicet dogmate, eodem sensu eademque sententia. Heifst dies aber, dafs eine aus bestimmten Zeitbedürfnissen hervorgegangene *Lehrform* ohne alle Abänderung für alle Zeiten Gesetz bleiben soll? Und wenn *Neander* (KGsch. Bd. 2. Abth. 3. S. 891) recht hat, dafs der *Semipelagianer* Vincentius damals, im J. 434, die Augustinische Lehre als eine Novitas mit jenen Worten versteckt angreifen wollte, wäre dann diese Stelle nicht im Sinne des Autor geradehin als eine Praescriptio Lutheranismi et Librorum symbolicorum anzusehn? Der Verf. beruft sich so gern auf die Autoritäten aus den ersten Jahrhunderten, die einen *Κάνων τῆς ἀληθείας ἀκλινής* (Iren.), eine Regula fidei immobilis et irreformabilis (Tertull.), eine Symboli lex (Cyprian.), eine Apostolicae doctrinae indemutabilis constitutio (Hilar. Pictav.) gefordert. Weifs er denn aber nicht, dafs dieselben Väter diese Forderung in Verbindung mit der Lehre von der Einheit der Kirche, von dem Consensus und der Unitas des Episcopats und unter Voraussetzung des nothwendigen Vinculi externi der Gemeinschaft vortrugen! dafs ein Luther, als Lehrer der *Kirche*, ihnen etwas Undenkbares gewesen wäre? noch weit undenkbarer, als dem Verf. (S. 219) *Speners* Gedanke, „es können Kirchen ohne symbolische Bücher in gutem Flor stehen." Die Verf. der Concordienformel sind so bescheiden, dafs sie die A. C. nur „nostri temporis Symbolum" nennen und die übrigen symbolischen Schriften nur als Testimonium pro religione nostra bezeichnen, das darthue, quomodo singulis temporibus sacrae literae in articulis controversis in Ecclesia Dei a Doctoribus, *qui tum vixerunt*, intellectae et explicatae fuerint. Unser Hr. Verf. begnügt sich aber nicht zu behaupten, dafs die A. C. auch noch Symbolum nostri temporis sei, worin wir ihm unbedingt beistimmen, sondern versichert, sie müsse sich legitimiren als das „Symbolum extremae mundi aetatis," „als der grofse Pharus der Rechtgläubigkeit, an welchem *alle* Kirchenschiffe Licht und sichern Hafen suchen müssen, wenn sie nicht zerscheitern wollen." (S. IV) Solche Uebertreibungen nöthigen uns das Bekenntnifs ab, dafs die Symbole und symbolischen Bücher der lutherischen Kirche unbeschadet ihres unschätzbaren Werthes nicht nur keine Symbola extremae mundi aetatis, sondern in mehreren Beziehungen auch für die Gegenwart unzulänglich sind. Und diese Unzulänglichkeit läfst sich, auch in der Kürze, wie sie hier der Raum verstattet, genügend beweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Historisch-kritische Einleitung in die augsburgische Confession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Dr. A. G. Rudelbach.

(Fortsetzung.)

Wir gehen von den drei altkirchlichen Trinitäts-Symbolen aus. Das apostolische Symbolum, dessen Kern die uralte allgemeine Ueberlieferung des christlichen Glaubens ist, erkennen wir unbedenklich als bleibendes Symbolum der Christenheit an, das als Quelle wohl noch höher steht, als selbst die vier Ströme des geistlichen Paradieses, die Evangelien. Aber das Vorrecht seiner Unveränderlichkeit beruht zum Theil auch darauf, dafs es auf alle wissenschaftliche Begründung oder Entwickelung Verzicht leistet und rein die πίστις ἀναπόδεικτος wieder giebt. Die beiden folgenden Symbole, das Nicenische und Athanasianische, beziehen sich schon in der Form, in welcher sie den wirklichen ewigen Inhalt des Trinitäts-Glaubens aussprechen, zu sehr auf articulos certo quodam tempore controversos und tragen demgemäfs auch das Gepräge einer gewissen Stufe philosophischer Bildung und versuchter speculativer Durchdringung des grofsen Mysterium in zu beschränkter Terminologie an sich, als dafs man nicht vergängliche Elemente darin anerkennen müfste. Besonders trifft diese Bemerkung das Athanasianische Bekenntnifs, welches, während Athanasius die Gottheit des Sohnes, Basilius die Gottheit des heiligen Geistes aus der ganzen Fülle der christlichen lebendigen Erkenntnifs hervorgehn liefsen, recht geflissentlich den Widerspruch gegen alle Verstandesbegriffe hervorhob, um jeden Versuch des Verständnisses zurückzuschrecken. Allerdings steht dieses Symbolum auch für unsre Zeit noch unerschüttert fest, da alle speculativen Versuche die Trinität, die Dreieinheit der göttlichen Personen, unbeschadet ihrer Selbständigkeit begreiflich auszusprechen an der bisherigen Undurchdringlichkeit des Begriffes der Persönlichkeit gescheitert sind. Aber daraus folgt noch keineswegs, dafs in alle Zukunft hin über die Erkenntnifsform des vierten und fünften Jahrhunderts nicht hinausgegangen werden könne und dürfe. Wollte man einwenden, dafs dieses Hinausgehn nur etwa das Bedürfnifs der theologischen Schulen, aber nicht der Kirche, der Gemeinde selbst, die sich in den Symbolen ausspricht, sein könne, so würde dies sehr wenig Einsicht in die Entwickelung der Kirche und in die Bedeutung der Trinitätslehre verrathen. Denn hat sich nicht schon einmal das ganze Leben der Kirche auf die subtilsten Bestimmungen der Trinitätslehre geworfen und eben dadurch die vorhandenen Symbole erzeugt? und sind nicht zur Zeit der Reformation die speculativen Fragen über Prädestination, Freiheit des Willens, Ursprung der Sünde, Ubiquität des Leibes Christi nothwendige Gegenstände symbolischer Bestimmung und Fixirung geworden? So können wir denn keineswegs behaupten, es werde nie eine Zeit kommen, wo der allgemeine christliche Glaube an Vater, Sohn und heiligen Geist nicht noch reiner und durchsichtiger entwickelt und symbolisch festgestellt werden würde, als es in den zwei Symbolen geschehen ist, die nach dem apostolischen von der lutherischen Kirche als Gefäfse der göttlichen Wahrheit anerkannt worden sind.

Gehen wir nun zu den eigenthümlichen symbolischen Schriften der lutherischen Kirche über, zu der augsburgischen Confession und den ihr verwandten apologetischen und polemischen Schriften. Das materielle Princip, ja die Seele der A. C. und der ganzen reformatorischen Bewegung Luthers ist die Lehre von der Rechtfertigung. Sieht man diese Lehre von der wissenschaftlichen Seite an, so ist sie die allersublimirteste Abstraction. Der Apostel Paulus hatte den

Grund dazu gelegt, um den jüdischen Gesetzesstolz zu beugen und die Thore der Barmherzigkeit allen Völkern zu öffnen: er hatte allen vorhergehenden und nachfolgenden Werken das Verdienstliche abgesprochen, aber doch den Glauben, der zur Gerechtigkeit gerechnet wird, als etwas Gottgefälliges stehen lassen, die Gerechtigkeit des Wandels in die unmittelbarste Beziehung zur Gerechtigkeit des Glaubens gestellt (Röm. 6.) und die Krone der Gerechtigkeit als eine Gabe des *gerechten* Richters für sich und Alle, die des Herrn Erscheinung lieb haben, in Aussicht gestellt. Augustinus deckte auf, was beim Apostel noch nicht völlig entwickelt war, dafs auch der Glaube nicht als That des Menschen, sondern nur als Gabe Gottes zu würdigen sei und nur in so fern den Menschen vor Gott gerecht mache, als er die Gerechtigkeit Christi ergreife und aufnehme. Luther aber isolirte die Rechtfertigung noch vollständiger, indem er einen grofsen Accent darauf legte, dafs auch der Gerechte, in jedem guten Werke selbst, noch sündige und durch die Rechtfertigung nur die Person des Gerechtfertigten Gott gefalle, seine Werke aber, an sich betrachtet, immer noch die Verdammnifs verdienen würden. Diese Rechtfertigung wird durch das Wort Gottes angeboten und durch die Gnade des heiligen Geistes, der mittelst des Wortes und der Sacramente den Glauben wirkt, mitgetheilt, unabhängig von allem menschlichen Fühlen und Meinen. Das ist die *reine* lutherische Lehre von der Rechtfertigung, die mit systematischer Consequenz durchgeführt unbedingte Gnadenwahl, Unwiderstehlichkeit der Gnade und völlige Ohnmacht des menschlichen Willens zur Voraussetzung haben würde. Luther kannte diese Consequenzen und neigte sich dazu hin: aber er selbst gab der lutherischen Kirche die Richtung denselben zum Theil zu entsagen oder wenigstens, was dasselbe ist, sie sehr zu beschränken, und diese Inconsequenz war in anderer Beziehung bei ihm völlig consequent, weil er nicht die Consequenz des Systemes sondern den klaren Buchstaben des Wortes Gottes zur Basis seiner Lehre machte und also sich durch solche Sprüche, wie: „Gott will, dafs allen Menschen geholfen werde und Alle zur Erkenntnifs der Wahrheit kommen:" gebunden fühlte. In ihm selbst war übrigens die höchste Energie des persönlichen Willens, die sich im Kampfe mit dem Widerspruch, den er von allen Seiten erweckte, zum heroischen Charakter entfaltete, und in dem unbedingten Glauben an die Rechtfertigung hatte er einen völlig unangreifbaren Standpunkt, von wo aus er seine Blitze schleuderte, indem er allen Feinden, Tod und Hölle, Welt und Teufel, das *Wort* entgegenhielt: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!" Wer mit diesem Schild des Paulus gedeckt ist, der braucht nicht mehr nach dem Löse- oder Binde-Schlüssel des römischen Petrus zu fragen, und so erhielt die völlig abstracte und schwer im Gedanken rein zu haltende Isolirung des Begriffs der Rechtfertigung die höchste praktische Bedeutung als das Palladium der christlichen Freiheit. Es ist aber sehr schwer, diese Rechtfertigung in ihrer Punctualität rein zu lehren, da man andrerseits nicht verkennen darf, dafs sie mit vorbereitenden Gnadenwirkungen, mit Buse und allgemeinem, nicht blofs historischem Glauben an das Wort Gottes, so wie mit der nachfolgenden Heiligung in dem engsten Zusammenhange steht. Noch schwerer ist es zu verhüten, dafs die reine Lehre von ungeprüften unbufsfertigen Gemüthern nicht gemisbraucht und zu einem Schanddeckel fleischlicher Sicherheit verkehrt werde. Diese Schwierigkeiten und Gefahren sind in der Entwickelung der lutherischen Kirche hervorgetreten und haben theils jene ängstliche Ueberwachung der Orthodoxie, die in leidiges Wortgezänke ausartete und die Herzen der Gemeinde dem Predigerstande entfremdete, theils das stärkere Hervorheben solcher Lehren veranlafst, die in der lutherischen Kirche ursprünglich nur den zweiten und dritten Rang einnahmen. Jeder ächtlutherische Lehrer steht auf dem Grunde der Lehre von der Rechtfertigung, aber nicht für einen Jeden ist sie der Mittelpunkt seines ganzen geistlichen Lebens, wie es bei Luther war. *Johann Arnd* lebt wesentlich in der Mystik nach Johanneischer Weise, *Spener* in der Uebung der Gottseligkeit, die jede Regung der Natur dem Gericht der heiligenden Gnade unterwirft. Sie lehren den symbolischen Büchern, namentlich der augsburgischen Confession gemäfs; aber ihr *Lehrtropus* im Ganzen beweiset doch, dafs ihre Aufgabe zunächst darauf gerichtet war, andere Lehren, die in ihrer Zeit vernachlässigt und deshalb vorzüglich nöthig waren, in den Vordergrund zu stellen. So hat jeder treue Diener Gottes seine besondre Gabe und seine besondere Mission, wornach die christlichen Grundlehren ihre

Stellung gegen einander verändern, so wie schon die Apostel, Johannes und Petrus, Paulus und Jakobus, jeder einen eigenthümlichen Lehrtypus haben. Wären nun die Arndschen, Spenerschen und ähnliche Streitigkeiten zu einem kirchlichen Abschlufs gekommen, so würde uns eine successive Fortbildung der kirchlichen Lehrtypen in steter Beziehung zu der ursprünglichen Lehrnorm vorliegen. Der Versuch zu einer solchen stetigen Controlirung der Kirchenlehre bei ihrer Fortbildung ist mit der Concordienformel gemacht worden, aber, indem ein grofser Theil der lutherischen Kirche die Annahme dieser Formel verweigern zu müssen glaubte, so ungenügend ausgefallen, dafs man für die Zukunft den Muth verlor, obgleich es an einzelnen Vorschlägen nicht gefehlt hat. Wir erinnern nur an den im Jahre 1632 von dem Superintendenten *Nikolaus Hunnius* in Lübeck ausgegangenen Plan eines stehenden Collegium irenicum, den Herzog *Ernst* der Fromme im Jahre 1675 wieder aufnahm und an mehreren Höfen, wie in Dänemark, Schweden und Kur-Sachsen durch seine Gesandte betreiben liefs. Da nun eine stetige *kirchliche* Fortbildung des Lehrbegriffs fehlte, so trat nach langen Kämpfen, die von den Universitäten geführt wurden, zuletzt eine Zeit der Anarchie ein, in der wir grofsentheils noch leben. Die blofse dürre Zurückweisung auf die A. C. kann aber den Mangel einer kirchlichen Fortbildung nicht ersetzen, sondern es mufs genauer bestimmt werden, wie die jetzt lebenden Doctores Ecclesiae das Verhältnifs der gegenwärtigen rechtgläubigen Kirche zur A. C. erkennen, wie der Streit zwischen dem Quia und Quatenus zu schlichten, wie die Confessio variata kirchlich anzusehn ist, welche Stellung die unirte Kirche zu den nicht-unirten Lutheranern und Calvinisten einzunehmen hat, wie die theologische Wissenschaft, die Predigt und der katechetische Unterricht, jedes in seiner Art, der symbolischen Lehre verpflichtet sein soll. Ohne eine solche *kirchliche* Verständigung bleiben wir beständig dem Meinungskampfe der Extreme Preis gegeben: denn es fehlt das Testimonium Ecclesiae *nostri* temporis.

Das formale Princip der symbolischen Bücher ist das Schriftprincip. Sola sacra Scriptura judex, norma et regula agnoscitur, ad quam, ceu ad Lydium lapidem, omnia dogmata exigenda sunt et judicanda, an pia, an impia, an vera, an vero falsa sint. So wie es ganz begreiflich ist, dafs die lutherische Kirche in ihren Anfängen sich mit diesem allgemeinen und unbestimmten Ausspruche begnügen konnte, ebenso befremdend ist es, dafs bis auf den heutigen Tag nach so vielen Streitigkeiten und Specialuntersuchungen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft kirchlich noch gar nichts geschehn ist, um die unendliche Verwirrung zu lösen, die durch die Unbestimmtheit dieses Princips unterhalten wird. Vor allen Dingen sollte doch die Kirche, die dieses Princip aufstellt, einen sichern symbolischen *Bibelkanon* haben. Aber selbst das Criterium, nach welchem die Canonicität eines biblischen Buchs beurtheilt wird, ist kirchlich unbestimmt. Man erklärte wohl sonst für Scripta canonica solche, quorum autores cogniti et autoritas in Ecclesia indubitata semper fuit et recepta. Aber die Autores vieler historischen Bücher des A. T., vieler Psalmen, des Buches Hiob sind nicht bekannt: über den Verf. des Evangeliums Matthäi, des Briefs an die Hebräer, der Briefe Jacobi und Judä, und anderer Briefe, so wie der Apokalypse sind von Alters her Zweifel in der Kirche gewesen. Ueber den Brief Jacobi hat sich Luther selbst sogar verächtlich geäufsert. Von den in dem letzten Jahrhundert erhobenen Zweifeln, deren Verff. doch nie aus der Kirche geschieden oder ausgeschlossen worden sind, wollen wir gar nicht reden. Es ist ja nun doch wohl nöthig, dafs die Kirche des jetztlebenden Geschlechts sich einmal bestimmt darüber, als *Kirche*, ausspreche, welche biblischen Bücher kanonisch sind, welche nicht. Schon im Jahre 1620 finden wir die Antilegomena des N. T. in einem Compendium locorum theologicorum von dem Breslauer Dr. Theol. und Superintendent Zacharias Hermann als deuterokanonisch bezeichnet. Sie werden von ihm gradehin als Libri apocryphi N. T. aufgeführt, jedoch mit dem Zusatze: Hi libri non ab omnibus in primitiva Ecclesia recepti majorem tamen in Ecclesia, quam Apocrypha N. T. habent autoritatem et ad probanda fidei dogmata adhibentur: licet enim de autoribus dubitatum fuerit, doctrina tamen ut apostolica fuit recepta. Sollen wir nun den Kanon nach Luthers deutscher Bibel als unveränderlich annehmen oder nicht? dürfen wir uns nach Luthers Vorgang herausnehmen

eine kanonische Schrift gelegentlich als strohern zu bezeichnen, oder nicht?. Das ist doch eine Sache von höchster praktischer Wichtigkeit: aber die symbolischen Bücher geben mit ihrer höchst allgemeinen Bestimmung darüber keinen Aufschlufs. Nicht minder unbestimmt ist es nach den symbolischen Büchern, wie es sich mit dem *dogmatischen Gebrauch einzelner Schriftstellen* verhält. Luther hat der völligen Willkühr und Regellosigkeit, die in der alten Kirche herrschte, dadurch Einhalt gethan, dafs er die allegorische Interpretation beseitigte, nur den klaren Wortsinn gelten liefs und die Geschichte vor allen Dingen als wirkliche Geschichte betrachtet und behandelt wissen wollte. Aber dennoch herrscht noch eine grofse Regellosigkeit in der Unterscheidung dessen, was Gotteswort und was Menschenwort in der Schrift ist. Als Menschenwort wird jedermann Ps. 44, 24 die Worte ansehn: „Erwecke Dich, Herr! warum schläfst Du? wache auf und verstofse uns nicht sogar." Der heilige Geist hat an diesen Worten nur in so fern Antheil, als er die Anfechtungen gläubiger Menschenherzen hier mit voller Wahrhaftigkeit ans Licht treten und sich aussprechen läfst. Wenn aber David Ps. 51, 7 sagt: „Siehe ich bin aus sündlichem Samen gezeuget und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen:" so trägt Niemand Bedenken, diese Worte als dogmatische Beweisstelle zu gebrauchen. Und doch ist dieser Spruch seinem Wortlaut nach kein allgemeiner, sondern nur ein ganz individueller Ausspruch. Man kann auch nicht die Analogia fidei anführen, um seine Göttlichkeit zu erweisen, da aus der Analogia fidei nur hervorgehen kann, dafs er göttlichen Worten gemäfs, nicht dafs er selbst als Gottes Wort anzuerkennen ist. Dennoch wird aus einem solchen Spruche für die Kirchenlehre etwas Mehreres gefolgert, als was die entschiedenen Gottessprüche enthalten. In dieser Weise bewährt sich die Regellosigkeit in dem Schriftgebrauch und es darf uns nicht verwundern, wenn einzelne wissenschaftliche Theologen dadurch zu dem andern Extrem geführt worden sind, sich auf einzelne Beweisstellen gar nicht einzulassen, sondern ihre Glaubenslehre allein aus dem Gesammteindrucke ihrer Schriftkenntnifs construirt haben, wobei freilich es geschehen ist, dafs die heilige Schrift aus der Richterin die Gerichtete geworden ist. Endlich ist der ganze Grundsatz vom *Richteramte der heiligen Schrift* durchaus unzureichend, so lange nicht eine authentische Auslegung des Schriftworts irgend woher geholt werden kann. Jener Grundsatz genügte nur eben im ersten Anlaufe gegen die römische Kirche, weil diese noch viel regelloser die Schrift auslegte, als die Reformatoren: er genügte, um die Autorität der willkührlichen Auslegungen der Kirchenväter, Concilien, Decrete und Canones in ihrer Blöfse darzustellen. Jetzt aber beruht unsre Schriftauslegung selbst zum Theil auf der dogmatischen Auffassung der symbolischen Bücher, zum Theil auf der kirchlichen und wissenschaftlichen Tradition, die sehr unsicher und wechselnd ist, zum Theil auf den Ueberzeugungen, die jeder einzelne Schriftforscher durch den heiligen Geist aus dem Worte Gottes gewonnen zu haben meint, zum Theil auch auf den mit den philosophischen Systemen wechselnden Ansichten von der ursprünglichen unveränderlichen Vernunftwahrheit. Und wie man sich auch drehen und wenden mag, in Concreto wird sich jedem Theologen nachweisen lassen, dafs zum *Richten* ihm *neben* der heiligen Schrift noch ein *anderes* wirksames Princip zur Seite steht. Es *kann* nicht anders sein, da die heil. Schrift zwar etwas viel Höheres als ein Gesetzbuch, aber eben darum in der That kein Gesetzbuch ist, übrigens aber auch jedes Gesetzbuch, um richtende Kraft auszuüben, noch eine *richtende Person* verlangt, die nach ihrer Einsicht in den Geist der Gesetze und in die Specialitäten der vorliegenden Fälle entscheidet. Wie es also jetzt steht, so ist es nicht zu verhindern, dafs das formale Princip der lutherischen Kirche bei der Unbestimmtheit, welche es noch in der Formula Concordiae hat, Jedem gerade so viel oder so wenig bedeutet, als sein Privaturtheil, welches man die Vernunft zu nennen beliebt, es gelten lassen will. Und Hr. Dr. *Rudelbach* bedient sich dieses Rechtes so gut, wie jeder Andere: ja er kann sich dessen gar nicht begeben, da er keine berechtigte Autorität finden kann, von der er sich, auch wenn er wollte, die Grenzen stecken lassen könnte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Historisch-kritische Einleitung in die augsburgische Confession. Nebst erneuerter Untersuchung der Verbindlichkeit der Symbole und der Verpflichtung auf dieselben. Von Dr. A. G. Rudelbach.

(Schluſs.)

Die Unzulänglichkeit der symbolischen Bücher wird aber in unserer Zeit durch ein gemeinschaftliches Glaubensbewuſstsein ergänzt, in welchem sich alle lebendigen Kinder Gottes in der evangelischen Kirche leicht erkennen und verstehen, wiewohl es nicht in bestimmte Worte und Formeln gefaſst ist, und die Arbeit des heiligen Geistes in der Kirche geht offenbar dahin, diese lebendige Substanz des Glaubens in die angemessene Form des gemeinschaftlichen Zeugnisses zu bringen. Die lutherische Kirche als solche hat den Beruf nicht, dieses Zeugniſs ans Licht zu fördern, weil sie die Mission übernommen hat, die wir mit Hochachtung anerkennen, den Neuerern gegenüber das alte Erbgut vom Jahre 1580 zu schützen. Die reformirte Kirche, die strenge an Calvin und an der Dortrechter Synode hält, muſs jenen Beruf ebenfalls ablehnen. Die unirte Kirche aber hat die Aufgabe, die Arbeit der Glaubensväter fortzuführen und ein Testimonium Ecclesiae nostri temporis zu erzeugen, ein neues Gefäſs für die alte, für die ewige Wahrheit. Sie hat diese Aufgabe nicht gesucht, nicht irgend woher empfangen: sondern dieselbe ist mit ihrer Entstehung selbst eins und dasselbe. Denn der Ursprung der unirten Kirche liegt nicht in dem Beschlusse eines Königs und in der Zustimmung einiger Synoden oder Superintendenturen, sondern in der neuen Erweckung der deutsch-evangelischen Kirchen, die mit dem Jahre 1813 begann. Weder die lutherische noch die reformirte Kirche als solche, noch auch die Brüdergemeinde kann sich rühmen in ihrem Schooſse diese Erweckung gehegt und hervorgerufen zu haben: Gott ergoſs sie über alle Kirchen, zugleich mit einem Gefühle der Schuld und der Abgestorbenheit des bisherigen kirchlichen Lebens. Die Liebe zur heiligen Schrift, der Glaube an Christus, den Heiland und Sündentilger, und das Verlangen nach der einfältigen Predigt von der Sünde und der Versöhnung regte sich und der allgemeine Schrei der Noth ward erhört, so daſs nun wieder Glaubensprediger aufstanden und sich in kurzer Zeit mehrten, obgleich die theologischen Schulen auf den Universitäten fast durchgängig dieser Bewegung widerstrebten. Die Bewegung ging von dem Volke zu den Predigern, von Volk und Predigern erst zu den Professoren über. Selbst die Schmähnamen, mit denen man die Erweckten belegte, beweisen, daſs die Kirchen, als bestehende äuſsere Anstalten, an der Erweckung keinen Antheil hatten: denn man begrüſste die neuen Altgläubigen durchaus mit *Sectennamen*. Wenn nun irgend eine sectirerische Tendenz in ihnen gewesen wäre, so hätten sie sich dadurch gewiſs in die Sectirerei hineintreiben lassen: aber dies gelang nur bei Wenigen. Es lag vielmehr in dieser Erweckung der entgegengesetzte Trieb, der Trieb zur gröſseren allgemeineren Vereinigung, zur Union im lebendigen Glauben, zur gegenseitigen Anerkennung und brüderlichen Liebe unter Allen, die durch die Gnade Gottes in Christo erneuert waren. Diesem Bedürfniſs konnte die mechanische Zusammenfügung der getrennten Kirchen, wie sie in der bald erfolgenden politisch-kirchlichen Union sich darbot, allerdings nicht genügen. Aber der von innen heraus vereinigenden Wirksamkeit des Geistes wurde doch auf diesem Wege ein freier Grund und Boden eröffnet und man lieſs sich auch diese

Union um so lieber gefallen, da man das Bewufstsein hatte, dafs das Werk Gottes überhaupt nur erst im Beginnen sei und dafs eine neue christliche Belebung dem ganzen Volke noth thue. Eine grofse Menge von theologischen und kirchengeschichtlichen Schriften tritt nun mit dem dunkleren oder klareren Streben hervor, zu einer Erneuerung der Kirche als Vorarbeit zu dienen. Im Kampfe gegen den Unglauben und gegen die fanatischen Zerstörer der Kirche Christi sind Alle darin einig, das Recht und Ansehn der symbolischen Bücher festzuhalten: aber die aus dem Innern des kirchlichen und christlichen Geistes hervorgehende Fortbildung wollen die Männer des Glaubens nicht hindern, bis auf eine Minderzahl, die sichrer zu gehen meint, wenn sie sich in dem alten Harnisch gegen alles Neue verpanzert. Und doch auch diese Parthei der Altlutheraner tritt mit ihren ersten Schritten in Beziehung auf die kirchenrechtlichen Grundsätze aus der lutherischen Lehre heraus, indem sie dem Staate den Einflufs verweigert, welchen Luther ihm verstattet hat. Die unirte Kirche dagegen stellt sich in ihrer Entwickelungsfähigkeit auf den Standpunkt der ersten werdenden evangelischen Kirche zurück, deren Bestand etwa im Jahre 1521 nur in dem Bewufstsein weit verzweigter christlicher Ueberzeugungen beruhte: nur dafs sie nicht, wie jene, ihre Wurzeln in dem feindseligen Boden der römisch-katholischen Kirche, sondern in dem verwandten Gebiete der bereits gestalteten evangelischen Kirchen geschlagen hat. Sie erkennt mit diesen die heilige Schrift als das lebendige Gotteswort an, theilt ihre Fundamentallehren über die Heilsordnung, will aber nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche mehr erziehen, als dogmatisiren, ohne sich deshalb gleichgültig gegen das Dogma zu verhalten. Ihr Grundsatz ist: „*dafs nur Christus verkündiget werde auf allerlei Weise.*" Denn wie der Stoff der menschlichen Nahrung wesentlich nur einer ist, aber unter mancherlei Formen und Mischungen bald in fester, bald in flüssiger Gestalt sich zum Genusse darbietet, und wie noch gröfsere Mannigfaltigkeit bei den Arzneien Statt finden mufs, mit Rücksicht auf die verschiedne Beschaffenheit der Kranken und ihrer Leiden, so ist es auch mit dem Himmelsbrod für die Seelen und mit der geistlichen Arznei, die uns in Christo gegeben ist. Die Kirche, als Austheilerin der göttlichen Gnadengüter, mufs nach jedesmaligem Bedürfnisse die ihr anvertrauten Gaben wählen und mischen, um zur Erkenntnifs der vollen Heilswahrheit zu helfen, nicht aber den Kranken das ganze Register der Arzneien, das kirchliche System der Lehren, zu verschlingen gebieten oder unvorbereitet ein Universalmittel einzwingen: denn die Kranken werden es in solchem Falle mit Ekel schleunigst wieder von sich geben oder, wo dies nicht geschieht, an dem, was ihnen zum Leben dienen sollte, sich den Tod essen. Es ist wohl zu beherzigen, was *Möhler* (Symbolik S. 572) gelegentlich in Anerkennung der Methodisten sagt: „Für gewisse sittliche und geistige Zustände pafst nur eine gewisse Weise zu predigen: jede andere läfst unberührt. Man mufs es daher für ein grofses Unglück halten, wenn irgendwo Alles nach Einem Zuschnitt eingerichtet werden will. Es heifst dies den Geist für viele Prediger und vieles Volk zugleich unzugänglich und unwirksam machen: denn der Geist gefällt sich zuweilen auch in excentrischen Formen."

Schmieder.

LVI.

Ein Logos Protreptikos, Schleiermacher und Platon betreffend, von E. F. Yxem, Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin. Berlin, 1841. *bei Wilhelm Besser.* 40 *S.* 8.

Die gegenwärtige Abhandlung über Platon zeichnet sich vor allen in der letzten Zeit über diesen Philosophen erschienenen Schriften durch manches Eigenthümliche aus. Der Verf. sucht nach einer kurzen Einleitung über Schleiermachers Verdienste um den Platon ungefähr auf dreifsig Seiten in Gesprächsform, und zwar angeblich in einer zwischen Schleiermacher und Thrasyllos stattfindenden Unterredung den ersteren durch den letzteren über die Eintheilung, den Inhalt und den Zusammenhang der Platonischen Dialoge zu belehren. Wir fragen mit Recht: wozu ist die für wissenschaftliche Untersuchungen unbequeme dialogische Form gewählt worden? Offenbar hat die Sache selbst durch viel unnöthiges Beiwerk, nämlich durch phantastische Ausschmückungen oder sonstige ganz fremdartige Bemerkungen gelitten. Man höre nur durch welches Labyrinth der Verf. seine Leser hindurchführt, um endlich zum Gegenstande zu kommen, der auch dann nicht einmal mit dem der Wissenschaft geziemenden Ernste behandelt wird. — Nach einleitenden Worten über Schleiermachers Methode und sein Verhältnifs zu Tennemann fährt Hr. Y. S. 7 so fort: „So schleppte und schleifte der rüstige, etwa 8 Jahre jüngere Nachfolger Tennemanns, nicht, wie die-

ser, nur einzelne Stellen, sondern die ganzen Dialoge Platons, nicht etwa einzelne, sondern (seine Absicht wenigstens war es) alle, herbei und thürmte aus ihnen, wie aus gewaltigen Felsblöcken, ein Gebäude der Platonischen Philosophie sich selbst zum Denkmal auf, ein Denkmal wahrhaft pelasgischer Baukunst, das jeden Wanderer zu verweilen, zu staunen, nachzusinnen nöthigt. Es ist, der Vollendung nahe, Ruine geblieben. Der es erbaute, starb darüber. Dieser Riesenbau auf dem Gottesacker der Philosophie ist es, zu dem ich meine Leser führe." In dem *Gottesacker der Philosophie* könnte man einen bitteren Spott, oder wenigstens einen Scherz zu erblicken glauben. Doch scheint der Verf. hier eine ernste Miene anzunehmen, die aber um so lächerlicher und verdächtiger wird durch die Mittheilung zweier Inschriften, welche Hr. Y. auf dem erwähnten Denkmale gelesen. Die erste lautet: Platonis restitutori, welche Worte nach des Verfs. Versicherung hoch oben eingehauen sind. Die zweite, von anderer Hand herrührende, soll sich darunter befinden und also lauten: „Dieser verhielt sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht so wohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt, und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles, was er äufsert, bezieht sich auf ein Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zugeeignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag." Der Verf. fährt fort: „Das Denkmal steht auf dem Gottesacker der Philosophie. Eine Stimme ruft dem Eintretenden zu: de mortuis nil nisi vere. An solchem Orte kann jene Inschrift nichts weiter sagen wollen, als: dieser Mann war der *Humor* selbst; sie ist in der That eine Definition des Humors; hätte Jean Paul sie in seiner Aesthetik gefunden, er würde nichts dagegen gehabt haben. Ob der Urheber derselben sie auf Platon bezogen wissen wollte, ob die Beziehung auf Schleiermacher durch die später, absichtlich oder zufällig, darüber eingehauenen Worte erst hineingebracht ist, wage ich nicht zu entscheiden: sie pafst auf beide. — Da ist auch das Grab des Thrasyllos! Wie wär's, wenn wir eine Geisterbeschwörung vornähmen, die beiden citirten, und sie ihre Sache selbst mit einander ausmachen liefsen? Der Ort ist dazu geeignet! Also rasch an's Werk! Ich ziehe einen Kreis um mich her — der Leser trete bei Zeiten ein! — Schleiermacher und Humor, steht mir bei! So! nun bin ich fertig. Ich male nur noch die Charaktere der Beschwörungsformel hin: *ΔΙΟΓΈΝΗΣ ΛΑΈΡΤΙΟΣ γ'. μη' κ. τ. δ.* Platons Werke von F. Schleiermacher I. S. 24 cf. ib. S. 15. 16. Und sogleich umgiebt uns eine unbequeme und darum unbehagliche Dunkelheit, wie es bei solchen Formeln zu sein pflegt. Aber wir erschrecken darüber nicht, bemerken vielmehr, wie unter uns in einiger Tiefe eine horizontale Tafel erscheint, deren Inschrift von Augenblick zu Augenblick sichtbarer wird und endlich dermafsen leuchtet und strahlt, dafs wir deutlich zu erkennen im Stande sind, wir befinden uns — in Schleiermachers Studirzimmer. Da steht er selbst! mit dem Rücken an eine leere Nische gelehnt, die Hand auf den Tisch stützend, den Kopf aufmerksam zurückgebogen, mit plastischem Ausdrucke des Gesichts, heiter, würdevoll, lehrend! Er ist, so scheint es, 35 Jahre alt, so alt, wie er bei Ausgabe des ersten Theils der Werke Platons war; doch lesen wir auf den Aufschriften seiner Bücher weit spätere Jahrszahlen, einmal die Zahl 1839. Vor ihm steht, den Diogenes Laertios (nicht den Menschen, der einst unter diesem Namen auf Erden wandelte, sondern das auf Pergament geschriebene Werk desselben) in der Hand haltend — ein Greis von etwa 70 Jahren. Die aufgerollte Stelle des Buches war es, die uns wie die Inschrift einer Tafel erschien, sie leuchtet noch immer. Betrachten wir sie gleich recht genau! wir müssen doch etwas orientirt sein, wenn die beiden Herren, wie zu erwarten, darüber reden sollten. Sie ist etwas anders geschrieben, als in unseren Exemplaren des Diogenes, der Sache nach aber dieselbe." Bis hieher der Verfasser. Man sieht aus dem Folgenden, dafs der zuletzt erwähnte Greis kein anderer, als der unter Tiberius lebende Philosoph und Mathematiker Thrasyllos ist, der wegen seiner Beschäftigung mit den Schriften des Platon und Demokrit, die er wunderlicherweise nach Tetralogieen eintheilte, nicht selten in neueren Zeiten überschätzt worden ist. Denn wenn auch die Tetralogieen des Thrasyllos bei der Betrachtung der Notizen über die Schriften des Demokrit für uns nicht ganz unwichtig sind, wie ich an einem anderen Orte zeigen werde, so haben doch dieselben für die Schriften des Plato weniger Werth, zumal, wenn es sich darum handelt den inneren Gehalt und das gegenseitige Verhältnifs dieser Schriften zu bestimmen. Es ist nur von historischem Interesse zu wissen, dafs des Thrasyllos Tetralogieen mit der Ordnung der Werke des Platon in den Handschriften übereinstimmen, wobei jedoch die bekannte Varronische Stelle, wo bei der Anführung einiger Worte aus dem Phädon Platon im vierten Buche citirt wird, zu der Vermuthung Anlafs giebt, diese Ordnung der Platonischen Werke sei älter als Thrasyllos, da der Phädon die vierte Schrift der ersten Tetralogie des Thrasyllos ist. Wiederum läfst sich auch kein älterer Thrasyllos annehmen, da seine auffallende Unwissenheit über die Lebensverhältnisse des Demokrit (Cf. Specimen Quaest. Democr. p. 22 im Programm. des französ. Gymnas. v. 1835) nebst anderen Umständen ihn in eine vom Plato und Demokrit schon ziemlich entfernte Zeit verweisen. Zu den Gelehrten, welche eine zu hohe Meinung von Thrasyllos hatten, scheint aufser dem Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung auch Schleiermacher zu gehören, welcher ihn im 3. Bande des 2. Theils seiner Uebersetzung des Platon Seite 510 einen Kritiker nennt. Indessen überzeugt man sich bald durch genauere Untersuchung seiner Leistungen, dafs Thrasyllos zwar Gelehrsamkeit, aber wenig Urtheil besafs. Vergl. unter andern die Behauptung des Thrasyllos über die Anterasten bei Diog. Laert. IX, 37, von welcher Schleiermacher a. a. O. die unleugbare Albernheit vergeblich sich bemüht hinwegzuwälzen. Wenn

nun Herr Y. das Unpassende der tetralogischen Eintheilung fühlend ihr eine andere substituirt, welche zwar aus jener hergeleitet ist, aber nur durch die Zerstörung der Tetralogieen seiner Betrachtung angepafst werden kann, so thut er Unrecht, den Namen des Thrasyllos beizubehalten, und ihm etwas unterzuschieben, was ihm nicht mehr angehört. Er theilt nämlich Platons Dialoge 1) in hyphegetische (unterrichtende) mit den Unterabtheilungen der theorematischen und praktischen, 2) in zetetische (untersuchende) mit den Unterabtheilungen der gymnastischen und agonistischen. Die theorematischen handeln entweder über Physik, wie der Timaeus, oder über Logik, wie der Politikos, Kratylos, Parmenides, Sophist. Die praktischen behandeln die Ethik oder die Politik. Zu den ersteren gehören Apologie, Kriton, Phaedon, Phaedros, Symposion, Menexenos, Kleitophon, Epistolae, Philebos, Hipparchos, Anterastae, zu den letzteren Politeia, Gesetze, Minos, Atlantikos, Epinomis. Die gymnastischen Dialoge zerfallen in maieutische und peirastische. Von der ersteren Art sind: Alkibiades I, Alkibiades II, Theages, Lysis, Laches, von der zweiten: Euthyphron, Menon, Jon, Charmides, Theaitetos. Die agonistischen Dialoge endlich sind entweder endeiktische, wie der Protagoras, oder anatreptische, wie der Euthydemos, Hippias I, Hippias II, Gorgias. Man sieht, dafs diese Eintheilung nicht mehr Thrasyllisch genannt werden kann, ungeachtet sie aus der Thrasyllischen entsprungen ist. Ueberhaupt, um nicht die Leser in Ungewifsheit über die Rolle zu lassen, welche Thrasyllos in dem Yxemschen Dialoge spielt, will ich nur gleich bemerken, dafs der dort redende Thrasyllos, welcher nicht allein Hellenen und Römer kennt, sondern auch neuere Gelehrte wie Serranus, Sydenham, Hermann in Marburg, mir nur Herr Yxem selber zu sein scheint, der sich zwar an einzelnen Stellen das Ansehn des alten Thrasyllos giebt, aber seine Rolle ziemlich inconsequent durchführt und statt selbstständig seine Meinung zu verfechten der Vermittlung des urtheilslosen Zusammenträgers Diogenes von Laerte bedarf. Wenn wir nun dem Dialog als solchem allen Kunstwerth absprechen müssen, so ist damit nicht gesagt, dafs wir nicht mit dem Inhalte desselben theilweise einverstanden wären. Es würde zu weit führen, jeden einzelnen in Anregung gebrachten Punkt hier zur Sprache zu bringen, besonders da wir uns der Gefahr aussetzen würden, bei der Beurtheilung weitläuftiger zu werden, als es der Verfasser bei der Darstellung seines Stoffes gewesen ist. Es möge daher im Allgemeinen die Versicherung genügen, dafs ungeachtet alles in der äufseren Einrichtung und in der Form der Darstellung Verfehlten diese kleine Schrift doch einige haltbare und beachtenswerthe Bemerkungen enthält, dafs ferner mehrere Irrthümer Schleiermachers sowohl in der Anordnung der Dialoge als in der Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses derselben genügend aufgezeigt worden sind. Zu den beachtenswerthen Bemerkungen rechnen wir das Seite 22 und 23 über den Dialog Alkyon Gesagte nebst der Verbesserung *Πασιφῶντος εἶναι τοῦ Ἐρετριακοῦ* statt der Worte *Δίωνος τοῦ Ἀκαδημαϊκοῦ* in der angezogenen Stelle des Athenäos. Eben so billigen wir das p. 35 seqq. über den Euthyphron und die Apologie gegen Schleiermacher Behauptete. Doch genug hiervon. Der Titel protreptikos logos scheint unpassend bei dieser Schrift, welche ihrem Wesen nach ein *διάλογος* ist, und in der aufserdem nirgends eine *προτροπή* zu finden ist, wenn man sie nicht etwa in den letzten Worten zu suchen hat, welche also heifsen: „Da bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Leser einzuladen, jene Zeugnisse, die wir noch in Händen haben, mit mir durchzublättern. Werden sie sich dazu das nächste Mal wieder einfinden? oder habe ich mich bei der Wahl des Titels, den ich diesem Scherze gegeben, — geirrt?" Sollte Herr Professor Yxem auf's Neue die gelehrte Welt mit Proben seiner vieljährigen Platonischen Studien beschenken wollen, so bitten wir ihn ganz ernstlich, die dialogische Form zu vermeiden, 1) weil er nach der vorliegenden Probe kein dialogisches Kunstwerk zu liefern im Stande ist, 2) weil er durch die Anwendung dieser Form und durch die Erwähnung mancher Aeufserlichkeiten, die bei ihm oft bis zu Sonderbarkeiten ausarten, der Sache mehr oder weniger Eintrag thut. In Beziehung auf den letzteren Punkt erinnere ich z. B. an Seite 13, wo es heifst: „Thrasyllos umhalst den Schleiermacher, und küfst ihn, so dafs dieser seine Noth hat, sich von der Umarmung los zu machen, worauf Thrasyllos, mit einem neuen Versuche, ihn zu umarmen, endlich aber sich beherrschend, ausruft: „Bruder in Platon!" u. s. w. Vor allen Dingen aber ersuchen wir Herrn Yxem, gemeine Scherze und Ausdrücke nicht zu gebrauchen. Was kann es z. B. Unwürdigeres geben, als Seite 6 den Vergleich Schleiermachers mit Eulenspiegel, was für einen Dialog dieser Art Unpassenderes, als wenn Thrasyllos Seite 30 zu Schleiermacher sagt: „Ihr seid ein göttlicher Kerl Schleiermacher." Schwerlich möchte der Verfasser diese und ähnliche Mifsgriffe mit dem Schlufsworte seiner Schrift entschuldigen können, woraus hervorgeht, dafs er das Ganze nur als einen Scherz betrachtet. Solche Scherze, mögen sie auch zur Belustigung des grofsen Haufens sich eignen, können doch von der Wissenschaft nie anerkannt werden.

Mullach.

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LVII.

1. *The physical and intellectual Constitution of Man considered: By Edward Meryon. London,* 1836. 240 *pp.* 8.
2. *Histoire de la filiation et des migrations des peuples. Par F. de Brotonne. Paris,* 1837. 2 *voll.* 8.
3. *Révolutions des peuples de l'Asie moyenne, influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe. Par A. Jardot. Paris,* 1839. 2 *voll.* 8.

Von diesen drei dem Gebiete der Anthropologie angehörenden Schriften ist die erste von geringem Umfange und die Erstlingsschrift eines jungen Mannes, doch keineswegs nur eine Compilation aus gröfseren ähnlichen Werken, sondern sie zeugt von Selbstdenken und eigener Forschung. Die Vff. der beiden andern, Brotonne, Bibliothekar am Ste. Genevieve, und Jardot, Capitain im französischen Generalstabe, befinden sich in glücklichen Verhältnissen und im Besitze reichlichen Materials, und ihre politische Stellung ist nicht ohne Einflufs auf ihre Schriften.

1. Hr. Meryon ist ein strenger Anhänger der Meinung, dafs alle physische Verschiedenheit des Menschen Folge climatischer Einflüsse sei, dafs die intellectuelle Verschiedenheit Folge der physischen ist, und dafs diese die Basis des Gesetzgebers und Staatswirths sein mufs. Wie die mehrsten englischen Physiologen ist er den Grundsätzen des Philosophen Douglas, des bekannten herben Kritikers der deutschen Philosophie, zugethan; sein Streben ist, als Endresultat seiner Forschungen die Worte jenes Philosophen zu beweisen: „The physical man, to determine the character and extent of „his capacity, and to assign, consequently, not only „the talents he possesses, but those he is capable of „possessing." — „That the Nature of the country acts „previously to all other influences, and is moulding the „mind before the legislator can form his institutions." Mit der gewöhnlichen menschlichen Beschränktheit wird aber verkannt, dafs der Philosoph und Legislator eben selbst einer einzelnen Nationalität angehört, und in der nothwendigen Beschränkung von dieser denken und handeln mufs.

Der Vf. erkennt zwar an, dafs für seine Untersuchungen die historischen Data eben so wichtig sind, als die physischen Einflüsse; aber er hat die ersteren entweder nicht in dem nöthigen Umfange gekannt, oder er hat sie vernachläfsigt: sie würden sonst seinen Ansichten nothwendig entgegengetreten sein.

Im ersten Capitel handelt der Vf. von den geologischen Erscheinungen, welche dem Dasein des Menschen auf der Erde vorausgingen, und aus der verschiedenen animalischen Belebtheit der Erde in den verschiedenen Epochen ihres Lebens zieht er den richtigen Schlufs: erst mufste die Erde die für das menschliche Leben erforderlichen Einflüsse (die äufsern Lebensbedingungen) darbieten, bis der Mensch existiren konnte; wenn also jetzt diese Einflüsse verschieden sind auf der Erde, so mufs auch der Mensch nach ihnen verschieden sein. Er hätte aber eben so gut schliefsen können: wenn während der Existenz der Menschheit diese Einflüsse verschieden gewesen sind, so mufs auch eine qualitativ verschiedene Menschheit existirt haben, und seine Hypothese über die Qualität des Urmenschen mufste dadurch nothwendig erschüttert werden.

Das zweite Capitel handelt „On the transmutation of animals." Er findet, dafs jedes Thier den auf es wirkenden äufseren Einflüssen gemäfs organisirt sei; er gelangt aber nicht bis zu dem nothwendigen Schlusse: also mufs sich das Thier im Gegensatze und in Wechselwirkung mit den äufsern Lebensbedingungen entwickelt haben.

Chapt. III. Ueber die Varietäten der Menschenspecies. Hätte der Vf. nur die drei Cuvierschen Varietäten, als die einzigen anatomisch und physiologisch wesentlich verschiedenen, angenommen, so würde die aufmerksame Vergleichung derselben den Hypothesen des Vfs. schwerlich günstig gewesen sein; dieses fühlend zieht er es vor, alle für rein willkürlich zu erklären, und so als gleichgültig die fünf Blumenbachschen anzunehmen, und ganz willkürlich und nur seiner Hypothese zu Liebe eine sechste, am allerwenigsten begründete, die hyperboreische hinzuzufügen. — Bei Gelegenheit der alten Aegypter läfst sich der Verf., wie viele andre Schriftsteller, in eine Untersuchungüb er die Hautfarbe derselben ein, und erklärt sie für roth, weil sie auf den alten Denkmalen im Gegensatz der schwarzen Neger immer roth gemalt erscheinen; allein diese Farbenwahl der ägyptischen Künstler ist offenbar conventionel willkürlich, die fleifsige Zusammenstellung aller Zeugnisse der Alten von seinem Landsmanne Beke (Trans. of the Royal Soc. of Liter. vol. III.) zeigt offenbar, dafs sie wohl schwärzlich war, wie die der heutigen Portugiesen.

Im vierten Capitel spricht der Vf. von den *Modifying Influences of natural Causes.* Wir finden doch kaum viel mehr, als bereits Blumenbach zusammengestellt hat, und offenbar gar manche Fehlschlüsse. Wenn z. B. der Vf. (S. 110) die dunkle Farbe mancher Bewohner des hohen Nordens aus dem reflectirten Lichte des Schnees erklären will (!), so würden wir viel eher, wenn das Licht in Anschlag gebracht werden müfste, den plötzlichen Uebergang des dunkeln Winters in den sonnenreichen Sommer jener Länder anklagen. Um den Einflufs der Nahrung zu beweisen, führt der Vf. die Angabe von Burnes an, dafs das schwarze, stark gelockte Flies der Schaafe von Karakul sich augenblicklich verliere, wenn sie ihre Weiden verlassen; allein die Thatsache als richtig angenommen, mufs es nicht gerade die Nahrung sein, die hier einwirkt. Hautfarbe und Haare, auf die die äufsern Einflüsse am bestimmtesten wirken, sind übrigens nur untergeordnete Unterscheidungszeichen der Menschenraçen. Die zahlreichen Uebergänge der drei Hauptraçen des Menschen sind so gut, wie nirgends aus climatischen Einflüssen, aber fast überall aus Kreuzungen derselben zu erklären. Wenn der Vf., um den Einflufs der Gebirge zu beweisen, die Goitres in Oesterreich zu einer besondern Menschenvarietät macht, so darf er nur in manche Thäler Baierns und Tyrols gehen, um die übrigens allerschönsten Menschenformen durch Kröpfe entstellt zu sehen; und dafs der Kropf nur in Gebirgen, und namentlich höhern endemisch sei, ist gänzlich unwahr.

Chapt. V. Physical Characteristics of particular Nations, as affected by natural Causes. In den allermehrsten Fällen, wo der Vf. hier einen modificirenden Einflufs des Landes und Clima's annimmt, kann man sicherer den Einflufs der Kreuzung nachweisen. Die Verschiedenheit der Kaffern und Hottentotten von den eigentlichen Negern erklärt sich sicher am wenigsten aus dem Einflusse des Clima's, aber wohl aus einer Kreuzung mit Mongolen. Dasselbe gilt von der äufserst gemischten Bevölkerung Madagascars.

Chapt. VI. Intellectual conditions of particular Nations. Dafs die körperliche Gestalt der Verräther nur Ausdruck des Geistes ist, dafs Mongolen und vollends Neger die Cultur des Caucasiers niemals zu erreichen fähig sind, dafs der Neger zum Sclaven des Caucasiers geboren ist, ist eben so sicher, als dafs die Cultur durch die äufsern Einflüsse mächtig modificirt wird; aber alle Cultur von den äufsern Einflüssen ableiten, ist ein thörichtes Unternehmen.

2. Hr. de Brotonne schlägt einen für die historische Anthropologie sehr gefährlichen Weg ein: anstatt allgemeine Resultate aus einer vorurtheilsfreien empirischen Forschung zu erwarten, stellt er an die Spitze seiner Untersuchungen allgemeine Gesetze, hervorgegangen aus dem in Frankreich herrschenden Sensualismus und Socialismus, und während er lieblos andre Nationen des Egoismus zeiht, wird er selbst zum einseitigsten und egoistischsten Franzosen, und Erscheinungen der Geschichte müssen ihre Erklärung in seinen vorgefafsten Ansichten finden, wo der vorurtheilsfreie Forscher die Erklärung näher und anderwärts findet.

Dieses Urtheil wird seine Bestätigung finden, wenn wir dem Vf. in seinen allgemeinen Raisonnements, die die Hälfte des ersten Bandes füllen, folgen.

Die Geologie beweist, dafs die Erde mehrere Schöpfungsepochen durchlaufen hat (mit vielen Geologen nimmt der Vf. vier an, was uns hier gleichgültig sein kann), in einer jeden sind vollkommnere Organismen erschienen, in der letzten der Mensch. Die Thiere haben nur eine Bedeutung als Individuen (richtiger hätte der Vf. gesagt als Gattungen, und zwar für das Leben

der Erde im Allgemeinen, denn selbst das Verschwinden von Thiergattungen in unsrer Schöpfungsepoche steht in Beziehung zum Vervollkommnungstrieb der Natur, da solche Gattungen entweder überhaupt als unvollkommnere erscheinen, oder der Ausbreitung der menschlichen Cultur im Wege standen). Der Mensch dagegen hat eine Bedeutung als 1) Individuum, wie jedes andre Thier, 2) als geselliges Geschöpf (membre de la Société) und zwar als einziges vollkommen geselliges Geschöpf, was der Vf. richtig fühlt, aber nicht aus dem Grunde entwickelt: so entgeht ihm selbst die Bedeutung der Sprache, als eigentlicher Verrichtung der Gesellschaft, nicht des Individuums; 3) als Glied der Humanität (fraction de l'humanité). Die Distinction von 2 und 3 billigt der Referent; denn obgleich natürlicher Weise schon in dem Individuo die Bestimmung der Gesammtheit ausgedrückt sein mufs, und also die Eigenthümlichkeit des menschlichen Individuums schon die Bestimmung für 2 und 3 enthüllen mufs, so wird doch in der Analyse ganz zweckmäfsig, wie die individuelle Richtung, auch die auf die endlichen Zwecke der Gesellschaft von der auf das Unendliche unterschieden. Wie der Verf. nur oberflächlich fühlt, nicht klar entwickelt, so kömmt er auch bei der Anwendung auf das Einzelne zu den einseitigsten Resultaten. Hören wir den Verf. in Einer Reihenfolge seiner Raisonnements, und man wird auf die übrigen schliefsen können: Avant Constantin les églises chretiennes n'avoient été que des associations particulières, étrangères au système politique. — Ce fut Constantin qui, en mettant le christianisme sur le trône, fut la prémière cause de l'existence de ce monstre à deux têtes qui, sous le nom de pouvoir spirituel et temporel, se joue de lui-même et des autres depuis deux mille ans. — La tendance du protestantisme a produit, dans les sociétés qui l'on accueilli, le même effet que le principe égoiste produit dans les individus. Dans les pays du protestantisme la tendance nationale est complètement substituée à la tendance humanitaire des pays de catholicisme. En Allemagne la nécessité des communications continentales rend cet individualisme moins sensible, cependant le mysticisme germanique n'est que l'expression de la rêverie individuelle; L'Angleterre subordonne tout à son existence comme nation, les hommes diront certainement un jour: soyez hommes où l'humanité ne souffrira pas que vous restiez Anglois. — Ce n'est que dans les pays catholiques, et particulièrement en France, que l'examen, au nom de la liberté humaine, des doctrines dominantes à été fait en même temps au nom de l'humanité! La philosophie n'a pris que là son caractère universel et humanitaire! Frankreich nur hat die Reform des Christenthums herbeigeführt, hat es gleichbedeutend mit der Philosophie gemacht, ja durch Frankreich nur ist Europa Nation geworden, heifst es im Folgenden. Das ist also die nichtegoistische, sondern universale Richtung im Sinne des Vfs.! Es folgt nun eine Darlegung der Grundsätze des französischen Socialismus vorzüglich nach Hrn. Buchez, worin alle Thorheiten eines J. J. Rousseau zehnfach überboten werden.

Im speciellen Theile nimmt der Verf. die drei Cvierschen Raçen mit den Lessonschen Unterabtheilungen an. Mit Recht erkennt er die caucasische als die einzige bildungsfähige, und als Beweis, wie die Negerraçe selbst eine von der caucasischen Raçe erborgte Cultur nicht zu erhalten vermöge, führt er mit Recht den immer mehr sinkenden Staat von Haiti an. Der Vf. hätte aber leicht noch weiter gehen und behaupten können, dafs die caucasische Raçe die Bestimmung habe, die niedern Raçen zu verdrängen und an ihrer Stelle die Erde allein zu beherrschen.

Der höchste Theil der Erde war zuerst bewohnt, das war das Plateau von Iran. Von da haben sich die Völker strahlenförmig über die Erde verbreitet. Das kann aber der Verf. nur von der caucasischen Raçe beweisen, und allenfalls von der mongolischen, die wahrscheinlich von Turan herabkam. Der Verf. übersieht, dafs beide bei ihrer Ausbreitung nach Süden und Osten schwarze Urbewohner fanden, die sie vor sich her trieben, und deren Reste wir auf den Inseln des Südmeers finden; woher kamen diese? Sind sie früher aus Iran und Turan ausgegangen?

Für die älteste Verbreitung der Stämme der Arier aus Iran über Asien und Europa bleibt die Sprache fast allein ein einigermafsen sicherer Leitfaden; der Verf. bemüht sich vergebens die alten historischen Sagen und Chronologien in Einklang zu bringen, und die Resultate seiner Untersuchungen bleiben höchst problematisch. Wir können ihm nicht in das Einzelne folgen; wir glauben wohl, dafs er Recht hat, wenn er glaubt, dafs die Alten mit dem Namen der Skythen sehr verschiedene nordische Völker bezeichneten, aber

nicht, wenn er sie bald mit Persern, bald mit Kelten identificirt. Eine ganz ansprechende, doch wohl keines Beweises fähige Hypothese des Vfs. ist die, dafs Kelten und Pelasger gleiche, oder doch sehr nahe verwandte Völker gewesen, denn sie könnte uns manche, vom Verf. freilich nicht geahnte Aufklärung über die Urbewohner Italiens geben. Es läfst sich wohl annehmen, dafs zur Zeit der Pelasger in Griechenland das übrige Europa zwischen Finnen und Kelten getheilt war. Die Finnen wurden in der Folge durch die einwandernden Germanen aus Skandinavien nach dem Norden gedrängt, was nordische historische Quellen wohl beweisen. Das Keltenthum hat durch neuere Sprachforschungen grofse Aufklärung erhalten, die englischen, irischen und gallischen Idiome sind grammatisch und lexicographisch bearbeitet worden, und es sind, zum Theil bedeutend alte, Sprachdenkmale im Druck erschienen; nur die alte iberische oder jetzige vaskische Sprache wartet noch auf eine grammatische Bearbeitung, da auch die neueste (d'Abbadie et Chaho langue Euskarienne) auf keine Weise genügt, aber wohl auf eine bessere Bearbeitung sehr begierig macht. Es dürfte sich wohl ergeben, dafs die finnischen und keltischen Sprachen dem Sanskrit näher stehen, als die germanische, griechische und römische. (In Beziehung auf das Germanische kann Ref. immer nur bedauern, dafs man das früh verzogene und verweichlichte Kind des germanischen Stammes, das Gothische, nicht das unverdorbene Skandinavische zur Basis des deutschen Sprachunterrichts benutzt.) Da aber wohl angenommen werden mufs, dafs gleichzeitig mit den Pelasgern der gröfste Theil Europa's von Finnen und Kelten bewohnt war, so ist es auch wohl möglich, dafs das alte Pelasgische, nach der Hypothese des Verfs., dem Keltischen näher stand. Bruce Whytt (Langues romanes 1841), dessen Untersuchungen bei seiner Unkenntnifs des Sanskrit und der neuern vergleichenden Sprachforschungen vielleicht kein besonderes Glück machen werden, hat doch den gewifs beachtens- und dankenswerthen Versuch gemacht, nicht allein das Áskische und Umbrische aus dem Keltischen zu erklären, sondern auch die Entwickelung der romanischen Sprachen nicht einseitig aus dem Lateinischen allein, sondern aus einer diesem und dem Keltischen gemeinschaftlichen Sprachbasis abzuleiten. Keltische Völker bewohnten entschieden: die drei britischen Inseln, die iberische Halbinsel, einen grofsen Theil wenigstens Deutschlands, Gallien, einen grofsen Theil Pannoniens, Oberitalien, wo namentlich die Ligurer vom Walkenaer (Géographie des Gaules) mit Recht als Kelten vindicirt werden, und nun stiefsen sie in Mittel- und Unteritalien an die verwandten pelasgischen Stämme. Die innern gegenseitigen Wanderungen und Fehden dieser keltischen Stämme sind dunkel, wir kennen die der späteren Kelten gegen die Iberer, die der irischen und britischen Kelten, der Ligurer gegen ihre Nachbarn, der Gallier gegen italische Kelten und Pelasger (wer die Tusker waren ist sehr dunkel.) Ihre Einwanderung in Europa verliert sich in unaufhellbares Dunkel; ihre Herkunft aus Afrika oder doch über das Mittelmeer, welche von Walkenaer und Prichard vertheidigt wird, ist doch wohl sehr unwahrscheinlich, die durch das europäisch-asiatische Völkerthor die wahrscheinlichste. An den Küsten traten sie in friedlichen und kriegerischen Verkehr mit den Phöniciern, ihre Sprachen können hier leicht phönicische Worte aufgenommen haben, die Aehnlichkeit anderer erklärt sich aus der allgemeinen Verwandtschaft aller arischen Sprachen, zu denen auch die semitischen gehören. Auch griechische Colonien drängten sie später. Die Germanen schoben sich zwischen Finnen und Kelten, warfen die Finnen in Skandinavien nach Norden zurück und drängten von Skandinavien aus zuerst als Wickinger sehr früh die Kelten im nördlichsten Schottland, bis später andre Skandinavier, Angeln, Sachsen und Normänner die Eroberung vollendeten, und die jetzigen keltischen Reste zurückliefsen; in Spanien blieben die von Karthagern, Römern, Germanen und Arabern verdrängten Reste als Vasken zurück; in Italien verschwanden sie bald unter den Römern; in Gallien erhielt sich ein Rest in der Bretagne, Spuren ihrer Mischung aber vielfach, auch heute noch im südlichen Frankreich (man vergleiche die neuesten provencalischen Provinzialwörterbücher z. B. das von Avril); in Deutschland wurden sie von den Germanen von Nordwesten her zuerst nach Süden getrieben, aber auch hier von Süden und Osten gedrängt, mufsten sie mit Germanen verschmelzen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

1. *The physical and intellectual Constitution of Man considered: By Edward Meryon.*
2. *Histoire de la filiation et des migrations des peuples. Par F. de Brotonne.*
3. *Révolutions des peuples de l'Asie moyenne, influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe. Par A. Jardot.*

(Schlufs.)

Ob auch die Franken ein solches keltisch-germanisches Mischvolk sind (wie unser Vf. glaubt), ist schwer zu entscheiden; so viel ist sicher (s. Strinnholm), dafs sie aus Skandinavien vor den Sachsen auszogen, von diesen nach Westen, nach dem schon gemischten Belgien gedrängt wurden, um sich später wieder den Rhein herauf auszubreiten. Die Skythen machen dem Verf. zu viele Last, es ist genug, dafs unter diesem Namen von den Alten offenbar die verschiedensten Völker, die aus Asien vordrangen, Germanen, Slaven u. s. w. bezeichnet wurden. Ueber Germanen, Slaven, selbst Indier sind die Untersuchungen des Vfs. sehr kurz und unvollständig: bei vieler älterer Literaturkenntnifs kennt der Vf. die neuere Literatur nur unvollständig. Dasselbe gilt in Beziehung auf die Chinesen. Was die Griechen betrifft, so haben wir schon die Hypothese einer gleichzeitigen und verwandtschaftlichen Einwanderung der Pelasger und Kelten als eine ganz ansprechende erwähnt, der Vf. geht aber sehr weit: die Basis der griechischen Sprache ist nach ihm die keltische, welche mit Phönicisch und Aegyptisch gemischt wurde u. dgl. m. Eben so wenig Zusammenhang vermögen wir in des Vfs. Urbewohner Italiens zu bringen, obgleich wir mit ihm glauben, dafs sie zunächst verwandte keltische und pelasgische Stämme waren, zu denen dann griechische, phönicische und andre asiatische und afrikanische Colonien kommen mochten. Etymologien nach der Art des Vfs. duldete man allenfalls noch vor dreifsig Jahren, z. B. wenn er die Ombri als gleich dem jetzigen spanischen Nombre betrachtet u. dgl. m. Drei Abschnitte sollen die Verwandtschaft und die gemeinschaftliche Abstammung aller Caucasier aus Iran beweisen: Erstens die Chronologie; die Zeitrechnungen aller Völker hat der Vf. so gut in Zusammenhang gebracht, wie viele seiner Vorgänger d. h. durch die willkührlichsten Suppositionen. Zweitens Uebereinstimmung der Religionen! Nun hat doch ein indischer Gelehrter bewiesen, dafs Christus und Mahomet Incarnationen des Wischnu sind! Drittens die Analogie der Sprachen; freilich wohl der beste Faden in diesem Labyrinthe, und den vielen Gelehrten, die sich hier abmühen, erspart der Vf. viele Arbeit: das Sanskrit ist die älteste Sprache Asiens! Zend und Keltisch sind nur Dialekte des Sanskrit! Damit wird man wohl genug haben.

3. Wenn man Hrn. Jardots Werk aufschlägt, so findet man bald, dafs er rein compilirend verfährt. Im ersten Abschnitt, der eine allgemeine geographische Darstellung Centralasiens enthält, folgt er v. Humboldt; im zweiten (viel zu sehr) der eben angezeigten Schrift de Brotonnes, in den folgenden den Hauptgeschichtschreibern der einzelnen Völker. Bei seiner einfachen und klaren Darstellungsweise würde indessen eine kritische Sichtung des vorhandenen bedeutenden Materials dem Anthropologen und dem Historiker gleich erwünscht sein; allein die Schrift leistet im Allgemeinen nicht, was der Titel verspricht; die kleineren, verschwundenen Völker, so wie den ältesten Zusammenhang der Stämme vernachläfsigt er, und wendet sich mehr der späteren Entwickelung der Hauptvölker zu, wo natürlicher Weise nichts Neues zu erwarten, und auch nicht zu finden ist; er hat mehr die Politik, und die nächste Bedeutung Centralasiens im Auge. Da auch dieser Vf. die Chinesen vom alten Turan herleitet, so ist es wohl gut sich zu vergegenwärtigen, worauf sich diese Hypothese

gründet. Wie es wohl scheint, gut bewährte chinesische Quellen weisen uns die Ursitze der zuerst in die Provinz Schensi durch das Thor des Hoang Ho eingewanderten Chinesen in dem östlichen Endplateau des Kuen Lun nach, dieses liegt aber ganze zwanzig Grade vom rechten Ufer des Dsihun, oder vom alten Turan der Arier entfernt! Da indessen diese ganze Strecke von mongolischen Völkern bewohnt ist, und wie es scheint jederzeit bewohnt war, auch sehr häufig mehr oder weniger dem chinesischen Reiche unterworfen, und die neuern Beherrscher aus ihm stammend, so mag jene Hypothese wahrscheinlich bleiben. Uebrigens gestehen Brotonne und Jardet wohl mit Recht den Chinesen keine originale Cultur zu, sondern betrachten sie als eine von den Indiern erhaltene. (Doch wird man zugestehen müssen, dafs sie ihre Lehrmeister, wenn auch nicht in eigentlicher Kunst, doch in Kunstfertigkeit übertroffen haben.)

Heusinger.

LVIII.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark. Erster Bd. Hamburg, 1840. 514 S. 8. *Zweiter Bd. ebendas.* 1841. 382 S. 8.

In der dänischen Monatsschrift für Literatur v. J. 1834 hat Molbech, um die Sprache und Geschichte seines Vaterlandes durch manche bedeutende Werke selber hochverdient, eine interessante Charakteristik der ältern und neuern nordischen, zunächst der dänischen Geschichtschreibung gegeben, und eine Untersuchung darüber angestellt, wie weit im Norden die Historiographie, den Thaten und Schicksalen der Heimath und der eignen Vorfahren sich zuwendend, in der wissenschaftlichen Behandlung, oder in einer Form, in welcher historische Kunst sich offenbart, gediehen sei. Es wird in dieser inhaltsreichen Abhandlung zuvörderst die Literatur des Mittelalters beurtheilt, die isländische Sagaliteratur, vorzüglich aber der gefeierte Saxo Grammaticus, dessen Werk wie ein unvergängliches Denkmal von dem bewunderswürdigen Talent des Verfassers als lateinischer Dichter, Stilist und Geschichtschreiber des Mittelalters dasteht. Es wird darauf die spätere Historiographie und Geschichtsforschung Skandinaviens gewürdigt, endlich die neueste Geschichtsliteratur von Dänemark, Schweden und Norwegen freimüthig charakterisirt. Wir finden in dieser Abhandlung eine eben so sachkundige als unpartheiische Beurtheilung und kritische Würdigung der Werke der Norweger und Schweden, namentlich von Falsen, Geijer und Fryxell, wie der dänischen Leistungen auf diesem Felde der heimischen Literatur. Es wird dabei im Allgemeinen hervorgehoben, wie man in dem letzten Jahrzehnt in allen drei nordischen Reichen historische Werke theils begonnen, theils vollendet habe, deren Aufgabe die besondre Geschichte jedes dieser Reiche für sich ist, während dagegen der Gedanke, die Geschichte des alten Skandinaviens als eine Totalität bis zu dem Zeitpunkte hin, wo eine vollständigere nationale und politische Isolirung eintrete, zu behandeln, noch immer nicht habe aufkommen wollen. Man habe vielmehr bei dem bisherigen Verfahren sich auf die Weise zu helfen gesucht, dafs man hin und wieder, wo es nöthig schien, um die vorzeitige Verfassung eines dieser Reiche darstellen zu können, bei einem anderen dieser Reiche eine Anleihe machte.

Molbech stellt die Werke der Schweden, der Professoren Geijer und Fryxell, mit Recht sehr hoch, dagegen die dänische Geschichte von Dr. G. L. Baden, mit eben so vielem Rechte und nicht ohne patriotische Indignation, sehr tief. Er hat dieser „Danmarks Riges Historie af Gustav Ludwig Baden," in fünf Theilen 1832 zu Kopenhagen erschienen, welche die neueste ausführliche, nicht blos übersichtliche und compendiarische Bearbeitung der dänischen Geschichte bisher geblieben, nach manchen Seiten hin eine so scharfe, wissenschaftliche und sittliche, Kritik und eine solche Abfertigung zu Theil werden lassen, wie ihr allein gebührt. Denn wie gerne wir auch unsers Theils Anderen das literarische Scharfrichteramt überlassen, so müssen wir doch die Geradheit und Freimüthigkeit hochhalten, die Molbech, auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, wo das Schweigen über ein derartiges Werk nur Schaden bringen konnte, als gelehrter und geschmackvoller Kritiker einem Verfasser gegenüber, der in schriftstellerischer Polemik, gegen alle civilisirte Kriegsmanier, alle Waffen für erlaubt hielt, erfolgreich bewährt hat. Es war ein wahrer Jammer, die Geschichte von Dänemark auf solche Weise mifshandelt zu sehen, wie es in jenen fünf Bänden von Baden der Fall ist. Man lese nur das lange Regi-

ter zum Schlusse derselben, wie der Verf. dadurch noch in seiner Wuth und in seinem Aerger fast alle geschichtlichen Notabilitäten seines Vaterlandes beschmutzt und begeifert hat. Doch wir wollen über dieses entschieden mifsrathene Werk fortan schweigen, wie Dahlmann darüber geschwiegen hat, und die Historiker, welche es angeht, auf jene gerechte Kritik von Molbech verwiesen haben. Wie schmerzlich es uns war, die Geschichte Dänemarks zuletzt mit gröfserer Ausführlichkeit auf solche Art dargestellt und verunstaltet zu sehen, eben so grofs ist unsere Freude jetzt über das Erscheinen des trefflichen Geschichtswerkes, dessen Anzeige wir hier aus eigenem Antriebe unternommen haben.

Den ersten Band von Dahlmanns „Geschichte von Dänemark," der im vorigen Jahr erschien, haben mehrere deutsche Zeitschriften und Blätter mit freundlichen Anzeigen begrüfst, worin es anerkannt war, dafs derselbe dem Inhalte wie der Form nach einen wahrhaft hohen und ausgezeichneten Rang einnimmt. Einzelne kleine Ausstellungen fanden wir darin, aber meistens nur nebenher gemacht, ohne in den Stoff tiefer einzugehen. Von dem zweiten Bande, der ja noch erst ganz vor kurzem in's Publicum gekommen, ist uns noch keine Anzeige bekannt geworden. Eine dänische Uebersetzung, von Herrn Major von Jenssen in Kopenhagen, ist ungefähr gleichzeitig mit dem Werke selbst herausgekommen, und erscheint gegenwärtig Heftweise von dem zweiten Bande. Sie ist mit einigen Anmerkungen von dem Uebersetzer begleitet, meist literarischen Inhaltes, die aber nicht von sonderlich hoher Bedeutung zu sein scheinen. Referent ist jedoch über die Uebersetzung, ihre Richtigkeit und Schönheit gehörig zu urtheilen nicht befähigt, weil er sie bisher nur flüchtig hat ansehen können. So viel ist ihm schon aus rascher Durchblätterung klar geworden, dafs seiner Ansicht nach manches anders hätte wiedergegeben werden können, dafs es aber gar nicht leicht ist, einen Dahlmannschen Vortrag genau und vollkommen entsprechend zu übertragen. Bei dem wissenschaftlichen Charakter, den das Werk hat, und der es nicht zu eigentlich populärer Lectüre geeignet macht, halten wir freilich eine dänische Uebersetzung für nicht sehr nothwendig, da alle wissenschaftlich gebildete Dänen der deutschen Sprache durchweg mächtig sind.

Was aber den Werth des Werkes selbst im Ganzen betrifft, so hält Unterzeichneter ihn für so grofs, dafs er gar kein Bedenken trägt, selbiges seiner innern Gediegenheit und wahren Solidität nach, den besten und würdigsten Erzeugnissen deutscher Geschichtschreibung beizuzählen. Es ist ein klarer Ausdruck eines ächt historischen Geistes, kein Raisonnement, sondern Darlegung einer tiefen Anschauung individuellen Daseins der Vorzeit, dabei die Menschen und menschlichen Dinge, wie sie es erheischen, mit Ruhe und Mäfsigung nach mittlerem Maafse bemessend. Es spricht daraus das lebendigste Gefühl und der regste Sinn der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, es weht darin der Geist der wahren Humanität, die es mit dem Fortschreiten und der Veredlung der Individuen und des Gemeinwesens bis auf den Grund ehrlich meint. Es ist aus der gründlichsten und umfassendsten Quellenforschung geschöpft, giebt aber in der Darstellung selbst durchgehends nur fertige Resultate der Forschung, wie es eine wahrhaft historische Erzählung verlangt, die kritischen Untersuchungen, Zweifel und Beweise in die oft sehr gelehrten und vielsagenden Noten verweisend. Es hat die literarischen Hülfsmittel auch der neuesten Zeit meistens sehr vollständig geprüft und benutzt. Ungedruckte Quellen, archivalische Materialien finden wir nicht darin gebraucht, was schon um deswillen sich eigentlich fast von selbst versteht, weil der Verf. nicht in Dänemark lebt. Aber fast in allen Partien und nach den verschiedenartigsten Richtungen hin begegnen dem Kundigen eigenthümliche, neue, wichtige, oft überraschende Ergebnisse, die Frucht tieferer Ergründung des vorhandenen Quellenstoffes, sinnreicher, eindringender Auffassung und scharfsinniger Combination. Der Vortrag ist kernhaft, gedrängt und voll, nicht leicht dahin fliefsend, sondern schwergerüstet, gewichtvoll, sach- und gedankenreich, nicht schwerfällig, aber mitunter schwer, durchaus gediegen und individuell, nicht selten durch feine Ironie oder schlagende, scharf treffende Bemerkungen gewürzt. Ein einfacherer, leichterer Stil würde das Werk wohl einem weitern Kreise zugänglich gemacht und dadurch die Wirksamkeit desselben gemehrt haben. Aber wer möchte mit einem so gemüth- und geistvollen Schriftsteller, der sich in seinem Vortrage selber giebt, darüber rechten? — Das gediegene Gold dieses edlen Geisteswer-

kes wird schon von Anderen künftig in Scheidemünze umgesetzt und als solche in Umlauf gebracht werden. Wir freuen uns vorläufig, dafs wir Gold haben: mögen Andere dem täglichen Bedarf abhelfen, wir werden am wenigsten sie geringschätzen.

Dahlmann theilt sein Werk, wie das Vorwort angiebt, in fünf Bücher, von denen zwei in dem ersten Bande enthalten sind, die bis zum Jahre 1360 führen, in welchem Waldemar IV. das Reich in der Ausdehnung, in welcher Gorm der Alte es gründete, Waldemar der Grofse es herstellte, aus der Zerstörung wieder zusammengebracht hatte. Der erste Band endigt, wo sich das Bild der Geschichte überhaupt verändert, und eine neue Zeit sich überall ankündigt. Die drei übrigen Bücher werden in dem Vorworte treffend als die der Union, der Reformation und der königlichen Unumschränktheit bezeichnet. Das dritte Buch, welches die Geschichte der Union der drei nordischen Kronen darstellen soll, ist in dem zweiten Bande nur theilweise gegeben, nämlich bis zur Entstehung der weltberühmten Calmarer Union, die jedoch sehr bald „wie eine mifslungene Ehe zum Gegenstande des Widerwillens der Vereinten" ward. Schweden zerreifst das Band, Norwegen aber macht, nach einigen kürzeren Unterbrechungen im Anfange der Union, mit Dänemark zusammen einen langen Lebensweg. Die beiden Reiche bleiben verbunden bis 1814, da der Kieler Friede die Scheidung bewirkt. Die norwegische Geschichte wird so Jahrhunderte lang in ihren Hauptzügen eine dänische. Daher war es nothwendig, nachdem die Entstehung der Calmarer Union erzählt worden, eine Uebersicht über die norwegische Geschichte bis dahin zu geben. Dies thut Dahlmann auf sehr genügende Weise. Als Nebenland von Norwegen tritt aber das merkwürdige, durch seine Cultur und Rechtsverfassung, durch seine Dichtkunst und Geschichtschreibung welthistorisch berühmte Island hervor. Die isländische Geschichte und Verfassung finden wir daher auch mit besondrer Liebe behandelt. Doch ebenfalls die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung von Norwegen in der Zeit vor der Union sind mit grofser Sorgfalt entworfen. So ist es aber gekommen, gewifs nicht zum Nachtheile für das Werk und nicht zum Schaden für deutsche Leser, dafs die Geschichte Dänemarks in dem zweiten Bande nicht weiter als bis an das Ende des vierzehnten Jahrhunderts fortschreiten konnte. Das Vorwort deutet darauf hin, dafs dieser zweite Theil in der Zahl neuer schwieriger Forschungen, wie in der Durchbildung ihrer Ergebnisse den ersten wohl übertreffen möge. Wir vermuthen, dafs die deutschen Geschichts- und Rechtsforscher für diese hochnordischen Untersuchungen und ihre lehrreichen Resultate eine besondre Dankbarkeit empfinden werden. Noch zwei Bände werden übrigens, wie der Verf., der gegenwärtig an dem dritten arbeitet, in dem Vorworte äufsert, wahrscheinlich das Werk zu seinem Ziele führen.

Die Periodisirung des Verfs. halten wir im Grofsen und Ganzen für sehr treffend und befriedigend. Die angenommenen Zeiträume sind durch wahre Epochen begränzt und bestimmt, die Perioden charakteristisch aufgefafst. Ueber die Art und Weise, wie die einzelnen Bücher und Capitel zerfällt sind, liefse sich vielleicht hin und wieder streiten, aber ohne sonderlichen Gewinn für die Sache. Dafs die schönen und gehaltvollen Capitel, welche sich mit Island beschäftigen, in die Geschichte von Norwegen aufgenommen und einverleibt sind, möchten wir jedoch bedauern. Wir hätten lieber Norwegen voran, und darauf Island für sich dargestellt gesehen: was auch nicht zu sonderlich beschwerlichen Wiederholungen genöthigt haben würde. Doch das ist Nebensache mit Rücksicht auf die Anordnung, den Plan, die Composition des Ganzen.

Das erste Buch des Werkes führt von den Anfängen der Staatsbildung bis auf Waldemar den Grofsen. In dem ersten Capitel werden in scharfen Umrissen die fragmentarischen Nachrichten, Winke und Andeutungen, die sich bei Griechen und Römern über Scandinavien finden, kurz behandelt, zunächst der Reisebericht des Pytheas, den die Alten mit Unrecht für lauter Fabel hielten. Ein Hauptpunkt ist in Bezug auf die Nachrichten der Alten die ursprüngliche Heimath und Auswanderung der Cimbern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark.

(Fortsetzung.)

Der Verf. erklärt sich, wie wir meinen, mit Recht für den germanischen Ursprung der Cimbern und für ihren ursprünglichen Sitz auf der nördlichen Halbinsel, so dafs Jütland auf den Namen der cimbrischen Halbinsel nicht blos einen sagenhaften Anspruch, sondern ein historisch verbürgtes Recht behauptet. Die entgegengesetzte Ansicht Niebuhrs, der sich hier bekanntlich in dem Hauptpunkte für Johannes Müllers Meinung erklät hat, aber doch zweifelhaft blieb, wie eine mündliche Unterredung mit Dahlmann darthat, hat dabei in einer Anmerkung gewissenhafte Berücksichtigung gefunden. — Das monumentum Ancyranum ist für Dahlmann ein Hauptzeugnifs gewesen, welches bekanntlich den Thaten des Augustus geweiht war. Johannes Müller ist durch Stellen in Cicero's Reden irregeleitet worden, die aber gehalten wurden, bevor man in Rom durch Cäsar über Deutschland und über den Unterschied der Germanen und Celten mehr Aufklärung gewonnen hatte. Die Cimbern, durch Wassersnoth aus ihrer Heimath vertrieben, kamen nicht aus dem Osten, sondern aus dem Norden, wie Posidonius und Strabo bezeugen, und sind, wie auch ehedem die herrschende Ansicht war, für scandinavische Germanen zu halten. Dafs die Römer aber, nachdem sie über Britannien ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, von dem Norden überhaupt manche Nachrichten mehr erhalten haben, ist höchst wahrscheinlich. Aber die einzelnen Stellen, die sich darüber bei ihnen finden, ergeben doch für die Geschichtskunde äufserst wenig.

Wie es ferner mit den einheimischen Geschichten über die Urzeit steht, wie man über die Quellen und die Glaubwürdigkeit der meisten Bücher des beredten Saxo Grammaticus und der redseligen isländischen Saga's zu urtheilen habe, das hat Dahlmann sodann auf wenigen Seiten, blos die Resultate seiner scharfsinnigen Kritik mittheilend, wahrhaft geistreich dargelegt. Wir stimmen ihm in der Hauptsache ganz bei. Er hält sich, in der Erzählung der ältesten Geschichte, hauptsächlich an die fränkischen und englischen Berichte, die freilich dürftig sind, aber an Chronologie sich binden. Wir sagen hier mit Dahlmann: „Es kann darüber manches historische Element, deren es in der Sage allerdings giebt, vielleicht ausfallen, aber es mag gerade Nutzen bringen, wenn einmal eine zu arme Geschichte statt der überschwänglichen bisherigen geschrieben wird." Und auch darin theilen wir seinen Glauben, dafs auf diesem Gebiete, wo man bisher oft in übergrofsem Reichthume schwelgen zu können meinte, vorläufig zwischen Sage und Historie ein Waffenstillstand, aus welchem mit der Zeit ein Frieden beiderseitiger Anerkennung werden kann, zu schliefsen ist.

Dafs solcher Grundgedanke, der die folgende Darstellung consequent leitet und bestimmt, in Dänemark, wo sich der Patriotismus um die Sache, die eine rein wissenschaftliche Frage ist und bleiben mufs, gar leicht allzu eifrig bekümmert, nicht unangefochten bleiben würde, hat Dahlmann vorhergesehen und sich mit Festigkeit darüber ausgesprochen, wobei er hinzufügt: „Niemand soll durch mein Thun verhindert sein, dem, was seine Neigung und vaterländische Vorliebe oder auch seine poetischen Hintergründe stört, auszuweichen und mit neuem Vorspann an dem alten staubigen Rüstwagen in den vorigen Sandweg wieder einzulenken." Bekanntlich hat er schon vor ein paar Decennien, in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, seine Einleitung in die Kritik der Geschichte von Alt-Dänemark herausgegeben, die auch in Dänemark als ein Muster kritischer Geschichtsforschung vielfache Anerkennung fand, und mit den bald nachher erschienenen trefflichen dänischen Untersuchungen des ver-

dienstvollen Bischofs P. E. Müller über die Quellen der neun ersten Bücher Saxo's in dem Hauptresultate zusammentraf. Als daher bekannt wurde, dafs Dahlmann für das grofse Gesammtwerk, das unter Heeren's und Ukert's Namen über europäische Staatengeschichte veröffentlicht wird, die Geschichte von Dänemark zu schreiben unternommen hätte, war man in der dänischen gelehrten Welt, auch mit Rücksicht auf die wohlbekannte Persönlichkeit des charaktervollen Historikers und Staatsmanns überhaupt, auf das Erscheinen dieses Werkes sehr gespannt. Nunmehr liegt dasselbe, lange ersehnt, zur Hälfte vollendet vor uns, und vor kurzem ist eine ausführlichere dänische Recension, die sich allerdings, wie zu erwarten stand, genauer als die bisher in Deutschland erschienenen Anzeigen auf den Gegenstand in seiner Besonderheit einläfst, in der von Professor Petersen zu Kopenhagen redigirten Zeitschrift „for Literatur og Kritik" an's Licht getreten. Dieselbe beschäftigt sich, so weit sie bisjetzt abgedruckt worden, mit der ersten Hälfte des ersten Bandes, und ist anonym erschienen. Wir halten es für unumgänglich, in dem Folgenden auf ihren Inhalt, wenigstens in einigen allgemeineren Beziehungen, näher einzugehen.

Es wird von dem Recensenten anerkannt, dafs Dahlmann's Geschichte von Dänemark, obwohl sie, selbst in der besten dänischen Uebersetzung, eine populaire Bearbeitung der Landesgeschichte für die gebildeten Dänen im Allgemeinen nicht ersetzen könne, doch aus dem wissenschaftlichen Standpunkte beurtheilt, „ein höchst wichtiges, vortreffliches und unschätzbares historisches Werk" sei, und dafs dieselbe überhaupt, wie es am Schlusse der Recension heifst, zu den bedeutendsten Werken gehöre, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete der dänischen Geschichtsliteratur hervorgebracht habe. Der Recensent hat seine Beurtheilung, ungeachtet er in manchen Einzelheiten abweichende Ansichten vorbringt, was jedoch öfter weniger in Ansehung der eigentlichen Resultate, als in Ansehung der Beweisführung und Begründung der Fall ist, durchweg mit besonderem Respect für Dahlmann's Gelehrsamkeit und tiefen Forschungsgeist abgefafst, und äufsert, dafs Dahlmann's Ruhm als Historiker den Dänen, da er ihn zum guten Theil auf dem Felde ihrer Nationalgeschichte geerndtet habe, vorzüglich theuer sein müsse.

Aber manches in dem vortrefflichen Geschichtswerke hat doch auch dem dänischen Recensenten solchen Anstofs erregt, dafs es ihn zu längeren, vielfach holten Diatriben veranlafst, die wir hier nicht unberührt lassen dürfen. Dahin gehört zuvörderst der Schlufs des ersten Capitels im ersten Buche. *Dahlmann* äufsert sich, nachdem er davon gesprochen hat, wie persönliche Neigung und vaterländische Vorliebe leicht zur schmuckreichen Darstellung der dänischen Urgeschichte aus jener überschwänglichen Sagenfülle Saxo's, den man Jahrhunderte lang in diesem Bereiche wie ein symbolisches Buch verehrt hat, führen und verführen kann, in jenem Schlufssatze des ersten Capitels folgendermafsen:

„Persönlich habe ich sonst, wie in alter, so in der neuen Zeit, keinen Grund der Vorliebe für meinen Stoff, eher möchte man da, wo sich die Verhältnisse der Herzogthümer mit denen des Königreiches kreuzen, widerstrebende Neigungen bei mir vermuthen. Doch sollen wissentlich keine störenden Einflüsse walten, damit dieses Buch den Eindruck eines fortwährenden Strebens nach geschichtlicher Wahrheit hinterlassen möge. Für ein Mehreres kann der Mensch weder sich noch Anderen einstehen."

Wir finden diese offene Erklärung mit der hinzugefügten Versicherung eben so brav als angemessen, und sollten denken, dafs von denen, welche sowohl *Dahlmann's* Lebensgeschichte und frühere politische Wirksamkeit in seinem Amte als Secretair der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, als auch das Verhältnifs der Herzogthümer Schleswig und Holstein zum Königreiche Dänemark, etwas genauer kennen, sehr Viele dieser Ansicht ganz beipflichten werden. Der dänische Recensent findet dagegen hierin einen offenbaren Beweis, dafs der Verf. unfreundlich gegen die Dänen gestimmt sei, dafs er den von ihm behandelten Gegenstand nicht liebe, dafs er nicht geneigt sei, sich auf den Standpunkt des Volkes zu stellen, dessen Geschichte er schreibe u. s. w. Wir unsererseits stehen darin, unter den obwaltenden Umständen, in der Hauptsache nichts weiter als die Versicherung: Sincere et studio! Keinem zu Liebe und Keinem zu Leid!

Aus derselben Quelle — wir bemerken dies besonders für die Ausländer —, aus welcher die eben erwähnten Aeufserungen des Recensenten in Dänemark fliefsen, sind auch die tadelnden Bemerkungen herzu-

leiten und zu deuten, in die er darüber sich ergiefst, dafs man, wie er sagt, gleich auf der ersten Seite „den eine Zeit lang modernen Namen Schleswig-Holstein" finde, mit dem so oft als Cardinalpunkt angeführten Jahre 1460. Es ist nämlich das Jahr, in welchem Schleswig-Holstein sich in bestimmter Unionsverfassung mit Dänemark verbrüderte. Der Recensent vergifst sich bei diesem Anlasse dermafsen, dafs er sich nicht entblödet zu sagen: „es ist doch wohl zu hoffen, dafs Dahlmann, wenn er zu diesem Zeitpunkte in unsrer Geschichte kommt, wenigstens so viel Muth und Selbstverleugnung haben wird, wie *Falck* bewiesen hat, indem er beachtet, was andere Gelehrte in neuer Zeit beides historisch und staatsrechtlich in dieser Hinsicht aufgeklärt haben." — Dabei citirt er, um *Falck's* jetzige Ansichten darzuthun, ein paar ganz beiläufige, für die gedachten Verhältnisse im Wesentlichen gar nichts beweisende Aeufserungen im neunten Bande seines neuen staatsbürgerlichen Magazins (1840): für welche Auffassung und Nutzanwendung *Falck* ihm nichts weniger als dankbar sein wird. Wir aber verweisen diejenigen, welche *Falck's* staatsrechtliche Ueberzeugung hinsichtlich des Verhältnisses des Herzogthums Schleswig zum Königreiche Dänemark kennen lernen wollen, auf die von ihm darüber zu Kiel 1816 herausgegebene publicistische Monographie *). Was aber die in neuester Zeit, nach Angabe des Recensenten, hervorgetretenen historischen und staatsrechtlichen Aufklärungen in dieser Beziehung anlangt, so kennen wir hinlänglich die zum Theil sehr leidenschaftlichen, einseitigen, und dabei durchweg höchst unhistorischen, oberflächlich raisonnirenden Ergüsse mancher Journalisten: aber anerkennen können wir, im Interesse der historischen und publicistischen Wissenschaft, als neue Aufklärung und durchschneidende Wahrheit über das so Vielen unklare Rechtsverhältnifs der Herzogthümer zum Königreiche lediglich und allein das in diesem Jahre zu Jena erschienene, in vielfacher Hinsicht wahrhaft merkwürdige Buch **) unseres verstorbenen Patrioten Lornsen, dessen Andenken so lange in den Herzogthümern fortleben wird, als es dort Männerherzen giebt, die für die Nationalität und die wohlbegründeten politischen Rechte des Landes schlagen. Möge der dänische Recensent sich aus diesem Werke, dessen Kern und Geist gesund, wahr und kräftig ist, wenn wir auch, was jedoch zur Hauptsache nichts thut, nicht jede einzelne historische oder publicistische Behauptung in demselben unterschreiben könnten, sich die nöthige Aufklärung holen. Um ihn aber insbesondre darüber aufzuklären, dafs der Name „Schleswig-Holstein" selbst in officieller Geltung und Authenticität nicht zu den modernen gehört, verweisen wir ihn auf den zehnten Band des neuen staatsbürgerlichen Magazins (1841), wo S. 702 urkundliche Beweise genug davon gegeben sind, dafs auch in landesherrlichen Erlassen und Verordnungen schon im funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Bezeichnung „Schleswig-Holstein" für die vereinigten Herzogthümer gebraucht wird. Also nicht blos die Sache, auch der Name ist alt. Sollten der Belege mehr gewünscht werden, so sind wir sie zu liefern erbötig.

Aus derselben Quelle rührt ferner der Anstofs her, den der Recensent daran nimmt, dafs Dahlmann S. 218 erzählt, dem Knut Laward sei 1115 das Amt einer Schleswiger Statthalterschaft von seinem Oheime, dem Könige Niels übertragen worden: wobei er hinzufügt, man habe ihn in deutscher Weise Herzog genannt, es sei aber nicht bekannt, dafs in diesem Amtslehen, welches ihm eine schwierige Kriegspflicht auflegte, irgend Regierungsrechte mitübertragen worden wären. Saxo sagt, es sei dem Fürsten die praefectura Slesvicensis übertragen d. i. Schleswiger Statthalterschaft; Sven Aagesen nennt ihn dux Slesvicensis. Die Knyttinga-Saga erzählt, es sei ihm Hedaby (d. i. Schleswig) mit Zubehör überlassen worden. Letzteres soll nach der Behauptung des Recensenten so viel heifsen: er sei zum Heerführer in einem kleinen südlichen Grenzdistricte bestellt worden, und habe seinen Sitz in der Stadt Schleswig gehabt. Wir halten es für überflüssig, wider diese willkührlichen Deuteleien hier zu polemisiren. Schleswig ist die Hauptstadt des Landes, wor-

*) *Falck*, das Herzogthum Schleswig in seinem gegenwärtigen Verhältnisse zu dem Königreiche Dänemark und zu dem Herzogthume Holstein. Eine historische und staatsrechtliche Erörterung. Nebst einem Anhange über das Verhältnifs der Sprachen im Herzogthume Schleswig. Kiel, 1816. 154 S. 8.

**) Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Georg Beseler. Jena, 1841. 524 S. 8.

aus sich der Ausdruck der Knyttinga sehr einfach erklärt. Nach dem Recensenten soll aber Schleswig mit dem zugehörigen Lande so viel bedeuten, als die Stadt mit ihrem Districte zwischen der Schlei und Eider. Wo ist der Beweis? Stadtdistrict war das Land zwischen Schlei und Eider nie. — Hiermit hängt auch innerlich zusammen, dafs der Recensent wieder, wie einst Gram, im Widerspruche nicht allein mit einer ganzen Reihe von Untersuchungen neuerer Zeit, sondern auch mit dem ausdrücklichen Zeugnisse des durchaus glaubwürdigen Adam von Bremen, die Existenz der alten Schleswiger Markgrafschaft ganz in Abrede zu stellen geneigt ist, jedoch ohne sich mit völliger Bestimmtheit zu entscheiden. Hieraus erklärt sich ferner die ärgerliche Weise, in welcher er sich darüber ausgelassen hat, dafs man bei Dahlmann S. 128 die beiläufige, jedoch wie wir meinen, wahrhaft treffende Bemerkung liest: „Wäre Karl dem Grofsen ein gleich kriegerischer Sohn gefolgt, so gehörte seit nun tausend Jahren die Cimbrische Halbinsel zu Deutschland." Aber der Recensent hat in seinem Aerger übersehen oder doch verschwiegen, wie unser Verf. dort gleichfalls beiläufig, aber treffend auch bemerkt, dafs hinwiederum ein anderer Gang der Weltgeschichte die Sachsen, welche für das Frankenreich unterworfen wurden, leicht hätte in Dänen verwandeln können.

Aus derselben Quelle strömt ein leidenschaftlicher Ausfall des Recensenten auf die Erzählung Dahlmann's von den verschiedenen Huldigungen, welche im Mittelalter dänische Könige dem deutschen Kaiser geleistet haben. Dies hätte, meint der Recensent, durchaus verschwiegen werden müssen; Spittler habe auch so darüber geurtheilt; ja unser Verf. sage sogar, Suhm sei so „vernünftig" gewesen, auf diese Frage kein Gewicht zu legen: „es sei daher Schade, dafs Dahlmann selber nicht eben so vernünftig gewesen." Lesen wir aber bei unserm Verf. S. 177 genauer nach, so lautet seine Aeufserung in einer Anmerkung unter dem Texte wörtlich so: „Auch Suhm ist zu verständig, um in solchen Dingen einen Ehrenpunkt zu suchen." Das hätte der Recensent nur beherzigen sollen, es würde ihm seinen Verdrufs erspart, es würde ihn von seinen unwürdigen Ausfällen wie von seiner perfiden Verdrehung der Dahlmann'schen Worte abgehalten haben. Was aber die Sache selbst anlangt, so wird es wohl heutiges Tages, bei dem jetzigen Standpunkte der geschichtlichen Erkenntnifs überhaupt, wie insbesondre in Bezug auf das Mittelalter, jedem Unbefangenen und Sachkundigen ohne weiteres klar sein, dafs in einem Werke von dem Umfange, der Vollständigkeit in Berührung aller politisch bedeutsamen Ereignisse und Zustände, und dem Charakter, wie das vorliegende, ein politisches Verhältnifs und Vorgänge der Art durchaus nicht durften mit Stillschweigen übergangen werden. Es liegen auch in dieser Hinsicht die bestimmtesten Quellenzeugnisse vor, die selbst der Recensent nicht ganz zu verleugnen wagt. Er raisonnirt nur weitläuftig darüber, dafs solche ab und zu erfolgte Huldigung nicht das Verhältnifs für die dänischen Könige herbeigeführt habe, worin die deutschen Fürsten zu ihrem Lehensherrn und Reichsoberhaupte standen. Wozu aber dieses wortreiche Raisonnement? — Niemand hat, was hier bestritten wird, jemals behauptet, am wenigsten Dahlmann, dessen Darstellung wir zu vergleichen bitten, um zu sehen, wie wenig sie dem „huldigungssüchtigen" Kaiser günstig ist. Dem Recensenten, der den deutschen König und den römischen Kaiser nicht unterscheidet, fehlt offenbar die umfassende und eindringende Kunde des Mittelalters in seiner Rechtsverfassung und eigenthümlichen Politik, welche Kenntnifs jedoch unentbehrlich ist, um diesen Punkt historisch-publicistisch tiefer zu erfassen und richtig zu würdigen. Er kennt nicht die an dem römischen Kaiserthume der Zeit haftende Idee von christlicher Weltherrschaft, der sich die Könige im Mittelalter unterzuordnen haben, so dafs sich ihre Unabhängigkeit nur als Exemtion aus bestimmtem Titel darstellt. Dafs aber der Supremat des Kaisers, der das weltliche Schwert führte zum Schirm der Christenheit, nicht immer eine phantastische Theorie blieb, sondern vielmehr, bei dem herrschenden Feudalsystem unter eben begünstigenden äufseren Umständen, in Lehensherrlichkeit, wenn auch blos formell und titular, sich umsetzte, das ist zu natürlich, auch aus der Universalgeschichte des europäischen Mittelalters bekannt genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark.

(Fortsetzung.)

Eben so gewiſs aber ist es, daſs dem Recensenten eine genügende Einsicht in diese Verhältnisse und Ideen des Mittelalters abging; denn hätte er sie gehabt, so würde sie für seine Argumentation eine hauptsächliche Grundlage und Stütze abgegeben haben. Auch wollen wir nicht leugnen, daſs eine deutlichere und expresse Hinweisung auf jene mittelalterliche Grundidee, zur Erklärung und Beurtheilung des von Zeit zu Zeit wiederholten Anspruches der Kaiser auf Huldigung, wie des Verhaltens der Könige von Dänemark in dieser Beziehung, bei Dahlmann uns sehr lieb gewesen wäre. Der Streit über den vermeintlichen nationalen Ehrenpunkt wird dadurch in eine andre, höhere Sphäre aufgenommen, die Versöhnung aber damit sehr erleichtert.

Wir sind überzeugt, dem Ton und den Ausdrükken des Recensenten gegenüber, uns in dem Vorstehenden sehr moderat ausgesprochen zu haben, wie wir, im Verhältnisse zu der Ausführlichkeit, mit der er die Recension geschrieben hat, uns gewiſs sehr kurz gefaſst haben. Worin hat denn aber seine Verstimmung überhaupt ihre Ursache? — Um es schlecht und recht zu sagen, der Recensent leidet augenscheinlich an einer sehr bedenklichen Nationaleitelkeit. Die Diagnose ist in diesem Falle gar nicht schwierig. Hinc illae lacrymae! — Wo ihn dieses Leiden nicht befangen macht und ihm nicht den Blick trübt, wo es nicht zu solchen Eruptionen des Patriotismus bei ihm kömmt, da finden wir seine Bemerkungen manchmal recht bemerkenswerth, und verhehlen nicht, daſs wir auch an mehreren Stellen, wo er Dahlmann's Erzählung im Einzelnen in ihrer Wahrheit und vollständigen Richtigkeit anficht oder bezweifelt, mit ihm mehr oder minder harmoniren. Aber es sind durchgehends nur Nebenpunkte und specielle Einzelnheiten, über die man so und anders denken kann, ohne daſs es für die Beurtheilung und die Werthschätzung des Ganzen etwas Wesentliches austrüge. Und fürwahr, die Dänen haben vielen Grund, unserm Verf. dankbar zu sein für ein Geschichtswerk, das eine so tiefe Kunde und Anerkennung ihrer Vergangenheit offenbart, und das ohne allen Zweifel in weiten Kreisen gröſseres Interesse für die dänische Staats- und Nationalgeschichte verbreiten und die Neigung für nordische Studien im Allgemeinen steigern wird.

Bedeutungsvoller erscheint uns, was von dem Recensenten in der Einleitung seiner Kritik vorgebracht worden über die Art und Weise, wie der Verf. in Bezug auf die ersten Anfänge der dänischen Nationalgeschichte die Quellen angesehen und gebraucht hat. Der Recensent bespricht dabei zwei verschiedene Methoden in der Behandlung der Urgeschichte eines Volks: indem man nämlich entweder aus der aufgezeichneten Sagenfülle den vermeintlich rein historischen Bestandtheil durch Kritik auszuscheiden strebe, oder von dem geschichtlich vollkommen Gewissen eines späteren Zeitalters ausgehend, darin die Spuren früherer Zustände und Verhältnisse aufsuche. Im ersten Falle wolle man aus etwas Ungewissem, Zweifelhaftem, Muthmaaſslichem historisch Gewisses und Wahres entnehmen; im andern Falle dagegen aus etwas faktisch Gewissem ein Muthmaaſsliches herleiten. Die erste, ältere Methode lasse sich als die direkte oder progressive bezeichnen; die andere, neuere hingegen als die indirekte oder retrogressive. Freilich seien heutiges Tages diese zwei Methoden in der Anwendung selten ganz isolirt, da man vielmehr beide zusammen zur Auffindung der historischen Wahrheit benutze; aber eine genauere Prüfung lehre doch, wie bei jedem einzelnen Geschichtsforscher die eine oder die andre dieser Methoden vorherrsche, und der historischen

Kritik des mythischen Zeitalters einen eigenthümlichen Charakter gebe.

Die erstgenannte Methode wurde, wie in der Recension ferner ausgeführt ist, von den älteren Geschichtschreibern in Dänemark durchweg angewandt. Man folgte dem Saxo und extrahirte seine Fabeln. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aber wurde es fast Mode, vorzüglich durch den Einflufs und die Autorität des gelehrten Isländers Thormod Torfäus, mit Verwerfung Saxo's den isländischen Saga's zu folgen, denen man dasselbe glaubensvolle Vertrauen schenkte, wie ehemals dem Saxo. Die neueren Historiker, namentlich Langebek und Suhm, haben jedoch den Saxo einigermafsen wieder insofern zu Gnaden angenommen, als sie ihn wie einen Memoirenschreiber zur Füllung und Belebung von magern isländischen Namenregistern gebrauchten. Man folgte also den Isländern und dem Saxo zugleich, und das herausgebrachte, nach beiden zugeschnittene Resultat stimmte weder mit jenen noch mit diesem überein.

Auch Dahlmann gehöre, wie der Recensent meint, zu den Anhängern dieser ersteren Methode, obwohl freilich in einer von seinen Vorgängern sehr abweichenden Weise. Er verwerfe zwar die ältesten direkten Zeugen, er folge weder dem Saxo noch den Isländern; aber er halte sich an die ältesten Berichte der Fremden, der Griechen und Römer, wie der fränkischen und englischen Annalisten, die er mit wahrhaft wissenschaftlicher Kritik im Einzelnen benutzt habe; dagegen habe er die indirekten Zeugnisse nicht sonderlich beachtet, selbst bei Untersuchungen, wo man doch diesen ein vorzügliches Gewicht beilegen müsse, wie z. B. in der Untersuchung über die ursprünglichen Volksstämme u. dgl.

Unsre Ueberzeugung geht nun im Wesentlichen dahin, dafs wir den Vorwurf, der hierin unserm Verf. gemacht ist, in der Hauptsache für durchaus ungegründet halten, in Bezug aber auf einen Nebenpunkt allerdings nicht für ganz grundlos. Was nämlich das Zurückschliefsen aus späteren Verhältnissen und Zuständen auf frühere, auf die als ursprünglich anzunehmenden betrifft, so vermissen wir dabei im achten Capitel des ersten Buches, das uns einen tiefen Blick in die inneren Zustände des dänischen Alterthums gewährt, im Grofsen und Ganzen eigentlich nichts. Wir finden daselbst die Naturbeschaffenheit des Landes, die Lebensweise des Volks, die Agrarverfassung, die Sitten und Rechte für diesen Zweck vortrefflich benutzt. Dagegen wollen wir nicht leugnen, dafs wir, bei der Frage über die Urbevölkerung und die Verschmelzung verschiedener Volksstämme in Dänemark, zunächst in Jütland, ein gehöriges Hervorheben der Sprache, insonderheit der merkwürdigen Dialektverschiedenheit, so wie Molbech den auf diesem Gebiete noch heutzutage in Jütland wahrzunehmenden Dualismus in neuerer Zeit dargelegt hat, sehr gern gesehen hätten. Auch die Antiquitäten, besonders die Grabalterthümer des heidnischen Zeitalters, mit deren Ausgrabung, Sammlung und Aufstellung in einem grofsen, wohlgeordneten Museum man in Dänemark seit einigen Jahrzehnten mit so vielem Eifer und Erfolge sich beschäftigt hat, sind eigentlich ganz beiseite gelassen. Ob dies aber zum Schaden oder Nutzen der Sache geschehen, und wie viel der nordische Forscher mit dem Grabscheit der Nationalhistorie zu leisten vermöge, von einzelnen speciellen Punkten abgesehen, soll die Zukunft erst lehren. Dafs die germanischen Antiquitäten den griechischen und römischen auf keine Weise als Geschichtsquelle vergleichbar sind, ist leider gewifs genug, und auch wir müssen die Worte Dahlmann's unterschreiben: „Wer die Runischen Inschriften kennt, weifs auch, dafs aus ihnen keine nordische Geschichte zu lernen ist."

In der eigenthümlichen Stellung, welche der Verf. seinem Abrisse der Odinslehre, der altnordischen Theogonie und Kosmogonie gegeben hat, erkennt der dänische Recensent einen Beweis von seinem feinen Takte für historische Kunst, indem dadurch dieses Moment in der Darstellung recht eigentlich so hervortritt, wie es in der Geschichte selber angetroffen wird, nämlich als ein untergehendes, verschwindendes. Wenn man dagegen in Deutschland dem Verf. hat vorwerfen wollen, dafs er die heidnische Götterlehre zu kurz abgehandelt und damit zu sehr hintangesetzt habe: so ist darauf zuvörderst zu erwidern, dafs dies kein dänischer, sondern ein skandinavischer Stoff ist, und schon deshalb ein schwer zu bewältigender, weil man beim weiteren Eindringen in denselben in die Wolken der zahllosen Hypothesen und in die Nebel der Phantastereien geräth; sodann dafs auch hier, wo eine politische Geschichte gegeben werden sollte und gegeben ward, der Ort dazu nicht gewesen wäre.

Eben so ungegründet ist der Tadel, den ein deutscher Schriftsteller flüchtig und obenhin ausgesprochen hat, als wollte der Verf. die Waldemarische Zeit ohne Darstellung der Verfassung und Gesetzgebung vorübergehen lassen. Man lese nur die Vorrede zum ersten Bande, wo er in der Beziehung seinen Plan dargelegt hat. Wie dieser Plan aber befolgt wird, zeigt jetzt schon der zweite Band. Nachdem er darin Island und Norwegen vorausgeschickt hat, wird er Dänemark, im Anfange des dritten Bandes zurückblickend, viel treffender in seinen inneren Zuständen und mittelalterlichen Institutionen schildern können.

Der zweite Band stellt zuvörderst die Entstehung der Union der drei nordischen Kronen dar. Der definitive Abschluſs und die urkundliche Vollziehung dieser Union der scandinavischen Reiche ist neuerdings das Thema für eine sehr gründliche kritische, archivalische und diplomatische Untersuchung und Erörterung von Dr. Paludan-Müller geworden. Die Abhandlung, in lateinischer Sprache verfaſst, hat folgenden Titel: Observationes criticae de foedere inter Daniam, Sveciam et Norvegiam, auspiciis Margaretae Reginae acto, auctore *C. P. Paludan-Müller*. Hafn. 1840. 112 p. 8.

Es beschäftigt sich diese Schrift vornehmlich mit einer Untersuchung des berühmten Documentes, das man bisher gewöhnlich als die eigentliche Unionsakte betrachtete, seiner Entstehung und äuſsern Form nach. Vor mehreren Jahren hatte Jahn schon, nach Anschauung dieser Urkunde über die weltberühmte Calmarer Union, die im Original im Geheimen Archive zu Kopenhagen sich findet, in seiner Unionshistorie die Meinung ausgesprochen, daſs das Document eine bloſse Appunctuation enthalte. Dahlmann ist dieser Meinung nicht beigetreten; die Abhandlung von Paludan-Müller war ihm aber noch unbekannt. Dieselbe liefert nun eine höchst sorgfältige Beschreibung der Urkunde, wonach dieselbe allerdings nur wie ein vorläufiges Concept und Attestat, das erst in der Folge gehörig solennisirt werden sollte, sich darzustellen scheint. Die Solennisirung ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach niemals erfolgt. Man vergleiche darüber jetzt auch die Zeitschrift des neuen historischen Vereins in Dänemark Bd. II. H. 2. S. 565—576. —

Dahlmann giebt darauf im zweiten Bande seine lehrreiche Uebersicht der Geschichte von Norwegen, die mit Bemerkungen über die interessante Naturbeschaffenheit des Landes anhebt. Wir bedauern, daſs ihm dabei die neue norwegische Statistik *) von Professor Schweigaard in Christiania noch nicht zur Hand gewesen ist, von der bisjetzt die erste Abtheilung, eine wahrhaft ausgezeichnete wissenschaftliche Production, erschienen ist, welche die materiellen Elemente und Voraussetzungen des norwegischen Staatswesens darstellt, während die zweite Abtheilung, nach Angabe des Vorwortes, die Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten, gleichwie die Staatsverwaltung und ihre Verzweigungen mit den betreffenden statistischen Verhältnissen schildern wird. Dahlmann hat wohl Recht, wenn er in dem Vorworte seines zweiten Bandes darüber klagt, daſs für ihn, der in der Mitte von Deutschland wohnt, gar leicht ein für seine scandinavischen Forschungen unentbehrliches oder doch besonders wünschenswerthes Buch entweder zu lange ausbleibt oder am Ende gar nicht zu haben ist. Wir müssen aber in dieser Beziehung mit ihm sagen: „man thut wie überall was man kann." Die Schwierigkeiten und Hemmnisse, wenn man für scandinavische Studien die literarischen Hülfsmittel und Materialien rechtzeitig und vollständig zusammenzubringen hat, sind manchmal viel gröſser als man glaubt.

Unser Verf. hat sich, wie er in der dänischen Urgeschichte nicht der sogenannten kritischen Historie des heidnischen Zeitalters von Suhm nachgehen konnte, eben so wenig mit Schöning in einen Wust und ein Gewebe von Fabeln, Meinungen und Muthmaaſsungen hineinbegeben können, um den leeren Raum auszufüllen, der in der Geschichte Norwegen's vor dem neunten Jahrhundert, vor dem Könige Harald Schönhaar, stattfindet. Er hat seine Darstellung ganz aus den Quellen geschöpft, aus dem Snorre Sturleson und den anderen Saga's über die norwegischen Könige; seine Erzählung ist lebendig von dem Geiste und oft von dem körnigen Ausdrucke des herrlichen Snorre erfüllt und durchdrungen. Er hat die Hist. Norv. von Torfäus öfter berücksichtigt, als das neuere Werk über die norwegische Geschichte vor der Unionszeit von Falsen, und das mit Recht, denn dieses ist im We-

*) A. Schweigaard Norges Statistik. Christiania 1840. 208 S. 8.

sentlichen nichts weiter als eine populaire Bearbeitung und Zusammenziehung des Snorre und des Torfäus. Nicht unerwähnt blieben am gehörigen Orte die vor vier Jahren in reichster Ausstattung zu Kopenhagen erschienenen Antiquitates Americanae, von der kön. Gesellschaft für nordische Alterthumsschriften daselbst herausgegeben, worin man die Beweisstellen aus den Saga's von den Entdeckungen der Norweger und Isländer in dem Welttheile, der von späteren Entdeckern Amerika genannt worden, zusammengestellt findet. Die Entdeckungen gehen vom zehnten bis in das vierzehnte Jahrhundert, die Belege dafür sind in der Sagaliteratur sehr zahlreich. Unserm Verf. genügte für seinen Zweck und seine Aufgabe eine summarische Hervorhebung des Resultats. Bei der Darstellung der inneren Verhältnisse und Zustände, der Verfassung und Verwaltung des Königreiches im Mittelalter hat er nicht allein die Saga's und Chroniken, sondern vornehmlich auch die alten Rechtssammlungen, die leider zum grofsen Theil bisjetzt nur in dänischer, oft fehlerhafter Uebersetzung, nicht aber in der altnordischen Ursprache gedruckt vorliegen, die Gesetzbücher des Landes, die Stadtrechte, die merkwürdigen einheimischen Kirchenrechte, das Hirdskraa oder Hofrecht u. dgl. sehr sorgfältig und umsichtig zu Rathe gezogen. Die Darstellung enthält in diesen Parthien viel Neues und Eigenthümliches, und sie war schon um deswillen besonders schwierig, weil es hier keine solche Hülfe bisher giebt, wie namentlich für Dänemark die Rechtsgeschichte von Rosenvinge gewährt. Wir bedauern, auf das Detail nicht kritisch eingehen zu können, weil es uns zu weit führen würde.

Dafs in der norwegischen die Geschichte von dem durch Irländer zuerst entdeckten, hernach durch Norweger wieder aufgefundenen und bevölkerten Island eine umfassende, höchst gehaltvolle Episode bildet, haben wir schon oben vorläufig bemerkt. Der Verf. hat dieselbe, was bei ihrer eigenthümlichen Fülle und universalhistorischen Bedeutsamkeit sehr begreiflich ist, offenbar, wie gesagt, mit ganz besondrer Liebe bearbeitet. Der Quellenschatz ist hier bewundernswürdig grofs, die Literatur aus alter und neuer Zeit höchst reichhaltig. Es konnte und mufste daher hier verhältnifsmäfsig viel gegeben werden. Island erscheint wie ein Archiv und eine Bibliothek für die Geschichte und Sagenkunde des hohen Nordens im Alterthum und Mittelalter. Die Isländer sind geborne Sagenmänner. Treffend und wahr sagt unser Verf. S. 257: „Island war der einzige Punkt auf christlicher Erde, wo der Laie weit eifriger schriftstellerte, als die Geistlichkeit. Noch heute giebt es auf Island, wo jedermann schreibt und liest, wenig gedruckte Bücher, aber mit unermüdetem Eifer vervielfältigt man in der schönsten Handschrift die alten Sögur. Am Winterabende wird die Lampe aufgehängt, alle Mitglieder der Familie, das Gesinde miteingerechnet, nehmen Platz jeder auf seinem Bette, mit der Arbeit in der Hand, und der Vorleser beginnt. Noch lieber aber, wenn jemand eine oder die andre Saga auswendig weifs, und noch jetzt giebt es wandernde Geschichtserzähler, die im Winter von einem Hofe zum andern streifen und Obdach und Nahrung erhalten, bis ihr Sagenvorrath erschöpft ist."

Im Bezug aber auf das, was eben über den geringen Vorrath an gedruckten Büchern gesagt worden, setzen wir hinzu, dafs sich dies seit den letzten Jahren sehr geändert hat, da die höchst betriebsame Gesellschaft für nordische Alterthumsschriften zu Kopenhagen mit ihren wohlfeileren Ausgaben der Saga's die Isländer, Herrn und Knecht, Hausfrau und Magd, reichlich zu versorgen bemüht ist. Ob diese Erleichterung der Sagalectüre der Sagenkunde auf Island frommen oder schaden werde, das fragt sich noch. Pergamentcodices der vorzeitigen Geschichts- und Rechtsbücher, die ehedem in so wunderbarer Menge vorhanden waren, sind auf Island fast gar nicht mehr anzutreffen. Sie haben meist nach Kopenhagen und in diesem Jahrhundert während der letzten Kriegszeit auch häufig nach England wandern müssen: dort werden sie viel von gelehrten Isländern studirt und edirt, hier ruhen sie durchweg wie im Grabe.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 109.

Jahrbücher
für
vissenschaftliche Kritik.

December 1841.

C. Dahlmann, Geschichte von Dänemark.

(Schlufs.)

Wie grofs die Menge der altisländischen Pergament-
ices, die man an ihrer Schrift, ihrem Pergament, ih-
Einbande, ihrem verräucherten Aussehen sofort ohne
he zu erkennen pflegt, in dem Heimathslande bis zu
fange des vorigen Jahrhunderts gewesen, bis zu der
t, als der gelehrte Sammler Arnas Magnäus mit
nem im Einzelnen viel zu weit gehenden Eifer seine
mlungen zu Stande brachte, von denen die zuerst
elegte in Kopenhagen ein Raub der Flammen wur-
das beweisen die eigenen reichhaltigen Abtheilun-
für isländische Codices in den Manuscripten-
mlungen grofser Bibliotheken. Die gröfste Samm-
g ist die Arna-Magnäanische der Kopenhagener
versitätsbibliothek. Auch in Stockholm finden sich
ohe wichtige altisländische Codices, denen in neue-
Zeit die Gesellschaft für nordische Alterthums-
riften zu Kopenhagen mit Recht ihre besondre
merksamkeit zuwendet.

Nicht minder merkwürdig, anziehend und lehrreich
der Sagenvorrath und die Geschichtschreibung der
n Isländer, ist ihre kunstvolle Poesie und ihre
ausgearbeitete Rechtsverfassung: alles ein klarer
ruck und Spiegel ihres edlen, originellen, ruhigen
in sich doch bewegten, isolirten, reinen Volks-
ns. Wer darüber geschichtlichen Aufschlufs in
Totalität dieses universalhistorischen Phänomens
scht, der beschaue jetzt das uns von Dahlmann
on aufgestellte farbenreiche Gemälde. Wer aber
liesem Gebiete Quellenstudium gemacht hat, wer
n nur einige Saga's aufmerksam las, der mufs es
l merken, dafs in dem Bilde, welches unser Verf.
führte, jeder Zug und jede Farbe quellenmäfsig,
ect, treu, lebenswahr ist.

Es giebt manche Parthien in dieser Darstellung, die wir nach reiflicher Prüfung unbedingt für classische Meisterstücke in der Auffassung und Ausführung halten. Es giebt einige andere, bei denen wir fürchten, dafs man sie für überladen ansehen wird. Dies dürfte namentlich bei dem Capitel von dem complicirten Gerichtswesen eintreten, welches vielleicht, möchten wir sagen, gar zu juristisch ausgefallen ist. Das scheint uns überhaupt bei der ganzen Darlegung des detaillirten Rechtsinhaltes der alten sogenannten Graugans, der sich etwas mehr dem allgemeinen Ethos des Volks hätte fügen und unterordnen müssen, der Fall zu sein. Das Werk ändert gewissermaafsen seinen Charakter, es verwandelt sich in eine Staats- und Rechtsgeschichte. Eine romanisirende Systematik der Jurisprudenz gewinnt hier zu sehr die Herrschaft, die Herrschaft über das Leben, die Kategorie über die Sache. Das Recht wird dargelegt nach der Eintheilung in Personen- und Sachenrecht. Aus diesem werden vorgetragen das Erbrecht und einige Hauptverträge. Wir können das nicht zugeben, aus historischen und juristischen Gründen, müssen uns jedoch an diesem Orte mit einer kurzen Bemerkung in der Beziehung begnügen. Das Erbrecht ist wesentlich Familienverhältnifs, so gut wie die in dem vorhergehenden Capitel abgehandelte Gütergemeinschaft der Ehe. Das altisländische Recht, die Graugans, kennt kein Testament, sondern nur Seelgaben, wie der Verf. selber hervorhebt. Das germanische Erbrecht überhaupt ist aus diesem Gesichtspunkte aufzufassen, die Lehre vom Erbe entwickelt sich aus der Lehre von der Blutsfreundschaft. Das Erbrecht ruht auf dem eben so naturgemäfsen als sittlichen Grunde, wonach der Vater beim Tode seinem Sohne sein Vermögen hinterläfst, und das Gesetz, welches die Verlassenschaft zutheilt, klüger ist als der einzelne Mann. Sehr einseitig und schief raisonnirt darüber Huschke im Rhein. Mus. VI. S. 253, indem er dem Testamente eine ethische, der

Intestaterbfolge eine physische Basis, und jenes als das edlere dem Occidente, diese als das unedlere Princip dem Oriente zuschreibt. Diese Behauptungen sind in philosophischer nicht minder als in historischer Auffassung grundfalsch.

Bei diesem von uns nur angedeuteten Wesen und innern Charakter des Erbrechts durfte es aber nicht mit den wichtigsten Rechtsgeschäften des Verkehrs, dem Darlehn, dem Kauf, der Miethe u. s. w. unter der Rubrik „Sachenrecht" zusammengefafst und damit aus seiner natürlichen Umgebung, den Familienverhältnissen, herausgerissen werden. Es fehlte hier an der innern Verbindung und lebendigen Vermittelung, wie selbst bei unserm Verf. S. 259 in der Mitte die Lücke augenfällig macht. Es gebricht an einer wahrhaft organischen Gliederung. Die Darlegung der compacten Masse folgt nicht dem Quell und dem Gesetz des Lebens.

Sehr ansprechend erscheinen uns dagegen, in der Darstellung der isländischen Institutionen und Volkszustände, hin und wieder eingestreute staatswissenschaftliche Bemerkungen und Reflexionen, in der ungesuchten Art und der Tiefe, wie sie uns beim Verf. begegnen. Wir möchten sie nicht entbehren, und können uns nicht enthalten, eine solche gediegene Betrachtung allgemeineren Inhaltes als Beispiel unseren Lesern hier mitzutheilen. Sie lautet S. 275, wie folgt:

„Das Buch von Malthus über Volksvermehrung hat zuerst die Schwierigkeiten aller Armenversorgung in ihr rechtes Licht gestellt, und seine Einführung in die deutsche Literatur ist ein grofses Verdienst des Arztes Hegewisch. Gegen die Stellung der Malthus'schen Theorie zwar finden verschiedene Einwendungen statt, weil er von einem menschlichen Naturstande, dem blos thierischen Menschen ausgeht, und so auf einen alle Nahrungsmittel überbietenden Zeugungstrieb geräth, der nur ausnahmsweise durch Sitte und Vernunft gemäfsigt wird, wogegen die sera Venus der Germanen Zeugnifs giebt; weil er ferner bei dem Maafse, welches er an die Production der Nahrungsmittel legt, die neueren Verbesserungen des Ackerbaues zu gering anschlägt, und die unermefsliche Productivität der Gewässer aufser Acht läfst; weil er endlich die Ueberbevölkerung lediglich in Vergleich zu der Summe der menschlichen Nahrungsmittel betrachtet, da doch bei fortgeschrittener Civilisation Kleidung, Wohnung, die Bedürfnisse der öffentlichen Meinung bei weitem mehr entscheiden, durch welches alles wir dahin kommen, den Grund der heutigen Armuth bei weitem mehr in der ungleichen Vertheilung der Lebensgüter, als in dem Mangel an Lebensmitteln zu suchen. Aber Malthus hat den ganzen Gegenstand aus den Händen der frommen Wünscher und gutmüthigen Schwächlinge, die mit Kupfergeld den Himmel erstürmen wollen, gerissen und dem Nachdenken und der Welterfahrung überwiesen."

Diese trefflichen, eindringlichen Bemerkungen fordern, wo sie vom Verf. eingeflochten worden, ernstlichst zum tiefern Sinnen und Nachdenken über die merkwürdigen Erscheinungen auf, welche die Armuth Island's und die dadurch hervorgerufenen Rechtsinstitute in der isländischen Bauernrepublik darbieten. Der Verf. hat bei der Darstellung des in so frühen Zeiten merkwürdig ausgebildeten Armenwesens einer im Jahre 1826 veröffentlichen Abhandlung des Unterzeichneten über altnordisches, zunächst altisländisches Armenrecht sehr freundliche Aufmerksamkeit geschenkt. Er hat aber zugleich in Anmerkungen ein paar Einwendungen dawider gemacht, auf die hier geantwortet werden möge, lediglich um der Sache willen, nicht zur Ehrenrettung jener gelegentlichen Jugendarbeit, denn ihr ist von unserm Verf. eher zu viel als zu wenig Ehre erwiesen worden. Der Verf. behauptet, die Ansicht des Unterzeichneten gehe dahin, dafs überall im Mittelalter, mit Ausnahme von Island, die Armenpflege eine blos kirchliche Einrichtung gewesen sei. Allein dies ist ein Mifsverständnifs. Der Unterzeichnete wollte nur darauf hindeuten, wie die Armenpflege im Mittelalter anderswo der Hauptsache nach als kirchliches, als kirchenrechtliches Institut hervortritt, so wie sie noch jetzt, neben dem Schulwesen, bei uns dem Kirchenrechte angehört, wenn auch in neuerer Zeit der polizeiliche Charakter dieser Anstalt immer mehr sich geltend macht: wie hingegen im hohen Norden das Armenwesen mehr eine unmittelbare Volkseinrichtung und der weltliche Arm weit mehr der in diesem Bereiche eigentlich wirksame blieb, wenn auch die Kirche und Geistlichkeit hier nebenher gleichfalls damit zu thun hatte. Der Verf. macht ferner S. 280 die Einwendung, der Unterzeichnete habe in dem Rechtssysteme der isländischen Republik bereits die Vorschrift angenommen, dafs wenn ein Nothleidender keine Ver-

randten hatte, er in der Gemeine rundgeführt ward, nd jeder Hauseigner verpflichtet war, ihm für eine ewisse Zeit Wohnung und Pflege zu geben. Allein olche Rundführung sei erst zur Zeit der norwegischen Herrschaft den Isländern vorgeschrieben worden. Wir rwidern darauf, dafs die Rundführung in der Gemeine nseres Erachtens, wie die Sachen liegen, zu der Verflegung durch die Verwandten dort immer in subsilium als praktisch nothwendiges Complement hat hinukommen müssen.

Wir schliefsen hier nicht ohne das Bedauern, auf nanches Einzelne in dem Werke gegenwärtig nicht iefer uns einlassen zu können, und mit dem hoffnungsvollen Wunsche, dafs es dem hochgeehrten Verf. an ler äufsern Ruhe und der innern Heiterkeit auch fernerhin nicht fehlen möge, die dazu gehört, um sein ruhmvolles Werk, dessen zwei erste Bände wir in dem Vorstehenden angezeigt und unpartheiisch beurtheilt haben, mit den beiden noch folgenden Bänden ununterbrochen vollenden zu können. —

A. L. J. Michelsen.

LIX.

Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältnifs zu dem einen auf Golgatha. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Von Ernst von Lasaulx, Prof. d. alt. Lit. und z. Z. Rector der Julius-Maximilians Universität zu Würzburg. Würzburg, 1841. bei Voigt und Möcker.

Der geistreiche und gelehrte Verfasser hat in einer Reihe von kleineren Abhandlungen das Verhältnifs des heidnischen Alterthums zum Christenthume nachzuweisen, und in den alten Mythen den Kern und Keim der christlichen Wahrheit aufzufinden gesucht: in den Mythen des classischen und übrigen Alterthums erkennt er eben sowohl die *Vestigien* als die *Carricaturen* der allgemeinen Offenbarung christlicher Wahrheit. Seine Abhandlung *de mortis dominatu in veteres* ist früher in diesen Blättern angezeigt worden. (Jahrg. 1836. I. S. 454). Später erschien „*das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona*," (Würzburg, 1840.) eine historische Untersuchung, an welcher sich zugleich der Begriff des *Orakels* selbst entwickelt, welches das Latente offenbaret und das Zukünftige als schon seiend voraussetzt. Sunt enim omnia, sagt Cicero, sed tempore absunt. In dieser vortrefflichen Abhandlung wurde zugleich der *phropketischen Träume* und der *weissagenden Kraft Sterbender* gedacht. Eine andere Abhandlung des Verfs. aus dem Anfange dieses Jahres behandelt die *Oedipus-Sage*. In Oedipus findet er den Repräsentanten des griechischen Volksgeistes in dem Bewufstsein seiner Schuld und seines Elends bis zur letzten Versöhnung. Darauf wird auch der Name gegen Sophokles (Oed. Tyr. 1036.) gedeutet: *οἴ δίπους*, Wehe Mensch, wozu zwei lateinische Verse aus Bertholds Predigten als Parallele dienen:

Vae mihi nascenti, vae nato, vae morienti:
Vae mihi, quod sine vae non vivit filius Evae.

Die Parallele wird noch stärker, wenn wir auf das Räthsel der Sphinx und dessen Lösung zurücksehen. Der *Mensch* ist das Wort des Räthsels: seine *Hinfälligkeit* ist die Klage des Räthsels.

Durch den Reichthum an Material und Gedanken, welchen diese Abhandlungen enthalten, wird der Leser ebensowohl belehrt als zu weiterer Entwickelung der Gedanken angeregt. Noch tiefer in den Text führt uns aber die vorliegende Abhandlung über die *Opfer*. „Vielleicht darf man sagen," so schreibt der Verf., „die erste Handlung des ursprünglichen Menschen sei ein *Gebet*, die erste Handlung des gefallenen ein *Opfer* gewesen." Das Opfer hat die Sünde zur Voraussetzung, Sühne zum Zwecke. Seiner Form nach ist es stellvertretend, indem es einmal durch Darbringung (offerre) des äufsern Lebens die mangelhafte Hingabe des inneren Willens zu integriren sucht, alsdann durch Opferung eines Gliedes dem mit demselben in wesentlicher Lebensgemeinschaft stehenden lebendigen Ganzen Heilung zu verschaffen trachtet, endlich aber auch das Heilmittel durch die anima vicaria eines Thierlebens, als *ἀντίψυχον*, zu ersetzen meint. So erklären sich die Selbstopferungen, die Menschen- und Thieropfer. Ueberall wird *Blut* vergossen, *Leben* geopfert, und dadurch ausgedrückt, dafs durch die Sünde das Leben, durch den Abfall von Gott das Geschenk Gottes verwirkt sei, und nur durch Sühne wiedergewonnen werden könne.

Die Wahrheit der durch alle heidnischen Völker sich hindurchziehenden Opfer ist das Schuldbewufstsein, die Sehnsucht nach Erlösung, das Bedürfnifs ei-

ner Genugthuung zum Behufe der Erlösung. Die Unwahrheit liegt nach ihrer Wurzel in dem Wahne, durch Krankes Krankes heilen zu wollen. Zur Heilung gehört *gesundes Blut*, und dafs dieses nicht in seinem Fürsichsein bleibt, sondern sich hingiebt und vergiefst, um das kranke Blut zu heilen, denn „im Blute ist des Leibes Leben." 3. Mos. 17, 11.

So lehrt der Verf. und hierdurch gewinnt er auf den Vorstufen des klassischen Alterthums den Uebergang zu der christlichen Vorstellung von der Satisfactio vicaria des Sohnes Gottes, als Menschensohnes, und zu dem höchsten Mysterium des christlichen Cultus in dem Genusse des für uns geopferten Leibes und Blutes Christi: wozu eine grauenhafte Karrikatur in den heidnischen Opfergebräuchen den Uebergang bildet.

Im Allgemeinen sucht aber der Verf. den Begriff des Opfers psychologisch und physiologisch zu entwickeln, um nachzuweisen, wie zur Wiederherstellung der gebrochenen Gemeinschaft des Menschen mit Gott die Menschwerdung des Gottes Sohnes, in welchem von Ewigkeit an sowohl zur Schöpfung, als zur Erlösung die Möglichkeit gesetzt war, erforderlich war, aber für sich allein nicht genügte, sondern als der Gipfel auch dieses gehörte, dafs der Menschensohn sein reines und gesundes Blut nicht für sich behielt, sondern für das ganze Geschlecht, in das er gliedlich sich eingeimpft hatte, dahingab.

Dies ist der kurze, dürre Auszug einer lebens- und saftreichen Schrift, der wir eine vorurtheilsfreie Aufnahme und allgemeinere Verbreitung wünschen möchten. Mehr und mehr mufs es doch zur Anerkennung kommen, dafs alle heidnische Weisheit und Religion der Vorzeit unbewufst auf Christum weiset. Wir fügen jetzt dem Auszuge nur wenige Bemerkungen hinzu.

Die erste Bemerkung beschränkt sich auf die Frage, warum der Vf. den Uebergang von den heidnischen Opfern abend- und morgenländischer Völker zu dem Opfer auf Golgatha nicht durch die *israelitischen* Opfer sich gebahnt hat? Wie die heidnische Welt den breiten Strom der Menschengeschichte bildet, so ist in dem israelitischen Volke ein reicher Strom im engeren Bette unter besonderer providenzieller Leitung gegeben. Finden wir schon in der heidnischen Mythologie so sprechende Vorzeichen, so ist die Typik des alten Testamentes desto einleuchtender nachzuweisen. Hier würde sich auch statt der heidnischen Karrikatur die wirkliche Protypik zum Genusse des Opfers auf Golgatha im Allerheiligsten des Tempels ergeben haben. —

Die zweite Bemerkung betrifft das innerste *Wesen* des Opfers Christi für die Menschheit, ohne dessen Erkenntnifs die *Wirksamkeit* desselben nicht zum begrifflichen Bewufstsein kommen kann. Der Verf. lehrt selbst, dafs zur Wirksamkeit des stellvertretenden Opfers zweierlei gehört: nämlich reines, gesundes Blut, um das unreine und ungesunde Blut zu heilen, und reiner Wille der Hingabe. Wie der Mensch dem organischen und geistigen Leben zumal angehört, wie er leiblich und geistig krank ist, so mufs auch das stellvertretende Opfer beiden Gebieten angehören. Zu einer weitern Ausführung der Satisfactionstheorie würde daher nichts so sehr erfordert werden, als dafs der organische und geistige Zusammenhang eines Gliedes der Menschheit mit dieser selbst und daraus der organische und geistige Einflufs des gesunden Gliedes auf die kranken, die Wirksamkeit seines Ein- und Austritts nachgewiesen würde. Dafs durch des ersten Menschen Sünde Sünde und Tod in die Menschheit gekommen, ist in organischer Beziehung, also physiologisch verständlicher, als in geistiger und moralischer Hinsicht, und zwar darum, weil der *Traducianismus* das physiologische Verständnifs vermittelt. Dafs durch eines Menschen Geburt und Tod die Erlösung für die Menschen bereitet ist, wenn sie sie annehmen, scheint umgekehrt in geistiger Beziehung verständlicher zu sein, als in organischer, weil der Gedanke selbst, — freilich nicht unserer, sondern der objective in der Geschichte thatsächlich erschienene Gedanke, — das moralische Verständnifs einer objectiven Erlösung vermittelt, welche schon vorausgesetzt ist, wenn die subjective Annahme derselben möglich sein soll. Es steht auch zu behaupten, dafs in der *blofs organischen* Sphäre eine Heilung kranken Blutes durch gesundes weder durch sein Dasein in seinem Fürsichsein, noch durch blofse Effusion, sondern nur durch thatsächliche Infusion des vergossenen Blutes bewirkt werden könnte. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniſs zu dem einen auf Golgatha. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Von Ernst von Lasaulx.

(Schluſs.)

Der Einfluſs Adam's auf die Menschen gehört zunächst selbst der Natürlichkeit an, darum läſst er sich auch, so wie nicht minder der Einfluſs dieser Natürlichkeit auf den Geist im Menschen, auf natürlichem Wege und vom natürlichen Boden aus aufwärts erklären. Umgekehrt gehört der Einfluſs Christi auf die Menschen dem übernatürlichen Gebiete an: er kommt von Oben: darum wird auch die Erklärung diesen Weg von dem Geiste zu dem organischen Leben abwärts nehmen müssen. Hiermit stellt sich die Aufgabe, um die es sich handelt, näher dahin, daſs es nicht allein auf den organischen Zusammenhang des Gliedes mit seinem Ganzen, sondern auch auf den flüssigen Zusammenhang der organischen und geistigen Seite in dem Ganzen der Menschheit ankommt. Diese Aufgabe versetzt uns unabänderlich in das Gebiet der *Mystik*, deren Berechtigung und Wahrheit sich auf diesem Wege selbst entwickeln muſs.

Auf diesen Weg weiterer Forschung weist uns der Verf. selbst, wenn er sagt: „Auch ist es mit „bloſser Sühne der Sünde nicht genug, wenn nicht „zugleich dem Sünder ein neuer reiner Willensgrund „gegeben wird. Denn jene πρώταρχος ἄτη hat nicht „nur das ursprüngliche Verhältniſs des menschlichen „Willens zu dem göttlichen gestört, sondern damit „nothwendig auch den normalen Zustand des ganzen „Menschen, seiner intellektuellen wie seiner physischen „Kräfte alienirt. — — — Betrachten wir die Menschheit als einen groſsen Organismus, in welchem sich „ein krankhaftes Leben erzeugt und alle Theile des„selben durchdrungen hat, sowohl die Intelligenz als „den Willen, als den Körper selbst. Offenbar kann „diese krankhafte Affection nur dadurch gehoben wer„den, daſs dem kranken Organismus ein neues *ur„sprüngliches* Leben eingepflanzt wird, was vermöge „seiner innern Kraft fortwächst und sich das ihm Ent„fremdete, aber ursprünglich Gleichartige dynamisch „assimilirt."

Die *Nothwendigkeit* einer solchen Veredelung des wilden Stammes durch ein neues Reis und neuen Saft liegt hiermit zu Tage: die *Wirklichkeit* und *Wirksamkeit* dieser That des Geistes ist geschichtlich und erfahrungsmäſsig bezeuget: es käme bloſs darauf an, die *Modalität* und *Qualität* dieses Prozesses, mittelst dessen der neue Lebenssaft sich entäuſsert und dem Ganzen zu neuer Entwickelung sakramentalisch sich mittheilt, für die organische und geistige Sphäre des Menschengeschlechts näher zu bestimmen.

Die Lösung dieser Fragen wird, ohne daſs davon die im Glauben zuvor erlangte Ueberzeugung abhängig würde, von jedem neuen Standpunkte aus eine neue, unabweisliche Aufgabe, deren weitere Ausführung wir uns von dem Herrn Verfasser auf dem betretenen Wege versprechen dürfen. Grade auf dem von dem Vf. betretenen geschichtlichen Wege würde sich auch in dieser Sphäre als Anknüpfungs- und Vermittelungsmoment ein *Traducianismus* zeigen, ohne welchen namentlich das auserwählte Volk Israel, als Träger desselben, seine Bedeutung verlieren würde. Wie das natürliche *Leben*, so traducirt sich auch durch die ganze Geschichte der Menschen einmal in dem allgemeinen Lebensstrome des Ethnicismus, einmal in dem davon ausgesonderten Flusse Jordan, — erst die *Verheiſsung*, welche nicht bloſs ein Versprechen, sondern zugleich der Anfang der Erfüllung war, — est enim, qui tempore abest — und seit der Erfüllung in der Zeit die Thatsache derselben, als die vollbrachte *Erlösung* selbst: aber — es muſs geistlich

gerichtet sein: der *Geist* aber kommt von Oben. Insofern beginnt mit jedem Menschen — so lehrt auch der *Kreatianismus* — eine neue Schöpfung von Oben im unten fortgepflanzten — traducirten — Fleischesleben und eine neue Erlösung, beides durch Denselbigen, welcher gestorben und auferstanden, gekreutziget und erhöhet ist. C. F. Goeschel.

LX.

Cursus der Institutionen. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Einleitung in die Rechtswissenschaft und Geschichte des Rechts bei dem römischen Volk. Von Georg Friedrich Puchta. Leipzig*, 1841. *Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. XVI u.* 720 S. 8.

Das Werk, dessen erste Hälfte hier angezeigt wird, umfafst in vier Abschnitten: eine encyclopädische Einleitung in die Rechtswissenschaft, die Geschichte des Rechts bei den Römern, die Geschichte des römischen Civilprocesses, endlich das System und die Geschichte des römischen Privatrechts, kurz Alles, was unter dem herkömmlichen Namen der Institutionen, im weitesten Sinne das Worts, verstanden zu werden pflegt.

Ohne sich dem Dienste des academischen Unterrichts ausschliefslich hinzugeben, soll es für das Studium des Rechts eine Beihülfe und Ergänzung gewähren. Dieser Bestimmung gemäfs tritt es für Lehrer und Studirende der mündlichen Lehre als schriftliche zur Seite, jener ein Mafs gestattend, welches die Anhäufung des Stoffs und der Lehrgegenstände immer mehr zu verdrängen droht. Es bietet aber auch praktischen Juristen und Gelehrten anderer Fächer, welche einer Darstellung des reinen römischen Rechts zu folgen durch Neigung oder Beruf getrieben werden, ein Mittel an, durch Selbstunterricht Kenntnisse zu erwerben, oder nachzuholen, zu denen der gewöhnliche Weg des Universitätsstudiums ihnen nicht mehr geöffnet ist. Dafs ein Buch von dieser Bestimmung den Gelehrten desselben Fachs, denen die Gegenstände, welche es behandelt, geläufig sind, durch Darstellung und Anregung wichtig werden kann, liegt zu sehr auf der Hand, um näherer Begründung zu bedürfen.

In diesen Zwecken liegt zugleich die Verschiedenheit der gegenwärtigen von den kürzern Schriften, welche der Verf. früher unter gleichen oder ähnlichen Namen zur Einleitung in das Rechtsstudium abgefafst hat. Durch sie wird überhaupt das vorliegende Werk über die Region der, dem Universitätsunterricht unmittelbar gewidmeten Litteratur hinaus in den Rang der umfassendern Unternehmungen unserer Tage emporgehoben, welche auch die Rechtswissenschaft dem gröfsern Kreise der Gebildeten in einer Form vorzuführen begonnen haben, die von der trockenen Strenge der Schule und von der Breite einer flachen Popularität gleich weit entfernt bleibt.

Puchta's Name, die Richtung seiner Studien auf alle jene Seiten der Wissenschaft, welche das gegenwärtige Werk berührt, der anerkannte Werth seiner frühern Leistungen auf diesen und verwandten Gebieten, berechtigen, der Schwierigkeit so mannigfaltiger Zwecken zu genügen ungeachtet, zu ungewöhnlichen Ansprüchen. Wer indefs jene älteren Arbeiten mit der gegenwärtigen zusammenhält, wird den Fortschritt nicht verkennen und die Erwartungen, welche dort erregt wurden, hier erfüllt, ja übertroffen finden. Eine Zergliederung, soweit der Raum sie gestattet, wird dieses vorläufige Urtheil bestätigen.

Das erste Buch, Encyklopädie überschrieben und etwa den siebenten Theil dieses Bandes füllend, enthält in fünf Kapiteln die philosophische Grundlage der Jurisprudenz nebst den allgemeinen Lehren von der Entstehung, dem Gebiet, der innern Vollendung und der Wissenschaft des Rechts.

Die Festigkeit, mit welcher die einzelnen Theile dieser Vorhalle zu einem harmonischen Ganzen verbunden sind, erschwert zwar das Herausheben derselben zum Behuf abgesonderter Betrachtung. Dennoch ist diese Operation auch bei ihr nothwendig, um die Partieen wenigstens andeuten zu können, welche unter der Behandlung des Verfs. eine neue Gestalt vorzugsweise gewonnen haben.

In diesem Sinne glauben wir auf mehrere unter diesen allgemeinen Grundlehren speciell hinweisen zu müssen: auf die Auffassung des Verhältnisses zwischen Recht und Moral, die Entfaltung des Rechtsbegriffs in der Geschichte, die Entstehung und Erkenntnifsmittel des Rechts, die abnormen und normalen Einflüsse des Privatrechts und öffentlichen Rechts auf einander, die Verfassungen alter und neuerer Zeit, vor allen auf den Schlufsabschnitt, der unter der Ueberschrift „Wissenschaft des Rechts" die wichtigen

legensätze der Philosophie und Jurisprudenz, des ystems und der Geschichte, der äufsern und innern echtsgeschichte, der fremden und nationalen Ele- ente in unserm Rechtszustande zusammenfafst. Die ine Behandlung dieser bedeutungsvollen Fragen mag en Lesern der gegenwärtigen Anzeige an einer ein- lnen, welche wenigstens theilweise hervorzuheben ir uns nicht versagen können, unmittelbar entge- ntreten.

„Die Philosophie des Rechts" sagt der Verf., nach- m er die herkömmlichen Auffassungen des Verhält- sses zwischen Philosophie und Rechtswissenschaft würdigt hat, „soll seinen Anfang und seinen Fort- ng durch die Geschichte der Menschheit bis zu sei- r letzten Vollendung zu erforschen suchen. Der hre Philosoph ist ein Seher, der in eine Vergan- nheit blickt, die dem Historiker entschwunden, der eine Zukunft schaut, die uns verhüllt ist und der durch für das, was dazwischen liegt, eine höhere sicht gewinnt. So thut sich der Philosophie ein ermefsliches Feld der Wirklichkeit auf, in welchem ihre Kräfte zu versuchen hat, statt sich das Un- rkliche zur Behandlung auszusuchen und sich selbst, erste aller Wissenschaften, herabzuwürdigen. Es ein schnöder Raub an der Philosophie, wenn man das Positive entzieht, dagegen wird heutzutage Erinnerung nicht überflüssig sein, dafs man das irkliche nicht mit dem Gegenwärtigen verwechseln rfe. Die Gegenwart mufs ihr als ein vorüberziehen- Moment erscheinen, den sie nicht festhalten, in sie sich nicht versenken darf, ohne sich zu ver- en; sie mag mit jenem Faust sprechen: Werd' ich n Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so ön! dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann ich gern zu Grunde gehn."

Eine andere unter diesen allgemeinen Lehren he- wir hervor, weil sie uns einen Zweifel gelassen, meinen die Art, wie der Verf. das System fafst, danach das Gebiet des Rechts abgränzt und ein- ilt. Vor Allem unterscheidet er die Macht, wel- der Person über einen Gegenstand gegeben ist, den einzelnen Befugnissen, worin ein solches Recht zerlegen läfst und hinwiederum von den organi- en Complexen, zu denen sich die Rechte in der irklichkeit sammeln und die man Rechtsverhältnisse nt. Die Rechtsverhältnisse sind jedoch nur inner- halb einer bestimmten Gränze einer bestimmten Auffas- sung und eines Systems fähig. Jenseits derselben verlieren sie sich in die zufälligen und unendlichen Gestaltungen des lebendigen Verkehrs, bei denen das Geschäft des Juristen darin besteht, die Rechte zu sondern und zu entwirren. Jene Grenze findet der Verf. in den Verschiedenheiten der Menschen, welche die Persönlichkeit selbst afficiren. Die Persönlichkeit des Menschen und mit ihr seine Rechtsverhältnisse sind aber verschieden, jenachdem er als Einzelner oder als Glied der organischen Verbindungen der Familie, des Volks und der Kirche gedacht wird. Nach diesen Standpuncten scheidet sich das Recht in Privatrecht (Vermögens- und Familienrecht), öffentliches Recht, Kirchenrecht. Innerhalb dieser Rechtstheile tritt das System der Rechte ein, in welchem also das System der Rechtsverhältnisse seinen Schlufs findet. Das Sy- stem der Rechte beruht aber nicht, wie das der Rechts- verhältnisse auf der Stellung, sondern auf der Thätig- keit der Person als solcher, vermöge welcher eine Unterwerfung von Gegenständen unter ihre Herrschaft eintritt, deren Resultat eben das Recht ist. Nach die- sen Gegenständen sind alle Rechte, die uns zustehen können, entweder Rechte an Sachen, oder an Hand- lungen, oder an Personen. Im Privatrechte ist das System der Rechte am vollständigsten ausgebildet. Es beschränkt sich jedoch keineswegs auf dieses, auch im öffentlichen Recht finden sich alle jene Classen von Rechten. Die Befugnisse aber, aus denen ein solches Recht besteht, erhalten erst durch dieses ihre Bestimmung und haben für sich gar keinen genau er- kennbaren Charakter, dieselben Befugnisse können als Inhalt sehr verschiedener Rechte vorkommen und es ist ein tadelnswerthes Verfahren, die Rechte in ihre Befugnisse zu zersplittern und darüber den Begriff der Rechte selber hintanzusetzen.

Diesen Grundansichten gemäfs, erwartet man eine Ausführung des Rechtssystems, in welcher den, durch die Stellung der Person bestimmten Rechtstheilen die durch die Thätigkeit der Person begründeten Rechte und diesen wiederum die Befugnisse untergeordnet sind; ein System der Rechtsverhältnisse, welches durch die Rechte hindurchgehend in den Befugnissen seine äu- fserste Spitze findet.

In der That hat der Verf. zwar die Befugnisse den Rechten, nicht aber den Rechtsverhältnissen die

Rechte untergeordnet, sondern beide letztern neben einander gestellt und statt eines einfachen ein doppeltes, ein System der Rechtsverhältnisse und ein System der Rechte unterschieden: und eben dieses Verfahren ist es, von dessen Folgerichtigkeit wir uns nicht überzeugen können.

Der Verf. selbst erkennt an, dafs die Persönlichkeit des Menschen auf seiner Stellung beruht und nach dieser Privat- öffentliche kirchliche Persönlichkeit ist (S. 80). Sie hätte demnach, so scheint es, im System der Rechtsverhältnisse, und zwar, da sie sich auf alle Rechtstheile gemeinschaftlich bezieht, als Grundlage des Ganzen im Anfange ihre Stelle finden müssen. Sie erhält dieselbe aber erst im System der Rechte, wo sie theils als Recht der Persönlichkeit, theils als Recht an der eigenen Person anerkannt wird (S. 79. 88). Ferner: die Familienverhältnisse sind Folgen einer organischen Verbindung, in welche die Person tritt (S. 54) und heruhen also ebenfalls auf einer Stellung der Person. Dieser Natur gemäfs werden sie im System der Rechtsverhältnisse, im Uebergang vom Privatrecht zum öffentlichen, sehr befriedigend dargestellt. Dennoch kommen sie noch einmal im System der Rechte zwischen den Sachenrechten und Obligationen vor, deren Wesen rein privatrechtlich und lautere Unterwerfung ist. Umgekehrt endlich beruhen die Vermögensrechte auf der Thätigkeit der Person, auf einer Unterwerfung der Sache oder Handlung, und gehören demnach dem System der Rechte an. Dennoch werden sie auch im System der Rechtsverhältnisse abgehandelt. — Wir verhehlen uns bei diesen Einwendungen die Möglichkeit nicht, dafs wir den Verf. mifsverstanden haben. In diesem Fall glauben wir jedoch behaupten zu dürfen, dafs die Vereinfachung des Systems durch gröfsere Deutlichkeit den Zwecken des Werkes mehr entsprochen hätte.

Zum zweiten Buch, der Geschichte des Rechts bei dem römischen Volk übergehend, finden wir im Ganzen die Form gebraucht, die Erzählung der Verfassungsänderungen auf gewissen Ruhepuncten durch Einflechtung der Geschichte des Rechts und der Rechtsquellen zu unterbrechen. Am Ende der freien Republik, nach dem Untergange des Alterthums unter Diocletian, auf die Darstellung der constantinischen Einrichtungen, folgt jedesmal eine Entwicklung der Rechtsquellen, in äufserm Umfang, wenigstens in den beiden letzten Perioden, die Verfassungsgeschichte um das Dreifache überbietend. Für die früheren Zustände ist die Verbindung noch inniger. Bei den Quellen der ältesten Geschichte sind aus die Königsgesetze gleich mit erwähnt, die zwölf Tafeln werden in die Erzählung der Verfassungskämpfe hineingezogen, mit dem Recht der Magistrate und Auspicien ist das ius honorarium, mit dem Fecial- und Recuperatorenrecht das ius gentium eingeleitet. Dessen ungeachtet werden wir der leichtern Uebersicht wegen Verfassung und Rechtsgeschichte zu trennen haben.

In dem blos einleitenden Verhältnifs, welches den öffentlichen Recht angewiesen ist, erscheint der antike Staat nicht als Product, sondern als Sitz der Rechtserzeugung. Bei einer solchen Stellung der Verfassungsgeschichte erwartet man auf diesem Gebiete kaum neue Untersuchungen. Dennoch zeigt schon die Behandlung der ältesten Zustände den selbstständigen Charakter, welchen die Forschungen des Verfs. auch hier nicht verleugnen. Zwar liegt es ihm fern, Niebuhrs Verdienste auf irgend einen einzelnen Punkt beschränken zu wollen, er erkennt die Bedeutung dieser colossalen Kritik in ihrer wahren Allgemeinheit an, er nimmt die Divinationen des römischen Geschichtschreibers nicht selten sogar dem klaren Inhalt urkundlicher Ueberlieferung gegenüber in Schutz, und läfst eher die ältesten Sacra der Gentes öffentlich oder das Connubium aller Frauen aufser der Gens verboten sein und das unvermeidliche Aussterben durch Arrogationen verhütet werden, als dafs er die Identität der Decurien und Geschlechter, mit ihr die Zahl und politische Bedeutung der letztern aufgäbe. Aber eben so entfernt ist er davon, der Autorität des Historikers das eigene freie Urtheil zum Opfer zu bringen und indem er so die Einseitigkeiten der Epigonen aller Farben mit gesundem Sinn und sicherm Takt zu vermeiden weifs, gelingt es ihm zugleich, auch über ihre Leistungen sich ein eben so unbefangenes als treffendes Urtheil zu bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

ursus der Institutionen. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Einleitung in die Rechtswissenschaft und Geschichte des Rechts bei dem römischen Volk. Von Georg Friedr. Puchta.*

(Fortsetzung.)

Nur einmal glauben wir in dieser Region auch en Verf. seiner Zeit den Tribut entrichten zu sehen. rren wir nicht, so ist dieses in der Darstellung es ältesten Rechts der Fall. Seit Niebuhr's Sonde- ung der Grundbestandtheile des Volks ist es üblich eworden, auch im Recht eine ähnliche Auflösung in eine Urelemente zu versuchen. Nicht genug, dafs nan, nach sichern historischen Zeugnissen, das plebeische von dem patrizischen sondert, man sucht in das atrizische Element noch tiefer einzudringen, indem nan es wenigstens auf seine ramnischen und quiritischen Grundprincipien zurückführt, — denn der etruskische Bestandtheil scheint neuerdings in demselben Mafs in den Hintergrund zu treten, in welchem er früher als der vorherrschende behandelt wurde. Dieser Weise sich anschliefsend, bestimmt der Verf. den Einflufs der alten Tribus auf die Bildung des Rechts dahin, dafs er dem römischen Volksstamm die Thätigkeit nach aufsen beilegt, die innere Ordnung dagegen aus dem sabinischen ableitet, der alten Sage getreu, in welcher das sabinische Element als das weibliche erscheint. Dem Rechtsbewufstsein der Ramnes, sagt er, gehört das rein politische Princip, nach dessen lauterer Consequenz der Einzelne im Ganzen aufgegangen wäre. Durch das quiritische Recht wird es modificirt und dadurch der Weg zu einem zunächst freilich von dem öffentlichen durchaus beherrschten Privatrecht gebahnt. Als die Form, welche dieses quiritische Privatrecht annimmt, um in ihr ein gegen die absorbirende Macht des ius publicum populi Romani gesichertes, obwohl untergeordnetes Dasein zu führen, ist das ius sacrum zu betrachten. Seine vollständige Entwickelung erhielt das ius Quiritium erst in der Plebs, durch deren Aufnahme die Voraussetzung dieser Entwickelung, der Begriff einer Privatperson, gegeben war. Von nun an begann das Privatrecht in seiner Reinheit sich zu entfalten, das ius sacrum aber sich von ihm ab in das öffentliche zurückzuziehen. Das ius Quiritium ist daher jetzt das reine von dem öffentlichen abgeschiedene Privatrecht. Als durch das Uebergewicht des quiritischen Elements über das ramnische der Gegensatz im Innern des römischen Volks erloschen war, verschwand allmälig auch der ältere Ausdruck und das eigenthümlich römische Privatrecht wurde nun als ius civile den Rechten anderer Völker gegenüber gestellt.

Von dieser allgemeinen Auffassung wird nun auch die der einzelnen Rechtsverhältnisse getragen. Die politische Familie war mit dem römischen Wort Gens bezeichnet. Für das, was unter ihr begriffen war, trat das quiritische Recht ein, der Name für die privatrechtliche, familia, gehört dem sabinischen Bestandtheil der Sprache an. Der ältesten Richtung des römischen Volks entspricht es ferner, dafs der Staat fortdauernd als Eigenthümer angesehen, dem Einzelnen nur die Ausübung des Staatseigenthums überlassen wird. Sogar an den beweglichen Gütern gab es nach dem ramnischen Princip kein Privateigenthum. Das Erz fand seine vornehmste Anwendung bei der Bewaffnung, als Kriegsmaterial. Auf diesen öffentlichen Charakter bezieht sich seine Bezeichnung durch aes. Dafs man im Voraus Stücke oder Barren abwog, stammt aus dem quiritischen Princip her: pecunia ist der privatrechtliche Ausdruck für Geld, wobei das mit dem Landbau verknüpfte Vieh als Basis des Werths gedacht ist. Die übrige bewegliche Habe hatte ebenfalls eine ursprünglich kriegerische Beziehung. Durch das Aufkommen des friedlichen Gewerbes des Acker-

baus neben dem Kriegshandwerk trat dieselbe jedoch aus dem Bewufstsein zurück und selbst die Ansicht, dafs das Eigenthum vom Staat an die Einzelnen komme, verlor sich bis auf diejenigen Sachen, welche vorzugsweise Gegenstände der Beute, res mancipii, waren, wo sich in der Veräufserungsform, der Mancipation, bei welcher die Zeugen das Volk vorstellen, ihr Andenken erhalten hat.

Ohne die Einheit und den Zusammenhang zu verkennen, welche diese geistreiche Combination in das älteste Recht bringt, können wir folgende Bedenken nicht unterdrücken. Der Verf. erkennt an, dafs es für die aufgestellte Genealogie der Begriffe des öffentlichen, geistlichen und Privatrechts keine eigentliche Beweisführung giebt. Denn Rückschlüsse aus spätern Einrichtungen latinischer und sabinischer Völker hat er selbst mit streng historischer Kritik als trüglich verworfen. Die Ableitung rechtlicher Institute von den ältesten Königen gehört der römischen Religion an, welche, wie der Verf. treffend bemerkt, ein umgekehrter Euhemerismus, ihre Lehren zu geschichtlichen Begebenheiten, ihre Götter zu ihren Königen erhebt. Den Ausdruck ius Quiritium finden wir in keiner geschichtlich sichern Urkunde, von den publilischen Rogationen bis zu Alexander Sever's Anrede an sein Heer, für das Recht der Sabiner von Cures, sondern nur für das Recht aller Quiriten gebraucht. Eben so verhält es sich mit den Beweisen für die einzelnen aus den allgemeinen Principien abgeleiteten Folgerungen. Der sabinische Ursprung des oskischen Worts familia ist nicht ausdrücklich beglaubigt und wollte man auch die allgemeine Verwandtschaft beider Sprachen als Beweis dieses Ursprungs gelten lassen, so würde aus der sprachlichen Verschiedenheit von gens und familia noch keine sachliche folgen. Wenn dem Verf. ferner Niebuhr's Ansicht, dafs die Patrizier kein Grundeigenthum hatten, für diese älteste Zeit eine Grundwahrheit zu sein scheint, so stehen ihm die romulischen Heredien, deren hundert eine Centurie bilden, entgegen. Zwar sucht er sich derselben durch Beziehung auf die Plebs zu entledigen. Damit stimmt aber nicht, dafs er die persönlichen Centurien, die Mannschaften von hundert Mann mit der Geschlechterverfassung in Verbindung bringt. Aufserdem kann der ursprüngliche plebejische Acker nicht assignirter, sondern nur zurückgegebener gewesen sein, die ältesten plebejischen Assignationen aber ruhen auf einem andern Zahlensystem, indem sie nicht wie die romulischen Heredien in Mafsen von zwei sondern von sieben Jugern verliehen wurden. Wenn endlich der Verf. umgekehrt die spätere Mancipationsform dem altpatrizischen Rechtssystem vindicirt, so zieht er eine Rechtsform in das älteste Recht hinauf, die doch einem spätern Stadium der Verfassungsgeschichte angehört. Denn nicht die Abtheilungen des alten Populus, sondern die Servianischen Classen sind es, auf welche die fünf Mancipationszeugen zurückweisen. Auch erkennt dies der Verf. in der That an, insofern er die in Mancipation verwandten Geschäfte des Nexum und der Emancipation in das plebejische Recht aufnimmt. Man könnte sagen: wenn auch die Form sich nach der Servianischen Verfassung gemodelt habe, so seien doch die Gegenstände des öffentlichen Verkaufs aus dem alten Recht der Kriegsbeute abzuleiten. Aber auch Geld, Waffen, Gefäfse, kurz Erz aller Art wurde erbeutet, auch Heerden kleinen Vieh's wurden vorgetrieben, und doch waren diese Dinge nec mancipi. In der proculianischen Ansicht, nach welcher Füllen und Kälber durch blofse Tradition veräufsert werden, sieht der Verf. zwar eine Neuerung, entstanden aus der Richtung, die Wirksamkeit der natürlichen Erwerbarten zu erweitern. Würde aber nicht in der Aufnahme der iura praediorum rusticorum, die doch schwer auf eine ursprüngliche Eroberung dieser Servituten zurückzuführen sein wird, der Beweis liegen, dafs, selbst die Richtigkeit des Beuteprincips für die res mancipi vorausgesetzt, die Neuerungen eher in der entgegengesetzten Richtung Statt gefunden haben?

Indem wir nun diese Bedenken gegen die Auffassung des altpatrizischen und plebejischen Rechtselements aussprechen, wünschen wir nicht, so verstanden zu werden, als ob wir diesen Abschnitt des Werks ausgeschieden oder auch nur wesentlich anders angelegt wünschten. Wir meinen vielmehr nur, dafs der hypothetische Charakter desselben in der Darstellung mehr bemerklich gemacht, der Gegensatz gegen den hellen Tag entschieden historischer Zustände bestimmter hätte hervorgehoben werden sollen.

Mit dem Anbruch dieses Tages häufen sich die geschichtlichen Thatsachen, welche der Verf. unsern Blicken vorüberführt, so sehr, dafs wir Gefahr laufen würden, Statt einer Anzeige eine zweite Verfassungs-

eschichte zu schreiben, wenn wir uns nicht auf das Hervorragendste beschränken wollten.

Wir rechnen dahin vor Allem die Grundlage des epublikanischen Staatsrechts, die Servianischen Einichtungen, sowohl in ihrer ursprünglichen Bedeutung, ls ihrer Veränderung im fünften Jahrhundert, Abchnitte, welche durch anschauliche Darstellung des nerkannt Sichern, durch Sichtung des in den neusten Untersuchungen Hervorgearbeiteten und durch eine Fülle eigener Gedanken in hohem Grade anziehend nd belehrend für uns gewesen sind.

Auch über die licinischen Rogationen verbreitet er Verf. ein neues Licht, indem er die Gefahr hervorhebt, welche für die politische Stellung der durch ie gallische Eroberung verarmten Plebs entstehen mufste, wenn reiche Patrizier das plebejische Grundigenthum zusammenkaufen durften. Indem er jedoch ie Beziehung des licinischen Ackermafses auf das Prieteigenthum aufser Zweifel setzt, scheint er uns auf er andern Seite zu weit zu gehen, wenn er gegen ehr bestimmte Zeugnisse der Quellen und im vollkommenen Gegensatz mit Niebuhr die gleiche Beschränung der Possessionen am Gemeinland geradezu in Abrede stellt. Der erste Grund, dafs es im öffentlichen Interesse gelegen habe, den Besitz nicht zu beschränken, weil eine Vertheilung in kleine Parzellen die censorische Verpachtung und die Beitreibung des Vectigal zu sehr erschwert hätte, enthält die Voraussetzung, dafs der Erwerb des Besitzes auf einer Verpachtung der öffentlichen Ländereien selbst zu vererblichem Recht gegen eine Abgabe an das Aerar beruht habe. Der Besitz wurde aber, wie der Verf. S. 130 richtig bemerkt, durch Concession des Staats und Occupation des Besitzers, gleichsam eine Wiederholung der Eroberung im Einzelnen, erworben. Die Verpachtung bezog sich bei den zum Besitz ausgethanen öffentlichen Ländereien auf die Erhebung der Abgabe, so dafs die Beitreibung gar nicht Sache der Censoren war, welche vielmehr blos mit den Publicanen, nicht mit den Besitzern in Berührung kamen. Der zweite Grund, welchen der Verf. anführt, es sei das Interesse der angesehenen Plebejer selbst gewesen, für Possessionen, von deren Erwerbung die Plebität längst nicht mehr ausschlofs, kein Mafs vorgeschrieben zu sehen, würde gegen jede Beschränkung dieser Art, auch gegen das Mafs des Privateigenthums geltend gemacht werden können.

Aus den mittlern Jahrhunderten der Republik wollen wir nur die Erörterungen über die Municipien, die Bildung des dritten Standes mit ihren Folgen und das Recht der latinischen Colonien hervorheben, bei welcher Gelegenheit den berühmten Stellen des Gaius und Cicero, aus denen man ein minus Latium und die spätere Latinität abgeleitet hat, eine eben so originelle als befriedigende Behandlung zu Theil wird.

Kürzer ist die Darstellung des Verfalls der Republik und der Verfassung der Kaiserzeit gehalten und doch sind auch hier die Abschnitte über Municipalverfassung und italisches Recht reich an wichtigen Aufschlüssen. In beiden durfte der Verf. freilich auf treffliche eigene und fremde Vorarbeiten fufsen. Wie aber diese frühern Untersuchungen erst dadurch einen Abschlufs und ihren vollen Zusammenhang erhalten, dafs sämmtliche Beschränkungen der Municipaljurisdiction auf Cäsar's Städteordnung, die Lex Julia municipalis zurückgeführt werden, so gebührt dem Verf. auch das Verdienst, die Lehre vom italischen Recht aus der Verwirrung errettet zu haben, die in neuster Zeit über dieselbe hereinzubrechen drohte.

Wir wenden uns indefs zur eigentlichen Rechtsgeschichte, die, ungeachtet der für die Verfassung gewonnenen bedeutenden Resultate, unserer Ansicht nach als die wichtigste und glänzendste Seite des zweiten Buchs zu betrachten ist.

Schon den Königsgesetzen ist eine sorgfältige Untersuchung gewidmet. Sie überrascht durch einige interessante Combinationen, welche die apokryphische Papirische Sammlung mit den Rechtsbüchern des fünften und sechsten Jahrhunderts, die Terenzische Entdeckung der Bücher des Numa mit der bacchanalischen Verschwörung in Verbindung setzen und dadurch eine neue Ansicht von Thatsachen geben, welche durch eine Ueberzahl von Discussionen längst vollständig erschöpft scheinen könnten.

Die Rechtsgeschichte der Republik bringt der Verf. unter den Gesichtspunkt, dafs er zuerst das individuelle Element im römischen Recht hervorhebt, die einzelnen Quellen des ius civile: Volks- und Senatsschlüsse, Auctorität der Juristen und obrigkeitliche Edicte durchgeht, dann den zweiten allgemeinen Factor

und Jura die einzigen noch übrigen Rechtsquellen bilden.

Ueber die Auctorität der Juristen hatten auch wir, besonders nach Gaius I, 7., in Uebereinstimmung mit der herrschenden Meinung bisher angenommen, dafs nur die Responsa autorisirter Juristen für den Richter Gesetzeskraft hatten, den Schriften der Juristen aber nur eine allgemeine unbestimmte Auctorität zustand, bis mit dem wissenschaftlichen Leben des Rechts überhaupt die privilegirten Gutachten aufhörten und der Einflufs der in den Büchern fortlebenden Vergangenheit, den Valentinian's Citirgesetz rechtlich anerkannte und auf eine enge Auswahl beschränkte, an ihre Stelle trat. Durch die sorgfältige Erörterung, welche der Verf. diesem Punkte gewidmet hat, zu nochmaliger Erwägung aller Gründe und Gegengründe aufgefordert, fühlen wir uns gedrungen, die von ihm vertretene Ansicht gegenwärtig als die in sich und mit der ganzen Staatsverfassung der ersten Kaiserzeit zusammenhängendere, und deshalb richtigere anzuerkennen. Alles reducirt sich nach ihr einfach auf die Unterscheidung zweier Klassen von Juristen, der iuris auctores, welche das ius respondendi vom Princeps erhalten hatten, und der übrigen, welche dieser Auszeichnung noch nicht gewürdigt waren. Was von jenen, an das kaiserliche Interesse enger geknüpften Juristen ausging, hatte gesetzliche Auctorität oder legis vicem, wenn es auch nur in Schriften niedergelegt war; was von diesen herrührte, besafs auch in der Gestalt eines motivirten Gutachtens, nur die Kraft einer einfachen Privatmeinung. Es ist mithin die kaiserliche Vollmacht, nicht die Form, welche die Gesetzeskraft des Ausspruchs bedingt, und wenn Gaius nichts desto weniger den Ausdruck responsa für die gesetzlich anerkannte juristische Thätigkeit gebraucht, so geschieht dieses nur, weil jene Wirksamkeit der Juristen die älteste und vornehmste war, und neben ihr der Einflufs der Schriften erst nach und nach mächtig geworden ist. Erst später, als der Umfang dieser Litteratur so sehr gewachsen war, dafs man dieselbe auch äufserlich nicht mehr zu beherrschen vermochte, fing man an, auch die Auctorität der privilegirten Juristen zu beschränken. Die Kaiser hörten auf, das ius respondendi ferner zu ertheilen, die Praxis fing an, sich auf die beim Rechtsunterricht gangbaren Werke von Gaius, Ulpian und Paullus, Papinian zu beschränken, zu denen nur Modestin, als der Gegenwart am nächsten stehend, hinzukam, für die Controversen erfand das Citirgesetz eine zwar mechanische, aber einfache und zeitgemäfse Behandlung. Früher hatte der Richter hier freie Wahl gehabt, er hatte der Meinung eines autorisirten Juristen folgen können, auch wenn sie in der Minorität war, jetzt sollen die Stimmen gezählt werden, bei Stimmengleichheit Papinian den Ausschlag geben, erst, wenn auch dieser schweigt, soll der Richter entscheiden dürfen. Bei dieser Stimmenzählung werden alle autorisirten Juristen mitgerechnet. Ob ein Schriftsteller stimmfähig ist, wird nach dem Umstande beurtheilt, ob er von den neusten und berühmtesten unter den recipirten Juristen als Auctorität angeführt wird oder nicht. Durch diese Vorschrift wurden alle Schriftsteller nach Modestin und alle ältern nicht autorisirten ausgeschlossen. Selbst Gaius würde durch jenes Kennzeichen beseitigt sein, denn er war kein iuris auctor, sondern ein juristischer Lehrer, allein seine Schriften wurden, wenn auch von den recipirten Juristen nicht als Auctorität citirt, doch in der *Praxis* vielfach benutzt und aus Rücksicht auf diesen *Umstand* legte ihnen das Citirgesetz nachträglich Gesetzeskraft bei.

Das Wesentliche dieser Auffassung des Citirgesetzes hatte der Verf. schon in einer frühern Abhandlung niedergelegt. Nur ein Nebenpunkt ist geändert: die Vergleichung der Codices wird nicht mehr auf die Citate unter sich, sondern mit den Büchern der Citirenden bezogen. Hinzugekommen ist dagegen ein Argument aus dem Promulgationspatent der Digesten, in welchem Justinian erklärt, er habe in dieselben die Juristen aufgenommen, quos et anteriores piissimi principes admittere non sunt indignati. Die Beweiskraft dieser Stelle wird aber durch den Umstand geschwächt, dafs Justinian auch die Werke von Juristen nach Modestin aufgenommen hat, welche durch das Citirgesetz ausgeschlossen werden sollten.

Stand es so um die Auctorität der Schriften autorisirter Juristen, so versteht es sich fast von selbst, dafs sämmtlichen Kaiserconstitutionen, welche, wenn auch von Juristen aus der Umgebung des Kaisers abgefafst, doch unmittelbar unter der höchsten Auctorität erlassen waren, eine weder örtlich noch zeitlich beschränkte Kraft, ein legis vigor, zugeschrieben werden mufs. Neuerdings ist zwar für Decrete und Re-

cripte eine beschränktere Wirksamkeit behauptet worden. Sie sollen nur in dem vorliegenden einzelnen Fall Gesetzeskraft, in jedem andern eine nur unbestimmte Autorität gehabt haben, weil die Publikation einer zur Gesetzeskraft bestimmten Regel sonst dem Zufall überlassen gewesen wäre. Allein auch bei den Gutachten der Juristen, deren Gesetzeskraft über den einzelnen entschiedenen Fall hinaus nicht bezweifelt wird, hing die Veröffentlichung von dem Umstande ab, ob der Aussteller oder Empfänger sein Responsum zur öffentlichen Kenntnifs zu bringen geneigt war. Auch hier ist daher des Verfs. Ansicht consequenter und richtiger, nach welcher in der frühern Kaiserzeit alle Decrete und Rescripte Gesetzeskraft hatten, diese Autorität jedoch dadurch ermäfsigt wurde, dafs nicht alle Rescripte, gleich den Gesetzen Rechtssätze von allgemeiner Anwendbarkeit aussprachen. Erst nachdem mit dem Untergang der Rechtswissenschaft das Organ weggefallen war, welches den Richter über die richtige Anwendung belehren konnte, sahen sich die Kaiser veranlafst, die Anwendung der Rescripte und der nach dem neuern Appellationsverfahren in Rescriptsform erlassenen Decrete über den Fall hinaus, für welchen sie erlassen waren, zu untersagen, wenn sie nicht etwa durch die besondere Clausel allgemeinerer Anwendbarkeit eine andere Bedeutung erhalten hätten. Wie früher die Richter und Juristen, bestimmten also jetzt die Kaiser, welchen Verfügungen die Eigenschaft genereller Gesetze zukommen sollte, erst Justinian hat bei den kaiserlichen Decreten die Nothwendigkeit jener Clausel erlassen und ihnen auch ohne dieselbe die Eigenschaft einer lex generalis beigelegt.

Nicht so unbedenklich scheint uns des Verfs. Auffassung der Edicte. In der dritten Periode knüpft er sie an die Jurisdiction des Princeps an, für die vierte hält er die Ableitung aus den obrigkeitlichen Edicten für unzulässig und läfst sie, der Sache nach, aus den jetzt verschwindenden Orationen der Kaiser hervorgehen. Für diese Annahme haben wir aber nur bei *den* kaiserlichen Verfügungen hinlängliche Anhaltspunkte, welche an den Senat gerichtet, in diesem durch den Consul verkündet und deshalb nach wie vor Orationen genannt wurden. Dagegen wird man schon die an den Präfectus Prätorio erlassenen Anschreiben nicht wohl aus den Reden im Lager der Prätorianer (Fragm. Vaticana §. 195) ableiten können und die Gesetze ad populum oder ad omnes populos lassen sich vollends weder auf eine oratio noch eine epistola zurückführen. Hier bleibt denn doch nur die Anknüpfung an die Edikte übrig und für diese spricht nicht nur der Name, dessen Beibehaltung für eine ganz andere Sache räthselhaft wäre, sondern auch das Sachverhältnifs, denn die Verfügungen an den Präfectus Urbi oder Prätorio haben einen ganz andern Zweck, als die Rescripte auf eine Consultation dieser Behörden. Sie werden erlassen, um durch die oberste hauptstädtische Behörde dem Populus, durch den obersten Reichsbeamten allen Provinzialen das Gesetz zugehen zu lassen. Sie sind also in der That Edicte und man kann sie eben so wohl uneigentliche Rescripte nennen, wie umgekehrt wahre Rescripte auf eine Consultation durch Insertion des Wortes Edict nur zu uneigentlichen Edicten werden.

Aufser den schon jetzt berührten Rechtsquellen hebt die vierte Periode noch den allgemeinen Character heraus, welchen das Recht durch das Uebergewicht des ius gentium, durch den Einflus einer lebendigen, die Gemüther der Menschen wirklich ergreifenden Religion und durch den Untergang der Wissenschaft angenommen hat, ferner die Sammlungen, in welchen Jura und Leges in den spätesten Zeiten des westlichen Reichs und unter den Germanen fortlebten, am ausführlichsten endlich die Justinianische Compilation, „die Pforte, durch welche das römische Recht in alle Welt entlassen wurde, nachdem es das Gewand erhalten hatte, das es auf dieser Wanderung tragen sollte," mit Einschlufs der Ueberlieferung dieses Rechtsbuchs durch den Orient und den Occident. Wir erlauben uns zu diesem Abschnitt folgende Bemerkungen.

Die Bezeichnung Papian für das burgundische Rechtsbuch erklärt der Verf. auf eine neue und eigenthümliche Weise. Man hätte bei den Burgundern der Lex Romana den Namen des vornehmsten römischen Juristen gegeben und nur der Zusatz liber I. responsorum sei eine aus dem Breviarium stammende Verschönerung der Abschreiber. Wenn aber ein Theil des Namens aus dem Breviarium herrühren soll, so möchte es einfacher sein, ihn ganz daraus abzuleiten. Nur mufs jetzt, da wir für diese Bezeichnung eine Handschrift des neunten Jahrhunderts anführen können, jenes Versehen der Abschreiber in eine entferntere Vergangenheit zurückverlegt werden, als es bisher zu geschehen pflegte.

Bei der Erklärung der vier Reihen in den Pandekten wird ferner die Vertheilung der Bücher in mehrere gleichzeitige Commissionen verworfen und dafür eine successive Hingabe einer gewissen Anzahl von Schriften an jedes einzelne Mitglied der ganzen von Tribunian berufenen Versammlung angenommen. Die unbeholfene Procedur, die Schriften in förmlichen Sitzungen aller Beauftragten zu lesen, würde, so glaubt der Verf., das Geschäft unnöthig hingezogen und die gröfsere Zahl der Arbeiter zu einer Erschwerung Statt einer Erleichterung der Arbeit gemacht haben. Wir möchten eher umgekehrt behaupten, dafs die Kräfte der Mitarbeiter erst dann recht genutzt worden wären, wenn man unter die vier Professoren in der Commission, welche ohne Zweifel den Sectionen präsidirten, nur die Werke vertheilte, mit denen jeder von ihnen durch sein Lehramt besonders vertraut war, und ihnen dann überliefs, die Arbeit entweder allein zu machen und darüber in den Sitzungen der Section nur zu referiren oder auch die ihnen zugetheilten Werke unter die Mitglieder des betreffenden Ausschusses zu vertheilen. Bei der Annahme einer blos successiven Vertheilung der ganzen Masse aller Schriften unter alle Mitglieder der Commission dürfte auch die Entstehung der Reihen schwerer zu erklären sein.

Viel Eigenthümliches enthält endlich des Verfs. Darstellung der mittelalterlichen Pandekteneintheilung, deren rein absichtliche Entstehung er in Schutz nimmt, ohne sie jedoch auf die Zahlenverhältnisse zu gründen oder den Irnerius als ihren Urheber zu betrachten. Der Erfinder jener Eintheilung, sagt der Verf., wollte die Pandekten in drei nicht übermäfsige Bände bringen. Mit der Ehescheidung nahm er die erste Scheidung an, soluto matrimonio begann der zweite Theil. Die Worte tres partes empfahlen sich als Schlufs des zweiten und Anfang des dritten um so mehr, als vielleicht auch schon der letzte Theil des Codex tres libri hiefs und bis zum Schlufs des Ganzen nur noch drei Partes fehlten. Den ersten Theil nannte er Digestum vetus, was so viel bedeutet als Jus vetus, also die Digesten überhaupt bezeichnet, den dritten Tres Partes, den zweiten, als den zwischen beide gleichsam eingekeilten, Infortiatum. Ein Anderer verbesserte die Eintheilung im Geiste ihres ersten Urhebers, indem er den dritten Theil mit dem Titel de operis novi nunciatione begann und für dieses Opus novum den Namen Digestum novum erfand, der einen ihn empfehlenden Gegensatz zu Digestum vetus bildete. Sicher wäre es ein Zufall über alle Zufälle, der das Zusammentreffen aller dieser Umstände veranlafst hätte. — Aber wenn der Eintheiler den Begriff des Digestum vetus in Justinian's Sinne nahm, wie durfte er ihn auf den ersten Theil beschränken? Wie der Codex bis zu den Tres Libri, so hätte das Jus vetus doch wenigstens bis zu den Tres Partes reichen müssen. Auch scheint der Verbesserer der Eintheilung den Begriff nicht so gefafst zu haben, sonst würde sein Opus novum, da es nicht das neue Recht der Constitutionen, sondern nur einen neuen Abschnitt des Jus vetus enthielt, keinen Gegensatz zu diesem gebildet haben. Ferner mufs von dem Standpunkt einer absichtlichen Eintheilung aus dem Namen Infortiatum eine andere Deutung gegeben werden, als er im mittelalterlichen Latein und den romanischen Sprachen hat, der Begriff einer Verstärkung pafst nicht zu einer Eintheilung. Der wichtigste Grund gegen eine absichtliche, für eine zufällige Entstehung jener Abschnitte wird aber immer die unnöthige Gewaltthätigkeit gegen die L. 82 ad L. Falcidiam bleiben. Wenn man sich einmal über die Zerreifsung alles Zusammenhanges hinwegsetzte, so hätte man den dritten Theil auch mit den Worten „ex parte tertia" in L. 86 eodem beginnen können. Schien aber der Anfang mit tres partes die Beziehung auf die tres libri des Codex und drei Partes der Pandekten voraus zu haben, wie durfte ein späterer Verbesserer alle diese Vortheile durch eine neue Eintheilung wieder aufgeben? Und im Ganzen kommt man mit der Annahme einer absichtlichen Entstehung eben so wenig ganz über die zufällige hinweg, als man umgekehrt bei dieser das absichtliche Bestehenlassen der zufällig entstandenen Eintheilung, um des Unterrichts willen, abläugnen kann. Denn die geringere Benutzung des Infortiatum vor der Schule von Bologna wird man aus der Eintheilung allein, ohne den Zufall des Verlusts und der Wiederentdeckung dieses mittlern Stücks nicht zu erklären vermögen. Gratian's Decret, in dessen Oeconomie sich die Analogie der Pandektenform weit vollständiger durchführen läfst, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, und bei dem die Absichtlichkeit entschieden ist, hat kein ähnliches Schicksal aufzuweisen. —

Wir haben das vorliegende Werk bis jetzt fast nur nach den neuen Ansichten betrachtet, welche es für einzelne Lehren darbot. Je mehr wir aber dem Vf. für die mannigfaltige Förderung verpflichtet sind, welche wir schon in dieser Beziehung seinem Buche verdanken, um so weniger dürfen wir uns verhehlen, dafs in der Entwickelung neuer Lehrmeinungen über einzelne Punkte nur der geringere Theil des Werthes desselben enthalten ist. Der gröfsere besteht in der Schärfe des Gedankens, welcher den Stoff überall durchdringt und belebt, in dem Adel der Form, in der geistreichen geschmackvollen Behandlung des Ganzen. Möge diesen Vorzügen die entsprechende Anerkennung der Zeitgenossen zu Theil werden, möge es ihnen namentlich gelingen, den Einflufs der mittelmäfsigen und schlechten Literatur niederzuhalten, welche verleidend und entmuthigend, den Eingang in die Rechtswissenschaft umlagert und beengt.

Rudorff.

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LXI.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann. Düsseldorf, 1841. bei Schaub.

Die Entwickelungsgeschichte weniger Dichter ist so interessant wie die Immermanns. Wir sehen ihn, wie er in fortgesetzter Gährung kämpft und ringt, voll Ernstes und feinen Gefühls sich von alten Fehlern loswindet und in neue versinkt; wie er bald grofsartige Stoffe erfafst, in der Behandlung die dem Stoffe angemefsne Auffassung zeigt, besonders sich durch geschickte feingegliederte Anordnung auszeichnet, bald kleine, unbedeutende Gegenstände wählt, bei denen Alles auf die Form ankommt, auch hier zeigt, dafs er alle Elemente besitzt, die zur Vollendung des Werkes erfordert werden, und wie er doch in beiden Fällen lange Zeit nichts auch nur von fern Vollendetes zu schaffen vermochte; wie ihm die Elemente eben zu sehr Elemente blieben, sich nicht zum organischen Ganzen abschliefsen wollten; an Stellen der glühendsten Begeisterung versinkt er plötzlich in nüchterne Prosa, und dort, wo kalter schneidender Verstand am Ort ist, läfst er eine gemüthstiefe, poetische Wendung einfliefsen; er giebt sich nach einander verschiedenen Vorbildern, vorzüglich Shakspeare und Goethe, unselbständig hin, lernt die Form nie bewältigen, und besonders sieht man ihm bei Allem, was ihm gelingt und mifslingt, zu sehr den Schweifs, die Arbeit an, die kaltberechnend aufserhalb des Werkes steht und nur mit feinem Tastsinn alles Unziemliche ausscheidet, so dafs man sich mit Recht versucht fühlt, ihm die höhere schöpferische Kraft, das ursprüngliche Behagen, wie es Goethe nennt, abzusprechen. — Talent zeigten bereits seine früheren Werke, besonders Cardenio und Celinde, unzweifelhaft, die folgenden schienen mehr Rückschritte, oder wenn man auch eine gewisse Fortbildung gewahrte, so war dieselbe unbedeutend, es häuften sich neue Fehler, und das Talent schien beschränkt. In Friedrich II. und den beiden ersten Dramen der Trilogie Alexis zeigte sich weniger Sprödigkeit der Form, das Ganze schlofs sich harmonischer ab, doch dabei war es matter, es traten weniger Lichtpunkte hervor, die man bei den früheren nie verkennen konnte; besonders aber litt Friedrich II. an einer modernen Siechheit, indem er von den grofsartigen historischen Momenten fast Nichts enthielt und völlig willkürlich religiöse Gegensätze hineintrug, wodurch das Gedicht einen engbrüstigen halbdidaktischen Charakter bekam. In dem dritten Drama des Alexis, so wie in einem grofsen Theile des Merlin und der Gedichte, trat die alte Formenhärte grell wieder hervor. Das Tulifäntchen war zwar leicht und nett, doch der Stoff zu dünn, und auch aus diesem naiven Ton fiel der Dichter zu oft, als dafs man nicht hätte glauben sollen, er habe ihn nur Andern abgelauscht. Das Trauerspiel von Tirol, auf welches er besonders viel gab, zeigte dieselbe Ungleichmäfsigkeit, die Mühsal, mit der sich der Dichter aus der Prosa emporarbeitet, und die Spuren der kalten Berechnung blieben immer unverwischt. Auf der andern Seite waren freilich die Angriffe, welche Börne, und nach ihm so Viele, auf das Gedicht machten, völlig unbegründet; Börne legt eine fremde, willkürliche, politische Kategorie von aufsen an das Stück als Maafsstab an; dies Verfahren, das sich zum Theil bei Schillers Tell wiederholt, unterscheidet sich in keiner Weise von den längst verworfenen Versicherungen der goethischen Unmoralität und der Schwächlichkeit und Verächtlichkeit seiner Helden; es ist dies nicht blofs eine Beeinträchtigung der poetischen Objectivität, sondern es zeigt von gänzlicher Unklarheit über das Wesen der Poesie überhaupt. Grade das, was Börne tadelt, ist das hohe, wahrhaft poetische, doch leider wohl das einzige Verdienst des Stückes,

welches mehr Realität hat, als irgend ein Drama Immermanns, dafs der Dichter nehmlich den poetischen Inhalt der Zeit so treu wiedergiebt und sehr wohl fühlt, dafs diese Art der blinden Treue und Unterwürfigkeit ebenso tiefpoetisch ist, wie der glühendste, bewufstvollste Freiheitsdrang. So mufste das Urtheil über Immermann schwanken, bis die Opfer des Schweigens alle Anklagen seiner Feinde zu bestätigen schienen; das Stück war schaal, matt, nüchtern, und seinen Freunden blieb Nichts übrig, als wiederholt darauf hinzuweisen, dafs es der Dichter absichtlich dem Zustande unserer Bühnen angepafst habe, dafs Immermann eben eine männlich schroffe, kernig harte Natur sei, welche nur darin fehle, dafs sie es überhaupt versuche, sich fremden Formen anzuschmiegen. Immermann selbst hat auf Angriffe stets geschwiegen; er ging unbeugsam seinen Weg, und diese Entschiedenheit war es vornehmlich, welche die Hoffnungen seiner Verfechter wach erhielt, indem sie wohl wufsten, dafs unsre Zeit weit weniger an Talenten, als an Durchbildung Mangel hat, und Immermann schon in dem grofsen Meere der modernen poetischen Charlatanerie und gemachten Originalität als kernige, gesunde Gestalt sehr achtbar dastand; auch enthielten die späteren Gedichte, besonders der Merlin schon vieles einzelne weit Wärmere und Zartere als man es von dem Dichter erwartet hatte. Da kamen die Epigonen, und man sah, dafs mit ihnen eine neue Epoche in seiner Entwicklung begann. Das Ringen mit der Form war überwunden; die Unselbständigkeit, die man dem Dichter vorwarf, war zu grofs, als dafs man in ihr nicht Absicht hätte sehen sollen, es war ein Wilh. Meister des neunzehnten Jahrhunderts, den er bezweckte, doch gab er mehr Zeitrichtungen, als Individuen. Alle Hoffnungen aber, welche die Epigonen angeregt hatten, wurden durch die Episode am Oberhof im Münchhausen übertroffen, von hier ab stand Immermann unbezweifelt als Dichter im höchsten Sinne des Wortes da und in den ersten Reihen um Goethe und Schiller. Es gehört dies zu dem Tiefsten und Wahrsten unsrer gesammten Litteratur; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls, eine Naivetät, wie wir sie nur bei Goethe wiederfinden, und eine Sicherheit, Klarheit und Anmuth der Darstellung, wie sie aufser Goethe nur noch Tieck in seinen besten Sachen gelungen ist. Jedes Wort hier ist Leben. Die Stücke aus Tristan und Isolde, welche das rhein. Jahrb. brachte, zeugten von dem rüstigen Fortschreiten des Dichters auf der eingebrochnen Bahn, und es ist sehr zu bedauern, dafs sich das Gedicht in seinem Nachlafs nicht vollständig gefunden hat. Es scheint ein Verhängnifs über der Sage zu walten, zum zweiten Male wird sie uns in einer ausgezeichneten Behandlung geboten, und zum zweiten Male stirbt der Dichter über derselben. Immermanns Gedicht gehört zu dem Besten nicht nur, was die letzten Jahrzehnte, sondern was die neuere Litteratur (seit Goethe) überhaupt gebracht; obwohl wir seine Mängel nicht verkennen wollen.

Er nimmt die Sage zunächst in der Gestalt, in der sie sich bei Gottfried von Strafsburg findet, doch er erlaubt sich mehrere, zum Theil sehr glückliche Aenderungen; die Sage erscheint sittlich tiefer und obgleich der Humor in der Behandlung mehr vorwiegt, ernster, die einzelnen Theile sind organischer in einander gearbeitet, der Fortschritt ist rascher, die innere Gliederung geschickter, die Behandlung weniger dürftförmig, besonders werden die Liebesscenen, die sich bei Gottfried ohne alle Steigerung ermüdend wiederholen, in einzelne Gruppen zusammengefafst; das Gedicht steht also in Rücksicht der künstlerischen Abschliefsung weit über Gottfried, doch in Rücksicht der unendlichen Tiefe und des Reichthums der Poesie, von der das alte Gedicht überschäumt, steht es noch weit hinter ihm zurück. Das gottfriedische Gedicht ist vielleicht das Zarteste, was alle Poesie kennt; von der tiefen Innerlichkeit, der träumerischen Versunkenheit dem einen, gleichmäfsigen, lebenswarmen, seelenvollen Hauche, der das Ganze durchdringt, finden wir im Nichts; Jmm. steht als Interpret vor der Welt und erklärt dem Leser, was Alles bedeute, Gottfr. läfst die Welt vor dem Leser wachsen, so durchsichtig klar, dafs man jede Fiber, jeden Puls einzeln zuckend sieht; für den milden, einwiegenden Ton Gottfr.'s entschädigt der blendendere, piquantere Jmm.'s nicht. Von seiner geschmeidigen, klangvollen, kristallhellen Sprache finden wir nur wenige Spuren, hierbei hat Jmm. noch bei Weitem nicht geleistet, was Goethe im Faust und den Gedichten gelungen ist. Ich übrigens sehe hierbei den verschiedenen Charakter der alten und neuen Sprache, so wie der Zeit überhaupt, durchaus nicht, und will weder alle Zierlichkeit und Fülle der Form, selbst nicht alle Zartheit und Tiefe der

Gefühls bei Gottfr. ihm als eignes Verdienst anrechnen, doch sie als Ziel aufstellen, dem unsre Zeit nachstreben soll; auch wird Gottfr.'s Zierlichkeit nicht selten Tändelei, die oft an der Grenze des platt Geistlosen und Läppischen steht; die stete Sanftheit und Süfsigkeit ermüdet, und giebt dem Gedicht an vielen Stellen einen krankhaften Ausdruck, besonders aber ist, obgleich streng zu leugnen bleibt, dafs die Sage an sich irgend unmoralisch sei, Gottfr.'s Gedicht allerdings in zahlreichen Einzelheiten unmoralisch.

Zwei Punkte sind es vorzüglich, in denen Jmm. abweicht. Die erste bedeutendere dieser Abweichungen ist höchst gelungen und wahrhaft genial, sie besteht in Folgendem. Bei Gottfr. v. Strafsburg wird König Marke nach langen vergeblichen Versuchen, über das Verhältnifs Tristan's zu Jsolden Klarheit zu erhalten, durch seine Grofsen bestimmt, ein Concil zu London zu berufen (v. 15304 fgg., nach von der Hagen). Hier vor dem Concil mufs sich Jsolde rechtfertigen, Marke glaubt ihr nicht, *er* fordert das Gottesgericht. Sie *bangt vor dem Erfolge des Gerichtes* (15538—47), verabredet die bekannte Scheinbrei mit Tristan, dafs er als Bettler verkleidet sie eine Strecke tragen mufs, und schwört hierauf, aufser Marke und diesem Bettler, habe sie nie ein Mann berührt; dieser Jesuitismus rettet sie, was nicht blofs im Wesen der Gottheit, sondern selbst dem mittelalterlichen Begriff der Gottesgerichte zuwider ist, und das alte Liebesleben fängt wieder an, bis sie Marke endlich im Bett überrascht, und hierbei noch ist der Dichter frivol genug, Marke, wie es das ganze Gedicht hindurch geschieht, zu persifliren; er, der König ächtet, man wird seinen Worten nicht glauben, er ruft seine Barone, doch wie er wiederkommt, ist Tristan entsprungen, Jsolde scheint friedlich zu schlafen, und die Barone verlachen und schelten den eifersüchtigen Mann (18375—404). Hiermit schliefst das Liebestreiben zwar bei Gottfr., doch bei beiden Fortsetzern, welche dieselbe Quelle (Thomas von Britannien) vor sich hatten, geht es noch einmal an, und Gottfr. wäre wahrscheinlich nicht davon abgewichen. Dagegen stellt Immermann die Ereignisse um, das Ueberraschen im Bette, als die höchste Potenz sowohl der heimlichen Liebe als des argwöhnischen Auflauerns geht dem Gericht voraus, Tristan flieht nicht, die Barone finden ihn, er soll getödtet werden, da bedeckt ihn Jsolde mit ihrem Mantel und fordert selbst das Gottesgericht. Dies ist moralische Nothwendigkeit. Jsolde, schuldig oder unschuldig, ist dadurch entehrt, dafs Marke seine Untergebnen zu diesem Schauspiel herbeiruft; so lange ihre Liebe Geheimnifs, kann sie für rein gelten, offenkundig wird sie zum rohen Verbrechen. Doch dadurch, dafs Jsolde, ihrer Schuld sich bewufst, das Gericht verlangt, fordert sie die Gottheit heraus, sie besteht es in der That, der falsche Schwur kommt auch hier vor, und aus dem hinterlafsnen Plane geht nicht sicher hervor, wie Jmm. dies aufgefafst; doch scheinen mir einzelne Andeutungen Folgendes zu ergeben: Bei mehreren Scenen wollte Jmm. gleichsam den Genius der Liebe die Liebenden beschützen lassen, vorzüglich als man, um zu sehen, ob Tristan zur Königin komme, Sand streut, und als Marke sie im Baumgarten belauscht, beide Male wissen sie bei Gottfr. von der Gefahr, verstellen sich, und Marke wird getäuscht, bei Jmm. sollten sie die Gefahr nicht ahnen, und instinctartig ihr entgehen, indem die Gottheit sie schützte. Demgemäfs, glaube ich, ist Jsolde so tief von der Reinheit wahrer Liebe überzeugt, dafs sie auf die Gottheit baut, die Liebe mufs von ihr geschützt werden, in dem Gefühl der eignen Kraft ihrer Liebe hat sie die Bürgschaft der Rettung, und von dem Bangen bei Gottfr. ist keine Spur. Tristan kommt auch hier auf dem Wege zum Gottesgericht, doch ohne Verabredung, er berührt, als Bettler verkleidet, Jsolden, sie weist ihn mit strengen Blicken von sich, so leistet sie den Schwur gezwungen, er ist in ihrem Munde kein Verbrechen, der Geist der Liebe lebt in Tristans Sehnsucht verkörpert, dieser fühlt sich gedrängt, die Geliebte wieder zu sehen, zu berühren, und die Geliebte wie die Gottheit selbst stehen, indem sie der innern Nothwendigkeit gehorchen, zugleich äufserlich schuldlos da. Wenn Jmm. jedoch im Plane sagt, bei dem Gottesgericht erhebt sich ein Sturm, Staubwolken verhüllen das Gericht der Menge, hierauf wird berichtet, Js. habe es bestanden; so wäre auf die Ausführung Alles angekommen; will er es wirklich als Unentschiedenheit hinstellen, so ist dies streng zu tadeln, da solch ein halbes Verfahren nur Feigheit ist. Hierauf aber fühlt sich Js. der göttlichen Gnade und Rettung gegenüber von ihrer Schuld so gebeugt, dafs sie freiwillig dem Leben mit Tristan entsagt; sie liebt ihn fort, doch sie läfst von dem Verbrechen, weil Gott sie

geheiligt, und man die Gottheit nicht versuchen soll. Hierbei verwendet Jmm. noch den frivolen Zug von dem Dazwischenlegen des Schwertes in der fossure a la gent amant (Gottfr. 17227 ff.) gut, indem Js. sich in der That durch das Schwert von ihm trennt und sich nie mehr ihm hingiebt. Diese Aenderung und das damit verbundene schärfere Hervorheben des sittlichen Princips in vielen Einzelheiten trifft das Wesen der Fabel. Unter den Aenderungen, welche mehr die äufsere Gestalt derselben berühren, ist folgende die bedeutendste. Tr. reist nicht zweimal nach Irland, sondern schon bei der ersten Reise, welche wie bei Gottfr. durch unheilbare Verwundung motivirt wird, erkennt man ihn, auch dies ist natürlicher eingeleitet, indem Einer der Streiter, die Tr. in Cornwall gesehen, zu der Vergleichung des Splitters mit der Scharte im Schwert Veranlassung giebt, bei Gottfr. ist das Erkennen halb wenigstens zufällig, was er V. 10069—73 selbst andeutet. Er soll von den beiden Isolden getödtet werden, da in der Todesangst fällt ihm ein alter Scherz ein; er hat den König, seinen Ohm, immer gedrängt, sich zu vermählen, um diesem Drängen auszuweichen hat Marke eines Tages, als sie an offnem Fenster safsen, und eine Schwalbe vorüberfliegend ein blondes Haar, welches sie am Fufse schleppte, in's Fenster fallen liefs, gelobt, wenn ihm Tr. das Weib schaffe, von dem das Haar stammt, wolle er es freien. Js. hat blondes Haar, so giebt Tr. vor, er komme als Freiwerber von König Marke; noch will den Frauen nicht einleuchten, weshalb man einen Todsiechen mit solchem Auftrage sende, doch sie beschliefsen, Tr. das Leben zu fristen, bis sie Botschaft von M. erhalten. Tr. schreibt dem Oheim, entweder müsse er Js. heirathen, oder er, der Neffe, werde getödtet. Des Neffen Leben zu retten, entschliefst sich M. zur Heirath. Hierbei werden erstens in der That ungemeine Längen des alten Gedichtes vermieden, zweitens leidet die Fabel bei Gottfr. an Unwahrscheinlichkeit, insofern Tr. unerkannt bleibt, da Viele an Jsoldens Hof ihn im vorhergehenden Kampf müssen gesehen haben; auch stimmt Jmm.'s Wendung mit Tr.'s raschem, keckem Wesen vollkommen überein, und die Fabel bekommt dadurch einen schnellen leichten Aufschwung. Doch diese Vortheile wiegen die Nachtheile nicht auf. Die ganze folgende tragische Verkettung wird dadurch auf einen Zufall gebaut (blondes Haar) und einen Witz Tristans, was in diesem Grade kaum im komischen Epos gestattet wäre. Die Liebe Tristans aber erscheint dadurch später verbrecherisch, weil die Heimlichkeit willkührlich ist. Bei Gottfr. ist Marke von seinen Grofsen durch langes Flehen bewegt worden, sich zu vermählen, dadurch war seine Ehe mit Jsolden nothwendig; bei Jmm. bringt M. dem Neffen ein Opfer, und dieser kann sehr wohl, was seinem Character ebenfalls ganz angemessen wäre, nach dem Genufs des Liebestrankes dem Oheim erklären, für seinen Entschlufs, durch den er gerettet sei, sage er ihm Dank, vor den beschwerlichen Folgen desselben wolle er ihn dadurch sichern, dafs er selbst Js. heirathe. Die Beilegung des Streites zwischen beiden Reichen, auf welche die alte Js. so viel giebt, wird hierdurch ebenfalls erreicht, da Tr. schon zuvor zum Reichserben bestimmt ist. So würde die Fabel allerdings unmöglich, doch dies beweist nur, dafs diese Aenderung Jmm.'s unglücklich ist. Dazu kommt, dafs die alte Js. bei Gottfr. Tristan am Leben läfst, weil sie das Gastrecht ehrt, bei Jmm. läfst sie sich nur durch die selbstsüchtige Aussicht auf Beilegung des Streites bestimmen; die junge aber kämpt bei Gottfr. mit sich (10240—85) und V. 10259 f. heifst es bestimmt, sie konnte ihn nicht tödten

diu süeze wipheit lac ir ze
unde zuete si darvan,

bei Jmm. gehorcht sie nur dem ausdrücklichen Befehl der Mutter, wodurch beide Jsolden roher werden. Das Motiv von den Schwalben erwähnt Gottfr. als den früheren Dichtern angehörig, er verwirft es (8605—32) und sagt ausdrücklich

V. 8618. *weiz got, hie spellet sich der leich,*
unde lispet daz maere,

hier spaltet sich die Sage auseinander, verliert den Zusammenhang und V. 8626 f.

waz rach der an den buochen,
der diz hiez schrîben unde lesen?

wofür nahm der an den Büchern Rache, der sie durch dergleichen entstellte. — Gelungen hingegen ist die Aenderung, dafs Tr.'s Tod bei Jmm. aus seiner Liebe hervorgeht, wogegen er in beiden Fortsetzungen des alten Gedichts zufällig, von aufsen herbeigeführt wird, und nur insofern mit der Liebe zusammenhängt, als Tr., schwer verwundet, auf die fälschliche Nachricht, das nahende Schiff trage eine schwarze Flagge, während für Jsoldens Ankunft eine weifse verabredet ist, stirbt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Tristan und Jsolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Jmmermann.

(Schluſs.)

Von geringeren Motiven hat Jmm. Vieles beibehalten, Vieles durch kleinere Aenderungen glücklich verwendet; zu dem Ersteren gehört z. B. das Hündchen Petitcriu, welches, gleich geheimniſsvoll wie der Brunnen im Jwein, das Rad im Wigalois, die Kraft besitzt, Alle, die es ansehn, zu erheitern; als Js. bei seinem Anblick ihr Leid schwinden fühlt, bricht sie die Schelle ab, in der die Zauberkraft lebt (16392 ff.), bei Jmm. läſst sie es forttragen, weil der Liebe ihr Leid lieber ist, als jedes andre Glück.*) Gut benutzt ist das Jägerlied nach der Jagd (Gottfr. 3208—19), wobei Tr., der hier bei Jmm. erst auftritt, sein früheres Schicksal singt, und die Jäger mit dem Refrain einfallen; auch diese Wendung trägt viel zu dem schnelleren Fortschritt der Fabel bei, und Tr.'s herrliche Naivetät an dieser Stelle gehört zu dem Ausgezeichnetsten des Jmm.'schen Gedichtes. Eigenthümlich gehört Jmm. die Schilderung von der Bereitung des Zaubertranks (I. Th., 5. Gesang), welche sehr gelungen ist, und die ebenfalls vortreffliche Schilderung der Hirschjagd bis zum Fällen des Hirsches. Bei Stellen, in denen Gottfrieds Gedicht unübertrefflich ist, hat Jmm. gut gethan, mit ihm nicht zu wetteifern; hierher gehört der Kampf, welchen Tr. und Js. nach dem Genuſs des Trankes mit sich kämpfen, hier bei der Annäherung Beider zeigt sich Gottfr.'s ganze Kraft, man sieht, wie das Gift langsam wirkt, wie eine Fiber, eine Ader nach der andern von der Glut durchdrungen wird (11711—12043); Js., die schwächere, das Weib, welches seine Erregung weniger beherrschen kann, berührt ihn wie zufällig, er umfaſst sie, doch „niuwan in gastes wise," sie sprechen von alten Erlebnissen u. s. f., die Schilderung ist tief psychologisch und fern von aller Frivolität, freilich verläuft auch sie leider in das nüchterne Wortspiel mit lameir. Jmm. legt nach dem Trunk eine Episode ein, und als wir die Beiden wieder sehen, sind sie schon vereint. Die schöne Schilderung der Schwertleite Tr.'s an Marke's Hof (4545—4618 u. 4819—5066), welcher die literarhistorisch wichtige Aufzählung der Dichter, die dieses besser besungen hätten, eingeflochten ist (4619—4818), umgeht Jmm. durch den ebenfalls sehr naiven und Tristans Charakter ganz angemessnen Zug, daſs er sich von seinem eignen Feinde, als er ihn zum Zweikampf herausfordert und hört, daſs dazu der Ritterschlag nothwendig ist, denselben ertheilen läſst. Die Wirkung des Zaubertrankes, welche symbolisch zu fassen ist, wie die Hexen im Macbeth, die Eumeniden in der Orestie, wird bei Gottfr. vorzüglich durch die glühende Schilderung vorbereitet, welche Tr. von Js. entwirft (8257—8304), wogegen Js. ihn haſst (11406, 11579), bei Jmm. scheint Js. vielmehr Tr. zuvor geneigt, was sie sowohl durch ihre Pflege am Siechbett, als später durch ihre Zurückgezogenheit, da die drei Frauen Tr. bewachen, verräth. Brangane, bei Gottfr. der alten Königin Nichte (1145), bei Jmm. niedre Magd (S. 386), erbietet sich bei Jmm. selbst, im Bewuſstsein ihrer Schuld, sich an Jsoldens Statt Marke hinzugeben, bei Gottfr. wird sie durch Jsoldens Bitten bewegt, auch durch diese Aenderung Jmm's. gewinnt das Gedicht an Zartheit, wie die ganze folgende Situation von Jmm. weit sauberer, vorsichtiger behandelt ist, man vgl. Gottfr's. frivole Bemerkungen 12600 f., 12629 f., 12670—78. Ebenso gewinnt das Gedicht dadurch, daſs Js. nur durch momentane Aufregung fortgerissen, Mörder nach Branganen ausschickt, bei

*) Ulrich von Türheim bringt dagegen die rohe Erfindung, die auch der pros. Roman, wahrscheinlich nach Eilhart, enthält, Js. habe ein Kissen, welches, wenn man den Kopf darauf legt, Vergessenheit erzeuge, und mit dem sie sich das Leid um Tristan vertreibe (U. 1673 ff).

Gottfr. (12698—746) fehlt diese äufsere Veranlassung und es scheint überlegte Tücke.

Jmm.'s Ausarbeitung reicht ungefähr bis V. 12700 des alten Gedichts, dieses bricht in dem im Plane vorhandenen 6. Gesange des 2. Th. Jmm.'s ab. Von einer Verknüpfung der Sage mit der Tafelrunde, welche nur Heinrich von Freiberg, der allerdings bei Weitem bessere Fortsetzer, nicht Ulr. v. Türh., kennt, die jedoch bei Thomas vorhanden war (Hr. 2362), erfahren wir mit Recht Nichts, da sie nur stört und sichtlich später in die Sage getragen ist.

Als Hauptunterschied im Tone beider Gedichte ist zu bezeichnen der bei Jmm. vorwiegende Humor, die Ironie, deren Leichtigkeit und Grazie vorzüglich dem Gedicht einen so hohen Platz zuweisen, und das schildernde Prinzip, durch welches das Gedicht durchgängig höchst lebendig und plastisch wird, obzwar die steten Schilderungen, welche auch dort eintreten, wo sie für den Zusammenhang bedeutungslos sind, oft ebenso sehr ermüden, wie Gottfr.'s Zierlichkeiten. Auch sinnlich wird Jmm.'s Darstellung oft in hohem Grade, doch bleibt die Sinnlichkeit stets eine kräftige, gesunde, weit entfernt von krankhafter Lüsternheit, vgl. S. 16—18.

Gottfr.'s Darstellung schliefst sich Jmm. am Engsten an im 1. Gesange, dem Abenteuer von Riwalin und Blancheflur. Seine Manier ahmt er oft nach, z. B.

S. 22: *Wenn ihr gedankt dem Sieg des Speeres*
Mit Schleif' und Schärpe, wollt' ich Mehres!
Kredenztet ihr den Becher, sehr,
Sehr schön war das! doch wollt' ich mehr.
Flog ich mit euch im raschen Reigen,
War ich entzückt und wollte mehr!
Wie huldvoll Blancheflur's Bezeigen,
Das Herz des Riwalin rief: Mehr!

Hierher ist auch die, obwohl nicht häufige, Einmischung französischer Wörter zu rechnen. Bisweilen entlehnt er einzelne Stellen fast wörtlich, man vgl.

Jmm. S. 5: *Wem nie von Liebe Leid geschehen,*
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.
Gottfr. V. 204: *swem nie von liebe leit geschach,*
dem geschach ouch liep von liebe nie.
Jmm. S. 47: *Der küfste hunderttausend Stunden*
Die Liebst' in jener eins'gen Stunden.
Gottfr. V. 1311: (*unde leit ir munt an sinen munt*)
unde kust in hunderttüsent stunt (*mal*)
in einer kurzen stunde.
Jmm. S 25: *Habt mir den liebsten Freund verwundet* (*das Herz*).
Gottfr. V. 752: *si sprach: an einem vriunde min,*
dem besten, den ich ie gewan,
dâ habt ir mich beswaeret an.

Ebenso Jmm. S. 5, Z. 3 = Gottfr. V. 233; S. 5, 4 = 1188—91; S. 5, 9 f. = 201—3; S. 364 (wie Brangane den Becher in's Meer schleudert) = 11698 f.

In Betreff der Sprache und des Versbau's weiss Jmm. zwar besonders mit dem letzteren oft glücklich zu malen, z. B. S. 407 nach der Brautnacht, die Tr. mit Js., Marke mit Braganen gefeiert:

Minne blieb eigen mit Seel' und Leib
Sich selber; das schufst du, dienendes Weib;
Marke hat Tristans Früchte nicht
Geärntet nach Recht, genossen nach Pflicht!
Dunkel, o welche Rosensaaten
Glühender Freuden decktest du rechts,
Rechts im Gemach! Auf welchen Thaten
Brütetest du des Minnegefechts!
Lied, mein Lied, was wehet dich an,
Stürmet und wirbelt dich aus der Bahn?

Sehr oft jedoch bricht die alte Formenhärte noch durch in gewaltsamen Kürzungen (besonders im Reime stören die häufigen Formen Feur, wollu, verlorn, das Best' u. s. w.) und gezwungnen Wortstellungen. Formen wie bote, litte (praet. ind.), helfe (imper.) sind nicht deutsch; und wenn man auch alte Formen wie entbrann, entbronnen nicht ungern wieder auftauchen sieht, sind doch Wörter wie frohn (vgl. Frohndienst, Frohnleichnam) Kemenate, Gereide (Geräth) uns zu fremd geworden. — Sehr störend ist das häufige Reimen auf Partikeln (bis, und, dafs, denn u. s. w.), der Reim nöthigt, dieselben schärfer zu betonen und die Stimme einen Moment ruhen zu lassen, doch der Sinn macht es unmöglich; ebenso stören Reime wie Netz : stets, genächtiget : Bett, Kaufmann : Laufbahn, erwog : noch u. s. w.; nicht minder das häufige Ueberschlagen des Sinnes aus einer Strophe in die andre (z. B. das ist || der Reigen, S. 90; Gewifs || War das, S. 109), bei zehnzeiligen Strophen ist es leicht, den Sinn in denselben so weit abzuschliefsen, dafs der Leser nicht so oft gewaltsam aus dem Flusse des Metrums gerissen wird.

E. F. J. Sommer.

LXII.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte des osmanischen Reichs in Europa von Johann Wilhelm Zinkeisen. Erster Theil. Urgeschichte und Wachsthum

des Reiches bis zum Jahre 1453. *Hamburg,* 1840. *bei Friedrich Perthes. XXII.* 863 *S. gr.* 8.

Schon der Titel des vorstehenden Buches zeigt, dafs es sich von Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches wesentlich unterscheidet, indem es sich engere Grenzen steckt und nur die Geschichte der Osmanen in Europa behandelt. Aber auch in der ganzen Bearbeitung des historischen Stoffes unterscheidet es sich von der Hammer'schen Geschichte in vieler Hinsicht so sehr, dafs es neben derselben eine selbständige, sie in einzelnen Parthien ergänzende und ausführende Geschichte genannt werden kann. Hr. Zinkeisen machte es sich nämlich zur besondern Aufgabe, die Beziehungen des osmanischen Reiches zu den europäischen Staaten oder die diplomatische Stellung der Pforte, sodann seine innere Geschichte, zumal unter dem Einflusse jener Beziehungen, näher darzustellen, als in dem Hammer'schen Werke geschehen ist. Daher widmete er schon in der ältesten osmanischen Geschichte vor der Eroberung Constantinopels den Verhältnissen, welche die frühsten Beziehungen der europäischen Staaten zu den Osmanen hervorriefen, eine tiefer eingehende Darstellung. Diese zu liefern, war überaus schwierig, nicht blofs weil die Quellen oft unzureichend sind oder doch sehr mühsam müssen zusammengebracht werden, sondern auch hauptsächlich deshalb, weil es fast unmöglich ist, ganz in den Geist, in das innere Leben eines Volkes einzudringen, welches sich in einer eigenthümlichen, von der übrigen europäischen Staatenwelt ganz verschiedenen Weise entwickelte: und doch ist dieses Eindringen unerläfslich, da, wie Hr. Zinkeisen im Vorwort richtig bemerkt, das innere Leben eines Volkes das moralische Element seines Daseins, die Grundbedingung seiner äufsern Geschichte ausmacht und von dem richtigen Erfassen seiner nationellen Individualität jener höhere Pragmatismus abhängt, welcher seine Vollendung in der Harmonie der Darstellung der äufsern Schicksale und des innern Lebens von Staat und Volk erreicht. Ob der Verf. ganz diese so überaus schwierige Aufgabe zu lösen im Stande ist, läfst sich weniger aus dem ersten Bande beurtheilen, wo erst der Anfang des osmanischen Reiches in Europa dargestellt wird, doch läfst sich aus dem, was gegeben ist, erwarten, dafs er glücklich die Schwierigkeiten überwinden werde.

Dafs Hr. Zinkeisen zu seinem Werke umfassende Vorarbeiten gemacht habe, und dasselbe auf eigenen Forschungen beruhe, mufs überall dem aufmerksamen Leser sichtbar erscheinen. Er hat sich bei der Darstellung der Geschichte fast nur an die ursprünglichen Quellen gehalten, so weit sie ihm zugänglich waren, daher wird man selten neuere Schriftsteller und ihre Ansichten erwähnt oder bestritten finden. Als ein ganz besonderes Verdienst in der Quellenbenutzung mufs hervorgehoben werden, dafs der Verf. die Byzantiner auf das erschöpfendste benutzt hat, viel mehr als bei seinen Vorgängern geschehen ist: jedoch kann Gleiches nicht von den abendländischen Chroniken gerühmt werden, wo noch gar manche Nachrichten über Türkenzüge sich vorfinden, die nicht ohne Werth und Bedeutung sind, bis jetzt aber von den Geschichtschreibern des osmanischen Reichs unbeachtet gelassen worden. Neben den gedruckten Quellen hat der Verf. auch den überaus reichen Schatz handschriftlicher, zum grofsen Theil noch nicht benutzter Quellen in den Bibliotheken und Archiven zu Paris, wo Hr. Zinkeisen sich mehrere Jahre verweilte, benutzt. Da die Ausbeute aus diesen Quellen nach der Erklärung des Vfs. erst für die folgenden Bände von Belang und entschiedener Wichtigkeit sein wird, so hielt er es für angemessen eine genauere Rechenschaft darüber erst im zweiten Bande zu geben. Es wird sich dann auch erst besser beurtheilen lassen, in wie weit die orientalischen Quellen, welche Hr. Zinkeisen benutzt hat, als eine Vermehrung und Ergänzung der Hammer'schen türkischen Handschriften anzusehen sind. Uebrigens erklärt Hr. Zinkeisen, dafs, wenn er auch das Hammer'sche Werk, welches in vielen seinen Theilen mehr Quellenwerk als darstellende Geschichte sei, vorzüglich als solches benutzt habe, dasselbe doch namentlich für die Zeit unbedeutender sei, indem bei demselben für diese ältere Zeit vorzüglich Seadeddin zu Grund liege, den der Vf. nach einer trefflichen handschriftlichen Uebersetzung von Galland zu Paris benutzen konnte. Obwohl sich der Verf. es zum Gesetze gemacht hat, in den Noten die Quellen anzugeben und die entscheidendsten Stellen daraus, wo es sich um Feststellung wichtiger Thatsachen oder Verhältnisse handelt, mitzutheilen; so hat er doch sichtlich vermieden, literarische Notizen anzuhäufen oder den Text mit einem kritischen Apparat allzu sehr zu überladen. Ueber die Türkenschriften sagt er (Vorwort S. IX) wie folgt: „Namentlich habe ich das Aufzählen von sogenannten Türkenschriften, welche mir, gedruckt und handschriftlich, zu Hunderten zur Hand sind, von Anfang an für höchst überflüssig erachtet. Die eigentliche Glanzperiode dieser merkwürdigen Literatur gehört in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie ist oft mehr für die Geschichte der politischen Flugschriften als für die des osmanischen Reiches von Wichtigkeit und Interesse. Indessen werde ich nicht versäumen, sie überall namhaft zu machen und zu gebrauchen, wo sie für die letztere wesentlichen Gewinn geben sollte."

Auch darin verdient der Verf. Lob, dafs er kleinliche Polemik, die der Würde der Geschichte zuwider ist und der Wissenschaft keinen Gewinn bringt, sorgfältig vermieden hat.

Das ganze Werk soll in vier Bänden vollendet sein. Der erste Band umfafst die älteste Geschichte des osmanischen Reiches und geht bis auf die Eroberung Constantinopels im J. 1453. Er enthält zehn Capitel, deren Ueberschriften hier folgen, woraus schon der reiche Inhalt des Buches wird entnommen werden können: I. die Urgeschichte der Türken bis zur Be-

gründung des osmanischen Reiches in Vorderasien durch Osman I. im J. 1299. II. Wachsthum und innere Befestigung des osman. Reiches in Vorderasien durch die Eroberung von Brusa, Nicodemia und Nicäa und die gänzliche Unterwerfung Bithyniens und der Landschaft Karasi unter Osman I. und Urchan bis 1340. III. Rückblick auf die Geschichte des östlichen Europas während des Mittelalters — Zustand des byzantinischen Reichs um die Mitte des 14. Jahrhunderts. IV. Einfälle und Verheerungszüge der Osmanen in Europa bis zu ihrer Festsetzung in Kallipolis im J. 1357. V. Weitere Ausbreitung der Osmanen in Europa. Die ersten Kriege in Servien und Bulgarien; Rückblicke auf die asiatischen Verhältnisse bis zum Tode Murads I. in der Schlacht bei Kassova im J. 1389. VI. Siege und Eroberungen Bajesids I. in Europa und Asien bis zur Schlacht von Angora im J. 1402. VII. Vorübergehender Vorfall der osman. Macht unter Bajesids I. Söhnen und Nachfolgern und Wiederherstellung ihres Einflusses in Europa und Asien bis zum Tode Mohammeds I. im J. 1421. VIII. Fernere Ausbreitung der Osmanen in Europa unter Murad II. — Feldzüge in Ungarn, Griechenland und Albanien bis zur Schlacht bei Warna im J. 1444. IX. Weitere Feldzüge Sultan Murads II. gegen Ungarn, Griechenland und in Albanien bis zu seinem Tode im J. 1450. X. Die ersten Jahre der Regierung Mohammeds II., des byzantinischen Kaiserreiches letzte Schicksale und die Eroberung von Constantinopel im J. 1453.

Was die Darstellungsweise des Verfs. insbesondere betrifft, so ist sie eine ruhige, gehaltene, würdige. Sie unterscheidet sich von der Hammer'schen sehr wesentlich, dafs sie durchaus nicht im Styl an die morgenländischen Schriften erinnert, weder reich an Bildern ist, noch synonyme Ausdrücke und Wörter häuft. Es ist die reflexive Auffassung der Geschichte der Osmanen, welche Hr. Zinkeisen gibt: er konnte auch nicht leicht eine andere wählen, wenn er seine Aufgabe, die diplomatische Stellung der Pforte zur europäischen Staatenwelt und das innere Leben des osman. Reiches unter dem Einflusse seiner Beziehungen zu jener näher darzustellen, vollständig lösen wollte. Wenn die Geschichte des Hrn. v. Hammer durch ihren orientalischen Schmuck, durch ihre historischen Digressionen, überhaupt durch ihre eigenthümliche Färbung dem Leser unwillkürlich das Gefühl gibt, als habe er einen morgenländischen Schriftsteller vor sich, so wird man im Gegentheil bei der Lectüre des vorliegenden Buches, das nüchtern und einfach, aber voll von Betrachtungen und Reflexionen, geschrieben ist, nie vergessen, dafs ein Geschichtsforscher Deutschlands aus der neusten Zeit erzählt, belehrt, combinirt.

Hier darüber, wie manche Thatsachen aufgefafst worden, mit dem Verf. zu rechten, möchte nicht der Ort sein: wo die Kritik soviel noch zu berichtigen hatte, konnte hie und da es leicht geschehen, dafs auch nicht das Richtige getroffen ward. Gewifs aber verdient Hr. Zinkeisen das Zeugnifs, mit Umsicht, Fleifs, Gründlichkeit in den Quellen geforscht zu haben und seine Bemühungen und seine Kritik haben wichtige Resultate für die osmanische Geschichte gewonnen.

In den Schlufsbemerkungen zum ersten Bande gibt Hr. Zinkeisen allgemeine Ansichten über das innere Leben des osmanischen Reiches während der ersten Periode, und handelt über die materiellen und moralischen Garantien seiner Dauer und seine Beziehungen zum Abendlande. In diesen Schlufsbemerkungen verweist der Verf. den so oft aufgestellten Satz, dafs die Osmanen in Europa nur Lager geschlagen und daher mit leichter Mühe nach Asien zurückgetrieben werden könnten, von dem Gebiete geschichtlicher Wahrheit hinweg unter die Kategorie verjährter Vorurtheile. Wenn man die Geschichte der Osmanen von dem Tage, wo sie auf den Mauern der byzantinischen Festungen am Hellespont ihre Siegeszeichen aufpflanzten, bis zu dem Augenblick, wo Mohammed II. in Constantinopel einzog, durchlaufe, „so werde man", glaubt Hr. Zinkeisen S. 856, „bald zu der Ueberzeugung kommen, dafs es kein einziges eroberndes Nomadenvolk Asiens verstanden hat, seine Herrschaft in Asien und in Europa so mit Umsicht und Methode zu erweitern und zu befestigen wie die Osmanen. Denn ihre Beherrscher waren von Anfang an nichts weniger als *planlose* Eroberer; es lebte in ihnen, wie überhaupt in dem ganzen Volke, neben der Ueberlegenheit kriegerischer Talente ein gewisser ordnender Instinct, neben der vernichtenden eine schaffende Kraft, wie sie kein anderer Stamm asiatischer Weltstürmer besessen hat, und welche sie gleichsam im Voraus zu Begründern eines neuen Staates auf den Trümmern zweier grofse Reiche, des der Seldschuken in Asien und des der Byzantiner in Europa, stempelte".

Die Garantien der Dauer des osmanischen Reiches findet der Verf. 1) in der systematischen Erweiterung der Grenzen des Reiches durch planmäfsig fortschreitende Eroberungen; 2) in der Art, wie die ersten osmanischen Beherrscher diese Eroberungen durch bestimmte, den Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechende Mafsregeln und Institutionen zu sichern wufsten; und 3) in der Vorherrschaft des religiösen Elementes, welches von Anfang an die moralische Grundsäule des osmanischen Staatsgebäudes ausmachte und dasselbe bei fortschreitender Entwickelung, in allen seinen Theilen, als eigentliches Lebensprincip, durchdrang und hielt.

Diese osmanische Geschichte des Hrn. Zinkeisen schliefst sich den andern vortrefflichen Werken der europäischen Staatengeschichte würdig und ehrenvoll an. Die Erscheinung des zweiten Bandes wird als bald bevorstehend angekündigt.

Aschbach.

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LXIII.

Phrynichos, Aischylos und die Trilogie, eine Abhandlung von Joh. Gust. Droysen (in den Kieler philologischen Beiträgen 1841*). Kiel,* 1841. *bei Schwer.* 38 S. *in* 8.

Einer der Fortschritte, welche in neuerer Zeit die historische Philologie gemacht hat, besteht darin, wie man Rückschlüsse vom Gewordenen auf das, was vorhergehen mufste, und Ergänzungen nach Gesetzen des Zusammenhangs zur Läuterung und Vermehrung des Materials anzuwenden weifs. Diese Methode scheint oft kühn und verleitend, ist aber, recht gehandhabt, die sicherste, und nicht blos zulässig, sondern nöthig. In der Geschichte ist Alles Zusammenhang, Jedes nur in seinem Zusammenhange begreiflich. Auch das, wovon das Gedächtnifs der Zeiten eine klare Vorstellung gibt, wird erst verstanden, wenn es innerhalb des Systems seiner Entstehung und Wirkung durchschaut wird. Ist die Erinnerung seiner Vorstufen oder Nebenglieder verdunkelt, so vermifst nicht nur die Wifsbegier das Verlorene, sondern auch der entwickelnde Geist Erkenntnifsmittel für das Bekannte. Die redlichste Sammlung und Specialkritik der mittelbaren Aussagen über solche verdunkelte Glieder ist ohne Gesichtspunkt, haltungslosen Einfällen Preis gegeben, wenn nicht Anknüpfungen an die deutlich bewahrten Gestalten durch Gesetze des Zusammenhangs gefunden werden. Dann bilden sich Schlüsse, die zugleich das Vorliegende erläutern und das Versteckte enthüllen.

Nach dieser Methode gibt der vorstehende Aufsatz den wenigen und blos andeutenden Ueberlieferungen über den alten Tragiker Phrynichos ein bestimmteres Licht, indem er ihren Inhalt mit der uns besser bekannten Dichtungsweise seines jüngern Zeitgenossen Aeschylos in Beziehung bringt. Hierdurch wird eine festere Ansicht des Ersteren und für den Letztern eine Vorstufe herausgestellt. Sichtlich haben dem Verf. dabei zwei Momente vorzüglich zu Stützpunkten gedient: *Ottfried Müller's* Nachweisung von dem Hervorgange des tragischen Chors aus dem dithyrambischen durch Zerfällung seiner Zahl von fünfzig oder achtundvierzig Choreuten in vier nach einander auftretende, verschieden costümirte Chöre; und des Referenten Auseinandersetzungen über den Begriff der Trilogie und Tetralogie, als eines in allen Fällen die darunter befafsten Dramen verknüpfenden und im Sinne der Verknüpfung nicht etwa blos bei Aeschylos, sondern durch die ganze attische Tragik herrschenden Begriffes. Auf diesen beiden Momenten beruht die Wahrscheinlichkeit dessen, wovon der Verf. ausgeht. Er zeigt nämlich zunächst, dafs drei der überlieferten Titel von Tragödien des Phrynichos, auf eine und dieselbe Fabel bezüglich, als Namen eben so vieler Chöre *einer* Vorstellung, eine der äschylischen Trilogie analoge Composition verrathen. Nach der frühern Ansicht, die nichts von einem auf drei Tragödien und das Satyrspiel *vertheilten* Chore wufste, sondern, auch wo sie Trilogieen oder Tetralogieen anerkannte, immer dieselben Choreuten in allen vier Stücken sich dachte, konnte man nicht geneigt sein, gleich den Anfängen der Tragödie solche mehrfache Umgestaltung und Anstrengung des Chors beizumessen. Und so lange die verknüpfende Trilogie für eine dem Aeschylos eigene, nur etwa von einigen Nachahmern wiederholte, bei Aeschylos selbst aber nicht constante, von Sophokles abgeschaffte, und dem Euripides fremde Form angesehen war, mufste sie zu singulär scheinen, um Rückanwendung auf den älteren Phrynichos zu empfehlen. Nachdem aber der Vf. meine Beweise dafür, dafs selbst die scheinbar blos aggregirten Tetralogieen des Euripides begrifflich verknüpft seien, ähnlich Xenokles componirt habe, und ihre Form nach Aeschylos Weise nicht nur bei Philokles und Meletos, sondern auch bei Sophokles wiedergefunden werde,

für gültig erkannt, nachdem er diesen Nachweis vom Bestande gruppenweiser Aufführung der Dramen während der ganzen Blüthezeit attischer Tragödie, wornach ich dieselbe für eine gesetzliche Wettstreitform erkläre, als Thatsache angenommen hat, war es nicht mehr kühn, die Verfügung über drei (mit den Satyrn vier) Chöre für *eine* Aufführung und die Verknüpfung derselben zu *einer* Gesammtvorstellung auch schon bei dem älteren Nebenbuhler des Aeschylos vorauszusetzen. Und dafür hat nun der Verf. die Bestätigung an einem besondern Beispiele unter den Notizen über Phrynichos aufgedeckt.

Von des Phrynichos *Phönissen* ist überliefert, dafs sie gewissermafsen das Vorbild für des Aeschylos *Perser* gewesen. Suidas führt noch aufserdem *Perser* von *Phrynichos* und daneben *Sitzungsräthe* (Synthoken) an, von welchen schon *O. Müller* erinnert hat, dafs sie eben die persischen Thronbeisitzer seien, deren Auftritt in den Phönissen bezeugt ist. So erhält man für *eine* Vorstellung die drei Titel: Phönissen, Synthoken, Perser. Die Phönissen waren Chor, einem Chorbruchstück zufolge, worin sie, dafs sie von Sidon hergekommen, selbst sagen. Dafs die Synthoken auch einen Chor bildeten, ist darum wahrscheinlich, weil gerade diese Berather des Thrones in den Persern des Aeschylos, die ja eine Nachbildung der Phönissen sein sollen, den Chor machen. Und einen näheren Beweis dafür sieht der Vf. in jenem Bruchstück, von welchem *Müller* gezeigt hat, dafs es auf einen zusammensingenden Doppelchor von männlichen und von weiblichen Stimmen gehe; wornach auch *Welcker* hier zwei Chöre für *ein* Drama angenommen. Von dem dritten Titel *Perser* liefse sich nun freilich glauben, dafs er nur von der Rücksicht auf den gleichen Inhalt dieser Phönissen und Synthoken des Phrynichos mit den Persern des Aeschylos herrühre. Aber nachdem drei Chöre für *eine* tragische Vorstellung als eine so ausgedehnte attische Theatersitte nachweisbar, Dilogieen in keinem sichern Beispiel gegeben sind, hat es in der That mehr Wahrscheinlichkeit, unter den Persern den dritten Chor zu den Phönissen, und zwar mit dem Verf. das Gefolge oder den Rest des Heeres zu verstehen, der mit Xerxes zum Schlufs der Tragödie auftritt. Denn einen Schlufsauftritt dieser Art darf man füglich theils aus den Pernern des Aeschylos, dem angeblichen Nachbilde, entnehmen, theils aus der Natur dieser Vorstellung. Wir wissen, dafs schon im Prolog ein Eunuch, der die Sitze für die Synthoken breitete, die Niederlage des Xerxes erzählte. Da demnach das Drama keine andere Aufgabe haben konnte, als das Pathos des bereits erfolgten Schlages zu entwickeln und zu erschöpfen, kann dies nicht wohl ohne die am natürlichsten abschliefsende Vorführung des geschlagenen Königs selber geschehen sein. Und so haben wir hier eine trilogische Vorstellung der Perser-Niederlage mit drei successiv zu einander tretenden Chören. Zugleich aber legt sich nahe, dafs hier das die ganze Trilogie ausmachte, was bei Aeschylos blos Gegenstand des mittleren Stückes einer weit umfassender angelegten trilogischen Darstellung wurde.

Noch geben sich zwei andere Titel bei Suidas als Chöre *eines* Drama zu erkennen, die *Danaiden* und die *Aegypter*. Dafs die Aegypter sich auf dieselbe Fabel, wie des Aeschylos Danaidentrilogie, bezogen, glaubt der Verf. durch eine Glosse des Hesych bewiesen — *ἰαίνεται· χολοῦται, ἐπικραίνεται· παρὰ τὸν Ἰόν. Φοίνιξι Αἰγυπτίοις.* Es sei klar, dafs dies *παρὰ τὴν Ἰώ* heifsen müsse, folglich in diesem Stück des Phrynichos der Jo, der Stammmutter der Danaiden und Aegyptos-Söhne, als welche sie auch in Aeschylos Danaiden-Trilogie erwähnt wird, gedacht worden sei. Dies ist ein Irrthum. Die Präposition *παρά* kann nicht, wie *περί* oder *κατά*, zur Anführung der Person, welcher der Ausdruck gelte, dienen; sie dient zur Bezeichnung der *Form*, aus welcher der Ausdruck zu erklären sei, und *ἰόν* ist ganz richtig, nur mit kleinem Jota zu schreiben, wie auch statt *ἐπικραίνεται*, *πικραίνεται*. Der Sinn ist deutlich: „*ἰαίνεται* d. h. wird *gereizt*, erbittert, von *ἰός* (als Wurzel von *ἰαίνω*) d. i. *Reiz*, Schärfe, Gift." — Dies hebt jedoch des Verfs. Annahme von des Phrynichos trilogischer Behandlung der Danaidenfabel nicht auf. Denn da wir für eben diese bei Aeschylos dieselben Titel Aegypter und Danaiden als Chornamen der zwei letzten Dramen, als Titel und Chor aber des ersten Stückes die Schutzflehenden haben, welche nur die Danaiden selber sind: so ist auch für den Fall, dafs dieselbe Chorfolge schon bei Phrynichos statt gefunden, leicht genug erklärlich, dafs die Danaiden des Phrynichos nur *ein*mal genannt werden, obgleich sie, wie bei Aeschylos, in zwei Theilen der Vorstellung und zwei verschiedenen Situationen und Aufzügen den Chor gemacht. Nennt doch auch Suidas von der Persertrilogie des Phrynichos gerade *den* Chor *nicht*, der am sichersten bezeugt und von Glaukos und den Scholien des Aristophanes als Titel genannt ist. Die Unvollständigkeit der Titel-Aufzählung bei Suidas ist überhaupt von so vielen seiner Artikel bekannt, ist für gerade diesen, weil nicht blos Phönissen, sondern auch die anderweitig erwähnten Tantalos und Troilos fehlen, unzweifelhaft, daher auf Grund seiner Nichtanführung einen dritten Chor zu jenen beiden zu leugnen kein Recht vorhanden. Und dafs die hier in Frage stehenden zwei Chöre nach der Analogie ihrer Wiederkehr bei Aeschylos auf die Fabel, die sie bei dem Letzteren spielen, bezogen werden dürfen, kann die Erinnerung des Vfs.,

dafs auch der Tantalos und der Aktäon (und die Pleuronerinnen) des Phrynichos unter den Gegenständen äschylischer Dichtung wiederkehren, also von dreizehn Titeln, die wir im Ganzen von Stücken des Phrynichos haben, aufser den zwei fraglichen sechs, relativ sieben auf Gegenstände weisen, die Aeschylos wieder aufnahm, noch wahrscheinlicher machen. Nach Allem ergibt sich: Die Annahme, der Styl des Phrynichos habe den des Aeschylos und insbesondere die *trilogische Eintheilung* der Darstellungen im Keim enthalten, hat mehr für sich anzuführen, als irgend eine andere Hypothese über die Weise dieses älteren Tragikers.

Man findet bei Phrynichos, wie der Vf. ebenfalls hervorhebt, auch in Bezug auf die Tendenz der Poesie schon jenen *paränetischen Charakter*, der ein so bedeutendes Moment der blühenden attischen Tragödie, ein so kräftiges der äschylischen ausmacht. Zum Beweise dient seine „Eroberung Milets," die Rührung, die er damit hervorbrachte, die Geldstrafe, womit ihn die Gegenpartei dafür büfsen liefs. Der Vf. giebt ferner der von *O. Müller* erhobenen Ansicht über die politische Tendenz der Phönissen des Phrynichos eine richtigere Fassung. Da es höchst wahrscheinlich die Phönissen, diese Darstellung des durch Themistokles erworbenen Sieges, waren, die er unter der Choregie des Themistokles in einer Zeit, wo dessen öffentliche Stellung bereits gefährdet war, aufgeführt hat, so ist allerdings zu glauben, dafs sie zu Gunsten des nun verunglimpften Staatsmannes an sein hohes Verdienst erinnern sollten. Dafs aber der Darstellung des Aeschylos von derselben Perserniederlage die Absicht einverleibt gewesen, das Verdienst des Aristeides im Gegensatze mit dem des Themistokles hervorzuheben, verwirft der Vf. mit Grund, da die vorliegenden Perser des Aeschylos keineswegs zu dieser Meinung berechtigen. Auch das noch ist zu viel gesagt, wenn der Vf. selbst am Schlusse seines Aufsatzes bemerkt: „Nicht blos auf der Bühne war der Eupatride Aeschylos ein Rival des Phrynichos." So viel geht aus seiner Beleuchtung der Verhältnisse, unter welchen Aeschylos die Persertrilogie aufführte, doch nicht hervor. Zur Zeit dieser Aufführung — zeigt diese lesenswerthe Beleuchtung — war Themistokles als Landesverräther beklagt, abwesend verurtheilt, nach Persien geflüchtet und es war ein erneuter Krieg der Perser in Aussicht, an deren Spitze Athen fürchten konnte, seinen verbannten Feldherrn zu sehen. Bei der in Aeschylos Persern unverkennbaren Tendenz, die Unbesiegbarkeit von Hellas, insbesondere von Athen gegenüber von Asiens Macht als ein Gesetz des ewigen Schicksals vorzustellen, schliefst der Verf. mit Recht, dafs diese Vorstellung von der zeitgemäfsen Absicht der Stärkung und Ermuthigung für den bevorstehenden Krieg geleitet war. Allein diese Absicht schliefst weder eine ausdrückliche Richtung gegen die Person des Themistokles, noch einen Widerspruch gegen die vor vier Jahren gegebene Darstellung derselben Perserniederlage von Phrynichos mit Nothwendigkeit ein. Dafs es damals Phrynichos ganz direkt auf Verherrlichung des Themistokles angelegt gehabt, ist nach Allem, was wir sonst an der attischen Tragödie bemerken und von der Empfindlichkeit dieser Demokratie für öffentliche Feier eines Einzelnen wissen, nicht leicht anzunehmen. Und dafs Aeschylos gegen eine solche Vorstellung gearbeitet, davon läfst seine Persertrilogie, so weit wir sie kennen, keine Spur bemerken. Uebrigens ist schon der Umstand, dafs Phrynichos zuerst sowohl in der Eroberung von Milet, als in der Perserbesiegung Zeitereignisse auf die Bühne gebracht hat, ein hinreichendes Zeichen für die politische Tendenz seiner Poesie, und erscheint er hiernach immerhin, auch in dieser Rücksicht als ein Vorgänger des Aeschylos.

Nächst den Zügen der Verwandtschaft im Styl des Phrynichos mit dem des Aeschylos erwägt der Vf. auch den Unterschied beider. Zur Bestimmung dient, was überliefert ist vom allmähligen Hervorgange des Drama aus der chorischen Lyrik, vom Vorwiegen des Chorgesanges und Tanzes noch bei Phrynichos, und von der Beschränkung dieser Elemente durch Aeschylos, der den zweiten Schauspieler einführte. Für die Weise des Phrynichos besonders bezeichnend ist die Notiz über den Anfang seiner Phönissen. „Da das Stück — bemerkt der Verf. — nach der ausdrücklichen Angabe des Glaukos mit dem Bericht von der Niederlage begann, so konnte der weitere Verlauf des Drama keine neuen Verwickelungen bringen, sondern er war darauf beschränkt, ein Auseinanderlegen der Stimmungen und Situationen im Verhältnifs zu diesem Factum zu sein; es war hier kein Fortschreiten der Handlung, sondern nur der Situationen; es war kein Drama, sondern *dramatisirte Lyrik*." Der eine Schauspieler konnte den drei nacheinander eintretenden Chören in den Rollen, zuerst als Eunuch, der den Sitzungssal ordnet und den Prolog spricht, dann etwa als Atossa, zuletzt als Xerxes gegenübertreten, sein Dialog aber und Wechselgesang mit den Chören, die parthienweisen und vereinigten Chorgesänge, Alles konnte nur ein schon gegebenes Factum in seinen Anwendungen ausführen, „das Ganze war wesentlich *Eine Tragödie*, aber nach dem Auftreten der drei Chöre in eben so viele Haupttheile gespalten; es war eine *trilogische Composition*." Hiermit des Aeschylos Perser verglichen, zeigt sich, „welche Vertiefung die dramatische Kunst durch Aeschylos erfahren hat." „Er begann das Drama mit der Besorgnifs, statt mit der Entscheidung, er brachte damit Bewegung in die Figuren, Fortschreiten in ihre Stimmungen, dramatisches Interesse in die Composition, und durch die Art, wie er den Schatten des Dareios hereinführte, vermittelte er über den Bereich der einzelnen Tragödie hinaus ihre Verbindung mit einer vorhergehenden und einer folgenden." Dies also der Stylunterschied. Ueberall scheint Phrynichos das Factum des Drama von vornherein zu Grund gelegt und nur lyrisch, nicht dramatisch entwickelt zu haben. Dies macht der Vf. auch von seiner *Alkestis* wahrscheinlich. Das Bruchstück nämlich aus dieser Tragödie, darf nach seiner anapästischen Form dem Eingangslied, also dem Anfange

des Stücks zugeeignet werden und setzt nach der richtigen Erklärung des Verfs. bereits die Todesschauer der Heldin voraus. Von diesen Punkten aus macht der Verf. einen Ueberblick über die ganze Geschichte der attischen Tragödie nach den Stufen der Composition.

Schon vor Aeschylos gegeben ist die trilogische Eintheilung der Tragödie und die tetralogische der Aufführung. Denn der tragischen Chöre sind drei schon bei Phrynichos, und die Satyrn, die den vierten und das Nachspiel machen, sind der ursprüngliche tragische Chor, der, nachdem er zuerst durch Thespis verdrängt war, vom Volk wiedergefordert, den Tragödien-Chören nun angehängt wurde. Wenn aber durch die Tragödien-Chöre Phrynichos *eine* Handlung in drei Situations-Absätzen entwickelte, so erweiterte Aeschylos diese Form dahin, dafs er drei durch einen inneren Gedanken verbundene Handlungen umfafste und an die Stelle einer dreitheiligen Tragödie drei verbundene Tragödien setzte. „Und so gewaltig war diese organisch bildende Kraft, dafs sie selbst über das Gebiet der Trilogie hinüberzugreifen und das Satyrspiel sich einzubilden vermochte. So die *Tetralogieen* des Aeschylos."

In der weiteren Entwicklung des Begriffes der Tetralogie giebt der Verf. einen Abrifs dessen, was ich in meinen „Beiträgen zur Kenntnifs der trag. Poesie der Griechen" herausgestellt habe. Er ist dabei in einem besondern Punkt (S. 15) der Meinung mich zu berichtigen, während er annimmt, was ich auseinandergesetzt habe. Die alten Gelehrten — zeigte ich dort — unterschieden zwischen Tetralogieen im engeren Sinne und Trilogieen in der Art, dafs sie mit *Tetralogie* vier durch Handlung oder Begriff verbundene Dramen (das vierte mochte nun ein so verbundenes Satyrspiel oder eine Tragödie sein), mit *Trilogie* die drei Tragödien einer Composition bezeichneten, wenn denselben das in der Aufführung dazu gehörige Satyrspiel *nicht* nach Fabel oder Begriff obligat erschien. In diesem Sinne — hab' ich eben dort erinnert — sei das Scholion zu den Fröschen 1122 zu fassen, wornach einige Gelehrte die Oresteia eine Tetralogie nannten, Aristarch aber und Apollonios eine Trilogie, „abgesondert vom Satyrspiel." Sie nämlich betrachteten das Satyrspiel Proteus als ein blofses Nachspiel zur Oresteia, jene andern Gelehrten, wegen Anschlusses der Fabel an jene der drei Tragödien und Verwandtschaft der Motive, als Glied derselben Dichtung. Eben dies wiederholt der Vf. nur in etwas engeren Ausdrücken, als wäre es von meiner Ansicht verschieden und hätte ich das Scholion dahin erklärt, „dem Aristarch und Apollonios sei das Satyrspiel mehr tragisch als satyrisch erschienen;" was gerade das Gegentheil meiner Erklärung ist. Als ein reines Satyrspiel, ein blofses Nachspiel müssen sie es — hab' ich dort gesagt — betrachtet haben, weil sie die drei Tragödien als eine in sich geschlossene Composition Trilogie nannten und von ihrem poetischen Ganzen das Satyrspiel trennten. Jene andern Gelehrten aber — bemerkte ich — welche dieselbe Vorstellung Tetralogie nannten, müssen das Nachspiel Proteus für poetisch mit den drei Tragödien verbunden, für einen Theil der Oresteia selbst erachtet haben. Und ich zeigte an der Oresteia und am Proteus, so weit er uns bekannt ist, dafs beide Ansichten ihre Gründe hatten, und führte als Beleg dafür, dafs der Proteus wirklich von einigen Gelehrten zu den Tragödien gerechnet worden, den Umstand an, dafs er bei Athenäus als der „*tragische Proteus*" citirt wird; wobei ich zugleich erinnerte, dafs es nicht etwa, wie *Welcker* und nach ihm der Vf. gemeint, einen vom Satyrspiel verschiedenen tragischen Proteus des Aeschylos gegeben habe, sondern das, was unter dem „tragischen Pr." angeführt wird, sichtlich eben dem Stück angehöre, welches Nachspiel der Oresteia war. Das Resultat also dieser Auseinandersetzung hat der Vf. aufgenommen, erklärt aber (Note 4) den Ausdruck „tragischer Proteus" bei Athenäus für einen blofsen Irrthum. „Der Beisatz τραγικός, sagt er, wäre seltsam, wenn nicht der Gegensatz gegen ein σατυρικός damit bezeichnet sein sollte." Dies spricht ja gerade für meine Erklärung, dafs jene Gelehrten kein σατυρικόν engeren Sinnes im Proteus erkannten. „Die erhaltene Didaskalie — setzt der Verf. hinzu — zeige, dafs die currente Bezeichnung Πρωτεὺς σατυρικός war." Auch Dies gehört nothwendig zu meiner Ansicht; denn sonst hätten ja Apollonios und Aristarch kein Recht gehabt, es von der Oresteia als einer Trilogie abzusondern. Eine currente Bezeichnung aber kann niemals eine andere, von Einigen aus besondern Gründen vorgezogene ausschliefsen. —

Indem ich gegen diese sehr verzeihliche Flüchtigkeit des Verfs. mein Recht wahre, bin ich doch weit mehr erfreut, von ihm Alles angenommen zu sehen, was ich, im Widerspruche mit den herkömmlichen Begriffen, vom Zusammenhang Euripideischer und Sophokleischer Tetralogieen aufgewiesen habe. Ich habe inzwischen diese Nachweisungen noch vermehren können. Meine Schrift: „Sophokles" enthält die Gründe dafür, dafs die beiden Oedipe und Antigone zu *einer* Vorstellung vom Dichter verbunden worden, nebst der Andeutung, dafs die Antigone auch bei ihrer ersten Aufführung nicht allein stand. Ferner glaube ich daselbst ein Beispiel *der* Composition, wie ich sie mehrfach bei Euripides gezeigt, nun ebenfalls bei Sophokles aufgedeckt zu haben, drei Tragödien nämlich, die, gleichzeitig aufgeführt, nicht der Fabel, sondern dem inneren Begriffe nach zusammengehörten. Diese Behauptungen werden Viele für leichtsinnig halten. Ich bitte sie, die Gründe nachzusehen. Der Verf. hat mir auch in der zweiten Auflage seiner Uebersetzung von Aeschylos Werken das Vergnügen gemacht, auf meine Ansichten einzugehen. Für einen Bericht über die darin enthaltenen neuen Erläuterungen, den ich demnächst geben will, verspare ich die Mittheilung einiger auch dem vorstehenden Aufsatz einverleibten Bemerkungen über Stücke des Aeschylos.

Adolf Schöll.

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LXIV.

Reginonis abbatis Prumiensis libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. — Ad optimorum codd. fidem recensuit adnotationem duplicem adiecit F. G. A. Wasserschleben, J. U. Dr. etc. Lipsiae, 1840. ***sumtibus G. Engelmann. XXVI. et*** 526 ***pp.*** 8.

In Folge des in unsern Tagen zu neuem Leben wieder erwachten Studiums des kirchlichen Rechts sind die verschiedenen Seiten dieser Disciplin mit mehr oder weniger günstigen Erfolgen gefördert worden. Abgesehn von der Umgestaltung, welche dieser Rechtstheil durch die fortschreitende Entwickelung der Zeit selbst nothwendig zu erfahren haben wird, kann zunächst als eine Hauptaufgabe in diesem Gebiete immer die Begründung eines auf wissenschaftlicher Basis beruhenden praktischen Systems betrachtet werden, also eine auf historisch-exegetischem Fundamente erbaute Dogmatik des kanonischen und Kirchenrechts. Da das Material, welches hierzu verwendet werden darf, sich nicht in abstracto, sondern immer nur für die einzelnen Institute als brauchbar oder verwerflich ergiebt, so läfst sich für die Forschung keine Zeitgrenze ziehen, und dieses gerade hier um so weniger, als das jetzt bestehende kanonische Recht sich mit dem älteren im innigsten Zusammenhange befindet und meistens erst durch ein Zurückgehen auf die ersten Anfänge wahrhaft verständlich wird. Die Förderung der Einsicht in die Quellen des älteren Rechts bringt daher stets Gewinn für die Erforschung der späteren Rechtsmonumente und wird damit bedeutungsvoll für das Verständnifs des geltenden Rechtssystems selbst. In vorzüglichem Grade gilt dies natürlich von der Quellenmasse, aus welcher die das Corpus juris canonici bildenden Sammlungen, insbesondere das Gratianische Decret und die Gregorianische Decretalen-Sammlung hervorgegangen sind.

Leistungen, hoher Anerkennung werth, haben wir den neueren Bestrebungen zu danken, von denen nur an die treffliche Ausgabe des *Richter*'schen Corpus jur. can. erinnert werden mag; dennoch bleibt für die genetische Entwickelung der einzelnen Quellen selbst, für den Text, die In- und Subscriptionen u. s. w. noch viel zu thun übrig und nur der vereinten Kraft Vieler wird nach und nach gelingen, was die Wissenschaft fordert. Nicht wenige Quellen, die bisher ganz unbekannt geblieben sind oder deren Dasein nur vermuthet werden kann, sind ans Tageslicht zu ziehen; andere, welche nur handschriftlich vorhanden, müssen genauer untersucht, es mufs ihr Verhältnifs zu den übrigen festgestellt und den Umständen nach ein Abdruck besorgt werden; von den bereits gedruckten sind bessere Ausgaben zu schaffen.

Alle diese Desiderien darf man wohl als allgemein anerkannt betrachten, und eben so ist nicht zu leugnen, dafs es an Eifer für deren Befriedigung keineswegs fehle. Unter denen, welche erfolgreich ihre Studien auf diesen Punkt hin gerichtet haben, verdient Hr. Dr. Wasserschleben (jetzt aufserord. Professor zu Breslau) eine rühmliche Erwähnung. Die von ihm begonnenen Untersuchungen lassen eine Fortsetzung derselben als sehr wünschenswerth erscheinen. Recensent hat es hier zwar zunächst nur mit der von Hrn. W. besorgten Ausgabe des Regino zu thun, da er an einem andern Orte bereits über des Vfs. „*Beiträge zur Geschichte der vorgratianischen Kirchenrechtsquellen.* Leipzig, 1839" besonders berichtet hat; indessen kann er doch nicht umhin, auf diese Beiträge wieder zurückzukommen, da sie gröfseren Theils unmittelbar mit Regino zusammenhängen und „das Ergebnifs von Untersuchungen sind, zu welchen die Vorarbeiten für die kritische Ausgabe von Regino den Verf. führten". Die erste und zum Theil die vierte Abhandlung, „Ueber Regino's libri II. de synodalibus

causis etc., ihre Quellen und ihr Verhältnifs zu späteren Sammlungen — Beiträge zur Geschichte und Kenntnifs der Beichtbücher", bilden im Auszuge den wesentlichen Inhalt der Praefatio editoris. Die beiden andern Abhandlungen bieten uns hier nur ein mittelbares Interesse, daher es genügen mag mit wenigen Worten deren Resultate anzudeuten.

In der zweiten Abhandlung „die Collectio duodecim partium und ihr Verhältnifs zum Decrete des Burchard von Worms" sucht der Verf. gegen Theiner (disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones etc. Romae 1836. 4. p. 308 seq.) auszuführen, dafs die Sammlung der 12 Bücher nicht Quelle des Burchard sei, sondern dafs vielmehr das umgekehrte Verhältnifs stattfinde. Rec. trägt kein Bedenken, das Resultat des Verfs. als wohl begründet anzuerkennen.

In der dritten Abhandlung: die Collectio trium partium, Jvo's Decret und dessen Pannormie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse „bespricht Hr. W. vorzüglich die in neuerer Zeit mehrfach in Frage gestellten Collectionen des Jvo von Chartres und erörtert namentlich gegen Theiner (Ueber Jvo's vermeintliches Decret. Mainz 1832 und disquisitiones criticae p. 141 seq.), dafs wenn auch das Decret nicht mit Sicherheit dem Jvo beigelegt werden dürfe, was von der Pannormie unzweifelhaft ist, die collectio trium partium in in ihrem dritten Abschnitte (Auszüge aus Kirchenvätern, dem römischen und fränkischen Recht) nicht die Quelle des Decrets, sondern vielmehr aus diesem selbst geflossen sei.

Doch wenden wir uns nun zu unsrer eigentlichen Aufgabe, über Regino und was der Verf. für denselben geleistet hat, zu berichten.

Wenn wir vorhin auf die Bedeutsamkeit der ältern Rechtsquelle für die wissenschaftliche Auffassung der spätern und jetzigen Praxis hinzuweisen für nöthig erachteten, so ist nicht leicht eine andere Schrift mehr geeignet, zum Belege dafür zu dienen, als gerade Regino's. Die kirchliche Visitation, wie sie in eignen Conventen, den sogenannten Laiensynoden, während des Mittelalters, ja in mannigfacher Uebereinstimmung damit auch jetzt noch in der katholischen Kirche vollzogen wird, tritt uns in diesem Werke vollständiger, als irgend sonst, entgegen, und ganz richtig bemerkt Hr. W.: „collectio nostra veram atque sinceram disciplinarum et consuetudinum, quales illis vigebant temporibus, adumbrat imaginem, inprimisque de ratione procedendi in causis synodalibus ita nos instruit, ut vel hodie praecipuum uberrimumque nobis praebeat fontem ad cognoscendam in rebus ecclesiasticis praxin et usum forensem". Die Wichtigkeit der Schrift Regino's wird aber erhöht durch ihr Verhältnifs zu andern Rechtsquellen, wodurch sie theils unmittelbar, theils wenigstens mittelbar als die Grundlage der bedeutendsten älteren kirchenrechtlichen Collectionen erscheint. Vor allen ist es Burchard von Worms, welcher für sein „magnum decretorum volumen" den Regino ausgebeutet hat und wegen mancher aus einer corrumpirten Recension desselben entlehnten oder auch selbst geschaffenen Irrthümer Anlafs zu vielen Fehlern bei den späteren Sammlern geworden ist. Als das geeigneteste Mittel, die nöthigen Emendationen zu bewirken, mufste hier wohl eine kritische Ausgabe Regino's selbst sich darbieten und so verdient das Unternehmen des Hrn. W., der sich dieser Arbeit unterzog, gewifs schon an und für sich vollen Beifall und dies in um so höherem Grade, als die Ausführung des Werks eine wahrhaft tüchtige genannt werden darf.

Der Herausgeber berichtet in der ersten Abhandlung der Beiträge und in der Vorrede der Edition selbst über Regino's Schicksale und Arbeiten. Wesentlich Neues war hier nicht zu ermitteln. Geboren zu Altrip am Rhein war Regino von 892—899 Abt des Benedictiner-Klosters Prüm und ging dann ins Kloster St. Maximini zu Trier, wo er auf den Wunsch des Erzbischofs Ratbod ums Jahr 906 das hier zu besprechende Werk vollendete, und im J. 915 starb. Ueber seinen Zweck, dem praktischen Bedürfnisse zu begegnen, erklärt sich Regino selbst in der Zuschrift an den Erzbischof Hattho von Mainz, welche Hr. W. zuerst aus einem Codex zu Trier bekannt gemacht hat. Aus derselben hat der Herausgeber auch den ursprünglichen Titel des Werks hergestellt: de causis synodalibus et disciplinis ecclesiasticis:, da die sonst allgemein angenommene Ueberschrift: de causis synodalibus et religione Christiana: erst von späteren Abschreibern herrührt.

Das Werk besteht aus zwei Büchern, deren erstes die Cleriker und kirchlichen Objecte, das zweite aber die Laien und deren Vergehen beurtheilt, im Ganzen mit Anschliefsung an die Ordnung, die in vom Verfas-

ser aufgenommenen Inquisitionsformularen (lib. I. im Eingange, lib. II. cap. 5.) befolgt ist und welche der Herausgeber noch specieller (Beiträge S. 2. Anm. *. Praef. editionis p. X. not. *) nachweist. Ob hierbei ältere Muster dem Regino gedient haben, hat Hr. W. nicht näher untersucht. Indem er die von Baluze, den Ballerini und Andern geäufserte Ansicht verwirft, als ob des Martinus von Braga collectio canonum zum Vorbilde gedient habe, bezieht er sich namentlich auf die „forensis consuetudo dioecesis Trevirensis". Diese consuetudo hatte aber sicher eine ältere Grundlage: denn die Capitula inquisitionis des ersten Buchs haben manche Aehnlichkeit mit denen, welche wir bei Hincmar finden (opera T. I. pag. 716 vergl. Praef. pag. XIII. not. *) und die Formulare des zweiten Buchs scheinen zum Theil auf älteren fränkischen Schlüssen zu beruhen, wie der Herausgeber selbst deren mehr erwähnt hat (s. Beiträge S. 12 vergl. *Biener* Beiträge zur Geschichte des Inquisitions-Processes S. 32. 33). Um hier zu befriedigenden Resultaten zu gelangen, wird die Ermittlung mancher dieser Synoden mit ihren vollständigen Acten zuvor erfolgen müssen. Erst dann werden auch manche noch obwaltende Zweifel über die Quellen Regino's überhaupt beseitigt werden können: denn so viel sich mit Hilfe handschriftlicher und gedruckter Hilfsmittel jetzt aufklären liefs, ist, wie wir gestehen müssen, vom Herausgeber geleistet worden und nur einzelne Nachträge vermögen wir vorläufig hinzuzufügen.

Das Material, dessen sich Regino für sein Werk bedient hat, besteht aus I. griechischen, afrikanischen, gallischen und spanischen Synodalschlüssen, und Decretalen. Die griechischen sind, mit Ausnahme des can. 28. von Laodicea *), in lib. I. cap. 57, aus dem vermehrten Dionys-Hadrianischen Codex entlehnt. Eben so die afrikanischen, mit wenigen Ausnahmen **); desgleichen die römischen Decretalen, so weit sie sich in der Hadrianischen Collection finden, die übrigen aus der Collectio Hispana, eben so wie die gallischen, spanischen Canones und die Capitula Martini Bracarensis.

Regino bediente sich aber nicht der Dion-Hadriana und Hispana selbst, sondern andrer spätrer Sammlungen, nämlich *a*) des vierten Buchs einer ungedruckten Collection (Codex Vatican. nro. 1352. und in andern Manuscripten, vergl. Beiträge S. 4 folg.), mit Canones, Decretalen, Stellen aus Kirchenvätern und Pönitential-Canonen; *b*) der Collectio antiqua canonum poenitentialium d'Acheriana (öfter in Handschriften und herausgegeben im Spicilegium von d'Achery (ed. II. Paris 1723 fol.). Tom. I. pag. 510 seq.); *c*) des liber de vitiis et virtutibus von Halitgarius (bei Canisius lectiones antiquae (ed. Jac. Basnage. Antverp. 1725. fol.). T. II. P. II. p. 88 seq.); *d*) Rabani Mauri Briefe ad Humbertum, Reginbaldum, Herimbertum (aus dem Codex Coloniens., jetzt zu Darmstadt, nro. 118.); *e*) einer der Collectio Anselmo dedicata verwandten Sammlung. II. Die Stellen patristischer Literatur sind fast sämmtlich aus der vorhin sub a) erwähnten Collectio Vaticana entlehnt, ausgenommen einige Fragmente der Regel des h. Benedictus, des Ambrosius, Hieronymus und Ferrandus. III. Canones deutscher und gallischer Synoden des neunten Jahrh. meistens aus den einzelnen Acten; desgleichen Fragmente aus den Decretalen Nicolaus I. aus dem Originale, die Wormser Synode von 868 und die Capitula Hincmari Remensis (bei Regino Concilium Remense) aus dem Codex Colon. 118 cit. IV. Fränkische Capitularien aus Ansgisus, Benedictus und andern Sammlungen derselben. V. Römisches Recht aus dem Breviarium Alaricianum. VI. Bufs-Canones aus den oben genannten Pönitential-Büchern, und besonders aus dem Codex Colon. n. 118. (gedruckt in den Beiträgen S. 126 folg.). VII. Eides-, Freilassungs-, Bannformeln, so wie die literae formatae aus der Praxis.

Diese Materialien hat Regino fast ohne Ausnahme in der Form beibehalten, in welcher er sie vorfand, und nur hin und wieder hat er sich Veränderungen erlaubt, namentlich durch Contraction einzelner Canones, wie bei der Synode von Mainz vom J. 847, von Worms 868 (vergl. lib. II. cap. 226. 228—230 u. a.). Zur Verbindung der Gedanken oder zum Uebergange fügt der Verf. auch Einzelnes selbst hinzu. Der Herausgeber bezeichnet solche Stellen mit: Verba fortasse Reginonis oder Haec sunt verba Reg. (M. vgl. p. 188 not. n. 205 not. g. 255 not. p. r. 316 not. c.) s. auch lib. II. cap. 88 in fin. cap. 121 in fin. cap. 390 in fin. cap. 422 in fin.

Die Quellen werden sorgfältig bei jedem Capitel

*) Dieser ist nach der Versio Isidori aus dem Codex Vaticanus nro. 1352. cap. 312 mitgetheilt.

**) Z. B. lib. I. cap. 255. 409. nach der Hispana Coll. aus der Collectio d'Acheriana III, 154, 79.

nachgewiesen; doch finden wir nicht selten die Notiz: caput incertum. In den meisten Fällen wird damit nicht etwa die Ungewifsheit der Quelle bezeichnet, aus welcher Regino unmittelbar geschöpft hat, sondern der eigentliche Ursprung selbst, welchen ebenmäfsig der Herausgeber zu ermitteln bemüht war. Freilich ist bei nicht wenigen Stellen ein früherer Ursprung nicht nachweisbar, da Regino aus Originalen schöpfte und wir in ihm selbst, weil jene nicht mehr vorhanden sind, die nächste Quelle besitzen. Auch hierbei hat Hr. Dr. W. nach Möglichkeit aufzuklären gesucht. (M. vgl. die Beiträge S. 12. 22 folg. 168 folg. (über die Canones von Tribur). Praef. editionis p. XIII lib. I. c. 12 not. m. p. 32 lib. I. c. 128. 129. lib. II. c. 204 not. r. pag. 295 u. a. m.). Bei solchen anderweit nicht bekannten Mittheilungen darf man aber Regino vollen Glauben schenken, da wir sonst die gröfste Treue und Sorgfalt erkennen und nur in wenigen Fällen wirkliche, jedoch sicher nicht beabsichtigte Irrthümer (wie bei Burchard von Worms) entdecken; wie bei lib. I. c. 321. Diese Stelle ist aus der Decretale des Siricius an den Himerius von Tarracona cap. 5., von Regino entlehnt aus dem Codex Vatic., wo jede Inscription fehlt, und bezeichnet: ex Concilio Toletano (s. editio p. 153 not. t). Ein ähnlicher Irrthum findet sich lib. I. cap. 392. (s. ed. p. 178 not. p) lib. II. cap. 272. (s. ed. p. 319 not. m). Freilich ist selbst hier zu erwägen, dafs nicht selten manche Synodalschlüsse und Decretalen auf späteren Synoden recipirt, seitdem als wirklich auf diesen erlassen betrachtet wurden und so spätere Sammler bestimmt werden konnten, dergleichen Satzungen als diesen Synoden angehörig zu behandeln.

Aufzuklären bleibt noch die vollständige Quelle für einzelne Fragmente der Capitularien, für mehre canones Remenses, Turonenses, Nannetenses, Moguntini u. a., selbst für das Bruchstück eines Annalisten (s. lib. I. cap. 280.) u. a., und ganz besonders für mehre canones poenitentiales.

Die Geschichte der Beichtspiegel, für die Sitten- und Zeitgeschichte im Allgemeinen und die Geschichte der Rechtsquellen im Besondern von der höchsten Wichtigkeit, liegt noch immer in tiefen Dunkel gehüllt, obgleich Hr. Dr. W. in der vierten Abhandlung seiner Beiträge höchst dankenswerthe Aufschlüsse mitgetheilt und für die Ausgabe des Regino nicht ohne Glück benutzt hat. Erst durch die vollständige Beschreibung und resp. den Abdruck aller in Manuscripten sich vorfindenden Beichtbücher können genügende Resultate gewonnen werden. Ein grofser Reichthum ergiebt sich schon aus den Handschriften-Catalogen im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Dazu kommt der Nachweis über den Codex Vindobon. jur. can. nro. 116. in gr. 8. und Herbipolit. theol. nro. 32. in 4to vom Oberappellations-Gerichtsrath Bickell in Richter und Schneider: kritische Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft. Leipzig, 1839. B. V. S. 397 folg., denen der Unterzeichnete nächstens noch andere zufügen wird, von denen er zum Theil schon hier Gebrauch zu machen veranlafst ist.

Ob Regino die so reichlich in seiner Sammlung vorhandenen canones poenitentiales sämmtlich aus selbstständigen Beichtbüchern entlehnt oder zum Theil aus intermediären Collectionen geschöpft *habe*, namentlich aus der Coll. Vaticana u. s. w. kann noch zweifelhaft scheinen. Sicher aber ist jedenfalls, dafs von ihm mehre libri poenitentiales gebraucht worden seien (vergl. lib. I. c. 132. 174. 285. 292. 295 u. a. m. und dazu die Noten des Herausgebers). Die judicia, canones etc. Theodori Cantuariensis archiepiscopi, welche die Existenz eines eignen liber poenitentialis noch nicht zweifellos machen, sind von Regino in ihrer Integrität wohl nicht zu Rathe gezogen *). Dagegen scheint jetzt wohl die Benutzung des *Beda'schen Beichtbuchs* unbedenklich angenommen werden zu können.

*) Hätte Regino die judicia Theodori gebraucht, so würde sich mehr Fragmente bei ihm vorgefunden haben, die jenem beigelegt zu werden pflegen (s. des Herausgebers Beiträge S. 80 folg. 117 folg. 125). Auch von dem in einer Corvey'schen Handschrift (s. oben im Texte) befindlichen Abschnitte: Incipit de poenitentia et remissione peccatorum Theodori Archiepiscopi: Prima itaque remissio est etc. enthält Regino nichts.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Reginonis abbatis Prumiensis libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. — Ad optimorum codd. fidem recensuit adnotationem duplicem adiecit F. G. A. Wasserschleben.

(Schlufs.)

An der Abfassung eines liber poenitentialis durch Beda Venerabilis ist mit Grund wohl nie gezweifelt worden. Der früher für Beda's Werk gehaltene liber de remediis peccatorum oder animarum ist indessen schon von den Ballerini dem Egbert von York vindicirt (de antiq. collect. Pars IV. cap. VI. §. 2. Gallande Sylloge. T. I. p. 603). Hr. Dr. Wasserschleben hat nun in dem Codex Colon. nro. 118. (jetzt in Darmstadt) sec. X, „Capitula de judicio poenitentium" gefunden und in den Beiträgen S. 126 folg. abdrucken lassen, welche vollständiger als Egberts Werk sind, ja als deren Auszug dasselbe betrachtet werden kann. Da nun in Handschriften Egberts Schrift als: Excerptum de canonibus catholicorum patrum etc. erscheint, Beda's liber aber dem Egbert am nächsten lag, so schliefst Hr. W.: „Wir würden also in der Darmstädter Sammlung eine Quelle aufgefunden haben, aus welcher nicht allein Regino, sondern auch Egbert schöpfte, und welche *wahrscheinlich* den *Beda* zum Verfasser hat". Der Codex enthält übrigens nur die „Capitula de judicio poenitentium; der ordo ad dandam poenitentiam, wie ihn Regino lib. I. cap. 297 folg. *vielleicht* aus derselben Sammlung unter der Inscription: Ex Theodori Archiepiscopi vel Bedae Presbyteri Poenitentiali aufgenommen hat, fehlt hier" (Beiträge a. a. O. S. 125). Was Hr. Dr. W. hier mit einem: *vielleicht*: bezeichnet, ist *zur Gewifsheit* geworden, und was er rücksichtlich des Verfs. als: *wahrscheinlich*: äufsert, dürfte jetzt für *fast unbedenklich* gehalten werden können. Der Unterzeichnete hat nämlich in einem früher dem Kloster Corvey zugehörigen, jetzt im Domarchiv zu Paderborn befindlichen Codex des 10ten Jahrhunderts (zum Theil wohl selbst des 9ten) unter mehren andern Fragmenten und Sammlungen auch den von Hrn. Dr. W. im Codex Colon. entdeckten Beichtspiegel aufgefunden, und zwar sowohl die Capitula, als den ordo etc. Während der Codex Colon. den Verf. der Capitula nicht namhaft macht, findet sich in der Corvey'schen Handschrift ausdrücklich Beda's Name. Nach der Abschrift des dem Halitgarius beigelegten Bufsbuches folgt als Uebergang dieser Passus: *Audivimus* (leg. addimus) *etiam huic operi penitentialem venerabilis Bede presbiteri*. et idcirco adnectandum u. s. w. ganz wie in dem: Antiquus Poenitentialis Romanus e scrinio ecclesiae Romanae ab Halitgario exscriptus: bei *Morinus* commentar. in administrat. sacram. poenitentiae (Antwerp. 1682. fol.) Appendix. fol. 5. — Daran schliefst sich: Prologus Bede presbiteri: De remediis peccatorum etc., die dem Egbert nach der Ballerini Vorgange beigelegte Vorrede (s. Regino lib. I. cap. 304.) und das: Excerptum de canone Catholicorum patrum etc. (Mansi Coll. Concil. XII. f. 489. Morinus a. a. O. fol. 11. jedoch mit Abweichungen). Darauf folgt: Incipit qualiter suscipere debeant penitentem episcopi vel presbiteri (Morinus a. a. O. f. 12 seq. Regino lib. I. cap. 297—303, jedoch mit einzelnen Abweichungen) und der Ordo ad dandam penitentiam (Morinus a. a. O. fol. 15 sq. Regino lib. I. c. 304, mit Abweichungen und ohne die bei Regino vorhandenen Interrogatorien). Nach mehren Gebetsformeln folgt ein neuer vom Contexte nicht gesonderter Abschnitt: Incipiunt capitula de judicio penitencie: und der Index von 46 Capiteln, der aufser ganz unbedeutenden Differenzen mit dem bei W. in den Beiträgen a. a. O. stimmt (der Unterschied des einen Capitels rührt daher, dafs beim doppelten item sequitur, c. 44. 45. bei W., nicht die wiederholte Angabe des Capitels steht). Der Text selbst

weicht ebenfalls, einzelne Varianten ausgenommen, nicht ab; der Corvey'sche Codex schliefst aber schon mit c. 46. bei W. gegen das Ende: et tribuet medietatem in elemosina sua.

Dieses dem Beda somit beizulegende Bufsbuch ist fast vollständig in Regino übergegangen. Fortgeblieben sind nur die Capitel 21. 23—29. 31. 33. 36. 37. u. 47. Der Herausgeber hat im Index p. 525 das c. 4. u. 16. nicht mit aufgeführt, jenes findet sich aber lib. II. c. 252., dieses lib. II. c. 53.

Zu den zwei Büchern Regino's kommen in der Ausgabe des Hrn. Dr. W. noch *drei Anhänge* (vgl. Beiträge S. 17. 18. Praefatio edit. p. XIII. XIV). Der erste ist bereits vom Erzbischof Rotger von Trier im Jahre 922 oder 927 benutzt worden. In den ältesten Manuscripten Regino's finden sich nur die 28 ersten Capitel dieses Anhangs. Hr. W. hält sie deshalb für die ältesten, die allenfalls von Regino selbst hinzugesetzt sein können, da in ihnen offenbar die Collectio Vaticana benutzt ist (Beiträge a. a. O.). In der Praef. l. c. legt er aber darauf weiter kein Gewicht und erklärt: haud multo post Reginonem confecta esse videtur: — Ein sichres Resultat ist hier natürlich nicht möglich. — Es finden sich darin übrigens einige griechische Canones nach der Dionysius'schen Version, mehre Canones des sog. Concil. Carthag. IV., einige gallische und spanische Schlüsse nebst zwei Fragmenten von Decretalen des Papsts Innocenz nach der Coll. Hispana, mehre Capitularien, ein Schlufs des Concils ad S. Medardum, ein canon poenitentialis, ein dictum S. Apollonii und mehre Stellen aus dem Breviar.

In einem ehemaligen Helmstädter Codex, jetzt zu Wolfenbüttel (inter Helmstad. nro. 52. fol. sec. X.) folgen unmittelbar auf die 28 Capitel noch 28 andere, so dafs diese 56 ein Ganzes bilden, weshalb der Herausgeber sie dem ersten Anhange zufügte, nicht wie Baluzius, der sie in den zweiten Anhang versetzt hatte. Diese letztern 28 Capitel bestehen aus gallischen und spanischen Schlüssen, einem Canon des sog. Conc. Carth. IV., einem Capitel aus Martinus von Braga (nicht von Bergen, wie S. 17 der Beiträge steht), einigen Tribur'schen Canones, einem Fragmente des Frankfurter Concils von 952, Decretalen des Gelasius und Symmachus (aus Dionys), Briefen Gregor's I., Nicolaus I., Stellen aus Augustin, Basilius und 2 Stellen aus Benedicts Capitularien-Sammlung.

Bisher waren diese 28 letzteren Capitel nur aus der Helmstädter Handschrift bekannt. Jetzt hat der Unterzeichnete einen dieser verwandten andern Codex kennen gelernt, über welchen eine nähere Notiz hier um so mehr am Ort ist, als über eine Lücke in der Ausgabe des Hrn. W. mittelst desselben Aufschlufs und resp. Ergänzung gegeben werden kann.

Die erste Kunde von diesem Codex erhielt ich durch Hrn. Dr. Binterim, zugleich mit der Bemerkung, dafs der in seiner: pragmatischen Geschichte der deutschen National.... Concilien B. I. S. 256 (vgl. auch Hrn. W. in der praefatio p. XXI) erwähnte nicht mit jenem identisch sei, letzterer vielmehr aus Helmstädt herrühre, jedoch von dem durch Baluzius benutzten mehrfach abweiche. Die Handschrift Regino's, deren wir hier gedenken, befindet sich in der königl. Bibliothek zu Düsseldorf, ohne weitere Bezeichnung als: Iste liber est conventus de Werden. Liber Sancti Ludgeri. Bei der Aufhebung der ehemaligen Reichsabtei Werden ist sie dieser Bibliothek einverleibt worden. Sie ist in Folio, auf Pergament, 129 Blätter stark und scheint ins eilfte Jahrh. gesetzt werden zu *dürfen*. Der Text im Ganzen gehört der interpolirten Recension Regino's an (s. darüber weiter unten), so dafs die Nichtbenutzung durch Hrn. Dr. W. seiner Ausgabe nicht besondern Abbruch gethan hat. Für die Verbesserung des Textes und der Inscriptionen ist daraus kein eigentlicher Gewinn zu erzielen, wie eine sorgfältige Vergleichung ergeben hat *). Die Lesarten sind fast immer die des Wolfenbüttler, Helmstädter, Wiener, Pariser Codex; am nächsten aber steht die Handschrift der Helmstädter — wie in dieser findet sich auch in ihr lib. I. c. 44. b. (s. die Ausgabe p. 45 not. *) — ja nicht unwahrscheinlich ist eine die Abschrift der andern.

Der Codex beginnt mit einem Index, der sämmtliche Capitel, auch die Nachträge der interpolirten Recension verzeichnet. An den Index schliefst sich zunächst eine kleine Sammlung von 5 Capiteln. Sie enthält zuerst 2 Capitel: Ex decretis Pape Innocentii titulo XX., nämlich c. 12. u. 13. aus Innoc. epist. ad Victricium Rotomagensem ann. 404. (bei Schoenemann p. 510), wovon das c. 12. auch von Regino lib. II. c. 170. recipirt ist. — Das 3. Capitel: In Concilio Aureliatensi c.

*) Die Zahlen der Capitel bei den Inscriptionen sind meistens sogar falsch, öfter weichen sie um 100 ab, da das zur Zahl gehörige c. vom Abschreiber caput gelesen ist.

VII. scriptum est de his qui poenitentiam violant: Hi vero qui u. s. w. ist c. 11. des Conc. Aurelian. I. a. 511. — Das 4. Capitel: De secularibus ad poenitentiam se tondentibus in Conc. Tolet. c. V: ist c. 55. Conc. Tolet. IV. a. 633, bei Regino Appendix II. c. 31. — Den Schluſs macht: Ex concilio Nicolai c. V. bei Regino App. II. c. 30. Dazu bemerkt Hr. Dr. W. pag. 443 not. d. Unde collector noster hoc desumserit caput, quid sibi velit illud: c. V., prorsus non constat; certe inter omnes canonum collectiones huc usque cognitas hic prima hujus decretalis epistolae fit mentio. — Das Bedenken des Herausgebers ist durch unsern Nachweis jetzt beseitigt.

Unmittelbar an das c. V. schlieſst sich nun der Text Regino's, beginnend Notitia quid episcopus u. s. w. Als lib. I. c. 218. 220. finden sich die c. 221. 222. Am Rande steht die Zahl 219, ohne Text. Die Absicht des Abschreibers ging also dahin, den Text wie im Helmstädter Codex (s. unsre Ausgabe p. 111) selbst nachzutragen. Die Capitelnummern fehlen meistens von c. 352. an und weichen wie im ersten, so im zweiten Buche mannigfach ab. Ohne alle Untersuchungen, und ohne weitere Capitelzählung folgt dann c. 1. der Appendix I. (bei Hrn. W. p. 393). Cap. 7. fehlt, Cap. 12. u. 13. sind zu Einem gebildet, Cap. 30., bei welchem Hr. W. die Note giebt: Hoc loco in Codice septem linearum scriptura erasa est, ita ut nihil erui possit: ist in der Handschrift vorhanden. Es ist: Ex Conc. Rotomagensi: dieselbe wörtlich übereinstimmende Stelle, die sich bei Regino lib. II. c. 411. vorfindet. Nun laufen die Capitel übereinstimmend bis 36 inclusive fort (bei c. 35. steht neben der Inscription: Item Augustinus de odio: eine spätere Correctur: Item Gregorius). Cap. 37—39. enthalten den Text Regino's lib. II. c. 6—9., mit der Ueberschrift: De poenitentia homicidarum. Ex Conc. Tribur. und es schlieſst dann der Codex mit: Ex Conc. Tolet. H.R. XL. Episcopus presbyter diaconus qui verbera aut ignominiosas capillorum tonsiones etc. — In den Acten der Synode von Toledo findet sich die Stelle nicht. Die Buchstaben H.R. deuten vielleicht auf Hrabanus.

Den zweiten Anhang bilden die letzten 29 Capitel aus dem Helmstädter Codex, Schlüsse des Conc. Carth. IV. u. VII., Arausic. I., Ilerdense und Toletan. aus der Hispana, einen Canon Meldens., Moguntin. (v. J. 888), mehre von Tribur, ein Pseudo-Isidorianum (des Papsts Cornelius), Excerpte von Gregor. I., Augustin, ein Capitel: ex epistola canonica: und einige Fragmente aus Capitularien.

Der dritte Anhang (nach einer Wiener Handschrift) besteht aus ächten und falschen Decretalen, Concilienschlüssen u. s. w., mit Benutzung der Coll. Vatican. Canones von Tribur (v. J. 895) sind die spätesten Stücke.

Ueber die Schicksale, welche Regino's Werk erfahren, giebt Hr. Dr. W. genügenden Aufschluſs (Beiträge S. 18 folg. Praefatio p. XIV seq.) und erklärt dadurch zugleich die nothwendig gewordene Abweichung seiner Ausgabe von den früheren. Da nämlich Regino bei vielen Capiteln auf andere Stellen der Sammlung ihres gleichen Inhalts wegen verweist, so glaubte bald nachher ein nicht weiter bekannter Kritikus, wie ihn Hr. W. zu nennen beliebt, in den Citaten Andeutungen Regino's zu finden, daſs die Stellen selbst dahin zu versetzen seien, wo sie citirt worden, wodurch grobe Irrthümer in den Inscriptionen veranlaſst wurden, indem die ursprüngliche Inscription: ex eodem Concilio u. s. w. an dem neuen Orte nicht mehr richtig war. So entstand eine interpolirte Recension, welche von spätern Sammlern neben der ächten gebraucht ward und Anlaſs zu mannigfachen Corruptionen gegeben hat. Von Einfluſs wurde besonders Burchard von Worms, welcher den interpolirten Text seinem Decret zum Grunde legte (p. XVI not. **) und überdies sich noch andere willkührliche Aenderungen erlaubte (m. s. z. B. in W.'s Ausgabe p. 136 not. p. 184 not. f. 185 not. g. h. 243 not. g. u. a.): denn da man in der Folgezeit nicht auf Regino selbst zurückging (Jvo hat nur drei Stellen aus ihm entlehnt. decr. lib. VI. c. 433—435. = Reg. I, 449—451), so wurden alle diese Irrthümer in die späteren Sammlungen mit übernommen.

Regino's Werk blieb nun mehre Jahrhunderte verschollen. Zuerst erwähnte dasselbe wieder Sebastian von Rotenhan in einem seiner Ausgabe des Chronicon Reginonis beigefügten Schreiben an Wolfgang Fabricius und machte zugleich auf zu Mainz und Worms vorhandene Handschriften aufmerksam („apud Magontiacos Vangionesque conspicitur) im Jahre 1521 (s. Hildebrand in der Praefatio edit. Regin.) *). Diese Notiz ist Hrn. Dr. W. entgangen. Er bemerkt daher nur, daſs, da selbst die Correctores Romani Regino nicht gekannt haben mögen, da sie ihn nie anführen, „der erste, welcher Regino an's Licht zog, Cornelius Schulting war, welcher in seinem Buche: de disciplina ecclesiastica. Colon. 1598. 8.: dessen Sammlung erwähnt" (Beiträge S. 33. Praef. edit. p. XVII). Erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Werk nun bekannter, zugänglicher jedoch erst durch den von *Hildebrand*. Helmstädt 1659. 4. besorgten Abdruck. Das Urtheil darüber lautet bei Hrn. W. nicht ohne Grund sehr nachtheilig. „Haec editio princeps futilis est planeque inutilis, quum textum innumeris in locis ex arbitrio Hildebrandus permutaverit, hic addiderit aliquid, illic resecaverit ita, ut genuinam vix possis agnoscere lectionem, neque integrum habeas Reginonem, sed mutilatum et crudeliter dilaceratum; nulla plane, rarissima si exceperis in app. frusta, fontium cujusque capitis allegatio, nulla falsarum inscriptionum emendatio". Es ergab sich daher bald das Bedürfniſs einer neuen Ausgabe, welche *Baluzius* Paris 1671. 8. besorgte „idque tam eximie atque egregie, ut vix addi aliquid posse videretur". Die dabei

*) Dieser Mainzer Codex (aus dem Kloster S. Jacob) ist wohl der jetzt zu Wolfenbüttel, unter August. 83, 21. 4to. sec. X. befindliche, vgl. Praefatio edit. Wass. p. XX. nro. 4.

zum Grunde gelegte Pariser Handschrift ist aber in der Mitte defect, weshalb Baluze die Lücken aus der editio princeps ergänzte, auch sonst derselben mehrfach folgte. Für die Ermittlung der Inscriptionen u. s. w. ist aber viel in dieser Ausgabe geschehen. Einen blofsen Wiederabdruck besorgte der Graf *Aloysius Christiani.* Wien 1765. 4. und *Hartzheim* in den Concilia Germaniae T. II. fol. 438—582.

Eine eigentlich neue Ausgabe erhalten wir daher jetzt erst nach Verlauf von 170 Jahren, und zwar eine solche, die in ihrer Art eine editio princeps genannt zu werden verdient. Während die bisherigen Abdrücke die interpolirte Recension Regino's enthalten, hat Hr. Dr. Wasserschleben mit Hilfe eines Codex der Stadtbibliothek zu Trier (nro. 1362. 4. sec. X., früher dem Kloster Laach gehörig und im Jahre 1823 vom Professor Hermes nach Trier geschenkt) und eines andern zu Gotha (nro. 131. 4. sec. X.) den ursprünglichen Text Regino's wieder ans Licht gebracht. Aufserdem sind noch 4 Codices der interpolirten Recensionen: zu Wolffenbüttel (inter Helmstad. num. 32. fol. sec. X. XI., den Hildebrand gebraucht hat), zu Wolffenbüttel (inter August. 83, 21. 4. sec. X.), zu Wien (inter theol. num. 79. fol. sec. XI.), zu Paris (fonds de l'Oratoire num. 20. fol. sec. XI., von Baluzius gebraucht) — zu Rathe gezogen, und verschiedene andere Codices und gedruckte Hilfsmittel (s. deren Angabe Praef. pag. XXII. XXIII.) benutzt worden.

Mit rühmenswerther Ausdauer und Sorgfalt hat der Herausgeber den Text der einzelnen Capitel hergestellt und eine umsichtige Kritik geübt. Die Grundlage bilden die Handschriften von Trier und Gotha, von welchen nach den übrigen Codices nur bei offenbaren Fehlern abgewichen ward. Wenn alle Handschriften eine falsche Lesart gaben, wurde aus der ursprünglichen Quelle der Text emendirt und jene in die Noten verwiesen. Ob Hr. Dr. Wasserschleben nicht umgekehrt hätte verfahren sollen, darüber könnte man zweifeln: denn er sagt: si omnem vitiosam exhibebant lectionem Codices, etsi vel ipsum Reginonem sic scripsisse verisimile erat, tamen, ut purus ubique esset contextus, locum e fonte capitis emendavi, illamque in adnotatione indicavi. Da aber der ursprüngliche Text Regino's jedenfalls doch mit recipirt ist, so mag es in der That nicht von besondrer Bedeutung sein, dafs bei wirklichen Irrthümern jener nur in die Anmerkungen gekommen ist. Als Norm kritischer Ausgaben möchten wir indessen des Hrn. Wasserschleben Verfahren nicht empfehlenswerth finden.

Unter dem Texte selbst wird eine zwiefache Reihe von Noten mitgetheilt. Die erste weist die Quelle jedes Capitels nach und giebt eine Uebersicht der Stellen bei Burchard, Jvo, Anselmus, Gratian, welche aus Regino geflossen sind. Dadurch ist nicht selten zugleich die Genesis für die späteren Sammlungen selbst ermittelt. — Die zweite Notenreihe giebt einen vollständigen kritischen Apparat aus den benutzten Handschriften. Der Herausgeber erklärt sich darüber also: omnes varias Codicum recepi lectiones, quibus alius profertur sensus; alia verba eandem sententiam exprimentia tum tantum subjunxi, quum ad cognoscendam Codicum cognationem, et varietatem orthographicam, quum ad historiam orthographiae aliquid afferre mihi videbantur. Ut autem methodus, qua fontibus usus est Regino, et ratio melius cognoscatur, quae existit inter ipsum et alias collectiones, et illorum et harum varias insuper addidi lectiones": — Alles, was irgend gewünscht werden konnte. Auch sind zweckmäfsig an den Rand des Textes die Capitalzahlen der Baluzius'schen Ausgabe, insofern sie abweichen, zugefügt.

Endlich giebt Hr. Wasserschleben pag. 497 seq. noch zwei Tabellen, von welchen die erste synoptisch die einzelnen Capitel Regino's mit den entsprechenden Stellen in früheren und späteren Sammlungen (Halitgarius, Coll. d'Acheriana, Rabanus, Coll. Vaticana, Anselmo dedicata, Burchard, Jvo, Anselm., Gratian.) aufführt, die zweite aber einen chronologischen Index aller Canones und Fragmente enthält, welche Regino aus den Synoden, Decretalen, kirchlichen Scribenten u. s. w. entlehnt hat. — Beide höchst dankenswerth und mit Sorgfalt angelegt, obgleich einzelne Verbesserungen allerdings noch möglich sind. So wäre auf pag. 523. X. nro. 12. bei Nicolaus I. auf das allerdings verdächtige Schreiben lib. II. cap. 27. aufmerksam zu machen gewesen, aus welchem übrigens auch aufser lib. I. cap. 100. (s. editio pag. 67. not. y) lib. II. cap. 228. 229. (pag. 304. not. r) entlehnt sind. Das ganze bei Hartzheim Conc. Germ. T. II. fol. 244. 245. abgedruckte Schreiben (Hrn. Wasserschleben nicht entgangen) findet sich auch in dem oben erwähnten Corvey'schen Codex fol. 159—164. Bei den gallischen Synoden IV. nro. 7. ist entweder c. 14. statt 18. zu lesen, wie beim Texte lib. II. c. 92. (pag. 288 not. d), oder dort c. 14. in 18. zu ändern. Nach dem uns vorliegenden Conc. Aurelian. I. ist c. 18. richtig, aber c. 21. erscheint als 19, c. 22. als 26. c. 25. stimmt nicht mit der Not. g zu lib. II, c. 392., wo c. 21. steht (p. 363). Ganz unerwähnt geblieben ist im Index das Citat: ex Conc. Aurel. c. 14. Note zu lib. I. c. 391. n. o. (p. 178). — Aus der dem Beda beigelegten Coll. Darmstad. nro. XII. 2. ist c. 4. 16. in lib. II. c. 252. u. 53. nicht erwähnt u. a. m.

Durch Anführung dieser Minutien will Rec. dem Hrn. Herausgeber nur einen Beweis des Interesse an den Tag legen, welches er für die *ganze* Arbeit hegt und zugleich den Wunsch aussprechen, dafs Hr. Dr. W. sich bald einem ähnlichen Unternehmen mit derselben Liebe unterziehen möge, welche er bei Regino bekundet hat, durch dessen treffliche Edition er sich ein wahrhaftes Verdienst um die canonistische Literatur erworben hat.

H. F. Jacobson.

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

LXV.

1. *Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes. Text und Melodieen nach Handschriften und den alten Ausgaben bearbeitet von Dr. Fr. Bellermann, Prof. am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Mit vier Steindrucktafeln. Berlin,* 1840. *Alb. Förstner.* 83 S. 4.
2. *Anonymi scriptio de musica. Bacchii senioris introductio artis musicae. E codd. Parisiensibus, Neapolitanis, Romano primum edidit et annotationibus illustravit Frid. Bellermann, philos. doctor, Gymnasii Berolinensis Leucophaei prof. Berolini, MDCCCXXXXI. Prostat ap. Alb. Förstner.* 108 *pagg.* 4.

Wenn man den Stoff, wie er uns zur altgriechischen Musik gegenwärtig vorliegt, betrachtet, so wird man sich nicht wundern können, dafs unsere Kenntnifs von derselben noch keine namhafte Erweiterung erhalten hat. Es ist hier noch viel zu thun übrig und noch mehr hängt allerdings von glücklichen Entdeckungen ab. Im Ganzen verdanken wir aber auch jetzo dem gütigen Genius manche Notizen, welche, sofern wir weiter zu forschen nicht träge sind, hinreichen, um uns das Alterthum auch in dieser Hinsicht lebendig vorzustellen. Aber die Wissenschaft entsteht mit der Ueberwindung des Materials und empirischen Stoffes. So lange noch das Herbeischaffen des Materials dauert, so lange ist an eine Erhebung des Objects zur Wissenschaft nicht zu denken. Wir sind zwar durch die Schriften der Alten in den unzweifelhaften Besitz des gesammten griechischen Notensystems gesetzt, dessen Richtigkeit überdies durch innere Consequenz vollkommen bestätigt ist. Auch fehlt es uns nicht an Schriften über die Intervallen, Tongeschlechter und Tonarten. Was wir indefs bei den mangelhaften Angaben über das Wesen der alten Melopöie am meisten zu beklagen haben, ist der Verlust solcher Subsidien, welche sich an den praktischen Theil der alten Musik knüpfen. Bekanntlich sind nur vier Proben altgriechischer Musik auf uns gekommen. Eines dieser Stücke, den Anfang der ersten pythischen Ode des Pindaros enthaltend, wurde von dem Jesuiten Athanasius Kircher in der Bibliothek des Klosters S. Salvadore bei Messina gefunden (Musurg. univers. 1650. T. I., p. 541) und von Hrn. Böckh im ersten Theile seines Pindaros p. 266 ff. ausführlich behandelt. Die anderen drei sind Hymnen auf die Muse Kalliope, auf Apollon und auf die Nemesis, welche sich in Pariser, Neapolitaner, Münchener und Leydener Handschriften der Musiker gewöhnlich am Schlufs der Abhandlung des älteren Bacchius finden. Aus einer römischen Handschrift, um deren Wiederauffindung sich Unterzeichneter vergeblich bemühte, wurden diese drei Hymnen von Vincenzio Galilei (Dialogo della musica antica e moderna, Firenze, 1581) herausgegeben. Dann erschienen sie in der von Fell veranstalteten Ausgabe des Aratos (Oxon. 1672), wahrscheinlich nach dem Florentiner Muster; zuletzt entnahm sie aus dem Pariser Cod. 2532. J. P. Burette (Histoire de l'Academie Royale des inscriptions et belles lettres T. V.). Aus diesem gingen sie dann in die musikalischen Abhandlungen der Neueren über. Das erste dieser Lieder ist einem Dionysius zugeschrieben, von dessen Alter wir nichts Bestimmtes anzugeben wissen. Demselben wurden auch die beiden folgenden muthmafslich zugetheilt, woher das in dem zweiten Oxforder Abdruck den Ueberschriften des zweiten und dritten beigefügte τοῦ αὐτοῦ herzurühren scheint. Indefs hat schon Burette den Verf. des dritten Liedes ziemlich überzeugend nachgewiesen. Derselbe fand nämlich in einem auf der Pariser Bibliothek befindlichen Fragmente des Geschichtschreibers Johannes von Philadelphia diese auf die Nemesis bezügliche Bemer-

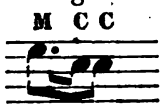
kung: „ὅθεν ὁ Μεσόδμης οὕτω πρὸς αὐτήν · ὑπὸ σὸν τρεχὸν ἄστατον ἀστιβῆ χαροπὰ μερόπων στρέφεται τύχα," und vermuthet, dafs der Name des Dichters aus *Μεσομήδης* verderbt sei. Von diesem Mesomedes berichtet Suidas, dafs er aus Kreta gebürtig und ein Lyriker aus der Zeit des Kaisers Hadrianus sei, und seine Blüthezeit fällt nach Euseb. Chron. II. 2160, auf das Jahr 144 unserer Zeitrechnung. Seiner gedenkt auch Julius Capitolinus im Leben des Antoninus Pius (c. 7.). Aus Synesius, welcher ep. 95. einige Worte aus dem Hymnus auf die Nemesis citirt, geht wenigstens so viel hervor, dafs zu Anfang des fünften Jahrhunderts dieses Lied noch gesungen wurde. Ein weiterer Beweis, dafs Mesomedes der Verf. dieses dritten Hymnus ist, liefse sich wohl auch daraus entnehmen, dafs Mesomedes auch sonst ähnliche Metra angewendet hat (Anthol. Pal. 14, 63.). Auf solche Weise können wir mit einiger Sicherheit das Alter dieses Liedes bestimmen, und die beiden anderen gehören wahrscheinlich derselben Zeit an. Hätte die Ueberschrift *τοῦ αὐτοῦ* einige Autorität, so wäre wohl nicht undenkbar, dafs Mesomedes auch Dionysius geheifsen habe (*Μεσομήδης ὁ καὶ Διονύσιος*) und dafs ihm sonach alle drei Hymnen zuzuschreiben wären.

Hr. Bellermann, dessen Bemühen um Gegenstände altgriechischer Musik schon länger unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, hat es in vorliegender Schrift N. 1. unternommen, diese drei Hymnen einer kritisch-musikalischen Bearbeitung zu unterwerfen. Wir erhalten hiedurch den ganzen Thatbestand dieses Ueberrestes alter Komposition mit einem erneuerten Versuch, sie für uns hörfällig zu machen. Nach einer Einleitung, in welcher mit Rücksicht auf die Introduction zur Ausgabe der N. 2. bekanntgemachten Schrift über griechische Musik einiges Allgemeine über die griechischen Tonskalen zur Uebersicht gebracht wird, handelt der Verf. mit grofser Genauigkeit 1) von den Quellen und der Literatur der drei Hymnen, läfst 2) Kritik und Erklärung des Textes folgen, woran sich 3) Betrachtungen über das Metrum, die Ueberschriften und die Verfasser der Hymnen anreihen, und geht 4) auf die Uebertragung der Melodieen in unser Tonsystem ein. Zum Beweis, wie genau er bei dieser Bearbeitung verfahren, giebt er am Schlufs vier Tafeln, welche das Fac-simile der Hymnen nach den Neapolitanischen, Pariser und Münchener Handschriften enthalten.

Der kritische Gang dieser Abhandlung erlaubt uns kurz zu sein. Das Wichtigste ist die Behandlung der alten Melodieen und hier ist ein Fortschritt unverkennbar. Dieser tritt vornehmlich in der durchgeführten Ansicht von der Takteintheilung hervor, welche bereits durch die Apel'sche Theorie aufgestellt in der von Hrn. B. N. 2. veröffentlichten Schrift eines Ungenannten zum Theil ihre Bewährung findet. — Die Alten hatten nämlich aufser ihren blos die Tonhöhe unterscheidenden Musiknoten auch noch besondere Zeichen für die Zeitdauer der Töne, unter denen die zweizeitige, dreizeitige, vierzeitige und fünfzeitige Länge namhaft gemacht werden, und ebenso für die diesen Tonlängen entsprechenden Pausen und für die Arsis oder das gute Takttheil. Diese Zeichen mögen nun zwar bei einfachen und regelmäfsigen Rhythmen, deren Verlauf durch das Metrum genügend bestimmt war, nicht gewöhnlich angewendet worden sein, wie denn auch die Bezeichnung der drei Hymnen diesen Gebrauch wenigstens nicht als einen konstanten nachweiset. Aber ihr Vorhandensein bestätigt zur Genüge die Behauptung alter Musiker, dafs die Musik die Sylben anders behandele als die Metrik. Demgemäfs war es kein gewagtes Verfahren, wenn man z. B. den beiden letzten Sylben der paroemiaci in unseren Hymnen gleiche Dauer mit den jambisch schliefsenden zuschrieb, wodurch wir die schon von der Apel'schen Theorie angenommene dreizeitige Länge erhalten, welche überdies hier auch durch ein besonderes Zeichen angedeutet zu sein scheint. Aufser den Musiknoten, welche der lydischen Tonart angehören, finden sich nämlich zwei andere in diesen Hymnen angewendet, deren Bedeutung, da sie aus den Noten der lydischen Tonart nicht entnommen sind, den Erklärern viel zu schaffen gemacht hat. Das eine (*N*) scheint allerdings aus einem Dehnungszeichen vorzüglich im Auftakt entstanden zu sein (S. 64.). Einen festeren Platz behauptet das andere, ein *λ*, welches sich im zweiten und dritten Hymnus immer auf der vorletzten Sylbe der paroemiaci findet. Hr. B. hat (S. 65) überzeugend nachgewiesen, dafs selbiges nicht als aus einer verschriebenen Note hervorgegangen betrachtet werden könne, und die Vermuthung aufgestellt, dafs es das Zeichen der dreizeitigen Länge sei, welche der vorletzten Sylbe der paroemiaci hier nothwendig zu geben ist. Das Zeichen der dreizeitigen Länge ist nach der eben berührten anony-

nen Schrift über Musik eigentlich L, welches ebenso leicht in das in zweien Ausgaben aufgenommene ʅ, als in das kleine griechische Lambda verwandelt werden konnte. Zu den Beispielen solcher Verwandlungen, welche Hr. B. unmittelbar aus der griechischen Notenschrift aufführt (S. 65), fügen wir noch, dafs man statt desselben L, welches in griechischen Inschriften späterer Zeit das Jahr bezeichnet, in demselben Sinne ein griechisches Lambda findet (Elem. epigr. gr. p. 375). Uebrigens kann es bei so mangelhaften Handschriften, wie die sind, welche uns die drei Hymnen liefern, gar nicht befremden, dafs dieses Zeichen nicht auf allen paroemiacis erscheint. Manche Stellen sind gar nicht mit Noten versehen, wie im dritten Liede Vs. 6. Aufserdem kann hie und da eine Note ausgefallen sein, wodurch die drittletzte der vorhandenen mit auf die dreizeitige Länge käme, wie denn anderwärts diese Länge auch durch die Zahl der der Sylbe gegebenen Noten angedeutet ist. Eine Schwierigkeit macht nur der 21. Vers des zweiten Liedes mit seinem μλ (ΜΛ7). Hier ist entweder eine Note auszuwerfen, oder eine Korruption der dritten anzunehmen. Ersteres zog Hr. B. vor, indem er annahm, dafs das ι aus einem Accent entstanden sei. Ref. möchte vielmehr, der Note μ den Krieg erklären. In der Bezeichnung ΜΜιλΜ kann die Verdoppelung des Μ gar wohl vom Abschreiber herrühren, und so erhielten wir hier den Schlufs von Vs. 8 Μιλ Μ und zugleich eine weitere Stütze für denselben. — Eben so begründet sich denn auch die Ansicht, dafs im logaödischen Rhythmus die aus Daktylen bestehenden Takte gleiche Zeitdauer haben mit den aus Trochäen bestehenden und dafs die Anapästen sich hier nur durch den Auftakt von den Daktylen unterscheiden. Diese Natur der von Apel sogenannten flüchtigen Daktylen war in der Umgebung von Trochäen um so leichter nachzuweisen, als die Alten ihre Anwendung selbst in dem schweren heroischen Hexameter erkannten (Dionys. Halic. de comp. verb. p. 282). Daher auch Hr. B. dem flüchtigen Daktylus mit Apel die Geltung von ♪ ♪♪ gegeben, welche zwar, zumal im langsamen Tempo, streng im Verhältnifs von 3 : 1 : 2 gehalten werden kann, gewöhnlich aber diese hüpfende in irrationalen Verhältnissen den Trochäus nachahmende Bewegung ausdrückt. Hiemit ist auch die Behandlung des Auftaktes gegeben. Die Neigung, den Auftakt durch Dehnung mehr als andere Theses hervorzuheben, ist schon bei den Alten bemerkbar. Bei Uebertragung der alten Musik in unsere Noten ist es jedenfalls gerathener die Verschiedenheit der Auftakte nicht weiter zu bezeichnen, wie es auch Hr. B. in den anapästischen Versen des zweiten und dritten Liedes unterlassen hat. Der Auftakt dieser Verse kann nur durch ♪♪ bezeichnet werden, wozu sich jedoch die Vorstellung einer gröfseren Dauer gesellt.

Was die Vertheilung der Musiknoten an die einzelnen Sylben betrifft, so hielt sich Hr. B. genau an die handschriftliche Ueberlieferung. Im Ganzen geht aus der Notenbezeichnung der drei Hymnen hervor, dafs sie diejenige einfachste Art des Gesanges haben, bei welcher jede Sylbe einen Ton enthält. Die Bemerkung, dafs fast in jedem Verse mehrere gleiche Noten hintereinander stehen, veranlafste Hrn. B. da, wo auf einem Verse weniger Musiknoten als Sylben sich befinden, einen Mangel vorauszusetzen, den er durch Konjectur heben zu müssen glaubte, obwohl ihm nicht entging, dafs nach dem Zeugnifs des Aristoxenos selbst oft auf Einen Ton mehrere Sylben gesungen wurden. So sehr aber bei den wenigen Ergänzungen, welche Hr. B. vornahm, seine Umsicht anzuerkennen ist, so finden wir dieses Verfahren nicht überall ganz sicher. Denn wie bisweilen mehrere Noten Einer Sylbe zugetheilt werden, so kann auch hie und da, wo die Zahl der Musiknoten geringer ist, als die der Sylben, der umgekehrte Fall eintreten, nur dafs die gröfseren Lücken, wie I. 2. III. 6. 20. hier ausgeschlossen werden müssen. Sonst wird man es nur billigen können, wenn Hr. B. in den anapästisch-logaödischen Versen, wo die Musiknoten sich mehren, die dreizeitige vorletzte Sylbe des Paroemiacus durch ♩.♩♩, den trochäischen Takt durch ♩.♩♪, und den aus einer langen Sylbe bestehenden Auftakt durch ♩♩ ausdrückt. Im zweiten Liede Vs. 23. 25. liefern die Noten einen augenscheinlichen Beweis für die Richtigkeit der Ertheilung von drei Noten an die vorletzte Sylbe des Paroemiacus. Gleicherweise zeigt das dem einsylbigen Auftakte dieser Verse, wie sonst dem anapästischen, gegebene Notenpaar, wie richtig es ist, die irrationale Auftaktlänge in zwei Kürzen zu theilen. Für dergleichen Schleifungen lernen wir aus der öfter erwähnten anonymen Schrift Namen und Zeichen ken-

nen. Aber III. 9. gestehen wir nicht einzusehen, warum die vorletzte Sylbe nur zwei Noten erhalten soll, da sie ihr Recht auf die ihr gegebenen drei mit Beispielen aus der nächsten Umgebung geltend machen kann. Die Gleichheit der vorletzten und drittletzten Note (C C) kann doch unmöglich entscheidend sein. Was hindert, zu singen M C C  in einem Liede, welches, wie diese Hymnen, die Wiederholung einer und derselben Note so sehr liebt? Der Schluſs des Hrn. B. ist a potiori, aber, wie wir schon oben bemerkten, nicht sicher.

Den ganzen Umfang der griechischen Tonskalen legt Hr. B., um sie in bestimmte Noten unseres Systems übertragen zu können, zwischen unser groſses C und zweigestrichenes d, wodurch zugleich die Möglichkeit gegeben ist, die lydische Tonart, in welche diese Hymnen gesetzt sind, durch unser Amoll zu übertragen (S. unten zu N. 2.). Die allgemeine diatonische Tonleiter, woraus die verschiedenen Tonarten oder Octavengattungen durch verschiedene zu Grundtönen erhobene Töne entstehen, hat nämlich in allen drei Liedern die Tonhöhe von Amoll und heiſst sonach lydisch. Der Grundton der beiden ersten Lieder ist aber das E dieses Amoll und deſshalb sind sie dorisch oder zufolge einer im Mittelalter entstandenen Verwechselung der Namen phrygisch: der Grundton des dritten ist das G dieses Amoll und insofern finden wir in demselben die Tonart, welche bei den Alten hypophrygisch, nach neuerem Sprachgebrauch mixolydisch heiſst. Zum besseren Verständniſs dieser Melodieen hat Hr. B. eine Klavierbegleitung beigefügt, womit natürlich nicht die Meinung ausgesprochen werden soll, als ob die Alten ihre Melodieen, wie wir, durch eine auf den Dreiklang gegründete Harmonie begleitet hätten. Mit Recht bemerkt Hr. B., daſs aus dem Stillschweigen der alten Schriftsteller darüber und aus ihrer von der unsrigen abweichenden Theorie der Consonanzen noch nicht folge, daſs ihren Melodieen gar keine Harmonie zum Grunde liege. Und allerdings hat die Harmonie ihren Grund in der Natur, und jeder groſse klingende Körper führt den harmonischen Dreiklang mit sich. Allein die Weise, wie die alten Theoretiker von der Harmonie handeln (sie handeln aber davon, wo sie von der Symphonie sprechen), scheint denn doch zu beweisen, daſs sie wenigstens von der Wichtigkeit des Gegenstandes kein Bewuſstsein hatten. So wenig wir aber auch von der Beschaffenheit der Harmonie der Alten wissen, so giebt es doch hie und da Spuren, welche auf ein wenn auch mangelhaftes Bild davon führen. Man vergleiche nur die erste olympische Ode des Pindaros. Wenn übrigens Hr. B. vermuthet, daſs die Alten vielleicht gar nicht nöthig hatten, ihrem Ohr durch hinzugefügte Begleitung zu Hülfe zu kommen, so läſst sich aus dem Gesammteindruck, den die Literatur altgriechischer Musik auf uns macht, allerdings auf ein solches Verfahren schlieſsen. Die alten Melodieen wurden gewöhnlich mit Gesang- und Instrumentalnoten beschrieben, wie wir verschiedene Schlüssel haben. Die drei Hymnen, welche nach dem resp. Zeugnisse des Synesius πρὸς λύραν gesungen wurden, sind hier nur mit den Gesangnoten versehen. Aeuſserlich ist bei den Alten überhaupt der Rhythmus vorherrschend, wie denn das männliche Element das ganze Griechenthum durchdringt. Sein Erzeugniſs ist der reinste Erguſs der Melodie; das Uebrige blieb der praktischen Ausführung überlassen.

Die einfachen Melodieen dieser Hymnen, wie sie uns hier Hr. B. vernehmen läſst, verdienen, da sie auſser der Pindarischen Melodie als die einzigen Ueberreste dieser Art dastehen, unsere ganze Aufmerksamkeit und geben uns wenigstens ein Bild aus dem verschollenen Tonreich des Alterthums. Wir können es indeſs nicht unterdrücken, daſs uns die Pindarische Melodie den Werth der drei Hymnen in musikalisch-technischer Hinsicht etwas in den Hintergrund zu stellen scheint. Um so mehr müssen wir uns wundern über den Zweifel, den Hr. B. (S. 1, 2) gegen die Aechtheit dieses Ueberrestes erhebt. Seine Gründe beziehen sich darauf, daſs man die Handschrift, woraus Kircher jene Melodie entnommen, nicht mehr finden könne. Daſs Burette durch Nachfragen über diese Handschrift nichts erreichte, ist nicht zu verwundern. Wer weiſs, in welcher Handschrift Kircher diese Entdeckung gemacht hat? Auſserdem ist aber auch Hrn. B. bekannt, daſs der bessere Theil der Handschriften des Klosters S. Salvadore bei Messina gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Rom in die vatikanische Bibliothek gebracht wurde.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

1. *Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes. Text und Melodieen nach Handschriften und den alten Ausgaben bearbeitet von Dr. Fr. Bellermann.*
2. *Anonymi scriptio de musica. Bacchii senioris introductio artis musicae. E codd. Parisiensibus, Neapolitanis, Romano primum edidit et annotationibus illustravit Fridr. Bellermann.*

(Schlufs.)

Ref. hat es sich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom zum Hauptgeschäft gemacht, den Reichthum der vaticanischen Bibliothek an musikalischen Handschriften auszubeuten. Es war ihm verstattet, alle Räume und Winkel zu durchsuchen. Obwohl ihm nichts von der Pindarischen Melodie vorgekommen, so bleibt es doch noch nicht ausgemacht, dafs sie nicht in einem Manuscript, in welchem man sie vielleicht am wenigsten suchen möchte, verborgen liege. Aber abgesehen von diesem mifslichen Umstande, so wäre doch zuvor durch innere Gründe zu beweisen, dafs die von Kircher mitgetheilte Notenbezeichnung ein falsches Product sei und von Betrug zeuge. Einen deutlichen Beweis, dafs die Melodie alt ist, liefert die Notenschrift, welche, wie Boeckh nachgewiesen hat, von dem alten dorischen Enneachord entnommen ist, dessen Gebrauch Aristides nur den ältesten Dichtern zuschreibt. Aufserdem hat diese Melodie einen vorzüglich antiken Charakter und läfst, wie sich Ref. in Deutschland und Italien zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat, selbst den Bewunderer moderner Musik nicht unbefriedigt. Auch kann die passende Randbemerkung: Χορὸς εἰς κιθάραν und die ganze Einrichtung der Notenbezeichnung jeden Zweifel an der Aechtheit der Melodie entfernen.

Der poetische Gehalt der drei Hymnen ist sehr unbedeutend. In dieser Hinsicht verdienen sie freilich z. B. mit dem Hymnus des Alkiphron auf die Hygea (Corp. Inscr. n. 511.) nicht verglichen zu werden. Der erste Hymnus ist gleichsam ein prooimion zu gröfseren Liedern, welches nach Hrn. B.'s richtiger Bemerkung (S. 29) in keinem näheren Zusammenhang mit dem darauf folgenden Hymnus auf die Sonne oder auf Apollon steht. Das Wort προκαθηγέτις kommt auch in einer phaselischen Inschrift vor: [τῆ]ς προκαθ[ηγ]έ[τι]δος τῆς πόλεος θεᾶς Ἀθηνᾶς, welche Beaufort Karaman. p. 66 mittheilt. Der Hymnus auf den Sonnengott machte auf uns schon immer den Eindruck eines schwerfälligen Gedichtes. Ein Original, wonach die ersten sechs Verse gebildet sind, bei denen die Musik in unseren Handschriften fehlt, läfst sich z. B. in Aristoph. Thesmoph. vs. 43 ff. nachweisen. Für die Wendung vs. 17 ff. kann man Eurip. Ion. 1078 ff. vergleichen. Die Schwierigkeit vs. 22. χρόνον ὥριον ἡγεμονεύει ist nicht so erheblich, wie die Erklärer zu glauben scheinen. Mit Recht verwirft Hr. B. die Conjectur χορὸν und hält an der Vulgata fest; nur können wir seine Ansicht über χρόνος ὥριος nicht ganz theilen. Er glaubt nämlich, χρόνος stehe hier im Sinne von Jahr, während χρόνος ὥριος doch offenbar nichts weiter als eine Umschreibung für ὥραι ist. Für den Accusativ führt Hr. B. selbst die Homerische Stelle ὁδὸν ἡγεμονεύσω an, deren Vergleichung ihm jedoch nicht statthaft erscheint. Allerdings wird es nicht heifsen: „*sie führt die Gestirne den Zeitenlauf hindurch*"; sondern „*sie führt an und zeigt den Zeitenlauf*", wie ἡγεμονεύειν ὁδόν *anführen und den Weg zeigen* heifst. Der Hymnus auf die Nemesis ist mehr abgerundet. Vs. 12. νεύεις δ' ὑπὸ κόλπον ἀεὶ ὀφρὺν κάτω schlägt Hr. B. vor νεύεις δ' ὑπὸ κόλπον ὀφρὺν κάτω, welche Leseart, dem Vorschlag Fiorillo's gegenüber, der ὀφρὺν als Glosse anzusehen und zu tilgen räth, sich kaum als die wahrscheinlichere empfehlen möchte. Zwar zeugt die Wiederholung des Wortes ἀεί nicht von Eleganz; allein man mufs von

dem Zeitalter eines Mesomedes nichts Classisches erwarten. Mehr Schwierigkeit findet sich in den Versen 16—20, welche uns Hr. B. durch die Conjectur *νεμεσῶσα φέρεις κατὰ ταρτάρου* einstweilen ziemlich befriedigend gelös't zu haben scheint.

Die zwei kleinen Schriften über die Musik, welche Hr. B. n. 2. zum ersten Male vollständig herausgegeben, sind bereits Meibomius bekannt gewesen, und schon vor Meibomius citirte Lindenbrog (ad Censorin. de die nat. c. X.) einige Worte aus dem *σύγγραμμα ἀνωνύμου*. Letzteres wurde neuerlich von Fr. Perne in F. J. Fétis Revue musicale, deuxième série, T. II. p. 97 erwähnt, wo nach den Pariser MSS., welche auch Hr. B. benutzt hat, einige der am Schlusse der Abhandlung befindlichen Singübungen in unsere Notenschrift übersetzt sind. So unbedeutend der Werth der zweiten dem älteren Bacchius zugeschriebenen Introduction ist, so interessant ist das *σύγγραμμα ἀνωνύμου*, welches zum Theil aus nicht mehr vorhandenen Schriftstellern geschöpft zu sein scheint. Einen Theil der Bearbeitung dieser Schrift machte Hr. B. im vorigen Jahre durch ein Programm zur öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster bekannt. Wenn wir das in Rede stehende *σύγγραμμα* interessant nennen, so bezieht sich dies Prädicat eigentlich nur auf den Anfang und auf den Schlufs. Das Uebrige kann keinen Anspruch darauf machen. Die Exposition ist nicht überall zusammenhängend, indem im Verlauf schon besprochene Gegenstände wiederholt und mit anderen Worten dargelegt werden. Man sieht bald, dafs das Ganze, wenn es so genannt werden darf, aus verschiedenen Schriftstellern zusammengeschrieben ist. Nach einer Eintheilung der Musik, welche aus Aristides entnommen zu sein scheint, geht der Compilator näher auf die Harmonik, als den Haupttheil der alten Musik ein, nicht ohne Abweichungen, welche zum Theil von der Genauigkeit des Schreibers kein günstiges Urtheil fällen lassen. Ein folgender Abschnitt über die Bewegung der Stimme, ihre Höhe und Tiefe, ist beinahe ganz aus Aristoxenos abgeschrieben. Gegen das Ende finden wir auch das sechszehnte Capitel des dritten Buches des Ptolemaeos über die Harmonik, welches bekanntlich nebst den zwei vorhergehenden Capiteln nicht von Ptolemaeos herrührt. Dafs der Schreiber auch den Anfang von einem älteren Gewährsmann genommen, läfst sich nicht bezweifeln. Er beginnt nämlich mit Aufzählung der Längenzeichen und unterscheidet eine *μακρὰ δίχρονος*, eine *μακρὰ τρίχρονος*, eine *μακρὰ τετράχρονος*, eine *μακρὰ πεντάχρονος*. Jeder dieser rhythmischen Längen ist das ihr eigene Zeichen beigefügt. Und so erhalten wir wieder einen Beweis für die Richtigkeit der zerstreuten Notizen über den musikalischen Gebrauch der Längen, welche von Metrikern ohne Unterschied als zweien Kürzen gleich geachtet worden. Demnach kann der griechischen Rhythmik nicht mehr vorgeworfen werden, was wir so oft in den musikalischen Compendien gepredigt lesen, dafs sie nur zweierlei Arten von Zeiten, eine kurze und eine lange, hatte. Nicht uninteressant sind auch die am Schlufs angefügten Gesangübungen, musikalische Diagrammata, welche jedoch nicht etwa Melodieen liefern, sondern lediglich dazu bestimmt sind, rhythmische Verhältnisse zu erklären.

Den Werth dieser Schrift hat Hr. B. durch einen fortlaufenden Commentar bedeutend erhöht. Wir können hier nicht in das Detail der Untersuchungen eingehen, und müssen uns begnügen, auf einzelne Expositionen nur aufmerksam zu machen, wie auf die lichtvolle Erklärung der *μεταβολή* (S. 30—35), der Tonarten oder vielmehr der sieben Octavengattungen S. 35—45), der Tongeschlechter (S. 57—71). In diesem letzteren Abschnitt vermissen wir nur die interessante Notiz bei Photios (biblioth. p. 344 ed. Bekk.), wonach es einem Asklepiodotos nicht besser ergieng, als uns. Er fand das enharmonische Geschlecht nicht mehr. Beachtenswerth ist die schon oben berührte Einleitung, welche Hr. B. diesem *σύγγραμμα* vorausschickt, wo er zu zeigen versucht, dafs die lydische Tonart wie unser Bmoll geklungen habe. Die griechischen Tonleitern späterer Zeit, von der die Schriftsteller gewöhnlich handeln, bestanden aus Mollscalen, welche durch zwei Octaven giengen und gleich den unsrigen in verschiedenen Tonhöhen gesungen verschiedene Molltonarten bildeten und zwar fünfzehn, jede um einen halben Ton höher liegend als die vorhergehende, so dafs das ganze System dieser fünfzehn je zwei Octaven durchlaufenden Scalen einen Gesammtumfang von drei Octaven und einen ganzen Ton hatte. Die tiefste hiefs bekanntlich die hypodorische, die höchste die hyperlydische. Nun nimmt man gewöhnlich an, dafs der tiefste Ton der hypodorischen Tonart unserem A entspreche. Man sucht dieses aus dem Gebrauche der Buchstaben zu erweisen,

welche Guido von Arezzo aufbrachte. Allein der Schlafs wird dadurch nur verwickelter. Denn dafs Guido's A unserem A entspreche, ist eben so schwer nachzuweisen, als dafs sein A dem proslambanomenos der hypodorischen Tonart gleich geklungen habe. Wenn Hr. B. die gewöhnliche Ansicht bestreitet, so können wir ihm nur beipflichten, da es uns niemals wahrscheinlich vorkam, dafs Guido mit der hypodorischen Tonart begonnen haben sollte, deren tiefste Töne jenseits der Grenzen der menschlichen Stimme fielen. Näher liegt offenbar die Vermuthung, dafs Guido's A der proslambanomenos der lydischen Tonart war, welche jederzeit von den Alten angeführt wird, wo es sich um Beispiele handelt, und überhaupt in späterer Zeit die beliebteste gewesen zu sein scheint. Da jedoch diese Gleichheit nicht nachgewiesen werden kann, so begnügt sich Hr. B. einen Beweis für seine Annahme, dafs der proslambanomenos der lydischen Tonart einen Mittelton zwischen A und H gehabt und nicht viel anders als unser B geklungen habe, aus der Erfahrung zu holen. Der natürliche Umfang der Stimme, wie man ihn heut zu Tage in Kirchen- und Volksgesängen beobachte, liege zwischen c—$\overline{\overline{es}}$. Diesen Umfang müssen auch die gesangliebenden Griechen vorzüglich gehabt haben, wobei die Einwendung, dafs damals die Männer und Frauen nicht vereint sangen, keine Berücksichtigung verdiene. Denn auch wo die Männer unter sich singen, werde derselbe Umfang je nach der Beschaffenheit der einzelnen Stimmen zu beobachten bleiben. Die Melodieen der oben besprochenen Hymnen (n. I.) bewegen sich zwischen der hypate hypaton (H) und paranete diezeugmenon ($\overline{d}$) der lydischen Tonart und genau innerhalb des Umfangs, den man heut zu Tage in Chören beobachtet findet. Einen Beweis dafür entnimmt Hr. B. von der griechischen Notenschrift. Die Gesangnoten der lydischen Tonart bestehen nämlich aus dem unveränderten Alphabet, während die über diesen Umfang auf beiden Seiten hinaus liegenden Töne mit verstümmelten Buchstaben bezeichnet werden. Auf diesen Umfang der lydischen Tonart führt nun allerdings auch der Gebrauch der sogenannten Octavengattungen, deren Wesen Ptolemaeos III, 11. genau beschreibt, und deren Verhältnifs zu den Tonarten aus den Worten des Aristides p. 18 deutlich hervorgeht. Wenn die Alten den Umfang der menschlichen Stimme auf zwei Octaven setzen (Gaudent. p. 12 Aristid. p. 24), so finden wir heut zu Tage das sogenannte barytonon einzig geeignet, jenem Umfang zu entsprechen. Setzt man diesen Umfang zwischen Fis und $\overline{fis}$, in deren Mitte sich die Octave des barytonon befindet (c—c oder einen Halbton höher cis—$\overline{cis}$), diejenige Octave, von der Ptolemaeos sagt, dafs die menschliche Stimme am liebsten darin verweile, so erhält man die dorische Octave, deren hypate meson (c) demnach der parypate hypaton der lydischen Tonart entspricht, wie dies Hr. B. S. 11 durch Uebertragung des Diagramma der sieben Tonarten bei Boethius V. 15. deutlich gemacht hat.

Bedenklich könnte hier die so entstehende Tiefe des alten Gesanges erscheinen. Hr. B. identificirt zwar den Umfang der alten und modernen Stimme unter der Voraussetzung, dafs die Alten eben auch Menschen waren *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*. Aber gerade diese Voraussetzung scheint hier um so gewagter, als es bekannt, dafs im Süden überhaupt die Tiefe der Stimme bei weitem weniger zu Hause ist, als im Norden, und dafs unter dem griechischen Himmel sich von jeher mehr der Tenor als der Bafs erzeugt. Der Gesang als Kunst entwickelt sich aber in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern auf mannigfaltige Weise. Wenn wir es nicht wagen können, über das Verhältnifs der Tiefe des Guidonischen A zu entscheiden, so dürfte es allerdings noch bedenklicher erscheinen, unser Princip in Beziehung auf die Tiefe der Stimme als Mafsstab für den alten Gesang anzulegen. Nur eine chronologische Distinction könnte die Beweisführung des Hrn. B. unterstützen. Denn wenn in frühester Zeit, als der Gesang die Instrumente beherrschte, schwerlich an eine solche Tiefe der Singstimme zu denken ist, so mochte nach Erweiterung der Tonscalen und nachdem die Instrumentalmusik die Oberhand erhielt, auch der Gesang in Beziehung auf Höhe und Tiefe eine Modification erleiden. Diese spätere Zeit hatte aber Hr. B. vor Augen, und so können wir mit ihm, wo es sich um Uebrtragung einer alten Melodie in unser Tonsystem handelt, immerhin den ganzen Umfang der griechischen Tonscalen zwischen unser C und zweigestrichenes d, und die lydische Tonart zwischen A—a setzen, ohne befürchten zu müssen, weit von der Wahrheit entfernt zu sein.

J. Franz.

LXVI.

Populationistik oder Bevölkerungswissenschaft von Dr. Christoph Bernoulli, ord. Prof. an der Univers. zu Basel. 1. Hälfte. Allgemeine Bevölkerungsstatistik, oder Verhältnisse der Lebenden, Gebornen, Verehelichten und Sterbenden. Ulm, 1840 in der Stettin'schen Buchhandlung. V und 322 S. gr. 8.

Die Wichtigkeit der Kenntnifs der Bevölkerung Europa's wächst mit jedem Jahre, weil die Volksmenge und ihr Zunehmen Gegenstand mächtiger Befürchtungen und wahre Lebensfrage geworden ist. Man hegt bange Besorgnisse vor einem sich in vielen Staaten kundgebenden Mifsverhältnisse zwischen Bevölkerung und Production und vor einer drohenden Uebervölkerung und denkt an Mittel, den befürchteten Gefahren entgegenzustreben. *Hall's* Ansicht, *Malthus* Theorie und Vorschläge, die Vorschläge von *Ortes*, das Verbot der Armenehen, die Vorschläge *Fodéré's* und *Weinhold's*, die Auswanderungen u. dgl. deuten jene Wichtigkeit der Sache an: die Untersuchungen darüber häufen sich mit jedem Jahre und das Gewinnen allgemeiner Resultate wird eher erschwert, als erleichtert, weil man den gehaltlosen Vermuthungen und falschen Berechnungen zu viel traut.

Diese Verhältnisse machen ein Zusammenstellen aller die Population betreffenden Gesichtspunkte und ein sorgfältiges Prüfen der hierüber gewonnenen Resultate nicht allein nothwendig, sondern erfordern die genaueste Untersuchung und möglichst weite Verbreitung, weil auf dem Zustande der Bevölkerung der Staat beruht und aus ihm der Unterschied zwischen Uebervölkerung und Nahrungslosigkeit sich ergiebt. Aus den Zusammenstellungen des Verfs. ersieht man, dafs in Europa die Erfahrung gegen eine allgemeine Uebervölkerung spricht, die Natur derselben entgegenwirkt und ein örtliches Mifsverhältnifs sich stets ausgleicht.

Die Statistik der Bevölkerung liefert sehr reichhaltigen Stoff zu vielerlei Forschungen, veranlafst zur Berechnung numerischer Verhältnisse vieler Gröfsen, zur Vergleichung örtlicher Verschiedenheiten der Ergebnisse unter einander, zur Verfolgung der Veränderungen, welche sie im Laufe der Zeiten erleiden, zum Aufsuchen der Ursachen dieser Abweichungen und Unbeständigkeit, zur Ausmittelung des wechselseitigen Einflusses und zur Entdeckung dessen, was in allen diesen Ergebnissen constant und gesetzmäfsig ist. Der Verf. scheidet alle auf das Bevölkerungswesen sich beziehenden Erfahrungen, Thatsachen und Forschungen aus der Statistik überhaupt aus, vereinigt sie zu einer selbstständigen Lehre und nennt diese die Bevölkerungswissenschaft.

Ob diesen Darstellungen der Name „Wissenschaft" gegeben werden könne, dürfte zu bezweifeln sein, weil ihnen der hierzu eigenthümliche Character fehlt und die Zahl der Wahrheiten noch zu gering ist, auf welche ein wissenschaftliches Gebäude gegründet werden soll. Nicht einmal die Begriffserklärungen stehen fest und führen zu Grundsätzen, welche allgemeine Gültigkeit haben. Die Erfahrung, worauf fast alle Untersuchungen und Ergebnisse beruhen, hat noch zu wenig gethan, und liefs noch zu wenige sichere Schlüsse zu, um wissenschaftliche Begründung zu erzielen.

Das Ganze, womit der Verf. sich befasset, begreift sämmtliche Untersuchungen und Daten, welche zur Kenntnifs der verschiedenen Zustände und Verhältnisse einer Bevölkerung dienen und wird in die Bevölkerungslehre im engern Verstande und in die Bevölkerungskunde eingetheilt: die erstere behandelt der Verf. in voliegender Schrift, welche er auf den Grund, dafs fortwährend Lebende absterben und wieder neue Individuen geboren werden und dafs als normale Bedingung der Fortpflanzung die Verehelichung anzusehen ist, in fünf Hauptabschnitte zertheilt!

Der I. Abschn. S. 7—87 handelt von den Populationsverhältnissen der Lebenden hinsichtlich der absoluten, relativen und dermaligen Bevölkerung, des Verhältnisses der männlichen zur weiblichen Bevölkerung, ihrer Vertheilung nach dem Alter und Ehestande, der städtischen Bevölkerung und der Bestandtheile in nationaler, heimathlicher, kirchlicher und gewerblicher und ökonomischer Beziehung, hinsichtlich der Armen, Zahl und Verhältnisse der Irren, Taubstummen und Blinden. Durch Einführung allgemeiner Zeichen werden die Darstellungen sehr abgekürzt; so bedeutet P die Gesammtzahl der Einwohner, N die der jährlichen Geburten u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1841.

Populationistik oder Bevölkerungswissenschaft von Dr. Christoph Bernoulli.

(Schluſs.)

Welche Vorsicht und Kritik der Gebrauch aller numerischen Angaben erfordert, beweist der Verf. aus einzelnen Ländern und Städten, worauf er die direkte und indirekte Ermittelung der absoluten Gröſse der Bevölkerung bespricht und nachweiset, in wie weit die Volkszählungen und Berechnungen mehr oder weniger geeignet sind, zuverlässige Resultate zu gewinnen. Obgleich eine sorgfältige Zählung das einzige Mittel ist, die Bevölkerung möglichst genau zu finden und dieselbe für eine oberflächliche Betrachtung nicht schwierig erscheint, so zeigen des Verfs. Bemerkungen doch, wie nöthig es ist, alle hierdurch gewonnenen Resultate sorgfältig zu sichten und vor ihrer Anwendung einer scharfen Kritik zu unterwerfen.

Umsichtsvoll bespricht er die Dichtigkeit der Bevölkerung und die Vergleichung letzterer in verschiedenen Ländern, weil dieselben zu manchen interessanten Betrachtungen führen: Aus einer Uebersicht der absoluten und relativen Bevölkerung der europäischen Staaten folgt, daſs dieselbe jetzt zu 250 Millionen anzunehmen ist und zu keiner Zeit diese Höhe erreicht hat. Eine Vervollständigung jener Uebersicht durch specielle Angabe der deutschen Staaten wäre sehr zweckmäſsig gewesen. Was die muthmaſsliche Bevölkerung der Erde begründen soll, ist vom Verf. gehörig gewürdigt; jedoch läſst sich aus den Darstellungen nichts Zuverlässiges ableiten. So viel ist übrigens gewiſs, daſs in Europa noch keine Uebervölkerung vorhanden ist und dasselbe eine viel gröſsere Volksmenge ernähren kann, was sich leicht beweisen läſst.

Die Vertheilung der Bevölkerung nach dem Alter und in ehestandlicher Beziehung gründet der Verfasser auf eine Zusammenstellung der Zählungen verschiedener Staaten: hieraus giebt er manche interessante Folgerungen, welche die Kenntniſs der Sache sehr wünschenswerth darstellen; denn die Altersverhältnisse der Bevölkerung kommen nicht bloſs für populationistische Erörterungen, sondern auch in staatswirthschaftlicher Beziehung und bei Untersuchung anderer Zustände in Betracht, indem z. B. die Wehrkraft und Productionskraft um so schwächer ist, je geringer die relative Zahl der Erwachsenen im Staate ist u. dgl. Wie bedauerlich es ist, daſs die meisten Volkslisten über die Vertheilung der Bevölkerung in ehestandlicher Beziehung keinen Aufschluſs geben, geht aus den Erörterungen und Zusammenstellungen des Verfassers deutlich hervor: man erkennt, daſs die Zahl der Verheiratheten entweder die directe durch Zählung erhaltene, oder die doppelte der gefundenen Zahl der stehenden Ehen ist, daſs das Verhältniſs der Verwittweten bedeutend variirt; daſs hierbei auch die Verhältnisse des Alters und Geschlechtes berücksichtigt werden sollten und auf höherer Altersstufe das Verhältniſs der Verwittweten zu den noch in der Ehe Lebenden sich ändert.

Unter den übrigen, oben berührten Beziehungen nimmt die gewerbliche die wichtigste Stelle ein; sie wird von dem Verfasser aber nicht so betrachtet, wie sie es verdient, indem auf den Zustand der Bevölkerung in Ländern oder Gegenden, in welchen der fabrikmäſsige Betrieb der Gewerbe vorherrschend ist, wenig Rücksicht genommen ist. Die Volkszahl wächst daselbst ungeheuer; allein die physische Schwächung nimmt in demselben Verhältnisse zu und die Zahl der Armen vermehrt sich fortwährend. Eine umfassende Untersuchung über die Lebensverhältnisse in den drei Hauptstadien des menschlichen Lebens wäre ganz am rechten Orte und würde im Besonderen die Nachtheile recht klar hervorheben, mit welchen jene Ausdehnung des fabrikmäſsigen Betriebes der Gewerbe verbunden ist.

Der 2. Abschnitt S. 88—157 handelt in 6 §§. von den Geburtslisten, von der Zahl der Gebornen und ihrem Verhältnisse zur Gesammtzahl der Einwohner, von den Todt- und Unehelichgebornen, von den Zwillingsgeburten und von der Sexualproportion der Gebornen. Die Zahl der jedes Jahr Gebornen ist um so genauer zu erforschen, je mehr die Gröfse der Bevölkerung ausschliefslich durch das Verhältnifs der Geburten zu den Todesfällen verändert wird. Zu dieser Einsicht gelangt man bekanntlich durch zuverlässige Geburtslisten, deren Werth der Verfasser genau prüft, woraus erhellet, dafs letztere nie auf vollkommene Genauigkeit Anspruch machen können.

Nachdem er über das Geburtenverhältnifs bei verschiedenen Populationen einzelne Thatsachen übersichtlich zusammengestellt hat, fügt er darüber gehaltvolle Bemerkungen bei, aus denen hervorgeht, dafs jene Data nicht von gleichem Werthe sind, das Geburtsverhältnifs sowohl bei ganzen Völkerschaften, als bei einzelnen Abtheilungen und Bezirken eines Landes sehr veränderlich ist, das Klima hierauf keinen wesentlichen Einflufs ausübt (worin Referent mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, da die klimatische Verschiedenheit auf das Menschengeschlecht grofsen Einflufs ausübt); dafs die Reproduktion stärker wird, wo die Menschen leicht ihren Lebensunterhalt finden und wo der Wohlstand schnell zunimmt u. dgl. Diese letzte Folgerung stellt der Verfasser blofs als vermuthlich mit der Bemerkung dar, dafs gröfsere Wohlhabenheit keineswegs auf eine gröfsere Fruchtbarkeit schliefsen lasse.

Ref. kann in dieser Beziehung auf den Erfahrungssatz verweisen, dafs überraschende Zunahme der Bevölkerung civilisirter Staaten nicht dem Landbaue, sondern der Industrie und dem Handel verdankt wird, indem da, wo diese vorherrschen, die Bevölkerung sehr schnell zunimmt, weil die leichtere und beschwerdelosere Arbeit, das sinnlich-glückliche Leben, der schnelle und hohe Verdienst, die glänzenden Beispiele schnell erworbener Reichthümer anlocken und im Vergleiche mit der durch den Betrieb der Landwirthschaft erzeugten Bevölkerung ein grofses Uebergewicht bedingen. Würde der Verfasser auf diese Verhältnisse gesehen und namentlich das Eigenthümliche der durch den Landbau erzeugten Bevölkerung berücksichtigt haben, so würde seine Ansicht einige Modifikationen erhalten haben. Schon der Umstand, dafs die Bevölkerung des Landbaues dem Staatsmanne noch keinen Grund zu Befürchtungen gegeben hat, konnte ihn auf die Mittheilungen des Referenten aufmerksam machen.

Interessant sind die aus der Zusammenstellung der Geburten nach den Jahreszeiten und Monaten abgeleiteten Resultate; denn sie zeigen, dafs auf die sechs Wintermonate, November bis April, weit mehr Geburten kommen, als auf die Sommermonate, dafs das Maximum auf den Februar und März, das Minimum auf den Juli und Juni, also die meisten Empfängnisse auf den Mai, die wenigsten auf den October kommen. Hierbei verdiente das Verhältnifs der männlichen und weiblichen Geburten in den einzelnen Monaten eine Berücksichtigung, weil es nicht ohne Interesse und für die Sexualproportion der Gebornen wesentlich entscheidend ist. Ueber die Unehelichgebornen scheinen dem Verfasser nähere Thatsachen gefehlt zu haben, da die Uebersichten und Verhältnisse sehr unbestimmt sind.

Umfassender und gründlicher behandelt er die Sexualproportion der Gebornen; er stellt *die durch* Erfahrungen gewonnene Thatsache voran, dafs man eine Ueberzahl männlicher Geburten für ganz Europa als gültig anerkennt. Um dieses Resultat zu prüfen, betrachtet er das Sexualverhältnifs der Gebornen bei verschiedenen Bevölkerungen, die Schwankungen desselben, die auf die Sexualproportion etwa Einflufs habenden Umstände und das anomale Ergebnifs bei den unehelichen Geburten. Er berührt die ungleiche Kräftigkeit beider Geschlechter, die Propagationsfähigkeit und das eheliche Verhältnifs, den vorherrschenden Wunsch nach männlichen Erben, das absolute und relative Alter der Eltern, die ungleiche Lebensweise, die Verschiedenheit des Klima's und Bodens und endlich die des Blutes und der Raçe, führt die darüber herrschenden Meinungen an, untersucht ihre Haltbarkeit und fügt bei jeder nebst Zahlenverhältnissen seine besondere Ansicht bei, die meistens grofse Vorsicht verräth.

In einem Anhange zu diesem Abschnitte theilt er über die Gröfse und das Gewicht des Menschen bei der Geburt und in verschiedenen Altern einzelne Thatsachen mit, weil die Untersuchungen sowohl für die Anthropologie, als für die Populationswissenschaft besonders wichtig sind. Die stufenweise Zu- und Ab-

nahme, die respective Zunahme der Gröfse und des Gewichts, das Gröfsenverhältnifs der Erwachsenen u. dgl. wird stets übersichtlich dargestellt, wodurch die Resultate belehrend werden.

Im 3ten Abschnitt S. 164—205 wird die Statistik der Ehen abgehandelt. Der Verf. geht vom Verhältnisse der Verheiratheten zu den stehenden Ehen aus, berücksichtigt dabei die Zählungen in Frankreich, Sachsen, Neapel und Belgien und zieht hieraus einige belehrende Resultate. Aehnlich verfährt er mit der Zahl und dem Verhältnisse der neuen Ehen, wobei sich das erfreuliche Resultat ergiebt, dafs die Sterblichkeit in ihnen sich vermindert. Hinsichtlich der mittleren Dauer giebt er die Regel an, zu ihrer Bestimmung die doppelte Zahl der stehenden Ehen durch die Summe der geschlossenen und getrennten in der zunächst vorhergehenden Periode zu dividiren, wobei er die richtige Bemerkung macht, dafs man nicht blos die mittlere Dauer der gesammten ehelichen Verbindungen ohne Unterschied erforschen, sondern auch untersuchen sollte, wie grofs z. B. die der ersten oder zweiten Ehe ist, wie lang die mittlere Fruchtbarkeitsdauer der Ehen sei, wie viele aller Ehen über 40 oder 50 Jahre dauerten u. dgl.

Obgleich schon aus physischen Gründen ein späteres Heirathen als am 20sten Jahre von Seiten des Mannes und am 17ten von der des Weibes wünschenswerth ist, so gebieten dasselbe doch die gesellschaftlichen Verhältnisse und Fortschritte der Civilisation, weil mit dieser die Bedürfnisse steigen und die Meisten erst später im Stande sind, für sich und eine Familie das Erforderliche zu erwerben und die Erziehung der Kinder gereiftere Eltern verlangt und weil dann die jährliche Zahl der Geburten sich vermindert, was bei späterem Heirathen nicht der Fall ist. Ob übrigens die Civilisation eine Beschränkung der Fruchtbarkeit erheischt, ist zu beweisen; die Gründe des Verfs. sind nicht haltbar und werden von der Erfahrung bedeutend modificirt. Umfassender und gründlicher sind die Angaben über die Fruchtbarkeit der Ehen und die Daten hierzu, indem man überzeugt wird, dafs in den unteren Classen häufigere Geburten die Ursache eines öfteren Wegsterbens der Kinder sind und die Eltern desto mehr streben, die Kinder zu ersetzen, je mehr diese sterben, dafs solche, die Alles anwenden, ihre Kinder zu erhalten und grofs zu ziehen, weit eher nur einer mäfsigen Zahl das Dasein zu geben suchen und dafs die Geburten sich in kürzeren Intervallen folgen, wenn die Mütter die Kinder nicht säugen.

Bei diesen und vielen anderen Beziehungen kömmt es jedoch vorzüglich auf die Moralität der Eltern, auf ihren Verstand und auf ihre Mäfsigkeit an. Auch sie sollen eine gewisse Reinheit des Charakters und Vernünftigkeit beobachten; von beiden hängt unendlich viel ab, wird die Dauer der Ehe und die Fruchtbarkeit wesentlich bedingt, Verhältnisse, welche sich der Berechnung nicht unterwerfen lassen. Erziehung und Bildung sind hierfür die Grundlage; unsere philanthropische Ansichten über Kleinkinder-Bewahranstalten, Unterstützung der Wöchnerinnen u. dgl. haben unendlich viel für sich; tragen übrigens sehr viel zur Erzeugung von Kindern bei, wovon die Gründe hier nicht weiter entwickelt werden können.

Der 4te Abschn. S. 206—322 hat die Statistik der Gestorbenen zum Gegenstande, welcher Stoff zu sehr mannigfaltigen Untersuchungen darbietet und die Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nimmt, als der Tod für jeden Menschen ein gewisses Ereignifs ist und wir nach der Gröfse der Sterblichkeitsverhältnisse das Wohl oder Uebelbefinden der Menschen abschätzen. Das Material zu allen hierher gehörigen Untersuchungen geben zunächst genaue und möglichst specialisirte Sterbelisten, daher ist das Verhältnifs der absoluten Sterblichkeit zuerst zu erforschen. Von ihm geht der Verf. aus, weil es zur Ueberzeugung führt, dafs man darnach beurtheilen kann, ob eine Bevölkerung einer rascheren oder langsameren Absterbeordnung unterworfen sei, oder sich eines längeren oder kürzeren mittleren Lebens erfreue und dafs die Ermittelung dieses Verhältnisses aller Bevölkerungen eine der wichtigsten Aufgaben der Populationistik ist. Dieser Umstand veranlafst den Verf., eine grofse Menge von Ergebnissen zusammenzustellen, ohne zu versuchen, sie nach irgend einem Principe zu ordnen, weil dieses Verhältnifs nicht das der Sterblichkeit selbst ist und kein belehrendes Resultat daraus abgeleitet werden kann.

Nach Mittheilung der früheren Angaben und Ansichten geht er zu den neueren über und folgert er, dafs jenes Verhältnifs nach Ort und Zeit oft sehr verschieden ist, mit den Fortschritten der Civilisa-

tion sich vermindert, für England und Frankreich seit 60 Jahren eine starke Abnahme aufser Zweifel ist und die noch in neuerer Zeit öfters behauptete Meinung, das Verhältnifs sei am Kleinsten in nördlichen, am Gröfsten in südlichen Ländern, nicht nachgewiesen werden kann. Diesen und anderen Resultaten folgen Angaben über die Veränderlichkeit der Mortalität nach den einzelnen Jahrgängen, über den Einflufs der Jahreszeiten, über die ungleiche Sterblichkeit nach Geschlechtern, über Altersverhältnisse der Gestorbenen und über die Kindermortalität, wofür die Geschlechter, die unehelichen Kinder, die Findelkinder, die Städte, das Fabrikvolk, die Jahreszeiten, der Einflufs der Pocken, ihre Verminderung und Abnahme mit dem Alter berührt werden.

Der Verfasser geht bei allen Gesichtspunkten den Erfahrungsweg, stellt die gesammelten Zahlen zusammen und leitet nicht selten lehrreiche Resultate ab. Besonders vorsichtig verfährt er mit den Angaben über respective Mortalität der verschiedenen Altersclassen. Unter den sich ergebenden Thatsachen zeichnen sich manche aus; so zeigt sich, dafs namentlich für das männliche Geschlecht zwischen dem 20sten und 26sten Jahre eine gröfsere Sterblichkeit eintritt. Dafs die Jahre des Verlustes der Menstruation für das weibliche Geschlecht sehr gefährlich sind, dafs vom 3ten oder 4ten Lebensjahre die Sterblichkeit sehr rasch abnimmt und im 14ten Jahre ungefähr ihr Minimum erreicht und vom 60sten und 63sten Jahre stets rascher zunimmt.

Hinsichtlich des Einflusses der Verehelichung auf die Lebensdauer prüft der Verfasser die Annahme, dafs die Verehelichten etwas länger zu leben scheinen, als die Unverehelichten, wornach man freilich den ehelichen Stand als Mittel der Lebensverlängerung zu betrachten hätte. Die Annahme hat wegen des meistens geregelteren Lebens, wegen Enthaltsamkeit u. dgl. wohl Manches für sich, allein bewiesen ist dieselbe nicht, indem in beiden Theilen bejahrte Leute gefunden werden. Besonderen Einflufs hat unfehlbar die Berufsart, indem aus Erfahrung erwiesen ist, dafs manche Gewerbe die Gesundheit sehr gefährden, wovon die Thatsachen des Verfs. völlig überzeugen.

Unter den höheren Berufsarten sind manche der Entwickelung und Erhaltung des Körpers nicht sehr günstig; allein sichere Resultate lassen sich aus den vorhandenen Thatsachen nicht gewinnen, was auch bei der Sterblichkeit des Militärs der Fall ist. Wichtig sind die Angaben über die Sterblichkeit der Gefangenen, weil man aus ihnen den Einflufs einer eigenthümlichen Lebensweise auf die Dauer des Lebens beurtheilen kann und vorzüglich weil nach der verschiedenen Sterblichkeit in Gefängnissen vornämlich die Zweckmäfsigkeit der Einrichtung und Verwaltung in physischer Beziehung zu bestimmen ist. Der Einflufs des Wohlstandes auf die Sterblichkeit verdient besondere Beherzigung und veranlafst den Leser zu ernstem Nachdenken, welches zu lehrreichen Wahrheiten führt, die für fernere Untersuchungen äufserst fruchtbar werden. Die Sterblichkeit und Tödtlichkeit der Krankheiten sind weniger umfassend und gut entwickelt, weil sie wahrscheinlich eine dem Verfasser fremde Sphäre betreffen. Wegen der Statistik des Selbstmordes und höchsten Alters theilt er belehrende Bemerkungen mit, welche über verschiedene Verhältnisse Aufschlufs geben. Möge die 2te Abtheilung recht bald folgen und gleich gut bearbeitet sein, als die erste. Papier und Druck sind vorzüglich gut.

Reuter.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410